THE UNIVERSITY
OF ILLINOIS
LIBRARY
053
SU
v. 24

The person charging this material is responsible for its return on or before the **Latest Date** stamped below.

Theft, mutilation and underlining of books are reasons for disciplinary action and may result in dismissal from the University.

UNIVERSITY OF ILLINOIS LIBRARY AT URBANA-CHAMPAIGN

NOV 14 1970

DEC 01 1988

NOV 18 1988

L161—O-1096

German

Süddeutsche Monatshefte

Unter Mitwirkung von

Josef Hofmiller, Karl Alexander von Müller,
Hans Pfitzner

herausgegeben von

Paul Nikolaus Cossmann

Vierundzwanzigster Jahrgang
Oktober 1926 bis September 1927

Süddeutsche Monatshefte G.m.b.H., München
Alle Rechte vorbehalten

053
SU
v. 24

ERSTER BAND
Oktober 1926 bis März 1927

Seite

Oktober 1926

Das neue Polen

Noch ist Deutschland nicht verloren. Vorwort der Schriftleitung 1
WALTHER V. BOECKMANN, Deutsche und Polen in der Ostmark 3
ERNST MEYER, Verfassungsleben und Verwaltungspraxis 8
PAUL DOBBERMANN, Schulpolitik und deutsche Minderheiten 13
JEAN LULVÈS, Die Religion als Kampfmittel 21
MARTIN MEISTER, Die Industrie . 26
Das Währungsproblem 32
ROBERT STYRA, Parteien und Presse 36
MANFRED LAUBERT, Polens geschichtliche Entwicklung 44
GEORG LANGGUTH, Die politische Lage 50
GILBERT VON IN DER MAUR, Polen und die Westukraine 54
Prophetisches aus den S.M. 57

HEINRICH WIELEITNER, Zusammenbruch der Wissenschaft? Zu einem neuen Buche von Hugo Dingler 61

WALDEMAR FREY, Die Familie Borgia 66
ERNST DRAHN, Politische Geheimverbände 68
Bücher über Polen 69
Die Friedrichsruher Ausgabe der Bismarckwerke 70
Politische Neuerscheinungen 70

TIM KLEIN, Von deutscher Geschichte und Bismarcks Schlaf 71
Deutscher Adelstag 71
ADOLF DIRR, Kulturarbeit während des Krieges 72
Ein Brief aus den V. St. an die Großdeutsche Arbeitsgemeinschaft der S.M. 73
ALFRED FRHR. VON MENSI-KLARBACH, Charlotte von Hagn. . . . 74
Ein Preisausschreiben. 74
„Deutsche Landsknechte“ 74
Gedanke 74

DER DEUTSCHE ERZÄHLER

DIE ERINNERUNGEN VON BISMARCKS ANWALT. Aus dem Nachlaß des Justizrats Ferdinand Philipp erstmals mitgeteilt (I) . . 75

Seite

AUGUST WINNIG, Das Richtfest . 81
LENE WENCK, Die Flucht aus dem Niemandsland, Roman (I) 86

FRITZ HASINGER, Die Verfasserin unseres neuen Romans 94
ARTHUR HÜBSCHER, Ein Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte 95
JOSEF HOFMILLER, Neuerscheinungen 95

November 1926

Das erwachende Asien. Von Karl Haushofer

I. Zur Vorgeschichte der panasiatischen Idee 97
II. Jung-Asiens „Futurismus“ und seine Gegenkräfte 99
III. Einwirkung der Sowjetideen . . 100
IV. Mitteleuropäische und panasiatische Dynamik 103
V. Asiens Erwachen in Japan und China 105
VI. Indische Ideologie und panasiatische Gedanken 110
VII. Der Kampf um Asien in seiner Steigerung durch den Weltkrieg 111
VIII. Die asiatische Bewegung als politisches Agens in Europa . . . 113
IX. Technische und wirtschaftliche Kraftlinien des erwachenden Asien 114
X. Kulturpolitische Panasiatica . . 115
XI. Ausbreitungsfähigkeit allasiatischer Bestrebungen und Ideen ins Abendland 118
XII. Mögliche Bedeutung der panasiatischen Ideen für die deutsche Befreiungs- und Selbstbestimmungspolitik 120
Die Bücher 121

KARL HAUSHOFER, Das Indien von heute 123
WALDEMAR OEHLKE, Monarchie und Republik in Ostasien 123
ELIAS HURWICZ, Hinter den Kulissen des Zarismus. Auf Grund neuer Veröffentlichungen 125
WALDEMAR OEHLKE, Das Christentum in Asien 129

649776

Seite

RICHARD KILIANI, Die Leitartikel des Peking Leaders von 1925 . . . 131
KARL HAUSHOFER, Ju Tao Fo. Die religiösen und philosophischen Systeme des Ostens 138
Das Neueste aus dem Osten 139

ULRICH V. WILAMOWITZ-MOELLENDORFF, Gustav Roethe . . . 139
THEODOR SEITZ, Die koloniale Schuldlüge in England 141
Eine Geschichte der Vaterlandspartei 142
Ein Wörterbuch der Diplomatie . . 142

Arbeit für parlamentarische Untersuchungsausschüsse 143
Illusionen 143
LUDWIG SCHRAUDENBACH, Ein deutscher Kriegszug nach Afghanistan 143
ADOLF DIRR, Ein Mammutforscher 144
HANS HARTL, Brief eines ehemaligen Fremdenlegionärs. 145
Ein Handbuch deutscher Politik . . . 146
Von der Thomagesellschaft 146
Gedanken 146

DER DEUTSCHE ERZÄHLER
Die Erinnerungen von Bismarcks Anwalt. Aus dem Nachlaß des Justizrats Ferdinand Philipp (II) 147
HANS FRIEDRICH BLUNCK, Der Schneesturm 156
LENE WENCK, Die Flucht aus dem Niemandsland, Roman (II) 158

JOSEF HOFMILLER, Der Dostojewski-Taumel als Schrittmacher des Bolschewismus 165
JOSEF HOFMILLER, Neuerscheinungen 167

Dezember 1926

Deutsche Zukunft. Eine Rundfrage bei 51 führenden Deutschen

KARL ALEXANDER V. MÜLLER, Deutsche Zukunft, Vorbemerkung. . 169
Antworten von:
Paul Althaus / August Babberger / Georg v. Below / Ernst Th. Brücke / Michael Buchberger / Oswald Bumke / Carl Duisberg / Alexander Eckener / Hermann Ehrhardt / Walter Fischer / Valentin Haecker / Johannes Haller / Siegmund von Hausegger / Karl Haushofer / Paul Hensel / Josef Hofmiller / Karl Jarres / Eberhard Graf Kalckreuth / Hermann Kerschensteiner / Franz Knipping / Rudolf Lodgman-Auen / Friedrich Lienhard / Carl von Kraus / Fritz Losch / Erich Marcks / Paul Mellmann / Eduard Meyer / Hans Joachim Moser / Ernst Müller-Meiningen / Gustav Pauli / Hans Pfitzner / Albert Rehm / Wilhelm Rein / Ernst Reisinger / Paul Reusch / Ferdinand Sauerbruch / Dietrich Schäfer / Erhard Schlund / Franz Schieck / Eduard Schwartz / Hans von Seeckt / Martin Spahn / Reinhold von Sydow / Otto von Stetten / Alfred Stavenhagen / Wilhelm Tafel / Carl Uhlig / Karl Voßler / Adalbert Wahl / Lorenz Wappes / Wilhelm Wien / Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff

ROBERT GAUPP, Emil Kraepelin . . 219
Neuerscheinung 222

DER DEUTSCHE ERZÄHLER
DIE ERINNERUNGEN VON BISMARCKS ANWALT. Aus dem Nachlaß des Justizrats Ferdinand Philipp (III) 223
JOSEF FRIEDRICH PERKONIG, Der Einsiedel und der Dieb, Kärntner Märchen. 226
WALDEMAR BONSELS, Die Orgel . 228
LENE WENCK, Die Flucht aus dem Niemandsland, Roman (III) . . . 232

JOSEF HOFMILLER, Weihnachtsbücherschau 242
Zum Vaterunser. Den Lesern der S. M. als Weihnachtsbetrachtung 1926 . . 249

Januar 1927

Katechismus deutscher Politik

HANS HEESCH, Vorwort 257
KARL HAUSHOFER, Geographische Grundzüge auswärtiger Politik . . . 258
GEORG KARO, Die politische Bedeutung der Kriegsschuldfrage und der geistige Kampf gegen Deutschland 261
RUDOLF LAUN, Großdeutschland in der auswärtigen Politik 266
GEORG QUAATZ, Politische und wirtschaftliche Entwicklung von Versailles bis zum Londoner Pakt . . . 271
PAUL BANG, Der Dawesplan in seiner Beziehung zur Außenpolitik . . . 274
MARTIN SPAHN, Völkerbund und Sicherheitsfrage 280
MAX WUNDT, Der deutsche Staatsgedanke 286

OTTO GRAF ZU STOLBERG-WERNIGERODE, Das französische Gelbbuch von 1924. 290
HANS ARNOLDI, Im Kriegsfalle . . 293
OTTO GRAF ZU STOLBERG-WERNIGERODE, Die Aufzeichnungen des Botschafters von Radowitz 294

Die französischen Schulbücher 295
FRH. HILMAR VON DEM BUSSCHE, Ein Argentinier über Selbstbestimmungsrecht und Völkerbund 295

Seite

WALTER OTTO, Der Karl-Helfferich-Preis 296
Der Hans-Pfitzner-Verein für deutsche Tonkunst 296
Gedanken 296

DER DEUTSCHE ERZÄHLER

DIE ERINNERUNGEN VON BISMARCKS ANWALT. Aus dem Nachlaß des Justizrats Ferdinand Philipp (IV) 297
LENE WENCK, Die Flucht aus dem Niemandsland, Roman (IV) . . . 312

ALFRED VON MENSI-KLARBACH, Shakespeare oder Bacon? Mit einem Postskriptum der Schriftleitung: Etwas über Geheimschriften . . . 320
JOSEF HOFMILLER, Bücher über Nietzsche 324
JOSEF HOFMILLER, Neuerscheinungen 326

Februar 1927

Heimat und Volk

Heimat und Volk, Vorwort der Schriftleitung 329
HANS FRIEDRICH BLUNCK, Die Wiedewitte 333
MANFRED HAUSMANN, Ontje Arps 349
MEINRAD LIENERT, Die Füchse, Ein Wintergeschichtlein 366
HANS WATZLIK, Feindschaft der Toten 379
JOSEF FRIEDRICH PERKONIG, Die Geschichte des Dorfes Dolina . 382

DER DEUTSCHE ERZÄHLER

DIE ERINNERUNGEN VON BISMARCKS ANWALT. Aus dem Nachlaß des Justizrats Ferdinand Philipp (V) 387
LENE WENCK, Die Flucht aus dem Niemandsland, Roman (V) 292

JOSEF HOFMILLER, Neuerscheinungen 398

Seite

März 1927

Die Wohnungsnot

JOACHIM UNGNAD, Heimlos . . . 405
PAUL BUSCHING, Das Wiener Beispiel 408
OTTO WÖLZ, Aufgaben der öffentlichen Hand 413
Berliner Zahlen 420
MICHAEL GASTEIGER, Wie steht es in München? 421
ERNST MAY, Städtebau und Wohnungsfürsorge 429
PAUL LIEBERGESELL, Freie Bautätigkeit. 432
HANS KRÜGER, Landarbeitersiedlung 434
WILHELM LÜBBERT, Wie unsere Zeit den Wohnungsbau umgestaltet . . 442
WALTHER DE LAPORTE, Menschenwirtschaft 445

KARL ALEXANDER VON MÜLLER, Sigmund von Riezler 449
JOSEF HOFMILLER, Emil Ludwigs „Wilhelm II." und „Bismarck" . . 451
Aus anderen Zeitschriften 454
Verleumdung 455
Princeps Domela praeceptor Germaniae 455
KURT WEISSER, Ein Amerikaner über Verständigung und Abrüstung 455
Ein Gefangener von Cayenne 456
Die Hans-Thoma-Gesellschaft 456
Von der Münchner Universität . . . 456
Gedanken 456

DER DEUTSCHE ERZÄHLER

DIE ERINNERUNGEN VON BISMARCKS ANWALT. Aus dem Nachlaß des Justizrats Ferdinand Philipp (VI) 457
GERHARD OUCKAMA KNOOP, Aschermittwoch, Ein Märchen . . 461
LENE WENCK, Die Flucht aus dem Niemandsland, Roman (VI und Schluß) 463

HULDA EGGART, Ein Droste-Roman 471
JOSEF HOFMILLER, Neue Bücher der Bildung 474
Neuerscheinungen 476

ZWEITER BAND
April 1927 bis September 1927

Seite

April 1927

Deutschtum in Südost

Worauf es ankommt, Vorwort der Schriftleitung 1
Karte: Das Deutschtum in Südost . . 2
VIKTOR PASCHINGER, Kärnten als geographische Einheit 3
MARTIN WUTTE, Das Grenzland Kärnten 5
VINZENZ SCHUMY, Kärtner Wirtschaftsfragen. 12
HANS PIRCHEGGER, Die Steiermark 15
BERNHARD SCHEICHELBAUER, Die deutsche Minderheit in Südslawien 20
JOSEF JULIUS BINDER, Der Karstgau 25
PETER JONKE, Das Gottscheerland 29
VIKTOR MILTSCHINSKY, Das Burgenland 32
GÜNTHER BERKA, Die Deutschen in Ungarn 36
Merkwort 38

HEINRICH WIELEITNER, Isaak Newton. Zu seinem 200jährigen Todestage 39

WAHRHOLD DRASCHER, Das Auslanddeutschtum im Jahre 1926 . . . 42
OTTO GRAF ZU STOLBERG-WERNIGERODE, Die öffentliche Meinung in den Vereinigten Staaten und Deutschland 46

Beethovens hundertster Todestag . . 47
LENE WENCK, Schlachtfelder-G. m. b. H. 47
Gedanken 48

DER DEUTSCHE ERZÄHLER

DIE ERINNERUNGEN VON BISMARCKS ANWALT. Aus dem Nachlaß des Justizrats Ferdinand Philipp (VII und Schluß) 49
JOSEF FRIEDRICH PERKONIG, Kärntner Märchen 50
JOSEF FRIEDRICH PERKONIG, Philippi, Novelle (I) 60

Seite

ERICH PETZET, Vielheitsroman und Einheitsroman, Zwei Briefe von Theodor Fontane und Paul Heyse 69
JOSEF HOFMILLER, Neuerscheinungen 72

Mai 1927

Die deutsche Seemacht

ADOLF VON TROTHA, Die deutsche Seemacht 73
HUGO VON WALDEYER-HARTZ, Versailles und deutsche Seegeltung 74
REINHOLD GADOW, Militärische Aufgaben der Reichsmarine 77
HANS KEILHACK, Auslandsfahrten 83
FRITZ CONRAD, Wissenschaftliche Tätigkeit 88
ALBRECHT EHRENBERG, Der deutsche Kriegsschiffbau 93
HANS BEUSTER, Die deutsche Handelsschiffahrt 98
KURT ECKHARDT, Die Überseewirtschaft als Bindeglied der Völker 104

Die Hygienesektion des Völkerbundes. Von einem deutschen Arzt 108

ERNST DRAHN, Das Neueste über Sozialismus und Kommunismus . . 115
OTTO GRAF ZU STOLBERG-WERNIGERODE, Page eine Legende? . 120

Menschliches, Allzumenschliches . . . 121
New Yorker Erlebnis 121
Ein luxemburgischer Dichter 121
Die Familie Kahr 122
Gedanken 122

DER DEUTSCHE ERZÄHLER

ERWIN GUIDO KOLBENHEYER, Begegnung auf dem Riesengebirge (I) 123
JOSEF FRIEDRICH PERKONIG, Philippi, Novelle (II) 133

ALFRED VON MENSI-KLARBACH, Der Rembrandt-Deutsche u. München 141
GUSTAV WILHELM, Hugo Wittmann 144
JOSEF HOFMILLER, Geschichte der Weltliteratur. 145

Seite

Juni 1927

Astrologie

ERWEIN FREIHERR VON ARETIN, Wie man aus den Sternen weissagt . 149

WILHELM GUNDEL, Der Ursprung der Astrologie 152
ARTHUR DREWS, Astralmythologie 155
MAX CASPAR, Die Anschauung Keplers 159

OSCAR A. H. SCHMITZ, Über den Wert der Astrologie 162
SIGRID STRAUSS-KLOEBE, Über die heutige Lage der Astrologie . . . 167
M. ERICH WINKEL, Betrachtungen eines Naturwissenschaftlers 170
HEINZ ARTUR STRAUSS, Zur Beurteilung der Einwände. 173
JOHANNES MARIA VERWEYEN, Astrologie und Willensfreiheit . . . 177
WERNER ACHELIS, Astrologie und Menschenkunde 180
EDGAR DACQUÉ, Klimagestaltung, Kosmos und Lebensentwicklung . . 182

ERICH BECHER, Zusammenbruch der Wissenschaft? 187
HUGO DINGLER, Astrologie und moderne Wissenschaft 190
WILHELM WIEN, Zur Bedeutung der Astrologie 192
FRIEDRICH VON MÜLLER, Urteil eines Arztes 194
GEORG KERSCHENSTEINER, Urteil eines Pädagogen 194
ARNOLD SOMMERFELD, Über kosmische Strahlung 195
MAX WOLF, Urteil eines Astronomen 198
HERMANN KERSCHENSTEINER, Urteil eines Historikers der Medizin 198
ALEXANDER WILKENS, Eine Schimäre 199
MAX VON GRUBER, Nativität und angeborene Veranlagung 200
AUGUST KÜHL, Zur Stabilisierung der Vernunftwährung 201
FRITZ SALZER, Brief eines Augenarztes 204
ALBERT HELLWIG, Astrologen vor Gericht 208
Ein amerikanisches Preisausschreiben 210

ARTHUR HÜBSCHER, Persönliche Erfahrungen mit Astrologen 210

ADOLF DRESLER, Vorbildliche politische Propaganda 217
KURT FREIHERR VON LERSNER, Der Aufbau des amerikanischen Staates 218
Großherzog Friedrich von Baden . . 219
Politische Neuerscheinungen 220

Seite

Tagebuch (Wie Geschlagene ihre Helden ehren, Die Karikatur im Weltkrieg, Adipo-cire, Das Kriegstagebuch Friedrichs III., Gedanken) 221

DER DEUTSCHE ERZÄHLER

ERWIN GUIDO KOLBENHEYER, Begegnung auf dem Riesengebirge (II) 223
JOSEF FRIEDRICH PERKONIG, Philippi, Novelle (III) 230
MARTIN SPAHN, Zur Berliner Pfitznerwoche. Straßburger Erinnerungen 239
JOSEF HOFMILLER, Neuerscheinungen 242

Juli 1927

Die Rassenfrage

Die Rassenfrage, Vorwort der Schriftleitung 243
MAX VON GRUBER, Volk und Rasse 244
ALFRED PLOETZ, Rasse und Menschheit 248
WALTER SCHEIDT, Wesen der Rasse und Rassengliederung. 253
OTMAR FRHR. V. VERSCHUER, Einwirkungen der Umwelt 256
OTTO RECHE, Rasse und Sprache. . 258
SIEGFRIED FÖRTNER, Die Entstehung der europäischen Rassen . . 262
FRITZ LENZ, Das Schicksal unserer Rasse 265
PAUL SCHULTZE-NAUMBURG, Kunst und Rasse 268
HANS F. K. GÜNTHER, Der Nordische Gedanke 273
KARL VALENTIN MÜLLER, Rasse und Sozialismus 280
HANS ULLMANN, Die westeuropäischen Juden als Typ einer modernen Großstadtbevölkerung 282
FRITZ LENZ, Nordisch oder deutsch? 287
Bücher zur Rassenfrage 291

ARNO FRANKE, Sozialdemokratie und Landwirtschaft 292
Bismarcks Nationalgefühl 295
Aus anderen Zeitschriften 295

ERWEIN FREIHERR VON ARETIN, Die Gründung der Münchener Universität 297
Vom Jahrbuch für die Sammlung Kippenberg 298
Gedanken 298

DER DEUTSCHE ERZÄHLER

JOSEF FRIEDRICH PERKONIG, Philippi, Novelle (IV und Schluß) . 299
ERWIN GUIDO KOLBENHEYER, Begegnung auf dem Riesengebirge (III und Schluß) 307

Seite

JOSEF HOFMILLER, Neuerscheinungen 317
BENNO LASKOW, Die großen Bibliotheken der Erde 318

August 1927

Aus der Vorgeschichte von Bismarcks Sturz. Unveröffentlichtes aus dem Nachlasse des Hofpredigers Stöcker v. Walter Frank
Unter Wilhelm I. und Friedrich III. 319
Unter Wilhelm II. 326

KARL ALEXANDER VON MÜLLER, Bismarck in Frankfurt 335

DER DEUTSCHE ERZÄHLER
HENRIK PONTOPPIDAN, Der Eisbär 337
ERICH PETZET, Ein unbekannter Aufsatz Theodor Fontanes über Paul Heyse 358
GUSTAV WILHELM, Ferdinand Raimund 366
JOSEF HOFMILLER, Tolstoi und Stevenson 368
JOSEF HOFMILLER, Neuerscheinungen 370

OSWALD BUMKE, Die Psychopathologie und die Kunst 371

ADOLF VON TROTHA, Deutscher Erneuerungswille 379
ERICH BROCK, Die Furcht vor Deutschland 382
KARL ALEXANDER VON MÜLLER, Anmerkungen zu Bismarckbüchern . 385
Aus anderen Zeitschriften 386

Zu spät 387
„Nie wieder Krieg!“ 387
Das Gift in amerikanischen Schulbüchern 387
Gedanken 388

September 1927 Seite

Verständigung mit Frankreich
Um die Verständigung. Vorwort d. Schrftl. 389
EDOUARD DUJARDIN, Die geistige Lage des heutigen Frankreichs . . 391
KURT BASCHWITZ, Das Geheimnis der französischen Propaganda . . . 395
RICHARD HERBERTZ, Ein Museum des Hasses 398
ALFONS FONCK, Frankreich und die deutschen Barbaren 400
FRIEDRICH WILHELM V. RIEBEN, Der Franzose im Spiegel seiner Zeitung 404
GEORG KARO, Räumungsausverkauf 408
ERICH BROCK, Rheinlanderinnerungen eines Franzosen 411
JOSEF HOFMILLER, Esprit u. Geist 415
HUBERT GRAF ZU STOLBERG-STOLBERG, Aus dem Lande der Pyrrhussieger 417
KARL JAEGER, Ein Franzose über die Pariser Presse 425
AUGUST GALLINGER, Das Problem der Sicherheit 426
WILHELM RITTER VON SCHRAMM, Verdun als Symbol, Gedanken von einem Besuch im Sommer 1927 . . 431

WILHELM LUBOSCH, Der Spießbürger und der Philister, Ein Kapitel aus der Sozialanthropologie 435

IGNAZ KAUP, Zur deutschen Rassengliederung. Mit einer Entgegnung von Fritz Lenz 443
EDITH DURHAM, Der Prozeß von Saloniki 447

Völkerverständigung? 449
Eine Frage 449
ADOLF DRESLER, Das älteste gedruckte italienische Buch in München 449
Deutsche im englischen Kriminalroman 450
Zu unserem Augustheft. 450
Gedanke 450

DER DEUTSCHE ERZÄHLER
HANS FRANCK, Alexander der Lange 451
LEOPOLD WEBER, Parzivals Geburt und Kindheit 455
JOS. HOFMILLER, Neuerscheinungen 461

Stadt
SU
V. 24

Noch ist Deutschland nicht verloren

Bewunderungswürdig wie bei den Franzosen ist bei den Polen die Vaterlandsliebe. Dort sind die Sozialisten auch Nationalisten. Und man kann wohl annehmen, daß diejenigen unter ihnen, die es etwa nicht sind, sich dafür ausgeben müssen, um nicht hinweggefegt zu werden. Im Verfolg eines Lagardeschen Gedankens erblicken wir in der Einstellung des Sozialismus zur Nation eine Ausstrahlung der größeren oder geringeren Nationalbewußtheit des Gesamtvolkes. Deutsche Sozialdemokraten beanstandeten im Krieg, daß man von Deutschland aus sich mit den Iren zu verbünden suche, die doch Engländer seien (vgl. „Prophetisches aus den S. M.", S. 60 dieses Heftes), während sie im eigenen Land Verbündete der Polen, der französischen Elsässer, der Dänen gewesen waren und mitten im Weltkrieg für die Letten gegen die mit letzter Kraft um Erhaltung ihres Deutschtums ringenden Balten eintraten. Wir sehen in dieser Einstellung nicht eine Konsequenz des Sozialismus, sondern eine Konsequenz des deutschen Wesens, das sich, lange bevor es eine Sozialdemokratie gab, in ähnlicher Weise beim Kampf der Stämme, Konfessionen, Dynastien offenbarte. Die Einstellung zum Volk, wie wir sie aus zahlreichen Reden und Schriften der Radikalen noch aus der Kriegszeit kennen, ist kurz gefaßt die: Das Nationale ist etwas zu Überwindendes. Heckert hat auf dem Gründungsparteitag der U. S. P. D. gesagt, es seien, da wir eine Weltwirtschaft haben, „die nationalen Grenzen nur Hindernisse für das Proletariat". Den Kulturwert der Sprache usw. erkennt er an. Aber was er programmatisch ausspricht, heißt: Das Nationale ist rückständig; wird es überwunden, so folgt auf das Zeitalter der Volksgegensätze und der Kriege ein besseres Zeitalter, das Zeitalter des Friedens, der Einheit des Proletariats. Demgegenüber sind wir der Ansicht, daß Völker ihre höchste Blüte gerade nur in der Ausbildung ihrer nationalen Eigenart, ihr höchstes Glück in der Stärkung des nationalen Willens erreichen. Die größere Rücksicht des 20. Jahrhunderts auf die Zuschauer und Zuhörer, die zu einer Abnahme der sichtbaren Rohheit und zu einer Zunahme der hörbaren Lügen geführt hat, hat daran nichts geändert.

Daß die Politik und nicht die Wirtschaft das Schicksal der Völker bestimmt, hat die große Zeit des Weltkrieges wie bei den Franzosen so auch bei den Polen bewiesen. Beide Völker trugen in der Beschaffenheit des einzelnen wie der des gesamten Organismus schwere, vielleicht unheilbare Schäden in sich; aber der Aufschwung des Krieges, die Führung durch leidenschaftliche Politiker, das Zusammenhalten aller gegen außen, der Glaube an sich selbst, haben sie alle Ziele erreichen lassen. Der Mangel an diesen Eigenschaften bei großen Teilen des deutschen Volkes hat dieses alle Ziele verfehlen lassen. Nun aber, im normalen Leben, wirkt sich die Tüchtigkeit des einzelnen Deutschen wieder aus. Das deutsche Volk ist so tüchtig, daß es nicht einmal durch die deutsche Politik vernichtet werden kann. Und es ist, als ob in kleinen Zeiten wirklich die Wirtschaft das Schicksal wäre.

Im letzten Krieg erwärmte sich Bethmann für ein selbständiges Polen. Uns war immer klar, daß ein solches Polen nach den östlichen Gebieten Preußens und an die Ostsee streben werde. Die nächste Folge der Errichtung des selbständigen Polens war die Zerstörung der Möglichkeit eines Sonderfriedens mit Rußland. C'est un soufflet — das ist eine Ohrfeige — soll der Zar gesagt haben, und sich von da ab allen Deutschfreunden verschlossen haben.

Deutschland hat bei den nun einmal gegebenen Gegensätzen, Polen-Rußland, Polen-Ukraine, zu wählen, oder wir werden es mit allen verderben, wie wir es vor dem Krieg mit allen verdorben haben, weil wir mit allen gut Freund sein wollten. Das Selbstbestimmungsrecht der Völker, so wie es sich aus der oben geschilderten sozialdemokratischen Einstellung ergibt, ist dort im Osten nicht durchzuführen. Man müßte, etwa in Galizien, nicht nur die Dörfer, sondern die Häuser und die Stockwerke aufteilen, wenn man versuchen wollte, alle Interessen als gleichberechtigt zu behandeln. Das neue Polen aber mit den Ungeheuerlichkeiten seiner Grenzen in Oberschlesien, Posen, östlich von Litauen und Tschechien ist bei der Erregbarkeit des polnischen Volkes eine dauernde Gefahr für seine Nachbarn.

Die verfluchte deutsche Objektivität hat sich sogar mitten im Weltkrieg gezeigt. Unter Diplomaten und anderen Intellektuellen galt es vielfach als vornehm oder als modern, nicht wie der gewöhnliche Mann über die Feinde seines Volkes zu schimpfen, sondern ihnen die besten Seiten abzugewinnen, sich, wie man sagte, auf ihren Standpunkt zu versetzen, ihnen sozusagen wissenschaftlich gerecht zu werden. Nun gibt es in der Wissenschaft keine Abschätzung des allen Lebewesen eigenen Selbsterhaltungstriebs. Wenn ein angeschossenes Reh halbtot am Boden liegt, und die Schmeißfliegen stürzen darüber, so haben die Schmeißfliegen vom Standpunkt ihres Selbsterhaltungstriebs aus recht und es kann ihnen niemand einen Vorwurf machen. Wenn wir Partei für das Reh ergreifen und die Schmeißfliegen verjagen, so haben wir recht, und es kann uns auch niemand einen Vorwurf machen.

Das kräftigste Wort über die Polenbegeisterung hat Ludwig Thoma gesprochen in seinem Artikel „Polenrausch", den wir in „Prophetisches aus den S. M." (S. 58 dieses Heftes) zum Teil abdrucken. Der Jubel der Berliner umbrauste am 20. März 1848 die durch einen Gnadenerlaß Friedrich Wilhelms IV. aus dem Gefängnis befreiten polnischen Aufständischen; ihren Führern wurden die Pferde des Wagens ausgespannt, von dem eine von Berliner Damen angefertigte polnische Fahne herabwehte, und in vielen Weißbierkneipen sang man gewiß „Noch ist Polen nicht verloren", während die in Berlin Gefeierten sich bereits nach Posen zurückbegeben hatten und sich dort am Krieg gegen das Deutschtum beteiligten. Nach Sybel entwickelten damals die Polen eine ebenso große Tapferkeit gegen die preußischen Truppen „wie eine rohe Grausamkeit gegen wehrlose Deutsche und Juden".

Genau einen Monat später, am 20. April 1848, richtete Herr von Bismarck an die Magdeburger Zeitung ein Schreiben, in dem es heißt: „Ich hätte es erklärlich gefunden, wenn der erste Aufschwung deutscher Kraft und Einheit sich damit Luft gemacht hätte, Frankreich das Elsaß abzufordern und die deutsche Fahne auf den Turm von Straßburg zu pflanzen. Aber es ist mehr als deutsche Gutmütigkeit, wenn wir uns mit der Ritterlichkeit von Romanhelden vor allem dafür begeistern wollen, daß deutschen Staaten das beste von dem entzogen wird, was deutsche Waffen im Laufe der Jahrhunderte in Polen gewonnen hatten."

Noch einmal hat das Schicksal durch die Gunst des umgebenden Hasses dem deutschen Volk seine Aufgabe gezeigt. In den Beschuldigungen fast der ganzen Welt hat der Deutsche die Möglichkeit gefunden, seinen überzeitlichen Charakter — den Kampf um die Wahrheit — mit seinem zeitlichen Charakter — dem Kampf um die Existenz — zu verbinden. Ihm würde es nicht anstehen, wie Polen und Franzosen, alles zu behaupten, was der nationalen Eitelkeit schmeichelt. Das Besondere des deutschen Wahrheitskampfes ist, daß er nicht um die Achtung anderer, sondern um die Selbstachtung ringt.

Wir sehen in dieser Einstellung, die heute Gemeingut von Millionen in allen Ständen und Parteien ist, eines der Anzeichen für die Bildung einer deutschen Nation. Kant sagt vom Deutschen seines Zeitalters (Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen, 1767): „Er frägt weit mehr als die Vorigen (Spanier, Italiener, Franzosen, Engländer) darnach, was die Leute von ihm urteilen möchten, und wo etwas in seinem Charakter ist, das den Wunsch einer Hauptverbesserung rege machen könnte, so ist es diese Schwachheit, nach welcher er sich nicht erkühnet, original zu sein, obgleich er dazu alle Talente hat, und daß er sich zu viel mit der Meinung anderer einläßt, welches den sittlichen Eigenschaften alle Haltung nimmt, indem es sie wetterwendisch und falsch gekünstelt machet." Ein halbes Jahrhundert später war in Bayern der Kronprinz Ludwig fast der einzige, der den großdeutschen Gedanken zu fassen wagte. Heute ist dieser Gedanke hier Gemeingut von Hunderttausenden, wiederum aus allen Ständen und Parteien.

Wir wollen uns nicht irre machen lassen durch Zeitkrankheiten, die, aus den Ländern der westlichen Zivilisation kommend, wie eine ansteckende Krankheit alle Länder überfallen haben. Es gibt in den Völkern wie im einzelnen Organismus etwas, das stärker ist als Politik und Wirtschaft: Jugend und Alter. Das deutsche Volk ist jung. Fröhlich zog es bisher durch die Welt, jedem Straßenräuber um den Hals fallend. Wie Hans im Glück hat es nach treuem Dienst und Heldentum einen Klumpen Gold bekommen und hat ihn sich auf dem Nachhauseweg durch Schlauere abschwätzen lassen, so daß es mit einem Sack fauler Äpfel nach Hause kam.

Unser verstorbener Mitarbeiter Johannes Lepsius hat einmal gesagt, die deutschen Einigungskriege von 1864/70 seien im Spenglerschen Sinn gleichzeitig mit der Einigung der sieben angelsächsischen Königreiche im Jahre 827. Wenn diese Auffassung richtig ist, so kann aus dem deutschen Volk noch allerhand werden. Für Frankreich und Polen aber war der Versailler Vertrag eine Steinach-Kur. Wir glauben nicht an Steinach.

Deutsche und Polen in der Ostmark

Von Dr. Walther von Boeckmann in Breslau

Das deutsche Volk hat in seiner Siedlungsfläche vielfachen Wechsel durchgemacht, der durch drei große Ströme vom Osten nach Westen, vom Westen nach Osten und wiederum zurück nach dem Westen gekennzeichnet ist. Bei Beginn unserer Zeitrechnung bildet die Weichsel mit der nördlichen Ausbuchtung in die Flußgebiete von Pregel und Njemen die Volksgrenze. Goten von der Bugmündung weichselabwärts, Vandalen und Burgunder im Weichselbogen und den Flußgebieten der Netze und Warthe, Silinger, in der nach ihnen durch alle Geschichtsstürme benannten Provinz Schlesien, Markomannen und Quaden in Böhmen und Mähren — die ganze Grenzmark, auch heutiges Slawenland, war germanische Heimat.

Die Völkerwanderung bringt das ganze geschlossene Siedlungsgebiet von der Weichsel bis zum Rhein in Bewegung, zum ersten verhängnisvollen Strom von Ost nach West. In furchtbaren Flutwellen branden die germanischen Stämme über die Grenzen, errichten die glänzenden Kriegerstaaten der Goten, Vandalen, Langobarden und versinken im Heldenkampf vor übermächtigem Gegner. In die verlassenen Ostgebiete rückte der Slawe langsam und vorsichtig nach. Das Endergebnis war die Einpressung der deutschen Stämme zwischen Elbe und Rhein.

Niemals konnte diese Grenze dem wachsenden Volk genügen. Der Gegenstrom von Westen nach Osten beginnt unter Karl dem Großen und wird unter den Sachsenkönigen wesentlich militärisch vorgetragen. Die dänische Nordmark, die slawische Ostmark und die avarische Südmark sind Bollwerke starker Herrscher, zuerst als Schutz gegen feindliche Einwirkungen gedacht, dann aber von selbst in die Aufgabe deutscher Ausfallstellung hineinwachsend. Von ihnen gewinnt die Ostmark als naturgewiesener Weg in die alte Volksheimat die größte Bedeutung. Immer stärker wird der wirtschaftliche Druck der Übervölkerung, immer gewaltiger schlägt die Faust des eingekesselten Volkes gegen seine Ostgrenze, bis dann von 1100 bis 1300 sich der Kolonisationsstrom nach Osten ergießt. Militärische Führer, die Herrengeschlechter der Wettiner, Askanier und Welfen brechen voran. Hinter ihnen aber flutet durch die geöffneten Tore die unaufhaltsame Woge deutschen Volkstums mit einer sieghaften Gewalt und in Ausmaßen, die wir heute nur staunend abschätzen. Um 1200 ist ganz Osteuropa von der Donau und den Karpathen bis zur Ostsee und Ostpreußen ein ununterbrochener Strom deutscher Kolonisten.

Um 1350 sind in Böhmen die Städte und Grenzteile des Landes, in Schlesien Stadt und Land gewonnen. Posen und Westpreußen zeigen an den Grenzen nach Schlesien und Brandenburg bäuerliches Deutschtum, die Städte — allein 60 in der Provinz Posen — sind überwiegend deutsch. Brandenburg, Pommern und das ferne Ostpreußen sind ganz deutsch. Selbst die Ostseeprovinzen sind von einem festen Netz deutscher Grundherrschaften überzogen. Der größte Teil der alten Siedlungsfläche ist wieder gewonnen.

Aber schon die nächsten Jahrzehnte bringen Gegenstoß der Slawen; 1415 brechen die Hussitenkriege in Böhmen, 1466 der Friede zu Thorn in Westpreußen die deutsche Herrschaft. Die Ostseeprovinzen sind in unseren Tagen verloren gegangen.

Warum? Es fehlte der deutsche Bauer. Ritter und Bürger allein unterliegen dem slawischen Gegenstrom, wenn unter ihnen die breite Schicht des Bauerntums nicht deutsch ist und umgekehrt: wo deutsches Bauerntum mit zäher Faust den Pflug zieht, dort überdauert es die fremde Herrschaft, wie z. B. in den deutschen Strichen Westpreußens, die drei Jahrhunderte unter polnischem Gebot standen. Das gerade war die Großtat des deutschen Volkes, daß es in die alte Heimat nicht nur als Eroberer kam, sondern als Arbeiter und Kulturbringer.

Danach haben in späterer Zeit die preußischen Könige als Nachfahren mittelalterlicher Kolonisation gehandelt. Nicht nur, daß sie in einer Zeit allgemeiner

Unterdrückung ihre starke Hand über den Bauern hielten, strenge Verbote gegen das „Bauernlegen" erließen; neue Ströme westlichen Blutes leiteten sie nach der alten Heimat. Der große Kurfürst und seine Nachfolger haben Niederländer, Hugenotten, Waldenser, Salzburger in ihr Land gezogen. Um 1740 bestand ¼ der preußischen Einwohnerzahl aus Kolonisten und ihren Nachkommen. Das Lebenswerk Friedrichs des Großen aber sind 900 Kolonistendörfer mit 72000 Stellen. Sie bedeuteten die Heranbildung Brandenburg-Preußens zu einem deutschen Staat mit deutscher Geschichte. Beim Abschluß des Westoststromes ist Posen und Westpreußen als lebensnotwendiges Verbindungsstück zwischen Schlesien und Ostpreußen deutscher Herrschaft und deutschem Einfluß wiedergewonnen.

Das 19. Jahrhundert bringt den Rückstrom von Osten nach Westen. Der Freiherr vom Stein befreite die preußischen Bauern aus Leibeigenschaft, um den Staat in seinen Grundlagen zu festigen. Seine Nachfolger verkehrten sein Werk in das Gegenteil, indem vom Bauern zur Ablösung der früheren Leibeigenschaftsdienste Geldleistungen erfordert wurden, die er in der geldarmen Zeit nach dem Befreiungskriege nicht bringen konnte. Man präge sich die eine erschütternde Zahl ein: Von 1810—1860 gingen allein in den altpreußischen Provinzen hunderttausend Stellen mit etwa 4 Millionen Morgen Land vom Bauerntum an den Großbesitz verloren. Nach Westen ging der unaufhörliche Menschenstrom, zuerst über See in das amerikanische Neuland, um dort fremdes Volkstum zu befruchten und das eigene zu verlieren; dann nach dem Westen Deutschlands zur Zusammenballung in der aufstrebenden Industrie. Seit dem Kriegsende und Stillstand der Industrie flutet erneut der Auswanderungsstrom. 1913: 22100, 1923: 115116 Menschen! Mit Erbitterung denkt man des besten wagemutigsten Blutes, das uns verlorenging, während die Ostmark an Menschen verarmte und die Slawen zum Nachstoß ansetzten. Dort, wo die mittelalterliche Kolonisationswelle den deutschen Bauern nur in ungenügender Stärke hingetrieben, wo der slawische Bauer in breiten Schichten seßhaft geblieben war, in Böhmen und Posen, lagen die schwachen Punkte der deutschen Kampflinie, die vom Slawentum instinktmäßig angegriffen wurden. Bismarck, als der letzte große Ostmarkenführer, richtete auf Posen nochmals den Angriff des deutschen Bauerntums. 22000 Bauernstellen der preußischen Ansiedlungskommission bewiesen, daß das westdeutsche Bauerntum, wenn nur der starke Führer ihm voranschritt, noch die Kraft zum Kolonisationsvorstoß besaß. Der Kriegsausgang aber stempelte diesen letzten Versuch zu mißglückter Abwehr.

Aus dem Gesamtbild des Völkerkampfes zwischen Deutschen und Slawen hebt sich derjenige zwischen Deutschen und Polen, das Schicksal der engeren Ostmark als ein Ausschnitt hervor, der alle Lichter und Schatten des großen Bildes in seinem Brennpunkt verstärkt wiedergibt. Die deutsch-polnische Geschichte beginnt etwa um das Jahr 1000, d. h. zu einer Zeit, als der erste Ostweststrom des Deutschtums bereits beendet und in den engen Grenzen zwischen Elbe und Rhein abgefangen war. Schon daraus ergibt sich, daß jeder Landanspruch der Polen durch die ältere Völkergrenze überholt wird.

Die Polen sind einer der vier slawischen Stämme, die das frühere Mauringaland als Tschechen, Mähren, Polen und Sorben besetzt hatten. Die Urverfassung ist das Sippendorf unter dem Geschlechtsältesten, dem Zupane oder Starost. Im Moor und Haag siedelten sie unter dem Schutz der Unzugänglichkeit. Städtegründungen sind unbekannt: äußerlich mag der dauernde Unfriede sie verhindert haben, innerlich fehlten die Fähigkeit zu organischem Zusammenschluß und der Drang zur Fernwirkung, welcher die deutsche, mittelalterliche Stadt erzeugt hat. Es ist kennzeichnend, daß die Fürstengewalt von Anfang an absolut auftritt und vom Untertanen ein Verhältnis völliger Botmäßigkeit fordert. Dies führt dazu, daß starke Herrscher rasch aufsteigen, daß ihr Werk aber unter schwachen Nachfolgern ebenso rasch und völlig zerbricht.

Wie der König über dem Gesamtvolk, so erheben sich die Adelsgeschlechter über den Untertanen. Die Kehrseite des Bildes ist die bis zu sinnloser Auspressung

gehende Gewaltausnutzung am niederen Volk; und zwar besteht dieses Verhältnis von Anfang an, nicht, daß wie bei den Germanen anfängliche Freiheit langsam zu Unfreiheit gewandelt wird. Eine Urkunde des Herzogs Leschko vom 1. April 1284 zählt die unzähligen Dienste und Fronden des polnischen Bauern auf.

Gegen dieses Reich brandet nun die Woge der deutschen Kolonisation und es ist ergreifend, wie gerade die Urheimat der Vandalen und Burgunder immer wieder im uralten Heimatdrang hartnäckig umspült wird. Der Westoststrom zerfällt in diesem Brennpunkt in drei Einzelwellen, die entweder von Schlesien oder von Brandenburg aus die Grenzen überschreiten. Heinrich I. von Schlesien vereinigte um 1200 polnische Gebiete bis Krakau, Posen und Kalisch unter seiner Herrschaft. Heinrich IV. erneuerte den Siegeszug Friedrich Barbarossas durch einen Marsch nach Krakau und stützte die allerorts schon starken deutschen Parteien in den Städten. Auch polnische Grundherren holten die Deutschen ins Land, um den durch deutsche Arbeit außerordentlich erhöhten Zins vom Bodenertrag zu genießen. Die Rechtsform solcher Ansiedlungen war das Erbzinsgut mit Selbstverwaltung unter dem Schulzen. In feierlicher Stipulation legte der locator, das ist Unternehmer und Führer der Siedlergemeinde, seine Bedingungen mit dem Grundherren fest, bevor er seine Ansiedler in die Ferne nachzog. Weit klaffte der Gegensatz zwischen den freien Bauern und der geknechteten Slawenbevölkerung.

Der polnische Gegenstoß begann um 1300. 1312 wurde durch einen Aufstand in Krakau die deutsche Bürgergemeinde vernichtet. Aus dem Stadtbuch verschwindet die bis dahin herrschende deutsche Sprache. 1361 wurde allen polnischen Städten, die nach Magdeburger Recht begründet waren, der ursprünglich gewährleistete Rechtszug nach Magdeburg untersagt und damit die Verbindung mit der Heimat abgeschnitten. Die Eigenwahl der Beamten, das heißt die Selbstverwaltung, wurde durch fürstliche Beamtenbestellung abgelöst. Auf dem Lande wurde das Erbschulzenamt vom Grundherren an sich gezogen. Schon 1347 bezeichnet es eine Urkunde als „officium servile". Der Erbzins wurde in Fronleistungen gewandelt und Stück für Stück die Siedlerfreiheit vernichtet. Im Jahre 1496 wurde als letzter Stoß die Unfreiheit urkundlich festgelegt: jeder von seiner Hufe geflohene Bauer sollte eingefangen und seinem Grundherrn wieder zugeführt werden. Deutsche Städte aber wurden als geldwerte Verfügungsgegenstände behandelt, der Fürst verpfändete sie, ein Standesherr verkaufte 1549 sogar eine ganze Stadt mit Bürgern.

Im Gefühl kultureller Unterlegenheit entwickelte das Polentum um so schärfer seine politischen Ansprüche mit dem Ergebnis völliger Verwüstung des Landes.

Die zweite Welle deutscher Einwanderung wurde wiederum von den Polen selbst gerufen. Von 1560—1650 entstanden vom Danziger-Werder bis in die Culmer und Thorner Niederung eine ganze Kette sog. Holländer-Siedlungen. Niederländer aus dem spanischen Religionskriege, Brandenburger und Schlesier aus dem 30jährigen Kriege wurden angesiedelt, um dem polnischen Adel die Einkünfte aus dem verödeten Land zu bessern. Rawitsch, Bojanowo, Kempen, Unruhstadt, entstanden als neue Städte. Andere erhielten neues Leben durch Gründung einer deutschen „Neustadt". 1604 erklärte König Sigismund III., er gebe gern seine Einwilligung zu neuen Ansiedlungen wegen der dem Lande dadurch erwachsenden Wirtschaftsverbesserungen. Um 1640 begann jedoch wieder das Spiel brutaler Herrschergewalt gegen die kulturelle Überlegenheit. Fraustadt und Lissa, die den Polen meistverhaßten deutschen Städte, wurden bis 1704 fünfmal erobert, geplündert, teilweise niedergebrannt. Nach Posen wurde der deutsche Zuzug bald nach 1600 verboten, mußte aber 1634 wieder erlaubt werden „wegen des Mangels an Handwerkern und Kaufleuten in der Stadt". Auf dem Lande wurden die neuen Kolonisten wieder auf den Stand polnischer Bauern hinabgezwungen.

Trotzdem ließ die deutsche Welle nicht nach. Die Städte hielten sich durch unaufhörlichen Zuzug deutsch. Seit 1700 begann neuer Bauernzug, namentlich um Posen. Auch diese Neusiedlungen bekamen die Polenfaust zu spüren, bis im Jahre 1772 in der ersten polnischen Teilung Ermland, Marienburg, das Culmerland, Pom-

merellen und Teile von Posen und Gnesen an Preußen fielen. Die Oder wurde zum Preußenstrom und unaufhörlich hat bis zu seinem Lebensende Friedrich der Große an diesen Gebieten gearbeitet, die er beim Erwerb als „schlechtes polnisches Zeug und ein Stück Anarchie" bezeichnete. Allein in den Gegenden um Netze und Warthe setzte er 11000 Kolonisten an.

Der dritte Gegenstoß des Polentums beginnt um 1840 und arbeitet diesmal mit den Methoden des deutschen Gegners. Zunächst faßt der Marcinkowski-Verein das fanatische Nationalgefühl zusammen. Auf dem Lande und in den Kleinstädten werden die Vorschußvereine und die ländlichen Warengenossenschaften gegründet und der deutschen Ansiedlungskommission die Ansiedlungsbanken gegenübergestellt. Unter Ausnutzung der nationalen Leidenschaften durch Verkaufsboykott gelingt es von 1896 bis 1908 100000 ha als polnischen Landzuwachs zu buchen. Die polnische Gesamtbevölkerung nimmt in den von der deutschen Ansiedlung nicht erfaßten Kreisen um 16 vH zu, während die deutsche um 4 vH abnimmt. Über die Posener Grenze greift das Vordringen nach Pommern und Ostpreußen. Im Kreis Bütow z. B. wächst der polnische Anteil an der Bevölkerung von 1890—1905 von 132 auf 165 je Tausend; Ostpreußen weist 1899 noch keinen ausgesprochenen polnischen Grundbesitz auf, 1905 4712 ha, 1912 29194 ha. Diese Einzelzahlen zeigen wie an einem Fieberthermometer die völkische Erkrankung der Ostmark, deren letzte Ursache im Fehler der mittelalterlichen Besiedlung, dem Mangel des Bauerndorfes ruhte.

Immerhin, man hatte den Krankheitskeim erkannt. 22000 Stellen der Ansiedlungskommission hatten einen Zuwachs von etwa 100000 Menschen gebracht; in ihren Arbeitskreisen stieg die Zahl der Deutschen um 183 vH. Blühende Ansiedlerdörfer mit reichem Genossenschaftsleben erwuchsen zu neuer Heimat für westliches Bauernblut. Freilich, man ging zögernd vor und mit konfessioneller Einstellung, die Zwiespalt in die eigenen Reihen trug. Das Enteignungsgesetz von 1908 als Mittel zur Landbeschaffung wurde bis 1913 aus falscher Schonung — die Polen weisen uns jetzt, wie man solche Waffen anwendet — nur bei vier kleinen Güter angewandt.

Trotzdem: Der Westoststrom war entfesselt, westliches Bauerntum hatte seine alte Volkskraft neu bewiesen. Das Verhältnis der Bevölkerung nach der Volkszählung von 1910 — 981000 Deutsche gegen 1604000 Polen in den heute abgetretenen Gebieten, das sind etwa $^2/_5$ der Gesamtzahl deutsch — gab die Grundlage zur weiteren Arbeit. Die Zukunft lag offen, nachdem man mit der Bauernsiedlung das Übel an der Wurzel gepackt hatte. Da schnitt der Kriegsausgang alle Entwicklung ab.

Das Bild von heute ist nur die Wiederholung der Geschehnisse um 1300, 1600 und 1700. Mir sind Erzählungen von Ansiedlern bekannt, die ihre Stellen bei einem Besuche der alten Heimat nicht wieder erkannten. Verrottete Felder, vernachlässigter Viehstand, schmutzige und verfallende Gebäude stehen dort, wo der deutsche Ansiedler sein sauber gepflegtes Anwesen aufgebaut hatte. Der Deutsche leistete ohne Schwierigkeit Zins- und Steuerzahlungen aus seiner Stelle; der Pole bringt heute nicht einmal mehr die Steuern seines Staates auf. Das Wort von der „Polnischen Wirtschaft", aus der eigenen Äußerung des polnischen Königs Sigismund bestätigt, ist eben ein unausrottbarer Volkszug. Wo das Polentum anscheinend Fortschritte macht, sind es immer nur Nachahmungen. So haben sie schon im Mittelalter das System der Ansiedlung durch locatoren nachgemacht. Im 19. Jahrhundert wiederholten sie die kulturellen und wirtschaftlichen Einrichtungen des Deutschen, und zwar, das ist entscheidend, vom politischen Fanatismus gepeitscht. Nicht aus sich heraus, aus eigenem schöpferischen Antrieb! Das letzte Ziel ist immer die Politik und nicht die Kultur. Damit ist aber über die kulturelle Fähigkeit und Leistung als solche das Urteil gesprochen.

Wenn im Mittelalter die deutschen Kolonisten in selbständiger Verhandlung ihre Bedingungen für den Zuzug stellten, so nur deshalb, weil sie wirtschaftlich unendlich überlegen waren. Die polnische Landwirtschaft ritzte nur den Boden und beschränkte sich auf flache Bearbeitung leichter Landstriche mit dem Hakenpflug. Der Deutsche mit seinem Schälpflug griff unverdrossen auch die schwersten

Böden an und erzielte entsprechend höheren Ertrag. Es ist wie ein Symbol der Volksgegensätze: Der Pole, leicht empfänglich für alle Einwirkungen, aber ebenso schnell bereit sie zu vergessen und zu zerschlagen, immer nur an der Oberfläche haftend; der Deutsche in gründlicher, zielbewußter Arbeit die Tiefe der Dinge suchend. Die Parallelen auf dem geistigen Gebiet liegen auf der Hand; greifen doch die Polen, wenn es sein muß, zur Fälschung, um z. B. die Schöpferkraft eines Kopernikus für sich in Anspruch zu nehmen, der sie nichts entgegenzustellen haben.

Dieses brutale Außerachtlassen von Recht und Unrecht dort, wo das Nationalempfinden im Spiel steht, ist ein weiteres Kennzeichen. Ebenso wie man im Mittelalter alle feierlichen Abmachungen mit den Ansiedlern leichtfertig brach, werden heute die Ansiedler mit der Gewalt des Gendarmen ohne Entschädigung von Haus und Hof vertrieben, ohne daß man ihnen auch nur Zeit läßt, ihr Inventar zu verwerten. Von dem Verschleuderungserlös wird noch die Hälfte als Emigrantensteuer einbehalten. Liquidation nennt sich im Gegensatz dazu das Enteignungsverfahren, welches angeblich Entschädigung gewährt, wobei aber für eine Bauernstelle von 60 Morgen 1200—1600 M. als Entschädigung festgesetzt werden. Entgegen feierlichen Vereinbarungen, wie dem Wiener Abkommen vom August 1924, werden immer neue Liquidationen eingeleitet, die auch vor Krankenhäusern und Erziehungsanstalten nicht haltmachen. Das Ergebnis wird, das läßt sich mit Bestimmtheit voraussagen, das gleiche sein, wie bei den früheren Liquidationen deutschen Besitzes: Verödung der Wirtschaft bis zu dem Maße, wo der Deutsche von selbst wieder gerufen wird oder kraft seines uralten Heimatgefühls eindringt.

Auf kurze Formeln gebracht lauten die Gegensätze wie folgt: Freie Selbstverwaltung gegen gewaltsame Unterdrückung; Rechtsgefühl gegen Rechtsbruch; kulturelle Schöpferkraft gegen Unfähigkeit und Nachahmungstrieb; alles aber überschattet von dem politischen Fanatismus des Polen, der Kulturgüter nicht um ihrer selbst willen, sondern als Mittel zur Macht wertet.

Unsere Ostmark ist geographisches Tiefdruckgebiet, auf das von jenseits der Grenze der slawische Hochdruck nachdrängt. Die früher gegebenen Ziffern der ostpreußischen Besitzverhältnisse zeigen die Wirkungen an. Noch deutlicher sind die Zahlen der zugelassenen ausländischen Wanderarbeiter: 1919 3000, 1922 37000, 1924 115000, 1925 130000. Dabei ist das Heer der polnischen Industriearbeiter im Westen (50—60000) nicht mitgezählt, und es gelten etwa ein Dutzend Befreiungsbestimmungen, welche ungezählte Slawen vom Zulassungszwang ausnehmen. Seit 1920 ist der Rückkehrzwang für die Wanderarbeiter aufgehoben, so daß sie auch über die Saison hinaus sich in Deutschland einnisten.

Gegenüber der Naturgewalt dieses unmerklichen Eindringens ist alle politische Grenzziehung haltlos. Es ist unbegreiflich, daß der Deutsche in seiner politischen Vertrauensseligkeit immer wieder die Augen schließt vor der heranrollenden Gefahrenwoge und sich dann einbildet, sie sei nicht vorhanden. Die nackten Zahlen sollten genügenden Beweis erbringen. Das Schicksal von Posen und Westpreußen sollte uns ein warnendes Beispiel sein, welches man jedem Deutschen immer wieder vor Augen führt. Wir haben diese reichen und uralt deutschen Gefilde, die wir zu unserer Grenzziehung so nötig brauchen wie der Ernteschnitter den Arm, verloren, weil sie bäuerlich nicht genügend gesichert waren. Der Gefahrenfunke springt jetzt über in die verbliebenen Gebiete, die vom slawischen Zug ebenso bedroht sind, wie früher das bereits Verlorene.

Mithin gibt es nur eine Folgerung, nur eine Forderung: Wiederentfesselung des Westoststromes, von dem Volksgesundheit einerseits, die Sicherung der Ostmark anderseits abhängen. Dort, wo das Bauerndorf fehlt, muß es in zielbewußter Arbeit hingestellt werden, ohne Vernichtung der Großbesitze, deren wir zur Ernährung der Städte und zur Stellung der ländlichen Führerschicht nicht entraten können. Land zu bäuerlicher Siedlung ist heute im Osten übergenug und ohne Zwangsmittel zu haben.

Verfassungsleben und Verwaltungspraxis

Von Amtsgerichtsrat Ernst Meyer in Stallupönen

Sechs Jahre sind ins Land gegangen seit dem Inkrafttreten des Versailler Diktats, das im Verein mit den anderen Friedensdiktaten den wiedererstandenen polnischen Staat in seinen Umrissen skizzierte, fünf Jahre, seit sich der neue Staat eine Verfassung gegeben hat. Sein äußerer Bau steht dank einer reichen, fast überreichen Gesetzgebung fertig da, im modernen Stil der westeuropäischen Demokratie errichtet. Zu einem guten Staatsgebäude gehört aber mehr als der stolze Außenbau, gehört vor allem innere Tragfähigkeit seiner Fundamente und Wohnlichkeit im Innern: Gibt es allen seinen Einwohnern Lebensraum und Entfaltungsmöglichkeit? Diese Fragen lassen sich nicht ohne weiteres mit dem Hinweis auf die Gesetzesparagraphen beantworten. Zwischen Paragraphen und Tatsachen tun sich nirgends mehr als im jungen polnischen Staat Klüfte auf. Ein Staatsvolk, von dem höchstens knappe zwei Drittel dem polnischen Bevölkerungsteil, das restliche Drittel nationalen, kulturell zum Teil überragenden Minderheiten angehört, lebt in der Organisation eines straffen Nationalstaates der herrschenden polnischen Nation. Ein sarmatisches Volk, das in seiner ganzen Geschichte den Staat (państwo) im Bilde des Verhältnisses von Herr (pan) und Knecht gesehen hat, dem herrschaftliche Organisation ein Bedürfnis ist, sucht in einer der französischen nachgebildeten Republik sein Heil. Eine weithin analphabetische Bevölkerung regiert sich in den Formen der Demokratie. Ein Staat, der aus Bestandteilen von unterschiedlichstem kulturellen und wirtschaftlichen Niveau zusammengeschweißt ist, tritt auf als zentralistischer Einheitsstaat. Anderseits fehlt bei diesen inneren Widersprüchen das ausgleichende Element, das anderwärts in einer ererbten staatlichen Überlieferung liegt. Von der alten Adelsoligarchie führt über das staatenlose Jahrhundert keine Brücke zum polnischen Staat von heute.

Die polnische Staatenpraxis sieht ganz anders aus, als sie sich nach den Paragraphen malt, die Verwaltung geht ungeachtet der ihre Bahn regulierenden Dämme des Gesetzes ihre eigenen Wege. Man merkt es schon an der Spitze. Das Amt des Staatspräsidenten, dessen Repräsentation übrigens dem Bedürfnis nach politischer Romantik nicht zu genügen scheint, wie das Anwachsen der monarchistischen Bewegung zeigt, ist in seiner Machtlosigkeit gedacht als Garantie der Beständigkeit und Überparteilichkeit. Die Träger des Amtes haben sich daran nicht gehalten. Dem eigenwilligen Pilsudzki folgte als Exponent der Linken Narutowicz und, als dieser nach einer Präsidentschaft von ein paar Tagen von einem Anhänger der polnischen Rechten gemordet fiel, Wojciechowski, der sich, wie minderheitsfeindliche Kundgebungen von ihm beweisen, mehr als Vertreter lediglich der herrschenden Nation denn des gesamten Staatsvolkes fühlte.

Die eigentliche staatliche Willensbildung und Leitung der Verwaltung liegt verfassungsmäßig beim Parlament. Durchgedrungen ist das heiß umkämpft gewesene Zweikammersystem. Beide Kammern, Sejm wie Senat, gehen — so verkündet die Verfassung — aus dem gleichen Stimmrecht im Verhältniswahlverfahren hervor (nur daß das aktive Wahlrecht bei der Senatswahl an ein höheres Lebensalter und einjährigen Wohnsitz im Wahlbezirk geknüpft ist). Die Wirklichkeit gibt, was Gleichheit des Wahlrechts anlangt, ein anderes Bild, wie die Wahlstatistik beweist. Der im November 1922 gewählte, noch jetzt (bis 1927) am Ruder befindliche Sejm wird von den großen politischen Gruppen in folgendem Verhältnis besetzt: von der polnischen Rechten zu 38 v H., von der polnischen Linken zu stark 26 vH., von der polnischen Mitte (Piasten- oder Witospartei) zu gegen 16 vH., von den nationalen Minderheiten zu 20 vH. Dagegen fielen von den abgegebenen Wählerstimmen auf die Rechte nur 32 vH., auf die Piasten nur 13 vH., dagegen auf die Linke 31 vH., auf die Minderheiten 21 vH. Nach der Mandatzahl ist — gerade umgekehrt wie nach

dem Stimmenverhältnis — eine Mehrheit Linke-Minderheiten unmöglich, eine Mehrheit Rechte-Piasten möglich. Daß die Minderheiten den ihnen bevölkerungsstatistisch zukommenden Anteil an der Stimmenzahl nicht erreichten, ist — von den stellenweise für die polnische Linke abgegebenen Stimmen abgesehen — auf die umfangreiche Wahlenthaltung und Wahlsabotage der Ukrainer in Ostgalizien (Wahlbeteiligung dort 23 vH. gegen 88 vH. in der nationaldemokratischen Wojewodschaft Posen) zurückzuführen. Daß anderseits das Mißverhältnis zwischen Stimmen- und Mandatzahl bei den Minderheiten nicht gar so groß ist, verdanken sie dem Umstand, daß sie zum großen Teil bei der Wahl gemeinsam vorgingen allen Einschüchterungsversuchen der polnischen Rechten zum Trotz. Die Versuche, diesen Minderheitenblock nach der Wahl wenigstens nach dem Grundsatz „divide et impera" zu sprengen oder zu lockern, haben übrigens teilweise Erfolg gehabt. Insbesondere ist es gelungen, die Juden dem Blockgedanken zu entfremden. Der Gedanke wird aber immer wiederkehren, solange die gemeinsame Not die Minderheiten zusammenschweißt.

Die Wahlordnung biegt die Verfassungsbestimmungen über das Wahlrecht praktisch fast ins Gegenteil um und ermöglicht das aufgezeigte Mißverhältnis. Eine ausgeklügelte Wahlkreisgeometrie nimmt den Minderheiten, wo irgend angängig, in den einzelnen, absichtlich recht klein bemessenen Wahlkreisen die Möglichkeit zur Erlangung eines Mandats. Die ihnen dafür verbleibenden, oft erheblichen Reststimmen fallen unter den Tisch. Zwar wird ein größerer Teil der Abgeordneten nicht in den Wahlkreisen, sondern auf Staatslisten gewählt, aber die Mandatsverteilung auf diese geschieht nicht etwa auf Grund der in den Wahlkreisen erübrigten Reststimmen, auch nicht nach dem Verhältnis der Gesamtstimmenzahlen der Parteien im ganzen Staate, sondern nach dem Verhältnis der Gesamtzahlen der von den Parteien in den Wahlkreisen erlangten Mandate, wobei noch die Parteien ausfallen, die nicht in wenigstens 6 Wahlkreisen Kandidaten durchgebracht haben.

Die tatsächlichen Auswirkungen dieser Wahlordnung bedürfen aber noch einer näheren Erörterung, wenn die Vorherrschaft der polnischen Rechten klar werden soll. Unter den Parteigruppierungen ist die Rechte mit ihrem Kernstück, der minderheitsfeindlichen Nationaldemokratie als stärkster Sejmpartei, die geschlossenste und einheitlichste. Die polnische Linke dagegen ist in viele gegensätzliche Parteien zersplittert, voran die Sozialisten und die Wyzwolenie-(Befreiungs-) oder Thuguttpartei, die den Minderheiten freundlicher gegenüberstehen, daneben die Nationale Arbeiterpartei, die bei radikaler innerpolitischer Einstellung einem extremen Chauvinismus huldigt und deshalb zu Extratouren mit der Rechten neigt. Die zwischen Rechts und Links ausschlaggebende Bauernpartei der Piasten ist dadurch ungeachtet der bestehenden sozialpolitischen Gegensätze von vornherein mehr auf den Anschluß an die Rechte angewiesen, zumal zur Mehrheitsbildung mit der Linken ein Zusammengehen mit Splitterparteien der Rechten oder mit Minderheiten erforderlich ist. Letzteres fällt den Piasten bei ihrer eigenen Einstellung zur Minderheitspolitik und bei ihrer Furcht vor den Rückwirkungen eines solchen Kompromisses auf die polnischen Wählermassen schwer. So kommt es, daß zwar parlamentarische Mehrheiten und Kabinette oft wechseln, daß aber dabei die polnische Rechte vermöge ihres politischen Schwergewichtes stets ihren Einfluß zu wahren weiß, der sich insbesondere den Minderheiten gegenüber verhängnisvoll auswirkt.[1])

Diese parlamentarischen Machtverhältnisse haben zur Folge, daß die Gesetzgebung Züge trägt, die den Strebungen der Rechtsparteien entsprechen, die aber mit dem Rechtsstaatscharakter der Republik nicht vereinbar sind. Das liegt vielleicht mehr an den Gesetzen, die nicht gemacht worden sind, als an denen, die einer trotzdem überreichen Produktivität des Parlaments ihr Leben verdanken. Die Verfassung setzt sich selbst zwar für den Tag der Verkündung (1. VI. 1921) in Kraft, aber mit den Einschränkungen, daß die zahlreichen Vorschriften, deren

[1]) Vgl. hierzu den Aufsatz von Robert Styra in diesem Heft.

Verwirklichung vom Erlaß entsprechender Gesetze abhängt, erst zugleich mit diesen in Kraft treten, und weiter, daß alle mit der Verfassung nicht übereinstimmenden Rechtsnormen (Verordnungen eingeschlossen) erst im Wege der ordentlichen Gesetzgebung aufgehoben werden, wofür die Frist von einem Jahr nach Verfassungsannahme gesetzt wurde. Die Frist ist überhaupt nicht eingehalten worden. Noch heute schleppt die polnische Republik eine Unmasse alten, von den Teilungsstaaten übernommenen Rechtes mit, das, von ganz andersgearteten Exekutiven auf ganz andersgeartete Verhältnisse angewandt, heute seinen Sinn verloren hat.

Was an Gesetzen seit der Verfassung erlassen ist, hat zu ihrer Verwirklichung selten beigetragen. Der erste und lange Zeit einzige Schritt, der in der Richtung getan wurde, war bezeichnenderweise der Kultusministerialerlaß, der auf Grund des Verfassungsverbots der Leibesstrafen die körperliche Züchtigung von Schulkindern untersagte. So manches gegebene Gesetz aber ist mit dem Geist der Verfassung unverträglich. Ja, zuweilen ist die formelle Verfassungsmäßigkeit schon sehr fraglich, ein Umstand, der freilich für die praktische Geltung bedeutungslos ist, weil die Gerichte nicht berechtigt sind, die Gültigkeit gehörig verkündeter Gesetze zu prüfen. Ein Beispiel derartiger Gesetzmacherei ist das selbst von polnischen Rechtsgelehrten als „juristisches Kuriosum" bezeichnete Gesetz vom 18. 7. 1922. Es setzt fest, daß alle Grundstückskaufverträge, die ein gewisser Winkelkonsulent im Korridor (Czersk) der Formvorschrift des § 313 BGB. zuwider — übrigens auf Weisung des Richters — aufgesetzt hatte, gültig seien, ja sogar die Kraft der Auflassung hätten, und daß alle dieserhalb schwebenden Zivilprozesse niedergeschlagen würden. Zur Begründung wurde im Parlament offen angeführt, man müsse den Staat vor den ihn erwartenden Regreßansprüchen schützen. Der stärkere Grund dafür, daß im Interesse von ca. 300 polnischen Käufern die Gesetzgebung mobil gemacht wurde, lag aber zweifellos darin, daß die Verkäufer Deutsche waren, denen man das Loskommen von den auf Inflationsvaluta geschlossenen Verträgen nicht gönnte, und die man weiter als Grundbesitzer im Lande zu behalten fürchtete.

Im übrigen ist die polnische Gesetzgebung gekennzeichnet durch ein scharfes Streben nach „Unifikation", Vereinheitlichung des Rechtszustandes in den einzelnen Teilgebieten in Richtung auf vollkommene Polonisierung aller Einrichtungen, ein Streben, das auch vor dem „autonomen" Oberschlesien nicht haltmacht.

Daß die gesetzgeberische Technik nicht sehr hoch steht, kann bei einem neuerstandenen Staatswesen, das sich erst eine einheitliche Rechtssprache und parlamentarische Routine schaffen mußte, nicht wundernehmen. Pythisches Dunkel liegt z. B. über dem berüchtigten Gesetz vom 14. Juli 1920, widerspruchsreich ist die bisherige Agrarreformgesetzgebung, selbst die — mit Druckfehlern und abweichend von den Beschlüssen letzter Lesung verkündete — Verfassung weist nicht wenig gesetztechnische Mängel auf. Derartige Versehen des Gesetzgebers wirken sich meist zuungunsten der beherrschten Schichten aus.

Weit mehr als durch seine Gesetzgebung wird das Gesicht eines Staates wie Polen durch seine Verwaltung bestimmt. Diese wieder, als vom Parlament dirigiert und kontrolliert, ist ein Abbild der Strebungen der maßgebenden Parteien. Zwei anscheinend unvereinbare Züge sind es, die in diesem Bilde hervortreten: Zentralismus einerseits, Zersplitterung und mangelnde Einheitlichkeit anderseits. Dem Drängen der Gesetzgebung nach Vereinheitlichung entspricht in der Verwaltungspraxis das Bestreben, alle staatliche Tätigkeit zu zentralisieren, sie bureaukratisch von Warschau abhängig zu machen. Es beruht nicht etwa auf der Einsicht in die besondere Angemessenheit zentralistischer Verwaltungsmethoden (wie etwa in Frankreich) oder auf der (in Polen nicht vorhandenen) Notwendigkeit, gegenüber eingewurzelter partikularistischer Denkweise das nationale Gemeinschaftsbewußtsein zu stärken (wie in Deutschland). Es besteht vielmehr lediglich als das geeignete Mittel, die Herrschaft der im Staat tonangebenden Nation zu befestigen und die Minderheiten von jedem Einfluß auf die Verwaltung auszu-

schalten. Deshalb ist auch die von der Verfassung verheißene Selbstverwaltung nur zum kleinsten Teil Wirklichkeit geworden, die vorhanden gewesene Selbstverwaltung durch Kautelen zur Sicherstellung des polnischen Übergewichts beschränkt und vielfach, soweit sie trotzdem in der Hand von Minderheiten blieb, durch Einweisung „kommissarischer" Selbstverwaltungsorgane ersetzt worden.

Die Zentralisierung ist also lediglich Mittel der Polonisierung. Sie hindert deshalb nicht, daß die Verwaltung — vom nationalpolitischen Gebiet abgesehen — vielfach zerspalten und uneinheitlich erscheint. Trotz Unterstellung unter das Warschauer Hauptlandamt ging das Posener Bezirkslandamt lange Zeit eigene Wege in der Agrarpolitik. Ressorts arbeiten gegeneinander. Minister beklagen sich, daß ihre Direktiven nicht durchdringen. Die Beamten der Lokalinstanzen betreiben eben ihre eigene Politik. Die besondere polnische Untugend der „swawola" (Eigenwilligkeit), deren letzte Folge einst das „liberum veto" war, wirkt sich darin aus. Das alte Wort „Polen besteht durch Anarchie" enthält insofern noch heutzutage ein Körnchen Wahrheit; wie einst im alten Polen ist mancher Beamte in seinem Tätigkeitsbereich „ein kleiner König", von dessen gutem Willen die Ausführung der Gesetze abhängt. Selbst das Heer, wenigstens das Offizierskorps, ist in Parteigängergruppen zerspalten, die bei passenden Gelegenheiten demonstrieren. Da gibt es organisierte Hallerczyks (ehemalige Angehörige der in französischem Sold kämpfenden Armee des Generals Haller, eines ehemals österreichischen Offiziers) und Dowborczyks (Truppen, Posener Aufständische, des einst russischen Generals Dowbor-Musnicki), Anhänger des Generals Sikorski und ehemalige Legionäre (Parteigänger Pilsudzkis), ganz so wie im alten Polen einflußreiche Magnaten eine „Konföderation" um sich sammelten, d. h. eine Nebenstaatsgewalt und Konkurrenz der bestehenden aufmachten.

Zum größten Teil entstammt das übernommene Beamtenmaterial dem österreichischen, zum geringsten dem ehemals preußischen Anteil, wo die Neigung, die Beamtenlaufbahn einzuschlagen, bei den Polen ziemlich gering war. So mußten in erster Linie die vielen Polen, die im Dienst des alten Österreichs in Galizien und sonst in der Monarchie standen, zusammen mit kongreßpolnischen Beamten in die Lücken einspringen, die der Abzug der preußischen und russischen Beamten — im ehemals preußischen Teilgebiet und in den polnischen Ostmarken besonders — hatte entstehen lassen. Daß diese im k. k. Bureaukratismus grau gewordenen Lückenbüßer sich den neuen Verhältnissen oft nicht anzupassen verstanden und sie teils durch bureaukratisches Hinhalten, teils durch schroff-willkürliche Ukasgebung zu meistern suchten, kann nicht verwundern. Popularität haben sie sich selbst bei den Nationalpolen nicht erworben. Der Lückenfüllung diente weiter die ausgedehnte Übernahme von Außenseitern (Rechtsanwälten, Landwirten, Technikern, Kaufleuten — ein Arzt an der Spitze des Posener Bezirkslandamts) in die Verwaltung. Deren mangelnde Sachkenntnis gestaltet den Verwaltungsapparat schwerfällig. Das Gefühl neu überkommener Autorität führt zu Überhebung und Übergriffen. Ihre Wappnung gegen die trotz drakonischer Spezialstrafgesetze immer noch herrschende Bestechlichkeit ist gering. Die trotz des Mangels an vorgebildeten Beamten und trotz Abbaus immer noch übergroße Zahl von Beamten und Behörden drückt die Gehälter und erhöht die Neigung zur „Lapówka", sie fördert zugleich den bureaukratischen Schlendrian. Die Auswahl der Beamten erfolgt, wie beim rein parlamentarischen System natürlich, mehr nach politischen Gesichtspunkten als nach dem der sachlichen Eignung. Deshalb ist auch Angehörigen der Minderheiten die Beamtenlaufbahn so gut wie versperrt. Wird aber für einen Posten der Name eines Polen genannt, dann muß der Betreffende meist erst durch ein Fegefeuer der gegnerischen polnischen Presse, in dem seine pupillarische Sicherheit in bezug auf Minderheitenpolitik auf Grund von Tatsachen seines Privatlebens erörtert wird.

Dem so gebastelten Verwaltungsapparat entspricht die Verwaltungspraxis. Sie läßt die Sicherheit und Einheitlichkeit, die das Bewußtsein eigenen Wertes gibt und die zu einer großen Linie der Verwaltung, zu Festigkeit und Beständigkeit

führt, vermissen. Unter dieser Unberechenbarkeit leiden insbesondere wieder die Minderheiten. Nun ist ja das freie Ermessen der Behörden durch gesetzliche Schranken vielfach gebunden. Aber auch über diese setzt sich die Verwaltung häufig hinweg. Zahlreich sind die Übergriffe, für die eine Deckung durch Rechtsnormen einfach nicht existiert. Ultimative Befehle ziviler und militärischer Stellen zwangen deutschstämmige polnische Staatsbürger zu der — doch freien — Option für Deutschland. Starosten verhängten über Zeitungen die verfassungsverbotene Präventivzensur oder verfügten — trotz Sprachenfreiheit nach Minderheitenschutzvertrag — die Beseitigung deutscher Inschriften an Privatgebäuden. Deutsche Schützengilden wurden polonisiert, indem die Aufnahme bestimmter polnischer Mitglieder vom Starosten befohlen wurde. Objekte, die zweifellos nach dem Versailler „Vertrag" nicht liquidierbar waren, wurden unter Zwangs- und Liquidationsmaßnahmen gestellt. Die Aussicht, durch Angehen oberer oder gerichtlicher Instanzen mit der Zeit Recht zu bekommen, ist meist nur theoretisch, weil die Übergriffe eben vollzogene Tatsachen schaffen, die so leicht nicht rückgängig zu machen sind. Möglich aber sind derartige Übergriffe als Massenerscheinung nur dadurch, daß die Beamten das Gefühl haben, ihnen passiere nichts, ja ihre Zermürbungstaktik gegenüber den Minderheiten werde oben trotz des offiziellen Rüffels beifällig aufgenommen.

Gegen offene Rechtsbrüche kann man sich zur Not wehren. Viel gefährlicher ist es, wenn von der Verwaltung unter dem Schein des Rechts oder unter Benutzung irgendeines hergeholten Rechtsatzes eine Politik der Hinterhältigkeit getrieben wird, die ihr wahres Ziel, z. B. die verfassungswidrige Beeinträchtigung nationaler Minderheiten, geschickt verschleiert. Das geschieht aber bei der den polnischen Beamten meist eigenen diplomatischen Gewandtheit in außerordentlichem Umfang. Immer neue Schleichwege werden entdeckt. Agrarreform, Antialkoholgesetz z. B. müssen dazu herhalten, fremdstämmige Existenzen zu vernichten.

Wohl gibt es gegen Willkür der Verwaltung einen gewissen Schutz durch Anrufen der Verwaltungs- oder auch der ordentlichen Gerichte. Man muß auch anerkennen, daß sich die oberen Instanzen, insbesondere auch der Oberste Verwaltungsgerichtshof, um Objektivität, vielfach mit Erfolg, bemühen. Aber nicht jeder kann Zeit und Kosten aufwenden, um bis zur höchsten Instanz vorzudringen, wobei bemerkt sei, daß auch das Angehen von Verwaltungsbehörden stempelabgabepflichtig und von der Gebührenzahlung abhängig gemacht ist. Bei den unteren Instanzen aber findet man meist eine Einstellung, die der der Verwaltung nichts nachgibt. An chauvinistischen Fehlurteilen ist kein Mangel. Strafbefehle wegen „Bekundung polenfeindlicher Gesinnung" ergingen gegen Deutsche, z. B. nur weil sie es höflich ablehnten, polnische Staatsanleihe zu zeichnen.

Auf die besondere Stellung der polnischen Verwaltung zu den nationalen und religiösen Minderheiten des Näheren einzugehen, erübrigt sich nach dem Gesagten. Trotz der schönen Worte der Verfassung, die den Minderheiten sogar eine Autonomie verspricht, ist die gesamte Staatspraxis vom Grundsatz der Minderheitenfeindschaft beherrscht. Der Minderheitenschutzvertrag, den Polen mit dem Versailler Vertrag hat unterzeichnen und als Gesetz hat verkünden müssen, ändert an dem Grundsatz nichts. Eine Abkehr vom minderheitsfeindlichen, brutal herrschenden Nationalstaat zum genossenschaftlich organisierten Nationalitätenstaat ist auch für die nächste Zukunft nicht zu erwarten. Möglich, daß die internationale Lage, mehr noch wirtschaftliche Notwendigkeiten auf jene Entwicklung hin drücken. Eine wirkliche Lösung des Minderheitenproblems, die für den Bestand eines gefestigten polnischen Staatswesens ebenso unerläßlich ist, wie die Nichtlösung der „Dissidentenfrage" einst zum Untergang des alten Polen führte, ist aber nur von einer allmählichen vollkommenen Neueinstellung der polnischen Bevölkerung zu erwarten. Nur wenn sich diese bewußt wird, daß sie mit den Minderheiten auf Gedeih und Verderb verbunden ist, wird sie den Mut finden, die Kluft zwischen dem verfassungsmäßig vorgegaukelten Staatsbild und der Wirklichkeit zu schließen.

Schulpolitik und deutsche Minderheiten

Von Paul Dobbermann in Bromberg

Das preußische Teilgebiet

Die rechtliche Grundlage für den Umfang des öffentlichen deutschen Schulwesens im ehemals preußischen Gebiet Polens ist der Artikel 9 des sog. Minderheitenschutzvertrages, die Verfügung des Posener Teilministeriums vom 10. März 1920, die Verfassung vom 17. März 1921, das Gesetz vom 17. Februar 1922 über Gründung und Unterhaltung öffentlicher Volksschulen und das Gesetz vom 25. November 1925 betr. Änderung einiger Bestimmungen des Gesetzes vom 17. Februar 1922 über Gründung und Unterhaltung öffentlicher Volksschulen.

Der Minderheitenschutzvertrag hat das Ziel, die Kinder der Minderheit vor nationalistischen Zugriffen des Mehrheitsvolkes zu schützen. Artikel 9 heißt:

„In bezug auf das öffentliche Unterrichtswesen soll die polnische Regierung in den Städten und Bezirken, wo in beträchtlichem Verhältnis polnische Staatsangehörige mit einer anderen Sprache als der polnischen wohnen, angemessene Erleichterungen gewähren, um sicherzustellen, daß in den Elementarschulen den Kindern dieser polnischen Staatsangehörigen der Unterricht in ihrer eignen Sprache erteilt wird. Diese Bestimmung soll die polnische Regierung nicht hindern, in diesen Schulen obligatorischen Unterricht in der polnischen Sprache einzuführen. In den Städten und Bezirken, wo in beträchtlichem Verhältnis polnische Staatsangehörige wohnen, die einer völkischen, religiösen oder sprachlichen Minderheit angehören, sind diese Minderheiten berechtigt, einen gerechten Anteil an dem Genuß und der Verwendung der Summen zu erhalten, die in den öffentlichen Fonds der städtischen oder anderer Budgets für die Zwecke der Erziehung, der Religion oder der Wohltätigkeit ausgesetzt werden. Die Bestimmungen dieses Artikels finden auf die polnischen Staatsangehörigen deutscher Sprache nur in den Teilen Polens Anwendung, die am 1. August 1914 deutsches Gebiet waren."

Die Verfügung des Posener Teilministeriums vom 10. März 1920 steht auf dem Boden des Minderheitenschutzvertrages und erkennt eine grundsätzliche Trennung des Schulwesens auf nationaler Grundlage an. Im einzelnen spricht sie aus, daß in den Schulgemeinden (nicht politischen Gemeinden), wo 40 deutsche Kinder sind, eine deutsche Schule eingerichtet oder belassen werden soll. Auflösung einer deutschen Schule soll erfolgen, wenn die Zahl der Kinder 2 Jahre hintereinander unter 40 sinkt.

Auf dieser Grundlage hätte der allergrößte Teil der deutschen Kinder in öffentlichen deutschen Schulen untergebracht werden können, wenn die Schulbehörde die Schulgemeinden zugunsten des grundsätzlich anerkannten Prinzips der nationalen Trennung eingerichtet hätte. In der Praxis wandte sie bei der Bildung und Umgruppierung von Schulgemeinden eine Verwaltungsgeographie nach utraquistischen Grundsätzen an. Ferner hielt sie sich bei den Auflösungen deutscher Schulen nicht daran, daß die Zahl der Kinder 2 Jahre unter 40 sein muß, sondern löste häufig schon bei erstmaligem Stande unter 40 auf.

Dadurch ist es der polnischen Schulbehörde in den wenigen Jahren polnischer Herrschaft gelungen, eine unverhältnismäßig große Zahl deutscher Volksschüler in polnische Schulen zu bringen. Hunderte von Beschwerden deutscher Eltern und ebenso viele Interpellationen der deutschen Sejmabgeordneten sind erfolglos geblieben. Wir sind in der Lage, genaue Zahlen über den Stand der deutschen Volksschulen zu geben. Die deutsche Sejmfraktion hat nach dem Stande vom 1. September 1925 eine zuverlässige Statistik aufstellen lassen:

Nr.	Landschaft	Gesamtzahl der deutschen Kinder	In deutsche öffentl. Schulen gehen:	In private Volksschulen gehen:	In poln. Schulen gehen	Ohne Unterricht sind:	Von der Gesamtzahl gehen in polnische Schulen vH
1.	Pommerellen .	13 845	6 432	69	7 338	6	53.—
2.	Netzegau . . .	11 769	10 038	132	1 575	24	13.4
3.	Posen	17 379	10 869	975	5 456	79	31.4
	Summa:	42 993	27 339	1 176	14 369	109	33.4

Am schlechtesten ist demnach die Lage in Pommerellen, wo 53 vH der Gesamtzahl der deutschen Kinder in polnische Schulen zu gehen genötigt sind. Ein noch schlechteres Bild ergibt sich, wenn man das flache Land allein ins Auge faßt. In den Kreisen Dirschau und Soldau ist nur je eine deutsche Volksschule in der Stadt vorhanden. Die Landkreise Dirschau und Soldau haben 100 vH der deutschen Volksschüler in polnischen Schulen. Bemerkenswert ist, was für das gesamte Teilgebiet gilt, daß die Kinder oft 5 bis 6 km zur polnischen Schule haben, obwohl die nächste deutsche Schule nur 2 bis 3 km entfernt ist. Als wichtigste Erkenntnis daraus ist zu entnehmen, daß Westpreußen, der sog. Korridor, der Polonisation am stärksten unterworfen ist. Da der Korridor Objekt der Tagespolitik ist, ist es klar, was auch ohnehin zu erkennen ist, daß sich die Schulbehörde allein von politischen, polnisch-nationalistischen Grundsätzen leiten läßt.

Ein Vergleich mit der Statistik des Vorjahres ergibt folgendes: Die Gesamtzahl der deutschen schulpflichtigen Kinder hat sich um etwa 7000 verringert; denn im Schuljahr 1924/25 gab es 49860. Das ist zurückzuführen auf erneute Abwanderungen und auf das Fehlen gewisser Bevölkerungsjahrgänge, so daß die Schulanfänger die Schulentlassenen nicht deckten. Die absolute Zahl der deutschen Volksschüler, die in polnische Schulen zu gehen genötigt sind, ist etwa dieselbe wie im Vorjahre. In Wirklichkeit sind im Schuljahr 1925/26 mehr Kinder in polnischen Schulen als im Schuljahr 1924/25. Die Erhöhung der relativen Ziffer ist nicht nur auf das Sinken der Gesamtzahl der deutschen Schüler zurückzuführen, sondern in ebenso großem Maße auf neue Zwangszuführungen deutscher Kinder in polnische Schulen.

In polnische Schulen gingen von der Gesamtzahl der deutschen Volksschüler

in der Landschaft	im Schuljahr 1924/25	im Schuljahr 1925/26
1. Pommerellen	48.1 vH	53.— vH
2. Netzegau	12.1 vH	13.4 vH
3. Posen	27.1 vH	31.4 vH
4. Gesamt im preußischen Teilgebiet:	29.8 vH	33.4 vH

Eine besondere Betrachtung verdient die Lage der deutschen Katholiken. Es gibt insgesamt 3873 deutsche katholische Kinder, die in der vorher angegebenen Gesamtzahl von 42994 enthalten sind. Sie verteilen sich auf deutsche katholische Schulen oder Klassen, evangelische deutsche Schulen und katholische polnische Schulen. Nach Landschaften geteilt, stellt sich die Zahl der deutschen katholischen Kinder folgendermaßen dar:

Pommerellen	1622
Netzegau	159
Posen	2092
zusammen	3873 Kinder.

Die Unterbringung der katholischen Kinder stellt sich folgendermaßen dar:

Nr.	Art der Unterbringung	Zahl
1.	In deutsch-katholischen und deutsch-evangelischen Schulen bezw. Klassen	1979
2.	In polnischen Schulen	1894
	Gesamtsumme:	3873

Den Schulbesuch der deutschen katholischen Kinder festzulegen, ist fast unmöglich, da gerade bei diesen Kindern die Polonisierung, gestützt auf das gleiche Glaubensbekenntnis, größere Fortschritte macht als bei den anderen. Dann werden diese Kinder, sofern sie nur etwas polnisch können, amtlich als polnische Kinder geführt und können auch von dem sorgfältigsten Statistiker schwer entdeckt werden.

Einem besonderen Drucke sind die deutschen katholischen Lehrer ausgesetzt. Das Bestreben der Behörde ist, die deutschen katholischen Lehrer, deren Deutschbekenntnis feststeht, zu versetzen bzw., wenn sie nicht fest angestellt sind, zu entlassen. Dafür stellt man an deutschen Schulen polnische Lehrer an; so sind jetzt bei 81 deutschen katholischen Kindern in Orzalek (Wordel), Kreis Zempelburg, national-polnische Lehrkräfte angestellt worden. Die deutschen katholischen Lehrer dagegen werden häufig an Schulen mit rein polnischer Unterrichtssprache versetzt. Der Zweck ist, solche Lehrer durch rein polnische Umgebung entweder zum Abfall oder zur Abwanderung zu veranlassen. Dieser Zweck ist häufig erreicht worden.

Die deutsche Sejmfraktion hat das statistische Material mit positiven Vorschlägen, die für jeden Kreis und für jedes Dorf genau spezialisiert waren, an das Unterrichtsministerium eingereicht mit der Bitte, auf Grund der gültigen Bestimmungen eine Herausziehung der deutschen Kinder aus den polnischen Schulen vorzunehmen. Das Kultusministerium hat in einer Antwort vom 12. Februar 1925 sämtliche Vorschläge abgelehnt.

Somit hat Polen bekundet, daß es gewillt ist, die Linie einer Schulpolitik weiterzugehen, die den internationalen Bindungen widerspricht, die der polnische Staat seinen Minderheiten gegenüber eingegangen ist. Angesichts dieser Lage hat die deutsche Fraktion durch den Abgeordneten Daczko das Budget des Unterrichtsministers für das Etatjahr 1925 abgelehnt. Die deutschen Tageszeitungen sprachen mit Recht in erbitterter Weise von einem Kulturkampf in Westpolen.

Wie die schulbehördliche Praxis, so sind auch die gesetzgeberischen Maßnahmen des Staates auf absteigender Linie in bezug auf Minderheitenschutz[1]). Die Verfügung des Posener Teilministeriums vom 10. März 1920 steht, wie schon gesagt, auf dem Boden des Minderheitenschutzvertrages und erkennt die nationale Trennung der Schulen an. Ein Gesetz vom 17. Februar 1922 hebt die nationale und konfessionelle Trennung der Schulen grundsätzlich auf. Auf die Schulen des preußischen Teilgebiets konnte man dieses Gesetz aber bis jetzt aus formalrechtlichen Gründen nicht anwenden. Darum hat der Ministerrat am 10. November 1924 eine Novelle dazu vorgeschlagen, die die Schulen und Schulgemeinden, die im preußischen Teilgebiet noch auf nationaler Grundlage bestehen, mit einem Schlage aufheben soll. Diese Novelle ist am 25. November 1925 Gesetz geworden. Es lauten:

Art. 20: „Die im Gebiete der Wojewodschaften Posen und Pommerellen vorhandenen Schulkorporationen öffentlichen Rechts (d. h. die Schulgemeinden, d. Verf.) und die öffentlichen Volksschulen, denen die Rechte einer juristischen Person gegeben sind, werden aufgehoben. Die Aufhebung öffentlicher Volksschulen, denen die Rechte einer juristischen Person gegeben sind, zieht nicht die Schließung der betreffenden Schulanstalten nach sich."

Art. 21: „Das Vermögen einer aufgelösten Schulgemeinde und einer aufgelösten Schule mit dem Rechte einer juristischen Person geht von derselben als Ganzes über auf die zum Unterhalt der betreffenden Schule verpflichtete Stadt- oder Landgemeinde oder auch auf den Gutsbezirk. Dieses Vermögen darf nur zu Zwecken des öffentlichen Elementarschulwesens verwendet werden."

Durch diese Artikel werden also die im preußischen Teilgebiet bestehenden Schulgemeinden (Sozietäten) mit einem Schlage aufgehoben, die deutschen Schulgemeinden sind nicht mehr. Viele hundert Schulgrundstücke und Gebäude, die der deutschen Minderheit gehören, werden auf diesem Wege zugunsten der politischen Gemeinde fortgenommen. Das so fortgenommene Vermögen (Schulgrundstück) darf nur zu Zwecken des öffentlichen Schulwesens verwandt werden.

Das neueste Gesetz, das noch unter der kulturfeindlichen Ära des Kultusministers Stanislaw Grabski bearbeitet wurde, richtet sich deutlich gegen die gesinnungstreuen Lehrer der Minderheiten. Dieses Gesetz über die „Dienstpragmatik der Lehrer" enthält die Worte, daß nur solche Lehrer fest angestellt werden können, die der

[1]) Vgl. Paul Dobbermann „Die deutsche Schule im ehemals preussischen Teilgebiet Polens", Verlag der Historischen Gesellschaft in Posen, ul. Zwierzynicka 1.

polnischen Sprache in Wort und Schrift mächtig sind, und daß die Noten über diesen Gegenstand in den bisher gegebenen Zeugnissen ungültig seien. Der deutsche Abgeordnete Utta von der deutschen Vereinigung im Sejm und Senat hat am 14. Dezember 1925 scharf gegen den Entwurf Stellung genommen, aber in Polen ist bisher noch jedes Gesetz durchgegangen, das gegen die Minderheiten gerichtet war.

In den polnisch-evangelischen Seminaren in Soldau und Schildberg werden Söhne polnischstämmiger Evangelischer und polonisierter evangelischer Deutscher aus Kongreßpolen zu diesem Zwecke ausgebildet. Von diesen beiden Seminaren geht eine nicht geringe Gefahr für die deutschen Schulen aus. An sogenannten deutschen Seminaren gab es bis 1. IX. 26 das Graudenzer. Das Bromberger wurde vor zwei Jahren aufgelöst. Das Graudenzer Seminar war aber eben auch nur noch ein „sogenanntes" deutsches. Sein Lehrkörper war aus Polen oder polnisch eingestellten Männern zusammengesetzt. Die Unterrichtssprache war durchgehend polnisch. Die Junglehrer, die aus dem Graudenzer Seminar hervorgingen, wurden genau soviel an polnische wie an deutsche Schulen gesetzt. Jedenfalls erhielten die „deutschen" Zöglinge im Graudenzer Seminar eine nationale Orientierung, die es dem Staate unbedenklich erscheinen ließ, ihnen polnische Schüler in die Hand zu geben.

Der Lehrer in Polen ist unmittelbarer Staatsbeamter. Diesem Charakter entsprechend hat die Schulgemeinde kein Einspruchsrecht mehr bei der Besetzung von Lehrerstellen, was früher in Preußen der Fall war.

Wie die Behörde langsam und sicher die Erdrosselung des deutschen öffentlichen Schulwesens vornimmt, so auch des privaten. Nach Artikel 8 des „Vertrages der alliierten und assoziierten Hauptmächte und Polen vom 28. Juni 1919" steht den Minderheiten wie allen anderen polnischen Staatsbürgern das Recht zu, auf ihre „eigenen Kosten Wohlfahrts-, religiöse oder soziale Einrichtungen, Schulen und andere Erziehungsanstalten zu gründen, zu leiten und zu beaufsichtigen mit dem Recht, hier ihre eigene Sprache frei zu gebrauchen und ihre Religion frei zu betätigen". Diese Bestimmung ist fast in demselben Wortlaut in die polnische Verfassung vom 17. März 1921 (Artikel 110) aufgenommen.

Im einzelnen regelt sich das Privatschulwesen noch nach den alten preußischen Bestimmungen, insbesondere nach der „Ministerialinstruktion vom 31. Dezember 1839 zur Ausführung der allerhöchsten Kabinettsordre vom 10. Juni 1829". Danach ruht die Privatschule auf der Person des konzessionierten Leiters. Dieser muß die Konzession alle Jahre erneuern lassen.

Es erscheint als eine ungerechtfertigte Einschränkung, die Gründung von Privatschulen den interessierten deutschen Eltern, die sich zu Vereinen zusammenschließen, zu versagen. Diese Einschränkung ist weder in Artikel 8 des Minderheitenschutzvertrages, noch in Artikel 110 der Verfassung begründet.

Die Versagung der eigenen Aufsicht in den Privatschulen der Minderheit widerspricht dem Art. 8 des Minderheitenschutzvertrages und dem Art. 110 der Verfassung.

Es ist nicht zu rechtfertigen, daß die Hausväter, die eine Privatschule unterhalten, noch Steuern für eine öffentliche Schule zahlen.

Mit der Fiktion, nach den alten preußischen Verfügungen verfahren zu können, als ob der Minderheitenschutzvertrag nicht da wäre, können die Schulbehörden bei schlechter Laune die deutschen Privatschulen glatt erdrosseln. Die Schule ruht auf der Person des Leiters. Die Leitungsbefugnis hat er nur für je ein Jahr. Mit Beginn jedes Schuljahres kann sie ihm verweigert werden. Die Behörde verweigert die Leitungsbefugnis, es ist kein Leiter da, also ist auch keine Schule da. Bis ein neuer Leiter die Konzession hat, darf nicht unterrichtet werden. Ein neuer Leiter meldet sich, er bekommt die Konzession auch nicht; ein zweiter und dritter Leiter wird aufgestöbert, sie bekommen die Konzession auch nicht. Die Schule ist erdrosselt.

Diese Übung hat man am 15. September 1925 am deutschen Privatgymnasium und am deutschen Lyzeum zu Bromberg begonnen, indem man dort dem Direktor

und der Hälfte der Lehrkräfte, hier dem Direktor und einem Drittel der Lehrkräfte die Lehrerlaubnis entzog ohne Angabe von Gründen. Die Anstalt wurde zunächst bis 31. Dezember und dann auf einige Monate weiter gerettet. Was nachher geschehen wird, weiß kein Mensch.

Gegenwärtig gibt es im ehemals preußischen Gebiet 76 private deutsche Schulen. Davon sind 4 Vollgymnasien bzw. Lyzeen, 34 Schulen mit 4 bis 7 aufsteigenden Klassen (Realschule, Realgymnasium, Vorbereitungsschule, Mittelschule) und 39 private Volksschulen. In die privaten Volksschulen gehen 1176 Kinder, diese sind schon in der eingangs erwähnten Zahl der Volksschüler (42993) enthalten. Die Zahl der Schüler in den höheren Privatschulen beträgt 4650. Der Staat unterhält am Thorner polnischen Gymnasium einen Parallelzug deutscher Klassen mit 360 deutschen Schülern. Die Gesamtzahl der deutschen Schüler in allen öffentlichen und privaten höheren und Volksschulen beträgt nach dem Stand vom 1. September 1925 also 47643.

Das russische Teilgebiet.

Im ehemals russischen Gebiet (Kongreßpolen und Wolhynien) ist zahlenmäßig das stärkste Deutschtum. Es sind 750000 Deutsche in diesem Gebiet anzunehmen. Während der deutschen Besetzung ist ein vollständiges deutsches Schulwesen durch den „deutschen Schulverband" aufgebaut worden, wie ja schon zu russischer Zeit recht viele deutsche Schulen unangefochten bestehen konnten. Nach der Revolution wurde der „Deutsche Landes-Schulverband" aufgehoben. Nach dem Ministerialbeschluß vom 3. März 1919 sollten aber die Schulen mit deutscher Unterrichtssprache bleiben. Es gab Ende 1919 nach Angabe des Abgeordneten Utta (Sejmrede vom 27. April 1924) 534 Schulen mit deutscher Unterrichtssprache. Aber wie alle polnischen Versicherungen war auch dieses Versprechen, die deutschen Schulen bestehen zu lassen, nur als schöne Geste aufzufassen. Nach und nach wurden die deutschen Schulen unter den verschiedensten Vorwänden geschlossen.

Der Berichterstatter des Kultusministeriums gab in derselben Sejmsitzung am 27. April 1924 zu, daß vom 1. Dezember 1922 bis 1. Dezember 1923, also im Laufe eines Jahres, 276 deutsche Schulen im russischen Teilgebiet geschlossen wurden.

Es gab nach dieser ministeriellen Berichterstattung 1923 nur noch 220 deutsche Schulen. Hier hatte aber der Berichterstatter alle Schulen mitgerechnet, die auch nur 2 bis 4 deutsche Sprachstunden hatten und die Schließungen in den Jahren 1924 und 1925 unter den Tisch fallen lassen. Demgegenüber stellte der Abgeordnete Utta fest, daß es im russischen Teilgebiet im April 1924 nur 60 Schulen mit wirklich deutscher Unterrichtssprache gab, also nur $^1/_5$ dessen, was 1919 vorhanden war. Die Methode, nach der man das deutsche Schulwesen in Kongreßpolen zerschlägt, kennzeichnete der Abgeordnete folgendermaßen:

„Von dem Recht der Befreiung von den Ergänzungsprüfungen für nicht qualifizierte Lehrer Gebrauch machend, versprechen viele Inspektoren den Lehrern Befreiung von diesem Examen und Zuerkennung der vollen Lehrbefähigung, wenn sie in ihren Schulen, entgegen dem Willen der Eltern, die deutsche Unterrichtssprache durch die polnische ersetzen. Die ehrlichen Lehrer, die sich auf einen derartigen Schacher nicht einlassen wollen, werden schikaniert und man zwingt sogar 50- und 60-jährige Männer zur Ablegung von Prüfungen oder entläßt sie ohne Altersversorgung von ihrem Posten, obwohl diese Leute das Recht haben, bis zum 1. August 1927 im Lehrdienst zu verbleiben. Die Lehrer der Schulen mit deutscher Unterrichtssprache werden an polnische Schulen versetzt, während die deutschen Schulen ganze Jahre ohne Lehrer gelassen werden. Der Massenabbau von Lehrern im vorigen Jahr traf vorwiegend die Lehrer der deutschen Schulen. Es wurden Lehrer aus deutschen Schulen entlassen, die bis achtzig und mehr Schüler zählten." —

Einzelheiten über die Behandlung deutscher Eltern, die sich für die Erhaltung deutscher Schulen einsetzen, kann man alle Tage in den deutschen Zeitungen Kongreßpolens lesen. Aber man wirft sogar Schulkinder ins Gefängnis, damit die ihnen aufgezwungenen oft recht fragwürdigen polnischen Lehrkräfte zu Autorität gelangen. Eine Interpellation des deutschen Abgeordneten Kronig vom 13. November 1925 schildert z. B. folgenden Tatbestand:

„Im Zusammenhang mit einer Prügelaffäre (wo die polnische Lehrerin die deutschen Kinder unter Überschreitung des Züchtigungsrechtes blutig schlug)[1]) wurde nicht die Lehrerin zur Verantwortung gezogen, sondern die Kinder im Alter von 10 bis 13 Jahren gräßlich bestraft. Der Kreisrichter in Biala, dem die Mitteilung der Polizei über diesen Vorfall zugegangen war, sandte die Akten der Polizei zurück, machte jedoch darauf den Vermerk, daß die Kinder mit einer Haft von 2 bis 3 Tagen bestraft werden müßten. Zu einem solchen Vermerk hatte der Richter gar kein Recht, um so weniger, als es sich in diesem Falle um die Bestrafung Unmündiger handelte. Auf Grund dieser gesetzwidrigen Bemerkung des Richters nahm die Polizei die sofortige Bestrafung der Kinder vor. Sechs dieser Kinder wurden in der Schule verhaftet und vierzig Kilometer weit nach dem Polizeigefängnis in Biala gebracht."

Am 20. März 1926 schilderte der Abgeordnete Utta einen erneuten unerhörten Fall:

„In der Kolonie Bechcice Kr. Lask, haben die deutschen Kolonisten im Jahre 1839 ein kleines Grundstück erworben und auf eigne Kosten ein Schulhaus errichtet. Ende 1923/24 wurde die Schule aufgehoben, obwohl 43 Kinder darin waren. Die Eltern legten Beschwerde beim Kreisschulrat ein. Diese wurde in der Weise erledigt, daß am 4. Oktober 1925 einige Vertreter des Schulaufsichtsrates in Begleitung von 4 Polizisten und einer größeren Anzahl polnischer Bauern aus den Nachbardörfern in Bechcice erschienen, um die Schule in Besitz zu nehmen. Mehrere deutsche Männer, Frauen und Kinder, waren vor der Schule erschienen, von dem polnischen Aufgebot angelockt. Man verlangte von dem Oberpolizisten Vorzeigung eines schriftlichen Auftrages. Als Antwort darauf zog der Oberpolizist seinen Säbel und mit den Worten: **Fort Ihr Schweinebande von hier! Wollt Ihr eine deutsche Schule haben so geht nach Berlin!** warf er sich mit den übrigen Polizisten auf die Wehrlosen. Alle versammelten Männer und Frauen, unter letzteren sogar schwangere, wurden mit Gewehrkolben geschlagen und mißhandelt. Darauf wurde die Tür zum deutschen Schulhaus erbrochen und die ganze Einrichtung auf den Hof hinausgeworfen, wobei ein Teil der Möbel zerbrochen wurde. In das Lokal aber wurde die polnische Lehrerin mit ihrer Schule aus dem Dorfe Bechcice eingeführt. Darauf fertigte die Polizei, um ihre Brutalität zu rechtfertigen, eine Anzahl von gefälschten Protokollen an, in welchen die Deutschen des Widerstandes gegen die Behörde beschuldigt wurden. Da diese Protokolle nicht mit der Wahrheit übereinstimmten, verweigerten die Beschuldigten ihre Unterschrift. Dafür belästigte und schikanierte sie die Polizei mehrere Tage, erst auf meine Intervention bei dem Kreiskommando der Polizei in Lodz, wurde diesem Treiben ein Ziel gesetzt.

In diesen Tagen forderte der Untersuchungsrichter des Lasker Kreises die von der Polizei beschuldigten Deutschen aus Bechcice, darunter eine 72jährige Greisin, Margarete Mendel, zu sich und verhaftete sie alle nach kurzem Verhör."

Nachdem die untere Schulbehörde im ehemals russischen Gebiet von 1918 bis 1924 in schärfster Weise polonisiert hatte, ging die Regierung daran, diese Tätigkeit zu legalisieren, indem sie das famose „Gesetz vom 31. Juli 1924, enthaltend einige Bestimmungen über die Schulorganisation" schuf. Der Name dieses Gesetzes deutet schon seine Krüppelhaftigkeit an. Und der 31. Juli 1924 war ein sehr stürmischer Tag im Sejm, weil die Minderheiten der Ostgebiete das Gesetz als Provokation bezeichneten, und die Ukrainer unter Absingung ihrer Nationalhymne abzogen. Das Gesetz brachte den Ostgebieten die Aufhebung des Prinzips der nationalen Trennung der Schulen und führte das utraquistische System ein. Artikel 2 lautet:

„Grundsätzlicher Typus einer Staatsschule in dem im Artikel 1 erwähnten Gebiete — im Sinne des Grundsatzes, die Bevölkerung national gemischter Gebiete zu versöhnen und zu einträchtigem Zusammenleben zu vereinigen, aber sie nicht zu trennen — ist die gemeinsame Schule, welche die Kinder der polnischen und der nichtpolnischen Nationalität in gegenseitiger Schätzung ihrer nationalen Eigentümlichkeiten zu guten Staatsbürgern erzieht."

Wie in einer utraquistischen Schule mit Lehrern polnischer Nationalität eine gegenseitige Schätzung der nationalen Eigentümlichkeiten erzeugt werden soll, ist nicht ersichtlich. Die Scheinheiligkeit und Verlogenheit der Begründung der utraquistischen Schule ist hierzulande in zahlreichen Auslassungen gekennzeichnet worden. Das Gesetz gilt für die Wojewodschaften Lemberg, Stanislau, Tarnopol,

[1]) In ganz Polen ist den Lehrern das Züchtigungsrecht durch ein Dekret aus dem Jahre 1920 entzogen; dieses Dekret sagt: „Die alten preußisch-barbarischen Methoden dürfen bei uns in Polen keine Stätte haben usw."

Wolhynien, Polesien, Nowogrod, Wilna, Grodno, Wolkowysk und Bialystok. Gesprochen wird in dem Gesetz nur von ruthenischen, weißrussischen und litauischen Kindern, als ob keine deutschen da wären, obwohl die drei Gebiete Kongreßpolen, Wolhynien und Galizien (Lemberg, Stanislau) mindestens 850000 Deutsche aufweisen.

Unter den Deutschen des ehemals russischen Gebiets haben die vorhin geschilderten Schikanen und vor allem das Gesetz vom 31. August 1924 lebhaften Widerspruch hervorgerufen. In Stadt und Land werden Versammlungen abgehalten und Entschließungen gefaßt, und es sind Anzeichen vorhanden, daß die Regierung stutzig wird.

Galizien und österreichisch Schlesien

Für Galizien ist, wie wir sahen, das Gesetz vom 31. Juli 1924 auch verbindlich. Hier sind seine Auswirkungen nicht so schlimm, weil das gesamte Schulwesen von österreichischer Zeit her privat ist. Die Siedelungen der 80000 Deutschen in Galizien und der 40000 Deutschen im Teschener Schlesien haben seit altersher ihre Volksschule und ihre höhere Schule selbst unterhalten. Hier geht der Kampf der Behörden darum, die Schulen zu verstaatlichen. Die deutschen Eltern haben bis jetzt erfolgreich um den Bestand ihrer Privatschulen gekämpft. Da und dort ist wohl eine Schule verstaatlicht worden, wo besondere Versprechungen des Staates verlockten. Anderseits ist insbesondere in den deutschkatholischen Gegenden durch die Tätigkeit des „Deutschkatholischen Schulvereins" eine Belebung des Gedankens der Selbsthilfe für die deutschen Schulen eingetreten. Die 276 evangelischen Siedelungen der vor- und nachjosefinischen Kolonisation (Joseph II.) haben fast alle ihre deutschen Privatschulen.

Die Schulen der rein deutschen Stadt Bielitz und des stark deutschen Teschens haben viele Schikanen erdulden müssen. Der größte Schlag, der gegen das Bielitzer Deutschtum geführt worden ist, ist die Enteignung der Gewerbeschule.

Über die Mittelschulen in Ostgalizien schreibt mir ein Mitarbeiter: „Wir haben in Galizien kein starkes deutsches Städtertum mehr. Unsere ostgalizischen Städte Lemberg und Stanislau wären nicht in der Lage, deutsche Mittelschulen zu füllen und zu erhalten, wenn nicht das seelengesunde treue deutsche Bauerntum bildungshungrig seine Söhne in diese Anstalten schickte, trotz allerschwerster Opfer. In Lemberg hat ein früher staatliches deutsches Gymnasium bestanden; die unruhige Zeit des Kampfes zwischen Polen und Ukrainern hat dann an dessen Stelle ein deutsches Privatgymnasium erstehen lassen; jene gärende Zeit bescherte uns auch in Stanislau eine deutsche Mittelschule. Namentlich das letzte wurde in Erkenntnis des richtigen Augenblicks und der angesichts unserer Weltabgeschiedenheit drückend gewordenen Notwendigkeit förmlich aus dem Boden gestampft. Dann kamen bedrohliche Strömungen im Unterrichtsministerium. In Lemberg versuchte man durch möglichstes Entgegenkommen gegen die Wünsche der Regierung, dem Sturm zu begegnen; sehr rasch verwandelte sich dort die Unterrichtssprache vieler Gegenstände von deutsch in polnisch. Stanislau versuchte möglichst lange, so einheitlich, als die Gesetze es nur zuließen, die deutsche Sprache beim Unterricht der verschiedenen Fächer beizubehalten. Ein harter Schlag traf die blühende Schule. Urplötzlich erhielt die Leitung den Auftrag, die jüdischen Schüler sofort zu entfernen; Verlust des Öffentlichkeitsrechtes wurde angedroht. Es erschien nicht nur illoyal, sondern auch wirtschaftlich unmöglich, diesen Wunsch der Regierung zu erfüllen. Die Leitung brachte Einsprüche ein, verlegte sich auf den Bittweg, um wenigstens Aufschub zu erreichen. Die Folge war eine dreiwöchentliche Sperrung der Schule und trotz der nun erfolgten Entlassung der jüdischen Schüler — Entziehung des Öffentlichkeitsrechtes. Der Schlag traf beinahe zu Tode. Daß dieses Realgymnasium sich doch wieder aufgerafft hat, danken wir der Treue und dem Mute seines Leiters, seiner Professoren, ebenso dem Vertrauen der Schülereltern.

Die Staatsgewerbeschule ist entdeutscht, Seminar, Gymnasium, Realschule sind noch deutsch. Leider brachen nach der Überbürdung des Vorjahres und der Häufung der Arbeiten (teilweise anderer Lehrplan) die jungen Opfer unseres Schulstreites körperlich zusammen; einer wurde sterbend heimgeschafft; einige litten und leiden noch heute an Herz-, Nerven-, Blutarmut-, Magenleiden, welche durch das ungleich-

mäßige, aufregende Leben jener zwei Jahre heraufbeschworen wurden. Die Erhaltung der schwer betroffenen Schule war nicht im vollen Betriebe möglich; man baute die Oberklassen ab. Die Schüler stoben auseinander, nach Westen, manche bis nach Wien, nach Danzig, die ärmeren oder sprachbegabten in die polnischen Staatsschulen der Heimat. Sie hatten eine Riesenarbeit im Nachholen der Landessprache, außerdem im Griechischen oder in technischen Fächern, je für welche Schulen sie sich entschieden, zu leisten. Der Lehrkörper machte die größten Anstrengungen, das Öffentlichkeitsrecht wieder zu erreichen. Wenn es gelingen sollte, eine Inspektion zu so großer Zufriedenheit durchzuführen, daß man das Öffentlichkeitsrecht unter demselben Direktor wieder zurückbekam, so mußte dahin gewirkt werden, die vielen aus den Dorfschulen kommenden Kinder in den in manchem Dorf vernachlässigten Gegenständen, besonders in Polnisch und Geschichte rasch zu fördern. Im Winter 1926 waren wir endlich so weit. Es ist unsagbar, mit welchen Opfern, Entbehrungen, Willensstörungen! Die Dorfvolksschulen machen sich erst langsam von dem alten System frei. Die neuen Lehrpläne, besonders die Forderungen an Kenntnis der Landessprache und Heimatgeschichte können dort meist noch nicht bewältigt werden. Es ist ja erst einem kleinen Teil der übernommenen Lehrer gelungen, die Befähigungsprüfung in polnischer Sprache nachzuholen."

Oberschlesien

Oberschlesien ist verhältnismäßig am günstigsten daran. Für dieses Gebiet sind die Schulverhältnisse durch das deutsch-polnische Abkommen über Oberschlesien vom 15. Mai 1922, die sogenannte Genfer Konvention, geregelt, und der hohe Kommissar des Völkerbundes Calonder wacht über die loyale Ausführung der Konvention durch die polnischen Behörden. Die Konvention hat die Zahlen der Anträge festgesetzt, die erforderlich sind für die Gründung von Minderheitsschulen, deutschen Parallelklassen, Erteilung von Sprach- und Religionsunterricht für die Minderheit. Nur die Eltern haben das Recht Erklärungen darüber abzugeben, welches die Unterrichtssprache ihrer Kinder sein soll.

So zufrieden die 500000 deutschen Oberschlesier mit diesen Bestimmungen sind, ebensosehr sind sie empört über die Schikanen, die von der Schulbehörde ausgeübt werden, um die Bestimmungen zu umgehen. Der oberschlesische deutsche Sejmabgeordnete Probst Krayczyrski (der auch von der deutschen Fraktion zu der interparlamentarischen Union nach Amerika delegiert war) sprach am 28. April 1925 im Warschauer Sejm über die Beachtung der Genfer Konvention: „Im Gegensatz zu diesen Vereinbarungen agitieren polnische Schulleiter gegen deutsche Schulen und werden dafür nicht zur Verantwortung gezogen, während deutsche Lehrer sofort entlassen werden, sobald sie sich für die Gründung oder Vermehrung von Minderheitsschulen betätigen. Nach dem Genfer Vertrag soll der Unterricht in den Minderheitsschulen und Minderheitsklassen grundsätzlich nur solchen Lehrkräften anvertraut werden, welche zu dieser Minderheit gehören. In Oberschlesien unterrichten jedoch in deutschen Schulen polnische Lehrer, und man zwingt deutsche, Unterricht in polnischen Schulen zu erteilen. Im Widerspruch zur Genfer Konvention erteilen in deutschen Minderheitsschulen und -klassen Religionsunterricht nur Geistliche, die polnisch orientiert sind, obwohl deutsche Geistliche zur Verfügung stehen. Gerade der Religionslehrer muß, um erfolgreich unterrichten zu können, das Vertrauen der Kinder besitzen, und dies konnten sich nicht alle erwerben. Wie liegen die Dinge in den höheren Minderheitsschulen bei uns? Damit eine genehmigte Klasse weiter bestehen kann, sind zum mindesten 15 Schüler erforderlich. Welche Mittel wendet man an, um Klassen zu schließen? Man erschwert die Aufnahme, um die vorgeschriebene Anzahl unmöglich zu machen. Ist eine Minderheitsschule mit einer Mehrheitsschule in ein und demselben Gebäude untergebracht, so muß die Minderheitsschule einen eigenen directeur erhalten, wie es im französischen Wortlaut der Genfer Konvention heißt. Dem Direktor der Mehrheitsschule steht das Recht der gesamten inneren Verwaltung zu, aber dem Direktor der Minderheitsschule steht das Recht der Aufnahme von deutschen Kindern und das Recht der Ausstellung von Zeugnissen zu. Bei der Ausübung dieser Rechte

wird er aber von dem polnischen Direktor behindert. In Kattowitz haben wir ein Lyzeum, dessen Eröffnung staatlich genehmigt worden ist; einen eigenen Direktor hat aber diese Anstalt noch nicht. Für die Eröffnung eines Lyzeums mit deutscher Unterrichtssprache in Königshütte liefen im verflossenen Jahre mehr als 300 Anträge ein. Angesichts dieser Tatsache hatte der Magistrat die Pflicht, die Schule zu eröffnen. Mit Hilfe des polnischen Direktors wurden aber nur 297 Anträge angenommen, wobei die Anträge auswärtiger Eltern nicht berücksichtigt wurden. Es ist ein heiliges Recht, daß jeder Vater selbst zu entscheiden hat, in welcher Sprache sein Kind zu erziehen ist. In Oberschlesien haben wir eine bunt zusammengewürfelte Bevölkerung, deren Ahnen aus verschiedener Herren Ländern stammen. Wir begegnen dort Familiennamen polnischen, deutschen, tschechischen, französischen, italienischen, litauischen und anderen Ursprungs. Es ist unmöglich, jedes Kind in der Sprache seiner Ahnen zu unterrichten. Trotzdem fordert man in Schlesien, daß nur die Kinder mit deutschen Namen die Minderheitsschulen, alle anderen aber die polnischen besuchen sollen. Mit Terror und Gewaltakten versucht man diejenigen einzuschüchtern, welche eine Minderheitsschule beantragen."

Weil die Zukunft des deutschen Nachwuchses in den Teilgebieten, außer in Oberschlesien, auf keiner sicheren gesetzlichen Grundlage beruht, und weil in Oberschlesien die an sich sicheren Grundlagen von den Polen sabotiert werden, geht das Streben der deutschen Minderheit dahin, die Kulturautonomie zu erringen, die allein imstande sein wird, Polizeieingriffe der Schul- und sonstigen Behörden sowie Beeinflussung durch partei- und tagespolitische Strömungen unmöglich zu machen. Leider sind die Verhältnisse unter der Regierung Pilsudskis eher noch schlimmer geworden.

Die Religion als Kampfmittel

Von Archivrat Dr. Jean Lulvès in Charlottenburg

Die leider nicht genügend beachtete Tatsache, daß in dem weitverzweigten Behördenorganismus an der päpstlichen Kurie in Rom viel zu wenig deutsche Geistliche im Vergleich zu den ungefähr 20 Millionen Katholiken in Deutschland als Beamte tätig sind, hat sich wieder einmal zum Schaden des deutschen Namens erwiesen beim Abschluß des Konkordats zwischen dem Vatikan und Polen.

Das Konkordat mit Polen ist, gemäß Art. 114 der polnischen Verfassung vom 17. März 1921, am 10. Februar 1925 in Rom abgeschlossen worden (vgl. Acta Apostolicae sedis 1925 Nr. 8) und am 3. August in Kraft getreten.

Die neu geschaffene Republik hat es durchgesetzt, daß ihre politisch nicht einwandfreien Landesgrenzen kirchlich sanktioniert worden sind, mag man auch an den Ausdrücken im einzelnen deuteln. Hiermit ist mehr als eine Million zumeist deutscher Katholiken aus dem Bistum Breslau ausgeschieden, nämlich die durch die sachlich unmotivierte Entscheidung des Botschafterrats vom 20. Oktober 1921 Polen zugesprochenen Oberschlesier. Elf oberschlesische Archipresbyterate wurden auf polnisches Drängen zu einer vom Bistum Breslau losgelösten, dem Heiligen Stuhl direkt unterstellten Apostolischen Administratur ausgestaltet. Einem weiteren polnischen Wunsche entsprechend, hat die Vereinigung jener elf Archipresbyterate mit den vier Österreich entrissenen Archipresbyteraten des Teschener Bezirks (ebenfalls aus der Breslauer Diözese) zu einem eigenen Bistum stattgefunden, mit dem Bischofssitz Kattowitz unter der Kirchenprovinz Krakau laut Konkordatsartikel IX. Gemäß Artikel XXVI ist binnen drei Monaten nach Inkrafttreten des Konkordats die Abgrenzung der polnischen Kirchenprovinzen und Bistümer durch den Heiligen Stuhl im Einvernehmen mit der polnischen Re-

gierung erfolgt, und zwar durch die Bulle vom 28. Oktober 1925, „Vix dum Poloniae unitas". Nach dem Bischofssitz heißt die neue Diözese Kattowitz, herkömmlichem Brauch gemäß, ungeachtet des in jenem Artikel IX angegebenen Namens „Schlesien", womit die polnische Regierung ihre Wünsche hatte andeuten wollen.

Die so beschleunigte Identifizierung der Grenzen des Gesamt-Diözesangebiets mit den polnischen Staatsgrenzen kraft Entgegenkommens der Kurie ist ungewöhnlich; sie ist nach dem Eingeständnis des Unterhändlers, Prof. Stanislaus Grabski, von Rom auch nur zögernd gewährt worden.

Ein Gegenbeispiel bildet das Bistum Breslau, das bis jetzt Teile des früheren Österreich umfaßte. Sofort taucht hier ein juristisches Bedenken auf: Politisch hat das Deutsche Reich allerdings auf alle Rechte bezüglich des später an Polen abzutretenden Teiles Oberschlesiens verzichten müssen, gemäß Art. 88 des Versailler Friedens. Die kirchliche Zugehörigkeit Oberschlesiens zum Bistum Breslau war festgelegt in der päpstlichen Bulle „De salute animarum" vom 14./16. Juli 1821; sie stützte sich auf eine zwischen Staatskanzler Hardenberg und Kardinal-Staatssekretär Consalvi abgeschlossene Konvention vom 23. März 1821. Dort hatte sich der Heilige Stuhl Preußen gegenüber verpflichtet, dem Bistum Breslau nicht allein die damaligen preußischen, sondern auch die österreichischen Gebiete Schlesiens zu belassen, soweit sie nicht zu den Erzbistümern Prag und Olmütz gehörten. Kann sich nun von dieser Verpflichtung der Heilige Stuhl, der zudem gar nicht Mitkontrahent des Versailler Vertrages gewesen ist, einseitig selbst entbinden, ohne sich vorher mit dem Gegenkontrahenten Preußen ins Benehmen zu setzen? Denn Inhalt, Entstehungsart und Königliche Sanktion verleihen jener Bulle „De salute animarum" Rang und Wert eines Konkordats, eines Staatsvertrages!

Die kirchliche Sanktion des gegenwärtigen Gebietsumfangs der Republik beruht auf dem Art. IX des Konkordats, der besagt: „Kein Teil der Republik Polen wird einem Bischof unterstehen, dessen Amtssitz sich außerhalb der Grenzen des polnischen Staates befindet", sowie: „Der Heilige Stuhl wird ohne Übereinstimmung mit der polnischen Regierung keine Veränderung an dieser Hierarchie vornehmen, außer kleinen Grenzregelungen, die durch die Seelsorge erfordert werden." Der schroffe Ton in den Anfangsworten dieser Bestimmung tritt deutlich hervor beim Vergleich mit der entsprechenden Bestimmung des bayerischen Konkordats vom 29. März 1924. Hier ist eine derartige Wendung überhaupt weggelassen.

Der äußeren national geschlossenen Umklammerung entspricht die innere Durchsetzung des kirchlichen Aufbaus. Die Wahl der Erzbischöfe und Bischöfe steht nach Art. XI formell dem Heiligen Stuhle zu, anscheinend ohne Mitwirkung der beteiligten Kapitel. Vorher aber wird sich der Papst, ebenso wie bei Ernennung von Koadjutoren mit dem Recht der Nachfolge, an den polnischen Staatspräsidenten wenden und feststellen, ob dieser politische Einwände gegen die Wahl geltend macht: wenn auch kein formelles Vetorecht der polnischen Regierung, so doch ein tatsächliches.

Eine weitere nationalistisch ersonnene Sicherungsmaßregel enthält die Eidesformel des Bischofs im nächsten Art. XII. Sie fesselt diesen so vollkommen an den Staat, wie das noch kein Konkordat je verlangt hat. Der Bischof verpflichtet sich, „der Republik Treue zu halten, völlig loyal die durch die Verfassung eingesetzte Regierung zu achten und zu wachen, daß auch seine Geistlichkeit ihr untertan ist . . . . , daß er in keinerlei Einvernehmen stehen, noch bei keinerlei Beratungen anwesend sein werde, die den polnischen Staat oder die öffentliche Ordnung gefährden können."

Daß den Polen dieser Treueid der Bischöfe keineswegs als bloße Formalität gilt, geht einmal aus der detaillierten Präzisierung hervor, sodann aus einem Vergleich mit dem bayerischen Konkordat (Art. XIV), in dem vom Bischof kein Treueid verlangt wird. Was ein so hoher Vertreter der römischen Kirche dem bayerischen Staate gegenüber für Pflichten beobachten muß, wird vertrauensvoll seinem Taktgefühl, seinem Urteil überlassen!

Daß die „Rechte der Minderheiten nicht in Widerspruch stehen mit der Loyalität gegen den polnischen Staat", — diese recht theoretische These vertrat bei Erörterung jenes Eides der vatikanisch-offiziöse „Osservatore Romano" am 14. Oktober 1925 und bewies damit seine Unkenntnis hinsichtlich der Geschicke der Minderheiten, vornehmlich der deutschen, in Polen!

Nach Art. XIX können Pfarrpfründen ohne Zustimmung der polnischen Regierung nicht erhalten:

1. Nicht naturalisierte Ausländer und 2. Personen, deren Tätigkeit die Sicherheit des Staates gefährdet, worüber sich die kirchliche Behörde rechtzeitig bei dem polnischen Ministerium zu unterrichten hat.

Getroffen werden soll mit dieser polnischen Unterdrückungspolitik, in die in gefühlloser Weise die Religion mit hineingezogen wird, nicht allein für die Zukunft der geistliche Nachwuchs, sondern auch die bereits in der Seelsorge tätigen deutschen Geistlichen, die ihrer drangsalierten Gemeinde vertraut und lieb geworden sind.

Einfach Anwendung des Konkordatsartikels XX: „Wo die Staatsbehörden gegen einen Geistlichen Anstände wegen einer die Sicherheit des Staates gefährdenden Wirksamkeit erheben, soll der zuständige Minister die Beschwerden dem Ordinarius vorlegen, der im Einvernehmen mit dem Minister innerhalb dreier Monate die geeigneten Maßnahmen treffen wird."

Das müßte schon ein sehr energischer und unabhängiger Ordinarius sein, nicht polnischer Nationalität natürlich, der fest und unnachgiebig seine abweichende Meinung gegenüber dem Ministerium durchhielte. In diesem Fall, heißt es weiter im Art. XX, „wird der Heilige Stuhl die Lösung der Frage zwei Geistlichen nach seiner Wahl anvertrauen, die im Einvernehmen mit zwei Delegierten des Staatspräsidenten eine endgültige Entscheidung treffen werden." Und wie im Falle etwaiger Stimmengleichheit 2 : 2? Warum diese Unklarheit?

Übrigens läßt sich der Konkordatsartikel XX mit den Grundsätzen des kanonischen Rechts, wie sie vor allem im Can. 2147 niedergelegt sind, nicht vereinigen.

Wohl versagt das deutsch-polnische Abkommen vom 15. Mai 1922 im Art. 78 Nr. 2 dem polnischen Staate die Befugnis zu einem Eingriff, wo es sich lediglich um Pflege der „Interessen der Minderheiten in sprachlicher, kultureller, religiöser, nationaler oder gesellschaftlicher Hinsicht" handelt. Nur mögen diese nicht auf derartige, dem überstarken polnischen Nationalempfinden widerstreitende Verträge allzu große Hoffnungen setzen!

Ebenfalls dem zielbewußten Vorgehen der Republik gegen ihre mit übernommenen Minderheiten entspricht der scheinbar versöhnliche Konkordatsartikel XXIII:

Es werden keinerlei Abänderungen bezüglich der Sprache, die in den Diözesen des lateinischen Ritus bei Predigten, außerordentlichen Gottesdiensten, Volksgebeten und beim Religionsunterricht — außer theologischen Vorlesungen der Seminarien — gebräuchlich ist, vorgenommen, ohne besondere Genehmigung, die einer Konferenz der Bischöfe des lateinischen Ritus, nämlich von Gnesen-Posen, von Warschau, Wilna, Lemberg und von Krakau, vorbehalten ist.

Nur kommt es hierbei auf die Qualität und Zusammensetzung der Bischofskonferenz an. Die bereits zitierten Art. IX, XI und XII garantieren schon eine völlig polnische Loyalität in beiden Hinsichten. Wie es in der Praxis tatsächlich aussieht, geht u. a. aus dem Verhalten der Bischofskonferenz zu Czenstochau im Juni 1922 hervor. Die hier versammelten 26 Seelenhirten sandten Telegramme an die Oberschlesier: Glückwünsche für die mit Polen Vereinigten, Trostsprüche für die noch außerhalb der polnischen Grenzen Verbliebenen: Alle seien sie treue Katholiken und heiße Patrioten, allen schwebe das eine Ziel vor: die Einigung aller Bürger Polens! Derartige Erfahrungen beeinträchtigen die Hoffnung auf Erhaltung der deutschen Sprache in Gottesdienst und Religionsunterricht. Wenigstens sind willkürliche Änderungen des Sprachgebrauchs, etwa in Grenzgebieten, dem einseitigen Einzelermessen untergeordneter Instanzen entzogen.

Ausgeschlossen ist es nach diesem Art. XXIII, der das Sprachenverhältnis des Tages des Inkrafttretens des Konkordats, also des 3. August 1925, zugrunde legt, daß wertvolle an das Polentum verlorene Posten und Gebiete der deutschen Sprache wiedergewonnen werden.

Daß die sprachlichen Minderheiten ein Recht auf den Gebrauch ihrer Muttersprache beim Gottesdienst und Religionsunterricht haben, wie ihnen das beispielsweise bei der Annektierung Oberschlesiens zugesichert worden, ist weder hier noch an irgendeiner andern Stelle zum Ausdruck gebracht. Jene Zusicherungen sind enthalten in dem Minderheitenschutzvertrag der Ententemächte mit Polen vom 28. Juni 1919, Art. 9, und sehr eingehend in dem deutsch-polnischen Abkommen über Oberschlesien vom 15. Mai 1922, vornehmlich Art. 85 betr. das Recht auf freie, private und öffentliche Ausübung jedes Bekenntnisses, Art. 86, 2 betr. freien Gebrauch der Sprache, deren sich die Kirchen- und Kultusgemeinden usw. bei der Verwaltung ihrer kirchlichen Angelegenheiten bedienen wollen; ferner Art. 87, 3 (1): „Die Religionsgesellschaften usw., deren Mitglieder einer nationalen und sprachlichen Minderheit angehören, dürfen nicht gehindert werden, im Gottesdienst, in der Seelsorge und im kirchlichen Unterricht diese Mitglieder in deren Sprache bedienen zu lassen" usw.; ferner Art. 78 und 79, die Art. 97 bis 134, von denen besonders Art. 106, 107, 113, 118, 121 den Minderheitssprachunterricht und die Minderheitsschulen behandeln.

Der polnische Erzbischof v. Stablewski äußerte einmal: „Nur der Religionsunterricht in der Muttersprache ist imstande, das kindliche Gemüt zur wahren Erkenntnis Gottes auszubilden, zur Liebe Gottes zu erwärmen und feste sittliche Grundlagen für das ganze Leben zu schaffen."

Unfaßbar, daß die Kurie es verabsäumt hat, auf die stärkste Bekräftigung dieser und anderer für die Minderheiten wichtiger Bestimmungen zu dringen. Die polnische Regierung selbst gerät dabei in den Verdacht unlauterer Absichten. Die Tatsachen bestätigen diese Annahme[1]).

Können laut Art. II, nach welchem die Bischöfe, die Geistlichkeit und die Gläubigen frei und unmittelbar mit dem Heiligen Stuhl verkehren werden, doch wohl jedenfalls durch Vermittlung des polnischen Botschafters am Vatikan, wirklich auch einzelne Gruppen oder gar irgendwie bedeutende Einzelpersonen der deutschen Minderheit, unter Umgehung eines polnischen Bischofs, mit dem Heiligen Stuhl in Verbindung treten? Dagegen spricht die strenge Briefkontrolle, das Ausbleiben einer Antwort der polnischen Behörden bei vielen derartigen Beschwerden, ihr Unterlassen der Weitergabe unangenehmer Schriftstücke in häufigen Fällen. Recht kennzeichnend ist der Einspruch des polnischen Botschafters beim Vatikan im Juni 1925 gegen das Erscheinen des Danziger Pilgerzugs zusammen mit den Pilgern aus Münster i. W. in derselben Papstmesse und gegen deren gleichzeitigen Empfang bei Seiner Heiligkeit. Mit einwandfreien Untertanen deutscher Herkunft hätte die polnische Regierung noch weniger Umstände gemacht.

Bei diesen Betrachtungen und Untersuchungen darf eine geschichtliche Tatsache nicht außer acht gelassen werden: Von jeher stand vielen Polen, weltlichen wie geistlichen, die eigene Nationalität höher als die römische Kirche, für ihr nationalistisches Empfinden ja eine volksfremde Organisation.

Daß das religiöse Bekenntnis sehr vielen Polen nur einen Deckmantel für nationalistische Bestrebungen bietet, darüber sollte man sich in deutschen katholischen Kreisen klar sein. Weiß man nicht, wie wegwerfend und verletzend deutsch erzogene Pfarrkinder von polnischen Geistlichen behandelt werden?

Der Heilige Stuhl ist sich der Unzuverlässigkeit der Polen in ihrem kirchlichen Gehorsam wohl bewußt. Um sie zu gewinnen, hat er sich schwerwiegende Zugeständnisse abringen lassen, hat er vor allem die Geistlichkeit dem polnischen

[1] Vgl. den Aufsatz von Paul Dobbermann in diesem Heft.

Staate in seinem Nationalitätenkampfe zur Verfügung stellen müssen. Wirklich tief verankert ist das römisch-katholische Bekenntnis in den früher preußischen Landesteilen. Und gerade diese deutsche katholische Minderheit muß sich durch das Konkordat arg zurückgesetzt fühlen.

In den Konkordatsverhandlungen hat die Gegenseite bei geschickter Ausnutzung einer den Polen günstigen Grundstimmung an entscheidenden Stellen zweifellos mit schwerem Geschütz gearbeitet, selbst mit Drohungen, mit irreführenden Vorspiegelungen. Mit den Bekehrungsgefahren durch die Griechisch-Katholischen, durch die Protestanten sowie durch die Uniierten im Osten Kongreßpolens und Galiziens. Sodann mit der Androhung eines Kulturkampfs, womöglich mit der Bildung einer polnisch-katholischen Nationalkirche, etwa im Sinne des Abgeordneten Stapinski.

Hierbei ist einerseits als befremdend hervorzuheben, daß die im Art. 114 der polnischen Staatsverfassung betonte Vorzugsstellung des römisch-katholischen Bekenntnisses in Polen im Konkordat unerwähnt geblieben ist. Es heißt dort nur, daß die katholische Kirche ohne Unterschied der Riten sich voller Freiheit in der Republik erfreuen wird. Es scheint fast so, als ob die polnischen Unterhändler hier einen Trumpf gegenüber dem Vatikan haben zurückbehalten wollen.

Auf dem Wege zu einer Art polnischer Nationalkirche ist das staatlich-hierarchische Gefüge, wie sich nunmehr die römisch-katholische Kirche in Polen mit der weitestgehenden Ausdehnung der staatlichen Machtsphäre über Geistlichkeit und kirchliche Einrichtungen nach dem Konkordat darstellt, schon äußerlich gekennzeichnet durch Art. VIII, nach dem die Geistlichen an den Sonntagen und am Nationalfeiertag, dem 3. Mai, beim Gottesdienst ein liturgisches Gebet für das Wohl der polnischen Republik und ihres Präsidenten zu sprechen haben; — im bayerischen Konkordat vom 29. März 1924 findet sich dazu kein Seitenstück, denn dieses ist, wie sich schon bei der Frage des Bischofseides ergibt, ein rein religiöses Konkordat, das polnische ein vornehmlich politisches.

Endlich das Schreckensgespenst des Bolschewismus, gegen den Polen schon geographisch einen Schutzwall zu bilden, die Aufgabe haben müßte. Außer bei den Verhandlungen wirkte sich diese Furcht indirekt noch aus in der ihretwegen angebahnten Agrarreform, die der drohenden Bauernrevolution — besonders durch das Gesetz vom 28. Dezember 1925, Nr. 1334, z. B. Art. 2, 1b — begegnen soll, sowie in den die Interessen dieser Agrarreform berücksichtigenden Konkordatsartikeln. Wie XXIV, durch den sich der polnische Staat, ungeachtet seiner in Art. XVI und XVII ausgesprochenen Anerkennung der bestehenden kirchlichen Eigentumsrechte, das Recht vorbehält, über gewisse Maße hinausgehende Teile des geistlichen und weltlichen Grundbesitzes für bäuerliche Ansiedlungszwecke abzulösen. Damit ist eine Hauptquelle der Einnahmen für die katholische Kirche mit einer kaum je dagewesenen Härte getroffen worden. Allein von dem im ehemals preußischen Gebiete liegenden Kirchenbesitz (rund 40000 Hektar) sind Dreiviertel für die Aufteilung im Rahmen jener hier als besonderes Zwangsmittel benutzten Bodenreform bestimmt. Den Pfarreien und einfachen Benefizien ist z. B. Landeigentum von je 15 bis 30 Hektar zugesichert, was die Kleinbauernpartei (Wyzwolenie) auf 6 bis 15 Hektar gar zu gern herabsetzen möchte. Hiervor in Zukunft seine Schutzbefohlenen in Polen zu bewahren, ist dem Heiligen Stuhl im Konkordat keine Möglichkeit zurückbehalten. Durch die Art, wie schon jetzt die Bodenreform gehandhabt wird, werden viele deutsche Besitzer zur Abwanderung gezwungen werden.

Die Erörterung der sonstigen Artikel des Konkordats erübrigt sich hier, da sie entweder gar nicht oder nur indirekt Interessen der deutschen Minderheiten berühren, — bis auf den Art. III über die Einsetzung eines apostolischen Nuntius in Warschau sowie eines polnischen Botschafters beim Heiligen Stuhle, wichtig wegen des recht eigenartigen Zusatzes: „Die Vollmachten (pouvoirs) des Apostolischen Nuntius in Polen erstrecken sich auch auf das Territorium der Freien Stadt Danzig.“ Damit war zum ersten Male die Zuständigkeit des Gesandten einer fremden

Macht in Warschau ausdrücklich auf die Freie Stadt Danzig ausgedehnt worden, ein Vorgang, der bedenkliche Folgen zeitigen konnte.

Einer von Danzig an den Papst übermittelten Bitte entsprechend, errichtete allerdings Pius XI. durch die Bulle „Universa Christi fidelium cura" vom 30. Dez. 1925 das Bistum Danzig als exemt, „nur dem Apostolischen Stuhle unmittelbar unterworfen", mit der Pfarrkirche in Oliva als Kathedralkirche. Polens kirchlicher Vorstoß gegen Danzig ist damit um seine Wirkung gekommen.

Nachdem durch tatkräftiges, verständnisvolles Eingreifen des Heiligen Stuhls ein klarer Rechtszustand hinsichtlich der Diözese Danzig geschaffen worden, ist jene auf sie bezügliche Bestimmung des III. Konkordatsartikels tatsächlich gegenstandslos geworden, wenn sie auch nicht formell aufgehoben ist. Denn unbenommen bleibt dem Vatikan die Möglichkeit, jederzeit neben den Auskünften, die ex officio der exemte Bischof erteilt, sich durch einen besonderen Gesandten oder Bevollmächtigten über Einzelheiten in der Diözese noch besonders zu unterrichten. Warum nicht auch durch den Nuntius in Warschau? Allerdings soll sich der gegenwärtige Nuntius nicht der wünschenswerten völligen Unparteilichkeit befleißigen. Die Ausdehnung seiner „Pouvoirs" auf die Freie Stadt Danzig ist anscheinend noch in keinem Falle Tatsache geworden.

Das Konkordat mit Polen stellt sich nach den hier niedergelegten Beobachtungen durchaus nicht als ein Meisterwerk vatikanischer Staatskunst dar. Der Vatikan wird sich jetzt darüber klar sein, wohin allzu großes Vertrauen gegenüber den Polen führt.

Die Industrie

Von Dr. Martin Meister in Kattowitz

Die Art, Entwicklung und Bedeutung der Industrie Polens ist für die einzelnen Teilgebiete verschieden. Polen als Ganzes genommen ist ein durchaus landwirtschaftlicher Staat. Von der rd. 30 Mill. betragenden Bevölkerung sind insgesamt 65 vH in der Land- und Forstwirtschaft und in verwandten Berufen beschäftigt, nur 14 vH in Bergbau-, Industrie und Handwerk.

Kongreßpolen, das von den 30 Mill. Einwohnern des polnischen Reiches 12 Mill. in seinen Grenzen vereinigt, hat eine vielseitige Industrie. Sie arbeitete vor dem Kriege für den ungeheuren russischen Markt, verlor aber dieses Absatzgebiet nach der Bolschewisierung Rußlands. Die kongreßpolnische Industrie beruht zum Teil auf den Bodenschätzen dieses Gebietes. Das Steinkohlenrevier in der Süd-West-Ecke, bei Dombrowa und Sosnowice umfaßt einen Flächenraum von ca. 500 qkm. Man schätzt die hier vorhandene Kohlenmenge auf 5 Milliarden cbm. In der Gegend von Kielce befinden sich Zink- und Bleierzgruben. Eisenerze enthält der Boden an drei Stellen, nämlich im Dombrowaer Kohlenbecken, in der Gegend von Radom und endlich bei Czenstochau. Die Lager bei Czenstochau dehnen sich über etwa 1000 qkm aus, besitzen aber geringe Mächtigkeit, so daß der Abbau vorläufig noch nicht in Angriff genommen wurde. Die Rechte auf die Czenstochauer Erzlager hat sich der polnische Staat vorbehalten. Im Zusammenhang mit diesen wertvollen Bodenschätzen bestand schon zu russischen Zeiten eine Eisen- und Zinkhüttenindustrie. Die Eisenhütten liegen im Dombrowarevier, bei Czenstochau und in der Wojewodschaft Kielce. Überdies entwickelte sich auch eine vielseitige Fabrikindustrie, und zwar Metall- und Maschinenindustrie, eine bedeutende Textilindustrie, deren Mittelpunkte in Lodz und Czenstochau liegen, und die älter ist als die russische, sodann im Zusammenhang mit der Landwirtschaft die Zuckerin-

dustrie, die Spiritus- und Branntweinbrennerei und endlich eine Reihe von weiter verarbeitenden Industrien, wie Holz-, Papier-, Nahrungsmittel-, chemische Industrie u.a.

In Galizien beruht die Industrie fast ausschließlich auf den Bodenschätzen. Die Petroleumquellen springen im ganzen Vorkarpathengürtel. Dazu kommen die Salzlager bei Wieliczka und Bochnia, und die erst in jüngster Zeit ausgebeuteten reichen Kalilager von Kalusz und Stebnik. Die galizische Petroleumindustrie ist naturgemäß international und gelangte nach dem Kriege in steigendem Grade in die Hände des Auslandskapitals. Schließlich besitzt Galizien noch einen Anteil an dem einst von den Grenzen der drei Kaiserreiche durchschnittenen Industrierevier, das Krakauer Becken mit Kohle und Zink. Im übrigen besteht zwischen der Industrie Galiziens und Kongreßpolens kein Zusammenhang. Die Fertigwaren der Fabrikindustrie wurden seinerzeit aus Österreich eingeführt.

Für Posen und Pommerellen (Westpreußen) kommen Bodenschätze kaum in Frage, abgesehen von den ergiebigen Salzlagern bei Hohensalza. Hier steht die Industrie entweder im Zusammenhang mit der Landwirtschaft (Zuckerfabriken, Brennereien, Sägewerke), oder es handelt sich um Fabrikindustrie, die landwirtschaftliche Maschinen, Baumaterial, Papier, Seifen und Fette, Gummiwaren u. a. herstellt.

Ganz anders steht es mit Oberschlesien, dessen schwerindustrieller Charakter zu dem sonst vorwiegend agrarischen Polen im schärfsten Gegensatz steht. Auf Grund der Entscheidung des Völkerbundes vom Jahre 1921 besitzt Polen in Poln.-Oberschlesien einen Landesteil, dessen Bevölkerung zu 48 vH in der Industrie und im Bergbau, und nur zu 29 vH in der Landwirtschaft tätig ist. Mit Oberschlesien vereinigt wurde der polnisch gewordene Teil des ehemaligen österreichischen Schlesiens mit dem Industriezentrum Bielitz-Biala.

Die Wojewodschaft Schlesien für sich betrachtet steht in der Nähe der Hauptindustriestaaten Europas, wie Großbritannien mit 51,5 vH, Belgien 50 vH, Schweiz 44,7 vH und Deutschland 40 vH Industriebevölkerung.

Das übrige Polen mit seinen 65 vH landwirtschaftlicher Bevölkerung trägt osteuropäischen agrarischen Charakter. Selbst Rußland zählt nur 58,3 vH Bauernbevölkerung, Spanien 56,2, Italien 55,5, Frankreich 40,7, Deutschland 35,2 vH.

Die Folge einer so ungleichmäßigen Zusammensetzung aus einem riesigen Agrarkomplex mit einer Menge von aufgepfropften Fabrikindustrien und einem räumlich kleinen, aber wirtschaftlich bedeutungsvollen schwerindustriellen Anhängsel sind gewisse Spannungen im polnischen Wirtschaftskörper. Die Interessen von Landwirtschaft, Schwerindustrie und Fabrikindustrie decken sich nicht und können nur mit großen Schwierigkeiten in einem einheitlichen Wirtschaftsprogramm die gebührende Rücksicht finden. Der Ausbruch des deutsch-polnischen Handelskrieges entsprach in Polen den Interessen der Fabrikindustrie, nicht aber denen der Landwirtschaft und denen der Schwerindustrie. Der Fabrikindustrie gelang es nur dadurch, ihren Standpunkt durchzudrücken, daß die politische Gegnerschaft gegen Deutschland ihr zur Seite trat, um das unmögliche Ideal einer „wirtschaftlichen Unabhängigkeit von Deutschland" durch einen Wirtschaftskrieg zu verwirklichen.

Unbestreitbare wirtschaftliche Bedeutung erhält Polen durch seine Naturschätze, die weit größer sind als die anderer osteuropäischer Staaten.

Die umstehende Tabelle zeigt zunächst den außerordentlichen Reichtum Polens an den verschiedenartigsten Bodenschätzen. Anderseits aber fällt bei einem Vergleich der verschiedenen Jahresziffern der Rückgang der Erzeugung in den letzten Jahren gegenüber 1913 in die Augen. Wir finden ihn gerade bei den wichtigsten und wertvollsten Erzeugnissen, wie Steinkohle, Petroleum, Eisen-, Zink- und Bleierze, bei Roheisen, Stahl, Zink und Blei. Bemerkenswertes Anwachsen zeigt hingegen die Förderung von Salz und in gewaltigem Maße die Kaliproduktion, die auf mehr als das 89fache des Jahres 1913 gestiegen ist. Betrachtung der einzelnen Erzeugnisse ergibt, daß der Rückgang im Jahre 1925 gegenüber 1913 sich am stärksten in der Eisenindustrie geltend gemacht hat.

Berg- und Hüttenmännische Produktion in tausend Tonnen

Produkte	Absolute Ziffern				Mengenverhältnis zu 1913 = 100		
	1913	1920	1924	1925	1920	1924	1925
Steinkohle	40 727	31 049	32 225	29 040	76,2	79,1	71,3
Braunkohle	197	248	88	64	125,8	44,6	32,4
Rohpetroleum	1 114	765	771	812	68,7	69,2	72,8
Erdgas in Mill. cbm		405	438	535	—	—	—
Erdwachs	1 353	0 368	0 732	0 744	27,2	54,1	54,9
Salz	189	263	275	330	139,1	146,0	174,6
Kalisalz	2	10	81	178	500,0	4 050,0	8 900,0
Eisenerz	464	184	288	210	39,6	62,1	45,2
Zinkerz	510	198	—	1 124	38,8	—	199,2
Bleierz	54	11	—		20,3	—	
Roheisen	1 055	411	356	314	38,9	31,8	29,7
Stahl[1])	1 619	972	678	792	60,0	41,8	48,8
Zinkmetall	192	87	93	114	45,8	48,4	59,3
Bleimetall	43	19	20	27	44,1	46,5	62,7

[1]) Martinblöcke, Bessemerblöcke, Elektrostahl und Gußstahl, ohne Puddelluppen.

Wenn man das Jahr 1920 zum Ausgangspunkt nimmt, so wird das Bild etwas günstiger. Allerdings zeigt die Steinkohle 1925 einen Abschlag der Förderung gegenüber 1920 von etwa 2 Mill. t und Roheisen von etwa 100000 t. Die Stahlförderung betrug nur $^4/_5$. Auch die Braunkohlenförderung ging in diesen 5 Jahren auf ein Viertel zurück. Alle übrigen Erzeugnisse aber zeigen steigende Ziffern. Die Kaliförderung von 1925 betrug etwa das 18fache von 1920, die Zinkproduktion stieg um 42 vH, die Zinkerzförderung um 88 vH, die Eisenerzförderung um 17 vH, die Salzerzeugung um 25 vH, die Produktion von Erdgas um 32 vH, die von Rohpetroleum um 6 vH.

Nach dem Erwerb des oberschlesischen Reviers mit Myslowitz, Kattowitz, Königshütte, Rybnik und Tarnowitz steht Polen unter den Kohlenländern Europas, was die in der Erde lagernden Kohlenvorräte betrifft, an dritter, und was die Fördermenge anbetrifft, an vierter Stelle. Die Kohlenvorräte werden auf 69 Milliarden t geschätzt. Mit einer Arbeiterzahl von 110000 steht der Steinkohlenbergbau als der wichtigste Industriezweig Polens an der Spitze. In keinem anderen Kohlenlande ist aber der Förderrückgang gegenüber der Vorkriegszeit so scharf ausgeprägt wie in Polen. 1925 wurden in Polen nur 70,5 vH der Mengen des Jahres 1913 gefördert (in England 80 vH, in Deutschland 93 vH). Das polnisch-oberschlesische Revier ist an diesem Förderrückgang verhältnismäßig am stärksten beteiligt. In Oberschlesien beträgt die Förderung des Jahres 1925 nur 67,3 vH des Jahres 1913, im Dombrowaer Revier 84 vH und in dem kleinen Krakauer Revier 85,5 vH. 1923 war das Jahr der Hochkonjunktur infolge der Ruhrbesetzung. Die Ausfuhr nach Deutschland nahm großen Umfang an. Insgesamt weist dieses Jahr eine Ausfuhr von 36 Mill. t auf, 1924 fiel die Ziffer auf 32 Mill., 1925 infolge des Aufhörens der Ausfuhr nach Deutschland in der zweiten Jahreshälfte, auf 29 Mill. Das Jahr 1926 dürfte infolge der englischen Streikkonjunktur eine höhere Ziffer zeigen.

Wenn die Kohlenförderung Polens 1925 um 29,5 vH unter die Vorkriegsförderung gesunken ist, so ist dies einerseits darauf zurückzuführen, daß Deutschland ab 15. Juni 1925 sein generell bestehendes Kohleneinfuhrverbot auch auf Polnisch-Oberschlesien anwenden konnte, anderseits darauf, daß Polen stärker als jedes andere Land auf den Auslandsabsatz seiner Steinkohle angewiesen ist, infolge der geringen Verbrauchsfähigkeit des inneren Marktes, da im Osten Holz der Hauptbrennstoff ist, endlich darauf, daß die Kohlenausfuhr nach anderen Ländern auf Schwierigkeiten stößt[1]). Diese Kohlenindustrie ist für Polen zu groß, und so kommt

[1]) Vgl. hierzu den Aufsatz von Walther Schotte im September-Heft 1921 der S. M. „Die Wahrheit über Oberschlesien".

es, daß 1923 34,8 vH, 1924 sogar 35,8 vH der Förderung den Weg ins Ausland nehmen mußten, zum Teil mit nur recht mäßigen Gewinnen, vorübergehend sogar mit Verlusten der Kohlengesellschaften. Unter normalen Verhältnissen beträgt also der Auslandsabsatz mehr als ein Drittel der Förderung. Bedeutend günstiger sind die Ziffern für England und Deutschland. 1924 wurden in England 31 vH, in Deutschland 22 vH der geförderten Steinkohle ausgeführt.

Polen ist auf den meisten europäischen Absatzmärkten vor allem dadurch sehr benachteiligt, daß die Verkehrslage der drei Reviere im Südwestzipfel Polens ebenso für Europa, wie für Polen selbst sehr ungünstig ist. Gerade jetzt in der Zeit der englischen Kohlenkonjunktur, in der riesige Bestellungen bei den Gruben einlaufen, und die Eisenbahn nicht Waggons genug stellen kann, um den Verladungsansprüchen zu genügen, zeigt sich die Unzulänglichkeit des polnischen Transportnetzes in unangenehmster Weise. Es ist nicht für den Nord-Südverkehr, sondern hauptsächlich für den Ost-Westverkehr eingerichtet. Zudem besitzen die zur Verfügung stehenden Häfen, vor allem Danzig, neben dem Gdingen, der an der polnischen Küste gelegene Hafen, vorläufig nur eine bescheidene Rolle spielt, keine genügende Verladefähigkeit. So kam es, daß Polen genötigt war, die Hilfe der deutschen Reichsbahn in Anspruch zu nehmen und seine Kohlenzüge seit Mitte Juni im Transit durch Deutschland nach Stettin, Hamburg und Bremen zu schicken. Neuerdings ist auch Rußland zu den Beziehern der oberschlesischen Kohle getreten. Kürzlich wurde angeblich in Kattowitz ein Vertrag über die Lieferung von 500000 t oberschlesische Kohle für Nordwestrußland abgeschlossen.

Das Eisenhüttenwesen Polens ist reich entwickelt, leidet aber unter den ungünstigen Absatzverhältnissen. Im Syndikat der Eisenhütten sind seit 6. Mai 1926 sämtliche 13 Aktiengesellschaften, die im Besitz von Eisenhütten sind, vereinigt. Sechs davon haben ihren Sitz in Polnisch-Oberschlesien, 6 in Kongreßpolen, 1 in Krakau. Diese Gesellschaften betreiben 28 Hüttenwerke mit 9 nicht gelöschten Hochöfen. Das größte Hochofen- und Hüttenwerk Polens ist die Bismarckhütte, auch die Friedenshütte (früher zu Oberbedarf gehörig) und Baildonhütte (früher zur oberschlesischen Eisenindustrie gehörig) sind bemerkenswert, alle drei im polnischen Teil Oberschlesiens. In Kongreßpolen ist das größte Werk die Huta Bankowa in Dombrowa mit stark französischem Kapital. Von den genannten Werken haben Bismarck- und Baildonhütte sehr durch den Zollkrieg mit Deutschland an Absatz und Arbeitsmöglichkeit verloren, so daß beide viele Feierschichten einlegen mußten. Die Erzeugung von Edelstahl und Feinblechen ist auf ein Mindestmaß gesunken, da sie ihren Hauptabsatzmarkt in Deutschland fand. Die Friedenshütte hat den veränderten Verhältnissen dadurch Rechnung zu tragen versucht, daß sie einen neuen Hochofen in Tätigkeit setzte, in dem Ferromangan hergestellt wird, das einen guten Absatz nach der Tschechoslowakei findet. Die Gesamtmenge der Umsätze im Außenhandel der polnischen Eisenhütten ist 1926 infolge des Zollkrieges und der allgemeinen Wirtschaftskrise außerordentlich zurückgegangen.

Einer der wenigen sich günstig entwickelnden Produktionszweige in der polnischen Eisenindustrie ist die Röhrenerzeugung. Das Röhrenwerk der Bismarckhütte und die Röhrenschweißerei der „Ferrum"-A.-G. sind dauernd mit Auslandsaufträgen beschäftigt. Bismarckhütte beliefert Rumänien mit Petroleumbohrröhren und Ferrum versendet die großen Röhren mit weitestem Durchmesser für Wasserkraftwerke bis nach China und Japan. Die Bismarckhütte ist übrigens kürzlich dem deutsch-tschechischen Röhrensyndikat beigetreten.

Eine erhebliche Rolle spielt für die polnisch-oberschlesische Hütte der Veredelungsverkehr über die Grenze hinüber, vor allem zwischen der Baildonhütte und der Eisenhütte „Silesia" mit ihrer in Deutschland verbliebenen Rohstoffbasis, der Julienhütte. Das Genfer Abkommen über Oberschlesien bestimmt, daß der polnische Einfuhrzoll für diejenigen Walzerzeugnisse, die auf polnischer Seite aus den aus Deutsch-Oberschlesien eingeführten Roherzeugnissen hergestellt werden, wegfällt, aber nur dann, wenn die daraus hergestellten Veredelungserzeugnisse wieder nach Deutschland

oder einem anderen Lande ausgeführt werden, nicht aber, wenn sie auf dem polnischen Innenmarkt zum Absatz gelangen. Dieser Veredelungsverkehr bildet noch ein Band, das freilich nur rein wirtschaftlich Polnisch-Oberschlesien an Deutschland bindet. Baildonhütte und Silesia führten 1925 im Monatsdurchschnitt 3050 t Veredelungserzeugnisse wieder nach Deutschland zurück.

Die Idee eines Syndikates der polnischen Eisenhütten ist in Oberschlesien entstanden. An Stelle der „Polnischen Gesellschaft für Eisenhandel" G. m. b. H. in Kattowitz, die nach der Stabilisierung der polnischen Währung ihre Bedeutung verlor, erwuchs im August 1925 das „Syndikat Górnóslaskich Hut Zelaznych", dessen Bildung hauptsächlich den Bemühungen des Direktors Dr. Malcher, von der oberschlesischen Eisenindustrie in Gleiwitz (Deutsch-Oberschlesien) zu verdanken ist. Eine Hütte nach der anderen trat dem Syndikat bei und am 12. Januar konnte das bisher auf oberschlesische Werke beschränkte Syndikat zu einem Syndikat der polnischen Eisenhütten erweitert werden, in dem nur noch eine Firma, die Sosnowitzer Röhren- und Eisengesellschaft, fehlte. Diese trat nach einem erbitterten Preiskrieg am 6. Mai auch noch in das Syndikat ein, das damit vollzählig wurde. Das Syndikat hat sich zur Aufgabe gesetzt: gemeinsamen Verkauf der Erzeugnisse innerhalb der Zollgrenzen des polnischen Staates, Schaffung wirtschaftlicher Arbeitsbedingungen und Herabsetzung der Erzeugungskosten. Sodann wurde ein Exportverein der Eisenhütten gegründet, dem sämtliche Hütten beigetreten sind, da der Verein das Recht hat, bei der Ausfuhr von verschiedenen Hüttenerzeugnissen Bescheinigungen auszustellen, auf Grund deren die Zölle für die verwendeten Rohstoffe zurückerstattet werden. Die polnische Regierung und das Syndikat suchen mit allen Mitteln die Ausfuhr zu fördern, die sich besonders nach dem Balkan und den Baltenstaaten richtet. Die tschechoslowakische und die österreichische Eisenindustrie (Alpine Montan) empfinden in den Balkanländern neuerdings den Wettbewerb der polnischen Hütten, der durch die Zlotyentwertung begünstigt wird.

Die polnische Zinkindustrie verwendet vorwiegend eigene Erze. Die Zahl der Zink- und Bleierzgruben Polens ist von 18 im Jahre 1913 auf 7 im Jahre 1924 zusammengeschmolzen, doch weist die Förderung seit 1921 steigende Ziffern auf. Gegenwärtig werden in der Wojewodschaft Schlesien monatlich durchschnittlich 85000 bis 90000 t Zinkerze gefördert, in Kongreßpolen 4000 bis 5000 t. Die Rohzinkerzeugung beträgt monatlich ca. 8500 t, die Rohbleierzeugung ungefähr 2400 t. Die Zinkindustrie zeichnet sich dadurch aus, daß sie von den wirtschaftlichen Krisen des Inlandes nicht berührt wird, da sie einen gesicherten Absatz, vor allem auf dem Londoner Metallmarkt hat. Mit der Zinkgewinnung beschäftigen sich in Polnisch-Oberschlesien vor allem die großen Gesellschaften: Giesche Sp. Akc., die Schlesische A.-G. für Bergbau- und Zinkhüttenbetrieb in Lipine, die Hohenlohe A.-G. und die Generaldirektion der Grafen Henkel von Donnersmarck. Bei den meisten Aktiengesellschaften hat eine starke Verschiebung des Besitzes stattgefunden. Bei den Hohenlohewerken auf Loucheur, bei der Laurahütte auf Bosel; insbesondere hat der polnische Staat durch ein besonderes „Zinkgesetz" die Beteiligung der amerikanischen Harrimangruppe an der polnischen Giesche Sp. Akc. durch Übernahme der Aktien von der Gewerkschaft Giesches Erben in Breslau ermöglicht. Leitender Generaldirektor der Kattowitzer Gesellschaft wurde ein Amerikaner. Offenbar strebt Harriman die Kontrolle der Weltzinkproduktion an. Die Schlesische A.-G. arbeitet schon längst mit Auslandskapital, hauptsächlich mit französisch-belgischem.

Während die bisher geschilderten Zweige der Schwerindustrie ihren Schwerpunkt in Oberschlesien haben, sind die mit der Landwirtschaft verknüpften Industrien über ganz Polen ausgedehnt. In der Kampagne des Jahres 1924/25 wurden in 75 Zuckerfabriken 31 Mill. Quintal (Doppelzentner) Zuckerrüben verarbeitet und 4,8 Millionen Quintal Produkte hergestellt. 45 Fabriken bestehen in Kongreßpolen, 24 im ehemals preußischen Gebiet. Die in Kongreßpolen befindlichen Fabriken und die in Posen und Westpreußen bilden getrennte Zuckerkartelle. Jene werden durch

die Bank Angielsko-Polski (Englisch-Polnische Bank) in Warschau, diese durch Bank Cukrownicwa in Posen finanziert. Die polnische Zuckerindustrie führt ungefähr die Hälfte ihrer Erzeugnisse nach England aus, und erhält durch Vermittlung der beiden genannten Banken jährlich größere Kredite auf die nächste Campagne. Die Brennereien in Polen erzeugten im Jahre 1923/24 insgesamt 82 Mill. l 100proz. Rohspiritus. Insgesamt waren in diesem Jahre 1286 Brennereien tätig. In Polen besteht ein Spiritusmonopol. Die Spirituserzeugung gilt so sehr als besondere polnische Spezialität, daß neuerdings die Türkei ihr Spiritusmonopol auf 25 Jahre an Polen verpachtet hat. Die polnische Monopolverwaltung gründete zu diesem Zwecke in Konstantinopel eine Aktiengesellschaft mit 1 Mill. türkischem Pfund Anlagekapital. Das Spiritusmonopol in Polen bringt dem polnischen Staate monatlich ungefähr 18 Mill. Zloty, d. s. jährlich 216 Mill.

Im Zusammenhang mit der Landwirtschaft steht die umfangreiche Industrie der künstlichen Düngemittel. Die Superphosphatindustrie ist in einem Syndikat vereinigt. Die bedeutendsten Firmen sind: Chemische Fabrik C. Scharff in Kattowitz-Bogutschütz und Dr. Roman May in Posen. Die Stickstoffindustrie wird durch die bekannten Chorzówer Werke repräsentiert, die nach der Wegnahme Oberschlesiens 1921 durch den heutigen Staatspräsidenten, den Chemieprofessor Moscicki technisch organisiert wurden. Durch das Haager Schiedsgericht wurde das deutsche Anrecht auf Chorzów entschieden, ohne daß Polen bis heute auf diesen Spruch reagiert hätte. Die größte Entwicklung hat die polnische Kaliindustrie durchgemacht, wie aus unserer Tabelle hervorgeht. In Kalusz und Stebnik im Karpathenvorlande Ostgaliziens hat diese Industrie ihren Sitz, die von der polnischen Regierung unterstützt wird und ihre Produktion von Sylvinit und Kainit von Jahr zu Jahr mächtiger entwickeln konnte. Nach den bisherigen Feststellungen enthalten die Kalilager 18 bis 20 Mill. t. Im ersten Halbjahr 1925 wurden in Polen etwa 33000 t einheimische Kalisalze und 43000 t aus Deutschland eingeführte verwendet.

Die polnische Textilindustrie, eine deutsche Schöpfung, besitzt gleichfalls hohe Bedeutung. Ihr Mittelpunkt ist Lodz, mit seinen Nachbarorten Ozorkow, Zgierz, Pabianice u. a. Als erster Ort Polens kann sich Ozorkow rühmen, deutsche Tuchmacher und Baumwollweber aus Posen und Schlesien angesiedelt zu haben, und zwar bereits in den Jahren nach 1816. In Lodz selbst wurden von 1821 ab ebenfalls ausschließlich von Deutschen Spinnereien, Webereien und Färbereien gegründet. Alljährlich strömten deutsche Fabrikanten und Handwerker nach. Lodz entwickelte sich schnell und war mit 20000 Einwohnern bereits 1840 die zweitgrößte Stadt Kongreßpolens. Noch heute reden die Namen gerade der größten Firmen in Lodz, Zgierz und Pabianice vom deutschen Ursprung der polnischen Textilindustrie. Im „Verband der Textilindustrie in Polen", der hauptsächlich die Lodzer Industrie umfaßt, waren 1925 in der Baumwollindustrie 1167000 tätige Spindeln für dünnes Garn, 66000 Spindeln für Abfall- und Vigognegarn und 22000 mechanische Webstühle in Betrieb. (Die entsprechenden Ziffern für 1914 sind 1200000, 90000 und 31000.) Die Wollindustrie beschäftigte 274000 Kammgarnspindeln, 104000 Streichgarnspindeln, 2400 mechanische Webstühle und 164 Handwebstühle. (Die entsprechenden Ziffern für 1914 sind: 363000, 179000, 8900 und 1100.) Der Rückgang bei der Wollindustrie ist also weit größer als bei der Baumwollindustrie. Die Leinenindustrie in Lodz und Umgebung beschäftigte 1925 3800 Spindeln und 400 Webstühle. (1914 waren es 21000 Spindeln und 1100 Webstühle.) Die Juteindustrie endlich arbeitet mit 10000 Spindeln und 960 Stühlen, gegen 15000 Spindeln und 1100 Stühle 1914. Im Zusammenhang mit dem Wegfall des russischen Marktes ist der aus den angegebenen Zahlen abzulesende Rückgang erfolgt. Man ist bemüht die Beziehungen zu Rußland wieder anzuknüpfen. Es sind eine Reihe von Lieferungen erfolgt, die aber, wie man annimmt, von der russischen Regierung mehr zu propagandistischen Zwecken in Auftrag gegeben waren. Auch wurden große Bestellungen wieder zurückgezogen. Infolge der seit der Gründung Polens andauernden Krise haben eine Anzahl von Lodzer Fabriken ihren Gesamtbetrieb einschließlich aller Maschinen und oft auch

Arbeiter ins Ausland verlegt: nach Rußland, Rumänien, Jugoslawien, Palästina. Es handelt sich aber nur um kleinere Fabriken. Die polnische Textilwarenausfuhr ist noch immer bedeutend. Sie betrug in der ersten Jahreshälfte 1926: 29300000 Zloty. Anteil daran haben außer der Lodzer Industrie auch die übrigen kleineren Textilzentren: Bialystok, Tomarszow, Czenstochau, der Sitz einer starken Juteindustrie, und Bielitz-Biala, das besonders nach dem Orient ausführt. Die Bielitz-Bialer Ware ist feiner als die Lodzer, die hauptsächlich für breitere Bevölkerungsschichten bestimmt ist. Eine Kunstseidenindustrie hat sich in Tomaszow entwickelt. Die italienische Kunstseidegesellschaft Viscosa hat sich mit 10 Mill. Zloty beteiligt. Die Tomaszower Fabrik erzeugt täglich 3000 kg Viscose und 1000 kg Nitrozellulose. Die Herstellung geschieht nach einem veralteten kostspieligen Verfahren.

Neben diesen Industrien der Roherzeugnisse stehen in Polen eine ganze Reihe von Fertigindustrien, die durch eine sehr weit getriebene Protektion hochgekommen sind und weiter Schutz verlangen, weshalb sie auch gegen den Handelsvertrag mit Deutschland arbeiten. Die Kreise dieser Fabrikindustriellen sind chauvinistisch eingestellt und hatten bisher erheblichen Einfluß auf die Regierung. Ihr Hauptsitz ist in Posen und Pommerellen, wo eine weitverzweigte Fertigindustrie besteht. In Posen und Pommerellen waren 1925 6529 solche Industrieanstalten tätig, die zusammen 88000 Arbeiter beschäftigten, was 69 vH des normalen Standes ausmacht. Diese Industrien haben durch den Zollkrieg mit Deutschland Vorteile gehabt. Z. B. beschäftigt die Konfektions- und Galanteriewarenerzeugung 5000 Arbeiter mehr als vor dem Zollkrieg, auch die Lebensmittelindustrie konnte ein paar tausend Arbeiter mehr einstellen. Auch die Schuhfabrikation, die chemische Industrie, besonders die Herstellung von Seifen und Parfüms haben Erfolge erzielt. Polen hat unter Treibhausbedingungen sich bemüht, eine elektrotechnische Industrie zu schaffen. Immer aber noch werden mehr als 30 vH der elektrotechnischen Artikel fertig aus dem Auslande eingeführt und auch bei den übrigen liefert das Ausland die Rohstoffe und oft sogar die einzelnen Bestandteile, die in Polen erst zusammengesetzt werden. Ganz ebenso ist es bei zahlreichen anderen Fertigindustrien, etwa bei der Wassermesserfabrikation oder in der Klavierbauindustrie. Auch in polnischen Wirtschaftskreisen istman sich über den Treibhauscharakter eines großen Teils dieser polnischen Fertigwarenindustrie im klaren.

Das Währungsproblem

Der neue polnische Staat, der nach dem militärischen Zusammenbruch der Mittelstaaten im November 1918 entstand, hatte vier Währungen: In Kongreßpolen den russischen Rubel und die durch die Besatzungsbehörden eingeführte polnische Mark, im ehemals preußischen Gebiete die deutsche Mark und im österreichischen Teile die Krone. Es war klar, daß diese Währungsverschiedenheiten zu den größten Unannehmlichkeiten führen mußten, so daß baldige Ersetzung durch eine einheitliche Währung Notwendigkeit war. Dieser Forderung wurde in ganz ungeeigneter Weise im Frühjahr 1920 dadurch entsprochen, daß als einziges Zahlungsmittel in allen Teilen Polens die polnische Mark zur Einführung gelangte, deren Umrechnungswert im Verhältnis zu den vorhandenen Währungen gesetzlich festgelegt wurde. Die überaus hohe Bewertung der polnischen Mark führte dazu, daß der Geldumtausch im ehemals deutschen und österreichischen Teilgebiet eine Vermögenskonfiskation von mindestens 30 vH bedeutete. Nicht ohne Einfluß blieb das Abwandern großer Beträge wie auch tüchtiger, erfahrener Wirtschaftskräfte durch die Vertreibung der Deutschen. Überdies war die polnische Mark keineswegs als

Geld anzusprechen, sondern bildete nur eine Assignate, die später gegen eine gesetzliche Währung umgetauscht werden sollte. Diesem Umstande und der schlechten Staatswirtschaft ist es zuzuschreiben, daß die polnische Mark in ihrer Bewertung gegenüber fremden Valuten immer mehr sank, bis sie seit 1923 mit rasender Geschwindigkeit sich in ein Nichts auflöste. Die damit verbundene Inflation hatte für das polnische Wirtschaftsleben zunächst fördernde Wirkung. Die polnische Wirtschaft, die nach dem Umsturz vollständig darniederlag, konnte sich wiederaufbauen. Die Ende 1923 beginnende Hyperinflation wird indes zu einer Plage, da jede Stabilität im Wirtschaftsleben verloren ging. Die Erkenntnis, daß die Mark ihre Aufgabe als Übergangsgeld erfüllt habe und nun einer endgültigen, unveränderlichen Valuta weichen müsse, begann immer mehr Wurzel zu fassen. Die damalige unfähige Regierung Witos, deren Finanzminister mehr Rücksichten auf sich und seine Freunde als den Staat nahm, mußte im Spätherbst 1923 der Regierung Grabski weichen, die als Regierung der Sanierung auf den Schauplatz trat und mit weitgehenden Vollmachten ausgestattet, die Finanzsanierung durchführen sollte. Grabski hatte zunächst die Mehrheit von Sejm und Senat für sich, zeigte aber in seinen Maßnahmen eine Selbstüberschätzung, die zur Katastrophe führte.

Der englische Finanzsachverständige Hilton Young wurde nach Polen berufen, um sein Urteil abzugeben. In seinem ausführlichen Sanierungsgutachten betonte er ausdrücklich, daß vor allem eine längere Übergangszeit nötig sei, um die polnische Mark zu stabilisieren. Während dieser Übergangszeit, die bis 1925 dauern sollte, wäre die Mark als einziges Zahlungsmittel zu behalten, sie müßte aber vor Kursschwankungen geschützt werden. Zu diesem Zwecke schlug Young die Aufnahme einer größeren Auslandsanleihe vor. Als höchstzulässige Ausgabengrenze des Staatsbudgets setzte er für eine Reihe von Jahren 700 Mill. Zloty fest. Daß schon damals von Zloty gesprochen wurde, hing damit zusammen, daß Grabski früher bereits ein großangelegtes Sanierungsprogramm vorgelegt hatte, in dem er den Goldzloty, gleich dem Schweizer Goldfranken, als Geldeinheit annahm. Auf diese Einheit stützte er vor offizieller Einführung der Zlotyvaluta die Steueraufwertungen. Der Eigensinn Grabskis, die Unterschätzung der Ansichten anderer, von der sich der Sejm so oft überzeugen konnte, brachten es mit sich, daß er das vernünftige Programm des englischen Sachverständigen verwarf und ohne Vorbereitung zur Zlotywährung überging. Grabski war zwar nicht grundsätzlich gegen eine Auslandsanleihe, aber er wollte sie erst als Krönung seines Sanierungswerkes gelten lassen.

So begann in Polen eine Finanzpolitik, die einzig der Erhaltung der Stabilität der Valuta galt und die Forderungen des Wirtschaftslebens gänzlich beiseite ließ. Die durch Aufwendung großer Mittel bewirkte Stabilisierung der polnischen Mark, um ein gewünschtes Umtauschverhältnis zur neuen Währung zu schaffen, zehrte fast den ganzen Devisenvorrat der damaligen Emissionsbank, der polnischen Darlehenskasse auf. Schon die Einführung der theoretischen Goldeinheit hatte ein ruckartiges Emporschnellen der Teuerung zur Folge.

Um sein Ziel, die Erhaltung der Stabilität des Zloty zu erreichen, aber auch die für den Staatshaushalt notwendigen Einnahmen zu schaffen, schritt Grabski an eine Steuerreform, die kurz als Ausplünderung des Wirtschaftslebens bezeichnet werden kann. Seine Steuern führten dazu, daß die Substanz des Betriebes angegriffen werden mußte und damit im Zusammenhang ein Unternehmen nach dem anderen schlafen ging. Als bereits die Arbeitslosigkeit in beängstigender Weise sich zeigte, hatte er den traurigen Mut zu behaupten, daß es sich nur um eine kleine vorübergehende Krise handle.

Die Regierung erkannte die drohende Gefahr erst, als es bereits zu spät war, ihr wirksam entgegenzutreten. Die Auswirkungen der Krise begannen schon in den ersten Monaten 1925, indem sich die Handelsbilanz rasch verschlechterte. Schon 1924 betrug das Defizit der Handelsbilanz 217 Mill. In den ersten acht Monaten 1925, also in der Zeit, wo die Ausfuhr der Ernteerzeugnisse noch nicht stattfand, betrug das Defizit 512 Mill., demnach 150 vH mehr als im ganzen vorhergegangenen Jahre.

Daß die Ausfuhr nicht noch mehr fiel, ist nur dem Umstande zu verdanken, daß die Regierung es duldete, wenn die Ausfuhrhändler die Inlandspreise ihrer Waren maßlos erhöhten, um sich vor den Verlusten bei der Ausfuhr zu schützen. Damit war aber der Teuerungswelle eine neue Kraft zugeführt, die sich schließlich auch für die Staatswirtschaft empfindlich bemerkbar machen mußte.

Obwohl die Handelsbilanz Polens bereits im dritten Vierteljahr 1924 mit einem Defizit von 110 Mill. Zloty abschloß, begann sich der Devisenverfall erst am Beginne des Jahres 1925 bemerkbar zu machen. Dies erklärt sich daraus, daß die Einfuhr vorwiegend ein Kreditgeschäft ist, während die Ausfuhr gegen Kassa geschieht. Seit Januar 1925 jedoch, d. i. seit dem Zeitpunkte, in dem die Verbindlichkeiten der polnischen Einfuhrhändler, die im vierten Vierteljahr 1924 entstanden waren, fällig wurden, gestaltete sich die Zahlungsbilanz stark passiv. Der Devisenvorrat der Polnischen Bank, die in erster Linie für den Devisenbedarf des Handels und der Industrie aufkommen mußte, sank rasch von 254 Mill. am 1. Januar auf 229,5 Mill. am 31. Januar und auf 197,7 Mill. am 28. Februar. Seit März beschleunigte sich der Prozeß des Devisenabflusses, nur zeitweise verschleiert durch die Billonanleihe. Diese Anleihe ermächtigte den Finanzminister, eine Menge kleiner Scheine auszugeben, nach denen angeblich großes Verlangen bestand. Die Polnische Bank gab sie aus, weigerte sich aber gleichzeitig, sie an ihren Schaltern für Einlösung von Wechseln usw. anzunehmen.

Man sollte nun meinen, daß die Erfahrungen zu Abwehrmaßnahmen geführt hätten. Indessen fällt der erste Versuch der Regierung erst in den Monat Mai, während die Polnische Bank erst Ende Juni an Abwehrmaßregeln dachte, also zu einer Zeit, da sie aus ihren Beständen fast 250 Mill. abgegeben hatte. Die Vorkehrungen der Regierung, die vor allem in der Änderung des Zolltarifs lagen, waren wenig durchdacht und ließen kaum einen wesentlichen Erfolg erwarten. Dazu kam, daß der Ausbruch des deutsch-polnischen Zollkrieges alle Berechnungen über den Haufen warf. Bei einem Vergleich des deutsch-polnischen Warenaustausches für 1924 ergibt sich auf Grund der polnischen Statistik ein Überschuß der polnischen Ausfuhr über die Einfuhr von 30 Mill., auf Grund der deutschen Statistik, die den Danziger Freihafen einrechnet, ein Überschuß von 75 Mill. Zloty.

Mit dem Ausbruch des Zollkrieges änderten sich die Verhältnisse der Handelsbilanz sehr stark zuungunsten Polens. Da die polnische Ausfuhr nach Deutschland vor dem Zollkrieg monatlich den Gegenwert von etwa 55 Mill. Zloty erreichte, fiel die plötzliche Unterbindung dieser Zahlungen sehr stark ins Gewicht, während anderseits die Verbindlichkeiten der polnischen Einfuhrhändler fällig wurden.

Alle diese Momente wirkten zusammen, um schon im Juli 1925 den ersten Sturz der Zlotywährung hervorzurufen, der sich nach wiederholten Stützungsversuchen der Regierung und der Polnischen Bank in kurzen Abständen immer wiederholte. Dabei kehrte der Wert des Zloty in keinem Falle auf die alte Werthöhe zurück. Heute ist er auf die Hälfte des ihm von Grabski gegebenen Wertes gesunken.

Das Währungsproblem Polens steht in innigstem Zusammenhange mit dem Wirtschaftsproblem des polnischen Staates. In den Schwankungen der polnischen Währung spiegeln sich die Krankheitsschwankungen der polnischen Wirtschaft.

Das Wirtschaftsleben Polens leidet unter der großen Kreditnot. Nach statistischen Feststellungen betrug der Geldumlauf in den zum derzeitigen Polen vereinigten Gebieten annähernd 2500 Goldmark. Dazu kam eine mindestens ebenso große Summe, die durch Sparkassen und Banken dem Kreditbedarf geboten wurde. Der Krieg hat die Ersparnisse verschlungen. Von einem Privatkredit kann keine Rede sein. Die Polnische Bank, die mit einem Aktienkapital von 100 Mill. Zloty gegründet wurde, war nur begrenzt emissionsfähig, um so mehr als die Politik der Bank in der ersten Zeit ihres Bestehens sehr vorsichtig war. Die Höchstgrenze des Geldumlaufes wurde im Mai 1925 erreicht, zu welcher Zeit der Gesamtumlauf 766 Mill. Zloty, das sind 26 Zloty je Kopf betrug. Daß solch ein Zustand bei einer jährlichen Steuerbelastung von 70 Zloty je Kopf unhaltbar sein mußte, ist ohne weiteres klar. Unter diesen Umständen mußte die Kreditnot ins Ungemessene

steigen. Während der offizielle Diskontsatz 12 vH beträgt und der Bankzinsfuß 24 vH erreicht, sind im Privatdiskont Zinssätze bis zu 96 vH keine Seltenheit. Polens Wirtschaftsleben verlangt bei normalen Verhältnissen einen Geldumlauf von mindestens 2500 Millionen. Dabei ist auf die infolge der Teuerung gesteigerten Kosten keine Rücksicht genommen. Wie soll aber dem Bedürfnis entsprochen werden, wenn das Aktienkapital der Polnischen Bank nur 100 Mill. beträgt und die infolge der Handelsbilanz abgeflossenen Devisen den Bedeckungsprozentsatz bereits unter die gesetzlich zulässige Grenze herabgedrückt haben?

Minister Grabski hat sich die Lösung dieser Aufgabe sehr leicht gemacht. Er ließ neben dem Gelde der Polnischen Bank Billons drucken. Von den am 31. Mai 1925 im Umlauf befindlichen Zlotys waren 557 Mill. richtiges Bankgeld und 207,5 Mill. Kleingeld. Schon Ende Oktober 1925 war das Verhältnis der umlaufenden Noten derart, daß 370 Mill. Bankgeld 333 Mill. Kleingeld gegenüberstand. Am Tage des Rücktritts des Ministeriums Grabski, dem 20. November 1925, hatte bei gleichbleibender Höhe des Bankgeldes der Kleingeldumlauf 410 Mill. Zloty erreicht. Dieses Mißverhältnis zeigt, daß neben dem durch Gold und Devisen teilweise gedeckten Gelde der Polnischen Bank eine ungeheure Summe ungedeckten Geldes, die einfach für Budgetzwecke verausgabt wurde, sich im Umlauf befand. So kam es, daß die Deckung des Banknotenumlaufs ständig sank.

Die Politik der Polnischen Bank, die in der ersten Zeit nach der Gründung der Bank sehr vorsichtig war, bewegte sich trotz dieser Vorsicht in falschen Geleisen. Die Leitung der Bank stellte sich auf den einseitigen Standpunkt der Stützung des Zlotykurses um jeden Preis, ohne Rücksicht auf die Erfordernisse des Wirtschaftslebens. Diese Losgelöstheit vom Wirtschaftsleben ist in erster Linie daran schuld, daß die Bank im Frühjahr 1925 nach dem ersten rapiden Rückgange des Devisenvorrates einer völlig neuen Lage gegenüberstand, in der sie sich nicht zurechtfinden konnte. Die Kreditrestringierungen setzten zu spät ein und waren unzulänglich. Die vom Staate betriebene Kleingeldinflationspolitik durchkreuzte übrigens völlig die Absichten der Bank. Die durch die Regierung geforderte Stützungsaktion des Zloty zehrte den letzten Rest des Devisen- und Valutenvorrates der Bank auf, so daß am 20. Oktober 1925 ein Vorrat von nicht ganz 9 Mill. verblieb. So hat sich die Voraussage des englischen Sachverständigen, daß der Weg Grabskis zu einem Zusammenbruch führen müsse, erfüllt. Die Krankheit der polnischen Währung liegt also in zwei Dingen. Erstens in der schlechten Wirtschaft des Staatshaushaltes, der mehr verbraucht als die Steuerkraft seiner Bürger aufbringen kann, und zweitens in dem viel zu kleinen Geldumlauf, der dem Kreditbedürfnis nicht im entferntesten entspricht. Der Weg der Sparsamkeit in den Ausgaben soll nach den allgemeinen Versicherungen führender Kreise betreten werden. Damit ist aber nur erreicht, daß der Staat nicht auf Kosten der Währung weiter sündigt.

Der Zloty ist zwar gesetzlich die Staatswährung. Es zeigt sich aber, daß selbst das Inland zu dieser Währung kein Vertrauen hat. Wenn die Bevölkerung sieht, wie die durch ungeheuren Steuerdruck geschaffenen Einnahmen des Staates leichtfertig ausgegeben werden, wenn sie vernimmt, daß nach dem Urteile der Kontrollkammer der vierte Teil der Einnahmen durch Mißwirtschaft, Unterschlagung und gemeinen Diebstahl vergeudet wird, wenn sie weiter wahrnimmt, daß der ungedeckte Geldumlauf, die sog. Billons immer weiter wächst und schließlich die Währungsbank statt Devisenbeständen Devisenverpflichtungen hat, so kann sie zu dem Staatsgelde kein Vertrauen haben. So kommt es, daß im Geschäftsleben Polens, in der Industrie und Landwirtschaft schon längst nicht mehr der Zloty bei Käufen und Verkäufen, sondern der Dollar und der Schweizer Franken verwendet wird. Ja selbst der Staat paßt sich bei Zöllen und Postgebühren fremden Währungen an.

Die polnische Regierung hat sich wiederholt vergeblich bemüht, Auslandsanleihen zu erhalten. Es fehlte das Vertrauen. Die von Grabski angestrebten Anleihen sollten überdies dazu dienen, den Abgang im Haushalte zu decken, also

die Mißwirtschaft noch eine Zeitlang zu halten. Dazu hatte das Ausland kein Geld. Wiederholt schon haben polnische Mittel- und Linksparteien darauf hingewiesen, daß der Völkerbund anderen Staaten Anleihen verschaffte und sie im Laufe weniger Jahre sanierte. Da damit aber eine Kontrolle der Staatswirtschaft durch einen Bevollmächtigten des Völkerbundes verbunden war, so wiesen die nationalen Kreise Polens jedes derartige Ansinnen als Verletzung der Staatshoheit zurück.

Wenn heute wieder verlautet, daß eine Anleihe für Polen in Aussicht stehe, so ist damit zweifellos eine Anleihe für die Polnische Bank gemeint, die zur Auffüllung ihres gesunkenenen Devisenbestands und zur Erhöhung des Geldumlaufs nötig ist. Nach dem polnischen Währungsgesetz soll die Mindestbedeckung des Geldumlaufes 30 vH betragen. Es wurde gezeigt, daß die Deckung unter diese Grenze gesunken ist. Der Geldumlauf ist trotzdem zu gering. Es muß eine Steigerung auf mindestens 2 Milliarden erfolgen. Dazu ist eine Deckung von 700 Mill. in Gold und Devisen nötig. Die bisherige Deckung durch die Aktien der Polnischen Bank beträgt nur 100 Mill. Es wäre daher eine Steigerung des Grundkapitals der Bank um etwa 600 Mill. notwendig. Selbstverständlich fordert das geldgebende Ausland maßgebenden Einfluß auf die Führung der polnischen Bank. Die durch Grabski versuchten Anleihen in Amerika kann man als die krampfhaften Bemühungen eines Bankerotteurs bezeichnen, der sich vor dem drohenden Zusammenbruch um jeden Preis schützen will. Hätte doch beispielsweise die Anleihe bei dem amerikanischen Bankers-Trust Polen eine Zinsenlast von nahezu 50 vH des Kapitals aufgeladen.

Das Währungsproblem Polens hängt innig mit der wirtschaftlichen und politischen Einstellung des Staates zusammen. Ein Staat, in dem das persönliche Eigentum beschlagnahmt werden kann, wenn der Besitzende zur nationalen Minderheit gehört, in dem jede Art von Rechtsprechung von der subjektiven Einstellung des Richters abhängig ist, ein Staat, der die Grundsätze der Kultur den Minderheiten gegenüber leugnet, kann im Auslande kein Vertrauen erwecken. Kommt dazu noch eine ausgeprägte Unfähigkeit zu wirtschaften, dann darf es nicht wundernehmen, wenn das Ausland ihm und seinen Nöten gegenüber die Taschen schließt.

Polens Bevölkerung ist durch den Krieg und die schlechte Staatswirtschaft verarmt und außerstande, sich selbst zu helfen. Sein Währungsproblem kann nur durch die Hilfe des Auslandes zur Zufriedenheit seiner Bevölkerung gelöst werden. Dazu ist aber eine durchgreifende Umstellung der polnischen Psyche nötig. Es hat den Anschein, als ob der Staatsstreich Pilsudskis die Hauptaufgabe gehabt hätte, die moralische Gesundung Polens in die Wege zu leiten.

Eine Rückkehr des Zloty zur anfänglichen Goldparität ist so gut wie ausgeschlossen. Die Aufgabe der neuen Männer Polens ist groß. Es gilt das Vertrauen im In- und Auslande wiederherzustellen. Das erschütterte Vertrauen zum Zloty durch das Inland ist nicht leicht zu gewinnen. Das Ausland wieder fordert Beweise, daß eine ernste Umkehr von der bisherigen Wahnsinnspolitik eintreten soll.

Parteien und Presse

Von Robert Styra in Posen

Wenn wir bedenken, daß in Polen rd. 110 Parteien um Macht und Einfluß streiten, die immer nur einem Parteidogma huldigen und meist hart miteinander im Kampfe liegen, dann werden wir nur schwer den Weg finden, der uns durch diesen Irrgarten führt. Die Parteipresse steht blindlings und kritiklos im Dienste der Partei, sie gehorcht den Parteiführern aufs Wort und wird sich nicht erlauben, auch nur die geringsten kritischen Bemerkungen über Parteiirrtümer zu machen. Eine voll-

kommen selbständige Presse ist kaum vorhanden. Zeitungen, die wir in Deutschland „parteilos" nennen würden, sind in Polen vollkommen farblos. Sie bringen Nachrichten und Sensationen. Ihre einzige Erkenntnis ist Freundschaft für Frankreich und Feindschaft gegen Deutschland oder Rußland. Über diese farblose Presse ist nicht viel zu sagen; einige Zeitungen in Warschau kann man dieser Gruppe zurechnen, und zwar den „Kurjer za 10 groszy" und den „Czerwony Kurjer", die nahezu in ganz Polen zu finden sind, ohne politischen Einfluß zu besitzen.

Polen ist ein typischer Minderheitenstaat mit über 30 vH fremdstämmiger Bevölkerung. Die Ukrainer und Juden leisten starken Widerstand. Vor allem die ersteren, weil sie mit Gewalttätigkeit drohen. Die Juden werden wegen ihres internationalen Einflusses auf finanziellem Gebiete gefürchtet. Die Weißrussen machen Eindruck, weil sie einen geschlossenen nationalen Block bilden. Ukrainer und Juden sind in etwa je zehn Richtungen gespalten, von den Assimilanten (die sich an Polen anpassen wollen) bis zu den Kommunisten. Die Deutschen treten immer geschlossen auf, obwohl kein Fraktionszwang besteht. In allen Fragen der nationalen Belange stimmen die Sozialisten mit den nichtsozialistischen Vertretern. Die Deutschen, die zahlenmäßig schwächer sind als die anderen Minderheiten, sind besonders wegen ihrer Führereigenschaften gefürchtet.

Man kann die polnischen Parteien in vier soziale Schichten teilen: 1. Die Rechtsgruppen (Großindustrie und Agrarier), 2. Mittel- und Kleinbesitz, 3. Bürgertum und Intelligenz und 4. die Arbeiterschaft. Innerhalb dieser vier Hauptgruppen gibt es noch verschiedene Untergruppen. So in der Arbeiterpartei: a) Nationale Arbeiter (Kampf gegen Besitz auf nationaler Grundlage), b) Sozialisten, c) Kommunisten und unabhängige Sozialdemokraten, d) Terroristen und Anarchisten, die wiederum verschiedene Volksgruppen: Arbeiter, Bauern, Intelligenz in sich schließen. Diese Grundteilung findet sich auch bei den anderen Parteien je nach der Einordnung der verschiedenen Teilgebietsauffassung (Großpolen, Kleinpolen, Kongreßpolen, Ostprovinzen)[1]).

Die einflußreichste Presse besitzt der Block der Rechtsgruppen. Das Wahlgesetz, das sich gegen die Minderheiten richten sollte, mußte sich bei der Zerrissenheit der Parteigruppen naturgemäß auch gegen die eigenen Kräfte richten. Als die Minderheiten sich zu einem gemeinsamen Wahlblock zusammenschlossen, folgten die polnischen Rechtsparteien ihrem Beispiel. Es traten drei Parteigruppen zu gemeinsamer Arbeit zusammen. In diese gemeinsame Arbeit wurde die Presse aller drei Gruppen eingespannt. Den Block der Rechten nennt man „Zwiazek Ludowo Narodowy" (Z. L. N.). Ihm gehören drei Parteien an: Nationaldemokraten, die sich noch immer Z. L. N. (Nationaler Volksverband) nennen, ferner die Partei der Christlichen Demokraten („Narodowe Chrzescianskie Stronnictwo Pracy"), eine Gruppe in der Korfanty und Haller die Hauptrolle spielen, und dann die Christlich Nationalen („Klub Chrzescianski Narodowy"), die in den Monaten März/April sich unter Dubanowicz und Stronski zur Monarchie bekannt haben.

Die Nationaldemokraten sind am mächtigsten, weil sie klerikal sind und darum das Volk durch die große Macht der Geistlichkeit beeinflussen. Die Christlichen Demokraten vertreten die Industrie und den Handel und das kleine Handwerk. Ihr Einfluß wird gleichfalls durch den Klerus bestimmt. Beide Parteien sind für die Agrarreform, das bekannte Landenteignungsgesetz, das den Links- und Mittelparteien hingeworfen worden ist, um einmal den Minderheiten, insbesondere den Deutschen, nahezu ohne Entschädigung den Landbesitz wegzunehmen und um der Propaganda der Linksgruppen innerhalb der Bauernschaft den Wind aus den Segeln zu nehmen. Das Agrarreformgesetz ist für diese beiden Parteien, die sich zu Mithelfern der Enteignung machten, nur ein Mittel gewesen, die kommenden Wahlen unter einem bestimmten Programmpunkt zu begehen und um den „Piasten" (Witos) und der „Wyzwolenie" (Bryl, Thugutt, Okon) den Wahlsieg zu erschweren.

[1]) Vgl. hiezu das im Verlag der Historischen Gesellschaft für Polen in Posen erschienene Buch von Robert Styra „Das polnische Parteiwesen und seine Presse".

Die Christlich Nationalen sind die Vertreter des Großgrundbesitzes und der Landwirtschaft. Ihr Einfluß erstreckt sich auf die Provinz Posen und jene Gebiete in Kongreßpolen, die noch zahlreiche Großgrundbesitzgebiete in einzelnen Händen vereinen. Diese Partei hat naturgemäß gegen die Agrarreform gestimmt. Hieraus sehen wir bereits die Parteiverschiedenheit der Rechtsgruppen.

Die Nationaldemokratie (Z. L. N.), die in ihrer Mitte Männer wie Paderewski, Dmowski u. a. hatte, konnte ihre Presse besonders großzügig ausbauen, da ihr starke Kapitalien zur Verfügung standen. Das führende Parteiblatt in Warschau ist die „Gazetta Warszawska". Es handelt sich hier um ein geschickt und abwechslungsreich geleitetes Blatt, das die ersten polnischen Journalisten zu seinen Mitarbeitern zählt. Die Tendenz ist selbstverständlich franzosenfreundlich und deutschfeindlich. Die Franzosenfreundlichkeit geht bis zur Entwürdigung. Die Zeitung gehört zu den ältesten in Polen, konnte sich jedoch im Verlauf der großen Wirtschaftskrise nicht mehr so ausbreiten (teilweise durch Abwanderung der Leser nach Links) um weiterhin großzügige Redaktionsarbeit zu leisten. Aus diesem Grunde wurde sie mit der „Gazetta Poranna", einem farblos aufgemachten Organ der Rechten, zusammengelegt. Sie heißt heute „Gazetta Poranna Warszawska". Das an zweiter Stelle stehende Blatt dieser Partei befindet sich in Posen. Es ist der berüchtigte „Kurjer Poznanski", ein typisches Provinzhetzblatt, das heute etwa 25000 Leser besitzt (gegen 36000 vor einem Jahre). Das Blatt legt von Zeit zu Zeit „schwarze Listen" von Polen an, die den Deutschen gegenüber gerecht empfinden wollen. Unter dem Terror des Blattes stehen die Behörden, Vereine, Gerichte, die Kaufleute und die Landbevölkerung. Dem „Kurjer Poznanski" steht auch der „Westmarkenverein" nahe, der kein eigenes Organ besitzt, und der nach einem wohldurchdachten Spitzelsystem als Angeber dient. Es ist bis heute in Posen noch nicht gelungen, diesem Blatte, das Ausrottung des Deutschtums predigt, die Macht zu schmälern. Das einzige Blatt in Posen, das ihm schroff und unerbittlich gegenübersteht, ist das deutsche „Posener Tageblatt", mit nahezu 14000 Lesern immerhin ein bemerkenswerter Gegner.

In Lemberg hat diese Parteigruppe ein weniger ins Gewicht fallendes Organ, das „Slowo Polskie" (Polnisches Wort) und für die Landbevölkerung die „Ojczyzna" (Vaterland). Der Einfluß dieser Blätter ist nicht groß, weil dort Ukrainer und Juden mächtig sind. In Krakau existiert der „Goniec Krakowski" (Krakauer Bote), der auch nur geringen Einfluß besitzt, weil hier die Piasten (Witos) ihren Haupteinfluß geltend machen. Bemerkenswert ist noch die „Gazetta Bydgoska" in Bromberg, die in gleichem Fahrwasser wie der „Kurjer Poznanski" segelt und ihren stärksten Gegner in der „Deutschen Rundschau" hat, die mit unerschrockenem Mut das Deutschtum gegen die Ausrottungspropaganda verteidigt.

Alle diese Blätter (die kleineren Provinzzeitungen sind nicht angegeben) stehen unter einer einheitlichen Leitung. In den ehemaligen preußischen Provinzen haben sie, bei dem scharfen Nationalismus, der hier herrscht, die führende Stellung. Ihre Parolen sind bisher immer befolgt worden.

Die zweite Partei, die „Christlichen Demokraten", geht mit Abweichungen im gleichen Fahrwasser. Was sie wesentlich unterscheidet, ist die Tatsache, daß sie den rein wirtschaftlichen Interessenkampf des Handels und der Industrie unter nationaler Flagge führt. In den Programmerklärungen wird der demokratische Standpunkt betont. Die Partei ist bestrebt die polnische Industrie und den Handel vom Ausland und von den Juden „unabhängig" zu machen. Besonders schroff gilt der Kampf den Deutschen. Vor einer Kritik an Frankreich schreckt man seltener zurück. Die Partei neigt nach Rußland hin und vertritt den Abschluß von Handelsverträgen, wenn Polen die Vorteile und der Gegner die Nachteile davon hat. Sie treibt, ähnlich wie die Nationaldemokratie, eine reine „Prestigepolitik": vor der Welt zeigen, wie stark man ist, ohne stark zu sein.

Die führenden Blätter dieser Gruppe sind die „Rzeczpospolita" (Republik) in Warschau (früher das Organ Paderewskis, jetzt im Besitz von Korfanty) und die

in Kattowitz erscheinende „Polonia" (ausschließlicher Besitz von Korfanty). Die Blätter in der Provinz sind ziemlich zahlreich, besonders in den ehemaligen preußischen Provinzen.

Die dritte Gruppe des nationalistischen Blocks, die „Christlich Nationale Partei" besitzt eine geringere Anzahl von Provinzblättern. An der Spitze steht die von Stronski ausgezeichnet geleitete „Warszawianka". Stronski (gleichzeitig Abgeordneter im Sejm) ist der bekannteste polnische Außenpolitiker. Er steht den Locarnoverträgen feindlich gegenüber, weil er im Schiedsvertrag mit Polen eine Gefahr für die polnischen Grenzen sieht. Er ist ein scharfsinniger Dialektiker jüdischer Abstammung (heute schroffer Antisemit) und hat sehr gute Beziehungen zu Frankreich. Die „Warszawianka" ist seine Neugründung, früher war er Hauptschriftleiter der heute Korfanty gehörenden „Rzeczpospolita". Der Partei stehen in Warschau noch folgende Tageszeitungen zur Seite: „Glos Rolnika" (Stimme des Landwirts), besonders für den kleineren und mittleren Grundbesitzer zugeschnitten, und der „Dzien Polski" (Polnischer Tag) für die Stadt, um dort für das Verständnis dem Landwirt gegenüber zu werben. Das Blatt erfreut sich jedoch keiner großen Anhängerschaft. In Posen ist das führende Organ der früher liberal eingestellte „Dziennik Poznanski", der heute deutschfeindlich ist, und die „Gazeta Powszechna".

Außenpolitisch sind die soeben angeführten Parteien auf den Versailler Friedensvertrag eingestellt, in dem sie die Grundlage für Polens Bestand sehen. Darum ist die Einigkeit stets vorhanden, wenn es sich darum handelt, gegen Deutschland vorzugehen. Innenpolitisch sind sie kapitalistisch, gegen die Sozialdemokratie und vor allen Dingen gegen Pilsudski, der in ihnen seine gefährlichsten Gegner besitzt. Alle anderen Parteien sind geneigt mit Pilsudski Kompromisse zu schließen. Diese drei Gruppen nennen ihn einen Verbrecher und Hochverräter — sie hassen ihn mehr, als sie Polen lieben.

Eine radikal rechtsstehende Gruppe, die sich „Stronnictwo Zachowawcze" (Konservative Partei) nennt, besitzt eine Verbandszeitschrift „Biuletin Stronnictwa Zachowawczego". Diese Partei ist vom polnischen Großgrundbesitz und der Aristokratie gegründet und ist monarchistisch. Eine nennenswerte Bedeutung hat sie nicht erlangt. Ihre Tätigkeit erstreckt sich hauptsächlich auf Krakau und Posen.

Eine wesentliche Gruppe der Rechten ist dagegen die Partei „Stronnictwo Prawicy Narodowej" (Partei der nationalen Rechten), die Gruppe der Krakauer Intelligenz, die man während des Krieges an der Spitze der „Aktivisten" sah, d. h. jener Parteien, die für den Anschluß an Deutschland und Österreich eingetreten sind und während des Krieges, manchmal auch noch heute, zu Deutschland und Österreich halten. Diese Parteigruppe ist russen- und tschechenfeindlich. Das führende Organ ist die in Krakau erscheinende Tageszeitung „Czas" („Zeit"), die auf einer politisch und kulturell ungewöhnlich hohen Stufe steht und großen Einfluß auf die polnische Außenpolitik besitzt. Die Partei vertritt die Ansicht „Alle Gefahren kommen von Rußland", darum kann Polen niemals russenfreundlich sein. Zu Frankreich nimmt das Blatt eine freundschaftliche, aber kritische Stellung ein. Es ist gegen jede Enteignung und darum auch gegen die Agrarreform, die es als den beginnenden Bolschewismus brandmarkt. Auf die große Masse hat es keinen Einfluß, weil es in einem hochstehenden reinen Polnisch geschrieben ist. Leser sind die führenden Politiker und Staatsmänner. Nach den Locarnoverträgen hat der „Czas" seine Stellung zu Deutschland revidiert. Die Aufsätze über Deutschland sind von starkem Mißtrauen erfüllt. Die neutrale, fast freundliche Stellung ist dahin. Innenpolitisch steht das Blatt auf seiten Pilsudskis. Die Devise ist: „Nicht die Wählerzahl, sondern die Intelligenz macht die Demokratie aus".

Die Partei der Piasten, die Witos zum Führer hat, ist außerordentlich stark, da sie in der Hauptsache den Kleinlandbesitz vereint. National weit rechts stehend, scheut sie niemals demagogische Methoden, wenn sie für ihre Parteiangehörigen materielle Vorteile erreichen kann. Im Hinblick auf diese Vorteile scheut

sie sich nicht, auch mit den Linksgruppen im Sejm zu paktieren, und ihre Politik im Laufe der letzten Jahre hat gezeigt, daß man ihr Patriotismus nur dann nachweisen kann, wenn sie ihr Futter von der Staatskrippe bezieht. Die Partei verläßt sich auf ihre Agitationsredner, denn ihre Wählerschar besteht in der Hauptsache aus Analphabeten. Sie hat aus diesem Grunde auch eine verhältnismäßig kleine Presse.

Die einzige Tageszeitung, die mit den Piasten sympathisiert, ist der „Ilustrowany Kurjer Codzienny", der sehr weit links und eigentlich der Wyzwolenie (einer linken Gruppe der Piasten) nähersteht. Der „Ilustrowany Kurjer Codzienny" ist ein reines Pilsudskiorgan, wohingegen die Piasten drei Strömungen haben: die eine ist Pilsudski-feindlich (Witos ist ihr Führer), die zweite behandelt ihn gleichgültig, die dritte bekennt sich zu seinem Militärprogramm. Wenn also der „Ilustrowany Kurjer Codzienny" das Pilsudskiprogramm unterstützt, so setzt er sich naturgemäß mit der radikalen Rechtsströmung von Witos in Konflikt und darum kann man ihn nicht für ein reines Parteiorgan der Piasten halten. Die Partei als solche hat in ihrem Dienst nur Wochenschriften. Das unterscheidet sie von nahezu allen übrigen polnischen Parteien. Aus der Erkenntnis heraus, daß der Landwirt an den Wochentagen keine Zeit zum Lesen hat, hat man ihm das Wochenblatt geschaffen. Das führende Organ ist die Warschauer Wochenschrift „Wola Ludu" (Volkswille). Der Einfluß der Partei ist in der Hauptsache in Kleinpolen (Galizien) und dem südwestlichen Kongreßpolen zu suchen. Von dieser Einstellung aus muß man auch die Parteipresse beurteilen. In den südöstlichen Parteigebieten verzeichnen die Blätter ihre größte Auflagezahl. Mit einer kleinen Blätterzahl ist die Presse dieser großen Partei erschöpft. Wir haben hier das klassische Beispiel, daß die Großmacht Presse noch nicht alle Volksziele in Polen in ihre Gewalt gezwungen hat, und daß in der Hauptsache das gesprochene Wort auf diese Menschenmassen wirkt. Daß es nicht immer so wirksam ist wie das gedruckte, zeigt sich in der Zerfahrenheit der Partei, die sich nur dadurch halten kann, daß sie Persönlichkeiten an der Spitze hat, die mit allen Mitteln der Demagogie ihre Mitglieder an sich ketten und sie mit finanziellen Vorteilen ködern.

Von den Piasten gelangen wir weiter nach links zu dem eigentlichen Zentrum, das selbstverständlich mit dem Zentrum in Deutschland nicht verglichen werden darf. Auch das Zentrum, das eine nationale Einstellung besitzt, ist in erster Linie von den Kleinbauern und etwas noch von kleinen Bürgern der Kleinstädte getragen. Hierzu ist die Partei zu rechnen, die sich offiziell „Polnisches Zentrum" nennt, und die auf ihren Fahnen den Ruf geschrieben hat: „Es gibt zuviel Juden in Polen und von ihnen wird das katholische Volk unterdrückt". Dieses Zentrum, das innenpolitisch mit den Piasten sympathisiert, außenpolitisch keine Interessen hat als jene: „Der Pole muß deutschfeindlich sein", besitzt eine einzige Wochenschrift in Krakau „Lud katolicki" (Das katholische Volk). In diesen Kreis gehört auch das Zentrum Mieściańskie, das sogenannte Bürgerzentrum, das von dem bekannten General Dowbór-Musnicki gegründet wurde und bei den Sejmwahlen keinerlei Erfolg errang. Dieses Bürgerzentrum pflegt in der Hauptsache den städtischen Bürgergedanken und erklärt, daß das Wohl des Landes vom städtischen Bürger abhängig sei. Seit dem 1. April 1925 besitzt die Partei eine Tageszeitung in Warschau, die „Opinia" (Öffentliche Meinung).

Noch zum Zentrum, mitunter zum rechten Flügel, je nachdem es die Parteitaktik erheischt, gehört die Nationale Arbeiterpartei, die den offiziellen Namen N. P. R. führt. Sie ist im Jahre 1905 von der Nationaldemokratie gegründet worden, um die Arbeiterschaft für den nationalen Gedanken zu gewinnen. Ihr Programm war, nach dem Muster der „gelben" Verbände, die polnische Arbeiterbewegung aus den Händen der Sozialdemokratie und der Internationalen herauszubekommen und sie in den Dienst der nationalen Sache zu stellen. Die Partei hat sich radikalisieren lassen, ist nach links abgeschwenkt, trotzdem aber auf dem Boden des nationalen Polens und unter dem Einfluß des Dogmas der römisch-katholischen Kirche geblieben.

Sie ist deutschfeindlich, antisemitisch und umfaßt in der Hauptsache die Landarbeiterbewegung. Besonders stark ist ihr Einfluß in Posen und Pommerellen, wo sie das Gegengewicht gegen die Nationaldemokratie ist, weil hier die Sozialisten keinen Zulauf haben. Die Haltung der Partei ist schwankend. Auch sie spielt im Parlament oft das Zünglein an der Wage. Ihre Presse ist verhältnismäßig schwach und wenig verbreitet. Die führende Zeitschrift ist die „Sprawa Robotnicza" (Arbeiterrecht) in Warschau und der „Glos Robotnika" (Arbeiterstimme) in Posen. Außerdem hat die Partei drei stark gelesene Tageszeitungen. Führend ist der „Polak" (Pole), Kattowitz, der seinen Einfluß auf die gesamte schlesische Wojewodschaft erstreckt. In Posen existiert die „Prawda" (Wahrheit), die besonders das Gebiet der Wojewodschaft Posen umschließt, in Lodz die „Praca" (Arbeit), die in der Fabrikarbeiterschaft Anhänger zählt. In Lodz hat die N. P. R. in der Stadtverordnetenversammlung eine Reihe Vertreter. Sie bildet hier die äußerste Rechte, weil die Nationaldemokratie nahezu gar nicht vertreten ist. Lodz ist als Fabrikarbeiterstadt hauptsächlich sozialistisch. Im Stadtparlament sitzen sehr viele Juden und Deutsche und darum ist die N. P. R. hier bestrebt, besonders den nationalen Standpunkt hervorzukehren.

Über die N. P. R. führt uns nun der Weg immer weiter nach links. Steht die N. P. R. nur zum Teil auf der Seite Pilsudskis, so ist die darauffolgende Richtung der Jungpolen (Zwiazek Mlodej Polski) durchaus Pilsudski-freundlich und bewußt demokratisch. Man kann diese Gruppe, die namentlich unter der Jugend maßgebenden Einfluß ausübt, etwa mit den Demokraten in Deutschland vergleichen. Sie ist jedoch bewußt national und auch ein wenig antisemitisch. Sie besitzt zwei Presseorgane, eine 14tägig erscheinende Zeitschrift, die sich „Sprawy Polskie" (Polnische Angelegenheiten) nennt und in Warschau erscheint, und den „Przeglad Poranny" (Morgenzeitung), der in Posen in einer Auflage von etwa 6000 Stück herausgebracht wird. Im Kriege haben die Jungpolen ihr Zentrum in Posen gehabt und hier geheim gearbeitet. Sie standen immer auf der Seite von Pilsudski und gehörten zu Anfang zu den deutschfreundlichsten Aktivisten. Heute erstreckt sich ihr Einfluß in der Hauptsache auf die akademische Jugend, die die Führerrolle übernimmt und für die Partei Propaganda macht. In Posen wird sie von der Nationaldemokratie angefeindet.

In denselben Kreis gehört die P. O. W. (Polska Organyzacja Wojskowa = Polnische Militärorganisation), die kein eigenes Zeitungsorgan besitzt, mit den Jungpolen sympathisiert und militärisch organisiert ist. Diese Gruppe hat die polnische Schützenlegion von Pilsudski geschaffen und hält sie im zivilen Zustand unter militärischen Bedingungen weiter zusammen. Die Arbeit innerhalb dieser Organisation wird durch Dienstvorschriften geregelt.

Die „Konfederacja Ludzi Pracy" (Bund des arbeitenden Volkes) ist eine Organisation, die erst 1924 gegründet worden ist und unter der Parole „Kampf der Korruption und dem Schmarotzertum" arbeitet. Sie versucht, ihr Programm in der bereits bestehenden Presse zu propagieren. Ihre Ziele sind versteckt imperialistisch: Polen soll ein Staat mit Großmachtcharakter werden. Das Organisationssystem wird „Ognisko" (Herdfeuer) genannt. Danach ist die kleinste Organisationseinheit die Familie. Von der Gesundung der Familie hängt die Gesundung des Staatslebens ab.

Eine der wichtigsten Parteien ist die „Wyzwolenie" (Befreiung), die sich stark nach links entwickelt hat. Sie ist ein Splitter der „Piasten" und stützt sich in der Hauptsache auf das Kleinbauerntum. Ihr Hauptprogramm ist die Durchführung einer radikalen Agrarreform, ohne jede Entschädigung. Ein wichtiger Führer ist der bekannte Minister Thugutt, der durch seine vielen Propagandareisen im Auslande betreffend die Minderheitenfrage einen Namen erwarb. Die Partei hat sich zu Beginn des Jahres 1926 in zwei Gruppen gespalten. Der neue Parteisplitter nennt sich Ostmarkengruppe der „Wyzwolenie" und neigt stark zur radikalen Linken, der stark kommunistischen Brylgruppe. Auch diese Partei besitzt, ähnlich wie die „Piastenpartei", keine nennenswerte Tagespresse und stützt sich haupt-

sächlich auf die Wirkung des gesprochenen Wortes. Drei Wochenschriften führen die Parteigrundsätze durch. Tonangebend ist die „Wyzwolenie" (Befreiung) in Warschau, ferner die „Gazetta Ludowa" (Volkszeitung), ebenda, und der „Sztandar Chlopski" (Bauernfahne) in Krakau. Einzelne linksgerichtete Tageszeitungen unterstützen die Arbeit der „Wyzwolenie", obwohl sie nicht Parteieigentum sind.

Der „Klub Zwiazku Chlopskiego" (Klub der vereinigten Bauern) ist unter dem Namen „Brylgruppe" besser bekannt. Führer dieser Partei ist der geschickte Abgeordnete Bryl, der sich heute stark den kommunistischen Agrarreformzielen zuwendet. Er wurde besonders durch seine Reise nach Sowjetrußland bekannt, wo ihn die Kommunisten in Moskau mit der „Internationale" begrüßten. Die Partei ist eigentlich 1913 gegründet worden und hieß damals „P. S. L.-Lewica" (Piasten-Linke). Erst 1924 nahm sie nach weiter fortgeschrittener Radikalisierung den heutigen Namen an. Ihr Haupteinfluß erstreckt sich auf Galizien und die polnischen Ostgebiete. Auch diese Partei besitzt eine kleinere Parteipresse, da sie sich hauptsächlich auf den Bauern stützt, der nur selten lesen und schreiben kann. Das führende Parteiblatt ist die Wochenschrift „Sztandar Ludowy" (Standarte des Volkes), die in Warschau und Lublin herauskommt. Großen Einfluß besitzt das Lemberger Wochenblatt „Sprawa Ludowa" (Volksrechte), das von dem Parteipapst Abgeordneten Bryl geleitet wird. Daneben wirkt in der Krakauer Gegend der in Krakau erscheinende „Przyjaciel Ludu" (Volksfreund), den der frühere Abgeordnete Stapinski leitet. In diesen Parteikreis kommt noch die „Unabhängige Bauernpartei" („Klub Niezaleznej Partji Chlopskiej"), die meistens mit der Brylgruppe zusammengeht. Sie ist radikaler als die Richtung der Brylgruppe, aber doch nicht gänzlich dem Kommunismus verfallen. Das führende Parteiorgan ist die vom Abgeordneten Wojewodzki geleitete Warschauer Wochenschrift „Wyzwolenie Ludu" (Befreiung des Volkes). Alle diese Linksgruppen sind Anhänger von Pilsudski.

Eine bekannte Partei, mit kleinerem Einfluß, wird von dem radikalen Bauernpriester Okon geführt. Sie ist nationalistisch und radikal kommunistisch. Eine seltsame Mischung, die aus dem Hirn eines Priesters in den Ostgebieten Polens fließt. Auch diese Gruppe fordert Pilsudski als Führer des Heeres und unterstützt seine Macht. Das Hauptziel sieht sie in einem mächtigen Polen und in einem starken Bauernstande, dem von „Rechts wegen alles Land gehört". Die Gruppe unterstützt radikal den Streik als „Mittel zur Erreichung hoher Ziele". Die Freundschaft gehört Frankreich und den slawischen Ländern, die Partei fordert einen freien Zugang zum Meer und die Einverleibung Danzigs. Auch Schlesien, Masuren und Ermland müsse nach dem Programm noch zu Polen kommen. Die führenden Wochenschriften sind: „Chlopska Sprawa" (Bauernrecht) und „Jednosc Chlopska" (Bauerneinheit) in Lemberg. Letztere ist inzwischen eingegangen.

Die stärkste und wichtigste Partei der Linken ist die P. P. S. (Polnische Sozialdemokratie), Polska Partja Sozjalistyczna, die ihre Gründung Pilsudski, Mendelsohn, Rosa Luxemburg und Johann Karski verdankt. Die radikalen Elemente sind ausgeschieden und gehören heute dem kommunistischen Lager an. Die Partei ist heute national und antibolschewistisch, neigt nach Deutschland und bekämpft den französischen Imperialismus. Sie besitzt in ihren Reihen ausgezeichnete Köpfe (Diamand, Moraczewski, Pilsudski, Daszynski, Perl, Niedzialkowski usw.). Trotz dieser Einstellung ist es möglich, daß die Partei sich gelegentlich deutschfeindlich betätigt und die Minderheiten bekämpft. Die Parteipresse ist einflußreich und mächtig. Besonders in Kongreßpolen und den großen Industriezentren. Das führende Blatt der Partei, das auch geistig auf einer hohen Stufe steht, ist der „Robotnik" in Warschau („Arbeiter"). Eigene Ortsgruppen hat sie in Nordamerika, Frankreich, Dänemark, Schweiz und der Tschechoslowakei. In Deutschland ist sie nicht offiziell vertreten. Die Vertretung der polnischen Sozialisten in Deutschland hat nach polnischen Angaben der Reichstagsabgeordnete Reger übernommen. Die Partei zeigt sich in Polen außerordentlich diszipliniert, wie der Maiaufstand 1926 bewiesen hat.

Kommunistisch, wenn auch nicht der 3. Internationale angeschlossen, ist die Gruppe der polnischen unabhängigen Sozialisten (Niezalezna Socjalistyczna Partja Pracy w Polsce), die in Dr. Drobner, Krakau, den Führer hat. Drobner ist durch die Krakauer Unruhen bekannt geworden, die er angeblich provoziert hat. Nach monatelanger Untersuchungshaft haben ihn die Gerichte freigesprochen und auf freien Fuß gesetzt. Diese Gruppe hat in den letzten beiden Jahren außerordentlich an Einfluß gewonnen, obwohl sie im Sejm keinen Vertreter besitzt. Ihre Hauptmacht erstreckt sich auf Oberschlesien und das Dombrowaer Kohlengebiet. Sie ist international und die einzige Gruppe, die offiziell „Nie wieder Krieg" ruft. Inoffiziell ist es etwas anders, weil der polnische Arbeiter durchaus national denkt. Die Partei bekämpft den polnischen Antisemitismus und die bisherige Politik gegen die Minderheiten. Das führende und einzige Organ ist die Wochenzeitung „Socjalista" (Der Sozialist), die mehrfach verboten worden ist und abwechselnd in Krakau, Kattowitz oder Czenstochau gedruckt wird.

Die kommunistische Partei, die in Warschau ihren Sitz hat, trat zum ersten Male im Jahre 1922 unter dem Titel „Kommunistyczny Zwiazek Proletarjatu miast i wsi" (Kommunistische Partei des Proletariats in Stadt und Land) an die Öffentlichkeit. Das Parteiprogramm ist bekannt. Anlehnung an Sowjetrußland ist das Hauptziel. Da die Kommunisten in Polen besonders scharf bekämpft werden — Haussuchungen, Strafprozesse, Hinrichtungen durch Erschießen sind an der Tagesordnung, besonders in Kongreßpolen — kann die kommunistische Presse nur geheim erscheinen. Der Einfluß der Partei im ehemaligen preußischen Gebiet ist dahin. Der Führer ist Dabal, der auch Sejmabgeordneter war und nach Aufhebung der Immunität eine mehrjährige Zuchthausstrafe erhalten hat. Heute besitzt die Partei keinen offiziellen Sejmvertreter. Die radikalisierten Linksgruppen haben die Arbeit übernommen. Von der Parteipresse erscheinen, wie gesagt illegal, in Warschau: „Czerwony Sztandar" (Rote Fahne), „Glos Kommunistyczny" (Kommunistische Stimme), „Gromada" (Die Schar), „Kolejarz Kommunistyczny" (Der kommunistische Eisenbahner) und der „Zolnierz Robotnik" (Arbeitersoldat), außerdem eine Monatsschrift „Wiezien polityczny" (Das politische Gefängnis), das Zentralorgan der internationalen Revolutionshilfe unter dem Protektorat von Moskau. In Wilna erscheint „Do Walki" (Zum Kampf). In Oberschlesien wird die „Prawda" (Wahrheit) herausgegeben, deren Erscheinungsort unbekannt ist.

Ausführlich über die Minderheitenpresse in Polen zu berichten, würde den Rahmen dieser Darstellung bei weitem überschreiten. Die besonders in Erscheinung tretende Presse wird von den Juden herausgebracht. Alle Parteirichtungen (nahezu zwanzig) haben ihre Organe. Die Sprache ist meist hebräisch und jiddisch. Das führende Blatt der jüdischen Massen, die im Sejm vertreten sind, ist der „Nasz Przeglad" (Unsere Übersicht), der in polnischer Sprache erscheint, und eine bewußte Minderheitenpolitik treibt. Die Ukrainer besitzen keine größeren Zeitungen, mit Ausnahme des in Lemberg erscheinenden „Dilo". Die Weißrussen haben als führendes Organ die dreimal wöchentlich erscheinende „Bialoruska Dola" in Wilna.

Die führenden Organe der Deutschen in Polen sind: „Deutsche Rundschau" in Bromberg, „Posener Tageblatt" in Posen, „Pommereller Tageblatt" in Dirschau, „Freie Presse" in Lodz, „Kattowitzer Zeitung" in Kattowitz und „Oberschlesischer Kurier" in Königshütte. Das führende Blatt der deutschen Sozialisten in Polen ist die „Volkszeitung" in Lodz, daneben die Wochenzeitung „Volksblatt" in Bromberg.

Ein Bild, ziemlich verworren und schwankend wie die polnische Geschichte, wurde aufgerollt. Es zeigt nur in großen Linien die Richtung, in der sich das polnische Volk bewegt. Aus allen Parteien, aus jeder sozialen und volklichen Schichtung aber steigt immer wieder jene Anschauung, die heute noch so mächtig in Polen wirkt, die Feindschaft gegen den deutschen Nachbarn und der Kampf gegen die im Lande wohnenden Deutschen.

Polens geschichtliche Entwicklung

Von Dr. Manfred Laubert, Professor an der Universität Breslau

„Was kümmert Eu'r Vertrag uns! Damals haben
Wir so gewollt, und heute wollen wir anders!"
(Schiller, Demetrius)

Die Geschichte der westslawischen Völker blieb weit länger als die der deutschen in Dunkel gehüllt. Bis ins 10. Jahrhundert n. Chr. ist der Sage und wissenschaftlichen Konstruktion nahezu unbeschränkter Spielraum gewährt. Mit Gewißheit können wir heute beweisen, daß die viel umstrittenen Träger der lausitzischen Urnenfelderkultur, die in der dritten Periode der Bronzezeit die Gebiete zwischen Elbe und Weichsel einnahm — nur an der Küste saßen bereits Germanen —, nicht Slawen waren. In der Eisen- und La-Tène-Zeit wurde die Urnenfelderkultur zwischen Kelten und Germanen zerrieben und in der späten La-Tène-Zeit finden wir nur letztere in Ost- und Norddeutschland, bis tief nach Polen hinein. Erst Menschenalter n. Chr. beginnt ihre Abwanderung, die unter vielfacher Verschiebung der einzelnen Stämme innerhalb von etwa 300 Jahren das Land menschenarm werden ließ. Die Seltenheit prähistorischer Funde ist hierfür ein sicherer Beleg. Dadurch eröffnete sich für das Slawentum die Möglichkeit allmählichen Einströmens von Osten her, wobei die Reste der germanischen Urbewohner vernichtet wurden oder im Volkstum der Ankömmlinge aufgingen oder sich, wie in Böhmen, in unzugängliche Wald- und Gebirgsgegenden zurückzogen. Für die damalige geringe Kulturstufe der Slawen spricht die bis in das 9. Jahrhundert andauernde Fundleere. Nichts aber deutet auf die von der chauvinistischen polnischen Wissenschaft mit unbelehrbarer Hartnäckigkeit vertretene Auffassung von der Fortexistenz einer unter den Germanen als Herrenvolk im Land verbliebenen slawischen Hörigenschicht, den unmittelbaren Erben der lausitzischen Kultur, die, nach dem Abzug ihrer Bedrücker wieder frei geworden, die slawische Überlieferung in Verbindung mit den Einwanderern aufleben ließen. Vielmehr treten überhaupt erst Jahrhunderte nach dem Abzug der Germanen zum erstenmal Spuren slawischen Volkstums ans Licht.

Um die Mitte des 10. Jahrhunderts schlossen sich in Böhmen unter den Przemysliden, in Polen unter den Piasten die ersten Staatengebilde zusammen, und kamen mit den Deutschen in Berührung. In wieweit normannische Einflüsse bei dieser Wendung beteiligt waren, steht dahin. Selbst polnische Forscher wie K. Krotowski leugnen heute nicht mehr, daß in den Adern der Piasten skandinavisches Blut rollte und der polnische Adel großenteils nordischer Herkunft ist.

Deutsch blieben auch in der Folge alle maßgebenden Einflüsse des politischen, wirtschaftlichen und geistigen Lebens. Mit den deutschen Gemahlinnen der Piastenherzöge kamen deutsche Sprache und Sitte, deutsche Ritter, Geistliche und Staatsmänner an ihre Höfe. Das fränkische Reich wurde das Vorbild für den inneren Aufbau und das militärische System. Der deutsche Kaufmann zog auf den alten Handelsstraßen durch den Osten. Deutsch wurde die Wirtschaft, als Polen in hoffnungsloser Zerrissenheit nach schlesischem Muster zur Besiedelung mit deutschen Kolonisten schritt. Aus Deutschland entlehnte es seine kirchliche Organisation. Schon Misika nahm das Christentum an und dadurch schied sein Staat als Eroberungsziel für die kaiserliche Politik aus, die nur gegen das Heidentum mit Feuer und Schwert vorging, dagegen die der christlichen Lehre gewonnenen slawischen Nachbarn wie Böhmen, Schlesien, Pommern, Mecklenburg auf kulturellem Weg mit Unterstützung des angestammten Herrscherhauses selbst eroberte und schließlich zur politischen Eingliederung in das Reich bewog.

In Polen regten sich freilich hiergegen früh nationale Widerstände. Bereits Misika, der bei seinen Eroberungszügen von Markgraf Gero geschlagene und zur Leistung des Treueides gezwungene Vasall der Ottonen, versuchte sich dem Einfluß seines weltlichen Herrn durch Kommendation seines Landes an den Heiligen Vater zu entziehen. Sein gewaltiger Sohn Boleslaw der Kühne (992—1025) nutzte die Schwäche Ottos des Kindes trefflich aus und gründete mit dessen gutgläubiger Zustimmung in Gnesen einen eigenen nationalkirchlichen Mittelpunkt. Dann aber erstrebte er bewußtermaßen als Gegenstück zu dem deutschen Universalkaisertum ein polnisches Reich auf panslawistischer Grundlage, von der Elbe bis zur Düna, vom Baltischen Meer bis zum Donaubecken.

Der Fluch der Erbteilungen ließ seine Schöpfung verfallen. Polen zerfiel in eine Reihe von Einzelherzogtümern und die Außenlande splitterten ab. Pommerns Verlust bereitete Boleslaw Schiefmund durch Übertragung der Mission an den Deutschen Otto von Bamberg vor, in Pommerellen bildete sich ein eigenes Fürstentum unter kaschubischen Herrschern aus, Schlesien wurde durch Barbarossas Siegeszug von 1157 den Söhnen Wladyslaws II. zurückerobert. Aber damit war dieser Zweig des Piastenhauses zu einer selbständigen Politik in Anlehnung an das Reich gezwungen, die folgerichtig zum Anschluß der Provinz an das damals deutsche Böhmen unter seinem deutschen Fürstengeschlecht führte.

In dem allgemeinen Verfall konnten nur fremde Kräfte Rettung bringen, denn im Innern setzte sich mehr und mehr auf Kosten der Krongewalt eine zügellose Adelsanarchie durch, die, schöpferischer Fähigkeiten bar, ohne die Milderung durch einen bürgerlichen Mittelstand, auf der breiten Masse des Landvolkes lastete. Die Kirche und, ihrem Beispiel folgend, der unter Kasimir d. Gr. (1333—1370) zum erstenmal das Druckmittel der Konföderationen, der Adelsbünde, ergreifende Großgrundbesitz ertrotzten das privilegium fori, den eigenen Gerichtsstand, die Patrimonialgerichtsbarkeit, die Steuerfreiheit. Skrupellos wurden die Verlegenheiten der sich untereinander befehdenden Teilfürsten in gleicher Richtung ausgenutzt, um immer neue Attribute des Monarchen für das Ständetum zu erringen. Schließlich überwucherten die Sonderinteressen alles gesamtstaatliche Empfinden so, daß die einzelnen Parteien auch die Hilfe des Auslandes nicht verschmähten.

Kasimirs machtvolle Persönlichkeit versuchte noch einmal die Kräfte im Inneren zusammenzuraffen. Aber nur um den Preis entsagungsvoller Politik nach außen vermochte er den Grund zu einem geregelten Staatsleben zu legen. Im Vertrag zu Trentschin verzichtete er 1335 zugunsten Böhmens auf alle Anrechte an Schlesien, das bereits im 13. Jahrhundert unter Heinrich I. und seinem Sohn ganz deutschen Charakter angenommen und dank dieser Festigung auf dem Schlachtfeld von Wahlstatt 1241 nach Polens Versagen die anbrandende Flut des Mongolentums in opfermutigem Kampf gebrochen hatte. 1345 gestand er im Vertrag zu Kalisch dem Deutschorden Ostpreußen und Pommerellen als souveränen Besitz zu. Dann setzte er das Kolonisationswerk fort. 150 Jahre strömten die deutschen Bürger und Bauern wagemutig gen Osten. Sie brachten den eisernen Pflug, die Dreifelderwirtschaft, Obstkultur und umfriedete Höfe, die Anfänge von Handel und Handwerk und die Kunst des Städtebaues und endlich deutsches Recht und Gemeindeverfassung. Klöster und Adel wetteiferten mit den Landesherren in der Ansetzung der willkommenen Gäste, deren Lob aus geweihtem und profanem Mund erklang. Alles städtische Leben in Polen, Bergbau und Gewerbe wurden Domäne der Deutschen. Breslau, Krakau, Posen, Lemberg, Bromberg erstanden, so bekennt selbst die polnische Wissenschaft, als rein deutsche Orte. Aber wieder erhob sich dagegen das Nationalempfinden, wobei der Klerus die Führung übernahm. Doch auch Kasimir zerschnitt die Fäden zum Mutterland durch Errichtung eigener Oberhöfe, die den Instanzenzug in die Heimat ablösten. Überdies senkte sich der allgemeine Verfall bald auch über die ihrer Gründungsprivilegien beraubten deutschen Gemeinden. Als Kulturdünger auf fremder Erde wurden die deutschen Pioniere mißbraucht und dann von der Schmutzwelle des Herbergstaates verschlungen.

Wie Boleslaws äußeres, so war Kasimirs inneres Werk von kurzem Bestand. Der durch Erbvertrag zum Nachfolger bestimmte König Ludwig von Ungarn konnte sich nur durch Verhandlung mit der Gesamtheit des Adels als gleichberechtigter Macht behaupten, und in Kaschau mußte er 1374 die ersten Pacta conventa, dem Thronfolger auferlegte feste Bedingungen, unterschreiben. Nach seinem Tod aber lenkte Polen, durch den Haß gegen den Orden verblendet, in die verhängnisvolle Bahn der Personalunion mit Litauen, nahm die Front gegen Westen und schied aus der europäischen Kulturgemeinschaft aus.

Wohl gelang es Jagiello mit Hilfe des barbarischen Heidentums den Gegner niederzuwerfen und ihm 1422 auch den endgültigen Verzicht auf Samogitien abzupressen, also die eine Verdeutschung der baltischen Provinzen ermöglichende Verbindung mit den livländischen Schwertbrüdern zu sperren, aber auch in Litauen wurde der Absolutismus nun abgedankt und die Durchbildung des Adelsparlaments mit Senat und Landbotenstube angebahnt.

Der Verrat der westpreußischen Stände brachte unter Kasimir IV. in 13jährigem Krieg allerdings die Früchte von Tannenberg zur Reife, und im zweiten Thorner Frieden gelangte Polen in den Besitz Westpreußens. Doch die im Angesicht des Feindes ertrotzten Privilegien von Cerekwica und Nessau festigten das Übergewicht des Kleinadels, der nun Träger der nationalen Idee wurde. Deshalb scheiterte der vom Geist des Humanismus und der Renaissance erfüllte Johann I. Albrecht mit seinen absolutistischen Plänen ebenso wie mit seinem Kreuzzugsprogramm gegen den Islam. Adelige und bürgerliche Sphäre waren getrennt und auf den Reichstagen wurden die Abgeordneten der Städte nicht mehr geduldet. Die Angliederung Westpreußens erschloß Polen den Weg zum Welthandel und steigerte die Neigung des Großgrundbesitzes, durch Erhöhung der Dienste auf Kosten seiner Untertanen sich neue Einnahmequellen zu verschaffen. Dagegen wurden bei der Zollfreiheit des Adels fremde Waren, das heimische Gewerbe erstickend, eingeführt, und wie die Grundlagen des Absolutismus wurden auch die des Merkantilismus zerstört. Eine ständig wachsende Verarmung des Landes war die Folge. Vergeblich lief Polen gegen die Unabhängigkeit Danzigs Sturm. In der Konstitution von Radom wurde 1505 zwar die Verbindung mit Litauen noch enger geknüpft, aber zugleich durch das nihil novi der Krone die gesetzgebende Gewalt entzogen.

Schon meldete sich zudem Rußland als neuer und gefährlichster Gegner, den unter Alexander (1501—1506) nur die Hilfe der Livländer noch zu bannen vermochte. Sigismunds I. Regierung aber ist mit andauernden Kämpfen gegen die Moskowiter erfüllt. Das Eindringen der Reformation förderte die Zersetzung im Inneren. Die neue Bewegung war für die Szlachta nur ein Mittel zur Stärkung ihrer ständischen Absichten, und nach deren Verwirklichung streifte sie überraschend schnell Luthers und Calvins Lehre wieder ab. Die von Stanislaw Hosius geleiteten Bischöfe führten ihre Herde bis zum Ende des 16. Jahrhunderts fast ausnahmslos wieder in den Schoß der katholischen Kirche zurück. Als religiöses Ziel faßte das evangelische Bekenntnis aber Fuß in den Kreisen des Deutschtums, das nun auch noch in den konfessionellen Gegensatz zur Legitimität und der Mehrheit des Staatsvolkes geriet. Der säkularisierte Ordensstaat aber gewährte ihm Rückhalt, und die spätere Nachfolge der Hohenzollern schützte die Provinz vor dem Versinken im polnischen Staat. Der Vorstoß Iwans II. des Grausamen rollte die Ostseefrage auf, bei der Polen in Wettbewerb mit dem protestantischen Norden geriet, in dem es zerschellte. 1569 wurde durch die Union von Lublin noch die Personalverbindung mit Litauen zur Realunion umgewandelt und ein Jahr später auch Westpreußen unter Bruch aller früheren Zusicherungen zur polnischen Provinz degradiert, aber 1572 starb Sigismund II. August als letzter Jagellone ohne männliche Erben. Sein Reich wurde zum Wahlkönigtum und damit zum Spielball der europäischen Politik.

Frankreich benutzte die Lage sofort zur Aufnahme einer Einkreisungstaktik gegen die deutschen Mächte. Es setzte die Wahl eines Valois durch, der aber nach wenigen Monaten auf den Thron seines Stammlandes gerufen wurde. Der Gegensatz

zwischen Habsburg und Bourbon beherrschte indessen auch alle folgenden Wahlen. Gelangte auch nicht der Kandidat einer der beiden Parteien zum Ziel, so war doch der Zersplitterung Tor und Tür geöffnet, und Polen kam in wachsende Abhängigkeit vom Ausland. Den Thronanwärter der Szlachta, Stephan Báthory (1576 bis 1586), hinderte ein früher Tod an inneren Reformen. Der Konflikt mit Rußland wurde nach einem dem Zaren ungünstigen Frieden durch den mit Schweden abgelöst, der unter den Wasas im Vordergrund stand. Sigismund III. verzehrte seine Kräfte in auswärtigen Unternehmungen. Der Adel versuchte sich dabei neutral zu halten und versagte jede Unterstützung. Eine extrem katholische Politik kostete dem König den schwedischen Thron. Unter Gustav Adolf gingen sogar die westpreußischen Städte zeitweilig verloren. Die Konföderationen steigerten sich bis zum Rokosz, dem gegen den Monarchen selbst gerichteten Adelsbund. Das Eingreifen in Rußland hatte keinen Bestand. Vor einer nationalen Erhebung mußten die Polen zurückweichen. Sigismunds Sohn Wladyslaw IV. hatte infolge religiöser Unduldsamkeit bereits mit einem gefährlichen Kasakenaufstand zu kämpfen, vor dessen Beendigung er starb. Unter seinem Bruder Johann I. Kasimir (1648—1668) begannen bei einem Dreifrontenkrieg die großen Verluste. Rußland eroberte Kiew und Smolensk zurück. Polen brach beim ersten Anlauf zusammen. Nur mit fremder Hilfe ermannte es sich noch einmal, aber schon tauchte der Plan einer Teilung auf, und im Frieden von Oliva mußte es 1660 den Lohn für die brandenburgische Waffenunterstützung durch Anerkennung der Souveränität Ostpreußens und Abtretung seiner pommerschen Lehn, Lauenburg, Bütow und Draheim, entrichten. Auch der Verlust von Livland und Kurland folgte. Die Einmischung der Nachbarn vollendete die Verwilderung des Adels, dessen Fraktionen auf eigene Hand Politik trieben. Die Großpolen standen mit Friedrich Wilhelm wegen einer Besetzung ihres Landes mehrfach in Unterhandlung. 1652 wurde der Reichstag durch das liberum veto gesprengt, das Schwergewicht rückte in die Provinziallandtage, die allein noch positive Arbeit leisteten.

Nur eine neue Einwanderung der vor der Glaubensverfolgung und den Wirren des 30jährigen Krieges flüchtenden Deutschen brachte dem Land noch eine Nachblüte, die Gründung einer Reihe neuer oder die Wiederbelebung alter Städte, die dann wie Lissa, Bojanowo, Fraustadt, Reisen ihr Deutschtum bis zum Schluß ebenso wie die jetzt gemeindeweise mit dem Grundherrn abschließenden Holländergemeinden wahrten. Aus diesen Jahren stammt die Blüte der Tuchmanufaktur. Wie bei der Sprengung der mittelalterlichen Weltanschauung Kopernikus, so wurde der verdeutschte Amos Comenius Symbol des in Polen sich entwickelnden Geisteslebens, aber beide gehörten der völkischen Minderheit an, der auch die Krakauer Hochschule ihren Ruhm verdankte. Polens eigene Leistungen waren auf geistigem Feld äußerst gering.

Die Kolonisation im Osten führte nach deutschem Muster zur Abfindung staatlicher Beamter mit ungeheuerem Grundbesitz, einer Art von Grafentum, das die Bildung eines riesenhaften Latifundienbesitzes zur Folge hatte. Hier und in Litauen blühte das Magnatentum der Czartoryskis, Lubomirskis, Radziwills, Sapiehas, Potockis, das sich zu kleinen, den Landesherrn verdunkelnden Hofhaltungen auswuchs und vermöge eigener Haustruppen und einer Schar armer Parteigänger aus den Reihen des besitzlosen Adels, des Gesindels (holota), maßgebenden Einfluß errang. Die Versuche zur Einverleibung der Kasaken führten jedoch zu einer ununterbrochenen Kette von Feldzügen und die freien Steppensöhne blieben eine offene Wunde am Staatskörper.

Der Anlauf, durch die Wahl eines „Piasten", eines einheimischen Edelmanns, zu innerer Festigung zu gedeihen, führte bei Johann III. Sobieski äußerlich zu glänzenden Ruhmestaten, die mit dem Sieg am Kahlen Berge über den Halbmond ihren Höhepunkt erreichten. Doch das Land zog hieraus keinen Gewinn mehr. Der Neid der anderen Geschlechter und der Mangel an staatlichen Finanzquellen legte die militärischen Rüstungen Sobieskis lahm. 1697 kam man wieder

auf die Wahl eines Ausländers zurück. August der Starke riß Polen in die langen, durch die Pest verschlimmerten Wirren des nordischen Krieges, aus denen es nur durch russische Hilfe gerettet wurde. Den Preis dafür hatte der König 1717 zu bezahlen, als der Zar in dem Konflikt zwischen Ständen und Krone das Schiedsrichteramt an sich brachte und zugunsten der ersteren seinen Spruch fällte, d. h. die Anarchie verewigte und durch seine Truppen für ihre Aufrechthaltung sorgte. Polen hatte aufgehört, als souveräner Staat zu bestehen und sank mehr und mehr zur russischen Provinz herab. Alle Reformanläufe wurden durch die Nebenbuhlerschaft unter den großen Geschlechtern, der „Familie" der Czartoryskis und der „Partei" der Potockis vor allem, und durch den Gegensatz zwischen Magnatentum und Hof gelähmt. Einigkeit bestand nur in dem Festhalten an unbedingter Intoleranz und fanatischer Verfolgungswut gegen die Dissidenten, die im Thorner Blutgericht von 1724 ihren schärfsten Ausdruck fand. Die Dissidentenfrage gab den Nachbarmächten immer wieder den Vorwand zur Einmischung. Während anderwärts die konfessionellen Gegensätze unter der duldsamen Aufklärung verblaßten, stiegen sie in dem sich gern mit seiner Toleranz brüstenden Polen erst jetzt zur Siedehitze empor. Die Möglichkeiten des 7jährigen Krieges blieben bei der Schwäche des Landes und der Unlust des Adels ungenutzt. Es regten sich nun freilich die Stimmen der Kritik und die Reformvorschläge, aber die Ideen der Revolution wurden unvermittelt auf das noch in den Formen der Scholastik steckende Geistesleben aufgepfropft und führten deshalb nur zu ungesunder Überstürzung. Protestantismus und Bürgertum waren dabei auch literarisch verstummt.

Der letzte König Stanislaw August Poniatowski wurde durch das Machtgebot der Zarin auf den Thron gehoben, aber zugleich hielt Rußland alle Besserungsversuche nieder. Seine Allianz mit Preußen besiegelte Polens Schicksal, dessen Teilung 1772 als Blitzableiter für den im Orient aufgehäuften Zündstoff diente. Frankreich war nicht fähig, seine frühere Politik fortzusetzen und hegte bei der Machtlosigkeit seines Verbündeten an dessen Zukunft kein Interesse mehr. Preußen befand sich in einer Zwangslage und mußte zugreifen, um nicht Katharina allein die Beute zu überlassen. Der erste Schlag führte wohl zu einer Ernüchterung gewisser Kreise, die durch die Edukationskommission und die Kommission der guten Ordnung versäumte Besserungen in die Wege zu leiten wünschten. Aber das Ergebnis war in der sittenlosen Gesellschaft verzweifelt gering. Die Erträge der ersterer überwiesenen Jesuitengüter fanden zumeist den Weg in die Tasche einzelner Beamter, und man begann in dem aristokratischen Land die Reform von oben her, d. h. für das Volk geschah nichts. Die Bestrebungen der „Patrioten" fanden immer wieder in dem Egoismus der Szlachta unbesieglichen Widerstand. Auch die vielgerühmte Verfassung vom 3. Mai 1791, die Mickiewicz wie der Geschichtschreiber des 4jährigen Reichstags, Kalinka, mit gleich harter Kritik zersetzt haben, war sozial völlig unfruchtbar und begründete nur die Adelsherrschaft noch fester auf Kosten der Zentralgewalt. Zudem wurde sie durch Überrumpelung des Reichstags in Form des Staatsstreiches dem Land aufgezwungen. So war die Konföderation von Targowica die logische Antwort. Auch in letzter Stunde siegte der Partikularismus über das Staatsinteresse. Der energielose König schwenkte auf die Seite der Reaktion, und Preußen ließ seine Bündnispolitik mit Polen fallen. Die zweite Teilung war die Folge, und der Aufstand von 1794 unter dem maßlos überschätzten Kosciuszko führte den restlosen Untergang Polens herbei.

Es lebte nur noch in den Dombrowskischen Legionen fort, die 1797 durch einen Einfall in Dalmatien zum erstenmal den Balkan gegen die Habsburger aufzurufen versuchten. Der Friede von Campo Formio unterband diesen Plan, und dem Zaren zuliebe ließ Napoleon die Polen in den Sümpfen von St. Domingo zugrunde gehen, wie 1831 die Emigranten gegen Abd el Kader bluten sollten und heute die arbeitslosen polnischen Auswanderer Kanonenfutter gegen dessen Nachfahren liefern müssen.

Trotzdem fiel die Nation dem Kaiser mit Begeisterung zu und leistete ihm treue Waffenfolge durch alle Wandlungen seines Schicksals, die den Polen mit der Bil-

dung des 1809 durch Westgalizien vergrößerten Herzogtums Warschau immer nur Abschlagszahlungen brachten. Der Wiener Kongreß sah zwar von einer Wiederherstellung des Jagellonenreiches ab, trug aber dem nationalen Prinzip Rechnung durch die erste staatsrechtliche Anerkennung des Minderheitsschutzes, indem er den Teilungsmächten die Pflicht zur Erhaltung von Sprache und Nationalität ihrer polnischen Bürger auferlegte. Durch das Drängen Frankreichs und Englands, die 1919 die Sühnung des Teilungsverbrechens als ihre hohe ethische Pflicht verkündet haben, wurde Preußen mit seinen Ansprüchen nach Osten abgedrängt und erhielt die Provinz Posen aus der Beute von 1793 zurück. Damit hatten die Westmächte jenes vermeintliche Verbrechen in das neue Europa übertragen. Alexander hielt sich vorbildlich an die Wiener Beschlüsse. Er gewährte dem Königreich Polen eine Konstitution, eigene Armee, Verwaltung und Indigenat. Preußen hat dieses Verfahren im kleinen kopiert, doch die polnischen Ansprüche waren schlechterdings unvereinbar mit dem Wesen moderner Staaten. Der Aufstand von 1830 warf die bisherigen Rücksichten über den Haufen. In Rußland trat an die Stelle der bloßen Personalunion die Einverleibung des „Weichselgebietes", das mit mannigfachen Schwankungen allen Russifizierungsmethoden unterworfen wurde. Fortwährende Verschwörungen und Insurrektionen legten das wirtschaftliche Leben lahm, führten aber schließlich zur Abdankung des Adels. Nach 1848 begann statt dessen die Kirche, in Preußen durch die Schwäche der von der Angst vor der Demokratie beherrschten Regierung begünstigt, ihre unterwühlende Arbeit, die sie auf Westpreußen und Schlesien ausdehnte. Sie zog mit Hilfe einer rasch aufblühenden Presse die geistigen Kräfte heran, die die Bildung eines Mittelstandes ermöglichten, der Bismarck auch wirtschaftlich Widerstand zu leisten vermochte. In Galizien erlangte das Polentum nach 1866 fast unumschränkte Autonomie und leistete dafür der Krone Gefolgschaft. In der Hoffnung auf den Beistand der Westmächte enttäuscht, stellte sich das polnische Volk in allen drei Teilgebieten auf eigene Füße und bereitete auf dem Umweg über die wirtschaftliche Emanzipation die politische Unabhängigkeit vor, in Befolgung des von Paris aus erteilten Ratschlags: Bereichert euch und wartet! Die Träger dieser Schwenkung, die Aktivisten, waren sogar bereit, gegen wirtschaftliche Zugeständnisse die Politik der dreifachen Loyalität einzuschlagen, wie in der Ära Caprivis Koscielski gleich den konservativen galizischen Stanczyken sie mit der Hochfinanz und dem Großgrundbesitz, den „Versöhnlern" (ugodowzy) in Warschau verkündete. Aber innerhalb der Nation hatte sich eine Umgestaltung vollzogen. Die völkische Bewegung war in fortschreitender Demokratisierung begriffen. Auch der Sozialismus stellte sich durchaus in den Dienst der vaterländischen Sache. Kasimir Kraus erklärte die Unabhängigkeit Polens für die Voraussetzung wirtschaftlicher Entwicklung im Sinne des Marxismus. Daher erlitt die konservative Ausgleichstaktik alsbald Schiffbruch.

Allerdings gelangte das Polentum in der Vorkriegszeit nicht zu einer einheitlichen Stellungnahme. Die Kämpfe verschiedener Parteien gingen weiter, und auch die nationaldemokratische Richtung wurde durch die neoslawistischen Tendenzen der übrigen „unerlösten" Völker Osteuropas gestört. Bei dem Prager Sokoltag fehlten 1912 die polnischen Vertreter. Der Kriegsausbruch traf das gesamte Polentum unvorbereitet, in ein russophiles und austrophiles Lager gespalten. Das unverrückbare Endziel blieb aber die völlige politische Unabhängigkeit eines neuen polnischen Reiches. Auch die Verkündigung vom November 1916 änderte die Absichten der Führer nicht um Linienbreite. Sie paßten sich nur der strategischen Lage an, indem sie, wie der in Berlin als Orakel geltende galizische Sozialist W. Feldman, den Gegensatz zum Zarentum vorübergehend in den Vordergrund schoben, um von den übertölpelten Mittelmächten die zur Zeit erreichbaren Vorteile herauszuschlagen. Die als Gegenzug gegen russische Angebote gedachte Bethmannsche Politik blieb daher militärisch wirkungslos und berührte die Kreise Roman Dmowskis nicht, der, einst auf dem Slawenkongreß von 1908 noch ver-

einzelter Vertreter des deutschfeindlichen Polonismus, jetzt als umsichtigster Agent für den Fall eines Zusammenbruches der Zentralmächte seine Netze legte.

Zustatten kam ihm dabei die seit Jahrzehnten systematisch betriebene Vergiftung der öffentlichen Meinung, die aus Veranlassung des Enteignungsgesetzes durch die Enquête Sienkiewiczs gelernt hatte, in den Polen angeblich rechtlose und von ihrer Scholle verdrängte Märtyrer zu sehen, und ferner die völlige Unkenntnis der östlichen Verhältnisse im Kreis der beteiligten Staatsmänner. Skrupellos gefälschtes, seit langem bereit gehaltenes Material und die Schwäche der von inneren Sorgen erfüllten und von Parteirücksichten beeinflußten deutschen Regierung taten den Rest, um mit Frankreichs Hilfe Wilson zu täuschen und damit Lloyd George auszustechen. So kam in Versailles eine Grenzfestsetzung zustande, die allen Bedingungen des Waffenstillstandes Hohn spricht und geschichtlich, wirtschaftlich, politisch und ethnographisch gleich unhaltbar ist. Als ausgesprochener Nationalitätenstaat mit anfänglich 45 vH Minderheiten erstand ein neues Polen, nach allen Himmelsrichtungen die lebensnotwendigsten Interessen seiner Nachbarn kreuzend und doch ein an eigener Unfähigkeit krankendes, von Frankreich abhängiges Gebilde, das nur durch Überspannung des völkischen Gedankens seine Zukunft sichern zu können glaubt.

Die Politische Lage

Von Georg Langguth in Breslau

Polen verdankt seine Wiedergeburt teils den Fehlern der Bethmannschen Politik, teils einer verständlichen, aber wenig verständigen Idee der Feindmächte, in erster Linie Frankreichs. Der Friede von Brest-Litowsk eröffnete der Entente unerfreuliche Perspektiven für das europäische Gleichgewicht. Ein Pufferstaat sollte die Möglichkeit einer deutsch-russischen Allianz erschweren. Frankreich wollte einen weiteren Vasallen für seine künftige europäische Politik haben. So wurde Polen abermals „gemacht", trotzdem es seine Lebensunfähigkeit im Lauf der Geschichte erwiesen hat. Es war eine schlechte Tat, wofür der Beweis teilweise bereits erbracht ist und in Zukunft noch in erhöhtem Maße erbracht werden wird. Die polnische Enklave, fälschlich meist als „Kongreßpolen" bezeichnet, war als selbständiger Staat nicht möglich. Um die Ernährung sicherzustellen, billigte man also zunächst den Raub von Posen und Pommerellen. (Hierbei sei gleich ein Irrtum berichtigt: Posen ist heute kein polnisches Ausfuhrgebiet. Die vorwiegend landwirtschaftlichen Erzeugnisse dieser ehemaligen deutschen Kornkammer werden in Polen selbst, größtenteils in Galizien, verbraucht. Kohle, Holz und Naphtha, allenfalls noch Vieh, sind Ausfuhrerzeugnisse, wovon Holz erst Bedeutung bekommen soll.) Dem Raub von Posen folgte die Einverleibung der südostpolnischen Naphthagebiete, der Wilnaer Holzgebiete und endlich Oberschlesiens, mit dem allein man den ganzen Staat zu sanieren hoffte. Auch Danzig ist bis zum gewissen Grade dazu zu rechnen. So bekam Polen ein staatswürdiges Aussehen, aber nicht Lebensfähigkeit, weil es auch mit dieser bedenklichen Bereicherung um wertvolle Gebiete (auf Kosten der Nachbarn, von denen es abhängig ist, und seiner eigenen Reinrassigkeit) nicht aus der Gefahr herauskam, erstickt zu werden. Es brauchte fremde Hilfe und einen Zugang zum Meer. Danzig war nur ein bedingter Erfolg. Memel scheiterte. Der Zugang zum Schwarzen Meer über Rumänien blieb bisher ein polnischer Traum.

Die Kräftezufuhr hatte ihre Schattenseiten. Es war vorauszusehen, daß die Entente und mit ihr das internationale Kapital nicht der schönen Augen wegen

den Polen kostbare Gebiete gegeben hatte, noch viel weniger aber die zur Erhaltung jedes Staates notwendigen und in Polen nicht vorhandenen Gelder ohne Gegenleistung bezahlen werde. Staatenbildung in einem durch den Weltkrieg heruntergewirtschafteten Europa ist noch schwieriger als in einem gesunden. Die Folge: Das Ententekapital setzte sich in der polnischen Industrie fest. Die Naphthagebiete gingen in fremde Hände über. Das feingliedrige und hochentwickelte Oberschlesien fiel polnischem Raubbau zum Opfer und war lange Zeit keine Freude für Polen. Wilna war ein Sorgenkind und wird es noch lange bleiben. So schien es denn eine Weile, als ob Polen von dem kostbaren Besitz nur außen- und innerpolitische Schwierigkeiten und einen großen Haufen Schulden übrig behalten sollte.

Wo abgeschlossene Verträge — und Polen schließt schrecklich gerne Verträge ab — dieser Entwicklung zu widersprechen scheinen, handelt es sich um Angstgeschäfte, die nicht von Dauer waren bzw. sein werden. Wenn seine außenpolitische Lage unter diesen Umständen nicht schlechter war, als sie es gewesen ist, so verdankt Polen das in erster Linie nicht sich und seinen Führern, sondern der politischen Unfähigkeit seiner Nachbarn und der geschickt ausgenützten allgemeinen Verwirrung in Europa. Was Polen ist, verdankt es weiterhin Frankreich, dann aber auch England insofern, als für dieses zunächst Übersee wichtiger war als Mitteleuropa, und als da, wo es in Mitteleuropa eingreifen wollte, stets Frankreich seine Wünsche durchsetzte. Frankreich bekam freie Hand in Mitteleuropa und suchte durch Vasallen das Übergewicht in Europa zu bekommen und mit diesen um Deutschland einen Schutzwall zu errichten, der gleichzeitig den Russen den Weg nach Europa verlegen sollte. Polen spielte hierbei eine größere Rolle, als es ihm eigentlich zukam. Mit Frankreich zusammen oder mit ihm im Hintergrund wurde es zu einem Staat, der nicht mehr durch eine Handbewegung abgetan werden kann und der häufig durch seine geographische Lage der Mittelpunkt der europäischen Politik gewesen ist. Trotzdem wurden seine Sorgen dadurch nicht kleiner, weil es im Westen und Norden von seinem verhaßten und als solchem populärsten Gegner Deutschland umgeben wird, der auf die verlorenen Gebiete nicht verzichten kann, im Osten von Rußland, das mit Deutschland zusammen Besitzeranrechte an Polen hat und sich dieser nie begeben wird, und im Süden von allen möglichen Staaten, die ihm keine reine Freude bereiten, wenn sie sich auch gelegentlich gegen Deutschland und Rußland mit ihm zusammengefunden haben. Ein Gutes hatte diese Lage für Polen. Frankreich mußte ihm eine Armee schaffen, wenn nicht eines Tages das riesige, in Polen hineingesteckte Kapital mit Zinsen verloren sein sollte, dessen Höhe dem französischen Volk gegenüber nicht zu verantworten ist. Was Frankreich opfern mußte, ist an der polnischen Armee zu ermessen, die im September 1920 schätzungsweise 1 100000 betrug und 1921 5—600000; heute soll sie etatsmäßig 1700 Offiziere und 270000 Mann stark sein. Die viel stärkere zivile Armee ist noch nicht eingerechnet, von deren Qualität wir eine achtbare Kostprobe in den oberschlesischen Aufstandskämpfen bekommen haben. Innere Schwierigkeiten machte dieser Rüstungswahnsinn nicht, weil die polnischen Militärs, durch die dauernden Grenzkämpfe (Oberschlesien, Wilna, Galizien usw.) leichte Arbeit für den Beweis der Notwendigkeit einer starken Armee hatten und Frankreich wohl oder übel zahlen und Instrukteure usw. schicken mußte. Frankreich benutzte gelegentlich den polnischen Freund als Abladestelle für ausrangierte Kriegswaren gegen schweres Geld; ob aber Polen wirtschaftlich diese Rüstungen noch lange aushält, ist eine andere Frage. Sicherlich konnte es mit diesem Machtfaktor sein Prestige verbessern, aber eine eigene zielbewußte Politik hat Polen weder nach außen noch innen je getrieben.

Das Jahr 1921 stand für Polen im Zeichen der oberschlesischen Frage. Frankreich wollte den Deutschen unter allen Umständen die oberschlesische „Rüstkammer" zerstören. Da es sie selber nicht in Besitz nehmen konnte, glaubte es sie noch am nutzbringendsten in polnischen Händen. Auch hatte Polen durch die großen Zugeständnisse an Frankreich in den Petroleumfragen ein Pflaster nötig. England dagegen glaubte, daß gerade das Kohlengebiet in französischen Händen ihm gefähr-

lich werden könnte, und versuchte, sich in die große Schiebung einzumischen, die sich „Selbstbestimmungsrecht" des oberschlesischen Volkes nannte. Es ist bei diesem Versuch geblieben. Frankreich siegte auf der ganzen Linie, nachdem auch Italien klein beigegeben hatte. So erntete Polen in Oberschlesien die Früchte der französischen Machtzuwachspolitik. Rußland wurde über diesen Erfolg unruhig. Polen suchte Bundesgenossen und fand einen in Rumänien, dessen Freundschaft es ohnehin wegen des Zugangs zum Schwarzen Meer wünschte. Auch hier hat Frankreich mitgeholfen und bekam dadurch einen weiteren Vasallen in Osteuropa. Zu gleicher Zeit zeigte Polen Lust, sich die Erdölgebiete Galiziens endgültig einzuverleiben. Frankreich war nach den nötigen Zugeständnissen einverstanden. England machte einen schüchternen Versuch, diese neue Gefährdung seiner Interessen durch Hineinwerfen der galizischen Autonomiefrage zu beseitigen, mußte aber auch hier nachgeben. Die Frage der Anerkennung seiner Ostgrenzen trieb Polen zu einer Verständigung mit der Tschechoslowakei, der es die Teschener Grenze anerkannte. Den Tschechen machte damals die ungarische und slowakische Frage Schwierigkeiten Deshalb schlug es in die dargebotene Hand ein. Hieraus ergab sich ein Defensivbündnis beider Staaten gegen Deutschland und Rußland, das für Polen den Nachteil hatte, daß es einen starken Riß in sein gutes Verhältnis zu Ungarn brachte. Immerhin konnte Polen durch seine Abmachungen mit der Tschechoslowakei und Rumänien den Arbeiten der Kleinen Entente mit Ruhe zusehen. Kaum war es aus dieser Sorge heraus, scheiterten seine Versuche, mit den Randstaaten zu einer Einigung zu kommen. Hinderungsgrund daran war in erster Linie Litauen, welches das Wilnaer Gebiet nicht aufgeben wollte und bis heute nicht aufgegeben hat. Auch die Danziger Wünsche gingen nicht in Erfüllung. In Oberschlesien wurden die Verhältnisse immer katastrophaler. In Posen gelang es nur durch wüste Deutschenverfolgung, sich zu behaupten. Wie Polen hier gehaust hat, mag die Tatsache beweisen, daß Posen 1910 über 50 vH rein deutsche Bevölkerung hatte, Ende 1921 dagegen noch 6,6 vH. Die polnische Mark sank auf 2 deutsche Pfennig.

Im Frühjahr 1922 war Polen auf dem Höhepunkt seiner Macht, als es Arm in Arm mit Frankreich auf die Konferenz von Genua wanderte. Osteuropa von Finnland bis Rumänien stand hinter Frankreich. Englands Widerstand und der deutsch-russische Vertrag von Rapallo warfen das Kartenhaus um. Die französisch-polnische Freundschaft schien nicht so ertragreich, wie man gehofft hatte. Polen verlor für viele seiner osteuropäischen Freunde an Interesse und mußte seine Hoffnung auf die Führerrolle in Osteuropa zu Grabe tragen. Pilsudski benutzte die Gelegenheit zu einem Kabinettssturz, der immerhin ein für beide Teile günstiges polnisch-französisches Wirtschaftsabkommen und den Anschluß Wilnas an Polen brachte. Eine Lösung der russischen Frage fand man nicht. Polen, Rumänien und die Randstaaten (ohne Litauen) politisierten gegen Rußland, die Tschechoslowakei und Jugoslawien für dieses. Litauen benutzte die Gelegenheit zu dem Memelputsch im Januar 1923, dem im Mai die Autonomieerklärung folgte. Die Hoffnung Polens auf Memel war damit wieder in weite Ferne gerückt.

Nunmehr ging es rasch abwärts. England war entsetzt über die Zustände in Galizien. Selbst Amerika, das sich bisher ruhig verhalten hatte, fing an Klage zu führen. Ja sogar französische Stimmen wurden gegen Polen laut, von Rußland ganz zu schweigen. In den Köpfen der polnischen Politiker dämmerte es. Eine Abkühlung der Freundschaft mit Frankreich war die erste Folge, die zweite eine weitere Verschlechterung der Wirtschaftslage, nicht zum mindesten verursacht durch die Zustände in Oberschlesien. Auch Danzig bereitete Enttäuschungen. Der polnische Staat wackelte bedenklich. Eine Sanierung der Wirtschaft durch Frankreich schien bei dessen eigenen Sorgen unmöglich. Gierig nahm man eine italienische Anleihe an, hinter der England stehen sollte. Aus dieser Zeit datieren die ersten Versuche, England an die Stelle von Frankreich in der polnischen Politik zu setzen. Trotz dieser außenpolitischen Lage gelang es dem Kabinett Grabski, den Zloty als stabiles Zahlungsmittel einzuführen und damit der Wirtschaft und der inneren Lage eine gewisse Ruhe zu geben. Die

polnische Politik suchte neue Wege, um der Katastrophe zu entgehen. Die Kleine Entente zeigte bereits bedenkliche Verfallserscheinungen durch Rumäniens Haltung in der bessarabischen Frage. Dies nutzte Polen aus, um sich mit Freundschaftsbeteuerungen auf Ungarn, Rumänien und die Türkei zu stürzen. Auch Japan soll diesem Liebeswerben damals nicht entgangen sein, das gegenüber Rußland gemeinsame Jnteressen mit Polen hatte. Ungarn und Rumänien waren zwar nicht für diesen Block geeignet, schienen sich aber zu verständigen, weil Ungarn auf diese Art seinen gefährlichsten Gegner, die Tschechoslowakei, in der Kleinen Entente kalt stellte und einen Riß in die polnisch-tschechische Freundschaft brachte. Etwas Positives hat Polen damit nicht erreicht; denn auch dieser erneute Kurswechsel konnte die inneren Verfallserscheinungen nicht aufhalten.

Politisch vereinsamt, in schwerer Sorge um die immer unruhiger werdenden Grenzen, trotz allem aber noch mit Gedanken auf Gebietserweiterungen (Ostpreußen Danzig, Oberschlesien), stand Polen ungelösten sozialen Fragen gegenüber, der Agrarreform, der Minderheitsfrage, Kabinettskrisen u. a. In diese Lage hinein platzte das Ende des deutsch-polnischen Kohlenabkommens. Polen drohte an Kohlenüberfluß zu ersticken, weil Deutschland die zollfreie Einfuhr von 500000 t Kohle monatlich verweigerte. Versuche, im eigenen Lande Absatzgebiete zu erschließen und den weitverbreiteten Holzbrand zwangsweise durch Kohlen, besonders in Ostpolen, zu ersetzen, scheiterten am Widerstand der Bevölkerung. Dazu kommt, daß Polen für die bisherigen 52 vH seiner Ausfuhr nach Deutschland (gegen 6 vH der deutschen Ausfuhr nach Polen!) durch den Zollkrieg keine Verwendung hatte. Skrzynski wurde nach Amerika geschickt, weil man auch dort noch nicht genügend von den Werten der polnischen Nation überzeugt war. Seine Reise endete mit einem Mißerfolg. Er erhielt nur eine 50 Millionen Dollar-Anleihe, deren zweite Rate aber bereits nicht mehr bezahlt wurde. Eine zweite Anleihe bekam er überhaupt nicht. Grabskis Finanzreform erwies sich als unzulänglich, da die Währung zwar stabil, aber die Wirtschaft ruiniert war. Handel und Industrie konnten ihre Steuern nicht zahlen. Kreditgeschäfte führten zu zahlreichen Konkursen. Riesige Betriebsstilllegungen folgten (Ende Dezember 1925 etwa 50 bis 80 vH in Oberschlesien). Staatsmonopole wurden im Ausland angeboten, ohne daß sich ein Käufer fand, da die wirtschaftliche Lage Polens bei unverminderten Rüstungen und Kriegsgelüsten dem Ausland jedes Vertrauen genommen hatte. So stand Polen dicht vor dem Zusammenbruch, als wieder einmal glückliche Zufälle es retteten.

Die deutsch-französischen Verhandlungen machten Rußland stutzig und führten zu seiner Annäherung an Polen. Der Versuch Frankreichs, Polen daraufhin für eine französisch-russische Annäherung zu benutzen, scheiterte an Rußland. Abermals schien Polen isoliert. Nun glaubte England die Lage ausnützen zu müssen, da ihm die Bolschewisten im eigenen Lande und vor allem in Asien zu schaffen machen. So bot es Polen finanzielle Hilfe für Staat und Heer und diplomatische Unterstützung in politischen Dingen (Völkerbund usw.) an, verlangte aber als Gegenleistung restlose Bekämpfung des Bolschewismus, um Polen in den antibolschewistischen Schutzwall zu bekommen, den es um Rußland zu schließen bemüht ist. Diese Hilfe nahm Polen natürlich gerne an, untergrub aber damit zunächst seine letzten Beziehungen zu den Randstaaten, die die antirussische Politik nicht mitmachen wollten. Was sich aus dieser Gegnerschaft zu Rußland noch entwickelt und was Frankreich zu einer engeren Verbindung Polens mit England sagen wird, ist eine noch unbeantwortete Frage. Jedenfalls schien England der Retter in der Not für Polen zu werden. Den englandfreundlichen Kurs konnten infolgedessen auch die für Polen mißlichen Garantiepaktverhandlungen nicht beeinflussen, um so mehr, als Frankreich ihm notgedrungen Sonderzugeständnisse gemacht hatte und die Tschechoslowakei sich aus Angst vor den möglichen Folgen des Garantiepakts wieder enger an Polen anschloß, bei dieser Gelegenheit sich auch mit Polen auf energische Ablehnung des Anschlusses Österreichs an Deutschland einigte. Allerdings hat diese Freundschaft durch die gleich darauf einsetzenden deutsch-tschechischen Verhandlungen eine gewisse Trü-

bung erfahren, die aber doch nicht neue Einigungsbestrebungen der Kleinen Entente und Polens verhindert hat.

Die aufsehenerregenden Enthüllungen der Sforzaaffäre (Oberschlesien) schluckte Polen hinunter, weil es Italien dringend als Abnehmer für einen Teil der von Deutschland abgelehnten 500000 t Kohle (Zollkrieg) brauchte und auch Anleihen von Italien erwartete. Österreich ermöglichte diesen Absatz von Kohle durch Tarifermäßigung für polnische Kohle und fiel damit dem deutschen Bruder in den Rücken. Auch in der Danziger Frage konnte Polen Erfolge buchen (Briefkastenstreit, Munitionseinfuhr, Eisenbahnfrage). Seinen größten politischen Erfolg zog es aus dem englischen Kohlenstreik. England verpflichtete sich notgedrungen zur Abnahme größerer Mengen polnischer Kohle, und zwar langfristig. Hierdurch wurde die englisch-polnische Annäherung noch enger und Polen für das politische Spiel Frankreichs nach zeitweiser Abkühlung der Freundschaft begehrenswerter. Außerdem wurde den Polen für die Wirtschaftsverhandlungen mit Deutschland (Streit um Meistbegünstigungsrecht auf Gegenseitigkeit mit festem Zolltarif) ein Trumpf in die Hand gedrückt, der sich für uns vielleicht noch unangenehm bemerkbar machen wird; die polnische Handelsbilanz wurde plötzlich so aktiv, daß Polen an eine frühzeitige Abzahlung seiner amerikanischen Schulden gehen konnte. Diesen Augenblick hielt Pilsudski, kein Freund Deutschlands, aber auch nicht sein Feind, für seinen Putsch geeignet, der zu der politischen Lage auch die innere Lage Polens und somit das Gesamtansehen Polens in der Welt heben sollte, vielleicht auch schon gehoben hat. Ob er der starke Mann ist, bleibt abzuwarten. Die vergangenen Jahre haben gelehrt, daß Polen schneller fällt, als es steigt, und daß seine Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte ganz dazu angetan ist, Europa um einen Brandherd zu vermehren.

Polen und die Westukraine

Von Gilbert von In der Maur in Wien

Die Frage Ostgalizien bedeutet im Süden des polnischen Staates das Nämliche wie im Norden die Frage Wilna. Sie gehört zu jenen Problemen Europas, die ein Pulverfaß darstellen, bei welchem nicht nur Explosion von außen her, sondern auch Selbstentzündung keineswegs außerhalb des Rahmens der Erwägungen fällt.

Bereits in den Verhandlungen von Brest-Litowsk forderte die Ukraine das Land für sich. Die österreichische Monarchie konnte sich nicht entschließen, den vom Feind gesäuberten Boden herauszugeben. Es handelte sich um eine Prestigefrage; denn unter dem Gesichtspunkt altösterreichischer Innerpolitik hatte der ruthenisch-polnische Konflikt im österreichischen Parlament mehr als einmal die ohnedies zahlreichen Zündstoffe vermehrt und die Tätigkeit der Legislative lahmgelegt. Man verfiel nun auf den Ausweg, den ehemals russischen Kreis Cholm aus den für Polen vorbehaltenen Gebieten auszulösen und der selbständig verhandelnden ukrainischen Republik zu überlassen, womit Wilsons Selbstbestimmungsrecht eines Landstriches praktisch betätigt schien. Dieses Zugeständnis veranlaßte die ukrainische Vertretung, getrennt von Moskau den Sonderfrieden zu unterzeichnen. Wenn es eine Absicht dieser Landüberlassung war, Moskau zu größerer Friedenswilligkeit zu veranlassen, so war die Folge, daß das damalige Polen in wilder Erregung aufzischte.

Als sich die österreichisch-ungarische Monarchie in Nationalstaaten zerlegte, bildete der Ruthenenklub des ehemals österreichischen Reichsrates den westukrainischen Nationalrat, der während des Zusammenbruches der Monarchie die westukrainische Republik ausrief. Daß es nicht sofort zum Zusammenschluß mit der

Sowjet-Ukraine kam, war durch die Furcht vor dem Bolschewismus begründet. Dieser Umstand kostete später der westukrainischen Republik ihre nationale Selbstbestimmung. Immerhin: die neue Republik stellte eine Armee von 120000 Mann auf und verfocht ihren Unabhängigkeitswillen diplomatisch und militärisch. Trotz allem erreichte Polen bei den Pariser Gewaltigen eine Entscheidung, bei der Frankreich das Gewicht seiner Sympathien in die Wagschale geworfen hatte. Am 25. Juni 1919 bestimmte der Oberste Rat, daß „die polnische Regierung ermächtigt werde, die zivile Verwaltung in Ostgalizien einzurichten, wenn sie mit den Ententemächten einen Vertrag abgeschlossen haben werde, dessen Bestimmungen die Autonomie des Territoriums gewährleiste." In jener Zeit wagte man noch nicht, Wilsons Grundsätze mit einem Federstrich zu erledigen. Anders, als im Juli 1919 die eben aus Frankreich abtransportierten Haller-Truppen in das Land rückten und damit der Tätigkeit der westukrainischen Regierung ein jähes Ende bereiteten. Auf Grund des Artikels 91 des Vertrages von St. Germain vom 9. September 1919 kam das Land unter die Souveränität der Ententemächte. Um die Mächte im Sinn der polnischen Ansprüche zu beeinflussen, überreichte die Regierung Polens dem Botschafterrat am 20. November 1919 den Entwurf eines Verfassungsstatuts für Ostgalizien, der einen eigenen Landtag, eine eigene Landesregierung (Artikel 10 und 22) sowie diesen beiden die ausschließliche, legislative Kompetenz für alle wichtigen Zweige des öffentlichen Lebens (Artikel 12) zuerkannte. Polen übernahm also freiwillig Verpflichtungen, um von der Entente die Eingliederung des Landes zu erreichen.

Der erfolgreiche Ausgang des polnisch-russischen Krieges ergab, daß für Polen die drängenden Gefahren aus dem Osten abgewiesen waren und es glaubte, sich seiner ursprünglichen Zusicherungen nicht mehr erinnern zu müssen. Im Friedensschluß von Riga (18. März 1921) mußte Sowjetrußland sein hoheitspolitisches Desinteressement an Ostgalizien aussprechen, nicht ohne jedoch die Voraussetzung der kulturellen Bewegungsfreiheit für die Ukrainer Ostgaliziens daran zu knüpfen. Unmittelbar darauf begann Polen „neue Grundlagen" für seine Politik in Ostgalizien zu suchen.

Zwei Jahre waren nach dem Friedensschluß von Riga vergangen — die Welt hatte ihr Aussehen verändert; die Rivalität der Großmächte war in die Halme geschossen. Das Foreign Office war ein heftiger Gegner der Einverleibung Ostgaliziens in Polen geworden und auf der Genueser Konferenz zeigte sich nachhaltiger Widerstand Lloyd Georges gegen die polnischen Wünsche. Es bedurfte des Sturzes des Kabinettes Lloyd Georges und der Ablenkung Großbritanniens durch die Orientfrage, um den Boden für die polnisch-französischen Ziele zu ebnen. Die Ruthenen behaupten, Ostgalizien sei der Preis gewesen, um Polen für die französische Sanktionspolitik gegen Deutschland zu gewinnen. Wahrscheinlicher ist aber, daß eine Verbindung zwischen der Zugehörigkeit Ostgaliziens zu Polen und der Nachgiebigkeit Polens in der Memelfrage geschaffen worden war. So fiel im Botschafterrat am 15. März 1923 die Entscheidung, daß die Ostgrenzen Polens laut Friedensvertrag von Riga anerkannt und die Souveränität der Mächte über Ostgalizien an Polen übertragen wurde.

Diese Entscheidung wurde keineswegs widerspruchslos hingenommen. Tschitscherin berief sich auf die seinerzeitigen Vorbehalte Joffes zu Riga. Bedeutsamer war die Rechtsverwahrung Colbys, des ehemaligen Staatssekretärs Wilsons, der als Beirat des ukrainischen Nationalrates in der Grenzfrage unter Berufung auf die Zusagen Lord Curzons und Lord Robert Cecils vergeblich verlangt hatte, im Interesse der Ukrainer vor dem Botschafterrat plädieren zu dürfen. Doch auch diese Verwahrung war durch die Entscheidung überholt und ebenso vergeblich wie der Protest des Präsidenten des ukrainischen Nationalrates Dr. Petruschewytsch.

Nach dieser endgültigen Statuierung seiner Souveränität hatte Polen freie Hand. Von einer Regierungs-, Landtags- und Verwaltungsautonomie war nicht mehr die Rede; vielmehr wurde das Land in die drei Wojewodschaften Tarnopol, Stanislau und Lemberg aufgeteilt, von denen die beiden letzteren tief in polnisches Siedlungsgebiet, Lemberg sogar weit über den San-Fluß bis Rzeszow reicht.

Wohl war für den Fall, daß Polen seine Zusagen nicht hielte, die Möglichkeit einer Annullierung des Botschafterratsbeschlusses vom 15. März 1923 vorgesehen. Die Frist hiefür ist jedoch mit 25. Oktober 1925 abgelaufen. So wurde das westukrainische Siedlungsgebiet samt Ostgalizien polnisch. Die Mitglieder des ukrainischen Nationalrates aber leisteten ohne Unterschied der Parteien nachstehendes Gelöbnis: „Wir ukrainische Völker schwören, daß wir niemals die polnische Herrschaft über uns dulden und jede Gelegenheit ergreifen werden, um das verhaßte Joch der Knechtschaft abzuwerfen und uns mit dem gesamten ukrainischen Volke in einem unabhängigen, alle Ukrainer umfassenden ukrainischen Staate zu vereinigen."

Die vom westukrainischen Nationalrat beanspruchten Gebiete waren: Wolhynien, Polissien, Podlachien sowie Cholmland aus dem ehemaligen russischen Reich, weiters Ostgalizien und Lemkoland, ersteres bis zum San, aus dem ehemalig österreichischen Kronland Galizien. Als Hauptstadt war Lemberg vorgesehen. Das Gesamtterritorium umfaßt 136000 Quadratkilometer, auf denen dermalen etwas über 8 Millionen Menschen wohnen, wovon fast 7 Millionen Ruthenen und die übrigen Polen, Deutsche und Juden sind. Im ehemals österreichischen Gebiet fanden die Volkszählungen in Abständen von je 10 Jahren statt; im russischen Gebiet wurden sie letztmals im Jahre 1909 durchgeführt. Die Summe aus den Volkszählungen Österreichs und Rußlands ergab für das westukrainische Gebiet schlußbestimmend bei Kriegsausbruch fast 10 Millionen Einwohner, die sich in Kriegs- und Nachkriegsjahren bis zur polnischen Volkszählung vom 30. Sept. 1921 auf etwas über 8 Millionen vermindert haben. Nach den österreichisch-russischen Volkszählungen bewohnten dies Gebiet 6,7 Millionen oder fast 68 vH Ukrainer, 1,6 Millionen oder 16 vH Polen, 1,3 Millionen oder 13 vH Juden (die in diesen Landen eine eigene Nation darstellen). Der Rest von 3 vH fiel auf alles Übrige. Die polnische Volkszählung hatte natürlich andere Ergebnisse: 3,8 Millionen oder 47,5 vH Ukrainer, 3,2 Millionen oder 39 vH Polen, 640000 oder 7,8 vH Juden, 62000 oder 0,7 vH Deutsche und 1 vH übrige Nationalangehörige. Bemerkenswert ist, daß die polnische Volkszählung eine neue Nationalität entdeckte, die sie „Weißruthenen" nannte; ihr wurden 300000 Menschen oder 4 vH zugezählt.

Aus diesen Zusammenstellungen ist zu ersehen, daß die Ukrainer vor dem Krieg eine erdrückende Mehrheit darstellten; laut polnischer Volkszählung sank ihre Zahl auf eine nur relative Mehrheit, während die Polen die außerordentliche Bevölkerungszunahme von 150 vH aufwiesen. Wie die Tatsachen liegen, zeigt der Umstand, daß anläßlich der Wahlen zum polnischen Sejm im Jahre 1922 z. B. aus dem Cholmland nicht ein einziger polnischer Abgeordneter oder Senator gewählt wurde; alle waren Ukrainer! Man könnte einwenden, daß die altösterreichische Volkszählung parteiisch war. Dieser Annahme fehlt jeder Grund, weil man unter der Bevölkerung Ostgaliziens lediglich in den ruthenischen Kreisen Irredentisten russophiler Prägung fand, während die Polen ganz Galiziens sich als staatstreu gaben und es vor dem Zusammenbruch Rußlands auch tatsächlich waren.

Polen beglückt diese ukrainischen Gebiete mit allen erdenklichen Polonisierungsbestrebungen. Von 2612 ukrainischen Volksschulen des Jahres 1911 bestehen nunmehr 867 im Jahre 1925, in denen fast ausschließlich polnische Lehrkräfte angestellt sind. Auf diese Weise haben 68 vH ukrainische Bevölkerung nur 18,5 vH Volksschulen, während das nur 16 vH betragende polnische Element 81 vH aller Volksschulen besitzt. Mit dieser Unterdrückung der Volksschulen geht die der Mittelschulen Hand in Hand, und den Ukrainern steht auch keine einzige Hochschule zur Verfügung.

Angesichts dieser Daten könnte man verlockt werden, von ukrainischen Propagandazahlen zu reden. Aber jeder, der das ostgalizische Land im Kriege durchritt, weiß, daß es sich am flachen Land in drei Kasten gliederte: den polnischen, großgrundbesitzenden Adel, das handeltreibende Judentum und das ruthenische Volk unter Führung seiner Popen. Daß diese Schichtung in den Städten zugunsten der Polen verschoben war, lag an der Rückständigkeit der ruthenischen Bauernschaft im Lesen und Schreiben. Jedenfalls war festzustellen, daß sich die Ruthenen von

der erdrückenden Mehrheit in Ostgalizien in Ausläufern gegen Westen fortsetzten, nicht nur in Westgalizien bedeutende Sprachinseln besaßen, sondern auch den Karpathen-Hauptkamm überschritten und bis an den Rand der ungarischen Tiefebene ihre Siedlungen ausdehnten. Diese Feststellung war einwandfrei, weil man diesen Sprachinseln entlang immer wieder auf jene „russophilen" Elemente stieß, die ihr Handwerk zum Schaden der kämpfenden Truppen übten. Gerade diese Ausdehnung des ukrainischen Sprachgebietes erklärt aber, daß die neu erstandene Tschechoslowakei ihren geographisch widernatürlichen Staatsanteil erhielt, der nun Karpatho-Rußland heißt. Bemerkenswert für dessen nationalpolitisches Zugehörigkeitsgefühl ist es, daß die tschechoslowakische Polizei erst kürzlich in mehreren Städten Karpatho-Rußlands Verhaftungen von Angehörigen der Organisation „Erwachende Ukrainer" vornahm, die Karpatho-Rußland von der Tschechoslowakei loslösen und mit der Ukraine vereinen will. Durch diese Bestrebungen werden die fremdnationalen Gebiete „Südpolens" sozusagen im Rücken umfaßt; nicht durch ukrainische Schuld, denn das ukrainische Volk fühlt sich national vergewaltigt, kulturell zurückgesetzt und sozial durch das herrschende Polentum gedemütigt.

All diese Umstände bewirken, daß das russisch-polnische Verhältnis zwangsläufig schlecht sein muß und daß Polen trotz starker Besetzung des Landes niemals wissen kann, ob nicht das westukrainische Pulverfaß explodiert. In seinem ausgezeichneten Werk „Geschichte Polens" schreibt der polnische Gelehrte Dr. Michael Bobrzynski über den Grund des Zerfalles des einstigen Polenreiches: „Polen ist deshalb zugrunde gegangen, weil es in seinem Drange nach dem Osten weite fremdnationale Gebiete besetzte und dadurch sein Element zu viel zersplitterte, ohne sich auf eigenem Boden staatlich gut konsolidieren zu können."

Prophetisches aus den S. M.

Polen als Pufferstaat

Zu den Phantasien, denen die meisten von uns (wir bekennen es immer wieder) bis zum Kriege sich gerne hingaben, gehört auch die, daß westslawische Völker, z. B. die Polen, wenn sie nur könnten, sich mit uns gegen die Russen verbinden würden. Herr Müller-Meiningen, der als Politiker nicht so leicht seine Ansichten ändert wie wir Laien, glaubt das auch jetzt noch und drückt es in der Reichstagssitzung vom 27. August 1915 so aus, daß das deutsche Volk hoffe und wünsche, „in den Polen den natürlichen Bundesgenossen gegen die russische Gefahr für die Zukunft zu finden". Das deutsche Volk wünscht und hofft das allerdings, aber es glaubt nicht recht daran, und zwar in dem Maße glaubt es weniger daran, als es außer den Klavierstücken von Chopin sonst noch etwas von den Polen kennt. In den der Polengefahr entrückten und auch sonst empfehlenswerten Gasthäusern von Bopfingen und Böblingen und sonst noch vielen Orten werden beim Federweißen, wenn kein Tarock zusammengeht, sogenannte Pufferstaaten angelegt, eigenartige Gebilde, die das Bedürfnis haben, sich zwischen zwei Großstaaten in der Weise einzulagern, daß sie sich von beiden Seiten puffen lassen, ohne einen Ton von sich zu geben; gehen die Großstaaten über den Pufferstaat hinweg aufeinander los, so hält es dieser — und das ist eine angenehme Eigentümlichkeit von ihm — mit Deutschland. Wir hoffen zwar mit Herrn Müller-Meiningen, daß die Polen unsere Bundesgenossen gegen die Russen sein werden und mit den Landsleuten beim Abendschoppen, daß sie einen Pufferstaat bilden werden, wissen aber nur noch nicht, ob die Polen die Sache schon richtig erfaßt haben. Viele von ihnen möchten sich vermutlich gern mit einem Kulturstaat gegen Rußland verbinden, haben aber noch nicht gehört, daß Deutschland ein Kulturstaat ist ... Für Österreich scheint nicht durchgängig Neigung zu bestehen; wenigstens berichtet die in Berlin erscheinende „Jüdische Rundschau" vom 13. August ds. Js., daß unter den Polen, die sich während des Krieges aus Galizien mehr nach rückwärts, sozusagen nach Rußland, begeben haben, Beamte der politischen Verwaltung, Landgerichtsräte, Oberstaatsanwälte zu finden sind, und auch Henrik Stanislaw Graf Badeni, Erbliches Herrenhausmitglied, Neffe des früheren österreichischen Ministerpräsidenten, geht

uns ab. Dabei waren die Polen in Österreich Regierungspartei, hatten zwei Universitäten und was sonst ihr Herz begehrt. Preußen ist vielfach unbeliebt, gilt als hart, volkstum- und sprachenzerstörend, ungeeignet, mit fremden Volkstum umzugehen, und viele von uns haben gedankenlos an die Unfähigkeit Preußens zum Kolonisieren und zum Assimilieren fremder oder feindlicher Volksteile geglaubt ... Soldaten, die an allen Kriegsschauplätzen waren, wissen nicht genug zu erzählen vom Schmutz und Ungeziefer, von schlecht bebauten Feldern und schlecht gehaltenen Straßen in polnischen Gebieten. Wenn man sie dann fragt, wie es denn im Posenschen ausschaue, durch das sie doch auch durchgekommen seien, so sagt jeder, erstaunt über eine solche Frage: ja halt wie bei uns. Das hält jeder für selbstverständlich und wir haben es auch dafür gehalten bis zum Krieg. Jetzt erst sehen wir ein, was für eine Leistung in diesem „wie bei uns" liegt. Hat je in der Vergangenheit eine Regierung Ordnung, Reinlichkeit, gute Wirtschaft unter den Polen erreicht? Haben die Polen selbst sie erreicht? Haben sie nicht erst als Preußen wirtschaftliche Fähigkeiten bewiesen? Das ist eine Seite Preußens, die wir alle bis zum Krieg nicht genug zu schätzen wußten, auch im Elsaß, in dem die vielgerühmte Freiheit des französischen Regimes großenteils darin bestand, daß dieses Regime sich nicht um das Land kümmerte und es in jeder Hinsicht verschlampen ließ.

[Paul Nikolaus Cossmann im Dezemberheft 1915 „Kriegsziele".]

Kulturpolitik in Polen

Und Polen selbst — welcher Staat hat jemals in dieses Land Ordnung gebracht als Preußen? Daß die Polen heut bei uns so mächtig sind, ist nur möglich, weil Preußen ihnen durch Schule, Agrar- und Gewerbegesetze, politische Freiheit die Grundlagen schuf, die Polen aus Eigenem nicht fähig gewesen war, sich zu schaffen. Nicht die Grenze der polnischen Nationalität gegen die Russen, sondern die preußischen Grenzpfähle mitten in Polen haben bisher die Linie bezeichnet, bis zu der abendländische Ordnung nach Osten vorgedrungen war.

Wenn trotz solcher gewaltiger kolonisatorischer Leistungen die preußische Polenpolitik im letzten Jahrhundert im ganzen versagt hat (ebenso wie die elsässische), was war daran schuld? Der gleiche Grund wie in allen Fällen, in denen Preußen jemals versagt hat, bei Jena gerade so wie bei Olmütz. Dieser Staat des Willens hat immer versagt, so oft er dem weichmütigen Ehrgeiz erlag, „Kulturpolitik" treiben zu wollen auf Gebieten, in denen nur Machtpolitik möglich ist....

[Karl Alexander von Müller im Februarheft 1917 „Fragen des Ostens".]

Selbstbestimmungsrecht für Polen

Die Fürsorge für jede Nationalität und Abzweigung von Nationalitäten geht so weit, daß viele im deutschen Volk gewiß eher geneigt wären, einige der alteingessenen und vielfach mit ihrem Land verwachsenen deutschen Fürstengeschlechter einzusparen, wenn dafür Letten, Polen, Tschechen usw. die etwa gewünschten neuen Dynastien erhielten ...

[Karl Alexander von Müller und Paul Nikolaus Cossmann im Januarheft 1918 „An die deutschen Arbeiter."]

Polenrausch

Denkst du daran, mein tapferer Labienka?

Ein altes Lied, das auch wir zuweilen noch hörten, das unsere Väter und Großväter aber unentwegt mit Schmelz und Gefühl dudelten.

Und wußten nicht, was es bedeuten sollte, daß sie so traurig wurden und halt gar soviel Sehnsucht nach der Wiederherstellung Polens hatten.

— Deutscher Träumer — ja, das ist ein sehr nachsichtiges, ein beschönigendes Wort für einen Menschen, der dumm sein und bleiben will.

Wer die deutsche Unfähigkeit, in politischen Dingen selbständig, rechtschaffen und natürlich zu denken als Kuriosum eingehend studieren will, der kann an der Polenschwärmerei unserer Großväter nicht vorübergehen.

Sie ist der klassische Beleg dafür, wie es der Deutsche fertig bringen kann, gegen die Wohlfahrt des eigenen Landes, gegen Wirklichkeit und Vernunft, aber auch gegen Tatsachen, die

sich vor seiner Nase vollziehen, blind zu sein, und lumpige Phrasen zu immanenten geschichtlichen Wahrheiten umzubilden. Jahzehntelang blutete das Herz des Deutschen — besonders in dem redeschwangeren Südwesten — um Polen. Ein paar Stunden gründlichen Studiums hätten ihn belehrt, daß sein Schmerz um den sarmatischen Fäulnisprozeß eine groteske Lächerlichkeit und Selbstverhöhnung war. Aber wann haben Schwätzer gearbeitet, oder wann hatten sie je den Trieb, die Wahrheit zu erkennen? Die Tatsachen waren einfach.

Ob das liederlichste und zuchtloseste Staatswesen, das es je gegeben hat, zu bestehen aufhörte oder nicht, ging den Deutschen wenig an; aber daß dem Henker und Schinder deutscher Bauern und Bürger das Handwerk gelegt war, hätte den kleinen Mann, der was fürs Gemüt braucht, in Tuttlinge und Waiblinge ebenso freuen können, wie den in Thorn und Danzig. Wenn er sich darüber klar geworden wäre, daß in der Teilung oder richtiger in dem Zerfaulen Polens ein Akt wundervoller Vergeltung gelegen war.

Aber der deutsche Maultrommler ist ein Kaltblüter von ganz besonderer Art.

Nicht einmal die Rache schmeckt ihm süß.

Süßer schmeckte ihm der Phrasenbrei, den Advokaten, und wieder Advokaten und zum dritten und letztenmal Advokaten als gottgewollte Volksführer zusammenrührten.

Und so ward der Schmerz um Polen erfunden und zum Allgemeingut gemacht.

Der „ädle Bolle" bildete den Mittelpunkt des gesellschaftlichen wie des politischen Interesses, der Versammlungen, der Festbankette, der großen wie der kleinen Zirkel; er spielte eine Rolle in jeder Rede, in jedem Zeitungsartikel, in jeder Novelle, in jedem Romane.

Wieviel Anteil daran die verschnürte Pekesche, die mit Schweineschmalz gesalbte Locke, das gebrochene Deutsch und das brechende Auge hatten, bleibt ein Geheimnis der Mädchen von Anno 1830.

Aber wieviel Anteil an der Schwärmerei der Volksführer und großen Männer der Mangel an Pflichtgefühl und Staatsbewußtsein hatte, das ist kein Geheimnis. Die Rotteck, Welcker, Wirth, Siebenpfeiffer, Kolb, Sauerwein, die badischen Krischer, die schwäbischen Propheten, die kein Festbankett ohne Verhimmelung Polens und Beschimpfung Preußens vorübergehen ließen, diese waschechten Großpapas waschechter Schwätzer von heute, waren blindwütiger und dümmer als die Verehrerinnen der Krapulinskis.

Da hockten sie in Freiburg beim Weine, neben sich die Generäle Ramorino und Sznayde, der Schneider hieß, und flehten den Himmel an um einen „deutschen Brutus, der das Messer aus dem blutigen Leichnam der geschändeten Polonia reißen sollte".

Vor ihren Nasen lag das Elsaß. Und keinem fiel es ein, daß dieses deutsche Land, gewerbereich und blühend, eine Schatzkammer deutschen Kunstfleißes dem Reiche geraubt worden war.

Sie mußten ihre Sehnsucht einem Staate schenken, von dem sie nichts wußten, der tausend Meilen weg war, versunken in Schmutz und Faulheit und der ein Kadaver war, als er auseinander fiel.

Karl v. Rotteck saß unter ihnen, der in seiner neunbändigen Weltgeschichte den Raub Straßburgs mit zwei Zeilen abtat, während er dem „entsetzlichen Unglücke Polens, der schauerlichen Gewalttat," viele Seiten und allertiefste Seufzer widmete.

Zwei Jahrzehnte ging das Unwesen weiter; immer tiefer senkte sich der Schmerz um Polen in deutsche Herzen.

Bis dann die Redeorgien in der Frankfurter Paulskirche losbrachen.

Hier fand die Dummheit ihre Krönung durch einen Antrag der Linken, die deutschen Abgeordneten aus Posen von der Versammlung auszuschließen — weil Posen als polnisch und die Teilung Polens als himmelschreiendes Unrecht zu gelten habe.

Wortführer war Arnold Ruge — natürlich fehlte unter den Antragstellern auch ein Zimmermann aus Stuttgart nicht.

Ruge war der typische Phrasendrescher und Sichbegeisterer fürs Ausland, einer von denen, die bei uns nie aussterben.

Immer bereit, das eigene Land ins Unrecht zu setzen, voll von Worten, leer an Begriffen.

Er wurde viel verspottet und ausgelacht, aber er zeugete viele geistige Nachkommen, die noch unverantwortlicher reden können.

Die Deutschen aus Posen horchten auf, wie der Schwätzer von der „heiligen Sache" Polens sprach, wie er sagte: „die polnische Adelsrepublik habe das ritterliche Wesen zu einer glanzvollen Gestalt entwickelt." Da stand nun ein Demokrat auf, Wilhelm Jordan aus Berlin, geborener Ostpreuße, dem es bei den Phrasen Ruges und Robert Blums schwach geworden war.

Er belehrte die großen Politiker zunächst einmal darüber, daß der nördliche Teil von Posen, ferner die Westkreise Birnbaum, Meseritz, Bomst, Fraustadt deutsches Land von jeher ge-

wesen seien. Er hieß die Leute, die ihre deutschen Landsleute preisgeben wollten, unbewußte Volksverräter und sagte: der „Polenrausch" nehme zu, je weiter man nach Westen und nehme ab, je weiter man nach Osten komme. Er warf seinen Parteigenossen „schwachsinnige Sentimentalität" vor, zeigte ihnen, wie Preußen seine polnischen Teile aus dem Schmutze gehoben hatte und schloß seine Rede mit den Worten: „Des Vaterlandes Kraft und Wohlfahrt über alles!"

Das war mehr, als seine Partei ertragen konnte, Sachkenntnis und der Mut, einer geprägten Meinung, einer durch Verjährung ehrwürdigen Dummheit entgegenzutreten, ertrugen die Freiheitsmänner damals so wenig, wie heute.

Sie schlossen Jordan aus, betrübt und feierlich, wie sie in unseren Tagen Traub ausgeschlossen haben. Arnold Ruge, der auch auf den Bildern das Maul nicht zubringt, weil er einen Redeschwulst darin stecken hat, der war ein echter, rechter — Träumer.

Sein Geist schwebte wohl über dem großen Staatsmann, der es nicht erwarten konnte, die Wiederherstellung Polens als schönste Frucht deutscher Heldenkämpfe heimzubringen.

[Ludwig Thoma im Aprilheft 1918 „Die deutschen Träumer".]

Der Vorwärts

Als kürzlich der neue Staatssekretär des Auswärtigen den Khediven von Ägypten, die Deutsch-Irische Gesellschaft begrüßte, hielt ihm der Vorwärts entgegen, das müsse in England ebenso erbitternd wirken, wie es bei uns wirken würde, wenn die Engländer mit den preußischen Polen oder den österreichischen Tschechen konspirierten. Zuerst das Tatsächliche: Natürlich versuchen die Engländer, wo irgend sie Gelegenheit haben, mit den preußischen Polen und den österreischischen Tschechen zu konspirieren. Das Konspirieren mit preußischen Polen, österreichischen Tschechen, deutschen Elsässern, österreichischen Italienern bildet von Anfang an einen Bestandteil ihrer Kriegsführung. Auch sind die Polen in Preußen auf einen so grünen Zweig gekommen, wie niemals in ihrem eigenen Staatswesen. . . .

[Paul Nikolaus Cossmann im Augustheft 1918 „Politische Bildung".]

Ist Polen lebensfähig?

Wir erleben jetzt, daß es Eigenschaften der Völker gibt, die sich durchsetzen auch im Gegensatz zu den Machtverhältnissen und staatlichen Einrichtungen, freilich nicht so leicht in Worte zu fassen sind wie diese. Blicken wir auf Polen, die Lieblingsschöpfung nicht nur der Entente, sondern auch der Vereinigten Staaten. Man kann sagen, es hat den größeren Teil der Welt hinter sich, es hat wie seine Verbündeten den Wunsch, die Deutschen zu vernichten und kann doch ohne Deutsche nicht leben. Sein Hauptindustrieort Lodz wurde vor hundert Jahren mit deutschen Arbeitern gegründet, eine deutsche Schule mußte dafür sorgen, die deutschen Arbeiter auf der Höhe zu halten. Wo Leute mit polnischen Namen wirtschaftlich führende Stellungen einnehmen, sind es deutsche Überläufer. Jetzt versuchen englische Maschinenfabriken die deutschen Maschinen zu verdrängen. Kein Pole kann aber bei der jetzigen Valuta (1 deutsche Mark = 5 polnische Mark) neue englische Maschinen kaufen und die englischen Ersatzteile nützen sie nichts für ihre alten deutschen Maschinen. So ist kein Dampfpflug, keine Zuckerfabrik im Gang. Das vor wenigen Jahren noch so blühende Posen ist in vollem Verfall. Sie haben zwar den Ausgang zur See, von dem sie immer sagten, ohne ihn könnten sie nicht leben — aber u. W. fährt kein Pole auf See. Sie wollen sich auf Kosten der Ukraine vergrößern — aber die ganze Ukraine ist überzeugt, daß nur Deutschland sie vom wirtschaftlichem Untergang retten kann. Auf Jahrzehnte hinaus hätte die deutsche Industrie allein für den nahen Osten zu arbeiten, wenn wir wieder in Verbindung kommen. Alle diese Länder, ob auf der gewinnenden oder auf der verlierenden Seite, sind bankrott und nur eine Aufhebung der Zollschranken unter ihnen und zu uns, ein Bund der Bankrotteure, kann sie retten. Auch die Landwirtschaft liegt darnieder; der polnische Bauer will nicht mehr bestellen als er braucht. Infolgedessen kostet jetzt im Agrarlande Posen der Zentner Roggen 175 M. Der glühende Patriotismus der Polen hat sie wieder zu einem großen Reich gemacht, aber andere Eigenschaften, ihre Unentschlossenheit, Unbeständigkeit, Verschwendungs- und Gefallsucht machen ihren Staat lebensunfähig. Bei den Deutschen ist es umgekehrt. Der Mangel an Nationalgefühl hat ihr Reich zerstört, aber ihre Tüchtigkeit erhält ihnen die Heimat — wenn die deutschen Arbeiter wollen. . . .

[Paul Nikolaus Cossmann im Septemberheft 1920 „Auswandern?"]

Wissenschaftliche Rundschau

Zusammenbruch der Wissenschaft?

Zu einem neuen Buche von Hugo Dingler

Von Heinrich Wieleitner in München

Als Geheimrat W. Wien in diesem Sommer die Rede zum Stiftungsfest der Universität hielt, kam er gegen den Schluß auf Bücher zu sprechen, mit Titeln wie „Untergang des Abendlandes" und „Zusammenbruch der Wissenschaft". Solchen „Verzichtleistungen" gegenüber betonte er froh den Optimismus des experimentellen Physikers. Wir wollen hier nicht von Oswald Spengler handeln, dessen geistreiches und anregendes Werk sich längst ausgewirkt hat, sondern von dem vor einigen Monaten erschienenen neuen Buch „Der Zusammenbruch der Wissenschaft und der Primat der Philosophie" von Hugo Dingler, a.o. Professor an der Universität München (München 1926, Verlag Ernst Reinhardt).

Nun wird freilich von den Autoren an die Rezensenten oft die Anforderung gestellt, daß diese weit über der Sache stehen sollten (was allerdings in seinem Innersten kein Autor für möglich hält). Wenn diese Forderung erfüllt werden müßte, dürfte ich Dinglers Buch nicht besprechen. Denn da das Buch (wie fast alle Dinglerschen Schriften) im Kern philosophisch ist, müßte ich selbst zum mindesten ein Philosoph sein. In dem Irrgarten der Philosophie bin ich aber nur ein harmloser Lustwandler. Doch vielleicht ist das auch wieder gut. Denn von den Philosophen hält jeder den anderen, der eine etwas abweichende Meinung vertritt, um es milde auszudrücken, für nicht ganz auf der Höhe des Verständnisses stehend. Das Dinglersche Buch wendet sich aber nicht gerade an Philosophen. Es ist mehr eine Wissenschaftslehre, d. h. das vorläufig letzte Stadium der Wissenschaftslehre, die Dingler seit etwa 25 Jahren auszubauen bestrebt ist. Da darf ich doch schon mitreden. Auch meint ja Dingler selbst (S. 169): „Es ist schon viel, wenn heutigen Tags ein solches Buch von einem Fachmann (etwa einem Rezensenten) von A bis Z in Ruhe durchgelesen wird." Im Bücherlesen habe ich einige Übung. Ich habe nicht nur dieses Dinglersche Buch, sondern auch das sehr wichtige vorangegangene „Die Grundlagen der Physik" (2. Aufl., Berlin 1923) und mehrere frühere Dinglersche Bücher ziemlich genau gelesen, dazu noch in letzter Zeit in persönlichem Verkehr mit dem Verfasser weitere Aufklärungen über seine Ansichten erhalten. Anderseits bin ich aber nicht etwa der Mann, „der nur dies eine Buch gelesen hat". Ich bin im Gegenteil früher positivistisch (was weiter unten erklärt werden wird) aufgepäppelt worden, durch die ständige Lektüre der „Naturwissenschaftlichen Wochenschrift", wo A. Angersbach die philosophischen Ideen vertrat, und später durch persönlichen und schriftlichen Verkehr mit Jos. Petzoldt, dessen Schriften ich ebenfalls gut kenne (vgl. insbesondere sein Buch „Das Weltproblem vom Standpunkt des relativistischen Positivismus aus", 3. Aufl., Leipzig 1921). Außerdem bin ich durch historische Lektüre und eigene Forschungen auf dem Gebiet der Wissenschaftsgeschichte mit dem Werden der Ideen einigermaßen vertraut.

Aber ich will nun endlich von Dingler sprechen. Dingler hat begonnen mit zwei kleineren Schriften „Grenzen und Ziele der Wissenschaft" (Leipzig 1910) und „Grundlagen der angewandten Geometrie" (Leipzig 1911). Diese Bücher verraten schon die Richtung, die der Verfasser nehmen wollte. Trotzdem diese in direktem Gegensatz zu den Gedankengängen Ernst Machs stand, der ein Empirist und Positivist strengster Observanz war (Petzoldt ist sein entschiedenster Nachfolger), schrieb er doch im Vorwort zur 7. Auflage seiner „Mechanik", die bald darnach herauskam, die Worte: „Mit 74 Jahren von schwerem Leiden getroffen, werde ich keine Revolution mehr machen. Ich hoffe aber wesentliche Fortschritte von einem jüngeren Mathematiker Hugo Dingler, der sich, nach seinen Publikationen zu urteilen, den freien und unbefangenen Blick für die beiden Seiten der Wissenschaft bewahrt hat." Wie bekannt, hat Mach auch noch kurz vor seinem Tode es abgelehnt, zu den Relativisten gezählt zu werden, während doch die Relativitätstheorie von seinen Anhängern vielfach als letzte und schönste Bekrönung seines wissenschaftlichen Systems hingestellt wurde.

Daß seine Nachfolger unrecht haben, diese Stellungnahme Machs lediglich als „Alterserscheinung" zu deuten, hat Dingler in einem kleinen Büchlein „Die Grundgedanken der Machschen Philosophie" (Leipzig 1925) zu widerlegen versucht. Dazwischen liegen aber zahlreiche andere Veröffentlichungen Dinglers.

Nach persönlicher Mitteilung entdeckte er im Jahre 1917, wie er das System, das ihm vorschwebte, durch die seither von ihm „reine Synthese" genannte Methode zum Ausbau bringen könnte. Die erste Darstellung fand dieses System in der ersten, bald vergriffenen Auflage der „Grundlagen der Physik", die 1919 erschien. Darin kam zugleich eine scharfe Gegnerschaft gegen Einstein zum Ausdruck, dessen Relativitätstheorie natürlich in geradem Widerspruch gegen Dinglers im Grund aprioristisches System steht. Hieran schlossen sich heftige Kämpfe gegen die Relativitätstheorie, in denen Dingler seine Waffen schärfte: Ein Vortrag auf der Naturforscherversammlung in Bad Nauheim (1920), der dann auch gesondert gedruckt wurde: „Kritische Bemerkungen zu den Grundlagen der Relativitätstheorie" (Leipzig 1921), eine kleine Schrift „Relativitätstheorie und Ökonomieprinzip" (Leipzig 1922) und dazu ein größeres, auch gegen die Relativitätstheorie gerichtetes Buch „Physik und Hypothese. Versuch einer induktiven Wissenschaftslehre" (Leipzig 1921). Daran schließt sich die ganz umgearbeitete 2. Auflage der „Grundlagen der Physik" und das hier zu besprechende Buch. Wir haben damit noch nicht einmal alle selbständig erschienenen Schriften Dinglers angeführt, wollen aber doch noch auf das rein mathematische (bisher wenig beachtete) Buch „Das Prinzip der logischen Unabhängigkeit in der Mathematik . . ." (München 1915) hinweisen, in dem versucht wird, die grundlegenden methodologischen Gedanken auf die Mathematik selbst anzuwenden. Mathematisch-philosophische Arbeiten mengentheoretischer und axiomatischer Art liegen dazwischen.

Das ist Dingler. Was ist nun sein System? Ich gebe am besten ein paar Beispiele und stelle es in Gegensatz zum positivistischen. Zuerst etwas ganz Triviales. Der Positivist (und Petzoldt tut das wirklich) sagt: Der auf mich zukommende Straßenbahnwagen „wird größer", er „wird kleiner", wenn er sich entfernt. Ihm ist der Gesichtseindruck alles. Schon der naive Mann glaubt das nicht; denn er „weiß", wenn er drinnen sitzt, oder wenn der Wagen stehen bleibt, ändert sich seine Größe durchaus nicht. Petzoldt als Relativist sagt aber: „Das ist ganz richtig; das Verhalten des Wagens ist für den gegen ihn ruhenden Beobachter ein anderes als für den in bezug auf ihn in Bewegung befindlichen Beobachter." (Ob Einstein über die Trambahnwagen auch so denkt, weiß ich nicht; jedenfalls liegt diese Auffassung ganz in seinem Sinne.) Für Dingler (und in diesem Falle noch für sehr viele andere Leute) ändert sich aber die Größe des Wagens während des Zufahrens auf den Beobachter überhaupt nicht. Der Wagen wird von vornherein als starr betrachtet. Wenn er größer „wird" (wir sagen dann „erscheint"), schreiben wir es anderen Ursachen zu (in diesem Fall der Veränderung des Sehwinkels).

Das Beispiel ist gerade deutlich genug, um den (relativistisch-)positivistischen Standpunkt zu kennzeichnen, doch zu einfach, als daß es den aprioristischen Standpunkt Dinglers erklären könnte. Wir nehmen dazu das Fallgesetz. Jeder Schüler „weiß", daß der Weg eines fallenden Körpers (genauer: eines schweren Massenpunktes im luftleeren Raum) mit dem Quadrat der Zeit zunimmt, d. h. daß nach 2-, 3- usw. facher Zeit der 4-, 9- usw. fache Fallraum zurückgelegt wird. Woher „weiß" es der Schüler, woher „weiß" man das überhaupt? Der Schüler weiß es (bei gutem Unterricht) daher, daß mittels der Atwoodschen Fallmaschine (oder sogar im Freien) Versuche gemacht wurden, aus denen das Gesetz (einigermaßen!) hervorging. Glücklicherweise hat es aber Galilei anfangs des 17. Jahrhunderts „entdeckt", so daß man es überhaupt schon kennt. Es ist sehr unwahrscheinlich, daß Lehrer und Schüler es immer wieder von neuem entdecken würden. Wie kam nun Galilei zu seiner Entdeckung? Rein quellenmäßig läßt sich das nicht exakt zeigen. Galilei hat die Fallgesetze spät (1638) veröffentlicht und sie dann allerdings mit Versuchen „bewiesen". Doch entdeckt hatte er sie schon bald nach 1610. Man sprach auch von Fallversuchen, die er am schiefen Turm zu Pisa gemacht haben sollte. Dies konnte aber nie bewiesen werden (wiewohl solche Versuche bestimmt vorher von anderen schon ausgeführt worden waren). Sie hätten auch wahrscheinlich zu nichts geführt. Trotzdem ist die landläufige Meinung, die besonders durch Machs „Mechanik" (und andere Schriften) aufkam und die durch die moderne Wertschätzung der Empirie und Induktion überhaupt dauernd genährt wird, daß die Fallgesetze das Ergebnis einer Reihe von Versuchen gewesen seien. Dies ist jedoch äußerst unwahrscheinlich. Vielmehr liegt die Sache so, daß in der Scholastik seit dem 14. Jahrhundert schon das Gesetz für die gleichförmige Bewegung rein theoretisch durch eine graphische Darstellung veranschaulicht wurde, nämlich durch das rechtwinklige Dreieck mit der Zeit als der einen und der Endgeschwindigkeit als der anderen Kathete. Was fehlte, war nur der mathematische Aus-

druck und die Bezugnahme auf die wirkliche Fallbewegung. Das lag den Scholastikern bei ihrer mathematischen Unbeholfenheit und bei ihrer spekulativen Einstellung fern. Es ist unmöglich, daß Galilei diese in der Scholastik hundertmal abgewandelte Darstellung nicht gekannt haben sollte. Hierauf haben zuerst P. Duhem und unabhängig davon der Referent hingewiesen. In allerletzter Zeit hat E. J. Dijksterhuis die historische Sachlage in einem glänzenden Werke „Val en Worp" (Groningen 1924) eingehend untersucht. In der Tat läßt sich das charakteristische Dreieck schon früh bei Galilei nachweisen, der es zuerst fehlerhaft gebrauchte. 1638 gab er mit ihm eine moderne mathematische Ableitung des Hauptgesetzes.

Es ist also äußerst wahrscheinlich, daß Galilei durch dieses Dreieck auf das richtige — theoretisch einfachste — Fallgesetz kam und seine Geltung in der Natur dann erst durch Versuche erprobte. Dies ist nun der Standpunkt, den Dingler grundsätzlich einnimmt und schon einnahm, bevor er von diesen geschichtlichen Feststellungen wußte, die ihm natürlich höchst erwünscht kamen. Wie man neuestens bemerkt hat, haben nämlich Galilei und sein Schüler Torricelli sich auch direkt geäußert, daß sie so verfahren seien. Wir selbst stellen ein Gesetz auf und bringen es an die Natur heran. Das heißt Dingler die „Realisation" des Gesetzes. Die Auswahl der Gesetze erfolgt nach logischen Gesichtspunkten in erster und nach dem Prinzip der „Einfachstheit" in zweiter Linie. Man sucht dann z. B. mit diesem Fallgesetz auch an andere Bewegungen heranzugehen. Dies nennt Dingler schon lange die „Exhaustion" des allgemeinen Gesetzes. In der Tat kann man die kreisförmige Zentralbewegung, ja die elliptische Bewegung der Planeten um die Sonne auf das Fallgesetz zurückführen. Das vollbrachten Kepler und Newton. Treten Umstände auf, die das reine Gesetz „stören", wie im Falle der geschlossenen Bewegung, so müssen diese durch neue Annahmen (hier durch eine neue Kraftkomponente) erklärt werden. Das ganze Verfahren, so der Natur gegenüberzutreten, ist Dinglers „reine Synthese". (Daß Dingler in den „Grundlagen der Physik" tatsächlich vom Newtonschen Gravitationsgesetz ausgeht, nicht vom Fallgesetz, ist für das Grundsätzliche belanglos.)

Es liegt Dingler natürlich fern, den Wert des Experimentes (der Empirie) und der Induktion (des Schlusses vom einzelnen aufs allgemeine) zu unterschätzen. Aber er hält das Experiment für nicht beweisend (die Empirie für nicht eindeutig) und die Induktion ist ihm „ein Märchen". Gesetze werden gewiß oft aus Experimenten abgeleitet: D. h. der menschliche Geist wird durch die Experimente angeregt, einfachste Regeln für die Vorgänge aufzustellen; dann richtet er aber die Experimente auch so ein, daß die einfache Regel herauskommt (d. h. er beseitigt alle „störenden Umstände"). Da Galilei die störenden Umstände gar nicht kannte (Luftwiderstand, Reibung, Trägheitsmoment; diese Begriffe waren ja noch gar nicht vorhanden), so hätte es ihm nur unter äußerst günstigen Umständen gelingen können, durch Versuche ein so reines Gesetz, wie es $s = \frac{1}{2} g t^2$ ist, zu finden. Wenn ich aber eine moderne Fallmaschine kaufe, bei der alle diese Momente schon berücksichtigt sind und ich stelle mich nicht zu dumm an, so muß natürlich das Gesetz herauskommen. Es ist schwerlich ein Beweis für die Richtigkeit eines Gesetzes, wenn bei Apparaten, die in Berlin, Oldenburg und München vorgeführt werden, überall dasselbe in Erscheinung tritt, falls sie sämtlich von Böhm und Wiedemann in München stammen. Von der Induktion sagt Dingler, daß sie eben doch immer nur eine begrenzte Anzahl von Fällen als Grundlage des Schlusses aufs Allgemeine zur Verfügung habe, auch dann, wenn es sich nicht um reine Tautologien (sozusagen) handle wie bei den Apparaten von Böhm und Wiedemann.

Ich will zur Induktion ein Beispiel geben, das nicht von Dingler stammt. Es ist sogar rein mathematisch, aber sehr leicht verständlich. Ich stelle den Satz auf: Die Summe zweier Primzahlen ist eine gerade Zahl. Dieser Satz ist, wie wir sehen werden, äußerst wahrscheinlich. Eine Primzahl ist eine solche Zahl, die keinen Teiler (außer 1 und sich selbst) hat. Wir machen nun eine Reihe von Proben: $3 + 7 = 10$, $5 + 11 = 16$, $23 + 31 = 54$ usw. Immer ist das Ergebnis eine gerade Zahl. Solche Beispiele kann man Millionen und Billionen machen. Trotzdem ist der Satz falsch. Er wäre nämlich richtig, wenn alle Primzahlen ungerade Zahlen wären. Da es aber unter den Primzahlen eine gibt, und nur diese eine, die selbst gerade ist, nämlich die Zahl 2, so gilt der Satz allemal dann nicht, wenn 2 der eine Summand ist: $2 + 3 = 5$, $2 + 7 = 9$, usw. Hätten wir also die Zahl 2 übersehen (was ist nicht alles schon übersehen worden bei Experimenten, sogar bei mathematischen Beweisen!), so hätten wir einen Induktionsbeweis gehabt für unseren Satz, der nicht glänzender hätte sein können.

Bespreche ich nun eigentlich Dinglers Buch oder nicht? O doch! Ich bin mitten darin; bloß habe ich beim zweiten Teil begonnen, der Dingler (der keineswegs „Verzicht leistet") das Wichtigste ist, wenn er auch im Titel und auf dem Umschlag etwas zurücktritt. Im zweiten Teil, der auch die Hälfte des ganzen Bandes umfaßt, will Dingler eben zeigen, wie

man mittels der reinen Synthese den Wirrwarr, das Chaos, den „Zusammenbruch" vermeiden könnte, in dem unsere heutige Wissenschaft mitten drin steckt. Daß dem wirklich so ist, wird allgemein zugegeben. Auch Wien hat in der angeführten Rede auf eine dahin zielende charakteristische Äußerung von Niels Bohr, dem Schöpfer der modernen Atomtheorie, hingewiesen. Vielleicht ist der Ausdruck „Zusammenbruch" etwas zu stark, aber „Chaos" (welches Wort Dingler auch öfter gebraucht) ist durchaus bezeichnend. Wien hat die messende Forschung als Retterin aus der Not angerufen und vertraut auf sie. Dingler will demgegenüber zeigen, daß alle Messung nichts nützen kann, wenn es an den Grundlagen fehlt. Man weiß heute nicht mehr, was man als sicher betrachten darf. Die gegenwärtige Forschung ist ohne sicheren Untergrund. Es ist die sog. „Geltungsfrage", um die sich alles dreht.

Beispiele werden wieder zeigen, was gemeint ist. Seit dem Ende des 18. Jahrhunderts etwa hatte man die Vorstellung gewonnen (Lavoisier, † 1794), daß die Masse des vorhandenen Stoffes durch keinerlei (besonders chemische) Umsetzungen verändert werden könne: Das Prinzip von der Konstanz der Masse. Dieses Prinzip wurde dann eine Selbstverständlichkeit; Millionen von chemischen Gleichungen zeugten dafür. Es ist das eines der „einfachsten" Grundgesetze, die Dingler an der Natur „exhaurieren" würde. Die moderne Chemie wollte nun in ihrer empiristischen Neigung auch dieses Grundgesetz „beweisen". Und siehe da, es fand sich (kaum 100 Jahre nach Lavoisiers Tode), daß sich bei gewissen Reaktionen kleine Abweichungen zeigten, die gegen die Konstanz der Masse zu zeugen schienen. Statt nun diese Konstanz unter allen Umständen aufrechtzuerhalten, auch wenn die Abweichungen zunächst nicht hätten erklärt werden können, fing man an, dem Gesetz von der Konstanz der Masse zu mißtrauen. Das wurde noch schlimmer, als man elektromagnetische Versuche so deuten zu müssen glaubte (es ist doch immer so, daß wir unsere Ideen in die Geschehnisse hineinlegen, was nie ein eindeutiger Vorgang ist), daß die Masse von Elektronen bei Zunahme der Geschwindigkeit wächst. Heute ist es schon so weit, daß man der Energie selbst träge Masse zuschreibt. Diese kann, nachdem auch die Relativitätstheorie diesen ihr eigentlich fremden Bestandteil mit Wonne aufgenommen hat, bei Steigerung der Geschwindigkeit bis zu der des Lichts sogar ins Unendliche wachsen. Die Konstanz der Masse ist also abgetan. Ein Glück nur, daß unsere irdischen Geschwindigkeiten recht klein sind im Verhältnis zu der des Lichts! Nach dem Verfahren der reinen Synthese „kann" ein solches Grundprinzip, wie die Konstanz der Masse, gar nicht durch Versuche bewiesen oder widerlegt werden. Wenn wirklich etwas nicht stimmt, „muß" zu anderen Erklärungen gegriffen werden.

Wie dem Prinzip von der Konstanz der Masse, ging es dem Satz von der Konstanz der Energie, ging es dem Newtonschen Anziehungsgesetz: Alles kann als unrichtig erklärt werden. Die Relativitätstheorie hat, da ein einziger Versuch (der sog. Michelson-Versuch) nicht zur Theorie des ruhenden Äthers stimmte, den Begriff der Gleichzeitigkeit umgeworfen und den Raum für gekrümmt erklärt. Das letztere soll noch etwas genauer ausgeführt werden, weil es den Gegensatz, in den Dingler zu Einstein kommen mußte — ein Gegensatz, der Dingler bei der heutigen Zeitströmung sehr schaden mußte —, deutlicher ins Licht rückt.

Das allererste, mit dem Dingler, als man von der Relativitätstheorie noch kaum redete, begann, war, daß er sich genaue Vorstellungen von der geraden Linie und der Ebene machte, imdem er auch den Vorgang eingehend analysierte, der in den Feinmechanikwerkstätten zur Herstellung der Gebilde führt, die dann in der Praxis als Gerade und Ebenen angesprochen werden. Die Begriffe der Geraden und Ebenen waren der Euklidischen Geometrie entnommen, die seit mehr als zwei Jahrtausenden das sicherste Fundament aller Wissenschaften gebildet hatte. Anders können die Gebilde praktisch auch gar nicht hergestellt werden. Nun war man freilich im 19. Jahrhundert zu der Erkenntnis gelangt, daß diese Euklidische Geometrie nicht die einzige logisch mögliche ist. D. h. es ist logisch möglich, daß es zu einer Geraden durch einen außerhalb gelegenen Punkt nicht eine, sondern zwei oder gar keine Parallele gibt. Die Dreieckswinkelsumme ist dann nicht gleich 2 Rechten, wie man das in der Schule lernt, sondern kleiner oder größer als 2 Rechte und ändert sich mit der Fläche des Dreiecks. Von diesen möglichen Geometrien ist aber die Euklidische ohne Zweifel die einfachste, und sie hatte ebenso lang ausgereicht, um alle Erscheinungen nicht nur der Erde, sondern der fernsten Himmelsräume zu beschreiben. Daher ist für Dingler die Euklidische Geometrie das unanstastbare erste Grundprinzip seiner „Realisationen" und „Exhaustionen". Die Frage, ob der Raum „wirklich" Euklidisch sei, kann dabei gar nicht entstehen. Denn es ist grundsätzlich immer möglich, Abweichungen anders zu erklären. In der Relativitätstheorie erschien es nun aber „zweckmäßig", den Raum als gekrümmt zu betrachten. („Vorstellen" kann man sich das nicht; man müßte den Vorgang des Umbiegens einer Ebene zu einer Kugel ins Räumliche übersetzen.) „Formeln" wiesen darauf hin. Also warf man kurzer-

hand die Euklidische Geometrie als ausschließliches Fundament über Bord. Von da bis zu dem Glauben oder der Überzeugung, daß der Raum „wirklich" nicht Euklidisch ist, ist nur ein Schritt. In der Tat „hofft" man, durch Messung die Entscheidung einmal herbeiführen zu können. Dingler führt eingehend aus, wie ein solches Unterfangen nur ein „Zirkel" ist. Es ist, wie wenn Münchhausen sich am eigenen Zopfe aus dem Sumpf zieht. Denn durch andere Definition des „starren Körpers" kann man überhaupt alles erreichen. Das führt eben zum Chaos. Ich erinnere daran, daß R. Carnap in einem der letzten Ergänzungshefte zu den „Kantstudien" (in einer äußerst knappen Abhandlung über den „Raum") gezeigt hat, wie durch eine gewisse Definition des Maßstabes die Erdoberfläche als eine Ebene erscheint. (Dem Mathematiker ist das als „Abbildung" vertraut.) Wenn man dazu auch noch die bisher üblichen Zeitbegriffe völlig auf den Kopf stellt, um die erhaltenen Formeln besser interpretieren zu können, was bleibt als feste Grundlage der experimentellen Wissenschaften dann überhaupt noch bestehen?

Wodurch kann sich aber der Mensch, wie Dingler es will, berechtigt glauben, die Euklidische Geometrie, die Konstanz der Masse, das Galileische Fallgesetz als unveränderliche Richtschnur einzuführen? Dingler sagt, nachdem der Grundsatz der Einfachstheit befolgt ist, sei es nur der entscheidende „Wille" des Menschen, das zu tun. Dadurch unterscheidet sich Dinglers Philosophie als eine ausgesprochen „voluntaristische" von dem ausgeprägten „Konventionalismus" H. Poincarés, dem im Grunde auch Einstein (mehr als seine Schüler) nahesteht (vgl. seinen Vortrag „Geometrie und Erfahrung"). Nach Poincaré kann man irgendeine Form der Geometrie, sei es die Euklidische oder eine andere, als Grundlage der Betrachtung wählen. Alles andere ist dann Sache der Auslegung. Dingler erklärt zwar, es seien alle Philosophien letzten Endes voluntaristisch (S. 72 f.). Aber bei ihm selbst ist doch ausdrücklich der Wille als letzter Geltungsgrund hingestellt, während es z. B. für den Positivismus die (nach Dingler sehr vieldeutige) „Erfahrung" ist.

Es ist klar, daß ich hier nur die Hauptgedanken der Dinglerschen Bücher, insbesondere seines letzten, angedeutet habe. Es gibt noch mehr Ursachen, die zu dem heutigen Chaos geführt haben. Ich will nur noch die Tatsache erwähnen, daß man, wenn irgendwo sich eine Vorstellung als nützlich erwiesen hat, gleich versucht, diese Vorstellung auf ganz große Gebiete auszudehnen. Das gilt z. B. von der Quantentheorie, um ein neues Gebiet zu nennen. Was das letzte Dinglersche Buch vor den früheren auszeichnet, ist im 2. Teil die Durchführung des „Systems der reinen Synthese" bis zu den organischen Wissenschaften, ja bis zum „Reich der Werte", zur Ethik und zum Gottesbegriff. Daß es in dem Dinglerschen System den Begriff der Zweckmäßigkeit oder des Strebens nach einem bestimmten Ziel nicht geben kann, geht wohl schon aus dem Gesagten hervor. Die Vieldeutigkeit der Zukunft, die die Gegenwart beeinflussen soll (sogar im Gebiet des Anorganischen hat man das schon behauptet!), würde die „Eindeutigkeit" der Beschreibung des Heutigen zerstören. Drieschs „Beweise" werden als mehr überredender Art, nie als apodeiktisch (d. h. durch Schlußverfahren gewonnen) erkannt. Einen Vitalismus in dem Sinn, daß hier andere Prinzipien der wissenschaftlichen Erklärung nötig wären, kann es nach Dingler nicht geben (ich weise hier auch auf das neue Buch von A. Eleutheropulos „Die exakten Grundlagen der Naturphilosophie", Stuttgart 1926, hin).

Hochinteressant ist, wie Dingler in seinem System den phänomenologischen (d. h. aus den Erscheinungen abgeleiteten) Begriff der „Geschichte" bildet. Es gibt konstante Erscheinungen in der Realität; diese können nur durch ihre Entstehung in der Geschichte erklärt werden. Es können das Dokumente, Bücher, Reliquien sein. Auch die Fortpflanzung ist eine solche Erscheinung. Hinter diese konstanten Erscheinungen muß etwas gebaut werden, das ist die Geschichte, die Geschichte der Menschheit, die Geschichte der Lebewesen überhaupt. So kommt Dingler auch zur Entwicklungstheorie. Seine Ethik gründet sich auf die Arterhaltung. Sein Gottesbegriff wäre zunächst rein pantheistisch, indem er an das der Synthese unterworfene Material anknüpft. Dingler weiß ihm aber vermöge des Willensbegriffes auch eine „Persönlichkeitseigenschaft" zuzueignen.

Diese letzten Ausläufer von Dinglers System sind wohl vom Verfasser selbst nur als „vorläufige Synthese" gedacht und keineswegs unwandelbar. Einwendungen dagegen betreffen nicht die Grundprinzipien. Z. B. wird man, wenn man die ganze Frage des Okkultismus an Hand der Literatur der letzten zehn Jahre (die Dingler doch nur bruchstückweise benützt hat) ohne Vorurteil betrachtet, heute noch kaum zu einem so entscheidenden negativen Urteil kommen können. Trotzdem wird man unterschreiben, daß es „Okkultes" in dem Sinne eines „wissenschaftstheoretischen Wunders", d. h. Erscheinungen, die sich dem System der reinen Synthese nicht einordnen ließen, nicht geben könne. (Dingler hält schon

die Drieschschen „Entelechien", d. h. die in der organischen Natur wirksam sein sollenden besonderen Lebenskräfte, für solche Wunder.)

Es gibt keine immanenten, ewigen Naturgesetze. (Diese gibt es selbstverständlich auch für den Positivisten nicht.) Gegen diese (namentlich vom „Monismus" verbreitete Idee) wenden sich sogar die Theologen (vgl. das Werk von A. Titius „Natur und Gott", Göttingen 1926, S. 584/85). Was wir als Naturgesetze ansprechen, sind vielmehr, sei es durch Intuition, sei es durch Experimente, sei es durch Statistik dem menschlichen Geist nahegelegte, auf alle Fälle aber aprioristische, logische Gerüste, mit denen wir dann (entgegen den eigentlichen Apriorikern, wie etwa Kant) die Natur erst unterbauen, die wir an der Natur „realisieren". Die Auswahl unter den vielen Möglichkeiten erfolgt nach dem Prinzip der Einfachstheit nach unserem Willen. Das einmal angenommene logische Schema wird verwendet, soweit es nur irgend geht. Treten Erscheinungen auf, die nicht in das Schema hineinpassen, so wird das Gerüst nicht abgebrochen, sondern erweitert. Das ist in kurzen Worten Dinglers Philosophie. Es ist erst vor kurzem, nach langer Verkennung, von autoritativer mathematischer Seite anerkannt worden, daß, wie man sich auch sonst zu Dingler stellen wolle, die Wissenschaft in Wahrheit (meistens aber unbewußt) doch immer so verfahren sei. Tut sie es nicht, dann kommt unvermeidlich der Zusammenbruch.

Dinglers Philosophie ist weit entfernt von jedem Materialismus oder Mechanismus, aber ebenso weit entfernt vom Idealismus, für den die Realität gar nicht besteht. Nicht Kraft und Stoff, nicht Atome oder Lichtquanten bilden ihre Grundlage, sondern einzig und allein logische Formen, die aus unserem Inneren frei, doch nicht willkürlich geschöpft sind. Dingler sucht wieder anzuknüpfen an die hohe, vollkommene Wissenschaft der Griechen, die bei Platon als „Episteme" auftritt und als das Unveränderliche galt gegenüber den wandelbaren Tagesmeinungen (Interpretationen der Tatsachen), die Platon als „Doxa" bezeichnete. Daß die moderne Wissenschaft alles für diskutabel und umstürzbar, alles für „Doxa" erklärte (sogar das Kausalgesetz und das Prinzip vom ausgeschlossenen Dritten!), brachte das heutige Chaos. Aus ihm heraus führt das „System der reinen Synthese".

Aus Zeit und Geschichte

Die Familie Borgia

Die Menschen der Renaissance werden in ihrem widersprüchlichen Wesen uns heute Lebenden immer schwer verständlich sein. Gestalten voll unverwüstlicher Kraft und prächtiger animalischer Gesundheit sind es und dabei zugleich rohe Naturen, mit wilden Instinkten, furchtbarer Sinnlichkeit, unbedenkliche Gewaltmenschen, zu jedem Frevel und Verbrechen fähig, vom Eindrucke des Augenblickes beherrscht. Die gleichen Gestalten aber zeigen sich dann als Freunde der Schönheit, als Förderer von Kunst und Wissenschaft, als feinsinnige Ästheten, die einen Kreis berühmter und hochgebildeter Männer um sich versammeln und großartige Aufträge erteilen, die ihren Ruhm verewigen sollen. Es sind Doppelnaturen, bei denen wir immer wieder zu zweifeln haben, welche Seite ihres Wesens die eigentliche ist. Am krassesten zeigen sich die Widersprüche, wenn sie im Kreise der Kirche, bei den hohen Prälaten und Kardinälen, ja sogar bei den Päpsten auftreten. Völlig weltliche Figuren auf dem Stuhle Petri waren Sixtus IV., Innocenz VIII., Alexander VI., Julius II., Leo X. Als italische Territorial-Fürsten regierten sie den Kirchenstaat und beeinflußten alle Politik der europäischen Staaten. Für die Nepoten der Familie Rovere, Cibo und Medici wurden eigne Herrschaften geschaffen, unter Anwendung von Gewalt und Rechtsbruch. Die vollste Unbedenklichkeit aber hat in ihrer Politik die Familie Borgia bewiesen, die mit Calixt III. und Alexander VI. zur Papstmacht gelangte.

Rodrigo Borgia, als Papst Alexander VI., sein Sohn Cesare und seine Tochter Lucrezia Borgia, als die Hauptfiguren eines großen Familiendramas im Vatikan, um die sich einige Nebenfiguren des spanischen Hauses gruppieren, haben in der Geschichte des Papsttums und der italischen Staaten stets unsre Gedanken lebhaft beschäftigt. Die Rätsel, die in den Naturen

dieser furchtbaren Menschen liegen, sind in vieler Hinsicht noch ungelöst. Über viele Vorgänge breitet sich ein Schleier, der wohl nie ganz gelüftet werden wird. Die Beurteilung ihrer Persönlichkeiten ist bei den Zeitgenossen und späteren Historikern sehr verschieden gewesen. Macchiavelli wollte in Cesare Borgia das ideale Vorbild des Fürsten sehen, und die ersten Dichter des Landes haben den Ruhm der Lucrezia in Ferrara besungen. Infessura und Burchardus geben in ihren kurzen und naiven Diarien ein fast unglaubliches Belastungsmaterial, und mehr noch als da ausgesprochen ist, mag man zwischen den Zeilen lesen. Angesichts der Tatsachen ist eine Ehrenrettung für Alexander VI. und Cesare nicht möglich, wenn solche auch gelegentlich im katholischen Lager versucht worden ist („Les crimes des Borgias, Une justification du Pape Alexandre VI." in „Erreurs et mensonges historiques", Paris 1884). Gregorovius hat eine Rechtfertigung der Lucrezia gegeben in seinem auf reiches Quellenmaterial gestützten Werke („Lucrezia Borgia", 1871). Der Historiker wird die Fragen, die in rätselhaftes Dunkel gehüllt sind und über die aktenmäßige Aufhellung bisher nicht gelungen ist, mit der Vorsicht betrachten müssen, die immer geboten ist, wo Schlüsse aus unzureichendem Material gezogen werden sollen. Ludwig Geiger hat die Tatsachen zusammengestellt in der ausführlichen Einleitung seiner Ausgabe von Burchards Tagebuch („Alexander VI. und sein Hof"), ohne Unbewiesenes zu gewagten Schlüssen zu verwerten.

Wie allen Menschen der Renaissance gegenüber mag auch bei den Mitgliedern der Familie Borgia die bloße und ausschließliche Verdammung nicht der Standpunkt sein, der dem Problem, das sie uns stellen, gerecht wird. Wären der Papst und sein schrecklicher Sohn nur gemeine Verbrecher ohne hervorragende Eigenschaften gewesen, so würden sie sich kaum in jener Zeit größter Charaktere behauptet haben und nicht die Erfolge haben erringen können, die ihre Laufbahn tatsächlich aufweist. Es erscheint undenkbar, daß wir sie, unter gerechter Verurteilung ihrer Fehler und Verbrechen, in Bausch und Bogen mit einer schlechten Zensur abtun und als jämmerliche Wichte hinstellen. Wir müssen uns doch bewußt sein, daß Alexander VI. unter schwierigsten Zeitumständen niemals einen politischen Mißerfolg erlitten hat, daß sein und Cesares ehrgeizige Pläne sicherlich nur ausführbar gewesen sein können, wenn sie mit hohen Gaben und großen Charaktereigenschaften ergriffen wurden. Der Erfolg spricht gegen die völlige Bedeutungslosigkeit jener Persönlichkeiten. Die Ursachen des gänzlichen Zusammenbruches der kühnen und verbrecherischen Absichten beim Tode des Vaters und der Erkrankung des Sohnes gehören zu den Problemen, die uns ungelöst bleiben.

Im Verlage von Julius Hoffman in Stuttgart ist eine Übersetzung eines Werkes von G. Portigliotti erschienen, „Die Familie Borgia" (1923), in dem das Material aus zeitgenössischen Quellen, namentlich dem Diarium des Burchardus zusammengestellt ist. Die Beurteilung des Charakters von Alexander VI., Cesare und Lucrezia bietet die allerschärfste Verdammung, die neben den erwiesenen Ungeheuerlichkeiten ihres Privatlebens auch keinerlei Vorzüge und Leistungen anerkennen will. Der Verfasser geht in seinem glühenden Hasse, mit dem er das Bild der Borgia zeichnet, ohne Frage oft zu weit. Wir werden ihm daher nicht in allen seinen Schlußfolgerungen beistimmen können.

Die erotischen Exzesse am Papsthofe werden ausführlich geschildert. Es wird versucht, Beweise für den Incest des Papstes mit der Tochter und des Cesare mit seiner Schwester, sowie mancher unnatürlicher Beziehungen in der Familie Borgia zu erbringen. Der geheimnisvolle „Infans Romanus" wird als ein Kind der Lucrezia von Cesare oder Alexander oder beiden hingestellt. Lucrezia erscheint hier als die „Familien-Hetäre" der Borgia, und ihr Leben am Hofe von Ferrara wird gleichfalls unter dem Gesichtspunkte verbotener Liebesabenteuer geschildert. Cesare ist nur ein erbärmlicher Schwächling, der ohne Talent die vorgezeichneten Anschläge des Vaters ausführt und kläglich versagt, als dessen Tod ihn des Rückhaltes beraubt. Die Schuld an allen Verbrechen will der Verfasser in erster Linie dem Papste zuschreiben, in dessen Hand der Sohn nur ein Werkzeug für seinen Familienfanatismus gewesen sei, im Gegensatze zu der sonst vertretenen Ansicht, daß Cesare der eigentliche Urheber der furchtbaren Pläne gewesen und den Vater unter die Gewalt seines Willens gezwungen habe. In der Geldgier des Papstes wird das Motiv zu den zahlreichen Mordtaten in Rom erblickt, und dem „Weißen Pulver", dessen unfehlbarer Wirkung so viele reiche Kardinäle erlagen, ist eine besondere Untersuchung gewidmet. Auch der Einfluß venerischer Erkrankung auf die Mentalität der Borgia wird eingehend erörtert. Unter diesen Gesichtspunkten wird ein reiches Material beigebracht, dessen Zusammenstellung in mehrfacher Hinsicht interessant ist, wenn der Verfasser in der Verwertung auch durch die vorgefaßte Absicht zu weit getrieben wird.

Die Tendenz verleitet schließlich Portigliotti zu der grotesken Forderung, daß die katholische Kirche den Namen des unwürdigen Papstes Alexander VI. aus den Annalen ihrer Geschichte streichen sollte, um sich von dem Makel zu befreien, den ein Borgia auf das Papsttum geworfen hätte, wie die Republik Venedig den Marino Falieri aus der Reihe ihrer Dogen getilgt hat.

Das ist nicht der Standpunkt eines Historikers, sondern religiöser Fanatismus. Wie sollte es möglich sein, Alexander VI. aus der Geschichte der Renaissance zu entfernen, wo wir den Namen Borgia in Rom und an so vielen Orten Italiens mit der historischen Erinnerung auf das engste verknüpft finden! Nicht nur die Gemächer des Vatikans mit den Fresken des Pinturicchio und die Engelsburg in Rom sprechen von ihm, sondern ebenso das Kloster Subiaco, das Bergnest Nepi, die Burg von Spoleto, Urbino und Camerino, Pesaro, Rimini, Faenza und Forlì rufen uns das Gedächtnis des Alexander und des Cesare wach, und Ferrara bewahrt die Erinnerung an Lucrezia als seine Herzogin. Die Geschichtsforschung und Kulturbetrachtung wird Alexander VI., Cesare und Lucrezia nicht fortleugnen können; sie wird ihre Gestalten als Erscheinungen der Renaissance aus der Bedingtheit ihrer Zeit heraus verstehen müssen.

Im vollkommsten Gegensatze zu G. Portigliottis Buch steht das Werk von Rafael Sabatini „Das Leben Caesar Borgias" (1925 im gleichen Verlage). Es will nach seinem eigenen Vorwort keine Verteidigung oder Rechtfertigung der Borgia sein, es soll aber eine besonnene Auffassung der für das Italien um 1500 so hochbedeutsamen Gestalten geben mit dem Bestreben, ihr Handeln und Wollen aus den Bedingungen ihrer Zeit, aus dem Gesamtrahmen des Kulturbildes zu begreifen. Der Verfasser ist bemüht, alle Entstellungen der Zeitgenossen und der Nachwelt kritisch zu untersuchen, unbegründete Verleumdungen zurückzuweisen, die zahlreichen Anschuldigungen nach Ursprung und Motiv zu prüfen. Auf solchem Wege soll ein möglichst unparteiisches Bild dieser Menschen und ihrer geschichtlichen Rolle gewonnen werden, bei dem mehr die Tatsachen und das Wahrscheinliche als gedankenlose Gerüchte und gehässige Verdächtigungen mitsprechen. Es ist richtig, daß Sabatini einleitend den Blick auf andere Gestalten lenkt, wie sie im Zeitalter der Renaissance so zahlreich auftreten, daß er Sixtus IV. und Innocenz VIII. als Vorgänger auf dem Papstthrone nebst ihren Nepoten dem Bilde gegenüberstellt, das er von Alexander VI. und seinem Sohne Cesare zu entwerfen hat. Nur dann wird eine angemessene Beurteilung der Borgia gelingen, wenn wir sie nicht als Ausnahmen ansehen, sondern als Menschen, die für ihre Zeit vielfach, im Bösen wie im Guten, typisch sind.

So bedeutet das Buch von Sabatini in jedem Falle eine gesunde Korrektur. Freilich ist nicht zu leugnen, daß der Verfasser in seinem Bestreben, das Bild der Borgia zu reinigen, doch mitunter zu weit geht, daß er in einer persönlichen Vorliebe für die Gestalt seines Helden zu einem Bilde gelangt, das dann doch einer Rechtfertigung nahekommt, die sachlich kaum möglich ist. Wo Portigliotti in blinder Tendenz jeden Umstand benutzt, um die Borgia als Verbrecher und Schurken hinzustellen, ohne ihre Fähigkeiten und Leistungen gelten zu lassen, da sucht Sabatini alle Vorgänge zugunsten der Borgia zu erklären und neigt allzu stark dazu, sie auch in Punkten zu entlasten, für die es kaum den Gesichtspunkt des Entschuldbaren geben kann.

Es ist von großem Interesse, daß der Verlag Julius Hoffmann die beiden Arbeiten italienischer Verfasser in deutscher Übertragung herausgebracht hat, in denen der Leser zwei Auffassungen der Borgia-Gestalten findet, die sich auf das Schärfste widersprechen. Die Wahrheit mag wohl zwischen Portigliotti und Sabatini liegen. Jedem an diesem vielumstrittenen Problem der Renaissance Interessierten sei es empfohlen, beide Darstellungen nebeneinander zu lesen, wobei ihm die einzelnen Fragen in ihren verschiedenen Möglichkeiten deutlicher vor Augen treten, zugleich auch die Schwierigkeiten eines abschließenden Urteils in manchen Dingen bewußt werden können.

Heidelberg. Waldemar Frey.

Politische Geheimverbände

Ein gewiß interessantes, schwieriges und sehr aktuelles Thema behandelt ein Buch, das kürzlich unter obigem Titel[1]) erschien. Es ist entstanden als breitere Anlage eines Artikels für das Staatslexikon der Görres-Gesellschaft. Der Stempel dieses Entstehens haftet dem Werk ganz augenscheinlich an, denn viele Abschnitte sind noch jetzt über Gebühr lexikalisch kurz gehalten und Name wie Gedankeninhalt und Organisation so manches wirklichen Geheimbundes findet sich in Schweyers Buch nicht vor, Dinge, über die man gern näher von so autorisierter Seite unterrichtet wäre. Dafür hat der Verfasser es für nötig gehalten, sich wiederum mit politischen Verbänden und Parteien zu beschäftigen, die keine Geheimverbände sind. Das sind Eigentümlichkeiten in der Anlage, die man anmerken muß, ohne

[1]) Franz Schweyer, Politische Geheimverbände. Freiburg i. B., Herder. 1925.

daß man dieses Verfahren geradezu abzulehnen braucht, denn für manches Interessante ist auf diese Weise und in diesem Zusammenhang dadurch Raum geschaffen. An die Spitze der Darstellung ist als typischer Geheimverband der „Freimaurerbund" gesetzt; ungefähr der vierte Teil des Buches beschäftigt sich mit seinen Einrichtungen, seinem Zeremoniell und Gedankeninhalt. Es ist unbestreitbar, daß dieser Orden in früherer Zeit und besonders in den romanischen Ländern politischen Einfluß zu gewinnen trachtete. Heute ist sein Wirken doch wohl vorwiegend auf kulturell-humanitärem Gebiet zu suchen. — Illuminaten und Rosenkreuzer gehören als politische Geheimverbände schon mehr als hundert Jahre der Geschichte an, doch ist sehr erfolgversprechend weiter nachzuspüren, welcher Zusammenhang und welche personelle Verbindung zwischen den Illuminaten und den revolutionären Logen Frankreichs zu Ende des 18. Jahrhunderts bestand, das gleiche wäre bezüglich der ideologischen Einflußsphäre des Ordens der Illuminaten auf Tugendbund und Burschenschaften und sogar auf die Vorväter und Väter der heutigen Sozialdemokratie der Fall. In diesem Zusammenhang hätte sich wohl auch bei Tugendbund und Burschenschaften noch manches sagen lassen. Ihre Ausläufer führen entschieden über die „Schwarzen"-Verbindungen zu Büchners „Gesellschaft der Menschenrechte", zum „Jungen Europa" und seinem Zweige, dem „Jungen Deutschland" in der Schweiz, auf der anderen Seite zum Pariser „Bunde der Geächteten" und zum „Bunde der Gerechten", dem Vorläufer des „Bundes der Kommunisten". Von allen diesen politischen „Geheimverbänden" ersten Ranges ist in unserem Werk kaum die Rede. Nur auf die französischen Parallelorganisationen sind einige Blicke geworfen. Bei dem an sich interessanten Kapitel „Bundschuh" und „Armer Konrad" hätte ein Ausblick auf das agrar-kommunistische, streitbare Wiedertäufertum gewiß nicht geschadet. Die Geheimbünde der deutschen Kommunisten der 40er Jahre und die der deutschen Sozialisten zur Zeit des Sozialistengesetzes sind gleichfalls nicht behandelt. Sehr interessant ist das Bild, das der Verfasser von den deutschen „Selbstschutzverbänden" gibt, die sich nach dem November 1918 entwickelten. Manche darin genannten Verbände sind aber keineswegs „Geheimverbände". Wer in geschlossenen Trupps durch München marschiert und „Hakenkreuz am Stahlhelm" singt, ist ebensowenig Geheimbund als der Verband, der mit wehender Sowjetfahne unter dumpfem Trommelgerassel die Straßen Berlins durchzieht. Am besten und aktuellsten ist aus diesem ganzen Umkreis entschieden das Kapitel „Nationalsozialisten". Eine Reihe außerdeutscher Verbände sind dann im letzten Teil des Werkes behandelt, sie hätten sich gewiß noch um eine ganze Anzahl von Namen vermehren lassen. Ziemlich breit sind die russischen Geheimverbände behandelt und doch geht aus Inhalt und Literaturangaben hervor, daß Schweyer mit der Materie nicht allzu vertraut ist. Wären ihm die Bände Kulczyckis oder die „Bibliothek Kuklin" unter die Hände gekommen, so wäre gewiß etwas anderes bei der Darstellung herausgekommen. Das gleiche gilt für den Abschnitt „Anarchismus". Zoccolis Standardwork und die schon seit einigen Jahren neue Bearbeitung dieses Kapitels im „Handwörterbuch der Staatswissenschaften", 4. Aufl., I. Bd., durch Professor Diehl scheinen dem Verfasser unbekannt geblieben zu sein, von den Kapiteln „Die Internationale" und „Die Bolschewisten" ganz zu schweigen. Das sind Spezialgebiete, die sich nicht ohne gute Quellenstudien behandeln lassen. Bei beiden Abschnitten genügen darum auch die Literaturangaben nicht, die sonst ausreichen. Ein näheres Eingehen auf dieses Kapitel erübrigt sich schon deshalb, weil die „Internationale" und „die Bolschewisten" keine Geheimverbände sind. Alle diese Schönheitsfehler wird das Werk sicher bei späteren Auflagen ablegen, die ihm sein Titel, der Name des Verfassers (des früheren bayerischen Innenministers) und der Name des Verlags sichern.

Berlin. Ernst Drahn.

Bücher über Polen

Die Frage des polnischen Korridors, die wichtigste Frage innerhalb der deutsch-polnischen Beziehungen, hat soeben die längst notwendige sachliche Behandlung nach der ethnographischen, geschichtlichen und wirtschaftlichen Seite erfahren. Die Schrift von Dr. Johann Fürst, Der Widersinn des polnischen Korridors (Verlag Deutsche Rundschau, Berlin 1926) setzt sich eingehend mit der polnischen Propagandaliteratur auseinander, die der Grenzregelung im Osten nachträglich eine gerechte und moralische Grundlage zu geben sucht, und stellt ihr zum erstenmal auf Grund des gesamten Materials ein der Wirklichkeit entsprechendes Bild gegenüber. Der Verfasser hebt hervor, daß Wilson noch im November 1918 an keine Landabtretungen in Westpreußen dachte, sondern den polnischen Zugang zur

See durch eine Weichselakte, besondere Bahnlinien und einen Freihafen in Danzig genügend gesichert glaubte. Es scheint, daß wir der Zähigkeit Roman Dmowskis, der es damals gelungen ist Wilson umzustimmen, mit demselben Mangel an nationalem Selbsterhaltungstrieb begegnet sind, der auch jetzt der beste Bundesgenosse für die unverminderten Ansprüche des polnischen Imperialismus ist. Einer der Leitsätze der polnischen Politik von heute steht in der Denkschrift desselben Roman Dmowski vom 8. Oktober 1918: „Für Polen ist der Korridor wertlos, wenn es nicht auch Ostpreußen dazu erhält."

In die Entwicklung der uns entrissenen Gebiete führen die Lebenserinnerungen des langjährigen Archivrats in Posen, Adolf Warschauer ein, die unter dem Titel „Deutsche Kulturarbeit in der Ostmark" bei Reimar Hobbing, Berlin, erschienen sind. Im Verlauf einer dreißigjährigen Tätigkeit am Staatsarchiv in Posen (1882 bis 1912) hat der Verfasser das öffentliche und das gesellschaftliche Leben der Provinz so nachhaltig beeinflußt, daß er als einer der Hauptträger preußischer Kulturpolitik in Posen gelten kann. In den Jahren 1915 bis 1918 war er vom Generalgouvernement in Warschau mit dem Studium und der Bearbeitung der dortigen Archive betraut. Die Ereignisse vom November 1918 haben seinem Wirken ein Ziel gesetzt. Die scharfe Zeichnung von Vorgängen und Persönlichkeiten macht das Werk zu einem wesentlichen Beitrag zur Geschichte deutscher Ostpolitik.

Der wissenschaftlichen Erforschung des Ostdeutschtums dient eine Schriftenreihe „Deutsche Gaue in Polen" (Verlag Das junge Volk, Plauen i. V.), deren erstes Heft eine lesenswerte historisch-ethnographische Studie über „Die deutsche Sprachinsel Bielitz-Biala" bringt. Für den geistigen Aufbau des Deutschtums in Polen sind besonders wichtig die im Verlag der historischen Gesellschaft in Posen herauskommenden Monatshefte „Deutsche Blätter in Polen, die teilweise in Sonderheften in sich abgeschlossene Themen behandeln. Eine umfassende Studie über „Das polnische Parteiwesen und seine Presse" gibt im gleichen Verlag der Mitarbeiter an vorliegendem Heft, Schriftleiter Robert Styra. Das Werk bringt Auszüge aus den Parteiprogrammen von über 100 Parteien und eine knappe kritische Darlegung der tatsächlichen Parteipolitik: Ein bedeutsames Teilbild aus dem polnischen Chaos von heute, das weder eine wirtschaftliche noch eine politische Gesundung erwarten läßt. A. H.

Die Friedrichsruher Ausgabe der Bismarck-Werke

Von der großen Ausgabe der Gesammelten Werke Bismarcks, die bei Otto Stollberg, Verlag für Politik und Wirtschaft, Berlin, erscheint, liegt der 8. Band vor. Er bringt die Gespräche bis zur Entlassung Bismarcks und enthält zahlreiches bisher unbekanntes Material, besonders die Gespräche mit Freifrau von Spitzenberg und dem Hamburger Arzt Cohen. Dagegen mußte der Herausgeber, Professor Willy Andreas, auf die Aufnahme der Unterredungen mit Bismarcks Rechtsanwalt und Berater Justizrat Philipp Verzicht leisten, deren Erstveröffentlichung wir in diesem Heft beginnen können und die u. a. die früheste auf Bismarck unmittelbar zurückgehende Darstellung der Entlassung enthalten. Von der Friedrichsruher Ausgabe liegen nunmehr im ganzen 5 Bände vor, 1 bis 3 Politische Schriften, 7 bis 8 Gespräche I und II.

Politische Neuerscheinungen

Der Weg der Reparation. Von Versailles über den Dawesplan zum Ziel. (Verlag der Frankfurter Sozietätsdruckerei, Frankfurt a. M.). Der ehemalige Staatssekretär Carl Bergmann, ein Hauptbeteiligter an allen Verhandlungen, gibt hier ein Bild seines Erlebens. Viele werden anderer Ansicht sein über den Leidensweg der Reparationen als der Autor, dem der Dawesplan der „sichere Hort" ist. Dem Kundigen bleibt es immerhin ein lehrreiches Buch.

Eine Englische Geschichte, „hauptsächlich in neuester Zeit", legt im Verlag Nauck & Jüngling, Berlin, Ludwig Rieß, der Berliner Historiker, vor (M. 9). In einem handlichen Bande der Niederschlag seiner Studien und seiner Reisen im britischen Weltreich während 41 Jahren, gefördert durch den weiteren Blick heutigen Weltgeschehens. Gerade uns Miterlebenden ist dieser gesammelte Rückblick auf die letzten fünfzehn Jahre Notwendigkeit, „denn nichts ist unbekannter als die Geschichte von ehegestern". Die ältere Geschichte ist scharf und knapp umrissen; auch im übrigen gibt die meisterhaft klare Darstellung das Wesentliche der politischen, sozialen, wirtschaftlichen und intellektuellen Entwicklung in möglichster Kürze. F. H.

Tagebuch

Von deutscher Geschichte und Bismarcks Schlaf

Josef Ruederer erzählte mir einmal die folgende kleine Geschichte von Bismarck, die er aus Professor Schweningers Mund gehört hatte. Ich erzähle aus dem Gedächtnis, getraue mich aber für den wesentlichen Charakter des Erlebnisses, so wie ich es von Josef Ruederer übernommen habe, einzustehen.

Seit dem Jahre 1881 lag die ärztliche Behandlung Bismarcks in den Händen Schweningers. Wenn Bismarck in Berlin war, pflegte Schweninger um ½10 Uhr abends dem Fürsten den Arm zu bieten und ihn aus der Familie und Gesellschaft in sein Schlafzimmer zu geleiten. Wann die Begebenheit, von der ich berichten will, sich zutrug, weiß ich nicht. Es wird wohl die Zeit anzunehmen sein, als Bismarcks Gesundheit sich unter Schweningers tatkräftigem Einfluß wieder zu festigen begann. Eines Abends hat Schweninger den Fürsten wiederum losgeeist. Der Fürst liegt zu Bett und reckt seinen mächtigen Körper aus. Bismarck: „Ich kann nicht schlafen. Erzählen Sie etwas!" Schweninger sitzt am Lager des Fürsten und sagt: „Was soll ich erzählen, Durchlaucht? Ich wäre dankbar, wenn Sie selbst etwas erzählten," und dabei faßte er eine Hand Bismarcks; er mochte die Hoffnung hegen, daß ihm eine suggestive Wirkung gelingen könne und Bismarck langsam müde werden und einschlafen werde. Bismarck schwieg eine Zeitlang, dann begann er, die Augen auf die Zimmerdecke gerichtet: „Die Schweinerei fing an mit der Schlacht am Weißen Berge . . ." Und nun entwarf er, wie in einem großen Monolog, ein Bild der Geschichte des deutschen Volkes und Reiches bis in seine Tage. Diese Rhapsodie Bismarcks über deutsche Geschichte erfuhr später ein jetzt verstorbener berühmter Lehrer der Geschichte an der Hochschule in München und sagte darüber, noch nie habe ihn eine geschichtliche Betrachtung so gepackt und erschüttert.

Über der Vision deutschen Schicksals war Bismarck eingeschlummert. — — Schweninger erwacht. Er selbst war eingeschlafen und im Schlaf auf den Bettrand gesunken; immer noch hält er die Rechte Bismarcks. Jetzt will er vorsichtig seine Hand zurückziehen. Aber Bismarck fährt hoch: „Was ist los?" Schweninger: „Das Beste von der Welt. Durchlaucht haben geschlafen." Bismarck: „Sie Heimtücker haben mir ein Schlafmittel beigebracht!" Schweninger: „Nein, Durchlaucht." Bismarck: „Und ich habe geschlafen?" Schweninger erhebt sich, schlägt die Gardinen zurück und läßt den vollen Sonnenschein des Spätmorgens ins Gemach. Bismarck hat in der Tat tief, lang und erquickend geschlafen. Und ehe sich's Schweninger versieht, springt Bismarck aus dem Bett und an die Tür. Durch den Türspalt ruft er nach Johanna. Sie eilt herbei und Bismarck frohlockt: „Ich habe geschlafen, ich habe geschlafen, ich habe seit 70 zum erstenmal geschlafen." Und glücklich, wie nur jemand sein kann, der einen verlorenen Freund wieder hat, läßt sich der Mann, den der Schlaf der Nächte im Kampf um seine Nation wie ein Feind gemieden hatte, ankleiden und begibt sich an sein Tagewerk.

München Dr. Tim Klein.

Deutscher Adelstag

Im Juni tagte, wie alljährlich, die Deutsche Adelsgenossenschaft, diesmal in Heiligendamm. Obwohl die Genossenschaft bereits seit dem Jahre 1874 besteht, ist sie doch erst seit der Revolution zu ihrer jetzigen Bedeutung gelangt. Ganz instinktiv hat sich der Adel fester zusammengeschlossen in der Überzeugung, daß heute mehr denn je die aufbauenden Elemente des Volkes Keimzellen bilden müssen, die eine allmähliche Gesundung des deutschen Volkslebens vorbereiten. Von dieser Überzeugung getragen stellt die D. A. G. von Jahr zu Jahr in steigendem Maße ihre auf kulturellem und allgemein staatspolitischem (also nicht parteipolitischem) Gebiete liegenden Arbeiten in den Vordergrund ihrer Tätigkeit. Dies hat auch die verflossene Tagung deutlich gezeigt.

In der Sitzung des Adelskapitels kam klar zum Ausdruck, daß man der Beschäftigung mit den geistigen Problemen der Gegenwart, von einer höheren Warte aus, entscheidende Bedeutung beilegt; es wurde ausdrücklich gewünscht, daß dies in freiem Geiste, ohne Vorurteile und ohne Kleben an veralteten Anschauungen zu erfolgen habe. Die einzige Richtschnur für die D. A.G. seien christlicher Glaube, deutsches Denken, deutscher Charakter: die alten ritterlichen Waffen. Selbstverständlich dürfe das

moderne Streben nicht zu einer Verleugnung der Vergangenheit führen.

Die folgende Tagung der Gesamtgenossenschaft zeigte dasselbe Bild. Hier waren es zwei Universitätsprofessoren, die aktuelle Probleme, die Agrar- und Rassenfrage, behandelten. Professor Dr. von Dietze-Rostock sprach speziell von der mecklenburgischen Agrarverfassung, stellte jedoch seine Ausführungen in einen größeren Zusammenhang, indem er gleich anfangs auf die entsetzlichen Verheerungen hinwies, die von Agrarrevolutionen, d. h. von den Folgen ungünstiger Agrarverfassungen, ausgehen können. Es folgten Vorschläge für die Weiterführung der Agrarpolitik. Sie gipfelten in der wichtigsten Aufgabe, die darin bestehe, die Folgen der geschichtlichen Entwicklung durch erfolgreiche innere Kolonisation zu korrigieren. Unsere nationale Zukunft im deutschen Osten sei nicht gesichert, solange unsere östlichen Landesteile dünner besiedelt seien als das angrenzende Polen. Auch im Kampfe gegen die Gefahr einer bolschewistischen Weltrevolution bilde ein sesshafter, besitzender Bauernstand den festesten Hort.

Darauf ergriff Prof. Dr. Kern-Bonn das Wort. Er behandelte die Rassenfrage. An Hand von Lichtbildern zeigte er, wie in sämtlichen Erdteilen schlanke Bewegungsrassen und gedrungene Pflanzerrassen vor Jahrtausenden u. z. T. noch heute nebeneinander hergehen. Es ist ein Weltgegensatz! Auf der einen Seite die altsesshaften Pflanzerrassen, deren Kultur engräumig, abergläubisch, demokratisch und mutterrechtlich sei, auf der anderen die beweglichen Wanderrassen, aus denen Krieger- und Adelsschichten herauswachsen, weiträumig, mit reinerem Glauben, aristokratisch, vaterrechtlich usw. Überall sind die Staaten und Völker zu Beginn der eigentlichen Geschichte gegründet worden von Hirten-Kriegervölkern unter ihrem erobernden Adel. Seit dieser Zeit hat bis heute das adlige Menschenideal zähe an den körperlichen und seelischen Eigenschaften der schlanken, langschädligen Bewegungsrassen festgehalten. Die nordische Bewegung ist nichts anderes, als das zeitgenössische Bekenntnis zu jenem alten Werturteil über die Rassen, das seit den alten Griechen und der Edda bis zur Gegenwart allgemein verbreitet ist. Die nordische Bewegung aber kann nur dann Gutes stiften, wenn sie in sittlicher Vertiefung auf das Wesen der Sache bezw. des Menschen gehe, ohne am Äußerlichen zu kleben. Soweit die nordische Bewegung in diesen Bahnen läuft, ist sie als idealistische Krönung zu begrüßen. Sie bekämpft die demokratische Gleichmacherei und das verderbliche Zweikindersystem. Recht verstanden ist sie durchaus vereinbar mit der Pflege von Christentum und Deutschtum.

Beide Vorträge, von denen wir mit Rücksicht auf den Raum nur die Leitgedanken wiedergeben konnten, boten eine Fülle von Anregungen und werden manche Leser zum Studium der wichtigen Probleme anspornen.

Berlin Dr. von Stegmann.

Kulturarbeit während des Krieges

Zur Zeit, als der eherne Ring der Feinde unser Land von der Außenwelt fast vollkommen abschloß, ist es deutscher Energie doch gelungen, eine Kulturarbeit durchzuführen, deren sich sicher keiner unserer Gegner rühmen kann. Wir haben die Gelegenheit, daß sich Vertreter der halben Welt in unsern Gefangenenlagern befanden, dazu ausgenutzt, um sie über ihre Sprachen, ihre Musik, ihr Volkstum auszuhorchen und das, was sie uns zu erzählen wußten, in dauerhafter Form, mit dem Grammophon aufgenommen, niederzulegen. So entstand ein Lautplattenarchiv, das heute in der Obhut der Preußischen Staatsbibliothek in Berlin sich befindet, und das sein Dasein nicht zum wenigsten der Energie seines jetzigen Leiters Wilhelm Doegen verdankt.

Die ganze Arbeit wurde in den Gefangenenlagern gemacht. Das Preußische Kultusministerium bewilligte die Mittel dazu; eine Anzahl deutscher Gelehrter stellten ihr Wissen und Können in den Dienst der Sache. Als eines der Resultate gibt Doegen unter Mitwirkung Alois Brandls, des Anglisten, und der übrigen daran beteiligten Wissenschaftler einen Band heraus, der den Titel trägt „Unter fremden Völkern. Eine neue Völkerkunde", und den O. Stollberg (Berlin) verlegt und nobel, auch mit sehr guten, in den Lagern aufgenommenen Bildern ausgestattet hat. Den Inhalt des Werkes bilden Aufsätze über die Fremdvölker, die Objekt der erwähnten Studien waren; jeder der an den Arbeiten der Kommission beteiligten Herrn hat seinen Beitrag dazu geleistet, auch von einigen andern Verfassern wurden Beiträge aufgenommen. So ist ein Buch entstanden, das sich durch seinen sehr reichen, mannigfaltigen Inhalt eigentlich von selbst empfiehlt, und dem man unbedingt einen größeren Erfolg wünschen muß, als ihn unsere, aller mit dem Krieg in Verbindung stehenden Dinge nur allzumüde Zeit erwarten läßt. Adolf Dirr.

Ein Brief aus d. V. St. an d. Großdeutsche Arbeitsgemeinschaft der Süddeutschen Monatshefte

New-York, den .... 1926.

Sehr geehrter Herr Pfarrer!

Ihr Aufruf in den Süddeutschen Monatsheften entspricht dem, was ich unter den heutigen Verhältnissen als die einzige Möglichkeit empfinde, Einfluß zu nehmen auf Geistesverfassung, Handeln und Geschick unserer heimischen und ausländischen Gemeinschaft. Organisationsfragen irgendwelcher Art, Satzungen, Dogmen, zu denen unser systematischer deutscher Geist eine ängstliche Verbundenheit fühlt, können uns nicht im geringsten helfen. Der geschulte wissenschaftliche Verstand des Durchschnittsdeutschen lehnt auch im verstärkten Mißtrauen der heutigen Zeit jede Erziehungsmethode ab, die u. U. als Verdummungsprinzip ausgelegt werden könnte. So bleibt nichts anderes übrig, als dem Deutschen einen intensiven Anschauungsunterricht zu erteilen, durch den er auf Grund eigener Überzeugung zu den großen Notwendigkeiten geführt wird. Wie wahr ist die Bemerkung, die ich im Heft »Die Ehre im Leben der Völker« finde: Im Innern erwartet sich der Deutsche die Verbesserung seiner Lage durch Kämpfe, nach außen durch Verständigung.

Bis Kriegsende Seeoffizier, habe ich mich danach ziemlich eingehend mit Auswanderungsfragen und Auslandssiedelung befaßt und bin immer mehr zu der Überzeugung gekommen, daß es für eine Besserung unserer Zustände viel wichtiger ist, unserer Nation einen besseren Weltblick, ein besseres Gefühl für die Außenvorgänge zu geben, die uns in der Gesamtheit beeinflussen, als mit unendlich viel Kraftaufwand im Innern komplizierte Einzelzustände zu entwirren und zu verbessern auf Grund von starren und programmatischen Überzeugungen. Nichts ist so entmutigend im Ausland wie die Gespaltenheit, oft Interesselosigkeit, Gedankenblässe und Entschlußlosigkeit unserer Landsleute in nationalen Dingen.

Das Grundübel liegt m. E. in der unsicheren Einstellung von uns Deutschen uns selbst gegenüber. Daher die vollkommene Einflußlosigkeit unserer großen Diaspora. Es ist sehr interessant, den Gründen unserer mimosenhaften Schüchternheit nachzugehen, die wir entfalten, wenn im Auslande die Frage auf unsere Nationalität kommt. Unser Auftreten ist so, als hätten die anderen uns, nicht wir ihnen etwas vorzuwerfen. Und im Ernst glaubt es doch kein Mensch bei uns mehr, daß wir die Kriegsschuldigen sind. M. E. ist die Geschmeidigkeit bedenklich, mit der der Deutsche sich daran gewöhnt hat, mitleidig geduldet unter den anderen Nationen zu wohnen. Und merkwürdigerweise scheint auch die Erfahrung, die doch der kritisch veranlagte Deutsche machen muß, wenn er im Ausland die Beine unter denselben Tisch mit den anderen strecken muß, vollkommen für die Katz zu sein. Die Streitfertigkeit, Hemdsärmeligkeit, die bei uns zuhaus an der Tagesordnung ist, fällt hier draußen vollkommen ab. Nicht an unangenehme Dinge rühren, kein Aufsehen erregen, es könnte dem Geschäft schaden! Es ist also nicht allein Auslandserfahrung und Schulung für uns nötig, sondern gleichzeitig Rückenstärkung durch Einflußnahme der Heimat und moralische Erziehung durch Beispiel und gemeinsame Ziele. Dies ist nur zu erreichen durch Einführen dieser Dinge in den täglichen Interessenkreis, also durch Gedankenaustausch.

Ich glaube nicht, daß ich je wieder einen stärkeren Eindruck auf diesem Gebiet bekommen werde, als im letzten Herbst in Salvador, wo wir auf einem Propagandaflug von Columbien nach Florida Gäste der Regierung von Salvador waren. Diese kleine Republik, als einzige im Kriege neutral geblieben trotz stärkster Einwirkung, heute wie je stolz auf die preußische Schulung ihres Heeres, bereitete uns einen Empfang, der mich erschütterte. Bei einem Bankett, bei dem als einziger Tafelschmuck eine ungeheure große schwarz-weiß-rote Flagge, von einer Fülle von roten Rosen umrahmt und bedeckt, wirkte, bemühte sich jeder Anwesende, vom Kriegsminister bis zum jüngsten Offizier, uns seine Verehrung und wohl begründete Auffassung für das Preußentum unserer großen Zeit zu beweisen, und ihr Wissen und Verständnis zeugten für ihre Aufrichtigkeit. Diese Einheitlichkeit für unsere große nationale Sache hier draußen, bei Zentralamerikanern, — und als Gegensatz dazu das häufig beschämende Auftreten unserer eigenen Landsleute, das hat mich an diesem Abend vollkommen fassungslos gemacht. Dieser Glaube an uns, unsere Tüchtigkeit, unsere Bedeutung für die Kulturwelt — wie rechtfertigen wir das ohne bescheidene Würde?

Ich will nicht in Einzelheiten gehen. Der Wunsch zu helfen, verleitet immer zu Ausführlichkeit. Nehmen Sie meine Bereitwilligkeit zur Mitarbeit, wie sie auch sei. Niemand ist zu bedeutungslos, um mitzuarbeiten. Mein Wohnsitz wird voraussichtlich in der

nächsten Zeit noch häufig zwischen hier und Zentralamerika wechseln, was aber kein Schade sein dürfte. Meine aufrichtigen Wünsche für Ihre und unsere Arbeit! . . . . .

Charlotte von Hagn

eine der größten deutschen Schauspielerinnen, die von München ausgegangen sind, ist am 22. August 1826 als erst siebzehnjähriger Sproß eines alten Adelsgeschlechtes zum erstenmal im Münchner Hoftheater in einem längst vergessenen Stück Kotzebues, dem polnisch-sibirischen Drama „Benjowsky", aufgetreten. Fast genau zu diesem Datum nach hundert Jahren ist jetzt eine groß angelegte Biographie der Künstlerin erschienen: Charlotte von Hagn, Familiengeschichte und Jugendzeit, von Bernhard Hoeft, mit 27 Abbildungen und 2 Faksimiles (Berlin 1926, verlegt bei E. S. Mittler & Sohn. 148 S. 6 M.), die wohl über die Theaterkreise hinaus großes Interesse finden wird. Der Verfasser hat es sich nicht leicht gemacht. Er hat die Spuren der Hagnschen Familie bis in ihre weit zurückliegenden Anfänge verfolgt und führt uns die Vorfahren Charlottens mit greifbarer Lebendigkeit in all ihren verschiedenen Wohnstätten vor: die Familie Hagn in Geisenfeld, Franz Xaver Hagn in Landshut, Vater und Sohn Hagn in München, den Kurfürstlichen Wirklichen Hofkammerrat Franz de Paula von Hagn, Violanda von Hagn, geborene von Schmädel, Karl von Hagn und endlich Charlotte selbst in ihrer frühesten Kindheit in München und Rottenbuch, im „Thal" zu München und auf dem Wege zur Bühne. Hier, gewissermaßen also im interessantesten Augenblick, bricht das Buch ab, das sich nicht auf dem Titelblatt, aber durch diesen frühen Endpunkt als der erste Band einer Lebensgeschichte zu erkennen gibt, deren zweiter und Schlußband erst das eigentliche künstlerische Wirken Charlotte von Hagns, dann auch Quellenverzeichnis, Namen- und Sachregister enthalten soll. Der Verfasser spricht sich in seinem knappen Vorwort über Absicht, Plan und Anlage seines Werkes nicht aus. Er überläßt es ihm durch sich selbst zu wirken. Gegenüber so manchen irrigen Angaben und Meinungen, u. a. auch in Eisenbergs Großem Bühnenlexikon, werden wir nun in absehbarer Zeit eine authentische Biographie dieser liebenswürdigen „Königin des Lustspiels" erhalten.

München. Alfred von Mensi-Klarbach.

Ein Preisausschreiben

Der Verlag S. Fischer, Berlin, veröffentlicht aus Anlaß seines 40 jährigen Bestehens ein Preisausschreiben, dessen erste Bedingung lautet:

„I. Dem inneren Zweck des Preisausschreibens wird nur durch Darstellungen entsprochen, die auf tatsächlichen, nicht auf erdachten Erlebnissen und Erfahrungen beruhen. Demgemäß sind von der Bewerbung solche Darstellungen ausgeschlossen, die offenbar den Eindruck erfundener oder erdichteter Erlebnisse machen. Ausgeschlossen bleiben ferner soldatische Erlebnisse aus dem Weltkriege. Bei völliger Freiheit der Gestaltung müssen die einzuliefernden Arbeiten in Prosa verfaßt sein."

Man lege sich die Frage vor, ob in irgendeinem anderen Land der Erde der von uns gesperrt gedruckte Satz gedacht, geschrieben, gedruckt werden könnte, und man wird zu betrüblichen Schlußfolgerungen gelangen.

„Deutsche Landsknechte"

In unserem Septemberheft „Die französische Fremdenlegion" haben wir einen Auszug aus dem Journal de l'Est vom 30. Aug. 1925 gebracht, in dem von der Anwerbung eines angeblichen Grafen Arnim für die Fremdenlegion die Rede ist. Unser Mitarbeiter hat durch die Bezeichnung „angeblich" bereits der naheliegenden und durch den nachfolgenden Brief nunmehr bestätigten Vermutung Ausdruck gegeben, daß die Sache nicht stimmt:

„In Ihrem Septemberheft wird in einem Aufsatz, überschrieben ‚Deutsche Landsknechte', eine Geschichte von einem Grafen Arnim erzählt, der sich für die Fremdenlegion habe anwerben lassen. Ich erlaube mir, Ihnen mitzuteilen, daß ein Graf Arnim hier nicht in Frage kommen kann; es muß also eine Fälschung des Namens vorliegen, da kein Graf Arnim in die Fremdenlegion eingetreten ist. Die Zahl der Grafen Arnim ist sehr gering; sämtliche Herren sind mir bekannt und sind alle, ohne Ausnahme hier in Deutschland. Ich darf vielleicht um eine Richtigstellung bitten.

Hochachtungsvoll ergebenst
Graf Arnim-Boitzenburg."

Gedanke

Jeder nicht ganz dumme Mensch kann etwas lernen. Aber über sich selbst lernen nur die Allergescheutesten.

*

Der deutsche Erzähler

Die Erinnerungen von Bismarcks Anwalt

Aus dem Nachlaß des Justizrats Ferdinand Philipp erstmals veröffentlicht

Die hier erstmals veröffentlichten Bismarckerinnerungen sind der Abdruck von Aufzeichnungen des im Jahre 1917 in hohem Alter in Altona verstorbenen Justizrats Ferdinand Philipp (geb. 31. Mai 1834 in Glückstadt), der von 1878 ab durch achtzehn Jahre hindurch häufig als juristischer Berater und Rechtsbeistand des Fürsten in Friedrichsruh geweilt hat. Seine Erben glauben mit der Bekanntgabe nicht länger warten zu dürfen, nachdem die Vorgänge aus der Zeit nach der Entlassung durch die im Lauf des letzten Jahrzehnts erfolgten Veröffentlichungen ihren aktuellen Charakter verloren haben. Sie erblicken den Wert der Aufzeichnungen und ihre historische Bedeutung in ihrer Unmittelbarkeit und in der sachlichen Treue, welche den Verfasser auszeichnete und ihm die Feder geführt hat.

Kiel J. A. Oberlandesgerichtsrat Dr. Max Philipp

Im Sommer 1878 erhielt ich in überraschender Weise ein Schreiben aus Friedrichsruh von Christoph Tiedemann[1]) mit der Nachricht, daß Fürst Bismarck mich kennenzulernen wünsche und mich bitten lasse, ihn am nächsten Tage zum Mittagessen zu besuchen. Tiedemann war mir aus meiner Pinneberger Zeit bekannt und befreundet. Er war damals nach Pinneberg gekommen, um sich zum Staatsexamen vorzubereiten; ich versuchte, in einem Pandektenrepetitorium ihn in der Kenntnis des römischen Rechtes zu fördern, ohne mich eines besonderen Erfolges rühmen zu können. Meine Erinnerung an jene Zeit ist die, daß seine Neigung zur Jurisprudenz nur recht gering war, daß seine zweifellos vorhandene Begabung nach anderer Richtung sich bewegte und daß es ihm nicht gelang, sein Interesse auf das Fachstudium in ausreichender Weise zu konzentrieren. — Als er sich während seines Pinneberger Aufenthalts mit der nächsten Freundin meiner Schwester in Glückstadt verlobte, wohin seine Teilnahme an den Übungen des dortigen Gesangvereins ihn regelmäßig führte, ward ich dringend an die Aufgabe erinnert, möglichst schnell die schweren Lücken auszufüllen, welche das Universitätsstudium des jungen Freundes gelassen hatte, und habe ich wohl ehrlich versucht, ihn zu mehr konzentrierter Arbeit zu bewegen. Mein Erfolg war indessen nicht ausreichend und ich meine, selbst den Rat gegeben zu haben, die strengere Schule eines mir nahestehenden Kieler Kollegen aufzusuchen, dessen Repetitorien auf das Bedürfnis des Examens stärker zuge-

[1]) Christoph v. Tiedemann, wie der Verfasser Sohn des meerumschlungenen Schleswig-Holstein, geb. 24. September 1836 als Sohn des aus der Schleswig-Holsteiner-Bewegung bekannten Landesinspektors Tiedemann-Johannisberg. Seine Mutter stammte aus Pinneberg. Tiedemann, der 1862 zum Advokaten in Segeberg ernannt war, wurde inmitten der politischen Stürme des Jahres 1864 Landvogt der Landschaft Stapelholm, trat nach der Annektion der Herzogtümer in den preußischen Staatsdienst über. Von 1876 bis 1881 war er Chef der Reichskanzlei. Demnächst wurde er zum Regierungspräsidenten in Bromberg ernannt. Er starb am 20. Juli 1907. Seinen 1905 bei Hirzel-Leipzig erschienenen ersten Band der „Erinnerungen aus 7 Jahrzehnten" sollten nach dem Vorwort zwei weitere Bände folgen. Sein Sohn Adolf v. Tiedemann hat aus dem Nachlaß 1909 einen Folgeband: „Sechs Jahre Chef der Reichskanzlei unter dem Fürsten Bismarck" herausgegeben.

schnitten waren. Mit Interesse hatte ich in späteren Jahren Tiedemanns Laufbahn verfolgt. An der Volkspolitik in Schleswig-Holstein anfänglich beteiligt, gelangte er sehr bald in die Beamtenlaufbahn und war demnächst als Landrat in der Rheinprovinz und Landtagsabgeordneter mit dem Fürsten Bismarck bekannt geworden. Durch diesen war er im Jahre 1876 als Rat in das Staatsministerium berufen und fungierte seit Errichtung der Reichskanzlei im Jahre 1878 als Chef dieser Behörde, befand sich stets in der nächsten Umgebung des Fürsten und hatte, wie man wohl sagen konnte, die Stellung eines persönlichen Adjutanten, welcher besonderen Vertrauens des Fürsten sich erfreute.

Wenngleich das kurze Schreiben Tiedemanns mir keine Aufklärung bot, so lag doch der Gedanke nahe, daß der Fürst für seine lauenburgischen Rechtsangelegenheiten der Hilfe eines Rechtsanwaltes sich bedienen wollte, daß Tiedemann mich empfohlen hatte und vom Fürsten angewiesen war, mich in der besonders liebenswürdigen Form zum Besuch zu entbieten. Dieser Zusammenhang wurde mir von Tiedemann bestätigt, welcher mich am Bahnhof empfing und zum Fürsten geleitete, der in seinem Arbeitszimmer uns erwartete. — Es war mir schon damals bekannt, daß der Fürst es nicht liebte, seine Gäste im Gesellschaftsanzuge an seiner Tafel zu sehen, wenn nicht eine offizielle Veranlassung vorlag; die Beratung mit meiner Frau hatte aber doch dazu geführt, daß ich den Frack, wenngleich mit schwarzer Halsbinde zum Anzug wählte. Darauf haben sich die ersten Worte bezogen, die ich aus dem Munde des Fürsten gehört habe und die allerdings geeignet waren, die erklärliche Scheu bei der ersten Begegnung mit dem gewaltigen Mann auf ein ganz geringes Maß zu beschränken. Als wir in das Arbeitszimmer eintraten, saß der Fürst am Schreibtisch. Er erhob sich langsam, während Tiedemann mich vorstellte. Ich hatte den Eindruck, daß die gewaltige Gestalt immer noch weiter in die Höhe wuchs, bis sie zuletzt mich völlig überragte. Dann reichte er mir die Rechte über die ganze Breite des Schreibtisches, sah mich durchdringend, aber freundlich an und sagte wörtlich: „Wie haben Sie sich fein gemacht. So sind wir hier gar nicht."

Über den weiteren Verlauf dieses meines ersten Besuchs in Friedrichsruh kann ich mich noch erinnern, daß der Fürst mich in den Park führte und auf alle schönen Bäume aufmerksam machte, daß er mich selbst zur Fürstin brachte und daß das Fürstenpaar während der Mahlzeit in der ungezwungensten und liebenswürdigsten Weise die Unterhaltung leitete. Es wurde erzählt, der Ausbau des Wohnhauses sei erst kürzlich fertig geworden; bis dahin habe man sich mit kurzen Besuchen in den Räumen der Oberförsterei behelfen müssen. Nach beendigter Mahlzeit sah ich zum ersten Male, daß dem Fürsten die lange Tabakspfeife gebracht wurde. Die gute Stimmung des Fürsten benutzte Tiedemann in meinem Interesse[1]), als von den Ereignissen der sechziger Jahre in Schleswig-Holstein gesprochen wurde, die Rede auf die Zusammenkunft des Fürsten mit dem Augustenburger Herrn in Berlin im Juni 1864 zu bringen. Der Fürst erzählte gern und eingehend die Episode, wie der Herzog sich damals nicht nur zurückhaltend, unter Berufung auf die demnächstige Landesvertretung und das Staatsgrundgesetz, sondern geradezu ablehnend verhalten habe. Als es sich um die Abtretung des Kieler Hafens handelte, habe der Herzog ausgerufen, das könne ja eine volle Quadratmeile werden, worauf ihm vom Fürsten erwidert worden, das sei richtig, der Herzog möge aber bedenken, daß er noch über keine einzige Quadratmeile zu verfügen habe.

Nach diesem ersten Besuch in Friedrichsruh bin ich bis in das Jahr 1896 hinein in vielfachen Rechtsangelegenheiten für den Fürsten beschäftigt gewesen. Während es sich in den ersten Jahren wiederholt um unklare gutsherrliche Verhältnisse in der Herrschaft Schwarzen-

[1]) Verfasser war in den Jahren 1857 bis 1864, während welcher er in dem an Hamburgs Peripherie gelegenen Städtchen Pinneberg Untergerichtsadvokat gewesen war, in den Mittelpunkt der politischen Schleswig-Holsteiner Bewegung getreten, hatte 1863 nach Hamburg flüchten müssen, als seine dänenfeindliche Tätigkeit dem dänischen Landdrosten verraten war, und hatte, als die Bundestruppen Holstein besetzt hatten, auf der zur Begrüßung des zum Herzog proklamierten Prinzen von Augustenburg zusammengetretenen Versammlung der Deputierten der holsteinischen Städte die Begrüßungsansprache gehalten.

beck handelte, welche zur gerichtlichen Entscheidung gebracht werden mußten, war meine Tätigkeit in späteren Jahren mehr konsultativer Art und erstreckte sich mit zunehmendem Vertrauen zu den von mir erforderten Ratschlägen auf solche Gebiete, welche über den Kreis der lokalen lauenburgischen Interessen des Fürsten hinausgingen. So oft der Fürst im Laufe der Jahre zu längerem Aufenthalt seinen Sachsenwald aufsuchte, war ich gefaßt darauf, nach Friedrichsruh beschieden zu werden. Fast regelmäßig boten schwebende Rechtsangelegenheiten, über die der Fürst sich unterrichten wollte, die Veranlassung. Aber auch, wenn dies nicht der Fall war, liebte der Fürst es, mich gelegentlich zu sich zu bescheiden. Jedesmal ward die liebenswürdige Form der Einladung zur Mahlzeit gewählt; jedesmal war ich der Gast der Familie und wurde mit der gleichen Freundlichkeit, wie ein alter Bekannter von allen Angehörigen aufgenommen. Wiederholt ist mir der Gedanke gekommen, ob es nicht angebracht sei, wenn der Fürst nach längerer Pause wieder in Friedrichsruh erschien, mich bei ihm zu melden, wozu der Oberförster, der den ständigen geschäftlichen Verkehr mit mir vermittelte, wohl die Anregung gab. Ich habe es aber meiner Stellung angemessen gefunden, dies zu unterlassen, und die Aufforderung des Fürsten abzuwarten. Mir ist es auch stets gegenwärtig geblieben, wie leicht es einmal kommen könne, daß der Fürst, mit meiner Tätigkeit irgendwie unzufrieden, sich von mir abwenden möge, zumal meine pflichtmäßigen Ratschläge nicht immer im Einklang mit der Auffassung des Fürsten waren, und ich mir nicht verhehlen konnte, daß auch der geringste Widerspruch bei seiner so bekannten Natur, wenn er in gereizter Stimmung sich befand, zu einem Bruche führen konnte.

In den ersten Jahren habe ich nicht daran gedacht, meine Erlebnisse bei den Besuchen in Friedrichsruh jedesmal aufzuzeichnen; ich habe das um so mehr zu bedauern, als gerade damals der Fürst auf der vollen Höhe seiner ruhmvollen Stellung besonders angeregt und mitteilsam gewesen sein wird. Seit dem Herbst 1880 habe ich aber nach fast jedem Besuch, und zwar innerhalb der nächsten 24 Stunden, alles, was mir der Aufbewahrung wert erschien, insbesondere die Aussprüche des Fürsten möglichst wortgetreu dem Papier anvertraut. Da dies oft recht eilig erfolgen mußte, wurde auf die Form der Aufzeichnungen kein besonderer Wert gelegt. Der darin enthaltene Nachteil wird aber aufgewogen durch die völlige Sicherheit und Korrektheit des Inhaltes. Auch jetzt bei der Sichtung der solchergestalt erwachsenen Tagebuchblätter halte ich es für richtig, von einer etwaigen Verbesserung der gemachten Aufzeichnungen nach der formellen Seite abzusehen und nur dasjenige aus den Mitteilungen des Fürsten auszuscheiden, was mir anfänglich der Aufbewahrung wert erschienen ist, im Laufe der Zeit aber als nur für den Augenblick bedeutsam und ohne besondere Vorbereitung kaum noch verständlich sich herausgestellt hat.

Von denjenigen Besuchen in Friedrichsruh, über die Aufzeichnungen fehlen, darf ich annehmen, daß sie sich wesentlich auf geschäftliche Unterhaltungen beschränkten oder aus anderen Gründen zu besonderen, der Aufbewahrung werten Beobachtungen weniger Gelegenheit boten. Von einem solchen Besuche ist mir doch eine bemerkenswerte Szene in der Erinnerung geblieben. Es war im Sommer 1883, als der Fürst, körperlich schwer leidend und recht deprimiert, noch nicht lange in Dr. Schweningers Behandlung sich befand. Im unteren Stock des Herrenhauses war der Anbau eines größeren Speisesaales im Werk und es ward infolgedessen das Mittagessen in einem Zimmer des oberen Stockwerkes eingenommen. Der Fürst hatte die Teilnahme an der Mahlzeit abgelehnt, so daß außer mir nur Dr. Schweninger mit der Fürstin sich an der Tafel befand. Gegen Ende der Mahlzeit erschien der Fürst noch und wurde auf einer Chaiselongue neben der Tafel gebettet. Als der Diener Sekt schenkte, bat der Fürst sich von Dr. Schweninger ein Glas aus. Dr. Schweninger schlug es ab und hielt das Verbot aufrecht, als der Fürst unwillig wurde. Unverkennbar kostete es dem Fürsten große Überwindung, dem ärztlichen Verbot zu gehorchen; er tat es, wie mir schien, nur zähneknirschend, indem er sich mit den Worten zu mir wandte: „So wird man hier behandelt." Dr. Schweninger sagte mir später, wie schwer es dem Fürsten würde, sich den notwendigen ärztlichen Anwei-

sungen zu fügen; nur mit äußerster Energie könne er es durchsetzen und der Fürst wisse, daß sein Koffer stets gepackt sei und er sofort die Behandlung aufgeben und abreisen würde, wenn der Fürst den Gehorsam verweigere.

Auch über den letzten Besuch, den ich im Januar 1895 dem Fürsten in Friedrichsruh machte, finde ich keine Aufzeichnung. Es war wenige Monate nach dem Ableben der Fürstin; der Fürst war in überaus gedrückter Stimmung, und ich kehrte mit dem Eindruck zurück, daß nunmehr das Element fehle, welches dem fürstlichen Hause stets den warmen herzlichen Ton gegeben hatte.

Ich bin dann nicht wieder zum Fürsten beschieden worden und im darauffolgenden Jahre bin ich auch in geschäftlicher Beziehung zuletzt in Anspruch genommen. Eine Aufklärung darüber, was die Veranlassung dazu gewesen sein mag, habe ich nicht erhalten. Es ist wohl möglich, daß der Fürst, als die Mißhelligkeiten mit seinem Oberförster Lange immer stärker wurden und bis zu dessen Dienstentlassung führten, nicht geneigt gewesen ist, mit mir darüber zu beratschlagen, weil der Oberförster als sein Generalbevollmächtigter während 18 Jahre den geschäftlichen Verkehr mit mir vermittelt hatte. So ist es gekommen, daß ich bei dem unerquicklichen Rechtsstreit, welchen der Fürst während seiner letzten Lebensjahre mit dem Oberförster über dessen Pensionsverhältnisse zu führen hatte, und welcher erst nach dem Tode des Fürsten beendigt wurde, in keiner Weise beteiligt worden bin.

Als der Aufbewahrung wert möchte ich anführen, daß der Fürst im Juli 1894 den Dr. Chrysander, welcher ihm damals die Dienste eines Privatsekretärs leistete, mit dem gedruckten Manuskript der nach seinem Tode herausgegebenen „Gedanken und Erinnerungen" zu mir schickte. Ich sollte nach Durchsicht des Manuskriptes meine Ansicht darüber mitteilen, ob der Fürst in der Lage sei, ohne Einwilligung des Kaisers es zu veröffentlichen, insbesondere mit Rücksicht auf die darin aufgenommenen Handschreiben der Vorfahren des Kaisers und anderer hoher Herren. Dr. Chrysander war autorisiert, das Manuskript einige Tage in meinen Händen zu lassen. Von dieser Erlaubnis konnte ich keinen Gebrauch machen, da ich bereits am nächsten Tage mit meiner von einer schweren Operation genesenden Frau mich zu einem Kuraufenthalt auf die Reise begeben mußte. Es blieb mir daher nur übrig, das umfangreiche Werk ganz kursorisch zu durchfliegen und dabei die darin aufgenommenen Handschreiben der früheren Souveräne sorgfältig zu berücksichtigen. Ich war um so weniger in der Lage, eine zustimmende Meinung in der vom Fürsten angegebenen Richtung aussprechen zu können, als mir keine Zweifel darüber blieben, daß die Veröffentlichung des Werkes durch den Fürsten selbst bei seinen Lebzeiten, wiewohl der Inhalt nur bis zum Tode des Kaisers Friedrich sich erstreckte, schon wegen der durch die offiziellen Versöhnungsakte nicht geschwächten, höchst unfreundlichen Stimmung zwischen dem Fürsten und dem Kaiser von letzterem ohne weiteres als ein feindseliger Akt werde betrachtet werden. Auch bei der sorgfältigsten Überlegung wäre es mir schwerlich möglich gewesen, ein begründetes Urteil darüber zu gewinnen, ob und welche Vorwürfe dem Fürsten aus einer ohne vorgängige Genehmigung des Souveräns erfolgenden Veröffentlichung von seither nicht bekannten Vorgängen aus der Zeit seiner Reichskanzlerschaft gemacht werden konnten. Dementsprechend ließ ich dem Fürsten sagen, ich würde nach der Rückkehr von meiner Reise mich zu eingehender Erörterung der einzelnen in Betracht kommenden Punkte nach sorgfältiger Prüfung zur Verfügung stellen. Ich habe dann nach der Mitteilung meiner Rückkehr keine weitere Aufforderung erhalten und auch bei meinem späteren Besuch in Friedrichsruh ist des Manuskripts nicht wieder Erwähnung geschehen.

Nach diesen einleitenden Bemerkungen lasse ich nunmehr meine Aufzeichnungen über die einzelnen Besuche beim Fürsten, in der Gestalt von Tagebuchblättern, in chronologischer Reihe geordnet, hier folgen.

1.

Am 25. November 1880 war ich beim Fürsten Bismarck zu Tisch eingeladen. Der Besuch war dieses Mal kürzer als sonst, aber dadurch für mich merkwürdig, daß ich zum erstenmal

die ganze Familie versammelt fand, und Gelegenheit hatte, einige hohe Persönlichkeiten zu sehen.

Bald nachdem ich die Fürstin in ihrem Zimmer begrüßt hatte, trat General Schweinitz, Botschafter in St. Petersburg, ein. Er war, wie er sagte, bei einer langen Ausfahrt mit dem Fürsten im offenen Wagen sehr kalt geworden und freute sich über die behagliche Wärme des Zimmers. Ersichtlich dem Fürstenhause nahe befreundet, schien er in der Unterhaltung mit der Fürstin geneigt, meine Anwesenheit zu ignorieren. Die Fürstin aber wandte sich wohl geflissentlich so oft an mich, daß ein Zurücktreten sofort wegfiel und ein Druck für mich nicht eintreten konnte. Allmählich sammelte sich die Familie; wie einen alten Bekannten begrüßten mich auch die Tochter und Graf Herbert, welche ich beide zum erstenmal sah. Übrigens fand ich den ganzen Abend nicht wieder Gelegenheit, mich mit letzterem zu unterhalten.

Sobald der Fürst selbst eingetreten war und mich begrüßt hatte, wies er die Fürstin dem Botschafter und mir die Tochter zu, die sofort meinen Arm nahm und bereits auf dem Weg ins Speisezimmer die Unterhaltung über Tiedemann, mit dem ich ja befreundet sei, und dessen Frau begann. Als die Plätze am Tisch eingenommen werden sollten, ging sie zur linken Seite: „Setzen Sie sich doch zu meinem Vater." Dann ging die Unterhaltung lebhaft weiter, bis der Fürst sagte: „Nun laß den Justizrat doch erst seine Suppe essen." Die Gräfin war überraschend geneigt zu besonderer Offenherzigkeit, beispielsweise über die Rantzausche Familie, den Landtagsmarschall Emil Rantzau, ihres Mannes Vetter, neben dem ich im Staatsexamen gesessen hatte. Sie kenne ihn nicht, aber er sei egoistisch und nicht zuverlässig, wobei sie sogleich exemplifizierte.

Der Ton im ganzen Familienkreis ist lebhaft und heiter, die Gäste werden in die Unterhaltung hineingezogen, ohne daß es merklich ist; man kommt vom Beginn an in die Stimmung, daß man dazu gehört. Der Fürst ißt reichlich, er unterhält sich gern über die Speisen. Ich erfahre, daß englische Austern vorgesetzt sind, daß die Trüffeln von einem Bekannten aus Schlesien geschickt worden; die Fürstin zeigt demnächst einen aus der Küche gebrachten silbernen Löffel, welcher ohne jeden schwarzen Ansatz von den Trüffeln geblieben ist, — dann erzählt die Fürstin, daß sie die Rebhühner am Abend vorher telegraphisch in Berlin bestellt habe, als der Botschafter von seiner Liebhaberei dafür gesprochen. Schon vorher hatte der Fürst sich an einem Leibgericht, Pökelfleisch mit dicken Erbsen, erfreut. Beim Bratengang erhält der Fürst einen Teller mit kaltem Braten und Geflügel; er fragt, ob er mir davon abgeben solle, für seine Person ziehe er das Kalte vor. An dem Wohlbehagen, mit dem er speist und sich über Speisen unterhält, bemerkt man, daß er auf die körperliche Pflege großen Wert legt. Das Trinken spielt ersichtlich keine große Rolle, obwohl der Apollinarisbrunnen dieses Mal nicht, wie sonst, auf dem Tisch steht, sondern Rotwein und etwas Sekt von ihm getrunken wird.

Über des Fürsten Befinden wird auf Anregung der Fürstin gelegentlich gesprochen; sie erzählt, daß Dr. Cohen gegen die Gesichtsschmerzen schließlich Arsenik angewandt habe. Ihr Mann habe in Kissingen gern noch acht Tage bleiben sollen; es habe ihm dort so gut getan. Er habe auch nichts dagegen gesagt, aber eines schönen Tages doch erklärt: „Morgen reisen wir." Das erzählt die Fürstin über den Tisch hinüber und wirft hinein: „Nicht wahr, Otto?"

Der Fürst fragt mich, wie es bei uns mit den Sozialdemokraten gehe? Ich erzählte ihm, daß nach den ersten Ausweisungen erst die vortreffliche Organisation mit neuen Führern entdeckt worden und daß unser Polizeichef hoffe, daß sie jetzt zu brechen sei. Wie es in Hamburg stehe? Seit einmal der kleine Belagerungszustand da ist, geht die Hamburger Polizei ehrlich mit vor! Aber so sehr der tatsächliche Erfolg den Hamburgern recht ist, so sind sie doch alle entrüstet über das Eingreifen der Polizei. Daß die Staatsgewalt überhaupt einmal eingreift, ist den Republikanern unangenehm. — „Sie können ja ihre Sozialdemokraten behalten."

Es kommt die Rede auf den Brief der zweiunddreißig Hamburger Zollanschlüßler[1]) und des Fürsten Antwort darauf. Der Fürst findet die Auffassung des „Hamburger Korrespondenten", daß seine Antwort eigentlich den Standpunkt der zweiunddreißig desavouiert habe, recht kindlich. „Ich habe ihnen ja nur gesagt, was ihnen angenehm war, was sie wünschten." Graf Herbert sagte, in der gerade eingetroffenen Zeitungsnummer sei ein gewaltiger Protest der Börse, worin das Verfahren der zweiunddreißig, die unter Umgehung der Hamburger Faktoren sich an den Fürsten gewandt hätten, für illoyal erklärt worden. Der Fürst bemerkt: „Ich bin doch die einzig richtige Behörde, da nun einmal das Zollwesen Reichssache ist. Aber der Partikularismus ist groß; es ist schlimm, im Senat der Republik keine Freunde zu haben; in solchem kleinen Staat wird doch alles von da aus geleitet und gemacht. Hamburg kann lange warten, wenn man glaubt, daß ich es vergewaltigen werde; aber das habe ich erklärt, daß ich alle loyalen Mittel, einen Druck auszuüben, anwenden werde. Ich müßte mich schämen, deutscher Reichskanzler zu sein, wenn ich es nicht für meine Aufgabe hielte, die Verfassung durchzuführen, derzufolge Deutschland ein Wirtschaftsgebiet sein soll. — Nicht wahr?", wandte der Fürst sich an General Schweinitz, welcher aufmerksam zugehört hatte und sehr ernst zustimmte. Ich bemerkte noch, daß der Brief der Zweiunddreißig doch hineingeschlagen habe; es komme mir so vor, wie im Jahre 1864 die sog. Neunzehneradresse des Barons von Scheel-Plessen. Selbst wir damals preußisch gesinnten liberalen Schleswig-Holsteiner hätten die Adresse für illoyal gehalten; sie sei doch der Anfang des Endes gewesen.[1])

Der Fürst besprach dann noch während der Mahlzeit mit mir einige Privatsachen, über welche er mich konsultieren wollte.

Nach aufgehobener Tafel war im Gesellschaftszimmer allgemeines Händedrücken. Die Familie war unter sich besonders zärtlich; die Tochter küßte den Vater und die Brüder; die Söhne küßten die Mutter. Es ward eine Spieluhr hereingetragen, und die Gräfin erschien mit ihrem kleinen Otto, welcher am nächsten Tage seinen einjährigen Geburtstag feiern sollte. Sie trug den Enkel zum Großvater, der ihn auf den Arm nahm und mit leuchtenden Augen nach dem Klang der Musik eine kurze Zeit herumtrug. Dann kam das Kind von einem Onkel zum andern. Ich bemerkte, er sei ja gewaltig groß, er schiene mir ebenso schwer, wie meine zweijährige Tochter. „Wollen Sie ihn nicht auch einmal tragen?" Und flugs hatte ich ihn auf dem Arm. „Also Sie haben eine kleine Tochter von zwei Jahren?" sagte die Fürstin, ohne indes die Unterhaltung nach dieser Richtung fortzusetzen. Auch die Gräfin hatte bei Tisch nicht weiter gefragt, als von mir gelegentlich der Unterhaltung darüber, daß in Hamburg Damen in die eigentlichen Erfrischungslokale nicht wohl geführt werden könnten, gesagt wurde, meine Frau sei es von Braunschweig, ihrer Heimat, anders gewöhnt gewesen.

Die Unterhaltung nach Tisch, während der Fürst die Pfeife rauchte, wurde mit dem Oberförster und mir zunächst über geschäftliche Angelegenheiten geführt. Die Damen saßen entfernt; es ist ersichtlich üblich, daß diese zwar im Zimmer sind, aber zurückgezogen bleiben.

---

[1]) Die Frage des Zollanschlusses der Hansestädte, vornehmlich Hamburgs, beschäftigte 1880 und 1881 die politische Welt in Deutschland auf das lebhafteste. Da Hamburg und Bremen außerhalb des deutschen Zollgebiets verharrten, war 1867 auch für Altona zeitweiliger Ausschluß aus dem Zollgebiet beschlossen. Bismarck regte 1880 beim Bundesrat die Einverleibung Altonas und eines Teils der Hamburger Vorstadt St. Pauli in das Zollgebiet an. Dies bewirkte in Hamburg einen Sturm der Entrüstung, da man die verfassungsmäßigen Rechte Hamburgs bedroht glaubte. Am 19. Mai 1880 ward Altona, am 14. Juni 1880 das Gebiet der Unterelbe in das Zollgebiet einverleibt. Nunmehr regten sich auch in den Hansestädten Freunde des Zollanschlusses zu öffentlichen Kundgebungen. Eine solche Kundgebung war das Schreiben der 32 Hamburger Zollanschlüßler an den Kanzler. März 1881 eröffnete der Hamburgische Senat vertrauliche Verhandlungen mit dem Fürsten. Am 25. Mai 1881 wurde in Berlin der Zollanschlußvertrag unterzeichnet. Von den 148 Mill. M. Anschlußkosten übernahm das Reich 40 Mill. M.

[2]) Am 22. Dezember 1864 richteten Baron Scheel-Plessen und 18 andere, meist der Ritterschaft angehörende Schleswig-Holsteiner eine Eingabe an Kaiser Franz Joseph und König Wilhelm, in der sie unparteiische Prüfung der schleswig-holsteinischen Erbfolgefrage und für alle Fälle den engsten Anschluß an Preußen unter Wahrung der inneren Selbständigkeit des Landes forderten.

Über den Altonaer Zollanschluß wurde gelegentlich gesprochen und vom Fürsten betont, daß die Annahme einer eingetretenen Stockung irrtümlich sei. Die Bearbeitung des Details nehme Zeit in Anspruch. Auch die Bahnverbindung um Hamburg herum sei keineswegs aufgegeben; es seien sechs verschiedene Linien bei Friedrichsruh erörtert. Maybach habe dem Fürsten gesagt, für den Staat sei das billigste, ihn, den Fürsten, zu enteignen und ihm etwa eine Viertelstunde zurück ein neues Haus zu bauen. Die Ecke, auf der sein jetziges Haus stehe, sei zur Bahnhofsvergrößerung nicht zu entbehren und das Haus ohne weiteres zu verwenden. „Ich habe Maybach erwidert: ‚Wir sind in Deutschland im Land der Verleumdungen. Wenn Sie noch so gut die Ersparnis nachweisen, man wird doch nur sagen, daß für Bismarck auf Staatskosten ein neues Schloß hat gebaut werden müssen. Das läßt sich nicht machen. Auch bin ich zu alt, um mich neu anzusiedeln; ich hänge hier an jedem Zimmer und an den einzelnen Stücken darin; ich bin nun einmal so und würde schwer herausgehen.'" Ich fragte noch nach dem Projekt des Ausbaues der Kaibahn am Altonaer Hafen. Graf Bill meinte, ob das Projekt des Commerzkollegiums nicht vielleicht im Hamburgischen Interesse gemacht sei. Demgegenüber betonte ich, daß ich doch glaubte, eine solche Kaibahn sei erforderlich, wenn Altona die Funktion als Zollvereinshafen sollte erfüllen können. Die finanzielle Schwierigkeit wurde noch besprochen.

Gegen acht Uhr kam eine plötzliche Bewegung in die Gesellschaft. Langsam erhob sich der Fürst, setzte seine Pfeife beiseite, trat dann hinter dem Tisch heraus und begrüßte einen hereintretenden kleinen Herrn mit grauem Schnurrbart. Nach der ersten Begrüßung stellte der Fürst mich vor und nannte den Botschafter Fürsten Hohenlohe[2]). Ich bat um die Erlaubnis, mich empfehlen zu dürfen. Alle drückten mir die Hand, auch der General Schweinitz kam zu dem Zweck auf mich zu. Graf Bill begleitete mich, bot mir noch eine Zigarre an und verabschiedete mich vor der Haustür. (Fortsetzung folgt.)

Das Richtfest

Von August Winnig

Unfern eines Dorfes wurde eine große Feldscheune gebaut. Als man sie gerichtet hatte, gab der reiche Bauer, welchem sie gehörte, den Bauleuten einen Richtschmaus. Der Bauer wollte sich nicht lumpen lassen und tat daher nicht wie manche andere Bauherren, welche den Leuten, nur um dem Herkommen zu genügen, Brot und Wurst und eine Tonne Bier nach dem Bauplatz schicken, lieblos wie man zähen Bettlern den Pfennig durch den Türspalt reicht, sondern er lud die Gesellen, Mauerleute und Zimmerleute, in die Schenke ein und bewirtete sie dort aufs beste. Es ging hoch her, und es wurde viel gegessen und noch mehr getrunken. Man aß Schweinsbraten mit Kartoffelsalat und Pflaumen und trank Röderhöfer Bier und Branntwein, alten Peterschen aus Goslar, und jeder aß und trank so viel er mochte.

Das Trinken geschah nach einer besonderen Art, die bei den Bauleuten seit alters üblich ist. Es hatte nicht jeder sein eigen Maß oder Glas, sondern man trank zu Vieren oder Fünfen, wie man sich in Freundschaft gesetzt hatte, das Bier aus einer kupfernen Dreiliterkanne, den Branntwein aus einem faustgroßen kugligen Glase, welches man Stöveken nannte. Dieser Brauch erhöht die Lust des Trinkens. Wer trinken will, greift zu und wendet sich an seinen Nachbarn, sieht ihm fest in die Augen und spricht die Worte: Eck sup Di tau! Der Nachbar nimmt das zur Kenntnis und genehmigt es, indem er spricht: Dat dau! Jener trinkt, und

[1]) Fürst Chlodwig v. Hohenlohe Schillingsfürst, der spätere Reichskanzler, damals Botschafter in Paris.

wenn er sich gelehnt, sieht er seinem Nachbarn wiederum fest in die Augen und spricht: Eck hewwe Di tausopen! und es erwidert der Nachbar: Du hest den Rechten dropen! Alsdann schlägt jeder mit den Knöcheln hart auf den Tisch, und beide schütteln sich die Hände. Darauf ist die Reihe an dem Zweiten, der sich mit den gleichen Worten an den Dritten wendet. Diese Art des Trinkens bringt es mit sich, daß nicht jeder allein vor sich hinsüffelt, sondern es wird mit Andacht und Verstand getrunken, und die Brüderlichkeit gedeiht.

So trank man Stunde um Stunde, und es wurde immer schöner, und nur der Gedanke, daß auch dieser gute Abend einmal ein Ende nehmen müsse, verursachte zuweilen diesem und jenem einiges Unbehagen.

Jene Bauleute, welche im Dorfe wohnten, hatten wohl Zeit. Aber ihrer vier wohnten in der Stadt und hatten noch den Weg vor sich, der eine gute Stunde lang war. Sie begannen denn auch, je später es ward, auf ihren Stühlen hin und her zu rutschen, doch mochte keiner der erste sein, der an den Aufbruch erinnerte. So wurde es Mitternacht, ehe sie sich auf den Heimweg machten.

Es war heller Mondschein und der Weg nicht zu verfehlen. Auch war es weder zu kalt noch zu warm, sondern gerade die rechte Nacht zum Wandern. Darum waren die Vier guter Dinge und zogen fröhlich schwatzend fürbaß. Ja, sie schwatzten gar viel und erfreuten sich des Abends zum zweitenmal, indem sie alles herzählten, was ihnen gefallen hatte. Lobte der eine das Röderhöfer Klosterbier, so hielt es der andere mit dem Schweinsbraten, und meinte der Dritte, das Schönste sei der Branntwein, so sagte der Vierte, beim Trinken sei eigentlich die größte Freude schon vorüber, ihm sei der Augenblick vor dem Trinken der schönste, wenn er mit dem Branntwein ein Weilchen liebäugele. Bei diesem Schwatzen kamen sie des öftern ins Stolpern, denn der Weg hatte seine Tücken.

In solchem Schwatzen hatten sie das Dorf durchschritten und kamen in die Nähe des Scheunenbaues, der da auf dem Felde im Mondschein stand. Da machten sie Halt und sahen ihn an, denn er war ja ihr Werk, das sie eben so schön gefeiert hatten. Da sagte der eine von ihnen, welchen man Fite hieß: „Sehe ich recht oder nicht: steht da nicht einer oben im Fachwerk?"

„Wo?" fragten die andern.

„Guckt nur scharf zu!", sagte Fite; „oben in der obersten Giebelluke sehe ich wen stehen."

„Fite hat recht", sagte Täwe; „auch ich sehe ihn ganz deutlich. Es ist ein kleiner Kerl in einem grauen Rock."

Nun sahen ihn auch die andern zwei, Kalle und Matz. Alle vier standen sie auf dem Wege und sahen nach dem gerichteten Bau so scharf sie vermochten. Dann sahen sie einander an und fragten: „Wer kann das sein? Was will der um nachtschlafende Zeit in unserm Bau?"

„Was ist hier zu gucken und zu spucken", sagte Fite. „Hingehen und beim Kragen nehmen!"

„Das meine ich auch", sagte Täwe. „Es ist unser Bau, und wir können nicht dulden, daß sich ein Fremder um nachtschlafende Zeit da herumtreibt und Schaden anrichtet! Er muß gegriffen werden!"

„Nein, dulden dürfen wir das nicht. Wir holen ihn herunter und verwalken ihn, daß es eine Art hat!" meinte auch Kalle.

Matz meinte, man solle nichts überstürzen, es könne vielleicht das Baumännchen sein.

„Was ist denn das für ein Ding?" fragten die andern.

„Genau kann ich es nicht sagen", erwiderte Matz. „Es soll ein kleines altes Männchen sein, das in den Nächten auf die gerichteten Bauten geht und zusieht, ob alles in Ordnung ist."

„Kommt er etwa von der herzoglichen Kammer?" fragte Fite.

„Das glaube ich nicht", gab Matz zur Antwort; „woher es kommt, weiß man überhaupt nicht. Es soll etwas Geistliches sein."

„Das ist dann eine andere Sache", sagte Kalle. „Ich denke, wir lassen das Baumännchen zufrieden."

„Ein paar Steine könnten wir ihm ruhig an den Brägen schmeißen, das würde nicht schaden", sagte Täwe.

„Ich bin für Nachhausegehen", mahnte Matz.

„Jungens", rief Fite, „wir müßten uns ewig und drei Tage schämen, wenn wir dies Baumännchen in Ruhe ließen! Sind wir nicht alle zünftige Zimmerleute? Was hat ein fremder Kerl von der Geistlichkeit unserer Arbeit nachzuschnüffeln! Ich werde es ihm zeigen, und ihr sollt sehen, wie ich mit ihm umspringe!"

Matz und Kalle wollten nichts davon wissen und warnten Fite, es werde ihm sicherlich nicht gut bekommen, wenn er dem Baumännchen etwas zuleide tue, auch sei kein Anlaß, dem Baumännchen böse zu sein, da es in bester Wohlmeinung erscheine. Doch das verschlug nicht, sondern ließ Fite nur noch heftiger werden, zumal auch Täwe ihn anstachelte, man dürfe sich dergleichen von einem Fremden nicht bieten lassen.

Matz erhob den Einwand: das Baumännchen sei wahrscheinlich gar nicht fremd, sondern dem zünftigen Handwerk entstammend; aber Fite wollte dergleichen nicht mehr hören, er gab Stock und Holster an Täwe ab, begab sich zum Bau und begann im Fachwerk nach oben zu klettern. Das machte ihm keine Not, denn er war ja ein junger Zimmergeselle.

Die drei verfolgten sein Klettern, wie er geschickt und gelenkig sich von Riegel zu Riegel schwang und der Giebelluke immer näher kam; zugleich aber behielten sie die Erscheinung im Auge, die oben in der Luke ganz ruhig stand, als ob sie den Kletternden erwarte.

Da war Fite oben. Gerade wollte er sich in die Luke schwingen, als er gar jämmerlich aufschrie und mit ausgebreiteten Armen samt einigen Riegelhölzern herunterstürzte.

Die drei waren zu Tode erschrocken und wagten sich nicht zu rühren. Der arme Fite! dachten sie, denn sie nahmen an, er habe bei dem Sturze das Genick gebrochen. Da hörten sie ihn jedoch kläglich um Hilfe rufen. Als sie in Eile zu ihm liefen, entdeckten sie, daß er in die Kalkgrube gestürzt war und bis zu den Armen in dem zähen Brei steckte. Da waren sie erleichtert und machten Anstalten, den Kameraden aus der peinlichen Lage zu befreien, was ihnen auch gelang, denn es war ja heller Mondschein.

Als sie Fiten aufs Trockene gebracht hatten, schaute sich dieser an und wurde so kleinmütig, wie er vorher großmäulig gewesen war. Auch schaute er in die Höhe und sagte: „Seht euch die Höhe an! Es hätte mein Tod sein können! Ich glaube, der Kerl hat mir eins vor den Brägen gegeben. Doch es war noch ein Glück dabei, daß ich gerade in die Grube fiel. Liebe Kameraden, in diesem Zustande kann ich nicht nach Hause gehen! Bringt mich in die Bauhütte und zieht mir dieses Kalkzeug vom Leibe! Es werden sich schon etliche Lumpen finden, um meine Blöße zu bedecken; und du, Bruder Kalle, gehe zu meiner Mutter und bringe mir morgen rechtschaffenes Arbeitszeug mit!"

Die Kameraden verfuhren mit Fite, wie er gebeten. Es fand sich auch altes Arbeitszeug genug, um ihn für die Nacht notdürftig einzuhüllen. Die drei aber verließen ihn nun, um endlich nach Hause zu kommen.

Sie sprachen über Fitens denkwürdiges Erlebnis, und Matz und Kalle erinnerten mit Genugtuung daran, wie sie gleich vor dem Baumännchen gewarnt hatten. Täwe indessen, welcher den Schreck schon überwunden hatte, tat wieder so großmäulig wie vorher und meinte, wäre er hinaufgestiegen, so würde er sich besser gehalten und dem Baumännchen seine Zimmermannsfäuste gezeigt haben.

Als die drei ein Stück des Weges zurückgelegt hatten, kamen sie an eine Brücke, welche dort über das kleine Flüßchen Holtenme führt. Oberhalb der Brücke befand sich ein Wehr, an dessen Außenseite ein schmales Brett als Laufsteg angebracht war. Eben betraten die drei Gesellen die Brücke, da sagte Kalle: „Sehet dort! Ist das ein Kalb oder ein Hund?" Die anderen zwei blickten nach dem Wehr und erkannten dort auf dem Steg ein Tier von stattlicher Größe, welches dort ruhig stand und zu den Gesellen herübersah.

„Wir dürfen uns heute nicht so sehr auf unsere Augen verlassen, denn das Röderhöfer Bier und der Petersche Branntwein haben es in sich", sagte Matz. „Möge es ein Kalb oder ein Hund oder auch das Baumännchen sein, wir wollen uns lieber nicht darum kümmern."

„Was sagst du wieder von diesem Baumännchen!" rief Täwe. „Glaubst du, daß dieser Kujon sich in einen Hund verwandeln kann?"

„Es sollte wohl möglich sein", erwiderte Matz. „Das Baumännchen ist eine geistliche Einrichtung und kann sicherlich in vielerlei Gestalten erscheinen."

„Ei, so will ich ihm eins auf die Nase geben!" rief Täwe; und der Warnungen der zwei ungeachtet lief er zum Wehr, fand auch den Zugang zum Steg und ging dem Tiere entgegen. Dieses bemerkte den ihm drohenden Angriff und wollte sich retten, doch war Täwe sogleich in der Nähe und holte zum Schlage aus. Das Tier in seiner Not sprang ihn an, Täwe verlor das Gleichgewicht und fiel über das Wehr ins Wasser. Auch das Tier stürzte hinein, schwamm indessen hastig an das Ufer und verschwand im Felde. Die beiden Gesellen, welche Täwes Beginnen verfolgt hatten, liefen hinzu und zogen ihn heraus.

„Hast du nun endlich genug?" fragten sie ihn. „Reichte es nicht aus, daß Fite in die Kalkgrube stürzte? Mußtest du nun noch in die Holtemme fallen?"

„Schert euch nach Hause!" rief Täwe, als er das Wasser ein wenig von sich abgeschüttelt hatte. „Ihr seid falsche Brüder, und Courage habt ihr nicht für einen preußischen Sechser! Ich gehe zu meinem Bruder Fite! Aber glaubt nicht, daß ihr diese Nacht in euern Betten schlaft!"

Da ließen Kalle und Matz ihn gehen und setzten ihren Weg allein fort.

„Ich muß sagen, daß es mich ärgert, was Täwe gesagt hat," begann Kalle nach einer Weile. „Wie kann er sagen, wir hätten keine Courage! Ich laufe über die Balken wie ein Wiesel und fürchte mich nicht."

„Laß ihn reden!" erwiderte Matz. „Die Hauptsache ist, wir schlafen bald in unsern Betten, und er liegt mit Fiten in der Bauhütte."

„Selbstverständlich schlafen wir diese Nacht in unsern Betten! Es ist ja nur der Neid, daß er dergleichen sagt. Aber es ist doch niederträchtig, daß er sagt, wir hätten keine Courage. So etwas wurmt mich ganz gewaltig. Ich will dir sagen, Matz, ich habe eine ganz höllische Courage und wäre jetzt kapabel, über die Schinderei zu gehen!"

Matz riet ab: „Tue es nicht, Kalle; die Schinderei ist eine schlechte Gegend, und du kannst nicht wissen, was dir dort arriviert."

Aber Kalle ließ sich nicht beraten, da ihm das böse Wort Täwes zu nahegegangen war; und als sie den Weg erreichten, welcher zur Schinderei abbog, trennte er sich von seinem Kameraden, doch tat er's in bester Freundschaft, da er ja nur seine Courage beweisen wollte.

Die Schinderei war von alters ein verrufener Ort, an dem man nicht 'mal am Tage gern vorüberging, viel weniger nächtens, wo alles Böse frei ist. Kalle bewies wirklichen Mut, als er diesen Vorsatz faßte und ausführte. Als er nun das Gehöft zwischen den kahlen Hügeln liegen sah, so still und vom Monde beschienen, kroch ihn doch ein wenig Furcht an. Er war zwar ein tapferer Kerl und lief wie ein Wiesel über die Balken, selbst über den höchsten Dachträger, ohne sich zu fürchten. Aber die Schinderei bei Nacht war eben ganz etwas anderes.

Je näher er den Gebäuden kam, um so langsamer ging er und um so leiser trat er auf. Nun hatte er das Gehöft erreicht. Da vernahm er ein Geräusch, wie wenn jemand langsam heranschleiche. Das versetzte ihn in wirkliche Angst, und er spähte umher, ob sich nicht ein Ort biete, wo er sich verbergen könne. Sein Blick erhaschte eine niedrige Tür, die anscheinend nur von außen verriegelt war. Dorthin schlich er, öffnete den Riegel und schlüpfte hinein, zog auch die Tür hinter sich zu und drückte sich in die Ecke, vorerst scharf nach draußen lauschend, allmählich aber, als er sich ein wenig beruhigt hatte, eine bequemere Gelegenheit ertastend. Es war nicht seine Schuld, daß er dabei vom Schlaf übermannt wurde.

So ging nun Matz allein nach Hause. Er war der älteste und geruhigste von allen und wandelte sittsam seinen Weg, erreichte auch endlich, obzwar recht müde, die Stadt und die Straße in welcher seine Behausung lag. Es standen dort fünf oder sechs nicht sehr große Häuser von gleicher Bauart in einer Reihe. Darum kam es, daß sich Matz in der Haustür verirrte und, statt in das Haus seiner Eltern, in das der jungen Witwe Rosenbusch geriet. Matz war jedoch nunmehr so müde geworden, daß er seinen Irrtum gar nicht bemerkte, zwar ein wenig über die Mühe brummte, die er mit dem alten Türschloß hatte, und weil er danach die Streichhölzer nicht dort fand, wo sie zu stehen pflegten, im übrigen aber sich still verhielt und froh war als er das Sofa ertastet hatte. Da legte er behutsam Stock und Holster beiseite, streifte auch die schweren Zimmermannsschuhe von den Füßen und legte sich zum Schlaf auf das Sofa, im stillen sich freuend, daß sein Kommen keinen im Hause geweckt hatte, und von solchem Frohgefühl alsbald in den Schlaf gewiegt.

Matz auf seinem weichen Sofa schlief besser als Kalle in seiner Zuflucht auf der Schinderei. Dieser erwachte nach etlichen Stunden und rieb sich die Augen. Durch die nur angelehnte Tür schien der grauende Morgen, ein gebrochenes Licht verbreitend, das indessen genügte, um den halb ermunterten Kalle erkennen zu lassen, daß er in einen Schweinestall geraten war und mit dem Kopfe auf dem warmen Bauche eines der Tiere lag. Da fuhr er in die Höhe, denn dieses schien ihm gegen die Ehre eines zünftigen Zimmermanns zu gehen. Aber auch das Schwein erwachte und rieb sich seine Flanke kameradschaftlich an Kalles Schulter. Kalle stieß es unwirsch zurück, sprang auf und machte sich davon.

Doch siehe da! Das Tierlein folgte ihm. Kalle mochte es nicht zurückscheuchen, um nicht den Schinder zu wecken, und trachtete, daß er das freie Feld gewinne. Aber auch da blieb ihm das Tierlein treu, und wie schnell er auch ausschritt, so war doch das Schweinchen nicht weniger flink und trollte munter und kregel hinter ihm drein.

Schließlich dachte Kalle: Wenn du denn durchaus willst, so komme mit; du bist ein artiges Tier, und gegen Weihnachten mag es sich wohl um deine Schinken lohnen. Der Schinder aber soll lange raten, wo du geblieben bist. — Es gelang ihm, das Tier ungesehen in die Stadt und den Stall zu bringen, denn es war noch sehr früh. Danach wusch er sich tüchtig und meldete sich zum Frühstück, und als er das genossen, fand er sich frisch genug, wieder zur Arbeit zu gehen, wobei er nicht vergaß, von Fitens Mutter aushelfende Kleider für den Verunglückten mitzunehmen.

Matz hätte wohl bis weit in den Morgen hineingeschlafen, wäre nicht die junge Witwe ihrer Gewohnheit gemäß um die siebente Stunde aufgestanden und in ihre Stube gekommen. Da sah sie Hut und Stock und Schuhe herumliegen und, als sie erschreckt näher trat, auch den friedlich schlafenden Matz, den sie als ihren Nachbarn sogleich erkannte. Einen Augenblick dachte sie, sie müsse nun einen Ruf des Entsetzens ausstoßen, aber sie hielt sich zurück und lächelte nur, setzte sich neben den Schlafenden und betrachtete ihn nicht ohne frauliches Wohlgefallen. Nachdem sie das ein Weilchen getan, nahm sie ein Fäserchen und strich dem Schläfer damit über den Schnurrbart. Als der sich danach nur mit der Hand über den Bart fuhr, aber nicht erwachte, wiederholte sie es ein wenig nachdrücklicher. Nun erwachte Matz, blieb indessen ruhig liegen, schaute nur den Raum an und rieb sich die Augen. Es war ihm nun klar geworden, wo er sich befand, und seine Absicht war jetzt, sich leise anzuziehen und unbemerkt aus dem Staube zu machen. Da aber sah er, daß er nicht allein war, und fühlte sich nun überaus beschämt. Er sprang auf und bat stotternd um Verzeihung, erklärte den Hergang, sprach von dem Richtschmaus und dem Nachhausewege, er gestand zerknirscht, daß er ein wenig angesäuselt gewesen sei und nur darum diesen Irrtum habe begehen können. Für diesen bat er inständig um Verzeihung und um nachsichtiges Verschweigen, und in seiner Verwirrtheit versprach er, auch seinerseits den Mund zu halten, falls Frau Rosenbusch etwa einmal in gleicher Lage die rechte Tür verfehle. Er hatte nur sagen wollen, daß eine Liebe der andern

wert sei, und daß er sich der Frau um ihrer Rücksicht willen verbunden fühlen werde. Es fielen ihm aber nur diese Worte in den Mund, und so hatte er sie herausgebracht.

Das aber war zu arg. Frau Rosenbusch wurde ernstlich aufgebracht und sagte, dergleichen habe ihr noch nie ein Mensch zu sagen gewagt, er möge sich ungesäumt entfernen, und es könne ihr gar nicht einfallen, von diesem Vorfall zu schweigen, sondern sie wolle es den Nachbarn öffentlich kundtun.

Jetzt wurde Matz erst richtig munter und erkannte, daß er etwas sehr Schimpfliches zu Frau Rosenbusch gesagt hatte. Doch diese Erkenntnis machte ihn völlig hilflos, und so stand er wie ein Kind vor der zürnenden Frau. Die war noch eine Weile ungehalten, sagte aber nichts mehr von ungesäumter Entfernung, denn es war ihr wirklich daran gelegen, den dummen Vorfall ohne Aufsehen zu beenden. Wie sie nun den Matz in solcher Hilflosigkeit vor sich stehen sah, beruhigte sich ihr Zorn vollends. Das große Kind tat ihr leid. Sie nahm es bei der Hand, um es zum Sitzen zu veranlassen und einen schicklichen Ausweg aus der ihr bedenklich scheinenden Lage zu finden.

War es nun diese Berührung oder etwa die weiche, Anlehnung suchende Gemütsverfassung, in der sich Matz in dieser Morgenstunde befand, kurz, er gab sich dieser Frauenmilde hin und wurde ungemein zutraulich, und er hatte das Bewußtsein, daß diese Zutraulichkeit am rechten Orte und gern gelitten sei. Wer nun das erste Wort gesprochen, ist nicht zu sagen. Es geschah, was dieser alten Geschichte erst den rechten Abschluß gab: Matz und Frau Rosenbusch wurden Brautleute.

Seines unverhofften Glückes ungeachtet trieb es Matz noch am Vormittag zum Bau hinaus. Da arbeiteten sie schon alle drei, Fite, Täwe und Kalle, jeder in seiner Art bissig und schweigsam, so daß auch Matz mit seinem Erlebnis hinter dem Berge hielt. Erst im Winter darauf, als er Hochzeit hielt, ließ er beim Umtrunk verlauten, wie er zu seiner Frau gekommen war. Da lachte Kalle und sagte, so viel habe ihm jene Nacht nicht eingebracht, doch immerhin sollten die Kameraden morgen ein gutes Frühstück bei ihm finden, und er flüsterte ihnen sein Erlebnis in die Ohren. Täwe hatte dabei wenigstens die Freude, daß sich seine Prophezeiung in jener Nacht, auch Kalle und Matz würden nicht in ihren Betten schlafen, so genau erfüllt hatte. Nur Fite, der großmäulige, ungestüme Fite, hatte gar nichts. Der trank dafür um so mehr.

Die Flucht aus dem Niemandsland

Die Aufzeichnungen des Percy Kreuzwendedich Seaton

Roman von Lene Wenck

Georg Karo in aufrichtiger Dankbarkeit und Freundschaft zugeeignet.

I.

26. Februar 1923.

Die „Queen" ist das trostloseste Schiff, das ich jemals auf meinen Reisen benutzt habe. Sie kann auch den Lebenstüchtigsten zu undisziplinierten Denken veranlassen. Und die Fahrt von Southampton bis Vlissingen währt gerade lange genug, um eine beachtliche Menge feindseliger Regungen gegen jene beschauliche Einrichtung, genannt Leben, hervorzurufen. Ich war seekrank wie immer, wenn ich das feste Land verlasse, jedoch nicht in dem Maße, daß ich meiner geistigen Fähigkeiten völlig entblößt gewesen wäre. Nehmen wir an, daß sie in engeren Grenzen ungetrübt vorhanden waren. Ich stand an der Reeling und spielte

— nicht zum ersten Male — mit dem Gedanken, wie einfach alle jene mich bedrückenden Fragen sich lösen mußten, wenn ich jenen einen Sprung wagte. England — Deutschland — meine Zugehörigkeit zu der ruhmreichen Entente, deren letzte glanzvollste Leistung in der vor wenigen Wochen eingeleiteten Ruhrbesetzung gipfelte, dieser Höhepunkt französischer Siegestrunkenheit, der mich noch einmal auf mein Vaterland England hoffen ließ, der mich hoffen ließ, England werde niemals die Hand zu diesem Verbrechen reichen, eine Hoffnung, die nur allzu schnell ihre Enttäuschung finden mußte, alle diese Gedanken trieben ihr wüstes Spiel in meinem Herzen und kristallisierten sich in der einen Regung: dem Bewußtsein der eigenen Ohnmacht; grell und unerbittlich wuchs mein im Grunde so unwichtiges Sonderschicksal aus allem andern empor, jede sonstige Vorstellung übertäubend.

Bei dem herrschenden Seegang schien es mir völlig ausgeschlossen, daß der Ruf „Mann über Bord" irgend etwas anderes auslösen könne, als achselzuckendes Bedauern bei Mannschaft und Passagieren. Ich wollte Old England nicht Unrecht tun; anzunehmen war, daß man für die arme Seele ein Gebet zum düstergrauen Himmel schicken werde!

Weitergehende Bestrebungen zum Besten eines mit den Wellen ringenden Menschen hielt ich nicht für in Frage kommend. Es konnte sich demgemäß nur um den Entschluß handeln, diesen einen Sprung zu tun. — Das ganze Erfordernis beschränkte sich auf eine Kraftanstrengung, die nicht viel länger als Sekunden währen würde. Leicht deuchte mich dieser letzte Entschluß nicht, — aber gab es für mich auf dieser Welt Dinge, die „leicht" waren?

Als Deutscher mußte ich diesen Sprung wagen unmittelbar, nichtachtend aller äußeren Umstände: vielleicht war ich auf Grund des Stromes deutschen Blutes, der in mir lebt, verpflichtet, noch einige Augenblicke dem Angedenken meiner Eltern zu weihen: Zu diesem Zwecke hätte ich meine Gefühle spalten und sie teils nach Indien, teils nach Hessen richten müssen, alsdann... Da ich aber unzweifelhaft englische Regungen in mir berge, griff mein Verstand ein: ich suchte mich vor dem Verdacht des Selbstmordes zu schützen. Oder sollte mich ein Gefühl kindlicher Rücksicht auf den Schmerz meiner Mutter beseelt haben? Wie konnte ich ahnen, welch sonderbarer Zufall mir hier zu Hilfe kommen würde?

Allein ich sehe, ich muß es aufgeben, die Beweggründe meines Handelns zu zergliedern, sie nach ihrem Ursprungslande zu trennen. Die beiden Ströme Blutes — hie englisch — hie deutsch — werden sich in mir in derartiger Vollendung vereint haben, daß eine reinliche Scheidung zur grotesken Sinnlosigkeit wird.

Ich stand an der Reeling, noch immer. Nicht einmal ernsthafte Beurteilung meiner Lage darf ich für mich in Anspruch nehmen; einer solchen Beurteilung widersprach allzu sehr mein Kampf gegen die mich bedrohende Seekrankheit. Dem Plane, den Tod zu suchen, dürfte man vielleicht einen gewissen Ernst nicht absprechen, — ihn den Kämpfen mit einer so lächerlichen Sache wie der Seekrankheit zuzubilligen, wäre verfehlt. Verzweifelt glitten meine Blicke über das Schiff. Irgendwo in der Höhe des Funkentelegraphen arbeitete eine dunkle Gestalt. Eine breite mißfarbene Wassermenge schob sich seitlich gegen die Queen, hob sie unsanft steil empor, ließ sie zurücktaumeln, der Platz am Funkentelegraphen war leer.

„Mann über Bord", gellte ein Ruf hinweg über Wind und Wellen.

Und ich? Mein Rock flog auf die Planken. Ich sprang ins Meer. Wohlverstanden, ich verwahre mich ausdrücklich gegen den Einfall, ich hätte den Mann retten wollen. Nichts dergleichen kam mir in den Sinn, nichts. Jener weggeworfene Rock scheint mir lediglich der letzte Teil der von mir beabsichtigten Komödie gewesen zu sein. Vielleicht bedrängte mich auch in jenem Augenblick eine Erinnerung an Knabenbücher, in denen es erstaunlich oft Möglichkeiten gibt, Ertrinkende unter Einsetzung des eigenen Lebens zu retten. In solchen Geschichten pflegen sämtliche, tapferkeitsstrotzende Männer ihre Röcke abzulegen, vermutlich deshalb, weil der betreffende Verfasser diese Anforderung stellt. An sich würde ich es nach meinen eigenen Erfahrungen für praktischer erachten, sich der Stiefel zu entledigen, wenn dergleichen sein muß. Nun, ich begnügte mich, wie gesagt, mit dem Rock, nicht ahnend,

daß diese Bewegung mir den Ruhm einer Heldentat eintragen würde! Irgendwelches Nachdenken verrät dieses Ablegen nicht, wie ich in jenem Augenblick jenseits alles Denkens war. Ich wußte nicht einmal mit Sicherheit, ob jener Funkentelegraphist wirklich auf der Leeseite, auf der ich mich befand, über Bord gegangen. Ein freundlicher Zufall stand mir bei.

Daß ich die Kälte des Wassers sonderlich empfunden, kann ich nicht behaupten. Zunächst war mein Denkvermögen so völlig ausgeschaltet, daß es selbst zu dieser Empfindung rein körperlicher Art nicht kam. Um so erschreckender wirkte ein heftiger Stoß, den ich alsbald verspürte. Ich weiß noch heute nicht, welcher Gegenstand sich also hart mit meinem Körper berührt hat. Ein schier unerträglicher Schmerz durchzuckte mich, fast gleichzeitig wurde ich gewahr, daß ich nicht mehr imstande war, mich zu bewegen, — denn in jenen Augenblicken versagten auch meine Arme ihren Dienst. Ich lag im Meer, unfähig mich zu rühren, trieb zunächst auf der Oberfläche, versank und trieb wieder auf einem Wellenberg hinauf. Ich wußte nur das eine: Du kannst kein Glied rühren. Und jetzt erfüllte mich eine seltsame Vorstellung, die mir heute nur lächerlich erscheinen will. Ich glaubte, dies sei der Tod. Vielleicht hatte ich gehört, daß bei Menschen, die ordnungsgemäß in ihrem Bett mit dem Tode ringen, zunächst die einzelnen Gliedmaßen absterben. So übertrug ich diese Wissenschaft auf meinen Fall und wartete ergebungsvoll auf das Ende. Gefürchtet habe ich mich in jenen Augenblicken nicht, — ich wartete. — Aber selbst heute, da Wochen seit jenem Tage vergangen sind, kann ich dieses Wartens nur mit Herzklopfen gedenken. — Wie lange ich so gelegen, entzieht sich meiner Kenntnis, doch werden höchstens einige Minuten verstrichen sein. War der Schmerz nun doch zu heftig gewesen, oder hing es mit der um sich greifenden Lähmung zusammen, ich wurde bewußtlos und erwachte erst wieder, als ich auf Deck der Queen lag, umdrängt von Schiffsmannschaft und Passagieren, die sich in lebhaften Ausdrücken des Bedauerns ergingen. Dabei fielen Worte von „heroism", so daß ich jetzt erst wieder jenes Mannes gedachte, dessen Bergung ich nach Ansicht dieser Leute beabsichtigt. Er war nicht zu bergen gewesen, mich hatten zwei Matrosen mit Hilfe von Rettungsringen und eines endlich ausgesetzten Bootes trotz des Seeganges nach heilloser Mühe herausgeholt. Ich hatte meinen Landsleuten bitter Unrecht getan, als ich glaubte, man werde mir nur ein letztes Gebet, aber keine sonstige Hilfe angedeihen lassen! Vielleicht hatte mein unbeweglicher Körper die Bestrebungen der beiden Seemänner erleichtert. So lag ich nun hilflos auf den Planken des Bootsdeckes, Ströme von Wasser um mich verbreitend. Der Schiffsarzt, ein Schotte, nahm sich meiner auf das Angelegentlichste an, ohne daß ich von seinen Bemühungen den Eindruck bedeutenden sachlichen Wissens davongetragen hätte. Er beschränkte sich dann auch nach Kurzem darauf, meine Überführung in das nächste holländische Spital anzuordnen. Hatte ich bisher alles über mich ergehen lassen, so setzte nun mein Widerspruch ein. Nach schier endlosen Verhandlungen erreichte ich von ihm die Beschaffung des nötigen Personals, dessen ich zu einer Weiterreise bedurfte. Er wollte mich um jeden Preis gleich nach der Landung in Vlissingen unterbringen, während ich nunmehr das dringendste Interesse daran besaß, möglichst schnell nach Deutschland zu gelangen. Ich hatte in früheren Jahren die Unzuträglichkeiten, die mangelnde Sprachkenntnisse mit sich bringen, hinreichend kennen gelernt, um nicht die geringste Neigung zu verspüren, in meinem Zustand holländisch zu erlernen. Allem Widerstand zum Trotz wurde ich nach der Landung einem Krankenhause zugeführt um nochmals untersucht zu werden. Hier gelang es mir endgültig, meine Abreise durchzusetzen. An meinem Zustande war nach Aussage der dort ordinierenden Ärzte nichts zu ändern. Lebensgefahr, die durch einen Transport erhöht werden konnte, bestand nach allgemeiner Auffassung nicht. Wollte ich die Mühsal einer langwierigen Bahnfahrt auf mich nehmen, so war dies meine Sache.

Ich kann nicht behaupten, daß die Art zu reisen, zu der ich gezwungen war, besonders erquickend für Herz und Körper gewesen sei. Man schnallte mich auf einer Bahre fest und schob mich in das jeweils bereitgehaltene Abteil hinein zum größten Interesse sämtlicher Mit-

reisenden. Diese Art des Transportes wurde jedoch auf die Dauer so unerträglich, daß wir auf die Benutzung der Bahre verzichteten und sie nur noch bei notwendig werdendem Wechsel der Züge gebrauchten. Zwei Wärter, mit denen ich ausgestattet worden, legten mich nunmehr jedesmal auf die sich bietende Bank, schnürten mich mit Gurten dergestalt fest, daß ich beim besten Willen kein Glied hätte rühren können, man versorgte mich mit der nötigen Dosis Morphium, und dank dieser letzten Tatsache legten sich leise Schleier über mich: den größten Teil der Fahrt verbrachte ich verhältnismäßig schmerzlos. Erst gegen Ende ließ die Wirkung des Morphiums nach, mein Zustand begann, quälender und quälender zu werden, ich fing an, an der Ausführung meines Planes, bis Marburg zu fahren, zu zweifeln. In Kassel ergriff mich eine völlige Mutlosigkeit. Ich gab ihr nach, ließ mich aus dem Abteil bringen und stand oder besser lag nun für einige Zeit auf dem Bahnhof, treulich bewacht von dem einen Wärter. Der andere, der glücklicherweise über Kenntnisse der deutschen Sprache gebot, verhandelte unterdessen telephonisch mit einem Krankenhaus; und wenige Stunden später lag ich bereits in einem köstlich weiß bezogenen Bett, ließ alle Untersuchungen über mich ergehen und war endlich nach Erledigung aller unerläßlichen Förmlichkeiten feierlich untergebracht. Meine Aufnahme verlief in unterhaltsamster Weise; nur brachte ich den Reizen dieser Handlung nicht volle Teilnahme entgegen. Meine Personalien wurden festgestellt.

Name: Percy Kreuzwendedich Seaton. — Der aufnehmende Oberarzt blickte mich beunruhigt an, und ich erklärte ihm, daß ich den Namen meines Vaters Percy Seaton trage, dem bei meiner Taufe der meines Wissens aus der Mark Brandenburg stammende Name Kreuzwendedich beigefügt sei.

Stand: ich wußte nichts anzugeben. Schüler bin ich nicht mehr. Fahnenjunker — dies wäre wohl die deutsche zutreffende Bezeichnung — in His Majesty's army? Ich glaube, die Aussicht, in das englische Heer eintreten zu müssen, die mir so viele Pein bereitet hat, dürfte das Einzige sein, was ich durch meinen Sprung von Deck wirklich zu Grabe getragen habe.

Staatsangehörigkeit: England.

Heimatadresse: Frau Malwine Seaton, geborene Freiin Kraft von Dörenberg, Marburg in Hessen, am Rotenhorn.

Der Arzt machte ob dieser Zusammenstellung ein erstauntes Gesicht. Und ich muß zugeben, daß mich diese Kombination immer wieder aufs Neue erfreut. Hier Engländer in Reinkultur — dort Preußentum mit stark militärischem Einschlag. Mein Oberarzt wurde mißtrauisch. Man verfährt gegenwärtig etwas vorsichtig mit Ausländern im Deutschen Reich, wenn es sich nicht um russische Kommunisten handelt. Und zu dieser Gattung Menschen gehörte ich allem Anschein nach nicht. Zu seiner Beruhigung konnte ich Herrn Dr. Moldenhauer mitteilen, daß mein Großvater Seine Exzellenz General Kraft von Dörenberg in Marburg sei. Des weiteren bat ich ihn, ein Telegramm an meine Mutter aufzugeben, in dem man ihr melde, ich liege infolge eines Unfalls in der chirurgischen Klinik in Kassel. Sie solle meine Ankunft in Marburg nicht abwarten, da diese sich um Tage verzögern könne, sondern hierher kommen. Damit waren alle jene Dinge erledigt, die zunächst auf dem Programm standen. Der Arzt versuchte noch, mir einige Trostworte zu spenden, doch bestrebte ich mich, ihm begreiflich zu machen, daß ich deren wenigstens vorläufig nicht bedürftig sei.

Wenn ich mir heute überlege, wie ich zu Beginn meiner Erkrankung dachte, so komme ich zu dem Ergebnis, daß ich wohl zeitweilig heftige Schmerzen litt, daß mir meine Unbeweglichkeit mit ihren üblen Begleiterscheinungen für Augenblicke zum Ekel wurde, aber stark überwog alles andere ein tiefes Gefühl der Befriedigung! Ich sagte mir: So, nun liegst du hier fest. In diesem Zustand kann kein Mensch und kein Gott von dir verlangen, daß du englischer Offizier wirst, jede, auch die geringste Leistung ist dir unmöglich geworden, niemand kann Anforderungen an dich stellen. Es wäre wünschenswert, die Bewegungsfähigkeit zurückzuerlangen, doch eilt es hiermit nicht übermäßig.

Merkwürdigerweise fühlte ich keine Empfindung von Scham ob meines mißglückten Versuches dieser Erde zu entfliehen. Sei es, daß ich begann, selbst zu glauben, ich hätte jenen Funkentelegraphisten retten wollen und wäre lediglich aus diesem Grunde ins Meer gesprungen, sei es, daß mich jetzt doch eine stille Freude erfüllte, keine Beute der Fische geworden zu sein. Ich glaube, die Ersparnis der äußeren Beschämung bewirkte meine gemütsruhige Auffassung der Geschehnisse. Und weiter, ich scheue mich fast, diese Dinge festzuhalten, allein sie entsprechen meinen Gedankengängen: Solange ich im Besitz meiner vollen Körperkräfte war, schien mir das Leben keineswegs lebenswert. Als ich mich regungslos wiederfand, glaubte ich, dem Leben neue Reize abgewinnen zu können, die ich früher niemals entdeckt. Ob hier die Tatsache mitspielte, daß ich einmal vor jenem dunklen Tor gestanden habe, weiß ich nicht; vielleicht lehrte sie mich, das Leben zu lieben. Oder war es das Gefühl, verantwortungsfrei zu sein, keine inneren und äußeren Kämpfe führen zu müssen? Berufswahl, die Leiden meines Mutterlandes — ich muß hier den englischen Ausdruck wählen — alle Not bestand ebenso wie früher, gewiß, — die Scham einer Nation anzugehören, die sich zum Spießgesellen Frankreichs machte — alles blieb, — und doch wie fern stand ich jetzt allen diesen Dingen. — Sie würden wieder aufleben für mich, gewiß — allein eine kurze Spanne Zeit würde mir bleiben, in der ich „Ferien" vor mir selbst, Ferien vor dem eigenen Verantwortlichkeitsgefühl haben würde. Heute scheint es mir selbst unfaßlich, und doch weiß ich, daß ich in jener ersten Nacht in Kassel glücklich einschlief. Nur der Gedanke an meine Mutter, an ihren Kummer bei meinem Anblick, bewegte mich noch etwas. Diese letzte Regung löste sich in einem Traum. Sie saß an meinem Bett und flehte mich an, aufzustehen, da ich gehen könne, sobald ich nur selbst wolle. Der Traum war so lebendig, daß ich erwachte, und wirklich versuchte, mich aufzurichten. Der Versuch mißlang — ich war unfähig, mich zu bewegen. Sehr beruhigt schlief ich wieder ein.

II.

11. März 1923.

An diesen Blättern habe ich im Laufe der letzten Wochen geschrieben. Die Arten der Beschäftigung, denen ich mich hingeben kann, sind nicht so vielseitig, daß ich reichliche Auswahl besäße. Während ich in der ersten Zeit nach meinem „Unfall" völlig auf das Bett oder gar Dauerbäder angewiesen war, hat man nunmehr den Versuch gemacht, mich für Stunden in einem Rollstuhl zu lagern. Ich glaube, daß man hierbei weniger Rücksicht auf meine persönlichen Wünsche, als auf die Gefahr des Sichdurchliegens nahm. Mit dieser Gefahr rechnet man, sie scheint Bedenken zu erregen, und ich muß den Ärzten die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie sich hinlänglich bemühen, um mir erneute Pein, die jene Folge eines allzu langen Liegens in sich birgt, zu sparen. Vorläufig bringe ich jedoch meinem Dasein im Rollstuhl noch wenig Vertrauen entgegen. Gewiß, ich bin jetzt in der Lage, meine Stube zu verlassen, man fährt mich in das „Unterhaltungszimmer", und wenn ich „Glück" habe, finde ich dort irgend einen musikalischen Kranken vor, der sich am Flügel zu schaffen macht. Ich würde so gerne selbst einmal versuchen, zu spielen; wie oft habe ich mir überlegt, wie dies möglich sein könne, vom Rollstuhl aus dürfte es gar nicht so ganz einfach sein, — allein ich fürchte, daß jemand meine Versuche entdecken könnte, und unterlasse sie deshalb. Mitunter muß ich lächeln über jene Ironie des Schicksals, die meine musikalischen Neigungen verfolgt: in England spielte ich nur dann, wenn ich keine andere Hilfe mehr wußte, wenn die Verzweiflung mich gefangen hielt. Dann überwand die innere Not alle Scheu und ich spielte, — verfolgt von höhnischen Blicken, die ungetrübt durch Sachkenntnis stets auf Schumann rieten, da sie allgemein der Ansicht waren, daß ein Deutscher eben Schumann spielen müsse. Als wenn es nichts anderes für uns gäbe! Ich konnte mich doch nicht an dem langen Weg bis Tipperary begeistern. In den vielen Stunden, die ich allein in meinem Zimmer liege,

versuche ich mir auszumalen, wie ich den Mut finde, vom Rollstuhl aus Klavier zu spielen, — unter Vermeidung jeglicher Pedalbenutzung, dies Gebiet dürfte mir vorläufig verschlossen bleiben. — Lang sind die Stunden des Alleinseins; wohl weilt meine Mutter hier, und ihre Besuche stehen in dem Programm des Tages fest eingereiht mit zwei Stunden. Ein längerer Aufenthalt, ein beträchtlicheres Maß an Unterhaltung soll Unzuträglichkeiten für meine Gesundheit zur Folge haben. Ich vermag nicht, mich dieser Auffassung anzuschließen. Und doch bedeutet diese strikte Anordnung etwas für mich; so viel bedeutet sie, daß ich mich nicht zur Wehr setze. Solange es noch Dinge für mich gibt, die unerlaubt sind, solange bin ich zu der Annahme berechtigt, daß man mit meiner Genesung rechnet. Erst von dem Augenblick an, da man dazu neigt, mir jede — auch die törichteste — Bitte zu gewähren, wird jener Zweifel sich zur üppigsten Blüte entfalten, ob eine solch weitgehende Duldsamkeit die Folge der fortschreitenden Besserung — oder aber Rücksicht auf unaufhaltsam vorwärtsdrängenden Verfall sein dürfte. Aber, wie gesagt, zurzeit genieße ich dergleichen Vorschriften, so unliebsam sie im einzelnen Fall auch sein mögen. Denn gerade die Besuche meiner Mutter bedeuten die schönsten Stunden für mich.

So seltsam gebaut sind wir Menschen: Seit fünf Jahren sind wir, meine Mutter und ich, zum ersten Male zusammen, ohne ständig das drückende Gefühl zu haben, daß ein solches Zusammensein nur allzu begrenzt ist. Wir rechnen nicht mit den Tagen, dadurch wird unser Miteinanderleben ruhiger, es ist nicht ständig durchklungen von dem Gedanken: Kaufet die Zeit aus. Als uns das Ende der Ferien über die Schulter sah, waren wir gepeinigt davon und litten darunter; jetzt gleiten meine Gedanken oft zu dem Böcklinschen Selbstporträt, dem der geigende Tod so nah, so nah steht; vielleicht hat der Tod bereits seine Hand nach mir ausgestreckt. — Vielleicht ist mir nicht einmal mehr die Dauer eben jener Ferien beschieden, und doch spiele ich mit den Tagen, als gehörten sie mir in unabsehbarer Zahl. Und meiner Mutter geht es wie mir. Wir leben, so sonderbar diese Bezeichnung auch auf meinen Zustand paßt, heute — und wissen nichts von morgen, wenn wir beisammen sind. Meine Mutter glaubt an den heroism ihres Sohnes. Sie glaubt daran, weil sie glauben will, weil für sie keine andere Möglichkeit besteht. Und doch gibt es Augenblicke, in denen sie müde wird, müde ihrer angenommenen Haltung, in denen sie aus meinen Zügen angstvoll nach der Bestätigung dessen sucht, was sie glauben möchte, glauben muß, da ihr sonst Qualen erwachsen, die härter sind als alles andere, was sie erlebt. Und doch fällt kein Wort zwischen uns über jene Dinge. — Durch meine holländischen Begleiter ist die Kunde meiner „aufopfernden Tat" bis hierher gedrungen. Der Arzt hat meiner Mutter Bericht erstattet, ehe sie mich sah. Ich selbst war nicht gezwungen zu sprechen. Und wir sind es nicht mehr gewöhnt, uns vor einander seelisch zu entkleiden. Wir lebten beide lange genug unter Engländern und trachten demzufolge nicht allzu sehr danach, bis in die letzten Regungen eines Herzens einzudringen.

Mich bedrückt mein erlogenes Heldentum. Und doch sehe ich keinen Ausweg aus dieser Lage. Ich habe die Kraft gehabt, meiner Mutter kalten Herzens Unrecht zu tun, indem ich den Tod suchte, aber mir fehlt die Kraft, ihr mit kalten Worten zu sagen: Was ging mich jener Funkentelegraphist an, der über Bord ging? Dieses Leben, dem ich nicht gewachsen bin, schien mir nur wert, es bei der ersten sich bietenden Gelegenheit von mir zu werfen. — So hart ich geworden sein mag, so treibe ich diese Härte nicht so weit, meine Mutter jetzt, — da es mir unnötig scheint — dergestalt zu belasten. Ich lebe; wozu also jene dunklen Gedanken wieder an das Licht des Tages befördern?

Ich bin von meinem Thema abgeirrt. Die Beschreibung meines Tagewerkes hat ihr Ende noch nicht erreicht. — Eine gewisse Zeit dient der Behandlung, den Bädern, jenen Versuchen meine dienstunwilligen Gliedmassen zu neuem Eifer anzuspornen, die bisher von geringstem Erfolg gekrönt sind. Und doch kann ich mich kaum beklagen. Ich bin abhängig, gewiß, —

allein noch bin ich in der Lage, Arme und Hände zu bewegen; so niederziehend vieles sein mag, so fühle ich einen erheblichen Stolz über meine Fähigkeit, allein essen zu können! Ein stolzer Ehrgeiz für einen 19jährigen Menschen!

Unerachtet jener Beschäftigungen bleibt noch ein ansehnlicher Teil des Tages, an dem ich mir selbst überlassen bin. Ich kann nicht alle freien Stunden mit Lesen zubringen, so habe ich begonnen, an diesen Blättern zu schreiben. Zwei Gründe bewogen mich hierzu: ich möchte versuchen, mir klar zu werden, warum ich an jenem 11. Februar an Bord der Queen dergestalt aller Haltung, aller Hoffnung verlustig gegangen war. Und noch ein Gedanke beherrscht mich bei der Niederschrift. Ich könnte diese Blätter dereinst wohlverpackt nach Indien senden. Ich könnte sie meinem Vater überantworten. Ist es Haß, der mich hierzu treibt? Ich weiß es nicht. Von seinem Standpunkt aus hat mein Vater vielleicht nicht einmal unrecht an mir gehandelt. Von seinem Standpunkt aus hatte er vielleicht ein Recht, so und nicht anders vorzugehen. Aber es will mir doch scheinen, als könne die Lektüre dieser Seiten ihm einige unruhige Stunden bereiten, als könne sie ihm Zweifel erwecken, ob er daran recht getan, mich zwingen zu wollen, Engländer zu sein. Als läge hier die Möglichkeit einer Entscheidung; einer Entscheidung, die für mich das Ergebnis haben müßte, daß jede äußere Schwierigkeit aus meinem Leben schwände. Wieviel an inneren Hemmungen alsdann noch verbliebe, steht dahin. Ob ich nicht selbst, — auch wenn ich keine äußeren Widerstände mehr fände, doch stets zerrissen würde von Zwiespältigkeit, die begründet ist durch jene Blutmischung? Ich habe bisher hart kämpfen müssen um den Preis, nur ein Vaterland mein eigen nennen zu dürfen, so daß mir heute jedes Maß fehlt, um kühl beurteilen zu können, was für Stürme mir bevorstehen würden, wenn ich frei auf mich selbst gestellt wäre. Ich trage die Zuversicht, daß ich wohl hie und da in mir englische Neigungen, englische Ansichten finden würde, daß ich aber doch im innersten Teil meines Wesens so deutsch bin, daß ich jene kleinen Bruchteile englischen Blutes wohl mit leisem Befremden entdecken würde, daß sie aber niemals entscheidend auf mein Handeln wirken würden, das einzig dem Dienst meiner wahren Heimat zugute kommen darf. Ich spiele ein wenig mit der Vorstellung, daß mein Vater am Ende durch diese Niederschrift bewogen werden könnte, an der Durchführbarkeit seiner Pläne zu zweifeln, ja mehr noch, seine Pläne aufzugeben, seine Wünsche als aussichtslos zu Grabe zu tragen. — Dabei würde mein Vater diese Blätter nicht einmal selbst lesen können, — er müßte sich eine Übersetzung ins Englische anfertigen lassen. Liegt nicht gerade hierin ein Verhängnis? Wie soll er einen Menschen verstehen, in seinen innersten Regungen begreifen, dessen Sprache er nicht kennt? Wir haben uns gegenseitig nie sonderlich bemüht, die Sprache des anderen zu erlernen. Gewiß beherrsche ich jetzt wieder das englische Idiom; allein es liegt keine Ursprünglichkeit in meiner Ausdrucksweise; lächerlicherweise spreche ich meist mit erhobener Stimme englisch, als ginge ich von der Ansicht aus, mich hierdurch eher verständlich zu machen, zudem herrscht die Übertragung vor, — alle Dinge nehmen ihren Umweg über deutsches Denken und werden dadurch beeinflußt.

Ob die Ärzte sehr angetan wären von meiner neuen Beschäftigung? Bisher habe ich es verstanden, meine Schreibkünste nur dann auszuüben, wenn ich vor jeglicher Störung sicher zu sein glaubte. Jedenfalls werde ich mich hüten, über den Inhalt dieser Blätter etwas laut werden zu lassen. Vielleicht käme man auf den absonderlichen Gedanken, ein solches Memorandum könne hinderlich für meine Genesung sein.

Über meinen Zustand sind die Herren Mediziner sich augenscheinlich nicht ganz einig. Man hat noch einen Nervenspezialisten hinzugezogen. Nach erfolgter Untersuchung durch diesen Herrn konnte ich mich nicht enthalten, mich bescheiden zu erkundigen, ob man die Erkrankung etwa als einen Fall von schwerer Hysterie ansehe. Meine Frage trug mir eine wenig freundliche Antwort des Chirurgen ein. Er wurde so grob, daß ich wesentlich beruhigt in die Zukunft blicke. — Aber trotz allem: Einigkeit dürfte nur über einen Punkt herrschen:

ich werde noch für Monate zum Liegen im Krankenhause verurteilt sein. So werde ich genügend Zeit zum Schreiben finden. Und wenn ich mir Gedanken über meine Zukunft mache, so geschieht dies lediglich nach zwei Richtungen: Ich sehe nur zwei Möglichkeiten: Ich werde völlig geheilt. Für diesen Fall muß ich danach trachten, mir ein neues Lebensprogramm zu entwerfen. Das alte, das mich von Deck der Queen heruntertrieb, dürfte nicht tauglich gewesen sein. — Oder aber: ein langsames Sterben hat eingesetzt, — anscheinend langsam, — und doch wird der Abschluß nach einigen Monaten erreicht sein. Als Trost müßte ich mich dem Gedanken hingeben, daß für Schwächlinge, die ihr Leben nicht zu meistern verstehen, heute kein Raum auf dieser Erde sein kann! Ich habe es ja selbst so gewollt, wenngleich ein langsames Absterben eine grauenhafte Vorstellung ist. — Die dritte Möglichkeit: Siechtum, Krüppel auf Lebenszeit, 30 bis 40 Jahre Krankenlager, Rollstuhl? Diese Möglichkeit ist so wenig für mich vorhanden, daß ich überzeugt bin, sie kommt tatsächlich nicht in Frage. Und zwar trägt mich hier der eigene Glaube weit besser, als es hundert ärztliche Atteste vermöchten.

III.

Aus den ersten zehn Jahren meines Lebens.

Geboren bin ich am 14. März 1904 zu Simlah in Indien. Mein Vater stand damals als Leutnant bei einem Grenadierregiment in Delhi.

Meine Wissenschaft über Dinge, die zum Teil vor meiner Geburt oder während meines ersten Lebensjahres geschahen, stammt aus den verschiedensten Quellen: Erzählungen meiner Eltern selbst mögen dabei nicht die größte Rolle gespielt haben, vielmehr möchte ich dazu neigen, vieles von dem, was ich weiß, auf Gespräche zurückzuführen, die meine Ajah mit mir pflog. Sie machte in ihren Unterhaltungen durchaus keinen Unterschied, ob diese zu einem Kinde oder zu einem Erwachsenen stattfanden. Ihr nicht zu hemmendes Mitteilungsbedürfnis hinderte sie vielleicht daran, hier irgendwelche Schranken zu ziehen. Es mag auch sein, daß die Ereignisse in meinem Elternhaus auf ihre natürliche Veranlagung aufreizend wirkten. Vielleicht fehlten ihr auch die Begriffe darüber, daß Schweigen Kindern gegenüber in vielen Fällen nur angebracht erscheinen dürfte. Sie hielt mit ihren Ansichten über Welt und Menschen keineswegs zurück, so daß ich bereits als kleiner Knabe um Dinge wußte, die gemeiniglich nicht in das Leben eines Kindes hineingehören.

Meine Mutter war die älteste Tochter Wilhelm Kreuzwendedich Kraft von Dörenbergs. Vier Schwestern und zwei Brüder folgten ihr in kurzen Abständen. Ihre Jugend verlebte meine Mutter in verschiedenen Städten des Deutschen Reiches. Häufiger Wechsel der Garnisonen war ja nichts Ungewöhnliches im Leben der Offiziersfamilien. Sie wird die Erziehung genossen haben, die damals in diesen Kreisen die übliche war; doch zweifle ich nicht, daß die starke geistige Regsamkeit meines Großvaters ihren Einfluß auf das ganze Haus ausgeübt, vielleicht mit am meisten auf meine Mutter, die als ganz junges Mädchen darauf bestand, Vorlesungen an der Universität zu hören, was zu jener Zeit nicht eben im Rahmen der üblichen Töchtererziehung lag. Aus den Erzählungen ihrer Brüder entnehme ich, daß sie im Regiment zwar nicht unbeliebt war, aber ob ihrer herben Klugheit ein wenig gescheut wurde; man wagte sich nicht leicht an sie heran, — ihre drei jüngeren Schwestern heirateten bedeutend früher als sie selbst. Mein Großvater, der eine gewisse Schwäche für seine älteste Tochter hatte, veranlaßte sie bald zu einem Besuch bei ihrer in Tsingtau verheirateten zweiten Schwester, um ihr so die Möglichkeit zu schaffen, ein Stück Welt kennen zu lernen.

Nach zweijährigem Aufenthalt in Deutschostasien fuhr sie im Frühling des Jahres 1902 an Bord der „Sachsen" nach Deutschland zurück. Besonders glücklich wird sie auf dieser Reise nicht gewesen sein. Nach längerem Leben in Deutschostasien konnte der Gedanke, nunmehr wieder als Haustochter in die Enge irgendeiner preußischen Garnison zurückkehren zu müssen, nichts übermäßig Erfreuliches in sich tragen. (Fortsetzung folgt.)

Die Verfasserin unseres neuen Romans

Lene Wenck, deren Roman „Die Flucht aus dem Niemandsland" wir in diesem Heft zu veröffentlichen beginnen, ist unseren Lesern keine Unbekannte. Wir brachten von ihr zwei größere Arbeiten, eine über „Radikale Pazifisten und Landesverrat" im Heft „Pazifismus" und den großen Leitaufsatz „Auslanddeutsche im Weltkrieg" im Heft „Überseedeutsche". Der erstgenannte Aufsatz verrät die Tätigkeit als Gehilfin unseres Mitarbeiters Georg Karo, des Hallenser Archäologen und hervorragenden Forschers und Kämpfers in der Kriegsschuldfrage, der zweite aber berührt sich schon mit ihrem dichterischen Grunderlebnis, dem großen Krieg als dem Anfang der Zeitenwende, die den deutschen Menschen vor allen anderen zu erschüttern und vielleicht schon zu wandeln begonnen hat.

Wenn das Erlebnis dieses Krieges jetzt allmählich Form gewinnen will, so scheint dies, wie trotz aller großen Einzelleistungen die sieben seit Versailles verflossenen Jahre zeigen, bei dem staatspolitisch so unbegabten Volk der deutschen Träumer zunächst noch nicht auf dem Gebiet des staatlich-volklichen Aufbaus, sondern vorerst nur auf dem Felde der Dichtung zu geschehen. Um so befremdlicher ist es, daß gerade in diesen Tagen Leute, die sich sicherlich für die Kunst verantwortlich fühlen, jedes unmittelbare Kriegserlebnis aus der Dichtung verbannt sehen wollen. Es mag freilich mehr als bloßes Können, mehr als bloße Seelenzergliederung dazugehören, ein Einzelschicksal mit dem Schicksal eines Volkes zu verweben zum Ewigmenschlichen und zugleich zum einmaligen Schicksal dieser Zeit. Lene Wenck schrieb damals in den S. M. von dem uns noch nicht erschlossenen Reich der Auslanddeutschen: „Ein Zufall öffnet gleichsam mit einem Schlage die Pforten zu einem Reich, das wir Deutsche allein für uns in Anspruch nehmen dürfen, zu einem Reich, dem es ein wenig ergangen ist, wie der alten Stadt Vineta. Leuchtend hat es einmal in hellem Sonnenglanz gestanden und ist versunken, und nur selten — an ruhigen Tagen — hören wir von fernher ein Glockenläuten, das seinen Ruhm verkündet." In das viel größere und gewaltigere Reich des Kriegserlebnisses überhaupt führt sie uns, weil es sie selbst immer wieder dazu drängt. Sie bleibt nicht wie die vielen anderen bei der einen Hälfte der Aufgabe stehen. Schicksal und Leistung, Schicksal des einzelnen und Schicksal des Volkes, Leistung des einzelnen und Leistung des Volkes, verdichtet sie zu einem Ganzen. Schon in ihrem Erstlingswerk, „Das singende Meer", einer Novelle von bewundernswert geschlossenem Aufbau, entrollt sich an der besonderen Begebenheit eines einzigen Tages, dem unglücklichen Tauchversuch eines deutschen Seeoffiziers vor der von Bolschewisten bedrohten Hafenstadt Odessa im Beisein der einzigen Schwester das Schicksal eines Menschen, einer Familie, eines Volkes. In dem Roman „Konsul Holtmans Tochter[1])" steht im Mittelpunkt eine Frauengestalt von so verzehrender Leidenschaft und verzeihendem Opfersinn, wie dessen nur der nordische, der deutsche Mensch fähig zu sein scheint. Umwelt und Menschen — Hanseatisches Patriziertum — erinnern an Rudolf G. Bindings „Opfergang".

Persönliches Erleben der Verfasserin fühlt man da und dort durchschimmern. Sie hat den Krieg auf den verschiedensten Kriegsschauplätzen fast vier Jahre lang als Schwester erlebt. Im Oktober 1918 noch vom Westen nach der Süd-Ukraine kommandiert, machte sie die wechselvollen Schicksale der deutschen Truppen inmitten des bolschewisierten Gebietes mit und gelangte erst im Frühjahr 1919 auf dem Seeweg wieder in die Heimat. Auch der „Flucht aus dem Niemandsland" soll eine wirkliche Begebenheit zugrunde liegen. Die Wesensfremdheit der zwei großen Nationen England und Deutschland bildet den Hintergrund, der auch für den Knaben Percy Kreuzwendedich zum Schicksal wird. Zurzeit arbeitet Lene Wenck an einem großen Roman, der das Schicksal eines deutschen Geschlechts von der Jahrhundertwende bis in die Tage von Deutschlands tiefster Erniedrigung umfassen soll.

München. Dr. Fritz Hasinger.

[1]) Konsul Holtmans Tochter. Roman. 1922. Verlag G. Westermann, Braunschweig. — Das singende Meer. Nov. 1920. Verlag G. Schloßmann, Leipzig.

Ein Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte

Seit zwei Jahrzehnten macht sich in der Literaturgeschichte eine grundsätzliche Umstellung bemerkbar. Vom Begreifen des Persönlichen und Einzelnen weg strebt man zu jenen höheren geistes- und stilgeschichtlichen Bindungen, die unser Aufsatz „Ergebnisse und Ziele der modernen Literaturwissenschaft" im Septemberheft 1924 der S. M. „Der Busch" nachzuzeichnen sucht. Die Literaturgeschichte alten Stils, die im wesentlichen aneinandergereihte Einzelcharakteristiken von Kunstwerken und Dichtern gab, kann der Gesamtheit der neu zum Gegenstand der Forschung gemachten über- und unterpersönlichen Faktoren, der sogenannten Realien der Literaturgeschichte, naturgemäß nicht mehr gerecht werden. Schon 1914 hatte ein „Deutsches Literaturlexikon" von Hermann Anders Krüger dieser Tatsache Rechnung zu tragen versucht, ohne doch bei der Fülle der Stoffmassen mehr als Ansätze bieten zu können. Heute unternimmt das „Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte" einen weit großzügigeren und im ganzen erfolgreichen Versuch in dieser Richtung. Von P. Merker und W. Stammler unter Mitwirkung zahlreicher Fachgelehrter im Verlag de Gruyter, Berlin, herausgegeben, soll es in drei Bänden und im ganzen 800 Artikeln die literaturwissenschaftliche Materie nach sachlichen und formgeschichtlichen Gesichtspunkten ordnen, während ein Personal- und ein Stoff- und Motivlexikon einstweilen noch zurückgestellt sind. Der vorliegende erste Band des Werkes umfaßt die Stichworte Abenteuerroman bis Hyperbel. Es liegt in der Art der Zusammenstellung begründet, daß sie nicht völlig einheitlich behandelt werden konnten. Manche Artikel sind nur feuilletonistische Überplauderung geblieben (z. B. Akrostichon, Dialektliteratur, Expressionismus, Gespenstergeschichte, Heroide), andere wieder Meisterwerke prägnant-sachkundiger Darstellung (Antikisierende Dichtung, Bibelübersetzung u. a.). Im ganzen ein Werk, um das Literaturwissenschaft künftig nicht herumkommt. Dr. Arthur Hübscher.

Neuerscheinungen

Den Zeitraum von 1885 bis 1923 behandelt Hans Naumann, Professor an der Frankfurter Universität, in dem Bande „Die deutsche Dichtung der Gegenwart" (Stuttgart, J. B. Metzler) in 3 Kapiteln: das neue Schauspiel, der neue Roman, die neue Lyrik. Das Buch bietet reiche sachliche Belehrung auch für den Leser, der sich die Werturteile des Verfassers nicht zu eigen machen will. Es gehört dem bisher in Deutschland unbekannten Buchtypus an, den Georges Pellissier in seinen Bänden „Le mouvement littéraire" meisterhaft vertritt. (Für die neue Auflage würde ich vorschlagen S. 47 „dramatisch" durch „theatralisch" zu ersetzen.)

In der Reihe der „Tempelklassiker" erschien Walther von der Vogelweide altdeutsch und neudeutsch nebeneinander: ein Hilfsmittel, dem großen Dichter in der Ursprache näherzukommen, das vor allem auch für die höheren Schulen von großem Werte ist. Walthers Sprache ist manchmal wirklich schwer, und ohne solide Hilfen nicht verständlich. (Wo stecken jedoch die Anmerkungen, auf die beständig verwiesen wird?) Der Band ist, wie alle Werke des Verlags, sehr schön ausgestattet.

Als 3. Band der „Simplicianischen Bücher" von Grimmelshausen erschien der „Ewigwährende Kalender" (München, A. Langen, geh. 8 M.). Er vereinigt die Kalenderarbeiten des Verfassers des „Simplicissimus", eine unerschöpfliche Fundgrube von erzählendem, belehrendem und volkskundlichem Gut: Bauernregeln, Wetterregeln, Gesundheitssprüche, Astrologie, Horoskopie, allerlei kuriöse Begebenheiten, kleine Geschichten, Anekdoten, Gespräche. Grimmelshausen hat seine Kalenderarbeit besonders hoch geschätzt; wie sehr er recht hatte, beweist dieser

über 600 Seiten starke Band, einer der wichtigsten Neudrucke der letzten Jahre, an dem keiner, der Sinn für Volkskunde hat, vorübergehen kann.

Ein Mädchen-Lesebuch. Der Verlag R. Oldenbourg hat dem bereits in zahlreichen Anstalten eingeführten Lesebuch für Realschulen eines für weibliche höhere Lehranstalten folgen lassen, das ähnlich gearbeitet ist. Band 1, Heimatland, ist in Wort und Bild Bayern gewidmet; Band 2, Vaterland, erweitert die Vorstellung Heimat; Band 3, Volk unter Völkern, macht mit Nachbarn und Ferne bekannt; Band 4, Burg und Dom, gilt dem geschichtlichen Unterbau; Band 5, Deutsches Werk, vervollständigt ihn und zeigt, was und wie Deutschland arbeitet. Von Märchen und Legenden und allerlei kleinen Geschichten aus der Heimat geht es weiter über Sage und Mythus, Schnaken und Schnurren, Tier und Pflanze, in die Länder Europas, in die weite Welt, in die Welt des Geistes, der Technik, der Arbeit. Die ausgewählten Stücke stammen zum Teil von Lebenden, wie Kolbenheyer, Thomas Mann, Hermann Hesse, W. Schäfer, Peter Dörfler, M. G. Conrad, Selma Lagerlöf, Agnes Miegel, Heinrich Wölfflin, Carry Brachvogel, Walter v. Molo, Helene Raff, Ricarda Huch. Alte und neue Bilder: Rembrandt, Schiestl, Grünewald, Dürer, Rethel, L. Richter, Schwind, Führich, Hans Thoma, Feuerbach, Pocci, Sieck. Die Bücher gefallen den Kindern, weil sie gar nicht schulmäßig aussehen, sondern wie Weihnachtsgeschenkbücher. Ich habe die Erfahrung gemacht, daß sie auch in ihren freien Stunden gern in ihnen lesen. Wenn man zurückdenkt an die Zeit der eigenen Jugend und die greulich langweiligen Mittelschullesebücher von damals — die der Volksschule waren immer besser —, so freut man sich über die schmackhafte und nahrhafte Kost, die den Kindern jetzt geboten wird.

Ein reizendes Buch sind die „Erinnerungen" des allen Münchnern aus den „Fliegenden Blättern" bekannten Zeichners und Malers Hermann Schlittgen. (Verlag Langen, geheftet 6 Mk., Ganzleinen 9 Mk.) Von wem weiß er nicht alles zu erzählen! Wen hat er nicht kennen gelernt! Er war mit Wilhelm Leibl befreundet, hat mit Degas, Renoir, van Gogh, Trübner, Liebermann, Spitzweg und Munch verkehrt, mit Sudermann, Hauptmann, Strindberg und Wedekind. Welche Menge von Anekdoten! Z. B. Angeli in der „Allotria": „I' weiß net, bei uns in Wien, da halt' mer gar net so viel von dem Rembrandt." „Bei uns in Schrobenhausen a net", erwiderte Lenbach trocken. — Oder: Whistler, bei einem Kunst-Prozesse gefragt, „ob er meinte, daß die Beisitzer dies alles verstehen." Er setzt sein Monokel auf, mustert die Spießbürger lange, dann sagt er gelassen: „No". — Oder des nämlichen Whistler Dankschreiben, als er in München die Medaille II. Klasse bekommt: „Ich erlaube mir, Ihnen meinen Dank zweiter Klasse abzustatten." — Aussprüche von Trübner: „Das Porträt ist der Parademarsch des Malers." „Es ist gleich, ob ein Porträt ähnlich ist, nach 50 Jahren weiß doch kein Mensch mehr, wie der Betreffende ausgesehen hat." — Oder wie Ludwig Richter den alten Kniep trifft, Goethes Begleiter in Sizilien: „Sagen Sie mal," fragt er in seinem sächsischen Dialekt: „da war hier vor vielen Jahren ein gewisser Goethe, was ist aus dem eigentlich geworden?" — Oder die Geschichte von Schlittgens Papagei: „Ein bekannter Münchener Arzt erklärte mir einmal sein neues philosophisches System, über welches er ein Buch schreiben wollte. Lori horchte auf, dann fing er an: „Was hoste denn? Was willste denn? Na so was." Das ging so eine Weile fort, der Herr wurde schon nervös. Dann, als der Redefluß weiter ging, rief Lori plötzlich laut: „Adje — eh! Adje — eh! Adje!", so daß der Philosoph mit wütendem Blick auf ihn, tief gekränkt, wirklich davonging, ohne seinen Vortrag zu beenden." An solchen Geschichten ist das köstliche Buch reich, nur sind die meisten zu lang, als daß ich sie abschreiben könnte. Mit der Schilderung seiner jetzigen Wasserburger Existenz schließt Schlittgen so fein, wie er begonnen hatte.

Rosenheim Josef Hofmiller.

Redaktionell abgeschlossen am 18. September 1926.
Herausgeber: Paul Nikolaus Cossmann in München. — Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Arthur Hübscher in München. — Druck- und Buchbinderarbeiten: R. Oldenbourg, München. — Papier: Bohnenberger & Cie., Niefern bei Pforzheim.

Das erwachende Asien

Von Generalmajor a. D. Professor Dr. Karl Haushofer in München

„Die Politik des XX. Jahrhunderts wird sich hauptsächlich mit dem Erwachen Asiens zu beschäftigen haben, und ob diese Politik friedlich oder kriegerisch ist, wird von der Entwicklung der politischen Typen und Systeme des mittleren und fernen Ostens abhängen, soweit sie ungestört durch fremde Einmischung oder durch Aufdrängung westlicher Vorbilder bleibt, die auf einer vermeintlichen Überlegenheit der Form oder der Idee gegründet ist. Wenn die asiatischen Rassen bei dieser Sicherstellung ihrer politischen Evolution, die auf ihrer wesentlichen und ursprünglichen Gruppenorganisation beruht, sich selbst überlassen bleiben, könnte schließlich eine Föderation der östlichen Mächte entstehen, die eine zuverlässigere Friedensgarantie wäre, als der Völkerbund des Westens." Radhakamal Mukerjee, Democracies of the East.

I. Zur Vorgeschichte der panasiatischen Idee

Im Gegensatz zu den Aufschwüngen und Ruhezeiten der panamerikanischen Bewegung, die schon lange Zeit zu beobachten gewesen waren, auch zu dem ersten Zusammenschluß eines Erdteils zur Australischen Commonwealth an der Jahrhundertwende, sind die panasiatischen und eurasiatischen Fragen in der Weltpolitik mit voller Tragweite erst seit dem Weltkrieg in den Vordergrund getreten. Damit wurden aber nur Gespenster sichtbar, die sich lange vorher verborgen, aber dennoch an den Stellen fühlbar aufgehalten hatten, wo sie nun deutlicher umgingen. Sie erschienen als Rückwirkung oder Rückschlag auf die tiefste Erniedrigung panasiatischer Gedanken zur Zeit der chinesischen Wirren von 1900, die man wohl als den toten Punkt der allasiatischen Bewegung bezeichnen kann. Zu diesem Zeitpunkt war das Höchstmaß an Zusammendrückbarkeit gesamtasiatischen Empfindens erreicht, wo es entweder zum völligen Zusammenbruch des asiatischen Erdteil-Bewußtseins oder zu einem Wiederaufleben und zu Gegenwirkungen gegen die euramerikanische Vergewaltigung kommen mußte. Wir gehen also, wenn wir nicht so weit ausholen wollen, die Geschichte des asiatischen Erdraum-Bewußtseins zu schreiben, davon aus, wie der kritische Zeitpunkt um 1900 überwunden wurde.

Die als Erinnerung an eine viertausendjährige ruhmvolle Leistung in der Geschichte der Menschheit bestehenden autonomen Kultur-, Macht- und Wirtschaftsgedanken des größten Erdteils über sich selbst, die Vorstellung Asiens von seinem Selbstbestimmungsrecht und seiner Schöpferkraft hatten an der Wende des 19. zum 20. Jahrhundert ihre tiefste Beugung und Demütigung erfahren. Mit Ausnahme des ostasiatischen Inselreiches Japan, das (nur von 1854 bis 1895 unter teilweiser Beschränkung) seine asiatische Vergangenheit um eines trügerischen Scheines von Gleichberechtigung willen an die Großmächte der weißen Rasse verkauft und verraten zu haben schien, besaß keine der Asien entstammten Mächte mehr das Recht der Selbstbestimmung, das der freien Völkerpersönlichkeit, so wie es unter vollwertigen staatlichen Lebensformen damals verstanden wurde. Das chinesische Reich, das sich immer noch als Reich der Mitte betrachtete, das nach seiner Raumgröße und Volkszahl weit eher zu den Großmächten der Erde hätte gehören müssen, als das

so schnell in Macht und Ansehen hineingewachsene kultur- und rassenverwandte Inselreich — von dem es allerdings 1895 besiegt worden war — das wurde eben an der Jahrhundertwende noch einmal tief gedemütigt durch ein scheinbar völlig einträchtiges Vorgehen aller großen Mächte. Seine Regierung flüchtete aus Peking in den „wilden Westen"; seine Ohnmacht, seit 1842 und 1858 von den Westmächten langsam entschleiert, war aller Welt kläglich offenbar geworden. Es gab, mit Ausnahme des von zwei Seiten bedrohten Siam und der unzugänglichen Himalaya-Bergstaaten kein Selbstbestimmungsrecht, keine freie Völkerpersönlichkeit mehr für einen Staat des asiatischen Festlandes.

So tief war die Demütigung des einst so stolzen Reiches der Mitte, das in der kurzen Zeit seiner Erschließung wichtige Teile seines Raumbestandes und über 10000 km Küstenzutritt verloren hatte, daß die 1899 aufgebaute „Hay-Doktrin" mit ihrem Grundsatz der „Offenen Tür" und der Erhaltung der territorialen Unberührtheit und verwaltungsmäßigen Einheit von China als erlösende Tat betrachtet werden und geraume Zeit wirken konnte.

Thomas F. Millard (Conflict of Policies in Asia, Century Co. New York 1924) bringt Näheres über diese Seite der Entwicklung der Politik der Vereinigten Staaten gegenüber Asien und betrachtet sie vom amerikanischen Standpunkt.

Nicht als ob die Erinnerung großer asiatischer Machtentfaltung, der Zusammenhang panasiatischer Kultur-, Macht- und Wirtschaftsgedanken erloschen gewesen wäre. Wenn mir auch noch 1908 einer der klügsten britischen Prokonsuln in Indien sagte: „Wer mir 1900 davon gesprochen hätte, daß es etwas wie ein indisches Nationalgefühl geben könne, den hätte ich ausgelacht, jetzt kann ich nicht leugnen, daß es so etwas gibt" — so war mit diesem Zugeständnis einer raschen Entwicklung in wenigen Jahren zu einem Feuer mit starkem Rauch nicht das Vorhandensein einer Glut schon im 19. Jahrhundert in Abrede gestellt. Ein während des Weltkriegs von indischen Vaterlandsfreunden herausgegebener Propagandaband: „Der Freiheitskampf der indischen Nationalisten, das Werk eines Jahrzehnts" 1906 bis 1917 (Berlin, 1918, Reimer) führt, zum Teil aus englischen Quellen (!), den Nachweis, daß seit dem Zusammenbruch des von den Indern selbst seit Akbar als national empfundenen Reiches der Großmogule der asiatisch-nationale Gedanke in Indien nicht mehr erloschen ist. Es führt eine zusammenhängende Linie über die Erneuerungsversuche des Mogulreiches, trotz der Schlacht von Plassey[1]), zu Maharaja Nand Kumar und Haider Ali von Maisur (1779 bis 1782), zu Mahoji Scindia, dem gewaltigen Einiger der Mahratten und Vormund des blinden Schah Alum (1794) zu Tippu Sahib (1799) und dem Maharaja von Mewar (1820), dem letzten Vorläufer der großen indischen Revolution, die aus der Meuterei der eingebornen Truppen der ostindischen Kompagnie 1857 hervorging. Der Sturm brach nicht los, ehe nicht ein planmäßiger Ausrottungsfeldzug gegen die indischen Fürsten von 1847 (Penjab-Einverleibung) bis 1856 (Übernahme des Kaiserreiches Audh) begonnen und die bedrohten Herrscher belehrt hatte, daß sie alle das gleiche Schicksal befürchten mußten.

Der Ausgang des ersten größeren indischen Freiheitskampfes zerstörte auf fast ein Menschenalter die Hoffnungen des Landes, mit Gewalt frei werden zu können, und die Führung dieses Unabhängigkeitsringens glitt für den indischen Teilraum von den Fürsten, deren Fähigkeit nicht ausgereicht hatte, in die Hände geistiger Führerschichten, die sich erst sammeln und ihre Taktik ausbilden mußten. Aber das, worauf es uns hier ankommt, wo wir nicht dem Ringen eines einzelnen Landes nachgehen können, sondern der Geschichte der panasiatischen Ideen, das ist: an einem Beispiel unter besonders schwierigen Verhältnissen — nämlich unter den 320 in sich religiös, rassen- und kastenmäßig gespaltenen Millionen Indiens — zu zeigen, daß der panasiatische Gedanke, der sich in allen unterdrückten Volksteilen eines ganzen Kontinents regt, immer darin lebendig war. Einen ähnlichen Nachweis könnte man in der Verfolgung der Literatur des Islam im Westen wie im Osten führen,

[1]) 1757 entscheidender Sieg Lord Clives über Suraj-ut-Daula, den Nawab von Bengalen.

auch für die chinesische Bewegung, seit sie sich überhaupt ihrer Unterdrückung bewußt wurde, oder für geistesverwandte japanische Bestrebungen wie To A Dobun Kai, Asia gikai, Panasiatic society. Es gibt einzelne Fanale in der Literatur, die diese Kontinuität besonders hell beleuchten. Dazu gehört neben anderen seiner rassen-politischen Arbeiten Lothrop Stoddards: „New World of Islam", wie einzelne Arbeiten von Gandhi, den sein Volk Mahatma, die große Seele, nannte, wie Mukerjees „Democracies of the East"; dazu gehören aber auch das denkwürdige Sendschreiben Sun Yat Sens vom Beginn des Weltkrieges an den japanischen Abgeordneten Inukai und viele andere asiatische Staatsmänner (in dem er Eintreten Japans an der Seite der Mittelmächte zusammen mit den Asiaten forderte, damit man endlich Asien befreien könne) und sein Testament, das in der Zeitschrift für Geopolitik deutsch veröffentlicht und besprochen worden ist, oder das Manifest der japanischen Asia gikai und Asia dobunkai (Haushofer, „Dai Nihon", S. 320, vgl. V).

Zu diesen Fanalen gehört vor allem auch ein Buch von Benoy Kumar Sarkar, „The Futurism of Young Asia" (Berlin, Springer, 1922), das vielleicht deutlicher als alle anderen den Zusammenhang der nationalen Ideen Chinas und Indiens mit panasiatischen Gedankengängen und ihren Gegensatz zu euramerikanischen Auffassungen beleuchtet. Man beachte nur den Satz:

„Natürlich ist Jung-Indien eine wahre Herausforderung an den status quo in der Weltordnung, an die Mächte, die es augenblicklich sind, die Mächte des Beharrens. Jung-Indien wird in Japan verehrt und in Deutschland bewundert; es ist in Rußland geachtet, wie es demnächst in Italien, in Frankreich, in jedem Land geachtet sein wird, das an einer Neugruppierung der Kräfte der Welt ein Interesse hat. Und Jung-Indien hat die Liebe der Vereinigten Staaten."

Vielleicht wird eine Bewegung, von der einer der am meisten für ihre Ideologie wirkenden Teile so überschwenglich die eigene Wirkung beurteilt, leichter aus den Gegenbewegungen heraus ihre Grenzen erkennen lassen.

II. Jung Asiens „Futurismus" und seine Gegenkräfte

Drei große Gegenbewegungen hat, ideengeschichtlich betrachtet, neben dem alten Kolonial-Imperialismus die all- oder panasiatische, auch gesamt- oder jungasiatische genannte Bewegung des erwachenden Asien: paneuropäische Gedanken, die eine Verantwortungsgemeinschaft der alten Kolonialmächte und ihres Besitzes mit den beraubten, erniedrigten und beleidigten mitteleuropäischen Staaten schaffen wollen (bald mit England, bald ohne England und die Sowjets, z. B. Coudenhoves Paneuropa); panpazifische, die darauf abzielen, die großen asiatischen Anliegermächte des Pazifischen Ozeans in dessen System mit Australien, den Vereinigten Staaten und Kanada, wohl auch Neuseeland und Latein-Amerika zu ziehen (in regionaler Neugliederung des Völkerbundes); und die von Sarkar euramerikanisch genannten, insoweit sie zunächst eine angelsächsische und dann eine Gemeinschaft der alten Mächte der weißen Rasse zur fortdauernden Unterdrückung Asiens oder mindestens des bisherigen Kolonialgebiets, wohl auch zur Bekämpfung der sich immer mehr als asiatische Macht aufspielenden und betätigenden Sowjets bilden wollen.

In diese großen Kraftrichtungen lassen sich die meisten dem erwachenden Asien gegenstrebigen rein nationalen kulturpolitischen oder wirtschaftlich imperialistischen Kräfte einordnen. Diese Verhältnisse vor allem und damit die abwehrende Einstellung der Verfechter panasiatischer Ideen zu den anderen Kraftgruppen im planetarischen Kraftfeld beleuchtet unter den sonst in der Literatur verfügbaren Zeugnissen am schärfsten Sarkar im „Futurism of Young Asia". Er nimmt zugleich eine sympathische Stellung zu den europäischen Mittelmächten ein und kann als leitend für die Anschauungen einer Reihe mir bekannter Führer der asiatischen Bewegung gelten; darum würde, wer sich weitere Vertiefungsarbeit in das Problem vornimmt,

soweit es sich um ein Bild der ringenden Ideen handelt, sich zunächst hauptsächlich mit Sarkar auseinanderzusetzen haben.

Aber neben diesem mehr philosophischen Fresko des erwachenden Asien läßt sich auch eine sehr reale Erscheinungsreihe wahrnehmen. Ihre Tiefpunkte liegen in der Annexion der Philippinen durch die Vereinigten Staaten, dem Teilungsvertrag Rußlands und Englands über Persien, der Auflösung des Osmanenreiches, der Entmachtung Chinas von 1900 bis zur Revolution von 1911. Ihre Höhepunkte sind vor allem in der Entwicklung Japans zu sehen, in seiner Bewährung als bündnisfähige Macht für Mächte ersten Ranges 1900 und in seiner praktischen Bestätigung durch den japanisch-russischen Krieg von 1904/05, im Abschlagen des sogenannten „Knox-Proposal" von 1910 zur Neutralisierung der mandschurischen Bahnen durch Japan und Rußland, in der Rolle Japans im Weltkrieg, in der zunehmenden Asiatisierung Sowjet-Rußlands 1917 bis 1920, in der fortschreitenden Emanzipation Afghanistans von englischer Vormundschaft durch den dritten Afghanenkrieg 1919, dem Durchsetzen der indischen Reform von 1920 bis heute, der Selbstbefreiung Persiens durch Riza Schah Pelewi und der Reste der Türkei durch Kemal Pascha, der zunehmenden Entziehung aller arabischen Staaten aus der englischen Führung durch Ibn Saûd, der Entwicklung Siams, und den Erfolgen der jung-chinesischen Bewegung. Ob das Selbständigwerden von Tibet wie der Mongolei in der jüngsten Zeit zu einem Erfolg der panasiatischen Bewegung führen oder sie eher gefährden wird, ist noch eine offene Frage. Sicher ist, daß eine Menge Machtstellungen, die man noch während des Weltkrieges in Asien sicher inne zu haben glaubte, den Kolonialmächten entwunden worden sind. Sicher ist, daß sich dieser Vorgang an dem empfindlichsten Barometer, den Philippinen, gegenüber der stärksten imperialistischen Macht, den Vereinigten Staaten, getreulich wiedergespiegelt hat. Da, wo äußerliche Veränderungen in den staatsrechtlichen Zugehörigkeiten sich nicht gezeigt haben, wie in den Sundainseln des niederländischen Kolonialreiches, sind doch große Strukturveränderungen vor sich gegangen und trotz einer wirtschaftlichen Blüte Zersetzungserscheinungen erkennbar geworden, wie die Sarikat-Islambewegung und die kommunistische Landabeiterorganisation auf Java.

III. Einwirkung der Sowjet-Ideen

Aus dem zuerst von uns dargelegten geschichtlichen Werdegang heraus sind vor allem die raumreichen, rohstoffgesegneten und von Volksgedränge erfüllten Großreiche der Monsunländer der geeignetste und nachhaltigste Nährboden panasiatischer Forderungen. Die übervölkischen Bindungen der Islamstaaten erweisen sich als eines der besten Lauffeuer, an denen entlanggleitend sie schnell größere Form annehmen können. Daneben werden uns die Sowjetideen eigentlich mehr von ihren Gegnern als von ihren doch sonst ziemlich ruhmredigen Trägern selbst als eigentliches Ferment der panasiatischen Entwicklung geschildert.

Wie viel daran richtig und wie viel übertrieben ist, das zeigt in jüngster Zeit eine Auseinandersetzung der führenden Köpfe der russischen Asienpolitik, Tschitscherins, Stalins, Vigdor Kopps und Karachans und besonders Radeks mit dem Westen durch das Mittel Artur Ransomes, des wirklich zum Schauen befähigten Berichterstatters des Manchester Guardian. Sie hat ihren Niederschlag in den Nummern vom 22., 24., 26., 29. und 31. März und 1. April des Manchester Guardian von 1926 gefunden und kommt in einem geistreichen Paradoxon von Ransome vor allem der grundsätzlichen Frage nah, ob wir im Verhältnis der Sowjetideen zur panasiatischen das Verhältnis einer bodenwüchsigen (endogenen) oder bodenfremden (exogenen) Kraft zu Asien zu sehen haben. Dieses Verhältnis beginnt für Ransome „at home". „Rußland ist in der einzigartigen Lage, ein asiatisches Land in Europa und ein europäisches in Asien zu sein. Das russische Reich umschloß eine große Menge von unterworfenen Ostvölkern und

so hatte die Revolution innerhalb ihrer eigenen Landgrenzen ein Problem zu lösen, das die Kolonialmächte sonst abseits über See zu lösen haben. Die Kommunisten haben tatsächlich die Fähigkeit bewiesen, das nationalistische Gefühl innerhalb des alten Reichs dadurch zu entwaffnen, daß sie an seiner Spitze ihm voran rannten und nationaler waren als die Nationalisten".

„Hier und dort waren sie nicht folgerichtig; namentlich an solchen Stellen, wo sie von der beständigen, allerdings nicht so ganz unbegründeten Furcht vor fremder Einmischung besessen waren und das Problem dadurch kompliziert wurde, begingen sie grobe Irrtümer mit blutigen und beklagenswerten Ergebnissen. Aber der gegenwärtige Zustand von Rußland ist eine Probe darauf, daß sie im wesentlichen, wie Tschitscherin einmal sagte, die richtige Methode gefunden haben, das Problem so zu lösen, daß sie das russische Reich nur wenig verringert aufrechthielten, und doch gleichzeitig das Gefühl politischer Unterwerfung bei den Völkern, aus denen es sich zusammensetzte, erheblich erleichterten. Mit wenigen Ausnahmen brachten sie das dadurch fertig, daß sie sich an die Spitze des lokalen Nationalismus setzten — und es ist dieselbe Politik, die sie auf der weit größeren außenpolitischen Bühne Großasiens befolgen!"

Auf diese Feststellung kam es uns an. Aus ihrer Einstellung sind die scharfen Wendungen Tschitscherins wie Stalins gegen die Kolonialmächte zu erklären:

Sie glauben, daß der östliche Nationalismus eine ebenso unwiderstehliche Kraft ist wie der Nationalismus in Europa, und sind bereit, für jedes Volk heute schon das zu verlangen, was es, wie sie überzeugt sind, morgen doch fordern wird. Sie selbst teilen nicht den (namentlich in England verbreiteten) Glauben, daß es niemals Wirren im Osten gegeben hat, wenn sie nicht von kommunistischen Agitatoren aufgerührt wurden. Stalin sagte darüber wörtlich: ‚Man hat wohl gesagt, namentlich taten es die bürgerlichen Schriftsteller, daß die Bolschewiken der Tadel für die Krisis in den Kolonien träfe. Ich muß leider sagen, daß sie uns mit ihrem Tadel darüber zuviel Ehre antun.'

Rußland liegt nahe genug am Osten und doch weit genug von ihm ab, um viel intimer als wir das Erwachen des Ostens zu fühlen. Die Kommunisten sind überzeugt, daß sich ein Riesenschlag vorbereitet. Rußland wenigstens soll ihn nicht mit unvorbereitet hingehaltenem Schädel empfangen. So ist Rußlands Politik im Osten ostentativ darauf gerichtet, Rußland deutlich von denjenigen anderen Mächten abseits zu halten, auf die nach Ansicht der Kommunisten dieser Schlag fallen wird. Die Kommunisten sind eben nicht überall durch Handelskolonien gehemmt, die nur an ihren Vorteilen und Privilegien festhalten wollen!

Sie sind (mit Ausnahme der ostchinesischen Bahn . . .!) fast ohne investierte Interessen, und weil sie glauben, daß der Verlust (d. h. die Selbstbestimmung) des Ostens einen Zusammenbruch bringen wird, in dem das Wirtschaftssystem der Westmächte in Trümmer geht, bedienen sie sich des Schlagworts vom ‚Bund des Proletariats des Westens mit den unterdrückten Völkern des Ostens' (das wir z. B. bei Sarkar so lebendig aufgenommen sehen, ebenso wie in der Denkweise von Sun Yat Sen und den Kuo Min Tang). Aber sie schmeicheln sich nicht damit, daß sie mehr tun können, als zutreffend die Diagnose der Symptome für das Nahen des Unheils zu stellen, und soweit wie möglich Rußland davor zu bewahren, ßep es unter seinen Folgen allzusehr leide. Deshalb werden sie alles tun, was sie können, um die Ostvölker fühlen zu lassen, daß Rußland schlimmstenfalls mit ihnen, nicht wider sie ist. Sie sehen im ganzen Osten eine in unberechenbare Bewegung geratene Welt, und ihre ganze Überlieferung, all die gehäufte Theorie von Marx und Lenin, bestimmt sie, ihren Wagen an jeden Planeten zu hängen, dessen Gesamtbewegung nicht gegen ihre eigene geht.

Aber diesen Planeten auch noch antreiben, ist eine ganz andere Sache, und selbst wenn sie früher die Neigung dazu hatten, erkennen sie jetzt, daß zu viel Tätigkeit dieser Art vernichtend auf ihren eigenen Bau zurückwirken könnte."

Der ausgezeichnete Nachrichtendienst der Sowjetbünde und auch einige an ihn angelehnte praktische Organisationen haben, die panasiatische Bewegung klug benützend, ganz Asien durchdrungen. Tatsächlich bilden die Institute der Sowjets in Moskau wissenschaftliche Zentren, in denen, wie in der Sun Yat Sen-Universität, jährlich 300 chinesische Studenten als Träger eines wissenschaftlichen Kolonial-Bolschewismus ausgebildet werden.

Aus diesem Grund gehört es zu den schwierigsten Aufgaben in der Beobachtung panasiatischer Strömungen und der Bewegung des erwachenden Asien, zu unterscheiden, was daran anregende, um nicht zu sagen aufpeitschende geistige Arbeit der Sowjetbünde zu ihren eigenen Zielen ist, und was eine Asien autochthon entsprungene Selbstbesinnung hervorbrachte. Man braucht nur die acht Jahrgänge

der vorzüglich geleiteten Sowjet-Veröffentlichung „Nowüi Wostok (Der neue Osten) durchzusehen, oder die gedrängten Handbücher über wichtige asiatische Einzelfragen: China von Wilenski (Sibiriakow) oder Iwin; Afghanistan; Japan von Wilenski; Die pazifischen Probleme von Pawlowitsch und Doliwo-Dobrowolski; Tai Malakka, Indonesia (Moskau 1924); die Ausgabe von Golowin-Bubnow über die Strategie eines amerikanisch-japanischen Krieges mit dem Vorwort von K. Radek; man braucht nur die asiatischen Informationen des „Jahrbuchs für Politik-Wirtschaft-Arbeiterbewegung" der Kommunistischen Internationale zu prüfen, um zu erkennen, mit welchem Verständnis sie die panasiatischen Fragen verfolgt und ausnutzt.

Der verständnisvollen Einstellung zu ihrer Ideologie entspricht bei den Sowjetbünden auch ihr praktisches politisches Verhalten zu ihren vorderasiatischen Nachbarn Türkei, Persien und Afghanistan, wie zu den fernöstlichen, China und Indien, und der indischen und tibetischen Bewegung.

Dabei ist nicht zu leugnen, daß gerade Türkei, Persien und Afghanistan — mit drei energischen, zivilisatorisch fortschrittlichen Persönlichkeiten Kemal Pascha, Riza Schah und Amanullah Khan an der Spitze, mit gegenstrebigen Bewegungen im eigenen Lande, die aus verwandten Motiven entspringen (Khost-Aufstand in Afghanistan, Kurdenbewegung in der Türkei, Stammschwierigkeiten in Persien) — bei anderer Einstellung gerade von den Sowjets leicht einem Chaos, statt dem Zustand der frühen Industrialisierung zugeführt werden könnten, den sie sichtlich anstreben. Tatsächlich aber helfen die Sowjets den Zentralregierungen eher, als daß sie ihnen Schwierigkeiten bereiten; das geschieht aus einer sehr realistischen Politik auf lange Sicht heraus, mit der sie sich klarmachen, daß ein allenfalls ihr System begünstigendes Frühindustrialisierungsstadium erst dann eintreten kann, wenn die ersten Widerstände der alten Stamm- und Feudalzustände überwunden sind.

Ebenso waren die Sowjets in China die Freunde der Kuo Min Tang und Dr. Sun Yat Sens und sind heute die Freunde derer, die nach seinem Testament handeln wollen, wie der junge Sun und der christliche General Feng Yu Hsiang. Was man auch sonst von ihm Böses sagen möge: der Emissär der Sowjets in Kanton hat mit einer Handvoll russischer Helfer und dank seiner völkerpsychologischen Einfühlung in die nationalen Empfindungen der Südchinesen einen kaum überschätzbaren panasiatischen Erfolg gegenüber der blühendsten unter den asienfremden, eingedrungenen Wachstumspitzen, nämlich Hongkong erzielt.

Keyserling, einer der kundigsten Einfühler in asiatisches Seelenleben, schreibt:

„Es gibt also ein Fatum als unentrinnbare Basis jeder Freiheitsbetätigung und dessen Begriff umfaßt eine weitere Wirklichkeit als die meisten wahr haben wollen. Die Rezeptionsmöglichkeit bestimmter Geisteseinflüsse gehört mit dazu.... Dies zeigt sich heute sehr deutlich am Grad der Werbekraft des Bolschewismus: so wie er ist, faßt er allein in Rußland Fuß; seine Eroberung Asiens erfolgt in Form von Metamorphosen."

(Die neu entstehende Welt. Darmstadt 1926, S. 59.)

Wir sind zu höflich, um uns der Schule der Weisheit zu widersetzen, selbst wenn sie uns etwas den Ereignissen vorauszueilen scheint.

Aber nicht nur die Sowjetideologie begünstigt die Wendung Rußlands mit einem Sechstel Landraum der Erde nach seiner asiatischen Seite; auch die Emigration steht teilweise unter demselben Bann einer aus ihrer westlichen Umwelt noch schwerer erklärbaren Wirkung panasiatischer Neigungen.

Auch bei diesen „Eurasiern", wie sie Prof. Dr. N. von Bubnoff nennt, handelt es sich um die Weiterentwicklung einer schon vor dem Weltkrieg vorhandenen, aber nur in ihrer panasiatischen Teilexistenz nicht erkannten Geistesrichtung. Sie stehen grundsätzlich auf dem Boden der slavophilen Weltanschauung und machen nach Bubnoff vor allem den Standpunkt Danilewskijs (des Verfassers der bekannten „Panslavistenbibel": „Rußland und Europa") im wesentlichen zu dem ihrigen.

Auch die „Eurasier" streiten (wie die Panasiaten) den Europäern einen kulturellen Vorrang vor den anderen Völkern der Erde ab und betrachten ihren Anspruch darauf als Selbstüberhebung und unberechtigte Anmaßung. Sie machen geltend,

daß die Europäer auf wichtigen Kulturgebieten — namentlich auf religiösem Gebiet — hinter anderen Völkern zweifellos zurückstehen, mögen sie diesen in wissenschaftlicher und technischer Hinsicht noch so sehr überlegen sein: „Die europäische Kultur hat ihre wissenschaftliche und technische Vollkommenheit durch eine ideologische und religiöse Verarmung teuer erkauft."

Die Opposition gegen die europäische Kultur ist das treibende Motiv in der eurasischen Weltanschauung, die sie allerdings mit der russischen gleichsetzen, wobei sie den Triumph der Kommunisten als Ergebnis und Vollendung der über zweihundert Jahre währenden „Europäisierung" Rußlands hinstellen.

Dabei werfen sie romano-germanische Kulturelemente in einen Topf und formen sich als markierten Feind ein Zerrbild der europäischen Kultur, mit der sie einen radikalen Bruch unter Rückkehr Rußlands zu sich selbst mit der „Wendung nach dem Osten", mit der Besinnung auf den asiatischen Einschlag im russischen Nationalcharakter anstreben. Sie betonen den tatarischen, den turanischen Einfluß in der russischen Kulturentwicklung, den sie — im Gegensatz zur herrschenden Anschauung — positiv bewerten. Fürst N. S. Trubetzkoj, mit seinen Äußerungen über das „Russische Problem", ist einer der Hauptvertreter der eurasischen Weltanschauung. Aber ist es nicht mehr eine Verdrängungserscheinung, ein verschlagener Imperialismus, der hier mit fremden Pferden pflügt?

IV. Mitteleuropäische und panasiatische Dynamik

Was bei einem Vergleich mitteleuropäischer politischer Durchschnittsliteratur mit panasiatischer am meisten auffällt, ist der große Unterschied in der politischen Dynamik. Die mitteleuropäische ist in der Mehrzahl eigentlich von einer tiefen Sehnsucht nach mehr Ruhe und Ordnung oder wiederkehrender politischer Statik durchzogen; und aus solchen Grundstimmungen erneuert sich schwerlich eine Lebensform, wie das verstümmelte Deutsche Reich oder Österreich in gemeinsamem Volksboden oder wandelt sich gar eine Staaten-Breccie wie Zwischeneuropa zu haltbaren Schichten.

Der panasiatischen Presse und Literatur dagegen ist die selbstverständliche Ablehnung der gegenwärtigen politisch-geographischen Statik Asiens wie der euramerikanischen Wirtschaftsstruktur in seinen großen und wichtigen Kulturlandschaften beinahe ein Glaubenssatz; auch der russischen ist die Variabilität der politischen Lebensform innerhalb des Bereichs der Ideologie ihres Wirtschaftssystems ebenso geläufig, wie vielen Chinesen innerhalb ihrer Kulturgemeinschaft; dagegen erfüllt die Vorkämpfer des erwachenden Asiens im ganzen Erdteil eine glühende politische Dynamik, in der sich so schroffe Gegensätze wie die materialistischen Anschauungen des Marxismus, bei rein diesseitigen Einstellungen, und ein idealistischer Drang zur Verwirklichung von Utopien und Staatsromanen wunderlich begegnen. Typisch dafür war Dr. Sun Yat Sen.

Aber man muß — wie erwähnt — sehr scharf dabei unterscheiden, was von außen her, z. B. von den Sowjets, in bewußter Zweckverfolgung oder bewußter Vorbeugung hineingetragen worden ist und was sich als bodenständig erweist; und hier wieder, was von dem bodenentstammten Ideenschwall wirklich Massen und eingeborene Meinungen hinter sich hat und was „Literatur" ist, als solche oft mittelbares Fremderzeugnis, von Sowjetinstituten, amerikanischen Universitäten, europäischen Ideologen herüberdestilliert.

Der Unterschied zwischen müder mitteleuropäischer Skepsis in ihrem Wunsch nach Statik einerseits und panasiatischer Dynamik anderseits wird europäischen Lesern vielleicht am besten klar, wenn sie sich mit einer Auseinandersetzung beschäftigen, von der sie a priori wahrscheinlich keine Streiflichter auf das Erwachen

Asiens erwarten: der Rolle, die das erwachende Asien im Zionismus und seinen inhaltschweren, weil mikrokosmischen Zukunftsfragen spielt.

Sie findet sich zusammengedrängt in einem Aufsatz: „Zionismus" der Frankfurter Zeitung (30. Januar 1926) im Anschluß an die Einsendung „Gelb oder Weiß?" von Dr. Ernst Simon. Diese Aussprache rollt mit dem ganzen Geschick der in ihr eine Lebensfrage witternden und verfechtenden Zeitung das Problem für die zwischen Ost und West hin- und hergerissene zionistische Palästinapolitik auf und müßte Wort für Wort abgewogen und durchdacht werden.

Wie wertvolle Aufschlüsse für die Rückwirkung des panasiatischen Problems auf alle und jede europäische Entwicklung darin stecken, geht vielleicht am besten aus der Anführung einiger Sätze von Dr. E. Simon hervor, die wir aus unserer Kenntnis der panasiatischen Seite des Problems für besonders erwägenswert halten:

„Der Befreiungskampf Asiens ist in seiner heutigen Form nur als ein Teil des größeren Kampfes der beiden politischen Systeme zu verstehen, die heute je eine Hälfte der Welt beherrschen; als ein Teil des Kampfes zwischen England und Rußland. Der Sowjetstaat unterstützt mit all seinen Kräften die Befreiungstendenzen sämtlicher asiatischer Völker und macht sie erst durch seine Hilfe zu weltpolitischen Faktoren ersten Ranges; er hat gleichsam das Schlachtfeld der Weltrevolution nach Asien verlegt und hofft, dort auch seine ersten europäischen Erfolge einzuleiten. Es ist nun keineswegs nur die Frage des Zionismus, sondern z. B. auch die Frage der deutschen augenblicklichen Außenpolitik, also das Problem Locarnos (und inzwischen wohl auch Genfs!), ob die Möglichkeit besteht, für immer oder zeitweilig ohne Option zwischen diesen beiden Systemen durchzukommen.

Sämtliche Aktionen der gesamteuropäischen Demokratie geschehen unter der — vielleicht illusorischen und utopischen — Voraussetzung, dies sei möglich. . ."

Für die palästinensischen Juden verneint die Frankfurter Zeitung die Frage, ob sie in die Lage kommen, zu optieren, und sagt mit Recht: sie werden von dem asiatischen Boden, der asiatischen Sonne und von dem asiatischen Nachbar optiert werden, sie werden Asiaten sein, ob sie wollen oder nicht. Das glauben wir auch; aber bestätigt uns damit nicht die Frankfurter Zeitung, auf deren Zeugnis wir in dieser Frage ganz besonderes Gewicht legen, daß auch sie die Dynamik Asiens für stärker hält? . . . „Gelänge dies (den arabischen Staatenbund in eine positive Verbindung mit England zu bringen — wir können das Experiment Herbert Samuels ruhig als gescheitert betrachten!), so wäre der Befreiungskampf Asiens aus dem russisch-bolschewistischen System gleichsam herausgebrochen und dem englischen lose eingefügt. An die Stelle revolutionärer Erhebung des Ostens träte ein allmählicher und schrittweiser Verzicht Englands (etwa, wie ihn ‚Carthill' so sarkastisch in seinem Werk: ‚The lost dominion' schildert), der dem durch Amerikas Abfall Geschulten vielleicht realpolitisch zweckmäßiger erscheint." So Simon.

Die Frankfurter Zeitung aber hält dieser Auffassung mit Recht entgegen: „Wenn es nach unseren Wünschen ginge, so würde der Geist von Locarno auch mit Asien praktiziert. Aber England und Frankreich haben leider ganz andere Absichten. Es ist doch einfach Tatsache, daß diese Großstaaten, was sie auch für Locarno in Europa tun mögen, in Asien diesem Geiste durchaus nicht huldigen." Sehr richtig; das wissen eben die Asiaten und sie verfahren danach.

So wirkt auf sie eine Wendung wie die Simons nicht überzeugend:

„Die Rolle der Vermittlung zwischen Asien und Europa, die den Juden schon einmal zufie und ihnen heute in der Gestalt des Zionismus ein zweites Mal zugewiesen ist, wird sich nur aus der nüchternsten und ernstesten Erkenntnis der Realität ergeben können. Zu dieser Realität gehört auch als merkwürdigste Tatsache, daß der Befreiungskampf Asiens seine kulturelle Europäisierung bedeutet." (Hat man das bei Rußland nicht auch geglaubt?) „Wie oft in der Weltgeschichte wird der politisch Unterliegende der kulturelle Sieger sein. Europa liefert an China, an Indien, an Arabien die Mittel seiner Technik und Zivilisation und sogar die ideologische Kultur seines Nationalismus und stürzt über den Erfolg der eigenen Offensive."

Viel überzeugender klingt ihnen die Erwiderung der Frankfurter Zeitung auf diese gefährliche Option, aber sie gehen weiter, sagen sich, was für den Zionismus Tunke ist, könnte auch für europäische Rechner mit Locarno zur Tunke werden, und verlassen sich auf ihre robustere Auffassung asiatischer Dynamik!

V. Asiens Erwachen in Japan und China

Es würde ganz gegen unsere geopolitischen Erwartungen verstoßen, wenn sich nicht die panasiatischen Ideen, entsprechend der reinlichen Scheidung kontinentaler und ozeanischer Bildungen in Ostasien, in China und in Japan sehr verschieden auswirken würden. Das Inselreich, in der Gesellschaft der Nationen „arriviert", stellt sich viel vorsichtiger zu panasiatischen Fragen, so sehr es sich die ihm geraume Zeit nahegelegte, fast von selbst zugefallene Führerrolle der asiatischen Staaten und den damit verbundenen mittelbaren Einfluß zu erhalten wünscht.

Ein neuer Vorstoß in dieser Richtung ist die Neubildung der panasiatischen Gesellschaft, deren erste große Versammlung zuerst in Shanghai im Sommer 1926 tagen sollte, aber nun nach Japan verlegt ist. Man rechnete mit etwa 150 Delegierten, je 50 für Japan und China allein, mit Teilnehmern von Siam, Indien, Afghanistan, Persien, der Türkei — wo gleichfalls eine panasiatische Gesellschaft besteht — und aus den Philippinen. Der Vorsitzende, Junichiro Imasato, M. d. R. (Seyukai) beabsichtigte, die Leitung sehr vorsichtig zu handhaben, und wünschte bei der Vorversammlung (15. Juli ab) für die nur vom 1. bis 5. August geplante Hauptversammlung eine ergiebige Vorzensur „gegenüber drastischen Resolutionen und Plänen, die von mehr oder weniger unter westlicher Kontrolle befindlichen Völkern ins Auge gefaßt sind". Gelang die Versammlung, so sollte ein dauerndes Büro in Tokio, Peking oder Shanghai errichtet werden.

Der große erwartete Anfangserfolg ist nun allerdings der ersten panasiatischen Zusammenkunft in Nagasaki versagt geblieben. Unter den erwarteten Abordnungen hat sich die japanische als sehr zwiespältig zusammengesetzt erwiesen; Chinesen und Koreaner traten in scharfe Gegensätze zu ihr; Inder, Philippinos und Siamesen sprangen vermittelnd ein; die Regierungen hielten sich zurück, während die überwachende japanische Polizei unliebsam deutlich wurde. Russen fehlten, während sie bei der großen panpazifischen Labour-Konferenz 1927 fünf Mann hoch eingeladen worden sind. Dennoch sind eine Reihe von bedeutenden Forderungen der panasiatischen Ideenträger in bestimmte Formen gebracht worden. Dazu gehören: Verhinderung des binnenasiatischen Waffen- und Munitionsschmuggels, Errichtung einer interasiatischen Hochschule, Schaffung einer panasiatischen Flagge und gemeinsamer Abzeichen, Ablehnung ungleicher Verträge zwischen asiatischen Staaten, Unterdrückung von Rassenzurücksetzungen — lauter Wünsche, die den Chinesen besonders am Herzen lagen; aber auch viel weitergehende Forderungen kamen zur Sprache und ihre Verwirklichung wurde wenigstens angebahnt.

Mittel und Wege zur Erleichterung des Meinungsaustausches und der Zusammenarbeit unter den Asiaten (mit einer hitzigen Debatte, ob Esperanto dafür in Betracht käme); Förderung transasiatischer Bahnbauten; Gründung von Banken zur interasiatischen Krediterleichterung, von binnenasiatischen Handelsgesellschaften, Vortragshallen und Klubs in den wichtigsten asiatischen Hauptstädten mit panasiatischer Richtung, Hochschulen, Abzeichen und Flaggen, endlich das schon angekündigte dauernde Büro, um alles Angeregte weiter zu betreiben: dieses allzuweite Programm zeigt mehr eine bunte Fülle von Anregungen als bestimmte, ausbaufähige Ziele. So unterschied sich die erste panasiatische Konferenz ungünstig von den panpazifischen Zusammenkünften mit ihrer ausgezeichneten Vorbereitung, wie auch den Moskauer gleichsinnigen Veranstaltungen mit ihrer klugen Mache. Trotzdem wird vieles

dessen Gestaltung wir noch erleben dürften, auf die Augusttage in Nagasaki als ersten Ursprung zurückgeführt werden.

Das Jahrbuch der japanischen panasiatischen Gesellschaft präludierte die Konferenz noch weiterhin und verriet einigermaßen, was Japan von ihr wollte. Isao Iwasaki betonte, wie sehr das Prinzip der „Rassenselbstbestimmung" durch die Friedenskonferenz zum Zerrbild wurde. „Besonders sind Asiaten lange der Tyrannei und Verfolgung von Westlern unterworfen gewesen und so sprach sie das Prinzip der Selbstbestimmung der Rassen ganz besonders an."

Iwasaki sieht den Kern der panasiatischen Frage in der Entscheidung über die Integrität von China berührt, und er betont, daß die Anerkennung des panasiatischen Prinzips das einzige Mittel sei, um alle zwischen Asien und Europa schwebenden Fragen ohne Appell an die Waffenzu lösen. So werde die Bewegung des panasiatischen Prinzips zu einer der brennendsten Fragen der Welt.

Das Bedauerliche an dieser Erkenntnis ist nur, daß Japan eben doch wahrscheinlich, wie ihm Sun Yat Sen 1914 vorwarf, in diesem Zeitpunkt seine panasiatische Führerrolle nicht erkannt hat und sie damit an die kontinentalen Mächte Asiens mit ihrer viel komplizierteren Entwicklung und ihrem reibungsvolleren Aufstieg verloren haben könnte. Gerade deshalb mußte der Verlauf der ersten panasiatischen Konferenz auf japanischem Boden für alle nichtasiatischen Mächte ebenso lehrreich sein, wie für die ursprünglich 150 Abgesandten der panasiatischen Ideenwelt, von denen zuletzt nur mehr 53 den ersten Zusammenprall ausfochten.

Japan und China verhalten sich eben auch noch sehr zwiespältig gegenüber dem panasiatischen Fragenkreis und wissen genau, daß er große Gefahren enthält, die um so bedenklicher sind, je mehr sich die von ihm erfaßten asiatischen Staaten der planetarischen Politik bereits angepaßt und — wie Japan — eine feste Einstellung zu ihr gewonnen haben, oder sich, wie China, Korea und Indien, noch problematische Ausschläge leisten zu können glauben.

Wie sehr die chinesische Kultur auch in Japan noch immer als eines der größten Aktiva der panasiatischen Bewegung empfunden wird, geht aus einem Aufsatz von Chuichi Kashiwada in den Veröffentlichungen der panasiatischen Gesellschaft in Tokio hervor. Er stellt einen Gegensatz fest zwischen dem nationalistischen Indien, der verjüngten Türkei mit ihrer langen Entwicklungsgeschichte und dem plötzlichen Emporflammen der chinesischen völkischen Bewegung.

Seltsamerweise zieht der Japaner den Schluß, die chinesische nationale Arbeiterbewegung könnte der Auftakt zu einer nationalen Wendung aller Arbeiterbewegungen der Welt sein. Er schildert dann, wie zielbewußt die Pekinger Universität die Führung der Arbeiter- und Studentenbewegung im nationalen und panasiatischen Sinn übernommen habe, wie die Studenten, anknüpfend an die Polizeischießerei in Shanghai, die Führung des dreimonatlichen Sympathiestreiks von 164000 Arbeitern in Shanghai übernahmen, der durch den Anschluß von Hongkong und Kanton auf 540000 Teilnehmer stieg; das ist etwa die Zahl, die Hodges, New York, noch 1922 als Umfang der „Proletarier", der bodenentwurzelten Industriearbeiter in ganz China annahm!

Der Japaner sieht in dieser Entwicklung des nationalen Streiks einen Ausfluß der Originalität der chinesischen Staatskultur, mit der sich nach seinem Urteil weder die des Westens, noch die Indiens oder Ägyptens messen könne. Er arbeitet dann mit der Anerkennung von Bertrand Russel, Painlevé und Tagore für die Überlegenheit der chinesischen Kultur und verrät, wie vorsichtig man selbst in begreiflichen Höflichkeitsakten gegenüber so wuchtigen Strömungen, wie der panasiatischen, sein muß, wenn man nicht ein an sich schon übersteigertes Reizgefühl zu fast pathologischen Entwicklungen führen will.

Wie sehr das chinesische Geistesleben zwischen Extremen schwankt, verrät Wilhelms fein empfundene Darstellung der „Seele Chinas". Es ist eine weite Amplitude von Tschang Tschi Tungs: „Lernt!" zu Ku Hung Mings „Selbstverteidigung gegen europäische Ideen!"

Die Frage, wieweit es wahrscheinlich ist oder nicht, daß die chinesische Kulturwelt von den wirtschaftlichen und staatsphilosophischen Leitgedanken des Bolschewismus und Kommunismus erfaßt werden könnte, wird eine Übersicht über die panasiatischen Bestrebungen vielleicht an dieser Stelle zu berühren haben. Wir wissen wohl, wie lebendige kommunistische Anregungen die Gedankenwelt des Islam, der Koran enthält, aber wir wissen auch, daß sowohl Japan als China sehr früh in ihrer Geschichte ein bolschewistisches Experiment im ganz großen Stil durchgemacht haben, Japan von 645 bis 652 in der Taikwa und China zur Zeit der Herrschaft des Philosophen Wang im 11. Jahrhundert. Aus diesen für den Staats- und Kulturbestand lebensgefährlichen Experimenten haben beide einige ausgezeichnete Gegengifte gerettet: die kleine Verteilung des Grundbesitzes, die Wurzelverhaftung des größten Teils der Landbevölkerung mit einem, wenn auch winzigen Stück eigenen Volksboden, und eine Reihe anderer guter ausgleichender sozialer Gewohnheiten.

Wir wollen für diese Frage, die sicher entscheidend für die Beurteilung der Möglichkeit ist, ob nicht eine panasiatische Woge die russischen und die chinesischen Sowjetbünde auf dem Wege wirtschafts-ideologischer Angleichung in eines zusammenspülen könnte, auf zwei sehr nüchterne Abschnitte des vortrefflichen „China-Year Book" 1925 von Woodhead verweisen, wo sie unter „Political Parties" und „Labor and Politics" stehen. Das chinesische Arbeiterprogramm scheint uns, verglichen mit anderen Äußerungen panasiatischer Ideen, gemäßigt und nüchtern.

Besonders aufschlußreich aber ist, was Tsai Yüan Pei, einer der angesehensten geistigen Führer des heutigen China, in der „Revue Bleue" über die Befürchtungen schrieb, die man in Europa über eine Bolschewisierung Chinas hegt:

„Und nun zum Kommunismus und dem Verhältnis der Klassen. Antagonismus zwischen Kapital und Arbeit ist sicher eines der ernstesten Probleme unserer Zeit. Die russische Revolution sandte einen Schauder von Furcht durch die ganze Welt. Manche Leute glauben, daß China in der Spur der Bolschewisten folgen wird. Lassen Sie mich vor allem erklären, daß irgendein Terror, rot oder weiß oder andersfarbig, wenig Chancen hat, bei den Chinesen Gunst zu finden. Wir hatten, vor langer Zeit, einen Kommunismus viel erfreulicherer Art in China. Nach dem Staatsphilosophen Mencius und späteren Historikern existierte in China vom 20. Jahrhundert v. Chr. bis zum 4. kein Privat-Landeigentum. Alles Land gehörte dem Staat. (Das war ja auch die Fiktion, aus der heraus Japan die Überfremdungsgefahr am Boden des armen Landes bei seiner Erschließung zu vermeiden wußte!) Es war in Bereiche von 900 Mow (etwa 150 Acres zu 0,40 ha) geteilt; jeder Anteil in neun kleinere von je 100 Mow, von denen einer, der neunte für die Regierung, die anderen acht für acht Familien oder Klane bestellt wurden. Jede Familie bestellte ihr Land und alle zusammen bestellten den Staatsanteil. Wenn ein Bürger 20 Jahre alt wurde, bekam er ein Lehen, das er mit 60 Jahren dem Staat zurückgab. Leute unter 20 und über 60 Jahren unterhielt der Staat. Versuche zur Wiederherstellung dieses Systems sind im 1., 5. und 11. Jahrhundert nach Chr. gemacht worden (der letzte war der von Wang, mit Verstaatlichung der Banken usw.), aber ohne Erfolg. Noch heute hat es manche Anhänger, besonders unter den Intellektuellen."

Tsai Yuan Pei kommt dann auf den sozialen Geist der chinesischen Staatsphilosophie als ein natürliches Gegengewicht gegen überstürzte radikale Entwicklungen zu sprechen, auf das alte Wort: „Wenn ein Mann nicht schafft, bleibt ein anderer hungrig, wenn eine Frau nicht spinnt, hat eine andere kalt", auf die Arbeitspflicht, die im 4. Jahrhundert v. Chr. Hsun Tzu auch für den Herrscher gefordert hatte, auf das Wort des Konfuzius vom Recht aller auf einen gerechten Anteil an der gemeinen Erzeugung, von der Pflicht, die Unzufriedenheit wegen ungleicher Verteilung der Glücksgüter auszuschalten. Auf gerechten Ausgleich war die ganze Arbeit der chinesischen Staatsphilosophie gerichtet. Erstgeburtsrechte bestanden nicht, gleichmäßig erbte die Habe der Eltern auf die Kinder weiter; so verteilten sich allzu große Vermögen in wenigen Geschlechtsfolgen. Unvordenklich alter Brauch zwang die Reichen, ihre armen Verwandten und Freunde zu unterstützen, ihnen beim Erwerb des Lebensunterhaltes zu Hilfe zu kommen, wohltätige Stiftungen zu errichten, Landbesitz auszuscheiden, der dem Unterhalt der Bejahrten und Armen zu dienen hatte, freie Schulstiftungen zu machen, Hospitäler und Waisenhäuser zu gründen, Brücken und Straßen zu bauen, Unterkunftshäuser für Wanderer zu errichten.

In dem ausgesprochen sozialen Zug der in viertausend Jahren erwachsenen chinesischen Lebensweise glaubt der berühmte Führer der chinesischen Intellektuellen eine ausreichende Gewähr gegen eine überstürzte Bolschewisierung Chinas zu sehen:

„In China leben die Reichen äußerlich fast so schlicht wie die Armen. Auf diese Weise sind die Armen selten dazu gekommen, die Reichen zu hassen. Obwohl in den letzten zwölf Jahren große Gesellschaften und moderne Industrieanlagen aus dem Boden geschossen sind, ist der Gegensatz zwischen Kapital und Arbeit noch nicht so stark. (Hatte doch noch 1922 das große China nicht viel mehr als eine halbe Million reine Industriearbeiter, während Japan jüngst 4¼ Millionen zählte!) Schutzmaßregeln, die für die Arbeitnehmer in Europa und Amerika entwickelt worden sind, werden übernommen (aber sehr langsam, vgl. Kinder-Nachtarbeit in Shanghai!) und viele der neuen Unternehmungen sind im Besitz einer großen Zahl von Kleinaktionären. Eine übermäßige Kapitalvereinigung in den Händen von einigen wenigen Finanzmagnaten ist wenig zu befürchten."

„Wenn wir also einen Kommunismus in China haben sollten, so wird es ein friedlicher, pazifistischer Kommunismus sein, ohne den unablässigen Klassenkampf, wie ihn Karl Marx predigte."

Wir haben keinen Grund, einem so ernsthaften Beobachter Zweifel entgegenzuwerfen. Aber wir wissen aus Erfahrung, daß — ähnlich wie der dämonische Volksführer Hoshi in den Frühzeiten der japanischen vorkonstitutionellen Entwicklung um ein Haar die Japaner in Bahnen fortgerissen hätte, auf denen ihnen nur Unheil begegnet wäre — doch auch für China Persönlichkeiten aufstehen könnten, gerade in Verbindung mit panasiatischen Gedankengängen, etwa wie der radikale Bilderstürmer des Konfuzianismus Chen Tu-Hsin (aus Anfu, wie Feng Yu Hsiang), die es fertig brächten, den wahrscheinlich ruhigen Gang der sozialen Weiterentwicklung in China zu überstürzen. Für die Umstellungsfähigkeit von 442 Millionen Menschen sind ihre alten Götter doch zu schnell zerschlagen worden.

Ein neues Buch von Sir Valentine Chirol, Yusuke Tsurumi und Sir Arthur Salter: „The Reawakening of the Orient" (Yale Univ. Press a Oxford Univ. Pr.) rollt die Frage von dem Standpunkt eines der erfahrensten politischen Berater der angelsächsischen Mächte her auf. Als er selbst vor 50 Jahren sein öffentliches Leben in der Presse begann, fügten sich tatsächlich die Völker des Ostens „von Marokko bis China" fatalistisch in die Überlegenheit des Westens. Auch er hält das Wiedererwachen Asiens für das bedeutsamste Ereignis unserer Zeit. Niemand könne das Ende dieser Entwicklung übersehen. „Die menschliche Natur hat eine Schwäche für Wunder und Schrecknisse" heißt es (10. Oktober 1925, Transpacific) in einer guten japanischen Besprechung dieses Buches; und viele sind bereit, „nach dem Credo von Lothrop Stoddard das Credo an den Rassenkrieg zu wiederholen". Aber viele Geschlechter würden vergehen, bis Asien seine Tanks, seine Giftgase und seine ausgebildeten Millionen zur Wirkung zusammenfassen könne.

Japan wird dann als Typerscheinung herausgegriffen. Es sei vor nun 60 Jahren erwacht, und zwar recht vollständig. (Es sind ziemlich genau siebzig, seit Kommodore Peary Japan aufweckte!) Die natürliche Gefühlsumkehrung gegen eine fremde Zivilisation, die heute China erschüttert und in Indien Mahatma Gandhi begeistert, das Heil im mittelalterlichen Spinnrad zu suchen, hat Japan vor etwa einem halben Jahrhundert überkommen.

Japan, das mit einer vielleicht unübertroffenen Gabe der Angleichung und Anpassung ausgestattet ist, wurde von dem gewaltsamen Eindruck nicht von Grund aus umgeformt; es hat ihn nur pfleglich behandelt, sorgfältig studiert und mit Auswahl angewendet. Das Ergebnis ist, daß Japan heute materiell den andern asiatischen Völkern so weit voraus ist, daß man es beinahe als eine westliche und nicht als eine östliche Macht ansehen könnte. Die einzelnen Fußtapfen seiner Fortentwicklung sind von größtem Interesse für jeden Untersucher staatlichen Fortschritts und jede Darlegung seiner dabei gemachten Erfahrungen ist wertvoll, namentlich wenn sie, wie im Fall von Tsurumi, aus einer eingeborenen Quelle fließt.

Denn wirklich zuverlässige Darlegungen der politischen Bewegung in Japan durch wirklich sachverständige japanische Wissenschaftler sind leider sehr

selten. Selbst G. E. Uyeharas „Political Development of Japan" ist sehr britisch beeinflußt. Tsurumi hat manche beachtenswerte Vorbedingungen für sein Unternehmen aufzuweisen. Er ist selbst Politiker, steht einem führenden Staatsmann des heutigen Japan nahe und verbindet damit eine eingehende Kenntnis der politischen Ideenwelt des Westens, die ihn allerdings vornehmlich, weil er ihnen nahe steht, zur Interpretation liberaler Gedankengänge befähigt. Er weist die liberale Strömung schon für die ersten Zeiten des japanischen Clanregiments nach, bei der Trennung zwischen Satsuma-Choshu und Hizen-Tosa, als Itagaki, Soyeshima, S. Ito und Shojiro Goto das Kabinett verließen, formal wegen ihrer abweichenden Meinung über das Verhältnis zu Korea, in Wirklichkeit wegen der von ihnen nicht gebilligten Verzögerung repräsentativer Staatsentwicklung. Der Streit wurde geflickt, aber der Bruch blieb. (So alt ist der Beginn eines Zweiparteienspiels auch im modernisierten Japan, dem es eben aus seiner ganzen Geschichte her etwas Geläufiges war.)

Itagaki und Okuma wanderten auf dreißig Jahre in die Wüste der Opposition. Es ist an der weiteren Geschichte der Entwicklung ostasiatischer Verhältnisse zum westlichen Parlamentarismus nach Tsurumi (die wir nicht in den Einzelheiten verfolgen können) entscheidend wichtig, zu sehen, daß sich in dem Inselreich mit verwandten geopolitischen Grundlagen ähnliche Erscheinungsreihen wie in England abspielten und tatsächlich eine weitgehende Verwestlichung im Verlauf eines halben Jahrhunderts herbeiführten — wenn auch in kürzerer Folge. Auch durch ähnliche Korruptionserscheinungen, wie sie England von Wilhelm III. bis Wilhelm IV. kannte, mußte sich Japan hindurcharbeiten, wenn sie auch natürlich eine fernöstliche Sonderfärbung bekamen. Daher die Furcht vor den Parlamentsauflösungen, die man nun durch eine Erweiterung des Wahlrechtes von 3½ auf 12½ Millionen Wähler und strenge Gesetze gegen Wahlbestechung zu überwinden hofft.

Dennoch: so sehr geopolitisch die Verhältnisse des fernöstlichen Inselreichs den englischen ähnelten — wobei Japan nur länger gestreckt, seeraumweiter und mehr nach den Tropen herabgerückt ist — so sehr die 2600jährige Geschichte des Reiches es zu evolutionären Entwicklungen befähigte — dennoch hat es asiatische Wege zur verwandten Entwicklung gehen müssen. Selbst ein fortschrittfreundlicher Mann wie Tsurumi kommt zur Erkenntnis: „Japan entdeckt, daß die westliche Zivilisation, beherrscht durch die Maschine und die Leidenschaft für Komfort (Behagen), keine Lösung für die großen Probleme inhärenter, permanenter nationaler Stabilität bietet, für die Serenität des Geistes und jene höchste Leistung des Menschen, für die Eroberung seiner selbst. Der höchste Triumph menschlicher Kulturblüte braucht sich nicht durchaus in Gestalt eines Menschen zu offenbaren, der mit einem Zylinder geschmückt ist und an einem Telephon hängt. Asien hat eine Zivilisation seines eigenen Schlages: Das Beste an ihr wiederherstellen und fortentwickeln ist ein edles Werk, der vornehmsten Anstrengung würdig."

Damit bestätigt uns ein berufener Asiatenvertreter, noch dazu ein Verehrer liberaler westlicher Ideen in dem am meisten an westliche Kultur- und Zivilisationsmethoden angeglichenen asiatischen Lande den „Rest, der nicht aufgeht!" Und der Kritiker schließt mit den Worten ab: „Japans wesentliche Aufgabe in der Politik ist nicht so sehr die Einführung westlicher Institutionen, so nötig sie zum bessern Selbstausdruck seines Volkes sein mögen, als die Entwicklung aller derjenigen Formen von Demokratie von innen her, die natürlich aus seiner Geschichte emporsteigen und den überlieferten Ideen seines Volkes genüge tun."

So offenbart ein Anhänger der Angleichung, wie wenig in der panasiatischen und in der eur-amerikanischen Auffassung dieselben Worte und Begriffe dasselbe bedeuten!

VI. Indische Ideologie und panasiatische Gedanken

Es liegt auf der gegensätzlichen Entwicklungslinie gegenüber dem Staatsgedanken und der Staatsphilosophie, die wir im indischen und ostasiatischen Lebensraum verfolgt sehen, in den beiden großen vorindustriellen Verdichtungsräumen der Menschheit (beide innerhalb der Monsunländer), daß uns China und Japan eine Reihe von praktischen Organisationen, Gesellschaften und Unternehmungen zur Förderung panasiatischer Bestrebungen zeigen, Indien aber zum größeren Teil die Ideologie liefert, und zwar in ganz verschiedenen Ausgaben. Es wäre außerordentlich fruchtbar, nur an etwa drei Typen: Rabindranath Tagore, dem kosmopolitischen Weltliteraten, Gandhi, dem aus einem nationalistischen Rechtsanwalt im südafrikanischen Kolonialgebiet zum Nationalheiligen des Nichtwiderstandes und zuletzt zur bloßen Galionfigur der Swaraj-Partei gewordenen Mahatma[1]), und den Praktikern Benoy Kumar Sarkar, Taraknath Das, Lajpat Rai, Brij Narain und ihnen Geistesverwandten nachzuweisen, wie grundverschieden heute noch scheinbar gleich aufgefaßte Bestrebungen gerade in Indien sich verkörpern, wie wenig sich eigentlich die drei großen alten Kulturgebiete des indischen, chinesischen und japanischen Lebensraumes durch 4000jährige und 2600jährige Reichs-Bau-Perioden in ihrer Volksseelenstimmung geändert haben!

Auch aus dem während des Weltkrieges von der indischen Diaspora ins Leben gerufenen Werk: „Der Freiheitskampf der indischen Nationalisten", Berlin, 1918, geht die Schwierigkeit hervor, das ideenreiche, aber weniger nachhaltige subtropische Riesenland auch nur für den Gedanken „Indien für die Indier" auf eine Linie zu bringen, geschweige denn für den größeren „Asien für die Asiaten", wobei ja noch ganz andere Opfer der Eigenbrödelei gebracht werden müßten. Und diesen Eindruck ruft ein Buch hervor, das offensichtlich zur Darlegung der Verschmelzung panasiatischer und allindischer Elemente verfaßt ist!

Dasselbe tritt auch in einigen Schriften des Reform-Inders Taraknath Das zutage, auf die wir nur verweisen, und in einer berühmt gewordenen Arbeit „Democracies of the East" von Radhakamal Mukerjee, Professor der Wirtschaftswissenschaften und der Soziologie an der Universität Lucknow (London, 1923. P. S. King & Son). Auch hier handelt es sich um einen Mann, der in voller Kenntnis der euramerikanischen Ideen und der altasiatischen Entwicklung für Indien noch weit mehr befähigt ist, Aussagen von entscheidendem Wert über das Erwachen Asiens zu seinen eigenen Kultur- und Wirtschaftsgrundlagen wie zu seinem eigenen Machtgedanken zu machen, als der vorher als Typ herausgegriffene Japaner für Japan. Freilich ist es kennzeichnend für uralte asiatische Kulturbegriffe, wie sehr der geistreiche Inder in seinem ersten Abschnitt: „Vorhersage" (Forecast) gleich zu Beginn auf die Rekonstruktion von Japan, China, Indien in erster Linie zurückkommt, d. h. dem uralten Kulturbegriff der Monsunländer (vgl. K. H., Die Einheit der Monsunländer, Z. f. G. 1924) von den San-Koku, den drei Kulturländern schlechthin, aufgreift. Die „Sankoku" sind ein Sammelbegriff, der den Südostasiaten eben doch so ähnlich im Blute sitzt, wie uns der Gedanke des Zusammenwirkens vorderasiatischer Religion, griechischer Kultur und römischer Staatstüchtigkeit zur Schaffung unseres Bildes der antiken mittelländischen Kultur, die auf unsere nordische aufgepfropft wurde. Es ist auch natürlich, daß bei der Gesamtbevölkerungszahl von Asien die Menschenmassen der drei Hauptkulturreiche des Südostens, China mit 442 Millionen, Indien mit 320 Millionen und Japan mit 84 Millionen, zusammen 846, für sich die Hälfte der Menschheit, den Ton angeben und die übrigen asiatischen Millionen — wenig mehr als ein Achtel dieser Zahl — zurücktreten.

[1]) Über Gandhi vgl. den Aufsatz Jung-Indien von Jeevanlal Gauba im Juniheft 1925 der S.M. „Der Völkerbund".

VII. Der Kampf um Asien in seiner Steigerung durch den Weltkrieg

Dennoch sind wir berechtigt, den Kampf der asiatischen Völker um ihre Selbstbestimmung als eine in hohem Grad einheitliche Bewegung aufzufassen.

Das ausgesprochene Ziel, den „Kampf um Asien“[1]) als einen der weltwichtigsten Hauptgegenstände der Staatskunst der Nachkriegszeit gerade für Mitteleuropa in so wuchtigen Freskolinien aufzureißen, daß durch sie das kleinliche Gezerr der europäischen Nachkriegsverträge in den verdienten Schatten gestellt ist: dieses Ziel hat sich kein politischer Schriftsteller so groß und klar gestellt wie Hans Rohde.

Der „Kampf um Asien“ konnte allerdings vielleicht so objektiv nur in Mitteleuropa beschrieben werden — denn Europas West- und Ostmächte sind viel zu sehr an ihm beteiligt, als daß sie den erforderlichen Abstand für die einigermaßen voraussetzungslose Würdigung seines augenblicklichen Standes gewinnen könnten. Es mußte auch ein orienterfahrener und dennoch junger, zu kühnen Hoffnungen befähigter Mann sein, der das Buch schrieb, um den divinatorischen Teil darin zu wagen; er mußte mit einer umfassenden politisch-wissenschaftlichen, wehrgeographischen und geschichtlichen Bildung ausgerüstet und dennoch nicht von östlichen Kulturen zu stark beeinflußt sein. Damit verengerte sich der Kreis der möglichen Autoren in Deutschland auf eine überaus geringe Zahl. Bausteine zur Arbeit lagen freilich genug bereit: Werke berühmter Sinologen und Japanologen: O. Franckes „Großmächte in Ostasien“, Krauses neue „Geschichte Ostasiens“; an Werken über Indien Curzons, Carthills, Gwynns, Ronaldshays neue Darstellungen vom Standpunkt des Herrenvolkes. Als Gegenstücke aus indischen Quellen gab es die Werke des Gandhi-Kreises und seines Hauptverlegers Ganesh in Madras; Benoy Kumar Sarkars: „Futurism of Young Asia“ und die klugen Studien von Dr. Taraknath Das: „India in World Politics“ und „Sovereign Rights of the Indian Princes“ und Radhakamal Mukerjees „Democracies of the East“. Es gab O. von Niedermayers glänzenden neuesten Expeditionsbericht über Iran, Persien und Afghanistan „Unter der Glutsonne Irans“[2]), der wie kein anderer der Dynamik jenes sonnendurchglühten und eiswinddurchfegten, zwiespältige Kulturen gebärenden Hochlandes gerecht wird. Es gab für das Verhältnis zum Islam Lothrop Stoddards Buch „The New World of Islam“, das sich mit dem ganzen jungislamischen Schrifttum auseinandersetzt.

Auch abenteuerliche und kühne Vorläufer gab es genug, die lange Reisen durch ganz Asien geführt hatten, wie Sven Hedin, Stein und Koslov, Younghusband, Lecoq, und manche andere, die mit der Idee eines solchen Buches spielten, oder deren journalistischer Instinkt verwandte Bücher vor der vollen Ausreifung herausbrachte, wie Filchner seinen „Sturm über Asien“, wie Rütger Essén sein fesselndes Plauderwerk „Zwischen der Ostsee und dem Stillen Ozean“.

Aber Hans Rohde hat doch eigentlich als erster gewagt, das ganze Problem zu packen und ihm literarische Gestalt zu geben — leider ohne den für ernste Leser fast unentbehrlichen wissenschaftlichen Apparat, die Quellennachweise und das Schlagwortverzeichnis, die ein solches Buch doppelt wertvoll machen und ihm erst den verdienten Platz in der Wissenschaft sicherstellen würden. Ohne diese Stützen müssen auf einigen 600 Seiten natürlich notwendig viel Werturteile guten Glaubens aufgenommen werden, denn sie ohne Quellenhinweise nachzuprüfen, ist nur dem Erfahrenen und Landeskundigen möglich. Aber wir brauchten eben zunächst über den nahen, mittleren und fernen Osten ein Buch, in dem gewagt wurde, was hier überwiegend mit Glück gewagt worden ist: dem deutschen Volk den ängstlich abgewandten oder künstlich weggedrehten Kopf wieder auf das größte geopolitische

[1]) Hans Rohde, Der Kampf um Asien, 2 Bde., 27 Karten. Stuttgart 1925, Deutsche Verlagsanstalt. — Vgl. auch Rohdes Aufsätze, Möglichkeiten und Aussichten der Dardanellenbezwingung (Maiheft 1915 der S. M., England und Amerika) und Die jüdische Kolonisation Palästinas (Februarheft 1916, Ostjuden).

[2]) Vgl. das Referat Ludwig Schraudenbachs in diesem Heft.

Problem des 20. Jahrhunderts zu lenken, von dessen Lösung auch sein Schicksal mächtig bewegt werden wird.

Aus dieser Tatsache quillt das Daseinsrecht des Buches von Rohde, dessen bloße Konzeption in einer ängstlichen Spezialistenwelt eine Synthese ist und eine mutige Leistung bedeutet, die wir schon als solche dankbar begrüßen.

Vorweg gesagt, scheint uns Rohde sicherer und fester auf Selbsterlebtem zu stehen, wo er den Kampf um Orient und Islam beschreibt, als wo er sich in das Kräftespiel des fernen Ostens und des Stillen Ozeans hineinwagt. Gerade für den Islam war ja auch sichtende Arbeit genug geschehen von Männern wie Lothrop Stoddard (The New World of Islam), der das neuere türkische, arabische, ägyptische und indische Schrifttum verwertet; auf den kleineren Räumen des nahen Ostens flossen überhaupt die Quellen näher und, wenn auch nicht reicher, doch leichter faßbar.

Die sehr gut gesehene Auffassung des englisch-französischen Ringens in Ägypten (S. 22) beweist übrigens, daß man Faschoda ohne die gleichläufigen, bei uns fast gar nicht verfolgten Vorgänge in Hinterindien kaum verstehen kann, und zeigt, wie sehr unser Planet schon vor der Jahrhundertwende ein einheitliches Kraftfeld geworden war, auf dem in der Irre tappen mußte, wer nicht das Ganze übersah.

Abgesehen von Meinungsverschiedenheiten in Einzelheiten aber, die jedem bei einem solchen Neubauversuch begegnen werden, sind die verwickelten Vorgänge im nahen und mittleren Osten mit großer und klarer Linie im wesentlichen richtig dargestellt, wenn man auch über manche Vorgänge, wie den zu leicht angeschlagenen anglo-russischen Kräfteeinsatz gegen die deutschen Versuche im mittleren Osten (v. Niedermayer, Waßmuß) anderer Meinung sein kann. Manche Saat, die erst im dritten Afghanenkrieg, in den Grenzkämpfen um Wasiristan, im Sieg der nationalen Bahnideen in Persien aufging, ist damals von mutigen deutschen Männern, fast ohne Mittel, mit ganz unzulänglicher Ausrüstung und Unterstützung ausgeworfen und von englischer wie russischer Seite viel ernster gewürdigt worden als von der aussendenden deutschen Stelle.

Die Durchführung des gleichen übersichtlichen Linienspieles für die Nachkriegszeit des nahen Ostens verrät vielleicht am meisten das überlegene politisch-wissenschaftliche Können und Urteil des Verfassers, der gerade damit dem deutschen Volk den untrennbaren Zusammenhang seines Nachkriegsschicksals mit den Fragen des Kampfes um Asien zwischen dessen eingeborenen Kräften und den fremden Raubmächten beweist. (Die persischen Bahnbaupläne der Karte scheinen freilich überholt zu sein. Das „nationale" Projekt Enseli-Teheran-Mohammerah hat über die „internationalen" gesiegt. Wenigstens sind die vier Millionen Toman für die Vorbereitungsarbeiten dazu bewilligt.)

Nicht die gleiche Sicherheit der Komposition, wie für den nahen Osten zeigt das Werk überall über den fernen Osten. „Japan denkt nicht mehr an eine Wiederherausgabe Kiautschous. . . ." (S. 148). Diese Wendung ist wohl aus der Zeit vor 1923 aus Notizen irrtümlich stehengeblieben, traf aber in so schroffer Festnagelung auch damals nicht zu (S. 154). „England läßt der japanischen Politik im fernen Osten mehr oder weniger freien Lauf. . ." steht im Gegensatz zu S. 155, die von dem englischen Druck spricht, auf den hin die Gruppe V der „21 Forderungen" an China zurückgestellt worden sei. Das ist aber ein entscheidendes „Weniger" im freien Lauf!

Doch auch das sind Einzelheiten, über die nicht zu herb gerechtet werden sollte, wenn in den großen Zügen die Zeitgeschichte treffend gesehen worden ist.

Eine dunkle wunde Stelle beleuchtet die Bemerkung S. 193, II über das Nichtvoraussehen des Kriegsendes durch Japan, weil es (aus seiner eigenen Seelenstimmung heraus urteilend) einen solchen moralischen Zusammenbruch Deutschlands für unmöglich hielt. Es gibt auch heute noch viel Japaner des alten Schlages, denen man die Gründe dafür nicht begreiflich machen kann.

Die S. 365 bis 366 enthalten Folgerungen und Ausblicke von zwingender Logik, Gedankengänge, die leider in Deutschland nicht zur rechten Zeit verstanden worden sind; und dabei hatte sie doch schon Mackinder 1904 an die Wand gemalt! („The

geographical pivot of History.") Aber welcher Diplomat und Parlamentarier las damals in Mitteleuropa politische Geographie? Das tat man in England und Amerika, aber nicht bei uns. Die japanisch-russische Verständigung vom 21. Januar 1925 ist von Rohde wohl richtig eingeschätzt worden, und hoffentlich verhallt die Mahnung des tiefgründigen Schlußwortes nicht ungehört.

Wenn wir etwas an dem straff gebauten Buch bedauern, so ist es, daß die räumliche Betrachtung so sehr vor der rein geschichtlichen, zeitlich angeordneten zurücktritt, daß die Dynamik des Raumes nicht genügend zur Geltung kommt, was mit so prächtigem Erfolg in Niedermayers Arbeiten, namentlich in seiner jüngsten „Unter der Glutsonne Irans" geschieht, aber auch bei Sven Hedin oder in dem klugen Buch des neutralen Schweden Rütger Essén: „Zwischen Ostsee und Stillem Ozean". Freilich beschäftigt es sich mit dem nördlichen Sektor des Kampfplatzes, wie E. v. Salzmann nur mit dem südlichen und Filchner mit dem zentralen Teil; aber dennoch bedarf man einer solchen Ergänzung, die das Persönliche, den Raum und seine Dynamik, die Farbe des Lebens hereinträgt, die bei Rohde manchmal zu kurz kommt.

VIII. Die asiatische Bewegung als politisches Agens in Europa

Die Beobachtung des allasiatischen Erwachens in Mitteleuropa ist im wesentlichen eine Nachkriegserscheinung. Es gab auch während des Krieges im deutschen Bereich Männer, die erkannten, von welcher Tragweite ein Zusammenspiel mit der allasiatischen Idee hätte sein können. Zu ihnen gehörten v. Niedermayer und Waßmuß; und Waßmuß stellte der angloindischen Politik und Strategie so heikle Aufgaben für ihre Gegentätigkeit, daß es kaum ein ehrenderes Zeugnis gibt, als das bei Captain F. Tuohy: „The secret corps" auf S. 200 und 201:

„Vielleicht der am meisten erfolgreiche und typische Späher östlich von Suez war ein junger Deutscher. Alle vierzehn Tage gab die Nachrichten-Abteilung unseres Generalstabs eine Karte heraus, die der Kräfteverteilung des Feindes auf dem östlichen Kriegsschauplatz galt. Quer über ein ganzes Eck dieser Karte erschien, in roter Farbe gedruckt, das Wort: ‚Wassmuss'. Der Landraum, den dieses eine Wort bedeckte, kam mehrmals dem von ganz England gleich. Dies ganze Land, Süd-Persien, stand unter dem Einfluß des jungen deutschen Konsuls Waßmuß — das war es, was die Querschrift über dieser Karte bedeutete! Waßmuß stand für alles, was geschickt, listenreich, durchhaltend und gefährlich an dem deutschen System östlicher Durchdringung war. Vor dem Krieg, obwohl nur ein junger Mann anfangs der zwanziger Jahre, hatte er sein Konsulat in Buschir in das imposanteste aller östlichen europäischen Aufmachungen zu verwandeln verstanden. Seine häufigen Empfänge örtlicher Würdenträger und Häuptlinge umwohnender Stämme waren darauf berechnet, Eindruck zu machen, und taten es sicherlich. Im November 1914 versuchten wir, diesen jungen Gentleman zu fangen, aber, wie die Göben, kam er uns aus, und wie eine menschliche Göben, war er offenbar bestimmt, den ganzen Krieg über eine beständige Bedrohung für uns zu bleiben, eine politische Kraft, mit der gerechnet werden mußte, und eine, die den Zweck erreichte, tausende von britischen Truppen zu immobilisieren.... Waßmuß verzog sich ins Hinterland und unterzog sich dort der selbstgestellten Aufgabe, als Späher für Deutschland zu handeln, Südpersien unter seinem Einfluß zu halten und die Angelegenheiten dort durch und durch unangenehm für die Engländer zu machen und in allen drei Richtungen erzielte er für einen einzelnen Mann geradezu fabelhafte Erfolge.... als Ergebnis mußten britische Verstärkungen nach Persien gesandt werden zu einer Zeit, wo jeder Mann anderswo gebraucht worden wäre...."

Dieses Buch und manche andere bezeugen, wie groß der geistige und materielle Aufwand war, mit dem die führende unter den alten imperialistischen Kolonialmächten den sich emporringenden panasiatischen Gedanken bekämpfte.

Aber die Männer, die wußten und erkannten, was die panasiatische Bewegung — rechtzeitig, Jahre vor dem Krieg erfaßt und verstanden — zur Entlastung des Druckes auf die Zentralmächte hätte beitragen können, waren in den Reihen ihrer führenden Staatsmänner, Heerführer und Wirtschafter vereinzelt und machtlos.

Es ist ein wahres Glück, wenn man aus Wahrnehmungen und Anschauungen, die schon 1910 niedergelegt und 1913 gedruckt worden sind, wenigstens nachweisen kann, daß man selbst die Entwicklungen damals schon in anderm Lichte gesehen hat und so kein augurium post eventum vornimmt[1]).

Aber auch der Amerikaner Brooks-Adams sah unsere falsche ostasiatische Linie, den Zwiespalt, auf den wir uns hinbewegten, schon in seinem Buch „New Empire", 1902 (deutsche Ausgabe, Wien 1909, S. 248), der Engländer Mackinder 1904 („The geographical pivot of history", London, Geographical Journal of the Royal Society), so daß also wohl auch andere ihn hätten sehen können.

Wie die führenden Köpfe der Vereinigten Staaten heute zu dem Problem eingestellt sind, läßt sich vielleicht am besten aus Thomas F. Millards: „Conflict of policies in Asia", Century Comp. New York City, 1904, erkennen.

Millard hat schon in vielen Werken seit Jahren gezeigt, daß er einer der in materiellen wie in staatsphilosophischen und völkerpsychologischen Fragen am besten gesattelten Kenner des panasiatischen Problems in den Vereinigten Staaten ist. In seinen Schriften: „The new Far East", „America and the Far Eastern Question", „Our Eastern Question", und „Democracy and the Eastern Question" hat er wohlerworbene Überzeugungen niedergelegt. Dennoch beweist er (z. B. S. 367ff.) wie schwer es dem euramerikanisch eingestellten Beobachter überhaupt fällt, die Notwendigkeit asiatischer Politik mit doppeltem Boden in dem Falle Japans zu begreifen. Vor der befürchteten Kontinental-Hegemonie Japans ist Millard ganz sicher. Man ist in Japan heilfroh, wenn der Brand nicht auf die Inselgirlanden herüberschlägt, und weiß ganz genau zwischen zeitbedingter Schwäche der Sowjets und Chinas und ihrer Dauerwucht in allasiatischen Dingen zu unterscheiden.

Aber die Vereinigten Staaten wissen es nicht, daß ihre Form der Pluto-Demokratie, in einem raumreichen Kolonialland entstanden, in China etwas Unmögliches und auch etwas durchaus Unerwünschtes ist; und nicht einmal Millard ahnt, wie viele Fensterscheiben er mit seinem Buch einschlägt.

IX. Technische und wirtschaftliche Kraftlinien des erwachenden Asiens

Wenn wir versuchen, aus der Fülle von Kraftlinien technischer und wirtschaftlicher Art des erwachenden Asien die bedeutendsten und bis nach Europa fühlbaren herauszugreifen, so ist es — trotz teilweiser, aber sehr lückenhafter Übernahme der Nachkriegsvereinbarungen über Arbeitszeit durch den Osten — die längere Arbeitsleistung sämtlicher Wirtschaftsländer Asiens, auch der Sowjets, die nur zum Teil durch die geringere Arbeitsintensität der meisten Asiaten — mit Ausnahme der Chinesen und Inder, bei denen der Volksdruck als Ansporn wirkt — ausgeglichen wird. Diesem Vorgang liegt teilweise schon ein bewußtes Opfer zur baldmöglichen Ausschaltung der eingedrungenen Konkurrenz zugrunde.

Das zähe und zielbewußte Streben nach Autarkie, wenn auch auf höheren Ebenen als ehedem, und der Wunsch — nach erfolgtem innerem Ausgleich — nur Überschüsse an den Weltmarkt abzugeben, legt eine weitere derartige Kraftlinie bloß. Eine dritte zeigt jene energische Bewegung, die dahin zielt, Asiaten zum mindesten an allen Wirtschaftsunternehmungen zu beteiligen, die auf asiatischem Boden errichtet werden, womöglich den Boden vor Überfremdung zu schützen, selbst durch drastische Mittel (Japan, Türkei), und im Falle freier Wahl den asiatischen Partner zu bevorzugen, den weißen wenigstens nur auf Zeit hereinzulassen.

Das Streben nach Rückgewinnung der Rechte auf Landverkehrswege, Zölle, Eisenbahnen (nach Art der Vorgänge bei der C. E. R.) ist eine weitere deutlich verfolgbare Richtung; sie spricht sich auch in der Indisierung der verfallenen Konzessionen angloindischer Bahnlinien und ihrem Heimfall an den immer mehr zu indi-

[1]) Karl Haushofer, Dai Nihon. Berlin 1913.

sierenden Staat aus, im Sieg der nationalen persischen Bahnprojekte (Enseli-Teheran-Muhammera) über die internationalen, in der Rückgewinnungstaktik der Angora-Türkei gegenüber der Bagdadbahn.

Im Seeverkehr traten panasiatische Bewegungen am deutlichsten zutage: bei der Entstehung des Schiffahrtszentrums der Sundawelt in Surabaya während des Weltkrieges und im Aufschwung der japanischen Schiffbau- und Schiffahrtunternehmungen, in der zunehmenden Rückgewinnung des chinesischen Fluß- und Küstengeschäfts durch die Chinesen, in der hervorragenden Stellung der Ostasiaten gegenüber den Kolonialmächten im westpazifischen und indischen Ozean, in der jüngst erfolgten Gründung einer eigenen indischen Marine und den Vorbereitungen zur Schaffung einer indischen Handelsmarine großen Stils, aber auch in dem sehr scharfen neuen türkischen Küstenschiffahrtsgesetz.

Wie bald sich die Festigung des neuen arabischen Reiches unter Ibn Saûd in den Fragen der Küstenschiffahrt, der Befeuerung und dem Küstendienst des arabischen und persischen Meerbusens fühlbar macht, ist nur eine Frage naher Zeit.

Die Erschließung durch Fluglinien — bei der sich die Sowjetbünde maßgebenden Einfluß vorbehalten und lieber das Tempo verlangsamen, als diesen Einfluß an andere, nichtasiatische Völker überlassen — ist eine weitere wichtige verkehrsgeographische Unterstützung der asiatischen Sehnsucht nach Machtrückeroberung im eigenen Erd-, See- und Luftraum.

In Hochasien, im chinesischen Westen, aber auch in den Sowjetlandschaften, in Persien und Afghanistan tritt planmäßige Erschließung durch Flieger mehr und mehr an die Stelle der kontinentalen überasiatischen Eisenbahnpolitik. Eine solche hatte seinerzeit Brooks-Adams[1]) Rußland und Deutschland nach ihrer Besetzung von Port Arthur und Kiautschau als Eisenbahnendpunkte zugetraut, aber zu deren geduldiger und großzügiger Durchführung hatte die Staatskunst der beteiligten Monarchien nicht ausgereicht.

Sie wären damit sicher in den Rahmen einer großeurasiatischen Raumpolitik gezogen worden, deren Möglichkeit zwischen Deutschland, Rußland und Ostasien man z. B. in Japan an manchen Stellen (Ito, Katsura, Goto) erkannte, ohne in Rußland und Deutschland Verständnis und Gegenliebe zu finden.

X. Kulturpolitische Panasiatica

Als letzte große Auswirkung der erwachenden panasiatischen Ideen bleibt die kulturpolitische zu betrachten.

Voran stehen dabei die merkwürdigen bevölkerungspolitischen Erscheinungen einer durch vier Jahrtausende erhaltenen ungeheuren Vitalität: so in China (Schallmayer: „Vererbung und Auslese", Jena 1918, 6. Abschn.) in Indien — (trotz hoher Sterblichkeitsrate, vgl. Brij Narain „Population of India", Lahore 1925) und die vielleicht noch merkwürdigeren Tatsachen plötzlich wieder ansteigender Vitalitätsziffern, nachdem schon gewisse Zeichen von Rassenmüdigkeit und Trägestauung eingetreten waren. Beispiele dafür sind Japan (Sprung von 30 auf 60 Millionen Einwohner innerhalb von 60 Jahren); Java (von 3 auf 33 Millionen); die Philippinen, Korea (Verdoppelung innerhalb eines Jahrzehnts), die Mandschurei (3:30). Denn diese Erscheinungen vor allem begründen den Wanderdruck S. O. Asiens, der z. B. China allein seit der Jahrhundertwende aus seinen eigentlichen Kernlandschaften eine Gesamtwanderung von etwa 27 Millionen aussenden ließ, neben der die etwa 1 Million betragende Zahl der Außenjapaner eine verschwindende, aber wegen des Assimilisationswiderstandes der Rasse bemerkenswerte Rolle spielt. (Dr. Nopitsch: „Japanische Auswanderung", Diss., München 1925; Grünfeld: „Japanische Auswanderung", Tokio 1913.)

[1]) „The New Empire", übersetzt als „Herz der Welt". Wien 1909. S. 248, 249, 252.

So fluten wachsende Wanderströme namentlich von China, aber auch von Indien, Japan und Korea aus über den alten Erdteil an seine gefährdeten Ränder und gewinnen zunächst einmal wichtige fremde Gründungen von außen her, wie Singapur, Penang, die Straits zahlen- und rassenmäßig zurück, durchsetzen aber auch die weicheren Rassen von Siam (10 Millionen, darunter 4 Millionen Chinesen), Indochina, der Philippinen, Indonesiens, von Hawaii mit widerstandsfähigerem asiatischen Menschenmaterial. So scheint die für Frankreichs Kolonialreich düstere Voraussage des Monseigneur de Guébriant 1922 berechtigt: „wenn es Frankreich nicht gelänge, in einem Jahrzehnt eine anamitisch-französische Mischkultur (übrigens kein hübsches Gebilde!) zu schaffen, so würde Indochina rettungslos wieder chinesisch werden". Ebenso ist ja auch die Mandschurei schon wieder chinesisch geworden, und es besteht alle Aussicht, daß auch Ostsibirien und Hawaii wieder asiatisch rückkolonisiert werden. In ähnlicher Weise erobert die Zähigkeit der dunklen indischen Rasse die Fijiinseln, Teile von Burma, ja bereits von Süd- und Ostafrika.

Wir sind die letzten, das Bild der „gelben Gefahr" im alten Stil an die Wand malen zu wollen; aber in diesem Zusammenhang ist die gelbe und braune Gefahr der gelbe und braune Fleiß, die weit größere Anpassungsfähigkeit der stärker pigmentierten Haut an Tropen und Subtropen. Wir erkennen sie im Zusammenhang mit den großzügigen Darstellungen von Penck, die uns lehren, daß die heute mit etwa 1,8 Milliarden bevölkerte Erde in drei Jahrhunderten (wenn die Bevölkerung so weiter wächst, wie in den letzten 50 Jahren) mit etwa 8 Milliarden an die Grenze ihrer Erhaltungsfähigkeit gekommen sein wird, die aber nur bei einer ganz anderen Verteilung der Bevölkerung ausreichen würde.

Unsere Erfahrung sagt uns aber eben leider, daß gerade in den Tropen, die etwa 5,6 Milliarden mit ihren guten Böden und ihrer Feuchtigkeit ernähren könnten, der weiße Arbeiter weit hinter dem gelben und braunen an Leistung zurücksteht, so daß es schwerlich Angehörige unserer Rasse sein werden, die bis dahin den Großteil der Erdbevölkerung ausmachen.

Bei dieser Betrachtung haben wir „Kultur" im ursprünglichen Sinn als solche des Bodens gefaßt. Neben diesen tatsächlich zu begründenden Verdrängungserscheinungen auf dem Wege der Bodenkultur (deren Vollzug allerdings auch den Anteil Asiens an der Erdbevölkerung, der heute zusammen mit Europa 80 vH beträgt, sehr herunterdrückt), treten geistige, rein auf das Kulturleben wirkende Rückschlagserscheinungen panasiatischen Ursprungs fast zurück. Und dennoch brauchen wir gar nicht das feine, wohl an die oberste Grenze der Einfühlung gehende Reisetagebuch des Grafen Keyserling, um uns seit der gewaltsamen Überwindung Asiens zunächst durch die Konquista der Iberer, der Niederlande, dann Frankreichs und der Angelsachsen den zunehmenden Einfluß geistiger Strömungen von Asien her auf seine Eroberer als dessen Rache zu vergegenwärtigen! Nicht nur, daß alle großen europäischen Religionen aus Vorderasien stammen: zweifellos hat der Buddhismus in allen seinen Ausstrahlungen mit der Lehre von der Seelenwanderung, der Palingenese, der Vorexistenzerinnerung in Europa stark an Boden gewonnen; weite Kreise sind der von Asien ausgehenden Suggestion zugänglich geworden.

Auf dem so vorbereiteten Boden haben Ausstrahlungen der Kunst des nahen, mittleren und fernen Ostens weit größeren Einfluß erlangt, als in der zahlenmäßigen Verbreitung ihrer Werke läge, asiatische Kunstformen haben sich verbreiten können — alle zugleich Weltanschauungsträger —; wie freilich auch Asien durch die Ausstrahlungen der europäischen Kultur befruchtet worden ist, und zwar z. B. durch die Einwirkung des hellenischen Traubenmotivs (Hirth) und anderer Einflüsse der Alexanderzeit, durch die Vermittlung der Gandharakultur viel früher und nachhaltiger, als man früher eingesehen hat und Wort haben wollte.

Über solche geistige und künstlerische Brücken verkehren aber auch selbstverständlich panasiatische Gedanken in Machtvorstellungen und erwecken sich unter den edelsten und humansten Geistern des Westens Vorkämpfer oder doch Helfer gegen jede brutale Unterdrückung des Selbstbestimmungsrechts uralter Kultur-

S o e b e n e r s c h i e n :

DAS GRENZ- UND AUSLANDDEUTSCHTUM

SEINE GESCHICHTE UND SEINE BEDEUTUNG

von

Kultusminister a.D. Dr. Otto Boelitz

VII u. 196 S. gr. 8°. Mit 27 Karten und Skizzen sowie einem Bilder-Anhang. 1926.

In vornehmem Ganzleinenband mit Goldaufdruck M. 6.—

INHALT:

Einleitung ●

Die Pflege des Auslanddeutschtums vor und nach dem Weltkriege.

Erster Teil ●

Das Auslanddeutschtum im geschlossenen deutschen Sprachgebiet.

I. *Im Westen.* Das Deutschtum: 1. in Elsaß-Lothringen; 2. in Eupen-Malmedy.

II. *Im Norden.* Das Deutschtum in Nordschleswig.

III. *Im Osten.* Die deutsche Sprachgrenze im Osten. Das Deutschtum: 1. in den an Polen abgetretenen Gebieten: a) Ostmark, b) Schlesien; 2. in der Freien Stadt Danzig: 3. im Memelland. (Anhang: das Deutschtum in Litauen); 4. in den an die Tschechoslowakei abgetretenen Gebieten: a) Hultschiner Ländchen, b) die ehemaligen österreichischen Gebiete Böhmen, Mähren und Schlesien. (Anhang; das Deutschtum in der Slowakei und in Karpathorußland).

IV. *Im Südosten.* Das Deutschtum: 1. in der deutsch-österreichischen Republik; 2. in Kärnten, Steiermark und Tirol.

R. OLDENBOURG, MÜNCHEN UND BERLIN

Zweiter Teil ●

Das Auslanddeutschtum außerhalb der Grenzen des geschlossenen deutschen Sprachgebietes in Europa.

I. *Das Deutschtum in geschlossenen deutschen Siedlungen.* 1. das Deutschtum in der östlichen Hälfte der ehemaligen Donaumonarchie und ihrer Randländer: a) die Donauschwaben an der mittleren Donau, b) die Siebenbürger Sachsen, c) die übrigen Deutschen in Großrumänien. 2. Das Deutschtum in Polen. 3. Das Deutschtum im Baltenland. 4. Das Deutschtum im heutigen Sowjetrußland: a) an der Wolga, b) im Schwarzmeergebiet, c) in Ukrainisch-Wolhynien, d) die Deutschen in den Städten Rußlands, e) die Kaukasusdeutschen, f) die Deutschen in Sibirien.

II. *Das Deutschtum in den übrigen Ländern Europas:* 1. die nordischen Länder: a) Finnland, b) Norwegen, Schweden und Dänemark; 2. England; 3. Holland; 4. Belgien; 5. Frankreich; 6. Schweiz; 7. Spanien; 8. Portugal; 9. Italien; 10. Griechenland; 11. Bulgarien.

Dritter Teil ●

Das Auslanddeutschtum in den außereuropäischen Ländern.

A. *Das Deutschtum in Amerika.*

I. *Das Deutschtum in Nordamerika:* 1. die Vereinigten Staaten von Nordamerika; 2. Kanada; 3. Mexiko.

II. *Das Deutschtum in Mittelamerika und Westindien.*

III. *Das Deutschtum in Südamerika:* 1. Nord- und Weststaaten (Venezuela, Kolumbien, Ekuadór, Peru, Bolivien, Chile); 2. die Ostküste Südamerikas (Brasilien, Argentinien, Uruguay und Paraguay).

B. *Das Deutschtum in Asien.*

I. *Das Deutschtum in den Gebieten der ehemaligen Türkei:* 1. auf europäischem Boden, in Anatolien, Syrien und Mesopotamien; 2. in Palästina.

II. *Das Deutschtum in China.*

III. *Das Deutschtum in Japan.*

IV. *Das verstreute Deutschtum in den übrigen Ländern Asiens:* 1. Persien; 2. Afghanistan; 3. Indien; 4. Südostasien; 5. Philippinen.

C. *Das Deutschtum in Afrika.*

I. *Das Deutschtum in den ehemaligen deutschen Kolonien.*

II. *Das Deutschtum in Ägypten.*

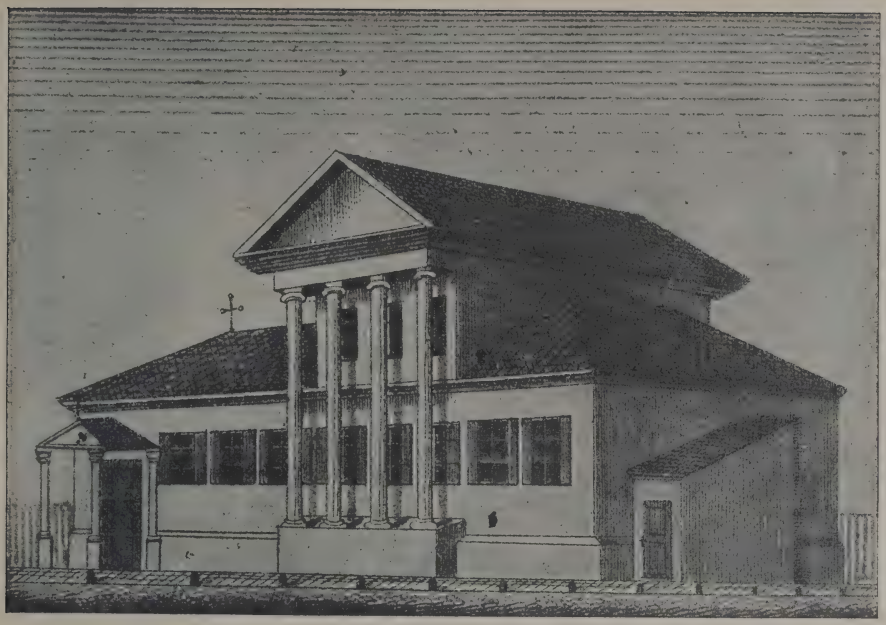
III. *Das Deutschtum in der Südafrikanischen Union.*

IV. *Das verstreute Deutschtum in den übrigen Ländern Afrikas.*

D. *Das Deutschtum in Australien und im Stillen Ozean.*

I. *Das Deutschtum in Australien und Neuseeland.*

II. *Das Deutschtum im Stillen Ozean.*



Alte evangelische Kirche in Kiew (Rußland)

40 Millionen Deutsche, die außerhalb der jetzigen Reichsgrenze weilen, fordern heute stärker denn je eine innigere Geistes- und Kulturgemeinschaft mit ihrer ehemaligen Heimat. Fragen wir uns, weshalb ihre Wünsche nur taube Ohren fanden, so dürfen wir die wesentlichsten Gründe in der völligen Unkenntnis vom Grenz- und Auslanddeutschtum erblicken. — Wenige nur wissen von der Siedlungskraft unseres Volkes, von den Gründen der Massenauswanderungen an neue Arbeitsstätten, von der willkürlichen und oft grausamen Abtrennung deutscher Volksteile im Laufe der Jahrhunderte.

Die Fragen des Grenz- und Auslanddeutschtums haben vor dem Krieg in weitesten Schichten unseres Volkes leider nicht die Beachtung gefunden, die sie hätten beanspruchen müssen. Manch schmerzvolle Erfahrung der Kriegszeit und das Friedensdiktat von Versailles mit seiner furchtbaren Grenzfestsetzung sind in dieser Hinsicht mahnende Wecker des Verständnisses für wichtigste Lebensnotwendigkeiten unseres Volkes geworden. Auf unserem verstümmelten Staatsgebiet lebt heute ein Volk, dem es von Tag zu Tag mehr zur Gewißheit wird, daß die Grenzen unseres Staates sich nicht decken mit den Grenzen unseres Volkstums. Stark regt sich allenthalben das Verlangen, mit den Millionen Deutscher, die von dem Körper unseres Staates abgesprengt sind, und mit allen den Deutschen, die hier in Europa und drüben über See in der Zerstreuung leben, in lebendigster Fühlung zu sein und mit ihnen das große unsichtbare Reich des deutschen Geistes zu bilden.

Blick auf Apia (Samoa)

Mit Recht haben deshalb die Schulverwaltungen aller deutschen Länder darauf hingewiesen, daß dem Grenz- und Auslanddeutschtum schon in der Schule eine bessere Behandlung zuteil werden müsse, als es früher möglich war. Große Aufgaben fallen hier dem Geschichtsunterricht, dem deutschen Unterricht und der Unterweisung in der Erdkunde zu. Zur Unterstützung dieser Aufgaben mag dieses Buch dienen, das eine Lücke ausfüllen soll, die oft und schmerzlich empfunden worden ist.

Daneben aber soll es allen denen eine Hilfe und Stütze sein, die sich mit den Fragen des Auslanddeutschtums eingehender befassen wollen. Ihre Zahl ist in erfreulichem Wachsen begriffen. Da kann dieses Buch einen ersten Überblick über den Stand des Deutschtums in der Welt und über seine Geschichte gewähren. Aus langjähriger Tätigkeit im Ausland hat der Verfasser vieles schöpfen können, was für die Behandlung des Auslanddeutschtums von Wichtigkeit ist; und an dem Streben vor allem der Jugend, immer tiefer hineinzuwachsen in das Verständnis dieser brennenden Lebensfrage unseres Volkes, hat sich seine Freude immer mehr entzündet, ein möglichst abgerundetes Bild des Lebens und Ringens der vierzig Millionen Deutsche außerhalb der Grenzen unseres Vaterlandes zu entwerfen.

R. OLDENBOURG, MÜNCHEN UND BERLIN

mächte, von denen befruchtende Kulturgedanken höchsten Menschheitswertes ausgegangen sind, die für jene Verfechter oft noch eine lebendige Kraft besitzen, die sie in ihren Ursprungsländern nicht mehr haben.

Natürlich bedient man sich aber gern solcher Helfer im gegnerischen Lager und reißt sie oder verführt sie wohl gelegentlich viel weiter, als sie gehen wollten. Denn die Pfade des Vordringens von unwägbaren Kräften auf dem Felde von Kultur, Macht und Wirtschaft verschlingen sich unmerklich. Oft dient ein Idealist längst fremder Macht und Wirtschaft gegen den Erdraum seiner eigenen Entstehung, gegen die Grundlage seiner eigenen Rassenkraft, wenn er noch glaubt, edelste Menschheitsziele zu verfechten. Ganz darf man diese Erfahrung nicht vergessen, wenn man solche Lebenswerke würdigen muß, wie das von Multatuli (Georg Douwes Dekker) in Insulinde, oder Russell: „The Philippines independent or vassal", oder Gilbert Reid: „China captive or free?" oder manche Ausführungen von Bertrand Russell in „China und das Problem des fernen Ostens", die Bücher von Wilhelm oder Driesch, auch Siebolds Einstellung zu Japan, vom Werk mancher Indologen und Orientalisten ganz zu schweigen. Die faszinierende Geistesmacht der fernöstlichen Kultureinheit hat ihr schon manchen Macht- und Wirtschaftsniederbruch von außen her lindern helfen und so als deckende Kulisse panasiatischer Bestrebungen gewirkt!

Denn: „Asien ist Eines!" Das darf nie vergessen, wer mit Asiaten zu tun hat, sei es in Moskau oder Singapur, Tokio oder Teheran, Angora und Kospoli oder Peking und Delhi! Das ist mir kaum je klarer zum Bewußtsein gekommen, als in einem zierlichen gastfreien Palast in Hyderabad im Dekkan, als mir der Hausherr neben zahlreichen deutschen Büchern auch ein schönes, reich illustriertes Werk eines berühmten Islamhistorikers vorwies mit der Stelle: „Dreimal ist der Gang der Weltgeschichte aufgehalten worden: als Karl Martell die Araber schlug, als die Belagerung Wiens durch die Türken mißlang und als Lord Clive bei Plassey die Vasallen des Großmoguls besiegte..." oder, wenn Rabindranath Tagore in seinem silbergrauen Phantasiegewand als eine Verkörperung von Tausend und eine Nacht der Gegenstand zärtlichster Aufmerksamkeit westlicher Damenwelt, in Tokio mit dem ganzen Reiz indischer Ideologie die asiatische Aufgabe Japans zusammenfaßte in die Mahnung, seinem asiatischen Beruf treu zu bleiben.

In solchen Augenblicken trat die ganze Gewalt panasiatischer Ideologie in ihrer feinsten, für die besten Geister des Westens schwer angreifbaren Form und Rüstung vor den forschenden Gelehrten, den verstehenden Künstler und den nur für seines Volkes Atemraum und Lebensdauer zunächst stehenden Staatsmenschen. Die Vorgewalt der Dauerwirkung einer folgerichtigen Kulturpolitik über Macht und Wirtschaft ließ sich dabei ahnen, selbst wenn nicht viertausendjähriger Bestand der chinesischen Kultur und Rassenkraft der stärkste Beweis dafür wäre. Bezeichnend ist z. B. eine Äußerung von Yuan Shi Kai über die merkwürdige Tatsache, daß die Einschmelzung ganzer Judenkolonien in China im N.W. so restlos gelungen war, daß man nur aus Gefäßen und Inschriften noch herausbringen konnte, wie festgewurzelt dort einst starke jüdische Gemeinden gewesen waren: „Was auch immer zu uns komme, in drei Generationen werden sie alle Chinesen sein, denn China ist ein Meer, das alle Flüsse salzig macht, die sich darein ergießen..."

Aus dieser Sicherheit über die einschmelzende Kraft des asiatischen Kultur-, Rassen- und Wirtschaftsideals gehen auch solche Worte hervor, wie die aus dem Kreis der Asia Gikai stammenden, die ich schon 1909 aufgefangen hatte (Dai Nihon, S. 320): „Der Kontinent Asien ist zentral auf der Erde gelegen und schließt die guten Geister des Himmels und der Erde in sich ein. Asien übertrifft alle anderen Erdteile an Ausdehnung, Größe seiner Flüsse und Gebirge, Zahl seiner Bewohner und Reichtum seiner natürlichen Hilfsquellen. Das ist der Grund, warum die hohe Zivilisation der alten Zeiten ihren Ursprung in Asien hatte und die großen Weisen in diesem Erdteil geboren wurden. In neuerer Zeit aber sind die Asiaten alle indolent geblieben, haben einander mit Eifersucht betrachtet und eine Nation gehindert, sich über die andere zu erheben, so daß der westliche Ein-

fluß sich ungehindert hat ausbreiten können. Wenn das nicht anders wird, so wird Asien verlorengehen, und darüber muß man Besorgnis fühlen. Ausgezeichnete Sitten und Gebräuche und ein hoher Sinn zieren alle Asiaten, und die Erhebung Asiens muß daher von allen Asiaten gleichzeitig in Angriff genommen werden. Aus diesem Grunde haben wir, trotz unseren schwachen Kräften, diese Gesellschaft gegründet, zu der wir den Zutritt aller derer erbitten, die mit uns die gleiche Ansicht und das gleiche Streben haben. . . ."

Man wird — da diese Wahrnehmungen 1909 in Japan aufgeschrieben und 1913 in Berlin gedruckt worden sind — nicht behaupten können, daß die panasiatische Bewegung, in diesem Fall in ihrer japanischen Teilerscheinung, zu der es türkische, indische, chinesische Seitenstücke genug gab, vor dem Weltkriege nicht erkennbar war und sich nicht gerade ihrer kulturpolitischen Stärken zu bedienen wußte.

Es ist — trotz dem damaligen Spott der fremden Hafenresidenten — nicht einmal viel Übertreibung dabei, denn die geographischen Angaben stimmen, die Zivilisation des Zweistromlandes, Indiens und Chinas, die asiatische Herkunft von Judentum, Christentum, Islam, Buddhismus, die asiatische Geburt von Christus, Mohammed, Buddha, Zoroaster, Konfuzius und Laotse sind nicht zu leugnen; und es ist tatsächlich manches seit diesen bescheidenen ersten Panasiatenunternehmungen ganz anders geworden, und die Erhebung Asiens von allen Asiaten ist gleichzeitig und recht tatkräftig in Angriff genommen worden.

XI. Ausbreitungsfähigkeit allasiatischer Bestrebungen und Ideen ins Abendland

Aus diesem flüchtigen Streifblick auf ein kulturgeographisches Forschungsgebiet, dessen allseitige, panasiatische und eurasiatische Durchwanderung etwa gar für den ganzen Raum der Alten Welt eine Lebensarbeit darstellt, dürfte sich etwas über die Strahlungsgewalt, die Ausdehnungskraft allasiatischer Bestrebungen und Ideen in Nachbarräume ahnen lassen. Dabei hat jede Bewegung, die ursprünglich auf die Wiedererhebung eines Teilraumes der Erde zur alten verlorenen Selbstbestimmung ausgeht und den damit verbundenen Auftrieb im eigenen Kulturbereich und Rassenboden erkennt, eher das Streben, zunächst einmal den ganzen eigenen Teilraum in allen seinen natürlichen Landschaften zu erfassen und mit diesem Auftrieb zu erfüllen. Die Wirkung darüber hinaus ist zunächst Nebenwirkung, wie eine Art Wechselstrom.

Da aber die Widerstände von allen großen Mächten ausgehen, die wertvolle, ihnen wesensfremde Wirtschaftsräume auf asiatischem Boden besitzen: England (arabische Randpolitik, Indien, Straits und asiatische Inselbesitzungen mit Hongkong), Frankreich (Indochina, Syrien), Niederlande (Insulinde), Vereinigte Staaten (Philippinen), Rußland (Russisch-Asien), Italien (Kleinasiatische Ansprüche, Inseln) wird durch die bloße Ideenstrahlung der panasiatischen Rückexpansion natürlich das ganze augenblickliche Gebäude der Machtverteilung auf der Oberfläche der Erde erschüttert[1]). In welchem Umfang, darüber gibt den besten und übersichtlichsten Aufschluß die vortreffliche Karte des Selbstbestimmungsrechts mit Erläuterungen von Langhans in Pet. Mittlg. 1926; in unfreundlichem Sinne spricht man wohl von einer Gefahr des „Kolonial-Bolschewismus".

Dabei ist die folgenschwerste Tatsache die Rückgewinnung der ganzen Wucht des russischen Lebensraums für die asiatische Front, noch bedeutsamer im Zusammenhang mit der Wendung der Vereinigten Staaten nach ihrer pazifischen Seite.

[1]) Die Kolonialmächte selbst unterscheiden drei Haupttypen der Vergewaltigung asiatischer Teilräume durch euramerikanische Kolonialmächte: der amerikanische (Philippinen); der reichsbritische (Indien); das dritte Stadium reinen Kolonialbetriebes mit politischer (Frankreich) oder wirtschaftlicher (Niederlande) Vergewaltigung, im angelsächsischen Lichte.

Welcher Lagenwandel für Europa, welche Hinausdrängung in eine Randlage für das Abendland in dieser Erscheinung liegt, das ist seinen Insassen nur zum geringsten Teile klar geworden. Gewiß bringt jede solche Wendung auch mit der Zeit eine gewisse Druckentlastung für den unwichtiger gewordenen Raum mit sich, aber auch, ganz wie zur Zeit der Renaissance der Wechsel von der mittelländischen zur ozeanischen, atlantischen Einstellung, auch eine Verödung bisher dichter Verkehrswege und ein Herabdrücken der Lebensmöglichkeiten für die abgelegen werdenden Teilräume.

Jedenfalls ist es Tatsache, daß die Sowjetbünde in ihrer Westgrenze mehr eine zu schützende Rückseite sehen, als eine ihre politische Tätigkeit in erster Linie in Anspruch nehmende Front, und daß sie das deutlich und oft genug ausgesprochen haben. Eine solche geopolitische Wendung müßte den Verfechtern unserer Ostorientierung natürlich immer vor Augen stehen; denn eine solche Hemmung kann nur durch stärkere Interessen überwunden werden, die augenblicklich zu wecken sind, wenn lebenswichtige Anteile an der asiatischen Frontseite der Sowjets in Interessengemeinschaft gebracht werden können.

Auch die Vereinigten Staaten haben erst jüngst aus sehr berufenem Munde deutlich erklären lassen, daß die Nichteinmischung jenseits des Atlantischen Meeres für ihre pazifische Auffassung keinen Präzedenzfall schaffe, denn im Pazifischen Ozean seien sie eben durch ihre Erklärung über die offene Tür in China zur Kooperation verpflichtet! Einige der hier in Frage kommenden Verlagerungen sind in meinem Buch: „Geopolitik des Pazifischen Ozeans“ (Vowinckel, Berlin, 1925) berührt.

Sehr deutlich wird auch in der Weltliteratur über Kolonialpolitik von den Angelsachsen, namentlich von den Pazifikrändern her, eine Dreistaffelung von Typen kolonialen Besitzes und kolonialer Ausbeutung fremder Völker vorgenommen, als deren Prototypen die Philippinen, Indien und die südostasiatischen Besitzungen Frankreichs und der Niederlande hingestellt werden.

Man darf bei solchen Aufstellungen natürlich nicht an den Hohn denken, mit dem sie etwa in der indischen oder chinesischen panasiatischen Literatur behandelt werden, oder etwa an Russels Darstellung des wahren Verhältnisses der Philippinen zur amerikanischen Herrschaft, die ich der Darstellung von „Südostasiens Wiederaufstieg zur Selbstbestimmung“ (Berlin, Vowinckel, 1924) eingefügt habe und die es als „nauseous hypocrisy“ brandmarkt, wenn man vorgebe, die Philippinen zur Ehre Gottes und um des Seelenheils der Philippinos willen zu behalten, wie das Herr Morgenthau kürzlich wieder in Shanghai getan hat. Es ist schon sehr viel, wenn das Verständnis ungebetener Mandatsinhaber gegenüber der asiatischen Selbstbestimmung so weit geht, natürliche Landschaften Asiens nach dem Grade abzustufen, in dem ihre Inhaber die Annäherung an Selbstverwaltung vorbereiten und sich mit dem Gedanken der Selbstbestimmung vertraut machen. Nach dieser Vorstellung ständen auf der höchsten Stufe natürlich die Philippinen, denen ja ein — freilich ad calendas graecas vertagtes — Versprechen der Unabhängigkeit gegeben sei; auf einer zweiten sieht man das der Autonomie innerhalb des britischen Weltreichs als Dominion entgegenzuführende indische Reich, während ein eigentlich nicht mehr vor der heutigen Gesittungsstufe der Menschheit zu rechtfertigender dritter, tiefster Zustand der des reinen Kolonialbesitzes sei — ob er nun, wie von Frankreich machtpolitisch oder von den Niederlanden, wirtschafts-imperialistisch durchgeführt werde.

Welche Konflikte bei theoretischer Bejahung des Selbstbestimmungsrechts der Völker, praktischer Kenntnis der Wucht panasiatischer Bewegungen und Inhaberschaft amtlicher Generalgouverneursposten für redliche Männer sozialistischer Weltanschauung entstehen können, beweist die Rede von Varenne in Indochina; er sprach bereits auch für Frankreich davon, daß es nach der Durchführung seines Befreiungswerks nichts mehr dort wolle, als die Erinnerung und die Liebe des befreiten Erdraums — eilte aber damit offenbar, wenigstens für die Ansicht seiner Kolonialverwaltung, den Tatsachen einer so weitgehenden Anerkennung der panasiatischen Bewegung durch Frankreich beträchtlich voraus!

XII. Mögliche Bedeutung der panasiatischen Ideen für die deutsche Befreiungs- und Selbstbestimmungs-Politik

Was kann nun unsere Untersuchung der panasiatischen Ansprüche des erwachenden Asiens ergeben und lehren, wenn wir sie unter dem einzigen Gesichtspunkt zusammenfassen, der für solche zugleich geopolitische und völkerpsychologische Studien auch westlicher, ihrer freien Persönlichkeit beraubten Völker würdig ist? Schalten wir die Frage ein: was kann diese wachsende Bewegung im planetarischen Kraftfeld für die deutsche Befreiungs- und Selbstbestimmungspolitik bedeuten?, so kann das Erwachen Asiens wichtig genug für uns werden durch furchtbare Erschütterungen, ja einen völligen Zusammenbruch des Wirtschaftssystems gerade der Mächte, die unsere Kerkermauern geschaffen, die auch uns den Lebensraum verengten, die Millionen unserer Volksgenossen von uns rissen.

Wenn schon bei der Besprechung der weit über das Gewicht ihres Landraums und ihrer Menschenzahl aufgebauschten Zionistenfrage in Palästina in ihrem Verhältnis zur panasiatischen Frage durchaus mit Recht die Frankf. Ztg. (30. Januar 1926) den Schluß zog: „Für Deutschland, das mitten in Europa liegt, ist die Rechnung verhältnismäßig einfach, wenn es sich nicht irgendwo in der Welt einen Fetzen Landes anhängen läßt, der es in dieses Getriebe hineinzöge. Palästina dagegen befindet sich sozusagen an der Front; da wird es den palästinensischen Juden doch wohl schwer fallen, zwischendurchzukommen, ohne Partei zu nehmen ...", so brauchen wir diesen Satz nur geopolitisch durchzudenken, um uns die Gefahr für unsere Sicherheit klarzumachen, wenn wir — sei es auch mitten in Europa — für die an diesem Getriebe beteiligten großen Mächte einseitig Partei nehmen, was wir nach Tschitscherin und Stalin durch Locarno und den Völkerbund schon getan haben, zum mindesten in unmittelbarer Gefahr stehen, es zu tun. Denn England, Frankreich, Belgien und die Niederlande, Italien und die Sowjets liegen doch nicht in Europa oder an seiner Grenze, sondern mit ihren Reichen — die der Völkerbund ja doch wohl auch verteidigen soll, ebenso wie Coudenhoves Paneuropa, in der Welt, und zwar auch „sozusagen an der Front" — in Indien, Syrien, Irak, Indochina, Hongkong, in einer Riesengirlande von Kospoli über Singapur und Tahiti bis Wladiwostok und zur Bering-Straße. Und wenn man schon mit Recht die paar Zionisten vor falschen Frontstellungen warnt — die doch heute noch durch eine einzige Zornkonvulsion des Arabertums zerquetscht werden können, wenn die Mittel britischer Staatskunst und Kriegstechnik und die Furcht vor der internationalen Machtstellung ihrer Glaubensgenossen sie nicht mehr schützen können oder wollen — wie viel größer wäre die Pflicht, auch Deutschland mit etwas mehr Millionen ganz anders unterdrückter Menschen wenigstens auf die Gefahr und die notwendigen Folgen falscher Frontstellungen aufmerksam zu machen! Wenn es dann doch aus Gier nach amerikanischem Geld und aus Unterwürfigkeit gegen die Westmächte eine solche Frontstellung einnimmt, so weiß es, was es tut, und weiß, daß es seine Sache von der der andern Unterdrückten trennt und von ihnen als Überläufer empfunden wird, ohne vorerst wenigstens den klingenden Lohn empfangen zu haben, für den Überläufer sonst zu handeln pflegen. Deshalb begrüßen wir das deutsch-russische Abkommen.

Wir unterscheiden uns nur in der einen aber entscheidenden Frage von der Auffassung der Frankf. Ztg. — aus der sie mit Recht die Zionisten vor gefährlichen Optionen in panasiatischen Fragen warnt — daß wir entweder den Geist von Locarno durch die ganze Welt wehen lassen müssen, die doch gerade durch den Völkerbund noch mehr ein einheitliches Kraftfeld geworden ist als sie es, wie Mackinder bereits 1904 nachwies („The geogr. Pivot of History", Roy Soc. Geogr. Journ.), lange vor dem Kriege schon war; oder daß die „leider anderen Absichten Englands und auch Frankreichs", die wir mit der Frankf. Ztg. feststellen, „die in Asien diesem Geist durchaus nicht huldigen wollen", ihn damit auch in Europa unmöglich machen.

Schon allein, daß es dieselben Staatsmänner sind, die in Europa ein Engelswerk verrichten und im großen Asien eines der Gewalt- und Teufelslüge brauen, macht

schon für sie selbst eine solche reinliche Scheidung übermenschlich schwer! Unwillkürlich werden sie mit den vom Teufelswerk pechbesudelten Händen ins reinliche europäische Nebenwässerlein greifen und — wie Ratzel sagte — als großräumige Menschen in kleinräumigen Gebilden Unheil anrichten.

Wenn aber die panasiatische Frage alle großen und kleinen Mächte der Erde von den Vereinigten Staaten und Sowjetbünden außerhalb des Völkerbundes bis zu den kleinsten darin in Atem setzt und in verschiedene Fronten stellt, werden wir uns wenigstens ihre Marschrichtungen in die Zukunft im Verhältnis zur unseren recht deutlich und klarzumachen haben!

Wenn wir in unserer Mehrheit ein Kulivolk mit verstümmelten Grenzen, ganz unzulänglichem Lebensraum ohne Entwicklungsmöglichkeit, trotz gelegentlichen Pflästerchen, verachtet unter den Völkern der Erde bleiben wollen, so fügen wir uns in den Zustand, aus dem die Panasiaten ganz Asien heraus haben wollen und können die dauernde gottgewollte Abhängigkeit von den Hauptmächten von Versailles, die zugleich die Vergewaltiger der asiatischen Mehrheit sind, auf uns nehmen. Ehre und Selbstbestimmung spielt dann im Leben eines solchen Volkes keine Rolle mehr, dafür kann es vielleicht mit einem Teil — mit 40 statt 70 Millionen — später einmal wieder einen bescheidenen Wohlstand erlangen.

Will Deutschland aber, was auch die Vorkämpfer der panasiatischen Bewegung wollen und was die außerhalb des Völkerbundes stehenden Großverbände der Sowjets, wie der Vereinigten Staaten oft genug und namentlich für sich als selbstverständliches Naturrecht staatlicher Lebensformen ausgerufen haben: Freiheit und Selbstbestimmung, genügenden Atemraum auf der Erde, das Recht, seine unterdrückten Volksgenossen rings um seine Grenzen wenigstens in gleicher Kulturselbstverwaltung zu sehen, wie sie im Sowjetbund für Wolgadeutsche und Krimdeutsche, Turanier und Burjäten eingeräumt ist, wie sie Südtirol, das Weichsel- und Saarland, die Sudetendeutschen aber nicht besitzen, so wird es einer in vielem so gleichstrebigen Bewegung eben nicht in den Rücken fallen dürfen und sich vor allen Schritten hüten müssen, die auch nur so gedeutet und so ausposaunt werden können.

Mit gutem Grund haben wir besonders eingehend das Verhältnis der Sowjetbünde und Japans zur panasiatischen Bewegung untersucht: aus ihm lassen sich geopolitisch und völkerpsychologisch die feinsten Schlüsse darauf ziehen, was an ihr bei diesen beiden, Asien am nächsten stehenden und am tiefsten in seinen Zustand des Werdens hineinsehenden Kennern für die künftige dramatische Entwicklung der Kulturmenschheit Mitleid und Furcht erweckt! Auch Furcht — in Moskau und Tokio! — wo man sonst nicht zu den Furchtsamen gehört und wo man doch eigentlich Sympathie, mindestens Verständnis für die Hauptspieler hat.

Die Bücher

Als Anhang zum Schrifttum über die panasiatische Frage nur einige Winke, keine irgendwie vollständige Quellenangabe:

Das indische Schrifttum gruppiert man am besten um folgende Werke: Benoy Kumar Sarkar: „The Futurism of Young Asia". Julius Springer, Berlin 1922, den großartigsten mir bekannten Aufriß des Problems von asiatischer Seite, und Radhakamal Mukerjee, M. A. Ph. D.: „Democracies of the East", King & Son, London 1923, die soziologisch am besten dem Westen nahegebrachte Darstellung der Grundstruktur der asiatischen Gesellschaft im Gegensatz zur europäischen, etwa, was im einzelnen für China Dr. Tsur in seiner Stadt Ningpo, für Indien Prof. Brij Narain in „The population of India", Rama Krishna, Anarkali-Lahore 1925, ausführt.

Das chinesische erschließt sich am besten aus dem Veröffentlichungskreis um Dr. Sun Yat Sen und Tsai Yuan Pei, für den Wilhelm in seiner „Seele Chinas", Krause in seiner „Geschichte Ostasiens", Rohde in seinem „Kampf um Asien", Francke in „Großmächte in Ostasien" nötige Voraussetzungen liefern.

Das japanische erschließen — neben den einführenden Bemerkungen in K. Haushofer: „Dai Nihon", Mittler, Berlin 1913 — XIX. das Jahrbuch der panasiatischen Gesellschaft Tokio mit Beiträgen von Imasato, Iwasaki, Kashiwada, dann: Tokutomi: „Japanese-american Relations", London 1922; Sir. Valentine Chirol, Yusuke Tsurumi, Sir Artur Salter: „The Reawakening of the Orient", Yale and Oxford. Un. 1925.

Das Russische wird vortrefflich erkannt aus der Verfolgung der Jahrbücher des Nowüi Wostok, Moskau, seit 1919, dann aus einer Reihe von Aussprachen russischer Staatsmänner mit dem Westen durch das Mittel v. Artur Ransome-Manchester Guardian vom 22., 24., 26., 29. und 31. März und 1. April 1926.

Prof. Dr. N. v. Bubnoff erschließt die Denkweise der sog. Eurasier der russischen Emigration, zu der Danilewski, „Rußland und Europa", Fürst N. S. Trubetzkoj Grundlagen lieferten.

Die Islam-Lit behandelt Lothrop Stoddard in „The New World of Islam", New York, 1922; mit scharfem „lokalen" Streiflicht M. Shuster: „The strangling of a nation", New York 1913.

Die beste und neueste Zusammenfassung des amerikanischen Standpunkts in d. P. A. F. ist Thomas F. Millard: „Conflict of policies in Asia", Century Co., New York 1924.

Hier wird geradezu eine Hay-Doctrin über open door & intact China an Wichtigkeit der Monroe-Doctrin gegenübergestellt, die vom 3. Juli 1900 als Schlüssel der transpazifischen Politik Amerikas gelten könnte.

Auf Seite 30 findet sich freilich die Idee, die panasiatische Selbstbestimmungsbewegung auf die amerikanische Erziehung der Philippinen zurückzuführen, während in Wirklichkeit doch die Philippinen nur ein Sympton einer viel raumweiteren Bewegung sind.

Vgl. auch Henry Morgenthaus imperialistische Äußerungen über die Philippinen in seinem Interview in Shanghai, Frühjahr 1926, North China Herald.

Millard führt u. a. zurück auf

H. M. Hyndman: „The Awakening of Asia", London 1919.

Lothrop Stoddard: „Rising tide of colour against white World supremacy", New York 1922.

Hier wird die Tatsache entnommen, daß sich die

weiße	Bevölkerung	durchschnittlich	in	80	Jahren
gelbe	„	„	„	60	„
schwarze	„	„	„	40	„

verdoppelt, was — zusammen mit den Zahlen von Penck über die Ernährungskraft der Tropenlandschaften — sicher zu denken geben kann.

Weiter wird zurückgegriffen auf

Meredith Townsend: „Asia and Europe", L. 1899, und

E. Huntington: „Dead Heart of Asia".

Lennox Simpson: „Indiscreet chronicle of the Pacific" u. a.

Unter zahlreichen Aufsätzen aus Tageszeitungen und Zeitschriften, die das Problem behandeln, ziehen wir u. a. an:

„Industrial and Trade Review for Asia", Berlin 1925, S. 302: „The awakening of Asia — a socialistic view".

North China Herald, 15. November 1924: „Marshall Tuan Chi Juis Schemes for the peace of China".

North China Herald, 10. Dezember 1925: „Marshal Feng Yu Hsiang on the duty of a citizen".

Transpacific, Tokyo, 21. März 1925: „Dr. Sun Yat Sen, The Idealist and Statesman".

Dr. Ernst Simon, Frkf. Ztg. 30. Januar 1926: „Gelb oder Weiß?"

Transpacific, Tokyo, 13. Juni 1925: „China and Communism".

Dr. S. Washio: „The communist leader".

Transpacific, Tokyo, 13. Februar 1926: „Panasiatic Movement (Isao Iwasaki)," 20. Februar 1926 (Chichi Kashiwada).

Dr. N. von Bubnoff, Univ. Heidelberg: „Abkehr von Europa". Die merkwürdige Weltanschauung der „Eurasier" u. a. m.

Eine Reihe von Quellen sind im Text oder in Anmerkungen genannt; Vollständigkeit ist — wie dem Verfasser wohl bewußt ist — im Rahmen einer so gedrängten Skizze nicht erreichbar, in deren Grundlagen z. B. allein die Prüfung des Verhältnisses der Südmandschurei zu den panasiatischen Fragen die genaue Durchsicht von mehr als 30 langen diplomatischen, wirtschaftlich-technischen und Eisenbahnverhandlungsberichten bedingte.

Eine solche Einzelheit verrät vielleicht am besten, wie unbestellt das panasiatische Arbeitsfeld noch ist, aber auch wie dringend seine Bestellung wäre.

Asiatische Rundschau

Das Indien von heute

Sowohl Vâsvâni selbst, als seine Herausgeber und Übersetzer, die je zwei seiner bei Ganesh, Madras, erschienenen Bändchen zu einem zusammengezogen[1]), und dabei „The secret of Asia" nicht ganz zutreffend als „Indiens Kultur" wiedergaben, sind bei bestem Willen einer Versuchung erlegen, die in der neuen indischen Propaganda-Literatur häufig und für ihre Wirkung sehr gefährlich ist. Sie wollen zugleich Seelenführer und doch auch geistige Vorkämpfer einer Selbstbestimmungsbewegung, Interpreten einer uralten, hinabgegangenen, nur im Reflex wirksamen Kultur und Träger einer neuen Bewegung sein. Die von der Indologie vermittelten Werte altindischer Kultur, den kosmopolitischen Schwung der Schule von Tagore mit den praktischen Arbeiten von Lajpat Raj, Mukerjee, Brij Narain, B. K. Sarkar in kurzen, zu den verschiedensten Zwecken entstandenen Essays zusammenpressen und damit die Wirkung einheitlicher, aufklärender Bücher über das Indien von einst und heute erreichen wollen: ein solcher Versuch sprengt den Rahmen so schmaler Bände. Das daraus entstehende Neben- und Durcheinander beraubt solches Schrifttum, trotz wohlwollender Einführung, gerade der Wirkung, die es anstrebt, der Aufklärung. Wir müssen diesen Fehler zu großer Fülle, berühren, weil er der ganzen indischen Kultur von heute, der ganzen indischen Freiheitsbewegung des kostbarsten Hebels berauben könnte, der ihr bis heute hilft: des verständnisvollen Mitgefühls der übrigen Kulturmenschheit, die ja genau weiß, wie viel sie dem Indien von einst, den großen asiatischen Religionsschöpfern verdankt, die aber vor allem wissen möchte, was von den Kräften von einst im Indien von heute noch lebendig ist und was nicht. Denn dicht neben einer hohen, edlen Geistlichkeit stand in Indien immer die Gefahr der geistigen Verschwommenheit, und etwas mehr von der „Selbstzügelung zum Rechten, die das Dharma darstellt", würde den Schriften von Vâsvâni sehr viel mehr von der hoch angestrebten Wirkung im Abendland verleihen. So ist ihr Reichtum etwas mühsam zu heben, so wertvoll die Anregungen der beiden Doppelbändchen sind, und so viel Einblick sie tatsächlich in die vielfältige Seelenstimmung der Inder von heute geben.

Karl Haushofer.

Monarchie und Republik in Ostasien

Von Prof. Dr. Waldemar Oehlke in Berlin, früher in Peking und Tokio

Die asiatischen Völker haben sprachlich keinen vollgültigen Ersatz für unser Wort Freiheit, liberty, am wenigsten im politischen Sinne. Was wir eine konstitutionelle Verfassung nennen, ist ja durchaus das Werk Europas, eine griechische Schöpfung, die von der römischen res publica über die europäischen Grenzen hinausgetragen wurde. Die Asiaten kannten nur die absolute Monarchie, the rule of one man. Es wirkt wie ein Witz der Weltgeschichte, daß China, das klassische Beispiel des Absolutismus, 1911 Republik wurde, während die japanischen Seefahrer an ihrer 2500 Jahre alten Dynastie festgehalten haben und festhalten werden. In Wirklichkeit liegen die Dinge umgekehrt: in der japanischen Monarchie ist republikanische Freiheit lebendig, in der chinesischen Republik der Absolutismus, nur noch nicht unter dem Namen der Monarchie, und zunächst dezentralisiert.

Der monarchische Gedanke auf dem asiatischen Festland war zunächst topographisch gegeben. Im Gegensatz beispielsweise zu Griechenland, wo der gebirgige Charakter des Landes dem Schwächeren Verteidigung und damit Freiheit ermöglichte, gab es auf den weiten asiatischen, im besonderen den chinesischen Ebenen nur die Wahl zwischen freier Unterwerfung unter einen Stärkeren oder Versklavung. Unmöglich war das Entstehen kleinerer Republiken. Staatliches Leben und Absolutismus waren derselbe Begriff. Durch

[1]) T. L. Vâsvâni, Indische Schriften: I. Bd. „Die Gestalter der Zukunft und das arische Ideal. Stuttgart 1926, W. Kohlhammer Verlag, II. Bd." Indiens Kultur und seine islamischen Mitkämpfer.

absolutistisches Eingreifen machthungriger Generale ist denn auch in China die von dem verstorbenen Kanton-Führer Sun Yat Sen nationalsozialistisch gedachte „Republik" erst geschaffen worden; sie ließ sich in Peking am besten bei dem jährlichen Umsturz studieren, wenn die bestochenen — vorher natürlich auch mit Bestechungsgeldern gewählten — Parlamentmitsglieder vor dem neuen, gerade zur Macht kommenden General ins Gesandtschaftsviertel flüchteten. Japan dagegen konnte dank seiner insularen Begrenztheit rechtzeitig die vom Westen übernommene republikanische Idee so in seine monarchischen Einrichtungen überführen, daß ein wirklich konstitutioneller Staat nach innen, eine Großmacht im modernen Sinne nach außen entstand, in dieser Beziehung noch heute ohne Parallele auf dem asiatischen Festlande.

Meine chinesischen Studenten, die zum großen Teil für Rousseau und Karl Marx schwärmten, konnten doch im Hinblick auf ihr Land der alten absolutistischen Theorie „quod placuit principi vigorem legis habet" eine besondere chinesische Berechtigung nicht absprechen. Was soll in absehbarer Zeit mit republikanischen Erleuchtungen ein 470 Millionen-Volk anfangen, dessen Leben und Lebensweisheit auf patriarchalischen Grundlagen ruht, dessen viertausendjährige Gedanken ganz konfuzianisch den Weg über den Ältesten der Familie zum Kaiser zu nehmen gewohnt sind! Zumal die große Menge der chinesischen Analphabeten steht der dünnen akademischen Oberschicht, die sich westlich und besonders amerikanisch unterrichtet, verständnislos gegenüber. Zuerst will sie leben und dann erst philosophieren.

Ein einzelner Mann wird es sein müssen, der China aus dem Chaos rettet. Sicher aber ist, daß er weder Tschang Tso Lin noch Wu Pei Fu noch Feng Yu Hsiang heißen kann. Der junge Ex-Kaiser Hsuan Tung, den ich im Gebirge bei Peking persönlich kennen lernte, ist ebenfalls nicht der Mann, an die Stelle der genannten Räubergenerale zu treten. Ohne die Hilfe der japanischen Monarchie, die aber nur für sich sorgt, sehe ich für die chinesische Republik keine Möglichkeit, ihre bereits stark entwickelte nationale Einheitsfront nach außen durch staatsbürgerliche Festigung nach innen zu ergänzen. Heute jedenfalls ist China als Ganzes noch viel weniger eine Republik als eine Monarchie, und die Synthese Mukden-Kanton verspricht weder das eine noch das andere. Das heranwachsende Geschlecht wird ohne das Provisorium eines Bundes von Staaten d. h. Provinzen, vondenen jede politisch anders aussieht, nicht zu einem neuen zentralisierten Reich der Mitte gelangen.

Japan dagegen hat sich alle westlichen Theoretiker, sogar Karl Marx, bewunderungswürdig eingeordnet, ohne ein Iota seiner Monarchie dabei preiszugeben, obwohl der zurzeit regierende Kaiser bekanntlich kopfkrank ist und der junge Prinzregent nicht den Eindruck eines asiatischen Fürsten von großem Ausmaß macht. Das s. Zt. von Deutschland geschulte Militär steht vor ihm nicht nur stramm, sondern fühlt sich auch eins mit ihm, denn es weiß, daß sich seine Dynastie seit dem Beginn der Meiji-Aera (1868) in steigendem Grade konstitutionell eingestellt hat zu den veränderten Zeiten und Volksinteressen. Meine japanischen Kollegen setzten sich nicht minder für Hegel als für Rousseau ein — ihre rein japanische Anschauung des Staatsbegriffs wurde weder durch den einen noch durch den andern erschüttert. Prof. Kawakami in Kioto gilt als Marx-Autorität, während die Staatsrechtslehrer Tokios überlieferungsgemäß die konservative Schule vertreten. Mit ihrem selbstverständlichen Verhältnis zur eigenen nationalen Monarchie hat das garnichts zu tun, denn weder Marx noch Hegel waren ja Japaner. Es ist wenig bekannt, daß der verstorbene japanische Ministerpräsident Kato in seiner Jugend (1874) ein Buch über die neue Staatstheorie vom republikanischen Gesichtspunkt aus geschrieben hat. Trotzdem wurde er später an die Spitze der kaiserlichen Regierung berufen, wo er ja nun experimentieren konnte. Chinesische Musterpläne blieben dabei außer Blickweite. Auch der japanische Feudalismus hat nur Gestalt und Besitz gewechselt, sosehr sich ihm gegenüber das Proletariat durchgesetzt hat.

Das pazifische Problem und Amerikas Monroe-Doktrin haben sehr dazu beigetragen, Japan vor allzustarker politischer Zersplitterung zu bewahren, andererseits aber durch ihren Druck von außen in Verbindung mit Japans Siegen über China und Rußland eine gefährliche Selbstüberschätzung weitester Volkskreise großgezogen. Die Erfolge der Monarchie haben das Volk in einen imperialistischen Taumel versetzt, der sich sogar auf meinem geisteswissenschaftlichen Gebiet in geradezu lächerlichen Formen auswirkte. Wie nun erst politisch! Ostasien in der Welt und Japan in Asien voran! Das ist die Gefahr dieser Monarchie, die in nächster Zukunft eines festen Zügels bedarf, wenn eine — mir schon fast unvermeidlich scheinende — Katastrophe verhütet werden soll.

Im übrigen hat jedes Volk das Recht, sich selbst zu gehören und seine Regierungsformen zu bestimmen, die ja nicht nur durch Rasse und geographische Lage, sondern noch mehr durch das unzerstörbare Gesetz organischer Entwicklung bedingt werden. Es gibt viele politische Meister und Lehrer, aber der größte unter ihnen ist die Zeit.

Hinter den Kulissen des Zarismus

Auf Grund neuer Veröffentlichungen / Von Dr. Elias Hurwicz in Berlin

Die Weltgeschichte hat die Bolschewiki nicht nur zu Totengräbern des alten Regimes gemacht, sondern auch zu seinen Wiederherstellern in dem Sinne, daß sie ihnen eine Reihe von Archiven in die Hand spielte, die ein Schlaglicht auf die bisher verborgenen Geheimfäden der russischen und in Verbindung mit ihr auch der internationalen Politik werfen. Zweifellos das interessanteste unter ihnen ist das neuerdings (Leningrad 1925) veröffentlichte Archiv des tibetanischen Arztes Badmajew, eines Vorgängers und Zeitgenossen Rasputins, der diesen jedoch an Bildung und Intelligenz weit übertraf[1]).

Jamsaran Badmajew wurde in Ostsibirien in einer Burjatenfamilie geboren. Er wuchs in der Steppe auf, wo sein Vater Viehzucht im Großen betrieb; im Alter von zwölf Jahren besuchte er das Gymnasium in Irkutsk. Sein älterer Bruder Siltim praktizierte bereits zu dieser Zeit die sog. tibetanische (Heilkräuter-) Medizin unter dem Burjatenstamme von Nertschinsk (Transbajkalien), wurde der russischen Obrigkeit bekannt und erhielt schließlich die Erlaubnis, Heilversuche auch in Petersburg vorzunehmen, wo er einem Militärhospital zugeteilt wurde. Er erwarb sich bald eine große Kundschaft und machte auch eine gutgehende tibetanische Apotheke auf. Nachdem er also in der Hauptstadt Fuß gefaßt, ließ er seinen jüngeren Bruder Jamsaran nachkommen. Dieser bezog 1871 die Petersburger Universität, und zwar die chinesisch-mongolisch-mandschurische Abteilung der Fakultät für orientalische Sprachen. Noch als Student trat er (den Spuren des älteren Bruders folgend) zum griechisch-orthodoxen Glauben über und wurde aus Jamsaran zu Peter Alexandrowitsch. Sein Ehrenpate war Alexander III. (damals Thronfolger), was Badmajew die Wege zum Hof ebnete. Nach Absolvierung der Universität trat er in den Dienst des russischen Außenministeriums, wo er bis 1893 verblieb. Gleichzeitig mit dem Staatsdienst betrieb jedoch Badmajew, und zwar mit nicht weniger Erfolg als sein Bruder, die „tibetanische Medizin", die ihm Patienten unter den höchstgestellten Personen und ein Riesenvermögen verschaffte. In einem unter Badmajews Papieren aufgefundenen Brief an den damaligen Finanzminister Witte schätzt er die Zahl der täglich bei ihm Heilung Suchenden auf 40 bis 100, jährlich auf 17000 bis 20000. Allein die Geheimmedizin war für Badmajew nur eine Brücke zu anderen größeren Zielen. Hinter dem Wunderdoktor stand ein rastloser politischer Abenteuerer und Industriekapitän allergrößten Stiles, und die Beziehungen zu Witte hatten einen sehr realen Zweck, der uns gleich in das erste große politische Abenteuer Badmajews hineinführt.

In den letzten Regierungs- und Lebensjahren Alexanders III. wurde der Bau der großen sibirischen Magistrale begonnen. Welche neuen weltpolitischen Perspektiven dieses Unternehmen eröffnete, hat Witte in seinen Worten 1892 ausgedrückt: „Die sibirische Magistrale bahnt einen neuen Weg und eröffnet neue Horizonte auch für den Welthandel, und diese Bedeutung reiht das neue Unternehmen jenen Weltereignissen ein, die eine neue Epoche in der Geschichte der Völker kennzeichnen und oft die Wirtschaftsbeziehungen der Staaten von Grund aus umwälzen."

Allein dem abenteuerlich veranlagten Badmajew waren diese Perspektiven noch nicht weit genug. Er hielt sich ja für den besten Kenner der fernöstlichen Dinge in Rußland. Asiate von Geburt, kannte er in der Tat den Osten aus eigenster Erfahrung, von den dort wirksamen politischen und wirtschaftlichen Triebkräften bis zu dem nicht weniger wirksamen religiösen Glauben und Aberglauben. Mit diesem Osten unterhielt er auch von Petersburg aus dauernde Beziehungen und hatte dort seine Vertrauensleute. Auf diesem Hintergrund erwuchs ein großartiger Plan, dessen Endzweck die Annexion der Mongolei, Chinas und Tibets war.

Mit diesem Plan wandte Badmajew sich zuerst an seinen Ehrenpaten Alexander III. in einer besonderen Denkschrift, die der Finanzminister Witte dem Zaren übermittelte. Auf die schwachen menschlichen Seiten wie auf die politischen Lieblingsideen seines hohen Protektors bauend, verbrämt Badmajew seinen eigentlichen Plan geschickt mit religiösen Überlieferungen des Ostens, mit patriotischen Legenden und geschichtlichen Reminiszenzen von Dschingis-Chan bis zur Eroberung Asiens durch die Russen. Sodann, an den Bau der sibirischen Magistrale anknüpfend, betont er die Notwendigkeit, die Bahn etwa 2000 km in das Innere Chinas hinein bis zur Stadt Lan-Tschou abzuzweigen. Die Verbindung mit dieser östlich vom Kukunor-See am Hwang-ho-Flusse, gewissermaßen an der Kreuzung der Grenzen der Mongolei, des inneren China und Tibets liegenden Stadt sollte der Fangarm werden, durch den Rußland

[1]) „Hinter den Kulissen des Zarismus", Aus dem Archiv des tibetanischen Arztes Badmajew, Staatsverlag, Leningrad 1925.

alle diese Länder an sich reißen und damit Herrscher über fast das gesamte Ostasien werden sollte. Mit dieser Erwerbung würde Rußland den gierigen Europäern in China zuvorkommen. „Wir haben die Möglichkeit," versichert Badmajew dem Zaren, „das Schicksal Europas und Asiens eben von den Gestaden des Pazific aus und von den Gipfeln des Himalaya herab in unseren Händen zu halten."

Allein so naiv, auf dieses Ziel unmittelbar hinzusteuern, war Badmajew nicht. Er hat sich vielmehr die Methode der „friedlichen Durchdringung" zum Muster genommen, unter deren Maske schon manche Kolonialmacht unauffällig arbeitete, um erst am Ende ihre Machtpolitik unverblümt zu enthüllen. Badmajew sah übrigens richtig voraus, daß im fernen Osten große Umwälzungen heranreiften, daß der Thron der Mandschu-Dynastie innerlich erschüttert und daß die politische Einheit Chinas zum Teil nur künstlich war. Auf diesen Voraussetzungen baut er seinen wohldurchdachten Aktionsplan auf.

„Auf diesem politisch fruchtbaren Boden — ich bin dessen sicher —", schreibt er dem Zaren Alexander III., „wird es am Ende nicht schwer sein, den mongolisch-tibetanisch-chinesischen Osten auf die Seite Rußlands herüberzuziehen; um so mehr, als mir all diese Gegenden und eine Unmenge von Personen zugänglich sind, die mit unserem Vorhaben sympathisieren können. Ich habe in der ganzen Mongolei, in Tibet, im Nord- und Südwesten Chinas meine Führer.

Sobald die Organisation richtig eingefädelt ist, werde ich sogleich die Möglichkeit finden, mit wichtigen Orten und Personen Beziehungen anzuknüpfen, da die Burjaten und überhaupt die Grenzbevölkerung alljährlich in einer Anzahl von einigen Tausend Personen die verschiedenen Gegenden von Mongolei, Tibet und Westchina zu den verschiedensten Zwecken durchreist: in Handelsgeschäften, oder um die Viehweiden in der Mongolei zu benutzen, oder aber um in den buddhistischen Klöstern, wo die Leute von allen Seiten zusammenströmen, Bildung zu genießen.

Alle diese Pioniere kennen nun sehr wohl die politischen und religiösen Ansichten der Mongolen, Chinesen und Tibetaner, sie kennen die wirtschaftlichen Verhältnisse und den Reichtum des Landes, die Lokalverwaltung und die militärische Lage. Darum gilt es, die noch in ihren Anfängen steckende Handelstätigkeit dieser Pioniere in der Mongolei, China und Tibet für unsere Zwecke auszunutzen. Durch immer neue Elemente verstärkt, werden sie als Handelsreisende für Stoffe und Kurzwaren, Eisenwaren, Waffen und getrocknete Pilze auftreten und anderseits alles aufkaufen, was die Mongolei und Tibet an Nützlichem für Transbaikalien produzieren.

Die Mongolen und die Tibetaner lieben leidenschaftlich die Treibjagd und Waffen mit allem Zubehör und sie werden gern diese Gegenstände kaufen. Auf diese Weise werden die genannten Pioniere sowie die ganze für die Ausführung des Unternehmens nötige mongolische Jugend nach und nach bewaffnet werden und, ganz unauffällig für außenstehende Beobachter, sich im Gebrauch dieser Waffen üben. Hierbei muß bemerkt werden, daß die Mongolen ja überhaupt während der Treibjagden, die eine Art Manöver darstellen, sich in der Kriegskunst vervollkommneten. Diese Treibjagden, besonders in unbewohnten Gegenden, müssen wir also stets pflegen. Eine solche Vorbereitung wird einerseits den Handel beleben, anderseits die Einwohner an unsere Leitung gewöhnen und sie reif machen für unser Vorhaben.

Des weiteren: eine Anzahl buddhistischer Priester, die in Tibet und in der Mongolei als heilig gelten und einen ungeheuren Einfluß auf das Volk haben, wie der Dalai-Lama in Lhassa, Banschin-Eideni bei Schichadse, der Chutukta in Urga, sind nur Werkzeuge in den Händen der Mandschu-Obrigkeit. Allein sie sind sich ihrer Ohnmacht wohl bewußt. Auch diese Priester können wir für uns gewinnen. . . .

Um nun unser Ziel zu erreichen, müssen wir in Transbaikalien ein Zentrum einrichten, von dem aus die mit allem Notwendigen versehenen Pioniere durch ganz Mongolei, Tibet und China reisen werden. Dorthin, nach Transbaikalien, werden die mongolischen, tibetanischen und chinesischen Notabeln, Priester, Gelehrte und verschiedene Besucher der Nomadenlager kommen. Dort werden sie die gastfreundlichste Aufnahme finden und, nach ihren Heimatländern zurückgekehrt, deren Einwohner in dem Glauben an das baldige Ende der Beamtenherrschaft der Mandschu-Dynastie bestärken.

All das wird ohne jegliche Erklärung über unseren wirklichen Endzweck vor sich gehen. Das Gefühl selbst wird den Leuten sagen, daß sie gemeinsam mit ihren Stammesgenossen handeln müssen. Ohne sie in unsere Pläne einzuweihen, kann man sie zeitig dazu vorbereiten, daß sie schließlich die Notwendigkeit einsehen, auf Lan-tschou zu marschieren und diesen strategischen Punkt ohne Blutvergießen zu besetzen. Von da aus aber läßt sich unschwer ganz China, Tibet und die Mongolei beeinflussen. Die Eroberung von Lan-tschou erfordert nicht mehr als 20000 bis 30000 bewaffnete Reiter. Nach drei- bis fünfjähriger Vorbereitung wird eine solche bewaffnete Macht aus der dem Unternehmen ergebenen Bevölkerung der

Mongolei gebildet werden können.... Die wichtigsten Verbindungspunkte mit China, der Mongolei und Tibet werden mit ergebenen Personen besetzt werden und in Peking wird der Umsturz erst dann bekannt werden, wenn ganz Mongolien, Tibet und Südwestchina sich als Feinde der Mandschu-Dynastie erklärt haben".

Mit anderen Worten lief dieser ganze, mit zahlreichen Tatsachen belegte, von der mystischen östlichen Legende über die Autorität des „Weißen Zaren" in Asien umhüllte Plan darauf hinaus, daß die russische Regierung einen Aufstand gegen die Mandschu-Dynastie vorbereiten sollte.

Merkwürdig ist nun, daß der sonst so nüchterne, stets so realpolitisch denkende und allen Abenteuern der russischen Außenpolitik abgeneigte Witte den Plan Badmajews eifrig unterstützte. In einem Bericht, den er dem Zaren mit der Denkschrift Badmajews überreichte, heißt es: „Nachdem ich den Inhalt dieser Denkschrift kennengelernt hatte, überzeugte ich mich, daß Herr Badmajew sehr ernste Ansichten über den Gegenstand ausspricht, Ansichten, die in vielen Stücken durchaus originell sind und einen neuen Standpunkt in den Fragen der praktischen Politik aufstellen, was ganz besonders in der Gegenwart bedeutsam ist, denn die Errichtung der großen sibirischen Bahn wird, indem sie einen kontinuierlichen Dampfverkehr zwischen dem Atlantischen und dem Stillen Ozean über Europa und Asien schafft, zweifellos einen mächtigen Einfluß haben auf alle Beziehungen der europäischen Länder mit dem asiatischen Osten, besonders aber auf die Beziehungen Rußlands nicht nur mit dem asiatischen Osten, sondern auch mit dem europäischen Westen.... Insbesondere ist zu befürchten, daß die westeuropäische Politik sich bemühen wird, uns zu verhindern, die Vorteile der großen sibirischen Bahn zu genießen.... Ja, nicht unwahrscheinlich ist es, daß die europäische Politik versuchen wird, die aggressiven Bestrebungen Chinas gegen uns aufzustacheln. Aus all diesen Gründen erachte ich es für meine Pflicht, die beiliegende Denkschrift des Hofrats Badmajew dem Gutdünken Ew. Kaiserlichen Majestät zu unterbreiten.... Sollte Ew. Majestät allergnädigst belieben, daß Mittel zur materiellen Unterstützung der genannten Vorschläge ausfindig gemacht werden, so werde ich das Glück haben, hierüber Ew. Majestät ein besonderes Gutachten zu erstatten...."

Allein Alexander III. blieb seinem bekannten „gesunden Menschenverstand" auch in diesem Falle treu und machte auf der Denkschrift Badmajews den folgenden eigenhändigen Vermerk: „All das ist so neu, ungewöhnlich und phantastisch, daß es schwer fällt, an die Möglichkeit des Erfolgs zu denken" (27. Februar 1873).

Bald nach der Einreichung seiner Denkschrift ging indessen Badmajew zu jenem persönlichen Zweck über, der mit seinem großen politischen Plan eng verquickt war: er kam beim Finanzministerium um eine Anleihe von zwei Millionen Goldrubel ein, die er brauchte, um in Transbaikalien ein Handelshaus „P. A. Badmajew & Co." zu errichten. Dieses Handelshaus sollte die vorbereitende Arbeit leisten, deren Zweck die Annexion Chinas sein sollte.

Und nun kommt das Merkwürdigste: derselbe Witte, der Badmajews Pläne unterstützte, versagte ihm jetzt, da die Geldseite zum Vorschein kam, die Anleihe; Kaiser Alexander III. hingegen, der Badmajews Pläne als phantastisch bezeichnet hatte, kam jetzt seinem Patenkind entgegen und befahl die Gewährung des Darlehens, wenn auch nach und nach.

Gleich hierauf ging Badmajew an die Verwirklichung seiner Pläne und am 11. November 1893 wurde in Petersburg das „Handelshaus Badmajew & Co." gegründet. Der Chef der neuen Firma ging bald darauf nach Tschita, wo die „Hauptfiliale" des Handelshauses errichtet wurde, die eine Art Generalstab für die künftige Eroberung Chinas darstellen sollte.

In der ersten Zeit äußerte sich Badmajews Arbeit hauptsächlich in der Vorbereitung der wirtschaftlichen Eroberung der genannten drei Länder. Das „Handelshaus" organisierte in Tschita eine großzügige Viehwirtschaft zu Industriezwecken, kaufte eine Riesenzahl von Kamelen für Warentransport ein, pachtete Ländereien bei Burjaten und Mongolen, machte eine Anzahl von Läden in den Steppen auf, gründete in Tschita sogar eine Druckerei und gab eine Zeitung „Das Leben der Ostmark" in russischer und in mongolo-burjatischer Sprache heraus.

Wittes Mißtrauen gegen Badmajew, den er in seinen Memoiren als einen „sehr klugen Menschen, aber den typischsten Asiaten" bezeichnet, machte diesem viel zu schaffen. Unter den verschiedensten Vorwänden, trotz der einmal erteilten Zustimmung des Zaren, verzögerte Witte die Herausgabe der Gelder an Badmajew, der in dieser Sache nicht weniger als dreimal an Alexander III. schreiben mußte, bis der Zar schließlich die Erledigung der Angelegenheit kategorisch befahl mit der Motivierung, er vertraue Badmajew vollauf und sei seiner sicher.

Nach kurzem Aufenthalt in der Hauptstadt kehrte Badmajew wieder nach dem Osten zurück und erneuerte dort seine Tätigkeit. Diesmal war das Ziel seiner Reise schon Peking. „Meine Ankunft im Osten rüttelte die ganze buddhistische Welt auf", berichtet Badmajew an Nikolaus II. Zuerst in Tschita, sobald seine Ankunft dort bekannt geworden, begannen verschiedene Notabeln der Burjaten und Mongolen, vor allem Lamas, zusammenzukommen

und „sie hatten immerfort versichert, daß die Zeit für die Erweiterung der Grenzen der Macht des weißen Zaren im Osten angebrochen ist". Nachdem er von all diesen Personen die nötigen Informationen erhalten, entsandte Badmajew nach verschiedenen Gegenden der Mongolei, Kuku-Nors, Tibets und Chinas Detachements bewaffneter Burjaten und Mongolen. Einflußreichen Personen machte er Geschenke und stellte zu ihrer uneingeschränkten Verfügung Kamele, Pferde, Waffen und Patronen sowie Geld zu verschiedenen Erwerbungen an den Stätten, an denen Waffenlager errichtet werden sollten.

Hierbei erzielte Badmajew einen Erfolg, der auf Witte Eindruck machte: seine Abgesandten drangen in Lhassa ein, das vordem der Fuß keines einzigen Europäers betreten hatte. Auf Grund der Aussagen dieser Abgesandten berichtete Badmajew an Witte von den Vorbereitungen der Engländer, die „offenbar Tibet einnehmen wollen", worauf Witte dann auch Nikolaus II. aufmerksam machte.

Badmajew wandte sich unterdessen nach Peking. Hier knüpfte er persönliche Beziehungen zu vielen Fürsten und Lamas an und forschte deren Ansichten über die Mandschu-Dynastie aus. Hier, in Peking, kamen mit ihren Berichten auch die Agenten zusammen, die Badmajew nach verschiedenen Orten Chinas ausgesandt hatte. In dem Wunsch, seinen Generalstab nunmehr nach Peking zu verlegen, beginnt Badmajew von hier aus seine Agitatoren für die Annexion Chinas an Rußland auszusenden. Seine Tätigkeit erweitert sich immer mehr.

Wieder verlangt er vom Finanzministerium eine „Anleihe" von 2 Million Rubel. Allein diesmal setzt Witte den beständigen Geldforderungen ein kategorisches Nein entgegen. Eine Erklärung für das Mißtrauen des Finanzministers bietet, außer dieser wiederholten Subventionsgesuchen Badmajews, vielleicht auch ein von dem Abenteurer selbst in einem Berichte an Witte naiverweise verratene Zug seiner „erweiterten Tätigkeit", der darin bestand, daß er im Laufe der Zeit für seine persönliche Rechnung in Tschita, Urga, ja in Peking selbst, ferner zwischen Urga und Kjachta, zwischen Werchne-Udinsk und Tschita und an vielen anderen Orten Immobilien erwarb, Ländereien pachtete, Häuser und Läden baute, „um der Obrigkeit und der Bevölkerung zu zeigen, daß ich dort dauernd tätig sein werde. . . ."

Dieses Mißtrauen machte auch dem ganzen abenteuerlichen Unternehmen bald den Garaus. Badmajew mußte seine Abgesandten, die, seiner Behauptung nach, bereits bis nach Shanghai vorgedrungen waren, abberufen. Die erste „Anleihe" ist wohl nie zurückgezahlt worden. Das Handelshaus „P. A. Badmajew & Co." machte Bankerott und die Tätigkeit des tibetanischen Arztes im Osten brach ab.

Allein damit sind die fernasiatischen Abenteuer Badmajews durchaus nicht erschöpft. Oder richtiger: hier kommt im Leben dieses Abenteurers eine Episode des Ernstes, die in das Handeln der europäischen Mächte im fernen Osten eingreift und ihn als den geistigen Urheber des berühmten Ultimatums Deutschlands, Frankreichs und Rußlands an Japan nach Beendigung des chinesisch-japanischen Krieges zeigt.

So verblüffend das klingen mag, so wird es doch durch die neuestens von den Bolschewisten veröffentlichten Briefe Badmajews an Nikolaus II. und an Witte erwiesen. Bereits am 22. Februar 1895, als der Krieg zwischen China und Japan noch lange nicht beendet war, durchschaute Badmajew schon die weitgehenden Ziele des japanischen Imperialismus und begann dem Zaren den Gedanken zu predigen: „Japan muß gezwungen werden, für seine Siege eine Geldkontribution — und mag diese noch so groß sein — sowie den Rest der chinesischen Flotte anzunehmen, aber auf territoriale Erwerbungen in China muß es verzichten" — ein Prinzip, das eben den Kernpunkt des Ultimatums an Japan bildete. Er erwog mit dem Zaren auch die Möglichkeit, dieses Ultimatum zuerst an den japanischen Gesandten in Petersburg zu stellen. Er hielt aber auch Witte gegenüber mit seinen Ratschlägen in dieser Angelegenheit nicht zurück. Hielt er sich doch stets für einen besseren Kenner des Ostens als diesen. („Lieber Ssergej Juljewitsch!", schreibt er am 26. 6. 96 an den Minister, „Erinnern Sie sich an den Anfang unserer Bekanntschaft. Sie umfaßten den Osten nur mit Ihrem Verstande, kannten ihn aber wenig.") Und er bekehrte ihn, der ja anfänglich einen anderen Standpunkt eingenommen hatte, schließlich doch zu seinem Prinzip, das Witte dann gegenüber den europäischen Mächten erfolgreich vertrat. Allein auch beim Eingreifen in diese großen geschichtlichen Ereignisse kam doch wieder das Bestreben zum Vorschein, sie mit seinen eigenen Vorteilen zu verquicken und — für sich weitere staatliche Subventionen zu erwirken. Außerdem schlug er Witte die (später allerdings verwirklichte, damals aber dem Minister sicher als Konkurrenz verdächtige) Schaffung einer besonderen Statthalterschaft in Transbajkalien und Amurgebiet vor, wobei der Schluß einer Selbstempfehlung sehr nahe lag. All das störte Witte schließlich dermaßen, daß er auch die persönlichen Beziehungen zu dem „Asiaten" abbrach. „Doktor Badmajew," erzählt Witte einmal kurz auch in seinen Memoiren, „hat sich so taktlos und zweideutig benommen auf seiner Reise nach der Mongolei und nach Peking, daß

zuerst Fürst Uchtomskij, dann aber auch ich zu ihm alle Beziehungen abbrachen, da wir in ihm zwar einen klugen, aber schwindelhaften Geschäftsmacher durchschauten. . . ."[1])

Mit diesen fernasiatischen Unternehmungen ist indessen Badmajews Leben und Wirken nicht erschöpft. Er griff auch in die innere Politik des zaristischen Rußlands erfolgreich ein. Wohl begreifend, welche Gefahr für den Thron die Affären Rasputins darstellten, versuchte er zuerst, gestützt auf das von Rasputins einstigem Anhänger und späteren Feind, dem berühmten Mönch Iliodor in seinem „Heiligen Teufel" gesammelte Anklagematerial, Rasputin zu bekämpfen, gab aber dann, nachdem Rasputins Einfluß am Hofe sich als unerschütterlich erwiesen, den Kampf auf und wurde selbst zu einer der Hauptpersonen des Rasputinschen Kreises (zu diesem gehörten außer Badmajew vor allem das Hoffräulein Wyrubowa und die Generalin Lochtina). In diesem Kreise erwog man „geeignete" Kandidaturen für die höchsten Staatsämter. Rasputins Einfluß verdankt seine Ernennung bekanntlich vor allem der letzte zaristische Ministerpräsident Protopopow, ein eifriger Patient Badmajews, von dem ein drolliger Bericht über den Gebrauch der tibetanischen Heilkräuter auf uns gekommen ist[2]). Durch Rasputins Vermittlung beim Zaren suchte Badmajew aber auch — allerdings erfolglos — verschiedene Konzessionen vom Staate zu erhalten.

Das grandioseste und letzte Unternehmen seines Lebens betraf die Lebensmittelversorgung Rußlands während des Weltkriegs. Sowohl Badmajew als Rasputin begriffen nämlich sehr wohl die revolutionierende Wirkung der Lebensmittelfrage, ganz besonders in politisch bewegten Zeiten; Rasputin lenkte wiederholt die Aufmerksamkeit des Zaren auf diese Frage. Badmajew aber veröffentlichte drei Wochen vor Ausbruch der Revolution, deren Vorboten bekanntlich in der Tat die Lebensmittelunruhen in der Hauptstadt waren, eine Schrift „Die Weisheit im russischen Volke" (Petrograd 1917), die er dem Zaren und dessen Angehörigen überreichte und in der er sich als Lebensmitteldiktator und -Unternehmer empfahl: „Ich könnte," heißt es hier, „in der gegenwärtigen schweren Zeit die Belieferung Petrograds mit Fleisch übernehmen und gleichzeitig die Reglung dieses Wirtschaftszweigs so leiten, daß wir imstande sein würden, nicht nur Rußland, sondern auch die ganze Welt mit Produkten unserer Viehzucht zu versorgen." Badmajew rechnet in dieser Schrift aus, daß Rußland jährlich 750 Millionen Pud Fleisch (was 2 Milliarden Rubel kosten wird) und 62 Milliarden Milchflaschen (was 3 Milliarden Rubel kostet) braucht. Um dieses Milchquantum zu erhalten, sind 11 Millionen Kühe erforderlich usw. Als Mittel zur Erreichung dieses Zieles schlug Badmajew landwirtschaftliche Zwangsarbeiten, aber auch Dezentralisation der Verwaltung vor. . . .

Allein die Revolution bereitete all diesen Plänen ein jähes Ende. Im August 1917 verwies die Provisorische Regierung Badmajew sowie das Hoffräulein Wyrubowa, die Hauptanhängerin Rasputins, des Landes. Ob er diesem Befehl nun auswich oder nach kurzem Aufenthalt im Ausland wieder nach Rußland zurückkehrte, jedenfalls starb er in Petrograd etwa 2 Jahre nach dem Sturze der Romanows.

Das Christentum in Asien

Von Prof. Dr. Waldemar Oehlke in Berlin, früher in Peking und Tokio

Eigentlich sollte ich hier nur von China und Japan sprechen, weil ich das übrige Asien gar nicht oder nur flüchtig kennen gelernt habe. Aber das christliche Problem in Asien kann mit Rücksicht auf die andern asiatischen Religionen, z. B. den ganz Asien umspannenden Buddhismus, nicht allein ostasiatisch gefaßt werden.

Die Tatsache, daß Asien vom nationalen Standpunkt aus nach dem Weltkriege Front gemacht hat gegen ein westlich bestimmtes Christentum, ist bereits zu bekannt, als daß ich mich damit zu beschäftigen hätte. Im westlichen Asien kann von einem Umschwung freilich kaum die Rede sein, weil beispielsweise die Türkei sich der Mission als solcher stets verschlossen hat. Die Amerikaner haben es trotzdem verstanden, dem Islam dadurch Boden abzugewinnen, daß ihre Schulen anstatt christlicher Lehren nur Wissenschaft verbreiteten, die aber ohne die geschichtlichen Grundlagen des Christentums nicht zu verstehen waren. So ließen sich ja auch wertvolle Erkenntnisse der Bibel vermitteln ohne den Hinweis darauf, daß die Quelle als Buch der Bücher zu gelten habe. Der Verzicht auf Kirchenbau schließt den inneren Dienst am Wort nicht aus.

[1]) Witte, Erinnerungen, Bd. I der russischen Ausgabe, S. 39.
[2]) „Hinter den Kulissen", Anlage II, S. 17 bis 18.

In Ostasien lag die Sache auch insofern anders, als es hier nicht wie im westlichen Asien Nachbarvölker gab, die — z. B. Armenier und Griechen — zur christlichen Kirche bekehrt wurden und nun also in doppeltem Gegensatz zu den mohamedanischen Völkern standen, einem religiösen und einem nationalen.

China, auf konfuzianische Ethik gestellt, erlebte zuerst den indischen Buddhismus und dann die christliche Mission. Japan, schon durch seine von den Göttern stammende Dynastie noch heute unlösbar mit dem uralten Shintoismus verknüpft, folgte im übrigen den aus China kommenden kulturellen, also auch religiösen Bewegungen. Die Kriegsschiffe und die Missionare des Westens waren nicht nur gleichzeitige, sondern im Hinblick auf die berühmten „Einflußsphären" auch gleichartige Erscheinungen. In dem Augenblick, in dem der Westen aufhörte, politisch für den Osten allein maßgebend zu sein, und die Ostasiaten sich auf ihr nationales Selbstbestimmungsrecht besannen, war es mit der entscheidenden Macht der westlichen Kirche auch im fernsten Osten zu Ende. Die fremdenfeindliche Bewegung schob den Gesichtspunkt der gleichen Rasse in den Vordergrund und damit den des gleichen Kultur- und Religions-Empfindens.

Wer wie ich 5½ Jahre nach dem Weltkriege in China und Japan verlebt hat, erinnert sich naturgemäß an soviel Gespräche über diesen Gegenstand mit gebildeten Ostasiaten, daß die Lektüre der in englischer Sprache erscheinenden Presse, namentlich Japans, daneben kaum noch eine Rolle spielt. Auch da aber findet sich durchweg die Feststellung, daß ostasiatisches Christentum mit westlichen Formulierungen, Kirchen und Sekten nichts mehr zu tun haben könne. Ostasiatische Christen — so kann man jetzt überall hören und lesen — vertreten eine reinere Lehre als westliche Missionare, weil die Ethik des Fernen Ostens ihnen reichere Erkenntnisse und Beziehungspunkte, der buddhistische Umkreis außerdem ihnen tiefere Gefühlswerte liefere. In diesem Zusammenhange machen China und Japan auf Kwannon aufmerksam, die ostasiatische Göttin allgemeiner Menschenliebe, deren Dienst den katholischen Madonnenkultus übertreffe. Ein Weltkrieg aller gegen alle innerhalb des westlichen Christentums sei doch immerhin eine Spezialität der „weißen Kirche" geblieben, der sich die gelbe überlegen zeigen dürfte. Und böse Worte sind gefallen über die Christentums-Fabriken besonders Amerikas, das ja freilich an einem Abend Hunderte von Chinesen zu Christen bekehrt. Wie mag es das wohl machen!

Als Tagore in Peking war, sprach er nicht nur von der orientalischen Front gegen den Okzident, sondern mildernd auch von der Gottesvorstellung, die ausnahmslos alle Menschen zu Brüdern mache. Aber sowohl Chinesen als auch später Japaner wollten nicht viel davon hören, denn Tagore war ein halbweißer Indogermane. In Ostasien soll die Religion wurzeln, die Weltreligion werden will. Sieht man das üppige Weltleben namentlich französischer Priester im Fernen Osten, so muß man sich wundern, daß es solange bis zum nationalreligiösen Protest Ostasiens gedauert hat. Es war Schwäche, nicht Überzeugung.

Christliche Kreise besonders in Japan — denn China rennt ja z. Zt. wie ein verblendeter Stier gegen alles Westliche an — machen Anstrengungen, den jüdisch-christlichen Jehova den ostasiatischen Gottheiten einzuordnen und so christliche Ideen mit buddhistischen und sogar shintoistischen zu versöhnen. Es kommt ihnen also gar nicht darauf an, dem Christentum seinen monotheistischen Charakter zu wahren; wenn die Synthese nur eine Schöpfung Ostasiens wird. Interessiert daran sind die ostasiatischen Sozialisten, die den herrschenden Klassen die Folgerungen der Bergpredigt nicht opfern wollen. In diese Kerbe haut z. B. der japanische Sozialistenführer Motojiro Sugiyama, während andere, dem privilegierten Shintoismus abgeneigte Buddhisten in Japan auf die Gründung einer buddhistisch-christlichen Universität hindrängen. Alle Ostasiaten aber arbeiten heute mit dem Begriff der Toleranz, den sie an dem Verhalten der christlichen Kirchen des Westens gegen einander vermissen und allein in der orientalischen Seele entdecken wollen.

Wie dem auch sei: Das Christentum muß, wenn es in Ostasien lebendig bleiben will, seine Methoden ändern. Allen meinen chinesischen Studenten war die christliche Mission verhaßt, die Lektüre der Bibel dagegen ohne Glaubensdogma erfreulich und interessant. Damit können freilich Priester und Missionare nicht arbeiten, wenn sie nicht Ostasiaten sind.

Wir stehen an einem bedeutsamen Wendepunkt in der Geschichte des asiatischen Christentums. Wie überall und immer wird es auch hier von einzelnen Köpfen abhängen, ob die christliche Idee sich innerhalb der erwachenden Nationalitäten im Fernen Osten siegreich durchsetzt oder in den Westen zurückgedrängt wird. Möglich jedenfalls ist ihre Selbstbehauptung nur unter Ausschaltung kirchlicher und politischer Machtgelüste Europas und Amerikas, die nicht vergessen dürfen, daß das Christentum, sein Stifter wie seine ersten Künder, in Asien zuhause waren.

Die Leitartikel des Peking Leaders von 1925

Von Wirkl. Geh. Leg.-Rat z. D. Richard Kiliani in Schondorf

China steht heute im Vordergrund der Weltpolitik. Viele erkennen, daß seine Entwicklung Weltgeschichte ist, wenige Unterrichtete wissen, daß sie Weltgericht ist, Weltgericht über englische Kurzsichtigkeit[1]). Den tiefsten Grund für das Erwachen Chinas hat die englische Politik in Ostasien von 1914 geliefert: die Niedertramplung deutschen Besitzes, die schimpflichste Behandlung der Deutschen und die rücksichtsloseste Nichtachtung der Heiligkeit von Menschenwürde und Eigentum — Dinge, die dem Chinesen über alles gehen. Als China das Wüten Weißer gegen Weiße sah, die es bisher nur als Gleichberechtigte, ruhig und freundlich miteinander verkehren sah, wurde sein Rassenbewußtsein geboren.

So ist es von Interesse, was das führende amerikanisch-chinesische Blatt Pekings in seinen Leitartikeln in dem ereignisreichen abgelaufenen Jahre seinem angesehenen chinesischen und fremden Leserkreis vorzutragen hat, was also die intelligenten Kreise dort bewegt, wie sie in die Ferne schauen, und was sie von der anhebenden Verflechtung „zweier Welträume und zweier Zeiträume" für ihr Land erwarten.

Das alles geht vor unseren Augen wie ein glänzender Strom von Aktualität, von Wahrheit und Echtheit in diesen Leitartikeln und Vorträgen nieder, die heute in Broschürenform neu erschienen sind. Es sind meist Artikel und Vorträge amerikanischer und chinesischer Gelehrter, Staatsmänner und Missionare, darunter Namen von Weltruf und höchstem Rang, wie Staatssekretär Kellog und der Botschafter der Vereinigten Staaten in Peking, Jakob Shurman.

Die Broschüren zerfallen in verschiedene Kategorien.

Einmal in solche, die rein belehrend die Brücke freundlicher Gesinnung zu dem schwergeprüften, alten Kulturland auf den Gebieten westlicher Wissenschaft schlagen oder sich mit dem chinesischen Tagesleben beschäftigen. Dazu gehören z. B. u. a.: „*A class of Social outcasts*", „*Notes of the beggars in China*" oder: „*Into the Shanshi hills, notes of a hunting trip*", oder: „*Some divine metamorphoses*" von Baron Stael von Holstein.

Typisch für die amerikanische Art der Behandlung Chinas sind zwei propagandistisch hervorragende Arbeiten: „*Misunderstood factors of organic evolution*" von dem Pekinger Universitätsprofessor Grabau, dem Chefpaläontologen des geologischen Vermessungsdienstes in China, und „*Human types at Peking*" von P. H. Stevenson. Erstere behandelt den Darwinismus, letztere die Hauptprobleme der Anthropologie, Biologie und vergleichenden Anatomie auf einem imaginären Spaziergang durch die Hauptstadt. Sie enthalten nichts, was ein gebildeter Europäer nicht ungefähr weiß, das Ganze aber ist leicht verständlich und ohne jeden Dünkel, mit der Güte, dem Humor und der Übersichtlichkeit vorgetragen, die die angelsächsische Popularwissenschaft häufig auszeichnet. Beispiele, Bilder, Zitate, Gleichnisse und Anspielungen sind der chinesischen Geschichte, dem chinesischen Leben entnommen.

Ausgezeichnet und taktvoll ist eine längere Arbeit: „*Japan since the Earthquake, a Serie of recent development*". Sie schildert die ernsten Probleme, die für Japan infolge des Erdbebens, der englischen Bündnisauflösung und der Washington-Konferenz finanziell und sozial, agrarisch, politisch und kulturell neu entstanden sind, seinen Aufstieg und seinen Niedergang.

Eine zweite Kategorie wendet sich religiösen, ethischen und sozialen Fragen Chinas und der Welt zu. Hier steigt bereits der Schatten Moskaus, des großen Gegners, vor uns auf. Der Kanzler der Pekinger Universität, Teai-Juan-pei, liefert einen propagandistisch ausgezeichneten Aufsatz: „*Chinese education, its present and its historical condition*". Nationalchinesische und modern-amerikanische Ideen werden geistvoll verbunden. Die Förderung des Weltfriedens, die gegenseitige Verständigung und Zusammenarbeit der Völker bildet die Hauptaufgabe der modernen Erziehung. Dabei erfährt die großartige Einflußnahme amerikanischen Geistes und Geldes auf das chinesische Bildungswesen ebenso ihre Würdigung wie die Schaffung der neuen chinesischen Vulgärsprache und die Übernahme des Studiums der chinesischen Klassiker von den Volks- an die Hochschulen.

In diese Reihe gehört auch eine Arbeit von I. S. Burgeß: „*Bedeutung der sozialen Arbeit in China*", die ein typisches chinesisches Kulturproblem berührt. Wo nicht gerade ein ganzes Dorf zufällig aus einem einzigen Clan besteht, fehlt es überall in China an Gemeinschaftsgeist. Er konnte sich bei 80 bis 90% Analphabeten und dem Mangel an Gelegenheit zur Selbstverwaltung in China bisher nicht entwickeln. Die Einigung des Volkes kann aber nur durch seine Zusammenfassung in nichtpolitischer Gemeintätigkeit erreicht werden. Der Weg zur Demo-

[1]) Zu vergleichen der Aufsatz des Verfassers im Novemberheft 1925 der Zeitschrift für Geopolitik: „Gedanken über Ostasien".

kratisierung Chinas geht über die Gemeindeverfassung. Ein Aufschwung und eine Besserung haben sich zuletzt bereits im steigenden chinesischen Interesse für Volkserziehung und Armenfürsorge, im Aufschwung des genossenschaftlichen Geistes und namentlich in der Bewegung der „National Association for Mass-education" gezeigt.

Ward's The ethical aspects of Industrialism

Am wesentlichsten aber ist uns hier zunächst die Bekämpfung des Bolschewismus durch amerikanische Propaganda in China, wie sie in den sechs glänzenden, tiefgründigen Vorlesungen Dr. Harry F. Wards, des Professors für christliche Ethik an dem „Union theological Seminary" von New York, vor der großen Pekinger National-Universität zutage tritt.

Die Ward'sche Arbeit segelt im Fahrwasser der modernen amerikanischen Gemeinschafts-Ethik. Ohne daß das Wort „christlich" ein einziges Mal darin vorkommt, wendet sie sich mit dem amerikanischen Aufklärungs-Pathos von „gods own land" gegen den bolschewistischen Kommunismus, ohne ihn direkt anzugreifen. Sie betont nur, was ihn den Chinesen widerwärtig machen muß, von einem Weltstandpunkt aus. In den Grundzügen unterscheidet sie sich kaum von den Gedankengängen des katholischen Gelehrten H. Pesch S. I. (in seinem Lehrbuch der Nationalökonomie[1])) oder denen der protestantischen Theologen auf dem eben verflossenen evangelisch-sozialen Kongreß, eben nur insoferne, als die Solidarität aller Völker der Erde, das weltgesellschaftliche Zusammenleben als der die ganze menschliche Wirtschaft tragende ethische Grundbegriff herausgestellt wird.

Das mechanische Zeitalter ist nach dieser amerikanischen Propagandabroschüre nicht nur ein technischer Prozeß, es will eine Lebensgestaltung auf rein mechanischer, materialistischer Grundlage, eine Massenreligion sein. Diese neue Religion steht mit den Anschauungen der ganzen Vergangenheit der Kulturmenschheit, ihren ewigen und unveränderlichen Forderungen und, in höherem Sinne, auch mit ihrer ganzen Zukunft in unlösbarem Widerspruch. Sie zerstört alle bisherigen Moralbegriffe, indem sie zwischen Moral und angeblichen Wirtschaftsnotwendigkeiten einen unüberwindlichen Gegensatz schafft.

Daher ertönt der Ruf: Fort mit dem Marxismus, mit seinem Glaubenssatz von der souveränen Herrschaft der marxistischen Wirtschaftsgrundsätze, fort vor allem mit der These von der Vor- und Alleinherrschaft der wirtschaftlichen Interessen im sozialen Leben der Menschheit!

Die Gegenmittel sind: Organisierte Kooperation der Menschheit, „living on a words-scale" und brüderlicher Gemeinschaftsgeist. Die Einheit, zu der die Weltwirtschaft die Menschheit ohnehin immer mehr zusammenschweißt, darf nicht mehr rein materiell sein, sondern muß ethisch werden. Das ist nur auf der Grundlage der Familie möglich, auf der Grundlage einer aus ihr hervorgehenden Brüdergemeinschaft. An diesen Grundgedanken werden nun die einzelnen Teilprobleme entwickelt.

1. Brüderlichkeit und gerechte Güterverteilung ist nur auf dem Boden wahrer Demokratie möglich. Dazu ist die Arbeiterschaft bereit, noch nicht durchgehends aber die Intelligenz. Es handelt sich nicht darum, daß jeder gleich viel bekommt, sondern darum, daß er soviel bekommt, namentlich an Bildung und hygienisch günstigen Lebensbedingungen, daß er seine Persönlichkeit, seine Fähigkeiten frei entwickeln kann. Der geistig Überlegene muß sich in den großen Organismus der Gesamtheit einfügen und auf einen privilegierten Platz und individuelle Machtbefugnisse zugunsten der Allgemeinheit verzichten.

2. Die brüderliche Organisation, die kooperative Lebens- und Wirtschaftsstruktur, die neue „partnership" zwischen Menschheit und Natur muß sich über die ganze Welt erstrecken. Dazu zwingt uns unser moderner Verkehr ebenso sehr wie unser Gewissen. Wir müssen z. B. getreidearmen Ländern Nahrung zuführen und räumlich vereinzelte Völker mit der Zivilisation verbinden und die gegenwärtige, ungeordnete „big scale production" in eine „coordinate production on a world scale" auf ethischer Grundlage umwandeln.

3. Die neue Organisation wird von selbst ein allzu großes Übergewicht der Großproduktion und des Großkapitals verhindern. Es ist möglich, den Handwerksgeist der guten alten Zeit teilweise wiederherzustellen: man kann den Kleingewerbetreibenden ständig über Verbesserungen in seinem Handwerk unterrichten und ihn dazu erziehen, daß er seine persönliche Leistung als Teil eines großen Prozesses betrachtet, der sich zu einem notwendigen sozialen Zweck der Allgemeinheit vollzieht. Das wird in Rußland (!) bereits in einigen nationalen Industrien versucht, wo man im Arbeiter ein geistiges Interesse an seiner Arbeit und schöpferische Tätigkeit dadurch zu wecken sucht, daß man ihn zum bewußten und intelligenten Mitteilhaber und Mitarbeiter an einer gewaltigen Gemeinschaftsarbeit mache.

4. Autarkien großer Reiche, wie sie z. B. in Indien, China und Rußland an sich möglich wären, würden weder dem Geiste der Brüderlichkeit, noch dem Ideal der Verteilung der Güter der Welt und der Wirksammachung der Arbeit der Menschheit „on a world scale" entsprechen.

[1]) 5 Bände. Freiburg. Herder.

Es muß vielmehr eine Teilung der Welt nach Industrien stattfinden, nach der Eignung der Nationen, der Länder je nach ihrer Kultur, nach Boden, Klima usw. Dabei muß auch der anarchistische Nationalismus eingeschränkt werden. Das ist aber keine größere Schwierigkeit, als wie sie jede menschliche Gestaltung, die Familie, die Gemeinde, die Nation bei der Bekämpfung eines ebenso anarchistisch wirkenden, zu großen Individualismus zu überwinden hat. Derartiges gehört zu den unvermeidlichen Paradoxien des menschlichen Lebens.

Genau betrachtet ist diese amerikanische Propagandaleistung ein Kunstwerk voll tiefer Einsicht in die chinesische Volksseele; ihre Analyse führt auch in die verschiedenen Seiten des großartigen Reformprozesses, den wir gegenwärtig erleben, in das chinesische Rinascimento.

Statt den chinesischen Koloß, dessen Einbeziehung in die Weltwirtschaft seit langem auf dem Programm der Weltentwicklung steht, auf sich beruhen zu lassen, bis die kriegerische Auseinandersetzung in Europa vorüber war, hat die angelsächsische Politik in ihrer blinden Angst vor Deutschland den Osten in diese abendländische Angelegenheit hineingezerrt und ihm dabei alles mögliche versprochen, das nachher nicht gehalten werden konnte[1]). Mit der Ausbeutungs- und Eifersuchtspolitik der Großmächte in der Vorkriegszeit sind dabei eine Menge westlicher Ideen nach China gekommen. Schließlich entstanden nachhaltige Enttäuschungen, die im Brennpunkt russischer Propaganda zusammenliefen.

Außerhalb der südlichen und Küstenzone Chinas liegt das ungeheure wirkliche China in der bukolischen Ruhe, Schwerfälligkeit und sympathischen Altertümlichkeit eines Bauernstaates. Die vornehmste der Gruppenorganisationen, auf denen dieser riesige menschliche Organismus aufgebaut ist, ist wie bemerkt, die Familie.

Dieser Bau ist landwirtschaftlich geschichtet und im Grunde auch nur so möglich. Die moderne chinesische Hafenstadt kennt die Familie im alten Sinne nicht mehr und kann sie nicht fortsetzen. (Sie ist ja wesentlich keine Vereinigung zweier Personen, sondern ein Statusübertritt, die Aufnahme der Braut in die Familiengemeinschaft des Mannes. Diese Gemeinschaften zerstört die Hafenstadt.)

Die sechs amerikanischen Vorlesungen wollen nun den Weg zu den gebildeten Chinesen finden, die die Reform Chinas in der Richtung einer verständigen Anpassung des Alten an das unvermeidliche Neue sehen.

1. Dies geschieht mit echt amerikanischer „Unbeirrtheit". Wir sehen lauter Axiome vor uns hingestellt, die wir nur als Probleme kennen, wir hören das Pathos des fortgeschrittensten, einheitlichsten Großraums der Erde, wie ihn ein auf engen Raum zusammengedrängtes Zeitvolk fühlt und hört. Eisenbahnen, Telegraphen, Schiffe, gigantische Bauten aller Art, fabelhafte Städtegründungen fast über Nacht — um in Bryceschen Gedankengängen zu reden — gewinnen in Amerika eben fast etwas Idealisches, von dem unerschütterlichen Glauben Vergoldetes, „die Missionare der menschlichen Zivilisation und die erkorenen Werkzeuge der Vorsehung bei der größten Arbeit zu sein, die die Welt je gesehen hat."

2. Der geopolitisch Beflissene notiert sich hier: das jüngste, geschlossenste und modernste Großraumvolk der Erde hält dem ältesten und zurzeit zerrissensten und revolutionär durchzuckten hier die Predigt. Das alte ehrwürdige China hat die Phase des Hinschwindens des Großraums durch zunehmende Bevölkerung, die ja Amerika auch nicht erspart bleiben und das Raumvolk zum Zeitvolk machen wird, bereits durchschritten und den ausschlaggebenden Faktor, den der Übervölkerung des Riesenraums, mit einer für die früheren Daseinsgegebenheiten vollendeten geistigen Technik gemeistert[2]).

3. Bei aller Undifferenziertheit des vorliegenden amerikanischen Propagandastückes werden wir dem Idealismus, mit dem alles Stoffliche den Werten des Wahren, Guten und Schönen nachgeordnet ist, Anerkennung zollen. In dieser allgemeinen Form entspricht Idealismus dem nüchternen Charakter des literarisch gebildeten Chinesen, auch die Abwesenheit jeder Spur der Erwähnung von Mächten und Kräften, die stärker sind als unsere menschliche Intelligenz: das Gewissen, das Göttlichste in uns, erscheint nur an verstecktem Ort, das Leid, die Krankheit, die Armut, die Sorge überhaupt nicht.

4. Soweit die chinesische Hafenstadtbewegung reicht — sie reicht politisch zurzeit weit in die an sich konservativen Bürgerkreise hinein, wie ja auch Streik und Boykott nicht nur Studenten und Arbeiter, sondern die ganze Handelswelt erfaßt haben — sind mit der chinesischen im Grunde bäuerlichen Familie auch die schönen alten Symbole, das ganze reiche chinesische Formen- und Sittenleben in Frage gestellt. Was im kleineren Zusammenhang der Familie, auf Ehrfurcht und Liebe beruhend, Natur war und im größeren Zusammenhang des Staates hohe Kultur wurde[3]), was sich in der Widerspiegelung durch die Form stets neu er-

[1]) Vgl. Richard Wilhelm, Die Seele Chinas. [2]) Vgl. den Aufsatz des Verfassers a. a. O. [3]) Vgl. Richard Wilhelm, Die Seele Chinas.

zeugte und bestärkte — das gibt es jetzt nicht mehr darzustellen. Streiks, Aufruhr, Boykotts, Pronunciamentos und Umzüge sind die Formen einer neuen Bewegung. Nimmt man einem Reich wie China die Familie, die Gruppe, dann weiß auch der Staat zunächst nicht mehr, wohin er soll. Da war es ein genialer Gedanke, für die kommende Gestaltung ein den gebildeten Chinesen bekanntes, altes Requisit Kungtses zu requirieren, das ebenso wie die bolschewistische Propaganda welt- und menschheitumfassende Absichten hat: Kungtses großartige Vision von der brüderlichen Menschheit: „Innerhalb der vier Meere sind alle Brüder!"

5. Ein hervorragender Propagandazug der Vortragsreihe ist: jede Spur von Rassenexklusivität ist vermieden, auch jede Erwähnung der chinesischen Fremdenfeindlichkeit der letzten Zeit, die — bei dem Leiden des Volkes unter der Beamtenkorruption und den Provinz-Söldnerheeren — doch leicht als tiefgehende allgemeine Unzufriedenheit zu begründen gewesen wäre. Die Chinesen werden vielmehr zur selbstverständlichen und gleichberechtigten Mitarbeit an der großen Menschheitsaufgabe, man kann nicht einmal sagen: eingeladen, sie wird ihnen als selbstverständlich erklärt. Selbst die Zusammenhänge mit der Weisheit Kungtses werden nicht erwähnt: die gebildeten Chinesen sollen sie selber finden.

6. Erwägt man, daß der gebildete Chinese konservativer Richtung heute den Arbeiter der Hafenstädte Hand in Hand mit den Studenten, und beide an der Leine des Bolschewismus marschieren sieht, ferner, daß die Verwestlichung als unvermeidlich klar geworden ist, dann begreift man, daß er damit auch vor einer ebenso unvermeidlichen Reform des Konfuzianismus steht.

Er kann es der chinesischen Jugend nicht übelnehmen, daß sie vom westlichen Imperialismus weg, der China so viel Übles antat und nach chinesischer Auffassung — die ja immer schon von der übermächtigen englischen Propaganda beeinflußt war — in Rußland und Deutschland so schnell und unrühmlich zusammenbrach, mit fliegenden Fahnen dem Bolschewismus entgegeneilt. Bei dem schmerzlichen Hauptproblem seines Landes, der Reform der alten heiligen Lehre und Sitte, bieten westliche Stimmen, wie die vorliegende amerikanische, Trost und Gegengewicht; sie werden die gebildeten Chinesenkreise sicher beeinflussen.

7. Ein besonders geschickter Zug der Arbeit ist die Note gegen die Überwucherung des Großkapitals, des Großbetriebs und für den Handwerker. Sie trifft leidvolle chinesische Erinnerung im Volk als Ganzes und im Handwerkerstand im besonderen, der zwar nur 30 Millionen zählt, aber als Bindeglied zwischen Bauern und Bürgern wichtig ist.

Bestrebungen, wie sie sich im Westen an allen Ecken und Enden regen, zur internationalen Zusammenarbeit des Großkapitals, namentlich auf dem Gebiete der Rationalisierung der Produktion, wird China nicht aus dem Wege gehen. Werden die Bewegungen, die Massenproduktion zu heben, also zugleich die beste und billigste Ware herzustellen, damit den Verbrauch zu steigern und die Ausfuhrmöglichkeit, ferner nicht nur die billigste Ware zu schaffen, sondern auch den Arbeiter — je nach der Kultur des Landes — höchstmöglich zu entlohnen, Menschheitssache: das ist etwas für China mit seinen Rohmaterialschätzen, seinem fleißigen Menschenheer und seiner Unternehmungs- und Handelsbegabung, etwas von der größten natürlichen wirtschaftlichen Anziehungskraft trotz aller bolschewistischen Propaganda.

Politische Leitartikel

Sechs der Broschüren haben politischen Inhalt. Darunter ist ein Vortrag des amerikanischen Staatssekretärs Kellog, gehalten in Detroit, Michigan, vor der amerikanischen Bar-Association und einer des amerikanischen Botschafters Dr. Jakob Gould-Shurman vor der Anglo-Americain-Association in Peking.

Um die kleineren Broschüren vorher kurz zu erwähnen: Die eine, „*The Wireless Controversy*", wendet sich scharf gegen das japanische drahtlose Monopol in China, verteidigt den Grundsatz der „Offenen Tür" für alle Nationen in China. Die drahtlose Verbindung des chinesischen Festlandes mit der pazifischen Küste Amerikas ist ein amerikanischer Lieblingsplan, den Japan mit allen Mitteln zu hintertreiben sucht. Die Propagandaschrift führt China die Überlegenheit der amerikanischen Technik vor Augen und brandmarkt die hinterhältige japanische Politik, die die Sache so zu drehen suche, als ob China die minderwertigen japanischen drahtlosen Anlagen nun aus eigenen Mitteln selbst baue, obwohl alle Welt weiß, daß das mit japanischem Gelde und japanischem Material geschehe.

Eine weitere umfangreiche Propagandaschrift heißt: „*The Shanghai case*". Sie gibt eine chronologische Schilderung der Unruhen in Shanghai, zusammen mit dem gesamten Schrift- und Notenwechsel und allen offiziellen Schriftstücken der Behörden, Kongregationen, Schulen usw. Diese Arbeit sollte auf keinem deutschen Schreibtisch fehlen. Haben doch die Shanghai-Vorkommnisse die augenblickliche Lage in China ausgelöst und damit grundlegende geschichtliche Bedeutung gewonnen. Die Schuld der britischen Behörden steht im Mittelpunkt, die Erklärung des Senators Borah mit ihrer Sympathie für China und ihrer Befürwortung der Abschaffung der fremden Exterritorialitätsrechte daneben: ebenso leuchtet die chinesische Erbitterung über Organisation, Vorrechte und Ausdehnung der Fremdenniederlassungen hervor.

Diesem Schriftwechsel folgt eine Sammlung von „inofficial Statements", leidenschaftlichen Protesten öffentlicher Körperschaften und hervorragender westlicher und chinesischer Persönlichkeiten. Besonders fällt ein freiwilliger Protest von 30 englischen Missionaren auf, die außerhalb der Fremdenniederlassungen in China und daher in näherer Berührung mit den Chinesen leben. Sie legen die Schuld an den bedauerlichen Vorfällen der viel zu großen „Reserviertheit" ihrer Landsleute den Chinesen gegenüber bei. Der englische Nationalstolz ist nach ihrer Meinung der Hauptschuldige.

Ferner findet sich ein öffentlicher Appell führender Chinesen an den englischen Außenminister Austin Chamberlain: China befinde sich nach seiner Teilnahme an einem Kriege, der für Freiheit und Völkerrecht geführt worden sei, heute in einer schlimmeren Lage als die gemeinsam Besiegten. Denn bei denen gäbe es weder ausländische Gerichtshöfe, noch fremde Konzessionsgebiete und Landpachtungen oder aufgezwungene Zolltarife. Die Generale versprechen Krieg bis zum letzten Mann, wenn die englischen Mordtaten nicht gesühnt werden.

Die Proteste verknüpfen mit der Forderung sorgfältiger Untersuchung der Vorfälle in Shanghai und den anderen Settlements durch eine gemischte Kommission auch die Aufhebung der fremden Niederlassungen und die Revision der Verträge.

Über die Verhältnisse, die sich in den Niederlassungen, diesem in China eingeschobenen Fremdenstaat, herausgebildet haben (namentlich durch den Municipal Council in Shanghai), gibt die amerikanische Propagandaschrift noch wertvolle Aufschlüsse. Die Fremdenstadt in China ist hiernach englisch organisiert und von England beherrscht. In Shanghai hat sie über eine Million chinesische Bewohner, die 70% der Steuern zahlen, aber kein Wahlrecht haben. Sie leben unter einer ausländischen Stadtverwaltung, die sich willkürlich auch den gemischten Gerichtshof aus eigenen Stücken zugeteilt hat und gesetzwidrige, einschneidende by-laws über Werft- und Marktabgaben, Preßfreiheit usw. erläßt. Die Broschüre verspottet die von England behauptete Notwehr der englischen Polizei, die ja, statt scharf zu schießen, nur die Tore hätte schließen und um Hilfe telephonieren brauchen. Ebenso verhöhnt sie das Verlangen Englands nach Unterdrückung der Unruhen und der fremdenfeindlichen Bewegung in China. Ohne vorherige Genugtuung für die englischen Untaten könne bei der großen Erregung im Lande heute keine chinesische Regierung so etwas wagen. Sie würde in wenigen Tagen hinweggefegt sein. Das britische Shanghai-Settlement sei der beste Freund des Bolschewismus: da dieser gegen kapitalistische und imperialistische Regierungen kämpfe, habe England ja keine bessere Waffe gegen den Bolschewismus als „Gerechtigkeit China gegenüber". Die Engländer hätten sich um die Verwaltung nicht gekümmert. Kein einziger englischer Beamter verstehe chinesisch. In den unteren Organen habe sich daher ein übler englischer, indischer und chinesischer Mob herausgebildet, der Unzucht, Schmuggel, Opiumhandel und Durchstechereien aller Art treibe und begünstige. Dazu seien willkürliche Haussuchungen, Beschlagnahmungen und rohe Behandlung der Chinesen getreten usw.

In den Protesten wird daher u. a. mit Nachdruck die Entlassung des britischen Sekretärs des Municipals Councils, dann die Aufhebung des Belagerungszustandes und freies Versammlungsrecht für die Chinesen in den Settlements verlangt. Vorzugsrechte der Fremden sollen auch für die Chinesen gelten und der internationale, gemischte Gerichtshof wieder den chinesischen Behörden unterstellt werden.

Eine dritte Broschüre von John Earl Baker, dem Adviser beim chinesischen Verkehrsministerium in Peking, trägt den Titel „*Peace, unification and representative Governement*" (vorgetragen in Peking vor dem „Fellowship of reconciliation"). Der offenbar ungewöhnlich sachkundige hohe Beamte (Amerikaner) schildert aus eigener Anschauung die Gründe und den bisherigen Verlauf der chinesischen Revolution und die wahrscheinliche Entwicklung Chinas.

Die Revolution beseitigte die zentrale Autorität, die Dynastie, ohne einen Ersatz zu hinterlassen; es gab keinen siegreichen Feldherrn, keinen irgendmöglichen Führer. Jede Provinz, jede größere Stadt hält sich ihre eigenen Söldnertruppen, so lange sie deren „Loyalität" bezahlen kann. Diese Heerhaufen haben wohl gemeinsame Wünsche, bilden aber nicht mehr eine Einheit als Lehm, Gips und Kalk im Gestein eines Berges. Alles andere ging, soweit möglich, in den Bahnen der Gewohnheit weiter. Die ausgeprägteste chinesische Gewohnheit ist nun der Gehorsam; daher verlief von 1912 bis heute (Februar 1925) die Entwicklung verhältnismäßig ruhig. Die Kinder gehorchten dem Vater, die Weiber ihren Männern, die Familienhäupter den Dorfältesten, diese den Hsien-Magistraten, letztere ihren Vorgesetzten und selbst (teilweise) die Schüler ihren Lehrern. Der Fortfall der Dynastie hat den Zusammenhang zwischen Volk und Provinzialverwaltung garnicht, sehr stark aber den der Provinzen mit der Zentralregierung beeinflußt. China war seit tausenden von Jahren an einen Kaiser im Zentrum gewöhnt. Nicht eine Dekade in der langen Geschichte Chinas ist frei von Revolutionen: die Dynastien aber haben selten gewechselt.

Der nun anhebende chinesische Zersetzungsprozeß war abhängig nicht nur von dem persönlichen Vertrauen und Zusammenhalt der Teilführer — das eine Zeitlang unter den Freunden Juan-Shi-Kais vorhanden war —, sondern auch von der geographischen Struktur des Landes: Gebirge und Entfernungen erleichterten die Losgliederung und die Selbständigkeit großer Provinzen. Dazu kam, daß die Bindungen der militärischen Führer untereinander nach chinesischer Art nie auf Subordination, sondern stets auf Vorteils- und Macht-Kalkül beruhten und sich daher fortwährend nach der Eigennutz-Konstellation änderten. Das hat die heutige Atmosphäre von Intrige, Verdacht und Niedergeschlagenheit geschaffen.

Der Wiederaufbau wird nur auf der Grundlage des Gehorsams erfolgen, der in China auch jetzt noch das Maßgebende im Volkscharakter ist. Seine Form werden sicher nicht die Studenten bestimmen, sondern die alten Volkssitten. Der Führer, der dieses Reich wieder zusammenbringt, bedarf eines kleinen, aber zuverlässigen Heeres, gleichzeitig aber auch aller Hilfsmittel der modernen Technik, die die Entfernungen in dem riesig ausgedehnten chinesischen Erdteil überwinden. Nur damit kann er die persönliche Fühlung mit Unterführern und Truppen aufrechterhalten und nur damit das zweite große Hauptproblem, das der Disziplin, in China lösen. Das alles kostet Geld und, da fremde Anleihen dafür wohl nicht in Frage kommen, ist es nur beim Bauern zu holen.

Die Reihenfolge in der nächsten Entwicklung werde sein: erst Friede, dann Einheit und schließlich parlamentarische Regierung. Für den Frieden seien 90% der Bevölkerung des Reichs, die demjenigen gerne einen hohen jährlichen Prozentsatz ihres eigenen Einkommens zahlen würden, der Frieden für eine Reihe von Jahren versprechen könnte.

Die etwas japanisch anmutende Prophezeiung für China übersieht vielleicht, daß die japanische Reform nach einer sorgfältig vorherbedachten, fast pedantisch abgezirkelten Methode und auf dynastischer Grundlage erfolgt ist. Ganz das Gegenteil ist bei dem Umwandlungsprozeß in China zu beobachten. Keine Spur von System, keine einheitliche Methode und dazu der Fortfall der Dynastie, die zwar keine dem Westen geläufige Funktion, aber eine hohe allgemeine Bedeutung für das Reich und seine Einheit besaß. Japan hat, nebenbei gesagt, ja auch nur die Ausdehnung von ein oder zwei chinesischen Provinzen.

Senat und Kellog

Mit den letzten drei Broschüren betreten wir das Gebiet der hohen Politik. Bezeichnend für die amerikanische Propaganda sind die „*Quotations from the Official Records Bearing on the Question of Tariff Autonomie for China*", die der Peking-Leader unter dem Titel „*China and the Tariff Treaties*" als Leitartikel (und in der Broschürenreihe) veröffentlicht hat.

Der amerikanische Senator Underwood, Vorsitzender der amerikanischen Subkommission für den chinesischen Tarif auf der Washington-Konferenz, hat hiernach einmal im Senat erklärt, Zollverträge seien einfache Handelsverträge, die jederzeit gekündigt werden können. China könne also jederzeit volle Zollautonomie genießen.

An der Hand der Congressional Records vom 30. Mai 1922 wird nun festgestellt, daß sich eine solche Erklärung Underwoods, die nach seiner Angabe im Senat keinen Widerspruch gefunden habe, in den parlamentarischen Sitzungsberichten nicht findet. Hingegen wohl eine Feststellung dieses und anderer Senatoren, daß eine Revision der chinesischen Verträge nur mit der einstimmigen Einwilligung der Vertragsmächte erfolgen könne und daß nach des Senators Underwood Meinung selbst, China volle Kontrolle über seinen Zolltarif an dem Tage genießen werde, an dem es eine stabile und wirksame Regierung haben werde. Der Führer der chinesischen Delegation, Dr. Wellington Koo, hat dies anerkannt, aber den Wunsch Chinas nach voller Zollautonomie auch dahin erläutert, daß China diese Autonomie nicht sofort wünsche, sondern erst in einer hoffentlich nicht zu fernen Zukunft. Nach den Parlamentsberichten war im amerikanischen Senat schließlich Einstimmigkeit darüber, daß der Zolltarif keineswegs China aufgezwungen worden ist, daß der betreffende Vertrag vielmehr auf die Initiative Chinas hin geschlossen worden ist.

Bekannt sei, wie schwer die Chinesen an die Lösung einer bindenden Vertragsverpflichtung herangingen. Sie seien viel eher geneigt, eine neue Verpflichtung einzugehen, die sie der Erfüllung ihrer Wünsche näherbringt, als eine alte aufzuheben. China komme es zurzeit darauf an, höhere Zolleinnahmen zu erzielen und die Form der Einhebung zu verbessern, ohne dabei die gegenwärtige Zollverwaltungsorganisation in Unordnung zu bringen. Heute gingen alle Zolleinnahmen — selbst die aus dem im Aufstand befindlichen Kanton — direkt nach Peking. Die militärischen Machthaber der Provinzen, die nichts davon bekämen, bezögen die örtlichen Einkünfte (die früher auch nach Peking gingen). An diesem Stand der Dinge wünsche China selbst im Augenblick nichts zu ändern. Der Senat hat sich der Meinung Underwoods angeschlossen, daß es nicht amerikanische Sache sei, eine Differenzierung amerikanischer Einfuhrwaren nach China zum Nachteil der amerikanischen Industrie aus zu betreiben. Man könne nicht chinesischer sein als die Chinesen selbst.

Für uns liegt die Bedeutung dieser ungewöhnlichen Propagandaleistung in dem Freimut, mit dem die Sicherheit der europäischen Anleihen in China, nämlich der englische Seezoll, verteidigt wird. So gut er war, so bedauerlich ist es, daß er keine Schule in China gemacht hat. Heute ist die Zeit zum Schule machen in China für ihn vorbei. Zu seiner Zeit hat es England leider nicht verstanden, ihn Schule machen zu lassen, und zwar aus Mangel an Einfühlung in die Seele des „Objektlandes".

Die Stellung Amerikas in Asien weicht von seiner sonstigen Stellung zum Völkerbund bedeutend ab. Mit der „Offenen Tür" fordert es schon sozusagen die Gemeinsamkeit des Abendlandes, die Verständigung unter den Groß-, den Vertragsmächten. Die bolschewistische Literatur in China und über China spricht freilich dem amerikanischen Offenen-Tür-Prinzip die Aufrichtigkeit ab und sieht dahinter nur den „Wunsch des klügeren Fuchses, die beiden lahmen Wölfe England und Japan möchten von der Jagd auf den chinesischen Hasen möglichst bald ablassen und ihn dem Fuchs allein überlassen".

Wichtig ist endlich, daß Amerika es sich leisten kann, trotz dieser Haltung in der Vertrags-, Zolltarif- und Hauptfrage, wie wir gesehen haben, in der sonstigen Propaganda eine Einstellung China gegenüber zu nehmen, die den Ansprüchen Chinas an die Behandlung als gleichberechtigtes Subjektland entspricht und den englischen Politikern im geheimen sicher Zorn und Wut in die Adern treibt.

Die beiden letzten politischen Broschüren sind nach dem Stande ihrer Verfasser die wichtigsten. Die eine ist ein Vortrag, den der amerikanische Staatssekretär des Auswärtigen Frank B. Kellog vor der Americain Bar Association in Detroit, Michigan, am 2. September v. Js. gehalten hat.

Die amerikanische Politik ist hiernach durchaus auf der Achtung Amerikas vor der Souveränität Chinas aufgebaut und hat nur die Aufrechterhaltung der offenen Tür und gleichen Behandlung des Handels aller Nationen zum Ziel. Die Zusicherungen Amerikas auf der Washington-Konferenz würden gewissenhaft ausgeführt und von China dafür nur die Erfüllung der Pflichten jedes souveränen Staats zum Schutze fremder Untertanen und fremden Eigentums verlangt werden. Die bisherigen Beschränkungen der chinesischen Souveränität in der Zolltarif- und Gerichtsbarkeitsfrage hat Amerika stets nur „als vorübergehenden modus operandi" betrachtet; es habe nicht die Absicht gehabt, die Souveränitätsrechte der befreundeten chinesischen Nation dauernd zu beschränken oder zu verletzen.

Der verantwortliche Leiter der amerikanischen Politik hebt mit Genugtuung hervor, daß die chinesische Regierung schon im Amerikanisch-Chinesischen Handelsvertrag von 1903 den Wunsch nach einer Reform des chinesischen Gerichtswesens und seiner Anpassung an die westliche Judikatur geäußert habe; Amerika versprach seine Unterstützung und sei jetzt bereit, seine Exterritorialitätsrechte aufzuheben, sobald der Stand der chinesischen Gesetze, die chinesische Verwaltung und Rechtsprechung es gestatten. Die Fortschritte Chinas in der Gerichtsreform seien schon bemerkenswert. Den ununterbrochenen Versuchen des amerikanischen Staatssekretärs, die Ausführung der Verträge herbeizuführen, sind die chinesischen Unruhen bisher leider im Wege gestanden. Trotz der gelegentlich aufgetretenen Fremdenfeindschaft ist die amerikanische Regierung aber China gegenüber nach wie vor von dem Geiste aufrichtiger Hilfsbereitschaft beseelt.

Ein bekannter amerikanischer Schriftsteller hat einmal gesagt: „Wenn der Engländer seine Heimat, wo er die Freiheit liebt, verlasse, so bringe er sie draußen keinem anderen, der Amerikaner hingegen bringe sie allen Völkern aller Zonen." Dieser Gegensatz, dessen typische Exponenten Indien und die Philippinen sind und an den man auch bei der Lektüre dieser amerikanischen Broschürenserie denken muß, würde die chinesische Frage allein schon zu einer Weltfrage machen. Darin steckt etwas von Solidarität oder Nichtsolidarität der Kolonialmächte den bisherigen kolonialen Objektländern gegenüber, etwas von Aufrechthaltung westlicher Gesamtsuprematie, etwas von Völkerbund als einer englischen Organisation zur Aufrechterhaltung der englischen Weltstellung. Wie dem auch sein mag, die bekannte outside und inside line wird es ja wohl immer geben: die eine für die Parlamente und Zeitungen, die andere für die wenigen Personen, die tatsächlich die Politik machen. Das Endergebnis wird, wie immer in großen politischen und Wirtschaftsfragen, ein Kompromiß sein.

Die kulturelle Seite der west-östlichen Spannung, die uns in den behandelten Aufsätzen so stark entgegengetreten ist, hat Weltbedeutung. Es geht um eine Auseinandersetzung über die ungeheure Synthese „zweier Kulturräume und zweier Menschheitszeiten". Die Spannweite dieser Gegensätze ist vielfach so groß, daß sie durch Synthesen in Ergänzungen umgewandelt werden müssen. Ob diese die letzten und wichtigsten der Weltgeschichte sein werden, mag dahingestellt bleiben[1]).

[1]) Vgl. R. Wilhelm a. a. O.

JU TAO FO, Die religiösen und philosophischen Systeme des Ostens

„Naturverehrung", aus einer dem Westen fremden pantheistischen Grundstimmung heraus fließend, und „Ahnendienst" stellt uns Professor Krause als die zwei Formen des religiösen Lebens vor, die schon im ältesten China und Japan nebeneinander bestanden[1]). Aus ihnen erwuchs in der seltsam nüchternen, friedfertigen und sozialen Färbung des seit alten Zeiten zu dicht bevölkerten China das reiche Pantheon der toleranten ostasiatischen Weltanschauung.

Es ist ein arbeitsreiches und mühevolles Werk der Einführung zunächst in Konfuzianismus und Laotse-Lehre vom Tao mit ihren Ausstrahlungen, das Krause in lehrhaft und sacht vom Gemeinverständlichen zum Ungewohnten hingängelnder Darstellungsweise unternimmt; im zweiten Teil folgt eine zusammenfassende Betrachtung des Buddhismus. Wie bei seiner zweibändigen Geschichte Ostasiens mußte sich Krause dabei einen Richtweg durch einen sehr umfangreichen Literaturwald schlagen, dem es bis jetzt völlig an Übersicht fehlte, so verdienstvolle Einzelleistungen er auch enthielt. Dieses literarische Rodungswerk geschieht herb und nüchtern; das mächtige Buch mit seinen 580 Seiten und einem umfangreichen Apparat liest sich nicht gerade flüssig. Es verlangt, daß man dem Führer geduldig und unverdrossen folge und steht so in einem schroffen Gegensatz zu jenen zahlreichen, in der Form und Ausstattung viel anziehenderen Tageserscheinungen, die sich dem Modegeschmack für ostasiatischen Weltanschauungsausdruck gefälliger anpassen und meist längst Bekanntes in verwestlichter Aufmachung bringen. Im Gegensatz zu solchen bequemeren Interpreten ist Krause spröde und sachlich, aber er stellt dabei nur so große Anforderungen an das Mitgehen seiner Leser auf ungewohnten Denkwegen und an ihr eigenes Nachdenken, wie eben solche chinesische oder japanische Denker und religionsphilosophische Führer es zu tun gewohnt sind, in deren Bahnen und Pfade Krause uns einführen will. Wer dabei schon ermüdet, dringt eben nicht ein; er gilt dem Ostasiaten als noch nicht reif für seine Staats- und Weltanschauungsweisheit.

Oberflächlich angelesen können gedrängte Zusammenfassungen der Weltanschauung von 525 Millionen Menschen und ihrer Vorgänger im Rahmen einer mehr als viertausendjährigen Entwicklungsgeschichte nicht werden; darüber muß sich von vornherein klar sein, wer Ju Tao Fo zur Hand nimmt. Dabei sind einzelne dieser schwierigen Zusammenfassungen wahre Kabinettstücke von Kürze und Klarheit, wie die Geschichte des Buddhismus in Japan, wo die Lehre Buddhas — im Gegensatz zu China — „aufs deutlichste als historischer Faktor hervortritt, der auf die politischen und sozialen Verhältnisse bestimmend eingewirkt hat" (S. 500 bis 504).

Neben solchen knappen, lichtvollen Einführungen stehen freilich auch wieder lange „Durststrecken", in denen das schwere Rüstzeug der Sinologie sehr breit auseinandergelegt wird und in stattlicher Ausdehnung Arbeitshypothesen und Hilfsgerüste in der Fassade stehen geblieben sind. Das erklärt sich aber damit, daß hier ein Forscher von ungewöhnlicher Persönlichkeit zum Teil auf Neuland um Anerkennung für sich und sein Arbeitsergebnis ringen muß und deshalb einem meist mit dem Stoff unvertrauten Leserkreis seine Arbeitsspuren vorzuweisen hat.

Vielleicht hat gerade Japan in der Schilderung dadurch gewonnen, daß es so viel kürzer zusammengerafft wurde — namentlich mit seiner doch recht interessanten Shinto-Lehre — als das Krause näherstehende China. Seite 254, auch wohl 504 sind Beweise dafür.

So scheinen in Ju Tao Fo noch mehr die Grundmauern zu einem sehr notwendigen Bau gelegt, als dieser selbst schon vollendet — ein Bau, von dessen Warten herab westliche Staatskunst und Kulturwissenschaft endlich einen Überblick der viertausendjährigen Lebensorganisation des Ostens gewinnen sollten, der ihnen sehr nötig ist.

Denn bis jetzt hat es der Ferne Osten fertig gebracht, mit Hilfe dieser praktischen Lebensweisheit sein Drittel der Kulturmenschheit ohne einen so rüden Kampf aller gegen alle — wie er den Westen durchtobt — auf eine beträchtliche Kulturhöhe zu führen, und in einer vor der Industrialisierung im Westen unerhörten Volksdichte und Siedelungsenge in größerer gegenseitiger sozialer Toleranz auf ihr zu erhalten. Die Mittel zur Erkenntnis des ethischen Erziehungsweges dazu liefert in so gedrängter Übersicht und gediegener Begründung, wie es in Ju Tao Fo geschieht, Krause dem deutschen Leserkreis zum erstenmal, wie er ihm auch zum erstenmal das Wagnis einer zeitgemäßen Geschichte ganz Ostasiens bietet.

München. Karl Haushofer.

---

[1]) F. E. A. Krause: Ju Tao Fo, Die religiösen und philosophischen Systeme des Ostens. München. Reinhard. 1924. F. E. A. Krause: Geschichte Ostasiens. II Bde. Göttingen. Vandenhoeck & Ruprecht, 1925/26.

Das Neueste aus dem Osten

Nach Redaktionsschluß dieses Heftes erhalten wir von einem Freund unserer Zeitschrift, der sich auf einer Weltreise befindet, einen Brief, dem wir wenigstens einige Sätze entnehmen möchten: „Bei meinem Aufenthalt in Charbin (Nordmandschurei) habe ich den Eindruck gewonnen, daß die Bolschewiken in Nordchina sehr an Einfluß verloren haben. Die Chinesen sind ungeheuer selbstbewußt und behandeln die Ausländer wie Kulis. Ich sprach dort u. a. einen englischen Kaufmann, der mir erklärte, der größte Unsinn des Versailler Vertrages sei die Aberkennung der deutschen Exterritorialitätsrechte in China gewesen; wenn man sich über den Chauvinismus der Chinesen wundere, brauche man sich nur des Tages erinnern, an dem die Chinesen das deutsche Quartier in Peking besetzt haben — unter dem freudigen Händeklatschen der spalierstehenden englischen und amerikanischen Herren und Damen! Den Rest des Ansehens der weißen Rasse in China haben, wenigstens in der Mandschurei, die weißen und die roten Russen untergraben, indem sie sich fortwährend — auch heute noch — gegenseitig bei den Chinesen anschwärzen. Man stelle sich auch folgendes Bild vor: In Charbin, dessen Bevölkerung zu 75% chinesisch ist, wimmelt es von zerlumpten russischen Bettlern, die viel schäbiger und unwürdiger aussehen als die ärmsten Kulis."

Aus der Zeit

Gustav Roethe

In Gustav Roethe ist ein Mann von jähem Tode hingerafft worden, der als Lehrer und Gelehrter unersetzlich, vielleicht noch unersetzlicher als Redner ist, der seine mächtige Stimme immer wieder an zahllosen Orten Deutschlands tröstend und mahnend erhob. So verdient er wohl auch hier einige Worte eines Kollegen, der ziemlich vierzig Jahre neben ihm gestanden hat, und wenn ich auch kein Germanist bin, so haben wir uns doch immer als Philologen bekannt, also dieselbe wissenschaftliche Einstellung genommen.

Roethes starker Körper ist nicht so sehr den Strapazen des Krieges als den seelischen Erschütterungen erlegen, als die Deutschen das Schwert gegeneinander richteten, während das Heer in drei Weltteilen unbesiegt stand. Das neue Deutschland gab leichten Herzens mit den deutschen Provinzen Posen und Westpreußen Roethes Heimat Graudenz preis. Wer so etwas erlebt, der trägt eine Wunde, die nie vernarbt. Zum Kriege hat er, der Reserveoffizier des Gardegrenadierregiments Franz gewesen war, sich sofort gemeldet und hat als Bahnhofskommandant erst in der Champagne, dann in Dun dicht bei Verdun die Schrecken und Entbehrungen vollauf kennen gelernt. Im Leben erlaubte er sich gern die Unpünktlichkeit, die man dem Professor nachsagt, aber zum preußischen Offizier paßte er doch ebenso gut wie zum Professor, denn er hatte gehorchen gelernt und war daher befähigt, Menschen zu leiten und zur Pflichterfüllung anzuhalten, weil er in dieser selbst unermüdlich war.

Für die Wahl und Richtung seiner Wissenschaft ist vornehmlich Wilhelm Scherer bestimmend gewesen. Der wies ihn zur Habilitation nach Göttingen, die sich sehr charakteristisch gestaltete. Der Germanist der Fakultät war Wilhelm Müller, den die Studenten „Müller mit's Gesichte" nannten. Er gehörte einer längst vergangenen Zeit an und hielt Jakob Grimm für einen zuweilen glücklichen Dilettanten. Begreiflich, daß ihm ein Schererschüler wenig sympathisch war. Die Unterhaltung der beiden zog sich lange hin; immer stärker klangen Gegensätze der Auffassung durch, Roethe rückte immer ungeduldiger auf seinem Stuhle herum, schließlich erhob er seine Stimme und übernahm die Führung des Gesprächs. Das war für die Mitglieder der Fakultät ein Genuß, wenigstens soweit sie empfanden, daß ein frischer Wind in dem allzu würdigen Göttingen sehr nötig wäre. Ich wußte gar nichts von Roethe, kam aber mit der Botschaft nach Hause: „Dieser Habilitand ist ein ganz höllischer Kerl." Er ist dann bald Müllers Nachfolger geworden. Er war auch wirklich im Kerne schon der ganze Roethe. Auch als Patriot gab er den Göttingern bald ein sehr nützliches Exempel. Er hatte sich den Fuß gebrochen, als die Septennatswahlen kamen. Da ließ er sich trotz allen Schmerzen nach dem Wahllokale fahren.

Das Buch, das aus seiner Habilitationsschrift hervorging, die Ausgabe des Spruchdichters Reinmar von Zweter, ist das einzige dicke, schwer gelehrte Buch geblieben, das er verfaßt hat.

Charakteristisch mag daran die tief in das Einzelne dringende Stilanalyse sein; er hat sie dann auch an einer Komödie Brentanos geübt. Aber für das Wesentliche seines wissenschaftlichen Wirkens würde es wenig verschlagen, wenn er als Abschluß seiner wissenschaftlichen Lehrzeit dies philologische Meisterstück nicht gemacht hätte. Mit weit mehr Eifer als dem akademischen Durchschnitt entspricht, ist er Dozent gewesen, und bei seiner Begeisterung für die Sache und seiner Redegabe mußte er ein vorzüglicher Dozent werden. Darüber hat man viel gehört, aber nur die Schüler können davon berichten. Anderseits kann seine Hauptleistung, die der Akademie gehört, nur schätzen, wer Einblick in den wissenschaftlichen Großbetrieb gewonnen hat, was doch selbst von den Fachgenossen nur wenige tun können. Dabei bleibe die Verwaltungsarbeit des beständigen Sekretärs der Akademie unberücksichtigt, soviel sie auch bedeutete. Nur von der entsagungsvollen Arbeit für die Wissenschaft will ich reden. Es gilt nicht mehr für alle Gelehrte, daß sie sich nach persönlicher Neigung aussuchen, was sie arbeiten mögen, oder nehmen, was am Wege liegt, unbekümmert, ob es gerade für die Wissenschaft erforderlich ist. Wer sich selbst hiernach richtet oder überlegener Einsicht und Umsicht unterordnet, der tut, was die Wissenschaft fordert, auch unter Verzicht auf die eigene Neigung. Eigentlich sollte jeder, der später selbst etwas Eigenes bringen will, als dienendes Glied mit einem solchen Werke beginnen. So hat Roethe, wie er selbst sagt, Jahre des frischen Mannesalters der Erneuerung von Jakob Grimms Deutscher Grammatik geopfert. Freude hat der vertraute Verkehr mit dem großen Meister genug gebracht, aber ein Opfer war es doch, und daß so etwas geringen Dank bringt, ist eine allgemeine Erfahrung. Das war die Vorarbeit für die weit umfassende Tätigkeit, die Roethe übernahm, als er in die Berliner Akademie trat. Ihr hat er sich geopfert. Als Organisator und Leiter einer unserer größten Unternehmungen hat er den Grund zu der Arbeit von Generationen gelegt. Er brachte den Gedanken schon mit, daß die Schriftdenkmäler der Jahrhunderte zwischen der ersten Hochblüte unserer Literatur und dem siebzehnten Jahrhundert durch planmäßige Durchforschung aller Bibliotheken aufgesucht und katalogisiert werden müßten, schon dies eine ungeheure Aufgabe. Dann sollten ausgewählte Stücke gedruckt werden, nicht gleich in peinlichster philologischer Herstellung, aber doch so, daß sie für weitere Ausnutzung verwendbar wären. Das geschieht in den Deutschen Texten, und hier hat der Leiter überall mit Hand angelegt. Was eine solche Mitarbeit an den verschiedensten Aufgaben bedeutet, weiß nur, wer Gleiches wiederholt unternommen hat. Das Suchen hat sich gelohnt, weit mehr, als man hoffen konnte. Für den Sohn des alten Ordenslandes war es eine freudige Überraschung, daß gerade aus diesem ostdeutschen Lande sich viel Bedeutendes fand. So ist Material für den Druck in Fülle vorhanden. Roethe hat über die Deutsche Kommission in Ilbergs Jahrbüchern 1913 und fortlaufend in den Jahresberichten der Akademie Rechnung gelegt. Der Kommission fiel weiter die Aufgabe zu, ein abschließendes Wörterbuch unserer Sprache vorzubereiten, mag die Durchführung auch in noch so ferner Zukunft liegen. Dazu muß zunächst das Wörterbuch der Brüder Grimm irgendwie zum Abschluß gebracht werden, und gleichzeitig müssen die lebendigen, nur zu rasch verfallenden Mundarten der deutschen Stämme in Dialektwörterbüchern aufgearbeitet werden. Beides ist im Gange. Es ist der Vorzug deutscher Wissenschaft, solche im Grunde endlosen Unternehmungen anzugreifen. Dazu gehört der Glaube, daß Akademien nicht sterben. Aber wir machen die Erfahrung, daß es nur dann gut vorwärts geht, wenn Menschen vorhanden sind, die zu organisieren und leiten verstehen. Und Menschen sind sterblich. Wird Roethe einen ebenbürtigen Nachfolger finden? Gerade in solchen Fällen merkt die Menge erst, was sie besessen hat, durch den Verlust.

Der Philologe Roethe gehörte noch zu denen, welche die Zerspaltung der Germanistik nicht anerkannten. Und in der Tat muß die Einheit dieser Wissenschaft auch von denen anerkannt werden, welche mit ihren Kräften nur ein engeres Gebiet beherrschen, ganz wie der Gräzist und Latinist ein Banause wird, wenn ihm nicht das ganze Altertum als Einheit vor der Seele steht. Aber Roethes Liebe gehörte doch den allergrößten Erscheinungen unserer Literatur, Nibelungenlied und Parzival, und dann Goethe, über dessen Tasso, Wilhelm Meisters Sendung und Campagne in Frankreich er Tiefes und Reizvolles gesagt hat, wie er denn als Präsident der Goethegesellschaft kaum weniger schwer denn als Professor und Akademiker zu ersetzen sein wird. Diese Arbeiten sind zum Teil in Gelegenheitsschriften oder sonst schwer zugänglich. Anderes ist ungedruckt. Ich habe schöne Reden über Kriemhild, Oswald von Wolkenstein und E. T. A. Hoffmann gehört, weiß von anderem. Es ist dringend zu wünschen, daß eine Auswahl dieser Reden mit einigen der patriotischen kleinen Schriften vereinigt wird. Dieser Redner darf nicht verstummen, denn es handelt sich nicht nur um Belehrung und Genuß: unser Volk hat es wahrlich nötig, daß ihm einer der Männer von jenem höchsten Adel lebendig bleibe, die nicht mit dem zahlen, was sie tun, sondern mit dem, was sie sind.

Berlin. Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff.

Die koloniale Schuldlüge in England

Von Gouverneur a. D. Dr. Theodor Seitz in Berlin

Der letzte Gouverneur von Deutsch-Ostafrika, Dr. Heinrich Schnee, hat im Verlag von George Allen u. Unwin Ltd. in London in englischer Sprache ein Buch über die deutsche Kolonisation in Vergangenheit und Zukunft erscheinen lassen. Der Zweck des Buches ist, die englisch sprechende Welt über die deutsche koloniale Frage aufzuklären und mit der wüsten Masse von Entstellungen und Lügen aufzuräumen, mit der die angelsächsische Welt während des Kriegs und nach ihm überfüttert wurde, um die vertragswidrige, betrügerische Wegnahme der deutschen Kolonien dem englischen und amerikanischen Volke mundgerecht zu machen. Dr. Schnee hat in diesem, in Anordnung und Schreibweise ausgezeichneten Buche das Ergebnis seiner auf eigner Erfahrung und eingehenden Studien beruhenden Kenntnis des Stoffes in übersichtlicher Weise dargestellt.

Ist es in unserer Zeit, in der die Nachwehen der Kriegspsychose immer noch die Welt durchzittern, schon an sich eine höchst bemerkenswerte Tatsache, daß ein englischer Verlag das Buch eines Deutschen herausbringt, das bei aller Objektivität doch klar und scharf den deutschen Standpunkt zum Ausdruck bringt, so wird diese Tatsache noch wertvoller dadurch, daß ein Engländer, der Oxforder Geschichtsprofessor W. H. Dawson, das Buch mit einer ausführlichen, 46 Seiten langen Einleitung versehen hat, in der er im wesentlichen zu denselben Ergebnissen wie Dr. Schnee kommt und verlangt, daß nicht nur im Interesse Deutschlands, sondern auch im Interesse seiner eigenen Heimat das schwere Unrecht gut gemacht wird, das durch die Wegnahme der deutschen Kolonien begangen wurde.

Das Buch mit dieser Einleitung hat in den offiziellen und deutschfeindlichen Kreisen Englands eingeschlagen wie eine Bombe. Es bietet unserem früheren und jetzigen Gegner kaum einen Angriffspunkt, denn alle seine Behauptungen belegt Dr. Schnee mit unbestreitbaren, meist dem feindlichen Lager entnommenen Dokumenten. Dabei ist es frei von jeder Gehässigkeit und mit einer Objektivität geschrieben, die, wie Dr. Schnee mit Recht betont, kaum einer unserer Feinde in ähnlicher Lage aufzubringen imstande wäre. Man hat deshalb nach alten, bewährten Rezepten zunächst versucht, es totzuschweigen. Der Versuch war vergebens. Besonders in den britischen Dominions und Kolonien hat es alsbald das größte Aufsehen erregt. Diejenigen Kreise, die heute die Nutznießer unserer weggenommenen Kolonien sind und es noch mehr zu werden hoffen, vor allen Dingen der größte englische Land-Magnat in Britisch-Ostafrika, Lord Delamenc schlugen Lärm und verleiteten den englischen Kolonialsekretär Amery zu der gewagten, formell wie materiell unhaltbaren Behauptung, die Mandate über unsere Kolonien seien zeitlich nicht beschränkt, sondern rechtlich und tatsächlich eine Annexion, lediglich belastet mit einem gewissen, rein formellen Aufsichtsrecht des Völkerbundes. Herr Amery aber hat sich doch in der Zeit geirrt. Durch die nachhinkenden, unsicheren und unbestimmten Erklärungen seiner Kollegen Baldwin und Chamberlain ist ihm inzwischen wohl klar geworden, daß, was einst in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, als England auf der Höhe seiner Macht stand, einem Palmerston, dem Lord Feuerbrand, erlaubt war, für Herrn Amery in unserem Zeitalter der Umwertung aller politischen Werte doch etwas bedenklich ist. In dem heutigen Deutschland der Unsicherheit des politischen Fühlens und Denkens aber sind auf die etwas brutale Äußerung Herrn Amerys sofort die üblichen Zweifel laut geworden, ob das Erscheinen des Schneeschen Buches nicht die „Atmosphäre" für unsern Eintritt in den Völkerbund verderben könne. Sonderbare Zweifel im Zeitalter der Demokratie, die für innere und äußere Politik Wahrheit und Offenheit aufs Panier geschrieben hat. Man sollte doch meinen, daß in unserer Zeit, wo überall der Satz vertreten wird, daß auch an die Handlungen der äußeren Politik eines Staates der Maßstab strengster bürgerlicher Moral angelegt werden muß, die Wahrheit, zumal wenn sie mit unwiderleglichen Beweisen eingeführt wird, nicht verbitternd, sondern reinigend und versöhnend wirken müsse. Vom deutschen Standpunkt aus muß man das Erscheinen des Schneeschen Buches gerade im jetzigen Augenblick begrüßen, denn es wird einen Prüfstein dafür abgeben, wie weit der Völkerbund und mit ihm die heute maßgebenden Kreise der politischen Welt zur Aufnahme der Wahrheit fähig sind.

Man kann nur hoffen, daß das Buch bald auch in deutscher Sprache erscheint, einen weiten Leserkreis wird es gerade in unsern Tagen sicherlich finden[2]). Die Einleitung Professor Dawsons

[1]) German Colonisation Past and Future, The truth about the German Colonies by D. Heinrich Schnee. [2]) Erscheint demnächst unter dem Titel „Die koloniale Schuldlüge" mit

ist bereits mit Genehmigung des Verfassers ins Deutsche übersetzt und von der Deutschen Kolonialgesellschaft im Verlag des Kolonialkriegerdanks herausgegeben worden. Für Deutschland ist gerade diese Einleitung von besonderem Wert, weil nirgends mehr wie bei uns das Wort der Schrift gilt, daß kein Prophet angenehm ist in seinem Vaterland. So mancher Deutsche, der mit dem uns Deutschen einmal angeborenen Mißtrauen gegen den eignen Landsmann den Ausführungen Schnees vielleicht mißtrauisch gegenübertritt, wird sich durch die Worte des Engländers überzeugen lassen, der bei voller Wahrung des national-englischen Standpunktes in allen wesentlichen Punkten mit der Auffassung Dr. Schnees übereinstimmt.

Eine Geschichte der Vaterlandspartei (1917—1918)

Es ist zweifellos eine gute Idee, schon jetzt Material zu einer Geschichte der deutschen Vaterlandspartei 1917/18[1]) zu sammeln, denn von keiner politischen Bewegung läßt sich wohl so mit Recht sagen, daß sie nur mit Hilfe der lebenden Zeugen ganz geklärt werden kann. Freilich, eine Geschichte der deutschen Vaterlandspartei ist es nicht geworden, was Karl Wörmann uns gibt, dazu müßte Ursprung und Bedeutung der Vaterlandspartei noch viel stärker in die großen geistigen Zusammenhänge des Krieges hineingezogen werden. Das tragische Moment der Vaterlandspartei wird nicht deutlich genug, das wir darin zu sehen glauben, daß hier der große Versuch einer Sammlung aller bejahenden Kräfte gemacht werden sollte und daß dann schließlich die Vaterlandspartei doch nur dazu beitragen mußte, den Spalt zu vertiefen, weil Deutschlands Schicksal sich bereits erfüllte und ein Großteil der Politiker bereits wieder zu innenpolitisch dachte, um den Sinn der Gründung, Rückkehr zum Geiste des August 1914, noch zu verstehen. Sie wurde, anstatt einer Parole der Einigung, ein Symptom der unaufhaltsamen Auflösung. Immerhin wird der künftige Verfasser einer Geschichte Deutschlands im Weltkrieg an der Studie Wörmanns nicht vorbeigehen dürfen. O. St.

Ein Wörterbuch der Diplomatie

Von dem ausgezeichnet angelegten „Wörterbuch des Völkerrechts und der Diplomatie“, herausg. von Dr. Karl Strupp (Verlag Walter de Gruyter & Co.) sind folgende neue Lieferungen zu verzeichnen: Lieferung 8 und 9/10, von den Stichworten „Handelsschiffe im Krieg“ bis „Lynchfall“ reichend; mit ihnen ist der erste Band des Werkes (860 S.) vollständig geworden. Sodann Lieferung 11 und 12/3, von „Rheinlandabkommen“ bis „Utschiali“, welche auch den zweiten Band abschließen (779 S.). Aus diesen Heften seien vor allem die Artikel über die internationalen Rechtsverhältnisse (Privatrecht, Verwaltungsrecht, Arbeiterschutz), über Kriegsentschädigungen und Reparationen, über den Lausanner Frieden und das Luftfahrtrecht sowie über Schiedsgerichtsbarkeit und Schiedsgerichtsverträge und über internationale Schuldenverwaltungen hervorgehoben. — Die beiden neuesten Lieferungen 14 und 15/16 enthalten unter den Stichworten „Vasallenstaaten“ bis „Weltkrieg, Diplomatische Vorgeschichte“ bereits die ersten 24 Bogen des 3. (Schluß-) Bandes. In ihnen findet man vor allem eine eingehende Darstellung des Versailler Friedens (S. 36 bis 148), die Artikel über Völkerbund und völkerrechtliche Gegenstände (S. 170 bis 304, Völkerrechtsgeschichte und -literaturgeschichte, Völkerrechtspositivismus und Völkernaturrecht). Mit dem noch nicht abgeschlossenen Beitrag über die diplomatische Vorgeschichte des Weltkrieges beginnt das Werk, dessen Abschluß nunmehr in greifbarer Nähe erscheint, den Komplex der mit dem Weltkrieg unmittelbar zusammenhängenden Fragen zu behandeln. Wir behalten uns vor, nach dem Abschluß des Unternehmens noch einmal auf seine ganze Anlage und Leistung zurückzukommen. K. A. v. M.

---

dem Vorwort von Dawson und auf den neuesten Stand ergänzt, sowie versehen mit 16 ganzseitigen Bildtafeln im Buchverlag der Süddeutschen Monatshefte, München. Preis broschiert 3.— Mk., in Halbleinen 4.— Mk. D. Schr.

[1]) Karl Wörmann, Geschichte der Vaterlandspartei 1917—1918. Hallesche Forschungen zur neueren Geschichte, hersg. von R. Fester. Halle 1926.

Tagebuch

Arbeit für parlamentarische Untersuchungsausschüsse

Tagelang hat der „Feme-Ausschuß" in München zur Freude des Auslandes breitgetreten, auf welche Weise deutsche Waffen dem Zugriff des Feindes entzogen wurden — nicht genug damit, daß die Linkspresse seit Jahren sich prostituiert und mit Wonne den „früheren" Feinden jedes armselige Gewehr, jedes Hundert Patronen denunziert, das deutsche Männer verborgen haben, weil sie nicht fassen konnten, daß das Vaterland jedem Schimpf wehrlos ausgeliefert sein sollte.

Ein Aufsatz des „Temps" (8. 9. 26), geschrieben während der Verhandlungen in Genf, als alle Herzen angeblich nur für Verständigung schlugen, zeigt neue Themen für Untersuchungsausschüsse: „Der chemische Krieg und Deutschland". Für unsere Illusionisten ist darin zu lesen: „Ich bin der Meinung jener, welche glauben, daß man in Friedenszeiten nicht die Benutzung von Gas untersagen kann und daß es illusorisch ist, sie während des Krieges zu untersagen". (Der amerikanische Chefarzt Oberstleutnant Gilchrist sagt in „The military surgeon", daß der Gebrauch von Kampfgasen im nächsten Krieg ebenso sicher sei wie dieser selbst und daß kein vernünftiger Mensch, der eine Ahnung von Geschichte hat, behaupten wird, daß eine wirksame Waffe abgeschafft werden kann, ehe sie durch eine noch wirksamere ersetzt ist.) In Mitteldeutschland versuche die J. G. Farbenindustrie von neuem die Herrschaft über den Weltmarkt zu erlangen. Deutschland habe seine chemischen Fabriken vom Rhein nach Sachsen verlegt, um sie feindlicher Einwirkung zu entziehen. Die Gegend zwischen Dresden, Leipzig und Magdeburg sei in eine „chemische Ruhr" verwandelt. Ein deutscher Aufsatz stelle Berechnungen auf über einen Luftangriff auf London unter Verwendung von Giftgasen. Das deutsche Flugwesen schließe sich in Konzernen zusammen, das Reichsministerium für Landwirtschaft mache Versuche, tierische und pflanzliche Schädlinge unter Benutzung von Flugzeugen durch chemische Mittel zu vernichten. Deutschland wird als „adversaire éventuel", als „agresseur éventuel" bezeichnet.

Da müßte einmal von einem Untersuchungsausschuß hineingeleuchtet werden. Die Franzosen werden es dankbar begrüßen, denn die armseligen Gewehre interessieren sie schon lange nicht mehr.

Illusionen

Deutschland wird in den Völkerbund aufgenommen. „Deutschlands Lage ist glänzend." In Genf ißt und trinkt man gut, man tanzt und hat wohl auch allen Grund fröhlich zu sein, denn die Verständigung ist da. Briand findet schöne Worte. Daß er nach seiner Rede Stresemann nicht ostentativ vor aller Welt die Hand schüttelte, ihn vielleicht mit einer Zähre im treuen Auge umarmte, soll nur auf einem Regiefehler beruht haben.

Zu gleicher Zeit schreibt der „Temps" (7. 9. 29), über den „Stand der deutschen Entwaffnung": „Der Lokalanzeiger versteigt sich bis zu dem Erstaunen, daß die Botschafterkonferenz sich erlaubt habe, eine Note über die Entwaffnung zu schicken im selben Augenblick, wo das Reich sich anschickt, in den Völkerbund einzutreten, und er betrachtet diese Tatsache als kennzeichnend. Das ist sie für uns in gleicher Weise, denn sie zeigt uns, daß der Reichskanzler Marx, wenn er in Breslau eine Rede halten konnte, der man selbst hier einen in Form und Inhalt versöhnlichen Charakter zugebilligt hat, trotz seiner Anstrengungen nicht von der Masse des deutschen Volkes gefolgt zu sein scheint, welches sehr empfindlich bleibt und sich sogar recht anmaßend zeigt". „Aber was der Temps sagt, ist doch ganz gleichgültig," meinen manche Leute in Deutschland.

Ein deutscher Kriegszug nach Afghanistan

Ein noch ziemlich unbekanntes Kapitel der Kriegführung im Orient, die deutsche Expedition nach Afghanistan, über die bisher nur ein 1917 als Ullsteinbuch veröffentlichter Bericht eines Teilnehmers, v. Hentig, vorgelegen hatte,[1]) hat Oskar v. Niedermayer kürzlich in einem umfangreichen Werke dargestellt.[2]) Der Verfasser erhielt im Spät-

[1]) Vgl. auch v. Hentigs Aufsatz Afghanistan im Juliheft 1918 der S. M. „Der Islam".

[2]) O. v. Niedermayer: Unter der Glutsonne Irans. Einhorn-Verlag, Dachau.

sommer 1914 an der Westfront den Auftrag, den Emir zum Losschlagen gegen Indien zu bewegen. Von Enver Pascha stammend, vom deutschen Auswärtigen Amt mit mehr Begeisterung als Sachlichkeit aufgegriffen, wird die abenteuerliche Idee durch Niedermayer zu glänzender Tat verwirklicht, glänzend nach der Summe der vollbrachten Einzelleistungen, ein Fehlschlag nach dem Gesamtergebnis. Somit ein Spiegelbild unserer Weltkriegsbilanz. Ende März 1915 verließ die Expedition Bagdad nach langen, sehr ernsten Reibungen mit den verbündeten Türken und erreichte das „neutrale", in Wirklichkeit von russischen und englischen Einflüssen bedrängte Persien. Niedermayer war inzwischen zum alleinigen Leiter ernannt. Zwei Monate (bis 23. Juni 1915) organisatorischer und diplomatischer Arbeit in Teheran, dann konnte das Vorarbeiten gegen die afghanische Grenze in verschiedenen Marschgruppen beginnen. Niedermayer war Kenner des Landes und seiner Sprache, hatte tatkräftige deutsche und asiatische Gefährten zur Seite, verfügte über Reichsmittel, und dennoch — welch ungeheure Schwierigkeiten, bis am 2. Oktober 1915 Kabul, die Residenz des Emir, erreicht wurde! Bis Mai 1916 dauern die Versuche, ein aktives militärisches Vorgehen Afghanistans gegen Indien zu erreichen. Dann war klar: der Emir wagte es nicht. „Wir hatten das Menschenmögliche getan. Unsere Aufgabe war erfüllt." Der Rückmarsch begann am 21. Mai 1916.

Zu hoffen, daß man — wie beim Vormarsch — nun noch einmal die ansehnliche Kolonne durch die englischen und russischen Sperrlinien in Persien bringen werde, schien doch den Optimismus zu weit treiben. So trennte sich (22. Juni 1916) der Autor von der Expedition und es beginnt sein Ritt durch die Kara Kum-Wüste (russisches Gebiet) über Teheran zur türkischen Front bei Hamadan (30. August 1916). Verkleidet, von den eigenen Begleitern beargwöhnt, von den Russen verfolgt, von Räubern geplündert und verwundet, halb verschmachtet und dennoch durch! Ein atemraubendes Abenteuer, 9 Wochen lang! Ein hohes Lied vom deutschen Willen!

Eine klare Kartenskizze und zahlreiche Lichtbilder ergänzen die temperamentvolle und doch sachliche Darstellung. Ab und zu möchte man noch mehr Eingehen auf Einzelheiten wünschen, noch ein paar Daten, noch einiges über die Tätigkeit in Teheran im Frühjahr 1915. Aber auch ohne das — wieder ein Buch, aus dem der Deutsche deutlich ersehen könnte, wie Vorderasien wirklich war und unter welchen Bedingungen der deutsche Soldat dort arbeitete. Anders als zwischen Lille und Warschau!

Ob der Weltkrieg eine entscheidend andere Wendung genommen hätte, wenn die Afghanen 1916 aufgestanden wären? Ich bezweifle es. Wenn wir England 1916 in Indien angreifen wollten, hätten wir in den 25 Jahren vorher andere Politik machen müssen. Durch die Sendung von anderthalb hundert Mann mitten im Weltkrieg zu improvisieren war das nicht, auch wenn der Führer ein Held war.

München. Ludwig Schraudenbach.

Ein Mammutforscher

Es ist ein Kapitel für sich, ein ruhmreiches und ein trauriges zugleich, was Deutsche im Ausland für hervorragende Leistungen zustande gebracht haben. Ruhmreich, weil sie dem deutschen Namen manche Ehre eingebracht haben, traurig, weil so viel Wissen und Können vielfach Undank gezeitigt und zur Verleumdung unserer Volksgenossen gedient hat.

Ein prächtiges Beispiel dafür liefert das eben im Verlag Brockhaus (Leipzig 1926) herausgekommene Buch E. W. Pfizenmayers „Mammutleichen und Urwaldmenschen in Nordost-Sibirien". Der Verfasser hat als Zoologe und Beamter des Petersburger Naturwissenschaftlichen Museums zweimal an Expeditionen ins nordöstliche Sibirien teilgenommen, die zur Bergung von Mammutresten durch die damals noch Kaiserliche Russische Akademie der Wissenschaften ausgesandt worden waren. Nun — wenn einer eine Reise tut, auf der er etwa 4300 km auf Flußdampfern und fünfeinhalbtausend Kilometer im Hunde- oder Renntierschlitten zurücklegt, wenn er als leidenschaftlicher Jäger und Tierfreund dabei die großartige Natur Sibiriens, dessen Eingeborene, die russischen Beamten, Siedler und Verschickten, die lebende und ausgestorbene Fauna des Landes kennenlernt, so kann er was erzählen. Und Pfizenmayer erzählt das sehr hübsch, in einfacher, aber eindringlicher Sprache, und eine ebenso bedeutsame Sprache sprechen die prächtigen Bilder, die das vornehm ausgestattete Buch schmücken.

Es ist ein alter sibirischer Aberglaube, daß der Unglück im Leben hat, der je mit einem Mammut etwas zu tun gehabt hat. Pfizenmayer hat die Wirkung dieser Berührung mit dem Unglückstier reichlich an sich erfahren. Die von ihm in ihrer Ewigkeitsruhe im Bodeneis gestörten Mammute haben sich zur Befriedigung ihrer Rachegefühle der Kriegspsychose während des Weltkrieges bedient, die so vielen harmlosen in Rußland

lebenden Deutschen Freiheit, Stellung und Vermögen gekostet hat. Auch Pfizenmayer könnte ein langes Garn davon spinnen und man muß es ihm hoch anrechnen, daß er das Schwere, was er während des Krieges erlitten hat, mit ein paar bescheidenen, nur andeutenden Worten abtut. Mir aber möge er die Indiskretion, die ich in diesen Zeilen begehe, verzeihen. Seinem schönen Buch wünsche ich den reichlich verdienten Erfolg.

München. Adolf Dirr.

Brief eines ehemaligen Fremdenlegionärs

Ich möchte Ihnen auf Ihr Septemberheft „Die Fremdenlegion" einiges erwidern. Ich war als Legionär „Paul Förster" während des Krieges von 1914—1920 gezwungenerweise in der F.L.

Es soll hier lediglich die Abwehr gegen die F.L. eingehender betrachtet werden. Vor dem Kriege hat in München ein Verein ehemaliger F.L. bestanden. Ich selbst habe mit großer Mühe versucht, einen solchen Verein wieder in das Leben zu rufen. Als ich ungefähr 30 ehemalige Legionäre, meistens Münchner zu geselligem Beisammensein eingeladen hatte, habe ich Statuten ausgearbeitet und sie den Exlegionären vorgelegt. Wir schritten zur Gründung des Vereins. Ich wollte mich bei der Polizei über die Formalitäten einer solchen Gründung erkundigen, wurde aber verhaftet und ins Untersuchungsgefängnis eingeliefert. Meine Papiere wurden beschlagnahmt. Nach 3 Tagen wurde ich vom Untersuchungsrichter auf freien Fuß gesetzt und nach 14 Tagen erhielt ich vom Herrn Oberreichsanwalt aus Leipzig meine Papiere zurück mit einer Bestätigung, daß das Verfahren gegen mich eingestellt sei.

Daß ich unter diesen Umständen von der Gründung eines Vereins Abstand nahm, kann man sich denken. Ich hätte immer mit der Polizei zu tun gehabt, da jedes neu hinzukommende Mitglied von der Polizei belästigt und vielleicht sogar der Freiheit beraubt worden wäre. Ich kann auch jederzeit ehemalige Legionäre zur Stelle bringen, welche derart unwürdig behandelt worden sind.

Wird ein Legionär aus der F.L. entlassen, so bekommt er seine Reise bis zur Grenze bezahlt, an der Grenze fällt er dem Staate zur Last. Er hat nichts auf dem Leib als den unter dem Namen „Clemenceau-Anzug" bekannten traurigen Anzug. Viele Legionäre laufen noch in dieser Uniform herum und werden durch sie tagtäglich an die F.L. erinnert. Wird der junge Mann von seinen Angehörigen unterstützt, so ist es gut. Hat er aber eine derartige Unterstützung nicht zu gewärtigen, so steht er hilflos in der Welt. Ist er im Winter in die Heimat zurückgekehrt, steht es noch schlimmer. Arbeit findet er nicht, er kommt an Kleidung und Schuhen herunter und Hunger tut weh. Im Obdachlosenheim finden sich die Leute zusammen. Man erzählt von der F.L. und berät sich, wie man über die wirtschaftliche Not hinwegkommen könnte. Der junge Mann bekommt keine Arbeitslosenunterstützung, weil man bekanntlich mindestens 12 Wochen bei einer Krankenkasse angemeldet sein muß. Für solche Fälle ist in den Satzungen der Erwerbslosenfürsorge nichts vorgesehen. Der Mann kann sich beim Wohlfahrtsausschuß melden, bekommt dort eine einmalige Unterstützung von vielleicht M. 20, noch eine zweite von M. 5 und dann weiterhin die Marken für die Suppenanstalt. Das ist alles, was der Staat für solche Leute übrighat. Anstatt sie tatkräftig zu unterstützen, um sie dem Staat zu erhalten, bezweckt man mit der Unterkunft in einem Obdachlosenheim und mit Marken für die Suppenanstalt das Gegenteil. Ein erst 1926 in München angekommener Legionär hat sich nun sechs Monate hier in München aufgehalten. Arbeit bekam er nicht, geschweige eine Unterstützung. Als ich ihn gelegentlich traf und ihn fragte, wie es ihm gehe, meinte er: Sehr schlecht. Es würde ihm von keiner Seite geholfen und er gehe nun wieder in die Fremdenlegion zurück. Ich habe allerdings versucht, ihn davon abzuhalten, aber es wird vergebens gewesen sein. Er meinte, es könne ihm dort nicht schlechter gehen als hier in München; es gingen auch noch andere mit.

Nur Arbeit könnte solchen jungen Deutschen helfen, nur ein geregeltes Leben sie von ihrer Idee abbringen. Vielleicht wäre ihnen auf dem Wege der Wohltätigkeit zu helfen. Sonst ist alles Ankämpfen gegen die Werbung erfolglos. Es wäre Sache des Staates, in dieser Hinsicht tatkräftig einzugreifen. Es handelt sich nicht um einzelne Fälle, sondern um Tausende junger Männer, die im Solde Frankreichs stehen und ihr Blut für unseren Erbfeind verspritzen oder an tückischen Krankheiten dahinsiechen und für immer und ewig dem Vaterlande verloren gehen.

München. Hans Hartl.

Das Traurige der hier geschilderten Verhältnisse beruht letzten Endes auf der furchtbaren Bestimmung d. Art. 179 d. Vers. Vertr., die Frankreich das Recht gibt, Deutsche für die F.L. anzuwerben.

Ein Handbuch deutscher Politik

Eine bemerkenswerte Erscheinung, auf die ausführlicher zurückzukommen sein wird, ist die von Angehörigen des Kyffhäuser-Verbandes der Vereine Deutscher Studenten (und in dessen Auftrag von Wilhelm Berensmann, Wolfgang Stahlberg und Friedrich Koepp) herausgegebene „Deutsche Politik. Ein völkisches Handbuch" (Frankfurt a. M., 1926, Englert und Schlosser): ein aus dem nachwachsenden Geschlecht selbst hervorgegangener und schon deshalb bedeutsamer Versuch, die wichtigsten politischen Fragen unserer deutschen Gegenwart knapp und anschaulich von einer völkisch-nationalen Grundanschauung aus zu klären und darzustellen. Unter den Mitarbeitern finden sich neben den jüngeren Bearbeitern auch Namen wie Georg v. Below, Adalbert Wahl, Otto Hoetzsch, Paul Baecker u. a. und verbürgen die wissenschaftliche, fachmännische Grundlage wie den bei aller willensbestimmten Zielsicherheit maßvollen Ernst der Behandlung. Die fünf Abteilungen des Werkes vermitteln bereits einen Begriff des Inhalts wie der Grundrichtung, sie umfassen: Grundanschauungen (Rasse, deutsches Volkstum, das Deutsche Reich als nationaler Staat); Geschichtliche Grundlagen (Kampf um den deutschen Volksboden, Geschichte der gesellschaftlichen Schichtungen, Werden des deutschen Nationalstaates); Äußere Politik (1871 bis 1914, außenpolitische Lage, die Friedensverträge als politisches Werkzeug, Deutschland und das Deutsche Reich); Staat und gesellschaftliche Mächte (Staat und Kirche, Staat und Wirtschaft, soziale Fragen, die Juden im deutschen öffentlichen Leben); Mittel praktischer Politik (Rassenhygiene, Mittel und Wege im Nationalitätenkampf, deutsche Volkserziehung, die öffentliche Meinung und ihre Beherrschung). K. A. v. M.

Von der Thomagesellschaft

Am 2. Oktober d. J. fand in den Räumen des Thoma-Archivs im Küchlerschen Hause, Oederweg 116 in Frankfurt a. M., die von der „Thoma-Gesellschaft" veranstaltete „Thoma-Gedenkfeier" statt. Sie bestand in der Einleitung aus dem Vortrag des Beethoven-Klavierquartetts op. 16, aus einer Ansprache über „Thomas volkstümliche Kunst" (von Dr. Beringer-Mannheim) und wurde beschlossen durch ein Klaviertrio von Arc. Corelli. Hieran reihte sich eine Führung durch Thoma-Sammlung und -Archiv (Maler H. Dumler, Frankfurt). Die geladenen Mitglieder der Thoma-Gesellschaft, zum Teil aus weiter Ferne gekommen (Berlin, Basel, Bern usw.) beteiligten sich größtenteils an der nachmittags sich anschließenden Generalversammlung der Thoma-Gesellschaft.

Der Generalversammlung wurde Bericht erstattet über Bestand und Tätigkeit der Thoma-Gesellschaft im abgelaufenen Geschäftsjahr (Ausstellungen, Besuche der Thoma-Sammlung und des -Archivs, geschäftliche Betätigung und deren Erfolge). Die Pläne und Unternehmungen für das folgende Geschäftsjahr wurden besprochen (Ausstellungen, Drucklegung von Schriften über Thoma, Briefwechsel usw.). Der geschäftsführende Vorstand wurde einhellig wiedergewählt und wird eine erneute und erhöhte Werbetätigkeit für die Thoma-Gesellschaft in die Wege leiten.

Die Mitgliedschaft der „Thoma-Gesellschaft E. V." mit den damit verbundenen Vorteilen kann erworben werden

als Schützer mit RM. 1000 } auf Lebens-
„ Stifter mit RM. 250 } dauer
als Förderer mit RM. 25 } jährlich.
„ Mitglied mit RM. 10 }

Anmeldungen sind zu richten an die Schriftführerin der Thoma-Gesellschaft Frau Sofie Bergmann-Küchler, Frankfurt a. M., Oederweg 116.

Gedanken

Die große Gefahr in der Schule des Lebens: daß man durch das Urteil der Mitschüler sich leiten läßt.

*

Die Einteilung der Menschen nach Klassen ist ungefähr so wie die von Steinen nach der Größe.

*

Im 18. Jahrhundert war der Unglaube ein Vorrecht der Gebildeten. Im 20. Jahrhundert ist es fast umgekehrt.

*

Wenn man einem sonst nichts anhaben kann, so beurteilt man ihn. Darauf beruht ein großer Teil aller moralischen Urteile.

*

Die Wissenschaft besteht aus Fragen, die Kunst aus Antworten.

*

Alles Unglück beruht auf dem Mißverständnis des Wortes Liebe.

*

Wie sehr die Kenntnisse und Fertigkeiten auf der Erde wachsen mögen — die Leiter zum Himmel wird immer dieselbe bleiben.

*

Der deutsche Erzähler

Die Erinnerungen von Bismarcks Anwalt

Aus dem Nachlaß des Justizrats Ferdinand Philipp

(1. Fortsetzung).

2.

Am 27. April 1882 war ich zu einem Teller Suppe beim Fürsten beschieden. Außer der Familie und dem Grafen Bill, welcher verspätet am Schluß der Mahlzeit erschien und sich nach dem Kaffee wieder entfernte, waren die verwitwete Baronin Spitzenberg, geb. Varnbüler, sowie Albertus von Ohlendorf[1]) und der Oberförster anwesend.

Der Fürst machte einen besonders rüstigen und behaglichen Eindruck. Er war mehrere Stunden im Pelz durch den Wald gefahren und klagte über Rheumatismus. Von den Ärzten könne er nicht erfahren, was ihm fehle, obgleich er auf jedes Symptom achte und stets frage. Vielleicht fehle ihm gar nichts Ernstliches; das Alter stelle sich ein. Er sei 67 Jahre alt; sein Vater, der unter den Brüdern am ältesten geworden, von denen einer allerdings im Kriege gefallen, habe nur 65 Jahre erreicht. „Ich habe kein Recht mehr, zumal ich in der Jugend hochbar und mutig gelebt und im zweiten Abschnitt meines Lebens ungewöhnlichen Anstrengungen mich habe aussetzen müssen. Übrigens habe ich gar keine Abneigung, noch recht lange zu leben."

Bei Tisch meinte der Fürst, er wolle so gern noch einige Zeit in Friedrichsruh bleiben; es kämen jetzt die schönsten Tage, das Buchengrün sei an den geschützten Stellen schon heraus. Aber er müsse wohl nach Berlin, nicht des Reichstags wegen, die Herren seien in vierzehn Tagen noch nicht so weit. Der Landtag mache ihm Schwierigkeiten; die Parteien wollten schließen und seine Kollegen seien nicht fest. — Er aber wolle nicht schließen und er denke, der König werde es auch nicht wollen. — Es handle sich um das Verwendungsgesetz, das die Parteien selbst verlangt hätten und nun auch durchberaten sollten, so ungern sie auch herangingen[2]). Auf meine Frage erklärte der Fürst ganz offen, daß er gar keine Aussicht habe, jetzt das Tabakmonopol durchzusetzen, aber beraten solle es werden; nur durch öffentliche Diskussion sei alle die Unwahrheit zu beseitigen, die sich durch die Presse und die Parteien daran gesetzt habe. Er halte das Monopol für den richtigen Weg und werde es nicht zurückziehen; es werde auch nicht von der Tagesordnung kommen, obgleich es sehr möglich sei, daß er es nicht erlebe. Es sei auch kein Unglück; man könne ja auch so leben; aber dann müßten die Reformen unterbleiben, dann bliebe es bei dem Druck der direkten Steuern und der Zuschläge in den Einzelstaaten. Die Parteien selbst würden darauf zurückkommen, und wenn es von deren Seite komme, so würden die Entschädigungen der Interessenten immer mehr zurücktreten und immer karger werden. Ich möge an ihn denken; für die Interessenten werde es wie mit den sibyllinischen Büchern gehen; je länger es dauere, desto schlechter würden sie

[1]) Bekannter Hamburger Großkaufmann.

[2]) Zur Bereitstellung von Mitteln für die Alters- und Invaliditätsversorgung der Arbeiter, „das patrimonium der Enterbten", verlangte Bismarck die Einführung des Tabakmonopols, aus welchem eine dauernde Reichseinnahme von 165 Mill. M. berechnet wurde. Die Vorlage wurde nach schweren Stürmen mit 277 gegen 43 Stimmen vom Reichstag abgelehnt.

dabei fahren. Er sei kein Finanzmann; die wirklichen Finanzmänner seien schlauer und nicht so ehrlich. Camphausen habe ihm früher geraten, die Tabaksteuer zu erhöhen, bis der Konsum sich mindere und das Geschäft immer mehr zurückgehe; dann werde das Monopol nachher von selbst kommen. Aber er sei nicht für krumme Wege; wenn es im Augenblick nicht gehe, so gehe es eben nicht.

Es kam die Rede auf die übergroße Neigung der minderen Stände, ihre Kinder über den Stand hinaus zu erziehen; daher die Überfüllung der Gymnasien in Berlin. Jeder Portier im Ministerium glaube, sein Sohn müsse geheimer Rat werden. Und doch sei es, abgesehen vom geistlichen Stand, so überfüllt, daß die höheren Berufskreise ihre Not hätten, die Kinder zu versorgen und darunter schwer litten, wenn kein Vermögen da sei. Am besten sei noch die Militärkarriere, bei welcher die Kameradschaft und das Standesgefühl die Resignation leichter ertragen ließen. — Er glaube, es sei einer der schwersten Schäden in Rußland, daß die Gymnasien unendlich viel mehr von der Prima entließen, als der Staat nach seinen Einrichtungen gebrauche und versorgen könne. Man glaube nicht, wie groß die Zahl der vermeintlichen Gebildeten mit unbefriedigten Ansprüchen sei.

Die Baronin Spitzenberg erzählte, wie ein Landwirt, der einen Sohn studieren ließ, erklärt habe, der tauge nicht zum Landwirt. Ich bemerkte, daß mein Großvater, der Kaufmann gewesen, in ähnlicher Weise erklärt habe, der eine Sohn müsse studieren, weil er zum Kaufmann zu dumm sei. Der Fürst sagte: „In jungen Jahren habe ich in ähnlicher Richtung noch etwas Besseres gehört. Der Kurfürst von Kassel war der Onkel eines Bernburgers, welcher gar nicht hat einschlagen und lernen wollen. Da hat der Kurfürst einen Vertrauensmann beauftragt, sich den jungen Mann anzusehen, und der hat getreu von der gänzlichen Unfähigkeit zu allem berichtet. Der Kurfürst hat verzweifelt ausgerufen: Dann kann er wohl gar nicht regieren! und hat die Antwort erhalten: Ach, regieren wird er eben wohl noch können!"

Bei Tisch wurde mir von der Fürstin sehr eingehend von Tiedemanns, deren durch Krankheit gestörten Umzug nach Bromberg, erzählt. Auch der Fürst nahm Veranlassung, besonders freundlich über seinen früheren Gehilfen und dessen Frau sich zu äußern. Die Tüchtigkeit der Frau in diesen Kreisen sei besonders wertvoll, wenn beiderseits kein Vermögen da sei, und dann dürfe man nichts von Resignation bemerken. — In seiner früheren Stellung habe Tiedemann nicht nötig gehabt, etwas aufzuwenden, nur die Musik habe ihn wohl in einige Geselligkeit gebracht, jetzt müsse er etwas repräsentieren. Man übernahm es, von mir zu grüßen.

Am Schluß der Mahlzeit, als für den verspäteten Grafen Bill allein noch aufgetragen wurde, ließ der Fürst eine besondere Marke alten Bordeaux's kommen, er mahnte mich, zum zweiten Male einschenken zu lassen, er werde den Wein wohl nicht wieder vorsetzen können.

Nach Tisch hatte ich beim Kaffee den Platz neben dem Fürsten. Die Baronin Spitzenberg wollte entschieden dem Fürsten möglichst nahe bleiben und nötigte die Fürstin, mit ihr an den großen runden Tisch sich zu setzen, während sonst die Damen nach Tisch sich in einiger Entfernung halten. Der Fürst führte indessen wesentlich mit mir die Unterhaltung; er brachte die Rede auf lauenburgische Verhältnisse, auf das feindliche Auftreten des Landeskommunalverbandes, namentlich des Syndikus Hoffmann, gegen ihn. Und doch sei der König bei der Teilung des Domaniums nach allen damaligen Vorgängen in Deutschland übertrieben gnädig gewesen; der König habe die Hälfte, jedenfalls ein Dritteil, für sich ausscheiden können, habe aber mit einem viel geringeren Teil sich begnügt. — Die Einrichtung der Ritter- und Landschaft, mit dem ganz unbedeutenden Erblandmarschall an der Spitze, sei völlig veraltet und höre am 1. Oktober auf; es sei unerhört für einen preußischen Kreis, dazu mit einer so bedeutenden finanziellen Verwaltung, daß der Landrat gar keinen Einfluß habe; das müßte zu Ende sein. — Würde sein, des Fürsten, dem Landtag vorliegender Vorschlag nicht angenommen, so werde er und auch wohl der König doch nie den Windthorstschen Entwurf, wonach alles beim Alten bleibe, annehmen. Dann trete ein Vakuum ein und es müsse sich finden, was damit zu machen sei. — Dahinter stecke eine Menge Welfentum; Kielmannsegg wurde ge-

nannt. — Der Landtagsabgeordnete Berling sei früher dänisch gesinnt gewesen, er sei im Familienzusammenhang mit dem Kammerherrn Berling, dem Liebhaber der späteren Gräfin Danner, und habe auch an der Berlingschen Zeitung in Kopenhagen partizipiert, was ich freilich bezweifeln zu müssen glaubte. Auch der Reichstagsabgeordnete Westphal habe die Menge Unwahrheiten vorgebracht, von denen im einzelnen gesprochen wurde. Der Fürst ging dann näher auf den Konflikt des inzwischen zur Disposition gestellten lauenburgischen Landrats von Bennigsen mit der lauenburgischen Fronde ein. Er habe Bennigsen für einen schneidigen Mann gehalten, dem habe aber alle Besonnenheit gefehlt. Es sei wohl wahr, was er von Berling aus der Zeit seiner Schwarzenbecker Posthalterei herausgebracht habe, aber es sei schon bedenklich gewesen, daß dreißig Jahre dazwischen gelegen, und dasselbe hätten in alter dänischer Zeit wohl manche Postmeister getan. Dann aber sei der Hauptzeuge für den Landrat Bennigsen mit einem Male verschwunden gewesen, den habe man beseitigt. Auf meinen dazwischen geworfenen Zweifel erwidert der Fürst: „Nun, von uns hat er doch das Geld zur Auswanderung nicht bekommen!" Er würde Bennigsen nicht im Stich gelassen haben, und auch der König nicht, das habe er Bennigsen, als er ihn nach Berlin gerufen, auch gesagt; aber da habe Bennigsen ihm die bereits abgegebene Widerrufserklärung mitgeteilt; die habe kein Gentleman abgeben dürfen, eher habe er lieber alles über sich kommen lassen müssen, und so schlimm habe es noch gar nicht gestanden. — Ein solcher Mann, dem es so sehr an aller Besonnenheit fehle, könne nicht Beamter sein, er habe ihn aufgeben müssen.

Auch auf die Oppositionswahlen in unserer Provinz im allgemeinen kam die Rede. Ich meinte, die allgemeine Unzufriedenheit der Landbevölkerung, die sich in den Wahlen zeige, komme von den schlechten Ernten, der gefährdeten wirtschaftlichen Lage, namentlich in den Marschen. Der Fürst schien zuzustimmen. Man sei bei uns zurück; Schleswig-Holstein sei infolge der frühzeitig erfolgten Verkoppelung weit voraus gewesen; in den alten Provinzen habe er in seiner Jugend die hiesige Landwirtschaft für unübertroffen gehalten. Aber die alten Provinzen seien längst vorausgekommen; es fehle hier an Energie zu intensiver Wirtschaft, und ohne solche gehe es nicht mehr.

Das Zwiegespräch wurde abgebrochen, und der Fürst ging auf das von anderer Seite inzwischen geführte Gespräch über Tierseele oder Instinkt über. Auch er brachte Beispiele von überraschender Klugheit und Anhänglichkeit von Hunden, darunter auch von seinem alten Sultan. „Ich hatte eine Zeit, in der ich an Weinkrämpfen litt; wenn der Anfall kam, sprang Sultan an mich herauf, legte die Pfoten an meine Brust und sah mich so mitleidig an. Seine Sympathie war mir eine Beruhigung." Wolle man nicht von Tierseele sprechen, so könne man doch sagen, daß auch im Menschen vieles, und nicht das Schlechteste, Instinkt sei. Wie vieles komme nicht unbewußt. Ihm sei es immer so gewesen, als ob außer dem Menschen mit der Besonnenheit und dem Nachdenken, mit der σωφροσύνη, noch ein ganz anderer Mensch in einem sei, über den man nichts zu sagen habe. „Ich bin oft in die Lage gekommen, schnelle und starke Entschlüsse fassen zu müssen; die hat aber jedesmal der andere Kerl in mir gefaßt. Gleich nachher bin ich meist durch Überlegung ängstlich geworden; ich habe oft gern zurück wollen; aber es war geschehen! Und wenn ich heute zurückdenke, muß ich wohl einräumen, daß es die besten Entschlüsse in meinem Leben gewesen sind, welche der andere Kerl in mir gefaßt hat."

Es war vom Handeln nach Grundsätzen die Rede. Der Fürst meinte: „Ich habe auch von jeher gern nach Grundsätzen handeln wollen, aber es ist mir eigen damit ergangen. Ich habe zum Beispiel den Grundsatz gehabt: Wem es reichlich gegeben ist, der soll auch reichlich abgeben; aber Bettlern soll nicht gegeben werden; ich will nicht Vagabondage und Vergehen befördern. Wenn nun immer mir Bettler begegnet sind, so habe ich stets nach dem Grundsatz gehandelt, wenn mein Rock zugeknöpft gewesen ist; ich habe dann Zeit genug gehabt, an den Grundsatz zu denken. So oft ich aber nicht nötig hatte, meinen Rock aufzuknöpfen und ich

habe meist das Nötige in der kleinen Seitentasche am Rock (auf die er zeigte), so habe ich jedesmal dem Bettler gegeben und nachher erst an den Grundsatz gedacht."

Von der Baronin Spitzenberg, einer Schwäbin, wird von deutschen Dialekten, namentlich vom Plattdeutschen, gesprochen; sie glaubte, wiewohl sie sehr leicht sich in Reuter hineinlesen könne, das gesprochene plattdeutsche Wort schwer verstehen zu können. Der Fürst meinte, das Ohr müsse sich gewöhnen; mit Holländern habe er durch langsames Plattdeutsch sich verständigt. Dies habe er früher wohl versucht; nachher seien die Holländer mit ihm ängstlich geworden: sie hätten wohl gefürchtet, daß er sie auch annektieren wolle. An so etwas habe er nie gedacht; das würde nur heißen, ein paar Millionen Dänen mehr ins Reich zu bekommen, und er habe schon an den vorhandenen genug.

Der Besuch hatte vier Stunden gedauert; die Fürstin erinnerte daran, als die zweite Pfeife geraucht war, ob Otto sich nicht ins Krankenrecht begeben wolle. Der Fürst meinte, er möchte heute wohl die dritte Pfeife, wir möchten noch nicht gehen, könnten jedenfalls mit den Damen Tee trinken. Herr von Ohlendorf glaubte aber Abschied nehmen zu müssen, und wir wurden mit großer Freundlichkeit verabschiedet.

3.

Am dritten Februar 1884 war ich zu Tisch beim Fürsten Bismarck. — Er hat sich seit meinem letzten Besuch im vergangenen Sommer körperlich überaus gekräftigt, ist wieder ein rüstiger Fußgänger geworden und befindet sich nach eigner und seiner Frau Mitteilung so gesund, wie seit langer Zeit nicht. Infolgedessen war auch die Stimmung überaus behaglich; der Fürst aß wieder mit großem Vergnügen und in großen Quantitäten. Ich beobachtete, daß er fünfmal je einen großen Löffel Kaviar aus dem Tönnchen nahm. Als später gekochte Pflaumen herumgereicht wurden, warnte die Fürstin ihn und sagte dem Diener, er möge sie wegnehmen; ehe dies gelang, nahm der Fürst noch schnell eine Pflaume heraus. Bei Tisch wurde auch Bier geschenkt; ich hatte dies früher nicht gesehen, und die Fürstin erklärte, sie hätten es in Frankfurt gelernt und mit nach Berlin gebracht, wo man anfänglich es unpassend gefunden. Der Fürst bemerkte, am Abend trinke er kein Bier mehr; er könne danach nicht gut schlafen. Auch Champagner trank der Fürst wieder recht reichlich; man konnte sehen, wie wohl es ihm tat, aus der Tyrannei des Arztes, welcher noch im letzten Sommer in meiner Gegenwart ein Glas Champagner zum großen Verdruß des Fürsten untersagt hatte, herausgekommen zu sein.

Der Fürst sprach sich sehr liebenswürdig über den Altonaer Gerichtspräsidenten aus, der ihn besucht habe. Der sei offen und komme mit allem heraus, er habe ihm von dem Bauern erzählt, dem der Arzt fette Speisen untersagt und der erwidert habe: „Ick eet mien Swien und lied mien Pien." Sonst seien die Schleswig-Holsteiner, die er kenne, schwer und nicht leicht zugänglich. „Mit Ausnahme von Tiedemann," meinte ich. Ja, der sei allerdings beweglich genug, bemerkte der Fürst. — Als ich erzählte, daß ich mit dem Präsidenten Witt[1]) in einer vom damaligen Statthalter Gablenz berufenen Kommission gearbeitet habe, kam auf Gablenz die Rede. Der Fürst sagte, Gablenz sei doch der einzige General gewesen, der 1866 einen Erfolg über uns erzielt habe, und es sei eine überaus ernste Schlappe gewesen, die er Bonin bei Trautenau beigebracht habe. Als der Fürst einmal Gablenz eingeladen hatte, sei dieser merkwürdigerweise in Zivil gekommen; man habe beobachten können, daß er Unterhosen mit Atlasschleifen getragen habe, und gelegentlich habe eine Hose wie von ungefähr sich verschoben. Er habe nie einen Mann gesehen, der so wirklich kokettiert habe.

An der anderen Seite des Fürsten saß ein Baumeister der Berlin-Hamburger Eisenbahn, mit dem die Rede auf die bevorstehende Verstaatlichung der Bahn kam. Der Fürst fragte, ob Maybach wirklich den Hamburgern die Eisenbahndirektion versprochen habe. Der Bau-

[1]) Dem erwähnten Landgerichtspräsidenten in Altona, einem nahen Freund des Verfassers.

meister nahm an, es werde wohl so kommen und Hamburg werde wohl auch mit der Zeit preußisch werden. Ich meinte, das habe wohl noch lange Wege, und Altona sei doch immerhin die preußische Stadt, in welche die große Behörde gehöre. — Der Fürst benutzte die Gelegenheit, um in ausführlicher Weise seinen Standpunkt rücksichtlich künftiger Annektionen auszuführen, denen er durchaus widerstrebe. Wenn die kleinen Staaten aufgesogen würden und nur die Königreiche blieben, so würde die Maschine mit den furchtbarsten Reibungen arbeiten. Die kleinen Staaten seien der Kitt zwischen Preußen und den großen Bundesstaaten; mit dreißig kleinen und großen lasse sich ganz anders arbeiten, als wenn man nur mit einigen wenigen großen Staaten zu tun habe. Und Hamburg sei in der Tat bedeutender wie mancher andere Staat, immerhin doch etwa wie ein Großherzogtum. Selbst bei ganz kleinen Staaten habe der Fürst sich völlig ablehnend verhalten; z. B. bei Waldeck. Die Fürstin bestätigte, daß sie bei ihrem Aufenthalt in Bad Pyrmont dringend angegangen sei, mit zur Annektion zu helfen. Der Fürst fuhr fort: die im Jahre 1866 annektierten Staaten habe man nicht selbständig lassen dürfen, die Fürsten, namentlich der Hannoveraner, hätten sich zu unklug benommen. Auch in Hessen sei es schlimm gewesen. Er mache jetzt gar kein Hehl mehr daraus, daß Kurhessens Beitritt zum Zollverein 100000 Taler gekostet habe, die eine Dame bekommen habe. Und dann sei auch der Wert der Annektionen in dem Spruch zu sehen: Vestigia terrent.

Im Verlauf des Abends bemerkte der Fürst noch, mit Altona habe er es ursprünglich gut im Sinn gehabt; er sei der Meinung gewesen, daß alle Zentralbehörden dahin gehörten. Früher habe Kiel durch die Seeverbindung mit Kopenhagen eine Bedeutung gehabt; seit 1866 liege aber der Schwerpunkt nach Süden, und Kiel habe ja die Admiralität. Flensburg wäre wohl für eine größere Behörde geeignet gewesen, aber Schleswig biete gar nichts. Man habe aber jetzt so viel da gebaut, daß wohl nichts mehr zu ändern sei.

Der Hamburger Baumeister erwähnte, daß der Altonaer Hafen für die Schiffahrt nicht so geeignet sei wie der Hamburger. Ich bemerkte, wenn der Altonaer Hafen nur hamburgisches Gebiet wäre, würde leicht das Gegenteil sich herausstellen; aber der Handel sei eben in Hamburg und nicht in Altona[1]). Der Fürst bemerkte, wenn man nur auf die Lage des Hafens sehe, würde auch wohl Glückstadt der geeignetste Punkt sein.

Der Fürst warf gelegentlich ein, wenn Altona, Ottensen und Umgebung wirtschaftlich unabhängig von Hamburg seien, dann sei es ja leichter möglich, daß Hamburg uns annektiere. Ich bemerkte, einen solchen Gedanken habe der frühere Bürgermeister einmal hingeworfen, der sei aber bei uns nicht gut aufgenommen.

Der Fürst erzählte, es sei jetzt an ihn ein Antrag gekommen, von Reichs wegen am Maß- und Gewichtswesen schon wieder etwas zu ändern. Das Pfund wolle man nicht mehr haben; den geheimen Räten sei noch nicht alles korrekt genug. Aber er habe erklärt, er wolle davon nichts wissen, wenn nicht etwa starke Beschwerden in Berufskreisen oder im Reichstag geltend gemacht werden. So ein geheimer Rat könne, wenn er einen vermeintlich korrekten Gedanken gefaßt habe, nicht schlafen, ehe er ihn in die Welt gesetzt habe. — Das Publikum sei im allgemeinen konservativer und wolle nicht immer gestört werden. — Ob wir nicht auch glaubten, daß es richtiger sei, nicht immer neue Gesetze zu geben. Was ihn persönlich betreffe, bemerkte der Fürst, er müsse sich noch immer das neue Gewicht in seinen alten Zentner umrechnen, und wenn er ein Pferd kaufen wolle, müsse er noch nach Friedrichsd'ors[2]) rechnen. Überraschend sei es übrigens, wie leicht die Markrechnung im Süden den Gulden verdrängt habe; er habe sich das nicht so leicht vorgestellt. Auf der anderen Seite gäbe es wieder Räte, die aus Rücksicht auf künftige Reichsgesetzgebung notwendige Gesetze zurückhalten. Mehrere Tage sei bei ihm der elsaß-lothringische Rat, der dort die Justiz zu behandeln habe, gewesen. Es sei wirklich in den Reichslanden Bedürfnis, manches im Rechtsgebiet auszugleichen. Puttkamer habe aber mit Rücksicht auf das bevorstehende deutsche Zivilgesetzbuch dies beanstandet. Da

[1]) Verfasser war von 1869—1881 Stadtverordneter in Altona gewesen.
[2]) Friedrichsd'or (Pistole) preuß. Goldmünze = 16.829 Mk., 1874 eingezogen.

habe der Fürst ihm gesagt, darüber würden sie erst alle aus der Welt gehen, eine Generation könne noch darüber hingehen, und das sei auch ebenso gut[1]). Wie lange habe man nicht am preußischen Landrecht gearbeitet, das erst am Ende des vorigen Jahrhunderts publiziert worden. Zwar sei das Landrecht umfassender gewesen, aber der Abschnitt für das Zivilrecht sei ja allein ebenso stark geworden wie alle anderen Abschnitte zusammen.

Es kam die Rede auf den Besuch des Feldmarschalls Manteuffel beim Fürsten. „Das ist ein Mann, den hält das militärische Pflichtgefühl, so lange noch Blut und Knochen zusammenhalten. Er ist ganz mager geworden, und man kann kaum glauben, was er noch leistet. Bei ihm ist der Wille immer überwiegend gewesen; ich möchte wohl sagen, daß Manteuffel zuletzt auch nicht anders sterben wird, als mit eigener Zustimmung."[2]) Manteuffel habe immer Bedeutendes geleistet; abgesehen vom Jahre 1866 namentlich im Feldzug 1870, wo er doch neben Blumenthal und Goeben für den besten Führer gegolten habe, natürlich alle drei unter Moltke.

Nach Tisch kamen die beiden ältesten Enkel, Otto und Christian Rantzau; der dritte ißt stark und lebt nur körperlich, kann auch noch nicht einmal sprechen, wie der Fürst mir sagt. Der vierjährige Otto ist schon recht groß; der Fürst meint, über Mittelgröße seien die Männer seiner Familie durchschnittlich. Der Name Otto sei aus seiner Familie. Christian sei ein dänischer Name aus der Familie Rantzau, er erinnerte an das dänische Nationallied: „König Christian stand am hohen Mast."

Die Fürstin produzierte auch zum großen Ergötzen des Fürsten einen auf Uhrwerk gehenden Bären und einen trippelnden Hund.

Gelegentlich bemerkte der Fürst, wie gut es ihm gehe; nur werde ihm geistige Arbeit recht schwer. Habe er eine Stunde gearbeitet, namentlich beim eigenen Redigieren von Schriftstücken, so werde der Kopf heiß. Früher habe er zu viel gearbeitet, so daß das nicht überraschend sei. Er komme sich vor, wie einer, der nun schon zweiundzwanzig Jahre mit hohen Karten für fremdes Geld Hazard gespielt habe.

Der Fürst ließ sich die dritte Pfeife geben. Von Berlin war inzwischen sein Vetter, der Major a. D. v. Kessel, angekommen, dem die Damen im Speisesaal Gesellschaft leisteten. Es war halb neun geworden; der Oberförster gab das Signal zum Abschied, da der Fürst sich schon um neun Uhr zur Ruhe begeben muß. Der Fürst begleitete uns noch zu den Damen, von denen wir uns verabschiedeten, und dann in lebhaftem Schritt durch die Räume bis zum Ausgang.

4.

Am 2. März 1884 nahm ich an der Mittagstafel des Fürsten teil, nachdem vorher eine geschäftliche Verhandlung stattgefunden hatte, deren Einleitung eine sehr ungnädige Rüge gegen den Oberförster bildete, welcher mich einige Minuten zu spät zum Fürsten geführt hatte.

Bei Tisch und namentlich nach der Mahlzeit unterhielt mich der Fürst mit mancherlei politischen Reminiszenzen. Zunächst beklagte er sich, daß er mit Gesetzentwürfen belästigt werde, die er sorgfältig prüfen müsse und in denen er wenig Zweckmäßiges finde. Vom Ressortminister gingen die Entwürfe an die anderen Minister; die sähen sie aber gar nicht auf die Zweckmäßigkeit an, weil nur ihr Ressort sie interessiere und weil sie dem Kollegen nicht gern etwas monierten, damit er das nächste Mal ihnen auch freie Hand lasse. Die Justitiare prüften die Entwürfe wohl nur darauf, daß nicht direkte Verstöße gegen die Logik darin seien. Dann müsse er zuerst finden, daß das so gar nicht gehe. Er meine, daß die Minister gar nicht wüßten, wie es diejenigen treffe, für die es bestimmt sei. Er habe wohl schon daran gedacht, daß niemand Minister werden dürfe, der nicht Grundbesitzer oder Fabrikant sei oder

[1]) Es hat 16 Jahre gedauert, bis das B.G.B. in Kraft trat.

[2]) Feldmarschall Edwin v. Manteuffel, Statthalter von Elsaß-Lothringen, starb im Alter von 76 Jahren im folgenden Jahr am 17. Juni 1885.

sonst seinen eigenen Betrieb habe. Persönlich habe er doch wenigstens immer im Leben gestanden mit eigenem Besitz; außer ihm habe nur Lucius ein Rittergut, das aber bei seinem sonstigen Reichtum wenig ins Gewicht falle. Graf Rantzau meinte, dann sei es wohl das Beste, daß der König jeden, den er zum Minister ernenne, gleich mit einem Rittergut dotiere. Ich hielt das wenigstens für besser, als die Dotation mit einer Fabrik. Der Fürst meinte, man könne auch Fabrikant sein; er habe eine Papierfabrik gehabt, er habe Sägemühlen; er wisse wenigstens, wo der Schuh drücke.

Die neue Unfallversicherungsvorlage habe er, der Fürst, jetzt so beschränkt, damit überhaupt etwas zustande komme und wenigstens die unglückliche Haftpflicht beseitigt werde. Man müsse sodann zusehen, nachher weiter zu kommen, namentlich auf dem Gebiet der Altersversorgung.

Mit den Parteien links von den Nationalliberalen sei im äußeren Staatsleben überhaupt nicht zu rechnen. Die Sozialdemokraten halte er nicht einmal für so gefährlich wie die Fortschrittleute. Ihr Programm bestehe aus Utopien; das könnten alle erkennen und sich nicht gefallen lassen. Anders mit dem Fortschritt; da könne die Einsicht zu spät kommen, wenn erst Schlimmes in die Welt gesetzt sei; da könne es so gehen wie mit der französischen Revolution. Er könne daher verstehen, daß man eher für einen Sozialdemokraten wie etwa für einen Eugen Richter stimme. Hänel dagegen, um den es sich bei der Kieler Wahl handelte, halte er nicht für gefährlich.

Auf die Nationalliberale Partei ging der Fürst näher ein. Die habe anfänglich sehr tüchtige Kräfte gehabt; er nannte die Hannoveraner Bennigsen und Miquel; es seien die Besten aus Süddeutschland überhaupt darunter gewesen, z. B. Völck. Ein besonders tüchtiger Mensch sei Oetker gewesen. Auch Simson sei zwar zu viel Jurist, aber doch mehr Richter, nicht Advokat, gewesen und ein vortrefflicher Präsident. Der Fürst habe selbst geglaubt, daß eine Majoritätspartei daraus sich bilden könne. Aber eine Parteiregierung könne es doch in Preußen nicht geben. Er selbst habe sich ganz davon frei gemacht; das habe er bewiesen, als er mit seiner früheren Partei gebrochen habe. Anderen werde das nicht leicht; so gehe es noch mit Puttkamer, einem der fähigsten Kollegen, der noch immer ein böses Gewissen habe, und ein Unrecht zu begehen glaube, wenn er etwas anderes zu vertreten habe, als seiner alten Partei genehm sei. Der Fürst habe ehrlich versucht, Nationalliberale in die Regierung zu ziehen. Aber Bennigsen habe zunächst nicht das Innere haben wollen, sondern die Finanzen, die gar nicht vakant waren. Der Fürst habe ihm gesagt, daß der König die Besetzung einer Vakanz wie eine Verwaltungsmaßregel, nicht wie einen politischen Akt ansehe; er möge zunächst einmal eintreten, dann kämen vielleicht andere Vakanzen für ihn und für seine Freunde. Aber Bennigsen verlangte gleich, daß Vakanzen gemacht würden für Forkenbeck und Stauffenberg, worauf der König sich nie eingelassen hätte. Forkenbeck habe der Fürst auch gleich refüsiert; das sei ein Ur-Westfale und unberechenbar. Gegen Stauffenberg habe er nichts gehabt; nur sei es schwer, einen Bayern zum preußischen Minister zu machen. Früher habe der Fürst einmal Varnbüler zum Handelsminister vorgeschlagen; aber der König habe gleich gesagt: „Haben wir in Preußen keine Kräfte?" Der Fürst habe zwar erwidert: „Majestät, Blücher, Scharnhorst, Stein und Hardenberg waren auch keine Preußen"; aber es habe nichts geholfen. Dann habe der Fürst Bennigsen auch gesagt, seine Partei sei doch wesentlich eine bürgerliche, nun wolle er gerade fast die einzigen Adeligen in der Partei mit ins Ministerium nehmen; demnächst finde er auch wohl Bürgerliche. Er möge nur erst einmal eintreten; jedenfalls werde er als Minister mehr zu sagen haben wie als Abgeordneter. Der König nehme ja nicht gern Bürgerliche, aber Falck sei doch auch Minister geworden. Freilich, Lasker hätte es wohl nicht werden können, auch wenn die Statur und die Konfession kein Hindernis gewesen seien. Leicht habe Falck es auch nicht gehabt; am meisten hätten ihn Allerhöchste Befehle irritiert, die er geglaubt habe, nicht kontrasignieren zu können. Der Fürst habe ihm gesagt, dann möge er sie zurückschicken oder, wenn er sich den Rücken decken wolle, einen Beschluß des Staatsministeriums extrahieren. Das sei auch sonst vorgekommen, das habe der Fürst selbst müssen.

Der König sei dann sehr böse geworden, habe sich aber doch jedesmal gegeben. Immerhin sei es ein häßlicher Gegensatz in Preußen zwischen Adligen und Bürgerlichen, der den Fürsten vielfach gestört habe, namentlich in der ersten Zeit seines Ministeriums, noch während des Konfliktes. Damals habe er noch nicht gewußt, daß der König neben seinen vielen vortrefflichen Eigenschaften gänzlich des Sinnes für Humor oder Ironie in der Politik entbehre. Da habe der Fürst einmal gesagt, der König könne ihm seine Stellung durch eine große Maßregel sehr erleichtern, wenn er nämlich auf einmal seine bürgerlichen Untertanen alle in den Adelsstand erhebe. Der König sei ganz erschrocken geworden. Er, der Fürst, glaube, daß der Gegensatz, der das politische Parteileben so störe, im Grunde doch daher komme, daß der bürgerliche Assessor und Reserveoffizier sich verletzt fühle, wenn der adlige Offizier auf dem Ball immer voran sei, wie ein Kreisel walze und von den Damen bevorzugt werde. Und die Stimmung bleibe für das ganze politische Leben: Où est la femme?

Der Fürst kam wieder auf Bennigsen zurück. Damals habe Eulenburg dem Fürsten ein Bein gestellt und dem König gesagt, daß hinter seinem Rücken Bennigsen, Forkenbeck und Stauffenberg zu Ministern gemacht würden. Der König habe den Fürsten rufen lassen und sei sehr böse gewesen. Er habe den König nur ganz allmählich beruhigen können; er habe ihm gesagt, daß er Forkenbeck nie vorschlagen werde; nur mit Bennigsen habe er verhandelt und habe doch erst wissen müssen, ob der überhaupt wolle, ehe er ihn vorschlagen könne. Der wolle aber nicht, und so habe er ihn dem König gar nicht vorschlagen können. Nachher sei Bennigsen wieder zum Fürsten gekommen und habe das Tabakmonopol als Ausrede benützt, gegen das er vorher gar nicht gewesen sei. Der Fürst habe den König nicht bloßstellen können und habe Bennigsen in dem guten Glauben gelassen, selbst abzulehnen, obgleich die Sache schon wochenlang vorher durch die Intrige beim König beseitigt gewesen sei. Jetzt sei Bennigsen schon aus dem Reichstag; es sei Gras darüber gewachsen; er habe auch zu sehr in der Partei gestanden. Stauffenberg habe geglaubt, als von ihm die Rede gewesen sei, nun erst recht auftreten zu müssen. Da habe er den Art. 109 der preußischen Verfassung über die Weitererhebung der Steuern[1]) in einer Rede vorgebracht. Er, der Fürst, habe gar nicht gewußt, warum die Sache aufgerührt werde, und habe erst alles nachsehen müssen. Aber der König habe aus der ganzen Verfassung vielleicht nur den Art. 109, der ein Souveränitätsrecht enthalte, und zwar so fest im Kopf gehabt, wie wenn es das Regiment 109 wäre. Wer Minister werden wolle, der müsse doch wissen, daß er an so etwas nicht zu rühren habe. Seitdem haben die Nationalliberalen ihm überall und gerade im kleinen, wo er empfindlich sei, immer Schwierigkeiten gemacht; das habe er sich nicht gefallen lassen und sich gewehrt, wie er sich gegen andere Parteien gewehrt habe. Man habe gesagt, daß er von da an die Nationalliberalen an die Wand gedrückt habe; das sei nicht wahr; er habe den Ausdruck nie gebraucht und habe das auch nicht wollen[2]). Aber die Partei habe sich in sich selbst nach links drängen lassen, und der schlimmste Fehler sei, daß sie die wirtschaftliche Frage zur politischen gemacht habe. Es sei doch wirklich keine politische Frage, ob man hungere oder zu essen habe. Der kleine Lasker sei ein böses Element unter ihnen gewesen; der habe sie zuletzt auseinandersprengen müssen. Er könne ihn nur mit dem Kalk zwischen Ziegelsteinen vergleichen; wenn der Kalk noch mehr Wasser anziehe, treibe er das Mauerwerk unfehlbar auseinander. Man habe dem Fürsten vorgeworfen, daß er mit dem Zentrum paktiert habe. Hätte er wohl für seine Wirtschaftspolitik die Stimmen, die sich anboten, zurückweisen sollen? Daß er dem Zentrum keine Konzessionen gemacht, das habe er doch nachher bewiesen.

Den abgestandenen Lasker habe man noch benutzt, um durch Amerika hindurch Politik gegen den Fürsten zu machen. Er wisse nicht, wer hinter der Ochiltree-Resolution des Repräsentantenhauses in Washington stecke; aber das nehme er an, daß Laskers Partei damit

[1]) Art. 109 der preuß. Verfassung vom 31. Januar 1850: „Die bestehenden Steuern und Abgaben werden forterhoben, bis sie durch ein Gesetz abgeändert werden."

[2]) Vgl. Gedanken und Erinnerungen 2, S. 187.

zusammenhänge[1]). Außer Ochiltree, den er nicht kenne und der dem Namen nach vielleicht irländischer Abkunft sei, würden im ganzen Repräsentantenhaus nur einige wenige gewußt haben, daß in der Resolution deutsche Parteipolitik gegen des Königs Regierung enthalten sei. Was wüßten wir Deutschen von den Parteien im amerikanischen Repräsentantenhaus; wie wenige Namen seien uns nur bekannt. Und doch wüßten wir immer noch mehr von den politischen Verhältnissen des Auslandes, als das Ausland von unseren Verhältnissen wisse. Abgesehen von den Eingeweihten habe das ganze Repräsentantenhaus gewiß nur sein Wohlwollen gegen das Deutsche Reich bei solcher Gelegenheit aussprechen wollen. Zu diesem Wohlwollen glaube er durch lange Tätigkeit wesentlich beigetragen zu haben; es sei Deutschland unvergessen, daß der Fürst während des Sezessionskrieges nicht ohne Mühe den König zurückgehalten habe, die Sezessionisten als kriegführende Macht anzuerkennen. England und Frankreich hätten es damals gern getan und es sei ihm nicht leicht gewesen, es zu verhindern. Er habe damals viele Zuschriften aus Amerika erhalten, in denen ihm der Dank ausgesprochen sei. Er selbst habe also wesentlich dazu beigetragen, das Wohlwollen zu begründen, dem man in Washington einen Ausdruck habe geben wollen. Und nun sollte dies Wohlwollen dazu benutzt werden, um dem Fürsten eine Rüge über die Art, wie des Königs Regierung von ihm im Gegensatz zu Laskers Partei geführt sei, und zwar durch seine eigene Vermittlung, zukommen zu lassen. Das wäre nicht möglich gewesen, wenn man unsere Verhältnisse gekannt hätte, wenn nur der amerikanische Gesandte ein einigermaßen politischer und erfahrener Mann gewesen wäre. Das könne man aber von dem Gesandten Sargent nicht sagen; der sei gar nichts davon. Die Beziehungen, die Lasker in Amerika gehabt habe und die auch hier sich gezeigt hätten, stammten von seinen Parteigenossen; das seien Herr von Bunsen und Rapp gewesen; Bamberger wollte er nicht einmal sagen. Jedenfalls sei der Fürst nicht dazu da, auf solchem Umweg sich durch sich selbst eine Korrektur zukommen zu lassen.

Gelegentlich der Unterhaltung über den deutschen Adel bemerkte der Fürst noch, die Fähigsten aus dem Adel und solche, die auch höheres Streben hätten, seien wohl in der Mitte des Landes, in der Mark; je weiter nach Osten, desto weniger Intelligenz und Streben, bis denn in Pommern die Zahl derer immer größer werde, die nur fruges consumere nati sunt. In den westlichen Provinzen, in Westfalen und am Rhein, seien die Adeligen durch die Erziehung der Jesuiten gänzlich verdorben, über den beabsichtigten Zweck hinaus, so daß sie auch für das, wofür man sie erzogen habe, nichts leisten könnten; „overdone" sagten die Engländer. So sei es auch in Österreich. Wie viele Magnaten wären in Österreich, im Verhältnis zu der kleinen Zahl bei uns; aber welche Mühe mache es, wenn man in Österreich jemand zur Regierung brauche oder wenn nur ein Botschafterposten besetzt werden solle.

Wo der Adel schlaff sei, sei es auch schlimm mit der Selbstverwaltung. In Pommern, um Varzin herum, wisse er genau, wie es gemacht werde. Der Schulmeister bekomme ein Zimmer im Herrenhaus und 60 Taler im Jahr, könne auch frühstücken, so oft und so viel er wolle. Das sei dann der Mann, der die Arbeit beschaffe.

Während der ganzen Unterhaltung nach Tisch, an der die Damen sich wie gewöhnlich gar nicht beteiligten, spielten die kleinen Rantzaus im Zimmer mit Wagen und Pferden und machten sich auch gelegentlich mit mir zu schaffen, waren aber immer in gemessener Entfernung vom Fürsten. (Fortsetzung folgt.)

[1]) Am 5. Januar 1884 erlag Lasker in New York einem Schlaganfall. Am 9. Januar 1884 nahm das amerikanische Repräsentantenhaus eine Resolution des Inhalts an: „Das Repräsentantenhaus hat mit tiefem Bedauern von dem Tod des hervorragenden deutschen Staatsmannes Eduard Lasker vernommen, dessen feste und beharrliche Darlegung freier und liberaler Ideen und hingebender Eifer für dieselben die soziale, politische und wirtschaftliche Lage seines Volkes wesentlich gefördert hat." Diese Resolution war von einem Abgeordneten Ochiltree eingebracht, auf dessen Antrag das Repräsentantenhaus beschloß, die Resolution der Familie des Verstorbenen und dem amerikanischen Gesandten in Berlin, Sargent, zur amtlichen Mitteilung an den deutschen Reichstag zu übermitteln.

Schneesturm

Von Hans Friedrich Blunck

Der Schlitten hielt, der Kutscher sah sich nach den beiden Gästen um, zuckte mit den Schultern und schrie durch den treibenden Schnee, daß er nicht wisse, wo sie seien.

„Fahr zu", rief der Mann zurück. Er fror sehr und hatte ein Grauen vor diesem Winter im Norden. Er war schon in den warmen Ländern aufgewachsen und obschon er sich noch eine Frau von den deutschen Meerinseln geholt, hatte er die Heimat kaum gesehen. „Wären wir nur in der Stadt geblieben", stöhnte er und kroch noch etwas tiefer unter die Pelze.

Die Frau antwortete nicht. Sie war vor langen Jahren, als Kindergärtnerin, nach drüben gegangen und hatte immer ein wenig Folgsamkeit vor dem reichen älteren Gatten beibehalten. Das blieb auch jetzt, wo das Schicksal sie beide arm und beraubt heimgesandt hatte.

„So viel Schnee gerade heute," dachte sie schüttelnd, „und ich will nichts als sehen, was aus den Meinen wurde." Ihr kam es aber doch, abergläubisch wie sie war, vor, als wäre der Sturm gekommen, um sie für ein langes Vergessen zu strafen.

Der Schlitten hielt wieder. „Es ist gefährlich weiter zu fahren," schrie der Kutscher, „wir sind vom Weg ab."

Der Wind jagte eine hohe Wehe zu den Leuten im Schlitten, die Pferde standen zitternd da, sie waren seit der Frühe unterwegs, erst den großen Damm vom Festland zur Insel herüber, jetzt seit bald einer Stunde im Schneesturm über die ungedeichte Inselweide.

„Aber so kann es doch auch nicht bleiben", rief die Frau entsetzt, sie dachte an Lächerlichkeiten, an Geschenke, die sie für nachgeborne Geschwister bei sich hatte, an einen Kranz mit Silberblättern für die Gräber. „So kann es nicht bleiben!" Sie warf entschlossen die wärmenden Pelze ab und sah sich stehend um. Ehe ihr Mann warnen konnte, klomm sie schon auf den Bock, es war als wollte sie dem Kutscher die Zügel abnehmen.

„Los!" befahl sie wieder. Der Mann zuckte die Schultern. „Nicht stehen bleiben", schrie sie ihn angstvoll an. Er trieb murrend die Tiere über die aufgewühlte Schneebarre und versuchte ins Weißgrau zu spähen, das ohne Aufhören schneidend und splitterfein über sie hinrann. Schritt um Schritt arbeiteten sie sich voran.

Da war der Frau, als habe sie mitten im Eiswind einen alten Ruch gespürt. Sie witterte, die Nasenflügel geweitet. Da — stieß sie den Kutscher an. Da, — dünne Räucherluft kam mit dem Wind, die Katenluft ihrer Kindheit. „Da ist ein Haus!" schrie sie. Sie trieb die Pferde laut rufend an und die versuchten wacker, ihr Letztes herzugeben. Der Kutscher ließ sie gewähren, er sah verzagt in die schon verwehte Spur zurück, wußte nicht wo ein, wo aus. Ob die Frau den Weg wußte? Die suchte wieder, der Wind blieb schneidend scharf und ohne Geruch. Aber sie verlor den Mut nicht, sie wußte, sie hatte sich nicht geirrt. Der Ruch, — nach zwanzig Jahren hatte sie ihn erkannt. Rufend, antreibend schrie sie den Fuhrmann an, bis eine schräge Wand vor ihnen auftauchte.

„Wie hast du das gemacht?" stammelte der Mann.

Sie lachte und wuchs vor ihm. „Ob ich meine Insel kenne!" —

„Sonderbare Gäste," lachte der Wirt verlegen, „die von hinten über den Zaun kommen!" Er öffnete verlegen lächelnd die Tür zu der kleinen Schankstube.

Zwei Wächter saßen da, ein dritter stapfte auf den Lärm neugierig die Treppe von oben herab. Der Teepunsch dampfte. Die älteren Leute sprachen mit roten Köpfen und zitternden Händen aufeinander ein. Der Jüngste, der zuletzt gekommen war, trank nicht. Er hatte ein hartes, körniges Gesicht. Die Fäuste in der Tasche, die Beine vorgestreckt, hockte er an der Tischkante und starrte die neuen Gäste an.

Der Wirt entschuldigte sich sehr, es sei kein weiteres Zimmer warm. Man sah ihm im Rauch etwas Schadenfreude an, daß die fürnehmen Gäste mit geringer Gesellschaft fürlieb nehmen mußten. „Beim Wattenkröger," seufzte er grinsend, „beim Wattenkröger haben wir kein Herrenzimmer."

Der junge Arbeiter sah die Neuangekommenen herausfordernd an. „Wir vom Deich," sagte er, „wir von den Deichen haben das nicht nötig."

Wie dieses Volk redet, dachte der Mann fröstelnd und wünschte sich seiner warmen Heimat zu. Ein verrückter Gedanke, im Winter auf diese wilden Inseln zu fahren! Er sah seine Frau rechthaberisch an. Die blieb indes gespannt, sie redete den jungen Wächter an.

„Ihr vom Deich?" fragte sie ihn. „Sind wir so weit gefahren?"

„Glück gehabt", grinste der Wirt. „Noch ein wenig weiter und Ihr wäret im weißen Watt gewesen."

„Wir bauen den neuen Deich hier um's Land", sagte der Junge stolz. „Kennt die Frau die Insel?"

„Ja", sagte sie leise.

Die Halbtrunkenen sahen sich einen Atem lang aufhorchend um. Dann vergassen sie's und verteilten ihre Welt von neuem. Der junge Arbeiter hatte die Frau im Auge behalten, er schüttelte etwas abweisend den Kopf, als sie den Trunkenen zuhörte.

„Die Frau kennt die Insel?" fragte er und fiel in seine Sprache. „Ist sie lange nicht hier gewesen?"

„Lange nicht mehr!"

„Da wird sie sich wundern, was die See alles abgerissen hat. Den ganzen Osterwall und den Kirchhof und was davor lag."

„Den Kirchhof auch?"

„Ja, darum bauen wir jetzt den Deich." Er lachte und wies die weißen Zähne. „Dafür hausen wir hier, — vielleicht führe die Frau sonst längst über's weiße Watt."

„Ist das nicht sehr einsam hier?" stieß der Mann dazwischen, er schüttelte sich und verstand nicht genau, worüber die andern sprachen.

„Müssen wohl welche am Deich bleiben, die sich um sonst nichts kümmern", sagte der Arbeiter wieder jungenhaft stolz. Man spürte, er hatte sich seine eigene Welt zurecht gedacht. „Welche, die nichts tun als abrechnen mit dem da draußen."

„Hast sonst niemand?"

„Hat die See alles weggetragen." Sie schwiegen, nur die Trunkenen quälten sich mit ihrer Einsamkeitsnot.

„Ich bin auch von der Insel", begann die Frau nach einer Weile.

„Aber die Frau ist lange weg gewesen!" sagte der junge Arbeiter verweisend, als habe er allein dies Recht auf dieses Land. Der Kröger grinste dazu, es schien ihm zu behagen, den Einbildungen des Jungen und der Furcht der Frau zuzuhören. Jetzt schien es ihm an der Zeit, sich selbst herauszustreichen. Er fuhr mit dem Ärmel über die einzige freie Scheibe des Zimmers. „Immer noch Schnee, nichts als Schnee, die Frau wäre nicht mehr weit gekommen."

Der Fuhrmann kam von den Pferden. „Verwünscht, nicht mehr weit gekommen", bestätigte er und goß sich heißes Wasser in ein Glas.

„Wo wollte die Frau denn hin?" fragte der Wirt.

„Mich umsehen", sagte sie. Sie wagte nicht den Hof zu nennen. „Ich bin hier ja geboren", flehte sie.

„Wie heißt die Frau?"

Sie nannte ihren Mädchennamen und sagte, daß sie in den zwanzig Jahren da drüben kaum mehr als vom Tod ihrer Eltern gehört habe. Sie sprach sehr rasch, ihr war gleich, wer da vor ihr saß, ein alter grinsender Wirt oder die trunkenen Leute, sie mußte irgendetwas vom Herzen laden, Heimweh, Vorwürfe, Sehnsucht, alles, was sie in der Zeit in sich vergraben hatte.

Ihr Mann, der der Mundart nicht folgen konnte, war zurückgesunken und nickte am Ofen ein.

Sie hat's besser gehabt, als wir mit dem blanken Hanse, dachte der Wirt, das Grinsen hatte ihn verlassen. „Von welcher Kate war die Frau, es sind viele des Namens hier auf der Insel."

Sie sagte rasch den Namen der Schleuse. „Einen Kranz habe ich mitgebracht für meine Eltern und dann —"

Der Wirt sah den jungen Arbeiter an oder er vermochte es nicht recht, sein Blick flog unruhig über den Fußboden. „Den Kranz muß die Frau in die See werfen, das ist zu spät. Hatte die Frau nicht Geschwister?"

Sie erschrak, daß sie noch nicht gefragt hatte. „Ja, ja, da waren noch Nachgeborne, als ich ging!"

Die Trunkenen schwiegen jetzt, sie starrten mit großen unbeholfenen Blicken von einem zum anderen, wollten beide etwas sagen und vermochten sich nur anzustoßen. Ein sonderbares Erwarten in der kleinen Kammer.

„Daß du noch einmal gekommen bist, Schwester", sagte plötzlich der junge Arbeiter halblaut. Er stand nicht auf, er tastete nur langsam nach der Hand der Frau.

Sie erkannte jäh ihres Vaters Gesicht von fern. „Bruder", rief sie erstickt und rückte näher zu ihm. Seine Augen schlossen sich, leuchteten auf, heller und immer kindlicher.

„Nun ist meine Schwester gekommen", seufzte er tief und strich über ihre Hände. „Man muß doch einen wissen, für den man's tut!"

„Mein Bruder!" lachte die Frau unter Tränen und beugte sich vornüber.

„Nun weiß man ein Leben," seufzte er, „Vater und Mutter sind so weit." Er wies mit der Stirn in die treibenden Schneeböen dem Meere zu. Sein Gesicht wurde weich und sehnsüchtig. „Es ist einsam hier, die See holte sie alle, wie schön, daß du kamst, Schwester!"

Der Mann am Ofen wachte auf, seine Frau schluchzte, sie hatte die Schläfen des fremden Arbeiters mit den Händen umfangen.

„Was ist das?" stotterte er. „Der Schnee," erschrak er und fuhr sich über die Augen, „all der Schnee!"

Die Flucht aus dem Niemandsland

Die Aufzeichnungen des Percy Kreuzwendedich Seaton

Roman von Lene Wenck

(1. Fortsetzung).

In Kalkutta kamen etliche englische Offiziere an Bord der „Sachsen", um ihren Europaurlaub anzutreten. Mein Vater zählte zu ihnen. Doch war bei ihm die Ursache dieses Urlaubes nicht erfreulich zu nennen. Krumm gezogen von einem Anfall heftigen Rheumatismus, betrat er das Schiff, sich beim Gehen mühselig auf Krücken stützend. Trotz dieser Beeinträchtigung seines Äußeren mag das Bild, das er bot, immer noch anziehend genug gewesen sein. Ich kann mich nicht entsinnen, je einen Mann gesehen zu haben, der sich im Hinblick auf die Erscheinung mit meinem Vater hätte messen können. Ausgestattet mit allen äußeren Vorzügen seiner Nation, mochte er durch seine, übrigens durchaus nicht etwa unmännlich wirkende Schönheit zweifellos den ersten tiefen Eindruck auf meine Mutter gemacht haben. Weiß ich doch von mir selbst, daß ich in späteren Jahren immer wieder — oft gegen meinen Willen von Bewunderung über das vollendete Ebenmaß seiner Gestalt und die ein wenig herbe Regelmäßigkeit seiner Gesichtszüge erfüllt war. Wieviel mehr mußte eine solche Bewunderung bei einer Frau erweckt werden, zumal dann, wenn sich in diese Bewunderung

ein tiefes Mitgefühl mischte für den Offizier, der sich im Dienste seines Vaterlandes eine schmerzhafte, schwere Erkrankung zugezogen! — Kurz vor der Einfahrt in Neapel verlobten sich meine Eltern, einer rasch erwachten, leidenschaftlichen Liebe folgend. Wenige Monate später wurden sie in Deutschland getraut. Das Leiden meines Vaters war einer erfolgreichen Behandlung in Wiesbaden gewichen, so daß seine Krankheit keinen Hinderungsgrund für eine Vereinigung bot. Und die Tatsache, daß er kein Deutscher, sondern ein Engländer war, bildete zu jener Zeit selbst in dem ausgesprochenen preußischen Haushalt meiner Großeltern keine Veranlassung, eine solche Eheschließung für unzuträglich zu erachten. Zwar besaß auch mein Vater kein nennenswertes Vermögen, allein er entstammte einer guten Familie, er war wieder befähigt, seinen Dienst zu tun, das junge Paar würde nach Indien zurückkehren und imstande sein, dort gemäß den herrschenden Sitten des englischen Offizierskorps zu leben. Im Anschluß an ihre Ausreise nach Indien besuchten meine Eltern zum ersten Male gemeinsam die englische Verwandtschaft, ohne daß sich aus diesem Aufenthalt in meines Vaters Heimatlande besonders nahe Beziehungen für meine Mutter zu den Seatons angeknüpft hätten. Ganz im Gegenteil scheint meine Mutter in jenen Tagen schon den Grund zu der sich später entwickelnden Feindseligkeit gegen die Nation ihres Mannes gelegt zu haben, so wenig dies auch zunächst nach außen dringen mochte. Besonders unerquicklich sollte sich ihr Verhältnis zu der einzigen Schwester meines Vaters gestalten. Jene Schwester, die ich später in ausgiebigstem Maße kennen lernte, erklärte jede ihr nicht unbedingt genehme Eigenschaft ihrer Schwägerin, mit dem Umstand, daß dies eben „deutsch", also folgerichtig etwas minderwertig sei. Daß meine Mutter eine solche Erklärung nicht ganz gemütsruhig aufnahm, entsprang einmal ihrem temperamentvollen Wesen, andererseits aber auch der Tatsache, daß sie als preußische Offizierstochter nicht gewillt war, irgendwelche Geringschätzung ihres Vaterlandes zu dulden. Doch wird dieses Eintreten für ihre Heimat wohl zum Teil auf ihre Abneigung gegen die Schwägerin zurückzuführen gewesen sein. Wenigstens spricht eine andere Beobachtung dafür, daß die Achtung des eigenen Vaterlandes wohl in ihr vorhanden war, — aber doch zunächst wenigstens etwas einer allgemeinen Bewunderung für die neue Heimat wich. Sie hat mir selbst einmal gestanden, daß sie in den allerersten Jahren ihrer Ehe nicht selten in der Gefahr geschwebt, der so manche Auslanddeutsche verfallen: einer allzu starken Hingabe an das neue Vaterland. Nicht zum wenigsten mochte hierzu eine große Willfährigkeit beitragen, sich den Wünschen des geliebten Mannes anzupassen. Unzählige kleine Meinungsverschiedenheiten, belanglose Dinge, schienen ihr stets zu gering, viel zu kleinlich, als daß sie es wert gewesen wären, ihretwegen Kämpfe zu führen. In einer Ehe mußten Konzessionen gemacht werden. Was war natürlicher, als daß die Frau es tat. Mein Vater verstand kein Deutsch, selbst während der Verlobungszeit bestrebte er sich nicht etwa, die Sprache seiner Braut zu erlernen, sondern sah es als selbstverständlich an, daß meine Mutter sich bemühte, ihre englische Weisheit zu vervollkommnen. Und sie besaß gute Vorkenntnisse; in Deutschland lernte man fremde Sprachen, weshalb sollte sie sich seinem Wunsche nicht fügen? So glitt sie schon während der Brautzeit leise in ein angenommenes Engländertum hinein, ohne auf die Warnungen ihres Vaters zu achten, der ihr vergebens klar zu machen gesucht, daß es nicht gut tue, ein Schiff mit vollen Segeln aus dem Hafen hinauszusteuern, da man sich nur zu bald gezwungen sehen werde, ein Teil der Segel zu reffen. Der Besuch in England weckte meine Mutter zum ersten Male aus ihren Träumen, zunächst ohne nachhaltigen Erfolg. Dieser sollte sich erst in Indien einstellen, um dann aber unaufhaltsam fortzuschreiten. Heute kann ich mir nur schwer vorstellen, daß meine Mutter einmal angestrebt haben sollte, das Muster einer englischen Dame zu werden, doch muß dem wohl so gewesen sein, da ein jüngerer Bruder meiner Mutter mir später einmal lachend erzählte, wie sehr sie über die ersten Briefe ihrer Schwester gespottet, die gar so englisch geklungen! Meinem Großvater müssen eben diese Briefe einigen Kummer bereitet haben, wenngleich er sich mit dem Gedanken Trost spendete, daß ihre gesunde Natur ihr die Rückkehr

zum Deutschtum bringen werde. Meine Mutter war jedoch gewillt, diese ihre Heilung von der Bewunderung alles Ausländischen, die so manchem Deutschen im Blute liegen muß, dem Umstand zuzuschreiben, daß sie England in seinen Kolonien kennen gelernt habe. Und einen schlimmeren Lehrmeister, so meinte sie, könne man nicht wohl finden. Langsam, aber sicher, zog sie einen für sie besonders verhängnisvollen Haß gegen die englische Nation in sich groß. Nach allem, was ich bisher gehört, ist es vielleicht die gefährlichste Art, Engländer kennen zu lernen, wenn man dieses Bestreben in die englischen Kolonien verlegt. Und es mag schwer genug für sie gewesen sein, mit den Regungen des Hasses, die dem ganzen Volk und nicht zum wenigsten dem Militär galten, vor einem einzelnen Menschen, ihrem Gatten, Halt zu machen. Mein Vater, der zweifellos von einer blinden Leidenschaft zu seiner Frau beherrscht wurde, besaß andererseits eine solche Fülle spezifisch englischer Eigenschaften, — ausgesprochene Herrschsucht, tiefinnerlichste Anmaßung, die gelegentlich ans Lächerliche streifte, daß er ihr nur zu viel Gelegenheit bot, ihm zu widerstreben. Dessen ungeachtet ließ auch sie sich zunächst wenigstens zeitweilig von seiner leidenschaftlichen Glut umfangen, sie mag auch oft aus dem Gefühl einer unerklärlichen Angst vor jenen sich immer weiter öffnenden unüberbrückbaren Abgründen die Augen geschlossen haben, — und so waren die ersten Ehejahre meiner Eltern ein steter Wechsel von heißer Liebe und bittersten Kämpfen. Die Glut der Leidenschaft konnte nicht währen; die Kämpfe hingegen wuchsen, und ich weiß mich aus meiner Kinderzeit der seltsamsten, erschreckendsten Auftritte zu erinnern.

Zwei Jahre nach ihrer Verheiratung sah meine Mutter der Geburt ihres ersten Kindes entgegen. Da es ihr zu Beginn der Schwangerschaft nicht gut ging, und der Arzt eine Luftveränderung für angemessen hielt, beschloß mein Vater, seine Frau für einige Monate in die Berge, also nach Simlah, zu schicken. Daselbst sollte sie ihre Niederkunft abwarten.

Zur Begleitung meiner Mutter wurde eine Eingeborene ausersehen, die später die Stelle der Ajah übernehmen sollte. Da meine Mutter sich vor der lange Zeit währenden Einsamkeit fürchtete, schlug mein Vater ihr vor, eine europäische Dame zur Gesellschaft mitzunehmen, die zunächst noch einige Wochen in Delhi zubringen sollte, um dann mit meiner Mutter nach Simlah zu reisen. Mein Vater war der Ansicht, daß nur eine Engländerin für diesen Posten in Frage käme, meine Mutter verwahrte sich gegen diese Zumutung und bestand auf der Wahl einer Deutschen. Heftige Kämpfe folgten, — und endlich langte Hortense de St. Clair in Delhi an. — Man hatte sich auf eine Französin geeinigt! Ob das Auftreten dieser Hortense nun wirklich das ausschlaggebende Moment wurde, um die Ehe meiner Eltern völlig zu zerrütten, ob das Gleiche auch ohne ihr Erscheinen unabwendbar geschehen wäre, weiß ich nicht. Jedenfalls beschleunigte dieser Besuch das Zerwürfnis in unheilvollster Weise. Fräulein de St. Clair weilte zunächst einige Wochen bei meinen Eltern in Delhi; da sie dem Bekanntenkreis der Grace Seaton, der Schwester meines Vaters entstammte, wird meine Mutter ihr von vornherein einiges Mißtrauen entgegengebracht haben, vermute ich! Als meine Mutter die Vorbereitungen zu ihrer Abreise traf, erkrankte mein Vater; so schob meine Mutter die Übersiedlung zunächst auf, doch verzögerte sich die Genesung meines Vaters von Tag zu Tag. Trotz der einsetzenden Hitze plagte ihn ein heftiger Anfall seines Rheumatismus dergestalt, daß meine Mutter immer wieder zögerte, ihn zu verlassen. Da ihr eigener Zustand jedoch infolge der steigenden Temperatur es immer ratsamer erscheinen ließ, der Ebene zu entfliehen, beschloß sie endlich abzureisen, zumal da Hortense de St. Clair sich in liebenswürdigster Weise erbot, vorläufig in Delhi zu bleiben, um dort für meinen Vater zu sorgen, der — wenigstens für die allernächste Zeit — ihrer Hilfe mehr bedürftig sein würde als meine Mutter. Meine Mutter nahm dies Anerbieten an. Wenn sie auch wenig Sympathien für die übermäßig lebhafte spielerische Art der Französin empfand, so erkannte sie doch dankbar, wie bereitwillig Hortense ihr zugesagt, in dem ausgestorbenen, heißen Delhi zu bleiben, während ihr doch die Freuden des zu sommerlichem Leben erwachten Simlah in Aussicht standen. Um so mehr zwang sie sich zu dieser Dankbarkeit, je mehr ihr ein leiser

Widerwille gegen die Fremde erwuchs, ein Widerwille, den sie sich nicht zu erklären vermochte, denn keine Ahnung einer aufkeimenden Neigung jenes Mädchens zu meinem Vater erfüllte sie. — Meine Mutter hat Hortense de St. Clair niemals wiedergesehen.

Beruhigt, ihren noch leidenden Gatten gut versorgt zu wissen, reiste sie ab, in der sicheren Erwartung, Fräulein de St. Clair nach Ablauf von wenigen Tagen in Simlah zu empfangen.

Meine Mutter hat über alle jene weit zurückliegenden Ereignisse niemals mit mir gesprochen. Meine Kenntnisse beruhen im wesentlichen auf Erzählungen der Ajah. Diese fand einen seltsamen Genuß darin, mir von jenen Zeiten zu berichten und scheute sich nicht, zu dem Knaben über Dinge zu sprechen, die weit über das Verständnis eines Kindes hinausgingen. Ich hätte diesen verworrenen Erzählungen, die sich ausschließlich auf Beobachtungen der phantasiereichen Alten gründeten, wohl kaum wieder gedacht, wenn ich nicht viel später in Deutschland durch einen Zufall die Bestätigung ihrer halb vergessenen, kaum begriffenen Berichte gefunden.

Tatsache war: meine Mutter weilte in Simlah, sah ihrer ersten Niederkunft entgegen, und mein Vater und Fräulein Hortense lebten in der Stadt. Ich wurde geboren, — nichts änderte sich. Da ich im Alter von wenigen Wochen erkrankte, verzögerte sich die Rückkehr meiner Mutter erheblich, weil sie mich nicht der Gefahr einer Übersiedlung aussetzen wollte. — In allen den Monaten empfing meine Mutter nie den Besuch ihres Gatten. Er befand sich in den Banden jenes Mädchens, das — so lächerlich dies klingen mag — auch die Korrespondenz zwischen meinem Vater und meiner Mutter übernommen hatte. Schließlich fanden englische Freunde meiner Mutter es nötig, sie über die Beziehungen ihres Mannes zu der Französin aufzuklären, wenn es einer solchen Aufklärung noch bedurft hatte. Vielleicht hat meine Mutter lange Zeit um jenes Verhältnis gewußt, ohne die Kraft zum Einschreiten zu finden. Nunmehr wandte sie sich brieflich an Fräulein von St. Clair und erhielt von dieser ein Schreiben, das ich selbst gelesen habe. Als ich etwa zwölf Jahre war, wühlte ich einmal unter alten Papieren meiner Mutter und fand unter anderem jenen Brief. Ich besaß damals die ganze Indiskretion, mit der Kinder mitunter ausgestattet sind, und las ihn mit brennendem Interesse. Er war von einer solchen Roheit, daß ich einer Erzählung derselben Tatsachen niemals Glauben schenken würde, wenn ich nicht jene Worte selbst schwarz auf weiß gesehen. Obwohl ich noch ein Kind war, machte das Schreiben einen solch tiefen Eindruck auf mich, daß ich mich noch heute fast wörtlich seines Inhalts erinnere. Hortense de St. Clair ließ sich in keiner Weise über die wahren Beweggründe aus, die sie in Delhi festgehalten, sondern wußte das Ganze so darzustellen, als müsse mein Vater jeglicher geordneter Häuslichkeit entbehren, während meine Mutter wohl die Möglichkeit besitze, zurückzukehren, da sie nur in übertriebener Besorgnis um ihre eigene und meine Gesundheit befangen in Simlah verbliebe. Nach diesen Bemerkungen begann jenes Mädchen, sich über die Ehe meiner Eltern auszulassen, meine Mutter mit den heftigsten Vorwürfen überschüttend. Sie muß, nach dem Briefe zu urteilen, von meinem Vater auf das Eingehendste über seine Ehe unterrichtet gewesen sein, erwähnte sie doch belangloseste Dinge, die allerdings nunmehr in ihrem Munde beachtenswerte Formen annahmen. Dabei verfehlte sie nicht, sich auf den Standpunkt der wohlmeinenden Freundin zu stellen. Besonders die Schlußwendung machte mir Eindruck: In sentimentalen Worten erklärte sie meiner Mutter, daß sie, Hortense de St. Clair, ihren ganzen Einfluß aufgeboten habe, meinen Vater zu bestimmen, seine Frau freundlich verzeihend wieder bei sich aufzunehmen und ihr auch in Hinkunft nichts nachzutragen. Wenn meine Mutter also jetzt wieder in ihr Haus zurückkehren könne, ohne die Folgen ihres strafbaren Handelns zu verspüren, so sei dies das Werk der Freundin, die also für sie eingetreten. Beigefügt war diesem Schreiben ein Brief meines Vaters, der 14 Bedingungen enthielt, unter denen er, nachdem ihm nunmehr die Augen über den wahren Begriff einer Ehe geöffnet worden seien, bereit wäre, meine Mutter wieder in Gnaden zu empfangen. Wilsons 14 Punkte haben mich lebhaft an die Worte meines Vaters erinnert.

Der Erfolg dieses Briefes war der, daß meine Mutter nach Delhi abreiste, sich dort zum deutschen Konsul begab und nach den Möglichkeiten einer Scheidung fragte.

Inzwischen hatte sich aber der militärische Vorgesetzte meines Vaters veranlaßt gefühlt, einzuschreiten. Das Verhältnis meines Vaters zu Hortense de St. Clair drohte zum öffentlichen Skandal zu werden, und Engländer sind in solchen Dingen, sobald die äußere Haltung gefährdet wird, empfindlich. Ihre sittlichen Bedenken wachsen mit dem Grade, in dem die Öffentlichkeit an Verfehlungen teilnehmen kann. Der Oberst forderte augenblickliche Verabschiedung der Französin. Mein Vater, dem das Mädchen bereits lästig geworden sein mochte, der sich vielleicht auch sehnte, Frau und Sohn bei sich zu sehen, gab diesem Verlangen bereitwillig ohne zu zögern nach. Der Gedanke, was aus Hortense wurde, wird ihn kaum belastet haben. Er zahlte leicht widerstrebend die Überfahrt, — und seine Tugend stand wieder makellos am britischen Himmel.

Hortense de St. Clair war abgereist, als meine Mutter in die Stadt kam; irgendwelche absoluten Beweise hatte sie nicht in der Hand, so riet ihr der Konsul alle entscheidenden Schritte zu unterlassen, die hier in Indien für sie, als englische Staatsangehörige, nur unter außerordentlich schwierigen Verhältnissen getan werden konnten, zumal das deutsche Konsulat ihr keine Unterstützung gewähren konnte. Ob meine Mutter wirklich durch das Verschwinden der Französin beruhigt war, oder ob sie die Aussichtslosigkeit, eine für sie günstige Entscheidung herbeizuführen, einsah, sie zog wieder in dem Hause ihres Mannes ein, unterschrieb — so unglaublich dies klingen mag — die 14 Bedingungen und gab sich völlig in die Hände meines Vaters. Nach Deutschland, an ihre Eltern, hat meine Mutter von diesen Dingen nie berichtet. Auch während einiger Urlaubswochen, die sie in den nächsten Jahren teils allein, teils mit meinem Vater im Elternhaus verlebte, sprach sie sich über ihre Ehe nicht aus. Daß man dort, wie ich später durch den Bruder meiner Mutter erfuhr, wohl unterrichtet über jene Ereignisse war, wußte sie nicht. Ein Bruder der Hortense de St. Clair lebte als Franziskanerpater in einem, so viel ich mich entsinne, belgischen Kloster. Ihm hatte die Schwester anläßlich eines Streites mit zynischer Offenheit von ihren indischen Erfolgen berichtet. Das Gewissen des rechtlichen, viel älteren Mannes wurde durch diese Erzählung seiner Schwester aufs schwerste belastet. Er sah keinen anderen Ausweg und schrieb meinem Großvater, diesen bittend, bei seiner Tochter Vergebung für Hortense zu suchen. Meinem Großvater mag der Standpunkt des weltfremden Paters recht fern gelegen haben. Schwer erschüttert von dem Bericht und gemäß seiner ganzen Eigenart von einer heftigen Abneigung gegen jeden öffentlichen Skandal erfüllt, waretete er angstvoll auf den nächsten Besuch meiner Mutter, wohl wissend, daß er auf brieflichem Wege nichts erfahren werde. Und als meine Mutter sich über jene Ereignisse ausschwieg, vielleicht in der Annahme, in dem streng disziplinierten Hause keine Unterstützung für Scheidungspläne zu finden, vielleicht auch erschreckt von der Aussicht, wieder als Tochter in die engen Verhältnisse des Elternhauses zurückkehren zu sollen, glaubte er richtig zu handeln, wenn auch er schwieg, wenn er anscheinend nichts von diesen Dingen ahnte. Und meine Großmutter war in jenen Jahren schwer leidend, nicht fähig, sich der Sache meiner Mutter anzunehmen. So gab auch sie sich nur zu bereitwillig der Täuschung hin, daß jene Schwierigkeiten sich gelöst, daß hier kein Dritter berechtigt sei, einzugreifen. Scheu vor den unliebsamen Begleiterscheinungen einer Scheidung, Furcht vor dem Zwange, die Tochter und den Enkel auch noch von dem mäßigen Offiziersgehalt ernähren zu sollen, die wahnwitzige Hoffnung, daß „alles doch auch ohne gewaltsame Eingriffe gut werden müsse" haben mein Geschick in unheilvollster Weise beeinflußt. Ich bin überzeugt, damals hätte meine Mutter eine Scheidung durchsetzen können, in der ich ihr zugesprochen werden mußte.

Es hieße ganz unrechtmäßigerweise eine Gloriole von Märtyrertum über meine Kindheit breiten, wollte ich hier behaupten, daß ich in jenen indischen Jahren unter den bei uns herrschenden Zuständen besonders hart gelitten hätte.

Wohl gab es fast täglich mehr oder weniger erregte Szenen zwischen meinen Eltern, die mich mitunter nicht unbeträchtlich ängstigten. Allein mir fehlte jede Vergleichsmöglichkeit. Ich wußte es ja nicht anders, überdies wari ch zu jung, um die ganze Tragweite der ständig wachsenden Feindseligkeiten zu begreifen. Alle jene mir heute unfaßbar erscheinenden Auftritte waren mir damals natürlich, soweit ich mir überhaupt Gedanken darüber machte. Und auch zahllosen Absonderlichkeiten unseres Hauses brachte ich nicht die leiseste Verwunderung entgegen. Mein Vater pflegte englisch mit mir zu sprechen, hingegen kann ich mich nicht entsinnen, auch in Indien jemals andere als deutsche Worte von meiner Mutter im Verkehr mit mir gehört zu haben. Zeigte ich eine Eigenschaft, die meinem Vater mißfiel, so verfuhr er nach dem Rezept seiner Schwester, — der Fehler war unzweifelhaft deutschen Ursprungs. Und auch meine Mutter beschritt diesen Weg, nur daß sich ihr die Erklärung für gelegentliche Ungezogenheiten aus dem in meinen Adern fließenden englischen Blut bot. Sehr tiefen Eindruck machten mir solche Bemerkungen zunächst nicht. Erst als ich älter geworden, begann ich über diese Zwiespältigkeit nachzudenken. Ich weiß im Grunde heute noch nicht, ob ich tatsächlich ein Gemisch beider Nationen bin, ob man eine solch strikte Scheidung überhaupt unanfechtbar wird durchführen können, oder ob diese Dinge nur in der Vorstellung meiner Eltern lebten.

Daß ich meinem Vater sonderlich nahe gestanden, kann ich nicht sagen. Er war häufig abwesend. Zudem lebten meine Mutter und ich während der heißen Zeit in den Bergen. Und in meiner ersten Kindheit wußte mein Vater wohl auch nicht viel mit mir anzufangen. Er vernachlässigte mich nicht etwa, aber es war ersichtlich, daß sein Interesse mehr dem größeren Knaben gelten würde. Als ich begann, sportliche Neigungen zu zeigen, wuchs seine Anteilnahme an mir. Mit sieben Jahren sandte man mich in eine kleine Privatschule für Kinder englischer Offiziere und Beamter, und ich fühlte mich dort sehr befriedigt. Das ganze indische Leben war überdies wohl geeignet, mir zu gefallen. Meine Ajah betreute mich noch immer, erzählte mir die wundersamsten Sagen und Märchen, an denen Indien so reich ist, und tröstete mich, wenn ich irgendwelcher Unarten halber mit meiner Mutter in Zwiespalt geraten. Ich besaß Gespielen, unzählige Tiere gehörten zu unserm Haushalt, ich durfte reiten; überdies begann ich bereits in jener Zeit, eine offenkundige Neigung zur Musik zu zeigen. Meine Mutter, die mich — sehr zu meinem Leidwesen — im Deutschen unterrichtete, bei welchem Unternehmen sie nicht selten die Geduld verlor, entdeckte in einem jungen deutschen Kaufmann nicht allein die Fähigkeiten, sondern auch eine auffallende Lust zum Lehren. So erhielt ich die ersten Klavierstunden, denen ich weit mehr Begeisterung und Fleiß zuwandte als meinem sonstigen Unterricht. Ich verstand nach kürzester Zeit Noten zu lesen und begann, unerachtet dieser Wissenschaft, bald nach dem Gehör zu spielen, mich selbst am meisten an diesen Produkten meines Gedächtnisses erbauend. Ich spielte alles, was ich hörte, übertrug die seltsamsten indischen Melodien auf das Klavier, saß bei Empfängen meiner Eltern, bei denen nach deutscher Sitte häufig musiziert wurde, stundenlang vor verschlossener Türe, meist nur sehr dürftig bekleidet, da ich dem Bett entwichen, und lauschte, um am folgenden Tage meine Versuche anzustellen. Mein Vater hatte nur sehr widerstrebend die Einwilligung zu meinem Unterricht gegeben. Ich wußte, daß ich bei ihm keine Lorbeeren ernten würde, und geschickt, wie Kinder im Bedarfsfalle in solchen Dingen werden, stellte ich meine Übungen im wesentlichen zu den Stunden an, in denen er abwesend war. Er betrachtete Beschäftigung mit Musik als „deutsch", verweichlichend und erging sich nicht selten in Ausdrücken des herbsten Spottes über meine Neigung, ohne daß mich diese Nichtachtung irgendwie gestört hätte. Da ich ihm fremd gegenüberstand, berührte mich seine Kritik kaum, während gelegentliche Ausbrüche von Zärtlichkeit mich etwas aus dem Gleichgewicht brachten, weil ich sie nicht zu erwidern wußte und lediglich stumm über mich ergehen ließ. Aber auch abgesehen von den Übungen am Flügel versuchte ich mich an anderen Instrumenten und legte mir eine kleine Sammlung indischer Musikgeräte an. Es

mag nicht immer ganz leicht gewesen sein, meine Übungen auf diesen verschiedenartigen Flöten, Trommeln, Pauken und geigenartigen Gebilden anzuhören.

Reiche Abwechslung in unserm Leben boten die Europareisen, die wir in Abständen von zwei zu drei Jahren unternahmen. Schon die Seefahrt versetzte mich in nicht geringe Begeisterung, kannte ich doch damals auf den wochenlangen Überfahrten durchaus keine Anwandlung von Seekrankheit, wohingegen späterhin schon der Anblick des Kanals genügte, um mich zur Strecke zu bringen. Ich trieb mich weidlich auf den Schiffen umher, schwatzte mit der Mannschaft und kannte kein höheres Ziel der Sehnsucht, als dereinst selbst Seemann zu werden. Zwar liebte ich die Besuche in England nicht übermäßig. Doch schienen sie mir den Übergang zu größeren Freuden zu bilden. Ein solcher Aufenthalt in London steht mir noch heute als grau und unfreundlich in der Erinnerung. Die Schwester meines Vaters, Tante Grace, bei der wir alsdann wohnten, war unverheiratet, keineswegs darauf eingerichtet, Kinderbesuch zu empfangen und sah in mir lediglich einen Menschen, der weder ihre glattgewichsten Fußböden, noch ihre ganze reinlichkeitstrotzende Einrichtung sonderlich achtete, und war dementsprechend nicht übermäßig gütig zu mir. Auch durfte ich das Haus in London nicht allein verlassen, war somit ständig darauf angewiesen, daß sich jemand meiner annahm und mich ins Freie führte. Und für Spaziergänge selbst in den wohlgepflegten Parks besaß ich wenig Verständnis. Anderseits war ich ein solch eingeschlossenes, im wesentlichen im Hause basierendes Leben nicht gewöhnt, zudem meist von der Seereise reichlich verwildert und fand wirklich nicht das geringste Wohlgefallen an dem Londoner Dasein. Aber solch ein Aufenthalt wurde doch stets nur auf Wochen ausgedehnt, und dann ging es abermals auf die Reise, dieses Mal mit dem Ziel: Deutschland. Mein Vater pflegte seinen Urlaub zu benutzen, um irgendeinen Kurort, meistens Wiesbaden, aufzusuchen, da ihm Rheumatismus immer wieder zu schaffen machte, und meine Mutter und ich fuhren zu den Großeltern. — Mein Großvater konnte, als er den Abschied nahm, auf 17 Garnisonen zurückblicken, in denen er gestanden. Und wenn ich auch nur den geringsten Teil dieser Städte gesehen, so mußten wir doch das eine Mal bis nach Königsberg in Preußen fahren, um drei Jahre später unsere Schritte nach dem Elsaß zu lenken und Straßburg aufzusuchen. Ja einmal erlebten wir einen dieser 16 Umzüge mit und begleiteten die Großeltern in das neue Domizil nach Altona. Natürlich war der ganze Zuschnitt im großelterlichen Hause völlig anders geartet als unser indisches Leben, schien mir aber nicht weniger reizvoll zu sein. Häufig weilten gleichzeitig mit uns noch andere Gäste im Dörenberg'schen Hause, die beiden Brüder meiner Mutter, beide noch unverheiratet, kümmerten sich in treuester Weise um mich, es gab unzählige Vettern und Cousinen, — und ich war der weitestgereiste, der „Engländer". Damals fühlte man noch Bewunderung für diese Nation. Kurz gesagt, diese Europareisen entbehrten nicht der Reize für mich. Meine Mutter genoß diese Zeit zum mindesten in gleichem Grade wie ich. So wenig sie sich vielleicht danach sehnen mochte, wieder völlig in diesem Kreis zu leben, so sehr behagte es ihr als Besuch hier zu weilen. Nach Ablauf einiger freundlicher ungetrübter Wochen pflegte mein Vater uns abzuholen. Er blieb auch wohl wenige Tage, doch fühlte er sich nicht sonderlich wohl in dieser fast ausschließlich deutschsprechenden Umgebung. Mein Großvater hat niemals ein englisches Wort mit seinem Schwiegersohn gewechselt, obwohl er der Sprache mächtig war. Nach seiner Ansicht hatte der Jüngere die Sprache des Älteren zu lernen; tat er das nicht, so mußte er auf direkten Verkehr mit dem Schwiegervater verzichten und meine Mutter als Dolmetscher benutzen. Meine Großmutter, die in allen Dingen weicherziger war, suchte zu vermitteln, bemühte sich auch englisch zu sprechen. Aber alle ihre Bestrebungen konnten die mit jedem Tage wachsende Unbehaglichkeit nicht verdecken. Soweit ging dieses Unbehagen, daß selbst ich davon ergriffen wurde, und dadurch den Abschied, der mir sonst wohl sehr schwer geworden wäre, leichter überwand.

(Fortsetzung folgt.)

Der Dostojewski-Taumel als Schrittmacher des Bolschewismus

Sir Galahads „Idiotenführer durch die russische Literatur" (München, Albert Langen) bedeutet das Ziehen der Notbremse in einem Zug, der durch fahrlässige Weichenstellung auf ein falsches Geleis geleitet worden ist. „Das Buch mußte kommen. Einmal mußte sich die Reaktion gegen das Eindringen der russischen Literatur bemerkbar machen ... Daß jemand heute gegen Dostojewski schreibt, ist bemerkenswert, vor allem bei den hartnäckigen Versuchen, uns Dostojewski offen (Meier-Gräfe, Nötzel) oder auf Schleichpfaden aufzuzwingen." Das wertvolle Eingeständnis ist einer im übrigen gereizt ablehnenden Kritik entnommen, die — bezeichnend genug — gegen Sir Galahads Streitschrift empört ist, nicht weil sie sich gegen Dostojewski, sondern weil sie sich gegen den Bolschewismus richtet, der in gewissen Literaturklüngeln seit längerem ein jüdischer Kultgegenstand ist. Daß Dostojewskis Geistigkeit eine Vorform des Bolschewismus ist; daß Lenin und Trotzky nur ernten, was er gesät hat, nämlich die Idolatrie der Erniedrigten und Beleidigten; daß diese östliche Psyche für uns, für ganz Europa eine ungeheure Gefahr ist: solche Feststellungen werden offenbar als unbequem empfunden, weil sie noch nicht zu spät kommen, weil es noch Zeit ist .... Seit Nietzsches „Fall Wagner" ist dieser „Idiotenführer" die glänzendste Streitschrift in deutscher Sprache: von einer Überlegenheit und Witzigkeit, deren metaphysische Tiefe man erst bei wiederholtem Lesen auskostet, geschrieben in einer Sprache von vollendet kühner und eigenartiger Prägung, so daß mir wiederholt unter sich sehr verschiedene Leser durch auswendiges Zitieren ganzer Stellen ihren rein ästhetischen Genuß an den meisterhaften Formulierungen bezeugten. Sir Galahads Buch ist vor allem deshalb so bedeutend, weil es nicht im Literarischen stecken bleibt, sondern in eine fulminante Kritik des Marxismus und seiner spezifisch russischen Form, des Bolschewismus, mündet. Es reicht weit über den Rahmen einer Polemik hinauf in eine Sphäre, wo die großen und ewigen Probleme des Lebens stehen.

Um Dostojewskis künstlerische Mängel als belanglos hinzustellen, haben seine Propagatoren die kluge Formel in Umlauf gesetzt, diese Romane seien ja gar keine Kunstwerke, sondern mehr, viel mehr: eine Weltanschauung, ein Glaube, eine neue Einstellung zu Gott und Mitmensch, ein Bekehrungserlebnis wie des Paulus Tag von Damaskus. Das ist nun Sir Galahads Verdienst, daß er diese Formel aufgreift und unter die Lupe nimmt. Keine bloßen Romane? Zugegeben! Mehr, unheimlich mehr, eine Weltanschauung, ein neuer Glaube, eine Umwertung der Werte, eine neue Einstellung zu Gott und Mitmensch? Alles zugegeben! Aber besehen wir sie einmal näher, diese neue Weltanschauung! Was lehrt dieser neue Glaube? Welches sind die neuen Werte, die er verkündet? Welche Geistigkeit, welche seelische Verfassung steckt dahinter? Welche Art Mensch stellt er obenhinauf, welche Art Mensch *will* mit ihm obenhinauf? Antwort: Der chaotische Mensch in seiner spezifisch russischen Erscheinung, ein Chaos, das vom schwärzesten Fanatismus der Duchoborzen und Altgläubigen bis zum rötesten Lenins und Radeks reicht. Denn, ob religiös oder bolschewistisch, in diesem Punkte sind sich diese Chaotiker einig: im fanatischen Hasse dessen, was europäisch ist.

Man erlaube mir einen scheinbaren Exkurs. Der Direktor eines großen deutschen Verlags schrieb mir unlängst: „Ihr Aufsatz" (in den Münchener Neuesten Nachrichten) „kommt fast schon zu spät. Die Abkehr von russischer Literatur, insbesondere von Dostojewski, trat deutlich schon vor rund einem Jahr ein. Sie war schon eingetreten, als das deutsche Publikum in jeder Zeitschrift und jedem Inserat mit Hymnen über das doch nun mal furchtbar langweilige Tagebuch der Frau Dostojewskis überrascht wurde ... Nur glaube ich, daß das Maß der Verwüstung durch den Einbruch russischen Geistes nach Westeuropa in seiner ganzen Größe noch nicht erkannt worden ist. Dieser Einbruch russischen Geistes hat bei uns so ungefähr alles zerstört. Er setzte, wie ich mich erinnere, mit seinem Hauptstoß ein etwa 1911/12. Ich war damals Mitarbeiter bei (...) und ich erinnere mich deutlich, wie die Bewegung des „Blauen Reiters" entstand. Auch Sie werden einen Mann wie Herrn Kandinsky zu lieben und zu

schätzen wissen. (Und ob!) Dieser Mann, ein penetranter, dabei durchaus disziplinierter, aber völlig unschöpferischer und destruktiver Kopf, machte damals nicht nur eine ganze Generation von Malern — leicht bewegliche Leute — verrückt, er trübte merkwürdigerweise damals sogar den gesunden Verstand eines so starken, klaren, harten Kopfes wie es der von (...) ist. Ich habe zugesehen, wie im Grunde genommen harmlose Köpfe wie der von Franz Marc völlig verwirrt und umnebelt wurde ... Heute wissen wir: das alles war wirklich nichts als reiner Kohl. Der Stoß ging bekanntlich bis nach Paris, von Berlin nicht zu reden, er reichte bis Mailand. Ich halte sogar die Bücher Spenglers für ein Produkt jenes Einbruches. Wenn man darüber nachdenkt, findet man überall die Spuren dieser russischen Geistesinvasion."

Warum ich diese Zuschrift hierhersetze? Vor allem, weil sie das von Sir Galahad nicht berührte Gebiet des Bolschewismus in der bildenden Kunst hereinnimmt — denn Bolschewismus und sonst nichts ist der futuristische Humbug mit allem, was drum und dran hängt. Sodann aber, weil die Türen, die Sir Galahad einstößt, alles andere als offen sind, wie uns das Wutgeheul belehrt, das der östliche Konzern nach ingrimmigen, aber vergeblichen Versuchen des Totschweigens nunmehr auf der ganzen Linie anstimmt. Warum? Weil er sich getroffen fühlt. Sir Galahad schlägt die Dostojewskioten mit ihrer eigenen Waffe. Dostojewski (dies ist das Hauptthema der Schrift) schafft tatsächlich, wie kein anderer Autor, die für die bolschewistische Ansteckung unerläßliche seelische Voraussetzung. Er stürzt alles um. Das Unterste kommt obenauf, fühlt sich als Gipfel. Nachdem die Infektion erfolgt ist, kann er ruhig preisgegeben werden; in Sowjetrußland ist er sogar verboten. Aber als Voraussetzung des Bolschewismus ist er so unentbehrlich wie die Erkältung für eine Stirnhöhleneiterung.

Man gestatte mir einen zweiten Exkurs. Ich zitiere, aufs äußerste zusammengedrängt, ein paar Stellen aus dem „Fall Wagner": „... ein typischer Dekadent, der sich notwendig in seinem verderbten Geschmack fühlt, der mit ihm einen höheren Geschmack in Anspruch nimmt, der seine Verderbnis als Gesetz, als Fortschritt, als Erfüllung in Geltung zu bringen weiß. Und man wehrt sich nicht! Seine Verführungskraft steigt ins Ungeheure, es qualmt um ihn von Weihrauch, das Mißverständnis über ihn heißt sich ‚Evangelium' — er hat durchaus nicht bloß die Armen des Geistes zu sich überredet! ... Daß man nicht gegen ihn sich wehrt, das ist selbst schon ein Zeichen von Decadence. Der Instinkt ist geschwächt. Was man zu scheuen hätte, das zieht an. Man setzt an die Lippen, was noch schneller in den Abgrund treibt... Die Probleme, die er bringt — lauter Hysterikerprobleme ... Seine Helden und Heldinnen, als physiologische Typen betrachtet: eine Krankengalerie!" Ich zweifle, ob selbst Nietzsche solche Worte heute über Dostojewski schreiben dürfte, ohne angepöbelt zu werden. Daß er heut in diesem Sinne schriebe und denselben Dostojewski, der ihm als Fundgrube für alle seelischen Umwertungen unschätzbar schien, als europäische Gefahr signalisierte, bezweifle ich keinen Augenblick. Wenn das Kino längst die Schundliteratur der Analphabeten ist, so wird Dostojewski nachgerade die der Intellektuellen. „Die Technik seelischer Zerfaserung," schreibt Friedrich Oldenbourg in seiner lesenswerten Schrift „Buch und Bildung" (München, Beck), „wie sie gerade von den großen Russen gepflegt wurde, ist in ihrer Unerbittlichkeit dem Kino verwandt; denn wie dieses beschränkt sie die Phantasie des Lesers und bindet ihn an eine strenge Eindeutigkeit." Es ist, lediglich um ein Stockwerk höher, die nämliche Leere und Erschöpftheit, es sind die nämlichen Süchte und Lüste, es sind vor allem künstlerisch die nämlichen Mittel, auf welche und durch welche hier wie dort gewirkt wird: eine im Finstern auf einen nervös flimmernden Film wie durch Zauber gebannt glotzende Masse. Und wie im Kino bei den ergreifenden Stellen, statt Klavier und Geige, Harmonium oder Orgel beliebt wird, werden Dostojewskis Hysteriker und Hysterikerinnen auf den Höhepunkten ihrer Anfälle „heilig" und die Bude stinkt nach Bekenntnissen schöner Seelen.

Mag sein, daß der Verfasser der Zuschrift mit seiner Überzeugung recht hat, der Dostojewski-Taumel habe seinen Höhepunkt überschritten. Das Verdienst Sir Galahads wäre darum nicht

geringer, gemäß dem Zarathustraworte: „Was fällt, soll man auch noch stoßen." Die Wirkung jedenfalls, die Dostojewski auf die europäischen Literaturen ausgeübt hat, ist die einer ausgesprochenen Verödung, stellenweise Verblödung. Am schlimmsten zeigt sie sich in England, Deutschland und der Schweiz. Dostojewski seine „Technik" abzugucken und nachzuahmen, kann nur subalternen Köpfen einfallen, da sie mit seiner Krankheit verwachsen und aus ihr erwachsen ist. Man müßte krank sein wie er, ein zweiter Dostojewski. Aber der eine genügt.

Rosenheim. Josef Hofmiller.

Neuerscheinungen

Neue „Bücher der Bildung" (Albert Langen Verlag). Seitdem ich über dieses Unternehmen das letztemal berichtete, sind ein Dutzend neue Bände erschienen:

Die von Josef Bernhart besorgte Auswahl aus den Schriften des großen Physikers H. v. Helmholtz, „Natur und Naturwissenschaft" war ein Bedürfnis. Sie enthält folgende Essays: Über das Streben nach Popularisierung der Wissenschaft. Über die Wechselwirkung der Naturkräfte. Über das Verhältnis der Naturwissenschaften zur Gesamtheit der Wissenschaft. Goethes Vorahnung kommender naturwissenschaftlicher Ideen. Das Denken in der Medizin. Über das Ziel und die Fortschritte der Naturwissenschaft.

Das Schönste von Rousseau hat Tony Kellen aus den Werken, vor allem den „Bekenntnissen" und anderen selbstbiographischen Schriften mit großer Umsicht ausgewählt und so den Rousseau-Band gegeben, den unsere Zeit braucht. Es seien u. a. die Aufsätze genannt: Über die Frauen. Das musikalische Genie. Der Ursprung der Ungleichheit unter den Menschen. Der Gesellschaftsvertrag. Die Regierungsformen. Der Mensch und die Welt. Der Geist der Reformation. Das Studium der Natur. Die Königin Phantastika. H. St. Chamberlain nennt Rousseau „den bedeutendsten Buchkünstler französischer Zunge" und einen „genial unbewußten Meister der mühelos vollendeten Form". Über Rousseaus Briefe, von denen der Band ebenfalls eine Anzahl bringt, schreibt Chamberlain: „Gedanklich und stilistisch stehen sie in ihrer Eigenart einzig da — einzig namentlich an unbegreiflicher Kraft der Wirkung bei vollendeter Einfachheit der Sprache".

Die schönsten Prosaschriften von Richard Wagner: Wie viele Deutsche kennen vom größten deutschen Musikschriftsteller — denn das ist Wagner, trotz Schumann — keine Zeile! Die 3 herrlichen Erzählungen: Eine Pilgerfahrt zu Beethoven, Ein Ende in Paris, Ein glücklicher Abend! Die schneidend witzigen Kritiken der Pariser Freischützaufführung! Vor allem aber die großartige Schrift über Beethoven!

Der Leipziger Germanist Rudolf Hildebrand nannte sich bescheiden gern einen „Sonntagsphilosophen". Wie originell dieser Sonntagsphilosoph war, zeigen die Ausschnitte: Wie man von Tieren lernen kann. Wie Lachen schön macht. Etwas vom Sterben. Etwas vom Leben. Prophezeiungen. Das Hutabnehmen. Soldatisches Grüßen. Der Fußfall. Über den Vorarlbergischen Bauern-Dichter Franz Michel Felder. Über Grimms Wörterbuch. Den Band besorgte der erste Kenner Hildebrands, Professor Helmuth Wocke in Liegnitz, der hier zum erstenmal aus dem Nachlaß Aufzeichnungen aus dem Tagebuch und unveröffentlichte Briefe bringen konnte.

Der Macaulay-Band „Mächte der Geschichte" verzichtet auf die aller Welt bekannten Essays, wie Lord Clive und Warren Hastings; dafür enthält er: Friedrich der Große. Machiavelli. Das Papsttum. Die Juden.

Ein Bedürfnis war auch der von Tim Klein besorgte Schiller-Band „Gestalt und Gedanke". Er enthält vor allem die großartigen Charakteristiken und Schilderungen aus dem „Abfall

der Niederlande" und der „Geschichte des 30jährigen Kriegs", den „Verbrecher aus verlorner Ehre", „Spiel des Schicksals", das Bedeutendste aus den philosophischen Schriften und Schriften über Drama und Theater. Das Wertvolle ist, daß man das alles in einem einzigen Bande beisammen hat.

Das Jahr 1924 brachte die erste Biographie Wilhelm Raabes, die den Dichter in die gesamtdeutsche Entwicklung des Deutschland vor dem Kriege einordnete: die von Heinrich Spiero (bei Hoffmann & Co., Darmstadt). Mit ihrer Fülle von Tatsachen und ihren eingehenden Zergliederungen der Werke ist sie eine, wenn auch nicht unumgänglich nötige, so doch wertvolle Voraussetzung für das Buch von Wilhelm Heeß „Raabe. Seine Zeit und seine Bedeutung". (Verlagsanstalt Walter Klemm, Berlin-Grunewald, geh. 4,50.) Diese Schrift ist bedeutend durch das, was sie erstrebt, und durch das, was sie erreicht. Sie will zeigen, wie Raabe ein Vertreter des alten Deutschland ist, in dem Augenblick, in dem es im Begriffe ist, ins neue Reich zu entarten, mit seiner Anbetung von Erfolg, Industrie und Mammon. Diese These wird mit eindringender Kenntnis durchgeführt, wobei freilich der Verfasser für die Seiten Raabes kein Auge hat, die den Zugang zu ihm erschweren. Man lese z. B. in Ludwig Thomas „Stadelheimer Tagebuch" nach, wie er sich im Gefängnis ehrlich Mühe gibt, in Raabe hineinzukommen. Am ersten Tag liest er den „Heiligen Born": „steht in keinem Verhältnisse zu seinen anderen Romanen, von denen mir Abu Telfan und Christoph Pechlin das meiste Vergnügen bereitet haben." Tags darauf: „Ich habe Raabes Kinder von Finkenrode gelesen; sie gefielen mir nicht so wie spätere Romane von ihm. Er spinnt Stimmungen zu lang aus; in dem ganzen Buche ist nicht ein Charakter klar gezeichnet, und die Typen sind etwas verbraucht. Im Stil stören mich die immer wiederkehrenden Exklamationen. ‚O Cäcilie!' Sie wiederholen sich alle 5 Seiten. Das ganze Buch hätte mit 25 Seiten geschrieben sein können, und es wäre dieselbe Stimmung herausgeholt worden. Es hat aber 290." Drei Tage später kommt Thoma beim „Horn von Wanza" zu ähnlichen Ergebnissen. Am 25. liest er den „Dräumling" und freut sich herzlich darüber. Noch am vorletzten Tage liest er „Villa Schönow", die er ungenießbar findet, im Gegensatze zu den „Leuten aus dem Walde". Wir würden uns besser verstehen, hätte die Raabe-Gemeinde auch Augen und Ohren für seine Mängel als Gestalter, die bis tief ins Sprachliche reichen, vor allem in alles Sprachliche des Dialogs. Man kann den treuen Eckart Raabe von Herzen lieben und sich gleichzeitig über seine eigensinnige Technik rechtschaffen ärgern. Er bringt es nicht fertig, sein episches Garn abzuwickeln; er läßt es schleifen, sich verfangen, verwirren, zieht und zerrt, reißt die Schnur ab, versucht den hundertfach verknoteten Knäuel Schleife für Schleife zu lösen, knüpft wieder an und so weiter ohne Grazie in infinitum. Kein deutscher Dichter hat so wie Raabe verdient, die Stelle einzunehmen, die Scott und Dickens im Bereich der englisch sprechenden Welt einnehmen: Führer, Warner, Erzieher, Freund, getreuer Eckart und Märchenonkel ganzer Generationen zu sein. Kein deutscher Schriftsteller hat sich dies selbst so erschwert. Seinem Wesentlichen nach berufen, der Dichter aller Deutschen zu werden, ist er der Liebling derjenigen geworden, die in sorgfältigem, langsamem Erfassen seine schwer zugänglichen Werke nicht ohne Anstrengung sich zu eigen machen. Er hätte ein Volk haben sollen, und hat nur eine Gemeinde. Ich verdanke dem Buche von Heeß, daß ich mir wieder über meine Stellung zu Raabe klar zu werden suchte. Für das Beste halte ich nach wie vor seine kleinen Erzählungen. Sie werden seinen Namen ins 20. Jahrhundert hinüberretten, nicht die großen Romane.

A. Roeseler, Skizzen aus dem lustigen München. Heimatbücher-Verlag Müller & Königer. August Roeseler ist am 1. Mai 60 Jahre alt geworden. Seine humorvollen Zeichnungen sind durch die „Fliegenden Blätter" bekannt. Die großen farbigen Skizzen, die der junge, rührige Verlag herausgibt, zeigen Roeseler von seiner liebenswürdigsten Seite. Freilich, dieses harmlos lustige München, wo ist es hingekommen?

Rosenheim. Josef Hofmiller.

Redaktionell abgeschlossen am 18. Oktober 1926
Herausgeber: Paul Nikolaus Cossmann in München. — Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Arthur Hübscher in München. — Druck- und Buchbinderarbeiten: R. Oldenbourg, München. — Papier: Bohnenberger & Cie. ‚Niefern bei Pforzheim.

Deutsche Zukunft

Vorbemerkung

Wir sind der Meinung, daß die militärischen, wirtschaftlichen und technischen Leistungen des deutschen Volkes im Weltkrieg die größten und zusammengefaßtesten Leistungen dieser Art waren, die es in seiner ganzen Geschichte vollbracht hat. Aber der Zusammenbruch an ihrem Ende gehört gleichfalls zu den furchtbarsten, die es erlebte. Es hat Ungeheueres geleistet; aber zuletzt sind seine Schultern doch zusammengebrochen unter der Aufgabe, deren es sich unterfangen hatte. Es war ihr nicht gewachsen.

Auch die Leistungen seit 1918 sind staunenswert: die Abwehr des Chaos, die Wiederaufnahme der Arbeit mitten unter Trümmern, ohne Aussicht auf Erfolg. Aber wer steht uns dafür ein, daß am Ende der neuen Anspannung nicht über kurz oder lang abermals ein Versagen steht? Ungeheuer ist ja auch, was wir jetzt auf uns genommen haben. Wie viel gefährdeter und schwächer ist unsere äußere Lage, wie viel zerrissener unsere innere als vor 1914. Oder hat unser Volk jetzt ein neues Ziel vor sich, das seinen Kräften angemessener ist?

Größe und Schwäche des Deutschen liegen oft seltsam nebeneinander. Unser Geschlecht hat sie beide erlebt — beide überlebt. Es hat beide in sich getragen. Ein Fluch der Zwiespältigkeit, der Charakterlosigkeit liegt auf ihm. Unser eigener innerer Kompaß ist nicht stark genug gewesen, um uns zu einem neuen Land zu führen. Wir wissen nicht mehr, wohin es uns treibt. Wir horchen, wie alle Schiffbrüchigen, in die Zeit, in die Zukunft, was sie bringen wird.

Täuschen wir uns oder sind es solcherlei Empfindungen gewesen, welche die Schriftleitung der Süddeutschen Monatshefte zu der Umfrage dieses Heftes veranlaßt haben? Sie geht aus von dem grellen Nebeneinander pessimistischer und optimistischer Stimmungen im gegenwärtigen Deutschland; von dem grellen Nebeneinander gesunder und krankhafter Züge in seinem Leben; von dem hohen Idealismus, der in aller Not lebendig ist, und von der täglich fortschreitenden Vernichtung unseres Volkstums an unseren neuen Grenzen, dem immer zunehmenden Eindringen fremder Zivilisation und fremder Wirtschaft auch im Inneren des Reichs. Sie hat deshalb an eine Reihe führender Vertreter deutscher nationaler Kultur, vor allem auch an solche, die mit der Jugend in Berührung kommen, folgende zwei Fragen gerichtet:

„1. Kann man nach Ihren Beobachtungen, insbesondere auch nach Ihren Beobachtungen in Ihrem eigenen Wirkungskreis, von einem Rückgang deutscher Leistungen in der Nachkriegszeit sprechen?

2. Haben Sie den Eindruck, daß die jetzt heranwachsende und in der Ausbildung begriffene Jugend mit geringerer Hingabe als unsere eigene Generation sich ihrer beruflichen Ausbildung, dem Kampfe für die Selbständigkeit der deutschen Kultur und für die Erhaltung des Deutschtums widmet?“

An 50 Antworten auf diese Fragen liegen im folgenden Heft vor. Sie stammen in der Hauptsache aus verwandten Schichten: Professoren (über zwei Drittel), Künstlern, Männern der Wirtschaft, Soldaten, Beamten. Ihre Beobachtungen erstrecken sich daher nicht gleichmäßig über die ganze Breite unseres Volkes, noch über alle Bereiche seiner Arbeit. Überwiegend gehen sie von der akademischen Jugend aus. Ihr Inhalt ist auch so verschieden genug, nach Grundstimmung, Beobachtungen, Temperament, Gedanken. Wir möchten dem Leser nicht im einzelnen vorgreifen, sondern nur eine allgemeine Bemerkung beifügen.

Wir haben in diesen Heften schon seit dem Herbst 1914 immer wieder ausgesprochen, worin wir den eigentlichen Mangel unseres alten Staates sahen, den Grundschaden, der schließlich all sein Gutes überwog: den Mangel an einer vorwärtsweisenden, das ganze Volk umfassenden

Idee. Begeisterung des Augenblicks ist nicht imstande, eine solche Idee zu ersetzen; das hat der August 1914 bewiesen. Nur was in die bleibende Lebenstiefe eines Volkes eingedrungen und dort verwachsen ist, bestimmt wirklich sein Geschick.

Die Beiträge stimmen, bei aller sonstigen Verschiedenheit, fast ausnahmslos darin überein, daß man von einem Rückgang der deutschen Leistungen in der Gegenwart im ganzen nicht reden kann; daß die natürlichen Rückschläge der ersten Nachkriegsjahre bereits überwunden sind oder überwunden werden. Die Arbeitsamkeit, der Erfindungsgeist, die Vaterlandsliebe, der Idealismus in unserem Volke, vor allem in der Jugend der hier behandelten Schichten, erscheinen den Betrachtern ungebrochen. Das glauben auch wir.

Aber was wir im Krieg erlebt haben, ist eines: kein Idealismus kann auf die Dauer standhalten ohne ein bestimmtes vorwärtsweisendes Ideal. Dieses Ideal sucht unsere Jugend. Wie Lagarde einmal gesagt hat, wo sie nur von ferne Zukunft in unserer Gegenwart ahnt, ist sie bereit, ihr zu dienen. Deshalb hat sie mit Freuden sich in Hunderttausenden dem Kriege geopfert, solange er ihr als Träger einer deutschen Zukunft erschien. Deshalb haben viele in ihr sich mit Begeisterung dem Sozialismus hingegeben, solange sie ihn für stark und ehrlich genug hielten, die Welt zu überwinden. Deshalb drängt es sie heut instinktiv zu großdeutschen Gedanken hin, weil sie fühlt, daß hier etwas Neues ins Leben heraufwachsen will.

Aber was sie bisher erleben mußte, war, daß die ersteren dieser Ideale sie betrogen haben, daß man ihr jede tätige Begeisterung für das letztere verargt. Was ihr, wie unserem ganzen Volk, heute von oben her angelernt werden soll, ist Zufriedenheit und Sich-abfinden mit der Gegenwart.

Die Hauptgefahr des Deutschen als Volk aber ist gerade die, sich allzu leicht zufrieden zu geben und sich in seine häuslichen Dinge vor der Welt zu verspinnen. Nichts hat uns mehr gehindert an einem großen politischen Beruf als unser stockblütiges Phlegma und unsere Neigung zu bequemem Optimismus.

Beruhigen wir uns also nicht bei dem Idealismus und dem nationalen Gefühl, die wir in der heranwachsenden Jugend finden. Die heutige Einheit des nationalen Gefühls ist zu einem großen Teil vor allem doch natürliche Gegenwehr gegen den furchtbaren äußeren Druck, der noch auf uns liegt. Was darüber hinausgeht, ist noch durchaus unklar, bruchstückhaft, in sich selbst zerspalten, unbeständig — um kein Haar weniger als etwa in der öffentlichen Meinung von 1815 oder 1848, auf welche wir immer großartig herabgesehen haben. Dem Reich von 1871 hat man, nicht mit Unrecht, vorgeworfen, daß es nicht verstanden habe, den Idealismus, der auch in seinen industriellen Arbeitermassen lebte, für sich zu gewinnen. Aber sind die heute Regierenden duldsamer gegen all den nationalen Idealismus, der nicht in ihre jeweilige Parteischablone paßt? Zerfressen Parteigeist und Klassenzwietracht jeden Ansatz zu einer tätigen Volkseinheit heute nicht noch viel gieriger als damals? Nicht anders, nein noch ungehemmter und brutaler als früher, sucht man sich unbequeme Wahrheiten dadurch vom Leibe zu halten, daß man diejenigen straft, die sie aussprechen. Nicht anders als damals werden die Schwarzseher kurzerhand aufgefordert, den Staub ihres Vaterlandes von den Füßen zu schütteln. Wenn es eine geschichtliche Verteidigung für die Fehler Wilhelms II. gibt, so ist es diese, daß diejenigen, die ihn stürzten, sie alle noch einmal wiederholt haben. Deutschland ist vor dem Krieg von oben aufgefordert worden, zufrieden zu sein, und hat sich zufrieden gegeben: es hat die Folgen erlebt. Heute vernehmen wir den gleichen Befehl.

Ideale aber bedeuten Unzufriedenheit mit der Gegenwart, Ideale bedeuten Pflichten und Pflichten bedeuten Kampf — vielleicht ist dies der tiefste Grund, warum eine pazifistische Zeit wie die unsrige von Natur dahin drängt, auch alle Pflichten aufzulösen. Aber das Leben selbst ist voll unausweichbarer Kämpfe, Leiden und Verpflichtungen. Nicht sie abzuleugnen kann den Menschen glücklich machen, sondern sie zu überwinden.

Keine Gegenwart weiß, was sie an Zukunft in sich trägt. Die Menschen, welche dem Morgen und Übermorgen ihr Zeichen aufprägen werden, leben heute schon unter uns. Aber welche sind es? Wir wissen es nicht. Aber wir können selbst noch helfen, so weit wir es vermögen, denen die Wege zu ebnen, denen wir sie anvertrauen möchten. Wir können in der Gegenwart das unsrige tun. Was dann die Zukunft Unabänderliches bringt, ist Gottes Sache.

München. Karl Alexander von Müller.

PAUL ALTHAUS, *Dr., Prof. der Theologie in Erlangen*

Zur ersten Frage: Gewiß fehlen uns heute viele derer, die vor dem Feinde gefallen sind, schmerzlich. Die negative Auslese des Krieges hat auf allen wichtigen Arbeitsgebieten große Lücken gerissen. Unter dem akademischen Nachwuchs, der draußen blieb, waren einige unserer hoffnungsvollsten jungen Gelehrten. Wir anderen, die mehrere Jahre im Heeresdienste zubrachten, fühlen den Ausfall dieser Zeit für die wissenschaftliche Arbeit natürlich bis heute und wohl für das ganze Leben empfindlich. Der besondere wirtschaftliche und seelische Druck der ersten Nachkriegsjahre hat sicher in vielen Fällen die Kraft geistigen Schaffens gelähmt, jedenfalls vorübergehend. Schließlich, nicht zu vergessen: nicht wenige der geistigen Führer an unseren Universitäten sind durch den körperlichen und seelischen Überdruck der Kriegs- und Nachkriegsjahre vor der Zeit verbraucht worden. Nimmt man dieses alles zusammen, so ist es nicht zu verwundern, wenn die geistige Gesamtleistung unserer Jahre gegenüber den Vorkriegsjahren im Rückstande bleibt.

Indessen dem Verluste entspricht auf der anderen Seite ein erheblicher Gewinn. Leben und Wissenschaft stehen in zu enger Beziehung, als daß die letzten 12 Jahre mit ihrem ungeheuren Reichtum an „Erleben" nicht auch die wissenschaftliche Arbeit stark befruchtet hätten. Sie haben Bewegungen und Durchbrüche ermöglicht, die unsere Jahre vielleicht besonders bedeutungsvoll und ertragreich für die Geistes- und Erkenntnisgeschichte machen. Wieweit man das auch von der Naturwissenschaft sagen kann, weiß ich nicht. Aber von den Geisteswissenschaften, die ich beurteilen kann, gilt ohne Frage weithin: die lebendige Verantwortung des Erkennens, der Gegenwartssinn des Forschens, die so lange positivistisch übersehene „metaphysische" Tiefe aller, auch der scheinbar „einfachsten" Probleme, die Einheit der Wissenschaften in dieser Tiefe — das alles wird heute ganz neu verstanden. Gewiß war die Bewegung darauf hin schon in dem Jahrzehnt vor dem Kriege in Ansätzen zu spüren. Aber die Erschütterung der großen Schicksalsstunde und die Sammlung auf die wesentlichen Existenzfragen des Volkes, der sozialen Gemeinschaft, der „Kultur" haben die Bewegung mächtig gefördert. In allen möglichen Verhüllungen geht die Gottesfrage heute durch unser ganzes geistiges Leben. Ein starker Wille zum Wesentlichen wird spürbar. Man fragt in den Einzelfächern wieder lebhafter denn seit langem nach der Philosophie und nimmt die Theologie, jedenfalls in den Ansprüchen, die man an sie stellt, ernster als durch Jahrzehnte üblich war. Das sind nicht geringe Hoffnungen für die Zukunft unserer Wissenschaft und der Universitäten. Gewiß, es sind bisher nur Fragen. Unsere Zeit ist vielleicht auf dem Gebiete der Erkenntnisarbeit noch auf lange hinaus ärmer an imponierenden Werken, abschließenden Gedanken als die früheren Jahrzehnte. Die Kraft und Schwachheit unserer Tage zugleich ist die Frage. Das neue Fragen bedeutet aber unter allen Umständen selber schon geistige Leistung. Und hierin, in der neuen Kraft und Tiefe des Fragens, glaube ich die deutsche Wissenschaft der Gegenwart früheren glücklicheren Zeiten geradezu überlegen. Freilich, es sei noch einmal wiederholt: eine Zeit des Fragens ist voll Verheißung, nicht voll Erfüllung.

In uns, die wir übriggeblieben und heimgekehrt sind, die wir bei dem vorzeitigen Ausscheiden so vieler aus dem Geschlechte unserer Väter früh an wichtige Fronten gerufen wurden, lebt der starke Wille, die Ehre und Kraft des geschlagenen und geschändeten Vaterlandes jedenfalls in der Welt des Geistes zu bewähren. Die Verantwortung gegen die Wissenschaft ist uns durch die Erfahrungen der letzten 12 Jahre doppelt zu einer Verantwortung für das Leben der ganzen Menschheit geworden. Ohne Anmaßung, aber mit großem Ernste weiß sich (um von dem eigenen Kreise zu reden) deutsche evangelische Theologie gerade heute mehr denn je den anderen schuldig. Wir wissen auch, daß nach der Zerstörung so vieler Mächte der Zucht, Härte und stählenden Strenge in unserem Volksleben, durch den Ausgang des Krieges und was ihm folgte, für die Wissenschaft und die Universitäten, für unsere Seminare und Forschungsanstalten die Pflege eines Geistes strenger Zucht, Sammlung, Entsagung des Arbeitens und persönlichen Lebens mehr denn je hohe Pflicht ist

Sie sehen, ich habe Ihre erste Frage nicht einfach als kühler Betrachter „objektiv" beantworten können. Wenn der Gefragte zu denen, nach denen gefragt ward, selber mit hinzu gehört, und wenn die Zeit, der die Frage gilt, so sehr Übergangszeit mit aller ihrer Zweideutigkeit, die Furcht und Hoffen zugleich weckt, ist — dann kann die Antwort nur ein Wort eigenen Glaubens, ein Aussprechen eigenen Willens, aus der Gemeinschaft mit vielen gesprochen, sein.

Die zweite Frage gilt der jetzt heranwachsenden Jugend. Ich darf da also von den Studenten reden.

Eins vorweg: wir haben seit Jahrzehnten nicht ein so lebendiges Geschlecht auf den Universitäten gehabt wie die feldgraue Studentenschaft der ersten Nachkriegssemester. Das war ohne Frage eine unvergleichliche Zeit. Nicht etwa, was die wissenschaftlichen Leistungen im engeren Sinne betrifft. Die Heimgekehrten mußten ja alle den jahrelangen Abbruch ihrer Studien überwinden oder hatten an dem zweifelhaften Geschenke eines vorzeitigen Notabiturs zu tragen. Aber der Hauch des Frontgeistes in unseren Hörsälen und Seminaren — es waren unvergeßliche Semester. Wir standen damals in Arbeitsgemeinschaft mit gereiften Männern. Ich glaube zu sehen, daß dieses nun längst von den Hochschulen verschwundene Frontgeschlecht auch in das Berufsleben vielfach Frontgeist im besten Sinne hineingenommen hat. Man denke doch: es war das Heer unserer Kriegsfreiwilligen. Auf ihnen, die jetzt im Amte stehen, ruht ein gut Teil Hoffnung unseres Volkes. Sie wirken, soweit sie nicht das Große ganz vergessen haben (und es gibt gewiß auch solche reichlich!), wo sie auch stehen, als eine bewegende Unruhe. Stärker als das ältere Geschlecht fühlen sie z. B. die Unwahrhaftigkeit unseres Parteiwesens und Parlamentarismus. Sie sind zu Parteileuten schlecht zu gebrauchen. Man darf den Satz wagen, daß die ehemaligen Kriegsfreiwilligen, jetzt auf viele „Lager" verteilt, sich im wesentlichen untereinander immer noch besser verstehen als mit dem älteren Geschlechte ihres Lagers. Sie sind wartende Leute. Sie spüren „der Zeiten ungeheuren Bruch". In ihnen brennt ein Verlangen nach Volksgemeinde, das ihnen die heutigen Formen des Parteikampfes gründlich verleidet. Auch in der Kirche wird man das Nachwachsen dieses Geschlechtes noch spüren. Sie sind scharfe Kritiker, aber Kritiker in innerster Verbundenheit mit Volk, Staat, Kirche — Menschen von morgen und übermorgen.

Aber ich soll ja von der jetzt erst in der Ausbildung begriffenen Jugend reden. Auch da kann ich dem Pessimismus keinen Raum geben. Es ist gewiß richtig, daß die wirtschaftliche Notlage gerade des Mittelstandes nicht selten auf das Studium und den wissenschaftlichen Geist drückt. Unser Studentengeschlecht steht, weil das Elternhaus oft nur mit größter Anspannung die Mittel zum Studium des Sohnes aufbringen kann, in Gefahr, mehr als für die ganze Hingabe an die Wissenschaft gut ist, an das Examen und die möglichst schnelle Entlastung des Elternhauses zu denken. Aber ich kann nicht sagen, daß die Kommilitonen dieser Gefahr in erschreckender Zahl erliegen. Die wahrhaft Freien und Echten bewähren sich gerade heute, unter dem Drucke der wirtschaftlichen Lage, besonders schön. Der Ernst der Hingabe an das Studium hat nach meinen Beobachtungen im ganzen nicht gelitten. Banausen, jene „Philister", die sich als die eigentlich echten Studenten fühlen und doch das Burschenlied nur zu Unrecht singen, hat es immer gegeben.

Was schließlich den „Kampf für die Selbständigkeit der deutschen Kultur und für die Erhaltung des Deutschtums", den Sie in Ihrer Frage erwähnen, anlangt, so glaube ich, daß das heranwachsende Geschlecht an unseren Universitäten heute viel bewußter die vaterländische und völkische Verantwortung fühlt als wir einst in dem Jahrzehnte vor dem Kriege. Die Art z. B., wie die deutsche Burschenschaft mit dem Grenzdeutschtum Fühlung hält, zeugt von hohem Ernste und ist eine Hoffnung für die Zukunft unseres Volkstums. In vielen der Verbindungen, Gilden usw. lebt der völkische Gedanke, jenseits alles Parteiwesens, in Kraft und Reinheit. Die Kritiker der Studentenschaft, die nur immer die gewiß auch verwendeten Schlagworte hören und von da aus auf blinden Chauvinismus, Antisemitismus im Parteisinne u. dgl. raten, kennen unsere Kommilitonen nicht und haben keine Ahnung

davon, wie ernst ein großer Teil der akademischen Jugend heute mit den Fragen nach Volkstum, Vaterland und Staat ringt und aus der Theorie nach wirklichem Dienste am Volke und seiner Zukunft drängt. Freilich — ich darf es nicht verschweigen — das gilt nicht allgemein.

Und damit muß ich noch auf ein besonderes Problem unserer akademischen Jugend zu sprechen kommen, das in den Zusammenhang Ihrer Frage hineingehört. Als die feldgrauen Studenten aus dem Felde heimkamen, da schien sich durch sie eine große Erneuerung unseres Verbindungswesens anzubahnen. Die Fragen, die die Jugendbewegung dem Verbindungsstudententum gestellt hatte, waren durch den Krieg noch verstärkt worden. Zu der Kritik des alten Formenwesens und der ganzen studentischen Lebenshaltung unter dem Gesichtspunkte der Lebensechtheit gesellte sich damals der Ernst sozialer Rücksichten, also im besten Sinne völkische Gedanken. Es will mir scheinen, als sei bei vielen Verbindungen in der dringend nötigen selbstkritischen und Erneuerungsarbeit eine gewisse Erschlaffung eingetreten. Das Trägheitsmoment der vorhandenen Formen und Begriffe von studentischem Wesen und, noch verhängnisvoller, der Druck der Altherrenschaften auf die Aktiven hat vielfach die Bewegung der ersten Nachkriegsjahre auf eine Umwertung und Umformung des Überlieferten vor der Zeit gelähmt. Es ist ein offenes Geheimnis, daß die Begriffe der akademischen Freiheit, der studentischen Ehre und Ritterlichkeit einer ganz bewußten Erneuerung, Ergänzung und Vertiefung bedürfen. Man kann nicht ernsthaft „völkisch" gesinnt sein und zugleich in dem eigenen Verbindungsbetriebe die wichtigste völkische Verpflichtung, nämlich die soziale, gröblich und ahnungslos übersehen. Die Lebenshaltung nicht geringer und einflußreicher Teile der Studentenschaft steht, wie mir scheint, nicht durchweg im Verhältnis zu der Armut des deutschen Volkes, zu den Mitteln des Elternhauses, zu dem Ernste der sozialen Verantwortung. Ich rede gewiß keinem Philistertum das Wort, noch weniger jener Ängstlichkeit, die bei allem und jedem fragt: was werden die „Proletarier" dazu sagen? Aber das Recht, nicht ängstlich zu sein, hat nur das gute, des eigenen Weges sichere Gewissen. Die Freiheit der Verantwortungslosen und die Freiheit des zur Klarheit gekommenen Gewissens können sich bisweilen verzweifelt ähnlich sehen, aber es liegt eine Welt zwischen ihnen. Ich kann nicht bestimmte einzelne Forderungen stellen, sondern nur die Frage der Zeit an die heranwachsende akademische Jugend in Worte fassen: seid ihr euch eures Weges ganz gewiß, und ist das alte studentische Ideal wirklich durchglüht und gereinigt in den Feuern des letzten Jahrzehnts?

So muß ich zusammenfassend auf den zweiten Teil Ihrer zweiten Frage antworten: die Hingabe an die Aufgaben der Erhaltung des deutschen Volkstums und seiner Kultur ist an sich bei dem wichtigsten Teile unserer akademischen Jugend erfreulich groß. Aber man muß wünschen und fordern, daß die völkische Pflicht noch tiefer in ihrer das Studententum ganz unmittelbar bedrängenden und zur Erneuerung rufenden Nähe verstanden und gehört werde.

AUGUST BABBERGER, Prof., Direktor der Bad. Landeskunstschule in Karlsruhe

Was die erste Frage nach den Leistungen betrifft, so sind sie bei uns in der Abteilung der früheren Akademie mindestens ebensogut und im Teil der früheren Kunstgewerbeschule heute weit besser denn vor dem Kriege.

Über die Opferwilligkeit, die den Inhalt Ihrer zweiten Frage bildet, sind auch die Herren von der früheren Akademie mit mir einer Meinung, daß sie größer sei als in unserer Studienzeit. Es wird unter größeren Schwierigkeiten mehr und hingebender gearbeitet, allerdings mit weniger Pomp und Wichtigkeit als in der Vorkriegszeit. Viele künstlerische Leistungen gehen im täglichen Leben auf, und manche der feinsten sonntäglichen Arbeiten warten in der Stille auf die Nachrekordzeit. Ob sie dann erlöst und entdeckt werden, ist aber nicht die Hauptsache, sondern daß das Gefühl und die Liebe zur Kunst, die mit dem Leben direkt verbunden sein muß, hinübergerettet wird über die jetzige Zeit.

GEORG VON BELOW, *G.R. Dr., Prof. für mittelalterliche Geschichte an der Univ. Freiburg i. Br.*

Wenn ich mich zu den mir gestellten Fragen äußern soll, so muß ich von vornherein die Einschränkung machen, daß meine Äußerungen sich lediglich auf den Kreis beziehen, mit dem ich in unmittelbare Berührung komme, auf die akademische Jugend.

Hier drängte sich uns in den Jahren nach Kriegsende die Beobachtung auf, daß der größere Teil der akademischen Jugend das Bewußtsein von dem Ernst der Lage des Vaterlands besaß und bekundete. Die Erinnerung, daß sie für das Vaterland gestritten hatte, traf bei ihr mit der Erkenntnis zusammen, daß nach dem Abschluß des Kriegs die Nation, um sich zu behaupten, ihre Söhne vollends in Anspruch nehmen mußte. Die akademische Jugend hat es als ihre Pflicht angesehen, bei der Wiederherstellung der Ordnung nach der Revolution unmittelbar mitzuhelfen. Wenn gewiß alle Stände und Berufe sich hieran mehr oder weniger beteiligt haben, so lebte doch, neben dem alten Offizierskorps, in der Studentenschaft ein besonderer Geist dieser Art: sie hat beträchtlich mitgewirkt bei der Beruhigung des Vaterlands. Der Geist der vaterländischen Tapferkeit aller verband sich bei ihr mit einer allgemeinen höheren Lebensauffassung, und auch ihre Leistungen auf wissenschaftlichem Gebiet hielten sich auf einem hohen Stand. Sie hat eine Tradition geschaffen, von der wir nur wünschen können, daß sie erhalten bleibt.

Soweit meine Beobachtungen reichen, dauert jene Tradition heute fort. Soweit ich zu urteilen vermag, darf von einem Rückgang der Leistungen der deutschen Studentenschaft, im ganzen genommen, nicht gesprochen werden. Allerdings verschließen wir uns nicht dagegen, daß der jetzt in der Ausbildung begriffenen akademischen Jugend schwere Gefahren drohen. Der Kampf mit der Alltäglichkeit ist es, in den sie gerät, und es handelt sich heute darum, ob sich die idealistische Tradition, die sie in den Jahren während des Kriegs und unmittelbar nach ihm begründet hat, gegen die Alltäglichkeit durchsetzen wird. Es ist mir die Frage gestellt worden, ob die akademische Jugend sich mit der rechten Hingabe ihrer beruflichen Ausbildung, dem Kampf für die Selbständigkeit der deutschen Kultur und für die Erhaltung des Deutschtums widmet. Eben in diesen Punkten drohen ihr heute Gefahren; eben in ihnen tritt ihr die bleierne Alltäglichkeit gegenüber.

Es wird ein Druck von oben, von Parteien, die die Staatsgewalt in ihre Hand gebracht haben, ausgeübt. Eine Gesinnungsschnüffelei macht sich geltend, wie sie lange, lange Zeit auf deutschem Boden unbekannt gewesen war. Ämter in Staat und Gemeinde sollen nur diejenigen erhalten, die sich zu vollkommen „republikanischer Gesinnung" bekennen[1]). Diese „republikanische Gesinnung" wird im Sinn der Schablone einer bestimmten parteipolitischen Richtung aufgefaßt und unter anderem einer gewissen pazifistischen Anschauung des Ausschlusses einer stärkeren Aktivität der auswärtigen Politik gleichgesetzt. Es waltet der Parlaments- und Parteiabsolutismus vor. Lassen die Verhältnisse in einigen deutschen Staaten ein günstigeres Urteil zu, so überwiegt doch die Tendenz zur Versteifung der Parlaments- und Parteiherrschaft. Die Aussicht für den heutigen Studierenden, sich einmal unter das Joch jener Knechtschaft beugen zu sollen, ist furchtbar. Es gehört anderseit zu den erfreulichsten Erscheinungen der Gegenwart, daß die akademische Jugend in ihrer Mehrheit trotz jener trüben Gestaltung der Dinge noch an ihrer idealistischen Tradition festhält. Bezeichnend ist auch der Kampf der Ministerien einiger Staaten (insbesondere Preußens und Badens) gegen die Statuten der deutschen Studentenschaft. Wir fragen nicht, ob hier ganz lebenswichtige Gegensätze zur Erörterung stehen. Jedenfalls nehmen wir wahr, wie Ministerien mit der Drohung, der Studentenschaft finanzielle Mittel vorzuenthalten, die Geltendmachung einfach nationaler Auffassung verhindern wollen. Wie wird eine spätere Zeit über die heutigen obrigkeitlichen Versuche, die Haltung der Studentenschaft zu beeinflussen, urteilen!

---

[1]) Vgl. die sehr bedenklichen Sätze von Radbruch über republikanische und demokratische Rechtslehre in der Sammelschrift: „Die deutschen Universitäten und der heutige Staat" (1926).

Der Druck von oben ist aber nicht die einzige Gefahr, der die Studentenschaft gegenwärtig ausgesetzt ist. Der obrigkeitliche Druck ist schließlich nur eine Äußerung einer verbreiteten Zeitströmung, die wir die pazifistische, im weiteren Sinn des Wortes, nennen können. Er ist ein Mittel, mit dem sich diese gewaltsam zur Herrschaft bringen will. Literarisch-wissenschaftlich prägt sich der Pazifismus in einem einseitigen Ästhetentum aus, praktisch-politisch in der Empfehlung der persönlichen Nichtopferung für das Vaterland. Wenn ich mich so ausdrücke, so glaube ich nicht zu übertreiben. Indem ich alle denkbaren Vorbehalte bezüglich idealistischer Ausgangspunkte eines pazifistischen Systems mache, gelange ich bei der Beobachtung der politischen Praxis doch immer wieder zu jenem Urteil. Praktisch erweist sich der Pazifismus als eine Lahmlegung des nationalen Widerstands und jeder höhern politischen Aktivität. Und hier eben droht, wie allen Ständen und Berufen, so auch der Studentenschaft eine gewaltige Gefahr. Wird sie ihren oft bewährten, im Weltkrieg glänzend bewährten, tapfern Sinn behaupten?

Ich weiß natürlich, daß Pazifismus und Ästhetentum mit wissenschaftlicher Arbeit noch einen weiten Weg gemeinsam gehen können. Indessen die echte Forschung, die das volle Leben erfassen will und auf die Erkenntnis seiner großen Zusammenhänge ausgeht, kann bei der Engigkeit von Pazifismus und Ästhetentum nicht gedeihen. Soeben ist uns die Gestalt eines der Großen aus der Zeit des Wiederaufbaus unseres Vaterlandes vor hundert Jahren, B. G. Niebuhrs, erneuert worden[1]). Immer und immer wieder hat Niebuhr als Geschichtschreiber betont, wie nur aus leidenschaftlicher angespanntester Teilnahme an den politischen Bewegungen seiner Zeit und aus einem nie ruhenden verstandesmäßigen Durchdringen der Zusammenhänge der Gegenwart die schöpferische Kraft erwachsen konnte, die zur Rekonstruktion eines untergegangenen Staats- und Gesellschaftskörpers bis in alle Einzelheiten befähigte. Die schöpferische historisch-philologische Kritik glückte Niebuhr deshalb, weil die verschlungenen Zusammenhänge seiner eigenen Gegenwart in all ihrer Vielfältigkeit ihm so drängend lebendig waren. Der leidenschaftlich anteilnehmende Politiker wurde zum großen Forscher. Der Pazifismus bedeutet eine Verengerung unseres Lebens, für dessen wissenschaftliche Erkenntnis wie praktische Betätigung. Darum sind ihm die großen Leistungen in der Wissenschaft so gut wie im praktischen Leben versagt.

Ich sollte mich über die Leistungen unserer Jugend äußern. Ich sehe viel Erfreuliches und hoffe auf die Bewahrung der idealistischen Tradition. Aber ich glaube auch auf die heute drohenden Gefahren hinweisen zu müssen. Das Kennzeichen unserer Tage ist der Kampf gegen die graue Alltäglichkeit.

ERNST TH. VON BRÜCKE, Prof. Dr. med., Rektor der Universität Innsbruck

Fragen, die so komplex und in ihrer Reichweite so unübersehbar sind, wie die hier gestellten, können objektiv, also in wissenschaftlich wertvoller Weise nicht beantwortet werden. Rein subjektiv glaube ich, daß von einem allgemeinen Rückgange der deutschen Leistungen nach dem Kriege nicht gesprochen werden kann. So wie die Leistungsfähigkeit schöpferisch tätiger Menschen periodenweise schwankt, so wechseln auch bei jedem zivilisierten Volke Zeiten hoher geistiger Kraftentfaltung mit Zeiten des Stillstandes ab. Dabei laufen diese Wellen innerhalb der einzelnen Gebiete der kulturellen Arbeit, der religiösen Bewegungen, der Künste und Wissenschaften (die Technik dient in erster Linie der Zivilisation, nicht der Kultur) einander nicht parallel; einem Niedergange auf dem einen kann ein Hochstand auf einem anderen entsprechen. Schon von diesem Gedankengange aus scheint mir ein Rückgang der Leistungen eines Volkes, der vielleicht auf diesem oder jenem Gebiete merklich wird, symptomatisch noch nicht bedenklich zu sein.

[1]) Die Briefe B. G. Niebuhrs, herausg. von D. Gerhard und W. Norwin, Bd. I, mit einem Lebensbild Niebuhrs von D. Gerhard. 1926.

In Hinblick auf die zweite Frage müssen wir bedenken, daß ein großer Teil der jetzt an den deutschen, wie auch an den meisten übrigen europäischen Hochschulen heranwachsenden Generation unter anderen wirtschaftlichen Bedingungen steht als jene vor dem Kriege stand. Damit hängt es zusammen, daß die Jugend sich bei der „Hingabe an ihre berufliche Ausbildung" heute vielleicht mehr von praktischen Erwägungen leiten läßt, als dies vor dem Kriege der Fall war. Bei der wirtschaftlichen Krise, in der wir uns heute noch befinden, leidet ein großer Teil der Studenten auch unter der Unsicherheit, ob ihm seine Studien später wirklich zu einer materiell gesicherten Position verhelfen werden; ich glaube, daß diese Sorge heute in manchen Fällen als ein den Arbeitseifer hemmendes Moment zu spüren ist. Wir dürfen auch nicht übersehen, daß politische Fragen die Jugend heute stärker bewegen als einst, und daß die Wege, auf denen sie ihre Ziele zu erreichen sucht, vielfach von den alten abweichen und auch heute noch vielerlei Wandlungen durchmachen. — Ich glaube nicht, daß die heranwachsende Generation an Leistungsfähigkeit in ihren Berufen einmal hinter unserer zurückstehen wird; aber die Hoffnung auf eine allgemein läuternde Wirkung des Kriegserlebnisses auf die Jugend, die viele von uns gehegt haben, ist nicht in Erfüllung gegangen.

Die spezifisch nationalen Momente in der Kultur der einzelnen Völker beruhen zum Teile auf Rasseneigentümlichkeiten, sie sind immanent und bedürfen kaum einer Pflege. Ein großer Teil dessen, was wir als „nationale Kultur" bezeichnen dürfen, ist aber in seiner Entwicklung und Persistenz von äußeren Momenten abhängig; dieser Teil wird um so kleiner, je intensiver der internationale Verkehr sich gestaltet. Als erstes sind diesem Verkehre in Europa die nationalen Religionen zum Opfer gefallen, und heute finden wir, von den Umgangsformen und der Kleidung angefangen, bis zu den höchsten Kunstleistungen, dem Städtebau, den jeweils herrschenden geistigen Strömungen usf. nur mehr Reste der alten nationalen Kulturen. Diese Reste aber verdanken wir führenden Männern, die von dem Geiste des Volkes unbewußt durchdrungen sind, begnadeten Künstlern, Architekten, Staatsmännern, Philosophen oder Geistlichen. Von der Jugend kann man nicht verlangen, daß sie für die Selbständigkeit einer nationalen Kultur etwas leiste, wohl aber ist es ihre Aufgabe, wertvolles nationales Kulturgut als solches erkennen zu lernen. Ob aus der heutigen Generation Männer hervorgehen werden, die dieses nationale Kulturgut wirklich erhalten werden, neben der leider überwältigenden Zahl jener, in deren Munde das Wort „nationale Kultur" nur eine Phrase bleibt, das ist eine Frage, die erst die Zukunft beantworten kann.

MICHAEL BUCHBERGER, Dr. Weihbischof, Generalvikar der Erzdiözese München und Freising

Im allgemeinen möchte ich die erste Frage verneinen. Auf einzelnen Gebieten allerdings dürfte ein solcher Rückgang kaum zu bezweifeln sein; aber im großen und ganzen ist im deutschen Volke doch wieder der Geist hoffnungsfreudigen Vorwärtsstrebens eingekehrt, regt sich überall neues, frisches Leben, vor allem auch frisches geistiges Leben, und wo das Geistesleben kraftvoll in einem Volke pulsiert, wird es den ganzen Organismus mit seinem Lebensstrom erfassen. Große geistige Strebsamkeit herrscht ganz besonders in den jungen Akademikern und gibt Grund zu den besten Hoffnungen. Weniger erfreulich ist das Bild, das ein beträchtlicher Teil der übrigen heranwachsenden Jugend bietet, dessen Idealismus sich erschöpft im Zigarettenrauchen, Kinobesuch und höchstens noch Fußball und Boxkampf. Diese Jugend hat zu wenig Sinn für Kultur überhaupt und für deutsche Kultur insbesondere. Die Verständnislosigkeit für wahre Geistes- und Seelenkultur bei einem beträchtlichen Teil der heranwachsenden Jugend muß mit Sorge erfüllen. Der Sinn für die Erhaltung des Deutschtums dürfte im allgemeinen vorhanden sein, aber es ist leider kein Opfersinn. Wenn es Opfer kostet, dann ist doch so vielen ihr Deutschtum nicht genug Herzenssache, um es auch um hohen Preis

festzuhalten. Namentlich dürfte viel mehr Verständnis und Opfersinn obwalten für das Los unserer deutschen Brüder im Auslande. Was die Arbeiten auf geistigem Gebiete betrifft, so wäre etwas weniger Quantität und etwas mehr Qualität sehr wünschenswert.

OSWALD BUMKE, G.R. Prof. Dr., Direktor der Psychiatrischen und Nerven-Klinik der Universität München

Ihre beiden Fragen lassen sich wohl nicht mit ja und nein beantworten. Ich kann nicht leugnen, daß die Generation geistiger Arbeiter, die von der Schule ins Feld und dann vom Feld auf die Universität gekommen war, nach meinen Eindrücken wenigstens für wissenschaftliche Arbeiten nicht besonders brauchbar ist. Es ist das psychologisch ja auch durchaus erklärlich. Von der jüngsten Generation dagegen, die den Schützengraben nicht durchgemacht und außerdem schon wieder eine annähernd normale Schulerziehung genossen hat, scheint es mir, daß sie auch wissenschaftlich wieder interessiert und befähigt sein wird. Von einem Rückgang deutscher Leistungen in der Nachkriegszeit im ganzen zu sprechen, halte ich für vollkommen verfehlt.

Auch die zweite Frage möchte ich durchaus optimistisch beantworten, soweit es die jetzt heranwachsende oder in der Ausbildung begriffene Jugend angeht. Bis vor einigen Jahren machten sich zweifellos die Müdigkeit nach eigenen Kriegsleistungen, die Ablenkung durch das Werkstudententum oder, bei einer anderen Gruppe von Studierenden, der demoralisierende Einfluß der Inflation störend bemerkbar.

CARL DUISBERG, G.R. Prof. Dr., Vorsitzender des Aufsichtsrats und des Verwaltungsrats der J. G.-Farbenindustrie A. G., in Leverkusen bei Köln

Ich möchte Ihnen nur mitteilen, daß ich die von Ihnen gestellten Fragen beide mit „Nein" beantworte.

ALEXANDER ECKENER, Prof., Direktor der Akademie der bild. Künste in Stuttgart

Auf Ihre Anfrage wegen der Einstellung der heutigen Jugend zu Kultur und Nation möchte ich die Erfahrungen, die ich daraufhin an den Kunststudierenden gemacht habe, kurz darlegen, indem ich die Revolutionsjahre von 1918/19 zum Ausgangspunkt nehme.

Zur Frage 1. Die kunstakademische Jugend hat in den Revolutions- und den wirtschaftlichen und geistigen Depressionsjahren natürlich ungleich schwerer gelitten als wir Älteren, die eine gewisse Festigkeit der Lebensanschauung gewonnen hatten. Alle Fundamente der Kunstüberlieferung wankten; eine ungezügelte Propaganda sogenannter neuzeitlicher Ideen, von meist unberufenen, mit der Woge der Zeit schnell emporgetriebenen Schaumschlägern und Journalisten suchte jede Tradition als überlebt und verächtlich hinzustellen. Alles was mit bildender Kunst zu tun hatte, sollte völlig neu, völlig unabhängig, ganz original, ganz individuell, ganz sein eigener Ausdruck sein; eine durchaus egozentrische Auffassung wurde maßgebend. Die damaligen Kunstjünger hatten die Welt als solche überwunden — innerhalb ihres eigenen engen Gesichtskreises, dessen alleinige Maßgeblichkeit ihnen von den neuen Propheten dauernd gepredigt wurde. So wurde jeder „originell", wenn er sich rückhaltlos der Massensuggestion jener „führenden Geister" hingab. Ein ernsthaftes Naturstudium wurde dadurch zum Hindernis, sich ungezügelt „expressionistisch" zu entfalten. Da an allgemein wertvolle Leistungen ein anderer Maßstab angelegt wird, als daß schrankenlose Willkür zum obersten Gesetz erhoben wird, da Kunst sich durchaus gesetzmäßig innerhalb ihrer eigenen Grenzen und innerhalb des allgemeinen Weltbildes halten muß, so ist es klar, daß ein Niedergang der künstlerischen Leistungen in gewisser Richtung stattfand. Anstatt der Demut, die jeder Kunstschaffende haben muß, die sich in ernsthaftem unablässigen

Streben, in einem Sich-nie-genug-tun äußert, also an Stelle der Selbstkritik trat eine Selbstüberhebung ein. Die Lehrer der kunstakademischen Jugend hatten damals einen recht schweren Standpunkt ihren Schülern gegenüber; und die Lehrer, welche damals ihre in sicherem Können und in allgemeinen Kunstgesetzen begründete Einsicht durchzusetzen versuchten, wurden als veraltet bewertet; soweit ihre Persönlichkeit nicht das moralische und künstlerische Übergewicht behauptete.

Nun darf ich, zu Frage 2 übergehend, indessen wohl sagen, daß jene plötzliche Psychose der kunstakademischen Jugend im großen Ganzen erloschen scheint. Die älteren aus jenen Semestern herstammenden Schüler oder jüngere Künstler haben ihre Anschauungen revidiert und zum großen Teil gewandelt. Das hängt natürlich damit zusammen, daß die Gesetzmäßigkeit und Folgerichtigkeit, die in allen sonstigen Lebensgebieten, in Politik, im Wirtschaftsleben, in der Gesellschaftsordnung allmählich wieder zur Geltung kommen, auch von den jüngeren Künstlern eingesehen wird. Jetzt fängt die große, gute, deutsche Kunstüberlieferung auch in den einstmals zerfahrenen Gemütern wieder an, lebendig zu werden. Die Schüler und die jüngeren Künstler halten wieder etwas vom Naturstudium und dem darauf beruhenden wirklichen malerischen Können; sie „arbeiten" wieder. Die freiere Geisteseinstellung, die mit jeder Art gesunder Kritik verknüpft ist, und die in jenen Jahren sich zuzeiten als Selbstüberhebung äußerte, wird sich hoffentlich im guten Sinn auswirken. Vor allem ist bei den jüngsten neu eintretenden Semestern eine erfreulich ernsthafte Hingabe an sorgfältige Naturbeobachtung zu bemerken. Dieses sind Anzeichen einer wahrhaft selbstlosen Einstellung, eines neu erwachenden Idealismus. Denn die künstlerische Jugend ist sich darüber klar, daß Kunst im heutigen verarmten Deutschland materiell völlig aussichtslos ist, wenn nicht die Wirtschaftskreise, die jetzt völlig einseitig nur auf die neuesten technischen Fortschritte eingeschworen sind und nur diese als wertvoll bezeichnen, die deutsche Kunst als gleichwertig betrachten und sie durch Aufträge und Förderung stützen.

HERMANN EHRHARDT, Korvettenkapitän a. D. in München

Ich glaube an die deutsche Jugend. Wenn auch ein Teil von ihr sich weichlichem Lebensgenuß ergeben hat und dem entwurzelnden Gift des Asphalts erlegen ist, so zeigt doch gerade der andere Teil deutscher Jungens und Mädels einen Idealismus und eine freiwillige Dienstbereitschaft für die „Gemeinschaft", daß man darauf sehr wohl seinen Glauben an Deutschlands Zukunft begründen kann. Diese Jugend kennt keine Klassen mehr, dafür kennt sie die Gemeinsamkeit deutscher Not, aber auch die deutscher Heimat. Mit Ernst und Eifer gehen diese Jungen ihrer Berufsbildung nach, Höchstleistungen zustrebend. Aber sie wehren sich gegen den Zwang des „Nur-Brot-Erwerbs", sie wollen glauben, wollen „ganze Menschen" sein. Mit aller Kraft klammern sie sich an den Heimatboden, während sie zugleich den Blick über die Grenzen des eigenen Landes hinausrichten, um zu lernen, zu erfahren, um Heimat und Vaterland Dienste erweisen zu können, nicht aber um in Welt- und Menschheitsweiten verlorenzugehen.

Was aber tut Deutschland, tun die Verantwortlichen, die Vermögenden für diese Jugend? Man findet sich mit den Wurzellosen der Großstadt ab, denen die Zuchtstätte des Staates fehlt. Man beachtet die anderen nicht, die um ihren Idealismus ringend gar noch geächtet werden. Die Jugend ist gut! Aber man beachtet sie nicht, man belächelt, man verhöhnt und beschimpft sie gerade dann, wenn sie mehr als ihre Pflicht tut, wenn sie nicht nur zum Broterwerb rüstet. Wer kennt denn den Opferwillen und die Hingabe, den freiwilligen Verzicht auf äußeren Genuß zum Beispiel der Wehrverbandsjugend, die sich den Glauben an sich selbst, an Volk und Nation, an Geschichte und Zukunft nicht zerstören lassen will. Diese Jungen wissen, daß man ihnen ihr Wollen nicht dankt. Und dennoch opfern und arbeiten sie. Dieser freiwillige Dienst schafft ein Herrengeschlecht in allen Ständen. Er ist der Nährboden eines Pflichtbewußtseins, wie es in Deutschland fremd geworden ist. Ich glaube an diese Jugend, denn sie opfert aus freiem Entschluß, aus innerem Muß heraus.

WALTHER FISCHER, Prof. Dr. med., Rektor der Universität Rostock

Auf Ihre Anfrage möchte ich mich ganz kurz äußern; ich beschränke mich dabei auf das Gebiet der Medizin überhaupt.

Zu 1. wäre zu sagen: Von einem Rückgang deutscher Leistungen in der Nachkriegszeit kann man im ganzen nicht wohl sprechen. Doch ist insofern eine gewisse Änderung eingetreten: Während etwa bis 1910 gesagt werden konnte, daß, alles in allem, die deutsche Medizin in der Welt führend war, kann man das jetzt nicht mehr so allgemein behaupten. Denn in vielen Disziplinen haben andere Nationen, die früher darin hinter uns zurückstanden, außerordentliche Fortschritte gemacht, in manchen wohl auch uns überflügelt. Zum Teil, aber nur sehr zum Teil, liegt das daran, daß wir aus finanziellen Gründen in manchem nicht Schritt halten konnten. Bedauerlich war auch, daß die ausländische Literatur während des Kriegs und nachher uns in Deutschland nur schwer zugänglich war; und auch heute noch muß gesagt werden, daß die ausländische medizinische Literatur bei uns sehr häufig nicht genügend bekannt ist — was für fremde Länder übrigens umgekehrt meistens in noch viel höherem Maß zutrifft!

Zu 2.: Mit den meisten meiner Fachkollegen (glaube ich) teile ich die Ansicht, daß die Leistungen der Studierenden sich seit dem Krieg wesentlich verschlechtert haben. Zum Teil ist die wirtschaftliche Notlage der Studenten daran schuld, zum Teil das jetzt ganz verständliche Streben, möglichst rasch mit dem Studium fertig zu werden. Ganz unheilvoll gewirkt hat aber vor allem die Einrichtung der Zwischensemester und die Herabsetzung der Anforderungen gegenüber Kriegsteilnehmern.

Sehr übel bemerkbar hat sich gemacht die ganz unzureichende Schulung, die während der Kriegszeit, zum Teil auch nachher, für Gymnasien wie für Realgymnasien und Oberrealschulen zu vermerken ist. Ob jetzt allmählich eine Besserung eintritt, ist noch nicht abzusehen. Das vielfache Experimentieren mit neuen Lehrplänen usw. hat heillosen Schaden gestiftet und wird es wohl auch noch fürder tun. Meines Erachtens ganz unzureichend ist die Schulung im logischen Denken. An der in Ausbildung begriffenen Jugend liegt der Fehler wohl nicht.

VALENTIN HAECKER, Prof., Dr. rer. nat., Dr. med. h. c., Rektor der Univ. Halle a. S.

Der Aufforderung, mich über die heutigen wissenschaftlichen Leistungen innerhalb meines Faches im Verhältnis zu denen der Vorkriegszeit zu äußern, folge ich gern, da ich immer bemüht war, mir über diesen Gegenstand ein Urteil zu bilden, soweit die relative Kürze der Zeit, die seit der großen Wende verflossen ist, dies uns überhaupt möglich macht.

Auf dem Gebiete der Zoologie kann in keiner Weise von einem Rückgang der deutschen Leistungen gesprochen werden. Wie ich als damaliger Vorsitzender der Deutschen Zoologischen Gesellschaft bei einer der ersten Jahresversammlungen, die nach Ablauf des Krieges und der Revolution abgehalten wurde (Würzburg 1922), mit voller Überzeugung aussprechen konnte, ist gerade in jenen Jahren der Glaube an die Zukunft der deutschen Biologie durch eine auffallend große Anzahl markanter, von unseren jungen Fachgenossen ausgehender Veröffentlichungen bestärkt worden, und dieser Eindruck ist auch bei den folgenden Versammlungen immer wieder befestigt worden. Ich glaube daher sagen zu können, daß unser zoologischer Nachwuchs in seinen Leistungen mindestens nicht zurücksteht hinter denjenigen, welche man bei anderen Völkern beobachten kann. Auf unserem Gebiet ist ja im Gegensatz z. B. zur Physik und Chemie die Möglichkeit einschneidender, auch weiteren Kreisen in die Augen fallender Entdeckungen immer verhältnismäßig gering gewesen, und es sind mit wenigen Ausnahmen hauptsächlich solche Forscher allgemeiner bekannt geworden, welche durch anregende Gedanken und Theorien, durch Arbeiten synthetischer Art auch auf die Entwicklung der Nachbargebiete Einfluß gewonnen haben. Da wir uns aber zurzeit auf biologischem Gebiete aus inneren und äußeren Gründen, auf die hier nicht näher eingegangen werden kann, wieder in einer Periode der

Spezialforschung befinden, und in biologischen Kreisen das Interesse an echter Naturphilosophie weniger hervortritt oder sogar verpönt erscheint, so merkt die Öffentlichkeit nichts davon, wieviele selbständige, gründliche und anregende Arbeit von unserem Nachwuchs auf den verschiedensten Teilgebieten, in der Zellenlehre und experimentellen Entwicklungsphysiologie, in der Sinnesphysiologie und Tierpsychologie, der Tiergeographie und praktischen Entomologie geleistet wird.

In der Vererbungsforschung gilt im wesentlichen das nämliche wie in der Zoologie. Wir freuen uns der vielen jüngeren Mitarbeiter beiderlei Geschlechts, die besonders auf dem Gebiete der experimentellen Bastardforschung und in der Verbindung von Vererbungslehre und Zellenlehre Tüchtiges leisten, und wenn auch da und dort unter dem tiefen Eindruck einer in Amerika entstandenen, faszinierenden und scheinbar dicht vor das Tor der Erkenntnis führenden Theorie die Gefahr des Dogmatismus nicht immer umgangen wird und vieles bloß Angenommene, namentlich auf zellgeschichtlichem Gebiete, zu den bereits gesicherten Grundlagen gerechnet wird, so sind dies Erscheinungen, die zu allen Zeiten und in allen Nationen vorgekommen sind. Die Freude an der Kritik und die Neigung zu einer vorsichtigen gedanklichen Verknüpfung von Tatsachen und Tatsachengruppen ist bei uns zu jeder Zeit stark verbreitet gewesen, mag dies auf erbliche Veranlagung oder zum Teil auch auf besondere Eigentümlichkeiten des Mittelschul- und Hochschulunterrichtes zurückzuführen sein, und es ist daher mit Zuversicht anzunehmen, daß der deutsche Nachwuchs auch an den weiteren Fortschritten der Vererbungsforschung, dieser umfassenden, mit den verschiedensten Disziplinen in engster Fühlung stehenden Wissenschaft, selbständigen und erfolgreichen Anteil nehmen wird.

Zum Schluß darf ich vielleicht noch auf eine Erscheinung hinweisen, welche die ernste, objektive Behandlung biologischer Probleme gerade auch von seiten unserer jüngeren Generation kennzeichnet. Durchweg auf zoologischem Gebiete und zum größten Teil auch in der Vererbungsforschung ist bei Verschiedenheiten der Meinungen eine vornehme, sachliche Polemik üblich geworden. Schon vor dem Weltkriege war diese Entwicklung deutlich zu beobachten, und es ist hocherfreulich, daß auch jetzt nur in ganz vereinzelten Fällen von einer Nervosität und von einer Anwandlung, den Gegensätzen eine persönliche Färbung zu geben, gesprochen werden kann.

JOHANNES HALLER, Dr., Prof. der Geschichte an der Universität Tübingen

Wenn eine Generation ihre Aufgabe verfehlt hat, so ist nichts natürlicher, als daß sie ihre Hoffnung auf die Nachkommen setzt, denen die Zukunft gehört. So ist es uns gegangen und geht es uns noch. Die Emphase, mit der wir immer wieder seit acht Jahren auf unsern Nachwuchs hinweisen, der oft wiederholte Appell an die Jungen als die dereinstigen Retter und Wiederhersteller, was ist im Grunde er anderes als das indirekte Eingeständnis unserer eigenen Unfähigkeit — das Schuldbekenntnis der Väter vor den Söhnen?

Nicht minder begreiflich, daß wir mit ängstlicher Sorge auf diese Jugend blicken, von der wir verlangen, daß sie leiste, was wir nicht konnten; und daß uns jedes Anzeichen der Schwäche, jedes Versagen und jede Enttäuschung zu bitteren Urteilen verleiten möchte. Weil wir so viel, ja alles von der Jugend erwarten, sind wir nur zu geneigt, auch an ihr zu verzweifeln. Haben wir dazu ein Recht? Haben wir Grund, ihre Entwicklung mit Besorgnis zu verfolgen?

Es läßt sich nicht leugnen, daß da vieles ist, wie es nicht sein sollte, vieles, was bedenklich stimmen muß. Hang zur Oberflächlichkeit, zu gedankenlosem Genießen, Überheblichkeit und Egoismus, die sich unverkennbar in weiten Kreisen zeigen, sind noch nicht das Schlimmste. Das ist wohl immer so gewesen und gehört zum Wesen der Jugend, die in ihrer großen Masse nun einmal leichtlebig und oft genug auch leichtsinnig ist. Die Natur hat es so gewollt, und sie wird wissen, warum sie es so will. Worauf es ankommt, ist nur dies, daß den ungezügelten Naturtrieben die richtigen Schranken gesetzt, der Leichtsinn gebändigt, die Genußfreude recht-

zeitig durch Vernunft gemäßigt, das Selbstgefühl gedämpft werde. Mit andern Worten: den Instinkten der Natur sollen die kategorischen Imperative der Kultur entgegenwirken und das Gleichgewicht halten. In einer gesunden Jugend wird dies der Fall sein; sie wird in ihren Reihen Elemente genug haben, die nicht im Augenblick aufgehen, deren Sinn schon geweckt ist für das Bewußtsein, daß der Mensch nicht um seiner selbst willen da ist, daß jeder im Leben eine Aufgabe zu erfüllen hat und nur der im höchsten Sinne Achtung verdient, für den Leben auch Dienen heißt. Materielle und ideale Auffassung des Daseins, das sind nach der gewöhnlichen Ausdrucksweise die beiden Pole, zwischen denen das Leben der Menschheit und in besonderem Maße der Jugend zu allen Zeiten sich bewegt. Daß der ideale Pol stark genug sei, die Magnetnadel des Volkslebens zu beherrschen, das allein ist es, was man wünschen muß, wenn anders das Schiff im Sturm nicht den Kurs verlieren soll. Berechtigt uns das, was wir am heranwachsenden Geschlecht heute sehen, zu der Zuversicht, daß es dereinst, wenn es gilt, dem Kompaß der idealen Richtung folgen werde?

Ich gestehe, daß ich diese Frage weder mit Ja noch mit Nein zu beantworten vermag. Nicht etwa weil mir von meinem Platze aus ein genügender Überblick im großen fehlte. Vom Katheder einer mittleren Hochschule in der kleinsten aller deutschen Universitätsstädte übersieht man freilich nur einen begrenzten Ausschnitt, aber dieser Ausschnitt ist denn doch so geartet, daß man ihn recht wohl als Mikrokosmos der heutigen Jugend, wenigstens der akademisch gebildeten Jugend, gelten lassen kann. Wenn ich gleichwohl mit meinem Urteil zurückhalten muß, so geschieht es, weil ich außerstande bin, die Erscheinungen, die sich dem Beobachter zeigen, auf einen Generalnenner zu bringen. Niemals waren wohl die Kontraste im Bilde der deutschen Jugend stärker. Sie sind so stark, daß man geradezu von zwei entgegengesetzten Hälften sprechen kann, die sich zueinander schlechthin inkommensurabel verhalten: Neben höchstem, nicht selten verstiegenem Idealismus auch das genaue Gegenteil, neben frischem Eifer und unverdrossenem Streben unter drückendsten Verhältnissen auch ein glatter Opportunismus und eine sozusagen mechanische Ansicht von der eigenen Vorbereitung auf Leben und Beruf. Was wird künftig die Oberhand behalten? Wird der gärende Most sich zu edlem Weine klären, oder wird die Hefe ihn verderben? Niemand kann es sagen. Daß die schwächere Hälfte die zahlreichere ist, besagt nichts. Das ist sie immer, und die Vorstellung, daß ein ganzes Volk von reinem Idealismus beherrscht sein könne, ist ein romantischer Traum, den man im Rausche starker Empfindungen wohl einmal träumen mag, von dem wir Deutschen aber nachgerade durch den Katzenjammer bitterster Erfahrungen geheilt sein sollten. Zu allen Zeiten ist es die Minderheit der Besseren gewesen, die das Große und Gute vollbrachte, indem sie die Menge nach sich zog. Die quälende Ungewißheit gegenüber unserer kommenden Generation rührt vielmehr eben daher, daß heute noch niemand sagen kann, wie diese junge Schar in einigen Jahren aussehen und was sie sein wird. Der blütenreichste Frühling verbürgt noch lange keine reiche Ernte, und ein bescheidener Lenz gibt manchmal doch noch einen guten Herbst. Es kommt eben alles darauf an, wie das Wetter inzwischen war, und es wird auch für unsere nationale Zukunft alles davon abhängen, was die heutige Jugend erleben und wie sie sich unter dem Einfluß ihrer Erlebnisse entwickeln wird, bis an sie die Reihe kommt, das Volk darzustellen und seine Geschichte zu machen. Wer aber ist Prophet genug, dies zu weissagen?

Heißt das nun, in tatenloser Ergebung die Hände falten und dem Kismet seinen Lauf lassen? Ich denke nicht. Im Gegenteil! So lange die alte Generation noch da ist, ist sie es ja, die das Schicksal der Jugend mitbestimmt. Von ihr und ihrem Verhalten hängt es wesentlich ab, was die Jugend erlebt, sie trägt darum auch die Verantwortung für das, was aus der Jugend wird. Schon heute muß jeder Ehrliche es eingestehen: was uns am Bilde der Jugend nicht gefällt, das ist die Schuld der Alten. Man müßte ein Buch schreiben, um das auszuführen; um nachzuweisen, in welcher unglaublichen Weise seit Jahren an der heranwachsenden Jugend gesündigt

wird, in Schule und Erziehung, im privaten und öffentlichen Leben, durch falsche Maßregeln, durch Nachlässigkeit und — vor allem andern — durch schlechtes Beispiel. Fast ist es ein Wunder, daß unter solchen Einflüssen das junge Geschlecht nicht noch viel unerfreulicher gedeiht. Ja, wenn etwas zum Optimismus berechtigen könnte, so ist es die gesunde Reaktion, die sich in der Jugend selbst gegen die schlimmen Einwirkungen zeigt, denen sie tagtäglich ausgesetzt ist. Darum würde ich raten, daß wir nicht so viel auf die Jugend sehen, namentlich nicht so oft von ihr reden, sondern uns selbst, die Alten, im Spiegel der Selbsterkenntnis betrachten. Suchen wir unsere eigene Pflicht zu erfüllen, in allem und jedem, namentlich aber unsere Pflicht an der Jugend, durch Lehre und Beispiel, dann, nur dann haben wir auch ein Recht, von ihr zu fordern, was wir für die Zukunft hoffen, dann dürfen wir ihr auch vertrauen daß sie leisten werde, was von ihr verlangt wird.

SIEGMUND VON HAUSEGGER, Präsident der Staatlichen Akademie der Tonkunst in München

Zu 1.: Die Leistungen auf künstlerischem Gebiete haben sich, soweit ich sie beobachten konnte, in der Nachkriegszeit zwar dem Charakter nach verändert, aber nirgends kann man von einem Rückgang der Intensität sprechen. Im Gegenteil! Die schon vor dem Kriege einsetzende Bewegung einer Steigerung und Erweiterung technischer Fertigkeit auch innerhalb des allgemeinen Durchschnittes, dergestalt, daß die Bewältigung von Schwierigkeiten, welche vorher nur wenigen Auserwählten vorbehalten war, nunmehr als eine selbstverständliche Voraussetzung für weite Kreise gilt, ist ungeschwächt erhalten geblieben, ja, hat eher zugenommen. Damit aber hält die Fähigkeit künstlerischer Auffassung und Vertiefung nicht gleichen Schritt. Dies hängt auf das engste mit der Zeit zusammen, die ihr Schwergewicht im Technisch-Mechanischen sucht. Wer das Ziel aller kulturellen Entwicklung in der Vervollkommnung seelischen Wesens erblickt, muß allerdings von einem Rückgang auf künstlerischem Gebiete sprechen. Es darf aber nicht übersehen werden, daß gerade als Reaktion auf die technische Welle sich vielerorts ein leidenschaftliches Streben nach neuer Vertiefung, nach Entmaterialisierung der Kunst bemerkbar macht, das vielleicht den Anfang eines neuen Aufschwunges bedeutet. Jedenfalls dürfte für das, was als Mangel an unserem Kunstleben angesehen werden muß, nicht der Krieg allein verantwortlich gemacht werden, sondern ebenso die Vorkriegszeit, in der sich vieles der Art vorbereitet hatte.

Um die Leistungen der studierenden Jugend auf dem Gebiete der Tonkunst gerecht beurteilen zu können, fehlt mir der vergleichende Maßstab, da ich erst nach dem Kriege die Leitung einer Unterrichtsanstalt übernommen hatte. Aber ich konnte feststellen, daß die jungen Leute mit bewunderswertem Heroismus Entbehrungen und Opfer aller Art auf sich nehmen, um ihr Musikstudium durchzuführen. Es ist erstaunlich, wie die noch zarten und in der Entwicklung begriffenen Instrumentalisten unverdrossen Abend für Abend in den Kaffeehäusern und Kinos aufspielen, um sich dadurch Lebensunterhalt und Möglichkeit des den vollen Tag beanspruchenden Berufsstudiums zu erwerben. Wie viele der Schüler arbeiteten den Sommer hindurch als Werkstudenten! Mancher von ihnen schädigte durch so aufreibende Tätigkeit seine Gesundheit. Die Statistik, besonders der Lungenerkrankungen, spricht eine erschütternde Sprache.

Eine natürliche Folgeerscheinung der sozialen Not ist der Wunsch, möglichst rasch das Studium zu beenden, um in feste Stellung zu gelangen. Hierin liegt tatsächlich eine große Gefahr für die Qualität der Leistungen. Von dem Gedanken des Broterwerbes bedrängt, der zudem durch mittellose Eltern oder Geschwister noch brennender wird, fehlt es den Kunsteleven meist an der inneren Ruhe des Bildungsganges. Ein hiedurch verschuldeter Rückgang findet aber seine Begründung nicht in der Gesinnung, sondern in der Not der Zeit.

Zu 2.: Die Hingabe an die Pflichten der beruflichen Ausbildung dürfte in den meisten Fällen gegen früher gesteigert sein, wenn auch nicht verkannt werden darf, daß die üblen Phrasen von den Rechten, denen keine Pflichten gegenüberstehen, auf manchen schwächeren Charakter aufreizend einwirken. Wie weit, bei der durch die modernen Schlagworte angestifteten Verwirrung der Geister, sowie bei der Bedrängnis durch die wirtschaftliche Notlage, das Bewußtsein einer Verpflichtung, für Selbständigkeit und Erhaltung deutscher Kultur einzutreten, in der Allgemeinheit lebt, läßt sich schwer feststellen. In einzelnen und eben gerade in den Besten ist es lebendiger als vor dem Krieg.

Alles in allem muß gesagt werden, daß der Idealismus des deutschen Musikers noch überall anzutreffen ist, sowohl in der studierenden Jugend wie bei den in hartem Lebenskampfe stehenden Berufsmusikern.

KARL HAUSHOFER, Generalmajor a. D., Universitätsprof. Dr. in München

Trotz meinen grundsätzlichen Bedenken, mich zu der Rundfrage zu äußern — da sich ein Verallgemeinern unmöglich vermeiden läßt, in dem notwendig Fehlurteile und Ungerechtigkeiten eingeschlossen sein müssen —, möchte ich doch meine Aussage nicht verweigern. Hauptsächlich deshalb, weil ich für unsere so vielfach angeklagte Jugend von heute manches positive Zeugnis abzulegen und für erfreuliche und erhebende menschliche Erfahrung dankbar einzustehen habe. Hätte ich nicht noch meine lebendigen Beziehungen zu den besten, mir durch das gemeinsame Kriegserlebnis nahegekommenen jüngeren Männern, wie zu den prächtigsten Leuten des Bundes Oberland und dem näheren Kreis meiner beiden Söhne, so müßte ich vielleicht — aus bloßer Betrachtung der Öffentlichkeit von außen her — zu den Pessimisten zählen.

So aber muß ich zunächst kurzweg Ihre beiden Fragen dahin beantworten, daß man erstens nach meinen Beobachtungen, besonders eben in meinem eigenen Wirkungskreis, von einem Rückgang deutscher Leistungen in der Nachkriegszeit nicht sprechen kann; weit eher von einem Sichbehaupten der Besten unter unglaublichen Schwierigkeiten und trotz der unleugbaren Impotenz, die man leider in den Zirkeln der politischen Parteien und auch im sogenannten vaterländischen Vereinsleben zugeben muß.

Ich habe zweitens den Eindruck, daß der mir nahestehende Teil der jetzt heranwachsenden und in der Ausbildung begriffenen Jugend sich nicht mit geringerer Hingabe als unsere eigene Generation ihrer beruflichen Ausbildung, dem Kampfe für die Selbständigkeit der deutschen Kultur und für die Erhaltung des Deutschtums widmet. Er tut es sogar eher mit einer gewissen verzweifelten Entschlossenheit, fast mit verbissenem Trotz, weit weniger autoritätsgläubig als früher, ohne das Gefühl, behagliche Sicherheit an der Staatskrippe nach kurzer Übergangszeit zu finden, aber vielfach mit höherem sittlichem Ernst, vor allem auch im Geschlechtsleben, in dem die Mehrzahl unserer Geschlechtsfolge in Wahrheit „gemütlicher", aber sehr viel laxer war. Es ist z. B. unter dem mir bekannten Teil der jüngeren Generation weit häufiger, dieselben Anforderungen an Reinheit beim Mann wie bei der Frau für die Ehe zu stellen, stolz darauf zu sein, daß man keine Liebesabenteuer hinter sich hat, sondern nur mannhaftes Tun, wie man einst bedauerlicherweise oft stolz auf das Gegenteil war. Es ist kein Zweifel, daß die intensivere sportliche Eigenbetätigung in dieser Richtung wohltätige und reinigende Einflüsse übt.

Voll Verachtung steht allerdings ein großer Teil dieser Jugend dem Gewäsch der politischen Parteien, leider auch dem vieler vaterländischer Vereine und ihrer Vielrederei, ihrem kleinlichen Ehrgeiz von Führern zweiten und dritten Ranges gegenüber. Sie sucht sich in ehrlichem Ringen ein eigenes Weltbild zu formen und wirft unserer Generation weit eher ihre Charakterlosigkeit vor, als daß sie ihr augenblicklich gegebenes Beispiel bewundert. Wer der Jugend dabei aus vergangener Erfahrung ehrlich hilft, zu wem sie vor allem im Charakter Vertrauen

hat, von wem sie glaubt, daß er das Herz am rechten Flecke trage, wer Haltung im Feuer bewiesen hat, der ist auch aus der älteren Generation ihrer Achtung durchaus sicher; der bloßen Intelligenz aber, dem bloßen Buchwissen oder herrischer geistiger Literatenhoffart wird diese Achtung nicht gezollt; darin liegt leider auch die Tatsache begründet, daß die Hochschule den führenden Einfluß wie in früheren Wiederaufbauzeiten als Ganzes jetzt nicht mehr besitzt, so sehr ihn einzelne Hochschullehrer aus ihrer Persönlichkeit heraus noch haben.

Das klingt offener, doch auch vielleicht optimistischer, als die Rundfrage annahm. Aber ich räume ein, daß sich meine persönliche Kenntnis auf einen zum Teil unter den Waffen und im Kriegserlebnis erprobten, zum Teil sonst besonders ausgewählten, wenn auch keineswegs nur akademischen Teil der Jugend von heute erstreckt. Vielleicht ist es also kein Durchschnittsergebnis, das ich aus Erfahrung beisteuern kann. Aber gerade aus den im Grenzkampf stehenden, aus den von besonderen Gefahren bedrohten Teilen der Jugend sind viele Vertreter unter denen, die ich kenne, und viele, die nicht oder nicht mehr den Rückhalt ererbten Besitzes oder Kulturguts haben, sondern sich ihren Anteil am Lebensraum, ihr bischen Freiheit und Persönlichkeit unter tausend Schmerzen erarbeiten und erringen mußten.

PAUL HENSEL, Dr., Prof. für syst. Philosophie an der Universität Erlangen

Sie waren so freundlich, mir einige Fragen über meine Beobachtungen an dem Studenten der Nachkriegszeit vorzulegen und ich komme gerne Ihrem Wunsch nach, möchte aber bemerken, daß meine Beobachtungen lediglich eben den Wert eigener Beobachtungen haben und ich weder befugt noch gewillt bin, ein Urteil über die deutsche Studentenschaft abzugeben. Ich weiß vielmehr aus Gesprächen mit Lehrern an anderen Hochschulen, daß sich ihnen ein zum Teil wesentlich abweichendes Bild aus ihren Beobachtungen ergeben hat, und ich bin nicht geneigt, dies etwa auf eine Verschiedenheit der Beobachter zurückzuführen. Aus dem 18. Jahrhundert wissen wir genugsam, wie stark die Studentenschaften selbst so benachbarter Universitäten, wie Halle, Leipzig und Jena, voneinander abwichen, und aus den Autobiographien von Hochschullehrern aus unserer eigenen Zeit, welche ihre Laufbahn an verschiedene Universitäten geführt hat, können wir ersehen, daß diese individuelle Eigenart der einzelnen Universitäten sich ungeschwächt erhalten hat. Wir müssen uns aber auch hüten, diese Erscheinung als eine spezifisch deutsche anzusprechen. Der Oxfordman ist etwas ganz anderes als ein Student der Londoner Universität und der Harvard-Student unterscheidet sich spezifisch von dem von Columbia oder Berkeley. So gilt denn das, was ich zu sagen habe, nur für die Univer sität, an der ich tätig bin.

Ebenso möchte ich davor warnen, sich einen Allgemeinbegriff von dem Studenten der Nachkriegszeit zu machen. Es lassen sich vielmehr hier einige zeitliche Unterschiede deutlich bemerken, die natürlich wieder ihre Übergangstypen haben werden, aber sich doch kenntlich genug voneinander abheben.

Da sind zunächst die Teilnehmer am Weltkrieg zu nennen, die nun ihre Studien wieder aufnahmen. Man kann sagen, daß sie aus dem Felde körperlich und geistig ausgehungert zurückkamen und sich auf ihre Studien stürzten, wie ein Verhungernder auf die lange entbehrte Kost. Aber der Vergleich geht noch weiter: wie der Magen des Menschen sich nach langer Entbehrung erst wieder allmählich auf regelmäßige Ernährung einstellt, so war es auch mit dem Wissenshunger dieser Generation der Fall. Es war erschütternd, die Klagen zu hören, wie schwer es ihnen wurde, das Lernen wieder zu lernen, wie fast unmöglich es ihnen schien, eine wissenschaftliche Fragestellung zu erfassen und das zu ihrer Lösung notwendige Material sich zu assimilieren. Dazu kam die Einrichtung der Zwischensemester und der beschleunigte Drill, der an die Stelle der langsamen und eindringlichen wissenschaftlichen Arbeit gesetzt worden war. Die Studenten gehörten ebenso wie ihre Lehrer zu den Klassen unseres Volkes, die durch den nationalen Zusammenbruch wirtschaftlich ruiniert waren. Die

Rücksicht auf ihre oft in verzweifelter Lage befindlichen Eltern erregte den berechtigten Wunsch nach baldigem Abschluß ihrer Studien und ließ den Gedanken an eine zweckmäßige geistige Diät nicht aufkommen. Nimmt man die kaum überstandenen Strapazen des Krieges und den Schmerz über die unglückliche Lage des Vaterlandes mit dazu, so kann die verhältnismäßig große Anzahl von nervösen Zusammenbrüchen in dieser Generation nicht mehr verwunderlich sein, im Gegenteil ist es als ein Zeugnis für den eisernen Willen und die innere Spannkraft, die in diesen Studenten lebte, anzusehen, daß es noch so viele waren, die sich durch alle diese Schwierigkeiten ihren Weg gebahnt haben. Noch auf eine Seite des nach dem Kriege einsetzenden studentischen Lebens muß hingewiesen werden, weil dies selbst von wohlwollender Seite aus mitunter recht falsch gesehen wurde. Es wird häufig darüber geklagt, daß nach dem Kriege wieder das frühere Studentenleben mit seinen Mensuren und Kneipen eingesetzt habe, als ob nichts geschehen wäre. Daran ist richtig, daß wieder gefochten wurde und gefochten wird. Aber ich bin nicht geneigt, aus diesem Faktum ein Verdammungsurteil über den deutschen Verbindungsstudenten zu begründen. Leider hat ja das Reichsgericht vor kurzer Zeit wiederum die Schlägermensur als einen Zweikampf mit tödlichen Waffen erklärt und zweifellos hat es dafür gute juristische Gründe gehabt. Aber die Tatsachen sprechen doch eine etwas andere Sprache. Ich stehe seit 1881 im akademischen Leben und habe keinen Fall einer Schlägermensur mit tödlichem Ausgang erlebt, dagegen 16 Freunde und Bekannte durch den Sport verloren. Es fällt mir nicht ein, daraus eine Anklage gegen den Sport zu formulieren, aber ich finde es nicht ganz folgerichtig, wenn Tausende von Zuschauern zu einem football-match hinströmen, der zwischen den teams von Krähwinkel und Bopfingen ausgetragen wird, die dann die Augen in sittsamer Entrüstung verdrehen, wenn durch den Strafrichter festgestellt wird, daß die Frankonia in X gegen die Normania in Y eine PP-Suite von sechs Mensuren geschlagen hat. Der Hauptunterschied scheint mir zu sein, daß die Schlägermensur eine spezifisch deutsche Sitte ist und daß die Verbindungen, die sie kultivieren, Träger deutscher nationaler Gesinnung sind, während football und Boxen angelsächsischer Herkunft sind und also natürlich an kulturellem Wert die rohe deutsche Mensur weit überragen. Meine private Meinung ist die, daß die Hetze gegen die Schlägermensur sofort verschwinden würde, wenn die betreffenden studentischen Verbindungen sich eine andere politische Gesinnung anschaffen würden oder — mit anderen Worten — ich glaube hinter dieser ganzen Entrüstung ein gutes Stück echt englischen cants erblicken zu können.

Also, es sei mit Trauer zugestanden, auch diese Generation deutscher Studenten hat mit Schlägern gefochten. Wie stand es aber mit den Trinksitten? Auch da muß ich einfach zugeben, daß getrunken wurde. In einer Verbindung, zu der ich nähere Beziehung habe, mußte ich sogar das Vorhandensein von Trinkgenossenschaften feststellen, welche darin bestanden, daß sich 2 oder 3 Studenten zusammentaten, um bei den Kneipabenden sich ein Glas Bier gemeinsam leisten zu können. Es ist bezeichnend, daß bei den ziemlich häufigen Konflikten zwischen Studenten und unserer herrlichen Fabrikjugend die Entrüstung gegen ein so sittenloses Treiben diesen jungen Leuten, die damals in einer Woche mehr verdienten, als der Student in 1½ Monaten zu verzehren hatte, ihnen regelmäßig Schimpfworte wie Hungerleider und Knochenlutscher eingab. Und dabei war es nun wunderbar zu sehen, wie trotz aller dieser fast verzweifelten Verhältnisse, bei denen uns Älteren oft der Mut klein werden wollte, in diesen jungen Leuten ein so klares und selbstverständliches Vertrauen auf die Zukunft und die Bestimmung Deutschlands lebte, daß es sich durch keine noch so widerwärtige Erscheinung, die die damalige Zeit reichlich genug ausbrütete, beirren ließ, sondern jederzeit bereit war, auch mit der Tat (ich erinnere an das Freikorps Epp, das zu gutem Teil aus Studenten der Erlanger Universität bestand) diese bessere Zeit heraufzuführen, und wenn darüber auch das so heiß ersehnte Studium beiseite gelegt werden mußte.

Noch bevor die Generation der Kriegsteilnehmer die Universität verließ, machten sich zwei neue Typen bemerklich, die ich als die des Baccalaureus und des Werk-

studenten bezeichnen möchte und die zum Teil in Personalunion auftraten, zum Teil aber auch sich in Reinkultur darstellten. Was sie negativ von den früheren schied, war, daß sie nicht mehr am Kriege teilgenommen hatten, wenigstens in ihrer überwiegenden Mehrheit nicht. Sie hatten die baffometische Feuertaufe nicht empfangen, hatten aber den ganzen Jammer der Zustände hinter der Front am eigenen Körper und in eigener Seele durchgemacht und die Entwicklung zur Revolution selber täglich erfahren, die dem heimkehrenden Frontsoldaten meist wohl als abgeschlossenes Faktum gegenübertrat, mit dem er sich wohl oder übel abfinden mußte. Sie waren daher auch gern bereit, diese Revolution und alles was damit zusammenhing, freudig zu begrüßen und von ihr, namentlich aber von der eigenen Mitarbeit, eine schönere und bessere Zeit für die Menschheit, wenn auch vielleicht zunächst nicht für das eigene Volk zu erwarten. Weshalb ich den Namen des Baccalaureus wähle, muß ich etwas näher begründen. Von einzelnen wackeren Männern war eine Bewegung ausgegangen, die, an die „Reden an die deutsche Nation" Fichtes anknüpfend, den Ausgangspunkt derselben, die Verzweiflung an dem jetzt lebenden Geschlecht, dem die Schuld der Niederlage aufgebürdet wurde, zu dem ihren machte und, wie Fichte, alles Heil von der nächsten heranwachsenden Generation erwartete. Sie übersahen hierbei, daß doch eine gewisse Differenz zwischen dem ruhmlosen Zusammenbruch des Staates Friedrichs des Großen bei Jena und Auerstädt und dem jahrelangen heldenhaften Ringen, das unserm Zusammenbruch vorausging, zu machen sei, und ferner, daß Fichte selbst noch erleben sollte, daß dieselbe Generation, die er als vollkommen verfault darstellte, sich zu der glorreichen Erhebung von 1813 aufraffte. Jedenfalls waren sie unermüdlich beschäftigt, der neuen Generation immer wieder zuzurufen, daß die alte schmählich abgewirtschaftet habe und daß auf ihnen, den Jungen, das ganze Heil des Vaterlandes beruhe. Dadurch wurde ein Selbstgefühl großgezogen, das sich schon durch das äußere Auftreten — barfuß bis zum Schillerkragen — aber noch mehr in einer sehr entschiedenen geistigen Einstellung offenbarte und das vielleicht am meisten dem Verhalten des Baccalaureus im 2. Teil Faust entsprach, weshalb ich ihn auch zum Heros eponymos für diese interessanten Neubildungen gewählt habe. Ihre Stellung zu ihren akademischen Lehrern war ungefähr die, welche die Römer in der kurzen Formel „sexagenarii de ponte" ausgeprägt haben, und ein tiefes Mißtrauen gegen den Wert dessen, was diese verfaulten Mümmelgreise zu bieten vermochten, trat mitunter recht deutlich in die Erscheinung. Aber es ließ sich mit ihnen auskommen, wenn man, sich in die aufgedrängte Rolle des Mephistopheles fügend, daran festhielt, daß auch aus diesem sich etwas merkwürdig gebärdenden Most ein trinkbarer Wein werden würde, und zu dieser Hoffnung war alle Veranlassung vorhanden. Bei aller Ungeklärtheit, allem naiven Selbstvertrauen, allen Schwierigkeiten, die sie sich und den andern machten, war doch eine so tiefe und intensive Begeisterung, ein so selbstloses Streben, ein solcher Drang nach Wissen, wenn es nur in einer von dem Herkömmlichen gänzlich abweichenden Form geboten wurde, vorhanden, daß das Wort von dem, der „immer strebend sich bemüht", mir bei dem Verkehr mit ihnen nicht aus dem Sinn kommen konnte.

Gehen wir nun zum Werkstudenten über. Dieser hatte keinen so idealen Ursprung wie der Baccalaureus. Es war die harte Not der Zeit, die ihn hervorbrachte und sein Wesen bestimmte. Die Inflation hatte eingesetzt und der bereits zu Kriegsende sich ankündigende materielle Ruin der bürgerlichen Kreise begann jetzt mit reißender Schnelligkeit sich auszuwirken. Alle Stipendien waren entwertet, das Elternhaus vermochte nichts mehr zu leisten, die neuen Reichen hatten ganz andere Sorgen als die, arme Studenten zu unterstützen, und so mußte der Student auf Selbsthilfe sinnen und konnte diese, da die Zwischensemester inzwischen fortgefallen waren, am besten durch erwerbende Tätigkeit in den Ferien erreichen. Aber auch während des Semesters selber mußten die Früh- und Abendstunden bei vielen herhalten, um eine Weiterführung des Studiums zu ermöglichen. Denn das war ja eben das Entsetzliche dieser Situation, daß bei der rasch fortschreitenden Ent-

wertung des Geldes der Werkstudent, der in den Ferien durch angestrengteste Arbeit gehofft hatte, für das nächste Semester gesichert zu sein, schon nach wenigen Wochen einsehen mußte, daß bei aller Sparsamkeit das so sauer erworbene Geld aufgezehrt und die ganze Arbeit also vergeblich gewesen war. Die Ferien also fielen für das Studium fort, zum großen Teil täglich auch einige Stunden während des Semesters. Dazu kam, daß bei der in den letzten Kriegsjahren sehr wenig ausreichenden Vorbildung auf der Schule es sehr viel Lücken auszufüllen galt. Und doch habe ich nur wenige Fälle gefunden, wo sich die jungen, körperlich und geistig unterernährten und überanstrengten Männer der Verzweiflung oder auch nur dem Pessimismus hingegeben hätten. Es ist wahr, der Gedanke an die Not des Vaterlandes trat bei vielen hinter dem drückenden Gefühl der eigenen Not zurück. Aber in diesem Ringen um Selbstbehauptung und Weiterbildung steckte ein Maß von praktischem Idealismus, der das Herz des Zuschauers zur Bewunderung mit sich fortreißen mußte. Diese beiden Typen sind zum guten Teil nunmehr, wenigstens aus Erlangen, verschwunden. Der Baccalaureus konnte kein rechtes Verhältnis zu dem genius loci Erlangens finden und wanderte bald nach freundlicheren Gestaden ab. Und wenn der Werkstudent auch nicht gänzlich verschwunden ist, so sind durch die Stabilisierung unserer Währung doch seine Lebensbedingungen erheblich milder geworden als die seines ersten Vorgängers.

Was nun endlich den augenblicklich Studierenden angeht, so ist er, eben als noch gegenwärtig, kein günstiger Gegenstand einer historischen Darstellung. Im großen und ganzen läßt sich aber sagen, daß auch in dieser Generation die Schäden der Kriegszeit durchaus noch nicht überwunden sind. Gerade als die jetzt Studierenden in den sog. Flegeljahren waren, waren ihre Väter im Felde, und bei manchem tritt dieser Übelstand kenntlich genug hervor, denn selbst die liebendste Mutter, und gerade sie, hat für das, was sich in der Seele eines Jungen in diesen Jahren vollzieht, kein rechtes Verständnis und kann ihm daher nicht den Rückhalt und die Leitung bieten, deren er gerade in diesen so kritischen Jahren bedarf. Es kommen die physischen Entbehrungen der Kriegs- und Inflationszeit hinzu, um einen gewissen Mangel an straffer Konzentration und andauernder Arbeitskraft nur zu begreiflich finden zu lassen. Auch das Einströmen der Söhne aus den Familien der Neureichen, die häufig einen geschmacklosen Luxus und eine gänzliche Rohheit der Lebensauffassung aus ihren Elternhäusern mitbringen, ist ein Zug in dem Gesicht unserer Studentenschaft, den man lieber entbehren möchte. Aber es handelt sich hier doch nur um sehr Wenige, und nur der Übelwollende kann sie als Repräsentanten der Studentenschaft ansehen. Leider folgt daraus nicht, daß dies nicht sehr häufig vorkommt, was uns den Schluß nahelegt, daß in gewissen Kreisen eben ein starkes Übelwollen gegenüber den deutschen Universitäten vorhanden ist. Vielleicht wäre es sogar nicht erfreulich, wenn es den Universitäten gelänge, sich das Wohlwollen dieser Zeitgenossen zu erwerben. Man vgl. hierüber, was der hugenottische Schneider in Meyers „Amulet" über die Unbeliebtheit seiner Glaubensgenossen sagt.

Im ganzen läßt sich nicht verkennen, daß der unbekümmerte Frohsinn, mit dem sich der Student der Vorkriegszeit den Freuden der Studentenzeit hingab, gewichen ist und daß an seine Stelle eine sehr viel ernstere Auffassung vom Leben und von der Notwendigkeit , sich für das Leben tüchtig zu machen, getreten ist. Bei vielen äußert sich diese Tendenz natürlich in der untergeordneten Form des reinen Brotstudententums und über diese vielen läßt sich infolgedessen wenig sagen. Aber Fleiß und ernste Ausdauer, redliches Bestreben und Wollen wird man auch diesen vielen nicht absprechen können. Wie aber steht es mit den anderen? Da kommt in erster Linie die Wechselwirkung zwischen Lehrern und Studenten in Betracht. Die Universität ist in dieser Hinsicht mit einem Januskopf zu vergleichen. Die Lehrer sind der in die Vergangenheit blickende Kopf, die Studenten der auf die Zukunft gerichtete. Aber beide müssen in einem organischen Zusammenhang stehen, der eine muß wissen, daß seine Erfahrungen nur dann nutzbar gemacht werden können, wenn sie sich dem andern mitzuteilen vermögen, der andere, daß

er seine Bestimmung nur zu erfüllen vermag, wenn er sich diese Erfahrungen aneignet und in das eigene Bewußtsein zur werdenden Tat mit aufnimmt. Dies normale Verhältnis hat sich zum guten Teil wieder hergestellt, wenn auch die Differenzen gegenüber der Vorkriegszeit kenntlich genug hervortreten. Es läßt sich nicht verkennen, daß der jetzige Student dem, was seine Lehrer zu bieten haben, kritikvoller gegenübersteht, als es wohl früher der Fall war. Die Neigung zu geduldiger Kleinarbeit, zu vorsichtigem Zurückhalten des eignen Urteils, die Tendenz, jedes erreichte Ergebnis nur als die Vorstufe neuer Fragestellung zu betrachten, hat entschieden abgenommen. Dem heutigen Studenten ist es selbstverständlich, daß es nicht darauf ankommt, zu fragen um der Frage willen, sondern daß vor ihm ein Leben großer Kämpfe und Entscheidungen liegt und daß es sich für ihn darum handelt, auf der Universität die Mittel zu sammeln, um die in ihm lebenden Ideale zu stärken, zu sammeln und zum Siege zu führen. Hierzu bedarf es der von den Älteren angesammelten Schätze an Kenntnissen und Erfahrung, und er ist seinen Lehrern dankbar für die Übermittlung derselben und die Einführung in die wissenschaftliche Problematik. Aber alles dies bedeutet ihm keinen Endzustand und noch weniger das Ziel seines Lebens, sondern es ist für ihn das notwendige Material seiner Pflichterfüllung. Und diese Pflichterfüllung richtet sich vor allem auf die Arbeit an der Erhebung und Gesundung des eigenen Volkes. Während die Ungeduldigeren, dem Major v. Schill vergleichbar, von der völkischen Bewegung eine augenblickliche rasche und durchgreifende Tat erhofften und sich ihr deshalb enthusiastisch zur Verfügung stellten, sehen wir die Einsichtigeren in einer geduldigen und selbstlosen Arbeit, die mit der des Wiederaufbaus des preußischen Heeres zur großen Entscheidung des Befreiungskampfes vergleichbar ist, und die ebenso weit entfernt ist von der Ungeduld derer, die schon für den nächsten Tag das Anbrechen einer besseren Zeit erwarten, als von der müden Resignation derer, die den jetzigen Zustand als definitiv hinzunehmen sich gewöhnt haben. Dieses entsagungsvolle Arbeiten an der Heraufführung eines besseren Tages beruht in letzter Linie auf dem unaustilgbaren Glauben an das eigene Volkstum und an die Bedeutung der Tat des Einzelnen, selbst scheinbar unüberwindlichen Mächten gegenüber. Und diesen Glauben nicht durch billige Skepsis zu untergraben, sondern zu ehren und nach Möglichkeit zu stärken, das ist eine unabweisbare Pflicht für das zurückblickende Haupt. Wenn dieser Glaube sich unseres ganzen Volkes bemächtigt, wenn es ihm gelingt, auch diejenigen Kreise desselben, die ihm jetzt, sei es spöttelnd, sei es verachtend, gegenüberstehen, zu ergreifen, dann kommt die große Stunde unseres Volkes, und es ist eine frohe Gewißheit für mich, daß die Größe dieser Aufgabe und der feste Glauben an ihre Lösung ein Grundzug der geistigen Struktur unter den besten unserer Studentenschaft ist. Es ist so viel Krankes, Unerfreuliches und Trostloses bei uns vorhanden, daß es immer wieder eine Freude ist, seinen Blick auf solche Erscheinungen, wie die unserer Studentenschaft, zu richten, und es ist ein Hauptvorzug der Stellung des deutschen Universitätslehrers, daß er täglich mit Erscheinungen zusammentrifft, die ihm das schöne Wort Carlyles zurufen: Arbeiten und nicht verzweifeln.

JOSEF HOFMILLER, Dr., Oberstudienrat in Rosenheim

Für den Lehrer an einer höheren Schule ist es nicht einfach, sich zu dieser Frage zu äußern, da er immer Gefahr läuft, beschränkte und einseitige Erfahrungen zu verallgemeinern. Soviel glaube ich sagen zu dürfen: alle 9klassigen Anstalten werden die Folgen von Krieg, Revolution und Inflation noch sehr lange spüren. Schäden des Kriegs: Einberufung der frischesten, energischesten Lehrkräfte; Zusammenlegung und Überfüllung von Klassen; Verkürzung des Unterrichts; Belegung der Schulgebäude durch Militär; Zusammenlegung mehrerer Anstalten; Kurzstunden; Unterrichtsausfall durch Siegesfeiern; Unterernährung, je jünger die Schüler, desto schlimmer; Aufregung, späterhin Druck durch die Kriegsereignisse; allzu milde Handhabung der Bestimmungen bei Kriegsreifeprüfungen und Ver-

setzungen; Beteiligung von Schülern an der Lebensmittelkartenverteilung usw.; Beurlaubung zwecks landwirtschaftlicher Hilfsarbeit (bestehend in Zigarettenrauchen); Anweisung, einen milderen Maßstab anzulegen, von seiten der Aufsichtsbehörde; demoralisierende Wirkung der amtlich nahegelegten Milde. Schäden der Revolution: chronische politische Erregung besonders der älteren Schüler; Einführung der Schülerräte und ähnliche Scherze; Unterricht Tage ja Wochen hindurch ausfallend; alles Interesse durch die Tagesereignisse absorbiert; Schüler zu viel auf der Straße; Kinopest; in München und anderwärts Strizzikratie; Aufregung; Hunger; Wohnungselend; Kohlenmangel; Väter gefallen oder gefangen. Schäden der Inflation: zu den bereits genannten (Hunger und Elend) Politisierung der Jugend in rechts- oder linksradikalem Sinne, Heranziehung Halbwüchsiger bei Putschen usw. Nimmt man alles zusammen, so muß man sich wundern, daß noch so viel geleistet wurde und wird.

Was kann, was muß dagegen geschehen? Scharfe Auslese von ganz unten auf, mit der Volksschule beginnend! Strenge bei Aufnahmsprüfungen und Versetzungen. Schüler, von denen anzunehmen ist, daß sie nicht bis Untersekunda brauchbar sind, müssen möglichst früh abgewimmelt werden. Die mit mittelmäßigen und unbrauchbaren Schülern vollgestopften Parallel-Sexten, -Quinten und -Quarten sind vom gesundheitlichen, volkswirtschaftlichen, unterrichtlichen und erzieherischen Standpunkt aus ein Skandal. Die irreparablen Fehler werden durchweg in den drei untersten Klassen, vor allem schon in der niedrigsten gemacht. Hier muß eingesetzt werden durch ständige Kontrolle des aufgenommenen Schülermaterials in den untersten Klassen von seiten der Unterrichtsverwaltungen. Dafür gehören eigene Beamte her, die überhaupt nichts anderes zu tun haben als herumzureisen, zu inspizieren, in Sexta bis Quarta zu putzen, unerbittliche gleichmäßig säubernde Ausmerzer. Die Kosten ihrer Gehälter und Reisespesen werden sich tausendfach lohnen! Im Unterbau muß der Staat eingreifen, alles andere macht sich dann von selber. Die Aufsichtsbehörden haben sich die Frequenzen über den Kopf wachsen lassen. Wenn die Anforderungen auf den Hochschulen immer höher gestellt, die Staatsprüfungen immer strenger, ihre Ergebnisse immer katastrophaler werden, ist es irrsinnig, neue Mittelschulen zu errichten anstatt alte aufzuheben. Dann müssen die Anforderungen in den Mittelschulen erst recht streng werden, denn es heißt doch den Eltern das Geld aus der Tasche stehlen, wenn man Schüler, die nicht wirklich gut sind, animiert, nach Untersekunda noch weiterzustudieren, statt sich einen praktischen Beruf zu suchen. Wenn dann die jungen Leute mit Ach und Krach absolviert haben, stehen sie vor lauter geschlossenen Türen und vor dem *numerus clausus*, der nebenbei auf der Hochschule ein Nonsens ist. Aber ich wiederhole: wenn nicht von ganz unten an ordentlich ausgeräumt wird, ist alles vergebens! Wenn endlich im Unterbau Ernst gemacht und Ernst gezeigt wird, dann reichen die vorhandenen Anstalten auf Jahrzehnte hinaus, dann verschwinden die künstlich aufgeschwemmten Parallelklassen zum großen Teil, dann werden die Mammutanstalten wohltätig entfettet und die begabten Schüler werden nicht mehr gehemmt durch all den schauderhaften Pafel, der heute vielfach von Klasse zu Klasse mitgeschleppt wird.

KARL JARRES, Dr. jur., Oberbürgermeister in Duisburg

Ihre Rundfrage gestatte ich mir wie folgt zu beantworten:

1. Begreiflicherweise trat unter der furchtbaren Wirkung des deutschen Zusammenbruches unmittelbar nach Kriegsende ein unverkennbarer Rückgang der deutschen Leistungen ein. Es war dies namentlich in der Wirtschaft überall zu verzeichnen, in besonderem Maße auch in dem rheinisch-westfälischen Industriebezirke. Die Gährung und Unruhe in den Volksmassen, welche die ganze Staatsumwälzung in erster Linie zu einer Lohnbewegung machten, nahmen der deutschen Arbeit den so nötigen Entschluß zu intensiver Arbeit. Glücklicherweise können diese unheilvollen Folgen zurzeit in der Hauptsache als überwunden gelten. Es

läßt sich nicht leugnen, daß in den wesentlichen Industriegebieten die Arbeitsleistung den Stand der Vorkriegszeit wieder erreicht hat, ja zum Teil infolge technischer Fortschritte übertrifft. Auch auf geistigem Gebiete trifft dies zu.

2. Gleiche Beobachtungen kann man auch bei der in der Ausbildung begriffenen deutschen Jugend machen. Hier wirkt auch heute noch die starke Erwerbslosigkeit verhängnisvoll ein. Die Tatsache, daß ein großer Teil der schulentlassenen Jugend überhaupt noch nicht zu richtiger Arbeit gekommen ist und auch nicht kommen kann, wirkt in dem Nachwuchs der handarbeitenden Schichten der Bevölkerung naturgemäß demoralisierend ein. Es ist das eines der wichtigsten und schwierigsten Probleme des deutschen Nachwuchses. Anderseits ist mit großer Befriedigung der Ernst und der Opfersinn zu würdigen, welcher durchweg in den Kreisen der akademischen Jugend herrscht. Hier wird unter schwerer Entsagung frisch und ehrlich gearbeitet und diese Ehrlichkeit muß für die deutsche Zukunft ihre Früchte tragen, wenn auch nach Beobachtung der akademischen Lehrerkreise infolge der schlechten Lebensverhältnisse die praktischen Ergebnisse noch hinter dem strebenden Willen der Studierenden zurückbleiben.

EBERHARD GRAF KALCKREUTH, *Präsident des Reichs-Landbundes, in Berlin*

Meiner Auffassung nach ist es kaum möglich, die von Ihnen gestellten Fragen in kurzen Sätzen zu beantworten. Die erste Frage wird nur auf Grund von umfangreichem Zahlenmaterial beantwortet werden können. Es fehlt mir leider die Möglichkeit, mich hiermit eingehend zu beschäftigen. Hinsichtlich der zweiten Frage habe ich den Eindruck, daß ein großer Teil unserer jetzigen Jugend zweifellos nicht geringere Hingabe für Beruf und Vaterland zeigt als die Generation vor dem Kriege. Anderseits bin ich der Ansicht, daß die Jugend in Deutschland viel zu vielgestaltig ist, als daß man diese Frage überhaupt generell beantworten könnte.

HERMANN KERSCHENSTEINER, *G. R. Prof. Dr., Direktor des Krankenhauses München-Schwabing in München*

Verzeihen Sie, daß ich Ihre Fragen erst heute beantworte, aber sie kommen mir so sonderbar, entschuldigen Sie den Ausdruck, gegenwartsfremd vor, daß ich mich nur schwer entschließen kann, sie überhaupt zu beantworten. Es kommt mir vor, als müßte ich auf die Frage antworten: Ist in der Nachkriegszeit der Himmel noch so blau wie vorher? Sind die Bäume noch so grün, wie sie es waren? Die Antwort auf solche Fragen könnte nur sein: Gehen Sie doch zu einem Augenarzt.

Immerhin will ich Ihnen mitteilen, daß nach meinen Erfahrungen die deutsche Jugend genau so tüchtig, strebsam, moralisch und national ist, wie sie war, vielleicht sogar noch ein bischen mehr.

Ich stehe auf dem Standpunkt, daß die Leistungen des deutschen Volkes in den Jahren 1914 bis 1918 das größte sind, was die Weltgeschichte je gesehen hat. Ilias und Nibelungenlied verblassen dagegen. Man soll stolz sein, daß man einem solchen Volke angehört und daß man so etwas hat miterleben dürfen. Daß nun die jüngeren Brüder dieser Helden von 1914 auf einmal minderwertig sein sollen, ist schon von vorneherein sehr unwahrscheinlich. Es steht auch fest, daß nicht bloß die Kriegsleistungen Deutschlands großartig sind, sondern daß auch die rasche Wiederherstellung Deutschlands und die Überwindung von Revolution und Inflation eine ganz außerordentlich bewunderungswürdige Leistung bedeutet. Man scheint im Ausland mehr Gefühl für unsere Größe zu haben, als im deutschen Lande selbst.

Ein Volk, das diese Großheit gezeigt hat, berechtigt zu den kühnsten, optimistischsten Hoffnungen. Man darf nur nicht mikroskopisch sehen, da wird die größte Zeit klein. Auch ich beklage die überhandnehmende Neigung zum Amerikanismus mit seiner schlechten Kultur, die Lässigkeit der Behörden in der Abwehr von Schmutz und Schund in Literatur und Schaustellung, die Schwäche gegen die Bestrebungen des Alkohol-

kapitales, unser Volk mit Gewalt wieder zum Saufen zu bringen, und anderes mehr. An all dem ist aber die Jugend nicht Schuld, sondern vielmehr die Älteren und Alten. Es wäre von Interesse, den Ursachen dieser Dinge auf den Grund zu gehen, die sich bekanntlich überall zeigen. Ists die Regierungsform mit ihrer geringeren Autorität? Ists die Nachwirkung des Krieges mit seinen Entbehrungen? Jedenfalls ist es nicht eine „Degeneration" der Jugend. Selbstverständlich haut die Jugend über die Schnur, wenn man es ihr so nachsieht, wie heutzutage. Aber das sind nur Äußerlichkeiten.

Optimismus, Selbstvertrauen, Liebe zu seinem Volke und Achtung vor seiner Größe scheinen mir eine der Bedingungen zur Wiedereroberung seiner äußerlichen Stellung.

FRANZ KNIPPING, Stadtbaurat a. D., Prof. der Ingenieurwissenschaften, Rektor der Technischen Hochschule Darmstadt

Die Frage nach einem Rückgang deutscher Leistungen in der Nachkriegszeit fasse ich dahin auf, daß sie sich auf die in der Ausbildung begriffene studierende Jugend beziehen soll. Wenn man die aufgetretenen Erscheinungen richtig sehen will, muß man vorab den Entwicklungsgang in der Nachkriegszeit kurz schildern.

Zunächst kamen nach Kriegsende fast ausschließlich Kriegsteilnehmer auf die Hochschulen, welche durch den Kriegsausbruch zu einer Unterbrechung ihres bereits begonnenen Studiums gezwungen waren oder während des Krieges unter erleichterten Bedingungen das Reifezeugnis erlangt hatten und sofort in das Heer eingetreten waren. Hinzu kamen bisherige Angehörige anderer Berufe, insbesondere Offiziere, welche durch die neuen Verhältnisse zu einem Wechsel ihres Berufes gezwungen waren. All diese größtenteils dem eigentlichen Studienalter bereits entwachsenen Besucher der Hochschulen hatten den Ernst des Lebens kennen gelernt, standen noch unter dem Eindruck eines ungeheueren Geschehens und hatten im übrigen ein großes Interesse, nach dem Verlust der Kriegsjahre so schnell wie möglich mit ihrem Studium fertig zu werden. Sie betrieben daher ihre Studien mit großem Ernst und Fleiß und erreichten auf diese Weise recht gute Leistungen.

Mit dem allmählichen Abgang dieser Kreise rückten jüngere Studenten nach, welche nach verschiedenen Richtungen mangelhaft vorgebildet und erzogen, auch in ihrer Entwicklung beeinträchtigt waren. Ihre Erziehung zu Hause hatte vielfach unter dem Fehlen des Vaters, mindestens aber der Nervosität der Kriegszeit gelitten. Dies gilt noch mehr von der Schulbildung auf den höheren Schulen, deren tatkräftigste und auf der Höhe der Leistungsfähigkeit stehende Lehrer im Felde gewesen waren. Dazu hatten die Ernährungsschwierigkeiten diese Generation gerade in der wichtigsten Entwicklungszeit schwer getroffen. Alle diese Verhältnisse wirkten zusammen, um Jahrgänge auf die Hochschulen zu bringen, deren Leistungsfähigkeit nicht auf der normalen Höhe stehen konnte.

Diese Tatsache hat sich auch voll gezeigt. Die Leistungen gingen rasch und tief herunter. Beweglich ertönten die Klagen der Dozenten über die vollkommen unzureichenden, von den Mittelschulen mitgebrachten Kenntnisse. Nicht minder deutlich war aber die Klage aus der Praxis über die unzulängliche Ausbildung der Hochschulabsolventen in der Technik, also der jungen Diplomingenieure. In beiden Fällen war die Klage durchaus berechtigt. Nach den vorhergehenden Ausführungen muß man die Überzeugung gewinnen, daß es gar nicht anders sein konnte.

Inzwischen scheint sich sehr langsam eine Besserung anzubahnen. Wir dürfen hoffen, daß diese Besserung sich fortsetzt und nach einer Reihe von Jahren wieder zu den Verhältnissen der Vorkriegszeit führt. Aufgabe aller dazu berufenen Kreise, der Dozenten an unseren Schulen und Hochschulen, insbesondere aber auch der Eltern, muß es sein, nach Möglichkeit diese Entwicklung zu beschleunigen.

Die vorstehende Schilderung enthält schon einen großen Teil meiner Antwort. Die erste Frage ist hiernach glatt zu bejahen, freilich unter Hinweis darauf, daß es sich um eine natürliche Folgeerscheinung der Verhältnisse in der Kriegs- und teilweise Nachkriegszeit handelt.

Die zweite Frage ist nicht so einfach und leicht erschöpfend zu erledigen. Die treudeutsche Gesinnung und nationale Einstellung des bei weitem größten Teiles der deutschen studierenden Jugend ist nicht zu bezweifeln. Die wohl vielfach vorhandene Erkenntnis, daß nur ernste Arbeit im gewählten Berufe und infolgedessen gute berufliche Ausbildung sowohl den einzelnen wie die Gesamtheit des deutschen Volkes voranbringen können, wird durch vielerlei abgelenkt. In dieser Hinsicht darf an die vielen neuen Ideen und Probleme, an die Zusammenschlußbewegungen in der Studentenschaft, auch an die vielfach schwierigen wirtschaftlichen Verhältnisse und Nöte erinnert werden. Je mehr das deutsche wirtschaftliche und politische Dasein in ruhigere und gleichmäßigere Bahnen einlenkt, um so mehr werden diese ungünstigen Einwirkungen zurücktreten, so daß die begründete Hoffnung gehegt werden darf, auch hier allmählich zu besseren und gesünderen Verhältnissen zu gelangen.

Diese kurzen und sicherlich nicht lückenlosen Ausführungen wären zu unvollständig, wenn nicht auf eine erfreuliche Tatsache hingewiesen würde. Es ist dies die immer allgemeiner werdende sportliche Betätigung unserer Akademiker, welche nach körperlicher Tüchtigkeit streben und dadurch auch ihre beruflichen Leistungen fördern.

Alles in allem darf man zu der Auffassung und Hoffnung kommen, daß die unerfreulichen Erscheinungen der Nachkriegszeit vorübergehend sein werden, daß der gesunde Kern, der gesunde Sinn unserer heranwachsenden Jugend, insbesondere auch der akademischen Jugend, allmählich die Schäden und Wunden der Kriegs- und Nachkriegszeit überwinden und im Kampfe für die Selbständigkeit der deutschen Kultur und für die Erhaltung des Deutschtums nicht versagen wird.

CARL VON KRAUS, G. R. Dr., Prof. für deutsche Philologie an der Univ. München

Was Ihre beiden Fragen betrifft, so kann ich sie für den Kreis meines Faches und meiner Studenten getrost verneinen. Ich sehe unter den Kollegen überall regste Tätigkeit und erfolgreiches Streben, auf alten und neuen Wegen alte oder neue Ziele zu erreichen. Unsere Studenten leiden wohl unter der Verarmung unseres Volkes, aber sie halten den Kopf trotz allem Ungemach hoch, treiben ihre Studien mit Ernst und Hingabe und vertiefen sich auch in Aufgaben, deren Bewältigung weder materiellen Gewinn abwirft, noch den Beifall weiter Kreise verheißt. Solche Gesinnung in der Jugend ist die beste Gewähr für die deutsche Zukunft.

FRIEDRICH LIENHARD, Prof. D. Dr. phil. h. c., Herausgeber des „Türmers" in Weimar

Ihre beiden Fragen kann ich weder mit einem glatten Ja noch mit einem ebenso unzweideutigen Nein beantworten. Es gibt unter der heutigen deutschen Jugend unzweifelhaft äußerst tüchtige Menschen und Gruppen, die ihre Lebensaufgabe groß und ernst auffassen. Aber bei der Zerrissenheit und Verhetzung unseres Volkes, neben dem wüsten Vergnügungstaumel und der Veräußerlichung unserer Zivilisation ist nach meinem Gefühl noch immer ein Tiefstand der gesamten religiösen Lebensauffassung und der künstlerischen Leistung großen Stils festzustellen. Noch nicht haben wir uns mit ganzer gesammelter Kraft auf die Überwindung der materialistischen Weltanschauung eingestellt, deren verheerende Wirkung schon lange vor dem Kriege bemerkbar war. In diesem Versäumnis sehe ich das Hauptleid dieser viel zerspalteten deutschen Gegenwart. Es sind vorerst nur vereinzelte kleine Zellen, die sich dieser Aufgabe voll bewußt sind, besonders unter der Jugend. Und doch sollte gerade die deutsche Nation in dieser Überwindung des seelischen Tiefstandes und in der Erkenntnis der irrationalen Belange ihre besondere Sendung erblicken.

RUDOLF LODGMAN-AUEN, Dr., in Teplitz-Schönau (Böhmen)

Von einem Rückgange deutscher Leistungen in der Nachkriegszeit kann man bestimmt nicht sprechen.

Die heranwachsende Jugend hat zwar eine vielfach andere Auffassung vom Leben als wir Alten, ich glaube aber nicht, daß sie sich ihrer beruflichen Ausbildung und dem Kampfe für die Selbständigkeit der deutschen Kultur weniger widmet, als es die ältere Geschlechterfolge getan hat. Ja, ich glaube sogar, daß die heranwachsende Jugend infolge der Wandlung der politischen Verhältnisse erst zu einem richtigen nationalen, nämlich großdeutschen Ideal gelangen wird, teils durch die nationale Not, teils durch den Wegfall politischer Schranken. Erst in der neuen Geschlechterfolge wird das deutsche Volk zur deutschen Nation werden.

FRITZ LOSCH, Stadtpfarrer in Waldenburg (Württbg.), Obmann der Großdeutschen Arbeitsgemeinschaft der S.M.

Zu Ihren beiden Fragen kann ich nur Stellung nehmen, indem ich meine Beobachtung einreihe in mein persönliches Anschauungsbild des seelischen und kulturellen Werdegangs unseres Volkes innerhalb des Zeitraums von ungefähr 1860 bis heute. Meine persönliche Beobachtung gilt für die Zeit von 1920 bis heute, räumlich für den hohenlohischen Teil Württembergs, also hauptsächlich bäuerliche Landbevölkerung. Vergleichsmöglichkeit mit städtischen Verhältnissen unserer württembergischen Jugend gab mir berufliche Tätigkeit in zwei städtischen evangelischen Jugendvereinen 1919 und 1920 und Berührung mit weder konfessionell noch parteipolitisch eingestellten Jugendverbänden sowie vaterländischen Jugendorganisationen.

In unserer deutschen Jugendbewegung sehe ich ein organisches Aufblühen innerhalb unseres Volkstums, das trotz parteipolitischer, konfessioneller und ständischer Grenzzäune kurz nach der letzten Jahrhundertwende einsetzte. Der Weltkrieg vermochte das Wachstum der Jugendbewegung, wie das unseres gesamten religiösen und kulturellen Lebens, nicht eigentlich zu beeinflussen. Die Jugendbewegungswelle innerhalb unseres Volkstums geht nicht vom völkischen Kraftbecken unseres Landvolks aus, sondern von der Stadt aufs Land. In der gleichen Richtung flutete auch die materialistische Welle ungefähr des halben Jahrhunderts vor dem Weltkrieg. Den Grund, daß die Jugendbewegung in unserer Landbevölkerung bis heute noch nicht eigentlich Fuß fassen konnte, sehe ich darin, daß wir in der Zeit stehen, da über unsere deutsche Landbevölkerung noch die Welle des Materialismus weggeht. Daß diese weltanschauliche Auseinandersetzung auf dem Land wohl eine längere Spanne Zeit kosten wird als in der Stadt, fürchte ich; wie ich auch hoffe, daß unsere Landbevölkerung mehr gesunde Widerstandskraft für diesen Kampf in sich trägt als die städtische Bevölkerung. In dem Umsichgreifen der Sekten unter der evangelischen Landbevölkerung, hauptsächlich in den letzten Jahren 1919 bis 1925, sehe ich weniger ein Abebben der materialistischen Hochflut als vielmehr ein verzweifeltes Sichzurwehrsetzen gegen dieselbe und zum Teil ein Untergehen in derselben, insofern ein gut Teil dieser Sekten nicht den Geist deutscher Frömmigkeit, Innigkeit und Tiefe als vielmehr das Wesen angelsächsischer, oft recht diesseitiger Einstellung trägt.

Landauf landab wird geklagt, daß der Verdienst von der Jugend vielfach für persönlichen Lebensgenuß restlos verbraucht wird und daß Sparen zu den mancherlei veralteten Begriffen gehöre. Diebstahl und Veruntreuung durch Jugendliche sind seit der Inflation gottlob ziemlich zurückgegangen. Doch erinnert das Sichausleben bei ländlichen Festen in seinem ungesunden Ausmaß an ähnliche Erscheinungen in den Städten unmittelbar nach dem Krieg. Das sittliche Leben der Jugend verläuft gegenüber der Vorkriegszeit eher in ab- als in aufsteigender Richtung. Viel beklagt wird vor allem, daß für die männliche Jugend der Militärdienst als wichtigste persönliche und staatsbürgerliche Erziehungsmöglichkeit fehle, ohne daß irgendein Ersatz dafür geboten sei. Innere Teilnahme an vaterländischen, deutschen Belangen ist nur ausnahmsweise zu finden.

Zur Ergänzung und Aufhellung dieser Beobachtungen, die wohl mit geringen Ausnahmen als eine Allgemeinerscheinung bei der ländlichen Jugend der letzten Jahre hierzuland gelten dürften, darf beigefügt werden, daß die ältere Generation sich gegen die genannten Auswüchse in der letzten Zeit doch wesentlich mehr als unmittelbar nach dem Krieg und mit steigendem Erfolg zur Wehr setzt. Was kirchliche oder außerkirchliche Jugendpflege dieser Zeit auf dem Lande geleistet hat, wird meines Erachtens vollen Erfolg erst dann haben, wenn die materialistische Welle sich auf dem Land verlaufen haben und auch hier die Jugendbewegung als organisches Wachstum einsetzen wird. Und man möchte meinen, daß jetzt schon da und dort auf dem Lande das Wachstum einsetzen will.

ERICH MARCKS, *G. R. Dr. Prof. für neuere Geschichte an der Universität Berlin*

Ich empfinde die Nöte und Gefährdungen, die Sie nennen, mit tiefem Schmerze, aber ich habe Grund zur Hoffnung und zum Widerstande gegen die Verzagtheit. Zu Ihren beiden Fragen erkläre ich Ihnen: Auf dem Gebiete historischer Arbeit, der Einzelarbeit wie der weiter ausgreifenden, sehe ich in der Nachkriegszeit keinen Rückgang, sondern rege Bemühung und stattliche Leistungen, auch in höherem und vollerem Sinne, und mit der Frage nach den Gründen deutschen Daseins, seiner Kraft wie seiner Nöte. Von der heranwachsenden Jugend, die ich um mich habe, habe ich, nachdem sich die Unregelmäßigkeiten des ersten Jahrfünfts nach 1918/19 gesetzt haben, durchaus den Eindruck voller Hingabe an ihre Ausbildung und zugleich an ihre nationalen Pflichten. Sie arbeitet tapfer und eindringlich; wie stark der freie Flug belastet und erschwert war und bleibt, wissen wir alle; Opfer und Mut aber haben nicht nachgelassen, und die Leistung gerade der jetzt fertig werdenden Generation, die zu Betätigung in Wissenschaft und Leben drängt, verheißt einen Aufschwung und tröstet den Älteren in vielem. Sie strebt, mit uns, über uns hinaus.

PAUL MELLMANN, *Geh. Studienrat Prof. Dr., Oberstudiendirektor i. R., Vorsitzender des Deutschen Philologenverbandes in Berlin*

Auf die erste Frage erwidere ich: Von einem wirklichen Rückgang deutscher Leistungen dürfte kaum die Rede sein. Gewiß haben uns die Siegervölker, namentlich die Amerikaner, infolge ihres gewaltigen Reichtums auf manchen, namentlich technischen Gebieten nicht nur eingeholt, sondern auch überflügelt, aber deshalb etwa von einem Rückgang deutscher Leistungen zu sprechen, ist m. E. völlig unberechtigt. Deutscher Wille, vorwärtszukommen, und die dazu gehörende Zähigkeit, deutscher Fleiß, deutsche Erfindungskraft, kurz der alte deutsche Geist, er ist noch unvermindert vorhanden.

Was die zweite Frage betrifft, so erwidere ich: Ohne Zweifel steht fest, daß unsere ältere Jugend noch schwer unter den Nachwehen des Krieges und unter den traurigen Zuständen unseres Vaterlandes leidet. Viele von denen, die den Krieg mitgemacht und dann unter erschwerenden Umständen die Prüfungen abgelegt haben, befinden sich heute noch nicht in fester Anstellung und müssen auf schwere Weise ihren Unterhalt verdienen. Daß ihre Weiterbildung darunter leidet, daß sie verärgert, weniger widerstandsfähig ins Amt eintreten, ist verständlich, ihre Arbeit am deutschen Volk wird geringer als früher sein. Aber auch unsere heutigen Schüler auf den höheren Lehranstalten sind körperlich vielfach noch nicht wieder auf der Höhe der früheren Generationen. Die Entbehrungen, unter denen auch sie während des Krieges groß geworden, haften ihnen noch an und wären leichter überwunden worden, wenn die Erwerbsverhältnisse besser gewesen wären, wenn nicht gerade die Kreise, aus denen sie großenteils hervorgehen, an der knappen Besoldung so schwer zu tragen gehabt hätten. Leider ist aber noch ein anderer Umstand daran schuld, daß unsere Jugend noch nicht wieder auf der Höhe der

Leistungen vor dem Kriege ist. Es fehlt vielfach noch die Erkenntnis, daß unsere Jugend einer überaus schweren Zeit entgegengeht, daß sie also frühzeitig für diese harte Lebensschule erzogen werden muß, und daß somit Spiel und Sport, so wenig sie im Erziehungsplan fehlen dürfen, doch die Beschränkungen erfahren müssen, daß nicht Läufer, Boxer, Schwimmer usw. das Ideal der Jugend bilden, sondern wie einst die geistig hochstehenden, führenden Männer. Wir dürfen nicht vergessen, daß aus den 5 v. H. aller Schüler, die die höheren Lehranstalten durchmachen und studieren, in erster Linie die Männer hervorgehen müssen, die Führer unseres Volkes werden sollen, die also ausgerüstet sein müssen mit hohen geistigen Kenntnissen, gründlichem Erfassen der sozialen Verhältnisse, und die ein warmes Herz haben müssen für Volk und Vaterland. Daß zur Hebung unserer Jugend die in fast allen Ländern erfolgten Reformen nicht beigetragen haben, steht fest. Zu gewaltsam, zu plötzlich ist reformiert worden, was zur Folge gehabt hat, daß nach einem Jahr abermals reformiert werden mußte und auch heute die Reform noch nicht beendet ist. Der Gedanke größerer Selbständigkeit der Schüler durch Arbeitsunterricht, auch der Gedanke der zusammengefaßten Arbeit des Lehrkörpers, die sogenannte Konzentration des Unterrichts, sind sicher wunderbar schön. Aber wie sollen sie durchführbar sein, wenn Sparmaßnahmen eine fast unerträgliche Erhöhung der Pflichtstunden der Lehrer und eine Schülerzahl fordern, bei der Arbeitsunterricht völlig undurchführbar ist?

Ich lebe in der festen Überzeugung, daß auch das Elternhaus allmählich, vielleicht erst auf Grund böser Erfahrungen, die Pflicht erkennen wird, sich mehr als bisher der Erziehung der Kinder zu widmen, in ihnen den Geist des rechten Gehorsams, der Ordnung, der strengen Pflichterfüllung von früher Jugend an zu wecken und wachzuhalten. Zu meiner Freude glaube ich schon heute zu erkennen, daß man fast allgemein einsieht, daß in den letzten Jahren auf dem Gebiet der Erziehung große Fehler gemacht sind, die beseitigt werden müssen; und gerade diese Erkenntnis stärkt in mir den festen Glauben nicht an einen Rückgang, sondern an einen weiteren Aufstieg der Jugend und somit des deutschen Volkes, das auf allen Gebieten des Wissens und Könnens bisher die größten Männer hervorgebracht hat. Aber unser Volk muß sich um die Maßnahmen der Regierungen mehr als bisher kümmern, damit unsere Schule sich frei entwickeln kann und aus ihr nicht das gemacht wird, was Kerschensteiner in den Münchener Neuesten Nachrichten (Nr. 253, 257 und 260) so schön als „Pädagogisches Zellengefängnis" bezeichnet hat.

EDUARD MEYER, G.R. Dr., Prof. für alte Geschichte an der Universität Berlin

Auf die von Ihnen gestellten Fragen über die gegenwärtige Stellung Deutschlands auf kulturellem Gebiet kann ich mit aller Bestimmtheit erklären, daß zu pessimistischer Auffassung nicht der mindeste Grund vorliegt. Ich kann darüber mit Zuversicht urteilen, weil ich durch meine Tätigkeit bei der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft einigermaßen übersehen kann, was auf dem Gesamtgebiet der Wissenschaft einschließlich der Technik innerhalb der letzten fünf Jahre geleistet ist und andauernd weiter geleistet wird, und weil ich auf Reisen in Rußland und im vorderen Orient (Ägypten, Palästina, Türkei, Griechenland) im letzten Jahre gesehen habe, daß die alte Stellung der deutschen Wissenschaft nirgends erschüttert, vielmehr daß sie noch weiter gefestigt ist, da sich überall trotz alles anfänglichen Sträubens die Erkenntnis durchgesetzt hat, daß sie ganz unentbehrlich ist und man ohne sie gar nicht auskommen kann. In dieser Beziehung können wir ganz ruhig sein und brauchen nur abzuwarten. Der schmachvolle Versuch eines Boykotts der deutschen Wissenschaft ist schmählich zusammengebrochen und seine Urheber möchten ihn gern ungeschehen machen und suchen einen Weg, um aus der Sackgasse, in die sie sich verrannt haben, herauszukommen. Unsere Aufgabe ist es, kühle Ruhe zu bewahren und uns vor vorzeitigen Konzessionen zu hüten: wir müssen für die

ruchlose Beleidigung, die man uns angetan hat, volle Genugtuung verlangen und werden sie erhalten, wenn wir vermeiden, uns — nach üblicher deutscher Art — von innerlich unwahrer und gänzlich unangebrachter Sentimentalität verlocken zu lassen.

Auch sonst liegt zu trüber Auffassung nirgends ein Grund vor. Vielmehr hat sich die Erwartung, daß der deutsche Idealismus uns nicht im Stiche lassen würde, vollauf bewährt. Von allen Seiten und von allen Parteien sind die Mittel zur Verfügung gestellt worden, um das wissenschaftliche Leben und den wissenschaftlichen Nachwuchs auch in der schwersten Zeit der Inflation leistungsfähig zu erhalten und zu kräftigen. Wir dürfen es voll Stolz aussprechen, daß wie auf militärischem Gebiet so auch auf diesem kulturellen Gebiet (und ebenso in dem Wiederaufbau der deutschen Währung und in der Bekämpfung der Arbeitslosigkeit) Deutschland geleistet hat, was kein anderes Volk leistet und zu leisten imstande wäre. Im Ausland ist das allgemein anerkannt, und im gesamten Orient schlagen die Herzen der einheimischen Bevölkerung für Deutschland und blicken mit vollem Vertrauen auf dessen Zukunft. Es wäre dringend zu wünschen, man könnte alle Pessimisten und Trübsalbläser einmal ins Ausland schicken, damit sie sähen, wie unsere Stellung in Wirklichkeit ist, und dadurch loskämen von dem Zerrbild, das das elende Parteitreiben im Innern schafft, das überall lähmend auf uns lastet.

Daß wir auf wirtschaftlichem Gebiet nur langsam vorwärts kommen können, und uns das Kapital fehlt, um die günstige Lage voll auszunutzen, bedarf keiner Ausführung. Aber auch hier dürfen wir ein ständiges Vorwärtsschreiten bei besonnener Haltung mit Sicherheit erwarten. Verhängnisvoll ist, daß durch die über alles Maß hinaus gesteigerten Bücherpreise es weiten Kreisen im Ausland so gut wie unmöglich geworden ist, deutsche Bücher zu kaufen: die Klagen darüber hören wir tagtäglich. Wenn hier Abhilfe geschaffen werden könnte, würde unsere Stellung ganz wesentlich gehoben werden.

Was nun den wissenschaftlichen Nachwuchs in unserer Studentenschaft angeht, so sehe ich auch hier keinen Grund zur Besorgnis. Gewiß machen sich hier die materiellen Nöte stark fühlbar und beeinträchtigen vielleicht mehr als früher — wo doch auch das reine Brotstudium stark grassierte — die ernsthafte wissenschaftliche Durchbildung; und dazu kommt die verhängnisvolle Wirkung des Experimentierens auf dem Gebiet der höheren Schulen, wodurch das Niveau der Vorbildung sehr stark herabgedrückt und dadurch der Wahnglaube großgezogen ist, man könne durch Intuition und Einfühlen die nötigen Kenntnisse und die Urteilsfähigkeit im Fluge erhaschen. Aber demgegenüber muß ich doch aussprechen, daß ich, soweit meine Kenntnisse reichen, doch sehr viel ernstes Streben und volle Hingabe an die idealen Aufgaben gefunden habe, und zahlreiche Studenten und junge Gelehrte kenne, die unbekümmert um die Lockungen, die von anderer Seite an sie herantreten, sich mit voller Kraft der wissenschaftlichen Laufbahn zuwenden. Auch hier wird der deutsche Idealismus sich behaupten und durchsetzen; im Gegenteil, die neuen gewaltigen Aufgaben und Ziele, die ihm gestellt sind, werden ihn nur steigern und kräftigen.

HANS JOACHIM MOSER, Dr., Prof. für Musikwissenschaft an der Univ. Heidelberg

Ich bin der Schriftleitung der „Süddeutschen Monatshefte“ dankbar für die Vorlegung der zwei Fragen: ob ich in meinem Kreise einen Rückgang der deutschen Leistungen seit dem Kriege verspüre, und ob mir die Jugend geringere Hingabe für die eigene Ausbildung, für die Erhaltung der deutschen Kultur zu zeigen scheine. Denn daß diese Fragen in mir bohren, mich zu ausführlicherer Beantwortung locken, zeigt mir, daß mit ihnen ein Problemkreis angeschnitten wird, der mein Unterbewußtsein schon längst beschäftigt haben muß, wenn er bisher auch nur bei mancherlei kleineren Erlebnissen und drastischen Einzelerfahrungen in den Vordergrund meiner Aufmerksamkeit getreten ist. Der gemeinsame Kern beider Teilfragen scheint mir in der Nachwuchsfrage zu liegen. Es mag Temperamentsache des

Betrachters sein, wenn ihm an solchen Krisenpunkten, wie sie die geistige Gesamtlage der Gegenwart zweifellos bedeutet, elegische Rückschau zwecklos, Klagen um unwiderbringlich Dahingegangenes widrig vorkommt, und nur Vorwärtsblicken das Gegebene in bedrängter Lage zu sein scheint. Deshalb denke ich, wenn man auf die Leistungen im eigenen Fach nachdenklich wertend schaut, weniger an die Arbeiten altbewährter Meister, sondern an diejenigen meiner eigenen und der noch jüngeren Zeitgenossenschaft. Denn bei den Leistungen derer, die meine Väter sein könnten und noch heute rüstig an den Arbeitsseilen ziehen, haben ganz gewiß — allen Respekt beiseit — Güte und Verantwortlichkeit nicht im mindesten nachgelassen; aber das sind schließlich fast ausnahmslos Leute aus der Welt des ancien régime, denen der Ruck-Zuck von vor 1918 noch zweite Natur bedeutet, und die seither wesentlich nur weitgreifende Unternehmungen aus dem Vornovember — wenn auch nun manchmal in abgetragenem Röcklein — treu fortgesetzt und aller Not zum Trotz vollendet haben. Bei meiner eigenen Altersgenossenschaft — wenn es mir auch begreiflicherweise schwer wird, davon zu sprechen — ergibt sich mir aber ein seltsam zerrissenes, wenn auch nur zu leicht erklärbares Bild. Alte Studienkameraden sind halb oder ganz auf der Strecke liegen geblieben; dem einen haben die nun über zehn Kriegs- und Nachkriegsjahre die Spannkraft zu energischer geistiger Versammlung und Gestaltung geraubt, und er wird vielleicht mit einem materiellen wie moralischen „Schützengrabenknax" rettungslos unter die Millionen zeitloser Eintagsfliegen zurücksinken, wenn nicht gar ausgesprochene Schädlingsbazillen über ihn (deficiente fortuna) Herr werden. Der andere hat die Zähne zusammengebissen, hat hungernd, frierend, sich in unwürdigen Nebenbeschäftigungen fast aufreibend, den letzten, angeblich entscheidenden Klimmzug am Reck der „Carrière" gestemmt — aber das amerikanische Hetzen, Keuchen, Stoßen ist ihm aus jener Zeit zum verhängnisvollen Dauerbegleiter geworden, unrastiger und gallebitterer Ehrgeiz peitscht ihn weiter, er sieht in seiner City nicht Himmel noch grüne Wiesen mehr, sondern ihm ist selbst die Wissenschaft unvermerkt zum Spielplatz der Reklame und des Bluffs, der kleinen Sport- und Rekordbemühungen geworden. Dieser Typus wächst unter den Jüngsten schier beängstigend: Eifersucht, ätzende Kritik, grenzenloses Selbstbewußtsein, geheimnisvolles Pochen auf unerhörte bevorstehende Leistungen (von denen aber noch niemand Greifbares zu sehen bekommen hat) sind die häufig wiederkehrenden Merkmale, mit denen sich abschätziges Hinunterschauen auf den älteren deutschen Gelehrtenstand paart, der so unvorsichtig ist, sich mit wirklichen Leistungen immer noch unverdrossen hervorzuwagen und so den jungen „Heißspornen ohne Hitze" leicht breite Angriffsflächen bietet. Und vor allem (um eine witzige Wort- und Begriffsbildung Hellpachs weiterzugeben): statt sich im mühsamen Kleinwerk der „Wissenschaft" erst die Sporen ehrlich zu verdienen — treibt man lieber „Deutenschaft", was den beliebten „weiteren Kreisen" als höchst „bedeutend" erscheint. „Laßt fette Männer um mich sein, die ruhig schlafen," möchte man angesichts dieser messerscharfen Skeptiker und unproduktiven Konstruktivisten manchmal mit Shakespeares Caesar rufen. Zum Glück ist das natürlich längst nicht der allgemeine Zustand, sondern nur eine durch ihre Neuheit besonders auffallende Erscheinung. Diejenigen jungen Forscher und Lehrer, bei denen selbstvergessene Schaffensfreudigkeit, reine Liebe zur Sache und gesundes, stilles Wachsenlassen den Grundton bildet, was ja ein helläugiges „im Leben stehen" keineswegs ausschließt, scheinen doch, gottlob, noch die Überzahl zu bilden.

Ähnlich in Gegensätze zerklüftet erscheint mir vielfach die Studentenschaft, wenigstens in denjenigen Teilen, mit denen ich durch mein Fach in Berührung komme. Auch hier gelegentlich der Streber und Büffler in einer ehedem nur selten geschauten Reinkultur, in einem verkrampften Fanatismus ohne wahre Liebe und Lust, wie ihn die Notzeiten, das Hinabtauchenmüssen der Geistigen in die Bergwerke oder gar in die Nachtkeller der Schieberjahre, geprägt haben. Dann aber ganz überwiegend die Schar der Laulichen, denen Dante in der Vorhölle ein hübsches Plätzchen angewiesen hat. Ich habe mit manchem Fachgenossen darüber Er-

fahrungen ausgetauscht und meine Beobachtungen bestätigt erhalten, die ich nicht verallgemeinern will, aber auch nicht aus fataler Courtoisie gegen die Masse verschweigen mag, wenn man sie vielleicht auch in manchem mit der sichtlichen Ursache solcher Verwandlung entschuldigen kann. „Blutarmut", leibliche und geistige „Temperenz" scheint mir das wesentliche Merkmal dieser Leute zu sein. Hier stößt man heute als Hochschullehrer immer wieder auf eine verblüffend mangelhafte Vorbildung in der Schule; unsere Abiturienten können meist beschämend wenig Latein mehr, und in der Geschichtskenntnis finde ich sie meist ebenso schwach wie im deutschen Stil und der Literaturgeschichte; vielleicht sind sie im — Fußball besser? Aber bei diesem Typ der Blassen, Gähnenden — viel mag die Unterernährung schuld tragen — begegnet man nicht nur einem bedauerlichen Mangel an Wissen (was auch nicht bloß an persönlicher Unbegabtheit und Indolenz, sondern an irgendetwas Grundsätzlichem in der Schule liegen muß), sondern vor allem einem Mangel an Charakterdisziplin: schlaffe Haltung, geringe Anspannung der Aufmerksamkeit, saloppe Manieren — und statt dem gelegentlichen Über-die-Stränge-schlagen vollblütiger Jugend ein gedrücktes Duckmäusertum, ein klüngelndes Breittreten kleinbürgerlicher Wichtigkeiten. Dem steht natürlich auch ein starkes Kontingent gut gezogener Farbenstudenten gegenüber, die aber häufig in Sport und Fechten des Guten reichlich zu viel tun und nach dem erfreulichen Hervortreten von Kulturinteressen, wie es die Heimkehrer von 1918/19 an den Tag legten, in vielen Fällen wieder arg rückläufig geworden sind auf einen äußerlichen Kraftmeierton hin, während immerhin die wirtschaftlich enger gezogenen Grenzen hier erfreulich den Patent-Geschlecktheiten von ehedem Zügel angelegt haben. Und dann jetzt — zumal in der philosophischen Fakultät — die „jugendbewegten" Studenten, bei denen sich Gutes und Böses auf engstem Raume seltsam zusammendrängt: wohl besitzen sie noch von allen am meisten echte Begeisterung und Entflammbarkeit für die idealistischen Bildungswerte; wohl spürt man hier noch echt jugendlichen Überschwang, den heißen Drang, sich über den Alltag hinauszuheben, die Entschiedenheit des „Alles oder Nichts". Aber doch, wie einseitig, wie sehr durch mißverstandene Schlagworte verbogen, wie verblasen und aufgebläht sind diese jungen Menschen häufig! Allgemeine Unzuverlässigkeit, die „Freiheit" und „Großzügigkeit" vorschützt und meist doch nur Bequemlichkeit bedeutet, ist oft schon die mindeste Voraussetzung ihres manierierten Lebensstils; und gerade auf musikalischem wie musikwissenschaftlichem Gebiet zeigt sich die unheilvolle Frucht jener Losungen, wie sie zum Teil selber unreife „Führer" in die unklaren Köpfe hineingehämmert haben — ängstlichstes Beharren auf dem nun einmal für allein „bedeutend" erklärten Repertoire „Bach-Bruckner"; Schubert und Wagner werden „abgelehnt", ohne überhaupt recht gekannt zu sein; jeder „alte Meister" wird rührend erstümpert und „erarbeitet", aber wirklich „gekonnt" wird wenig, denn geniale Intuition ersetzt den Erwerb solider technischer Beherrschung, im Gegenteil wird auf den Fachmann mitleidig hinabgelächelt; und das nicht nur im besonderen, vielmehr auch im allgemeinsten.

Mag sein, daß dieses Bild allzu herb geschaut ist. Aber jener Studententypus, der uns ehedem der liebste war, aus dem wir selbst hervorgewachsen zu sein glauben, wird anscheinend immer seltener, scheint sich dem Aussterbeetat beängstigend zu nähern: der Bürger- und Beamtensohn, der auf der Schule etwas gelernt hatte und schon vom Elterntisch her Manieren besaß; der sich mit jubelndem Überschwang allen romantischen Herrlichkeiten des Studentenlebens hingab, zu seiner Zeit wanderte, trank, focht, sang und liebte, im übrigen dann aber mit derselben Begeisterung arbeitete, und das nicht nur starr und wütend aufs Examen hin, sondern mit schönen Umwegen über die allgemeine Bildung, der sich bleibend Wertvolles von mancherlei Seiten her „mitnahm" und schließlich brav sein Examen bestand. Gewiß, dazu gehörte etwas mehr Zeit und Geld, als sie heute meist zur Verfügung stehen. Aber ich glaube, daß das alles sich auch auf einer festeren Grundlage der inneren Disziplin aufbaute, und daß da — neben dem Elternhaus — vielfach die Schule nicht

mehr das leistet, was sie eigentlich leisten müßte. Kurz herausgesagt: die Schule ist vielfach verweichlicht, ist zu sentimental geworden, das „Jahrhundert des Kindes" hat sich bis nahe ans wahlberechtigte Lebensalter ausgedehnt und hat einen falschen, schwachherzigen Freiheitsbegriff großwerden lassen. Heut wird viel auf die alte Lern- und Exerzierschule gescholten, und dreißig Zeitschriften quellen über von Experimenten, von „Liebe zur Jugend", von schönen Schlagworten und edlen Zielsetzungen. Wenn man es aber genau betrachtet, ist vieles bloß eine schaurige Dilettanterei, bei der die Jungen weder stramm arbeiten noch genug wissen lernen, sondern nur überall Problematik und Relativität zu wittern bekommen. Gewiß ist ehedem manche zarte Seele, die zu rauh angefaßt wurde, zerbrochen — heute scheint man dem andern Extrem gefährlich nahe zu kommen: einer Affenliebe zur Jugend, die in vielem zu wichtig genommen, viel zu zaghaft angefaßt wird; und doppelt schlimm das, seit auch noch die gesunde Disziplinierung durch den Militärdienst in Wegfall gekommen ist.

Eine große Ausnahme im erfreulichen Sinn sei allerdings freudig zugestanden: waren die aufgezeigten Mißstände im Nachwuchs wesentlich Erscheinungen der Verflachung oder eines Muttersöhnchentums, wie es ja zumal in den wohlgeschützten Provinzialgebieten sich zeigt und jenseits der akademischen Kreise sich noch weit übler im Vormarsch zu befinden scheint (Film, Rummelplatz und Rennbahn!), so besitzt das Grenzlanddeutschtum im allgemeinen ein ganz anderes Gesicht. Was ich da gelegentlich bei Deutschböhmen, Tirolern, Österreichern und auch am Rhein gesehen habe, läßt doch recht hoffnungsfroh werden und weckt den Wunsch, es möchte manchen andern die nationale Not ebenso auf den Nägeln brennen, wie jenen tapfern jungen Kerlen auf den Außenposten deutscher Kultur in Wien, Prag, Innsbruck, Aachen, Danzig. Gewiß, auch da wird fleißig Sport getrieben — aber nicht zu geistlosem Selbstzweck, sondern aus dem stündlich und minütlich lebendigen Gefühl heraus, die Wehrhaftigkeit des Leibes und der Seele aufrechterhalten und fördern zu müssen für unser Volkstum. Gewiß wird da gelegentlich — z. B. durch die anscheinende Stammesveranlagung der Deutschböhmen — an Pathos und Romantik etwas über die Gehaltenheit hinausgeschweift, die uns Innerdeutschen heut als Gebot der Stunde erscheint, und es ist mir bei annähernden Altersgenossen aus der besetzten Westmark sogar das unangenehme Gefühl momentweise aufgestiegen, als poche hie und da einmal einer zu persönlich auf Rücksichtnahme, die man ihm ob der „Leiden der Besatzung" schuldig sei — aber das sind selbstverständlich Ausnahmeerscheinungen, kleine Entgleisungen, wie sie immer wieder — und im Inland noch weit häufiger — vorkommen mögen. Im Gegenteil, gerade „draußen am Rande" sieht man allgemein Gelehrtenwelt und Studententum in prachtvoller Einheit und schlichter Selbstverständlichkeit auf Posten stehen und ihre Pflicht erfüllen, ungestört von tausend Widrigkeiten und Plackereien als deutsche Grenzwacht.

Ich sprach bisher von dem Leben an den Universitäten; doch komme ich auch als ausübender Musiker viel mit Musikern und der Laienschaft in der deutschen Musikwelt in Berührung. Auch da habe ich mancherlei beobachtet, was zu unserem Thema beitragen kann. Am meisten in die Augen springt auch hier ein bedenklicher Amerikanismus, ob er sich nun in barbarischen Monstreaufführungen (Beethovens „Neunte" als „Sinfonie der Tausend") oder aufgeplusterten Serienaufführungen „gesammelter Werke" oder in der ungesunden Häufung von Stellungen an drei, vier, sieben verschiedenen Orten für dieselben paar Dirigentenmatadore, in der Ausdehnung der Musikfeste bis zu Wochenlänge oder in dem kindischen Uraufführungswettbewerb in Oper und Konzert, dem kaum je reklamefernere Zweitannahmen folgen, kundtut. Gewiß hat ein aufs schärfste betriebener Konkurrenzkampf das Gute erwirkt, daß heute kaum eine Neuheit unbeachtet bleibt, daß die deutschen Virtuosen — wenigstens auf instrumentalem Gebiet — zu einer technischen Leistungsfähigkeit wie nie zuvor sich hinauftrainiert haben; aber wieweit dem auch innere Gewinne, geistige Vertiefung und künstlerische Beseelung parallel gewachsen sein mögen, ist eine sehr heikle Frage, die wohl in der Mehrzahl der Fälle

nur negativ beantwortet werden kann. Nach außen hin, zumal in den Großstädten, eine in vielen Musikfesten sich kundtuende „Blüte" — in Wahrheit oft nur eine aufgepeitschte, nicht in sich selbst begründete und bestehende Unternehmung der Verkehrsvereine — Gesolei der Musik aller Enden; das kindische Ernennen von Generalmusikdirektoren in jedem Krähwinkel ist wohl nur der groteske Ausdruck dieser gegenseitigen kommunalen Kunstübertrumpfungen, welcher allenthalben die Leere der Säle bei wahrhaft wertvollen Darbietungen aus wirtschaftlicher Not der gebildeten Schicht schroff und traurig gegenübersteht. Zum Teil ist aber die Ursache dieser klaffenden Widersprüche in unserem öffentlichen Musikleben jenes blutlose, zum äußersten getriebene „l'art pour l'art" der radikalen Moderne, dem nur eine schmale, snobistische Gefolgschaft zuschwört, während die Massen bei ewig repetierten, „sichern" Klassikern träumen oder in die Amüsierbereiche der Operette oder die Sensation der „Meisterkonzerte" abwandern.

Grundlegende Unterschiede in der Haltung zu den Kulturwerten der Musik erblicke ich da bei Großstadt, Kleinstadt und mittleren Siedlungen. In den Metropolen eben die geschilderte Amerikanisierung, welche ein reformierendes Einsetzen hier von vornherein zu einem fast aussichtslosen Unternehmen stempelt. In der Kleinstadt ist aus andern Gründen vielfach das Bild trübe: die spießige Selbstgefälligkeit der kleinen Männergesangvereine (wohlgemerkt nicht der großen!), denen die Zigarre und das Bierglas trotz allen schönen Phrasen und dem ehrlichen Besserwollen der Führer weit vor dem künstlerischen Bemühen steht, entzieht den Oratorienvereinen Stimmen, Geld, Luft und Licht; Verteuerung oder Aufhebung der Orchester läuft gleichsinnig nebenher, Kino und Rundfunk, Grammophon und Pianola desgleichen; so stirbt auch die Hausmusik guter Dilettanten rettungslos an der wachsenden Unlust des Nachwuchses, selbst ernstlich Instrumentenspiel zu erlernen. Am günstigsten steht noch die Stadt von 40 bis 100000 Einwohnern da: hier häuft sich in der Regel der Konkurrenzlärm der Fachleute noch nicht bis zu jener veräußerlichenden und mechanisierenden Überbietung in den Halbmillionenstädten, welche rasch Übersättigung und Gleichgültigkeit des Publikums auslöst; hier ist anderseits das Publikum zahlreich genug, um bei einigem guten Willen (ungeachtet jener amusischen Philisterschichten) Bildungsgesellschaften, Konzert- und Oratorienvereine, Volksbühnengemeinden usw. zu tragen, hier verbindet sich immer noch in vielen Bürgerkreisen idyllische Ruhe mit Zentralisationssehnsucht zu einem gespannten Ausgleich, in dem das wertvolle Buch aufmerksame Leser, die hochstehende Liedliteratur bemühte Interpreten findet. Und will man allgemeine regenerierende Kulturpolitik treiben, so wird man hier einsetzen, von hieraus nach oben und unten auf Anbauten und Verbreiterung ausgehen müssen.

Und hier kann auch auf den Nachwuchs viel Hoffnung gesetzt werden. Wohl treffe ich bei Gastfreunden aus Kreisen der Oratorienvereinsvorstände oft die Klage, sie sähen ihren Chor rettungslos überaltern, weil die Jugend sich lieber auf den Sportplätzen und bei Ringkämpfen tummle, auf dem Tanztee oder bei der Bar-Jazzkapelle vegetiere. Aber fast noch häufiger begegnet mir die Beobachtung, daß gegenüber dem restlosen Aufgehen der Väter in Berufshast, politischem Vereinswesen usw. die Jugend unter dem Einfluß des neuen künstlerischen Unterrichts und besonders aus dem Eigenleben der Jugendbewegung heraus verinnerlichtere Pfade geht und an anderes als die Jagd nach dem Gelde denkt, darin oft erfreulich unterstützt von den Müttern, die an ihren Gatten das Unheilvolle jener kalten Rastlosigkeit erkannt haben und aus ihren Kindern wieder mehr Menschen als bloße Industriemaschinen werden sehen möchten. Gewiß habe ich oben die Einseitigkeiten und Verstiegenheiten gegeißelt, die sich auch hier aus Schlagwortgläubigkeit herausbilden; und trotzdem ist doch dieses Wollen im Grund und Kern der Bezirk, aus dem am ersten ein neues, besseres Deutschland zu erhoffen steht. Ich weise da nur etwa auf den Deutschböhmen Dr. Walter Hensel hin, der jetzt als Jugendmusikpfleger in Dortmund amtet, und auf seinen Finkensteiner Bund in Augsburg, der vom alten Volkslied her auf eine neue Bildungseinheit und Gefühlseinheit

hinauswill; auf die Volkssingschulen sowohl des Greinerschen wie des Jödeschen Typs, die wieder in die Proletarierwelt Schönheit, Güte und dadurch Versöhnung mit dem Dasein pflanzen möchten; auf das stille, herzliche Kameradschaftswirken der kleinen, oft auch religiös eingestellten Musikantenkreise, von deren noch verstreuten Kulturinselchen aus sich hoffentlich neue Kontinente edler Hauskunst in Deutschland bilden werden. Und schaue ich auf unsere straffe deutsche Jugend in Reichswehr und Marine, auf die ehrliche Begeisterung in der Bauernhochschulbewegung, vor allem aber auf die wundervolle Bewährung im Ernstfall, wie sie unsere Studenten und so mancher junge Handwerker etwa in den Schlesienkämpfen nach 1918 gezeigt haben, so glaube ich, daß die viel begeiferte Berliner Denkmalsinschrift von den „victi victuri" auch auf dem Gebiet der geistigen deutschen Zukunft keine hohle Redensart bleiben wird.

ERNST MÜLLER-MEININGEN, Dr., Oberstlandesgerichtsrat in München

Die beiden Fragen, die die Schriftleitung an uns stellt, sind nach meinen persönlichen Beobachtungen außerordentlich schwer zu beantworten. Diese Urteile können nur relativ sein und müssen sich vor allen ungerechten Verallgemeinerungen ängstlich hüten. Ich kann daher auch nur mit dem beschränkten Gesichtskreise des einzelnen meine rein subjektiven Empfindungen und Eindrücke wiedergeben.

Im allgemeinen habe ich den Eindruck, daß die furchtbare Hungerperiode (1915 bis 1919) eine ebenso tiefe physische wie psychische Zerrüttung unserer deutschen Jugend, vor allem derjenigen, die den Krieg nicht selbst an der Front mitgemacht hat, aber der Zucht des elterlichen Hauses entzogen war, hervorgerufen hat. Die physische hebt sich weit rascher als die psychische. Die sogenannte „Revolution", die keine war, sondern nur „ein blutiger Karneval" (Max Weber) mit ihren auflösenden, die ganzen Lebenssitten und Anschauungen vergiftenden Folgen hat ein übriges getan. Die Gleichstellung des jungen „Ungelernten" mit dem älteren gereiften „Gelernten" wirkte verheerend. Das Jugendwahlrecht nicht minder. Die fortwurstelnde, immer zufriedene „türkische Sklavenpolitik" des Kuschens und der Selbstbereicherung, die wir seitdem betreiben, bis zum schmachvollen Verzicht auf deutsche Lande, den wegzudisputieren nur ein unfähiges, politisch naives Volk sich gefallen lassen kann, wirkte auf weitere Kreise zersetzend: „Locarno-Genf" mit dem pazifistischen Getue und den ungeheueren Gefahren für den zukünftigen Weltfrieden, die selbst dem blindesten Optimisten von Tag zu Tag offenkundiger werden, lullt einen großen Teil des deutschen Volkes und vor allem die sonst so radikal gesinnte Jugend in leichtsinnigen Optimismus ein, „da ja alles gut geht und Deutschland wieder Gleichberechtigung und damit seine Weltstellung als Großmacht(!) erlangt". Dieser leichtsinnige Größenwahn ohne jede wirkliche Macht, den eine gerissene Berliner Regierungspresse systematisch verbreitet, um der „Wirtschaft" zu dienen, überhebt einen Großteil unserer heutigen Jugend des eigenen Denkens, lenkt sie von der Pflicht ab, den Kampf für deutsche Kultur, für die Erhaltung des deutschen Volkstums, das durch Versailles tödlich getroffen ist, mit jener Zielbewußtheit zu führen, die nur rücksichtslose Wahrhaftigkeit der Aufklärung über die wirkliche Lage unseres Volkes schaffen kann. Dieser falsche Berliner Optimismus ist die richtige Pflanzstätte für einen internationalen Massenwahn und Massentaumel, genährt durch fremde Mode„zivilisation" und die riesigen Erfolge fremder Wirtschaftsmächte, der auf alle Tätigkeitsgebiete, selbst die an sich gesündesten — wie z. B. die Sportbewegung — moralisch zersetzend und in der Folge auflösend wirken kann. Verrückter Götzendienst gegenüber zweifelhaften Größen und autoritätslose Überhebung reichen sich zum Umsturze aller bisherigen moralischen und sittlichen Begriffe die Hand. Alles Anzeichen einer tiefen internationalen Dekadenz, wie sie die Weltgeschichte in diesem Umfang vielleicht noch nicht aufzeigte, wie sie jedenfalls das deutsche Volk noch nicht erlebte.

Dieser peinlichen Schilderung eines Großteils unserer reifen Jugend — nicht bloß in den internationalen Großstädten, sondern schon erheblich darüber hinausgehend —

steht freilich ein erfreuliches Bild bei einer, wie ich leider annehmen muß, nur geringen Minderheit gegenüber: Starkes, ehrliches und ernstes Streben und Erkennen dieser Gefahren. Nicht nur in der heute im Durchschnitt ernster arbeitenden akademischen Jugend — auch in der Arbeiterjugend im weiteren unpolitischen Wortsinne. Vor allem die Jugend, die an der Front stand und früh reif — fast hätte ich gesagt — alt wurde, zeichnet sich vorteilhaft aus. Sie bildet den Rest jener Allerbesten, die uns der Krieg geraubt, auf denen unsere Hoffnung ruhte. Auch in der ernsten Turn- und Sportbewegung, in den Weltanschauungsorganisationen, viel ehrliches Ringen und Vertiefung in die Aufgaben der deutschen Kultur und die Erhaltung des Deutschtums in politischer und kultureller Richtung. Im allgemeinen sohin: Wie vor dem Krieg, zu jeder Zeit und allüberall, in der Welt, so — freilich noch in stark erhöhtem Maße — ringen heute in Deutschland die „Guten" mit den „Schlechten". Durch Krieg und Revolution hat sich das Heer der „Schlechten" weit stärker vermehrt als das der „Guten". Die „Guten" wurden noch vielfach unterhöhlt und verwirrt durch politische Phantasten und Demagogen. Und die „demokratische Republik" hat leider auf dem Gebiete der staatsbürgerlichen Erziehung nicht weniger versagt als auf kulturellem und vielen anderen auch.

Und trotz alledem und bei nüchterner Einschätzung des entsetzlichen phrasenreichen Redemeers, in dem das deutsche Volk zu versinken droht, beginnt sich langsam, von innen heraus eine leise Besserung in der heranwachsenden und in der Ausbildung begriffenen Jugend bemerkbar zu machen. Ich zweifle nicht daran, daß dieser Gesundungsprozeß bei der kerngesunden Natur des deutschen Volkes anhält und der moralische und sittliche Krankheitszustand siegreich überwunden wird. Reich und Staaten, Gemeinde, Schule und Kirche könnten in planmäßigem Zusammenarbeiten vieles bessern und die Gesundung fördern, wenn sie im Geiste geschlossenen nationalen Willens die Erziehungsarbeit der großen Organisationen der deutschen Jugendbewegung unterstützen würden. Aber hier fehlt es gewaltig! Die verfluchte Parteien- und Zwietrachtseuche in Verbindung mit dem Mangel jeglichen festen Standpunkts in den Fragen der Zukunft des Deutschtums in den neuen, künstlich zusammengeleimten, gegen das feierlich verkündete Selbstbestimmungsrecht der Völker verstoßenden „Versailles-Staaten" hat auch hier weite Kreise der deutschen Jugend von jeder ernstlichen Beschäftigung mit den großen nationalen Fragen abgezogen. Der oben erwähnte gefährliche leichtsinnige Optimismus führt zu bolschewistischer Gleichgültigkeit der Massen. Das Empfinden für nationale Ehre und Würde ist abgestumpft. Hier gilt es einzusetzen: Blindes Vertrauen auf Völkerbund und ähnliche Kulissenschiebereien wird das Übel vermehren. Nur die ehrliche Lehre darüber, wo wir stehen, daß uns nur die eigene Kraft und Arbeit rettet, und die Überzeugung, daß nur eine stählerne, gesunde Jugend mit eisernem Charakter und geschlossenem nationalen Willen die Wiederherstellung deutscher Weltgeltung bringen kann, werden uns den Krankheitsprozeß erfolgreich überwinden lassen.

Ums Himmelswillen keine kritikasterische, überlegentuerische, siebengescheite „politische Jugend"! Eine Sorte von „Jugendpolitikern" — etwa zwischen 16 und 22 Jahren —, die alles weiß und kann und an stupidem Parteifanatismus alles übertrifft, ist der Greuel aller Greuel! Diese bleichgesichtige Gesellschaft mit der obligaten Hornbrille auf der Nase, zusammen mit einer gewissen Großstadtpresse, die die Fliegen husten hört, ist an unserem Durcheinander in den Parteien wesentlich schuld. Nein, die Tatjugend, die in der Turn- und Sport-, in der Wander- und sonstigen Arbeitsbewegung, in den Weltanschauungsorganisationen usw. ihren Willen durch Arbeit stählt und ein Kraftreservoir an Nerven und Gesundheit sammelt, gilts für den Notgemeinschaftsgedanken zurückzugewinnen. In ihnen steckt trotz mancher Schlacken, die, wie oben angedeutet, auch dieser Bewegung nicht erspart blieben, eine starke Willenskraft; sie lernen auch für des Lebens Notdurft zu kämpfen. Der Kampfgedanke auch in wirtschaftlichem und nationalem Sinne liegt ihnen nahe. Das Eintreten für das Ganze, die Zurückstellung des eigenen Ich, die Selbstzucht und Unterordnung unter ein größeres Ganze sind

die sittlichen Voraussetzungen ihres Erfolges. Die soziale Gleichberechtigung, die Einschätzung des Menschen nach seinem Können und seiner Leistung („freie Bahn jedem Tüchtigen"): All diese vor allem in der deutschen Turn-, Sport- und Wanderbewegung gepflegten staatsbürgerlichen Tugenden wie die stete Bereitschaft, alle Kraft im Kampfe mit den Unbilden und Urkräften der Natur und der Elemente einzusetzen, lassen in dieser Jugend die wertvollsten Elemente für den nationalen Wiederaufbau erkennen. Deshalb macht endlich nach den Erfahrungen und Handlungen unserer einstigen Kriegsfeinde, die all das längst begriffen haben, ernst, zieht nicht ein elendes, kurzsichtiges und engbrüstiges Geschlecht mit unendlich vielem eingepauktem falschen Wissenskram heran, sondern Menschen von Charakter und starkem Willen, mit Selbstvertrauen, Selbstverantwortung, Tatkraft und Widerstandsfähigkeit gegen alle Strapazen des Lebens, mit Selbstzucht, Gemeinschaftswillen und Arbeitsfreude. Damit retten wir allein die deutsche Zukunft.

GUSTAV PAULI, Prof. Dr., Direktor der Kunsthalle in Hamburg

Hiermit übersende ich Ihnen meine Meinungsäußerung zu den beiden von Ihnen gestellten Fragen:

In einer Zeit schwerster Erschütterungen, wie sie uns durch die Folgen des Weltkrieges beschieden ist, kann unmöglich auf allen Gebieten menschlicher Tätigkeit die Leistungsfähigkeit der Vorkriegszeit ungeschmälert erhalten bleiben. Auch wurden durch die politischen Ereignisse des letzten Jahrzehntes viele Kräfte gebunden, die sich somit einer gedeihlichen Berufstätigkeit entzogen. Dennoch wäre es grundfalsch, von einem allgemeinen Rückgang zu reden. Vielmehr bekundet sich bei den Angehörigen verschiedenster Parteien ein wahrhaft erhebender Wille zur Neubildung. Die Gründung der hamburgischen Universität mitten in der Revolutionszeit sagt genug, und die Kunst — in ihrer Gesamtheit immer von symbolhafter Bedeutung für die Zeit — verkündet in großartigen Architekturschöpfungen des Zweckbaues einen neuen Aufschwung. Aus den Erschütterungen erheben sich nach meinen Beobachtungen eine neue Gesinnung und Gesittung, und diese bilden ein für allemal die Grundlage der Leistungsfähigkeit eines Volkes. Verschiedene Wahrnehmungen haben mich zu der Überzeugung gelangen lassen, daß wir eine Erneuerung erleben, die in mancher Beziehung der des deutschen Volkes am Beginn des 19. Jahrhunderts vergleichbar ist.

Nur eine Gefahr sehe ich für unsere Kultur in der Wirksamkeit der radikalen Parteien, sofern sie international eingestellt sind. Die Jugend erliegt der Verführung gewisser humanitärer Schlagworte um so eher, als sie zu unreif ist, um einzusehen, was hier auf dem Spiele steht. Eben weil sie von den Eigentümlichkeiten unserer östlichen und westlichen Nachbarvölker keine Ahnung hat und das ihnen selbstverständlich erscheinende Deutsche nicht als eigentümlich begreift, versteht sie nicht, wieso Güter der Sprache und der Gesittung gefährdet sind, die keiner Partei angehören und deren sich unsere Jugend selbst ahnungslos erfreut.

HANS PFITZNER, Prof. Dr., in Unterschondorf am Ammersee

Die beiden Unterfragen, aus denen Ihre Umfrage besteht, möchte ich in einem beantworten.

Ich muß gestehen, daß auch ich zu den Pessimisten gehöre. Daß der alte deutsche Geist zum Teil in unserem Volke noch lebt, auch in der Jugend, daran glaube ich zwar fest. Aber ich fürchte, daß die äußeren großen Weltgeschehnisse und die gewaltigen inneren Strömungen, die jetzt die ganze Welt überfluten und unterwühlen, viel zu stark sind, als daß ihnen ein nennenswerter Widerstand von diesem kleinen Bruchteil eines wehrlosen Volkes entgegengesetzt werden könnte. Aber das, was jetzt noch in unserem Volke im guten Sinne deutsch genannt werden kann, wird — wie schon früher in der Geschichte — den alten Heroismus bewahren und auch ohne Hoffnung weiterkämpfen und sich treu bleiben.

ALBERT REHM, G.R. Dr., Prof. für klassische Philologie und Pädagogik an der Univ. München

Zu Frage 1. Selbstverständlich spürt man die Wirkungen des Krieges in der wissenschaftlichen Produktion der Nachkriegszeit. Wir haben zwar zum Glück Leute genug für alle Aufgaben, die keine besonderen Anforderungen an individuelle Begabung stellen; aber „der Krieg verschlingt die Besten", und so könnte ich eine ganze Liste hoffnungsvoller junger Philologen aufstellen, von denen ein jeder in seiner Art unersetzlich ist. Es fehlt namentlich an Kräften für entsagungsvolle Arbeiten auf lange Sicht, Materialsammlungen, Schriftstellerausgaben usw. In der klassischen Altertumswissenschaft wird das Übel vermehrt dadurch, daß — übrigens nicht erst seit dem Krieg — die Zahl der im Lehrberuf stehenden Philologen, die in der Wissenschaft produktiv bleiben, gegen die Zeit vor etwa dreißig Jahren fühlbar zurückgegangen ist. Das hängt, abgesehen von der Zunahme der beruflichen Belastung, zusammen mit der schon von Fr. Paulsen beklagten Entwicklung, die aus dem gelehrten Gymnasiallehrer den weltläufigen „Erziehungsbeamten" gemacht hat. Der Vorgang gehört also in ein Kapitel, das hier nicht zur Diskussion steht.

Aber den noch Lebenden und wissenschaftlich Wirkenden kann man, glaube ich, nicht generell den Vorwurf machen, daß ihre Leistungen geringer seien, als was in Deutschland vor dem Krieg geschaffen worden ist. Uns Älteren fällt vielleicht eine gewisse Neigung der jüngeren Generation zu übereilter Synthese statt geduldiger Analyse auf, auch ein stärkeres Ästhetisieren als vordem üblich war. Aber die Jugend hat auch in der Wissenschaft das Recht, ihre eigenen Wege zu gehen, und man meint die Reaktion auf zeitweilige Übertreibungen schon wahrzunehmen.

Zu Frage 2. Noch günstiger ist mein Urteil über die Generation, die heute als Studenten die Universität bevölkert. Neureiche sind mir unter den Altphilologen noch nicht begegnet. Aber der Mittelstand, aus dem sich hier der Nachwuchs zum weitaus größten Teil rekrutiert, ist in seinem Idealismus nicht im mindesten gebrochen. Der Eindruck ist in meinem Fach allerdings besonders günstig weil durch den „numerus clausus" für den Zugang zu dem Fach eine strenge Auslese geschaffen ist. Diese Studenten sind so gut wie ausnahmslos wirklich Berufene; das leidige Brotstudententum sind wir so fast ganz los geworden. Die Mängel, die wir beobachten, lassen sich meines Erachtens auf die Art der Vorbildung zurückführen, deren Reformbedürftigkeit gerade auch von einsichtigen Lehrern der höheren Schule selbst anerkannt wird. Auch das steht also auf einem anderen Blatt. Ob das Bild bei andern Fächern auch so günstig ist, mag man billig bezweifeln; darüber habe ich mich nicht zu äußern.

Was aber die deutsche Gesinnung angeht, so erinnere ich mich nicht eines einzigen Vorkommnisses, das daran zu zweifeln berechtigte; im Gegenteil: man darf stets gewiß sein, ein freudiges Echo zu finden, wenn man vor den Studenten nationale Töne anschlägt, und ich glaube zu beobachten, daß der Stolz darauf, ein Deutscher zu sein, jetzt lebendiger ist als in den Zeiten, da sich viele ernstere Elemente von der Veräußerlichung unseres nationalen Gehabens abgestoßen fühlten. Die Stimmung, aus der heraus das Fest auf dem Hohen Meißner veranstaltet worden ist, hat dem Gefühle der Verbundenheit mit Volkstum und Staat gerade in ihrer Not Platz gemacht. Verflogen ist freilich auch der Anspruch, politisch etwas ganz Neues zu schaffen. Der beste Beweis dafür ist, daß die Wahlen zum allgemeinen Studentenausschuß die Studentenschaft in Gruppen geteilt zeigen, die einfach den bestehenden politischen Parteien entsprechen. Daß dabei die national gesinnten Gruppen sehr stark überwiegen, ist, für München wenigstens, bekannt.

WILHELM REIN, Dr., Prof. für Pädagogik an der Universität Jena

Da ich als Emeritus mir aus naheliegenden Gründen versagen muß, die vorgelegten Fragen zu beantworten, möchte ich doch nicht die Gelegenheit vorübergehen lassen, unsere akademische Jugend auf eine wichtige Bewegung in unserem

Volksleben aufmerksam zu machen, die unter dem Namen der „Volkshochschule" berufen ist, an dem Wiederaufbau unseres Vaterlandes tätigen Anteil zu nehmen. Das kleine Dänemark kann uns hierin vorbildlich sein. Sein Aufstieg nach dem verlorenen Krieg 1864 knüpft sich im wesentlichen an die Arbeit der Volkshochschulen, die vom Bischof Grundtvig, dessen Denkmal in Kopenhagen steht, ins Leben gerufen worden waren. An diesen Bauernhochschulen — denn um solche handelt es sich vorwiegend in dem nordischen Land — wirkten vorwiegend junge Akademiker im Geiste des Schöpfers, der das Bauerntum geistig und sittlich auf eine höhere Stufe der Kultur hinaufheben wollte. Daß ihm, seinen Mitarbeitern und Nachfolgern dies gelungen ist, wird allgemein anerkannt.

Sollte dies nicht auch bei uns möglich sein mit der Erweiterung der geistigen Fürsorge auf den Stand der Fabrikarbeiter und der städtischen Bevölkerung? Diese Frage wurde bei uns mehrfach bejaht, und zwar von jungen Akademikern, denen in den Schützengräben die Nöte unseres Volkes nahegetreten waren, vor allem die Verständnislosigkeit unter den verschiedenen Schichten unseres Volkes, ein Erbübel, an dem wir schwer leiden. Durch Zusammenarbeit von Angehörigen verschiedener Stände in der Volkshochschule können Brücken gebaut werden im Dienste des inneren Zusammenschlusses der Volksgenossen. Auch unsere Bauernhochschulen, die als Heime auf dem Land gegründet worden sind und an Zahl jährlich zunehmen, brauchen begeisterte junge Kräfte, die sich besonders in den Dienst der Hebung des Bauerntums stellen. Für seine berufliche Ausrüstung geschieht genug von Staats wegen. Der Jungbauer unserer Zeit braucht aber mehr, nachdem das Bauerntum sich anschickt, eine politische Rolle zu spielen. Im Jahre 1525 wollte es bekanntlich Geschichte im großen Stil machen. Die idealen Bestrebungen gipfelten in einer Reichsreform, die der Zeit vorauseilte. Zu Boden geschlagen vegetierte dieser Berufsstand jahrhundertelang dahin, bis ein Neuerwachen nach dem Umsturz 1918 in ihm sich bemerkbar machte. Nun gilt es, daß die akademische Jugend die Bedeutung dieses Standes im Haushalt des Volkes scharf erfaßt, der inmitten der Zerklüftung der Welt- und Lebensauffassungen, abseits von der Problematik moderner Zivilisation, festhält an den religiösen und nationalen Werten, die dem Leben Ruhe, Sicherheit und Standhaftigkeit verleihen.

ERNST REISINGER, Dr., Leiter des Süddeutschen Landerziehungsheims in Schondorf am Ammersee

Meine eigene Jugend liegt nicht allzuweit zurück. Seit 1918 habe ich Jahr für Jahr in engem Zusammenleben einer großen Gemeinschaft von früh bis abends mit Jugend zu tun. Im großen gesehen kann ich kein Sinken der Leistung bei dem heranwachsenden Geschlecht beobachten. Im Gegenteil: Vor dem Krieg war für manche der Antrieb zum Arbeiten zu gering geworden; die Kinder fühlten sich geborgen im Reichtum der Eltern. Heute haben Eltern und Kinder gelernt, daß Geld kein sicherer Besitz und Schutz ist, daß jeder nur das sicher hat, was er kann. Wir bemerken bei all unseren Jungen ein zielbewußtes Streben, bei vielen eine einfachere und gesündere Lebensführung als früher.

An Sinn fürs Deutschtum, an Sehnsucht nach deutscher Geltung in der Welt fehlt es der heutigen Jugend nicht. Aber die Gefahr besteht, daß sie am Reichtum des deutschen Geisteslebens nicht mehr in dem Umfang und in der Tiefe teilnimmt wie früher. Der Drang, Werke der Dichter in sich aufzunehmen, bildende Kunst zu genießen, sich mit philosophischen Fragen abzumühen, ist geringer geworden, Sport und Technik nehmen den Menschen gefangen und lassen ihn in der Seele verkümmern. Die gewaltsame Amerikanisierung, die besonders durch illustrierte Zeitungen betrieben wird, geht an der Jugend nicht eindruckslos vorüber. Weite Kreise der Jugendlichen kennen Schwergewichtsmeister und Filmdivas besser als deutsche Dichter und Maler. Der erfreulich angewachsene Sportbetrieb ist zu stark beherrscht vom Gedanken an den Rekord. Körperkraft und Fähigkeit zu

handeln sind gewachsen; jetzt gilt es darüber zu wachen, daß die geistigen Werte des Deutschtums nicht zu sehr verschüttet werden, damit derjenige, der mehr als früher gelernt hat kräftig zu handeln, auch richtig handelt und ein Kämpfer für deutsche Art bleibt.

PAUL REUSCH in Oberhausen i. Rh.

Zu Frage 1. Auf wirtschaftlichem Gebiet kann von einem Rückgang der Leistung gegenüber der Vorkriegszeit nicht gesprochen werden. Ich habe den Eindruck, daß auf dem Gesamtgebiet der Wirtschaft unter Anspannung aller Kräfte mit Fleiß und Ausdauer gearbeitet wird und daß auch in vielen Erwerbszweigen die Leistung des Arbeiters eine Steigerung erfahren hat. Dieses angespannte Schaffen ist ohne Zweifel mit auf den Druck der Not, der auf dem deutschen Volke lastet, zurückzuführen. Wenn auf literarischem Gebiet und auf dem Gebiete der Künste die Verhältnisse weniger günstig liegen, so ist der hier leider festzustellende Leistungsrückgang in der Hauptsache wohl auf die ungünstige allgemeine Wirtschaftslage zurückzuführen, die verhindert, daß die materielle Unterstützung diesem Gebiet in der gleichen Weise zufließen kann, wie das in der Vorkriegszeit der Fall war.

Zu Frage 2. Bei der akademischen Jugend ist gegenüber der Vorkriegszeit ein größerer Eifer in der beruflichen Ausbildung und ein stärkeres Interesse an politischen und kulturellen Fragen festzustellen.

Schwieriger ist es, ein richtiges Urteil über den augenblicklichen Zustand der Masse unserer Jugend abzugeben. Die zu beobachtenden Niedergangserscheinungen sind wohl in der Hauptsache auf die Führung unserer Jugend zurückzuführen. Ich gebe die Hoffnung nicht auf, daß es im Laufe der Jahre gelingen wird, die Masse der Jugend im großen ganzen in richtige Bahnen zu leiten, so daß sie an dem Wiederaufbau des Vaterlandes tatkräftig und erfolgreich mitwirken kann.

FERDINAND SAUERBRUCH, *G.R. Prof. Dr., Direktor der Chirurgischen Universitätsklinik in München*

Nach meiner Ansicht muß man die erste Frage bestimmt bejahen. Die zweite scheint mir nicht endgültig entscheidbar zu sein; hier spielen zu viele Umstände mit, die sich nicht erschöpfend übersehen lassen.

DIETRICH SCHÄFER, *G.R. Dr., Prof. der Geschichte an der Universität Berlin*

Von einem Rückgang deutscher Leistungen in der Nachkriegszeit kann auf wissenschaftlichem Gebiet, soweit ich es übersehe, nicht die Rede sein. Die wissenschaftlichen Arbeiten, die zu ihrer Durchführung Geldmittel gebrauchen, haben wohl mit Schwierigkeiten zu kämpfen, und gelegentlich muß Wünschenswertes unterbleiben; aber in der Hauptsache geht doch alles seinen Gang wie vor dem Kriege. Erschwerungen gehen viel mehr vom Haß einzelner Feindmächte aus als vom deutschen Unvermögen. Die Erschwerungen, die dadurch verursacht werden, daß Inhaber von Regierungsgewalt gelegentlich versuchen, die Wissenschaft in den Dienst der Politik zu ziehen, stehen auf einem besonderen Brett.

„Den Eindruck, daß die heranwachsende und in der Ausbildung begriffene Jugend mit geringerer Hingabe als unsere eigene Generation sich ihrer beruflichen Ausbildung, dem Kampfe für die Selbständigkeit der deutschen Kultur und für die Erhaltung des Deutschtums widmet," habe ich nicht erhalten. Brotstudenten hat es zu allen Zeiten gegeben. Wenn sie heute einen größeren Prozentsatz bilden sollten als vor dem Kriege, so trägt daran sicher die schwierigere wirtschaftliche Lage die Hauptschuld. Die Anziehungskraft der Wissenschaft dauert ungeschwächt fort und die Empfänglichkeit des deutschen Jünglings mag durch diese oder jene Gegenwartseinflüsse gemindert sein; sie bleibt im Kerne die alte und wird in weiterer Entwicklung nicht geschwächt werden, sondern wieder erstarken. Es wird deutscher

Kultur auch gelingen, sich von den Schlacken zu reinigen, die ihr im Zusammenhang mit den jüngsten Ereignissen beigemischt wurden, vor allem von der deutschem Wesen so fremden rein materialistischen Auffassung des Lebens und der Welt. Voraussetzung des Erfolgs ist allerdings Wiederherstellung der Selbständigkeit des deutschen Staates, die zurzeit nicht vorhanden ist und durch den Eintritt in den Völkerbund an Aussichten nicht gewonnen hat. Ohne die Grundlage eines starken und freien Staates kann es eine Kultur von Wert nicht geben.

FRANZ SCHIECK, Prof. Dr. med., Rektor der Universität Würzburg

Ihre Anfrage vom 22. d. v. Mts. kann man nur ganz allgemein beantworten, und ich glaube Ihnen am besten zu dienen, wenn ich Ihnen meine Erfahrungen schildere, ohne auf den Wortlaut Ihrer Fragen Rücksicht zu nehmen.

Meine aufrichtige Überzeugung ist, daß auf den Universitäten eine freudig für die Ziele einer gesunden Vaterlandspolitik eintretende Studentenschaft groß wird, die sich glücklicherweise von extremen Richtungen frei hält. Sie lebt dem Gedanken, unserem armen Lande und Volke nach Kräften dienen zu können, und ist ernsthafter, als wir es seinerzeit als Studenten waren. Immer habe ich den Eindruck gewonnen, daß die jungen Leute sich der großen Verantwortung bewußt sind, die sie mit dem Studium auf sich genommen haben. Nicht zuletzt ist dafür mitbestimmend der Verlust des Familienvermögens und damit die Rücksichtnahme auf die Eltern. Die schweren Jahre haben die Jugend geläutert, in ihren Ansprüchen gemäßigt und Besinnlichkeit in die Herzen gepflanzt. Um unsere akademische Jugend, die ich in den Nachkriegsjahren aus meiner Lehrtätigkeit in Halle und Würzburg kenne, ist mir nicht bange. Vielmehr trage ich Sorge, daß man von oben her politische Grundsätze den Universitäten und ihren Lehrern aufzwingen will, um die Hochschulen zu „republikanisieren". Mit ganz wenigen Ausnahmen, die natürlich überall vorkommen, bekennen sich die Universitätsangehörigen mit glühender Liebe zum Staate, ohne daß sie die Form des Staates über den Staatsgedanken stellen, wie die „Republikaner" dies möchten.

ERHARD SCHLUND, O.F.M. in München

Gerne teile ich meine Meinung zu Ihrer Rundfrage mit, wenn ich dabei ausdrücklich betonen darf, daß ich nur Eindrücke schildern kann, die sich aus meinem persönlichen kleinen Wirkungskreis ergeben und die ich mir bei meiner Arbeit gelegentlich gebildet habe, ohne daß ich systematisch oder gar statistisch hätte sammeln können.

Im kirchlichen und religiösen Leben ist in unserem Vaterlande seit der Zeit vor dem Kriege vieles anders geworden, und die Zahlen, die eine Kirchenstatistik geben könnte, sind vielleicht heute kleiner als früher. Wir registrieren viel mehr Kirchenaustritte als vor dem Kriege, und manche Kreise haben sich heute von dem kirchlichen Leben abgewendet, die früher wenigstens äußerlich noch sich mitzählen ließen. Aber ich glaube nicht, daß das schlimm ist. Mir will vielmehr scheinen, daß die Gegensätze in einer gewissen Beziehung schärfer geworden sind oder vielmehr die Bekenntnisse ungezwungener und unzweideutiger. Früher hat doch der Umstand viele noch äußerlich an der Kirche festhalten lassen, daß Staat und Gesellschaft auf die Zugehörigkeit zu einer Kirche viel Wert legten.

Wer viel herumkommt und die kirchlichen wie religiösen Verhältnisse, namentlich im Norden unseres Vaterlandes, vor allem in den Großstädten und Weltstädten studiert, der findet, daß heute viel mehr Menschen dem Religiösen und Kirchlichen uninteressiert gegenüberstehen als früher. Ich glaubte gerade in den Weltstädten diese für den Theologen so traurige Bedeutung machen zu müssen. Manchmal erschien es mir sogar, daß viele das Organ für die religiösen Belange und Aufgaben verloren hätten. Eine beträchtliche Zahl von Menschen scheint mir nicht bloß

bar eines jeden universellen Ideals, ja sogar bar einer jeden Empfindungsfähigkeit für das Erhabene, jeder Begeisterungsfähigkeit für die Dinge, die sich nicht unmittelbar auf ihre Person und deren Nutzen beziehen. Es wirkt sich eben heute in den unteren Schichten des Volkes der Materialismus und Utilitarismus aus, der so lange von oben herunter durch Wort und Schrift und Beispiel verkündet worden war, und ebenso ist die vielleicht mehr von unten hinauf verkündete Anschauung, daß auch der Geist mechanisch wirke wie alles in der Natur und in der Wirtschaft, zu einem unglücklichen Wissensbesitz so vieler Menschen geworden.

Genauer besehen zeigt sich eine eigentümliche Wendung in der geistigen Einstellung der Gegenwart. Man muß mehr als je scheiden zwischen religiösen und unreligiösen Menschen. Vielleicht ist heute die Zahl der antireligiösen und antikirchlichen Menschen geringer geworden als früher. Dagegen hat die Zahl der unreligiösen und unkirchlichen Menschen stark zugenommen. Dabei möchte ich unreligiös und unkirchlich durchaus unterscheiden; beide Begriffe sind nicht identisch. Das kann, ganz abgesehen von anderem, der Träger eines geistlichen Kleides an sich selbst oft genug beobachten. Während er früher oft direkt angegriffen und verhöhnt worden ist, sich in manchen Städten und Stadtvierteln überhaupt nicht sehen lassen konnte, passiert das heute lange nicht mehr so oft. Es hat, so scheint es mir, die Kirchenfeindlichkeit und Religionsfeindlichkeit einem Indifferentismus Platz gemacht.

Das ist gewiß kein Vorteil und der oberflächliche Beobachter wird wohl auch keinen Fortschritt in dieser Geisteshaltung sehen können. Und doch kann man in dieser schärferen Scheidung zwischen religiösen und nichtreligiösen Menschen auch wieder einen Vorzug sehen. Jedenfalls bringt sie Klärung und Klarheit und, was sowohl dem um die Seele besorgten Priester wie dem um das Volk besorgten Vaterlandsfreund von Wichtigkeit ist, eine Vertiefung des religiösen Lebens innerhalb der Kirchen. Denn das muß doch wahr sein, daß die Menge unkirchlicher Menschen, die nur äußerlich zu den Kirchen gehört haben, ein Bleigewicht für die religiöse Vertiefung bedeutet haben. Und eine solche Vertiefung scheint mir in den beiden großen christlichen Kirchen heute schon feststellbar zu sein. Ich bin nicht der Meinung, daß das „Stahlbad" des Krieges die erwartete religiöse Erneuerung gebracht hat. Soweit man die unzweifelhafte Tatsache von einer Hebung des innerkirchlichen Lebens, namentlich innerhalb der evangelischen Kirche überhaupt eine religiöse Erneuerung nennen will, hat diese eine lange Reihe von Ursachen, die nicht alle direkt mit dem Kriege zusammenhängen. Hervorheben möchte ich davon nur die Loslösung der evangelischen Landeskirchen von der Autorität des Staates, die allein schon dazu zwang, die rein religiösen Kräfte mehr zu sammeln und das religiöse Leben zu verinnerlichen. Auch die Umstellung unserer ganzen Geisteshaltung hat viel mitgewirkt, daß sich das religiöse Leben hob. Man wandte sich wieder mehr den letzten Zielen und den Grundfragen des Menschenlebens zu, auch da, wo man vor dem Krieg schon mit vorletzten Fragen zufrieden gewesen war. Auch diese Umstellung der Geisteshaltung in weiten Schichten unserer Gebildeten hat fördernd auf das innerkirchliche Leben eingewirkt. Von weittragender Bedeutung scheint mir auch eine gewisse Umstellung innerhalb der evangelischen Wissenschaft zu sein. Immer mehr kommt sie aus dem Rationalismus und Historizismus der Vorkriegsjahre heraus und sieht ihre Aufgabe weniger in der Kritik überkommener Meinungen und in deren Korrektur an den Tatsachen und den Ergebnissen der Einzelforschung, als vielmehr in der Erforschung der inneren religiösen Zusammenhänge und in dem Aufzeigen der religiösen Aufgaben. Wer die evangelische theologische Literatur mitverfolgt, der mag das zu seiner Freude feststellen, daß die ganze Einstellung mehr positiv, wenn auch nicht positiv im Sinne des kirchlichen und kirchenpolitischen Schlagwortes, als Gegensatz zu liberal, als vielmehr positiv im Sinn eines positiven Suchens von religiösen Inhalten geworden ist. Mir scheint, daß in der evangelischen Geisteswelt wieder Dinge zu Problemen des Denkens und der Forschung, und was mehr ist, des persönlichen Lebens geworden sind, die man vorher kaum mehr als Probleme empfunden hatte.

Was die katholische Kirche betrifft, so scheint auch da in der Nachkriegszeit in Deutschland sowohl kirchlich wie religiös ein beachtlicher Fortschritt festgestellt werden zu dürfen. Durch die Ereignisse nach dem Kriege ist namentlich in Preußen viel geändert worden und weggefallen, was von den Katholiken bis dahin als drückende Fessel empfunden werden mußte. Die Kirche fühlt sich heute dort viel freier als vor dem Kriege, eine Tatsache, die auch die politische Einstellung zum neuen Staate weiter katholischer Kreise verstehen läßt. Die Kirche in Deutschland kann heute eben doch ihre Kräfte mit weniger Reibung arbeiten lassen und hat auch im mehr äußerlichen kirchlichen Leben manche Erfolge zu verzeichnen. Im innerkirchlichen, rein religiösen Leben kann erst recht kein Rückgang festgestellt werden. Im Gegenteil gibt jeder Beobachter der Verhältnisse zu, daß eine starke Vertiefung und Verinnerlichung Platz gegriffen hat. Ich darf verweisen auf die liturgische Bewegung, auf die Exerzitienbewegung, auf die bewußte religiöse und bewußt katholische Einstellung und Tätigkeit weiter akademischer Kreise, auf das, was man monastischen Frühling genannt hat und vieles andere. Ganz gewiß hat auch die katholische Kirche ihre religiösen Aufgaben noch nicht alle ganz erfüllt; sie steht noch vor schweren Arbeiten. Aber man kann nicht den Eindruck haben, als ob sie gerade in Deutschland diese Aufgaben vergessen oder deren Schwierigkeiten zu gering einschätzen würde.

EDUARD SCHWARTZ, G. R. Dr., Prof. für klassische Philologie an der Univ. München

Auf Ihre Fragen kann ich zwar eine auch nur einigermaßen befriedigende Antwort nicht geben, aber ich möchte für die Ehre, die Sie mir mit der Erwartung, daß ich sie beantworten könne, erwiesen haben, wenigstens insoweit meinen Dank abstatten, als ich Ihnen kurz auseinandersetze, weshalb gerade ein akademischer Lehrer sich am wenigsten für befähigt und berechtigt hält, ein Urteil über das abzugeben, was Sie gerne wissen möchten.

Selbsterkenntnis, d. h. die Erkenntnis der eigenen Kraft und der instinktive Wille, das eigene Leben so zu formen, daß diese Kraft in ihm wirken kann, bilden sich bei uns in der Regel erst in einem Alter aus, in dem das Studium beendet und der junge Mann gezwungen ist, selbständig, mit eigener Verantwortung zu denken und zu handeln. Bedeutende Naturen setzen meist spät ihr festes und gutes Holz an; wer als Student schon weiß, was er will, ist gewöhnlich ein Streber oder ein Philister, auch wenn er für einige Zeit einem radikalen Fanatiker zum Opfer fällt.

Wissenschaftliche Talente sind immer dünn gesät; ob Gott sie einem Volke schenkt oder versagt, steht bei ihm. Man erkennt sie daran, daß sie sich neue und große Probleme stellen; das kommt während des Studiums kaum vor, am wenigsten jetzt, wo Studienpläne, Prüfungsordnungen und ähnliche bureaukratische Erfindungen gerade den Begabten hindern, sich dahin zu konzentrieren, wohin seine Natur ihn weist. Ein leidliches Mittelmaß zu züchten, ist leicht, aber unfruchtbar.

Noch unzugänglicher für eine prophezeiende Diagnose sind die werdenden Politiker oder gar Staatsmänner. Sie bildet das Leben; und auf der Universität ist der Kommilitone wichtiger als der Professor. Bei der Betrachtung der Entwicklung Bismarcks, auch Napoleons, fällt am meisten auf die verblüffende Gleichgültigkeit gegen die in ihrer Zeit umlaufenden politischen Programme, Ideen und meinetwegen Ideale. Sie waren darum nicht faul, im Gegenteil, sie sogen gierig auf, was ihnen gemäß war, aber sie warteten, abseitsstehend, ab, bis die Zeit kam, daß sie handeln konnten, um dann der Welt durch Taten zu zeigen, daß das, was sich als öffentliche Meinung, als Zeitgedanke geräuschvoll gebärdet, vielleicht ein großes Ziel ahnt, aber nimmer den Weg dazu findet.

An dem ehrlichen tüchtigen Fühlen des nach eigener Verantwortung verlangenden, von modernen Strebereien und Perversitäten unabhängigen Teiles unserer Jugend zu zweifeln, halte ich für ein schweres Unrecht, so bitter ich auch die Kluft empfinde, die das Alter, das 1870 erlebt und den alten Kaiser Wilhelm mit Ehr-

furcht gesehen hat, von dem Geschlecht trennt, dessen bewußtes Leben mit dem Frieden von Versailles und der Weimarer Verfassung beginnt. Aber damit kann ich nicht zurückhalten, daß, sagen wir einmal die jetzigen deutschen „Zustände" es der Jugend nicht leicht machen, ihr gesundes Fühlen in ein Wollen und damit in ein Tun umzusetzen, das uns vorwärts bringt. Im Gymnasium, wie es jetzt in den Freistaaten Preußen, Baden usw. reformiert, zu deutsch umgekrempelt ist, kennt man die alte Wahrheit nicht mehr, daß nur ein früh in scharfe Zucht genommener Wille Kraft bekommt und daß der nie schwere geistige Arbeit leistet, der nicht im unmündigen Alter angehalten ist, sich mit Dingen Mühe zu geben, die ihm kein Amüsement bereiten und deren Sinn er erst als reifer Mann begreift. Die Erziehung durch den Dienst in Heer oder Flotte, die das ganze Volk erfaßte, wird zu mehr und mehr entschwindender Vergangenheit. Und ob das, was jetzt „politisches Leben" heißt, geeignet ist, Männer zu bilden, die dem Staat so dienen, wie Gewissen und Ehrgefühl es verlangen, unbekümmert um die aura popularis, die in Presse und Parlamenten Staub aufwirbelt und dürre Blätter jagt, daran darf man zweifeln. Das sind die Dinge, nicht die Art unserer Jugend an und für sich, die mich und hoffentlich recht viele mit schwerer Sorge erfüllen.

HANS VON SEECKT, Generaloberst a. D. in Berlin

Zu Frage 1: In der Jugend der deutschen Armee hat sich ein Rückgang der Leistungen gegenüber der Vorkriegszeit gewiß nicht gezeigt. Im Gegenteil: die Leistungen des jungen deutschen Soldaten übertreffen die der Zeit vor dem Krieg um ein beträchtliches.

Zu Frage 2: Ich habe den Eindruck, daß die heranwachsende deutsche Jugend sich ihrer beruflichen Ausbildung auf allen mir bekannt gewordenen Gebieten mit gesteigertem Eifer hingibt. Die Lebensauffassung ist unter dem Druck der Not ernster geworden. Es ist aber nicht zu verkennen, daß gerade die Not der Zeit, der Kampf um die eigene persönliche Selbsterhaltung vielfach auch zu einer materiellen und egoistisch-engen Lebensauffassung geführt hat. An anderen Stellen hat sich die Liebe zum Deutschtum und die Lust zum Kampf um seine Erhaltung verstärkt gegenüber einer Zeit, in der dieses Deutschtum von äußeren Feinden nicht oder kaum bedroht war. Diesen nationalen Selbsterhaltungstrieb gilt es zu stärken und das Bewußtsein zu vertiefen, daß nur aus starkem nationalen Empfinden, Wollen und Handeln heraus der Weg zur internationalen Geltung führt.

MARTIN SPAHN, Dr., Prof. f. Geschichte u. Zeitungswesen a. d. Univ. Köln a. Rh., M. d. R.

Auf die erste Frage glaube ich antworten zu können, daß ein Rückgang des deutschen Arbeitseifers schwerlich nachzuweisen sein dürfte. Mit dem Arbeitseifer sind auch die Tugenden, die sich im Laufe der Jahrhunderte entwickelt haben, im Kern unseres Volkes lebendig geblieben.

Sehr viel schwieriger scheint es, zu der zweiten Frage Stellung zu nehmen. Was ist deutsche Jugend? Wir denken leicht nur an die akademische, nicht auch an die durch die Volksschule gegangene Jugend. Die Jugend wird nicht untüchtiger sein als die voraufgegangenen Geschlechter. Aber einmal ist sie in sich ungleicher geworden. Es sind größere Spannungen in ihr vorhanden. Sodann bleibt der Ausfall des Dienstes im Heere, die stark durch wirtschaftliche Interessen bedingte Atmosphäre, die Verschwommenheit des politischen Denkens, das Hin und Her in den Gefühlen für das Volkstum und das Vaterland. Weltbürgerliche und pazifistische Gefühle gewinnen an Wirkung auf das Verhältnis der Jugend zu ihrem Deutschtum. Die Wirkung äußert sich nur langsam. Sie unterliegt auch, dem jugendlichen Temperament gemäß, von Zeit zu Zeit immer wieder starken Gegenwirkungen. Immerhin sehe ich darin eine Gefahr für die Zukunft.

ALFRED STAVENHAGEN, G. R. Prof. Dr. phil., Rektor der Technischen Hochschule zu Berlin

Ich habe nicht beobachtet, daß ein Rückgang der deutschen Leistungen in der Nachkriegszeit eingetreten ist.

Die jetzt heranwachsende und in der Ausbildung begriffene Jugend widmet sich nicht nur nicht mit geringerer Hingabe ihren beruflichen Ausbildungen, dem Kampfe für die Selbständigkeit usw., sondern sie arbeitet mit viel größerer Hingabe, Aufopferung und Verzicht auf Jugendfrohsinn, als das beispielsweise vor 40 bis 50 Jahren bei den deutschen Studenten der Fall war. Die sogenannten Werkstudenten, besonders auch die Studierenden des Bergfaches, erwerben sich in schwerer Arbeit während der Ferien diejenigen finanziellen Mittel, die sie für ihr Studium gebrauchen. Man kann einer solchen Tätigkeit nur die höchste Anerkennung zusprechen.

OTTO VON STETTEN, General der Kavallerie a. D. in Schliersee

Wenn ich mich nicht der Oberflächlichkeit zeihen will, kann ich die in dem Schreiben vom 25. ds. gestellten Fragen nicht einfach mit „Ja" oder „Nein" beantworten. Ein gerechter Vergleich der Vor- und Nachkriegsleistungen wird nur unter Berücksichtigung aller die Leistung bestimmenden Faktoren, insbesondere der veränderten politischen, wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse möglich sein. Kurz zusammengefaßt scheint mir

1. auf Grund meiner begrenzten Beobachtungsmöglichkeiten und nach dem Urteil mir nahe stehender Kreise ein Rückgang in den Einzelleistungen gewerblicher und industrieller Handarbeiter vorzuliegen, während ich mich für die Beurteilung der Leistungen auf geistigem und kulturellem Gebiet nicht für genügend unterrichtet halte. Eine Tatsache dürfte wohl allgemein zu erkennen sein, daß der innere Antrieb zu erhöhten Leistungen mehr als früher im Streben nach materiellem Gewinn als in ethischen Beweggründen zu suchen ist.

2. Aufgaben wie „Kampf um die deutsche Kultur", „für Erhaltung des Deutschtums" sind an unsere Generation wohl nur ganz vereinzelt herangetreten, es läßt sich daher schwer feststellen, wie sie dieser Aufgabe in Friedenszeiten genügt hätte. Ich kann aber auf Grund meiner Kriegserfahrungen behaupten, daß die Jugend des Mittelstandes mit geringen Ausnahmen in bezug auf opferfreudige Vaterlandsliebe, auf tiefes Gefühl für Pflichterfüllung und Autorität, kaum zu übertreffen war und daß sie, was nie genug betont wird, nach dem frühzeitigen Ausfallen des größten Teils der berufsmäßigen mittleren und unteren Führer die Hauptstütze für Erhaltung der inneren Festigkeit und der Widerstandsfähigkeit des deutschen Heeres gewesen ist. Ob von der heranwachsenden Generation, auch von der bereits herangewachsenen, gleiche Leistungen zu erwarten wären, möchte ich immerhin auf Grund meiner Erfahrungen in der vaterländischen Bewegung bezweifeln.

Was den Eifer für die Berufsausbildung betrifft, so scheint mir, wenigstens in bezug auf geistige Berufe, eine Verminderung nicht vorzuliegen. Die Leistungen, die hierin von einer nicht unbeträchtlichen Zahl von jungen Leuten unter früher nur von wenigen gekannten äußeren Schwierigkeiten vollbracht werden, erscheinen mir vielmehr aller Achtung wert, wobei es dahingestellt sein mag, wieweit das oben über die treibenden Kräfte Gesagte auch hier zutrifft.

Zusammengefaßt geht meine Ansicht dahin, daß, wenn man die Verhältnisse in Betracht zieht, unter denen die Jugend in Kriegs- und Nachkriegszeit aufgewachsen ist, man sich nicht wundern darf, daß sich bei ihr manche Erscheinungen zeigen, die uns Älteren mißfallen. Das gleiche ist bei allen Völkern, die am Krieg teilgenommen haben, der Fall. Aber einen übertriebenen Pessimismus für die Zukunft unseres Volkes halte ich deshalb nicht am Platz, denn zäher Arbeitswille und höheres geistiges Streben sind zweifellos auch in der heutigen Jugend vorhanden, sogar in höherem Grade als bei vielen anderen Völkern.

Das Problem besteht m. E. darin, wie diese guten deutschen Eigenschaften nicht nur zu egozentrischer Auswirkung gebracht, sondern der großen Volksgemeinschaft dienstbar gemacht werden können. Seine Lösung liegt in den Händen der Familie, der Schule, der führenden Männer in Staat und Wirtschaft und nicht zum geringen Teil der Presse.

REINHOLD VON SYDOW, Exellenz. Dr., Vorsitzender des Deutschen und Österr. Alpenvereins, in Berlin

Zur Berührung mit größeren Kreisen der jetzigen deutschen Jugend habe ich durch meine Tätigkeit als Vorsitzender des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins Gelegenheit. Was deren Betätigung in den Bergen angeht, so kann

zu Frage 1 von einem Rückgang ihrer bergsteigerischen Leistungen in der Nachkriegszeit ganz gewiß nicht die Rede sein, viel eher von einer Steigerung. Denn — und das ist meine Antwort

zu Frage 2 — die heranwachsende und in der Ausbildung begriffene Jugend strebt in die Berge und ist dort im Sommer und im Winter bemüht, sich die Befähigung zur Lösung immer schwierigerer bergsteigerischer Aufgaben zu erwerben und dabei möglichst große Unabhängigkeit von fremder Hilfe, also Selbständigkeit, zu erringen. Daß sie von deutscher Gesinnung, d. h. von der Liebe zum Vaterland und zur deutschen Kultur und von dem Willen der Erhaltung des Deutschtums getragen wird, ist für die im Zusammenhang mit dem Deutschen und Oesterreichischen Alpenverein stehende reichsdeutsche und österreichische Jugend bestimmt zu bejahen.

WILHELM TAFEL, Prof. Dr. Ing. e. h., Rektor der Technischen Hochschule in Breslau

Gern erfülle ich Ihre Bitte um Beantwortung Ihrer Fragen. Sie wünschen Beobachtungen vor allem aus meinem eigenen Wirkungskreis. Dieser erstreckt sich auf zwei Gebiete:

Erstens und vor allem auf das des Lehrens. Hier ist mir eine Antwort auf Ihre erste Frage wegen des Rückganges deutscher Leistungen in der Nachkriegszeit gegenüber der Zeit vor dem Kriege insofern erschwert, als ich nur wenige Monate vor diesem unter dem gleichen schlesischen Volksstamm gelehrt und gelebt habe, einen zuverlässigen Vergleichsmaßstab also nicht besitze. Trotzdem glaube ich behaupten zu können, daß im Durchschnitt bei der akademischen Jugend Fleiß und Arbeitsfreude nicht abgenommen haben. Ja, nach meiner Erfahrung ist der Prozentsatz an jungen Männern, die ihre Studienzeit nutzlos vertun und ins Blaue hinein leben, um endlich mit Mühe und Not irgendeinen Berechtigungsschein davonzutragen, geringer geworden als in der Zeit meiner Jugend. Auf der anderen Seite sind allerdings die Studierenden, die noch vor Einsetzen des Examensdruckes den Abend und die Nacht zu Hilfe nehmen, und die sich aus Liebe zur Wissenschaft an sich und in der Freude am Überwinden von Schwierigkeiten in eine Sache vertiefen, um sie ganz zu erfassen, seltener geworden. Anders ausgedrückt: die Forderung, das Vorgeschriebene zu leisten, begegnet geringeren Schwierigkeiten als früher, die Forderung, darüber hinauszugehen, größeren. Um Mißverständnissen zu begegnen, sei gesagt, daß auch hier die Ausnahmen nur die Regel bestätigen.

Zum Zweiten liegen meine Beobachtungen auf dem Gebiet des gewerblichen Lebens, in das hineinzusehen ich als Ingenieur und Volkswirtschaftler und als Mann, der zwei Jahrzehnte an leitender Stelle in der Industrie tätig gewesen ist, mancherlei Gelegenheit habe. Hier ist meine Meinung, daß wir an vielen Stellen die Vorkriegsleistungen wieder erreicht, an manchen sogar überschritten haben. Es wird aber zu wenig bedacht, daß andere unterdessen auch Fortschritte gemacht haben, und daß wir heute noch jedenfalls hinter dem zurzeit fleissigsten Volk der Welt, dem amerikanischen, zurückstehen. Ein Beweis: Ich pflege meinen Schülern, die nach Amerika gehen, zu raten: Seht nicht vor allem an, was dort gänzlich anders ist, als bei uns, und auf deutsche Verhältnisse nicht übertragen werden kann. Sucht vielmehr nach den

Stellen, wo genau mit dem gleichen Handwerkszeug und unter gleichen Bedingungen gearbeitet werden muß wie in Deutschland. Gerade von solchen ist mir berichtet worden, daß der amerikanische Arbeiter in gleicher Zeit bis zum doppelten des deutschen leiste! Nun bin ich wohl der Meinung, daß wir uns hier auf dem aufsteigenden Ast befinden. Aber einholen werden wir Amerika erst, und zum fleißigsten Volk der Erde, das das deutsche ehedem war, können wir erst wieder werden, wenn aus all dem Gewirr von Schiedsgerichten, Arbeiter- und Angestelltenräten, Tarifverträgen und Arbeiterrechten der eine Grundsatz überall herausleuchtet und zum uneingeschränkten Durchbruch kommt:

Entscheidend für das Menschenschicksal, für Annahme und Entlassung, Beförderung oder Zurücksetzung ist ausschließlich und ganz allein die Leistung! Zudem wäre es gut, wenn wir über jede Werkstätte, jedes Betriebs-, Konstruktions-, jedes kaufmännische und Direktionsbureau die Worte aus Henry Fords „Mein Leben und Werk" schrieben: „Die einzige feste Theorie, nach der wir handeln, ist der Glaube, daß alles noch lange nicht gut genug gemacht ist." Und zwar gilt das ebenso sehr für die Menge wie Güte der Leistung. Gerade diese Freude am Vervollkommnen, das Streben nach Vollkommenheit, die das Wesen von Kunst wie Technik und der Ursprung aller Kultur ist, hat in unserem Volke, der Jugend wie dem Mannesalter, abgenommen und ist da und dort, wenn nicht ganz verschwunden, so doch vom Schutt weltfremder Theorien oder ganz gewöhnlicher Denkfaulheit verschüttet. Sie müssen von der Volksschule bis zur Hochschule, vom Gewerbelehrling bis zum Führer in Staat und Gesellschaft wieder ausgegraben und herausgebildet werden. Damit wird auch die Achtung vor und die Liebe zur Tagesarbeit zurückkehren, die von so vielen nur mehr als Last empfunden wird.

Hierher gehört auch der Sinn für das Einfache, der unseren Altvorderen in hohem Maße eigen war und der in unserem Geschlecht durch eine krankhafte Organisier- und Reformierwut verdrängt worden ist. Da auch in diesem wichtigen Sinn viele Amerikaner uns überlegen sind, so muß noch einmal Ford angeführt werden. Er sagt: „Es gibt keine gefährlichere Veranlagung als die der sogenannten Organisationsgenies". Zu ergänzen ist: Wenn sie nicht gepaart ist mit der Tüchtigkeit und Liebe für die eigentliche Arbeit, die Durchführung. In dieser Erkenntnis sind wir meines Erachtens noch nicht im aufsteigenden Ast. Auch hier kann neben der Not, dem besten aber langsamsten Pädagogen, nur die Erziehung in der Schule, Lehrlings- oder Arbeiterschule, Volks-, höheren und Hochschule, Abhilfe bringen.

Frage 2 ist in ihrem ersten Teil (berufliche Ausbildung) schon oben beantwortet.

Zum Kampfe für die Selbständigkeit der deutschen Kultur hat der Studierende selten Gelegenheit. Wo er sie findet, wird der deutsche Student, glaube ich, nicht versagen. Hier tut eher not, den Wunsch nach Kenntnis fremder wieder zu heben. Mit vollem Bewußtsein und ganzem Herzen kann die deutsche Kultur nur lieben, wer sie mit der fremden zu vergleichen vermag. Wenn ich über die Fachbildung nur eine bedingte Auskunft gegeben habe, so lautet sie in bezug auf die Allgemeinbildung unbedingt dahin, daß sie zurückgegangen ist und sich noch immer im Zurückgehen befindet. Die Hauptursachen liegen meiner Meinung nach in vier Faktoren: Den geringeren Anforderungen (qualitativ; denn quantitativ sind sie eher größer), die in den höheren Schulen gestellt werden. Sie sind in betrüblichem Maße kenntlich am Stil der Menschen, die an die Hochschule kommen. Dann die Tatsache, daß der Vater, dessen Kritik naturgemäß die schärfere und darum wirksamere ist, im Kampf ums Dasein sich im allgemeinen wenig mehr um die Erziehung der Kinder kümmert. Endlich in der, an vielen Stellen übertriebenen Bedeutung, die dem Sport beigemessen wird, und in der Notwendigkeit für einen großen Teil der Studierenden, die Ferien als Handarbeiter zu verbringen. Es war das die Zeit, wo wir in der Jugend die Klassiker und wohl auch einmal ein englisches oder französisches Buch vom Bücherbrett genommen haben. Ich frage mich oft

vergeblich, wann und wo unsere Studierenden, zum wenigsten die der angewandten Wissenschaften, dazu noch die Zeit hernehmen sollen?

Und die Erhaltnng des Deutschtums? Die deutschen Studierenden, soweit ich sie zu beobachten Gelegenheit habe, lieben zu neun Zehntel ihr Vaterland über alles. Sie fühlen sich hier im Osten naturgemäß in der gleichen Kampfstellung, die uns allen von unseren Nachbarvölkern aufgedrängt wird. Alles in allem sind unsere Studenten in diesem Punkte die gleichen Menschen wie im August 1914 oder bei dem Sturm auf den Annaberg, jede Stunde bereit, für ihre Ideale, die Erhaltung des Deutschtums und die Freiheit des Vaterlandes zu kämpfen und zu fallen! Die Not, in der die meisten leider leben, dämpft nicht, sondern vervielfacht den Zorn gegen alles, was dem Deutschtum feindlich ist!

CARL UHLIG, Prof. Dr. phil., Rektor der Universität Tübingen

Wenn man die akademische Jugend der Nachkriegszeit betrachtet, muß man den Teil besonders behandeln, der im Krieg war und dann sein Studium wieder aufnahm oder begann. Unter diesen Kriegsteilnehmern befanden sich viele, denen das Arbeiten durch körperliche Verwundungen und mehr noch durch das, was sie seelisch oder geistig gelitten hatten, sehr erschwert wurde. Es war aber eine Studentenschaft von höherer Reife und ernstem, oft etwas rauhem Willen. Viele von ihnen haben Ausgezeichnetes geleistet; andere waren durch das, was sie durchgemacht hatten, stark gehemmt, so daß sich Studium und Abschluß oft lang hinauszögerten, trotz der gewährten Erleichterungen. Manche von ihnen empfinden es heute schwer — meines Erachtens mit Recht —, daß Behörden deutscher Länder bei den Anstellungen usw. nur selten Rücksicht darauf nehmen, daß die Leistungen der jungen Leute durch Kriegsschäden dauernd gemindert sind.

Im großen und ganzen war in der Art der Kriegsteilnehmer und auch in ihrem Arbeiten selbst da, wo es manche Mängel zeigte, ein erfreulicher Schwung, den man bei späteren Jahrgängen oft vermißte. Viele von ihnen hatten das entschiedene Bedürfnis, auch etwas von den entgangenen Freuden des Lebens wieder einzubringen. Aber eigentlich konnte man nicht von der Vergnügungssucht sprechen, die im übrigen in weiten Teilen unseres Volkes so auffällig hervortrat.

Die Zahl der Kriegsteilnehmer an unserer Universität — ich spreche natürlich überall nur von dem, was ich hier beobachtet habe — war schon stark im Abebben, als die Zeit der tollen Inflation begann. Ihre üblen moralischen Erscheinungen sind bei der akademischen Jugend etwas mehr hervorgetreten als vorher die des Kriegsgewinnlertums. Immerhin waren sie nicht sehr auffällig. Mit wenigen Ausnahmen blieb die Lebensführung des Studenten immer bescheiden, mehr und mehr trat entschieden Ärmlichkeit hervor. Am Werkstudententum beteiligten sich noch manche Kriegsteilnehmer, aber in der Hauptsache handelt es sich hier um Leute, die erst nach dem Kriege die Schule verließen. Nicht nur die Verarmung des Mittelstandes machte sich in Tübingen stark geltend. Vor dem Kriege gab es keine Universität, die so viele Stipendien und Stiftungen, meist Familienstiftungen, besaß wie Tübingen. Diese große Erleichterung, die zahlreichen Generationen das Studium ermöglicht hatte, fiel weg. So kam es, daß das Werkstudententum in Tübingen einen besonders breiten Raum einnahm.

Wenn der Student die ganzen Ferien, vielleicht auch noch im Semester seinem Broterwerb nachgehen muß, verliert er damit selbstverständlich an Zeit und Kraft für das Studium. Das wird die endgültigen Leistungen um so mehr beeinflussen, je weiter die wirtschaftliche Ferienarbeit noch in höhere Semester hinein ausgedehnt werden muß. Und das geschieht bei uns recht häufig.

Ich schiebe die Tatsache, daß die Prüfungsergebnisse in der Nachkriegszeit, im ganzen genommen, wesentlich geringer geworden sind, zum großen Teil auf diesen Kampf gegen wirtschaftliche Sorgen. Aber ich glaube sagen zu müssen, daß auch die Vorbereitungszeit auf der Schule häufig, klar erkennbar, wesentlich mehr zu

wünschen übrig läßt als in der Vorkriegszeit. Einer der Gründe ist hier der, daß auch der Schulunterricht selbstverständlich während der Kriegsjahre oft stark unter dem Lehrermangel und anderer Erscheinungen litt und daß überdies die Schüler, infolge der sehr schlechten Ernährung, weit weniger leistungsfähig waren.

Schließlich mag es sich hier auswirken, daß in den letzten Jahrzehnten die höheren Schulen ganz allgemein in ihren Anforderungen langsam zurückgegangen sind. Auch Änderungen der Prüfungsordnung für die Lehrer spielen hier mit.

Gerade aber deshalb, weil viele der heutigen Studierenden es so schwer haben, sich die zum Studium nötigen Mittel zu verschaffen, ist ihr Lerneifer, sobald und soweit sie ihn betätigen können, meist recht groß. Allerdings tritt der Gesichtspunkt der wirtschaftlichen Nützlichkeit auch hierbei stark in den Vordergrund. Das Brotstudium ist in noch weit größerem Umfang als vor dem Kriege zur Herrschaft gelangt. Irgendwelche Vorlesungen, die für die Prüfung nicht unbedingt notwendig sind, werden erheblich weniger gehört als früher. Und bei den Pflichtvorlesungen selbst trifft man, wenn man mit Studierenden vertraulich spricht, sehr häufig auf die Anschauung, daß ihre Bedeutung und ihr Besuch sowohl von der Rolle, die das Einzelfach innerhalb der Gesamtprüfung spielt, bedingt ist, als von der Einschätzung der Strenge des Prüfenden. Das alles kam natürlich früher auch vor; aber man findet es jetzt doch viel häufiger. Die Neigung der Studierenden, sich mit Fragen der deutschen Kultur und des Deutschtums überhaupt zu beschäftigen, hat entschieden zugenommen. Freilich werden diese Fragenkreise auch heute im Unterricht stärker betont als früher. Aber es zeigen sich hier oft auch entschieden ganz selbständige Regungen der Studenten. Jedenfalls gibt es jetzt häufig Leute, die sich beispielsweise Fragen des Auslanddeutschtums mit großer Hingabe widmen.

Auch die gewaltig angewachsene Gesamtzahl der Studierenden innerhalb Deutschlands ist zu berücksichtigen. Wenn die Beteiligung der Bevölkerung am Studium steigt, so sinkt naturgemäß unter den Studierenden der Prozentsatz der Begabten. Darunter muß bei allem guten Willen und aller Hingabe an das Studium, die ich durchaus nicht leugnen will, das Durchschnittsergebnis der Arbeit leiden.

Die Zahl derjenigen, die promovieren wollen, hat im allgemeinen nicht abgenommen. Aber es scheint mir doch, daß auch hier vielfach in erster Linie die wirtschaftliche Nebenbedeutung des Doktortitels hochgeschätzt wird. Wissenschaftliches Arbeiten darüber hinaus und später ist seltener als früher geworden. Wer seine Abschlüsse hinter sich hat, widmet sich dem wirtschaftlichen Fortkommen, wozu natürlich auch das in der eingeschlagenen Laufbahn in einem oft engen Sinne gehört. Darunter leidet auch die Ergänzung des Nachwuchses der akademischen Lehrer.

KARL VOSSLER, G.R. Prof. Dr. phil., Rektor der Universität München

Auf Ihre Rundfrage erlaube ich mir in Kürze zu antworten, daß mir der Student von heute besser gefällt als der von 1890, der ich selbst war, und daß im übrigen die Nachwelt, nicht wir über gegenwärtige Leistungen entscheiden wird.

ADALBERT WAHL, Dr., Prof. der Geschichte an der Universität Tübingen

Trotzdem Ihre beiden Fragen auf das engste zusammenhängen, möchte ich sie doch getrennt behandeln.

1. Die Antwort auf die erste ist nicht ganz leicht zu geben. Wie ich schon einmal in Ihrer Zeitschrift auszuführen die Ehre hatte[1]), ist nach meiner Ansicht seit etwa 1900 (oder etwas später), trotz der von uns nicht gebilligten Schulreformen, eine besonders hochbegabte Generation aufgewachsen, die, nicht geneigt, sich mit ausgetretenen Wegen zu begnügen, durch und durch selbständig in der Problemstellung war, auch eine ausgesprochene Neigung zur Rückkehr zur Philosophie und zur Anschauung aufwies, die aber doch pietätvoll blieb und sich nicht in der prinzipiellen,

[1]) Vgl. Von Ismen und anderen Verwirrungen. Juliheft 1926, „Entwicklung des Bolschewismus".

meist so unfruchtbaren Weise revolutionär gebärdete, wie wir es seither so vielfach erlebt haben. Die Angehörigen dieser Generation, die durch den Krieg glücklich hindurchgekommen und in ihm sittlich und geistig gereift sind, leisten zum guten Teil Hervorragendes und übertreffen die Vorkriegsvertreter unserer Wissenschaft nicht selten erheblich. Kein rechter akademischer Lehrer wird jemals die herrlichen Semester vergessen, in denen ein so großer Teil unserer Studenten Kriegsteilnehmer waren!

Bei denjenigen Studenten, die erst nach dem Kriege die Schule verlassen haben, wird man zwischen der Masse und einem kleineren begabteren Teil unterscheiden müssen. Unverkennbar ist auf vielen Gebieten ein Rückgang in der Examensleistung der Durchschnittsstudenten, förmlich auffallend im Gegensatz zu früher die Unfähigkeit vieler, sich in der deutschen Sprache klar und fehlerfrei auszudrücken. Dieser Rückgang hat zweifellos eine ganze Reihe von Gründen (darunter z. B. wohl auch die ungenügende Ernährung der Kriegszeit und der während des Kriegs mangelhafte Schulunterricht bei vielen).

Auf der andern Seite aber liefert diese jüngste Generation auch ganz besonders hervorragende Persönlichkeiten, von denen einfach das Höchste zu erwarten ist. Diese werden sicherlich glänzende Vertreter der deutschen Wissenschaft werden.

Alles in allem, auch nach dem, was ich von andern Wissenschaften weiß, kann nach meiner Ansicht von einem Rückgang der deutschen Leistungen in der Wissenschaft in der Nachkriegszeit durchaus nicht gesprochen werden.

2. Es ist unverkennbar, daß in Deutschland infolge der Revolution (ähnlich wie in Frankreich nach dem Sturz der Schreckensherrschaft) eine fürchterliche sittliche Verwilderung auf allen möglichen Gebieten eingetreten ist. Nun ist gewiß zuzugeben, daß nicht jeder einzelne unsittliche Mensch auch in seinem Beruf untüchtig zu sein braucht. Aber, wenn so große Teile eines Volks einer derartigen Verwilderung anheimfallen, so bedeutet das schwerste Gefahr auch für die berufliche Leistung.

Diese sittliche Verwilderung hat nun aber unsre Studentenschaft, soweit ich sie kenne, nicht in erheblichem Umfang ergriffen.

Was den Eifer für die berufliche Ausbildung betrifft, so muß da schon für die letzten Jahre ein Unterschied zwischen den verschiedenen Jahrgängen gemacht werden. Bis vor kurzem ging ein sehr großer Teil unserer Studentenschaft an die eigentlich berufliche Arbeit sehr ungern heran. Was sie wollten, war der schleunige Erwerb einer „Weltanschauung", die vielfach schon für den 18—20jährigen fertig da sein sollte! Dagegen werfen sich die jüngsten Semester (von etwa Ostern 1925 an) nun gerade umgekehrt, schon zu Anfang ihrer Universitätsjahre, mit größtem Eifer auf ihre Fachwissenschaft, und zwar vielfach so einseitig, daß sie in ernster Gefahr sind, dem Banausentum zu verfallen.

Für die Selbständigkeit der deutschen Kultur hat die jetzige Generation von Studenten, d. h. die, welche nach dem Kriege zur Hochschule gekommen ist, mehr Sinn als die vor dem Kriege, da der völkische Gedanke (im Sinne von: Betonung des jedem Volk Eigentümlichen), der erst wieder durch die Reichsgründung von 1871 zum Leben erweckt worden war, sich ja seit dem Weltkrieg besonders mächtig entfaltet hat.

Für die Erhaltung des Deutschtums ist das Weiterleben, d. h. aber auch die Befreiung des deutschen Staats unerläßliche Vorbedingung. Auch für diese Aufgabe ist sicherlich viel Sinn in der akademischen Jugend vorhanden, wenn auch die heroische Zeit unserer Studentenschaft etwa seit dem Frühjahr 1924, aus einer Reihe von Ursachen, vorüber ist. Ich glaube aber doch der Hoffnung Ausdruck geben zu dürfen, daß der schlichte, opferwillige und zur Tat bereite Patriotismus, wie er in weiten Kreisen des deutschen Volkes in den letzten Jahrzehnten vor dem Krieg lebendig war — sicherlich lebendiger als, wenigstens in Friedenszeiten, je zuvor! — in unserer Studentenschaft noch immer vorherrscht.

LORENZ WAPPES, Dr., Ministerialdirektor a.D. in München

Die Leistungen der Nachkriegszeit sind sowohl auf wirtschaftlichem wie auf geistigem Gebiete entschieden zurückgegangen. Grund: Minderung inneren Antriebs und die ungünstigere äußere Lage bei den Kreisen, auf deren selbstlosen und opferwilligen Leistungen der Erfolg der öffentlichen und privaten Arbeit bisher beruht hat. Die Minderleistung der staatlichen Beamtenschaft im besonderen ist zurückzuführen

1. auf das Nachlassen von Disziplin und Autorität als Folge einer Beamtenpolitik, die schon vor dem Zusammenbruch eingesetzt hat, durch die Revolution aber ins Extreme gesteigert wurde;

2. auf die Erschwerung der amtlichen Tätigkeit durch Parlamentarier und die Beeinflussung der sachlichen Entscheidungen durch Parteirücksichten;

3. auf das durch politischen Druck von Standesorganisationen herbeigeführte Eindringen von mittleren Beamten in Geschäftsgebiete, die den Akademikern vorbehalten bleiben sollten.

Das Schlimme ist, daß aus Wahlrücksichten niemand die wahren Gründe dieser Zustände offen zu bezeichnen, geschweige denn deren Beseitigung zu verlangen wagt.

Die akademische Jugend, auf deren Beurteilung ich mich bei der zweiten Frage beschränken möchte, studiert heute zweifellos weit mehr und ernster als früher; zum nicht geringen Teil gezwungen durch die Not als eine Folge der Vermögensenteignung des Mittelstandes, zum Teil aber auch, weil überhaupt die ganze Lage des Volkes sie zu realerer Auffassung der Dinge bringt. Als Folge der nationalen Erhebung des Krieges und der nachfolgenden politischen Kämpfe zeigt sich eine höhere Anteilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten, die sich bei der Kriegsgeneration, anfangs geradezu leidenschaftlich, vorwiegend in Rechtsradikalismus, zum Teil aber auch in entgegengesetzter Richtung auswirkte. Heute haben diese Extreme abgeflaut, aber man sieht bei dem höher gestimmten und nicht ganz berufsmäßig eingestellten — zahlenmäßig allerdings geringeren — Teil ein ernstes Bestreben, in die Probleme der Zeit einzudringen und bei dem Suchen nach neuen Formen des Staats- und Volkslebens mitzuwirken. Die erdrückende Mehrheit der Studentenschaft, mit der ich in Berührung getreten bin, ist auf Erhaltung und Hebung deutscher Kultur und Gesittung eingestellt.

WILHELM WIEN, G.R. Dr., Prof. für Experimentalphysik an der Universität München

Über die Leistungen des deutschen Volkes nach dem Kriege möchte ich mich nur aussprechen, soweit sie auf dem Gebiete der Naturwissenschaften, im besonderen der Physik liegen. Naturgemäß war während des Krieges, als alle Männer der Wissenschaft entweder im Felde standen oder für das Heer arbeiteten, eine große Verminderung der wissenschaftlichen Leistung eingetreten. Aufgehört hat sie allerdings auch im Kriege nicht, weil bedauerlicherweise die wissenschaftlichen Persönlichkeiten, namentlich auch viele allerersten Ranges, nicht so vollständig zum Dienst für das Vaterland herangezogen wurden, wie es im Interesse der Landesverteidigung wünschenswert gewesen wäre.

Eine natürliche Folge war, daß die experimentellen Wissenschaften, denen die Hilfsmittel durch die Kriegsnotwendigkeiten abgeschnitten waren, gegenüber den theoretischen zurücktraten, eine Entwicklung die noch bis in die neueste Zeit hinein fortgewirkt hat. Indessen war die Kriegszeit auch für die experimentellen Naturwissenschaften nicht verloren, obgleich die produktiven Leistungen zunächst stark abnahmen. Viele Erfahrungen waren durch die Kriegsarbeit gewonnen und konnten nach dem Frieden wieder der rein wissenschaftlichen Arbeit zugute kommen. Allerdings hatte die deutsche Wissenschaft nicht nur die Kriegszeit, sondern auch die in mancher Hinsicht noch verderblichere Inflationszeit zu überwinden, welche die Beschaffung von Hilfsmitteln manchmal noch mehr erschwerte als die Kriegsvorschriften.

Trotz aller Hemmnisse wird man behaupten müssen, daß die Leistungen der deutschen Naturwissenschaft nach dem Kriege nicht abgenommen, sondern zugenommen haben, namentlich wenn man sie in Vergleich stellt mit denen der anderen europäischen Völker. Die Nordamerikaner haben allerdings besonders auch auf wissenschaftlichem Gebiet einen Aufschwung genommen, der sie plötzlich mit in die erste Reihe der Völker stellt.

Wenn also die deutschen wissenschaftlichen Leistungen trotz der Ungunst der Verhältnisse nicht an Bedeutung verloren haben, so zeigt sich darin die ungebrochene geistige Kraft des deutschen Volkes. Wenn wir aber verlangen, daß die Leistungen auch von Dauer sind, so muß dafür gesorgt werden, daß die ungünstigen äußeren Umstände nicht dauernd die wissenschaftliche Leistung beeinträchtigen. Am schlimmsten macht sich hier die seit dem Kriege gehemmte Bautätigkeit bemerkbar. Immer mehr sehen sich auch die Länder gezwungen, Neubauten wissenschaftlicher Institute, auch wenn sie dringend erforderlich sind, aus allgemeinen Sparmaßnahmen zurückzustellen. So notwendig die Sparsamkeit an sich sein mag, so kann doch das Sparen an unrichtiger Stelle verderblich werden. Jede Hemmung des wissenschaftlichen Fortschritts muß notwendig auch wirtschaftlich ungünstige Folgen haben, weil die wirtschaftliche Entwicklung heute unmittelbar von der wissenschaftlichen abhängt. Man muß es daher als einen großen Nachteil gegenüber früher bezeichnen, daß die Kultusministerien in völlige Abhängigkeit von den Finanzministerien geraten sind. Diese suchen natürlich die Sparmaßnahmen möglichst gleichmäßig zu verteilen, ohne daß sie in der Lage wären, die besonderen Fälle ihrer Bedeutung nach auszusondern. Daß hierbei die Wissenschaft schlecht fährt, ist ohne weiteres klar, weil bei ihr Einsparung notwendig zu verminderter Leistung führen muß. Ganz besonders muß aber außerdem auf die kulturelle Bedeutung der Wissenschaft hingewiesen werden. Der Widerstand gegen fremdländische Zivilisation und Wirtschaft, die Verteidigung der deutschen Sprache in den Grenzgebieten ist nur durch ein Erstarken des deutschen Geistes möglich, der von der deutschen Wissenschaft seine Erkenntnis, von den deutschen Universitäten den größten Teil seiner Erziehung erhält. Das Herabsinken der deutschen Universitäten muß sich daher auch hier sogleich schädlich auswirken.

Die heutige deutsche Jugend, nachdem sie sich von den Wirren der Nachkriegszeit erholt hat, widmet sich ihrem Beruf mit großer Hingabe, und ich habe keine Verschlechterung gegenüber der früheren Zeit bemerkt. Höchst erfreulich ist die Pflege der Leibesübungen, die jetzt größer ist als früher. Daß sich die Jugend auch der Erhaltung der Selbständigkeit der deutschen Kultur und des Deutschtums widmet, ist bei der tiefen vaterländischen Gesinnung des größten Teils unserer akademischen Jugend eine sich von selbst ergebende Folge. Sie wird um so erfolgreicher sein, je mehr wir für die Kräftigung des deutschen Geisteslebens sorgen.

ULRICH VON WILAMOWITZ-MÖLLENDORFF, *Wirkl. geh. Rat Dr., Prof. der klassischen Philologie an der Universität Berlin*

Die Schriftleitung hat mir die Frage gestellt, ob ich in meinem Wirkungskreise einen Rückgang der deutschen Leistungen in der Nachkriegszeit bemerkte. Das bezieht sich vornehmlich auf die jetzt in der Ausbildung befindliche Jugend, und nur soweit will ich mich äußern, weil ich es der Jugend schuldig bin, mit welcher mich meine Lehrtätigkeit in Verbindung bringt.

Da haben wir zunächst die durch den Waffendienst gestählte geistige und noch mehr sittliche Kraft der aus dem Krieg heimkehrenden Studenten lebhaft anerkannt, mit der sie sich wieder in die Studien hineinfanden. Natürlich drängten sie zu einem Abschluß, und manche Nachsicht mußte geübt werden. Die Not der Zeit hat dann weiter den Studenten die schwersten Entbehrungen auferlegt, aber sie haben den Mut nicht verloren, und wir haben ihnen nach Kräften geholfen, was mir persönlich hochherzige schwedische Hilfe in reichem Maße gestattet hat. Eine Menge,

die nicht mehr anstrebt, als eben durch das Examen zu Brote zu gelangen, hat es immer gegeben. Ich glaube, daß die wissenschaftliche Prüfung mit diesen Elementen schärfer ins Gericht gehen sollte, um die Schule vor Banausen zu bewahren; vielleicht täte man ihnen einen Dienst, wenn man sie schon früher dazu zwingen könnte, auf einen Beruf zu verzichten, für den sie nicht passen. Aber an überaus Strebsamen und Wohlbegabten fehlt es durchaus nicht. Wir haben kürzlich nicht weniger als drei Philologen den Doktorgrad summa cum laude verleihen können.

Nicht bei dem Können und Wollen liegt die Gefahr, aber Gefahr ist in der Tat vorhanden. Das liegt einmal in der Vorbildung, die immer ungenügender wird. Alle pädagogischen Künste helfen dagegen gar nichts, und der Sport erst recht nicht. Die Richtungslinien des preußischen Unterrichtsministeriums sind Hinrichtungslinien für das Gymnasium. Ferner sind alle Lehrer der höheren Schulen, manchmal schon durch verkehrte Prüfungsordnungen, vor allem dann durch die Überlastung mit Unterrichtsstunden verhindert, sich wissenschaftlich fortzubilden, was sie schon deshalb nötig haben, weil nur zu viele gezwungen sind, die Universität früher, als sie möchten, zu verlassen. Ich will gar nicht davon reden, daß die Wissenschaft die Mitarbeit der Lehrer gar nicht entbehren kann: die Schule selbst kann nicht gedeihen, wenn diese Lehrer nicht fortarbeiten und sich weiterbilden. Sie erträgt wohl etliche Lehrer, die nur eben das nötige Wissen beibringen, aber ein und der andere muß doch darunter sein, der die Seele der Knaben packt, damit ihr die Flügel wachsen, und die Jünglinge reif für die geistige und sittliche Freiheit und mit dem Gefühle selbstdenkender Verantwortlichkeit in das Leben treten.

Da muß manches anders werden, denn es geht um das Heil der deutschen Jugend die Zukunft unseres Volkes. Aber noch haben wir eine Jugend, befähigt und gewillt, die deutsche Tüchtigkeit und deutsche Ehre zu wahren, wenn man es ihr nur verstattet.

Wissenschaftliche Rundschau

Emil Kraepelin †

Von Dr. Robert Gaupp, Professor der Psychiatrie u. Neurologie an der Universität Tübingen

Am 7. Oktober 1926 starb in München an den Folgen eines Herzleidens der Altmeister der deutschen Psychiatrie Emil Kraepelin. Geboren am 15. Februar 1856 in Neustrelitz. (Mecklenburg) schlug der von Jugend auf ungewöhnlich zielbewußte Mann eine wissenschaftliche Laufbahn ein, die ihn schon mit 30 Jahren zum ordentlichen Professor der Psychiatrie in Dorpat machte, 4 Jahre später nach Heidelberg führte, von wo er nach Bumms Tod 1903 an die eben erbaute große und heute für die ganze Welt vorbildlich gewordene Münchner Klinik übersiedelte, die er zu einem Mittelpunkt der psychiatrischen Forschung für In- und Ausland gestaltete und der er von 1917 allmählich die „Deutsche Forschungsanstalt für Psychiatrie" an die Seite stellte. Mitten in den Vorbereitungen für die Errichtung eines eigenen großen Neubaus für diese seine letzte und bedeutungsvollste Schöpfung wurde der bis vor wenigen Wochen noch rüstige, geistig frische und tatenfrohe Mann vom Tode abgerufen, von dem er noch im Frühjahr im Vollgefühl seiner Kraft geglaubt und gesagt hatte, daß er ihn noch lange von sich fern halten wolle. Mit Kraepelin ist die größte Gestalt der deutschen Psychiatrie, vielleicht überhaupt die bedeutendste Persönlichkeit unter den Forschern auf dem Gebiete der Seelenheilkunde dahingegangen; mit seinem Hinscheiden hat eine große Epoche dieser Wissenschaft ihren Abschluß gefunden. Doch es soll in diesen Blättern nicht von all den wissenschaftlichen Fachleistungen Kraepelins, die seinen Namen unsterblich machen, die Rede sein (wir sprechen hier ja vor allem zu Nichtärzten), sondern vom Wesen und der Gesamtleistung dieser lebensvollen und interessanten Persönlichkeit.

Wer heute als strenger Wissenschaftler Tüchtiges leisten will, dem wird es bei der weitgehenden Spezialisierung aller Wissenschaftszweige selten vergönnt sein, auch außerhalb seiner Fachkreise das Interesse der Mitwelt für seine geistige Leistung zu finden. Wenige Ausnahmen (etwa auf dem Gebiete der Philosophie oder Naturwissenschaft) bestätigen nur die Regel. Das menschliche Wissen ist im Laufe der letzten hundert Jahre so umfangreich, die Methodik der wissenschaftlichen Forschung so mühevoll geworden, daß selbst ein erfolgreicher Forscher sich meistens damit begnügen muß, auf einem kleinen Gebiete seiner Sonderwissenschaft die Erkenntnis ein wenig gefördert zu haben. Mit Wilhelm Wundt verlor Deutschland wohl seinen letzten großen Enzyklopädisten. Kraepelin, Wundts Schüler, begeisterte sich für die von Fechner und Wundt ins Leben gerufene experimentelle Psychologie, übernahm einen Teil der Wundtschen Forschungsprobleme, verbesserte und erweiterte manche Methoden und stellte die junge Wissenschaft in den Dienst der Seelenheilkunde. Um das seelische Leben des Geisteskranken besser als bisher zu verstehen, galt es erst, die Seele des Gesunden mit den naturwissenschaftlichen Forschungsprinzipien des psychologischen Versuches zu untersuchen und die Gesetzmäßigkeiten im Ablauf seelischen Geschehens aufzudecken. Mit diesem Programm trat der Heidelberger Kliniker 1895 an die Öffentlichkeit hervor, nachdem er schon einige Jahre vorher in wertvollen Untersuchungen die Wirkung chemischer Stoffe (Alkohol, Arzneimittel) auf die seelischen Vorgänge verschiedener Menschen studiert und das Ergebnis in einem Buche bekanntgegeben hatte. Dieses Buch wurde die Grundlage für Kraepelins bekannten, niemals erlahmenden Kampf gegen den Alkoholismus; von Kraepelin stammt das Hauptrüstzeug derer, die den Alkohol als einen Feind der seelischen Gesundheit, als den Verderber und Zerstörer des Feinsten in der Menschenseele grundsätzlich bekämpfen. Die Beobachtung, daß geistige Leistungen nach Menge und Güte von sehr vielen im Menschen selber gelegenen Bedingungen abhängen, führte Kraepelin zu sehr umfangreichen, jahrzehntelang fortgesetzten Einzeluntersuchungen über die Art dieser Bedingungen; so kam er zur Aufstellung einer „Arbeitskurve", d. h. einer graphischen Darstellung, wie namentlich die fortlaufende Arbeit eines Menschen nach Menge und Güte unter dem Einfluß seelischer Eigenschaften steht, von deren Wirksamkeit man sich früher kein klares Bild zu machen vermochte (Übung, Ermüdung, Anregung, seelischer Antrieb usw.). Auf dieser Erkenntnis sollte sich eine geistige Hygiene aufbauen, von diesem Standort aus sollte zu den Fragen der Überarbeitung, der Schülerüberbürdung, der seelischen Erschöpfung Stellung genommen werden. Mit einer bewundernswerten Zähigkeit ging Kraepelin immer wieder daran, das verwickelte Problem zu klären, die persönlichen Unterschiede in ihrem Wesen aufzudecken und eine Brücke zwischen den seelischen Eigenschaften der Gesunden zu denen der Nervösen und seelisch Kranken zu schlagen. Wohl haben sich hier nicht alle Hoffnungen erfüllt, die der geistvolle Gelehrte in seinem programmatischen Aufsatz vor mehr als 30 Jahren gehegt hatte; wohl war manche Fragestellung zu einseitig und trug der affektiven Seite des Seelenlebens zu wenig Rechnung (und die Gegenwart neigt dazu, diese Einseitigkeit und Unvollkommenheit schärfer zu sehen als das wichtige bereits Erreichte und unangreifbar Richtige), aber im ganzen war doch der Weg weithin gangbar, und wir verdanken ihm schon heute sehr bedeutungsvolle Erkenntnisse für die praktische Menschenbeurteilung. Mag auch die Untersuchung der meisten Geisteskranken mit den mühsamen, volles Verständnis des Prüflings voraussetzende Methoden der experimentellen Psychologie unmöglich sein, mögen sich auch vielleicht einzelne Irrtümer in die Deutung gefundener Zahlenwerte eingeschlichen haben, so steht doch eins fest: Kraepelin hat mit klarer Problemstellung, mit eisernem Fleiß und nicht zu überbietender Zähigkeit den Beweis geliefert: es gibt auch im Reiche des Seelischen wichtige Gebiete, auf denen mit naturwissenschaftlicher Methodik zahlenmäßige Werte für innere Gesetzmäßigkeiten gewonnen werden können. Was wir persönliche Unterschiede geistiger Veranlagung nennen, muß nicht für alle Zeiten rein eindrucksmäßiger Bewertung überlassen werden. Begriffe wie „Übungsfähigkeit" und „Ermüdbarkeit", „Ablenkbarkeit" und „Gewöhnungsfähigkeit" sind keine allgemeinen Worte, die Unbestimmtes und Unbestimmbares begrifflich formulieren wollen, sondern seelische Eigenschaften, deren Größe und zeitlichen Ablauf wir im psychologischen Versuch erfassen und weitgehend zahlenmäßig wiedergeben können. Diese wissenschaftliche Erkenntnis Kraepelins hat allgemeine Bedeutung für viele Arten seelischer Leistung, sie ist bedeutungsvoll für Schule, Fabrik und Krankenhaus, für den einzelnen wie für eine Gemeinschaft. Mögen die Erfolge auch nur langsam gewonnen werden; daß hier ein Weg gefunden und gebahnt wurde, der vertiefte Erkenntnis innerer Gesetzmäßigkeiten beim einzelnen und grundlegender Unterschiede bei verschiedenen vermittelt, steht außer Frage. Auch wäre ohne diese mühevolle Arbeit der Streit um Nutzen oder Schaden wichtiger Genußmittel (Alkohol, Tee, Kaffee, Opiate, Haschisch usw.) allzusehr im rein Subjektiven stecken geblieben, zumal es sich ja hier um Dinge handelt, bei deren Bewertung Wünsche und Vorurteile das richtige Erkennen häufig erschweren.

In der medizinischen Wissenschaft lebt Kraepelin als der Reformator der Psychiatrie, als der große Systematiker eines Gebietes, auf dem vor seiner Arbeit chaotische Unordnung geherrscht hatte. Wenn Kraepelin sich hier gegen eine Welt von Gegnern mit jedem Jahre und Jahrzehnt mehr durchsetzte, so war dies nur möglich, weil er mit beiden Füßen fest auf dem Boden des Tatsächlichen stand, weil er vom Leben und endgültigen Schicksal der Geisteskranken tatsächlich mehr wußte als seine Zeitgenossen. Dieses Mehrwissen verdankte er nicht etwa einem besonderen Maße von intuitiver Erfassung fremden Seelenlebens (diese Eigenschaft war ihm nicht besonders zu eigen), sondern einem nie ermüdenden Eifer in der Feststellung der Tatsachen im Leben jedes einzelnen Kranken vom Beginne seines Lebens bis zu seinem Lebensende. Geistige Störungen dauern sehr häufig Jahre und Jahrzehnte; das Bild, das ein und derselbe Kranke im Laufe langer Zeitspannen darbietet, ist oft sehr wechselvoll. Es genügt nicht, wie dies vor ihm und gleichzeitig mit ihm andere Forscher versuchten, ein scharf erfaßtes Zustandsbild eines gegebenen Augenblicks wiederzugeben, sondern ebenso wichtig, ja für die praktische Beherrschung der Irrenheilkunde weit wichtiger ist die wahrheitsgetreue Darstellung des Gesamtverlaufes einer Krankheit von ihren ersten unmerklichen Anfängen bis zum oft tragischen Abschluß mit Tod oder Verblödung.

Was Kraepelin für die Psychologie und die Psychiatrie geleistet hat, was ihn zum Begründer einer wissenschaftlichen Lehre vom Wesen des Alkoholismus gemacht hat, was er der Kriminalpsychologie und Strafrechtsreform bereits mit seiner Jugendschrift „Über die Abschaffung des Strafmaßes" vor 46 Jahren an modernen und fruchtbaren Gedanken geschenkt hat, was ihn als einen Organisator und Schöpfer auf vielen Gebieten praktischer Irrenheilkunde erscheinen läßt — das alles war immer das Ergebnis der gleichen Eigenschaften seiner geistigen Struktur: in ihm lebte bei reicher Begabung ein ungestümer Wille zur Erkenntnis, der ihn hinter der produktiven Arbeit alles andere — selbst die Familie und namentlich jeden persönlichen Vorteil zurückstellen ließ, ferner eine Zähigkeit im Einhalten eines beschrittenen Weges, ein Schwung im Erdenken und Gestalten neuer und immer neuer Fragen und Probleme, eine Unabhängigkeit der Gesinnung und Folgerichtigkeit des Wollens und Handelns, wie wir sie in unserer Zeit der klugen Kompromisse und förderlichen Kniffe nur selten mehr sehen. Sein Name hatte Weltruhm gewonnen; seine Bücher gingen über die ganze Erde, aber ihm lag nichts am Ruhme, nichts an Orden und Ehren, nichts am Gewinne reicher persönlicher Mittel, die er als beratender Arzt vieler Kranken diesseits und jenseits des Meeres sich leicht hätte erwerben können. Ihm galt die Sache, d. h. die wissenschaftliche Forschung alles, die Person wenig. So konnte er dem Fernerstehenden leicht den Eindruck eines kühlen wissenschaftlichen Fanatikers machen, und manche vermißten an ihm menschlich weichere Seiten, zartere Rücksichtsnahme auf die persönlichen Wünsche und Belange derer, die sich mit ihm zu gemeinsamer Arbeit verbunden hatten. Kraepelin war kein „liebenswürdiger Chef", kein „konzilianter Kollege"; er war mehr und besseres. Ehrlich und geradlinig, sachlich und ganz frei von Laune, voll Gerechtigkeitssinn und Verständnis für fremde geistige Leistung war er nie kleinlich, nie ein Hemmnis, sondern immer nur ein Ansporn für andere. Was er versprach, das hielt er, auch wenn es ihm Mühe machte und Nachteil bringen konnte. Und wer nur den Fanatiker der Erkenntnis in ihm kannte (und bei seiner wenig geselligen Art ging es sehr vielen so), der kannte nur die eine Seite des Mannes. In Stunden der Erholung hatte er einen köstlichen Humor; ihm war die Gabe verliehen, fremde Art durch karikierende Züge anschaulichst vor Augen zu führen, er war ein Freund des Theaters; er war vor allem ein leidenschaftlicher Freund der Natur, die ihn auch zu eigenen Dichtungen anregte. Es war ein Genuß von Kraepelin auf einem gemeinsamen Spaziergang auf jede seltene Pflanze, jede schöne Blume aufmerksam gemacht zu werden; er kannte eine jede mit Namen und konnte über ihr Leben warmherzig und anmutig plaudern. Er liebte die Schönheit der Welt, sah auf vielen weiten Reisen einen großen Teil der Erde und konnte manchmal leise bedauern, daß es ihm nicht vergönnt gewesen sei, als Forschungsreisender neue Gebiete der Erde zu erschließen. Ein „unbändiger Freiheitsdrang" (dies sind seine eigenen Worte) lebte in dem äußerlich so gewissenhaften und pflichtgetreuen Manne, der keine Minute seines Lebens ungenützt ließ, der seine Pläne immer weiter und höher gestaltete und wenige Wochen vor seinem Tode noch alles für eine Reise nach dem fernen Orient vorbereitet hatte, von der er sich vertiefte Einsicht in die ethnologischen Grundlagen seelischen Erkrankens zu verschaffen gehofft hatte.

Und endlich würden wir ein unvollständiges Bild des einzigartigen Mannes zeichnen und uns gerade in diesen Blättern einer groben Unterlassung schuldig machen, wenn wir nicht auch noch der politischen Tätigkeit Kraepelins gedächten. Von jeher war er ein leidenschaftlicher Bewunderer von Bismarck. Ein Zufall hatte ihn mit einer nahen Verwandten des großen Staatsmannes bekannt gemacht. Von ihr erfuhr er viele für ihn, den Psychologen, wertvolle

Wesenszüge, und es lockte ihn, eine Schilderung Bismarcks auf Grund dieser neuen Tatsachen zu geben. Den Lesern der S.M. ist diese Schilderung bekannt.[1]) Im Kriege hatte er sich für die politischen Ideale von Tirpitz begeistert. Eine Kampfnatur, die er war, war er unermüdlich tätig, die Willenskraft des deutschen Volkes anzuspornen, dem Glauben an einen endgültigen Sieg immer wieder neue Kraft zuzuführen. Als der Krieg ein unglückliches Ende nahm und die Revolution den Staat aufs tiefste erschütterte, da trat er, der sonst selten sein psychiatrisches Fachgebiet mit den politischen Problemen des Tages verquickte, in diesen Monatsheften mit einem eindringlichen Aufsatz („Psychiatrische Randbemerkungen zur Zeitgeschichte") hervor, in dem er die Ursachen des Zusammenbruches und die Gefahren der Zukunft beleuchtete und die Wege zur Rettung aus dem Chaos der Gegenwart wies[2]). Über viele Fragen der Entartung hatte er nachgedacht und in seiner Fachwissenschaft große Krankheitsgruppen unter diesem Gesichtspunkt in neue Beleuchtung gerückt. Als er das deutsche Volk am Boden liegen sah, als er bangte, ob sein Volk diesem großen Unglück unterliege oder es überstehen werde, da ward ihm, wie immer in allen Lagen seines eigenen Lebens zur inneren Gewißheit: „In unserer Brust sind unseres Schicksals Sterne". Der Mann, den einst als nachdenklichen Arzt sozialistische Gedanken innerlich lebhaft bewegt hatten, faßte unter dem Eindruck der Kriegs- und Nachkriegszeit seine politische Lebenserfahrung in die Worte zusammen: „Soll unser Volk gedeihen, so müssen seine Führer seine edelsten und tüchtigsten Söhne sein. Die Volksherrschaft muß zu einer Herrschaft der Besten werden. Dazu ist nötig, daß wir mit allen Mitteln hervorragende Persönlichkeiten züchten, die in den schweren Zukunftstagen unsere Geschicke lenken können." Um planmäßig an die körperliche, geistige und sittliche Erneuerung des Volkes herangehen zu können, forderte er immer wieder mit eindringlichem Pathos die Bekämpfung all der Einflüsse, die das künftige Geschlecht zu verderben drohen, namentlich der erblichen Entartung und der Keimschädigung durch Alkohol und Syphilis. „Wenn wir uns wieder auf uns selbst besinnen," so schloß er jenen Aufsatz in den S.M., der unter dem Eindruck des Vertrags von Versailles und der revolutionären Unruhen verfaßt war, „die Lehren der Vergangenheit beherzigen und zielbewußt alle in unserem Volke schlummernden Kräfte entwickeln, dann wird uns keine Macht der Erde auf die Dauer zu knechten vermögen. Dann wird auch der Tag kommen, an dem wir es wieder mit Stolz empfinden können, Deutsche zu sein." Als ich mit ihm im Frühjahr dieses Jahres alle diese Fragen durchsprach, da war der Glaube an diese bessere Zukunft in ihm wieder stark und der Mann selber voll gespannten Willens, sein Teil zu dieser besseren Zukunft beizutragen. Und lebendig war in ihm auch die Hoffnung, diese bessere Zukunft selbst noch erleben zu dürfen. Die deutsche Wissenschaft jedenfalls sollte ihre führende Stellung in der Welt zurückgewinnen (und wer war mehr in seiner Wissenschaft ein Führer für die ganze Welt gewesen als Emil Kraepelin?). Darum war er nicht gewillt, ein Otium cum dignitate nach Vollendung des 70. Lebensjahres für sich gelten zu lassen. Drei Tage vor seinem Tode diktierte er die Vorrede zu einem Bande der neuen (9.) Auflage seines Lehrbuches, das seinen Namen bis in den fernsten Winkel der Erde getragen hatte. Als bereits das kranke Herz ihm die Atmung erschwerte, dachte er noch immer daran, als deutscher Forscher in fernen fremden Landen neue Erkenntnis zu sammeln.

Mit Emil Kraepelin ist ein Großer im Reiche der Wissenschaft von uns geschieden; eine Persönlichkeit mit heroischem Willen zur Tat und reinstem Streben nach Erkenntnis hat die Augen geschlossen. Deutschland konnte in seinem Unglück stolz darauf sein, Männer wie Kraepelin sein eigen nennen zu dürfen.

Neuerscheinung

Anton Graf zu Stolberg-Wernigerode, Freund und Ratgeber König Friedrich Wilhelms IV. (1785—1854). Von Dr. Otto Graf zu Stolberg-Wernigerode. Beiheft der Historischen Zeitschrift Dezember 1926, Verlag R. Oldenbourg, München. Ein wechselvolles Bild deutscher Geschichte beleuchtet diese mancherlei Neues bringende, lebendig geschriebene Studie. Sie enthält in ihrem Anhange bisher unveröffentlichte Originalbriefe Friedrich Wilhelms IV., besonders aus dem Revolutionsjahr 48, sowie auch einen Brief Bismarcks von 1852 aus Frankfurt, in dem der spätere Kanzler seiner Ansicht über die Politik der damaligen Mittelstaaten in sehr drastischen, kennzeichnenden Worten Ausdruck gibt.

[1]) Dezemberheft 1921 „Bismarcks Persönlichkeit". [2]) Juniheft 1919, „Zur Wahrheit über die Revolution". Vgl. auch Kraepelins Aufsätze „Forschungsinstitute und Hochschulen" im Maiheft 1911 und „Die Zukunft der deutschen Hochschulen" im Novemberheft 1919 der S.M.

Der deutsche Erzähler

Die Erinnerungen von Bismarcks Anwalt

Aus dem Nachlaß des Justizrats Ferdinand Philipp

(2. Fortsetzung). 5.

Am 10. Oktober 1884 war ich beim Fürsten Bismarck zu Tisch geladen. Er war in Friedrichsruh allein mit seinem Sohn Wilhelm. Außer mir waren nur der Amtsrichter aus Schwarzenbeck und der Oberförster zugegen. Wegen des schlechten Wetters war ein Wagen nach dem Bahnhof geschickt.

Das Wohlbefinden des Fürsten war vortrefflich; er sagte, daß er nur kurze Zeit in Friedrichsruh bleiben könne; seine Frau sei deshalb in Berlin geblieben. Das Menu bestand aus Austern, Suppe, Pökelfleisch mit Kohl und Schnepfen; es fiel mir auf, daß der Fürst nur wenige Gläser Moselwein trank. Nach Tisch sah er, während er die Pfeife rauchte, häufig nach der Uhr, er schenkte uns Bier ein, ohne selbst zu trinken. Endlich, nachdem er wieder nach der Uhr gesehen, schenkte er einen großen silbernen Becher voll für sich selbst ein und trank mit großen Zügen. Auf meine Frage, ob er an die Zeit gebunden sei, erwiderte der Fürst, er dürfe eine volle Stunde nach der Mahlzeit nicht trinken; so lästig es sei, so habe er sich doch von der wohltätigen Wirkung dieser Vorschrift überzeugt.

Als er die letzte von drei Pfeifen geraucht hatte, erklärte der Fürst, das sei jetzt der einzige Rauchgenuß am Tage; in früheren Zeiten habe es kaum einen Augenblick gegeben, in dem er nicht seine Regalia im Mund gehabt hätte.

Die Unterhaltung kam auf die Reichstagswahlen, auf den in Hamburg als Kandidaten aufgestellten Gastwirt Adloff, der früher in Friedrichsruh gewesen sei, den in Altona von uns gemachten Versuch, einen Nationalliberalen dem Fortschritt gegenüberzustellen. Der Fürst teilte die Ansicht, daß im Augenblick ein Sozialdemokrat weniger gefährlich sei, als ein Fortschrittsmann. Was die Sozialdemokraten wollten, seien unausführbare Träume. Mit dem Gesetz gegen die Sozialdemokraten werde nicht genug erreicht; das liege zum Teil an der mangelhaften Ausführung, namentlich in Berlin. Man sei zu ängstlich, und doch falle nun einmal das ganze Odium des Gesetzes auf die Regierung. Die anderen Parteien hätten immer die Furcht, daß man das Gesetz gegen sie benutzen wolle; sie hätten sich doch allmählich überzeugen können, daß dies nicht der Fall sei.

Der Fürst setzte seine Auffassung des Rechtes auf Arbeit auseinander, in dem Sinne, wie er es früher im Reichstag getan.

Da der Fürst in einem Armenrechtsfalle, welcher die Familie eines ausgewiesenen Sozialdemokraten betraf, durch das Sozialistengesetz geschädigt worden, ward die Möglichkeit des Regresses gegen den Fiskus erörtert. Ich meinte, der Fürst müsse sich, wenn überhaupt der Rechtsweg möglich sei, gegen den Reichskanzler wenden. Er lachte über diesen Gedanken; er habe ja als Reichskanzler auf den meisten Gebieten seine Vertreter. Nur als Reichskriegsminister habe er keinen Vertreter; und doch sei er einmal gerade als solcher übergangen worden. Die Militärkonvention mit Sachsen sei abgeschlossen, als er schwer krank gewesen und sei nicht von ihm kontrasigniert. Er würde sie auch nicht kontrasigniert haben, weil sie gegen die

Verfassung sei und er halte sie für ungültig. Wer den Kaiser dazu veranlaßt habe, wisse er nicht. Der Kaiser könne ja persönlich für seine Lebenszeit von seinen Rechten seinem guten Freund, dem König von Sachsen, etwas abgeben oder sich duldend dazu verhalten. Weitere Wirkung habe aber die Konvention nicht; wenn der Kaiser nicht mehr da sei, trete wieder der verfassungsmäßige Zustand, insbesondere das Recht des Kaisers auf Ernennung der höheren Befehlshaber ein. Es sei auch noch anderes nach dem Krieg ohne Zustimmung des Fürsten geschehen. Kaum sei er aus Frankreich weg gewesen, so sei ohne ihn durch Stosch ein Abkommen über die Verpflegung der deutschen Truppen getroffen, welches dem Deutschen Reich Millionen gekostet habe. Der Fürst habe im Friedenstraktat die Verpflegung des ganzen deutschen Heeres durch Frankreich festgehalten und nachher sei dies ohne Grund auf 500000 Mann beschränkt worden. Man habe wohl geglaubt, daß von den 1300000 viel früher und viel mehr aus Frankreich zurückgezogen werden könnten; das habe aber die Kommune verhindert. Da hätten denn unsere Truppen vor Paris vielen ranzig gewordenen Speck essen müssen, den man für die verhungerten Pariser vorher angesammelt habe. Die Pariser seien aber gar nicht genügend verhungert gewesen, um ranzigen Speck zu essen. Die unteren Militärbehörden, zu denen er auch noch die Korpskommandos zählen müsse, hätten überhaupt manchen Unfug gemacht. Im August 1871 sei ein früherer Inspektor zu ihm gekommen, der fast vierzigjährig einberufen gewesen und ihm erzählt habe, er sei jetzt entlassen. Man habe in Kolberg gar nicht mehr gewußt, was man mit den Landwehrleuten machen solle, und habe ihnen schließlich Schwimmunterricht gegeben; so habe der Mann mit vierzig Jahren noch Schwimmen gelernt.

In Veranlassung eines Auftritts im Hannoverschen Provinziallandtag, bei dem die Welfen sich über den Vorwurf der Reichsfeindlichkeit beschwert hätten, erklärte der Fürst, er habe manches von den Medingschen Enthüllungen auch nicht gewußt. 1870 habe er Meding zu sich kommen lassen und mit ihm verhandelt. Der habe in der Hauptsache verlangt, daß ihm und noch vier oder fünf anderen ihre Kompetenzen gesichert würden; es seien 12 bis 15000 Taler gewesen. Das habe er ihm für den Fall zugesichert, daß es nicht nötig werde, auch nur einen Hannoveraner zu erschießen. Meding sei nach Hannover gegangen und habe nur mit einem früheren Offizier, der als Adjutant des Königs von Hannover gemeint habe, blindlings Ordre parieren zu müssen, nichts anfangen können. Der sei nachher noch recht lange ohne Not in Königsberg festgehalten. Nur ein einziger Hannoveraner, ein Herr von Malortin, ein Schwager seines eigenen Vetters Bismarck, habe bei den Franzosen, zuletzt bei Chanzys Armee, ausgehalten. Der Vetter Bismarck, der ja mit im Hauptquartier gewesen, habe sich besonders an der Jagd beteiligt und die Hoffnung nicht aufgeben wollen, den Schwager auf dem höchsten Baum aufgehängt zu sehen. Als der Krieg beendet gewesen, habe der Fürst die dem Meding zugesicherten Gelder in erster Linie auf den Welfenfonds radiziert.

Der Fürst erwähnte die Nachricht von der Erkrankung des Herzogs von Braunschweig. Er habe ihn vor vierzig Jahren noch als stattlichen schlanken Husarenoffizier in Berlin gesehen. Der Herzog solle früher sehr stark gelebt haben. Wenn er sterbe, müsse vielleicht etwas geschehen. Es sei möglich, daß der Herzog von Cumberland versuche, in den Besitz zu kommen; das könne nicht zugegeben werden. Cumberland lebe mit dem Reich noch immer auf dem Kriegsfuß und doch müsse jeder deutsche Bundesfürst in erster Linie den Bestand des Reiches und also auch Preußens in seinem jetzigen Umfang anerkennen. Es sei Sache des Bundesrates, darüber zu wachen und zu entscheiden.

Ich brachte die Rede auf die erfolgreichen welfischen Agitationen in Braunschweig. Der Fürst meinte, es sei weniger Antipreußentum als Partikularismus in Braunschweig, ähnlich wie dies früher mit dem Augustenburgertum gewesen sei. Auch sei man in Braunschweig besonders wohlsituiert durch die Eisenbahnamortisation. Die Agitationen der Cumberlandschen Schwestern, von denen ich erzählen konnte, überraschten nicht; der Fürst meinte, es werde doch nicht angehen, Braunschweig zu einem Zufluchtsort für alle Welfen zu machen. Es ward

des Gerüchtes erwähnt, daß Cumberland dem König Georg auf dessen Totenbett einen Eid geleistet habe, den er doch nicht brechen könne. „Das ist seine Sache", sagte der Fürst.

Die Unterhaltung war gelegentlich auf das Schwurgericht gekommen. Der Fürst stellte es in Frage, ob zwölf gelehrte Richter es immer besser machen würden. Nach seiner Meinung müsse die große Zahl der Geschworenen beschränkt werden; es sei schlimm, daß so viele Menschen ihrem Beruf entzogen und gezwungen würden, im Gerichtsort parat zu sein, um zum großen Teil jeden Vormittag wieder zu erfahren, daß sie nichts zu tun hätten. Auch wirke eine übergroße Zahl im Kolleg nach seiner Meinung immer verflachend, das sehe man ja auch an unseren großen Parlamenten. . . .

6.

Zum 27. Oktober 1885 war ich beim Fürsten zu Tisch gebeten. Die Gesellschaft bestand aus den Richtern der Nachbarschaft; auch war Professor Schweninger zum Besuch anwesend Ich hatte die Gräfin Rantzau zu Tisch zu führen, die sich an meine linke Seite setzte, damit ich den Platz beim Fürsten erhielt. Die Stimmung war angeregt und jovial; namentlich war die Gräfin sehr zum Scherzen geneigt. Ersichtlich war Schweninger besonders lebhaft und es herrschte zwischen ihm und der Familie ein sehr kordialer Ton. Auch der Fürst war sehr gut gestimmt; er führte leichte Unterhaltung mit den Gästen, welche teilweise zum erstenmal an seinem Tisch waren. Gelegentlich bat er mich, sein Champagnerglas der Tochter zu reichen; er hatte einen Krammetsvogelkopf hineingesteckt und sagte: „Meine Tochter liebt die Köpfe". Er traf selbst die Auswahl der zu reichenden feineren Weine. Beim Dessert forderte er mich auf, von einem gewaltigen Apfel zu nehmen, den die Gräfin in viele kleine Teile zerlegt hatte; ein Anhänger von ihm, der den großen Apfel kultiviert und mit seiner Einwilligung demselben den Namen Bismarckapfel gegeben habe, schicke ihm jährlich davon. Die Gräfin erzählte, Dr. Schweninger komme von Krupp in Essen, den er behandle; ihr Vater habe gemeint, er müsse Krupp gesund machen, das sei ein wichtiger Mann für Deutschland.

Nach Tisch gruppierte sich alles um den großen Tisch, vor dem der Fürst im Sofa Platz nahm und sich die lange Pfeife bringen ließ. Da der Raum bei der gewaltigen Größe der Lehnstühle nicht ausreichte, wurde Schweninger auf den Sofaplatz neben den Fürsten genötigt. Der Fürst ließ den Gästen Bier einschenken; er selbst trank erst nach sehr geraumer Zeit. Die Rantzauschen Kinder kamen ins Zimmer und bewegten sich ungeniert unter den Gästen. Sie waren mit Schweninger äußerst befreundet, der vollkommen zärtlich mit ihnen verkehrte. Der Älteste wandte sich auch gelegentlich an „Großpapachen", erzählte ihm, der Oberförster wollte ihnen einen Rehbock fangen. Der Fürst meinte, das sei wohl gefährlich, ein Bock sei nicht genügend zu zähmen; im zweiten, jedenfalls im dritten Jahre gebrauche er seine Hörner. Dann sagte der kleine Otto, er möge wohl Schafe leiden, aber nur, wenn sie recht rein seien. „Ja, dann mußt du im Juni nach Varzin, wenn die Schafe gewaschen werden," erwiderte der Fürst. Schweninger erklärte dem Kleinen, daß dann die Wolle abgeschoren werde; er könne die Wolle auch nach Berlin schicken, da bekäme er Geld dafür.

Die Politik war von der Unterhaltung ganz ausgeschlossen; es fiel nicht einmal eine Andeutung über die schwebenden auswärtigen Angelegenheiten, die den Fürsten während des ganzen diesmaligen Aufenthaltes in Friedrichsruh so stark beschäftigt hatten, daß fast jeden Tag hohe Diplomaten bei ihm gewesen waren. Der Fürst erwähnte nur, daß er abends keine Politik treiben dürfe, dann lese er das Vermischte im „Hamburger Korrespondenten" mit den schönen Überschriften, z. B. „Ein brutaler Ehemann". Er mache sich aber doch dabei seine Gedanken, das könne er nicht lassen. Warum verlangt der trunkfällige Ehemann von seiner Frau geschieden zu werden? Eigentlich wäre es doch richtiger, daß sie dies verlange.

Nur einmal ging der Fürst bei Tisch in besonderer Unterhaltung mit mir in Veranlassung der Hänelschen Landtagskandidatur in Altona darauf ein, zunächst Professor Hänel näher zu charakterisieren. Anfänglich habe Hänel mit seiner Rhetorik und der schauspielerischen Modu-

latur der Brusttöne viel Anstoß erregt, er habe von seinem Stiefvater Laube gewiß Unterricht erhalten. Sein recht bedeutendes Talent sei Ungebildeten gegenüber durchschlagend; gegen solche Töne könnten Banausen sich nicht wehren und die seien ja vielfach in der Mehrheit. Dabei kam er auf sein Lieblingsthema, die Macht der Mehrheit und den Parlamentarismus. Eine große Nation könne nur monarchisch regiert werden; eine Mehrheitspartei sei unfähig dazu. Es sei sein alter Grundsatz, daß unsere Regierung parteilos sein müsse. Das monarchische Prinzip sei unabhängig vom erblichen Königtum. Monarchisch könne von einem gewählten Fürsten, von einem Präsidenten regiert werden, wenn er nur die Macht habe. Und in der erblichen Monarchie könne völlige Parteiherrschaft gelten, wie wir ja in England sehen. Die Geschichte zeige, daß es noch am besten auf andere Weise möglich sei, wo eine geschlossene, starke Aristokratie sich finde. Aber auf die Länge gehe es doch nicht. Die aristokratische Partei müsse, um sich zu halten, immer wieder andere Elemente an sich heranziehen, welche sie dann überwucherten. Wenn man nach der besten Staatsverfassung sich umsehe, so müsse man immer suchen, einen an der Spitze zu haben, der so gestellt werde, daß er möglichst wenig zu wünschen habe, möglichst unabhängig sei, soweit dies menschlich sich erreichen lasse. Nun gebe es aber Frauenzimmer, Freundschaften, kurz Einflüsse, die menschlich nicht zu beseitigen seien. Dagegen sollte das Parlament den Halt bieten; es solle Kontrolle üben; das Parlament solle, wenn die Regierung etwas Neues wolle, dagegen ein Veto haben. Das sei die richtige Bedeutung. Darum sei auch bei den preußischen Verfassungskämpfen von vornherein die Frage verkehrt gestellt gewesen, wenn von einem Veto des Königs die Rede gewesen sei. Das Parlament sei zur Kontrolle und zur Verhinderung schädlicher Initiativen der Regierung nicht zu entbehren, aber zur Regierungsinitiative selbst, die nicht auf einer Mehrheitspartei beruhen könne, nicht geeignet.

Gelegentlich brachte ich die Rede auf Graf Wilhelms neue Stellung als Landrat in Hanau. Der Fürst sagte, die Stellung gefalle ihm für den Anfang sehr; das könne er mitempfinden. Eigentlich sei die Landratsstellung viel besser als die Tätigkeit im Ministerium. Auch läge Hanau schon südlich; dort sei der Herbst ganz schön gewesen, während wir kaum einen guten Tag gehabt hätten.

Als wir uns halb neun empfahlen, wurde mir vom Grafen Rantzau gesagt, der Kurierzug müsse in Friedrichsruh halten, weil Rottenburg ausstiege; Minister Bötticher, der auch angemeldet gewesen sei, sei beim Kaiser zur Tafel befohlen und habe abtelegraphiert. Der Oberförster übernahm es, dafür zu sorgen, daß ich den Kurierzug benützen könne.

(Fortsetzung folgt.)

Der Einsiedel und der Dieb

Ein Kärntner Märchen, bearbeitet von Josef Friedrich Perkonig

Als Christus und Petrus auf der Wanderschaft waren, kamen sie auch tief in das Gebirge. Einmal hörten sie aus dem Tale schon die Abendglocken und nirgends war ein Hof, wo sie um eine Nachtherberge hätten bitten können. „Herr, ich bin müde!“ sagte Petrus.

„Wir werden heute im Moos schlafen müssen“, entgegnete Christus.

„Ich habe Hunger und Durst.“

„Iß von den Beeren des Waldes und trink das Wasser der Quelle.“

Aber Petrus war mißmutig und sagte: „Mich gelüstet nicht nach Beeren und Wasser.“

„Dann müssen wir noch weiter gehen.“

Und sie kamen in der Dunkelheit in einen tiefen Graben, aus dem eine dünne Glocke klang. „Bei dem Vater Klausner sind wir aufgehoben“, frohlockte Petrus.

Er klopfte an die Tür der Einsiedelei. Da trat ein uralter Mann mit einem schneeweißen Bart heraus und fragte nach ihrem Begehr.

Christus antwortete ihm: „Gib zwei müden Wanderern Abendbrot und Nachtlager".

„Da müßt ihr schon zum nächsten Haus gehen. Ich bete die ganze Nacht und kann keine Gäste brauchen."

Die Beiden schritten langsam durch die Nacht und sahen nach geraumer Zeit ein Licht glänzen. Sie gingen darauf zu und standen endlich vor einem Fenster. In der Stube schwärzte eben ein Mann sein Gesicht mit Ruß. „Der hat für uns keine Zeit", sagte Petrus.

„Wir wollen es doch versuchen", meinte der Herr und pochte sanft an das Haustor. Der Mann mit dem berußten Gesicht öffnete; am Arm hielt er schußbereit einen Stutzen.

„Was wollt ihr?" fragte er barsch.

„Gib zwei müden Wanderern Abendbrot und Nachtlager", bat der Herr.

„Kommt herein!" sagte der Schwarze. Er führte sie in die Stube und brachte ihnen Brot, geräuchertes Wildbret und Schnaps.

„Der ist auf einem sündhaften Gang", flüsterte Petrus, als der Mann wieder einmal aus der Stube trat. Christus schaute sich in dem Raume um und sah nirgends ein Kruzifix, ein Heiligenbild oder einen Weihwassernapf.

„Warum ist dein Herrgottswinkel leer?" fragte der Heiland den Eintretenden.

„Es ist mir einmal elend gegangen, und ich habe mich dem Teufel verschrieben. Jetzt muß es wohl dabei bleiben."

Der Herr, der auf Erden alles sieht, sah auch die zwei heimlichen Tränen, die durch den Ruß rannen, und er wußte gleich, daß er hier einen Frevler angetroffen hatte, in dem die gute Seele noch nicht gestorben war. Sie flatterte wie ein armer, gefangener Vogel im Käfig.

Ehe die beiden in das Heu stiegen, wo sie schlafen sollten, sagte der Herr zu dem Berußten: „Sei bedankt für deine Gastlichkeit!" Dieser nickte stumm.

Der Herr sprach noch: „Wir werden morgen schon früh weiterwandern, so höre mich denn heute an: Wenn du je den Wunsch haben solltest, dich von dem Bösen zu befreien, so pflanze diesen Stock in die Erde, bringe mit der Hand Wasser dazu und knie dabei, bis er Blätter, Blüten und Früchte trägt. Dann wird deine Seele wieder erlöst sein."

Und er gab dem Mann seinen Wanderstab.

Am nächsten Tag gingen sie über das hohe Gebirge.

Es verrann eine unendlich lange Zeit, da geschah es, daß Petrus von dem Herrn wieder einmal auf die Erde geschickt wurde, um nach Heiligen und Sündern zu sehen. Der Weg führte ihn auch in jene Gegend, und er kam an einem Abend zu der kleinen Bergkeusche. Wie groß war seine Verwunderung, als er einen dürren Stock fand, der in der Erde stak und Blätter, duftende Blüten und drei goldene Äpfel trug. Daneben aber kniete ein starrer, alter Mann, dessen Knie mit dem Felsen verwachsen waren.

Petrus sprach: „Gesegnet seist du, Gläubiger!"

Da fiel er in einen Aschenhaufen zusammen und seine Seele flog als ein silberner Vogel zum Himmel hinauf und in der Luft schwebte tausendfacher Gesang.

Am nächsten Morgen kam Petrus auch zu der Klause. Der Einsiedler mit dem schönen, weißen Bart lebte noch. Er war so hinfällig geworden, daß ihm täglich zwei Engel die Nahrung brachten. „Wo seid ihr gestern geblieben?" fragte er sie an diesem Morgen.

Sie erwiderten: „Wir mußten alle singen und frohlocken, als die Seele des Keuschlers in den Himmel fuhr."

„Und wenn ich sterbe, wie viele werden da dabei sein?"

„Nur wir zwei", sagten die Engel.

Da wurde der Klausner zornig und schrie: „Dann sollen mich lieber alle Teufel holen!"

Das ließ sich die Hölle nicht zweimal sagen. Vor den Augen des entsetzten Petrus versank die Einsiedelei in Feuer und Gestank.

Die Orgel

Von Waldemar Bonsels

Diese Erzählung ist einem neuen Roman von Waldemar Bonsels entnommen, der unter dem Titel „Das gotische Lied" im nächsten Jahr bei Rütten & Loening in Frankfurt erscheinen wird.

Wenige Tage nach diesen Begegnungen erwartete Paul Vernon Christa vor dem Kirchenportal. Das Städtchen hatte einen mittelalterlichen gotischen Dom von großer Schönheit, von dem der Ruf und Ruhm des Ortes in der ganzen Welt ausging. Im flüchtigen Augenblick ihrer ersten Bekanntschaft war Vernon nichts anderes in den Sinn gekommen, als diese Kirche, und er hatte das Mädchen gebeten, ihn dort am Sonntag vormittag zu treffen, wobei ihm weder recht zum Bewußtsein gekommen war, daß er vermied, sie in sein Hotelzimmer zu bitten, noch daß eine ganze Woche Frist zwischen ihrem ersten und zweiten Zusammentreffen lag. Aber er empfand den also bestimmten Gang der Dinge nicht als Zufall, sondern sie schienen ihm zu dem Eindruck zu passen, den dieses Wesen auf ihn gemacht hatte. Er vergaß die Verabredung nicht einen Tag, sondern dachte oft daran und gab sich zuweilen in tiefer Befangenheit der Bewegung erneut hin, die die Augen dieses Kindes in seiner Seele hervorgerufen hatten. Zwar wurde ihm ihr Bild von Tag zu Tag undeutlicher, die Einzelheiten, die er über sie in Erfahrung gebracht hatte, halfen ihm nicht zur Befestigung seiner Empfindungen, sondern sie störten ihn sogar, und langsam verwandelte ihre Erscheinung sich in ein Sinnbild von Trost und Hoffnung, das entrückte. Er beschloß sogar einmal, es war dies nach der Begegnung mit Dita, Christa nicht wiederzusehen, aber da geschah es, daß sie im Traum vor ihn hintrat und ihn bat, zu ihr zu kommen. Sie tat dies nicht mit Worten, sondern nur durch ihre Erscheinung und eine zaghafte Gebärde des Flehens, die nur in einer Neigung des Kopfes und in einer Bewegung der Hand lag. Diese Bewegung war kein Winken, o nein, es war viel mehr, da in ihr unterblieb, was geschehen wollte. Die Innigkeit eines Traumerlebnisses ist anderen nicht durch Wiedergabe des Erschauten deutlich zu machen, denn nicht die Erscheinung bringt unser Gefühl hervor, sondern unser Gefühl die Erscheinung, und unsere ruhende, jeder Hemmung bare Empfindungskraft erschafft, was wir nun auch zu sehen glauben, und verklärt das Einfache durch die Fülle der Beziehungen, welche unsere Seele durch ihre ewige Zugehörigkeit zur Allseele und zu unserer Leidenskraft hat.

Der Traum geschah Paul Vernon in der Nacht, welcher die Begegnung mit Dita vorangegangen war, und begleitete ihn nun, anfänglich kaum mehr als eine stille Rührung, bald jedoch als ein heller Schein, der warm leuchtete und mit solcher Wohltat alles überstrahlte, daß er ein Bewußtsein wie von himmlischer Begünstigung zurückließ, eine freie glückliche Hand und ein frohes Herz.

Die vom Leben Begünstigten sind immer die vom Leben Bedrängten, oder man versteht unter Begünstigung nichts anderes als jene schalen Vorzüge, die an der Oberfläche liegen und keines guten oder starken Menschen Beachtung hervorrufen. Wahre Gunst des Lebens jedoch, die die Menschen mit Bewunderung oder Neid füllt, jedenfalls aber zur Beachtung zwingt, fällt niemandem zu, der unfähig wäre, die Verantwortung und die Folgen zu übernehmen, und beide sind schwer. Gott lächelt keiner leeren Seele zu, und Götter, deren Lächeln eitel Freude hervorriefe, gibt es nicht mehr.

Vom Domturm dröhnte die Glocke in schweren, langsam aufeinander folgenden Schlägen. Es war nicht die Kirchenuhr, sondern ein Zeichen des sonntäglichen Gottesdienstes, man hörte auch die Stimmen der Orgel und Chorgesang. Der weite Vorplatz, dessen Häuser im Schatten des Kirchenschiffs klein und armselig erschienen, lag im sanften Schleier des herabsinkenden

Schnees, freundlich bewegt und geheimnisvoll geweiht, wie auch die Gestalten der wenigen Passanten, die langsam schritten, undeutlich, in Mäntel und Pelze gehüllt.

Paul Vernon erkannte Christa sofort, als sie aus einer Quergasse hervorkommend schräg über den Platz auf ihn zukam, obgleich er ihr Gesicht nicht zu unterscheiden vermochte. Ihr Schritt und die im langsamen Dahingehen bewegte Gestalt waren unverkennbar, da sie mit ihrem Blick, den er kannte, und seinem Traum eins waren, wie denn das Wesen die Gestalt erschafft und nicht umgekehrt. Der Ernst ihres Gesichts ließ ihn stumm bleiben, dabei dachte er: ich würde, auch wenn etwas mir bedeutungsvoll und wichtig wäre, im Fall einer solchen Begegnung nach Anzeichen ausgleichender Freundlichkeit suchen, wahrscheinlich aus einem Gefühl der Scham heraus oder aus jener Unsicherheit, die wir der Klarheit der Natur gegenüber haben, aber nicht die Natur vor uns. Diese Gedanken durchhuschten ihn, hervorgerufen durch ein Gefühl leiser Abwehr und Bewunderung. Er hielt ihre Hand fest und wünschte sich, ihr Blick möchte dauern. Der Glanz ihrer Augen reinigte sein Gemüt und gab ihm Mut zu allem, was in seiner Natur stark und wahrhaftig war, was der Geist an Helligkeit erwählte. So schien ihm jedes Wort eine Störung zu bedeuten, er folgte diesem Hang zu schweigen, behielt aber dafür Christas Hand in der seinen, als sie miteinander durch das hohe Portal in die Kirche traten.

Er schob den schweren Vorhang, der in Leder eingefaßt war, zur Seite und nahm die Pelzkappe herunter. Dadurch mußte er Christas Hand für einen Augenblick fahren lassen. Es beglückte ihn, da es ihm Gelegenheit bot, sie aufs neue zu ergreifen und das Mädchen auf diese Art fühlen zu lassen, daß er Verlangen danach trug und daß es zuvor kein gedankenloser oder zufälliger Halt gewesen war, den er gewähren oder haben wollte.

Sie blieben beide eine Weile im Seitengang stehen, wie um das Dämmerlicht und den klingenden Raum zu ermessen, aber alles lag im Geheimnis, und Christa, die der katholischen Kirche nicht angehörte, sondern protestantisch belehrt und erzogen worden war, verfiel dem Bann mit einem leisen Schauer von Zagen, jedoch ohne Abwehr. Sie schritten dann langsam seitlich am Gestühl dahin, bemüht, den Klang ihrer Schritte zu dämpfen und unschlüssig in ihrer inneren Haltung, ob sie hier Gäste waren, oder Teil an einer Gemeinschaft nehmen dürften.

Im tiefdunklen geschnitzten Holzwerk der Bänke knieten einzelne menschliche Gestalten, spärlich vom Kerzenflimmer aus den Altarnischen angeleuchtet und still wie Tote. Vernon und Christa umschritten eine der mächtigen Säulen, deren Wipfel im Dämmerschein des Weihrauchdunstes in der Höhe verschwanden, als führten sie ins Unendliche empor. Nun öffnete sich ihnen der Blick auf den umstrahlten Altar, ein helles Glöcklein erklang, und gleich darauf setzte die Orgel mit großer Macht ein, so daß alles herabsank, was nicht durch sie bewegt und mit Leben erfüllt wurde. Im Umkreis des sanft erstrahlenden Hochaltars kniete eine gedrängte Schar Andächtiger auf den Steinfliesen, es war, als hätte das Dröhnen der Orgel sie gebeugt. Nur der ziemlich eifrig hantierende Priester im weißen Gewand bewegte sich rasch und, wie es Christa erschien, ohne rechte Feierlichkeit. Knaben, ihm zur Rechten und Linken, schwenkten geschäftig goldglänzende Weihrauchgefäße an dünnen Ketten, und die wehenden lichtblauen Fahnen des Rauchs zogen über die Glanzreihen der Altarkerzen fort in das Gewölbe empor.

Vernon wählte eine hochlehnige Bank im Mittelschiff des Doms, so daß sie nebeneinander in der weiten Flucht des herrlichen Baus saßen, weit vor sich den Altar, im gedämpften Lichterbunt der sehr schmalen hohen Kirchenfenster der Krypta; über ihren Häuptern, hinter sich, nicht allzu fern die Orgel, und zur Linken ein anderes schönes Fenster, auf dem das Tageslicht lag. Die Gebilde und Gestalten der Scheiben wogten froh und bunt durcheinander, als raunten draußen im verbannten Licht alle Mythen und Sagen in feierlichem Chor, Einlaß begehrend, farbig verzaubert.

Paul Vernon fühlte, daß Christa sich sacht an seinen Arm lehnte, und diese Bewegung und die Wohltat dieser fernen Nähe füllte ihn mit Glück über ihre zarte Seele, die in ihrer Sicherheit

zu allem Liebeswerk voll Stärke war. Er suchte seinem Glück zu trauen und wurde betrübt über sich selbst und über die unbeständigen Mächte seiner Natur, über die Unduldsamkeit seines Heimwehs vor allem, was Bestand hatte, und über das Herz in Ketten der Sinne. Er wandte den Kopf kaum merklich, indem er sich zurücklehnte, und sah Christas Gesicht von der Seite an.

Immer wieder, wenn er die Angesichter von Frauen oder Mädchen betrachtet hatte, die ihn fesselten, war die Frage und das Verlangen nach jenem absoluten Reiz und Zauber in ihm aufgetaucht, dem er sich ganz hätte ergeben können, aber er hatte ihn niemals in einer Macht gefunden, die ihn überwunden hatte, und in deren Wirken er das Walten seines Schicksals erfühlt hätte. „Ich kann dich mit viel Hingabe lieben, ich kann dich würdigen und dir mit Freude ergeben sein, aber ich kann mich auch von dir lösen."

Er ließ den Blick auf Christas Stirn und Augen ruhen und wiederholte, wie in einem Spiel von Qual und einsamem Genügen seinen Satz, wie um sein Herz unter dem Klang solcher Absage zu prüfen, aber es zog kein andrer Wunsch in ihm ein als das Verlangen, ihrer wert zu sein, und eine unbändige, tief ergreifende Rührung von solcher Süße und Schwermut, daß er erbebte. Da verstärkte sich um ein gelindes der sanfte Druck an seinem Arm.

Hoch in der Weltendämmerung des unermeßbaren und dennoch Gestalt gewordenen Raumes überschnitten sich die königlichen Bogen im Licht. Ein edles, sanft durchleuchtetes Gewirre ließ ein Gesetz der Ruhe ahnen, eine Harmonie, die keine Vernunft zu ermessen vermochte, und die Vereinigung großer Gewalten im Frieden.

Die Menschenstimme der Orgel sang ein einfaches Lied, es vermochte sich nicht zu erheben und klagte. Nun fielen andere Stimmen ein, sanft und fördernd, aber die Klage blieb. Ein großer Meister hatte dies Gefüge der Töne gebildet, Vernon erkannte den starken Geist und raffte sich zusammen, ihn recht zu empfangen. Der Gottesdienst war beendet und die Kirche leerte sich langsam, aber die Orgel erwachte wie neu belebt in der Stille, und es war nun, als ob der Dom ohne eines Menschen Tun die Wesenstöne seiner Herrlichkeit erhöbe.

Die Feier und ihr erhabener Ausklang taten tiefe Wirkung auf Christa, jedoch sie fürchtete sich vor der unbekannten Gewalt, die sie in Banden schlug, und ihr war, als verlöre sie sich im Uferlosen des bewegten Gefühls. Sie durchforschte ihr Gemüt, nach welchen Gewißheiten es Verlangen trug, und wurde über der Einsicht betrübt, daß sie ausgeschlossen und unaufgenommen in diesem geheimnisvollen Bereich umhertastete. Sie strafte sich heimlich in ihrem Hang, das Geheimnis zu durchforschen, eine aufdämmernde Ahnung, tief ihr im Gemüt, sagte ihr mahnend, daß der Glaube dem Geheimnis tiefer verschwistert sei als dem Wissen, und sie wurde betrübt. Es verlangte sie, Vernons Hand wieder in der ihren zu fühlen, aber sie wagte es nicht, denn er saß gebeugt und tief versunken und schien ihrer nicht zu gedenken. Jedoch die Ergriffenheit seines Angesichts tröstete sie, der schmerzliche Mund, die schmale Wange und der Ausdruck zwischen Opferwilligkeit und Begierde.

Als ihre Augen sich abwandten und der Blick von den Säulen, die zugleich schwebten und emporwiesen, mitgeführt wurde, ging ihr frei und liebreich auf, daß diese Räume eine Herberge auch für ihre Seele darstellten, und sie empfand sich nicht mehr als ausgestoßen, sondern bestätigt. Wer hatte ihr erklärt und vernehmbar gemacht, was eben zuvor noch von einer trüben Befangenheit verhüllt gewesen war?

Die Orgelstimmen weiteten die Seele des Mannes an ihrer Seite zu großen Visionen, und die Vergangenheit, deren Denkmal ihn aufgenommen hatte, sprach mit mächtigen Stimmen. Wenn er die Gegenwart des Mädchens an seiner Seite empfand, so war ihm ungewiß und ahnungsvoll zumute, als sei die holde und zärtliche Gabe dieses Herzens, je größer und ernster er sie nahm, ihm als eine gegenwärtige Zuversicht von Lebensglück versagt. Als sei es nicht dieses oder das, nicht dieser oder jener Mensch und sein Wert, die ihm versagt seien, sondern der Genuß des Gegenwärtigen überhaupt, als bewegte er sich vorbestimmt und völlig unbindbar zwischen Vergangenheit und Zukunft, in einer ungreifbaren und unwertbaren Verpflichtung der Seele zwischen beiden.

Aber seine Gedanken vermochten der Allgewalt des Orgelspiels nicht standzuhalten, ihm war, als erfüllte das heilige Donnern seine Brust mit Licht. Es brauste in so gewaltigen Lebensschmerzen auf ihn nieder, daß seine eigene Gefühlskraft vom Sturm der Töne mitgerissen wurde, und er wurde eins mit der Melodie und war in ihr, wie sie in ihm. Sie trug ihn in das Wehen der Gemeinschaft, der sie entstammte, schon leuchtete es über den dunklen Fluten des Brausens auf, und nun brachen Garben und Quellen von solcher Helligkeit und Freiheit aus der Leidensfinsternis der Untergründe, daß er für sich selbst die Kräfte verlor, die die Menschen ihren Halt nennen, und herrlich gehalten und getragen wurde.

Christa empfand mit der ihr eigenen Hellsichtigkeit, was mit dem Menschen, den sie lieben mußte, vor sich ging, und gnädig von allen Auferstandenen geführt, das sie so reinen Geistes und schön gebildet umgab, sah sie ihn unausgesetzt mit den Augen ihrer Liebe an, als gäbe das Heilige keine anderen Gesetze. Sie gewahrte, daß es aus seinen Augen niedertropfte und legte ihre Hand auf sein Knie, damit der kleine warme Becher die Tränen auffangen möchte.

Als sie nach einer Weile miteinander hinausschritten, hatte die Kirche sich geleert, aber sie ließen sich Zeit, und Vernon zeigte Christa eine Reihe von Bildern in den Altarnischen des Seitenschiffs und die Stein- und Holzstatuen an den Säulen. Obgleich er wenig über das sagte, was sie miteinander betrachteten, ging ihr, wie mit dem Schein seiner Liebe für diese Gebilde, das Wesen der Strengen und Verhüllten, der schmerzlich Ergriffenen und hold Verzückten ahnungsvoll auf, und sie schritt glücklich an seiner Seite durch diese reiche und erhabene Welt der Vergangenheit. Es begann um sie her zu klingen und zu raunen, Weissagungen und Hoffnungen hallten verschwiegen auf, und durch Trauer und Feier der großen Gestaltungen brach langsam und zärtlich der Himmel einer beständigen Harmonie auf, erlösend, wie zuvor der hohe Ausklang des Orgelspiels. Aller Widerstreit und Zwiespalt ließen, der Schönheit zu hohem Sinn vereint, das Walten der Allseele ahnen, der mütterlichen, die den Gott offenbart.

In einer Nische hielt, aus Holz geschnitzt, Maria, die Mutter, den kleinen Menschensohn auf fürsorglich geschmiegten Armen, herzlich gebettet, wie an einen wärmenden Leib, dessen Tuchbekleidung den Boden in langen Falten berührte. Die Falten des Gewandes entstiegen dem Erdgrund in der wunderbaren Melodie ihrer Haltung, als entwüchsen sie ihm, als sei es noch der Baum, tief verwurzelt im Boden, der emporwuchs und zugleich in dieser Gestalt zu wunderbarer Geistesblume aufblühte. Die Neigung des Hauptes, ein wenig fortgesenkt vom Köpfchen des Kindes, war gesegnet vom Licht jener heiligen Trauer und Seligkeit, die dem Weib, der Mutter, allein gegeben ist und keinem Wesen außer ihr.

Christa geriet tief in den Bann und Zauber dieses Bildwerks der Kunst und aller Liebe und vermochte sich nicht von seinem Anblick zu trennen, ihr war, als müsse ihr mehr zu eigen werden als nur die Segnung der Schönheit allein, und ihr bewegter Blick in Vernons Gesicht enthielt eine zaghafte Frage.

„Was dich ergreift," sagte Vernon, „ist unabhängig von der Geschichte und Lehre, in deren Gedankenwelt dies Bildwerk entstanden ist. Es darf dich nicht verwirren, daß das Bekenntnis, das man dich gelehrt hat, die Heilige verwirft. Diese Gestalt verkörpert das Symbol aller Symbole, es ist das höchste und größte, was der gotische Geist erschaffen hat, und aus keinem Gebilde weht die Ahnung seines Wesens mächtiger. Es ist die Mutter, die Allseele, die den Gott hervorbringt. Er ruht, noch ein Kind der Ahnung unserer Gemüter, tief noch im Mütterlichen gewahrt."

Christa sah mit großen ruhigen Augen in das Gesicht des Mannes, der diese Worte einfach und ohne den Aufwand des Eiferers vor ihr aussprach, als teilte er mit ihr, was sein war, so wenig oder so viel, aber offen, ganz ohne Zweifel an ihr und gern. Ihr war, als ehrte zum ersten Male in ihrem jungen, einsamen Leben ein Mensch sie von Herzen und sprach ihr oft gescholtenes Begehren nach innerlichstem Leben ins Recht. Sie erstaunte nicht einen Augenblick, vielmehr war ihr die Freude, daß sein Geist in diesen Dingen lebte, an Glück

genug, und es gelüstete sie nicht danach, mehr zu wissen als das. Es durchglühte sie mit unbeschreiblichem Jubel, daß das Bild, welches vor Tagen seine Erscheinung in ihr zurückgelassen hatte, ihr neu in dem erstand, was nun sein Mund aussprach, und daß ihr Herz nicht um seinen Glauben und seine Hoffnung betrogen ward, die nichts erfleht hatten als dies Eine, Unnennbare und allein Wichtige. Sie maßte sich kein Urteil über den Wert und die Bedeutung des Erlauschten an, aber in einem Triumph, der sie vor Seligkeit erbeben ließ, erfühlte sie mit unbeugsamer Zuversicht seine Einstellung und Gesinnung sowie die Echtheit der Ergriffenheit, mit der seine Seele diese geistige Welt als ihr Element suchte und behauptete.

Sie standen immer noch nebeneinander, ohne sich auch nur mit den Händen zu berühren, vor der Statue Marias. Ihr fiel auf, daß Vernon kaum einen Blick von der hohen Gestalt abwandte, als schöpfte er aus der Wohltat ihres Bildes die Zuversicht seiner Gedanken. Nur einmal fiel sein Blick von der Figur fort und glitt über sie hin, und der Ausdruck seines Gesichts war fast leidend, so erschüttert wirkte er. Christa erschrak, und wie aus dunklen Quellen einer unbewußten Abwehr heraus machte sie einen zögernden Schritt.

Am Ausgang sah sie sich noch einmal um, es ergriff sie eine jähe Scheu vor dem täglichen Tag der Gegenwart, der sie draußen erwartete, und für eine selige und traurige Weile war ihr ums Herz, als sei alles gewesen. Sie sagte aber nur leichthin: „Wir sind die Letzten".

Aber er nahm ihr Wort auf, wandte sich ihr zu, so daß sie unter seinem seltsamen Lächeln verstand, daß er mehr als nur den einfachen Sinn in ihre Worte legte, und sie hörte ihn antworten: „Ja, Christa, das ist wahr. Wir sind die Letzten. Viele werden es nicht mehr sein."

Die Flucht aus dem Niemandsland

Die Aufzeichnungen des Percy Kreuzwendedich Seaton

Roman von Lene Wenck

(2. Fortsetzung).

Nach Indien zurückgekehrt, hatte ich diese friedlichen Zeiten nur zu bald vergessen. Allmählich sah und hörte ich mehr, als mir gut tat. Ich lernte mich vor jenen Szenen fürchten, sah sie voraus, ehe sie tatsächlich ausbrachen, und begann überreizt und scheu zu werden. Meinen Eltern wird diese Veränderung kaum entgangen sein, und da nun auch die Zeit heranrückte, in der ich ein Gymnasium besuchen mußte, ich war mittlerweile neun Jahre alt geworden, so beschlossen meine Eltern, mich nach Europa zu bringen. Für meinen Vater war es selbstverständlich, daß nur ein englisches College in Frage kommen könne. Seltsamerweise wehrte sich meine Mutter nicht gegen dieses Programm. Später hat sie mir einmal gesagt, daß sie mit jenem Plan kaum jemals ernsthaft gerechnet habe. Anfangs hatte sie großen Kummer darob und sich einmal zu der Ajah darüber geäußert, worauf diese ihr ernsthaft ins Gesicht schauend bemerkte, Percy wird jetzt nicht in eine englische Schule kommen, — noch lange, lange nicht, es ist kein Grund zur Sorge vorhanden. Und meine Mutter war kindlich genug, diesem düsteren Ausspruch der Alten Glauben zu schenken. Sie glaubte ihm, sie hätte eher einen allgemeinen Weltuntergang für möglich gehalten, als an den Worten der Ajah gezweifelt. So willigte sie anscheinend ein; meine Unterbringung in England sollte mit einer Urlaubsfahrt meines Vaters verbunden werden. Allein die Ajah schien wenigstens vorläufig richtig prophezeit zu haben. Kurze Zeit nachdem der Entschluß gefaßt worden, erkrankte ich heftig an Fieberanfällen. Der Arzt riet dringend zu einem sofortigen Klimawechsel,

mein Vater war noch nicht abkömmlich, so wurde dahin entschieden, daß meine Mutter zunächst mit mir nach Deutschland zu reisen habe. Dort sollte ich mich gründlich erholen, um alsdann im Herbst in die Schule nach England gebracht zu werden. So nahm ich im April 1914 Abschied von Indien, um es nicht wiederzusehen.

Trotz aller peinigenden Erinnerungen trage ich doch eine große Sehnsucht nach dem Lande meiner Geburt in mir: wenn ich mir eine Genesung erhoffen soll, — ich weiß heute noch nicht, ob ich dies tue — dann wäre es, um noch einmal die Möglichkeit zu haben, Indien wiederzusehen. Indien ohne quälende Erlebnisse, ohne Elternhaus, ein Indien ohne Engländer möchte ich sagen; und damit fällt jene Sehnsucht in sich zusammen, wird zu einem Hirngespinst, zu einem sinnlosen Traum. Und doch träume ich mitunter von jenem Lande, in dem Engländer ein Volk knechten, das jene Knechtschaft so wenig verdient.

Im Alter von fast zehn Jahren nahm ich Abschied von Indien und von meinem Vater. Ihn sah ich nach Ablauf von fünf Jahren wieder.

Da meine Mutter monatelang mit mir in Deutschland weilen sollte, beschloß sie, diese Zeit nicht in ihrem Elternhaus zu verleben, sondern zog es vor, eine kleine Wohnung für uns zu mieten, in der wir unsern eigenen Haushalt führten. Um nicht in einer ganz fremden Umgebung leben zu müssen, wählte sie Marburg. Mein Großvater war wenige Wochen vor unserer Ankunft dorthin übergesiedelt, nachdem er seinen Abschied genommen.

Und hier in Marburg verlebte ich zwei glückliche Monate, in denen nichts meinen Frieden zu stören vermochte. Wohl stand das englische College drohend im Hintergrund, aber der Herbst schien so unendlich fern zu sein, daß ich mir keine Sorge darum machte. Wir hatten das Erdgeschoß einer hübschen Villa mitsamt allen Möbeln gemietet. Das Haus lag an dem Abhang eines Berges, dem Roten Horn; ein großer Garten zog sich fast bis zur Schloßhöhe hinauf, die herrlichsten Spielplätze bietend. Ein Bruder und ein Schwager meiner Mutter standen bei den 11. Jägern, ich fand zwei etwa gleichaltrige Vettern und einige Cousinen vor, die meine treuesten Kameraden wurden. Ich genoß diese Ferienzeit von Herzen, zumal das Fieber dem europäischen Klima völlig gewichen war, wurde als „Inder" von den andern Kindern beträchtlich beneidet und geachtet, verschenkte Briefmarken und allerlei indische Spielereien und erwarb mir hierdurch die allseitige Gunst. Unaufhörlich mußte ich von Indien erzählen, log fürchterlich, wenn mir die dort herrschenden Sitten nicht ungewöhnlich genug erschienen, und spielte mich derartig auf, daß es mir heute noch Unbehagen verursacht, wenn ich daran denke. Allein ich befand mich in einem Taumel des Friedens, wenn ich diesen sich widersprechenden Ausdruck gebrauchen darf; es gab keinerlei Kämpfe für mich, die englische Schule, die Trennung von meiner Mutter lagen in weiter Ferne, der Gedanke an die Zukunft konnte mein Glück in keiner Weise trüben. Vergessen waren alle Sorgen und Ängste, die mich in Indien gequält. Ich wurde wieder zum Kinde und führte das Leben eines Kindes. Ich trieb mich in Marburg umher, durchstreifte die Wälder, besaß Dutzende von „besten" Freunden, besuchte meine Großeltern, wenn ich sicher war, dort zu irgendeiner Mahlzeit einzutreffen, liebte und bewunderte die Brüder meiner Mutter, und selbst die sich immer drohender gestaltenden politischen Ereignisse konnten meinen Gleichmut nicht trüben, obwohl im Hause meines Großvaters bereits der ganze Monat Juli stark von Befürchtungen schlimmster Art beeinflußt war.

Und dann kamen die letzten Julitage des Jahres 1914. Mit einem Schlage war die ganze Welt verändert. Mobilmachung war befohlen, Kriegserklärungen liefen ein: Rußland, Frankreich — und England.

Und ich? Ich wußte nicht mehr, daß ich Engländer war. Ich wußte nur, daß mein Großvater bereits abgereist, daß er schon als Führer einer Division nach dem Westen ausrückte, daß die Brüder meiner Mutter der eine westwärts, der andere ostwärts ins Feld gingen, daß plötzlich zwei Schwestern meiner Mutter, die ich bis dahin nur flüchtig gesehen, mit ihren Kindern in Marburg eintrafen. Ihre Männer standen bereits auf feindlichem Boden, sie

selbst hatten die Grenzfestungen verlassen müssen. Diese ersten Tage des Krieges waren so gedrängt voller Abschied nehmen, so heiß von allem Eilen, Abreisen, Ankommen, daß ich meine Mutter kaum gesehen und noch weniger daran gedacht hatte, meine sonstigen Spielkameraden aufzusuchen. Mit keiner Regung gedachte ich in jenen Tagen meines Vaters. Keine Vorstellung erwachte in mir, daß er auf feindlicher Seite stehen würde. Erst der 4. August brachte mir die Erkenntnis.

Ich hatte ausrückende Jäger zur Bahn geleiten wollen, ritt doch einer der Brüder meiner Mutter mit im Zuge. Da — als ich heiß und rot vor Erregung mit einstimmte in das Lied „Lieb Vaterland magst ruhig sein", hörte ich einen Schrei, fühlte einen heftigen Stoß, wurde aus der Kette der Kinder gerissen, von zahlreichen Stimmen tönte der Ruf:

„Der ist ein Engländer. Er hat hier nichts zu suchen."

Ich sah noch einmal das Gesicht meines Onkels, der sich bei dem Lärm herumdrehte, mich mit seinen Blicken suchend. Er hatte mir schon verschiedene Male zugewinkt, ich hatte die Bewegung für einen Gruß gehalten; erst viel später begriff ich, daß er voraussah, daß man mich ausweisen könne aus den Reihen derer, die den Transport begleiten durften.

„Engländer, Engländer" tönte es unablässig in meinen Ohren. Irgend ein großer, kräftiger Junge hielt mich fest, ich wehrte mich mit Händen und Füßen, biß, tobte, trat. Schon hatte sich ein Kreis von Knaben um mich gebildet, ich kannte einige, auch meine Briefmarkenfreunde zählten zu ihnen.

„Ich bin kein Engländer" schrie ich, während mir ein Schluchzen die Kehle einengte, so daß ich die Worte nur mühsam hervorstieß. „Ich bin kein Engländer."

Ich log nicht, als ich dies rief. Kein Verrat war es, den ich beging, — nicht etwa Feigheit, Angst vor der mich umgebenden Meute. Ich hatte ja selbst vergessen, daß mein Vater jener verhaßten Nation angehörte, daß er auf englischem Boden lebte.

„Engländer? So? Nun was dann? Auf welcher Seite geht dein Vater mit, he? Nun sage noch einmal, daß du kein Engländer bist!" Wirr klangen die Stimmen durcheinander.

„Mein Vater ist in Indien" stammelte ich, — „er geht nicht in den Krieg" . . .

„In Indien. Warte nur, die kommen auch noch herüber, die Hunde."

„Mein Vater ist kein Hund" rief ich mit Aufbietung aller Kraft. „Und mein Großvater ist schon draußen und führt eine Division, das wißt ihr alle. Hier zog mein Onkel mit hinaus, und . . ." Ich konnte nicht weiter sprechen, meine Stimme überschlug sich, erstickte in einem Schrei. Ein älterer Knabe, den ich bisher nicht gesehen, ergriff mich hart am Arm. Ich biß voll Zorn in die Hand, die mich hielt.

„Laßt ihn in Ruhe. Er soll nicht mitgehen und die Wacht am Rhein singen, wenn unsere Jäger ausrücken, gewiß nicht. Aber er ist nicht schuld, daß sein Vater ein Engländer ist. Seid doch nicht gemein zu dem kleinen Kerl, so viele gegen den einen. Glaubt ihr, daß es tapfer ist, ein Kind zu mißhandeln?"

Er sprach ruhig und bestimmt, und es gelang ihm, mich aus dem Kreis zu führen.

„Du wohnst am Roten Horn, nicht wahr? Ich will mit dir gehen, damit dir nichts geschieht. Haben sie dir den Anzug zerrissen? Nun laß gut sein, heul nicht. Du bist doch kein Mädchen!"

Er blickte mich prüfend an: „Du siehst ziemlich englisch aus, scheint mir."

Ich wollte ihm danken und fühlte mich so beschämt und verstört, daß ich keines Wortes mächtig war. So gingen wir schweigend nebeneinander her. An unserm Tor ließ er meine Hand los. „Sie haben mich bei den Jägern angenommen. Wenn mein Vater hier nicht Forstmeister wäre, hätten sie es wohl kaum getan, ich bin erst sechzehn. Wenn ich die Engländer sehe, werde ich sie von dir grüßen."

Der fremde Knabe sagte es lachend, aber um seine Lippen zuckte es. Ich weiß, daß er mir nichts Häßliches sagen wollte, daß er diese roh klingenden Worte sprach, weil er sich ein wenig schämte, sich meiner angenommen zu haben, weil er vielleicht begriff, daß es ihm viel, viel besser erging als mir.

„Lauf nur schnell hinein. Sieh, hier hast du mich gebissen. Das war meine erste Verwundung im Kriege."

Lachend wies er auf seine blutende Hand. Und ich benutzte den Augenblick, da er sich niederbeugte, um die sich schwer öffnende Klinke herabzudrücken, und küßte ihn scheu auf die Wange. Dann lief ich ins Haus, ohne mich noch einmal umzusehen, lief in das Zimmer meiner Mutter. Ich fand sie an ihrem Schreibtisch sitzend. Ich stürzte zu ihr und barg meinen Kopf in ihren Schoß und weinte, wie ich noch nie geweint.

IV.

29. März 1923.

Mitunter wenn ich in den letzten Wochen an diesen Blättern geschrieben, ergriff mich tiefe Scham darüber, daß ich mich so viel mit meinem eigenen Geschick beschäftige, mein Leben so wichtig nehme, so wichtig, daß ich es für nötig finde, diese Aufzeichnungen zu machen. Diese Scham bedrängte mich so heiß, daß ich unzählige Male die Feder absetzte, diese Blätter beiseite schob, um sie doch wieder hervorzuholen. Und dann sage ich mir immer wieder, ich kann ja nichts anderes tun, jetzt, nichts. — Und vielleicht werden diese Blätter doch dereinst zum Schlüssel, der mir die Tore zur eigenen Freiheit öffnen kann, vielleicht wird mein Vater, wenn er meine Gedanken liest, kein Gewicht mehr darauf legen, mich — belastet mit zahllosen sentimentalen deutschen Regungen — in sein Lager zu ziehen. Und dann wäre diese Beschäftigung nicht vergebens gewesen, dann wäre sie bestimmt, doch Früchte zu tragen — in ferner, späterer Zeit.

Meine Tage verlaufen einförmig genug. Indessen steht mir die Möglichkeit einer Veränderung bevor. Die Entfernung von Kassel nach Marburg ist so geringfügig, die Annehmlichkeiten, die ein Ortswechsel mit sich bringen würde, sind so groß, daß wir ernstlich erwägen, ob eine Übersiedlung nicht zweckmäßig wäre. Als der Gedanke auftauchte, war ich nicht übermäßig beglückt. Ich hatte bisher nur damit gerechnet, diese Klinik entweder völlig geheilt — oder aber in horizontaler Lage die Füße voran verlassen zu müssen. Die Vorstellung aller Begleiterscheinungen eines Ortswechsels bot nichts Erfreuliches für mich. Seltsam berührte mich auch, daß die hiesigen Ärzte so energisch für meine Übersiedlung eintraten, sie fast beschleunigten, als sprächen hier Umstände mit, die eine Reise heute noch möglich erscheinen ließen, sie aber für einen späteren Termin ausschließen könnten. Vielleicht bin ich argwöhnisch geworden; allen Vorkehrungen zum Trotz stellen sich die Folgen des langen Liegens ein, und so klein diese Wunden sein mögen, so kann ich ihrethalben ein Gefühl der Beunruhigung nicht ganz unterdrücken. — So unberechtigt es sein mag, so beherrscht mich eine leise Bitterkeit, daß alle ärztliche Kunst nicht einmal vermag, das Durchliegen zu verhindern — vielleicht hoffte ich, daß man in Marburg Mittel gegen diese neue Belastung ausfindig machen könne, so daß ich mich rascher zu dem Wechsel entschloß. Klinik ist Klinik, die ersten Tage werden unangenehm sein, da man sich wieder an neue Gesichter gewöhnen muß, an neue Untersuchungen! Aber es kommt nicht darauf an; ich bin jetzt derartig gewöhnt, mich den Augen einer mehr oder weniger großen Anzahl von Medizinern auszusetzen, daß dieser Umstand kaum mitspricht. Auf der Reise würde man mir alle im Bereich der Möglichkeit liegenden Erleichterungen schaffen, und die Blicke neugieriger Mitreisender werde ich zu ertragen wissen. Aber ganz abgesehen von meiner eigenen Person würde ein solcher Ortswechsel für meine Mutter eine wesentliche Erleichterung bedeuten. Sie ist alsdann nicht mehr gezwungen, wochenlang in einer ungemütlichen Pension zu leben — und wenn es mir schlechter gehen sollte, dann trifft es sie vielleicht weniger hart, wenn sie nicht ganz allein in der fremden Stadt weilt. — Es ist vergleichsweise einfach, von Bord zu springen, und somit alle Gedanken an Angehörige auszuschalten, bei einem langsamen Sterben wird man rücksichtsvoller und fängt an, sich darüber zu sorgen, was „nachher" aus denen werden soll, denen man nahegestanden.

Diese Betrachtung würde für jene mir stets unverständliche Theorie der evangelischen Geistlichen sprechen: „Leid veredelt und läutert den Menschen." — Demnach hätte mein Krankenlager mich bereits soweit geläutert, daß mich der Gedanke an den Schmerz meiner Mutter quält! Nur neige ich ein wenig zu der Ansicht, daß diese Periode meines Lebens, die ich jetzt absolviere, nicht eben die schwerste ist. Körperliche Leiden können qualvoll sein — ich weiß jetzt ein Lied davon zu singen, man kann sich selbst zum Ekel werden, und wird acht Tage nach der Genesung alles vergessen haben, als sei es nie gewesen. — Seelische Leiden sind, ich kann nur nach meiner eigenen Erfahrung urteilen, nachhaltiger, vergessen sich unendlich viel schwerer. — Somit spricht dies alles doch wohl mehr für meine eigene Auffassung, daß ein wenig Freude, Ruhe, ein wenig Glück unendlich viel besser macht, als ein ständiger Kampf, wenn es auch absonderlich klingen mag, daß ich meinen jetzigen Zustand mit Freude, Ruhe, Glück vergleiche und mir anmaße, in dem oben genannten Sinne „veredelt" zu sein.

Im Laufe der nächsten Woche werde ich Kassel verlassen und in Marburg einziehen.

V.

12. April 1923.

Wir sind in Marburg gelandet. Die letzten Tage vor meiner Abreise waren etwas ruhelos, so daß ich nicht zum Schreiben kam. Die Fahrt verlief so, wie zu erwarten gewesen. Etwas erschöpft langte ich am Ziel an und wurde im Krankenwagen nach der Universitätsklinik befördert. Und nun, da ich hier liege, will es mir seltsam erscheinen, daß hier so viele andere Bedingungen gegeben sind, obwohl ich an sich unter den gleichen Voraussetzungen wie in Kassel lebe. Die gleiche Art des Zimmers umgibt mich, wenn auch hier die zum Bestande eines Diakonissenhauses gehörigen Bibelsprüche an den Wänden fehlen, die mit ihren allzu kategorischen Wendungen für mich etwas Aufreizendes hatten.

Dabei fällt mir noch eine hübsche Geschichte aus meinen letzten Kasseler Tagen ein, die mir einige heitere Augenblicke verschaffte. Aus meinen Papieren hatten die Diakonissinnen festgestellt, daß ich am 30. März meinen Geburtstag feiere. So wurde ich am Morgen dieses denkwürdigen Tages früh um 7 Uhr von dem Schwesternchor durch die Klänge des Liedes „Bis hierher hat mich Gott gebracht durch seine große Güte" geweckt: Eine Johanniterin hatte versucht, die Wahl dieses Chorals als unmöglich hinzustellen, allein sie war nicht durchgedrungen, man hatte ihre Bedenken nicht verstanden! Hier laufe ich nicht Gefahr, angesungen zu werden, die hiesigen Schwestern sehen nicht so aus, als wenn sie sich mit dem Singen geistlicher Lieder abgeben. Übrigens möchte ich den Kasseler Diakonissinnen nicht unrecht tun, abgesehen von jenem morgendlichen Lied haben sie mir viel reine Güte und größte Sorglichkeit zuteil werden lassen. Daß eine Unterhaltung mit ihnen nicht im Rahmen des Üblichen stand und meist nur in kurzer Form halb verstohlen gepflegt wurde, lag weniger an den Einzelnen als an den allgemeinen Grundsätzen, deren es eine große Anzahl gab. Und gerade was Unterhaltung angeht, bin ich hier auf stärkere Rationen gesetzt. Die Besuche meiner Mutter sind nicht mehr so eng umgrenzt, mein Großvater kommt häufig zu mir, auch die anderen Verwandten suchen mich auf, so besonders die Witwe des Jägeroffiziers, den ich einstmals zur Bahn geleiten wollte. Mein Onkel hatte sich auf einem Kriegsurlaub trauen lassen. Ein Jahr später fiel er im Kampf mit — Engländern. Und seine Frau, Studentin der Medizin, sitzt regelmäßig zweimal wöchentlich an meinem Lager und ist durchaus nicht gesonnen, in mir einen „Feind" zu erblicken. Ich hatte sie nicht um ihren Besuch gebeten, kannte sie nur wenig, allein sie betrachtet ihr Kommen als selbstverständlich und nahm mir bereits am ersten Tage jede Scheu. Als ich sie fragte, ob es ihr nicht schwer sei, mir Freundlichkeiten zu erzeigen, lachte sie nur und erwiderte: „Du bist doch ein lieber dummer Junge. Hartwig hat dich sehr gern gehabt und sich immer ein wenig um dich gesorgt." Wir sind gute Freunde geworden. Sie studiert Medizin, um eine Tätigkeit zu haben, um zu wissen, warum

sie morgens aufsteht, nicht etwa aus besonderer Liebe für die Wissenschaft. Sie benutzt diese Stunden bei mir, um sich gelegentlich rückhaltlos darüber auszusprechen, daß sie im Grunde viel, viel lieber Mann und Kinder betreuen würde, als sich um die wirklichen oder eingebildeten Leiden fremder Leute zu bekümmern. Allein sie steht auf dem Standpunkt, daß man danach trachten müsse, in jedem, auch dem verzweifeltsten Falle aus seinem Leben etwas zu machen, „nun gerade". Dabei behauptet sie keineswegs, daß ihr Geschick besonders verzweiflungsvoll sei, nur eben so hart wie das von tausenden von Frauen in Deutschland, die ihre Männer „für nichts" hergegeben.

Wenn Eva Dörenberg mit mir spricht, dann glaube ich wieder, ich hätte vielleicht doch nicht so Unrecht getan, den Tod zu suchen. Wer nicht die Kraft besitzt, mit seinem Los fertig zu werden, der soll Raum geben für andere. Ich habe wohl diese Kraft nicht gehabt, Eva Dörenberg besitzt sie. Sie hat den Willen, sich in ihr Leben zu finden, dabei wird sie nicht einmal von besonders tugendtrotzender Veranlagung getragen. Mit ihren 26 Jahren hegt sie noch Wünsche und Sehnsüchte, gehört nicht zu jenen mir immer fremd erschienenen Frauen, die sich und anderen Menschen mit Erfolg vorlügen, daß in einem Beruf alle Seligkeit der Erde und des Himmels läge. Mitunter grolle ich ein wenig dem Schicksal, daß es mir die Freundschaft dieser Frau erst jetzt in den Schoß wirft, jetzt, da es vielleicht zu spät für mich sein dürfte, von ihr zu lernen, und doch sollte ich dankbar sein, sie auf meinem Wege gefunden zu haben. Mitunter spiele ich mit dem Gedanken, ihr von allen jenen mich quälenden Fragen zu erzählen, als könnte ich ihr leicht sagen, daß jener Funkentelegraphist mich nichts anging, als wisse sie mir zu helfen. Es ist die alte Geschichte, daß wir zu Fremden um vieles leichter sprechen können als zu den nächsten Angehörigen. Eva Dörenberg weiß auch um diese Blätter, da sie mich einmal beim Schreiben überraschte. Und ein Wort, das sie mir entgegnete, als ich ihr von meiner Absicht sprach, die Geschichte meines Lebens aufzuschreiben, geht mir nach. Sie sah mich lange überlegend an und meinte dann in ihrer freimütigen Art:

„Schreibe nur. Du glaubst nicht, wie tot und begraben Dinge sind, die wir uns einmal solchergestalt vom Herzen geschrieben. Unter Umständen liegt gerade hierin eine Gefahr, man reißt sich vieles aus der Seele heraus, Liebe und Haß, so vieles wird damit wesenlos und tot, was vielleicht besser am Leben bliebe. Aber für manche Dinge bringt es eine Lösung. Vielleicht werden alle Schwierigkeiten für dich sterben, vielleicht stehst du am Ende der Bekenntnisse einer schönen Seele glatt da und hast innerlich nichts mehr damit zu tun. — Daß du allzu sehr in Selbstbespiegelung dabei gerätst, und deine Märtyrerkrone alltäglich frisch blankputzst, hoffe ich nicht. Ich habe das gute Zutrauen zu dir, daß du dafür zu viel Geschmack besitzest; sonst allerdings würde ich dir raten, mache ein großes Autodafé und verschaffe dir ein warmes Zimmer, wenn dich einmal frieren sollte!"

Ich weiß nicht, ob es ein Unrecht von mir ist, daß ich mit ihr von Fragen sprechen kann, über die ich zu meiner Mutter nicht zu reden vermag. Aber meine Mutter ist voller Angst um mich: Angst, Sorge, Erbarmen, ja ein Schimmer von Schuldbewußtsein sprechen unzählige Male aus ihren Blicken. Ihr gegenüber muß ich mir Haltung geben, muß suchen, sie zu betrügen. Fühle ich Schmerzen, wenn sie bei mir weilt, so gilt es die Zähne zusammenzubeißen, — und alles zu leugnen. Dabei bereiten mir die durchgelegenen Stellen, die sich mehren, einige Qual. Aber ich kann meine Mutter doch nicht noch mehr peinigen, als sie sich selbst peinigt. Ist Eva Dörenberg hier, fallen alle jene Hemmnisse weg. Ich kann fluchen, toben vor Schmerz — und Ekel, Gott und den Teufel anrufen; sie läßt alles geschehen, zeigt gerade so viel Anteilnahme, daß man beruhigt wird, — aber nicht beschämt. Sie leidet nicht mit, und doch versteht sie. Deshalb tun ihre Besuche so gut, weil ich mich aller Haltung entkleiden kann, weil ich nicht Komödie zu spielen brauche, weil ich den andern nicht tragen muß, da ich mich selbst nicht tragen kann. Und obwohl sie gesund ist, wirkt ihre Gesundheit nicht aufreizend auf mich; oftmals sehe ich die bläulichen Schatten sich in den Winkeln ihrer Augen verdunkeln — und denke, sie weiß es, wie müde man sein kann!

„Du kannst dich getrost in mich verlieben, mein Junge," sagte sie mir gestern, „nicht zu viel, bitte, nicht mit tragischen Allüren, nein, nur ein wenig, daß das Leben dadurch verschönt wird. Vielleicht in der Art, daß diese Liebe dich veranlaßt, dich täglich rasieren zu lassen. Obwohl du blond bist, würde ich dies für einen Gewinn erachten, den ich stolz und triumphierend auf mein Konto setzen würde."

Meine Mutter ist sehr befreundet mit ihrer Schwägerin und freut sich an ihren Besuchen bei mir. Und da ich niemals zwei Menschen zu gleicher Zeit empfangen darf, so wird die Gefahr vermieden, daß sich bei meiner Mutter Regungen von Eifersucht entwickeln könnten, die vielleicht nicht ganz der Berechtigung ermangeln würden.

Ganz anders geartet verlaufen die Besuche meines Großvaters. Ihnen sehe ich stets mit leiser Spannung entgegen. Nach dem Ausbruch der Revolution haben sie gefürchtet, daß mein Großvater den Weg gehen würde, den ich zu gehen versucht habe, so schwer litt er unter der Not seines Landes. Er leidet auch heute noch, vielleicht nicht weniger als damals, und manchmal scheint es mir, als sei er wirklich in jenen Novembertagen gestorben, als sei jedes persönliche Leben zumindest längst in ihm erloschen. Er ist niemals unfreundlich, niemals; aber trotz allem habe ich das Gefühl, als sei er mit seinen Gedanken nicht bei uns. — Sie sagen alle, daß er mit mir besonders gütig sei, viel gütiger als zu den eigenen Kindern; ich mag es fast nicht aussprechen, aber ich habe oft die Empfindung, als fühle er sich verantwortlich an meinem Krankenlager, als schiebe er sich eine Schuld daran zu; ich weiß nicht, ob diese Regung richtig ist. Ich suche, mich ihm fröhlich und zuversichtlich — und ein wenig leichtsinnig zu zeigen und sehe dann seine grauen Augen mit staunender, leiser Verachtung auf mich gerichtet und schäme mich alsdann und weiß doch nicht, wie ich den Weg zu ihm finden soll.

Anfangs sprachen wir viel von Politik, er brachte mir Zeitungen mit, las mir von den Leiden der Ruhrbevölkerung vor. Was soll ich noch auf dieser Welt, wenn mich das Hören von diesen Leiden dahin bringt, daß die Ärzte mir für Tage jede Zeitungslektüre untersagen!

VI.

1914—1917

Ich kehre zu meinem Bericht zurück.

Meiner Mutter habe ich damals nicht gesagt, was mich ihr an jenem 4. August 1914 schluchzend in die Arme trieb. Ich konnte es nicht über mich gewinnen, zu sprechen. Und doch weiß ich, daß ich in der Folgezeit zahllose Male fast der Versuchung unterlegen wäre, ihr zuzurufen: Wie konntest gerade du einen Engländer heiraten, gerade du?

Ich weiß nicht, ob normalerweise Kinder sich frühzeitig eine Kritik ihrer Eltern anmaßen; wie wenig Berechtigung ich zu jenem Vorwurf hatte, begriff ich wohl damals schon, da ich ihn allen Versuchungen zum Trotz niemals ausgesprochen.

Meine Mutter kannte zwar nicht die einzelnen Geschehnisse jenes Nachmittags, aber sie mochte sie ahnen. So fragte sie mich nicht aus und versuchte nur, mich künftighin nach Möglichkeit im Hause zu halten, um mir eine Wiederholung solcher Auftritte zu ersparen. Und doch sah sie bald ein, daß sie Unmögliches erreichen wollte. Zwar war ich zunächst selbst so erschrocken, so verzweifelt, daß ich jeden Fremden mied, — aber nach Kinderart vergaß ich wenigstens zeitweilig doch jenes Ereignis. Ich kann nicht sagen, daß man mich in Deutschland gequält hätte, nicht eigentlich in aktiver Form, wie ich dies später erleben sollte. Als die erste Zeit der offenen Feindseligkeit gegen den Sohn des englischen Offiziers vorübergegangen, nahm man keine Notiz mehr von mir. Meine Spielkameraden hatten mich vergessen. Ich selbst wagte mich nicht wieder in ihre Reihen. Was hätte ich auch mit diesen Kindern beginnen sollen, die nichts anderes kannten, als nun den Krieg in ihre kindlichen Spiele zu verlegen? Ich sah mitunter von unserm Garten aus ihrem Treiben zu; nur sehr selten geschah es, daß

ich eine Aufforderung erhielt, mich zu beteiligen. Und diese Aufforderungen waren wohl stets auf die Gebote der Mütter zurückzuführen, die in ihren Ansichten weitherziger sein mochten.

Von meinem Vater erhielten wir lange Zeit keine Nachricht. Erst nach Jahresfrist erfuhren wir auf allerlei Umwegen, daß er in Frankreich stand.

Wie sehr meine Mutter in diesen Jahren gelitten hat, konnte ich damals nicht im vollen Umfange erfassen. Ich glaube, daß in dem sie quälenden Zwiespalt noch einmal die Liebe zu ihrem Gatten erwachte, sie namenlos peinigte, um dann für immer zu erlöschen. Ihr ältester Bruder fiel, — der zweite folgte ihm, — beide im Kampfe mit Engländern und Indern. Und wie von einer furchtbaren Zwangsvorstellung gepeinigt, glaubte sie vorauszuwissen, daß auch ihr Vater fallen werde. An einen Tod ihres Mannes hat sie merkwürdigerweise niemals gedacht, wenigstens weiß ich nichts davon. Aber da sie im Laufe der Zeit immer mehr dazu neigte, mich in alle ihre Kämpfe hineinsehen zu lassen, so möchte ich annehmen, daß sie mir wohl davon gesprochen hätte, wenn eine solche Sorge sie erfüllt haben würde. Später hat sich allerdings meiner oft der Gedanke bemächtigt, daß sie vielleicht den Tod ihres Gatten erhofft haben mag, daß sie hierin vielleicht die letzte Lösung erblickt, und daß dieser Gedanke nicht ausgesprochen werden konnte, selbst von ihr nicht, die sich mir in jener Zeit so rückhaltlos erschloß.

Nur so viel sah ich, daß ihr täglich die Erkenntnis wuchs, sie würde nach Beendigung des Krieges nicht zu ihrem Gatten zurückkehren, sie würde außerstande sein, jemals wieder unter Engländern zu leben. Wir sprachen nicht offen über diese Frage, und ich versuchte immer wieder, meine Befürchtungen zurückzudrängen, allein ich wußte doch, daß die letzten Spuren von Zuneigung, die sie sich vielleicht noch bewahrt hatte, nicht ausreichen würden, um die Kluft zu überbrücken. Anderseits sah sie voraus, daß sie mich alsdann verlieren würde, und ich weiß, wie sehr ihre Gedanken hin und her gerissen wurden. Sie fürchtete den Krieg und haßte ihn, sehnte sein Ende herbei — und segnete jeden Tag, der ihr den Sohn ließ. Sie flehte heiß um das Ende der schweren Kämpfe — und hätte betteln mögen um jeden Tag, der die Trennung von ihrem Kinde hinausschob. Ich sah, wie sie sich mühte, nur des Vaterlandes zu gedenken, — und wie sich immer wieder das eigene Geschick mit diesem Gedenken verwob. Vielleicht war es ihre letzte Rettung vor tiefster, innerlicher Zerrissenheit, daß sie keinerlei andere Regung für England empfand als die des Hasses. Sie war nur Deutsche; hier endete die Zwiespältigkeit. Der Geist ihres Elternhauses war der ihre. Von ganzem Herzen empfand sie alle Freude, alles Leid ihres Vaterlandes und beeinflußte mich in dieser Richtung in einem Grade, der für meine Zukunft, die ich nach menschlichem Ermessen in England verleben mußte, die gefährlichsten Folgen trug. Vielleicht hätte hier eine sehr ruhige, verstandesmäßig veranlagte Frau beizeiten die Gefahr erkannt, meine Mutter wollte oder konnte dies nicht. Sie sah nur die eine Gefahr, daß ich dermaleinst von anderer Seite beeinflußt werden würde, daß ich vergessen könne, was England uns angetan, und suchte in mir eine solche Fülle von Haß gegen England zu entfachen, daß sie für Lebzeiten ausreichen mußte.

Selbstverständlich war ich mir damals über die meisten dieser Dinge nicht völlig klar. Ich sah viele Züge meiner Mutter, die ich nicht ganz begriff, und wußte nur das eine: ich mußte mich schämen, daß mein Vater jener Nation angehörte, die nicht allein dem offenen Kampf gegen uns oblag, sondern sich niedrigster Mittel, Aushungerung, Blockade und wie sie alle heißen mochten, bediente. Seltsamerweise fühlte ich mich niemals gedrungen, für meine eigene Nation einzutreten. Kein Geist des Widerspruchs wurde in mir wach. Vielleicht war der Strom deutschen Blutes doch zu mächtig in mir, vielleicht der Einfluß meiner nächsten Umgebung zu stark, vor allem, da dieser Einfluß zum wenigsten durch Worte ausgeübt wurde. Ich wußte kein wehrfähiges Glied der Familie Dörenberg, das nicht im Feld gestanden, kein Glied, das nicht in selbstverständlichster, stiller Weise sein Opfer gebracht. Die Familie meiner Mutter war königstreu. Ich wüßte kein Wort, das sie besser kennzeichnen könnte. Sie gaben dem Kaiser, was des Kaisers war, Gut und Blut, stillschweigend. Einzelne von

ihnen dachten ein wenig eng, vielleicht ein wenig hart, aber sie waren treu und pflichtbewußt bis zum Tode. Eine Umgehung der stetig anwachsenden Lebensmittelvorschriften kam nicht in Frage; man hungerte und tat dies mit einem gewissen Fanatismus. Der Hunger war ein Opfer, das die Frauen zu bringen hatten, neben manchem anderen Opfer. Was es an kräftigerer Nahrung gab, erhielten die etwa auf Urlaub weilenden Männer und Söhne oder die Kinder, das kommende Geschlecht. Bei aller monarchistischen Gesinnung war man nicht Fürstendiener, durchaus nicht; man war sich seines Wertes bewußt, und hätte vielleicht nicht einmal zugegeben, daß der Unterschied sehr beträchtlich sei, ob man als Wilhelm von Hohenzollern oder als Freiherr Kraft von Dörenberg geboren sei; nebenbei gesagt, waren die Dörenbergs älteren Datums! Man achtete seinen eigenen Stand, achtete den Monarchen, wenn man auch nicht durchweg mit seiner Handlungsweise einverstanden war. Allein man gab einer Unzufriedenheit nur im engsten Kreise Ausdruck; vor Fremden oder Menschen, die sich nicht unter den Begriff „Standesgenossen" fassen ließen, hielt man mit jeglichem Tadel zurück, wie man von etwaigen Fehlern der Kinder auch nicht außerhalb des Bannkreises der engsten Familie sprach.

Zunächst hatte man mit einer sehr kurzen Dauer des Krieges gerechnet; so hielt meine Mutter es nicht für nötig, mir Unterricht in Deutschland geben zu lassen. Meine Unterbringung in ein englisches College stand ja immer noch drohend am Horizont. Als aber der Herbst vorschritt, und man sah, daß vor dem Frühjahr nicht mit dem Frieden zu rechnen sei, beschloß meine Mutter, mich nicht länger unbeschäftigt herumlaufen zu lassen. Sie wandte sich an den Direktor des Gymnasiums mit der Frage, ob ich in die Sexta eintreten könne. Er riet ihr, mich wenigstens vorläufig nicht in eine öffentliche Schule zu schicken. Einmal sei er überzeugt, daß meine Vorbildung wesentlich anders geartet sein werde als die der übrigen Knaben, und weiter fürchte er für mein Wohlbefinden in der Anstalt. Er hielt Unzuträglichkeiten für unvermeidlich; allein mein englisch klingender Name würde die Kameraden immer wieder auf mich aufmerksam machen. Nun wurde ich zwar in Deutschland nicht mehr Percy genannt; mein Großvater hatte von jeher eine gründliche Abneigung gegen diese Benennung bekundet und Kreuzwendedich eingeführt. Jedoch auch dieser reichlich umständliche, ungebräuchliche Name sollte mir nicht verbleiben. Auf die Dauer war es den meisten Menschen unmöglich, sich dieses wunderlichen Namens zu bedienen, so war ein Bruder meiner Mutter auf die Kürzung „Kruz" verfallen. Schön klang die neue Erfindung nicht, aber die Verstümmlung setzte sich durch und bürgerte sich langsam ein. Somit hätte ich zur Not einen einwandfreien Vornamen aufweisen können, allein nach Ansicht des Direktors genügte dies durchaus nicht. Knaben pflegen sich mit Familiennamen zu nennen, auch die Lehrer huldigen dieser Regel, und die englische Herkunft des Namens Seaton läßt sich kaum leugnen. Es war ja möglich, daß die Mitschüler sich an meine Anwesenheit gewöhnen würden, allein jeder neuer Sieg, jede Nachricht vom Kriegsschauplatz konnte zu Schwierigkeiten führen. So bestimmte der Direktor meine Mutter, von ihrem Plan abzusehen und mich privatim unterrichten zu lassen. Er hielt eine solche Maßnahme auch aus anderen Gesichtspunkten für zweckmäßiger und riet ihr, diesen Einzelunterricht dahin auszunutzen, um mir gründliche Kenntnisse des Englischen vermitteln zu lassen, das ich später doch benötigen würde. So wurde der Gedanke, mich das Marburger Gymnasium besuchen zu lassen, aufgegeben, sehr zum Leidwesen meines Großvaters, der mitten aus schweren Kämpfen meiner Mutter eingehend schrieb. Er war der Ansicht, daß sich mir wohl Schwierigkeiten bieten würden, daß sie aber überwindbar seien. Von dem Besuch einer öffentlichen Schule hatte er sich viele Vorteile für mich versprochen und warnte vor allem meine Mutter, die Gefahren nicht zu übersehen, die aus solch einem aufgezwungenen Einsiedlertum erwüchsen.

Als Lehrer trat zunächst ein kriegsbeschädigter Student der Geschichte auf. Emeke von Riedesel hatte ein absonderliches Geschick gehabt, und ich glaube, daß es ein großes Unglück für mich bedeutete, als er — kaum ausgeheilt — wieder ins Feld ging.

Ich berichte so viel von traurigen Dingen, daß ich meinem ersten deutschen Lehrer einige Seiten widmen möchte, da die Zeit, da er bei uns weilte, zweifellos die glücklichsten Monate meiner Jugend umfaßte. Riedesel befand sich noch in Lazarettbehandlung, wohnte jedoch in unserm Hause. Von großer, schlanker Gestalt, mit einem scharf geschnittenen Gesicht ausgestattet, hätte man ihn wohl mit dem Prädikat „gut aussehend" bezeichnen müssen, wenn nicht ein Paar ungeheuerlich große Ohren, die weit von dem schmalen Schädel abstanden, hieran gehindert hätten.

Ich entsinne mich gut des ersten Abends nach seiner Ankunft, an dem ich diesen Hauptschmuck des neuen Erziehers wohl allzu hingebend angestarrt haben mag. Als er meine Augen gar so eindringlich auf diese Zierde gerichtet fühlte, lachte er und erklärte mir, daß besagte Ohren in früherer Zeit noch größere Dimensionen gehabt. Da seine einzige Schwester mit einem Freiburger Chirurgen verheiratet sei, habe er sich dort einstmals aus jeder Muschel ein Stück entfernen lassen. Der erzielte Erfolg sei allerdings geringfügig genug gewesen, wie ich Gelegenheit hätte, festzustellen. Auf meine Frage, ob ihm diese Operation nicht Schmerzen bereitet, lächelte er und meinte, das ließe sich behaupten, aber seine Eitelkeit sei noch größer gewesen als die Furcht vor Schmerzen, im übrigen sei dies die Quintessenz manchen Heldentums. Es machte mir einigen Eindruck, daß man sich freiwillig einer solchen Operation unterziehen könne; doch sollte ich bald erfahren, daß mein Lehrer nicht nur um seiner Eitelkeit willen bereits einige Erfahrungen in Krankenlagern besaß. Im Kadettenkorps erzogen war er mit achtzehn Jahren in ein Feldartillerieregiment eingetreten. Kurz vor dem Offiziersexamen stürzte er sehr unglücklich eine Treppe hinunter und verletzte sich die Kniescheibe. Um die Prüfung ablegen zu können, meldete er seinen Unfall nicht, sondern behandelte das heftig schmerzende Knie höchst eigenhändig mit kalten Umschlägen, ging in das Examen, bestand es und mußte aus dem Prüfungssaal hinausgetragen werden, da er in letzter Minute „schlapp gemacht". Ob die Verletzung ursprünglich so schwerwiegend gewesen, oder ob Riedesel sie durch seine unsachgemäße Behandlung derart verschlimmert, weiß ich nicht. Anderthalb Jahre Streckbett waren ihm beschieden. Diese Zeit benutzte er, um das Abiturientenexamen nachträglich abzulegen. Sein Knie war geheilt; mit dem Reifezeugnis in der Tasche zog er auf die Universität, neben geistiger Arbeit jeder Art von Sport huldigend, da er unter allen Umständen erreichen wollte, nun wenigstens Reserveoffizier sein zu können. Bei dieser sportlichen Betätigung muß ihm das schonungsbedürftige Knie einigen Kummer bereitet haben. Nach wenigen Semestern des Studiums führte sein Weg ihn eines Abends ausgerechnet in dem Augenblick an der Kieler Förde vorbei, als ein junger Mann in — wie sich später herausstellte — angetrunkenem Zustand taumelte und ins Wasser fiel. Riedesel sprang ihm nach und holte ihn heraus. Leider hatte er sich für dieses Unternehmen den November ausgesucht, war auch längere Zeit im eiskalten Wasser gewesen und holte sich bei dem nächtlichen Erlebnis einen ausgiebigen Lungenspitzenkatarrh, der seine Studien unterbrach. Riedesel erzählte mit einem leisen Lächeln von jenem winterlichen Schwimmbad und fügte hinzu, daß er sich leider nicht rühmen könne, den einzigen arbeitsamen Sohn einer hungernden Wittib gerettet zu haben, vielmehr hätte sein Schützling ein halbes Jahr später einen recht geschickt eingefädelten Raubmord auf sein Gewissen geladen und säße vermutlich heute noch im Zuchthaus. Nun, Herr von Riedesel verbrauchte seine letzten Gelder, um sich von seiner Lungenerkrankung auszukurieren, hielt sich dann noch ein Semester notdürftig durch Stundengeben, wurde wohl auch etwas von seinem Schwager unterstützt und trat in den ersten Augusttagen bei seinem alten Feldartillerieregiment ein. Ein Armschuß brachte ihn in ein Marburger Lazarett.

(Fortsetzung folgt.)

Weihnachtsbücherschau

Von Josef Hofmiller in Rosenheim

Bildende Kunst

Karl Scheffler: Die europäische Kunst im 19. Jahrhundert. Das Werk wird 2 Bände umfassen: I. Vom Klassizismus bis zum Impressionismus; II. Vom Impressionismus bis zur Gegenwart, und Europäische Plastik. Der erste Band liegt vor (gebunden M. 35. Verlag Bruno Cassirer, Berlin). Wenn irgendeiner imstande ist, das Chaos der Kunstgeschichte im abgelaufenen Jahrhundert zu durchdringen und verständlich zu machen, ist es Karl Scheffler. Die Einleitung über die Begriffe Geschichte, Kunst, Kunstgeschichte, Talente, Stil ist von meisterhafter Klarheit. Um einen Begriff zu geben, wie prägnant Scheffler das Wesentliche herausarbeitet, gebe ich ein paar Zitate: „Klinger war phantasievoll nur in der Reflexion, nicht in der Anschauung ... Ein Exponent der Bildungsromantik, ein Held innerhalb des Schulmeisterhaften ... Diesem intellektuellen Griechentum merkt man den Aktsaal und das Modell an ... Ein Übermensch im Wunsche trägt die Brille des Gelehrten, es fehlt ihm das Wichtigste: Zeugungskraft ..." Hodlers „fast verbohrte Abstraktion mutet an wie die Absichtlichkeit eines Autodidakten, der es sich hat sauer werden lassen und darum gern Fremdwörter gebraucht ... Im ‚Rückzug von Marignano' fließt viel Blut, doch haben die Gestalten es nicht in den Adern ... Wer der Frage nachgeht, warum er Eros als Maler verleugnet hat oder seiner Art nach verleugnen mußte, der rührt an den Punkt, wo diese Kunst ins Komödiantische wächst." Klimts Malerei „ihrem Wesen nach damenhaft, ein Walzertemperament und wollte Symphoniker sein". Rops „verhält sich zu französischen Künstlern nur wie Brüssel zu Paris". Chodowieckis „Anmut war Hugenottengrazie". Joshua Reynolds „ist der Fritz August Kaulbach eines unendlich stärkeren Geschlechts". Was seinerzeit Muther mit den Mitteln eines schaumschlägerischen Feuilletonismus versuchte, nämlich eine Kunstgeschichte zu schreiben, die sich interessanter liest als ein Roman (deutsche Romane lesen sich meist wesentlich uninteressanter als Muthers Kunstgeschichte): Scheffler erreicht es mit den Mitteln völliger Sachlichkeit und völliger Beherrschung des Stoffs. Ihm ist alles stets gegenwärtig, darum versteht er es, auch dem Leser alles gegenwärtig zu machen. Viele seiner Formulierungen sind unübertrefflich. So, wenn er Feuerbach „das Muster eines Gesinnungskünstlers" nennt: „seine Gedanken haben Feuer, seine Willensregungen Pathos, bei alledem aber malte er kalt ... Es verstimmten sowohl seine Tugenden wie seine Schwächen". Marées: „ein Fanatiker des Vollkommenheitsbegriffs. Das bringt in seine groß und frei angelegten Bilder etwas Pedantisches. Der Eklektizist lähmt den Pionier. Die Werke erzwingen Respekt, nicht Liebe." Gustav Pauli charakterisiert in seiner Einleitung zu den famosen Briefen Lichtwarks den Gallimathias der modischen Kunstkommis ausgezeichnet als einen „nachgerade unerträglich preziösen Schwulst, der problematische Kunsterzeugnisse durch eine nicht minder problematische Literatur zu erklären unternimmt. Durch Umrühren kann jeder Tümpel unergründlich werden." Scheffler ist der polare Gegensatz dieses esoterischen Bockmists. Darum wird seine Kunstgeschichte den großen Erfolg haben, den ihr jeder Freund gesunder Klärung in der heillos stickigen Luft unserer Kunstschreiberei von Herzen wünschen muß.

Deutsche Volkskunst. Herausgegeben vom Reichskunstwart Redslob. Den Bänden Niedersachsen, Mark Brandenburg, Rheinlande, Bayern, Schwaben ist nun Franken gefolgt, Text und Bildersammlung von Jos. Ritz. Delphin-Verlag, München. Ein fränkisches Heimatmuseum in Bildern: Kirche, Friedhof, Bildstock, Haus, Brunnen, Tor, Fachwerk, Wirtsschild, Gerät und Gestühl, Gefäß und Geschirr, Geflecht und Geschnitz, Tracht und Schmuck.

Hans Kiener: Italienische Kunst vom 15. bis 18. Jahrhundert, 1. Band: Frührenaissance in Mittelitalien. Jedermanns-Bücherei, Ferdinand Hirt in Breslau. Vorzüglich knappe

Einführung mit geschickt ausgewähltem Abbildungsvorrat, Zeittafel, Literaturangaben (hier ist der inzwischen auch ins Deutsche übersetzte Berenson nachzutragen), Quellen, Register.

Hans Lehmann: Zur Geschichte der Glasmalerei in der Schweiz. Mit 77 Tafeln, Abbildungen. Leipzig, H. Haessel. Geb. M. 7,50. Als wir unlängst im Eichstätter Mortuarium das Glasgemälde des alten Holbein betrachteten, sagten wir zueinander: Warum sind die alten Glasgemälde so schön und fast alle neueren so langweilig? Anläßlich dieses Buches des Direktors des Züricher Landesmuseums stellt man sich wieder die nämliche Frage: Warum sind die alten so originell und die jetzigen so akademisch?

Hinter den Sieben Schwaben her. Eine besinnliche Forschungsreise durch Bayerisch-Schwaben von Dr. Owlglaß, mit 60 Federzeichnungen von Wolfgang Zeller. Verlag Alexander Fischer, Tübingen. Für den, der das reizende Volksbuch kennt, ein vergnügliches Bilderbuch mit humorvollem Kommentar.

Norddeutsche Feldsteinkirchen von Heinrich Ehl. 94 Abbildungen. Verlag Georg Westermann, Braunschweig-Hamburg-Berlin-Leipzig. Ganzleinen M. 10. Diese Feldsteinkirchen sind während der deutschen Kolonisation des Ostens vom 12. bis 14. Jahrhundert entstanden. Sie schaffen aus ihrem spröden, ungefügen Material heraus einen erstaunlich wuchtigen Stil. Diesen Stil findet man übrigens auch in Süddeutschland in unverputzten romanischen Türmen und Kirchen, am großartigsten aber im Wiener Tor zu Hainburg a. Donau, einem überwältigenden Bau.

Justus Bier: Tilmann Riemenschneider. Die frühen Werke. Mit 67 Tafeln. Verlagsdruckerei Würzburg. Lebensgeschichte. Der Münnerstadter Altar. Denkmal Eberhards von Grumbach. Adam und Eva. Die Mutter Gottes im Neumünster. Denkmal Rudolfs von Scherenberg. Denkmal Konrads von Schaumberg. Die Tafeln bringen außerdem den Heiligenblutaltar (Rothenburg o. T.), Marienaltar (Creglingen), Magdalena (Nationalmuseum, München), die Münnerstadter Einzelfiguren, die Berliner Evangelisten, zahlreiche Einzelvergrößerungen. Justus Bier hat sich bereits durch seinen Band „Nürnbergisch-fränkische Bildnerkunst" (Friedrich Cohn, Bonn) mit der trefflich charakterisierenden Einleitung einen Namen gemacht. Er ist der Berufene, uns das Werk über Riemenschneider zu geben. Als wir heuer Riemenschneiders Spuren in Bamberg und Würzburg nachgingen, wurden wir wieder inne, um wieviel tiefer Genuß und Gewinn sind bei einer solchen Wanderung in unsern alten deutschen Städten, als in den schönsten italienischen Kathedralen. Wo geht einem so das Herz auf, wie vor Adam und Eva im Würzburger Luitpoldmuseum?

Langens Bücher der Bildung

In „Volk und Menschheit" von Rudolf Hildebrand weist der große Germanist immer wieder auf den Vorarlberger Bauerndichter Franz Michael Felder hin. Dieser Felder war einer der urwüchsigsten Erzähler des 19. Jahrhunderts. Der Band „Aus meinem Leben" bringt das Schönste aus seiner Autobiographie. Er ist um so schätzenswerter, als Felders Gesammelte Werke längst vergriffen und antiquarisch schwer aufzutreiben sind. Wer diesen Schatz besitzt, gibt ihn nicht mehr her.

Wer kennt Cäsarius von Heisterbach? Außer Hagiologen und ein paar Germanisten kein Mensch. Er ist von etwa 1198 bis 1235 Prior des rheinischen Klosters Heisterbach gewesen, und hat Hunderte von kurzen Novellen, Legenden, Visionen, Abenteuern und sogar Schwänken gesammelt. Der Band „Wunderbare Geschichten" gibt davon eine geschickte und reichhaltige Auswahl (rund 100 Geschichten!). Hier ist der mittelalterliche Mensch zu finden mit all seinen Vorzügen und Schwächen.

Die Briefe der Frau von Sévigné: man hat läuten hören, daß es die berühmtesten Briefe der Weltliteratur sind, aber wer kennt sie? Im Original sind sie nicht leicht, und ohne gute Anmerkungen versteht man die zeitgenössischen Anspielungen nicht. Dabei sind sie als Dokumente der Zeit Ludwigs XIV. ersten Ranges, wichtiger noch als selbst die Tagebücher Saint-Simons. Die französische Gesamtausgabe füllt 14 Bände! Aus ihr hat der feine Historiker des grand siècle, Ferdinand Lotheissen, schon vor Jahrzehnten eine ungemein glückliche kommentierte Auswahl getroffen, die von Tony Kellen verglichen, verbessert und vermehrt worden ist. Auf diese Weise kann man eines der geistreichsten und anziehendsten Werke der französischen Literatur behaglich genießen.

Über Montaigne schreibt H. St. Chamberlain in „Lebenswege meines Denkens": „Seine geistig-sittliche Persönlichkeit nimmt mich ein wie wenige, und die Gaben des Schriftstellers reißen mich unerschöpflich zu Begeisterung hin ... Er und nicht Descartes ist der eigentliche Vater der in Kant gipfelnden kopernikanischen Umwandlung und Neugeburt, der Erkenntnis... Bei jedem Satze jauchze ich auf vor Freude, still gehegten Überzeugungen, vom Munde des Genies geprägt, zu begegnen ... In Beziehung auf die fleckenlos zum Ausdruck kommende reine Spontaneität des Schreibens halte ich Montaigne für den ersten Schreibkünstler aller Zeiten. Hier ist der Meister aller Meister und daher lebenslänglich die Schule für jeden, der gut schreiben möchte ... Was er denkt, denkt Mancher; es auszusprechen und dadurch für alle Zeiten künstlerisch auszugestalten vermochte nur der Eine. Wollen Sie erfahren, was den Ehrennamen eines schönen Buches verdient, so leben Sie viel mit Montaigne!" Der Versuch, Montaigne allgemein zugänglich zu machen, ist schon wiederholt unternommen worden, jedoch vermutlich an den zahllosen antiken Zitaten gescheitert, die erfahrungsgemäß die Leser abschrecken. Dr. Owlglaß, der bekannte Mitarbeiter des Simplicissimus, hat diesen Zitatenballast resolut gestrichen, so daß nur noch Montaigne selbst zu Worte kommt. Darum ist seine Auswahl „Von der Kinderzucht bis zum Sterbenlernen" ein köstliches Buch auch für den ungelehrten Leser geworden.

Die deutsche alpine Prosa steht im allgemeinen nicht auf der Höhe der englischen. Namen wie Whymper, Leslie, Stephen, Mummery, Tyndall haben wir nur einen einzigen gegenüberzustellen: Hermann von Barth. Er ist nicht durch die Berühmtheit der von ihm geschilderten Gipfel zum alpinen Klassiker geworden, sondern durch seine Persönlichkeit als Mensch, Bergsteiger und Schriftsteller. Seine Wanderungen in den nördlichen Kalkalpen sind seit Jahren vergriffen. Das Schönste aus ihnen vereinigt der Band „Einsame Bergfahrten" mit dem aufschlußreichen Nachworte Hans Mertels. Für den Bergsteiger gibt es kaum ein passenderes Buch zum Schenken.

Daß Goethe unter anderm auch die tiefsten deutschen Aphorismen geschrieben hat, wissen verhältnismäßig nicht allzu viele. Die „Sprüche in Prosa" sind der großartigste Aphorismenband der Weltliteratur genannt worden, und mit Recht. Je mehr man sie kennen lernt, desto tiefer werden sie. Die Ausgabe der „Bücher der Bildung" bietet den durchnumerierten Text Löpers mit dessen wertvollen Quellen- und Parallelennachweisen und den drei unschätzbaren Registern: nach Personen, nach Sachen und Begriffen, und nach Anfangsworten. Der Band gehört in jede Goethebibliothek.

Die 2 Bände „Rom im Mittelalter" hatten solchen Erfolg, daß der Verlag und der Herausgeber Josef Bernhart aus dem Riesenwerke von Ferdinand Gregorovius 2 weitere folgen ließen „Rom in der Renaissance", die Cola di Rienzo, Petrarca, Aneas Sylvius Piccolomini behandeln, Alexander VI., Laurentius Valla, Deutsche Humanisten in Rom, Michelangelo (I); Julius II., Leo X., Rafael, Drama und Theater, Die deutschen Landsknechte und das Ende der Renaissance, Roms Plünderung (II). Soviel auch inzwischen über die Renaissance geschrieben worden ist, Gregorovius nimmt nach wie vor die erste Stelle ein.

Goethe-Literatur

In letzter Zeit ist das Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft wiederholt in der Presse Gegenstand unwirscher Kritik gewesen. Zu Unrecht. Aufsätze und Vorträge, wie der des unlängst verstorbenen Gustav Roethe über den Dichter, Rudolf Honeggers über Goethe und Hegel, Erich Marcks' über Karl August (in Band 11), H. A. Korffs über Goethe und Weimar K. Bapps über Goethe und Lukrez, Heinrich Wölfflins über die Italienische Reise (Bd. 12) sind von dauerndem Werte. Und wo sollten die kleinen Funde vereinigt werden, wenn nicht in einem solchen Jahrbuch? Umgekehrt: wenn es nicht existierte, müßte man es schaffen! Seien wir froh, daß wir's haben!

Alt-Weimars Abend. Briefe und Aufzeichnungen aus dem Nachlasse der Gräfinnen Egloffstein. Herausgegeben von Hermann Freiherrn von Egloffstein (München, C. H. Beck). Die Briefe erweitern sich durch Einleitungen, Überleitungen und Ausklänge ins Biographische, beginnend mit der Wende des Jahrhunderts bis gegen 1868; viel kleiner Klatsch, nette Bemerkungen, z. B. Soret über Goethes finanzielles Verhältnis zu Eckermann: quant au Grand Homme, il ne débourse pas volontiers, et la gloire de vivre dans son intimité doit tenir lieu d'écus; c'est ce qu'on appelle donner de la fumée pour le rôti, wie überhaupt in bezug auf Eckermann manche kluge Bemerkung Sorets in den Briefen steht. Wer bereits etwas über diese Zeit weiß, wird viele hübsche Züge als Nachlese finden.

Toni Schwabe hat ihrem Goetheroman „Ulrike" einen neuen folgen lassen „Der Ausbruch ins Grenzenlose" (Albert Langen, geh. M. 3, Ganzleinen M. 5). Ich habe für derlei Ausmünzungen einer großen Existenz nichts übrig, gleichviel wen sie behandeln, und gleichviel von wem sie stammen; sie bleiben immer von panoptikumhaftem Scheinleben.

In diesem Zusammenhange muß ich 3 Bände nennen, die ich selbst ausgewählt und benachwortet habe: „Ur-Goethe" enthält die Urfassung des Gottfried von Berlichingen, den Ur-Faust und die Prosa-Iphigenie; der Band kommt, da diese Urfassungen in den landläufigen Ausgaben fehlen, dem Bedürfnis des Goetheleser entgegen, wie auch dem des Studierenden: er ist für den Vergleich mit den endgültigen Fassungen praktisch, besonders des Ur-Faust im Vergleich mit dem Fragment und dem ersten Teil.

„Goethes schönste Essays" sind ein Versuch, die in den Werken in über einem Dutzend Bänden der vollständigen Ausgaben verstreuten herrlichen kleineren und größeren Essays in einem Bande zu vereinigen, darunter Sachen, die wenig bekannt sind, z. B. Altdeutsche Kunst am Rhein, und Benvenuto Cellini in seiner Zeit und Stadt.

In den „Sprüchen in Prosa" endlich habe ich das schönste deutsche Aphorismenbuch erneuert, worüber Näheres anläßlich Langens „Bücher der Bildung".

Eine reizende Gabe sind Goethes Gedichte an Frau von Stein in Faksimilenachbildung (Goethe-Gesellschaft, Weimar, geb. M. 4), das erste aus dem Jahre 1776, das letzte 1815, graphologisch, bezüglich Lesarten („Fülleſt wieder 's liebe Tal..."), in jeder Beziehung gleich anregend.

Erzählungen

Im Jahre 1925 war das Ereignis die Vollendung von Kolbenheyers Paracelsus-Trilogie (München, Georg Müller). Heuer scheint mir die gewichtigste Gabe der große Roman „Volk ohne Raum" von Hans Grimm (Verlag Albert Langen, 2 Bde.): er beginnt auf alter Sachsenerde an der Weser, spielt dann hauptsächlich in Südafrika und endet wieder in Deutschland. Ein Buch, das jedes Schema sprengt; spröd, eigensinnig, aber mit elementarer epischer Kraft packend und mitreißend. Vor allem ein Roman für die Leser dieser Zeitschrift: erfüllt von dem Problem deutscher Innenpolitik, dem sozialen; von dem Problem deutscher

Außenpolitik, dem kolonialen. Dieser Roman wird die Parole derer sein, die für die Wiedererlangung unserer gestohlenen Kolonien eintreten. Er wird ein heiliges und prophetisches Buch bleiben, wenn dieses himmelschreiende Verbrechen gut gemacht ist. Das Erlebnis des Burenkriegs darin wird nur übertroffen von dem Zuge des Hauptmanns von Erckert. Es ist ein Buch, so bis in die Tiefe grunddeutsch, so parteilos deutsch, daß sich in seinem Zeichen die einander am fernsten stehenden Parteien die Hand reichen. Ein einfacher Leser traf das Wesentliche mit dem Satz: „Oft meint man, es sei langweilig, aber man kann nicht aufhören. Was ist das?" Das ist das Epische. Genau das. Wenn man nach hundert Jahren die großen deutschen Erzähler zusammenrechnet, Hans Grimm wird dabei sein mit diesem „Volk ohne Raum".

Was ist sonst von der Ernte des letzten Jahres nennen? Vor allem 2 Bücher der Selma Lagerlöf, bei denen einem die Wahl schwer wird, welches noch schöner ist. „Der Ring des Generals" heißt das eine, „Charlotte Löwenköld" das andere. Das erste düsterer, bis ins Mythische reichend. Das zweite heiterer, bis zur Ironie, von einer Anmut, die an den letzten Fontane erinnert. Wer den Niels Lyhne liebt, lese „Carl Michael Bellmann" von Lotte Mittendorf-Wolff, ein schwermütig holdes Buch, trunken von Wein, Liebe und durchschwärmten Sommernächten. Lu Volbehr, die uns voriges Jahr das sprachlich und inhaltlich gleich anziehende „Buch von Nürnberg" geschenkt hat, überrascht uns heuer mit einer Art nicht minder ansprechenden Fortsetzung: „Der englische Gruß. Eines Nürnberger Meisters Schicksal" (Nürnberg, J. L. Schrag), einem reizend gedruckten und gebundenen Taschenbüchlein, mit einer Wiedergabe des Veit Stoßschen Bildwerks vor dem Titel: so etwas muß man, wenn man den ganzen Genuß haben will, womöglich an Ort und Stelle lesen, an einem Frühlings- oder Sommertag im wundersamen Chor von Sankt Lorenz, wie man „Euryalus und Lukrezia" in der Libreria des Doms von Siena lesen muß, und das „Stuttgarter Hutzelmännlein" am Blautopf, den Magen von einem Schoppen Heilbronner durchwärmt ... Seit den „Norika" des alten Hagen ist nichts Ähnliches mehr über Nürnberg geschrieben worden, wie die beiden Bände von Lu Volbehr.

Der Volksverband der Bücherfreunde ist ein zu einflußreicher Posten innerhalb des deutschen Buchwesens geworden, als daß man an seinen Veröffentlichungen stillschweigend vorübergehen könnte. Das letzte Bedenken, das gegen ihn vorgebracht werden konnte, nämlich, daß die Mitglieder zur Abnahme der Bände der Jahresreihe verpflichtet waren, ist dadurch hinfällig geworden, daß sich seit geraumer Zeit jedes Mitglied an Stelle der 4 Jahresbände nach eigenem Geschmack Werke aus dem Gesamtbestande des Verlags auswählen kann. Damit ist jeder Rest von Bevormundung weggefallen. Von den Bänden der Jahresreihe las ich Wolfgang Goetz: Das Gralswunder, einen ungewöhnlich gewandt geschriebenen Filmroman, der weit über die bisherigen in dieser Umwelt spielenden hinausragt. William J. Lockes „Lustige Abenteuer des Aristide Pujol" ist wirklich ein lustiges, geistreiches Buch über einen amüsanten Südfranzosen. Rudolf Lindaus Ausgewählte Erzählungen halte ich für einen guten Griff, weil dieser Bruder Paul Lindaus weitaus der bedeutendere, feinere und gediegenere Erzähler, aber noch zu wenig bekannt oder schon wieder vergessen ist. Der Liebhaberdruck „Königin Luise in der Dichtung ihrer Zeit" ist eine niedliche Monographie. Eine Leistung ersten Ranges ist wieder „Das Buch der Beispiele alter Weisen" oder die Fabeln des Bidpai; kein Wort des Lobs über diese Leistung ist zu viel. Es ist die Heidelberger Handschrift pal. germ. 84 mit den prachtvollen spätmittelalterlichen Illustrationen, ein Meisterdruck, der sich den „Liedern des Priesters Wernher von der Magd" würdig anschließt. Hierin, in der Wiedererweckung vergessenen, bisher überhaupt nicht zur Kenntnis der Allgemeinheit gelangten deutschen Guts liegt eine Hauptaufgabe des V. B. F. Wenn z. B. der Kunstwart die seit Jahren vergriffene Haider-Mappe nicht mehr auflegt, könnte sie der V. B. F. erneuern. Oder, wie wär's mit einer Faksimile-Wiedergabe der Volksbücher von Marbach? So, wie der wählerische und verdienstvolle Verleger Harro Jessen in München die „Nord-

fresische Chronik" des Pastors Heimreich von 1666 vorbildlich erneuert hat. Für das Wichtigste halte ich nach wie vor, möglichst vielen Deutschen die Schönheiten unserer deutschen Kunst zu erschließen: Städtebilder, deutsche Plastik, deutsche Malerei. Der Band „Deutschland" des Verlags Wasmuth ist ein guter Anfang, aber nicht mehr. Was wir bräuchten, ist ein richtiges Corpus Imaginum nach Landschaften. Ludwig Thoma empfiehlt in seinem eben erscheinenden Briefwechsel Hebels Alemannische Gedichte mit den Bildern Ludwig Richters; er nennt es „Das schönste deutsche illustrierte Buch". Könnte man das nicht erneuern?

Gustav Freytags Gesammelte Werke brauchen den Lesern der S. M. H. nur genannt, nicht empfohlen zu werden. Es ist eine neue Ausgabe erschienen, von Hanns Martin Elster herausgegeben und eingeleitet: Band I: Erinnerungen aus meinem Leben. Gedichte. Die Journalisten. Vermischte Aufsätze biographischer Art, zur Literatur und Kunst, zum Theater, zur Geschichte. II/III Soll und Haben. IV/V Verlorene Handschrift. VI—VIII Ahnen. IX—XII Bilder aus der deutschen Vergangenheit. Gustav Freytag gehört in jede Klasse jeder höheren Schule von Untersekunda an. Es soll kein junger Mann an die Hochschule, ins Leben hinaus treten, ohne die beiden großen Romane, zum mindesten „Soll und Haben", ohne die „Ahnen", ohne vor allem die „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" gelesen zu haben. Besonders das zuletzt genannte Werk ist die beste Einführung in deutsche Geschichte und Kulturgeschichte. Ich zitiere absichtlich zwei Franzosen: „Deutsch bis ins Mark, hatte Freytag immer eine leidenschaftliche Liebe zum Vaterlande. Er ist der Vertreter des gesunden und kraftvollen deutschen Bürgertums, das das Reich geschaffen hat" (Arthur Chuquet). „Keiner verkörpert wohl besser als Freytag den deutschen Mittelstand des 19. Jahrhunderts, jenes freisinnige Bürgertum, das den Politikern erst ermöglicht hat, die nationale Einheit wieder zu schaffen. Mit Recht hat man ihm das Verdienst zuerkannt, das er mit großen Vorläufern wie Balzac und Dickens teilt: dem Volke die Poesie des Alltagslebens erschlossen zu haben, die Größe der anonymen Arbeit der Massen, all jene tätigen Existenzen, die er in Gestalten verkörpert, deren Mittelpunkt der Anton Wohlfahrt seines Hauptwerks ist. In jener Kulturgeschichte, zu der die Neueren so schöne Beiträge geliefert haben, wird der Platz Freytags, der als einer der ersten dies Feld bearbeitet hat, nicht der wenigst ehrenvolle bleiben" (Ludovic Roustan). Unsere jungen Leute müßten keine Deutschen sein, wäre ihnen nicht jede ausländische wirkliche oder Scheingröße unendlich reizvoller als ein Landsmann, unlösbare Probleme der russischen Psychopathie wichtiger als die eigene deutsche Vergangenheit. Keinem andern Volk, das Weine hätte wie die unsern vom Rhein und Mosel, Pfälzer und Franken, müßte man erst, wie zurzeit, täglich durch die Zeitung zurufen: Trinkt deutsche Weine! Keinem Westschweizer würde es einfallen, Glashütter Uhren zu kaufen. Aber der Deutsche kauft Omega. Wer den ausländischen Buchhandel kennt, weiß, welch geringe Rolle Übersetzungen dort spielen. Es gibt keinen Ausländer, auf den sich nicht deutsche Übersetzer und Verleger stürzen. In manchen deutschen literarischen Zeitungen ist viel mehr vom Ausland die Rede als von deutscher Literatur. Das wäre bei keinem Volke der Erde sonst denkbar. Wer ein Buch zu Weihnachten kauft, und sei es nur um ein paar Mark, ist mitverantwortlich für Gedeih und Verderb des deutschen Schrifttums. Darum noch einmal: lest Freytag! Ihr werdet staunen, wieviel Gestaltungskraft, ja sogar wieviel Esprit dieser Erzähler hatte, staunen vor allem, was für ein spannendes Buch die „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" sind!

Verschiedenes

Antike Welt. Der Verlag Ernst Heimeran in München veröffentlicht unter dem Namen Tuskulum-Bücher ungewöhnlich gut gedruckte doppelsprachige Bände; besonders die griechische Type ist viel schöner als die landläufige Kursiv-Griechisch. Die neuesten sind Catull lateinisch und deutsch, Heraklits Fragmente und Platons Gastmahl griechisch und deutsch.

Das „Gastmahl" ist von dem seinen Angehörigen und Freunden viel zu früh entrissenen Franz Boll, der auch ein warmherziger Freund und Mitarbeiter der Süddeutschen Monatshefte war.

Alte deutsche Balladen, herausgegeben von Georg Lange (München, Beck, geb. M. 2,50): eine knappe, wertvolle Auswahl der anonymen Volksballaden, vom Hildebrandslied an bis zum Wunderhorn, nicht einmal 100 S., aber Perle an Perle.

Karl Springenschmid: Das Bauernkind (München, R. Oldenbourg, geb. M. 3,60): ein ganz eigenes Buch, keine Geschichte, aber es liest sich wie eine solche, man hat das Gefühl, so ist die innere und äußere Welt der Bauernkinder noch nie verstanden worden, es ist wie eine Entdeckung einer terra incognita.

Joseph Weigert: Des Volkes Denken und Reden (Herder & Co., Freiburg i. B.) muß in einem Atem mit dem „Bauernkind" genannt werden: reich an prächtigen Beispielen zur Erkenntnis des bäuerlichen Wesens.

Kalender. Deutsche Kunst in Heimatbildern mit Worten deutscher Dichter. Ein Wochenabreißkalender. Verlag Chr. Belser A.-G., Stuttgart. Preis M. 1,50. 63 Offsetdrucke, vor allem Heimatbilder aus Südwestdeutschland (Schwarzwald, Bodensee, Bayern, Württemberg).

Kalender Bayerischer und Schwäbischer Kunst. Begründet von Joseph Schlecht, herausgegeben von Hans Kiener. Gesellschaft für christliche Kunst. Der Hauptartikel ist Kloster Ursberg gewidmet; ein zweiter Schloß Lustheim. Andere behandeln Berching, Karl Rottmann, das Augsburger Rathaus. Das Gebiet, das der Kalender sich vornimmt, ist etwas groß, zu groß: wäre nicht eine Teilung zweckmäßig? Auch chronologisch wäre es praktisch, wenn um 1800 die Grenze gezogen würde. Sonst besteht die Gefahr der Zersplitterung.

Drei Verlagsalmanache: Taschenbuch für Bücherfreunde, hgg. von Rudolf Greinz (geb. 1.— M.), über 20 meist erzählende Beiträge der bekanntesten Autoren des Verlags Staackmann. Amalthea-Almanach 1917—1927, Rückblick und Proben der Tätigkeit des die vornehme Kultur Altösterreichs mit Hingebung und Geschmack pflegenden Verlags. Das 40. Jahr des Verlags S. Fischer, enthält u. a. Beiträge von Hauptmann, Döblin, Kerr, Th. Mann, Hesse, Wassermann, Schnitzler, Dehmel, Shaw.

Der Mainbote von Oberfranken (H. O. Schulze, Lichtenfels) für 1927 gediegen wie alljährlich, das Muster eines Heimatgaukalenders.

Der Bayerische Hauskalender der Münchner Neuesten Nachrichten, von A. Heilmeyer vorzüglich redigiert, von einer Reichhaltigkeit, die so konkurrenzlos ist wie der Preis (Mk. 1.—)

Nachschrift der Schriftleitung

Gleichzeitig mit diesem Heft erscheint die für die Leser der S. M. wohl interessanteste Weihnachtsneuheit: Das deutsche Antlitz, ein Lesebuch von Josef Hofmiller (Bücher der Bildung, Band 28). Diese Auswahl von Meisterstücken deutscher Prosa läßt neben den „Klassikern" (Fichte, Keller, Stifter, R. Wagner, Paul Heyse, Hans Thoma u. a.) in überwiegender Zahl die Lebenden zu Worte kommen. Das gibt diesem Lesebuch für große Leute seine besondere Note. Die Namen sagen genug: K. A. v. Müller, Andreas Heusler, Ernst Bertram, Thomas Mann, Chamberlain, Dehio, Karl Scheffler, G. Binding, Hans Pfitzner, H. J. Moser usw.

Ein anderes Buch, das unseren Lesern gleichfalls nur genannt, nicht empfohlen zu werden braucht, wird vielleicht nicht mehr rechtzeitig vor Weihnachten erscheinen: Die Briefe von Ludwig Thoma (Albert Langen, München).

Für solche, die mehr ausgeben können, sei an die umfassenden Werke erinnert, auf die Hofmiller so oft hingewiesen hat: Die Geschichte der deutschen Kunst von Dehio (Verlag de Gruyter, Berlin) und die Geschichte der deutschen Musik von Moser (Cotta, Stuttgart).

Für unsere Leser, die Kinder beschenken, kommt gerade noch recht „Laurins Rosengarten" von Helene Raff mit reizenden Bildern von K. M. Schultheiß (Thienemanns Verlag, Stuttgart). Einige der Sagen sind von der Verfasserin zuerst in den S. M. erzählt worden.

Zum Vaterunser

Den Lesern der S. M. als Weihnachtsbetrachtung 1926

Bittet, so wird euch gegeben; suchet, so werdet ihr finden; klopfet an, so wird euch aufgetan.
(Matth. 7, 7.)

Text, Überblick, Einteilung, Form

Wir halten uns an die Fassung bei Matthäus 6, 9—13. Bei Lukas 11, 2—4 fehlt nach den von der katholischen Kirche anerkannten Handschriften „unser, der du bist im Himmel", „dein Wille geschehe wie im Himmel, also auch auf Erden", „sondern erlöse uns von dem Übel".

Das von den Protestanten als Schluß gebetete „denn dein ist das Reich und die Macht und die Herrlichkeit in Ewigkeit, Amen", steht in einigen griechischen Handschriften als Schluß des Vaterunsers Matthäus 6, 13; von der katholischen Kirche werden diese Worte für unecht gehalten.

*

Die Anrufung.

Vater unser, der du bist im Himmel.

Die Bitten.

1. Geheiligt werde dein Name,
2. Zukomme uns dein Reich,
3. Dein Wille geschehe wie im Himmel, also auch auf Erden,
4. Gib uns heute unser tägliches[1]) Brot,
5. Und vergib uns unsere Schulden wie auch wir vergeben unsern Schuldigern,
6. Führe uns nicht in Versuchung,
7. Sondern erlöse uns von dem Übel.

*

Wir teilen das Vaterunser ein in drei aktive Bitten (1—3), d. h. solche, die den Vorsatz ausdrücken, etwas zu tun, und vier passive (4—7), d. h. solche, in denen wir den Empfang eines göttlichen Geschenks erbitten. Die vierte Bitte nimmt eine besondere Stellung ein zwischen den drei ersten und den drei letzten Bitten; denn die vierte Bitte bezieht sich auf Körperliches[2]), die drei ersten und die drei letzten beziehen sich auf Geistiges. Und zwar sind

[1]) Wohl das in den Übersetzungen strittigste Wort, ohne daß es in den griechischen Handschriften verschiedene Lesarten gäbe (das aramäische Hebräerevangelium hat mahar = morgen. Hennecke, Neutestamentliche Apokryphen, S. 18). Schon Luther in seiner Auslegung des Vaterunsers für die einfältigen Layen gibt nur bei diesem einen Wort die Vielzahl der Übersetzungen an: außer „täglich" und „morgig" auch „überwesentlich" und „auserwählt" und sucht diese Begriffe in seiner Auslegung alle zu verbinden. Andere Übersetzer, z. B. Weizsäcker, sagen „unser nötiges Brot". Lagarde legte besonderes Gewicht darauf, daß wir nach dem griechischen Wortlaut unser Brot für morgen erbitten. Auch die neueste Übersetzung, die von Roman Woerner (1922), hat „unser Brot für den morgenden Tag" und diese Wiedergabe scheint immer allgemeiner anerkannt zu werden; vergleiche z. B. die im Jahre 1924 erschienene Neuausgabe der Übersetzung von Ludwig Albrecht. Die Vulgata hat „überirdisch", Augustinus aber „täglich".

[2]) Anders die meisten Erklärer. Sie meinen, das Brot auf die geistige Nahrung, insbesondere das Brot der Kommunion beziehen zu müssen und verkennen, wie schön hier in der Mitte des Gebets das Irdische in das Himmlische gepflanzt ist, damit auch das Irdische seine Wurzeln in einer anderen Welt habe. Der Heiland ist nicht so vornehm wie die Theologen und verschmäht es nicht, vom Brot zu sprechen, das die Bäcker backen. Augustin läßt es dem Betenden offen, an die gesamte Notdurft oder an das Sakrament zu denken.

die drei letzten mystische Bitten: alles andere könnte man einem mächtigen König auch versprechen oder von ihm erbitten: die drei letzten sind die Bitten um Gnade.

*

Man kann auch unterscheiden die vier Du-Sätze (hier ist die Anrufung mitgezählt, in den ersten drei Bitten ist „dein" zu betonen) und die vier Wir-Sätze; und diese Einteilung gibt einen Überblick über den Gegensatz des Göttlichen und des Menschlichen.

Du	Himmel	Unser	Brot
Dein	Name	Unsre	Schuld
Dein	Reich	Uns	Versuchung
Dein	Wille	Uns	Übel.

Auch diese Einteilung deutet darauf hin, daß in den ersten drei Bitten wir sagen, wie wir uns zu Gott verhalten wollen, und in den vier letzten wir bitten, wie er sich zu uns verhalten möge.

So herrlich, wie die Aussagen über Gott in den vier ersten Sätzen sind, —sein Himmel, sein Name, sein Reich, sein Wille —, so kläglich die über den Menschen in den vier letzten Sätzen — sein Brot, seine Schuld, seine Versuchung, sein Übel.

Nirgends kommt Wort oder Begriff Ich vor. Es ist ein Gebet für alle, und von dem einzelnen Betenden wird nichts anderes vorausgesetzt, als daß er sündig und erlösungsbedürftig ist.

*

Jede Bitte ist eine Welt für sich, weshalb Künstler, die einzelnen Bitten in Bildern darstellen konnten, die nichts miteinander zu tun haben.

* *
*

Die Anrufung und die einzelnen Bitten

Die Anrufung

„Vater" ist symbolisch gemeint. Gott ist nicht mein und dein Vater, Vater ist Symbol für die schützende Liebe. Er erhält die Vögel des Himmels und die Lilien im Felde.

„Unser", darin liegt, daß alle Menschen Brüder sind. „Das Gebet ist ein geistlich, gemein Gut, darum soll man niemand deß berauben, auch nit die Feind" (Luther, Auslegung des Vaterunsers für die einfältigen Layen).

„Der du bist im Himmel", auch dazu hat Luther das Beste gesagt, nämlich in seinen Tischreden: „Ich, wiewohl ich ein alter Doktor der heiligen Schrift bin, bin doch noch nicht aus der Kinderlehre gekommen, und verstehe die zehn Gebote Gottes, den Glauben und das Vaterunser doch noch nicht recht, ich kann's nicht ausstudieren und auslernen, aber ich lerne noch täglich daran und lese den Katechismus mit meinem Sohn Hansen und mit meinem Töchterlein Magdalenen. Wann versteht man doch durchaus und gründlich nur das erste Wort im Vaterunser, als da wir sagen: der du bist im Himmel?"

Gar nicht verstehen wir schon für diese ersten Worte die Auffassung von Heiler (Das Gebet, S. 298), das Vaterunser sei ein Bittgebet und stehe im Gegensatz zum mystischen Beten. In dem Maß, in dem wir nur für diese Welt bitten, statt uns schon mit den ersten Worten in eine andere zu versenken, sind wir der Mystik unzugänglich, aber auch dem Vaterunser. Nach dem hl. Gregor von Nyssa (331—394) können nur diejenigen die Worte dieses Gebetes verstehen, denen der Geist der Wahrheit die verborgenen Geheimnisse erschließt.

Uns ist Himmel so viel wie fester Punkt, Maßstab für alles. Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis, der Himmel nicht. Die Schwierigkeit, die sich gegen die Auffassung zu erheben scheint, daß der Himmel der einzige feste Punkt, der einzige Maßstab sei, nämlich, daß Liebe auch nicht Gleichnis sondern selbst Maßstab für alles sei, erledigt sich dadurch, daß Himmel und Liebe dasselbe ist. Es könnte auch heißen „der du bist in der Liebe".

* *
*

Die erste Bitte

„Geheiligt werde dein Name" meint nicht gelegentliche Heiligung, sondern beständige. Nach unserer Auffassung: durch die Kunst. Bei der Heiligung durch die Kunst ist in erster Linie an die kirchliche Kunst zu denken, deren einzige Aufgabe die Heiligung des Namens Gottes ist, weiterhin aber an alle hohe Kunst überhaupt.

Bei dieser Bitte ist es klar, daß es eine aktive Bitte ist: der Mensch soll durch die Kunst den Namen Gottes heiligen, Gott kann sich nicht selbst loben. Wenn ich ein verstecktes Bild Gottes weiß, muß ich dafür sorgen, daß es offenbar wird, weil es heißt „geheiligt werde dein Name". Die Rückseite mag zerfressen sein, vielleicht konnte man das Bild nicht anders herstellen, als indem man den Untergrund zerstörte. Mit der Rückseite sollen wir uns nicht beschäftigen, das Bild Gottes sollen wir suchen und heiligen.

Die Bitte schließt in sich, daß man seine Zeit nicht damit zubringen darf, den Namen seiner Mitmenschen zu schänden.

Die außernatürliche Richtung des Christentums zeigt sich in seinem Gebet. Der natürliche Mensch strebt danach, sich zu erlustigen und zu verherrlichen oder andere Menschen zu erlustigen und zu verherrlichen, oder sich zu heiligen; hier haben wir ein Gebet — also doch einen Anruf in menschlicher Not, — das in seinen ersten Anrufen und Bitten nicht für den Menschen, sondern für Gott bittet, „geheiligt werde dein Name".

* * *

Die zweite Bitte

„Zukomme uns dein Reich", bedeutet das ein von uns versprochenes Suchen oder ein von Gott erbetenes Ausströmen des Heiligen Geistes? Nach dem Zusammenhang bedeutet es ein versprochenes Suchen, ist also eine aktive Bitte, soviel wie „Suchet, was droben ist".

Es ist die Bitte, an der Herbeiführung des Reiches selbst arbeiten zu können, und das Versprechen, an der Herbeiführung des Reiches selbst arbeiten zu wollen. Aber „zukomme uns dein Reich", darum zu bitten, würde uns nicht aufgetragen, wenn wir allein, ohne Hilfe, imstande wären, selbst das Reich Gottes herbeizuführen.

Das Reich, das kommen soll, ist kein Reich der weltlichen Macht, nicht ein verbessertes Reich des Teufels, sondern ein Reich der Erkenntnis, in dem Erkenntnis und Liebe eins sind. Wie gering weltliche Kenntnisse zu achten sind, zeigt sich aus Apostelgeschichte 4, 13, wo Petrus und Johannes, unmittelbar nachdem der Heilige Geist aus Petrus gesprochen, als ungelehrte und ungebildete Leute bezeichnet werden.

Die Auffassung, daß das Reich Gottes in uns ist, wird ausdrücklich und wörtlich bestätigt durch Lukas 17, 20 und 21: „Als er aber von den Pharisäern gefragt wurde: Wann kommt das Reich Gottes? antwortete er ihnen und sprach: Das Reich Gottes kommt nicht mit äußerlichem Gepränge, auch kann man nicht sagen: Siehe, hier ist es, siehe, dort; denn siehe, das Reich Gottes ist innerhalb euch."

Lukas 8, 10 heißt es: „Euch ist gegeben, die Geheimnisse des Reiches Gottes zu verstehen". Es ist also diejenige Bitte, die sich auf den Heiligen Geist bezieht. Dementsprechend enthält die zweite Bitte für den hl. Gregor von Nyssa Aufschluß über das Wesen des Heiligen Geistes und seine Eigenschaften (Dibelius, Das Vaterunser, S. 62).

Man kann nicht bitten „zukomme uns dein Reich", und sich freiwillig in das des Satans begeben, sei es auch als Höllenrichter (vgl. unten das über den zweiten Teil der fünften Bitte Gesagte). Hingegen ist Liebe immer recht. Hier ergibt sich, daß Entzücken besser ist als Entrüsten.

Voraussetzung für das Kommen des inneren Reiches und dessen, was wir zu seiner Herbeiführung tun müssen, ist: Erfüllung der nächsten Bitte.

* * *

Die dritte Bitte

„Dein Wille geschehe wie im Himmel also auch auf Erden." Diese Bitte heißt:

1. Ich bin nicht imstande dafür zu sorgen, daß dein Wille auf Erden geschehe. Sonst hätte ich nicht nötig, darum zu bitten.

2. Ich bin bereit, soweit ich kann, dazu mitzuwirken. Sonst hätte ich kein Recht, darum zu bitten: Man kann nicht bitten, daß Gottes Wille geschehe und selbst ihn nicht tun. Hier zeigt sich die Bedeutung der guten Werke: Sie sind die Belege des Glaubens. Wer Werke des Teufels tut, kann nicht von Gott erbitten, daß sein Wille auf Erden geschehe.

Nirgends ist etwas davon gesagt, daß wir unsere Individualität ausleben sollen und uns freiwillig in das Reich des Satans begeben dürfen, etwa um uns besser kennenzulernen. Christus selbst bittet: „Nicht mein Wille, sondern dein Wille geschehe" (Matth. 26, 39).

Auch nicht nach dem Willen anderer Menschen sollen wir uns richten.

Wille bedeutet das Einzelne, Reich das Ganze. Die zweite Bitte bezeichnet also das Ziel: das Kommen des Gottesreiches; die dritte das Mittel dazu: das Tun von Gottes Willen.

Daß auch die dritte Bitte eine aktive ist, wird ausdrücklich bestätigt durch Matthäus 7, 21: „Nicht ein jeder, der zu mir sagt: Herr, Herr! wird in das Himmelreich eingehen, sondern wer den Willen meines Vaters tut, der im Himmel ist, der wird in das Himmelreich eingehen."

Aus dieser Bitte ergibt sich als Erklärung von Himmel: das, wo Gottes Wille geschieht.

Es ist diejenige Bitte, die am seltensten ernst genommen wird. Nur die Heiligen haben auf der Erde so gelebt, wie wenn sie im Himmel wären.

Die Auffassung vom aktiven Charakter der drei ersten Bitten finden wir auch bei Augustin in der Gebetsanweisung für die Witwe Proba: „Wenn wir sagen ‚Geheiligt werde dein Name', so ermahnen wir uns selbst zu dem Wunsche, daß der Name dessen, der immer heilig ist, auch bei den Menschen heilig gehalten, d. h. nicht verachtet werde; was nicht Gott sondern den Menschen nützt. Und wenn wir sagen, ‚zukomme uns dein Reich', so richten wir, sei es, daß wir wollen oder nicht wollen, daß es uns zukomme, unsere Sehnsucht darauf, daß es uns zukomme, und daß wir es uns verdienen, in ihm zu herrschen. Wenn wir sagen ‚Dein Wille geschehe wie im Himmel also auch auf Erden', so erbitten wir von ihm den Gehorsam selbst für uns, damit sein Wille so von uns vollzogen werde, wie er im Himmel von seinen Engeln vollzogen wird."

Die nun folgenden passiven Bitten darf nur aussprechen, wer den Wunsch hat, mitzuwirken, daß „dein Wille geschehe wie im Himmel also auch auf Erden".

* * *

Die vierte Bitte

„Unser tägliches (morgiges) Brot gib uns täglich", heißt es bei Lukas. Diese Fassung scheint uns tiefer als die bei Matthäus „Unser tägliches (morgiges) Brot gib uns heute", die aus dem Gebet um Ewigkeit ein wenig ein Hausgebet macht.

Die Bitte hat eine merkwürdige Stellung. Man könnte erwarten, daß des Lebens Notdurft zuerst komme. Aber zuerst kommen die drei aktiven Bitten. Die ums Brot steht zwischen den aktiven und den passiven, als ob sie weder zu den einen noch zu anderen ganz gehörte. Nach unsrer Auffassung gehört sie ganz zu den passiven, ja enthält das Versprechen der Passivität.

Diese Bitte wird erläutert durch Thomas a Kempis, Nachfolge Christi, 3. Buch 26. Kapitel: „Behüte mich vor den Sorgen dieses Lebens, damit ich nicht allzu sehr darin verwickelt werde; vor vielen Bedürfnissen des Leibes, damit ich nicht von der Wollust gefangen werde." Und weiter: „Siehe, Speise, Trank, Kleidung und andere Notdurft, die ja zu des Leibes Erhaltung gehört, sind dem inbrünstigen Geiste beschwerlich. Verleihe mir, solchen Unterhalt

mit Maß zu gebrauchen, damit ich nicht mit allzu großer Begier darin verstrickt werde. Alles hinwegzuwerfen, ist nicht erlaubt, weil die Natur erhalten werden muß; aber Überflüssiges und was mehr zur Lust ist, aufzusuchen, das verbietet das heilige Gesetz; sonst würde das Fleisch übermütig wider den Geist sich erheben. Hier zwischenhindurch, ich bitte, Herr, leite mich deine Hand und belehre mich, daß nichts zu viel geschieht". (Dieses Kapitel von Thomas a Kempis brachte uns auf den Zusammenhang der vierten Bitte mit der sechsten, s. unten S. 356).

Während die vorhergehende Bitte aktiv gemeint ist: als Versprechen, nach Gottes Willen zu handeln und nicht nach dem der Menschen, ist die Bitte ums tägliche Brot passiv gemeint: für das Leibliche sorge du!

Dem natürlichen Menschen ist das Erste, was er von seinen eigenen Händen und das Letzte, was er von einer unsichtbaren Macht erwartet, das tägliche Brot. Gerade dieses aber sollen wir von Gott erbitten.

Wir brauchen uns also überhaupt nicht um unsere persönlichen Angelegenheiten zu kümmern. Wir verstehen die Bitte als Bitte auch für die Tiere, überhaupt für das Leben aller. Hier zeigt sich, daß das Leben ein Gut ist.

Die Bergpredigt, in der das Vaterunser gelehrt wird, enthält im gleichen Kapitel die Erläuterung dieser Bitte (Matth. 6, 25—34): „Sorget nicht ängstlich für euer Leben, was ihr essen werdet, noch für euern Leib, was ihr anziehen werdet. Ist nicht das Leben mehr als die Speise und der Leib mehr als die Kleidung? Betrachtet die Vögel des Himmels; sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheunen: und unser himmlischer Vater ernährt sie doch. Seid ihr nicht viel mehr als sie? Wer unter euch kann mit seinen Sorgen seiner Leibeslänge eine Elle zusetzen? Und warum sorget ihr ängstlich für die Kleidung? Betrachtet die Lilien auf dem Felde, wie sie wachsen; sie arbeiten nicht und spinnen nicht; und doch sage ich euch, daß selbst Salomon in aller seiner Herrlichkeit nicht bekleidet gewesen ist wie eine von ihnen. Wenn nun Gott das Gras auf dem Felde, welches heute steht und morgen in den Ofen geworfen wird, also kleidet, wie viel mehr euch, ihr Kleingläubigen! Sorget euch also nicht ängstlich und saget nicht: Was werden wir essen, oder was werden wir trinken, oder womit werden wir uns bekleiden? Denn nach allem diesen trachten die Heiden. Denn euer Vater weiß, daß ihr alles dessen bedürfet. Suchet also zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit: so wird euch dieses alles zufallen. Darum sorget nicht ängstlich für den morgigen Tag; denn der morgige Tag wird für sich selbst sorgen. Jedem Tag genügt seine Plage."

* * *

Die fünfte Bitte

a) Und vergib uns unsere Schulden

Das „Und" zwischen der Brot- und der Schuldenbitte bedeutet vielleicht, daß wir wünschen sollen, am Leben erhalten zu werden, um verziehen zu bekommen und zu verzeihen.

„Vergib uns unsere Schulden" würde uns der Heiland nicht sagen lassen, wenn der Wunsch unerfüllbar wäre und wenn nicht in dem Augenblick, in dem wir aufrichtig darum bitten und die Bedingung des Nachsatzes („wie auch wir vergeben unseren Schuldigern") erfüllen, unsere Schuld in Wahrheit vergeben werden kann. Zur Aufrichtigkeit der Bitte gehört der Vorsatz, nie wieder zu sündigen.

Alle anderen Bitten beziehen sich auf die Zukunft. Aus dieser ergibt sich, daß Gott die dem Menschen nicht mögliche, rückläufige Beeinflussung des Weltlaufs, also die Wirkung auf die Vergangenheit, möglich ist. Die Reue wird durch diese Bitte als notwendig anerkannt. Wäre Reue falsch, so könnte kein Schuldbewußtsein gefordert werden; ja, das vollkommene Fehlen der Reue würde zur Folge haben, daß man kein Gedächtnis für seine Sünden hätte.

Es heißt „uns unsere Schulden", nicht „mir meine Schulden", also nicht nur sollen wir nicht richten über fremde Schulden, sondern Verzeihung für sie erbitten.

In dem „vergib uns unsere Schulden" liegt schon „mein ist die Schuld" als Gegensatz zu „dein ist das Reich", in dem von der katholischen Kirche für unecht gehaltenen Schluß des Gebetes (s. oben S. 349). Also von Menschen sollen wir nicht Schuldenvergebung erwarten, verlangen, wünschen. Sondern unsere Schulden kann nur Gott vergeben. Unser Verhältnis zu Schulden anderer bestimmt die zweite Hälfte der Bitte.

*

b) Wie auch wir vergeben unseren Schuldigern

Augustin in seinen Bekenntnissen (IX, 13), wo er bittet, daß Gott der verstorbenen Mutter die Sünden vergibt, führt zur Begründung an: „Ich weiß, daß sie Barmherzigkeit geübt und von Herzen ihren Schuldigern die Schuld vergeben hat."

Während die drei ersten Bitten einen Vorsatz ausdrücken, für den göttlicher Beistand angerufen wird, enthält das „wie auch wir vergeben unseren Schuldigern" eine unbedingte, nicht von göttlichem Beistand abhängige Zusage, — die einzige des Vaterunsers.

„Unsern Schuldigern" heißt nicht wirklichen Schuldigern, Menschen, die eine Schuld gegen uns hätten, wie wir gegen Gott. Sondern: vermeintlichen Schuldigern — aus allen Zeiten allen, die uns ärgern — andere haben wir nicht. Der Mensch ist nicht imstande als Richter zu richten, er richtet als Angeklagter, der andere ihn beschuldigende Angeklagte beschuldigt. Diesen vermeintlichen Schuldigern zu vergeben, ist das einzige ausdrückliche Versprechen des Vaterunsers.

Das Christentum, die Religion der Gnade, wird nur in diesem einen Punkt ungnädig. Nachdem der Apostel am Schluß von Römer 1, von denen sprechend, die unnatürliche Laster haben, als Letztes ihre Unbarmherzigkeit aufgeführt hat, sagt er im Brief an die Römer, 2, 1 geradezu: „Wer richtet, wird nicht entschuldigt". Im selben Vers behauptet Paulus: „Das, was du an anderen richtest, tust du selbst". So daß also die an anderen vermeintlich bemerkten Sünden nichts anderes wären, als eine Hinausverlegung der eigenen, so wie das, was dem Menschenfeind am Alpenkönig mißfällt, nichts anderes ist als er selbst. Das, was wir hier über das unseren Schuldigern Vergeben sagen, ist alles schwach gegen das Wort des Apostels: „Das, was du richtest, tust du selbst".

Unsere Auffassung, daß die einzige Verpflichtung, die ausdrücklich ausgesprochen ist, in den Worten liegt „wie auch wir vergeben unseren Schuldigern", und daß in ihnen der Schwerpunkt des Gebets liegt, wird dadurch unterstützt, daß Jesus nach dem Vaterunser (Matth. 6, 14) unmittelbar fortfährt: „Denn wenn ihr den Menschen ihre Sünden vergebt, so wird euch euer himmlischer Vater auch euere Sünden vergeben", und daß das nächste Kapitel anfängt: „Richtet nicht, damit ihr nicht gerichtet werdet", also diesen verwandten Gedanken weiterführt. (Ebenso Lukas 6, 37: „Richtet nicht, so werdet ihr nicht gerichtet werden; verdammt nicht, so werdet ihr nicht verdammet werden; vergebt, so wird euch vergeben werden.")

Hierher gehört auch Matthäus 18, 21, wo Petrus fragt: „Herr, wie oft soll ich meinem Bruder vergeben, wenn er wider mich sündigt? Sieben Mal?" und ihm geantwortet wird: „Nicht sieben Mal, sondern siebenzig sieben Mal". Am Schluß dieses Kapitels steht die Erzählung vom nicht vergebenden Schuldiger.

Zu den vielen Stellen, an denen uns verboten wird zu richten, tritt das merkwürdige Wort Jesu (Johannes 8, 15): „Ihr richtet nach dem Fleisch, ich aber richte Niemanden".

Nachdem bei Lukas 12, 57 gesagt ist: „Warum beurteilt ihr nicht auch von euch selbst, was recht ist?" heißt es weiter in Vers 58: „Du aber, wenn du mit deinem Widersacher zur Obrigkeit gehst, so gib dir auf dem Wege Mühe, von ihm loszukommen, damit er dich nicht etwa

vor den Richter ziehe". So geht es einem, wenn man seine Schuldiger richten will statt sich selbst. Daß man andere nicht richtet, ist die Voraussetzung des Sichselbstrichtens[1]).

Alles wird von Gott gefordert und nur eines versprochen: wie auch wir vergeben unsern Schuldigern. Also, wer das verspricht, und nur er darf das schönste Gebet denken.

*

c) Die fünfte Bitte als Ganzes

Das Besondere der fünften Bitte ist eine Verbindung von Göttlichem und Menschlichem, wie sie in dieser Art in keiner Religion bekannt ist. Wir fassen das „wie auch wir vergeben" als ein Versprechen auf; dem Wortlaut nach könnte man es auch so auffassen, als ob wir ein Vorbild für Gott wären. So tritt der Mensch nach Gregor von Nyssa, wenn er diese Bedingung erfüllt, an Gott mit dem Anspruch heran: nun solle Gott seine guten Handlungen nachahmen (Dibelius, Das Vaterunser, S. 69f.). Der Zauber der fünften Bitte liegt in der Göttlichkeit, die dem Menschen zugeschrieben wird, wenn er Erbarmen hat.

Die fünfte Bitte ist der geistige Mittelpunkt des Christentums. Man scheint zu meinen, das Christentum sei die Religion der Schuldenvergebung nur in dem Sinne, daß uns die Schulden vergeben werden: hier ist gesagt, daß es auch in dem Sinne die Religion der Schuldenvergebung ist, daß wir vergeben müssen, und es ist ferner gesagt, daß das eine vom anderen, das Vergebenbekommen und das Selbstvergeben, nicht zu trennen ist. Der gleiche Zusammenhang wird ausgesprochen in „Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen" (Matth. 5, 7)[2]).

Die fünfte Bitte ist ein Bekenntnis zur Wiedergeburt. Alles Bisherige soll ausgelöscht, ein neues Leben begonnen werden.

* * *

Die sechste Bitte

Um in dem neuen Leben erhalten zu werden, das mit der vorigen Bitte begonnen hat, bitten wir „führe uns nicht in Versuchung". Zu bitten „vergib uns unsere Schulden", ist nicht möglich, wenn man gleichzeitig neue Schulden vorbereitet, weshalb unmittelbar anschließt: „Führe uns nicht in Versuchung".

Die Bitte schließt das Versprechen in sich, sich selbst nicht in Versuchung zu führen, andere nicht in Versuchung zu führen, und auch nicht zu wünschen, von anderen in Versuchung geführt zu werden; während der natürliche Mensch wünscht, in Versuchung geführt zu werden. Daß wir uns selbst nicht in Versuchung führen dürfen, ergibt sich aus dem Vorsatz der zweiten und dritten Bitte, sich in das Reich Gottes zu begeben und an seiner Herbeiführung zu arbeiten.

[1]) Thomas a Kempis, Nachfolge Christi, II. Buch, 5. Kap.: „Du wirst nie ein innerlicher und andächtiger Mensch, wenn du nicht von anderen schweigst." Franz von Assisi über die Angeber: „Solche Menschen suchen gut zu scheinen, nicht es zu werden, sie klagen die Laster an, legen sie aber selber nicht ab . . ., sie richten alles, wollen aber von niemand gerichtet werden" (Thomas de Celano, Zweite Lebensbeschreibung, 139). Es ist ein Grundgedanke aller Orden, die Strenge der Ordensgebote nur bei sich und nicht bei den Laien anzuwenden. Von den Schwachheiten eines Edelmannes, den sie als Heiligen bezeichnet, sagt die hl. Theresa: „Für mich zwar in meinem Stande wären diese Dinge die größten Fehler gewesen; für ihn aber in seinem Stande waren sie weder Fehler noch Unvollkommenheiten" (Leben, von ihr selbst beschrieben, 23. Hauptstück). Und die hl. Katerina von Siena sagt: „Um zur Reinheit des Geistes zu kommen, ist vor allem nötig, sich vor jedem Urteil über den Nächsten zu hüten." Ebenso die Mystiker: „Tue große Werke und übe dich in allen guten Tugenden. Gott wird dir großen Lohn geben, sofern du dich hütest vor Urteil über deinen Nächsten und du dich auch nicht selbst für besser hältst als einen andern. Denn tätest du dies, so weiß ich wahrlich nicht, ob dir jemals ein Lohn zuteil werde." (Tauler).

[2]) Wer dieses Wort nur auf die Menschen und nicht auch auf die Tiere anwenden will, sollte statt dessen lieber sagen: „Was du nicht willst, daß man dir tu, das füg auch keinem andern zu".

Ferner schließt die Bitte in sich, daß wir niemals unserer Kraft vertrauen sollen. Es ist die Bitte wider den Übermut. Die oben (S. 353) angeführte Stelle von Thomas a Kempis brachte uns auf den Zusammenhang der sechsten Bitte mit der Bitte ums Brot. Diese sagt: gib uns, was wir zur Notdurft brauchen, damit wir uns dem innern Leben widmen können. Unsere sagt: gib uns nicht mehr, als wir zur Notdurft brauchen, da wir sonst wiederum abgelenkt würden vom innern Leben.

* * *

Die siebte Bitte

Auch im griechischen Urtext ist „Schulden" in der fünften Bitte Mehrzahl, „Übel" in der siebenten Bitte Einzahl. Das „Übel" verhält sich zu den „Schulden" so wie das „Reich" in der zweiten Bitte zu dem „Willen" in der dritten: So wie der „Willen" die einzelne göttliche Handlung, das „Reich" die ganze göttliche Welt ist, so sind die „Schulden" die einzelnen teuflischen Handlungen, das „Übel" die ganze teuflische Welt.

Nicht die körperlichen Übel sind gemeint, diese sind mitbefaßt in der vierten Bitte. Sondern das Verstricktsein in die Welt. Wenn wir von dem befreit sind, gibt es kein Übel.

„Sondern erlöse uns von dem Übel" heißt also: löse uns von der Welt. Das Festwurzeln in der Welt ist verboten, ja schon die Beschäftigung mit der Welt. Von all dem sollen wir uns lösen und bedenken „Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen" (Lukas 21, 33).

Nach unserer Auffassung bezieht sich also die Bitte um Schuldenvergebung auf die einzelnen Sünden, die Bitte um Erlösung vom Übel auf die Sünde überhaupt, so daß der Schluß des Gebets an den Anfang zurückführt, in Name, Reich und Wille Gottes.

Die letzte Bitte wäre eine Wiederholung der beiden vorhergehenden, wenn das Übel dasselbe bedeutete wie die Schulden und nicht allgemein: Erbsünde.

Zusammengefaßt heißen die drei letzten Bitten:

Vergib uns . . . . . unsre alten Schulden
Führe uns nicht . . . . . in neue Schulden
Erlöse uns . . . . . von der Erbsünde.

* * *

Worüber nichts gesagt ist

So umfassend das Gebet ist[1]), nichts enthält es über das Verhältnis zu Unverständnis und Haß der Umwelt. Es bittet nicht um Macht gegen die Feinde. Nur das „wie auch wir vergeben unseren Schuldigern", kann auf die Feinde mitbezogen werden. Das Gebet, gelehrt in einer Zeit, in der die Gläubigen ein armes kleines Häuflein inmitten eines mächtigen Reiches und eines fanatisierten Volkes waren, vorgesprochen von dem, der wußte, daß er durch dieses Volk den Martertod erleiden wird, könnte in einer wohlgesinnten Umwelt nicht anders lauten als in dieser bösgesinnten. Voll Demut gegen Gott, nimmt es gegen die Welt die siegreichste und königlichste Stellung ein: es vergißt sie.

* * *

[1]) Augustinus in seiner Gebetsanweisung für die Witwe Proba sagt, es sei uns erlaubt, mit andern Worten, aber nicht erlaubt, um andere Dinge zu bitten als die in dem Vaterunser enthaltenen.

Redaktionell abgeschlossen am 18. November 1926
Herausgeber: Paul Nikolaus Cossmann in München. — Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Arthur Hübscher in München. — Druck- u. Buchbinderarbeiten: R. Oldenbourg. München. — Papier: Bohnenberger & Cie., Niefern bei Pforzheim.

Ein Katechismus deutscher Politik

Ergebnisse der staatspolitischen Schulungswoche des Deutschen Hochschulrings

Der Deutsche Hochschulring sucht durch das vorliegende Heft einen Einblick in seine nationalpolitische Erziehungsarbeit zu geben. Eine studentische Generation, die aus dem großen Völkerringen zurück auf Deutschlands Hochschulen kam, die das Erlebnis innigster Verbundenheit mit jedem Volksgenossen aus dem Schützengraben mitbrachte, die das Reich zusammenbrechen, das Deutsche Volk in Selbstverachtung und Selbstvernichtung sich ergehen sah, die konnte auf den Hochschulen nicht abgeschlossen nur der Wissenschaft leben, die trug ein Gefühl der Mitverantwortung an Volk und Staat in sich. Dieses Gefühl zeitigte zunächst den großartigen Aufbau einer „Deutschen Studentenschaft" (Würzburg 1919), als den Versuch, in jungakademischer Gemeinschaft reinstudentische Angelegenheiten in eigene Verwaltung zu nehmen, zu wirtschaftlicher Selbsthilfe zu greifen und ein selbstbewußtes und mitverantwortliches Glied der Hochschule zu bilden. Und doch hat dieser Studentenstaat unter dem Druck der Machthaber des Weimarer Staates Formen angenommen, wie sie die überwältigende Mehrheit der deutschen Studentenschaft nicht anerkennen konnte. Der Wille zum Aufbau einer Studentenschaft nach den Gesichtspunkten einer Deutschen Gemeinschaft, darüber hinaus zum Aufbau eines Staates auf den Grundlagen der Volksgemeinschaft, führte zur Gründung des Deutschen Hochschulrings (Göttingen 1920).

„Wir bekennen uns zum Deutschen Volkstum und erstreben die deutsche Volksgemeinschaft. Wir erachten deshalb den Zusammenschluß aller Kräfte für erforderlich, die aus gemeinsamer Abstammung, Geschichte und Kultur heraus die Volksgemeinschaft aller Deutschen und damit die Wiedererstarkung unseres Volkes und Vaterlandes erstreben. Als deutsche Studenten schließen wir uns zusammen, um aus der Verantwortung vor unserem Volke an des Deutschen Reiches Zukunft mitzuschaffen und in Erfüllung unserer studentischen Pflicht allen Deutschen ein Vorbild völkischer Einheit zu werden." So faßten die Gründer das Bekenntnis und die Aufgaben in der Zielformel zusammen. So haben sie begonnen auf dem Wege nationalpolitischer Erziehung den Staatsgedanken in die folgenden Generationen zu pflanzen. Je mehr aber diese Gründergeneration in Studentenschaft und Hochschulring von den Hochschulen verschwand, desto klarer wurde es, wie sehr es immer noch Aufgabe der Studentenschaft selbst war und ist, die politische Erziehung des jungen Komilitonen in die Hand zu nehmen und damit zu ersetzen, was die Hochschulen besonders in den Vorkriegsjahren versäumt haben. Schon die unzähligen Wanderungen in die deutschen Grenzlande, die Hochschulring und Studentenschaft seit ihrer Gründung durchführen, haben den jungen Komilitonen aus eigener Anschauung den Kampf seiner Volksgenossen um die heiligsten Güter der Nation erkennen und den festen Willen in ihm erstehen lassen, an dem Kampfe um die Erhaltung des Volkstums tätigen Anteil zu nehmen. So führte die Anschauung zur Einrichtung der Schulungswochen, die in Vortrag und Arbeitsgemeinschaft eindringlicher an die Fragen des Staates, des Volkes, seiner Geschichte und Fortentwicklung heranführen sollten. So ist es möglich gewesen, zunächst einmal in den führenden Kreisen der Studentenschaft durch Erarbeitung der Grundlagen außen- und innenpolitischer Fragen eine einheitliche nationale Willensbildung zu erreichen. Bei der starken Betonung, die auch die jüngste Generation deutscher Studenten, die das Kriegserlebnis und der Zusammenbruch nicht von vornherein zu solcher Arbeit drängt, immer wieder auf die Fortsetzung nationalpolitischer Erziehung legt, darf man die Hoffnung hegen, daß in wenigen Jahren eine Akademikerschaft die Leitung unseres Volkes in die Hand nimmt, die mit größter Selbstbeherrschung und nüchternem Denken einem Ziele entgegenarbeitet, in das sie sich mit großer Aufopferung und großem Fleiß eingearbeitet hat. Ein Glied in dieser Kette soll das vorliegende Heft bilden, zustande gekommen durch die unermüdliche Arbeit der vortragenden Herren auf unserer staatspolitischen Schulungswoche in Hamburg Januar 1926 und das freundliche Entgegenkommen der Süddeutschen Monatshefte, denen noch einmal an dieser Stelle der wärmste Dank des Deutschen Hochschulringes ausgesprochen sei.

Möge weit über den Kreis der Studentenschaft hinaus dieses Heft im deutschen Volke seine Freunde finden, eine Grundlage zur Erkenntnis der Lage unserer Nation bilden und den eisernen Willen zur äußeren und inneren Freiheit unseres Volkes erstehen lassen und damit der Schöpfung eines neuen Reiches vorarbeiten.

Berlin. Hans Heesch.

Geographische Grundzüge auswärtiger Politik

Von Generalmajor a. D. Dr. Karl Haushofer, Prof. a. d. Universität München

Suchen wir in dem Irrgarten der auswärtigen Politik Grundzüge, Leitlinien und Wege, die nicht ausschließlich von menschlicher Willkür bestimmt erscheinen, sondern auf eine wissenschaftlich erforschbare natürliche oder naturgemäße Anlage hinweisen, Wege, deren zielsicheres Innehalten sich auf die Dauer lohnt, deren Verlassen sich gesetzmäßig straft, so steht als Grundlage jeder Erörterung von Fragen der auswärtigen Politik der Lebensraum vor uns, auf dem ein Volkskörper aufgewachsen ist, der sein Leben durch kluge Außenpolitik erhalten und steigern soll. Hauptaufgabe ist für die auswärtige Politik immer wieder, diesen Lebensraum mindestens so zu erhalten und zu betreuen, wie sie ihn von vergangenen Geschlechtern ererbt hat, ihn zu erweitern, wenn er zu eng geworden ist, ohne Lebensgefahr für den Volksbestand herauf zu beschwören, unvermeidlicher Gefahr aber um des Fortlebens einer Volkheit willen auch mit der ganzen Volkskraft zu begegnen.

Innerhalb des Lebensraumes wird durch größte Vertiefung darein, durch Ausgestaltung aller seiner Hilfsquellen die Grundlage für die höchste Kulturentwicklung zu schaffen sein; denn dann erst, wenn es nachweisbar ist, daß der Kulturboden keine größere Volksdichte ohne Gefahr für die Umwelt trägt, wird allenfalls bei weiser Behandlung der öffentlichen Meinung der Welt ein Recht auf Ausdehnung widerwillig genug eingeräumt, wie nachgerade Japan und Italien. Aufgabe der Politik im engeren Sinn, die sich auf Erhaltung der Macht im Raum der Erdoberfläche richtet, ist es dann weiterhin, in diesem Kulturkreis oder doch diesem Kulturland die Freiheit von fremder Willkür zu erhalten, und Hand in Hand damit die Unabhängigkeit von fremder Wirtschaft, die am sichersten die Fähigkeit zur Selbsterhaltung, wenigstens in Notfällen (Autarkie), und die Abgabe nur von Überschüssen an die Weltwirtschaft gewährleistet, wie China und die Vereinigten Staaten beweisen.

Nur zwei Kulturvölker unter den großen, selbständigen Kulturträgern der Erde können unwiderleglich aus dem Volksdruck in ihrem Lebensraum und seiner Auswertung nachweisen, daß ihr Lebensraum in dem Zustand höchster Auswirtschaftung zu eng und unfähig ist, die darauf zusammengedrängten Massen zu ernähren; das ist Deutschland in Mittel- oder Inneneuropa und Japan in Ostasien. Italien versucht mit den Methoden japanischer Staatskunst zu wetteifern, aber es fällt weit zurück, wenn wir die Flächen seiner unentwickelten afrikanischen Räume einrechnen.

Nur Deutschland und Japan müssen auf dem Quadratkilometer mehr als 130 Menschen siedeln, ernähren, kleiden; aber Deutschland muß das in dem nordischen Europa, nördlich der Alpen leisten, wo der Durchschnitt des Bodens nirgends sonst mehr als etwa 100 Bewohner erhält (das Verhältnis Bayerns oder Böhmens zwischen Volksdruck und Lebensraum), während Sachsen über 330, die Rheinlande mehr als 200, die ländlichen Teile des Ruhrgebiets über 800 zu tragen haben, die eigentlichen Industrielandschaften natürlich viel, viel mehr. Das ostasiatische Inselreich aber ist weit mehr nach den Tropen herabgerückt; reiche regelmäßige Niederschläge bewirken, daß sein vulkanischer fruchtbarer Boden bis zu drei Ernten im Jahre trägt; eine Küstengliederung von 41 600 km bringt reichen Anteil an der Meeresernährung und ungeahnte Erwerbserweiterung durch freien überseeischen Verkehr.

Im Gegensatz zu diesen Verhältnissen verteilen sich die Menschenzahlen der alten Kolonialvölker, sobald wir sie auf ihren ganzen Raumbesitz ausschlagen — was wir tun müssen, wenn wir gerecht sein wollen — zu 9 bis 25 Menschen auf den Quadratkilometer; so im belgischen, britischen, französischen, niederländischen Kolonialreich, in den Vereinigten Staaten von Amerika, im Gebiete der Sowjets.

Sind wir uns klar über das notwendige Mißverstehen, dem die Außenpolitik der raumengen Völker notwendig bei den großräumigen, raumsatten und dennoch raumneidigen, wie Australien z. B. eines ist, begegnen müssen?

Die Raumenge aber wird noch drückender, wenn Vergleiche des Reichtums an Bodenschätzen in der Bodenunterlage, der Klimagunst, regelmäßiger Niederschläge in den für die Pflanzendecke vorteilhaften Zeiten, besondere Fruchtbarkeit des Lebensraumes durch bevorzugte Bodenarten zuungunsten des bedrängten, an Raum beschnittenen, seiner Atemfreiheit beraubten „Volkes ohne Raum“[1]) ausfallen.

So werden für Volkheit und Staatenbildung Lage, Raum und Grenzen entscheidende Ausgangspunkte auswärtiger Politik. Sie sind politisch-geographischer Erkenntnis erreichbar; jeder kann die Kunde von ihnen erwerben und aus ihr untrügliche Grundlagen zur Beurteilung von Notwendigkeiten der Außenpolitik gewinnen.

Gerade die Lage seines Lebensraumes ist für Deutschland zum Schicksal geworden. Drei große Raummotive walten darin vor und erziehen die darin groß gewordenen Volksteile zu sehr verschiedenen außenpolitischen Grundanschauungen, die wir beim deutschen Menschen und Staatsmann immer wieder hervorbrechen sehen — gleichviel ob sie als Söhne der norddeutschen Tiefebene am Rhein oder in den Alpen Krieg führen, oder als rhein-entstammte Kanzler in Preußen oder Österreich Mittel anwenden, die im Rheinland ausgezeichnet, für den Osten zu kurzwellig im Rhythmus sind, ob sie als Söhne der Donauländer Lebensfragen des Rheins, wie der Weichsel nicht gerecht werden. Eine ungeheure Schwierigkeit erfolgreicher auswärtiger Politik für Deutschland liegt darin, daß diese drei Großraummotive, die weite norddeutsche Ebene, das Rheingebiet und die Donaulandschaft exzentrisch auseinanderführen.

Es ist bezeichnend für deutsches Schicksal, daß es ein Schwede, Rudolf Kjellén war, der das Problem der drei Flüsse und seine Rückwirkung auf Innereuropa zum erstenmal in knappem Zuge dargestellt hat. Im Walde selbst sieht man zuweilen den Wald vor Bäumen nicht.

Doch gab es einzelne, die in Zeiten scheinbarer Sättigung, an der Jahrhundertwende die Gefahr erkannten und vor ihr warnten, deren Verkennung natürlich auch dem Spiegel der Zusammensetzung unseres Volkes, dem Deutschen Reichstag, den außenpolitischen Blick getrübt hat. Ziegler war es, der damals drucken ließ, das Deutsche Reich in seinen gegenwärtigen Grenzen sei eine Eintagsfliege. Es könne nur wachsen, bis es natürliche Grenzen errungen habe oder schwinden, bis es sich wieder in solche zurückgezogen habe. Das ist sein Schicksal gewesen, an die Wand der glücklichsten Tage gemalt. Weder die Norddeutschen, noch die Rheinländer, noch die Oberdeutschen an der Donau haben in jenen Tagen das volle Verständnis für die in solchem Auseinanderstreben ihrer Raumideen liegenden Gefahren aufgebracht, bei allem Reiz höchster Kulturentwicklungsmöglichkeit, die in dieser Differenzierung lag.

Wer in den letzten Jahren aber den deutschen Kultur- und Volksboden in allen Richtungen durchfahren hat, vom Fels zum Meer, von seinem West- zu seinem Ostrand, der sieht mit Sorge, daß sich die Deutschen in diesen Jahren trotz dem scheinbaren Zentralismus nicht enger zusammengewachsen, eher voneinander entfernt haben.

So hat man den Druck der wieder welsch gewordenen Weißenburger Spitze auf den Südwesten im Norden und im Südosten nicht genug verstanden; im Norden zu wenig mitgefühlt, welche Gefahr das Vordringen der Romanen über den Brenner für den ganzen bayerischen Stamm bedeutet; und weder am Rhein, noch an der Donau ist man dem bitteren Leid des ostelbischen Teiles von Preußen um die Weichsellücke genügend gerecht geworden.

Lage- und Raumwerte bedeuten in der Außenpolitik auch keineswegs dauernde Größen; sie verändern sich immer wieder: es entstehen neue Verkehrszüge, es entsteht rasch wachsender Volksdruck. So ist im letzten Jahrzehnt des letzten Jahrhunderts im fernen Osten eine Veränderung des Raumwertes entstanden, die Deutschland hätte dazu benutzen können, den Ring zu sprengen, der sich durch überlegene britische und zielzähe französische Außenpolitik um seine Bewegungsfreiheit legte. Die gleiche Gefahr — wenn auch dem östlichen Inselreich gegenüber aus

[1]) „Volk ohne Raum“ von Hans Grimm, Verlag A. Langen, München 1926, höchst lesenswerte epische Darstellung der deutschen Raumnot. Vgl. Dez. Heft der S.M. „Deutsche Zukunft“ S. 245 f.

größeren Fernen, mit größeren Hebellängen — bedrohte Deutschland und Japan im Grunde durch die gleichen Mächte. In Japan wurde die Gefahr rechtzeitig erkannt; es versuchte aus seinem besseren Rauminstinkt heraus immer wieder, sich Deutschland zu nähern, freilich unter Wahrung des „Gesichts", der vollen Gleichberechtigung beim Zusammenwirken, um gemeinsam die Gefahr auf lange Sicht zu bannen. Wir aber erkannten in unseren leitenden, außenpolitisch bestimmenden Kreisen nicht die plötzliche Umwälzung in der außenpolitischen Dynamik des Ostens, die dort eine Macht schuf, die geraume Zeit ähnliche Ziele wollen mußte, wie wir. Als die kritische Stunde rascher Entschließungen vor dem Eingriff von Shimonoseki 1895 kam, und als das Inselreich zunächst glaubte, nur Rußland und Frankreich gegenüberzustehen, da lag ein Plan vor, das Ringen mit diesen Beiden aufzunehmen. Indochina wäre das Ziel japanischen Zugriffs geworden, und eine Denkschrift von Kodama wies die Wehrlosigkeit des kostbaren Reis-Überschußlandes nach. Deutschland stellte sich für Japan ganz überraschend und ohne zwingenden Grund auf die russisch-französische Seite und empfing 1914 den Dank dafür. Wäre die südostasiatische Kolonie damals in japanische Hand übergegangen, so hätte sich Japan 1914 kaum in die Reihe unserer Gegner gefunden. Hier liegt einer von den vielen handgreiflichen Beweisen vor, was richtige Schätzung von Raum- und Lagewerten für das Mitschwingen eines Volkes in seiner Außenpolitik bedeutet, welchen Kraftzuschuß der verantwortliche Träger dieser Politik davon empfangen kann.

Auch unser verflossenes Südseereich wurde bei uns nicht in seiner vollen Bedeutung für raumweite, ozeanische Erziehung und Ergänzung unseres allzu kontinentalen, nordischen, raumengen, europazentrischen Denkens erkannt. Wie kaum irgendeine andere Stelle der Erde hat es — leider nur zu wenigen — deutschen Menschen, Kaufherren, Seeleuten, Verwaltungsbeamten das „Denken in Kontinenten" gelehrt; und eine wahre Schule weiträumiger, erdumspannender Auffassungsweise auswärtiger Politik ging ungenutzt für uns mit ihm verloren.

Das geopolitische Rüstzeug zur Erkenntnis der Hochspannung unserer außenpolitischen Lage hat unserm Volke gefehlt. Im Krieg nur an einzelnen Stellen gewonnen, furchtbar zusammengebrochen, muß diese Erkenntnis neu erarbeitet werden. Dazu bedarf es großer, einfacher, volksverständlicher Ideen; und die größte darunter ist und bleibt, Verständnis zu wecken für Schutz und Vergrößerung eines Lebensraums, der die fleißigsten Hände nicht ausreichend zu rühren gestattet und dessen Enge drei unter zweien ihrer Träger zu feiern zwingt, eben die von Clemenceau gerügten „zwanzig Millionen zuviel" — die doch nicht freiwillig verhungern wollen.

Wir sind aber zum Glück nicht allein in unserem Streben nach Selbstbestimmungsrecht und Freiheit zu eigenem Rühren nach eigenen Heften in unserm Lebensraum, oder wenigstens nach Wanderfreiheit durch die ungenutzten Reservaträume der Erde, sondern drei Fünftel der Menschheit streben demselben Ziele nach.

Außenpolitisches Streben auf langen Linien gebietet uns, die Wege mit ihnen zusammen zu finden, die zur Freiheit führen, oder doch durch die Fühlung mit ihnen, wie es einst Canning und Palmerston für Britannien taten, solchen Druck auf die Machthaber und Raumbesitzer von heute dadurch zu üben, daß die Fesseln sich lockern.

Helfer dabei sind uns die Gegner unserer Feinde; und diese Helfer sehen wir nicht zuletzt im fernen Osten, in der aufstrebenden panasiatischen Bewegung, auch in Japan, dessen Hand wir mehr als einmal zurückstießen, in klugem Zusammenspiel mit den Raumnotwendigkeiten des russischen Volksbodens, ob ihn nun die Sowjetbünde organisieren oder andere Mächte; denn seine Grundzüge notwendiger Außenpolitik bleiben bestehen[1]).

Je schlimmer die Lage scheint, um so mehr Grund für ein Volk, planetarisch zu denken, ohne Rücksicht auf in solcher Lage falsche Rassenvorurteile; denn Rassengefühl ist vor allem Verpflichtung, dann erst allenfalls nach außen geltend zu machender Anspruch des einzelnen oder der Volkheit.

[1]) Vgl. hierzu Novemberheft 1926 der S.M. „Das erwachende Asien".

Die Geopolitik aber ist es vor allem, die das Arbeitsgerät für eine erfolgreiche Außenpolitik und den notwendigen Schallkörper im ganzen Volke für die sie ausführenden Kräfte zu schaffen hat. Darin sind uns — trotz manchen führenden Geistern bei uns, die weit mehr nach außen, ins britische, französische, japanische Sprachgebiet hinein Schule gemacht haben, als im eigenen Lande — von der Jahrhundertwende an etwa Briten und Franzosen überlegen gewesen. Sie haben ihre praktischen Außenpolitiker wie die Massen, die ihnen das nötige Wahlgewicht in die Wagschalen zu werfen hatten, in geopolitischem Sinne erzogen. Schon 1901 und 1904 haben französische und englische Geopolitiker (Chéradame, Mackinder) in Arbeiten, die uns hätten aufhorchen lassen müssen, die Richtlinien zur Zerschlagung der Führermächte von Innereuropa gezeigt.

In deutschen Kreisen fehlten solche Arbeiten mit Widerhall in breiten Massen vollständig. Vor allem die Aufklärung des deutschen Arbeiters über die Raumnot als Quelle der meisten von ihm dumpf empfundenen Übel versagte; sie erreichte ihn nicht. So erschütternde Gemälde, wie das von „Volk ohne Raum" blieben ihm fremd. Statt dessen wurde er auf kleinliche Nebengeleise der materialistischen Geschichtsauffassung abgelenkt.

Heute muß mehr als je in dieser Richtung gearbeitet werden, von dem einwandfreien Boden der strengsten Wissenschaft vorwärts, bis aus dem Wissen wieder Können, aus dem Können wieder Wollen entsteht: Einheitswollen zum Ausgleich innerhalb der Lebensform nach innen, zur Macht als Grundlage jeden Rechts nach außen. Das Wort: „Quisquis tantum juris habet quantum potentia valet", stammt nicht von einem Imperialisten, sondern von Spinoza!

Wir brauchen vor allem außenpolitisch einen feinen Resonanzboden, einen Schallkörper für den verantwortlichen Führer, der dann mit einer klugen, ihm aus Erkenntnis in die Hand arbeitenden Opposition oft mehr leisten kann als mit Mehrheiten seiner eigenen Gefolgschaft, die ihn auf vorübergehend eingeschlagenen Wegen viel weiter drängt, als er sie selber gehen will.

So allein ist außenpolitisch im Notwendigen Einheit zu gewinnen, die uralte Erbweisheit der katholischen Kirche fordert.

Wenn es uns nicht gelingt, diese Vorarbeiten, diese Propädeutik der Außenpolitik zu leisten, geopolitisches Massenverständnis ins Leben zu rufen, dann bleibt die auswärtige Politik mit allen ihren großen Träumen Idee, wird nicht zur Wirklichkeit. Wir müssen lernen, auch in Inneneuropa mit all seinem faustischen Drang den Staat nicht auf Papier, sondern auf festen Boden, wie er gewachsen ist, zu stellen: auf den Lebensraum des deutschen Volkes, die Bühne, auf der wir zu spielen haben, die wir deshalb mit allen Versenkungen und Tücken, aber auch allen Ausgangsmöglichkeiten und Prospekten, wie Fernwirkungen kennen müssen, damit auf ihr endlich mit Gottes Hilfe zum drittenmal und endgültig der Neubau des deutschen Staates auf seinem Volks- und Kulturboden, des dritten Reiches erstehen möge!

Die politische Bedeutung der Kriegsschuldfrage und der geistige Kampf gegen Deutschland[1)]

Von Dr. Georg Karo, Professor an der Universität Halle a. S.

Wenn man über die Kriegsschuldfrage heute leider nicht ohne gewisse Hemmungen sprechen kann in dem Bewußtsein, daß sehr viele Menschen auch unter den vaterländisch Gesinnten nichts mehr von ihr hören wollen, so liegt der Grund dafür zum großen Teil in den zahllosen „flammenden Protesten", die allerorten „einstimmig

[1)] Der Text ist soweit verändert worden, als es nötig war, der seit Januar 1926 fortgeschrittenen Entwicklung der Dinge Rechnung zu tragen.

angenommen" werden, aber nicht zu dem geringsten praktischen Ergebnis führen, weil sie bei den Gegnern keinen Eindruck machen und anderseits bei denen, welche sie in „alle Welt hinausrufen", das Gefühl erwecken, daß sie nun etwas getan hätten und auf ihren Lorbeeren ausruhen könnten. Ein solches Gefühl entspricht der Ermüdung, die immer weiter in unserem Volke um sich greift, gerade wo es sich um die entscheidenden Fragen unserer Zukunft handelt. Es entspricht zugleich einer gewissen Wehleidigkeit, die sich dagegen sträubt, peinliche Dinge aufzurühren, einer Wehleidigkeit, die von den Gegnern der vaterländischen Sache eifrig genährt wird. Endlich besteht in weiten Kreisen die befriedigte Überzeugung, daß auch die Gegner nicht mehr an die deutsche Schuld glauben, daß es sich um bloß historische Probleme handle, die in der Öffentlichkeit zu erörtern nur böses Blut mache: die alte Parole „den Feind nicht reizen", die seit zwölf Jahren so unendlich viel Unheil über uns gebracht hat. Zudem bildet sich eine ungemein große Zahl unserer Landsleute ein, das Kriegsschuldproblem zu kennen, wobei die Stärke der Überzeugung meistens in umgekehrtem Verhältnis zu dem tatsächlichen Wissen steht. Eine schier unbegreifliche stumpfe Gleichgültigkeit gegenüber diesem ganzen Fragenkomplex haben diejenigen, die seine Bedeutung erkannten, schon unmittelbar nach dem Zusammenbruch und in den Jahren 1919/20 mit wachsendem Entsetzen beobachten können. Sie entsprang zum großen Teil der seelischen Unsicherheit, die von in- und ausländischen Feinden genährt, im deutschen Volke Zweifel, Reue, Schuldbewußtsein erweckte. Es war, als werde andauernd Gift in unsere Seelen geträufelt, um den nationalen Stolz und die nationale Würde zu zersetzen, ohne die kein Volk sich aus Not und Erniedrigung erheben kann. Die verheerenden Folgen dieser Giftmischertätigkeit können wir noch heute aller Orten beobachten. Man liest ohne alle Erregung, daß Herr Parker Gilbert als Reparationsagent der wahre Herrscher Deutschlands ist oder daß französische Journalisten in der deutschen Reichsbahn mit dem angenehmen Gefühl fahren, daß sie „ihr Eigentum" sei. Man ist in weiten Kreisen gegenüber allen Demütigungen bis zu einem unfaßbaren Maße abgestumpft und läßt sich dadurch weder von Reisen in Länder feindlichster Einstellung noch von begeisterter Aufnahme der Reisenden aus diesen Ländern abhalten, wenn sie Deutschland mit ihrem Besuche beehren. Es gibt keine wichtigere Aufgabe, als unserem Volk die innere Ruhe des guten Gewissens, Gelassenheit im Leiden, Freiheit in der Knechtschaft wiederzugeben. Diese aber sind nur zu erringen durch volle Klarheit über das verlogene Instrument von Versailles mit seinen Schuldparagraphen.

Eines der wichtigsten Kampfmittel unserer Feinde ist das Schulbuch. Als der französische Unterrichtsminister, Herr de Monzie, im Geiste von Locarno nach Berlin kam, erklärte er, es gebe keine „geheime Munition" mehr in den französischen Schulbüchern. Er hatte recht, denn geheim war diese Munition durchaus nicht. Ich hebe wenige Beispiele aus einer reichen Fülle hervor: In dem französischen Bilderbuch von Olivier d'Arc (Mon Histoire de la grande guerre, Paris 1923) sieht man einen schwarzen Franzosen, der „Wilhelm" und die anderen verruchten deutschen Fürsten und Heerführer mit seinem Bajonett aufspießen wird. In einem Lehrbuch der Moral von 1920 (J. Leday, A travers la morale) liest man die erbauliche Geschichte von dem französischen Knaben, der erschossen wird, weil er sich weigert, einem deutschen Offizier das Versteck seines Vaters zu verraten. Nicht minder erbaulich sind die Lesestücke in M. Fournier's Lectures des Petits, Paris 1921[1]). Ein mir vorliegendes Exemplar gehört zum 470. Tausend. Dann ist allerdings 1925 eine gereinigte nouvelle édition erschienen, aber mindestens eine halbe Million französischer Kinder ist noch mit jenem Gift genährt worden. Der amtliche belgische Schulatlas[2]) schildert das deutsche Volk folgendermaßen:

[1]) Vgl. zu alledem die beiden vorzüglichen Hefte der Süddeutschen Monatshefte, Hetzarbeit, XIX, März 1922, und Das französische Schulbuch von heute, XXIII, März 1926; ferner R. Bornemann, Die französische Schulpropaganda. Germania A.-G., Berlin C 2.

[2]) Atlas-Manuel de Géographie à l'usage de l'enseignement moyen et de l'enseignement normal par L. Alexandre & C. de Nève. Neuvième édition. Liège 1922.

„Die Bevölkerung gehört zum größeren Teil der germanischen Familie an, deren Vertreter sich durch Initiative, Gemeinschaftssinn, Arbeitsdrang, Ausdauer in geduldigen Forschungen auszeichnen. Aber sie haben sich auch immer durch alle Zeiten hindurch hervorgetan durch Grausamkeit, Hinterlist, Verlogenheit und die Verletzung der Verträge. Ihr ‚Deutschland über alles', welches sie auch heute in ihrer Niederlage nicht aufhören in die Welt hinauszurufen, drückt gut die wilde Selbstsucht und den unverschämten Hochmut der Rasse aus .... Dieses verbrecherische Werk der deutschen Universitäten unserer Zeit bestand wie der Grund des deutschen Wesens selbst nur aus Lügen, Heuchelei und Hinterlist. Sie erzogen den deutschen Geist nur, um ihm bis auf den Grund seiner Seele den Atem des Krieges einzublasen. Sie weckten keinen anderen Ehrgeiz als den, tyrannisch mit Gewalt zu herrschen. Ihre Aufgabe war, mit einem Wort, ‚Menschenmaterial in bewaffnete Automate zu verwandeln'. Was aber die höheren Gefühle betrifft, welche die zivilisierte Menschheit ehren: die Liebe zum Wahren, zum Gerechten, zum Schönen, so wurden sie vernachlässigt, wenn nicht erstickt. So hat man sie denn auch am Werke des Mordes, des Diebstahls, der feigen Grausamkeit gesehen, diese Produkte der deutschen Kultur! Und man kann sagen, daß die Deutschen in Wahrheit so geblieben sind, wie Cäsar sie schon vor zwanzig Jahrhunderten geschildert hat: eine Rasse von Räubern, Dieben und Meuchelmördern. Hinaus aus dem Völkerbund mit diesen Verbrechern, die im Verlaufe der Geschichte immer die Störenfriede der Welt gewesen sind. Sie müssen in die Kategorie der ‚Völker eingereiht werden, die unfähig sind, sich selbst zu leiten' und unter Vormundschaft gestellt werden wie ihre ehemaligen Kolonien von Negern oder Papuas. Diese haben wenigstens ein Herz. Jüngst erst haben sie, bevor man über ihr zukünftiges Schicksal entschied, den Schrecken davor ausgedrückt, daß die deutschen Despoten wieder ihre Herren werden könnten."

Auch hier sollen die schlimmsten Stellen in jüngster Zeit entfernt worden sein. Aber damit sind die vielen Zehntausende vorher gedruckter Exemplare nicht aus der Welt geschafft. In einem englisch geschriebenen Lehrbuch der „Geschichte" für indische Kinder von E. Marsden (History of India for Junior Classes) heißt es:

„Die Deutschen sind ein wildes und gewalttätiges Volk. In diesem Kriege haben sie jedes göttliche und menschliche Recht mit Füßen getreten .... kalten Blutes töten sie die Gefangenen und martern die, welche sie nicht töten; sie morden Frauen und Kinder, spießen sie an der Spitze ihrer Schwerter auf und lachen über die Schmerzensschreie ihrer Opfer: sie zerstören Kirchen und Lazarette, schießen auf Ärzte und Krankenpflegerinnen; sie vergiften Brunnen, Flüsse und Luft, sie zerstören die Felder und Fruchtbäume, verwandeln das Land, das sie durchziehen, in eine Wüste, brennen die Dörfer nieder und lassen die Städte nur als Trümmerhaufen zurück. Sie haben keine Religion, in ihren grausamen Herzen wohnt nicht Gnade oder Mitleid, nicht Friedlichkeit, Wahrheit oder Ehre. Sie können daher nicht zu den zivilisierten Nationen gezählt werden und sind wilden Tieren ähnlicher als Menschen."

Wiederum ist die letzte Auflage dieser Blüten beraubt, aber das ursprüngliche Gift wirkt weiter. Nur durch eine planmäßige Vernichtung solcher Hetzliteratur und ganz eindringliche offizielle Warnungen vor ihr läßt sich dieses Gift aus der jungen Generation einigermaßen entfernen. Denn das Schlimmste daran ist, daß mit solchem Haß und solchen Lügen fünf- bis zehnjährige Kinder genährt worden sind, die auch als Erwachsene die Deutschen als eine einzige Verbrechernation ansehen werden, wenn nicht durchgreifende Aufklärung an die Stelle der Verhetzung tritt.

Davon ist aber auch in höheren Regionen nicht übermäßig viel zu sehen. In dem monumentalen Dictionnaire d'archéologie chrétienne et de Liturgie beginnt sein Herausgeber dom. Fernand Cabrol (Bd. VI, S. 1187ff., Paris 1924) den Artikel Germanie mit einer Entschuldigung, daß „die alphabetische Entwicklung uns heute zwingt, einer verfluchten Rasse eine Abhandlung zu widmen". Und in der Kirche (!) der Sorbonne zu Paris hängt noch immer ein Monumentalgemälde, La France Victorieuse, Le châtiment, auf dem im Zeichen Christi und der Jungfrau von Orléans der deutsche und österreichische Kaiser und die deutschen Horden scheußlich karikiert ihre gerechte Strafe erleiden: eine Übertragung der üblichen Darstellungen des Jüngsten Gerichts auf den Weltkrieg[1]).

[1]) Vgl. Karo, Der geistige Krieg gegen Deutschland, S. 37, Anl. 20, ferner für die Bildpropaganda die lehrreichen Werke von Avenarius, Die Mache im Weltwahn, R. Hobbing, Berlin, und Ziegler, Bilddokumente zur Kriegsschuldfrage, Berlin 1924.

Die Greuelmärchen gleichen der Hydra, deren Köpfe nachwuchsen, wenn man den Schnitt nicht ausbrannte. Es ist heute erwiesen, daß die Grausamkeiten der Belgier im Kongogebiet das Klischee zu den abgehackten belgischen Kinderhänden geliefert haben. Der französische Minister Klotz, der zu Beginn des Krieges die Zensur in Paris leitete, hat die Entstehung dieser Verleumdung selbst geschildert (L. L. Klotz, De la guerre à la paix. Payot, Paris 1924, S. 33f.). Trotzdem taucht dieses Märchen bald hier, bald dort wieder auf. Und dasselbe gilt von unzähligen anderen. Durch Zufall wird gelegentlich eines aus der Welt geschafft. So hat im trockenen Amerika in unerwartet feuchtfröhlicher Stimmung ein englischer General den Schwindel der angeblichen deutschen Leichenverwertung entlarvt, und Chamberlain hat unter dem Druck dieser Enthüllungen und der deutschen Delegierten in London wenigstens diese Lüge öffentlich abgetan, freilich nicht mit dem spontanen Bedauern und dem nachdrücklichen Zurücknehmen, das man von einem gentleman in dem Augenblick erwarten konnte, wo er seinen deutschen Gästen den Liebesbecher bot. Vornehmer ist die Haltung der Südafrikanischen Union gewesen, die ohne äußeren Druck am 29. Juli 1926 das verleumderische Blaubuch über die Behandlung der Eingeborenen in Deutsch-Südwestafrika feierlich revoziert und angeordnet hat, daß alle Exemplare in Südafrika vernichtet werden sollten. Der Ministerpräsident der Union erklärte, daß niemals amtlich wieder Bezug auf dieses Buch genommen werden solle und man versuchen werde, alles zu tun, damit Großbritannien eine ähnliche Haltung einnehme[1]). An solchen Fällen können wir ermessen, wie viel noch zu leisten bleibt.

In erster Linie handelt es sich dabei aber um die Aufklärung des Inlandes, denn jeder Deutsche muß davon durchdrungen sein, daß Vorwürfe gegen sein Vaterland ihn persönlich treffen, sonst sind alle Proteste nutzlos, welche die Schubladen unserer Regierung oder unserer Gegner füllen.

Dabei soll unsere eigene Schuld an der verhängnisvollen Entwicklung, die Bismarcks Werk und das Erbe unserer Väter zerstört hat, nicht irgendwie verhüllt oder vertuscht werden; indessen gilt es hier nicht, die seelische Verflachung, nationale Gleichgültigkeit und Schwäche zu beschönigen, die schon vor dem Kriege die kommende Niederlage vorbereiteten, sondern bloß, die Schuldanklage zu widerlegen, welche in dem Diktat von Versailles und vor allem in der dazugehörigen Mantelnote gegen uns geschleudert worden ist, und die noch immer die Grundlage unserer Beziehungen zum Auslande bietet. Wohl hat man gerade in neuerer und neuester Zeit mehrfach versucht, die Schuldanklage aus dem § 231 hinaus zu interpretieren. Ausländische Gegner und deutsche Pazifisten sind dabei um die Wette tätig gewesen. Ihr Bemühen, die Bezeichnung „agression" möglichst harmlos mit „Angriff" zu erklären, kann uns nicht überraschen; wohl aber ist es für uns beschämend, daß m. W. noch niemand für die wahre Interpretation dieses Ausdruckes (unberechtigter Angriff, Überfall) zwei überragend wichtige englisch-französische Staatsdokumente herangezogen hat, den Briefwechsel Grey-Cambon vom 22./23. November 1912, in dem gewiß jedes Wort sorgfältig abgewogen war. Hier werden unprovoked attack und agression als Synonyma gebraucht.

Dies ist denn auch die durchgängige Auffassung der Entente-Staatsmänner gewesen und geblieben. Poincaré hat das Diktat als gerechte Bestrafung eines Verbrechervolkes erklärt, sein Gegner Herriot ließ nicht daran rütteln und lehnte jede „parcelle" der Mitschuld für Frankreich ab. In England aber hat MacDonald als Ministerpräsident ebenso beharrlich geschwiegen wie Grey oder Asquith, obwohl in seinem Kabinett vier der fünf Männer saßen, die mit E. D. Morel im Herbst 1914 die Union of Democratic Control gegründet hatten, jener Organisation, die mehr als irgendeine andere im Ausland zur gerechten Aufklärung der Kriegsprobleme beigetragen hat.

[1]) Der Weg zur Freiheit, Halbmonatsschrift des Arbeitsausschusses Deutscher Verbände VI, 1926, Heft 13, S. 219ff.

Die Auffassung von der deutschen Kriegsschuld wird aufrecht erhalten, ob sie wahr ist oder nicht. Sie besteht darin, Deutschland den Willen zum Kriege und die unnötige Entfesselung des Krieges zur Last zu legen. Und diese beiden Anschuldigungen lassen sich aktenmäßig glatt widerlegen.

Freilich hat es lange genug gedauert, bis die Akten zur Verfügung standen. Die ungeheure Leistung der großen Veröffentlichung des Auswärtigen Amtes soll in keiner Weise geschmälert werden, und heute führen uns diese 33 gewichtigen Bände ja schon bis 1912. Aber es hat unsern Befreiungskampf wesentlich behindert, daß die Akten von 1912—14 durch alle diese Jahre nicht veröffentlicht werden konnten, weil sie noch nicht „dran" waren. Es mußte alles hübsch nach der Reihe gehen, und doch geht gerade aus den Dokumenten der letzten fünf Jahre vor dem Kriege der Verständigungswille des Kaisers und seiner Ratgeber besonders einleuchtend hervor.

Die deutsche Wissenschaft und die deutsche Geistesarbeit überhaupt stehen vor einem entscheidenden Wendepunkt, seitdem wir dem Völkerbunde angehören. Was ergibt sich daraus für unsere Beziehungen zu den wissenschaftlichen, literarischen, künstlerischen Organisationen der Entente? Wir wissen, daß in den letzten zehn Jahren die Verfemung gerade der deutschen Geistigkeit ein besonders nachdrücklich verfolgtes Ziel unserer Gegner gewesen ist, das sie durch außerordentlich geschickt und fest gestaltete Organisationen zu erreichen strebten.

Nach langem Sträuben haben die im Herbst 1918 geschaffenen großen Boykottorganisationen der Entente-Wissenschaft, die Union académique intellectuelle für die Geisteswissenschaften und der Conseil international de recherches für die Naturwissenschaften den Boykott gegen Deutschland und Österreich im Sommer 1926 offiziell aufgehoben. Daß dies von französischer Seite wenigstens nicht gern geschah, zeigen die Worte Professor Picards, des Vorsitzenden des Conseils und ständigen Sekretärs der Académie des sciences: „Unsere Organisationen werden nun den völlig internationalen Charakter tragen, den mehrere Länder wünschen. Hoffen wir, daß in Zukunft nichts die Herzlichkeit und das Vertrauen stören möge, die seit sieben Jahren in unsern Zusammenkünften geherrscht haben" (Journal des Débats, 21. Juli 1926). Manche Gelehrten haben freilich offenbar vergessen, was sie vor einigen Jahren dachten und sagten. So hat der jetzige Kriegsminister Painlevé, der als Präsident der Académie des sciences am 2. Dezember 1918 die Verfemung Deutschlands in den leidenschaftlichsten und gehässigsten Sätzen verkündete, im letzten Sommer dem Sonderkorrespondenten der Neuen Freien Presse gegenüber betont, man sei auf den französischen Schulen und Hochschulen „erheblich weniger chauvinistisch als auf den deutschen", und mit den Worten geschlossen: „Unmittelbar nach dem Kriege hat ein internationales wissenschaftliches Komitee in Brüssel den Entschluß gefaßt, die deutschen und österreichischen Kollegen auszuschließen. Ich halte einen solchen Entschluß für absurd, ich halte ihn für heuchlerisch. Ich habe unmittelbar nach dem Waffenstillstand dagegen protestiert."[1])

Nicht minder vergeßlich als Painlevé mögen auch die rund siebenhundert französischen Schriftsteller, Gelehrten und Künstler (darunter Namen von hoher internationaler Bedeutung) sein, die in einer Huldigungsadresse an die polnischen Gelehrten im Mai 1925 die gehässigsten Verdächtigungen gegen Deutschland aussprachen[2]), heute davon gar nichts mehr wissen. Aber wie leicht lebt die Erinnerung wieder auf! Wir werden gut tun, diesem Umschwung der Gesinnung mit einiger Skepsis zu begegnen. Eine Wiederaufnahme der Beziehungen wird und muß sich allmählich ergeben. Aber wir haben nicht den geringsten Anlaß, sie von unserer Seite mit besonderem Eifer zu betreiben. Sowohl der Conseil wie die Union sind nach

[1]) G. Karo, Deutsche Wissenschaft und Ausland, Mitteilungen der Akademie zur wissenschaftlichen Erforschung und zur Pflege des Deutschtums, Deutsche Akademie, München, Nr. 7, S. 335/6, September 1926.

[2]) Karo, Der geistige Krieg gegen Deutschland, 2. Aufl. 1926, S. 27, Anlage 15, mit allen Namen der Unterzeichner.

ihrem ganzen Aufbau viel zu sehr politisch belastet, um wahrhaft wissenschaftlichen Beziehungen zwischen den Völkern in ersprießlicher Weise dienen zu können. Dazu genügt die Feststellung, daß die Vertretung sich im Conseil nach der Einwohnerzahl der angeschlossenen Länder zusammensetzt, ohne Rücksicht auf die Entwicklungsstufe dieser Länder. So hat z. B. Marokko eine Stimme, nämlich die des französischen Herrn, der das scherifische Reich vertritt, und Dänemark ist ihm an Einfluß gleichgesetzt. Polen verfügt über die höchste zulässige Zahl von Stimmen, nämlich fünf, deren Träger natürlich richtige Polen sind, weil die polnische Minderheit dreißig Millionen, zum großen Teil unrechtmäßig unterjochte Nichtpolen beherrscht. Schweden dagegen ist nicht einflußreicher als Marokko oder Ägypten. Diese Proben mögen zum Beweise genügen, wie wenig jene Organisationen der wahren Wissenschaft dienen.

Auch die entsprechenden Organe des Völkerbundes, die Commission de Coopération intellectuelle in Genf und das ihr angegliederte Institut gleichen Namens in Paris, zeichnen sich in unerfreulicher Weise durch eine unfruchtbare statistische und repräsentative Tätigkeit aus, wenn man sie vom rein wissenschaftlichen Standpunkt betrachtet[1]). Freilich, der französischen Kulturpolitik, die in jahrhundertealter Überlieferung geschult, zielbewußt die Hegemonie erstrebt, dient das Pariser Institut in hervorragender Weise. Wir haben keinen Grund, diese zu unterstützen, und wenn Deutschland als Mitglied des Völkerbundes gezwungen ist, an den Arbeiten der Commission und des Institutes teilzunehmen (die übrigens Deutsche niemals ausgeschlossen haben), so werden wir das pflichtschuldig und loyal, aber ohne Begeisterung und Überschätzung der Methoden und Ergebnisse dieser Genfer Schöpfungen tun. Vor allem werden wir dafür zu sorgen haben, daß unsere Vertreter besonnene, ihres Deutschtums bewußte Männer sind, die sich weder blenden noch betören lassen und die Liebenswürdigkeit ehemaliger Feinde höflich, aber ohne gerührte Dankbarkeit entgegennehmen. Niemals aber dürfen wir vergessen, daß die wichtigste Rolle, welche Deutschland im internationalen wissenschaftlichen und geistigen Leben zu spielen berufen ist, keineswegs in jenen schematischen Organisationen wurzeln kann, sondern nur in dem freien Austausch der Geister und in jener Propaganda der Leistung, durch die wir allein die Propaganda des Hasses und der Lüge besiegen können und werden.

Großdeutschland in der auswärtigen Politik

Von Dr. Rudolf Laun, Prof. für Öffentliches Recht a. d. Universität Hamburg

Der Gedanke, alle Deutschen in einem Reiche zu vereinigen, lag schon dem alten Römischen Reich Deutscher Nation zugrunde. Aber dieses Reich war seinem Grundgedanken nach kein nationaler Staat, sondern ein Universalreich. Es verkörperte die Idee, daß die ganze Christenheit unter einem Herrscher, dem Nachfolger der römischen Imperatoren, vereinigt sein solle, so wie sie in geistlichen Angelegenheiten unter einem kirchlichen Oberhaupt, dem Bischof von Rom, vereint sei. In diesem Reiche waren die nichtdeutschen Territorien mit den deutschen, und zwar beide durch ein lehensrechtliches Band grundsätzlich gleicher Art mit der obersten Spitze, dem Kaiser, verbunden. Die Amtssprache der beiden Zentralgewalten, des Papstes und des Kaisers, war die lateinische. Sie war die Weltsprache, sie war in allen Ländern die Sprache der Wissenschaft und die Sprache, in der allein höhere Bildung erworben werden konnte. Im Vergleiche zu dieser Stellung der lateinischen Sprache waren alle anderen Sprachen nur Volkssprachen oder Mundarten.

[1]) Vgl. P. Ssymank, Das hochschulkundliche Schrifttum des Völkerbundes, in der Monatsschrift Hochschule und Ausland 1925, Heft 2 u. 3, S. 20ff., 58ff.; Karo a. a. O. S. III f., 14 f.

Gegenüber diesen übernationalen Mächten der Kaiseridee und des Papsttums und der Herrschaft der lateinischen Sprache konnte ein nationaler Gedanke in unserem Sinne nicht aufkommen. Es war verhältnismäßig gleichgültig, wie die einzelnen Territorien gegeneinander abgegrenzt waren, denn ihre Grenzen waren ja nur die Grenzen von lehensrechtlichen Amtssprengeln des einen Weltkaisertums. Es war ebenso verhältnismäßig gleichgültig, welcher Sprachen und Mundarten die Bevölkerung in den einzelnen Territorien oder deren Teilen sich bediente.

Diese kosmopolitischen Grundgedanken haben noch im alten Deutschen Reich der Neuzeit, wie es bis 1806 bestanden hat, nachgewirkt. Zwar betrachteten sich nun die nicht deutsch sprechenden Staaten Europas als „souverän", als keinem höheren Herrscher unterworfen, aber das Deutsche Reich war noch immer kein nationaler Staat. Es war noch immer ein loses, lehensrechtliches Gefüge von einzelnen Territorien, gleichgültig, welche Sprachen sie hatten. Dazu kam, daß die Habsburger, die in der Neuzeit mit einer ganz kurzen Unterbrechung bis 1806 stets die Kaiserkrone trugen, eine Menge verschiedensprachiger Länder beherrschten.

Als das alte Reich 1806 zusammenbrach, war Napoleon auf dem Höhepunkt seiner Macht, und er wollte gleichfalls ein übernationales Imperium, allerdings unter französischer Führung, errichten. Aber nunmehr waren die Völker reifer geworden. Gerade die brutale Willkür, mit der Napoleon verfuhr, mit der er ganze Königreiche an seine Verwandten oder Generale verschenkte, erzeugte eine Reaktion des inzwischen herangereiften Volksbewußtseins. Mit Fichtes Reden an die Deutsche Nation, die er in Berlin 1808 gehalten hat, erwachte in Deutschland der nationale Gedanke. Man sah, daß es über dem Patriotismus und der dynastischen Treue des Preußen, des Bayern, des Sachsen noch etwas Höheres gab, das deutsche Nationalgefühl. In den Befreiungskriegen hat sich dieses Nationalgefühl als Realität bewährt.

Jedoch die Nebenbuhlerschaft der Habsburger und Hohenzollern und das Streben der Fürsten nach Souveränität gestattete es zunächst noch nicht, auf diesem Nationalgefühl ein einheitliches nationales Reich aufzubauen. Erst Bismarcks Genie gelang es, 1866 den tragischen, aber damals wohl einzig möglichen Weg zur Schaffung eines neuen deutschen Reiches zu finden, er schloß die Habsburgermonarchie aus. Das Unglück, das er in Kauf nehmen mußte, war der Verlust von etwa 10 Millionen Deutschen in Österreich. Während andere Völker Kriege führen, um ihre unter Fremdherrschaft stehenden Volksgenossen zu befreien und mit dem Mutterlande zu vereinigen, mußte hier ein Bruderkrieg gegen 10 Millionen Deutsche in Österreich geführt werden, um sie aus dem Reiche hinauszudrängen und, wie ein damals bekanntes politisches Gedicht sagte, der slawischen Peitsche zu verkaufen.

Das neugegründete Reich umfaßte nun nicht das ganze deutsche Volk. Außer den Deutschen in Österreich gab es noch etwa 2 Millionen in der Schweiz, etwa 1½ im Elsaß, die dann 1870/71 mit dem neuen Reich vereint wurden, und kleinere Splitter des zusammenhängenden Sprachgebietes in Luxemburg und in Ungarn, das seit 1867 einen von Österreich verschiedenen Staat bildete.

Man nennt vielfach die Lösung des deutschen Einigungsproblems, die Bismarck gelungen ist, die kleindeutsche Lösung im Gegensatz zu dem Ideal der großdeutschen Lösung, der Vereinigung des gesamten zusammenhängenden deutschen Sprachgebietes. Wenn man nun die Geschichte des nationalen Gedankens im allgemeinen verfolgt, so gelangt man zu der Überzeugung, daß die kleindeutsche Lösung, mag sie 1866 vielleicht die einzig mögliche gewesen sein, doch nur eine Zwischenstufe und nicht ein Endziel sein konnte. Sobald das Nationalgefühl einmal geweckt war, mußte die großdeutsche Aufgabe wieder hervortreten.

Wenn es aber richtig ist, daß die modernen Tendenzen zur Bildung nationaleinheitlicher Staaten auf dem Nationalgefühl der Völker beruhen, so kann die großdeutsche Aufgabe nur darin bestehen, jene Teile des deutschen Volkes mit dem Mutterlande zu vereinigen, welche diese Vereinigung auf Grund ihres deutschen Volksbewußtseins wollen. Daher muß man, wenn man von der großdeutschen Idee spricht, die Deutschen in der Schweiz, im Elsaß und in Luxemburg beiseite lassen. Erst eine

fernere Zukunft wird lehren, ob diese Deutschen oder Teile von ihnen den Weg zu deutschem Nationalgefühl auch im politischen Sinn zurückfinden. Heute kann das deutsche Volk nichts tun, als die Selbstbestimmung seiner ihm politisch fremd gewordenen Teile achten, und es entspräche seiner Würde nicht, um die politische Vereinigung mit Volksgruppen zu werben, die mit ihm in ihrer großen Mehrheit nicht vereint sein wollen. Dies muß ganz besonders auch für Elsaß-Lothringen betont werden. Denn wir wissen, daß bei einer freien und unbeeinflußten Volksabstimmung 1918/19 eine große Mehrheit der zu 86 v. H. deutschsprechenden Bevölkerung des Landes zwar nicht für eine Vereinigung mit Frankreich, aber auch nicht für eine solche mit dem Deutschen Reich gestimmt hätte.

Den Deutschen im Südwesten gegenüber, die heute außerhalb unserer Grenze wohnen, und uns trotz ihres Festhaltens an unserer Sprache und Kultur doch politisch entfremdet sind, kann daher die großdeutsche Aufgabe sich nur auf die Pflege und Förderung kultureller Beziehungen und auf ein taktvolles Respektieren ihrer heutigen Staatsbürgerpflichten beschränken.

Ganz anders hingegen gestaltet sich die Lage gegenüber den anderen vom Mutterlande getrennten Teilen des deutschen Sprachgebietes. Als 1918 das Deutsche Reich unterlag, hatten die siegreichen Gegner das Programm der Selbstbestimmung der Völker und des Schutzes der nationalen Minderheiten verkündet. Mit diesem Programm hatten sie die Sympathien fast der ganzen Welt auf ihre Seite gezogen. Aber als die Sieger die Macht hatten, das Versprochene zu verwirklichen, haben sie dies nur so weit getan, als es ihren machtpolitischen, imperialistischen Interessen entsprach. Wo dies nicht der Fall war, haben sie das Selbstbestimmungsrecht der Völker unbedenklich mit Füßen getreten und den auf diese Weise geopferten nationalen Minderheiten den erwarteten Schutz versagt, gefälscht oder verkümmert.

Im ganzen sind heute bekanntlich etwa 12 Millionen des zusammenhängenden deutschen Sprachgebietes oder, wenn man aus den früher erörterten Gründen von Elsaß-Lothringen absieht, etwa 10½ Millionen gewaltsam vom Mutterlande getrennt und unter Verweigerung der Selbstbestimmung nationaler Fremdherrschaft unterworfen. Diese 10½ Millionen verteilen sich auf Belgien, Dänemark, Polen, Danzig, Litauen, die Tschecho-Slowakei, Deutschösterreich, Ungarn, Jugo-Slawien und Italien. Nicht eingerechnet sind die Deutschen der Schweiz, Luxemburgs und Liechtensteins. Vor allem aber sind auch nicht eingerechnet die im fremden Sprachgebiet verstreuten Deutschen, wie z. B. die Deutschen in Prag oder in Riga, in Siebenbürgen oder an der Wolga. Sie können auch vom Gesichtspunkt des großdeutschen Gedankens, wie überhaupt des Nationalstaatsgedankens niemals Vereinigung mit dem Mutterlande, sondern nur Minderheitenschutz beanspruchen, ebenso wie die im deutschen Sprachgebiet lebenden nichtdeutschen Minderheiten nur Minderheitenschutz und nicht Selbstbestimmung beanspruchen können.

Unter den gewaltsam ausgeschlossenen Teilen des deutschen Sprachgebietes nehmen den bei weitem größten Teil die Deutschen des ehemaligen Österreichs ein. Von den 10 Millionen Deutschen Österreichs sind etwa eine halbe in fremdsprachigen Gebieten, besonders im Tschecho-Slowakischen Sprachgebiet verstreut. Der Verlust, den das Deutsche Reich dadurch erlitten hat, daß die Gegner die zum Programm erhobene und in den Waffenstillstandsbedingungen feierlich und rechtsverbindlich versprochene Selbstbestimmung nicht gewährt haben, beträgt demnach etwa 9½ Millionen: 6 Millionen in der heutigen „Republik Österreich", welcher der Name Deutsch-Österreich verboten worden ist, 3¼ in Deutsch-Böhmen und den anderen an Deutschland und an Deutsch-Österreich angrenzenden deutsch sprechenden Randgebieten des Tschecho-Slowakischen Staates, denen der Name Deutsch-Böhmen verboten worden ist; eine Viertelmillion in Deutsch-Südtirol, wo die Führung des Namens Tirol oder gar Deutsch-Südtirol verboten worden ist. Alle diese 9½ Millionen Deutsche, die heute nach dem Befehl der Entente nur als „Österreicher", „Tschecho-Slowaken", „Italiener" bezeichnet und gezählt werden dürfen, hatten sich im Ok-

tober 1918, als das Habsburger Reich durch eine nationale Revolution zerfiel, durch Deutsch-Österreich vereinigt und am 12. November 1918 einstimmig beschlossen, daß diese Republik ein Bestandteil des Deutschen Reiches sei. Damals bestand vielleicht die Möglichkeit einer Vereinigung. Vielleicht hätte die Entente gegen das revolutionäre Faktum dieser Vereinigung beider Staaten auf Grund der Selbstbestimmung damals noch nicht einzuschreiten gewagt, so wenig sie es etwa wagte, Bayern vom Reiche loszureißen. Denn die gegnerischen Regierungen hätten sich vor der ganzen Welt, ja sogar vor den eigenen Wählern als unwahrhaftig deklariert.

Aber der Augenblick wurde verpaßt. In Deutschland beachtete man es kaum, daß trotz der tiefsten Erniedrigung des Deutschen Reiches 9½ Millionen Deutsche sich mit diesem Reiche vereinigen wollten. Die Aufmerksamkeit war ganz von dem furchtbaren Ausgang des Krieges und von der Revolution in Anspruch genommen. Dazu kamen die besonderen Einstellungen großer Parteien in Deutschland.

Auf der linken Seite gab es viele, welche im Nationalgefühl etwas weniger Wertvolles oder sittlich Indifferentes sahen. Insbesondere mußten alle jene, die noch an dem Glaubenssatz festhielten, daß der Arbeiter kein Vaterland habe, dem Problem der Vereinigung mit Deutsch-Österreich notwendigerweise mit geringerem Interesse gegenüberstehen. Aber es wäre unrichtig, hieraus einen allgemeinen Vorwurf abzuleiten. So war es in Deutsch-Österreich gerade die Sozialdemokratie, die den Anstoß zu dem Beschluß über die Vereinigung mit dem Deutschen Reich gab. Hier hatte man eben seit Jahrzehnten die Realitäten des nationalen Kampfes kennengelernt und die österreichische Sozialdemokratie hatte bereits seit 1899, namentlich auf Grund von viel beachteten Arbeiten Karl Renners, für ein Programm nationaler Selbstbestimmung innerhalb der alten Habsburgermonarchie gekämpft. Als später eine verschwindende Minderheit in Österreich gegen den Anschlußgedanken Stellung nahm, so kam sie nicht von sozialdemokratischer, sondern von christlichsozialer Seite. Die gelegentlich später vorgebrachte Behauptung, daß Karl Renner als Staatskanzler bei den Friedensverhandlungen in Saint-Germain die Vereinigung durch Ränke hintertrieben habe, entbehrt jedes Beweises. Die Behauptung ist aber auch im äußersten Grund unwahrscheinlich. Ich war Mitglied der Friedensdelegation in Saint-Germain und kann bezeugen, daß uns die Friedensbedingungen, die das Verbot der Vereinigung enthielten, schon fertig vorgelegt wurden, bevor eine Verhandlung begonnen hatte. Wollte aber irgendjemand der Entente durch geheime Nachrichten ein unwahres Bild über die Stimmung der Bevölkerung Österreichs vortäuschen, so konnte er das besser durch die Wiener gegnerischen Gesandtschaften als aus unserem Käfig in Saint-Germain. Es ist möglich, daß irgendwelche dunkle anschlußfeindliche Mächte von Wien aus die Entente fälschlich dahin unterrichtet haben, daß es der Bevölkerung Deutsch-Österreichs mit dem Anschluß nicht besonders ernst sei, aber dann werden die Quellen wohl bei den Anhängern einer Restauration der Habsburger zu suchen sein. Die Sozialdemokratie konnte von ihrem Standpunkt der Demokratie und der freien Selbstbestimmung gar nicht anders als für den Anschluß eintreten. Man vergesse auch nicht, daß die Volksabstimmungen von 1921 sich mit mehr als 98 und 99 v. H. für den Anschluß an Deutschland ausgesprochen haben.

Aber auch auf der rechten Seite der Parteien des Deutschen Reiches hat man 1918 nicht das richtige Verständnis für die Vereinigung mit den Deutschen Österreichs gezeigt. Zwar war man hier vom sittlichen Wert des Nationalbewußtseins überzeugt, aber man identifizierte vielfach Nationalbewußtsein und Staatsbewußtsein; man war noch immer im staatlichen Patriotismus erzogen und nicht im wirklichen Nationalgefühl. Neben den früheren preußischen, bayerischen und sächsischen Patriotismus war nach der Reichsgründung ein Reichspatriotismus getreten. Alle Reichsangehörigen, auch diejenigen polnischer, dänischer oder französischer Muttersprache, bezeichnete man als „Deutsche", wie es auch unsere Gesetze, z. B. das Staatsangehörigkeitsgesetz von 1913, tun. Die Deutschen außerhalb des Reiches, z. B. in Österreich oder in den baltischen Ländern, betrachtete man schlechtweg als

„Österreicher", „Russen", kurz als „Ausländer". Man hatte sich um die inneren Angelegenheiten des alten Österreichs, um den furchtbaren Existenzkampf, den die Deutschen dort gegen eine slawische Übermacht führten, wenig gekümmert. Man warf Deutsche, Tschechen, Polen usw. in einen Topf; das waren eben alles „Österreicher". Kein Wunder, daß man sich jetzt, von den Sorgen des Kriegsausganges und der Revolution bedrückt, nicht darum kümmerte, was diese „Österreicher" taten. Wenn das deutsche Volk weniger im Sinn eines rein staatlichen Patriotismus als vielmehr im Sinn des Nationalgefühls und der Liebe zum deutschen Gesamtvolk erzogen worden wäre, so hätte vielleicht das Deutsche Reich im November 1918 durch rasches Handeln die Vereinigung durchführen und einen ungeheueren nationalen Verlust vermeiden können.

Auch lange nach 1918 sind die angeführten Gründe, die sowohl bei der Linken wie auf der Rechten in Deutschland das Verständnis für den großdeutschen Gedanken trübten, wirksam gewesen. Aber mit der Zeit haben sich die Verhältnisse sehr gebessert. Heute weiß man doch schon in größeren Teilen des deutschen Volkes ohne Unterschied der Partei von den Dingen.

Aber noch immer ist der Eifer, mit dem wir Deutsche für eine wahrhafte Einigung, für ein künftiges Großdeutschland, eintreten und kämpfen, sehr gering, im Vergleich zu dem, was etwa Franzosen, Italiener, Polen, Tschechen an unserer Stelle tun würden, wenn Millionen ihrer Volksgenossen in so wortbrüchiger, gewaltsamer und zum Teil unaufrichtiger Weise von ihnen getrennt worden wären. Man erinnere sich an den zähen, geistigen Kampf, den Frankreich in den letzten Jahrzehnten wegen Elsaß-Lothringens führte, obwohl doch dieses Land zu 86 v. H. deutsch sprach und vor der ersten Annexion von Frankreich urdeutsches Land gewesen war. Man entsinne sich des leidenschaftlichen Kampfes der Italiener um ihre Irredenta in Österreich. Was hat dagegen unsere Außenpolitik, gleichgültig, ob sie in den Händen der Linken oder der Rechten war, bisher getan? Fast nichts. Gewiß, so weit die früher erwähnte französische und italienische Propaganda mit Mitteln der Unwahrhaftigkeit arbeitete oder so weit sie darauf hinzielte, einen Krieg vom Zaun zu brechen, wäre jede Nachahmung m. E. aufs schärfste abzulehnen. Aber es gibt genug Mittel, durch einen friedlichen, geistigen Aufklärungskampf das Rechtsgefühl der Völker nach und nach für unsere gute Sache aufzurütteln. Ich habe mich darüber einmal im 5. Bande des Handbuches für Politik näher ausgesprochen und muß hier darauf verweisen. Aber die politische Lage gibt immer neue Möglichkeiten. So wäre es vielleicht angebracht, besondere Gewaltmaßregeln des fascistischen Italiens in Deutsch-Südtirol mit einem demonstrativen Verbot der Einreise für alle deutschen Reichsangehörigen zu beantworten.

Statt dessen haben wir die Politik von Locarno betrieben, ohne uns für den Schutz des ausländischen Deutschtums gegen Entnationalisierung auch nur die geringste Zusage erkämpfen zu können. Allerdings einen Verzicht auf das Auslanddeutschtum an unserer Ost- und Westgrenze, wie man es manchmal darstellt, bedeuten die Verträge von Locarno nicht. Mit Polen und der Tschecho-Slowakei liegen überhaupt nur Schiedsverträge vor, bezüglich unserer gegenwärtigen Grenzen mit Frankreich und Belgien auch noch ein Garantiepakt, dem England und Italien beigetreten sind. Verzichtet haben wir also nicht auf einen geistigen Kampf, auch nicht auf einen solchen für das Selbstbestimmungsrecht der Deutschen, auch nicht der Deutschen in Elsaß-Lothringen.

Es wäre zu wünschen, daß unsere Außenpolitik bei aller Korrektheit in der Erfüllung der Verträge, bei aller Vorsicht und allem Takt, die gegenüber dem gesamten Ausland am Platze sind, doch immer für die Erweckung und Wachhaltung des Bewußtseins einträte, daß uns 1918/19 territorial ein schweres Unrecht zugefügt worden ist, das wieder gutgemacht werden muß, und auf dessen Wiedergutmachung wir auch in Locarno nicht verzichtet haben.

Freilich muß das Ziel klar sein, wenn der geistige Kampf für dieses Ziel Erfolg haben soll. Ich habe bereits 1917, nach meiner Rückkehr aus dem Felde, auf Konferenzen in der Zentralorganisation für einen dauernden Frieden, und dann 1919 ein solches Programm entworfen. Er läßt sich durch folgende Forderungen kennzeichnen:

Prüfung aller strittigen Grenzen durch freie Volksabstimmung nach einzelnen Gemeinden — Ziehung der Grenzen auf Grund dieser Volksabstimmungen in der Weise, daß die nationalen Verluste zu beiden Seiten der Grenze gleich groß sind — Schutz der zu beiden Seiten der gezogenen Grenze übrigbleibenden nationalen Minderheiten nach dem Grundsatz der vollen Gegenseitigkeit und im Sinne kultureller Selbstverwaltung.

Es sei mir gestattet auf meine zusammenfassende Darlegung im Artikel: „Nationalitäten-Frage" in Strupps Wörterbuch des Völkerrechts und der Diplomatie zu verweisen. Meine Vorschläge sind von der Berner Völkerbundskonferenz März 1919 angenommen und von ihr als ihre Vorschläge und Materialien der Pariser Friedenskonferenz vorgelegt worden. Die Forderungen der deutschen Regierung in Versailles decken sich mit diesen meinen Vorschlägen im wesentlichen. Wäre es gelungen, diese Grundsätze durchzusetzen, so hätte das Deutsche Reich Danzig und den polnischen Korridor, Eupen-Malmédy und Tondern gerettet, es hätte sich mit Deutsch-Österreich einschließlich Deutsch-Böhmens und Deutsch-Südtirols vereinigen können. Elsaß-Lothringen hätte die Möglichkeit gehabt, ein besonderer Staat zu werden oder sich mit der Schweiz zu vereinigen, auch dann, wenn der französisch sprechende Teil seinen Anschluß an Frankreich beschlossen hätte. Millionen von Deutschen, die heute wehrlos einer furchtbaren Entnationalisierungspolitik ausgesetzt sind, wären Bürger des Deutschen Reiches. Die Deutschen aber, die auch dann als Minderheiten im fremden Staatsgebiet geblieben wären, würden sich eines Minderheitenschutzes erfreuen, der jede Entnationalisierung unmöglich machte.

Es ist sicherlich ein schönes Ziel, für das wir 1919 gekämpft haben, und für das wir weiter kämpfen müssen. Alle Parteien können darin einig sein. Ja, sie können folgerichtig gar nicht anders: die der Linken, weil es das Programm der demokratischen Selbstbestimmung und der Befreiung von Willkür und Unterdrückung ist, die der Rechten, weil es das Programm der nationalen Einigung und des nationalen Aufstieges ist. Möge es gelingen, daß dieses Programm dereinst einmal verwirklicht wird.

Politische und wirtschaftliche Entwicklung von Versailles bis zum Londoner Pakt

Von Geh. Rat Dr. Reinhold Georg Quaatz, M. d. R. in Berlin

Deutschland gleicht einem Kaufmann, der ohne Einsicht in die Ursachen seines Zusammenbruches, die Schuld überall, nur nicht bei sich selbst sucht. Wir vergessen, daß unsere Lage nach dem Kriege ganz andere Lebensbedingungen zeigt als vorher. 1914 schritt Deutschland wirtschaftlich auf allen Fronten vorwärts, vor allem in der Industrie, aber auch in der Landwirtschaft. Moderne Staaten streben danach, ein Gleichgewicht von Industrie und Landwirtschaft herzustellen, so daß die Landwirtschaft die Bevölkerung ernähren und die Industrie ihren Absatz in der Landwirtschaft finden kann. Um es gelehrter auszudrücken, allen größeren selbständigen Mächten eignet das Streben nach Autarkie. Dieser Idealzustand herrschte in Amerika vor dem Krieg. Deutschland aber ertauschte einen Teil seines Nahrungsmittelbedarfs sowie seines Rohstoffbedarfs durch Industrieausfuhr.

Dieser Anteil am Welthandel war militärisch und politisch nicht gesichert. Andere Länder, besonders England, sahen sich durch diese deutsche Ausfuhrentwicklung

bedroht. Da setzte die Gegenwehr ein. Niemand hatte weniger Interesse daran, die Entwicklung dieses Wirtschaftsimperialismus, in den wir seit 1890 eingemündet waren, durch einen Krieg zu unterbrechen als Deutschland. Dagegen hat England immer die von andern entwickelten Wirtschaftsfrüchte geerntet. Es hat andere Völker, Holländer, Portugiesen, Spanier, Franzosen, Deutsche, Kolonien und Welthandel entwickeln lassen, um das Entwickelte dann zu gelegener Zeit an sich zu bringen. Auf diesem Wege ist sein Reich entstanden. Deutschland glaubte einen friedlichen Wirtschaftsimperialismus treiben und gleichzeitig sich politisch desinteressieren zu können. Man war bestrebt, in Rüstung und Politik pazifistisch zu sein, während der deutsche Kaufmann den Weltmarkt eroberte. Das ging gegen jedes politische Gesetz. An der auswärtigen Politik hat die Revolution insofern nichts geändert, als sie noch defaitistischer und pazifistischer war als das Kaiserreich. Wirtschaftlich glaubte man nach dem 9. November da anknüpfen zu können, wo man 1914 aufgehört hatte. Also Wiedergewinnung des Weltmarktes und der Ausfuhr. Die Inflation hat die schärfste Ausfuhrentwicklung begünstigt. Es begann der Ausverkauf, den man für eine Bereicherung Deutschlands hielt, obwohl man die Güter verschleuderte. Als der Krieg zu Ende war, stand die Mark auf 60 v. H. Das war keine Inflation, denn es ist nicht nötig, daß die Währung auf 100 steht, denn die Währungskurse werden international ausgehandelt. Nach dem Kriege waren fast alle europäischen Währungen gesunken. Solche Schwankungen, wenn sie nicht in völlige Inflation ausarten, sind natürlich, da die Währung nur ein Spiegelbild der Wirtschaft ist. Jetzt sind wir durch den Dawesplan gezwungen, die Mark stets starr auf Dollarbasis zu halten. Damit hat die Mark ihr Eigenleben verloren und ist eine Art Verlängerung der Dollarwährung geworden.

Wie entstand die deutsche Inflation? Nach dem Zusammenbruch hieß es: „Das Volk hat auf der ganzen Linie gesiegt." Die Revolutionäre versprachen dem Arbeiter Siegeslohn in Form von höheren Löhnen. Da der Friedensschluß einen Aderlaß von 50 Milliarden M. brachte, mußte die Währung zusammenbrechen, wenn nicht alle Volkskreise sich auf eine niedrigere Lebenshaltung einstellten. Geld darf nur geschaffen werden im Verhältnis zu umlaufenden Gütern. Die Gütermenge war zurückgegangen, trotzdem fixierte man damals den Tageslohn der Staatsarbeiter auf 20 M. gleich 14 Goldmark. Dieser Lohn wurde aber nicht nach Leistung, sondern nach Klassenzugehörigkeit bezahlt. Die Ware bekam Seltenheitswert, nicht nur einen Gebrauchswert. Der Arbeiter konnte nicht sparen, ebensowenig andere erwerbstätige Volksklassen, So setzte ein Sturm auf Waren ein, mit der Folge der Heraufsetzung der Preise. Es entstand der Wettlauf um die Kaufkraft, der Kampf aller gegen alle. Preis und Lohn entwickeln sich aber in normalen Zeiten langsam, sind nach Landschaft und Wirtschaftsverhältnissen verschieden. Der Preis der Ware paßt sich sonst örtlich den Löhnen an. Alle diese Zusammenhänge wurden zerstört. Lohn wie Preis verloren ihren Sinn. Wirtschaftliches Chaos begann. Niemand wußte, was er eigentlich für seine Ware und Leistung zu fordern hatte. Auch der Kaufmann verlor den Sinn für die gesunde Gewinnquote nach Ort, Zeit und Aussichten. Die Zeit des ehrbaren Kaufmanns versank. Die Zeiten der Schieber begannen. Diese gaben nicht nur der Wirtschaft ihr Gepräge, sondern drangen weit hinein in die Regierungskreise, da die neuen Staatsmänner nicht die Überlieferung der Ehre und des Taktes besaßen. Seitdem erregen Korruptionsskandale in Deutschland kaum noch Aufmerksamkeit. Zugleich hält man das für eine unvermeidbare Begleiterscheinung der modernen Demokratie, deren letztes Ideal allerdings Geld und Geldherrschaft zu sein scheint. Diesen inneren Zersetzungserscheinungen gesellen sich die verhängnisvollen Schwächemomente der Außenpolitik. Die deutsche Republik ist nicht wie andere auf nationalem Boden erwachsen. In ihrem Ursprung eine Schöpfung von Wilsons Gnaden sucht sie Halt an den Mächten des Auslandes, die sie geschaffen haben. Daher ist sie ihrem Ursprung und ihrer Idee nach Feind des nationalen Gedankens und treibt eine Politik der gewollten Schwäche. Dies der Schlüssel zu der erbitternden Hilflosigkeit unserer Außenpolitik. Ihr letzter großer Markstein war und ist der Dawesplan. Er bürdet

uns Lasten auf, die von völlig verkehrten Auffassungen über unsere Leistungsfähigkeit diktiert wurden[1]).

Im Dawesplan ist als einleitender Grundsatz aufgestellt: Deutschland könne schwere Lasten tragen, da es sich durch die Inflation entschuldet habe. Niemand wird diesen Grundsatz heute mehr aufrechterhalten. Die Landwirtschaft ist so verschuldet wie vorher, nur sind es heute drückende Personalkredite statt billiger langfristiger Hypothekenkredite. Ebenso ist es bei den anderen Wirtschaftszweigen. Die Inflation war ein Aufsaugungs- und Verzehrungsprozeß. Denn jedermann gönnte sich einen nie gekannten materiellen Luxus. Der Verbrauch in der Inflationszeit war und ist heute noch stärker als vor dem Kriege. Nicht eine Umschichtung nur, sondern eine Vernichtung des Volksvermögens bedeutet Inflation. Das aus ihrem Rachen gerettete Vermögen war in starre Form von Vorräten, Anlagen, Gebäuden übergegangen. Das flüssige Geld verschwand, es war sozusagen eingefroren. Die Wirtschaftsmaschine wurde dadurch zu einem schleppenden, knarrenden Gang verurteilt. Der Körper der Wirtschaft war gewachsen, das Blut weniger geworden.

Der Staat, in der Inflationszeit in Not geraten, gewann durch die Stabilisierung. Die Steuern von heute tragen noch immer Inflationscharakter. Der Staat schwamm plötzlich in Geld. Die Wirtschaft war ohne Geld. Die Schliebensche Steuerreform hat gemäßigt und gemildert, aber nicht mit dem Grundübel gebrochen. Das liegt im Wesen der Bureaukratie, die sich Umgestaltungen der Wirtschaft nur schwer anpaßt. Noch weniger aber als sie kann sich der Parlamentarismus zu gesunden Steuerverhältnissen zurückfinden. 40 v. H. des Volkseinkommens werden für öffentliche Ausgaben verwendet. 30 bis 35 Milliarden Volkseinkommens werden mit rd. 14 bis 15 Milliarden Abgaben belastet. Und das in einem Land ohne Kapital, belastet mit hohen Kriegstributen.

Die Revolution hatte anscheinend die Absicht, aus Deutschland einen unitarischen Staat auch in finanzieller Hinsicht zu machen. Das wäre eine Tat gewesen, wenn sie nicht eine Halbheit geblieben wäre. Statt dessen hat man die Einnahmen größtenteils beim Reiche zentralisiert, ohne die Ausgabewirtschaft bei den Ländern und Kommunen zu beschränken. Eine hemmungslose Wirtschaft auf der Ausgabenseite war die Folge. Das Reich hat Preußen, dem größten Bundesstaat, nichts in seine Ausgaben hineinzureden. Wenn das Reich das eine tut, tut Preußen das Gegenteil. Die Reichsregierung muß einen Kampf gegen die Länderregierungen führen auch in wirtschaftlicher Beziehung. Eine wirkliche Selbstverwaltung hat aufgehört, seitdem die Selbstverwaltungskörper zu Theatern der Demagogie wurden. Man wetteifert in Ausgaben und ist stolz darauf. Im Etatsjahre 1926 verbraucht das Reich nach Abzug der Überweisungen über 6 Milliarden, Preußen etwa 3,5 usw. Überall sind die Ausgaben viel höher als im Frieden, obwohl die vom Spießbürger früher so beseufzten Militärlasten weggefallen sind. Dafür laufen die Jungmannen, die früher im bunten Rock zu Männern wurden, als lungernde Erwerbslose herum. Die Zügellosigkeit der Gemeinden ist noch größer als die der Regierungen. Sie bauen Stadions, Fernheizwerke, Ratskeller, Theater, Hallen usw. Hier muß scharf zugegriffen und beschnitten werden. Hierzu kommen die Daweslasten. Der Gesamthaushalt des Reiches ist 1926 um zwei Milliarden größer als im Vorjahr. Über 1500 Millionen gehen auf die Kriegslasten. Und dieses Jahr zählte noch zu den sog. „Schonjahren". In den folgenden Jahren werden die Tribute bis auf 3000 Millionen Mark wachsen, d. h. jede deutsche Familie zahlt dann je Arbeitstag 50 Pf. an den „Reparationsagenten". Dazu kommt die Last der Erwerbslosen. Ich schätze sie insgesamt auf weit über 1000 Millionen jährlich oder auf Familie und Arbeitstag fast 20 Pf.

Man tröstet das Volk mit der Hoffnung auf amerikanische Kredite. Tatsächlich zahlen wir aus diesen nicht nur die Tribute, sondern einen großen Teil unserer Lebensbedürfnisse. Der Überfluß an Kapital in Amerika müßte eigentlich in Deutschland arbeiten. Aber um nicht einen unbequemen Wettbewerb heranzuziehen, führte

[1]) Vgl. den Beitrag von Paul Bang in diesem Heft.

Amerika nicht nur Geld, sondern Waren auf Pump nach Deutschland aus. Ein Warentransfer setzte ein. Diese unbezahlte Wareneinfuhr hat die deutsche Wirtschaft weiter lahmgelegt. Denn fremde Maschinen, fremdes Weizenmehl machen deutsche Arbeiter und Bauern brotlos. Soweit wir Anlagekredite erhalten, liegt es günstiger, aber ihre Zinsen belasten uns Jahr für Jahr in steigendem Maße.

Man hat in allem ungefähr das Gegenteil von dem getan, was man hätte tun sollen. Eine Umkehr ist nur denkbar, wenn wir grundsätzlich Inflations- und Revolutionsgrundsätze in der deutschen Wirtschaft verlassen und zu den natürlichen Wirtschaftsgesetzen zurückkehren. Der Außenhandel eines Volkes hängt ab von der inneren Wirtschaftskraft. Daher hat Bismarck zielbewußt eine nationale Wirtschaft mit größter Stärkung des inneren Marktes entwickelt. Auch in dieser Beziehung haben seine Nachfolger seine Bahn verlassen. Sie wagten sich wirtschaftlich in die Welt, ohne militärisch und politisch Schritt zu halten. Das deutsche Volk lebt in einer Zeit der Depression, der geistigen Erkrankung die sich auf das wirtschaftliche Gebiet ausdehnt. Verlorengegangen ist das Bewußtsein, daß Wirtschaft und Politik zusammengehören. Wir müssen zu der ewigen, wenn auch hausbackenen Wahrheit zurückkehren: Gib nicht mehr, aus als du einnimmst. Wirtschaft ist Dienst am Volk. Begnüge dich mit dem Verdienst, den deine Leistung wert ist, das ist das Gesetz des ehrbaren Kaufmannes. Wichtiger als alles aber ist die Erkenntnis, daß es kein Gedeihen des Einzelnen gibt ohne Gedeihen des Staates, daß dieser aber nicht anders gesunden kann, als auf nationaler Grundlage.

Der Dawesplan in seiner Beziehung zur Außenpolitik

Von Oberfinanzrat Dr. Paul Bang in Berlin

Wenn wir uns die Wirkung des Dawesplanes auf die deutsche Außenpolitik klarmachen wollen, müssen wir von der grundsätzlichen Erkenntnis ausgehen, daß eine selbständige Außenpolitik nur möglich ist auf der Grundlage einer selbständigen Wirtschaft. Sodann gilt es zu erkennen, inwiefern sich in dem und durch den Dawesplan außenpolitische Zwecksetzungen der Feindmächte und außenpolitische Bindungen Deutschlands darstellen.

Zunächst sei in ganz großen Zügen der Zusammenhang der Dinge und der Sinn der ganzen Entwicklung gekennzeichnet. Vor dem Kriege gab es zwei Mächte, die dem westlerischen Kapitalismus gegenüber selbständig waren und deren Rohstoffgebiete von ihm nicht kontrolliert wurden. Das waren die beiden unbequemen Mächte, mit denen man in der Weltrechnung niemals sicher kalkulieren konnte, deren politische Kooperation stets möglich war, und zwar auf der Grundlage wirtschaftlicher Selbständigkeit. Das waren Deutschland und Rußland. Auf die besondere Bedeutung des mitteleuropäischen Raumes kann ich hier nicht eingehen. Wir wollen hier den Begriff mitfassen unter den Begriff „Deutschland". Auf der Möglichkeit jener politischen Kooperation hat Bismarck seine Außenpolitik aufgebaut. Daran, daß nicht nur Rußland, sondern auch Deutschland vor dem Kriege eine selbständige Wirtschaftsmacht war, läßt sich nicht zweifeln. Dies wird auch dadurch nicht geändert, daß Deutschland schon vor dem Kriege infolge einer falschen Wirtschaftspolitik etwa 17 v. H. seiner Bevölkerung vom Auslande ernähren ließ. Denn dieser Umstand hätte sich vor dem Kriege durch sachgemäße Maßnahmen ohne weiteres, gewissermaßen von Ernte zu Ernte ändern lassen.

Der Zweck des Krieges war, diesen Zustand der Unabhängigkeit und Selbständigkeit zu ändern, und insbesondere uns gegenüber: durch Abdrosselung und Entmach-

tung der Wirtschaft eine selbständige Außenpolitik unmöglich zu machen. Vor allem wurde dreierlei erstrebt:

1. Die Eroberung der wirtschafts-geographischen Schlüsselstellung des gesamtdeutschen Wirtschaftsgebietes, um dadurch zum Süden und Südosten eine feste Brücke zu gewinnen. Der Zug Rhein-Donau und Elbe-Donau stellt diese Brücke in vollendeter Form dar. Die Internationalisierung unserer Flüsse durch Versailles und die ergänzende Internationalisierung unserer Eisenbahn durch den Dawesplan ist eine geniale Leistung im Sinne dieser weitblickenden Politik.

2. Die unmittelbare oder mittelbare Aneignung der im mitteleuropäischen Raum liegenden Rohstoffgebiete. In diesem Sinne kann man den letzten Krieg einen Rohstoffkrieg nennen. Ich bemerke hierbei, daß eine mittelbare Aneignung auch im Wege unschuldig aussehender internationaler Verträge denkbar ist.

3. Unsere Einordnung — nicht als Nutznießer, sondern als Opfer — in das System des westlerischen Kapitalismus durch Übertragung des Organisationsprinzips dieses Systems auf unsere Wirtschaft. Dies besagt die Umkehr des Verhältnisses zwischen Kapital und Arbeit, zwischen Produktion und Finanz. Der Produktion wird dabei der sittliche Zweck nationaler Wirtschaftserhaltung genommen, und zugleich wird die Produktion aus einer Herrin zur Dienerin des Finanzkapitals als eines Selbstzweckes gemacht. Die Ordnungsgewalt der menschlichen Arbeit liegt darnach nicht mehr in den Bedürfnissen nationaler Wirtschaftsgemeinschaften, auch nicht mehr in den Bedingungen der Erzeugung als solcher, sondern in den Bedürfnissen anonymer Finanzgewalten. Diese Entwicklung ist bei uns in vollem Gange. Bei unseren industriellen Großorganisationen, bei vielen unserer schweren Werke ist längst die Finanzabteilung die schlechthin ausschlaggebende, die Produktionsabteilungen sind nur noch Mittel zum Zweck.

Daß es gelungen ist, Rußland gegen uns und damit gegen sich selbst einzuspannen, ist eine der bemerkenswertesten Leistungen der feindlichen Vorkriegspolitik, der allerdings schwerste Fehler der deutschen Politik zu Hilfe kamen.

Um nun jene Ziele bei uns zu erreichen, war wieder zweierlei nötig:

1. Die Auswuchtung der Selbständigkeit und Unabhängigkeit der beiden wirtschaftlichen Eckpfeiler unserer Wirtschaft, nämlich der Ruhrwirtschaft und der Landwirtschaft. Die Lahmlegung der letzteren bedeutet Brachlegung des inneren Marktes, der den Rückhalt der Selbständigkeit der Wirtschaft darstellt.

2. Die Inbesitznahme ganz bestimmter wirtschaftlicher Hoheitsrechte, insbesondere derer, die eine moderne Volkswirtschaft zu einer Verkehrswirtschaft machen.

Im Kriege ist all dies nicht erreicht worden. Auch nicht durch Versailles, das die Souveränität unserer Nationalwirtschaft unangetastet ließ. Es ist das Wesen der feindlichen Nachkriegspolitik, über Versailles hinaus jene Ziele doch noch zu erreichen. Möglich war das nur mit unserer eigenen Hilfe auf dem Wege der sog. „positiven Mitarbeit". Das ist der Sinn unserer Erfüllungspolitik.

Der Dawesplan bedeutet die endgültige Erreichung jener Ziele. Er bedeutet die Erledigung der wirtschaftlichen Selbständigkeit Deutschlands. Damit entzieht er aber auch einer selbständigen deutschen Außenpolitik die Grundlage. Auch jeder deutsche Befreiungsversuch wird durch ihn unmöglich gemacht, worauf ich noch zurückkomme. Es ist interessant, wie schnell sich die Tatsache der Abhängigkeit einer selbständigen Außenpolitik von einer selbständigen Wirtschaft bewahrheitet hat, anders ausgedrückt, wie schnell die Erledigung der wirtschaftlichen Selbständigkeit zur Erledigung einer selbständigen Außenpolitik geführt hat. Dies spricht sich aus in alledem, was das Wort „Locarno" umschließt. Locarno war nur möglich nach Annahme des Dawesplans. Locarno ist ja in Wahrheit kein Akt deutscher, sondern ein Akt ausländischer Politik und zeigt, daß mit dem Verluste einer selbständigen Wirtschaft nun auch unsere Außenpolitik an die Kette gelegt, in ganz bestimmter Richtung festgelegt ist. Sie vollzieht sich nur „zwangsläufig", und ihre sog. Aktivität ist nichts anderes als die geschickte Verhüllung einer grenzenlosen Passivität.

Wir mußten im Verlauf dieser „Zwangsläufigkeit" selbstverständlich auch im Völkerbund landen. So folgt aus der wirtschaftlichen die politische und schließlich auch noch die militärische Verlandsknechtung. Daß der Außenminister Dr. Stresemann das verhängnisvolle Wort von den „am Rhein interessierten Staaten" gesprochen hat, hat in diesem Zusammenhang seinen tiefen Sinn.

Ergänzend will ich noch bemerken, daß sich in dieser Entwicklung auch noch ein Sonderinteresse der angelsächsischen Politik an unserer Einbeziehung ins Westlertum ausspricht. Der Weltkrieg war ja nur ein Auftakt. Mit den „Nie-wieder-Krieg-Leuten" wollen wir uns hier als ernsthafte Menschen nicht befassen. Der Ruf „Nie-wieder-Krieg" steht auf derselben Höhe wie der: „Nie-wieder-Gewitter". Das Angelsachsentum sieht seine endgültige Auseinandersetzung mit dem Osten über den Osten und den Pazifik voraus. Daher vor allem Englands Interesse, uns von Rußland möglichst auch räumlich getrennt zu halten. Deshalb ist die sog. „kleine Entente", die durch Locarno, entgegen der öffentlichen Meinung in Deutschland, erst ihre tiefste Fundierung erhalten hat, keineswegs nur eine französische, sondern durchaus auch eine englische Frucht. Insofern stehen wir vor der Möglichkeit, daß jene Auseinandersetzung über den Osten jederzeit in den deutschen Raum verlegt werden kann. Man kann sagen, daß der Rhein abgelöst wird durch die Weichsel oder die Oder.

In diesem Zusammenhange ist die Denkschrift Chamberlains für die französische Regierung zur Locarnofrage von höchstem Interesse, deren Kenntnis wir einer Indiskretion Tschitscherins verdanken. In ihr heißt es u. a.: „Die britische Regierung hat sich zu einem besonderen Ziele gesetzt, Deutschland in den Völkerbund hineinzuziehen und seine Interessen mit den Interessen der Völker Westeuropas zu verbinden. Der Dawesplan hat zu diesem Ziele nicht wenig beigetragen ... Die britische Regierung geht aber weiter und findet, daß eine Abmachung Deutschlands mit den europäischen Völkern, die eine militärpolitische Bedeutung hätte, von der größten Wichtigkeit wäre. Wenn Deutschland durch einen Non-‚Aggression'-Pakt (Sicherheitspakt) mit anderen Vertragsparteien gebunden ist, kann Deutschland nicht mehr der Verbündete werden weder des jetzigen Sowjet-Union-, noch des künftigen Rußland." Deutlicher wird noch Jacques Bardoux im „Temps" vom 10. 11. 1925: „Wie ehemals Castlereagt und Canning das geschlagene Frankreich liebevoll begrüßten, um es gegen das Rußland Alexanders zu benutzen, so führt Mr. A. Chamberlain das entwaffnete Deutschland wieder ein, um es gegen Rußland nutzbar zu machen."

Die außenpolitische Wirkung des Dawesplanes liegt hiernach offen zutage. Sie wird vertieft durch eine Sonderwirkung, auf die auch ausländische Sachverständige, wie insbesondere Keynes und Cassel wiederholt hingewiesen haben, nämlich durch Verewigung des sozialen Konflikts in unserem Volke, also durch außerordentliche Vertiefung des Klassenkampfes mit der endgültigen Verschiebung aller gesunden Kampfinstinkte unseres Volkes von der gesunden Richtung nach außen in die ungesunde und lebensgefährliche Richtung nach innen.

Um so frivoler ist die Politik der sog. Volksführer. Niemals ist die Arbeiterschaft hartherziger ans Messer des raubgierigsten Kapitalismus geliefert worden, als die deutsche Arbeiterschaft durch ihre sog. Führer. Und wer heute noch nicht einsieht, daß der Marxismus alles weniger als ein Kampf gegen den Kapitalismus ist, daß er im Gegenteil der Wegbereiter und Helfer des hartgesottensten Kapitalismus dieser Erde ist, daß er nichts anderes ist als eine Art Maschinerie zur Überführung des deutschen Produktivkapitals in den Besitz des anderen, dem ist nicht zu helfen. Crispien, der Mann ohne Vaterland, erklärte auf einem der letzten sozialdemokratischen Parteitage: „Die Partei braucht das Gutachten, um wieder Boden unter die Füße zu kriegen." Und während in der französischen Kammer die Sozialisten unter dem Beifall Herriots erklären, es sei besser, daß die deutschen Arbeiter die Lasten trügen als die französischen, schreibt der „Vorwärts" in Nr. 408 zur Feier des 29. August 1924:

„Die deutsche Sozialdemokratie grüßt an diesem Tage, der den Zusammenbruch der nationalistischen Demagogie und ihren Anstrengungen um die Verständigung der Völker einen geschichtlich bedeutungsvollen Erfolg gebracht hat, die Sozialisten aller Länder, vor allem

Frankreichs, Belgiens und Englands. Sie wird als Hüterin der Vertragstreue weiterwachen, und sie wird nicht dulden, daß der deutsche Arbeiter von den Regierern des Bürgerblocks zum Paria und Lohndrücker der ganzen Welt gemacht wird. Kampf, Kampf und abermals Kampf."

Diese mit dem Dawesplan erreichte Vertiefung des sozialen Konflikts in unserem Volke mußte ihre besondere Wirkung auch auf die Außenpolitik haben. Denn sie mußte diese Außenpolitik noch mehr als bisher zum Heloten der Innenpolitik machen.

Nach alledem handelt es sich beim Dawesplan also um alles weniger als um ein wirtschaftliches Instrument oder etwa gar um die wirtschaftliche Lösung der sog. Reparationsfrage, deren wirtschaftliche Lösung überhaupt nicht möglich ist. Daß der Dawesplan diese Bedeutung habe, war und ist noch immer der schlimmste Irrtum. Auch ausländische Sachverständige haben wiederholt vor diesem Irrtum gewarnt und immer wieder betont, daß es sich beim Dawesplan um ein politisches Machtinstrument zur Erreichung politischer Machtziele handle. In der Tat ist der Dawesplan das wirtschaftliche Werkzeug, um in Deutschland und mit Deutschland Politik zu machen. Der Dawesplan ist das wirtschaftstechnische Mittel, um

1. den deutschen Staat nicht nur zum willenlosen Gegenstand, sondern geradezu zum Mittel fremder Außenpolitik zu machen,
2. die deutsche Wirtschaft in den Dienst fremder Staatsrüstung zu stellen,
3. den deutschen Raum zum Spielraum fremder Auseinandersetzungen, unter Umständen auch zum Kompensationsobjekt zu machen,
4. die deutschen Menschen zu wirtschaftlichen, politischen und schließlich auch zu militärischen Landsknechten der anderen zu machen.

Wer mir sagt, das sei übertrieben, dem erwidere ich: Die offenen und versteckten wirtschaftlichen Druckmittel, die der Dawesplan nicht nur mit Entziehung des selbständigen Währungs- und Tarifrechts, sondern vor allem auch im Aufbau seines Kapitaltrusts und in den Möglichkeiten des unmittelbaren Eingriffs in die Privatwirtschaft an die Hand gibt, sind derart, daß es den Inhabern dieser Druckmittel ein leichtes ist, mit diesem Werkzeug alles zu erreichen, was sie wollen. Versailles gab diese Druckmittel nicht. Wäre der Dawesplan abgelehnt worden, und wäre es bei dem Wahnsinnsvertrage von Versailles geblieben, so wäre das, was jetzt mit dem Dawesplan ohne öffentliches Aufsehen und mit dem Schein des Rechts und vor allem auf der Grundlage unserer Freiwilligkeit zu erreichen ist, nur zu erreichen gewesen durch offenkundige politische Vergewaltigungen, die in der ganzen Welt ganz andere psychologische Wirkungen ausgelöst hätten. Jetzt heißt es: volenti non fit injuria!

Was nun die wirtschaftliche Technik des Dawesplanes anlangt, mit der die deutsche Entmachtung erreicht wird, so will ich darüber nur folgendes sagen:

Die deutsche Wirtschaft ist eine Verkehrswirtschaft. Sie bleibt eine selbständige Verkehrswirtschaft nur, solange ihr das Selbstbestimmungsrecht über die beiden großen Verkehrsmittel bleibt: über Eisenbahn und Geld. Denn auch das Geld ist volkswirtschaftlich nichts anderes als ein Warentransportmittel. Die Selbstbestimmung über diese beiden Verkehrsmittel ist der deutschen Wirtschaft genommen. In wesentlichem Ausmaß ist die Bestimmung darüber den Konkurrenzwirtschaften übertragen. Durch die Verkehrsmittel aber werden in einer Verkehrswirtschaft die Produktionsbedingungen und Selbstkosten bestimmt (Frachtenanteil, Zinssätze, Diskont, Kredit usw.). Der Übergang der Bestimmung über die Verkehrsmittel bedeutet deshalb für die betreffende Wirtschaft, daß sie damit unter fremde Produktionsbedingungen tritt. Das schließt in sich den Verzicht auf eigene Wachstumsbedingungen. Nach Durchführung des Dawesplanes entscheidet deshalb über die Führung der deutschen Wirtschaft nicht mehr die Intelligenz deutscher Unternehmer und die Tüchtigkeit deutscher Arbeiter, bleiben auch nicht mehr maßgebend deutsche Erzeugungs- und Verbrauchsbedingungen, sondern fremde, insbesondere die Leihzinsbedürfnisse des anonymen internationalen Kapitals. Die Fragen der Umstellung und Still-

legung ganzer deutscher Wirtschaftsteile werden dann nicht mehr von deutschen, sondern von fremden Bedürfnissen bestimmt. So ist es weithin schon heute. Viel Unerklärliches in unserer Wirtschaft hat hier seine Erklärung, insbesondere die grenzenlose Unsicherheit in der Kalkulation und die Unmöglichkeit jeder wirklichen Konjunkturberechnung. Der Dawesplan macht uns aus einem Wirtschaftssubjekt zu einem Wirtschaftsobjekt.

Zugleich liegt der grandiose Versuch vor, die Volkswirtschaft gewissermaßen durch Banktechnik auszuwuchten und zu ersetzen. Hier haben wir die Übertragung des westlerischen Organisationsprinzips, von dem ich oben sprach. Der produktive Wirtschaftsgedanke wird ersetzt durch den als Selbstzweck unproduktiven Gedanken der effektenkapitalistischen Bankkonzernidee. Es ist durchaus keine Übertreibung, wenn man dies ins Deutsche so übersetzt: Eingliederung der vormals selbständigen deutschen Wirtschaft als Arbeitsprovinz in den internationalen Bankenstaat. Das sprechen auch ausländische Sachverständige offen aus. Die Versklavung in einen anonymen Effektenkapitalismus wird ja auch offen zugegeben und zielbewußt durchgeführt. Ist doch die ausgesprochene Grundlage des Dawesplanes die effektenkapitalistische Mobilisierung und Liquidierung unserer wesentlichen Innenwerte, vor allem bei Eisenbahn und Industrie.

In dieser „Umstellung" liegt die eigentliche Ursache der schweren deutschen Wirtschaftskrise. Es ist schon deshalb unverantwortlich, die Beziehung dieser Krise zum Dawesplan zu bestreiten. Und es erscheint einigermaßen naiv, sich über das Elend dieser Krise hinwegzutäuschen, dadurch, daß man sie eine notwendige „Reinigungskrise" nennt. Das Wesen unserer Krise ist: Abtötung des Innenmarktes als des Rückhalts einer selbständigen Wirtschaft und wachsende Verschiebung der Ernährungsbasis unseres Volkes von innen nach außen und zugleich wachsende Umgestaltung bisher selbständiger Produktionsstätten in reines Lohngewerbe.

Die außenpolitische Wirkung erhellt aber ohne weiteres schon dadurch, daß auch, ganz abgesehen von der Entwaffnung, der Gedanke einer Mobilisierung deutscher Wehrkräfte mit dem Mittel einer fremdem Befehle unterstehenden Eisenbahn zur Unmöglichkeit wird und daß bei einer vom Auslande beherrschten Währung und der weitgehenden Einschränkung des Souveränitätsrechts auf dem Gebiete des Finanz- und Etatswesens auch an eine Finanzierung irgendwelcher politischer oder auch nur wirtschaftlicher Befreiungsversuche gar nicht zu denken ist! Wir stehen im Gegenteil, auch abgesehen von alledem, vor einer durch den Dawesplan herbeigeführten Entwicklung, die die finanzielle Austrocknung des gesamten nationalen Wesens, insbesondere des Verbandswesens, zur notwendigen Folge hat.

Es kommt also auf die Erkenntnis an, daß nach Durchführung des Dawesplanes unsere eigene Wirtschaft eine fremde und unser eigener Staat ein fremder sein wird. Das ist es, was so viele nicht erkennen wollen und worin das Verhängnisvolle unserer Lage beruht. Nicht die unerfüllbaren Lasten sind das Wesentliche im Dawesplan, sondern die Form ihrer Aufbringung und die Mittel, die diese Aufbringung garantieren sollen.

Es war stets eine sehr törichte Selbstberuhigung, daß „Amerika" die Berichte mache. Wie es zweierlei Deutschland gibt, gibt es auch zweierlei Amerika. Das Amerika, das diese Berichte gemacht hat, ist ausgerechnet die Macht, der an einer selbständigen deutschen Wirtschaft und an einer selbständigen deutschen Ausfuhr am wenigsten gelegen ist. Es handelt sich um den eigentlichen Sieger des Weltkrieges, um das in der Wallstreet vereinigte internationale Bankenkapital.

Wirtschaftlich ist der Sinn des Dawesplanes schon nicht mehr der eines Zahlungsplanes, sondern der einer Zwangsvollstreckungsurkunde. Und politisch ist er nichts anderes als der strategische Plan der „Eroberung" Deutschlands. Das ist von draußen auch immer wieder gesagt worden. Man hat es nur bei uns nicht geglaubt. Ich will hier lediglich eine einzige Stimme erwähnen. E. Wright schrieb im „Evening-Standard": „Der Dawesplan macht die Deutschen zu Untertanen anderer Nationen. Er bringt das zustande, was Versailles noch ostentativ vermied,

nämlich die Eroberung Deutschlands." Das trifft durchaus den Kern der Sache. Der englische „Outlook" schrieb seinerzeit: „Keine Regierung der Welt, nicht einmal auf dem Balkan oder in Zentralamerika kann eine solche Regelung eingehen und weiter bestehen." Bis in die Gesetzgebungsmaschinerie hinein greift heute die Macht der fremden Gewalthaber. Von deutscher Souveränität heute noch zu sprechen, ist im Sinne Schopenhauers „verruchter Optimismus". Die „Dette Publique" des ehemals „kranken Mannes" am Bosporus war ein Kinderspiel gegen dieses System. Die Dette Publique war in der Tat nur eine echte Schuldenverwaltung, der Dawesplan ist eine in täuschende Wirtschaftsformen gekleidete Staatsverwaltung.

Auch damit ist ein außenpolitisches Fazit des Dawesplanes wieder gezogen. Wir wissen, daß schon die Dette Publique die Außenpolitik der Türkei zerstörte und die Türkei zum Objekt fremder Mächte machte. Bei uns wird eine eigene Außenpolitik, die eben nur auf der Grundlage einer selbständigen Wirtschaft möglich ist, nicht nur nicht mehr möglich sein, sondern unter dem Schein deutscher Außenpolitik werden fremde Mächte ihre Politik machen. Man hat für diese scheindeutsche Auslands-Außenpolitik auch schon den terminus technicus gefunden. Wie man bei uns den Dawesplan offiziös blasphemisch die „Bibel der Wirtschaft" genannt hat, nennt man jetzt die deutsche Außenpolitik „die loyale Politik auf der gesetzlichen Grundlage des Dawesplanes". Ganz zutreffend in diesem Sinne hat der Außenminister Dr. Stresemann am 27. 9. 1924 auf einer Parteiversammlung erklärt: „Die Tatsache der Annahme des Gutachtens ist die Grundlage der heutigen Außenpolitik." Derselbe Dr. Stresemann hat aber über diese Art Außenpolitik das Vernichtungsurteil gesprochen, als er in Karlsruhe am 15. 6. 1924 in einer Propagandarede für den Dawesplan zur Kennzeichnung unserer Vorkriegspolitik sagte: „Weil wir pazifistische Politik trieben, deshalb haben wir das Vertrauen der anderen Nationen zu Bündnissen mit uns verloren." Dieses Urteil trifft heute in verstärktem Maße zu. Über dem deutschen Wesen von heute, und insbesondere über der deutschen Außenpolitik von heute, steht das erschütternde Urteil Fichtes aus seinen „Reden": „Unsere Verfassungen wird man uns machen, unsere Bündnisse und die Anwendung unserer Streitkräfte wird man uns vorschreiben."

Im übrigen ließe sich über die weltpolitische Konstellationen, in denen die nach Annahme des Dawesplanes scheindeutsche Außenpolitik eine aktiv-passive Rolle zu spielen hat, manches sagen. Über die uns dem Osten gegenüber zugedachte Rolle ist bereits geredet. Hier kann unter Umständen ein Gemeinschaftsinteresse des Westlertums durch scheindeutsche Außenpolitik zur Geltung gebracht werden — in hohem Maße gegen deutsche Lebensinteressen. Sodann aber spielt die aktive Passivität der deutschen Außenpolitik eine besondere Rolle, in der zunächst hinter den Kulissen sich vollziehenden Auseinandersetzung zwischen den angelsächsischen Weltmächten selbst. Der hier in Betracht kommende Fragenkomplex kann umschrieben werden mit dem Begriff „Ölkrieg". Das, was in der großen Welt heute vor sich geht, kann zu einem wesentlichen Teil unter diesen Begriff gebracht werden. Und gerade hier tritt das ganz besondere Interesse ausländischer Mächte, insbesondere auch der Wallstreet, am Dawesplan zutage, d. h. ihr Interesse daran, sich durch die Druckmittel des Dawesplanes sozusagen in den Besitz der deutschen Außenpolitik zu setzen. Wie Locarno gemacht worden ist durch den englischen Botschafter, werden wir es erleben, daß demnächst andere Scheinaktivitäten deutscher Außenpolitik gemacht werden durch andere. Wir werden das zunächst erleben auf dem Wege, der uns in den Völkerbund geführt hat. Frankreich wird bei der Auseinandersetzung der englischen Weltmächte die Rolle des festländischen Denkens der Wallstreet spielen und hat auf diesem Wege in steigendem Maße seine Unabhängigkeit eingebüßt. Wir selbst treiben ja nun schon lange, seit Simons und Rathenau, Loucheur sog. kontinentale, also französische Politik. Der ehrenvolle, wenn auch viel zu schwächliche Versuch, den Cuno und Rosenberg zur Brechung dieser unseligen Politik machten, ist mit der Ersetzung Cunos durch Stresemann endgültig gescheitert, und heute hat sich die verführte deutsche Wirtschaft mit den irregeleiteten

Instinkten des Massenwahns auf diese Politik festgeklemmt. Hier liegt ja eine der trüben Quellen jener verhängnisvollen Irrtümer, die die deutsche Wirtschaft zur Mitarbeit und Annahme des Dawesplanes gebracht haben. In dieser Hinsicht bedeutet der Dawesplan die Einstellung unserer Außenpolitik ins Spiel der Wallstreet. Wie wir auf der einen Seite passiv als Schachfigur in die Auseinandersetzung des Westlertums mit dem Osten eingestellt werden, werden wir hier passiv als Schachfigur in die Auseinandersetzung der angelsächsischen Weltmächte untereinander eingestellt. Durch die mit dem Dawesplan vollendete Ausschaltung unseres Daseins als aktiver politischer Faktor haben sich die Kulissen des Welttheaters grundlegend verschoben. Erst durch den Dawesplan ist das Ziel der Wallstreet erreicht, das Wilson dahin umschrieb, der Krieg müsse die große Gelegenheit für Amerika werden. Hat England seine Politik früher betrieben mit der „Balance of power", mit der Gleichgewichtserhaltung der europäischen Mächte untereinander, so betreibt nunmehr Amerika in „splendid isolation" seine Politik mit dem Bestreben der Gleichgewichtserhaltung zwischen England und Frankreich. Dazu aber ist nötig, uns als selbständigen politischen Faktor auszuschalten, uns wirtschaftlich und damit politisch unfähig zu machen und unser Schuldnerdasein zu verewigen. Letzteres ist der tiefste Sinn des Dawesplanes. Amerika hat, solange dieser Zustand dauert, durch die „Eroberung Deutschlands" sowohl Frankreich wie England am Leitseil und kann, wenn die letzte Auseinandersetzung sich nicht vermeiden läßt, auch einen blutigen Austrag in den deutschen Raum verlegen.

Das ist die Aktivität, die der deutschen Außenpolitik auf der Grundlage des Dawesplanes bleibt. Das ist schließlich die Aktivität des Selbstmordes. Es ist zumindest jene Aktivität, von der Freiherr von Stein an General Rüchel schreibt: „Der höchste Grad des Unverstandes ist, das Werkzeug der Verworfenheit anderer zu werden."

Völkerbund und Sicherheitsfrage

Von Dr. Martin Spahn, Professor an der Universität Köln a. Rh.

Durch die Untersuchungsausschüsse der Nationalversammlung und des Reichstags, die seit dem Herbst 1919 tagen, wissen wir zur Genüge Bescheid, wie sehr die deutsche Reichsregierung immer schon auf den Frieden eingestellt war und wie die politische Führung des Reichs wohl in keinem Augenblicke innerlich mitgegangen ist, als der Krieg zur Notwendigkeit wurde. Trotz des guten Willens der deutschen Regierung ist der Friede unter den Völkern nicht mit uns, sondern gegen uns hergestellt worden. Man suchte ihn auf einem dreifachen Wege, einmal durch die Bedingungen der Friedenschlüsse, sodann durch den Bürgschaftsvertrag der Angelsachsen für die Sicherheit der Franzosen am Rhein und drittens durch die Begründung des Völkerbundes.[1])

Die Wahl von Genf als Sitz des Völkerbundes sollte symbolische Bedeutung haben. Calvin war gebürtiger Franzose; der Calvinismus aber hat sich zu einer der großen Kräfte, die das Weltgeschick bestimmen, in den angelsächsischen Ländern entwickelt. Darum wurde die Stadt Calvins und des Calvinismus für den Völkerbund in Anspruch genommen. Auf die Errichtung des Völkerbundes drängten die Angelsachsen. Die Franzosen gewannen erst später ein Interesse daran. Sie konnten in der führenden Stadt der Westschweiz durch ihn dauernd eine Unzahl von Franzosen als Angestellte und Journalisten zu Propagandazwecken unterbringen. Sie vermochten auch durch ihre überlegene Rhetorik unter den schwächeren, insbesondere

[1]) Vgl. hierzu und zum Folgenden Juniheft 1925 der S. M. „Der Völkerbund". Der Vortrag ist bis auf die Gegenwart fortgeführt worden.

den überseeischen Staaten sich eine starke Gefolgschaft zu bilden. Es bedurfte indessen einiger Jahre, bis die Einrichtungen des Völkerbundes fühlbare Folgen im Leben der Völker hatten.

Unterdessen sorgten die Franzosen dafür, daß ihr Bedürfnis nach Sicherheit uns gegenüber das Hauptanliegen der westmächtlichen Beziehungen untereinander darstellte. Da Wilson bei seiner Rückkehr nach Amerika nicht die Zustimmung der anderen Verfassungsorgane der Vereinigten Staaten zur Beteiligung am Versailler Werke fand, fiel auch der Bürgschaftsvertrag über den Rhein zwischen den beiden angelsächsischen Staaten und Frankreich. Dieses bemühte sich darauf sofort, die Engländer zu bestimmen, daß sie allein, und zwar mit verstärkten Verpflichtungen die Bürgschaft übernahmen. Den Franzosen hat der Rhein von der Quelle bis zur Mündung immer als unteilbares Ganzes gegolten. Den Oberrhein, d. h. Elsaß-Lothringen und das Saargebiet, hatten sie entweder schon mit Kriegsende fest in die Hand bekommen oder hofften ihn sich binnen 15 Jahren einverleiben zu können. Ohne daß die Schweiz am Kriege teilgenommen hatte, versuchten sie in Versailles auch deren internationale Stellung dahin zu ändern, daß sie sie unmittelbar von der französischen Wirtschaftspolitik und dadurch mittelbar auch von der französischen Außenpolitik abhängig machen ließen. Sie setzten durch, daß die Freizonen um Genf aufgehoben werden sollten. Durch die Inanspruchnahme der Wasserkräfte des Rheins oberhalb Straßburgs für die Herstellung von Elektrizität gedachten sie Basel ebenfalls nach Frankreich abzudrängen. Im Rheinmündungsgebiet drängte man die Belgier, Holland zu „Grenzregulierungen" zu veranlassen, insbesondere zur Hergabe von Holländisch-Limburg und damit zur Aufgabe des Gebietes südlich des Rheins. Von dem bescheidenen Drittel, das danach noch vom linksrheinischen Gebiete übrig blieb, wurde Eupen-Malmedy den Belgiern gegeben, Luxemburg von Belgien abhängig gemacht; den Rest, der in deutschen Händen blieb, hoffte man in einen autonomen Rheinstaat umzuwandeln, auf jeden Fall dadurch unter französische Aufsicht zu bringen, daß der Rhein selber französische Besatzung bekam. Die Franzosen hatten sich schweren Herzens damit abgefunden, daß die deutsche Grenze noch wenigstens eine Strecke lang links des Rheins verlief; aber sie arbeiteten nun die Theorie heraus, daß in Versailles der Begriff einer doppelten Grenze zwischen Frankreich und uns geschaffen worden sei, einer politischen Grenze und einer militärischen Rheingrenze, durch die sie wenigstens für den Kriegsfall das Ziel ihrer alten Sehnsucht erreicht hätten. Sie waren bereit, diese militärische Grenze durch die Belgier und die Engländer mit halten zu lassen.

Die Möglichkeit, allmählich eine Anerkennung dieser Theorie durch die Engländer zu erhalten, verschaffte ihnen die Besetzung der Rheinlande auf 15 Jahre, die ihnen in Versailles zugestanden worden war. Den Angelsachsen war bei dem Zugeständnis nicht wohl gewesen, und daher hatten sie sofort, als Nachrichten von der deutschen Nationalversammlung kamen, die mit einer Verwerfung der Friedensbedingungen rechnen ließen, den Franzosen zugesetzt, in diesem Falle die Herabsetzung der Besatzungszeit auf 2 Jahre anzubieten. Das Ja der Nationalversammlung enthob die Franzosen der Sorge. Sie hatten jetzt die 15 Jahre vor sich und konnten die Engländer, wie sie hofften, nach und nach mürbe machen. Die Engländer erwiesen sich indessen zäher, als erwartet. Auch in den Rheinlanden selbst fanden die Franzosen nicht die erwartete freundliche Aufnahme. Sie mußten sich darauf verlegen, die Besatzungszeit zu benutzen, um das deutsche Rheinland allmählich wirtschaftlich zu durchdringen. Bei den Bemühungen darum entdeckten sie aber bald, daß sie, wenn sie auf diese Art zum Ziel kommen wollten, weit nötiger hatten, das rechte Rheinufer zu durchdringen als das linke; denn der linke Oberrhein hat seine wirtschaftliche Hauptstadt in Frankfurt, der linke Mittel- und Niederrhein in Dortmund und in Essen.

Je länger die Franzosen die Engländer bedrängten, desto mehr gerieten sie in Gefahr, das Opfer englischen Gegendrucks zu werden. Lloyd George hatte in

Vorderasien und in Indien seit Kriegsende solche Schwierigkeiten bekommen, daß er dringend in Europa Ruhe haben wollte. Er wollte Deutschland und Frankreich verständigen, durch Deutschland auch Rußland zu sich hinüberziehen und alle europäischen Völker durch großzügige Wirtschaftsabkommen miteinander verbinden, um den Islam zu isolieren. Als Briand sich nicht entschieden genug den englischen Zumutungen widersetzte, setzte sich Poincaré an seine Stelle. Die Konferenz in Genua, auf der Lloyd George seine Absicht zur Ausführung bringen wollte, mißlang völlig. Nur Deutschland konnte von den Engländern auf der Linie der Verständigungspolitik festgehalten werden. In dem Augenblicke aber, als der Reichskanzler Wirth durch Cuno in der Meinung abgelöst wurde, daß die Verständigung bevorstehe, kam England durch den griechischen Mißerfolg in Kleinasien in eine Notlage, die es für mehrere Monate in der europäischen Politik matt setzte. In Italien bemächtigte sich Mussolini der Gewalt. Frankreich marschierte ins Ruhrgebiet ein. Bei uns regte sich der passive Widerstand und wandelte sich zum Frühjahr 1923 hin immer mehr in aktiven Widerstand um. Die Bolschewisten boten das Äußerste auf, um die Kleinbauern des Balkans zu revolutionieren. Von Bagdad bis Dortmund schien der ganze Raum, auf dem und um den im Weltkrieg gekämpft worden war, wieder in Brand zu geraten. Die Engländer erreichten jedoch durch die Klugheit Lord Curzons, daß die Gefahr bis zum Sommer wieder beschworen wurde. Dagegen hatten sich die Franzosen mit dem Einbruch ins Ruhrgebiet übernommen; selbst Poincaré sah ein, daß sie England auf keine Weise mehr zur Übernahme einer Bürgschaft für ihre Sicherheit bestimmen konnten. Als im Herbst 1922 ein gänzlicher Stillstand in den Verhandlungen eingetreten war, hatte Frankreich versucht, auf dem Umwege über den Völkerbund England zu fassen. Erst über diesem Versuch ist Leben und Bedeutung in den Völkerbund gekommen. In Versailles war ihm die Aufgabe gestellt worden, nach der Entwaffnung Deutschlands auch die Abrüstung der anderen Staaten in die Wege zu leiten. Die englische Politik drängte darauf, daß der Völkerbund seiner Aufgabe nachkam. Die Franzosen erklärten sich grundsätzlich zur Mitwirkung bereit, wenn die Sicherheitsfrage mit der Abrüstungsfrage verkuppelt werde. Sie behaupteten, daß ein Volk auf seine Sicherung nur in dem Maße verzichten könne, wie die Völkergemeinschaft rechtliche Sicherheiten böte oder den Schutz des einzelnen Volkes in wirksamer Weise auf die Gesamtheit übernähme. Die Engländer antworteten, daß diese Sicherheit einmal durch die Ausbildung der internationalen Gerichtsbarkeit und sodann durch einen allgemeinen Bürgschaftsvertrag gewonnen werden könnte. Damit diese beiden Mittel wirksam würden, wäre es nötig, auch die Staaten in den Völkerbund aufzunehmen, die ihm noch nicht angehörten. Die Vertreter Frankreichs erklärten, daß dieses herrliche Ideal menschheitlicher Entwicklung erst allmählich erreicht werden könnte und daß es also für die Zwischenzeit noch besonderer Schutzmaßnahmen bedürfe. Der allgemeine Bürgschaftsvertrag müsse für die Gebiete, auf denen erfahrungsgemäß besonders leicht Reibungen zwischen den Staaten entstünden und Kriege ausbrächen, durch Sonderverträge ergänzt werden. Als solche Gebiete bezeichneten die Franzosen den Rhein und das Gebiet, auf dem sich das Deutsche Reich einerseits, Polen und die Tschechoslowakei anderseits begegnen. Sie hatten schon in den unmittelbaren Verhandlungen mit England ihre Theorie vom Rhein als militärischer Grenze durch die Theorie ergänzt, daß der Rhein nicht im Westen, sondern zunächst östlich der Elbe verteidigt werden müsse. Weder England noch die schwächeren Staaten im Völkerbunde zeigten sich bereit, diesem Ansinnen Rechnung zu tragen. Erst recht konnte sich Poincaré zum Herbst 1923 hin keine Hoffnungen mehr machen, daß die Engländer die Wiederaufnahme des vor dem Kriege eingeleiteten Zusammenarbeitens zwischen dem französischen, englischen und belgischen Generalstabe zugestehen würden.

Vorübergehend hat der französische Ministerpräsident darauf gehofft, daß er in dem Deutschland verbliebenen Rheinabschnitt eine fertige Tatsache schaffen könnte, mit der sich England und die übrige Welt abfinden werde. Im Hochsommer 1923,

als der Widerstand zusammenbrach und die Inflation im Reich ihren Höhepunkt erreichte, brachen, von Frankreich geschürt, überall in den Rheinlanden Separatistenaufstände aus. Gleichzeitig verhandelten in Koblenz, am Sitz der interalliierten Rheinlandkommission, Tirard und Louis Hagen über eine rheinische Emissionsbank, die eine rheinische Frankenwährung schaffen sollte. Aber die breite Masse der rheinischen Bevölkerung machte in wenigen Wochen auch dieser Hoffnung Poincarés ein Ende.

In dem Augenblicke erhob sich im Innern Europas von neuem eine pazifistische Welle. In England, Deutschland und zuletzt in Frankreich kamen sozialistische oder doch auf die Linksparteien sich stützende mittelparteiliche Regierungen zustande. Sie nahmen willig den angelsächsischen Gedanken des Dawesplanes auf, der zwar wesentlich wirtschaftliche Zwecke verfolgte, politisch aber in der Linie der Bestrebungen Lloyd Georges und der Genueser Konferenz lag. Bis zum Sommer 1924 verständigten sich die beiden angelsächsischen Mächte über ein gemeinsames Vorgehen Deutschland und Frankreich gegenüber. Sie einigten sich über ihre gegenseitige Versorgung mit so wichtigen Roherzeugnissen wie Erdöl und Gummi und leiteten auch eine aussichtsvolle Regelung der Kriegsverschuldung Englands an die Vereinigten Staaten ein. Im Juli und August 1924 trafen sich Marx, Herriot und MacDonald in London. Die Franzosen verlangten die gleichzeitige Verständigung über ihre Sicherheit und die Verbindung der westmächtlichen Verschuldungsfrage mit der mittelmächtlichen Reparationsfrage. Damit drangen sie nicht durch, da auch Deutschland den angelsächsischen Standpunkt vertrat, daß eines nach dem andern erledigt werden möge. Für die Franzosen war inzwischen noch eine weitere Frage wichtig geworden, sie begannen die Schwäche ihrer Wirtschaft im Vergleiche zu der angelsächsischen Wirtschaft einerseits und der mitteleuropäisch-deutschen anderseits zu fühlen. Da sie zu keiner Vereinbarung mit der angelsächsischen Wirtschaft kamen, streckten sie in London Fühler aus, ob Deutschland gegen Räumung der Ruhr zu einer solchen Vereinigung bereit wäre. Der Eisenpakt, der 2 Jahre später zustande kommen konnte, wurde am Horizonte sichtbar.

Die drei demokratisch-pazifistischen Staatsmänner der Londoner Konferenzgaben sich der Meinung hin, daß sie Deutschland sofort nach der Einigung über die deutschen Entschädigungen in den Völkerbund würden hineinziehen und darauf im Völkerbunde die Sicherheitsfrage zum Austrag bringen können. Aber schon wenige Wochen nach der Unterzeichnung des Londoner Abkommens wurde Mac Donald gestürzt. Marx versuchte sich mit Hilfe von Neuwahlen zum Reichstag zu halten, hatte damit keinen Erfolg und mußte mit Jahresende zurücktreten. Auch Herriot hielt sich nur bis zum Frühjahr. Die drei wurden durch Baldwin, Luther und Briand-Caillaux abgelöst. Diese Personaländerungen ließen zum erstenmal erkennen, daß in der Nachkriegspolitik auch wirtschaftliche Erwägungen einen radikalen Wechsel der führenden Männer Europas zur Folge haben können. Die demokratisch-pazifistische Welle hatte ihre Schuldigkeit getan. Männer und Parteien, die für den internationalen Kapitalismus brauchbarer waren als die Sozialisten, traten wieder in den Vordergrund.

Die Angelsachsen trennten nunmehr auch Sicherheitsfrage und interalliierte Schuldenfrage. Als Wirth im November 1922 durch Cuno ersetzt wurde, hatte das Deutsche Reich in falscher Einschätzung der Reife, zu der die angelsächsische Verständigungspolitik gediehen war, den Vorschlag gemacht, daß es von sich aus Frankreich sichern wolle. Für 30 Jahre sollten die uns in Versailles aufgezwungenen Grenzen nicht in Frage gestellt werden, außer infolge einer Volksabstimmung, und beide Vertragschließenden in ihren Grenzzonen keinerlei militärische Vorkehrungen treffen. Frankreich hatte abgelehnt. Während der Völkerbundstagung im September 1924 griffen Amerikaner, unverbindlich für ihre Regierung, diesen Sicherheitsvertrag wieder auf und schoben dabei die militärische Grenze, d. h. den Rhein, an die Stelle der politischen, von der die deutsche Regierung ausgegangen war. Man

meinte damit die Franzosen dem Gedanken zugänglicher zu machen. Ende des Jahres bewog die englische Regierung das deutsche Auswärtige Amt dazu, den Franzosen die Erklärung abzugeben, daß Deutschland bereit sei, ihnen ihre Sicherheit mit zu verbürgen. Das Auswärtige Amt tat den entscheidenden Schritt mit einem Aide Mémoire vom Februar 1925. Es sprach darin von den am Rhein interessierten Mächten, mit denen das Deutsche Reich bereit sei, die Sicherheitsfrage zu einem Frankreich beruhigenden Ergebnis zu bringen. Auf dieser Grundlage ist zum Herbst 1925 hin die Verständigung in Locarno erfolgt. Mit einer überlegenen Selbstsicherheit, die den Illusionismus der Stresemannschen Außenpolitik als bestimmte Zahl in die Rechnung mit einstellte, lenkten die Engländer zuerst die Aufmerksamkeit der Deutschen davon ab, daß für die Franzosen Polen mit dem Rhein im Zusammenhang stand. Sie erweckten in Deutschland die Erwartung, daß durch das Entgegenkommen am Rhein an Polen verlorene Gebietsteile auf friedlichem Wege wieder erworben werden könnten. Die Reichsregierung fragte nicht, ob die Franzosen im Falle einer Verständigung im Westen auch mit Vorbehalten für den Osten kommen würden. Anderseits versteifte sich die deutsche öffentliche Meinung nicht auf die erhofften Zugeständnisse im Osten. Sie war schon zu sehr darauf abgerichtet, bei jeder Aussicht, die sich auf eine Erleichterung des Versailler Friedensgeheißes bot, an erster Stelle die Abkürzung der Räumungsfristen zu fordern. Den Glauben, daß durch ein Entgegenkommen in politischen und ein Zusammengehen in wirtschaftlichen Dingen der Rhein vor der Zeit befreit werden könnte, hatte Hugo Stinnes von seiner Londoner Reise im November 1921 mit zurückgebracht, als Lloyd George mit der Vorbereitung der Konferenz von Genua begann, und dieser Glaube, wie alle feindliche Propaganda, die im deutschen Gemüt Widerhall gefunden hat, englischen Ursprungs, hatte sich seitdem unausrottbar in Deutschland eingenistet.

Die Bereitschaft des deutschen Auswärtigen Amtes, der englischen Anregung nachzugeben, schuf die Möglichkeit einer Erfüllung des französischen Wunsches nicht nur durch einen Weltbürgschaftsvertrag von Völkerbunds wegen, sondern auch noch durch einen Sondervertrag am Rhein gesichert zu werden, und entzog gleichzeitig Frankreich, wenn Deutschland an dem Sondervertrag teil hatte, den Vorwand, sich länger gegen die Aufnahme Deutschlands in den Völkerbund zu sträuben. Es war einer der klügsten Schachzüge englischer Politik nach dem Kriege. Zugleich aber lehrte er, in wie nahe und kaum noch aufzuhebende Verbindung das Sicherheitsproblem schon mit dem Völkerbunde geraten war. Erster Abschnitt der sich über der englischen Anregung ergebenden Verhandlungen war die Internationalisierung des Rheins durch einen Gegenseitigkeitsvertrag Deutschlands und Frankreichs, zu dessen Bürge sich England machte. Ihr zweiter Abschnitt mußte die Aufnahme Deutschlands in den Völkerbund sein, damit der internationalisierte Rhein der militärischen Aufsicht des Völkerbundes untergeordnet werden konnte. Es war nicht denkbar, daß Deutschland im Zeichen des Völkerbundes ewig der in Versailles vorgesehenen Militärkontrolle ausgeliefert blieb. An ihre Stelle sollte die Aufsicht des Völkerbundes treten. Wenn sie im Endergebnis darauf hinauskommen sollte, den Rhein militärische Grenze bleiben zu lassen, so mußten die Franzosen erreichen, daß ein Gedanke Wirklichkeit wurde, den die Amerikaner im September 1924 sogleich mit einfließen ließen, als sie den Vorschlag der Entmilitarisierung des Rheins der europäischen Diplomatie unterbreiteten. Der Völkerbund mußte die Befugnis erhalten, seiner Aufsicht über den Rhein „stabile Elemente" einzufügen, die Bewachung der Brücken kleinen Truppenverbänden anzuvertrauen. Es schien selbstverständlich, daß, ähnlich wie im Saargebiet, diese stabilen Elemente von den Franzosen gestellt werden würden. Um den Schein zu wahren, beriet man in Genf vom Frühjahr 1926 ab auch die Abrüstung der anderen Mächte mit größerem Eifer und ließ sich von den Vereinigten Staaten sogar die Einberufung einer Abrüstungskonferenz aufdrängen, deren Zusammentritt man freilich wieder verschob.

Der erste Abschnitt der Beratungen über Frankreichs Sicherheit am Rhein war mit Locarno im Oktober 1925 beendigt, der zweite über das Investigationsrecht des Völkerbundes und seine Folgerungen für den Rhein ist soeben abgeschlossen.

Die andere Seite des Problems betrifft Polen und die Tschechoslowakei. Frankreich wiederholte anfangs, vor Locarno, seine in Genf wiederholt vorgetragene Forderung, daß auch für den Osten ein Sicherheitsvertrag abgeschlossen werde, dessen Kontrahenten Deutschland, Polen und die Tschechoslowakei, dessen Bürge Frankreich wäre. Dazu war die deutsche Regierung nicht zu bringen, und die Franzosen beschieden sich deshalb in Locarno damit, daß sie gleichzeitig mit Deutschland Verträge mit den Polen und Tschechen unterzeichneten, die der Bewahrung der deutschen Ostgrenze vor gewaltsamen Änderungen galten. Aber sie ließen sich darin nicht genügen. Sie arbeiteten einerseits daran, Polen bündnismäßige Rückendeckung bei Rumänien zu verschaffen, und verlangten anderseits, daß Polen mit Deutschland gleichzeitig in den Völkerbund gewählt und dadurch als zweite, Deutschland an Ansehen ebenbürtige Großmacht Mitteleuropas anerkannt wurde. Sie konnten indessen diese zweite Absicht nur bedingt verwirklichen. Obwohl sie im Frühjahr 1926 an dem sich erhebenden Widerstand die Völkerbundstagung scheitern und Deutschland noch ein halbes Jahr länger auf seine Aufnahme in den Völkerbund warten ließen, glückte es ihnen nicht, Polen das gleiche Prestige wie Deutschland zu verschaffen. In der Sache jedoch kamen sie zum Ziele. Es wurde Polen zuliebe eine Schicht von Ratsmitgliedern neu gebildet, die zwar nur für nicht ständige Mitglieder gelten, mit deren dauernder Zugehörigkeit zum Rate aber gerechnet wird; ein solches Ratsmitglied ist Polen im September 1926 zur selben Zeit geworden, als Deutschland in die Reihe der ständigen Mitglieder aufgenommen wurde.

Damit ist, wie 1924 die Frage der Entschädigungsverpflichtungen der Mittelmächte, so 1925/26 die Sicherheitsfrage gelöst oder doch in ernsthafte Behandlung genommen worden. Nicht zu verkennen ist, daß der Völkerbund darüber eine andere Natur angenommen hat, als ihm ursprünglich zugedacht war. Er ist, da sich England und Frankreich nicht unmittelbar über die französische Sicherheit verständigen konnten, in ihre Bemühungen darum eingeschaltet worden. Die Sicherheitsverträge wurden bei ihm hinterlegt und sind von ihm zu betreuen. Er wird die Aufgabe haben, zugunsten Frankreichs dem Rhein den Charakter einer militärischen Binnengrenze immer deutlicher aufzuprägen, und er wird im Schoße seines Rats das von Natur für Polen unvorteilhafte Machtverhältnis zwischen ihm und Deutschland immer aufs neue auszubalancieren haben. Kein Wunder, daß sich Spanien und Brasilien darüber aus ihm zurückgezogen haben, und daß auch die neutralen Staaten Europas ihre erste Freude an ihm einbüßten.

Deutschland, das in dem vergangenen Jahre aus der allgemeinen Lage sonst so gut wie keinen Vorteil zu ziehen wußte, weil es schon als „Besserung" ansah, was nach einem humorvollen Wort Wilhelm Buschs „Natur und Zeit getan", wertete diese Nachgiebigkeit am Rhein und im Osten wenigstens dazu, daß es nicht auch noch im Dienste Englands durch den Völkerbund sich zum Glacis gegen Rußland machen ließ. Es verlangte eine Beschränkung der Deutung, die dem Artikel 16 der Völkerbundssatzung, der Vorschrift für die einzelnen Bundesmitglieder zur Mitwirkung bei gemeinsamen Kampfhandlungen gegen einen außerhalb des Völkerbundes gelegenen Staat, gegeben werden kann. Dadurch ist England in Not geraten. Es erlebte, daß das Beispiel Deutschlands von einem Grenznachbarn Rußlands nach dem anderen nachgeahmt wurde, so daß sich ein neutraler Gürtel zwischen Rußland und England zu legen droht. Im Falle der Minderheiten ist Deutschland der notleidende Teil. Sein Einzug in den Völkerbund hätte zur natürlichen Folge haben müssen, daß es, auf die Satzung gestützt, den Minderheiten des deutschen Volkstums über ganz Mitteleuropa Hilfe leisten könnte. Dabei sind ihm aber die Westmächte, gedeckt von Italien, zuvorgekommen. Sie schalteten es, kurz ehe es Mitglied des Rates wurde, von der Mitwirkung an den den Völkerbund beschäftigenden Minderheitsfragen aus. Sollte es doch noch eine Gelegenheit finden, etwas für seine Minderheiten zu tun, sieht es sich jetzt nach seinem Eintritt in den Völkerbund dem gemeinsamen Einspruche Frankreichs und Polens ausgesetzt. Man hat das Reich auch auf diesem für unser Schicksal so entscheidungsschweren Gebiete beizeiten entwaffnet und unter Druck genommen.

Der Deutsche Staatsgedanke

Von Dr. Max Wundt, Professor der Philosophie an der Universität Jena

Es war am 18. Oktober 1817, vier Jahre nach der Schlacht bei Leipzig, als im großen Rittersaale der Wartburg die schwarzrote mit Gold verzierte Fahne wehte und unter ihr sich 500 aus allen Gegenden Deutschlands herbeigeeilte Studenten versammelten. Vor ihnen trat der Jenaer Student Riemann, geschmückt mit dem Eisernen Kreuze, auf und sprach unter anderm folgende Worte:

„In den Zeiten der Not haben wir Gottes Willen erkannt und sind ihm gefolgt. An dem, was wir erkannt haben, wollen wir aber nun auch halten, so lang ein Tropfen Blut in unsern Adern rinnt; der Geist, der uns hier zusammengeführt, der Geist der Wahrheit und Gerechtigkeit soll uns leiten durch unser ganzes Leben, daß wir alle Brüder, alle Söhne eines und desselben Vaterlandes, eine eherne Mauer bilden gegen jegliche äußere und innere Feinde dieses Vaterlandes . . . ., daß nimmer in uns erlösche das Streben nach jeglicher menschlicher und vaterländischer Tugend. Mit solchen Grundsätzen wollen wir einst zurücktreten ins bürgerliche Leben, fest und unverrückt vor den Augen als Ziel das Gemeinwohl, tief und unvertilgbar im Herzen die Liebe zum einigen deutschen Vaterlande."

Klingen diese Worte nicht, als wären sie heute in einem Bund von Frontkriegern gesprochen? Aber der sie sprach, stand unter der Farbe Schwarzrotgold.

Und neben Riemann trat dann der Jenaer Professor Fries und sprach ähnliche Worte. Er ermahnte die deutschen Jünglinge:

„So verbündet euch, daß im Geiste eines und einig werde das deutsche Vaterland; daß es in regem Gemeingeist gedeihe zum öffentlichen Leben. Hier ist euer Dienst an dem Geist der Wahrheit! Wenn aber eines Volkes Geist zu echtem Gemeingeist gediehen wäre: so würde in diesem Volke Gerechtigkeit, Keuschheit und sich aufopfernde Vaterlandsliebe herrschen. — Möge dem deutschen Vaterlande ein solcher Bund seiner gebildeten Jugend gedeihen! Mögen gleichsam in geheimem Bunde alle kräftig Wollenden und Selbstdenkenden mit dem Geiste der Jugend zusammentreten, verehrend als ihren Herrn und Meister — den Geist der Wahrheit, der als Rächer und Retter unter den Völkern waltet und dessen heiliger Fahne endlich jedes Werk der Ungerechtigkeit unterliegt, so der Geist im Völkerleben nicht erstirbt."

Der diese im besten Sinne völkischen Worte sprach, mußte sich bald darauf ihretwegen und wegen seiner Teilnahme an dem berüchtigten Wartburgfeste überhaupt verantworten. Er wurde seines Amtes enthoben, weil er den Regierungen als Demokrat und Demagoge verdächtig war. Fries hatte auch zuvor schon im völkischen Sinne gewirkt. So hatte er im Jahre 1816 eine Schrift „Von deutschem Bund und deutscher Staatsverfassung" erscheinen lassen und sich darin, gerade wie wir heute, gegen die bloße formale Staatsverfassung gewandt, in welcher der Geist eines Volkes nicht lebt.

„Das gesunde Völkerleben ist das, in welchem der Geist die Formen beherrscht; für dieses suchen wir guten Rat. Der andere Fall dagegen ist der, wo die vom Geiste verlassenen Formen allein stehen (unsere Formal-Demokratie!) . . . Wir aber wenden uns an den lebendigen Geist, der nach der Herrschaft über seine Formen strebt. Da heißt es: Verfassungsformen werden ohne den Geist im Volke nicht entscheiden . . . also über alle Formen hinaus rufen wir den Geist an im Volksleben! Keine Regierungsform wird ein Volk schützen, wenn der kräftige Geist seines öffentlichen Lebens ihm nicht hilft. Dieser ist allein imstande, jede Form zu geben und zu nehmen."

Und Fries schließt seine Betrachtungen mit folgenden Worten:

„Mit dem Aufflammen vaterländischer Begeisterung in unserem Gemeingeist bezeichnet sich für unsere Geschichte eine Wendung zum Besseren! Deutschlands Los wird ein großes und glückliches sein! — Wir wünschen allen Völkern deutscher Zunge gleiche Selbständigkeit, des Staates gegen das Ausland und gleiche Selbständigkeit der Sprache, Sitte und Bildung, dabei gleichen rechtlichen Gemeingeist des öffentlichen Lebens — gleiches vaterländisches Rechtsgesetz, als ein echtes, deutsches und lebendiges, damit unserem öffentlichen Leben eine erste feste Grundgestalt werde in Gleichheit des Rechtes und der Sitte. . . . Rufe dem Volke nur immer aufs neue denselben Gedanken der Wahrheit entgegen, ungeachtet alles Widerspruchs und alles Gegenwirkens — endlich wird er doch siegreich ins Leben eintreten, denn

der Geist eines jeden Volkes ist in ihm selbst ein wahrhafter, schöner und gerechter Geist, der aber sein großes Werk nur im Kampfe mit der Schlechtigkeit und Rohheit vieler einzelnen auszuführen vermag."

In demselben Jahre 1816 hatte Fries in den „Heidelberger Jahrbüchern der Literatur" eine Abhandlung veröffentlicht „Über die Gefährdung des Wohlstandes und Charakters der Deutschen durch die Juden".

Solches geschah in den Jahren nach den Freiheitskriegen unter der Farbe Schwarzrotgold. Damals wurden solche Gedanken als demokratische Irrlehren von den Fürsten verboten. Und hundert Jahre später? Da werden die Vertreter solcher Gedanken unter Umständen verfolgt durch die Gesetze zum Schutze der schwarzrotgoldenen Republik. Die Fahne, unter der solche Gedanken zuerst verkündet wurden, steht jetzt auf der Seite ihrer Feinde und bekämpft sie. So hat die alte Fahne des völkischen Gedankens ihre Stellung gewechselt.

Dieser Gegensatz ist höchst bezeichnend für einen Wechsel in der Stellung der politischen Anschauungen während des 19. Jahrhunderts, den man viel zu wenig beachtet. Unsere schwarzrotgoldene Demokratie nimmt mit einer gewissen zur Schau getragenen Harmlosigkeit, manchmal möchte man beinahe sagen, Unverfrorenheit die Entwicklung des politischen Denkens während dieser Zeit großenteils für sich in Anspruch: jene Sehnsucht des deutschen Volkes nach Einheit und Freiheit und selbständigem eigentümlichem Leben. Diese Sehnsucht aber ging letzthin zurück auf die großen auch politisch wirksamen Anregungen der Blütezeit des deutschen Geistes. Daß unsere großen Dichter und Denker sämtlich Republikaner und Demokraten gewesen sind, gilt in diesen Kreisen meistens für eine ausgemachte Sache, und die heutigen manchmal recht derben Worte jener Großen über und gegen die Demokratie werden überhört.

Ein besonders bezeichnendes Beispiel hierfür ist Kant. Daß Kant ein Republikaner gewesen sei, ist allgemeine Überzeugung; und dem Wortlaute nach hat eine solche Behauptung auch recht. Man muß sich nur sorgfältig hüten, zu erklären, was Kant denn unter Republik eigentlich verstanden habe. In Wahrheit unterscheidet er nämlich die republikanische von der despotischen Verfassung, und zwar danach, daß in jener für das Wohl aller, in dieser nur für das Wohl der gerade Herrschenden regiert wird. Davon ist die Unterscheidung in Monarchie, Aristokratie und Demokratie nach der Zahl der Herrschenden vollkommen unabhängig. Die Gewähr einer republikanischen Herrschaftsform sieht Kant aber im Anschluß an die Lehre Montesquieus in einer Trennung der ausführenden von der gesetzgebenden Gewalt. Er versteht darunter also das, was wir heute als konstitutionelle Monarchie bezeichnen. Wo jene Trennung nicht stattfindet, herrscht der Despotismus, gleichgültig, ob diese Herrschaft von einem oder von vielen ausgeübt wird. Daß in der Demokratie eine solche Trennung der Gewalten nicht vorhanden ist, war natürlich auch Kant nicht verborgen. Und so sagt er denn ausdrücklich: „Unter den drei Staatsformen ist die der Demokratie notwendig ein Despotismus" (Zum ewigen Frieden, 2. Abschnitt, 1. Artikel). Wenn man also behauptet, daß Kant ein Republikaner gewesen sei, so hat man dem Wortlaute nach recht; man muß nur zur Ehre der Wahrheit alsbald hinzufügen, daß Kant unter Republik die konstitutionelle Monarchie verstanden und Demokratie und Republikanismus für unvereinbar erklärt hat.

Ähnliche Beispiele ließen sich noch manche anführen. In Wahrheit hat die Demokratie auf diesem Wege die völkische Bewegung um ihre geistige Vergangenheit gebracht. Das wahre Werden des deutschen Gedankens ist den meisten verdeckt, weil die Demokratie es verstanden hat, den lebendigen Strom dieser Vergangenheit auf ihre Mühlen zu leiten. Es muß die Aufgabe der völkischen Bewegung sein, sich diese ihre Vergangenheit zurückzugewinnen und den wahren Gehalt der Ideen unserer großen geistigen Führer von der Verfälschung durch die demokratischen Gedanken zu befreien und ihn wieder in seiner Reinheit hervortreten zu lassen.

Was die große geistige Bewegung der Deutschen immer erstrebte, war der wahre Volksstaat, d. h. ein Staat, in welchem die Eigenart des deutschen Volkes ihren

angemessenen Ausdruck fände. Dieser Gedanke des Volksstaates stand unter der sittlichen Idee: der sittliche Geist des Volkes, der Geist der Wahrheit und Gerechtigkeit, wie Fries sagt, sollte den Staat gestalten und im Staate seine Gestalt finden. Diesen wahren und tiefen Gedanken hat die heutige Demokratie umgebogen, indem sie aus der sittlichen Frage eine äußerliche Machtfrage machte. Es hieß nicht mehr, daß der Staat ein Ausdruck des sittlichen Volksgeistes sein sollte, sondern daß der Staat vom Volke in Besitz genommen werden müsse und das Volk sich die Macht im Staate erringen müsse. Fries sagt, daß alle Anregung in der Gestaltung der öffentlichen Angelegenheiten von dem lebendigen sittlichen Geiste des Volkes ausgehen sollte, und was hat unsere Formaldemokratie daraus gemacht? „Die Staatsgewalt geht vom Volke aus." Und was entstand daraus? Nun eben das, was Fries verwarf: eine vom Geist verlassene erstarrte Form, von der Fries sagt, daß sie das gefährlichste Mittel des Despotismus sei, und gegen die er den lebendigen Volksgeist aufrief.

Machen wir uns den Unterschied beider Auffassungen und der Folgen dieser Auffassungen noch an einigen bezeichnenden Zügen klar. Wir dürfen uns dabei aber nicht mit den äußeren Formen des Staates als solchen begnügen, sondern müssen zu ihren geistigen Voraussetzungen zurückgehen. Aus ihnen erst werden wir jene Formen recht verstehen. Ist es doch letzthin ein Unterschied der Weltanschauung, welcher dem deutschen und dem undeutschen Staatsgedanken zugrunde liegt.

Letzthin liegt beiden eine verschiedene Auffassung des Menschentums zugrunde. Es kommt darauf an, worin man das Wesen des Menschen und damit auch das Wesen des Volkes erblickt. Der deutsche Staatsgedanke steht hier auf dem Boden alten germanischen Denkens, das dann bei Luther und später in der Weltanschauung unserer Blütezeit eine so klare Erneuerung gefunden hat. Das Wesen des Menschen wird danach als handelnd aufgefaßt und in seine Tat und Handlung gesetzt. In seinem Handeln kommt die sittliche Kraft des Menschen zum Ausdruck. Nach dem undeutschen Denken dagegen, das zumeist auf westeuropäische Einflüsse zurückgeht, besteht das Wesen des Menschen nicht in schaffender Tat, sondern in genießendem Aufnehmen. Die Welt ist danach fertig, und es kann sich für den einzelnen nur darum handeln, möglichst viel von ihr zu seinem Genuß zu gewinnen. Es ist, um einen heute viel gebrauchten Ausdruck aufzunehmen, der Unterschied des Erzeuger- und des Verbraucherstandpunktes. Nach jenem sind alle Menschen Erzeuger irgendwelcher Werte, darin allein liegt Sinn und Kraft ihres Daseins. Nach diesem ist der Mensch nur bestrebt, sich vorhandene Werte anzueignen und sie zu genießen.

Diese verschiedene Auffassung des Menschentums bedingt eine verschiedene Auffassung der Gemeinschaft. Nach dem Erzeugerstandpunkt wird das Zusammenleben der Menschen bestimmt sein durch einen Wetteifer in der Arbeit, nach dem Verbraucherstandpunkt durch einen Kampf um die besten Futterplätze. Dort werden die Menschen durch ihre schaffende Arbeit einander fördern, hier werden sie im Kampf um die Möglichkeiten des Genusses einander zu verdrängen suchen.

Von solchen Voraussetzungen geht die verschiedene Auffassung des Staates aus. Für den deutschen Gedanken ist der Staat lebendiger Geist. Der Geist des Volkstums, der in seiner schaffenden Arbeit lebt, soll ihn beseelen. Der Staat ist darum eine sittliche Macht, an der das sittliche Leben des Volkes wesentlich mit hängt. Für den undeutschen Staatsgedanken dagegen ist der Staat nur eine äußere Form, die keinen eigenen Geist in sich trägt und bei der es nur darauf ankommt, wer die Verfügung darüber hat. Sie kann bei jedem Volk in Anwendung gebracht werden, weil sie von der besonderen Gestaltung des Volksgeistes unabhängig ist. Der Staat ist nicht wie dort sittliche Macht, und also Selbstzweck, sondern nur ein Mittel, um zur Macht zu gelangen und dadurch in den Besitz der größten Genußmöglichkeiten.

Verschieden ist danach die Aufgabe des Staates. Dort soll er die sittlichen Kräfte des Volkes entfesseln; er soll dem ehrlichen schaffenden Wetteifer in der Arbeit eine Form geben, ihn anregen, fördern und seine Härten ausgleichen. Die Einheit des Volkes in seiner tätigen Arbeit ist dort das eigentliche Ziel der Politik. Nach dem undeutschen Staatsgedanken dagegen dient der Staat nicht dem Frieden, sondern dem

Kampfe. Der Kampf um die Macht erfüllt ihn; das Volk zu solchem Kampfe aufzuregen und die Glieder des Volkes dafür in wechselseitigen Haß und Neid hineinzutreiben, erscheint hier als die Aufgabe der Politik.

Verschieden muß sich danach natürlich die Staatsform gestalten. Der deutsche Staat muß nach einer lebendigen Form streben, welche dem lebendigen Wirken des Volksgeistes selbst einen Ausdruck gibt und die also wandelbar ist nach den wechselnden Zielen und Zwecken des Volksgeistes. Das undeutsche Staatsdenken dagegen glaubt an eine einmalige, überall zu wiederholende Form, die sich für den Kampf der Parteien am bequemsten gezeigt hat.

Im einzelnen werden sich folgende Unterschiede ergeben. Das deutsche Staatsdenken baut sich auf dem Gedanken des Führertums auf. Nur in einzelnen überragenden Persönlichkeiten bricht der Geist des Volkstums zu klarer Einsicht hindurch. Durch alle Glieder des Volkes muß solches Führertum herrschen, weil der sittliche Geist sich nur in Führung und Unterordnung betätigt, während die allgemeine Gleichheit ihm äußerst verderblich ist. Solches Führertum fordert aber, um wahrhaft selbständig zu sein und nicht in schmähliche Abhängigkeit von den Geführten zu geraten, eine oberste nur sich selbst verantwortliche Spitze. Das undeutsche Staatsdenken dagegen baut sich auf dem Gedanken des Massentums auf. Danach sind alle gleich, ein Gedanke der nur eine Folge des hier eingenommenen Verbraucherstandpunktes ist. Denn im Verbrauch sind in der Tat die Menschen wesentlich gleich und die Unterschiede ihrer Fähigkeiten in dieser Hinsicht haben nicht viel zu besagen; dagegen im Erzeugen sind die einzelnen sehr verschieden, da jeder nur das zu erzeugen vermag, wozu er durch Anlage und Bildungsgang bestimmt ist.

Nach dem deutschen Staatsdenken soll das Volk in seiner natürlichen Gliederung in Stände und Berufe, Gemeinden und Kreisen an dem Leben des Staates beteiligt werden. Denn die Arbeit, welche Mann und Frau hier leisten, ist auch ihre eigentliche politische Aufgabe. Durch sie hindurch und von ihrer Grundlage aus sollen die einzelnen auch ihren Einfluß auf den Staat ausüben, der eben dadurch ein Bild des lebendigen Volkstums gibt. Allerdings gehört dazu, daß erst wieder die wahren Stände und Berufsgemeinschaften geschaffen werden. In einem in Klassen zerrissenen Volke ist eine solche natürliche Gliederung kaum noch vorhanden. Dafür tritt dann nach dem undeutschen Staatsdenken die künstliche Gliederung in Parteien ein. Sie sind künstlich, weil sie nur durch eine eigens darauf gerichtete Tätigkeit aus der sonst ungegliederten Masse entstehen. Hier wirkt sich das Volkstum also gar nicht in seiner natürlichen Tätigkeit, sondern nur in künstlicher Umbildung im Staate aus. Der bestimmende Grundsatz der Parteien ist nicht die Arbeit, sondern der Kampf um die Macht, also um die Genußmöglichkeiten: nicht der Erzeuger- sondern der Verbraucherstandpunkt.

Dadurch wird die politische Tätigkeit nach dem deutschen Denken an das Handeln der Menschen gebunden, nach dem undeutschen dagegen an das Reden. Nur durch Reden kommen Parteien zustande und werden Parteien gelenkt, während Stände und Berufe im Handeln entstehen. Der deutsche Staat ist also für die Menschen da, welche handeln, der undeutsche für die, welche reden. Im deutschen Staate macht der sittliche Kern des menschlichen Lebens auch den Kern des Staates aus; im undeutschen wird dieser Kern in bloßes Gerede aufgelöst. Darum gelten in dem wahren Staate die Menschen etwas, die sich in ihrem Handeln bewährt haben, in dem undeutschen die, welche sich durch ihre Reden selber anpreisen. So sagt schon Plato, daß es in der Demokratie nicht darauf ankomme, tüchtig zu sein, sondern tüchtig zu scheinen, ein Schein, der vor allem durch das Reden hervorgebracht wird.

Aber als der Kern des Unterschiedes bleibt doch immer dies bestehen, daß nach dem deutschen Staatsdenken die Arbeit die bestimmende Macht im politischen Leben sein soll, nach dem undeutschen dagegen der Genuß. Dort ist der Staat die Gestalt des sittlichen Wirkens der Volksgemeinschaft, hier nur ein Mittel, um durch seine Macht sich in den Besitz besserer Lebensmöglichkeiten zu setzen. Das undeutsche Staatsdenken beginnt daher mit der Forderung von Rechten und sieht

diese als das Ursprüngliche an, nach dem deutschen Denken dagegen gibt es solche ursprünglichen Rechte überhaupt nicht, das allein dem Menschen Ursprüngliche ist die Pflicht. Alle Rechte entspringen erst aus den Pflichten, insofern jeder Mensch gerade so viele Rechte haben muß, als er zur Erfüllung seiner Pflichten bedarf. An der Pflicht haben alle Rechte ihr Maß und ihre Regel.

Ob wir von dem undeutschen Staatsgedanken, der heute bei uns verwirklicht ist, noch einmal zu dem wahren deutschen Staatsgedanken zurückkehren werden, ist also letzthin nicht eine Frage des bloßen politischen Kampfes, sondern eine Frage der sittlichen Erneuerung unseres Volkes.

Aus Zeit und Geschichte

Das französische Gelbbuch von 1914

Von Dr. Otto Graf zu Stolberg-Wernigerode in Berlin

Es ist noch vielfach die Meinung verbreitet, daß die Weißbücher, die von den Regierungen in Zeiten großer Staatskrisen herausgegeben werden, vollkommen objektiv sein müßten. Das ist natürlich eine unbillige Forderung. Denn die Weißbücher sollen ja für eine abgeschlossene Periode der Politik Rechnung ablegen, sie sind im Falle eines Krieges die erste Waffe der diplomatischen Kriegführung, die den Staatsleitern zur Verfügung steht. Von dem Eindruck, den die Weißbücher auf die Öffentlichkeit des In- und Auslandes hinterlassen, hängt viel ab. Es ist daher durchaus berechtigt, wichtige Dokumente besonders in den Vordergrund zu schieben, andere Berichte über Verhandlungen, die noch neutrale Staaten kompromittieren können, nicht aufzunehmen. Anders wird die Sache freilich, wenn durch bewußte Fälschungen, Auslassungen, Umstellungen und anderes ein Dokument einen vollkommen anderen Sinn erhält. Erlaubt ein gütiges Geschick, daß später die Originaltexte bekannt werden, so sind die Vergleiche mit den verstümmelten oder fehlenden Texten ein hervorragendes Mittel, um die Absichten der betreffenden Regierung zu ergründen, man weiß dann mit einemmal, welche Tatsachen den Staatsleitern besonders unbequem waren. Das klassische Beispiel hierfür ist das russische Orangebuch. Hier waren die Fälschungen deshalb so ungeheuerlich, weil die russische und französische Politik an und für sich nicht der schönen Parole entsprach, mit der man den Krieg führen wollte: „Wir sind unschuldige Lämmer, die man schnöde überfallen hat". Es gibt natürlich eine sehr viel feinere Art der Fälschung; die Staatsleitung faßt ihre Instruktionen an die auswärtigen Vertreter von vornherein so ab, daß sie jederzeit das Licht des Tages vertragen. Das setzt allerdings ein vorzügliches Zusammenarbeiten aller Organe voraus, damit den wahren Intentionen der Regierung entsprechend gehandelt werden kann. Bis zu einem gewissen Grade ist dies der englischen Politik gelungen, jedenfalls war der Eindruck des englischen Blaubuches der stärkste, den eine offizielle Äußerung damals gemacht hat. Die Fülle der Zeugnisse für den englischen Friedenswillen schienen so durchschlagend zu sein, daß die Kritik sich erst spät hervorwagte. Und doch ist auch hier die feinere Art der Irreführung nur zum Teil gelungen, auch hier wurden außerordentlich wichtige Dokumente lieber weggelassen, bei 28 sogar vergessen, die Nummer zu entfernen, sehr peinlich, da gerade der Inhalt von 28, den uns Grey genötigt war, mitzuteilen, den „dolus eventualis" in bezug auf die russische Mobilmachung so unzweideutig zeigt, daß wir keines weiteren Zeugnisses mehr hierfür bedürfen. Nun hat die Zentralstelle für Erforschung der Kriegsursachen auch eine Neuausgabe des französischen Gelbbuches veranlaßt[1]); auch hier sehen wir in die geheime Werkstatt hinein. Es muß zunächst gesagt werden, wir verdanken die Ergänzungen keineswegs nur mißt-

[1]) Das Französische Gelbbuch von 1914. Berichtigter und durch die nachträglich bekanntgewordenen Dokumente ergänzter Wortlaut der ersten amtlichen Veröffentlichung der französischen Regierung über den Kriegsausbruch. Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte, Berlin 1926.

günstigen Gegnern Frankreichs, sondern vielfach dem geschwätzigen Poincaré selbst, anderes den offiziellen französischen Publikationen, dem Senatsbericht von Bourgeois und Pagés und dem Weißbuch über die „affaires balquaniques". Was uns diese nicht sagten, enthüllten fanatische Feinde der Politik Poincarés, wie es solche nicht wenige in Frankreich gibt.

Das französische Gelbbuch von 1914 zerfällt in mehrere Abschnitte. Der erste sucht mit besonderer Sorgfalt den deutschen Kriegswillen in den letzten Vorkriegsjahren bis Serajewo beweiskräftig zu belegen. Da dies mit rechten Mitteln nicht möglich war, finden wir grade hier ernste Verdrehungen und eine der plumpsten Fälschungen überhaupt: die Denkschrift von Ludendorff 1912 (Beilage zu Nr. 2). Auch wenn man zu glauben geneigt ist, daß hier die französische Regierung das Opfer einer Mystifikation geworden ist, so staunt man über die Leichtfertigkeit, mit der „die Beweismittel" herangezogen werden. Im Anhang ist die wirkliche Denkschrift Ludendorffs abgedruckt, es bedarf kaum einer Erläuterung weshalb. Diese Denkschrift gehört ohne Zweifel zu den großen Zeugnissen gegen die Lüge von Versailles. Weit entfernt angriffslustig zu sein, hatte sich der deutsche Generalstab eine sehr deutliche und richtige Vorstellung von der Deutschland umgebenden Gefahr gebildet.

Im zweiten Zeitabschnitt, der von Serajewo bis zur Überreichung der österreichischen Note (23. Juli) reicht, sind 2 Berichte nicht aufgenommen (1 ob und 1 oc), weil sie der Öffentlichkeit unnötigerweise davon erzählt hätten, daß der russische Botschafter in Wien Anfang Juli noch der Auffassung war, die österreichische Regierung würde dem Drucke der Militärpartei nicht nachgeben. Die Weglassung von 1 od gehört dagegen in die Reihe der erlaubten, es handelt sich um einen Schritt des französischen Gesandten in Stockholm, der eine Beruhigung Schwedens über die russischen Absichten wünschte.

Im dritten Abschnitt, der nur die kurze Zeitspanne des Ultimatums bis zur Antwort Serbiens 25. Juli umfaßt, eignete sich nichts für den Rotstift. Auch der vierte bis zur Kriegserklärung Serbiens, Österreichs an Serbien, enthält nur einige Unrichtigkeiten über deutsche Rüstungen (6 o), Streichungen von 2 Telegrammen des französischen Geschäftsträgers in London (75b und 75c), von denen man die erstere, eine Klage über die englische Haltung recht gut, dagegen Mitteilungen über die englische Auffassung der Politik des deutschen Kaisers nicht recht versteht, da von diesem gesagt ist, er hätte in einer Art Erregung, hervorgerufen durch die Ermordung des Erzherzogs Österreich, eine Art Blankovollmacht gegeben. Keineswegs unwichtig ist auch die Weglassung von 75a (einer Weisung Vivianis an den Generalresidenten in Rabat, 27. Juli), weil Viviani augenscheinlich mit dem Kriege schon rechnete.

Der fünfte Abschnitt endlich, der bis an Deutschlands Ultimatum vom 31. Juli heranführt, sieht sehr schlimm aus. Das ist lediglich eine Folge der französisch-russischen Politik in diesem Zeitraum; der Krieg war beschlossen, die Sprache viel zu offen und rauh, als daß sie sich mit den offiziellen Friedensschalmeien vertrug. Im ursprünglichen Text fehlen vor allem 117 und 118. In dem einen Telegramm fordert Viviani schleunigste Nachricht über die Tatsache einer allgemeinen russischen Mobilmachung (31. Juli, 9,30 Nm.), im anderen kündigt Paléologue die allgemeine Mobilmachung an (10,45 Nm.), das Gelbbuch hat statt dessen einen langen Text erfunden, der die russische Mobilmachung als Folge der deutschen hinstellt. Das französische Gelbbuch von 1914 hat ferner die Texte von 102, I und 102, II zusammengezogen; dadurch wurde es möglich die Stelle „der russische Generalstab habe gewisse geheime Vorsichtsmaßnahmen aufgeschoben, deren Bekanntwerden den deutschen Generalstab hätte alarmieren können", erheblich abzuschwächen. Bei 101 ist durch eine raffinierte Verschiebung erreicht worden, daß der Passus „im übrigen wird es keine Anstrengung vernachlässigen, um die Lösung des Konfliktes im Interesse des allgemeinen Friedens herbeizuführen" sich auf Frankreich und nicht auf Rußland bezieht. Im letzten Abschnitt bis zum Ausbruch des Krieges fehlt 130, die Antwort des Königs von England auf Poincarés Schreiben vom 31. Juli (dieses ist ebenfalls erst später veröffentlicht worden). Beide Dokumente hätten allzu grausam die schöne Zehnkilometerlegende zerstört, das alte Prachtstück der französischen Lügenfabrik. Diese Hinweise genügen noch nicht, um alle Veränderungen, die am Gelbbuch 1914 vorgenommen wurden, zu zeigen. Aber auch ohne den Nachweis der Fälschungen wäre diese Veröffentlichung im rechten Augenblick gekommen. Das alte Gelbbuch war vergriffen, unser Gedächtnis nicht mehr frisch genug, um den französischen diplomatischen Briefwechsel noch im Kopf zu haben. Jetzt, wo so viele Staatsmänner enthüllen, ist dies doppelt notwendig. Memoirenschreiber und Staatsmänner sind nicht mehr dieselben, auch wenn es dieselben Personen sind; wir brauchen eine scharfe Gegenkontrolle. Diese Veröffentlichung schließt sich glücklich den anderen großen Beiträgen der Zentralstelle für Erforschung der Kriegsursachen an. Wir erwähnen insbesondere Tagebuchaufzeichnungen des ehemaligen russischen Außenministeriums und das russische Orangebuch von 1914, ergänzt durch die inzwischen bekanntgewordenen Dokumente. (Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte.)

Schmerzlich werden wir bei dem Erscheinen dieses überaus wertvollen Beitrages zur Kriegsschuldfrage an den Tod Benno v. Sieberts gemahnt. War er doch einer der ersten, der durch die große russische Aktenpublikation uns Klarheit über die Ententepolitik verschaffte. Nur wenige wissen, was dieser Mann im verborgenen für die Sache der Wahrheit tat. Sein Tod kam viel zu früh; so können wir nur eins tun: jede derartige Veröffentlichung künftig als ein Vermächtnis dieses Mannes ansehen.

Schreiben des Generalstabschefs von Moltke an den Staatssekretär des Auswärtigen Amts

Berlin, den 18. Dezember 1914.

Euerer Exzellenz beehre ich mich auf die mir übersandten Auszüge aus dem französischen Gelbbuch das Folgende zu erwidern:

Eine Unterhaltung Sr. Majestät des Kaisers mit dem König von Belgien, bei der ich beteiligt gewesen, hat nicht stattgefunden. Seine Majestät der König von Belgien hat mich bei seiner letzten Anwesenheit im Neuen Palais zu Potsdam nach Tische in eine Konversation gezogen, Seine Majestät der Kaiser war dabei nicht zugegen. Der König erzählte mir, daß er wiederholt den deutschen Manövern incognito als Zuschauer beigewohnt habe und gab in offener Weise seiner Bewunderung für die deutsche Armee Ausdruck. Es kam im Laufe der Unterhaltung zu einem Vergleich der deutschen und französischen Armee, der indessen rein hypothetisch behandelt wurde. Ich habe bei dieser Gelegenheit meiner Überzeugung nachdrücklich Ausdruck verliehen, daß unser Heer dem französischen sich an Ausbildung und innerem Wert überlegen zeigen werde, wenn es einmal zu einem Zusammenstoß kommen sollte. Daß der Krieg von uns gewünscht werde, habe ich nicht gesagt, es auch gar nicht sagen können, weil ich nie im Zweifel darüber gewesen bin, daß ein Krieg zwischen Frankreich und Deutschland gleichbedeutend mit einem allgemeinen europäischen Kriege sein und für Deutschland den schweren Krieg nach zwei Fronten bedeuten werde. Ich bin nie so frivol gewesen, diesen Krieg zu wünschen, allerdings habe ich dem Könige gegenüber meiner Überzeugung Ausdruck gegeben, daß die Kraft des deutschen Volkes sich in einer die Welt überraschenden Weise zeigen werde, wenn Deutschland angegriffen werden sollte. Dann werde das Volk zur Verteidigung seiner nationalen Existenz wie ein Mann zusammenstehen. Ich stelle es auf das bestimmteste in Abrede, daß ich gesagt habe, ich halte den Krieg für notwendig und unvermeidlich (that war was necessary and inevitable) und ebenso, daß wir jetzt ein Ende machen müßten (cette fois il faut en finir).

Diese Unterhaltung wurde zwischen dem König und mir unter vier Augen geführt. Seine Majestät der Kaiser nahm an derselben nicht teil, ebensowenig habe ich einer Unterhaltung teilgenommen, die zwischen den beiden Monarchen stattgefunden hat.

Was die Äußerungen anbetrifft, die M. Cambon mir in seinem Bericht vom 6. Mai 1913 in den Mund legt, und über deren Quelle er sich nicht ausspricht, so erkläre ich dieselben von Anfang bis zu Ende für erfunden. Der Verantwortlichkeit meiner Stellung wohl bewußt, bin ich nie so unvorsichtig gewesen, mich, sei es in größerem oder in kleinerem Kreise, außerhalb meines engsten Militärressorts über eine eventl. Kriegführung unsererseits zu äußern. Alles, was M. Cambon als meine Äußerungen mitteilt, ist entweder von ihm oder seinem Gewährsmann erfunden.

gez. Moltke.

Bericht des deutschen Militärattachés in Brüssel vom 7. Mai 1914

Ich habe dem König der Belgier gesagt, daß in deutschen militärischen Kreisen leider „mehr, als hoffentlich der Wahrheit entspräche, mit einer deutsch-feindlichen Haltung Belgiens im Kriegsfalle gerechnet würde, und daß man im besonderen der Ansicht sei, daß größere Bahnzerstörungen, auch auf belgischem Gebiet, bei Beginn eines deutsch-französischen Krieges als eine feindliche Haltung angesehen werden müßten.

Der König sagte darauf sehr lebhaft: Ich weiß, was Sie mit der sofortigen Bedrohung wollen. Sie sind sehr gut orientiert. Es ist bestimmt richtig, daß die Franzosen früher einen Handstreich auf Namur im Moment des Kriegsbeginns geplant haben. Aber ich weiß auch sicher, daß dieser Plan vor kurzem geändert worden ist, wie ich vermute, infolge der belgischen Heeresreform. Jetzt spionieren sie wieder mehr im Semois-Tal herum, wie wir sehr genau wissen. Ich habe auch sehr gut verstanden, was mir der General von Moltke in Potsdam gesagt hat und was Sie mir wiederholen. Auch ich halte die französische Gefahr für die größte und mit mir der Adel und die große Mehrheit der klerikalen Partei."

Der Bericht fährt dann fort, daß der Ministerpräsident und Kriegsminister von Brocqueville dem Militärattaché bei einem Gespräch über die belgische Armeereform gesagt habe:

„Wenn ich der Generalstabschef von Deutschland oder auch von Frankreich wäre, und das strategische Interesse, das Wohl meines Vaterlandes erforderte es, so würde ich keinen Moment zögern, neutrales Gebiet zu betreten und mir den Durchmarsch zu erzwingen (frayer le passage). Das ist so selbstverständlich, daß ich mich gegebenenfalls (le moment donné) nur über das Gegenteil wundern würde."

gez. von Klüber, Major im Generalstab.

Im Kriegsfalle

Von Hans Arnoldi, Kapitänleutnant a. D. in Breslau

Die in England weit verbreitete Zeitschrift „The London Magazine" Vol. XXVIII, Nr. 19, brachte im Mai 1912 einen Aufsatz des bekannten englischen Militärschriftstellers „Hilaire Belloc", betitelt „In the case of war", der in der deutschen Literatur zur Kriegsschuldfrage bisher merkwürdigerweise übersehen worden ist. Der Verfasser bespricht aus Anlaß der politischen Spannung zwischen Deutschland und Frankreich in der Marokko-Angelegenheit von 1911 den voraussichtlichen Verlauf eines Krieges und die Stellungnahme Englands zu einem solchen. Belloc setzt ohne weiteres voraus, daß England zugunsten Frankreichs eingreifen will und muß. In treffender Weise schildert er die Entwicklung des Feldzugs und folgert auf Grund der von ihm vorausgesetzten militärpolitischen Verhältnisse, daß Belgien als Hauptkriegsschauplatz in Frage kommt. Nach einer Beschreibung des französischen Festungssystems heißt es wörtlich:

„Diese Hindernisse machen es absolut sicher, daß die Deutschen, anstatt durch dieses Bollwerk zu brechen, versuchen würden es zu umgehen. ‚Absolut sicher' ist ein starker Ausdruck und ich glaube auch nicht, daß die Ansicht hierüber ungeteilt ist. Ich meine aber, daß die Lehren des Krieges in der Mandschurei, die Belagerung Port Arthurs, die Kenntnis der Beschaffenheit einer modernen Ringfestung und der allgemeine Verlauf der Kriegsgeschichte logisch zu der Folgerung führen müssen, daß die elementarsten Grundsätze der Kriegsführung den deutschen Generalstab zu dem Versuch bewegen würden, die Festungslinie zu umgehen anstatt sie zu durchbrechen . . . Wie dem auch sei, es kann für ausgemacht gelten, daß Deutschland im Kriegsfall sein gegebenes Wort und seine Verträge gering schätzen und in Belgien einfallen würde, um die französische Festungslinie zu umgehen. Ich habe bereits gesagt, daß für den ganzen politischen Plan Deutschlands ein unmittelbarer Erfolg bei Beginn des Krieges nötig sei, eine Verzögerung aber verhängnisvoll wäre. Jedenfalls hielt die europäische Meinung einen Einfall Deutschlands in Belgien im Kriegsfalle für so ausgemacht, daß der Teil Belgiens, durch den die deutsche Armee marschieren würde, seit Jahren genau nach französischem Vorbilde befestigt wurde."

„Als Ausgangspunkt wollen wir annehmen, daß die Deutschen versuchen würden und müßten, die Maas bei Lüttich zu überschreiten, und daß sie sich darum dieser Stadt auf irgendeine Art bemächtigen würden, entweder durch Übergabe oder durch Gewalt, so daß ihnen die Festung nicht mehr im Wege steht. Woher wissen wir, daß eine englische Armee in dieser Gegend in Aktion treten wird? Wir wissen es, weil es unmöglich wäre, die englische Verbindungslinie getrennt und intakt zu halten, und weil wir es ferner für ausgeschlossen halten, daß eine englische Armee in Verbindung mit der französischen handeln könnte, ausgenommen sie stände im äußersten Norden der französischen Linie . . . Die Engländer müßten wohl zur Unterstützung der Franzosen tätig sein, ohne sich mit ihren Truppen zu verbinden, und der einzige Platz, wo sie eingreifen könnten, wäre der äußerste Norden der französischen Linie, nämlich in Belgien. England kann leichter zur Unterstützung Belgiens Truppen landen als zur Unterstützung irgendeines anderen Landes".

„Die Funktion einer von Westen einrückenden englischen oder französischen Armee wäre, zur Unterstützung der belgischen Festung Lüttich, die unmittelbar nach Kriegsausbruch umstellt wäre, herbeizueilen. Innerhalb der ersten Stunden nach Eröffnung der Feindseligkeiten würden die deutschen Truppen zweifellos die Grenze in der Gegend von Aachen überschreiten und in den Feuerbereich der östlichen Forts des Lüttich umgebenden, 20 Meilen großen Festungsgürtels kommen. Ich möchte noch hinzufügen, daß die deutschen Streitkräfte zweifellos mit äußerster Schnelligkeit einen Kreis um den ganzen Festungsgürtel bilden und versuchen würden, Lüttich zu Fall zu bringen."

„Ich habe erklärt, aus welchem Grunde ich an einen Versuch, die französische Linie zu durchbrechen oder die Schweizer Berge im Süden zu umgehen, nicht glaube, und warum ich der verständlicheren aber irrigen Theorie, daß ein deutscher Aufmarsch durch die Ardennen stattfinden könnte, nicht beipflichte. Alles in allem scheint es daher unvermeidlich, daß im Kriegsfalle Lüttich und die untere Maasgegend die bedrohtesten Punkte sind, daß die alte deutsche Auffassung der „Erstürmung" einer Ringfestung verworfen werden muß, daß eine reguläre Belagerung Lüttichs unternommen werden müßte, bevor der Hauptaufmarsch der Deutschen in Belgien zur Ausführung käme, daß die für eine solche Operation nötigen Streitkräfte größer sein müßten als die baldigst in belgischem Lande stehenden gegnerischen Truppen, daß England bereit wäre hier Hilfe zu leisten, und daß die Aufgabe des für den Kontinent bereit stehenden englischen Expeditionskorps, das letzten September (1911) zwischen Boulogne und Ostende gelandet werden sollte, darin bestanden hätte, in dem Gelände, dessen östliche Grenze etwas hinter der Namur- und Louvain-Linie verläuft, zu operieren."

„Ein englisches Kontingent nach Belgien zu senden, hätte aber nicht den geringsten Zweck, wenn nicht während der ganzen Dauer der Operationen die Seeverbindungswege vollständig gesichert wären. Dies ist nur ein Beispiel, aber ein großes und treffendes, auf welche Art und Weise die politische Hauptnotwendigkeit Großbritanniens, die Vorherrschaft seiner Flotte, in Kriegszeiten wirken würde."

Von den zahlreichen Abhandlungen, die gerade damals über den künftigen Weltkrieg geschrieben wurden, hat keine in so klarer und zutreffender Weise den Weg gezeigt, den sowohl die Deutschen als auch die Engländer und Franzosen einschlagen müssen, um in strategischer Hinsicht Aussicht auf Erfolg zu haben. Beim Lesen gewinnt vieles, was vorher dunkel war, an Licht, man versteht den gewaltigen Ausbau des Hafens von Zeebrügge und die passive Rolle der englischen Flotte im Kriege. Insbesondere läßt die genaue Beschreibung der befestigten Anlagen von Lüttich daran denken, daß der Aufsatz entschieden auf die öffentliche Meinung Englands wirken sollte. Endlich ist die Abhandlung Bellocs noch insofern von Wert, weil sie von neuem zeigt, daß England unter allen Umständen in einen Krieg zwischen Deutschland und Frankreich einzugreifen gewillt war.

Die Aufzeichnungen des Botschafters von Radowitz[1])

Die von Holborn herausgegebenen Denkwürdigkeiten des Botschafters Joseph Maria von Radowitz liegen in der Epoche Bismarcks. Ihr Charakter ist so von vornherein bestimmt. Die Luft weht im allgemeinen rein und leicht, auch Unerfreuliches bleibt erträglich, und das Umstrittene gerät nicht ins Zwielicht. Man kann es sich nicht denken, daß in dieser Epoche Dämmerungserscheinungen wie Eulenburg und Waldersee aufgetaucht sein könnten.

Der Inhalt der zwei Bände ist keineswegs nur politisch. Radowitz erzählt viel aus seinem Leben in der galanten Tonart der älteren Generation, er unterbricht mit Anekdoten. Das Beste, was uns der Verfasser gibt, sind Kindergeschichten seiner Tochter Nadine. Radowitz hat viel erlebt, er war in China, Japan, Paris, Bukarest, Konstantinopel, Petersburg und Athen, er nahm aktiv am Berliner Kongreß teil, er verbrachte längere Zeit im Auswärtigen Amt, bis er dann schließlich Botschafter in Konstantinopel wurde. Sicherlich hatte er den Ehrgeiz des tüchtigen Mannes und den Stolz des Sohnes eines bedeutenden Vaters, aber wir haben einen untrüglichen Beweis, daß sein Ehrgeiz nicht in niedrige Streberei ausartete: sein Benehmen beim Abgang Bismarcks. Während alle die Kleinen damals wie die Schwämme aufgingen, empfand er die Entlassung als ein großes Unglück, ja sogar als unberechenbares, wenn Bismarcks Einfluß auch in der auswärtigen Politik verloren gehen sollte. Dabei hatte er nicht immer sich nur der Gunst des Kanzlers zu erfreuen gehabt. Als Bismarck 1880 aus Varzin zurückkommt, ist sein Benehmen gegen Radowitz sehr kühl. Es stellt sich heraus, daß er den Einflüsterungen von Intriganten Glauben geschenkt hat, Radowitz wolle in ein Ministerium nach seinem Sturz eintreten. Das war um so weniger schön von Bismarck, als er Radowitz wegen seiner Dienste beim Berliner Kongreß und auch bei den Gasteiner Verhandlungen (Friedensvertrag mit Österreich) viel Dank schuldete. Noch undankbarer freilich verhielt sich der Kanzler in dieser Zeit dem Grafen Otto zu Stolberg-Wernigerode gegenüber, dem er den Ehrgeiz nachsagte, sein Nachfolger werden zu wollen.

Über die Entlassung finden sich recht interessante Einzelheiten. Der Einfluß der hohen Militärs auf den Kaiser in der Rückversicherungsfrage tritt deutlich hervor. Die Aufzeichnungen von Radowitz gehören in die wirklich gute Memoirenliteratur.

Berlin. Dr. Otto Graf zu Stolberg-Wernigerode.

[1]) Aufzeichnungen und Erinnerungen aus dem Leben des Botschafters Joseph Maria von Radowitz. Herausg. von H. Holborn. 2. Bände. Berlin und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt 1925.

Tagebuch

Die französischen Schulbücher

In Nr. 222 der sozialdemokratischen Münchner Post lesen wir: „Was die Münchner Neuesten ihren Lesern verschweigen: 80000 Lehrer der Volks- und Mittelschulen vom Syndikat französischer Lehrer haben durchgesetzt, daß jenen ihrer Kollegen, die nationalistische Hetzschulbücher herausgeben — das Lehramt entzogen wird."

Im „Temps" vom 11. September 1926 lesen wir unter der Überschrift „Schulpazifismus" einen höhnischen Artikel über die Tätigkeit dieser Lehrer: „Mehrere Bücher, geschrieben unter dem Schauder des Krieges oder unter dem Eindruck von grausamen Verbrechen, enthalten gewisse Stellen, welche man mildern und zuweilen sogar unterdrücken könnte. Einige Verfasser haben schon zu diesen Retouchen gegriffen, und wir sind nicht dafür, ihnen daraus einen Vorwurf zu machen. Aber daß die öffentlichen Erzieher, denen die Nation ihre Kinder anvertraut, jetzt die Augen schließen, um sich gesenkten Kopfes aus Parteigeist für eine noch immer zweifelhafte Zukunft zu begeistern, daß sie im dreifachen Galopp die Schimäre reiten, ohne die Lehren der Vergangenheit festzuhalten, daß sie von der Schule die Vaterlandsliebe und den Opfergeist verbannen, daß ihnen die Wiedergewinnung von Elsaß-Lothringen nicht als die schönste Krönung eines Krieges erscheint, den wir nicht gewollt haben, daß sie in revolutionären Organisationen zusammengeschlossen die Kontrolle unserer Schulbücher, unsere französische Erziehung und das freie Examen der Lehrer einem internationalen Bureau überantworten und um alles in einem Wort zu sagen, daß sie den Internationalismus vor die Nation stellen, darin liegt der Irrtum und die Gefahr."

Ein Argentinier über Selbstbestimmungsrecht und Völkerbund

Prof. Dr. Arturo Orzábal Quintana, der kürzlich eine Broschüre über Argentiniens Stellung zum Völkerbunde veröffentlicht hat und auch sonst seit Jahren schriftstellerisch tätig ist, hielt im Monat September eine Reihe von sehr in der argentinischen Presse beachteten Vorträgen in der juristischen Fakultät der Universität Buenos Aires, in denen er den Frieden von Versailles und den Völkerbund in sehr interessanten Ausführungen kritisch beleuchtete. Seine mit lebhaftem Beifall aufgenommenen Ausführungen haben für Deutschland erhebliches Interesse, da sein Urteil sich in wesentlichen Punkten mit der deutschen Auffassung deckt.

Die Pariser Friedenskonferenz 1919 sei das Grab der Wilsonschen Theorien gewesen. Clemenceau habe auf der ganzen Linie gesiegt. Der Friede von Versailles sei der Ausdruck der schlimmsten Leidenschaften und Begierden, die seit Jahrhunderten Europa in einem Zustande der Anarchie und des politischen Chaos gehalten hätten. Der Friede sei das Ergebnis eines Betrugs, denn man habe ihn nicht die von Wilson vorgeschlagenen und von Deutschland und seinen Verbündeten angenommenen Bedingungen, sondern die unter den Alliierten abgeschlossenen Geheimverträge zugrunde gelegt. Das Selbstbestimmungsrecht der Völker sei nur gegen die Zentralmächte angewandt worden, und die Friedensverträge hätten nur den Zweck, die Besiegten weiterhin der Gnade der Sieger auszuliefern. Die Entwaffnung sei einseitig. Deutschland und Österreich seien in der Lage von Parias und ohne Garantie für ihre Sicherheit geblieben.

Der Völkerbund, wie er bisher zusammengesetzt war, findet wenig Gnade vor Quintanas prüfendem Geist. Er sei auf Gewalt gegründet und die Folge eines offenen Betrugs; er verletze offensichtlich die Gesetze der Ehre und sei nur der Schein einer wahren Gemeinschaft der Völker; kurz er sei ein Bund für den ausschließlichen Nutzen der Sieger. Er könne daher auch seine Aufgabe nicht erfüllen, die Besiegten und Schwachen gegen die Eigenmächtigkeiten der neuen Herren Europas zu schützen.

Im einzelnen verurteilte Dr. Quintana den Spruch über Oberschlesien, durch den trotz der Mehrheit von rd. 200000 Stimmen für Deutschland die an Mineralschätzen reichsten Gegenden, die auch industriell am meisten entwickelt gewesen seien, widerrechtlich Polen zugesprochen wurden. Auch im griechisch-italienischen Konflikt habe der Völkerbund, obwohl Griechenland Völkerbundsmitglied gewesen sei, ganz versagt und sei vor den Drohungen Mussolinis zurück-

gewichen. Sein Urteil über den Völkerbund geht dahin, daß er das Gegenteil von einer wahren Völkergemeinschaft sei. Nach Quintanas Ansicht wird Genf nach dem Eintritt Deutschlands kein Friedenstempel sein, das sei es auch nie gewesen, sondern ein Kampfgefilde, wo der künftige Weltenbrand vorbereitet werde.

Berlin. Hilmar v. d. Bussche.

Der Karl Helfferich-Preis

Helfferichs Persönlichkeit gehört der Geschichte an. Ihr gehört an seine größte Tat, die Festigung der deutschen Währung, für die ihm als geistigem Urheber und unermüdlichem Vorkämpfer das deutsche Volk, das dem wirtschaftlichen Untergang geweiht schien, den größten Dank schuldig ist. Helfferich war die echte Führernatur, ein Mann, der für die Wissenschaft und Wirtschaft, der als Politiker Großes geleistet hat, aber Größeres noch als Staatsmann zu leisten berufen gewesen wäre, wenn er sich hätte voll auswirken können. Das Gedächtnis an ihn in weiten Kreisen aufrechtzuerhalten, sein geistiges Erbe für die Gesundung Deutschlands fruchtbar zu machen, sollte jedem national Denkenden am Herzen liegen. Die deutschnationale Volkspartei, die in ihm ihren unvergeßlichen Führer betrauert, fühlt sich verpflichtet, hierbei in erster Reihe mitzuwirken. Besonders nahe bringen möchte sie ihn auch gerade der deutschen Jugend als ein Vorbild, dem diese nacheifern soll. So hat sie sich entschlossen, alljährlich am 22. Juli, dem Geburtstage Helfferichs, einen Karl-Helfferich-Preis in Höhe von 1000 M. auszusetzen für die beste wissenschaftliche Bearbeitung eines zeitgeschichtlich bedeutsamen Themas aus dem Gebiete der Staats-, Finanz-, Wirtschafts- und Kulturpolitik. An dem Wettbewerbe können sich alle nationalen Studenten und Studentinnen deutscher Abstammung beteiligen. Es handelt sich hierbei nicht um Erlangung von Arbeiten, die parteipolitisch gewertet und verwertet werden sollen. Die Preisrichterkollegien, die aus Männern der Wissenschaft — verschieden nach den gestellten Themata — zusammengesetzt werden sollen, werden, zumal nicht etwa nur an deutschnationale Gelehrte herangegangen werden wird, dafür bürgen, daß wissenschaftliche Arbeit nach wissenschaftlichen Maßstäben gemessen wird. Die Partei hofft, daß durch die von ihr gestellten Preisaufgaben viele junge Menschen die Anregung zu eingehender Beschäftigung mit nationalpolitischen Problemen schon während ihrer Studienzeit erhalten, wenn auch jedesmal nur einer der Preisträger sein kann. So glaubt die Partei nicht nur dem Andenken ihres großen Toten zu dienen, sondern auch zu der allgemeinpolitischen Erziehung des deutschen akademischen Nachwuchses, zur Vertiefung der politischen Bildung derer, die dereinst bei der Führung des Volkes mit an erster Stelle stehen sollten, ihrerseits beizutragen.

Als erstes Thema ist in diesem Jahre gestellt worden: „Die Eigenart der Entwicklnng des Nationalstaatsgedankens in Deutschland im 19. und 20. Jahrhundert im Vergleich mit den entsprechenden Entwicklungsgängen in außerdeutschen Völkern“ (der Vergleich kann auf die Gegenüberstellung mit der nationalstaatlichen Gedankenbewegung in einem oder zwei Auslandsvölkern beschränkt werden). Als Preisrichter wirken dieses Mal außer den Mitgliedern des Helfferich-Ausschusses die Herren Universitätsprofessoren Dr. jur. Hollstein-Greifswald, D. Dr. jur. et phil. Kähler-Greifswald, Dr. phil. Ritter-Freiburg i. Br., Dr. jur. Smend-Berlin. Die Arbeiten sind bis zum 15. Mai 1927 abzuliefern. Alle näheren Bedingungen sind zu erfahren durch die Hauptgeschäftsstelle der deutsch-nationalen Volkspartei, Berlin SW 11, Bernburgerstr. 24.

München. Walter Otto.
Mitglied des Helfferich-Ausschusses.

Der Hans Pfitzner-Verein für deutsche Tonkunst

veröffentlicht soeben in zweiter Auflage das Verzeichnis sämtlicher erschienenen Werke von Hans Pfitzner mit einem Vorwort von Alexander Berrsche „Hans Pfitzner und die absolute Musik“ und einem Bildnis Pfitzners (München, Musikverlag Otto Halbreiter). Den Mitgliedern des unter Vorsitz unseres Herausgebers stehenden Vereins geht die Veröffentlichung unentgeltlich zu, die Mitgliedschaft für das Jahr 1927 wird erworben durch Einsendung des Jahresbeitrags von mindestens drei Mark an das Postscheckkonto des Vereins München 10375.

Gedanken

Wer immer das Schlechteste annimmt, behält in neunundneunzig Fällen von hundert Recht. Aber nur auf den hundertsten kommt es an.

*

Noch vereinsamter als der, den niemand liebt, ist der, der niemanden liebt.

* * *

Der deutsche Erzähler

Die Erinnerungen von Bismarcks Anwalt

Aus dem Nachlaß des Justizrats Ferdinand Philipp

(3. Fortsetzung). 7.

Am 10. Juni 1886 war ich beim Fürsten in Friedrichsruh. Er empfing mich an der Haustür und konferierte zunächst in seinem Arbeitszimmer mit mir über die von ihm beabsichtigte Jubiläumsstiftung zugunsten der Arbeiterbevölkerung in seinen Gütern.

Die Einzelheiten des Verwendungszweckes lagen ihm sehr am Herzen; er entwickelte die verschiedenartigsten Rücksichten und sagte, er habe schon mehrfache Entwürfe mit dem Bleistift gemacht, sei aber immer noch nicht fertig geworden. Er bedauerte, daß er nicht über die ganze Jubiläumsgabe frei habe verfügen können; was davon übrig geblieben, reiche für einen allgemeinen Zweck zugunsten der Arbeiter auch als Grundlage nicht aus. Gelegentlich erwähnte der Fürst, daß er nicht viel Vertrauen zu den allgemeinen sozialen Verhältnissen habe, zunächst nicht für die anderer Länder, aber auch für uns nicht. Je älter er werde, desto mehr werde es ihm auch zweifelhaft, wie weit seinen Nachkommen mit der Fideikommißeinrichtuug allein gedient sei; neuerdings lege er Wert darauf, daß seinen Nachkommen auch realisierbare allodiale Werte zur Verfügung ständen.

Als zu Tisch angesagt war, und ich nicht gern vorangehen wollte, sagte der Fürst: „Ich kann doch aus meinem eigenen Zimmer nicht zuerst herausgehen." Im Vorzimmer fiel mir das Gemälde des Kardinals Hohenlohe auf. „Das ist auch eine der Früchte meiner jüngsten Politik; in Berlin habe ich auch das Bild des Papstes selbst von Lenbach."

An der Mahlzeit nahm außer mir nur Graf Rantzau teil; zum Kaffee war auch der Oberförster bestellt. Ich fragte nach Graf Herbert. Der Fürst war mit dessen Gesundheitszustand trotz der verhältnismäßig raschen Genesung keineswegs zufrieden. Herbert habe sich überarbeitet; er gehöre auch zu denen, welche in jungen Jahren glauben, mit ihrem Körper alles durchsetzen zu können. Er sei früh morgens an der Arbeit gewesen und habe regelmäßig in die Nacht hinein gesessen; wenn er müde geworden, habe er sich mit schwerem Wein ermuntert. Das gehe auf die Dauer nicht, deshalb habe die Widerstandskraft gegen die Krankheit gefehlt und werde er sich schwer erholen. Der Fürst bestätigte, daß Herbert das Reichstagsmandat nicht wieder übernehmen werde. Er habe zu viel zu tun, um stundenlang unnütze Reden anzuhören oder in Kommissionen zu sitzen. Natürlich wende man sich immer an Herbert, jedes Wort, das er sage, gelte dann so viel, als ob der Fürst es selbst gesagt habe. Und doch gebe es für jeden Minister und namentlich für den Fürsten viele Fragen, bei denen er das größte Interesse habe, sich auszuschweigen. Er halte es überhaupt nicht für richtig, daß Minister sich als Parlamentarier beteiligen. Jedenfalls müsse Herbert sich schonen, sonst könne der Fürst nicht das von ihm haben, was er geschäftlich von ihm haben müsse.

Der Fürst sagte, er habe nur einige Tage in Friedrichsruh sein wollen; es sei etwas länger geworden, weil der Reichstag etwas gestreikt habe. Aber in wenigen Tagen müsse er nach Berlin zurück, auch um den Kaiser vor seiner Abreise noch zu sehen.

Über unseren Parlamentarismus sprach der Fürst sich wieder recht unglücklich aus. Es sei ja klar, daß alle, die den Staat in seinem nationalen Bestande erhalten wollten, also von rechts bis zum linken Flügel der Nationalliberalen, zusammenhalten müßten gegenüber denen, die das nicht wollten, dem Zentrum unter welfischer Führung, dem Fortschritt, der insgeheim doch republikanische Gedanken habe, und dem Anhang. Aber das Fraktionswesen komme dazwischen und verderbe alles. Im Altertum habe es Staaten gegeben, welche das, was wir Fraktionswesen nennen, bei hoher Strafe untersagt und nur Politik in voller Öffentlichkeit geduldet hätten. Könnten wir auch bei Strafe des Todes oder der Verbannung verlangen, daß nur im Plenum verhandelt werde, so könne es vielleicht anders werden. Aber auch die Presse stehe dazwischen; es habe sich immer ungünstiger damit gestaltet; schließlich lese jeder doch nur sein eigenes Blatt und höre von nichts anderem.

Der Fürst rügte den Mangel der Führung bei den Nationalliberalen. Bennigsen habe sich ganz zurückgezogen; er könne ihm das nicht verdenken, aber es gehe doch nicht an. Miquel mache einmal einen Anlauf, ziehe sich dann aber gleich wieder zurück. Was würde er, der Fürst, darum geben, wenn er einmal gleich in Friedrichsruh bleiben könne und nicht nach Berlin zurück brauche. Wie sehr sei er schon 1873 heruntergewesen, als er die Ministerpräsidentschaft niedergelegt habe. Aber immer müsse er trotz seines hohen Alters wieder heran; es sei nicht anders möglich. Den anderen Herren fehle eben der kategorische Imperativ. „Ich komme mir vor wie ein Böttcher, der immer um das Faß herumgeht. Nun habe ich wieder ein Loch festgestopft, da fängt das Faß an der andern Seite an zu lecken."

Als Vorzug der englischen Parteien trotz aller Unerquicklichkeit der dortigen Zustände hob der Fürst hervor, daß eine straffe Disziplin herkömmlich sei, und die Mitglieder der Partei ohne Rücksicht auf eigene Meinung dem Führer zu folgen hätten. Sie ständen vor der Alternative, entweder mitzugehen oder ganz zu brechen und zur anderen Partei überzutreten. Wie mancher Gladstonianer hätte sich ihm unverhohlen über die Verrücktheiten des alten Führers ausgesprochen und wäre doch hinter ihm geblieben. Er habe während des früheren Gladstoneschen Regimes den Botschafter Russel einmal in Friedrichsruh herumgefahren und erinnere sich daran, wie scharf dieser sich über Gladstone ausgelassen habe.

Es kam die Rede darauf, wie es wohl im nächsten Jahrhundert aussehen möge. „Und doch", sagte der Fürst, „sind wir von 1900 nicht weiter entfernt als von 1872."

Von dem Hamburger Oberingenieur Meyer hatte der Fürst den Wunsch berichtet, der Fürst möge sich einmal inkognito die Hamburger Zollanschlußbauten ansehen; ein Staatsschiff könne immer bereit sein. Der Fürst schien gar nicht so abgeneigt; er fragte, ob die Hamburger 1888 wohl fertig würden und äußerte dabei: „Ich möchte wohl die zwei Jahre noch erleben." Von allen Seiten ward ihm bemerkt, ein wieviel längeres Leben man ihm zutraue; namentlich hielt Graf Rantzau ihm vor, wie viel gesünder er in den letzten Jahren geworden sei. Plötzlich sagte der Fürst mit Lächeln: „Ich hätte nichts dagegen, gleich zu sterben, wenn ich dafür nach fünfzig Jahren wiederkommen und dann den Sachsenwald sehen könnte."

Der Fürst erzählte, er habe noch alte Leute gekannt, die von Friedrich Wilhelm I. gesprochen hätten; an einige davon erinnere er sich noch. Sein Vater habe noch unter Friedrich dem Großen gedient. So viel anders seien die Menschen damals gar nicht gewesen; aber er erinnere sich einer ganzen Anzahl alter, damals auch von seinem Vater viel gebrauchter Redensarten, die ganz verschwunden seien. Der Fürst nannte eine Reihe solcher Redensarten und sagte, daß man vielfach selbst nicht gewußt habe, was darunter zu verstehen sei. So habe sein Vater, wenn er als Knabe ihm recht zu Dank geritten habe, zu ihm gesagt: „Du reitest wie ein Plüwenel". Erst ganz spät habe der Fürst erfahren, daß ein Herr von Pluvenelle Stallmeister von Ludwig dem Vierzehnten gewesen sei; er bezweifle, daß sein Vater dies gewußt habe. Ebenso sei es ihm mit einem Namen ergangen, von dem der Fürst gelegentlich erforscht habe, daß Friedrichs des Großen Schreiblehrer ihn geführt habe. — Als ich mich verabschiedete, veranlaßte der Graf, daß der Kurierzug halten solle, um mich mitzunehmen.

8.

Am 14. April 1887 war ich beim Fürsten, welcher auf einige Tage zur Erholung nach Friedrichsruh gekommen war, zu Tisch gebeten. Ich traf dort den Grafen Wilhelm, den Grafen Rantzau und den Reichstagsabgeordneten Woermann aus Hamburg. Der Fürst war trotz des Schneewetters mehrere Stunden im Walde gefahren, gesund und angeregt.

Bei der Mahlzeit kam sehr bald die Rede auf innere Politik, auf die Zusammensetzung des neuen Reichstags. Der Fürst hatte solchen Erfolg nicht zu hoffen gewagt; er hatte gedacht, daß vielleicht zwanzig Stimmen gewonnen würden[1]). Aber die Regierungen seien entschlossen gewesen, wieder aufzulösen, und wenn auch dann keine Majorität erreicht worden wäre, so wäre man vielleicht in die Lage gekommen, einmal ohne Reichstag fertig zu werden. Die Armee sei im Augenblick das Wichtigste für Deutschland; die lasse sich keinen Augenblick entbehren, ohne daß Deutschland zugrunde gehe; ohne Reichtag aber werde Deutschland eine Zeitlang fertig werden können. Er habe nach der ersten Lesung der Septennatsvorlage den Reichstag aufgelöst, weil er es für recht möglich gehalten habe, daß das Zentrum bei der zweiten Lesung bis zu fünf Jahren gegangen sein würde. Dadurch wäre aber der Zwischenraum bis zu sieben Jahren so viel geringer geworden, daß das Schlagwort für die Wahlen nicht mehr so kräftig vorhanden gewesen wäre. Er meine, das Septennat müsse eine Art Gewohnheitsrecht werden; das sei nötig für die Zeit, in der er nicht mehr da sei; so lange er da sei, wäre ja selbst alljährliche Bewilligung möglich gewesen. Wenn dann der Bundesrat in die Lage gekommen wäre, das Budget abzulehnen, so hätten wir den Konflikt gehabt.

Als besonderen Vorteil der Neuwahlen sah der Fürst den Rückgang der Fortschrittspartei an. Er glaube, daß sie untergehen würde. Sie arbeitete nur noch der Sozialdemokratie vor. Wie anders habe sich das gestaltet, seit der Zeit, in der Lasker noch mit Knüppeln gegen die Sozialdemokratie habe marschieren wollen. Auch die sozialdemokratische Partei sei dann nicht mehr so gefährlich. Ihre Niederlage in Sachsen sei bedeutsam gewesen; das sei nur dadurch erreicht, daß auch die sonst Gleichgültigen an den Wahlen sich beteiligt hätten. Die anderen unzufriedenen Elemente müßten doch zur Einsicht gekommen sein, daß von den Sozialdemokraten Schlimmeres drohe, als von oben möglich sei. Als auf das Zentrum die Rede kam, meinte der Fürst, eine katholische Partei werde es immer geben und habe es auch in Preußen früher gegeben, etwa in dem Sinne wie die Reichensperger früher gewesen seien. Von Windthorst bemerkte er, dieser sei von Überzeugung weder ein Katholik noch ein Hannoveraner. Der körperlich so unbedeutende und besonders häßliche Mann sei vielleicht gerade deshalb von der Eitelkeit beherrscht, vermittelst seiner Talente eine Rolle zu spielen; ihn beherrsche das Streben, an der Spitze einer großen Partei zu stehen. Für seine politischen Intrigen und sonstigen Zwecke habe er größerer Mittel bedurft; das sei die Triebfeder seiner Tätigkeit für die Welfen gewesen; er beziehe von Cumberland eine größere Jahresrente.

Nach Tisch beim Kaffee erörterte der Fürst zunächst Woermann gegenüber die Verständigung über eine Branntweinsteuervorlage, welche zwischen Vertrauensmännern der drei reichstreuen Parteien bei ihm gelungen sei; auch habe er die Herren mit dem Finanzminister zusammengeführt. Die süddeutschen Staaten seien geneigt, beizutreten. Anfänglich habe Bayern sich mit einem geringen Anteil pro Kopf, mit $^3/_5$ wegen des kleineren Branntweinkonsums begnügen wollen; als aber Baden und dann Württemberg vollen Anteil beansprucht hätten, habe Bayern dies natürlich auch getan. Woermann meinte, daß nach Bayerns Beispiel sich Bier vorzüglich zur Besteuerung eigne. Der Fürst bestätigte dies nach der Ziffer

[1]) Bismarck brachte im Herbst 1886 die Septennatsvorlage vor den Reichstag, nach welcher auf sieben Jahre die Friedensstärke des Heeres von 427000 Mann auf 468000 Mann erhöht werden sollte mit Rücksicht auf den von Frankreich drohenden Revanchekrieg. Zentrum, Freisinnige und Sozialdemokraten lehnten mit 183 gegen 154 Stimmen der Rechtsparteien die Vorlage ab. Der Fürst löste den Reichstag auf. Die Neuwahlen ergaben 223 Konservative und Nationalliberale. Am 9. März 1887 ward das Septennat mit 227 gegen 31 Stimmen bei Stimmenthaltung des Zentrums angenommen.

der bayrischen Biersteuer, fand es aber sehr bedenklich, eine Biersteuer aufs Tapet zu bringen, wenn Wahlen bevorständen. Das wäre wieder ein Wahlmotto, ähnlich wie beim Tabakmonopol; dann würden die Kneipwirte und Biertrinker die Wahlen beherrschen.

Als Woermann den Fürsten fragte, ob wir Frieden behalten werden, antwortete dieser, daß er es hoffe. Wir hätten monatelang in der Krisis gestanden und sie sei auch noch nicht ganz vorüber. Er habe sich den Boulanger[1]) nicht machen können, er sei ihm aber zustatten gekommen. Die Gefahr bleibe auch jetzt noch, daß es Boulanger gelinge, einen Staatsstreich zu machen oder Präsident zu werden. Man könne Boulanger vergleichen mit einem angeketteten Hund, die anderen Minister hielten ihn, und er könne nicht los von der Kette. Wenn es ihm aber gelinge, sich loszureißen, so könne er nicht mehr den Schwanz zwischen die Beine nehmen und zurückgehen, er müsse dann vorwärts springen und anpacken. Die meisten Franzosen wollten keinen Krieg, aber darauf komme es natürlich nicht an, wenn es Boulanger gelinge. Die Schreier und unruhigen Köpfe und selbstverständlich die Armee seien auf seiner Seite und die anderen würden fortgerissen. Boulanger wolle es gern Napoleon I. nachmachen, er werde aber wohl nicht dessen Fähigkeiten haben.

Von Rußland nahm der Fürst an, daß es nicht zum Krieg zu veranlassen sei. Katkow sei voll von französischem Gold, das er für sich und seine politischen Intrigen nötig habe; es sei auch richtig, daß Katkow ordentliche Verträge mit den Franzosen abgeschlossen habe. Der russische Kaiser sei aber nach des Fürsten Ansicht zu schwerfällig und lasse sich durch Katkow nicht hineintreiben; auch könne es in Rußland zu inneren Krisen kommen. Jedenfalls würden wir Rußland keine Veranlassung zum Krieg geben und uns im Orient nicht hineinmischen, wie es auch gehen möge.

Für den Fall aber, daß wir dennoch an beiden Grenzen Krieg bekommen, sei Österreich mit seiner halben Million guter Bajonette doch ins Gewicht fallend. Dann hätten wir uns auch nur zu verteidigen, da wir ja gar nichts erobern wollten, und könnten eine halbe Million an jeder Seite aufstellen. Die anderen würden zwar an Quantität mehr haben, aber unser Material an Offizieren und Mannschaft hätten sie noch lange nicht. Bange brauchten wir auch dann nicht zu sein, aber es würde in die wirtschaftlichen Verhältnisse ungeheuer eingreifen und viel Geld kosten.

Der Fürst erzählte, er habe diesen Winter an der auswärtigen Politik allein eigentlich genug gehabt. — Es sei sorgenvoll, Entschlüsse zu fassen, von denen man erst nach Wochen oder Monaten sicher wisse, ob sie richtig waren, oder ob man es verkehrt gemacht habe. Andere glaubten sich ja durch den Entschluß des Souveräns decken zu können; er habe immer die volle Verantwortung empfunden, und nun sei der Kaiser auch ein alter Mann. Der Kaiser stehe jetzt hoch darüber, lasse es an sich nicht herankommen, und tue, was der Fürst für recht halte und ihm rate. So sei es seit fünf Jahren und noch etwas länger. Für ihn komme nun dazu, daß er allmählich in allen bedeutsamen Fragen der inneren Politik mitsprechen müsse; man habe sich daran gewöhnt, daß dies nicht anders gehe, und so verhielten es auch die Ressortminister. Dadurch werde aber seine Arbeitslast zu groß, und doch lasse es sich nicht ändern. In England sei es anders, namentlich in der inneren Politik. Da gebe es gar keinen Staatsmann mehr, der sich für die Fortexistenz des Staates für verantwortlich halte. Werde die

[1]) General Boulanger hetzte seit Ende 1886 in Frankreich zum Kriege gegen Deutschland, stellte sich als den Mann dar, der die verlorenen Provinzen Elsaß und Lothringen wieder herbeibringen könne, und hetzte in Rußland gegen Österreich und Deutschland. Prophetisch sagte Bismarck in seiner Reichstagsrede am 11. Januar 1887: „Keine einzige Stimme hat in Frankreich auf Elsaß-Lothringen verzichtet; jeden Augenblick kann dort eine Regierung ans Ruder kommen, welche den Krieg beginnt. Er kann in zehn Tagen oder in zehn Jahren ausbrechen, sicher sind wir davor niemals. Diesem Krieg gegenüber wird der von 1870 ein Kinderspiel sein; jeder Teil wird versuchen, den anderen saigner à blanc, ihn so lange zur Ader zu lassen, bis die Blutleere eintritt, damit der niedergeworfene Feind nicht wieder auf die Beine kommt und dreißig Jahre lang nicht wieder an die Möglichkeit denken kann, sich dem Sieger entgegenzustellen."

Majorität des Parlaments eine andere, so habe die Gegenpartei die Schuld, daß der Staatsmann abtreten müsse. Damit beruhige man sich, möge auch die Erhaltung des Staates in seiner geschichtlichen Stellung und seinen wesentlichen Funktionen auf dem Spiele stehen. — Beim Fürsten bleibe immer die Verantwortung und sei zu keiner Zeit durch einen Rücktritt zu beseitigen gewesen, so gern er sich auch einmal nach Friedrichsruh zurückgezogen hätte. Nun sei aber auch noch der Kaiser ein alter Mann, dem er seinen Beistand nicht versagen könne. — Und wenn der Kaiser nicht mehr da sei, halte er auch seinen Rücktritt nur dann für berechtigt, wenn dadurch irgend etwas besser werden könne.

Während der Fürst die Pfeife rauchte, streckte er die Beine wagerecht aus; das sei ärztliche Anordnung, und er gehe infolgedessen wieder leichter. Das Gehen sei ihm zeitweise schwer geworden; das beruhe auf einem Schwellen der Adern. Ihm sei gesagt, das sei der einzige Körperfehler, an dem er einmal akut zugrunde gehen könne. In Berlin gehe er regelmäßig täglich fünftausend Schritt, das sei fünfmal um seinen Garten herum. Lieber wäre es ihm im Tiergarten, aber da habe er gleich die Hunderte hinter sich. Selbst auf das Reiten und Fahren verzichte er so ziemlich, weil das stete Grüßen, wozu die Höflichkeit ihn verpflichte, in seinem Alter zu einer großen körperlichen Anstrengung werde. Dabei falle ihm ein: Der Kölner Männergesangverein habe von Hamburg aus sich bei ihm angemeldet; er habe aber dankbar abgelehnt, weil es ihn doch zu sehr anstrengen würde, die Pflichten der Gastfreundschaft persönlich zu erfüllen. Er sei sich darüber zweifelhaft, ob die Herren daran gedacht hätten, ihm eine Freude zu machen, oder ob sie mehr dabei an sich gedacht hätten, da er wohl schwerlich noch nach Köln kommen werde und die meisten ihn wohl zu sehen wünschten.

9.

Am 9. Dezember 1888 war ich zum Fürsten beschieden. Ich war auf eine Konferenz über die Pensionierung eines Forstbeamten vorbereitet. Der Fürst entwickelte ausführlich seine Auffassung, welche ich nicht teilen konnte; er wurde recht erregt und vertrat seine Ansicht scharf. Erst allmählich schien er die Bedenken anzuerkennen und brach von dem konkreten Fall ab. — Er verlangte einen Rat, was er machen solle, wenn seine Beamten ihm nicht gehorchten; er brachte Beispiele vor, wurde immer schärfer und erregter; er wiederholte die Frage, was er dagegen machen könne. Er habe auch seinen Söhnen, welche ja die Güter übernehmen sollten, Mitteilung gemacht, die wollten sich aber nicht hineinmischen. Fast leidenschaftlich erzählte er mir, daß gegen ausdrücklichen Befehl ihm alle Bäume umgehauen seien. Er wolle, daß in einem bestimmten Rayon, den er täglich sehe, alles beim alten bleibe; ihm sei es einerlei, ob ein alter Baum forstmännisch zurückgehe, ob es was einbringe, ihn zu schlagen. Er habe Geld genug und habe nie verlangt, daß Geld erzielt werde. Aber er könne es nicht erreichen, daß man ihm die alten Eichen lasse, so bestimmt er es auch befehle. Er sei überzeugt, daß auch völlig gute Bäume geschlagen seien an Stellen, wo keine Kulturen seien, wo also gar kein Anlaß vorliege. Die Gründe könne er nicht ermitteln, ob es nun Eigensinn sei, ob noch anderes dahinterstecke. Er wolle es nicht ertragen, er sei doch der Herr. Wohin habe er wohl kommen sollen, wenn er in seinen Staatsgeschäften nur halb soviel Ungehorsam gefunden hätte. Ob es genüge, die Vollmacht zu entziehen? Er habe wohl daran gedacht, einen selbständigen Bevollmächtigten zu bestellen; aber der komme auch nicht weiter. Und wo einen finden? Wenn seine Frau etwas wünsche, dann strenge man sich an, sofort alles zu erfüllen, von ihm ausgesprochene Wünsche seien vielfach vergessen oder erst nach Wiederholungen und langen Zwischenräumen erfüllt. Mir blieb nur übrig, meine bestimmte Überzeugung auszusprechen, daß andere Motive als ein gewisser forstmännischer Eigensinn und ungenügende Auffassung getroffener Anordnungen als bestimmt gegebener Befehle nicht vorliegen können. Am Schluß der Unterredung trat eine Milderung dadurch ein, daß die Vorzüglichkeit der Neukulturen anerkannt wurde. Davon würden aber nur seine Söhne etwas haben.

Bei Tisch saß ich zwischen dem Fürstenpaar; außerdem waren die Tochter, der Geheimrat Rottenburg[1]), ein Geheimsekretär und der Oberförster anwesend.

Als ich die Fürstin vorher begrüßt und bemerkt hatte, daß sie kräftiger aussehe, meinte sie, das sei nur Schein, sie leide an Asthma und trage deshalb alles lose wie Nachtjacken. Das hindere sie am weiteren Gehen, es sei ihr schwer geworden, darauf zu verzichten, die Lieblingsplätze im Park zu Fuß zu erreichen; aber sie müsse jetzt fahren.

Die Gräfin Rantzau erzählte mir, daß ihre Einrichtung in München erst jetzt fertig werde. Weihnachten komme ihr Mann und nach Neujahr gehe sie dann mit ihm. Dann höre die Trennung von ihrem Mann auf; aber dann fange die Trennung von den Eltern an.

Es wurde davon gesprochen, wie schwer es sei, für Geburtstage und Weihnachten Geschenke zu finden. „Für Herbert habe ich etwas", meinte der Fürst, „einen wasserdichten Rock aus Hamburg." Die Fürstin klagte dann über ihren großen Ölkonsum; sie habe über fünfzig Lampen zu unterhalten. Es wurde ernsthaft das Projekt angeregt, vermittels der Wasserkraft elektrische Beleuchtung herzustellen. Die Ölrechnungen der letzten Monate wurden geholt, die Ziffern zusammengestellt, und es wurde ernsthaft vom Fürsten gerechnet. Das Bedenken blieb, daß man mitunter nur zu kurze Zeit in Friedrichsruh sei, daß es deshalb sich nicht lohne.

Als der Fürst zu seiner Tochter sagte: „Du kannst aber auch immer wieder essen," erklärte die Fürstin die Tatsache, daß ihr Mann nicht so guten Appetit habe, damit, er sei beim Frühstück zu stark an eine kalte Gans geraten. „Sie war doch reichlich fett," fügte der Fürst hinzu.

Am Schluß der Mahlzeit fragte der Fürst, welche Weine noch kalt ständen, und konsultierte mich, welchen Wein er noch kommen lassen solle. Er befahl noch einen Rheinwein, von dem er lobte, daß er nicht schwer sei.

Nach Tisch unterhielt sich zunächst der Geheimrat Rottenburg recht kordial mit mir und erzählte mir, wie er in seine Karriere gekommen sei; dann zog er sich zurück. Die Rantzauschen Kinder begrüßten uns und spielten dann im anstoßenden Zimmer, wohin auch die Gräfin ging.

Demnächst erzählte mir der Fürst, weshalb er nicht nach Hamburg zur Zollanschlußfeier gekommen sei. Er habe die vierzehn Tage vorher ergangene Einladung nicht wohl von vornherein ablehnen können. Wenn er aber hingegangen wäre, so hätte er auch in Leipzig bei der Grundsteinlegung des Reichsgerichtsgebäudes erscheinen müssen; auch hätte er vorher bei der Reichstagseröffnung nicht fehlen dürfen. Wenn der Kaiser[2]) den Wunsch ausgesprochen hätte, so hätte er ja mitgehen müssen; aber dann hätte er auch Uniform anziehen und wie der Kaiser im Helm erscheinen müssen, was ihm doch, von allem anderen abgesehen, recht lästig sei. Auch hätte es wieder so kommen können, wie ihm das mehrere Male mit dem alten Kaiser gegangen sei. Da sei statt des Kaisers sein Name gerufen; er habe sich dann ganz stramm gehalten, aber jedesmal bemerkt, wie der Kaiser purpurn im Gesicht geworden, und er glaube, er selbst sei es auch geworden. Nun habe aber der junge Kaiser sich bei ihm in Friedrichsruh angemeldet; sie hätten auch sehr viel zu arbeiten gehabt. Er habe das aber gleichzeitig als den Entschluß des Kaisers aufgefaßt, ohne seine Begleitung zu bleiben. Übrigens sei der Kaiser ganz voll von den Hamburger Eindrücken gewesen; selbst im Feuerwerk habe Hamburg das darin geschichtlich so geübte Italien übertroffen, wie der Kaiser ihm gesagt habe. Er, der Fürst, möchte auch wohl einmal nach Hamburg, er schulde auch dem Bürgermeister Versmann und unserem neuen General[3]) einen Gegenbesuch; wenn es nur einen Weg gäbe, ihn von Ovationen frei zu halten.

Als auf die Verhältnisse Altonas die Rede kam, erzählte der Fürst, er habe gleich nach 1871 dem alten Kaiser geraten, Altona an Hamburg abzutreten, weil die Landesgrenze so

[1]) Seit 1881 als Nachfolger Tiedemanns Chef der Reichskanzlei. [2]) Wilhelm II. [3]) General des neunten Armeekorps in Altona v. Leszinsky.

störend für die wirtschaftliche Entwicklung sei. Er habe dem Kaiser gesagt, mit den freien Städten werde er als Kaiser in ein näheres Verhältnis kommen; die Stellung als Kaiser werde dort eine viel stärkere Bedeutung haben, wie etwa im Herzogtum Gotha. Aber der Kaiser war ganz verblüfft; es muß ihm ungefähr wie Landesverrat vorgekommen sein, als König etwas aufzugeben, worüber er Kaiser bleibe. Der Fürst sagte, er habe Altona früher eine stärkere Stellung zugedacht gehabt; er habe anfänglich daran gedacht, daß nicht allein die Regierung, sondern auch der Oberpräsident in Altona sein sollten, weil die Herzogtümer doch nach Hamburg gravitierten und am besten von hier aus verwaltet würden. Kiel sei immer noch besser als Schleswig und mache sein Recht als frühere Hauptstadt von Holstein geltend.

Als ich mich empfehlen wollte, meinte die Fürstin, ich möge mich noch etwas mit ihr unterhalten, ihr Mann könne dann in die Zeitung gucken. Es würde zum Zug angespannt und rechtzeitig angesagt. Die Fürstin bat mich, meinen Namen in eine Art Stammbuch einzutragen. Als ich nachschlug, bemerkte ich, daß Crispi zuerst sich eingeschrieben hatte; seitdem schien es regelmäßig allen Gästen vorgelegt zu sein. Der jetzige Kaiser stand einmal als Prinz in der Reihe mit anderen, zweimal als Kaiser auf eigenem Blatte eingetragen. Ich bemerkte, daß der junge Kaiser genau dieselben drei Schwingungen wie sein Großvater unter dem Namen mache. Die Fürstin meinte, es sei wohl Absicht, auch hierin genau dem alten Kaiser zu folgen. Das sei überhaupt sein Ehrgeiz, fügte der Fürst hinzu, in allem genau in die Fußtapfen des von ihm so hoch verehrten Großvaters zu treten, der für den Enkel das höchste Ideal sei. Der Fürst ließ sich auch das Buch geben und blätterte darin. Was Crispi hineingeschrieben, habe er mit aller Mühe, selbst durch einen Dechiffreur nicht vollständig ermitteln können; jedenfalls sei der europäische Friede deutlich leserlich. Man bedauerte, nicht vor zwanzig Jahren solch Erinnerungsbuch angefangen zu haben; es seien so viele und interessante Gäste beim Fürsten gewesen; manche habe er bis auf den Namen vergessen. Der letzte Gast sei Leutnant Wißmann gewesen; der arme Mensch sei ganz krank zu ihnen gekommen, das habe er schon bei der ersten Hauptunterhaltung bemerkt. Nachher habe Wißmann sechsunddreißig Stunden durchgeschlafen und sich wohl erholt. In den Tropen, wo er fünf Jahre ohne Unterbrechung gewesen, habe er doch wohl zu viel bekommen.

Während der Fürst wieder in die Zeitung sah, ließ sich die Fürstin dies und jenes von meinen überseeischen Geschwistern, der jetzt in München befindlichen Schwester und dem Bruder in Kimberley erzählen. Der Fürst sagte: „Da finde ich wieder, wie die Zeitungen lügen. Englische Blätter berichten, wir sollen den Vorschlag gemacht haben, die Türkei unter Kuratel und finanzielle Verwaltung zu nehmen. Etwas ist daran wahr; solcher Vorschlag ist wirklich uns gemacht, nur nicht von uns, und wir haben ihn sofort abgelehnt. Dann soll ich auch in Spanien vorgefragt haben, ob wir uns im Fall eines Krieges mit Frankreich auf Spanien verlassen können. Ich würde nie daran denken, mich auf Spanien zu verlassen. Da ist alles von Koterien abhängig; es ist gar nicht zu berechnen, wer aus dem Nichts ans Ruder kommt. Für ihre Diplomaten ist gar keine Vergangenheit nötig; auch der gute Benamar ist, ehe er Botschafter in Berlin wurde, gar nichts gewesen. Er soll auch gar keine Mittel haben, was für ihn jetzt sehr traurig ist. Wir haben gemeint, er solle gar nicht nach Spanien zurück; in Dresden kann man ja billiger wohnen."

Der Fürst klagte über seine halbseitigen Gesichtsschmerzen, die werde er schwerlich wieder los, wenn er nicht ganz zur Ruhe komme. Selbst Virchow habe noch nicht ergründet, was es mit den Nerven auf sich habe. Wenn die Sorgen stark würden, wenn ihn die Entschlüsse in solchen Sachen quälten, die unberechenbar seien, wenn er dann nicht schlafen könne, so seien die Schmerzen heftiger. Aber keiner könne ihm die Frage beantworten, ob die Schmerzen ihm den Schlaf raubten oder ob er die Schmerzen nicht empfinde, wenn er festen Schlaf habe.

Ich verabschiedete mich vom Fürstenpaar, als angesagt wurde, mußte aber noch einmal zurück, um auf Wunsch der Fürstin noch eine Zigarre auf die Reise mitzunehmen.

10.

Am Sonntag, den 22. September 1889, war ich beim Fürsten zu Tisch beschieden. Er wünschte darüber zu konferieren, ob die Einrichtung einer mit den Bauern in Schönhausen gemeinschaftlichen Meierei nach dem Genossenschaftsgesetz erfolgen könne oder zweckmäßiger auf Grund eines Gesellschaftsvertrages.

Als ich kurz vor sieben erschien, war der Fürst schon im Gesellschaftszimmer. Er entschuldigte sich, daß er nicht aufstehe; er leide noch an den Nachwehen einer Venenentzündung am Bein und müsse das Bein in liegender Stellung behalten. Während der Fürst sich mit mir unterhielt, versammelte sich die Gesellschaft. Es waren die Gräfin Rantzau, Graf Herbert, dessen Freund, ein oberschlesischer Großgrundbesitzer Baron von Ohlen mit seinem Inspektor, der Oberförster, der Schönauer Inspektor, der Hauslehrer der Rantzauschen Kinder, der Geheime Legationsrat Brauer, welcher Rottenburg zu vertreten hatte, und ein Geheimsekretär. Der Fürst bat mich, seine Tochter zu Tisch zu führen; ich hatte den Platz zwischen ihr und dem Fürsten an dessen anderer Seite der Herr von Ohlen und neben diesem Graf Herbert saß. Der älteste Rantzau aß am unteren Ende des Tisches mit.

Der Fürst erzählte, daß er erst kurz vor der Tischzeit mit seinen Gästen von der Fahrt in den Sachsenwald und nach Schönau zurückgekommen sei, sie hätten zweimal Regen bekommen. Inzwischen war die Gräfin drei Stunden mit den Kindern spazieren gegangen; sie habe den Kindern den Raupenfraß im Walde zeigen wollen und sie hätten noch viele Raupen am Boden getötet. Im vorigen Jahre sei der Möllner Stadtwald von derselben Art Raupen kahl gefressen; von daher seien sie in den Sachsenwald gekommen; erfahrungsgemäß höre die Plage nach dem zweiten Jahr wieder auf.

Mit der Gräfin unterhielt ich mich über München. Sie fand es dort schöner als in Berlin, zog namentlich den Englischen Garten dem Tiergarten vor. Seit sie dort so schwer krank gewesen, sei es ihr etwas heimatlich geworden. Sie ließ sich Bier zur Suppe einschenken; das trinke man in München allgemein. Die Bayerin, welche sie mitgebracht habe, gefalle sich im Norden nicht recht; sie habe sie annehmen müssen, weil die von ihr nach München mitgenommene Mecklenburgerin dort nicht ausgehalten habe, und der Versuch, der darauf mit einer Böhmin gemacht worden, auch gescheitert sei. Ihr bayerischer Bedienter, der, wie herkömmlich, mit einem Liter Bier täglich engagiert sei, sei auch im Norden nicht recht zufrieden; die Biermaße würden nach Norden hin immer kleiner.

Der Fürst kam in der weiteren Unterhaltung sehr bald auf die ihm am Herzen liegende Schönhauser Meierei zu sprechen, deren Gebäude er schon hatte herrichten lassen. Das neue Genossenschaftsgesetz habe er ja unterschrieben; aber er habe jetzt erst gesehen, daß die 170 Paragraphen mit den vielen Vorschriften über Vorstand, Aufsichtsrat, Revisoren und allen Eintragungen, mit dem Verbot der Bevollmächtigung für die Versammlungen usw. für Bauern nicht passen und viel zu viel juristische und sonstige Bildung verlangen. Der jetzige Justizminister Schelling habe das Gesetz im Reichsjustizamt gemacht, der sei ja gewiß ein sehr guter Jurist, aber ob das alles praktisch sei, müsse er doch bezweifeln. Wenn der Fürst keinen Bevollmächtigten in den Versammlungen haben könne, sei das für ihn ja nicht brauchbar, auch könne er immer überstimmt werden, wenn jeder Bauer mit ein paar Kühen eine Stimme haben müsse. Er sei überrascht, daß es mit den vielen Meiereien in unserer Provinz gut gehe. Ich berichtete ihm über das, was mir bekannt war, und stimmte seiner Auffassung bei, daß sich für Schönhausen die Form des Gesellschaftsvertrages empfehle.

Im übrigen bewegte sich die Unterhaltung bei Tisch auf sehr einfachen Gebieten: es ward von der Jagd, von Hunden, von Speisen und Weinen gesprochen. Die Gräfin erinnerte daran, daß man von den einzelnen Speisen wiederholt nehmen möge, es gebe nicht viele Gänge. „Wir können das Vaters wegen nicht." Es gab Suppe, Forellen, Pökelfleisch, Rebhühner, Käse und Obst. Von den Weinen war reichliche Auswahl, der Fürst trank meistens

nur Sekt. Am Schluß der Mahlzeit erfreute der Fürst sich an seinen beiden Hunden, namentlich dem großen Cyrus, er ließ sie nach Brot springen, das er hinten ins Zimmer warf, und liebkoste lange mit ihnen.

Nach aufgehobener Mahlzeit nahm der Fürst seinen gewöhnlichen Platz am großen Tisch ein und benutzte eine für ihn getroffene Einrichtung, die Beine in ausgestreckter Lage zu halten. Beim Blättern in den Zeitungen bemerkte er, daß er sich nach den Spritpreisen umsehen müsse. Dann ließ er sich die Pfeife bringen, die kleinen Rantzaus boten Zigarren an und sammelten demnächst die Asche ein. Ich fragte den einen, ob er gern in München sei. Er sagte, die Leute sähen ihnen da so nach, sie hätten nämlich Gummischuhe mit Pelz bekommen, das falle den Leuten auf, die sagten, was das für Kasten seien. Das sei doch hier nicht so. — Demnächst ließ der Fürst mich neben sich Platz nehmen und sprach von seinen geschäftlichen Angelegenheiten. Es kam auch auf das von ihm gestiftete Philologenstipendium die Rede. Er setzte mir auseinander, daß er es nicht für Studierende bestimmt habe, um nicht noch mehr Anlaß zum Studieren zu geben. Die Überfüllung mit Studierten sei ein Krebsschaden, wobei wieder russische Zustände erwähnt wurden. Aber wenn die jungen Leute doch einmal studiert hätten, dann sei ja nicht mehr zu helfen, und er habe sich die Philologen ausgesucht, weil dann bei diesen die Not am größten sei. Es sei ja zwar nur ein Tropfen ins Meer, aber er suche die Zersplitterung zu verhindern, er bewillige deshalb regelmäßig 1000 Mark und wiederholt denselben Stipendiaten, aber nicht über sechs Jahre hinaus. Auf die Schäden des Gymnasiums und der dagegen auftretenden Opposition ging der Fürst über. Er meinte, es sei kaum auf einem Gebiet mehr Schablone und Bureaukratie in den Regierungskollegien als auf diesem. Auch die, welche selbst darunter gelitten hätten, arbeiten in demselben Fahrwasser weiter, wenn sie in leitende Stellung kommen. Dabei wirke auch eine Art Mißgunst mit, daß die anderen es nicht besser haben sollten, wie sie es gehabt hätten. Es seien nicht viele, die überlegen und auch objektiv genug seien, sich von solcher Mißgunst frei zu halten. Nicht viel anders gehe es in der Kolonialpolitik. Er habe nur bureaukratisch und militärisch geschulte Kräfte zur Verfügung, die in keiner Weise genügend praktisch seien und die Sachen immer von ihrem vorgefaßten Standpunkt aus behandelten. Auch bei den Konsuln sei es so, die seien empfindlich und unpraktisch. Daher sei es in Sansibar so schlecht gegangen. „So einer behandelt die Verhältnisse in Bagamojo gerade so, als wenn es Prenzlau wäre." Die ganze Kolonialpolitik habe er nur widerstrebend, aber doch aus einem opportunistischen Gesichtspunkt begonnen. Er habe sich der Hoffnung hingegeben, daß man in Deutschland Sinn dafür haben und sich dafür einsetzen werde. Es sei damals alles so von Parteien durchsetzt gewesen, daß er geglaubt habe, man könne dadurch etwas aus dem Parteigetriebe herauskommen, namentlich auf die Nationalliberalen habe er dabei gezählt. Aber es habe sich doch kein rechter Sinn dafür gezeigt oder die Mittel dafür fehlten in Deutschland. Wenn gleich etwas verdient werden könne, dann seien die Leute wohl da; aber es sei kümmerlich, wie wenig Kapital zusammengebracht werde, wenn sich das nicht machen lasse. Da seien die Engländer anders, die brächten bei jeder Gelegenheit gleich in Pfunden auf, was in Deutschland nicht in Mark zu haben sei. Er habe von vornherein nur den Kaufleuten folgen wollen, wo sie sich schon mit größeren Interessen festgesetzt hätten. Das sei aber doch wirklich in Sansibar mit Oswald und Hansing der Fall gewesen. Und nun sei der Erfolg, daß die Leute empfindlich in ihren Handelsinteressen gestört seien, und dabei müsse das Reich noch sehr starke Opfer übernehmen. Wo es wirklich darauf ankomme, da werden nur ganz ungenügende Kapitalien zusammengebracht. Und dann sei man wieder so unpraktisch, das Geld für ganz unsinnige Unternehmen wegzuwerfen. So sei es mit dem Emin-Peters-Unternehmen gegangen, keiner wisse, was damit erreicht werden könne. Er habe gewarnt, so viel er könne, es nütze aber nichts. Der Dr. Peters scheine ein ganz unpraktischer Mann zu sein, er hätte sich lieber in den Reichstag wählen lassen sollen, als ihm so unnötige Schwierigkeiten zu bereiten.

Der Fürst erzählte, er habe am gestrigen Tage Besuch vom Bürgermeister Petersen aus Hamburg gehabt; was das für ein frischer und rüstiger Herr sei. Seine Verdienste um den Anschluß Hamburgs an Preußen wurden hervorgehoben; er solle wesentlich veranlaßt haben, daß Hamburg 1866 im letzten Augenblick mit Preußen gegangen sei. Wäre er nicht dagewesen, so wäre Hamburg wohl preußische Stadt geworden. Der Fürst sagte, manche Hamburger hätten ihm gegenüber bedauert, daß es 1866 nicht anders gekommen sei. Er bedauere es eigentlich nicht mehr, ihm sei es ganz recht, daß Hamburgs Handelsinteressen selbständig sich geltend machten und durchsetzten. In Preußen fehle es an genügend freien Kräften, um großen Handelsinteressen richtig folgen zu können. Die preußischen Verwaltungsbeamten möchten viel mehr gelernt haben und noch so viele Examen machen, sie blieben doch Bureaukraten und kämen nicht davon ab, nach der Schablone zu arbeiten.

Gelegentlich fragte der Fürst seinen Sohn: „Na, geht der Kaiser nach Königsberg?" Der Graf antwortete, er habe gestern bestimmt erfahren, daß die Reise aufgegeben sei. „Was hat er da eigentlich wollen?" fragte der Fürst weiter. „Ich kann mir nur denken: Es gibt da eine besondere Art Hirsche, die hat er schießen wollen."

Auf meine Erkundigung nach der Fürstin erfuhr ich, daß sie in den nächsten Tagen zurückerwartet werde, es gehe ihr verhältnismäßig gut. Auch der arme Rottenburg, sagte Graf Herbert, wolle Anfang Oktober zurückkommen. Die Frau sei ihm ganz plötzlich gestorben und habe ihm zwei ganz kleine Kinder zurückgelassen, erst nach neun Jahren der Ehe sei das erste Kind geboren.

Als ich mich verabschiedete, nötigte mich die Gräfin noch dringend in ein anderes Zimmer, um meinen Namen wieder in das Fremdenbuch einzutragen; im Auftrag ihrer Mutter müsse sie darum bitten.

11.

Am 4. April 1890 war ich vom Fürsten zum Mittag beschieden[1]). Da der Eisenbahnzug eine halbe Stunde vor der zur Mahlzeit bestimmten Zeit eingetroffen war, ward ich in eines der Vorzimmer geführt und blieb zunächst allein. — Die beiden Räume vor dem Speisesaal waren gänzlich angefüllt mit den zum Geburtstag des Fürsten angelangten Dedikationen, Adressen und Geschenken aller Art, welche noch völlig ungeordnet neben- und übereinander auf Tischen und Stühlen haufenweise aufgeschichtet waren. Manche Gegenstände waren noch gar nicht ausgepackt; unerbrochene Kuverte lagen noch vielfach neben den Geschenken. Darunter fanden sich die wunderlichsten Sachen, ein schöner alter Druck des verwirrten Europa von 1677, ein bemaltes Holzstück von drei ältlichen Jungfrauen, das Bismarckalbum des Kladderadatsch, ein mittelalterlicher Küraß mit der Inschrift, daß nur Eisen für den gewaltigen Mann recht sei, eine zimmerhohe Stammtafel derer von Bismarck aus Metall, kurz eine Auswahl von den kleinsten und unbedeutendsten Sachen bis zu den größten und wertvollsten hinauf. Die großartigsten Blumenzusammenstellungen, meist schon sehr leidend, standen an den Wänden und auf dem Boden herum. Von den überaus zahlreichen Adressen stammten ersichtlich die meisten aus dem Süden Deutschlands und dem Königreich Sachsen; die östlichen Landesteile waren dem Anschein nach am schwächsten vertreten.

Doktor Chrysander führte mich demnächst in den Salon. Kurz nachher erschien der Fürst und begrüßte uns, äußerlich im besten Wohlergehen trotz der Anstrengungen der jüngsten Zeit. Die Familie sammelte sich schnell; Graf Wilhelm und Frau, die Rantzaus, dazu Professor Schweninger. Ich führte die Gräfin Rantzau, saß aber neben dem Fürsten, der die Unterhaltung ganz jovial, zunächst über die unbedeutendsten Gegenstände führte. — Am Vormittag war eine gewaltige Menge Krähen auf einem Waldstück beobachtet; der Fürst sprach

[1]) Durch Kabinettsorder vom 20. 3. 1890 war auf das am 18. 3. 1890 eingegangene Abschiedsgesuch des Fürsten inzwischen die Entlassung erfolgt.

vom Nutzen und Schaden der Krähen. Er habe beobachtet, wie eine Krähe über dem Starennest lange mäuschenstill gesessen, bis endlich ein Junges in der Sehnsucht nach den Eltern mit dem Kopf zu weit sich herausgewagt habe und mit einem Ruck von der Krähe gefaßt und weggetragen sei. Das Schauspiel habe sich wiederholt, bis der Raub mehrerer Jungen gelungen sei. — Solche anhaltende Naturbeobachtung sei ihm einmal im Leben fast verhängnisvoll geworden. In Gastein habe er abseits stundenlang ein Meisennest beobachtet; inzwischen habe der König ihn überall suchen lassen, weil der Kaiser von Österreich sich angemeldet habe. Es sei vergeblich gewesen; er sei erst gleichzeitig mit dem Kaiser zum König gekommen. Damals habe es sich um den Fürstenkongreß von 1863 gehandelt. Dann habe er den König drei volle Tage auf der Reise nach Baden-Baden begleitet und die ganzen drei Tage seien nötig gewesen, um den König vom Besuch des Fürstenkongresses abzuhalten. — Es sei einer seiner schwersten Kämpfe gewesen. Der König sei immer wieder darauf zurückgekommen; wenn fünfundzwanzig deutsche Fürsten ihn durch den König von Sachsen einlüden, könne er nicht ablehnen. Und doch habe der Fürst es nicht zugeben können, im nationalen Interesse nicht und nicht im Interesse der Dynastie. — Von dem ewigen Kampf sei so er nervös geworden, daß er, als endlich der sächsische König, der mit vollendeter Klugheit unseren König behandelt habe, zurückgewiesen sei, mit einem gewaltigen Ruck beim Eintritt in ein Zimmer zum Schreck des darin befindlichen Adjutanten einen schweren Türdrücker abgerissen und ins Zimmer geschleudert habe. Das habe ihm eine Erleichterung gewährt.

Die Rede kam auf die vielen dem Fürsten in der letzten Zeit dargebrachten Ovationen, auf die Masse der im einzelnen ihm noch wenig bekannten Dedikationen und Geschenke. Ich sprach von meiner Beobachtung bei Durchsicht der letzteren, machte den Fürsten auf das Exemplar des „verwirrten Europa" aufmerksam. Er besaß das alte Buch schon in seiner Bibliothek in Schönhausen und sprach von dem gleichaltrigen theatrum mundi. — Ein Schriftsteller hatte ihm auch ein neues Buch gewidmet, in welchem Platos System mit dem jetzigen Sozialismus zusammengestellt war. Der Fürst bemerkte, wie wenig Zusammenhang denkbar sei. Zu Platos Zeit sei alle Handarbeit den Sklaven zugefallen; der niedrigste Stand, der sog. banausische, sei doch nur durch solche, welche wir Handwerksmeister nennen, und etwa die ersten Arbeiter, unsere Werkführer, gebildet. Von dem, was heute der vierte Stand sei, und von dessen Teilnahme am Staatsleben habe Plato und überhaupt das Altertum sich keinen Begriff machen können. Unser junger Herr lebe jetzt in solchen Vorstellungen; er wolle „le roi des gueux" sein und dränge gewaltig vorwärts. — Der Fürst sei nicht einverstanden gewesen, habe aber geglaubt, damit die ihm vorgelegten Entwürfe[1]) nicht so in die Welt gingen, sie umändern zu müssen, als er sie nicht verhindern konnte; so, wie sie erlassen seien, seien es daher seine Arbeiten. — Im Interesse der besitzenden Klassen habe der Fürst zurückzuhalten versucht; das ruhigere Tempo, daß der Staatsrat berufen sei, daß eine internationale Konferenz überhaupt stattgefunden habe, beruhe auf seinen Vorschlägen. Der Fürst ging dann auf seine Entlassung über. — Er habe ja in Berlin manche Äußerungen gemacht, die allermeist aus dem Zusammenhang gerissen und daher mit etwas anderer Bedeutung in die Presse gekommen seien, als er sie gemacht habe. — Vergeblich habe er aber nach einer von ihm gemachten Äußerung gesucht, die er nirgends habe finden können. — Mit allen äußeren Ehren habe der junge Herr die Entlassung begleitet, wiewohl sie ja seitens des Fürsten völlig unfreiwillig gewesen sei, und der Fürst gar nicht gewußt habe, daß sie bereits lange vorbereitet war. Das habe ihn zu dem Ausspruch veranlaßt: „Es ist allerdings ein Begräbnis erster Klasse!" Merkwürdigerweise habe er dies Wort nirgends wiedergefunden, und doch liege ihm sehr daran, daß der Zusammenhang für die Öffentlichkeit nicht verdeckt bleibe. „Vorbereitetes Begräbnis" fügte

[1]) Entwürfe der kaiserlichen Erlasse vom 4. 2. 1890, von denen der eine dem Kanzler befahl, mit England, Frankreich, Belgien und der Schweiz über eine internationale Abkunft zum Zweck der Besserung der Arbeiterverhältnisse zu verhandeln, der andere den Handelsminister ersuchte, eine Verbesserung der Gewerbeordnung zum Arbeiterschutz in die Wege zu leiten.

der Fürst hinzu, „und ohne jeden Selbstmord". Es sei richtig, was die Zeitungen meldeten, daß Caprivi schon im Februar vom Kaiser gefragt sei, ob er Reichskanzler werden wolle, als der Fürst von der Absicht, ihn zu beseitigen, noch nichts gewußt habe. Caprivi sei ein, wie solle er sagen, nun ein enthusiastischer Soldat; er wisse es von Caprivi selbst, wie dieser die Sache aufgefaßt und behandelt habe. Dem Befehl des Kriegsherren müsse er gehorchen, so wie er in der Schlacht gehorche, wenn er auf den gefährdeten Punkt geschickt würde. — Bei diesen Äußerungen blieb der Fürst völlig ruhig und gehalten und kam wieder auf die ihm geäußerte allgemeine Teilnahme des gebildeten Publikums zu sprechen, das wohl ein Gefühl des ganzen Zusammenhanges habe, den man aber doch zu verdecken suche. Auf die Bemerkung, wieviele in den letzten Tagen Gelegenheit gefunden hätten, Herren und Damen, in seine Nähe zu kommen, einen Händedruck und noch wärmere Berührung zu empfangen, äußerte der Fürst: „Ich hätte gern noch viel mehreren die Hand gedrückt." —

Ein vorzüglicher deutscher Wein wurde gereicht, der von Bremer Damen aus dem Ratsweinkeller verehrt worden; das mitgesandte Gedicht wurde vorgetragen. Der Fürst trank reichlicher als sonst; er animierte auch uns anhaltend, von den verschiedenen Sorten zu nehmen. — Meine Nachbarin, die Gräfin Rantzau, sagte mir, es werde nicht daran gedacht, daß ihr Mann und ihr Bruder Wilhelm die Entlassung nehmen; sie würden im Dienst bleiben, wenn und solange man sie behalten wolle. Ihr Mann müsse wieder abreisen; sie selbst bleibe bis zum Geburtstag der Fürstin. —

Gleich nach dem Aufbruch von der Tafel bat der Fürst mich, mit Graf Wilhelm über einen Punkt, der ihm wichtig sei, zu konferieren. Zunächst hatte ich dann ein Zwiegespräch mit Schweninger. Bis jetzt sei es ja ganz gut gegangen; aber die schlimmen Tage würden kommen. Der alte Herr habe sich bei allen Anstrengungen gut gehalten; es sei nicht leicht gewesen, weil die Neigungen, gerührt zu werden und die Rührung zu bekämpfen, stets miteinander im Kampf gewesen seien. Der Fürst müsse dann viel Wein trinken, um sich zu halten; infolgedessen komme die Schlaflosigkeit und das Verlangen nach Schlafmitteln. — Dann sei für ihn als Arzt der Kampf da. — Er halte es für das wichtigste, daß der Fürst zunächst nicht allein sei; für die nächste Zeit werde einer der Söhne da sein können. Er, Schweninger, habe sich gleich völlig zur Verfügung gestellt; er halte das für seine Lebensaufgabe und sei bereit, alles andere aufzugeben. Heute Abend müsse er nach Heidelberg; das sei lange vorbereitet; er werde es aber noch aufgeben, wenn der Fürst dies wünsche. Jedenfalls sei er bald wieder da; wenn nötig, reise er am selben Tage wieder zurück.

Als ich mit Graf Wilhelm mich zurückzog, machte dieser mir Mitteilung über die Erbitterung seines Vaters wegen der erlittenen Kränkungen, und wie sich das Ende durch mehrere Monate vorbereitet habe, ohne daß der Vater daran habe glauben wollen. Die Söhne hätten schon vor mehreren Monaten die Einflüsse auf den Kaiser gekannt und vergeblich den Vater veranlassen wollen, abzubrechen. Jetzt liege dem Vater am Herzen, auf Grund der mangelnden Kontrasignatur seines Abschiedes und aus anderen Gesichtspunkten den auf den Tag der Entlassung bestimmten Beginn der Pensionszahlung als ungesetzlich zu bekämpfen. Es solle ein Prozeß geführt werden; davon verspreche sich der Vater Aufklärung der öffentlichen Meinung, auch wenn er den Prozeß verliere. — Sie seien sich alle einig über das Unrichtige eines solchen Schrittes. Was der Vater damit bezwecke, sei nicht zu erreichen. Soweit ein solcher Prozeß um eine Geldfrage überhaupt bekannt werde, sei ein Verständnis der öffentlichen Meinung dafür unmöglich, und die gemeine Presse werde nur die Finanzfrage darin betonen. Ich möge so weit gehen, wie ich könne, abzuraten; der Vater werde doch auf mich als Unbeteiligten Wert legen. Ich hatte es gerade versprochen, und zwar auf jede Gefahr der Zurückweisung, als der Fürst bereits selbst erschien, sich an den Ofen stellte und mir seine Auffassung entwickelte. Sein Abschied sei formell juristisch nichts wert, weil die Kontrasignatur fehle; er habe noch heute Anspruch auf volles Gehalt, weil eine nicht kontrasignierte kaiserliche Anordnung ungesetzlich sei. — Auch beginne die Pensionsfeststellung von einem Tage,

an welchem ihm noch gar keine Kenntnis des Abschiedes gegeben worden sei. Selbst wenn es sich nur um einen Tag handele, wolle er Klage erheben. Er werde wohl den Prozeß verlieren; das sei ihm einerlei; aber die öffentliche Meinung müsse aufgeklärt werden, er müsse vor der Geschichte gerechtfertigt werden. — Ich äußerte meine Bedenken über die Kontrasignaturfrage; das Kontrasignaturerfordernis stehe gerade beim Reichskanzler im Widerspruch mit dem verfassungsmäßigen Recht des Kaisers, den Reichskanzler zu entlassen. Das Recht werde illusorisch, wenn es nur unter Kontrasignatur des entlassenen Reichskanzlers geltend gemacht werden könne, weil letzterer zur Kontrasignatur nicht zu zwingen sei. Der Fürst wollte nicht zustimmen. Der Kaiser habe gar nicht den Versuch gemacht, ihm den Abschied zur verfassungsmäßigen Kontrasignatur vorlegen zu lassen. — Als die Debatte anscheinend ruhiger wurde, ließ Graf Wilhelm uns allein und ich hatte demnächst Gelegenheit, meine Zweifel über das, was der Fürst bezweckte, in allgemeiner Weise mit der durch die Umstände gebotenen Wärme anzubringen. So vorsichtig ich auch mich geäußert zu haben glaubte, sofort war doch die Erwiderung: „Ich bin ein alter Mann und weiß, was ich zu tun habe; ich lasse mir nicht hineinreden." Auf die Abweisung war ich gefaßt und erhielt nur noch den Auftrag, einen Antrag auf Ausfertigung des Abschiedes in offizieller Form zu entwerfen. — Dann entfernte sich der Fürst. Graf Wilhelm trat wieder ein und ich referierte ihm, worauf er mich beruhigte. Meine Ansicht werde doch nicht ohne Eindruck bleiben; zunächst sei durch dilatorische Schritte Zeit zu gewinnen. Sein Vater beurteile leider seit längerer Zeit die öffentliche Meinung unrichtig; er habe sich durch dies und jenes, was er in die Zeitung gebracht habe, empfindlich geschadet. — Der Fürst kam auf einmal ins Zimmer und brachte sein Abschiedsgesuch für mich zum Durchlesen, damit ich ganz instruiert sei; dann ging er wieder fort. — Dies historische Dokument bot mir allerdings auch bei dem allein möglichen flüchtigen Durchlesen die volle Klarheit darüber, daß die nächste Veranlassung, der Befehl an den Fürsten, die Kabinettsorder von 1852 zu beseitigen, ganz zurücktrat gegen den deutlich kundgegebenen Willen des Kaisers, von dem Rat des großen Mannes überhaupt sich zu befreien. — Das vom Fürsten verlangte Schriftstück wurde von uns entworfen in einer Form, welche nichts von dessen weitergehenden Intentionen verraten konnte und sollte. Wir wollten es dem Fürsten vorlegen und, als Graf Wilhelm die Tür öffnete, zeigte sich, daß der Fürst in dem Vorzimmer, welches mit Kisten am Boden besetzt war, inzwischen auf einem Stuhl mit der Pfeife allein zugebracht hatte. — Unwillkürlich mußte der Gedanke kommen: Kann der Fürst von dem, was wir laut über ihn verhandelt hatten, etwas gehört haben? Der Fürst genehmigte den Entwurf des Schriftstückes. Graf Wilhelm brachte einen Stuhl für mich und ließ uns allein.

Und nun begann der Fürst in langer Auseinandersetzung mir die Geschichte seiner Entlassung zu erzählen und dabei seine volle Verbitterung ohne jeden Rückhalt auszuschütten. Es kam mir vor, als ob ich vielleicht der erste ganz Unbeteiligte war, vor dem er endlich das gemütliche Bedürfnis, rückhaltlos sich auszusprechen, befriedigen konnte. Es dauerte lange; kaum war eine Zwischenbemerkung zu machen. Ich fühlte mich so gepackt, daß es schwer war, den Zusammenhang festzuhalten, zumal der Fürst in der Erregung von diesem auf jenes absprang, Persönliches und Sachliches in bunter Reihe mischte.

„Der junge Herr ist von Schmeichlern umgeben; er ist ganz in den Gedanken hineingebracht, ein großer Mann zu sein. Er traut sich zu, alles allein zu können; ein Friedrich der Große soll er sein; ja auch an Alexander und Cäsar mag gedacht sein. Friedrich der Große hat ohne Reichskanzler und Minister regiert; soll er nicht dasselbe können? Nur noch Diener, die seine Befehle ausführen, will er haben." Das sei die Auffassung, die schon längst den Entschluß zur Reife gebracht habe, den Fürsten zu beseitigen. „Aber man ist nicht ehrlich mit mir vorgegangen; Heuchelei und Unwahrheit ist angewandt. Wäre man offen mit mir verfahren, so hätte ich mir das gefallen lassen müssen; aber es wäre doch anders gewesen." Jetzt wisse der Fürst, daß die Sache schon spiele, seit er nach Berlin gekommen sei, und daß der junge Herr

seitdem immer weiter hineingehetzt sei. „Wie kann man mir zutrauen, so gern ich auch in meinem hohen Alter zur Ruhe habe kommen wollen, daß ich freiwillig mein Werk im Stich lasse, daß ich unter so schwierigen Umständen die Flinte ins Korn werfe. Ich bin völlig bereit gewesen, auch diesem Reichstag gegenüber den parlamentarischen Kampf zu übernehmen; ich habe mir das vollständig zugetraut; ich bin gesunder als je, — und mit meinem Ansehen hätte ich wohl noch das Notwendige durchgekämpft." — Zuerst habe es sich nur darum gehandelt, daß der Fürst seine preußischen Ämter aufgebe. Als er es aber beschlafen habe, da habe er doch die ruhige Überlegung wiedergefunden und die große Verantwortung gegenüber dem ganzen Werk und der Dynastie empfunden. Er habe sich klargemacht, zu welchen unmöglichen Konsequenzen solche Teilung der Ämter führe. Dann habe er dem Kaiser das ausführlich auseinandergesetzt; anscheinend habe dieser es eingesehen und ausdrücklich erklärt: „Dann bleibt also alles beim Alten."[1]) So wenig habe der Kaiser anscheinend daran gedacht ihn aufzugeben, daß alles Nötige für den Reichstag, der etwa am zehnten April habe zusammentreten sollen, namentlich über die Militärvorlage, genau festgesetzt und die ganze Kampagne sorgfältig verabredet sei. Schließlich habe der Fürst noch gesagt: „Sollte ich wider Erwarten mit dem Reichstag scheitern, so würde es Zeit für mich sein, zurückzutreten." — Die Intrigen seien dann weitergegangen. — Auf Grund völlig falscher Berichte, die der Fürst sofort durchschaut habe, wollte der Kaiser an der russischen Grenze zusammenziehen und Österreich alarmieren. Mit Mühe habe der Fürst es verhindert. Nachher sei ihm vorgeworfen, er habe dem Kaiser nicht alles vorgelegt. Das sei eine Lüge; aber auch wenn er falsche Berichte für sich behalten hätte, so sei er als der allein verantwortliche Leiter des auswärtigen Dienstes dazu auch berechtigt und unter Umständen verpflichtet gewesen. „Oder soll ich mit den mir untergeordneten Kräften vor dem Kaiser kämpfen? Wie hätte ich wohl mit Arnim und Goltz[2]) so fertig werden sollen?" —

Dann habe der Kaiser sich auch in seine häuslichen Angelegenheiten, in seinen Verkehr mit Abgeordneten gemischt. Wie könne es wohl dem verantwortlichen Leiter der Politik abgeschnitten werden, mit Abgeordneten in Verkehr zu treten und sich zu unterhalten? Immer stärker hätten sich die Einflüsse der Schmeichler und Einbläser geltend gemacht; der Kaiser könne es nicht mehr ertragen, pflichtmäßigen Widerstand zu finden. — Daß der Fürst sich auf die Kabinettsorder von 1852 zurückgezogen habe, sei ja nur etwas Formales gewesen; was materiell darin gelegen, habe er in seinem Entlassungsgesuch ausgeführt; es habe sich darum gehandelt, ob materiell überhaupt noch eine verantwortliche Leitung der Politik möglich sein sollte. Da habe er den Auftrag bekommen, die Aufhebung der Kabinettsorder ins Werk zu setzen, und als er dies ablehnte, seine Entlassung zu nehmen. Zwölf Stunden nachher habe der Kaiser ihm schon den Chef des Militärkabinetts und dann auch den des Zivilkabinetts geschickt, warum das Entlassungsgesuch noch nicht fertig sei[3]). Zwölf Stunden seien dem Kaiser zu viel gewesen, um ihm, dem alten Mann, der vierzig Jahre der Dynastie gedient habe, Zeit zu lassen, das umfangreiche Schriftstück aufzusetzen, das er mir zur Durchsicht gegeben habe. „Und dann ist schließlich alles verdeckt, als ob man mich zu halten versucht hat. Dann bin ich mit Ehren überschüttet, dann sind mir Ehrenkompagnien gestellt, während man die Stunden nicht abwarten konnte, mich zu beseitigen. Ich alter Mann könnte mich ja freuen, zur Ruhe zu kommen, wenn nicht alles so unberechenbar ernst läge. — Alles glaubt der Kaiser allein zu können und er will nur noch Minister ohne jede Selbständigkeit, nur zur Ausführung seiner Befehle. Das ist ja selbst in der absoluten Monarchie nicht möglich; aber wie soll es

[1]) S. Gedanken und Erinnerungen Bd. 3, S. 76.

[2]) Graf Harry Arnim wurde nach dem Kriege 1871 auf Bismarcks Vorschlag Botschafter in Paris. Er versuchte von 1873 an Politik gegen den Kanzler auf eigene Faust zu führen. Ged. u. Erinnerungen 2. Kap. 26. Graf Robert von der Goltz kam 1855 als Nachfolger Bismarcks als Gesandter nach Paris. Über die Behandlung der schleswig-holsteinischen Frage versuchte er seine von Bismarcks Plänen abweichende Auffassung zur Geltung zu bringen. Ged. u. Erinn. Bd. 2, Kap. 19.

[3]) Ged. u. Erinn. Bd. 3. S. 94.

bei uns möglich sein? Es ist hart, nach dem was ich geschaffen und mit äußerster Anstrengung und Vorsicht gehalten habe, so hinausgedrängt zu werden; einmal kann ich das vor der Geschichte nicht verantworten, daß man mir die Feigheit zutraue, freiwillig, solange mir noch ein Atemzug in meinem Alter bleibt, davongelaufen zu sein. Dann aber sehe ich sehr schwarz in die Zukunft. — Nach all meiner Menschenerfahrung ist der Kaiser nichts von dem, wofür er sich hält. In Wirklichkeit jagen sich bei ihm die Gedanken, und er hat nichts gelernt. Und dann um ihn nur noch eine Umgebung, die nicht einmal von der Technik des diplomatischen Dienstes etwas kennt, die auch in gar nichts mehr selbständig sein soll. — Als Reichskanzler ein General, der nur dem Kriegsherrn als Soldat zu Dienst ist, wie er selbst erklärt, und als Staatssekretär des Auswärtigen Marschall, der nicht einmal der Sprache genügend mächtig ist, und höchstens zeigen kann, wie von der staatsanwaltlichen Karriere aus sich auswärtige Politik betreiben läßt. — Die Umstände sind so schwierig wie möglich; nur mit meinem persönlichen Ansehen und dem Vertrauen, das man mir schenkt, ist seit Jahren alles so gehalten. Von Frankreich brauche ich nicht zu sprechen; aber als ich den russischen Kaiser zuletzt sprach, hat er mir gesagt: ‚Kann ich mich denn auch darauf verlassen, daß Sie im Dienst bleiben?' Ich habe ehrlich erwidert, ich glaubte das volle Vertrauen meines Herrn zu haben, und ehe er meine Entlassung nicht aus dem Reichsanzeiger erfahre, brauche er nicht daran zu denken. ‚Und Ihr Sohn Herbert steht ganz in Ihren Auffassungen und wird auch danach arbeiten?' Darauf können Majestät sich verlassen. ‚Und Waldersee?' fragte er weiter. ‚Ist nur un courtisan, Majestät!'"

Auf meine Zwischenfrage sagte der Fürst, er glaube nicht, daß man auch nur daran denke, jemals seinen Rat einzuholen; er meine den jungen Herrn zum letzten Mal gesehen zu haben. Von jetzt an habe der Fürst ja auch keine Ahnung mehr von dem, was vorgehe. — Es sei eine harte Empfindung, nachdem er vierzig Jahre hindurch jeden Tag mit der Politik so stark beschäftigt gewesen sei. — Als ich dann meinte, wenn nun Lehrgeld gegeben sei, wenn Mißgriffe gemacht seien, müsse man doch den Fürsten fragen, lehnte er die Rolle des Cincinnatus ab. Auch sei das Resultat seiner langen Erfahrung, daß man wohl mit Geschicklichkeit und steter Vorsicht viel Ungünstiges vermeiden könne, daß es aber unglaublich schwer sei, wenn erst die Ungeschicklichkeiten gemacht seien, sie wieder gut zu machen; das werde der junge Herr dann nur igni et ferro können. Als ich des Maßes von Energie gedachte, welches dazu gehöre, alles allein fertigzubringen, erklärte der Fürst, daß er dem Kaiser auch nicht den Mut zutraue, wenn es darauf ankomme; auch darin sehe er schwarz.

Auf die Umgebung des Kaisers war der Fürst etwas näher eingegangen. Zu den Hauptschmeichlern, die gegen ihn intrigiert hätten, zählte er Bötticher. Der sei seinem Ziel nach reiner Hofmann, obwohl er Vater von sieben Kindern sei. Ihm fehle, seit er den Schwarzen Adler erhalten, doch noch der Rang des Feldmarschalls, den er nur als Ministerpräsident habe. „Auch ein Judas", fügte der Fürst hinzu. — Außer Marschall ward der Großherzog von Baden noch besonders erwähnt, der den Kaiser in seiner Richtung bestärkt habe. — Er sei unbedeutend und naiv; die Richtung gegen den Fürsten habe er wohl nicht beabsichtigt.

Der Fürst führte näher aus, daß sein Sohn Herbert mit ihm habe abtreten müssen, daß er nicht ausführender Diener des jungen Herrn in der auswärtigen Politik habe werden können ohne jede Möglichkeit des Widerspruchs und ohne alle Selbständigkeit. Auch sei es ihm lieb, daß Herbert, der gänzlich überarbeitet sei, zum Ausruhen komme. Er sei schon im Umzug begriffen, die Hälfte sei schon gepackt; da habe sich der Kaiser zum 8. April ein Diner bei ihm ausgebeten und er habe wieder nach Berlin zurück müssen.

Wenn unter den Ministern noch der eine oder andere mit Neigung zur Selbständigkeit sein sollte, so werde der auch bald beseitigt werden. — Es seien ja auch schon einige Liberale darunter, Herrfurth und Verdy, der aus Liberalismus für zweijährige Dienstzeit sei. — Es solle jetzt ohne Sozialistengesetz versucht werden und die Militärvorlage sei unter der Hand wohl schon bei den Parteien gesichert. Er habe den Eindruck, daß die konservative Partei

ganz geschlagen und geneigt sei, alles über sich ergehen zu lassen. Die Schwierigkeiten in der inneren Politik würden auch nicht auf sich warten lassen. —

Während dieser Unterhaltung war Schweninger einen Augenblick eingetreten und hatte sich kurz verabschiedet. Der Fürst erhob sich schließlich; es sei wohl richtig, daß wir die anderen wieder aufsuchten. — Im Salon waren noch Rantzaus; dann kam die Fürstin. Der Fürst legte sich auf die Chaiselongue, ließ sich noch eine Pfeife geben und blätterte in Zeitungen. Die Unterhaltung wurde über gleichgültige Gegenstände recht jovial geführt; auch der Fürst beteiligte sich an Scherzen und war in guter Stimmung. Gelegentlich einer Zeitungsnotiz über Emin Pascha erwiderte er auf meine Frage, er habe noch die Unterhandlung eingeleitet, habe aber nur die Karawane bis an die Seen im Auge gehabt; das halte er für richtig. Mit Emin abgeschlossen sei nach seinem Rücktritt.

Ich mußte bis halb elf Uhr bleiben und wurde als einziger Gast von den Damen besonders liebenswürdig unterhalten. Die Fürstin ging schließlich selbst, nach dem Wagen zu fragen, und der Abschied war besonders herzlich. —

(Fortsetzung folgt.)

Die Flucht aus dem Niemandsland

Die Aufzeichnungen des Percy Kreuzwendedich Seaton

Roman von Lene Wenck

(3. Fortsetzung).

Einen Winter lang war Riedesel unser Hausgenosse, heiß betrauert von uns allen, als er wieder ausrückte. Frei von aller Lehrhaftigkeit, war er mir der beste Kamerad, der beste Lehrer, der mir hätte zuteil werden können. Ich habe nie wieder einen Menschen gesehen, der ernste Dinge so nebensächlich behandelte wie er und gerade hiermit solche Erfolge erzielte. Seine gewiß nicht glückliche Lehrzeit schilderte er selbst in so einfacher, halb ironisierender Weise, ohne jeden Anspruch auf Bewunderung, daß man eine um so tiefere Achtung vor ihm empfand. Sein Verhältnis zu meiner Mutter war ausgezeichnet; er fühlte ein unendliches Erbarmen mit ihr, ohne dies anders kundzutun als in stetiger, stiller Aufmerksamkeit und Güte. In den ersten Tagen kümmerte er sich anscheinend wenig um mich, außerhalb der Unterrichtsstunden kaum; um so erstaunter war ich, als er mich eines Abends noch einmal in meinem Zimmer aufsuchte. Ich sehe ihn noch auf meinem Bett sitzen in seinem etwas mitgenommenen feldgrauen Anzug, den linken Arm in der Binde tragend. Etwas mühsam brannte er sich eine Zigarette an, jede Hilfeleistung stets von sich weisend, und begann ohne Einleitung freundlich:

„Es hat eigentlich wenig Sinn, daß du dir mit deinen zehn Jahren jetzt schon eine kleine Leidenskrone zurechtschmiedest. Dazu ist im Grunde keine Veranlassung vorhanden."

Ich war aufs Äußerste verblüfft, wollte widersprechen, allein er zog mich zu sich heran, nahm meine Hand und sagte mit gütiger Stimme:

„Junge, glaubst du nicht, daß du es einmal schwer haben wirst im Leben? Gewiß, sehr sogar. Aber grad darum mußt du die Zähne zusammenbeißen. Glaub mir, es liegt auch ein Reiz darin, so auszusehen, als ginge es uns Gott weiß wie gut, wenn es innerlich verzweifelt dunkel aussieht. Und macht man erst dieses Gesicht für die anderen, gewinnt man die äußere Haltung, so gewinnt man auch die innere. Es ist auch eine Freude, der ganzen Welt ein Schnippchen zu schlagen, ihr zu zeigen: geh mit mir um, wie du willst; wenn du dir einbildest, ich ließe mich unterkriegen, dann irrst du dich gewaltig; nun gerade nicht! Sich als

anständiger Kerl durchs Leben zu schlagen, wenn dir das Leben wohl will, das ist keine Kunst, das ist nichts. Aber in deiner Lage — ich gebe zu, daß sie schwierig ist, du mußt nicht denken, ich wisse nicht, wie es dir oft ums Herz ist, — gerade da kannst du zeigen, daß du etwas wert bist. Ich will dir gerne helfen, so viel ich kann, schon um deiner Mutter willen, der man nicht noch mehr Sorgen aufbürden sollte, — sie hat genug zu tragen. Aber dies ist sicher die längste Predigt, die ich je gehalten habe; mir graut schon vor mir selbst. Immerhin könntest du einmal über das nachdenken, was ich gesagt habe, wenn du nichts Besseres zu tun hast. Gute Nacht jetzt, schlafe gut, mein Junge!"

Damit war er aufgestanden und hatte mein Zimmer verlassen, ehe ich Zeit gehabt, auch nur ein Wort zu erwidern.

Ein halbes Jahr blieb Emeke Riedesel bei uns. Vier Wochen nach seinem zweiten Ausrücken ins Feld ist er gefallen. Wie oft habe ich mich nach ihm gesehnt, wie oft gedacht, er würde mir weiter helfen. Manchesmal habe ich später, besonders in England, die Zähne zusammengebissen und gedacht: Emeke Riedesel würde sagen „nun gerade", — und ich bin doch müde geworden und schlaff. Ich weiß nicht, ob ich mich schämen müßte, ihm jetzt zu begegnen, oder ob er mir freundlich sagen würde: „Laß gut sein, mein Junge, es ging über deine Kraft, quäl dich nicht!"

Sein Nachfolger in meinem Unterricht war ein junger Oberlehrer, der ebenfalls aus dem Felde zurückgekehrt war, soviel ich mich entsinne eines Herzleidens wegen. Während der ganzen Jahre ist er mein Lehrer geblieben, ohne daß sich ein näheres Verhältnis zwischen uns gebildet hätte. Erschwerend für ihn mag der Schmerz gewesen sein, mit dem ich um Riedesels Verlust trauerte. Schwartzkoppen war ein ernsthafter, stiller Mensch, der mit der kleinlichsten Not des Alltags zu kämpfen hatte. Seine schwere Erkrankung mit ihren Folgen traf ihn, den Unbemittelten, doppelt hart. Meinen Unterricht übernahm er lediglich von dem Wunsche beseelt, Geld zu verdienen. Er verfuhr in seinen Stunden durchaus rechtlich und gewissenhaft, aber ich glaube nicht, daß seine Seele jemals von Begeisterung für irgendeine Sache oder irgendeinen Menschen erfüllt gewesen wäre. Er tat alles, weil es sein mußte, weil sein Pflichtbewußtsein es von ihm erheischte. Seine ganze Auffassung war stark beeinflußt von einer großen Frömmigkeit, die aber durchaus alttestamentarisch orientiert zu sein schien. Ich glaube, er erkannte tatsächlich nur einen Gott des Zornes und der Rache; Sodom und Gomorrha hatten meiner Ansicht nach viel mehr Anziehungskraft für ihn als Bethlehem.

Seltsamerweise kann ich mich heute kaum noch seines Äußeren entsinnen, obwohl ich ihn mehr als drei Jahre täglich gesehen. Allerdings stellte sich im Laufe der Zeit heraus, daß er für einzelne Fächer versagte, — er räumte dies selbst ein —, und so übernahmen zwei andere Herren des Gymnasiums den Unterricht in den Materien, zu deren Bearbeitung Herrn Schwartzkoppens Wissenschaft nicht ausreichte. Überdies pflegte ich im letzten Kriegsjahre zahlreiche Vorträge aller Art zu besuchen, die in Marburg gehalten wurden. Bei solchen Gelegenheiten erschien ich stets unter den letzten Besuchern und verließ meist als Erster den Raum. Mich ständig im Hintergrund haltend, vermied ich es ängstlich, mich irgendwie bemerkbar zu machen. Ich trug eine stetig wachsende Scheu, mich in der Öffentlichkeit zu zeigen, besonders dann, wenn es sich um vaterländische Vorträge handelte. Meine Geschichtskenntnisse sind aber gerade durch den Besuch solcher Vorträge nicht unbeträchtlich vermehrt worden. Und da ich brennendes Interesse für alle diese Fragen hegte, überwand ich mich immer wieder soweit, mich aus meiner Verkapselung herauszuschälen und mich unter Menschen zu begeben.

Wenn auch die Frage meines Unterrichtes, der übrigens dem Lehrplan eines humanistischen Gymnasiums folgte, also englisch ausschloß, einigermaßen gelöst war, so galt es doch, eine andere Klippe zu umschiffen, die sich in den Gewässern meines Lebens erhob. Nach Riedesels Abschied schloß ich mich mit größter Rückhaltlosigkeit einzig und allein an meine Mutter an. Einerseits genoß sie dies erhöhte Maß an Vertrautheit von Herzen, anderseits fühlte sie doch die ganze Ungeheuerlichkeit, die darin liegt, wenn ein 10—15jähriger Junge

lediglich auf den Umgang mit seiner Mutter angewiesen ist. Aber selbst meinen Vettern und Cousinen, deren eine ganze Anzahl in Marburg lebte, entfremdete ich mich immer mehr. Ich hielt mich geflissentlich von ihnen zurück, fürchtete ich doch die immer wiederkehrenden Erzählungen der Heldentaten ihrer Väter; und deshalb verloren sie auch bald die Lust, mich immer wieder zu sich heranzuziehen. Setzten sie sich doch durch solche Aufforderungen zudem ständig der Gefahr aus, nun von ihren Kameraden scheel angesehen zu werden. Vielleicht hätte ich durch große Harmlosigkeit all dies überbrücken können, vielleicht hätten die Kinder vergessen, in mir den Engländer zu sehen, wenn ich es ihnen nicht immer wieder selbst nahegelegt. Ich fühlte, daß ich nicht zu ihnen gehörte, solange mein Vater auf der Seite der Feinde kämpfte. Überdies war ich mißtrauisch und ängstlich geworden. Es fehlte an einem straffen, männlichen Einfluß, da ich selbst nicht die Kraft besaß, mich zu zwingen. Und meine Mutter vermochte auch nicht, mich zu einem Verkehr zu nötigen, der mir zunächst Schwierigkeiten bereitet und mich naturgemäß von ihr entfernt hätte. Sie machte einige vielleicht nicht allzu ernst gemeinte Versuche und gab sie schließlich auf in dem Gefühl, daß unser Zusammenleben eines Tages rasch zu Ende gehen werde. Ihre Brüder, die ihre durchaus abweichende Meinung über diesen Punkt niemals verhehlt hatten, waren gefallen; ihr Vater stand an der Front. Kam er wirklich einmal auf Urlaub, waren so viele dringlich nötige Dinge zu besprechen. Zwar verschwieg auch er seine Bedenken über meine Erziehung nicht, war aber meist zu abgespannt, zu sehr beansprucht von wichtigeren Sachen, um dieser Frage vollstes Gewicht zu schenken. So trat meine Person gegenüber der viel brennenderen Sorge um das Vaterland zurück. Und die Frauen der Familie verstanden die Beweggründe meiner Mutter viel zu gut, waren zu weich, als daß sie hier entscheidend eingegriffen hätten, oder lebten — wie Eva Dörenberg — zu kurze Zeit mit uns zusammen, um mit Erfolg wirken zu können.

So führte ich in diesen Jahren viel mehr das Leben eines Erwachsenen als das eines Kindes. Ich sah die Kriegsereignisse mit den Augen meiner Mutter, wurde gepackt von dem Schrei des Jammers, der im Herbst 1914 durch Marburg drang nach jenen furchtbaren Kämpfen in Flandern, an denen so mancher Sohn der kleinen hessischen Stadt teilgehabt. — Ich las, was ich an Kriegsbroschüren auftreiben konnte, las Schriften, die weit über mein Verständnis hinausgehen mußten, und füllte Herz und Hirn mit heißem Haß gegen alle Länder, die Deutschland befehdeten. Das Bild meines Vaters schwand immer mehr vor meinen Augen. Hatte ich zunächst noch einige Male mit wärmeren Gefühlen seiner gedacht, so waren diese Regungen mit Beginn der englischen Feindseligkeiten untergegangen. Er bedeutete für mich nichts anderes als einen Feind Deutschlands, dessen größte, herrlichste, schmerzensreichste Zeit ich erleben durfte. Vielleicht übertrug ich ein wenig von der Anmaßung, die zweifellos im englischen Blut liegen muß, jetzt auf meine Gefühle zu Deutschland: aber war der Stolz auf die Heimat meiner Mutter, die sich so tapfer gegen alle Feinde wehrte, nicht berechtigt?

Um ein Gegengewicht gegen meine sich immer mehr auswachsende Lesewut zu geben, suchte meine Mutter meine Interessen auch auf andere Gebiete zu lenken. Aber nur in der Musik waren diese ihre Bestrebungen von wirklichem dauernden Erfolg begleitet. Ich erhielt wieder Klavierstunden, spielte viel und habe in der Zeitspanne von 1914—1919 nicht Unbeträchtliches gelernt, um in den nächsten vier Jahren in England bedauerlicherweise wieder sehr viel zu vergessen. Immerhin bot mir damals die eifrige Beschäftigung mit der Musik viele Freude. Ich weiß noch, daß ich in den ersten Kriegsjahren oft allein im Zimmer meiner Mutter saß und dort am Flügel alle Lieder spielte, die ich auf den Straßen singen hörte, jene Lieder, über deren musikalischen Unwert oder Wert ich mir keine Rechenschaft gab, jene Lieder, die von Soldaten und Kindern gesungen wurden, die ich niemals mitzusingen wagte, — eingedenk jenes Augusttages. Späterhin spielte ich häufig vierhändig mit meiner Mutter. Mein Lehrer ließ sich herbei, mir auch Theoriestunden zu geben. So lernte ich mit der Zeit viele deutsche und österreichische Meister kennen, die meine Liebe zu diesem Lande, dem ich nicht

ganz angehören durfte, nur noch steigerte. Und als ich erst einmal in die Bibliothek meines Großvaters eingedrungen, gab es kein Halten mehr für mich. Wahllos las ich was mir in die Hände kam: Klassiker, moderne Autoren, Historiker, vor allem Treitschkes Deutsche Geschichte, und richtete in meinem Kopf ein so heilloses Durcheinander an, daß es der ganzen Nüchternheit meines Präzeptors bedurfte, um in dieses Chaos einige Klarheit zu bringen. Wagte ich mich doch selbst an philosophische Schriften.

Den Bestrebungen meiner Mutter, mich zu irgendwelchem sportlichen Treiben anzuregen, setzte ich einigen Widerstand entgegen. Ich fürchtete, eine solche Betätigung müsse mich notgedrungen mit anderen Knaben zusammenführen. Immerhin suchte ich doch mir hier einigen Ersatz zu schaffen. Da ich von einer ansehnlichen Wasserleidenschaft besessen war, galt es, dieser meiner Neigung zu fröhnen. Frühmorgens, wenn die Badeanstalt noch geschlossen war, stieg ich über die Bretterumzäunung und konnte nun in ungestörtester Einsamkeit baden. Diese morgendlichen Exkursionen entbehrten nicht der Reize. Ich schwamm lange Strecken nach dem Dörfchen Wehrda hinaus, sah die Marburger Berge im ersten Scheine der Frühsonne liegen und vergaß beim Schwimmen jeden Druck, jede Sorge. Im Winter boten die zahllosen Wälder selbst mir Gelegenheit, irgendwo an menschenleeren Stellen zu rodeln. Ich zog mit meinem Schlitten aus, meist von dem Hunde meines Großvaters begleitet, wählte die verborgensten Schneisen und gab mich dem Genuß der Einsamkeit hin, um so mehr als die Anwesenheit des treuen Rattenpinschers jener tief verschneiten Stille etwas von ihrer mitunter beklemmenden Erhabenheit nahm. Es fällt sehr schwer, sich sentimentalen Regungen hinzugeben, wenn man einen lebenslustigen, vor Freude am Schnee sich wie toll gebärdenden Hund neben sich hat.

Wenn ich heute diese Marburger Zeit betrachte, so will sie mir doch als freundlich erscheinen. Ich litt wohl unter dem Zwiespalt meiner Geburt, war sehr einsam geworden und begann gelegentlich Sehnsucht nach Altersgenossen zu empfinden. Doch möchte ich sagen, ich litt, wenn ich es so ausdrücken soll, unter den Verhältnissen an sich; nur selten geschah es, daß dieses Leiden durch die Handlungsweise eines Menschen verschärft wurde. Zwar hatte ich meine Spielkameraden eingebüßt; allein offne Ausfälle gegen mich gehörten zu den größten Seltenheiten. Man ließ mich gewähren — in der kleinen Stadt war ich natürlich den meisten bekannt — nahm mich nicht in den Kreis auf; geschah es doch einmal, daß ich mit Altersgenossen zusammentraf, so waren beide Seiten von starker Zurückhaltung beherrscht, von einer Fremdheit, die jedoch keine offne Feindseligkeit in sich trug. Es lag keinerlei Bosheit in diesem Treiben, Verständnislosigkeit für meine Lage vielleicht, denn was nutzte es dem deutschen Vaterland, wenn man mir zu verstehen gab: Du gehörst nun einmal nicht zu uns. Du bist und bleibst ein Engländer. Wirkliche Rohheit, Quälereien aus Freude an der Qual des anderen, habe ich in Deutschland nicht erlebt. Ich fühlte instinktiv, daß ich mich von allen Vorkommnissen zurückhalten müsse, die zu Reibungen führen konnten. Das sah ich völlig ein — und sah hier vielleicht mehr, als nötig gewesen wäre. Bei der Ankunft von Lazarettzügen oder Gefangenentransporten vermied ich es, mich zu zeigen. Aus irgendeinem Versteck sah ich die ersten Engländer, die in der Klinik, in der ich jetzt liege, eingeliefert wurden. Und ich weiß, daß mir anläßlich eines solchen Transportes der Gedanke kam: wenn dein Vater nun gefangen genommen wäre und nach Deutschland käme, wenn er hier unter diesen Männern läge, so müßtest du dein Versteck verlassen und ihn begrüßen. Diese Vorstellung lähmte meine Glieder. Ich bin nie wieder in die Nähe des Bahnhofes gegangen, wenn Lazarettzüge angekündigt waren.

Schwere Schatten warf besonders der Tod des ältesten Bruders meiner Mutter auf unser Haus. Ihr im Alter am nächsten stehend, war er es vor allen andern Geschwistern gewesen, dem sie ihr Vertrauen, ihr Zuneigung geschenkt. Er wurde schwer verwundet, lag tagelang zwischen den deutschen und englischen Gräben und ist endlich nach entsetzlichen Qualen — man hörte seine verzweifelten Rufe auf deutscher Seite — seiner Verwundung erlegen. Zum Unglück wurde meine Mutter durch einen Freund Hartwigs von allen Einzelheiten auf

das eingehendste unterrichtet. Und zu dem Schmerz kam auch hier der furchtbare Haß gegen die Engländer, die es nicht gestattet hatten, den Schwerverwundeten zu bergen. Nie habe ich den Haß meiner Mutter stärker auflodern sehen als in jenen Tagen.

Mitunter war ich versucht, zu glauben, daß auch ihre Liebe zu mir dahinschwände vor der Tatsache, daß ja auch in mir jenes verhaßte Blut fließe.

VII. 10. Mai 1923.

Ich habe bisher so wenig über die hiesigen Ärzte berichtet, weil ich zu keinem von ihnen jemals mehr als die üblichen Worte über mein Befinden gewechselt. Ob hieran meine sicher nicht zu leugnende Scheu vor Fremden die Schuld trug, ob die Herren des persönlichen Interesses an mir ermangelten, weiß ich nicht. Besonders den Chefarzt, Professor Stavenhagen, habe ich immer ein wenig gefürchtet, ihm vielleicht auch ein wenig über seine allzu große Sachlichkeit gegrollt. Und dieser Groll sollte durch einen merkwürdigen Zufall noch auf das heftigste anwachsen.

Nach Erledigung der großen Visite pflegte eine Schwester mich im Fahrstuhl zu betten und mich je nach der Witterung auf eine der Veranden oder auch nach dem Unterhaltungszimmer zu fahren. Nun hatte ich in letzter Zeit stets gebeten, mich nach dem Balkon zu bringen, der besagtes Zimmer abschließt. Da man frische Luft für sehr zuträglich für mich hält, so ist man so viel eher bereit, mich auf eine der Veranden zu schieben als in das Unterhaltungszimmer, das übrigens nur sehr selten von Kranken aufgesucht wird. Ein merkwürdig hochgebauter Flügel ältester Konstruktion lockte mich immer wieder in diesen Raum. Unter den Schwestern, die mitunter aushilfsweise bei mir Dienst tun, ist ein junger Lehrling von anerkennenswerter Bereitwilligkeit, den Patienten alle, auch die unsinnigsten Wünsche zu erfüllen. Schwester Luischen ist von einer beinahe ergreifenden Ungeschicklichkeit, die sie aber nicht im mindesten stört. Ihre Unbefangenheit hilft ihr über die schwierigsten Lagen hinweg. Auch ihre Unterhaltungsgabe dürfte man kaum als einwandfrei, wenigstens nicht für Kranke, bezeichnen. So liebt sie es, langatmige Berichte von ungeheuerlichen Operationen — die sie selbst niemals mit angesehen — zu geben, bei denen man kniehoch in Blut waten kann. Zuerst bedrängten mich diese Berichte etwas, bis ich der Sache einigen Humor abgewann, da mich die groteske Gedankenlosigkeit dieses Wesens, das Gott zweifellos im Zorn zur Pflegerin erschaffen hat, erheiterte. So kommen wir gut miteinander aus, und ich sah nicht ein, warum ich ihre Bereitwilligkeit mir nicht auch zunutze machen sollte. So verhandelte ich eines Tages lange mit ihr, bis ich sie dazu bewog, mich in das Zimmer und dicht vor den Flügel zu schieben: mein langgehegter Plan ging dahin, einen Versuch zu machen, ob ich vom Fahrstuhl aus spielen könne. Da Chefarzt, Assistenten, Oberschwester usw. auf einem andern Block feierliche Visite hielten, konnte ich damit rechnen, zumindest eine Stunde ungestört zu sein. Ich hatte es einige Male erprobt, daß um diese Zeit niemand in die Nähe des abgelegenen Ganges kam und rechnete damit, daß auch heute kein Zwischenfall eintreten werde. Luischen war auf meine Bitte Feuer und Flamme, bedauerte umständlich, daß sie keine Zeit habe, mir zuzuhören, — ich wäre entsetzt gewesen, wenn sie geblieben wäre, und richtig schob sie meinen Fahrstuhl an den gewünschten Platz. Doch ergab sich, daß ich in der gewöhnlichen Lage nicht imstande sein würde, zu spielen. Mein Mut sank, ich sah keine Möglichkeit und grollte bereits bitter mit meinem Geschick, als Luischen auf den genialen Gedanken kam, daß man vielleicht die Scharniere am Stuhl in Bewegung bringen könne und hierdurch eine nutzenbringende Veränderung meiner Lage bewerkstelligen. Gedacht, getan. Ehe ich Bedenken äußern konnte, hantierte sie an dem Mechanismus und mir entfuhr ein leises Stöhnen. Luischens Bemühungen waren von glänzendstem Erfolge gekrönt, meine jetzige Lage war durchaus zweckdienlich, um Klavier zu spielen, — allein die Veränderung hatte mir die heftigsten Schmerzen bereitet, — Kissen mußten sich verschoben haben, ich hatte das Gefühl, irgendwie eingeklemmt zu sein. Jetzt erst wurde ich mir darüber klar, daß die Konstruktion meines Stuhles zweifellos Rücksicht

auf meine durchgelegenen Stellen nahm; von einer solchen Rücksicht war jetzt nichts mehr zu spüren. Ich wurde fast ohnmächtig vor Schmerz, allein Luischen fühlte sich äußerst befriedigt, sie nickte mir freundlich zu und versicherte mir, daß alles in schönster Ordnung sei, in einer Stunde werde sie mich abholen. Damit verließ sie das Zimmer, die Türe fein säuberlich hinter sich schließend. Zunächst war ich noch halb betäubt, allmählich gewöhnte ich mich an meine Lage, und nun schien es mir, als müsse ich die kurze Zeit doch für meine Wünsche ausnutzen. Ich begann zu spielen. Monate waren vergangen, seitdem ich zum letzten Male an einem Instrument gesessen. Leise, zaghaft begann ich — und spielte — schlecht, das wußte ich, und dieses Bewußtsein peinigte mich, allein ich spielte weiter, vergaß Klinik, Schmerzen, vergaß Zeit und Stunde und fuhr erschreckt zusammen, als ich eine Hand auf meiner Schulter lasten spürte. Ich blickte mich um und gewahrte das ungemein erstaunt und zornig dreinsehende Antlitz des Chefarztes über mir. Ohne ein Wort zu mir zu äußern, ohne ein Wort von mir abzuwarten, wandte er sich zur Türe und rief nach der Stationsschwester, die eiligst herbeikam: „Schwester Gertrud, fahren Sie Herrn Seaton sofort in sein Zimmer und bringen Sie ihn aus dem Fahrstuhl heraus in sein Bett. An dem Stuhl ist etwas in Unordnung, die Scharniere haben sich gelöst, in dieser Lage darf Herr Seaton nicht länger bleiben; ich werde noch selbst kommen und sehen, ob die Verbände sich verschoben haben. Holen Sie sich den Wärter, wenn Sie nicht allein fertig werden; in zehn Minuten komme ich herüber."

Damit schob der Arzt den Stuhl der Schwester hin und schritt an uns vorbei, ohne eine Entgegnung von mir abzuwarten.

Jetzt, da man mich aus meinem Spiel gerissen, empfand ich selbst die Unhaltbarkeit meiner Lage; die Schmerzen, die ich zeitweilig kaum gespürt, bedrängten mich heftig, aber fast mehr noch erfüllte mich ein tiefer Zorn auf den Arzt, der es nicht einmal für nötig befunden, sich persönlich an mich zu wenden. Schweigend ließ ich mich hinüberfahren und entkleiden. Während die Verbände erneuert wurden, — sie hatten sich gelockert, einige neue Druckstellen waren entstanden, da Teile des Stuhles sich verklemmt hatten — kam Professor Stavenhagen in das Zimmer. Wortlos sah er der Schwester zu, ging dann ans Fenster und wartete. Endlich war die Schwester fertig. Kaum hatte sie das Zimmer verlassen, als er sich einen Stuhl an mein Lager schob, sich hinsetzte und mich mit freundlichen Blicken, die ich keineswegs erwiderte, betrachtete. Er griff nach meiner Hand, den Puls zu zählen:

„Wie ich mir dachte ... nur will ich einen Teil des Tempos auf den Zorn setzen, den Sie eben gegen mich hegen. Wie sind Sie nur auf den gottverlassenen Gedanken gekommen, eine Verschwörung anzuzetteln, um einmal Klavier spielen zu können? Wäre es nicht möglich gewesen, mich um Erlaubnis zu fragen, Herr Kreuzwendedich Seaton?"

„Ich fürchtete, sie niemals zu erhalten", sagte ich mühsam.

„Mit dem schlechten Gewissen eines Raubmörders liegen Sie nun da! — Aber, Kind, nehmen Sie es mir nicht übel, wenn ich Sie so nenne, ich könnte wohl Ihr Vater sein — ich kann Sie doch nicht jeden Tag fragen, ob Sie derartige Wünsche auf Lager haben, zumal da Sie mich niemals zu persönlichen Aussprachen ermuntert haben. Es liegt mir schon lange daran, einmal mit Ihnen zu reden, ich weiß einiges von Ihnen, und nehme ehrlich Teil an Ihrem Geschick, wenn Sie auch noch so ungläubig aussehen. Liegt Ihnen wirklich so viel daran, einmal spielen zu können, so müssen wir versuchen, Mittel und Wege zu schaffen, aber dies ist doch Unfug, und Sie müssen es ausbaden."

Ich war so erstaunt über den warmen Ton seiner Stimme, daß ich nichts zu erwidern wußte. Ich muß wohl sehr erschöpft gewesen sein, denn ich konnte es nicht hindern, daß mir Tränen kamen, und ich kann nicht sagen, daß dies mich wesentlich glücklicher machte. Ich schämte mich grenzenlos und war doch gleichgültig genug, zu denken, es kommt wirklich nicht darauf an, ob du hier wie ein kleiner Junge weinst! Er ließ mich gewähren, stand auf, holte mir aus dem Schrank ein Taschentuch, und in all diesen Bewegungen lag so viel Verständnis, so viel

Güte, daß ich immer hilfloser wurde. Hätte er mich hart angelassen, würde ich wahrscheinlich sofort meine Fassung wieder gefunden haben. Freundlichkeit bringt mich viel eher zur Strecke.

Endlich begann er wieder: „Wir geben uns alle Mühe, Ihnen Schmerzen und Unbequemlichkeiten zu sparen, und Sie reißen alle unsere Maßregeln hübsch leichtfertig wieder ein! Aber genug davon, Ihrer Frau Mutter werden wir berichten, daß sich am Stuhl ein Defekt herausgestellt habe, der Ihnen für einige Tage einen Aufenthalt im Bett zudiktiert. Ein zweiter Stuhl ist nicht aufzutreiben, wir leben im armen Deutschland; ists Ihnen recht so?"

Ich nickte und dankte ihm leise, ich hatte bereits eine Flut von Erklärungen gefürchtet und war froh, so davon zu kommen.

„Nun hören Sie einmal, wenn Sie etwas auf dem Herzen haben, dann sagen Sie es mir, ich werde es einrichten, daß ich täglich noch ein zweites Mal zu Ihnen komme, allein, ohne Gefolge, dann sprichts sich leichter. Sie sollten sich erst eingewöhnen hier, darum ließ ich Sie vorläufig in Ruhe, aber Sie werden noch manche Woche hier liegen müssen, da soll alles geschehen, was Ihnen die Zeit erleichtert."

Ernsthaft sah er mich an, und ich, der ich vor wenigen Minuten noch mit dem Manne bitter gegrollt, fand jetzt den Mut, ihn zu fragen, was mir seit Wochen auf der Seele brennt.

„Glauben Sie denn, daß"... ich schwieg, nun kam die Frage doch nicht über meine Lippen.

„Daß Sie gesund werden? Soll ich mir selbst ein Armutszeugnis ausstellen? — Eine solche Antwort wollen Sie nicht haben. Aber ich will Ihnen ehrlich nach ‚bestem Wissen und Gewissen' Auskunft geben, nur bitte ich, mir vorher eine Frage zu gestatten: Liebes Kind, wollen Sie selbst gesund werden?" Forschend lag sein Auge auf mir.

Und ich fühlte, daß mir alles Blut zum Herzen drang: wollte ich selbst gesund werden? —

„Ich weiß es nicht", stammelte ich.

„Das dachte ich mir. Wie sollen wir Ärzte einem Menschen helfen, der selbst nicht mittut, der selbst nicht weiß, ob er sich mühen soll für ein Leben, das er, wenn es in seiner Macht stände, vielleicht zum zweiten Male wieder von sich werfen würde. Ich kenne Ihre Geschichte, und hatte, als Sie eingeliefert wurden, keine Veranlassung, etwas anderes zu glauben, als das, was mir erzählt wurde. Sie haben bisher einiges getan, um diesen Glauben ins Wanken zu bringen. Ich will Ihnen jetzt sagen, ich hoffe, daß wir Sie heilen können. Ob es geschehen wird, wenn Sie selbst keinen Willen zum Leben zeigen, weiß ich nicht. Sie gehören zu den Kranken, deren man mit Sorge gedenkt, weil Ihre Krankheit des Körpers nicht das schwerste ist, obwohl sie schwer genug sein mag. — Aber da liegen noch andere Dinge vor; denken Sie nicht zu viel an die Zukunft, denken Sie, daß es Ihre nächste Aufgabe ist, ein braver, gehorsamer Patient zu sein, alles andere müssen Sie einer späteren Zeit überlassen. Und nicht gleich ungeduldig werden, wenn Sie keine Erfolge sehen; sie können da sein, lange, lange, ehe Sie ihrer ansichtig werden. Über das Klavierspielen reden wir noch, ich möchte Sie einmal hören, es scheint mir, als erführe ich da mehr als aus Worten, mit denen Sie sparsam umgehen"...

Ich bin auch jetzt nicht freigebig mit Worten gewesen und habe Stavenhagen doch gedankt für seine Sorge. Mir ist viel leichter ums Herz, da ich weiß, hier im Hause ist ein Mensch, ein Mann, mit dem ich einmal reden kann, dem gegenüber ich ehrlich sein kann, dem ich zugeben darf, wie es in mir aussieht.

VIII. 15. Mai 1923.

Stavenhagen kommt seit jenem Tage stets noch einmal allein zu mir, meist gegen Abend und sitzt bei mir. Ich habe nie gewußt, wie viel Güte und Freundlichkeit der Menschen bedeutet. Man kann liegen unbeweglich wie ein Stock, Schmerzen empfinden, die ganze Qual des Gefühles der Abhängigkeit immer wieder aufs neue erleben, und einige gütige verstehende Worte eines Fremden, eines älteren Mannes, der Welt und Menschen gesehen, lassen alles vergessen. Und doch bleibt ein leiser Stachel aus jenem Gespräch zurück: Wollen Sie selbst

denn gesund werden? Ich weiß es nicht, weiß es heute so wenig wie vor Tagen. Wenn ich daran denke, hier langsam abzusterben, zu fühlen, daß mein Herz, das sich jetzt schon mitunter widerspenstig zeigt, immer schärferen Anspornes bedürfen wird, daß jener Kampf mit den Lungen, der sich schon jetzt fühlbar macht, immer bedrängender werden wird, — dann packt mich wilde, heiße Angst, nicht vor dem Tod, nein, vor dem Sterben, vor diesem Sterben, das so bitter erkauft ist. Und dennoch leben? Ich bin so müde zum Leben, so müde, immer Kämpfe zu sehen. Ich habe Furcht vor dem Leben, wie ich Furcht vor dem Sterben habe! Wenn ich gesund werde, dann lebwohl Deutschland, heissa! die Fahrt in das geliebte „Vaterland" wird angetreten, ich sehe denselben Kanal, — wie soll ich mir Genesung wünschen!

Heute sagte mir Stavenhagen: „Wenn Sie gesund werden sollten, so wird ein gewisses Maß an Verdienst daran auf Ihr eigenes Konto zu setzen sein. Ich sprach Ihnen neulich schon von Ihrer Beteiligung daran; es wäre dies ein Beweis für Ihre Leistungsfähigkeit, den Sie erbracht hätten. Ein Präzedenzfall wäre geschaffen, wenn Sie das verstehen. Sie könnten sich dann sagen: bin ich damit fertig geworden, so werde ich auch anderes überwinden" ...

Ich hörte ihm zu und hörte ihn nicht. Er hat recht, — nur daß ich diesen Präzedenzfall nicht schaffen kann, das ist es ja gerade, daß ich nicht kann, und damit dürfte ein anderer Beweis erbracht sein.

Ich muß hier noch eines Gespräches Erwähnung tun, das ich mit Stavenhagen hatte, und das mehr als alles andere zeigt, wie groß meine Unfähigkeit ist, mit meinem Schicksal fertig zu werden. Fertig werden, darin läge doch eine Art Sieg, — dieser Ausdruck scheint mir so unendlich hoch zu stehen, daß ich mich scheuen sollte, ihn zu gebrauchen. Aber das Ergebnis jener Unterhaltung kennzeichnet, wie recht ich habe, wenn ich an mir zweifle. Schon allein darin, daß ein Fremder mich nach Jahren zum ersten Male wieder auf den Gedanken brachte, meine Mündigkeit werde allen äußeren Kämpfen ein Ende setzen, schon allein darin liegt die Bestätigung meiner Überzeugung; mir fehlt die Kraft, gesund werden zu wollen, sie fehlt heute, wie mir vor Monaten die Kraft fehlte, weiter leben zu wollen. Gestern Abend fragte mich Stavenhagen:

„Kreuzwendedich, Sie sind 18 Jahre oder beinahe 19. Ist Ihnen niemals der Gedanke gekommen, daß Sie, sobald Sie mündig sind, ein freier Mensch sein würden, der das Recht hat, sich selbst sein Vaterland zu wählen. Sie könnten an diesem Tage — selbst wenn Sie englischer Offizier geworden wären, — die Waffen strecken und England verlassen. Niemand, auch Ihr Vater nicht, könnte Sie daran hindern, nach Deutschland zu gehen und sich dort eine Existenz zu zimmern."

Ich fühlte, daß mir bei dieser Frage alles Blut zum Herzen drang. — Hatte ich niemals an diese Lösung gedacht? Hatte ich mir an jenem Februartage in diesem Jahre nicht ein einzigesmal gesagt: bis zu deinem 21. Geburtstage fehlen noch zweieinhalb Jahre, — kämpfe die noch durch, füge dich solange in unvermeidliche Dinge, der Preis deiner Freiheit ist nicht zu hoch bezahlt.

Und ich mußte ihm antworten: „Nein." — Früher, als ich noch jünger war, als wir die erste Nachricht von meinem Vater erhielten, die mich nach England rief, da bedeutete diese eine Hoffnung etwas für mich: damals glaubte ich zu wissen, es sind nur einige Jahre, dann bist du frei. Aber niemand hat dies ausgesprochen, meine Mutter nicht, ich nicht. Vielleicht deshalb nicht, weil es nicht notwendig schien, weil man über selbstverständliche Dinge nicht spricht. Und später? Ich weiß nicht, ob es die Erlebnisse in England waren, die mir den Glauben an meinen 21. Geburtstag raubten. So lächerlich es klingen mag, aber wenn ich wirklich jemals noch dieser Hoffnung gedachte, dann geschah es stets mit dem niederdrückenden Gefühl: auch dies wird nichts helfen, selbst wenn du frei wärest, selbst dann würde dein Vater Mittel und Wege finden, dich an England zu ketten. Du kannst ihm nicht entrinnen, und selbst wenn das Unmögliche möglich würde, wenn die äußeren Widerstände wegfallen sollten, die inneren Hemmungen blieben. Was wäre aus mir geworden, wenn ich nicht jenen Sprung getan?

Als ehemaliger englischer Offizier, mit der ganzen eminenten Bildung eines englischen — sehr schlechten — Collegeschülers ausgestattet, wäre ich nach Deutschland gekommen, versehen mit einem englischen Namen, äußerlich als Mustertyp des Engländers gekennzeichnet, die Form meines Schädels — ich habe sie oft einer eingehenden Betrachtung unterzogen — kann nur im Britischen Reich gedeihen. Und innerlich? Die Sehnsucht nach dem Vaterland Deutschland macht noch keinen Deutschen aus!

Ich habe Professor Stavenhagen eine kleine Geschichte aus meiner Kindheit erzählt, die mir jetzt wieder einfiel, und die mir weittragend scheint, so nichtig sie sein mag. Grace Seaton hatte bei einem ihrer Besuche einen kleinen Koffer in Indien zurückgelassen; wir nahmen ihn mit, als wir im Frühjahr 1914 nach Deutschland fuhren. Da das Schloß zerbrochen war, wollte meine Mutter es in Stand setzen lassen, verwundert fragte ich sie: „Brauchst du den Koffer?" Sie verneinte, und aufs höchste erstaunt forschte ich weiter: „Aber warum willst du fremder Leute Sachen reparieren lassen?" Ich weiß mich genau des Blickes zu entsinnen, den sie mir zuwarf, — ein wenig spöttisch und ein wenig traurig: „Du bist doch ein Engländer", meinte sie, „kein deutsches Kind würde eine solche Bemerkung machen, das kannst du mir glauben, kein deutsches Kind würde so zweckmäßig denken." Ich begriff nicht einmal, was sie an meiner Frage befremdet und erzürnt hatte. Ob ich auch heute noch eine solche Abneigung dagegen hegen würde, „fremder Leute Sachen" in Ordnung bringen zu lassen, weiß ich nicht; ich weiß nur soviel: in England bin ich der Deutsche, — in Deutschland der Engländer.

Und ganz abgesehen von diesen Dingen: ich habe, wenn ich so sagen darf, im Laufe der in England verbrachten Jahre verlernt, zu glauben, daß man gegen sein Schicksal ankämpfen kann. Nicht einmal ist mir in der ganzen letzten Zeit der Gedanke gekommen: nach Ablauf von achtzehn Monaten wirst du ein freier Mensch sein, nicht einmal.

Dies alles habe ich Stavenhagen gesagt. Und er wußte nichts zu entgegnen.

18. Mai 1923.

Das Schreiben bereitet mir mehr Mühe als früher. Ich ermüde so schnell, und es will mir scheinen, als flössen meine Gedanken ineinander, als hielte ich die Fäden nicht mehr fest in der Hand, als entglitten sie mir, um sich zu verwirren. Und doch muß ich diese Blätter zu Ende führen, da ich sie begann.

Gestern Abend habe ich mit meiner Mutter lange auf der Veranda gesessen; heute stellt sich bereits leise Heiserkeit ein, ein häßlicher Husten quält mich; ich werde zum alten Weibe, das ängstlich seinen Gesundheitszustand beobachtet. Ich will schreiben und alles andere vergessen.

(Fortsetzung folgt.)

Shakespeare oder Bacon?

Von Alfred von Mensi-Klarbach in München

Shakespeare oder Bacon — das ist die Frage. Oder eigentlich, es ist gar keine Frage. Für die große Allgemeinheit und für die Anglistik, mit ganz verschwindenden Ausnahmen, ist der Schauspieler Shakespeare oder Shaksper der Dichter der unter seinem Namen bekannten Dramen. Mit derselben Sicherheit behaupten die Baconianer wieder, daß der englische Staatsmann und Philosoph Bacon der Verfasser sei und der unbedeutende Mensch und Schauspieler nur den Decknamen für diese Dichtungen hergegeben habe. Dahin lautende Stimmen hatten sich schon im 17. und 18. Jahrhundert erhoben. Die Bücher des Amerikaners

Morgan (1885) und des Grafen Vitzthum von Eckstädt (1888) haben dann in neuerer Zeit die Aufmerksamkeit auf diese Frage gelenkt, wo sich insbesondere der 1912 in Leipzig verstorbene und auch dort geborene Humorist und Gelehrte Edwin Bormann auf Grund seiner wertvollen Bibliothek von Bacon- und Shakespeare-Ausgaben, besonders der schönen Faksimiledrucke der Folioausgabe von 1623 und der sämtlichen Quartos, die nach seinem Tode leider in alle Winde zerstreut wurden, mit wahrer Leidenschaft der Bacon-Sache annahm und eine Reihe von Schriften über das „Shakespeare-Geheimnis" herausgab. Er hat dafür von den Zunftphilologen meist nur Spott und Hohn geerntet. Vielleicht, daß dem eben nicht zünftigen Forscher zum Teil gerade seine heiteren Erfolge als sächsischer Dialektdichter und Humorist mit im Wege standen. Seither ist der Streit zwischen den Anhängern des Stratforder Schauspielers, der kein Buch und kein Manuskript hinterließ und über nichts dergleichen letztwillig verfügte, und denen des universalen Gelehrten Bacon nie mehr ganz zur Ruhe gekommen. Allerdings spielte er sich mehr in Amerika und England als in Deutschland ab, aber auch bei uns haben sich außer Vitzthum und Bormann eine Reihe bedeutender Männer und gelehrter Frauen, wie v. Blomberg und in Bayern gegenwärtig die geistvolle Witwe des Dresdener Kunstgelehrten und Sammlers Schubart und Tochter des berühmten Laryngologen J. N. Czermak (Frau Sophie Schubart-Czermak), mit Leidenschaft der Bacon-Sache angenommen.

Zu den bedeutendsten Gegnern der Bacon-Theorie gehörte der Philosoph Kuno Fischer. In einem Festvortrag, den er am 23. April 1895 auf der Generalversammlung der deutschen Shakespeare-Gesellschaft zu Weimar über „Shakespeare und die Bacon-Mythen" gehalten, und den er im selben Jahre als dritte seiner „Kleinen Schriften" herausgegeben hat, sagt er u. a.: „Die ganze Bacon-Theorie würde mit einem Schlage feststehen, wenn sich irgendwo eine verborgene oder versteckte Urkunde aufspüren ließe, worin Bacon selbst berichtet hat: daß er der Dichter war, William Shakespeare aber sein Werkzeug und ein Mensch von der Art, wie unsere Baconianer ihn vorstellen. Und da Bacon, wie aus seiner Lehre ersichtlich, sich mit der Kunst des Chiffrierens und Dechiffrierens beschäftigt hat, so wird er diese Urkunde wohl chiffriert und der Nachwelt überlassen haben, den Schlüssel zu finden. Das große Bacon-Geheimnis in Chiffern! Eine solche Urkunde dürfte man füglich ‚die große Geheimschrift' nennen: great kryptogramm. Aber wo sie finden? Am Ende hat sie Bacon in seinen eigenen Werken versteckt, und zwar in denjenigen, welche den Inhalt seines großen Geheimnisses ausmachen, in seinen Shakespeare-Dramen, in deren erster Gesamtausgabe, hauptsächlich in den beiden Teilen Heinrichs IV."

Bei aller Gegnerschaft scheint Kuno Fischer sein Scharfblick nicht betrogen zu haben. Kürzlich ist nämlich unter dem Titel „Die größte Mystifikation in der Weltliteratur" eine Schrift von Felix H. Bruns (Verlagsgesellschaft Braunschweig 1926, 143 S.) erschienen, die mit großem Scharf- und Spürsinn nicht nur auf das genannte Drama gestützt, den Beweis zu erbringen sucht, daß wirklich Bacon sich dem, der seine geheimen Chiffernschriften zu finden und zu lesen versteht, als der Dichter der Shakespearischen Dramen zu erkennen gebe. Bruns ist ein „Außenseiter", doch wie oft ist gerade von solchen Außenseitern der Wissenschaft und der Technik eine neue Erkenntnis zugekommen! Schon Dickens, Gervinus, Bismarck und Professor Aug. Friedr. Gförer, um von anderen zu schweigen, hatten Zweifel an der Verfasserschaft Shakespeares geäußert. Letzterer sprach sich schon 1843 dahin aus, daß „noch fünfzig Jahren kein vernünftiger Mensch mehr an die Phantasterei der Shakespeare-Sage glauben werde".

Bruns' Broschüre ist keine leichte Lektüre. Auf dem kleinen Raum von nicht anderthalb hundert Seiten drängt sich eine Fülle scharfsinnigster Untersuchungen und Deutungen, begleitet von dreißig Illustrationen, genauen Abbildungen der jeweiligen Geheimschriften und Chiffern. Leider fehlt uns der Raum auf Einzelheiten einzugehen. Den wichtigsten Urkundenbeweis für Bacons Autorschaft hinsichtlich seines Pseudonyms Shakespeare sucht der Verfasser aber nicht aus „Heinrich IV.", sondern aus dem originalen Druck des Widmungs-

gedichtes „An den Leser" (To the Reader) der vorgeblichen beiden Herausgeber der ersten Shakespeare-Folio-Ausgabe von 1623 zu erbringen, aus deren Geheimschrift in Akrostichon-Form er den entscheidenden Satz: „Francis Tudor is W. Shakespeare and the author of the plaies in this booke" (Francis Tudor ist W. Shakespeare und der Dichter der Bühnenstücke in diesem Buche) herauskristallisiert. Francis Tudor = Francis Bacon, denn wie anläßlich des 300jährigen Todestages Bacons, der in Deutschland ziemlich übergangen worden ist, die bedeutendste englische illustrierte Zeitschrift „The Graphic" neuerdings erinnert, war Bacon ein Sohn der Königin Elisabeth. Die beigegebenen Bildnisse der englischen Königin, Bacons, des Grafen Essex, der Grabdenkmäler usw., sind von überraschender Beredsamkeit.

Daß man sich in Deutschland für Chiffernschrift und ihre Wissenschaft, auf die Bruns alle seine Entdeckungen aufbaut, von jeher viel weniger interessiert hat als das Ausland, ist nichts Neues. Bruns ruft dafür einen Kronzeugen auf — Ludendorff. Dieser schreibt in seinem Werke „Kriegführung und Politik" (S. 238): „Es kann nicht bezweifelt werden, daß in Washington zu jener Zeit bekannt war, am 1. Februar (1917) solle der uneingeschränkte U-Bootkrieg beginnen. England und Amerika lasen ja jede deutsche Geheimschriftdrahtung mit. Unser Geheimschriftverfahren war unvollkommen. Vergeblich wies die Oberste Heeresleitung das Auswärtige Amt darauf hin." — Nun legt uns Felix H. Bruns in seiner interessanten und temperamentvollen Schrift eine Fülle der verwickeltsten Geheimziffernschriften vor, welche die Pseudonymität des Rosenkreuzers Bacon als Shakespeare, Spenser, Selenus und Vigenère beweisen sollen. Wenn es sich auch diesmal nicht um Krieg und Menschenleben handelt, sondern um den größten dramatischen Dichter nicht nur Englands allein, so ist es doch, will mir scheinen, der Mühe wert, daß sich die Leute vom Fach wie jeder Gebildete, und zwar ohne Voreingenommenheit, mit Entdeckungen von solcher Tragweite beschäftigen.

Postskriptum der Schriftleitung / Etwas über Geheimschriften

Unser verehrter Mitarbeiter hat mit bekannter Güte dem Produkt des Herrn Bruns etwas abzugewinnen versucht. Auf die Gefahr hin als rückständig zu erscheinen, möchten wir unsere eigenen Eindrücke von dem Brunsschen Buch rückhaltlos eingestehen.

Bacon spricht in seinem Werke „De dignitate et augmentis scientiarum" (1623) ausführlich über verschiedene Arten von Geheimschriften und gibt dabei den Schlüssel für eine von ihm selbst erfundene Chiffrenmethode. Eine ganze Richtung innerhalb der Bacon-Anhänger (Joseph Fest, Blomberg usw.) hat diese Mitteilungen zum Ausgang eigener Forschungen genommen, deren Ergebnisse ohne Schaden für die allgemeine Eintracht im einzelnen weit auseinanderführen und deren vorläufiger Abschluß heute in dem Buch von Felix H. Bruns vorliegt.

Die Geheimmitteilungen, die Bruns entdeckt haben will, sind immer einfache Verfasserangaben nach Art des Satzes: „Francis Tudor is W. Shakespeare and the author of the plaies in this booke" im Widmungsgedicht der Folio 1623 „To the Reader". Dieses Gedicht enthält 274 Buchstaben in einer Verteilung, die ungefähr der Verteilung der einzelnen Buchstaben im Englischen der Shakespearezeit überhaupt entsprechen wird: 38 e, 30 t, 24 h, 22 a, 19 i, 18 r usw. Es müßte nun geradezu verteufelt zugehen, wenn man in diesem reichhaltigen Lettenarsenal nicht die Bestandteile des 4½mal kleineren Geheimsatzes beisammen fände, dessen 61 Buchstaben sich im wesentlich gleichen Verhältnis verteilen wie die 274 des Gesamttextes: 7 e, 6 a, 5 t, 5 h, 5 i, 4 r usw. Gewiß, man ließe sich überzeugen, wenn die Zusammenstellung der angeblichen Geheimmitteilung nach einer bestimmten Regel- oder Gesetzmäßigkeit vorgenommen würde, wenn man, um einfachste Beispiele zu nennen, etwa jeden fünften Buchstaben aus dem Text herauszunehmen hätte oder die Anfangs- oder Endbuchstaben jedes Wortes, kurz, wenn man irgendwie den gestaltenden, ordnenden Geist gezeigt bekäme, der

sich in der Geheimschrift offenbarte. Bruns aber begnügt sich, die Buchstaben wahllos aufzulesen, wie sie der Reihe nach gerade kommen. Er findet die drei ersten: Fra, mit denen sein Satz beginnt, irgendwo in der ersten Zeile des Gedichttextes, der vierte (n) folgt erst in der zweiten Zeile, der fünfte (e) gar erst in der fünften. So ist er nach den Worten „Francis Bacon is" bereits am Ende angelangt, fährt aber unbekümmert in umgekehrter Richtung von unten nach oben weiter, dann nach der Art gewisser Patiencen ein zweites Mal von oben nach unten, ein zweites Mal von unten nach oben, bis schließlich beim fünften Durchackern des Textes der letzte Buchstabe der Geheimschrift aufgenommen wird. Es ist selbstverständlich, daß die „Probe" dasselbe Ergebnis zeitigt: Man beginnt mit dem Aufsuchen der Buchstaben beim ersten Male am Schluß des Textes statt am Anfang, und kommt dann ungefähr in derselben Anzahl von Runden zum Ende. In dieser immer gleichen Weise enthüllt sich Bacon als Autor der 36 Dramen der Shakespeare-Folio von 1623, in dieser Weise als Verfasser des „Raubs der Lucretia" (5facher „string-cipher", bei der Probe wird ein 6facher daraus), weiterhin der „Feenkönigin" Edmund Spensers, des in Paris 1587 erschienenen „Traicté des chiffres" und des „Philostrate" (Paris 1615) von Blaise de Vigenère (8facher string-cipher, in der Probe 7facher), der Kryptographie des Gustavus Selenus (Herzog August der Jüngere von Lüneburg); in dieser Weise hat Bruns noch eine Menge anderer Geheimschriften gefunden, deren Veröffentlichung er in Aussicht stellt und die bezeugen, daß Bacon überhaupt alles Wesentliche der damaligen englischen Literatur, die Werke von Greene, Spenser, Peele, Lily, Marlowe usw. verfaßt hat, überdies so ziemlich die ganzen Rosenkreuzerdrucke im ersten Drittel des 17. Jahrhunderts und schließlich die Bücher seines räumlich fernsten Strohmanns, des spanischen Abenteurers Cervantes[1]). In dieser Weise läßt sich auch beurkunden, daß das Brunssche Buch selbst von Bacon stammt, ebenso wie die hier vorliegende Kritik darüber.

Kleinlich-humorlose Chronologen könnten es Herrn Felix H. Bruns ankreiden, daß er den Namen Verulam schon in Vigenères Chifferntraktat von 1587 und wieder im „Philostrate" von 1615 aufgefunden hat, obwohl Bacon erst 1621 unter diesem Namen geadelt wurde. Vielleicht sind die Jahreszahlen dieser beiden Werke ebenso gefälscht, wie, Joseph Fest zufolge, die Angaben 1600, 1608 und 1619 auf den von Thomas Pavier gedruckten Quartoausgaben; vielleicht auch hat die Titelverleihung von 1621 nur als äußerlich abschließende Erfüllung eines alten und zähen Verulamerlebnisses zu gelten. Das wäre im Geist von Bruns gedacht.

Jedenfalls wird uns Verulam auch als Geheimzahl in der Lucretia (Erstdruck 1594) und in Spensers Feenkönigin (1611) nachgewiesen. Die Geheimzahlen stellen sich bei Bruns den Schnur-Chiffern als zweites Beweismittel ergänzend und bestätigend zur Seite. Man erfährt von den vier Arten von Chiffrenschlüsseln, die im 17. Jahrhundert häufig angewendet worden seien: Die Uhr-Chiffre, bei der die 24 Buchstaben des Alphabets durch die Zahlen 1—24 ersetzt werden; die K-Chiffre, bei der die Ziffernwerte der ersten 9 Buchstaben a bis i sich jedesmal um 26 erhöhen, während von k ab mit 10 weitergezählt wird; die S-Chiffre, d. i. die umgekehrte Uhr-Chiffre, bei der a 24 und z 1 ist; schließlich die Quersummen-Chiffre, bei der die zweistelligen Zahlen der Uhr-Chiffre queraddiert werden, so daß 1 für 10, 2 für 11, ... 10 für 19 eintritt. Umschreibt man den Namen Baco mittels dieser Chiffren, so erhält man die vier Buchstabensummen 20 (Uhr-Chiffre), 98 (K-Chiffre), 80 (S-Chiffre) und 11 (Quer-Chiffre). Je nachdem man nun die Schreibweise Baco abwandelt zu Bacon, Francis B acon, F. Baco, F. Bacon, Fr. Baco, Fr. Bacon, Fra Baco, Fra Bacon, und, mit der hinzugesetzten Rosenkreuzerdevise I. D. = Ich dien': Fra Baco I. D., Fra Bacon I. D., Francis Bacon I. D., je nachdem man nach Bedarf den Barons-Titel Verulam dafür eintreten läßt oder den Anspruch Francis Tudor oder nur den Vornamen Francis oder nur Tudor, je nachdem man statt dessen einfach die Initialen F. B. wählt oder auch die Initialen des Titels Prince of Wales: P. (o.) W. oder schließlich irgendeines der zahlreichen „Pseudonyme", von Shakespeare an-

[1]) Ein soeben erscheinender Aufruf von Bruns zur Begründung einer „Deutschen Bacon-Shakespeare-Gesellschaft" stellt auch John Barclay mit seiner „Argenis" in diese Reihe.

gefangen — immer wieder ergeben sich andere Buchstabensummen. Kurz, es gibt kaum noch eine bedeutungslose Zahl, es wimmelt geradezu von Geheimziffern und dem Verfasser fällt es nicht schwer sie aufzustöbern. Er zählt die Summe aller Zeilen, aller Worte oder aller Buchstaben eines Textes oder auch nur die Summe der großen, kleinen, antiqua oder kursiv gedruckten Buchstaben, er zählt die Worte, die Buchstaben, die Druckfehler seiner Geheimschriften, zählt die Stelle ab, wo sie im Text beginnen, wenn alles nichts hilft, nimmt er die Summe mehrerer solcher Ziffern, und es müßte wiederum verteufelt zugehen, wenn er auf diese Weise nicht allenthalben wieder auf das literarische Geheimnis Bacons stieße.

Wir glauben nicht, daß der „Stratfordwahn" sich gegen einen einzigen durchschlagenden Beweis für Bacon auf die Dauer behaupten würde, wir wären jedenfalls soviel an uns liegt, gern bereit, dem Entdecker eines solchen Beweises auch gegen die bösen Anglisten die Wege zu ebnen. Aber wir glauben auch nicht, daß der „Stratfordwahn", der immerhin durch Leute mit einigem Verständnis für wissenschaftliche Methodik aufgebaut wurde, heute ohne weiteres durch Leute abzutun ist, die von den Grundforderungen wissenschaftlicher Methodik keine Ahnung haben.

Bücher über Nietzsche

Um mit der wichtigsten Veröffentlichung auf Jahre hinaus zu beginnen: Das mit Sehnsucht erwartete Nietzsche-Register ist da! Eine alphabetisch-systematische Übersicht zu Nietzsches Werken nach Begriffen, Kernsätzen und Namen, im Auftrage des Nietzsche-Archivs ausgearbeitet von Dr. Richard Öhler, dem Direktor der Staats- und Universitäts-Bibliothek Breslau (Leipzig, Alfred Kröner-Verlag). Um einen Begriff zu geben, nenne ich die Titel von Seite 1: Abend, Abendmahl, Aberglaube, Abgrund, Abhängigkeit, Abnutzung, Abschied, Absicht, Absolut, Abstammung, Abstraktion, Abtrünnig, Achtung, Adel. Um zu zeigen, wie ein Stichwort gearbeitet ist, nehme ich das Stichwort „Gegend": Welche Gegenden dauernd erfreuen III, 259. — Eine interessante, aber nicht schöne Gegend III, 267. — Gegend aus der Vogelperspektive III, 270. — Erfahrene Menschen kehren ungern zu Gegenden zurück, die sie einst sehr geliebt haben XI, 61. — Es ist mir schwer, mich von einer Gegend, und führe sie die berühmtesten Namen, zu überzeugen XI, 381. Auf diese Weise ist das Register ein Buch geworden, in dem man nicht nur nachschlagen, sondern sogar lesen kann. Natürlich füllen manche Stichworte viele Seiten, z. B. „Deutsch" S. 47—54; diese sind dann, was das Auffinden erleichtert, in Unterabteilungen gegliedert. Dieses Register füllt 431 Seiten. Es folgt ein „Anhang" von 3 Seiten, der besser als „Nachtrag" bezeichnet worden wäre. Sodann ein Namenregister für die Bände I—XVI, endlich eine Vergleichende Inhaltsübersicht, der Schlüssel zu den fünf verschiedenen Ausgaben. Es liegt auf der Hand, daß durch dieses ebenso mühe- wie verdienstvolle Register Nietzsche erst praktisch erschlossen wird. Jeder Benutzer der Werke braucht es.

Eine Auswahl dessen, was Nietzsche über einzelne Nationen sagt, bietet der von Frau Förster-Nietzsche zusammengestellte Band „Nietzsche-Worte über Staaten und Völker" (Alfred Kröners Taschenausgaben, Band 21) von dem ich ebenfalls die Inhaltsangabe hersetze, um einen Begriff zu geben: Der Staat, Die soziale Frage, Der Einzelne in der Gemeinschaft, Deutschland und Europa.

Der Band Nietzsche und Strindberg, den Karl Strecker bei Georg Müller (München) herausgab, behandelt ausführlich die Beziehungen beider und bietet den vollständigen Briefwechsel. Was Strecker über beide Denker sagt, ist lesenswert.

Nietzsche selbst hat die drei großen Rezensionen seiner „Unzeitgemäßen Betrachtungen" von Karl Hillebrand, dem „letzten humanen Deutschen", wie er ihn nennt, stets besonders geschätzt und kommt in seinen Werken und Briefen wiederholt auf sie zurück. Sie sind heute so aktuell wie damals, wenn nicht noch wichtiger. Ich habe sie daher in die von mir herausgegebene

Auswahl aus Karl Hillebrand „Abendländische Bildung" aufgenommen (S. 86—130), um die dauernd gültigen Ausführungen dieses guten Europäers, der zugleich ein guter Deutscher geblieben ist, wieder ins Licht zu rücken. (Albert Langen, Bücher der Bildung, Band 8. Die übrigen Essays dieses Bandes behandeln die Probleme der abendländischen Bildung, Weltanschauung und Gesellschaft, und das Verhältnis zur bildenden Kunst.)

Johannes Stroux' „Nietzsches Professur in Basel" bringt endlich über das Zustandekommen, den amtlichen Verlauf und die schließliche Lösung der Professur Nietzsches alles, was überhaupt an Dokumenten aufzutreiben war. Die Darstellung ist für beide Teile, die Basler Erziehungsbehörde und Nietzsche, gleich ehrenvoll. Das Wichtigste scheint mir der Abschnitt 3: „Hoffnung auf eine Professur für Philosophie"; ich habe schon 1904 in einem Aufsatz über Nietzsche und Rohde, den man in meinen „Versuchen" nachlesen kann, S. 41ff. darauf hingewiesen, daß die Berufung des Basler Philosophieprofessors Teichmüller nach Dorpat die Peripetie in Nietzsches Basler Existenz bedeutet. Die Gründe hier im einzelnen zu erörtern fehlt der Raum, und ich muß auf das dort Gesagte verweisen. Einen Grund jedoch, der mir damals noch nicht so aufgegangen war, möchte ich wenigstens kurz andeuten, nämlich daß sich Nietzsche in seiner Basler Philologieprofessur vor allem deshalb auf dem toten Geleise fühlte, weil er kein Philologe, weil er den Aufgaben dieser Professur streng genommen nicht gewachsen war. Jedenfalls ist es ein Verdienst des Buchs, alles Dokumentarische lückenlos zu bieten. (Fromannsche Buchhandlung in Jena, geh. 3,20.)

An dem Bändchen über Nietzsche der Teubnerschen Sammlung Aus Natur und Geisteswelt stört mich verschiedenes. Zunächst und vor allem, daß er den Anfänger warnt, er „sollte nicht damit beginnen, die Werke des Mannes eines nach dem anderen durchzulesen und durchzudenken", und dann nicht weniger als 18 Bücher über Nietzsche nennt. Ich würde dem Anfänger raten, wenn er schon unbedingt zuerst etwas über Nietzsche lesen will, Karl Heckels kleines Bändchen (bei Reclam) vorzunehmen, dann aber wahrhaftig nur Nietzsche selbst, die Werke und die Briefe. Sodann stört es mich, daß sich der Verfasser Nietzsches maßlos ungerechte Urteile über die Deutschen mit geringen Einschränkungen zu eigen macht (S. 32 und 33). Man lese das Stichwort „Deutsch" im Nietzsche-Register, und man wird Otto Braun beistimmen: „sobald seine Urteile in diese Sphäre geraten, werden sie nicht nur schief, sondern abgeschmackt und kindisch" (Tagebücher S. 199). An einer anderen Stelle nennt sie Otto Braun „wohl irgendwie psychologisch erklärbar, jedoch frevelhaft durch die gewollte Unaufrichtigkeit des Gedankens" (S. 160). Schon der vorhin angeführte Karl Hillebrand rügte Nietzsches Taktlosigkeiten in der ersten, seine Ungerechtigkeiten in der zweiten und die „schreiendste Ungerechtigkeit" in der dritten „Unzeitgemäßen Betrachtung". Was hätte er erst zu den Urteilen des späteren Nietzsche über die Deutschen gesagt! Das feindliche Ausland braucht sich nicht zu bemühen, Schmähungen über Deutsche zu erfinden, es findet sich fix und fertig vorgedruckt bei Nietzsche, es braucht sie nur abschreiben, was es ja während des Kriegs auch weidlich getan hat. Nietzsches Verhältns zum Deutschtum hat in der Tat etwas ruchlos Verlogenes. Er, der jeden Tag auf den Knien hätte danken müssen, daß er in der schöpferischsten Sprache der Welt schreiben durfte — sein „Zarathustra" ist so durch und durch deutsch, daß er unübersetzbar ist —, tobt über die Deutschen in Ausdrücken, die allenfalls einem rasenden Boulevard-Journalisten als Ausgeburten bösartiger Kriegspsychose nachgesehen werden könnten. Kaum war das Deutsche Reich gegründet, so wurde schon ringsum die Boche-Parole ausgegeben. Man darf nie vergessen, daß Nietzsche als Jüngling ins Ausland gekommen ist und seit seinem Weggang von Leipzig fast nur im Ausland und im internationalen Milieu gelebt hat. Was er in Basel übernimmt, ist nichts anderes denn die Boche-Parole von 1870, die als Boche-Parole von 1914 prompt wieder auftaucht. Auf der einen Seite zu wiederholen, seine Bücher seien so tief, daß die Deutschen sie nie verstehen könnten, auf der andern zu keifen wie ein altes Weib, wenn die Rezensionen im Literarischen Zentralblatt ausbleiben oder nicht nach Wunsch ausfallen, das ist genau so jämmerlich, wie wenn Schopenhauer zu Justizrat Knorr sagt: „Sehen Sie, wenn ein so hochgestellter Beamter, wie ein Ober-

präsident, einen solchen Ausspruch tut, so ist das von Wichtigkeit und zeigt, daß meine Philosophie auch in den höheren Beamtenkreisen Beachtung und Anerkennung findet." You cannot eat your cake and have it, sagt der Engländer. Im übrigen ist Köhlers Schriftchen weder eine Bereicherung der Nietzsche-Literatur noch der Teubnerschen Sammlung.

Wem mit August Messers „Erläuterungen zu Nietzsches Zarathustra" (Stuttgart, Strecker & Schröder) gedient sein soll, ist mir unerfindlich. Leser, die so dumm sind, daß sie zu dieser Dichtung eine Eselsbrücke brauchen, sollen ihre Pfoten davon lassen.

Es ist nicht das erstemal, daß für Autoren aus dem Kreise um Stefan George das Thema mehr ein Vorwand ist, „einen zu bereichern unter allen". Nach diesem Rezept ist auch die Schrift „Nietzsche als Richter unserer Zeit" von Ernst Gundolf und Kurt Hildebrandt gearbeitet (Breslau, Ferdinand Hirt): Seite 48 hört man Gundolf gehen, S. 61 läßt er die Katz' aus dem Sack, bei Hildebrandt entsprechen S. 91 und 100. Wenn die Angehörigen des „menschlichen Kreises von der gotterfüllten Mitte aus" an derlei Gesellschaftsspielen ihre Freude haben, wollen wir sie nicht stören. Gescheit sind sie alle, eigentlich zu gescheit. Selten bringen sie es fertig, irgend etwas auf einfache Weise zu sagen. Z. B. Gundolf kommt auf die „semitische Gefahr" zu sprechen, „gefaßt darauf, daß man hier die Unbefangenheit des Schreibers in Zweifel zieht" (S. 15): warum sagt er nicht gleich „ich heiß' auch Gundelfinger"? „Das soll Ihnen nicht schaden, Ernst, es hat dem Fritz auch nicht geschadet," würden wir ihm darauf erwidern, „aber Gundelfinger mit oder ohne, merken Sie nicht, daß es Ihnen nicht gut ansteht, wenn Sie S. 25 von Hindenburg sagen: „Der Beste noch ein Mann von ehrenswerter sittlicher Haltung und unbestreitbar ein Meister in seinem ‚Fache', aber (S. 24) wo war in diesem Kriege eine Gestalt von so edler Formung und so abgerundeter Bildung wie Moltke"? Da wird Hindenburg nichts übrig bleiben als nach Karlsbad zu gehen, von wegen der edlen Formung, und dort „Blätter für die Kunst" zu lesen von wegen der abgerundeten Bildung. Die Peripherie „um die gotterfüllte Mitte" kennt genau den Unterschied zwischen einer „Sicht" und einer „Schau", aber daß ihre abgerundete Bildung an Obstipation leidet und ein geistiges Karlsbad nötig hätte, damit sie wieder edle Formung zurückgewänne, will sie nicht wahr haben, weil man bekanntlich die „Schau" nicht sicht und die „Sicht" nicht schaut. Um zur Sache zurückzukehren: es stehen eine Menge kluger Sätze in dem Buch, im zweiten Beitrag noch mehr als im ersten. Nur eines möcht' ich Gundolf bestreiten, nämlich daß Nietzsche von Dichtkunst übermäßig viel verstanden hätte. Gundolf meint freilich: Ja, weil Nietzsche mit „hohem und reinem Geschmack" von der kommenden Kunst drei Dinge verlangt habe: „südliche Helle mit Festigkeit, Strenge mit Fülle". Hätt' er noch gesagt: kleine Anfangsbuchstaben, wir würden geneigt sein schüchtern zu fragen: Sollte das eine Anspielung sein? Nietzsches Verhältnis zur Dichtung war intellektuell und sentimentalisch, das beweist nicht nur seine Überschätzung von Heine, Horaz, Leopardi („ich werde nur Dichter gelten lassen, die so erhabene Gedanken wie Leopardi haben", Brief an M. Baumgartner 29. 12. 78), sondern vor allem sein Unverständnis für Mörike.

Rosenheim. Josef Hofmiller.

Neuerscheinungen

Als wertvolles und notwendiges Seitenstück zu Heinrich Höhns Buch über Nürnberger Gotische Plastik sei desselben Verfassers Nürnberger Renaissance-Plastik empfohlen: 157 Abbildungen, darunter nicht weniger als 65 dem Sebaldusgrab allein gewidmet, mit Einführung und Erläuterungen. Seitdem mir die Herrlichkeit unserer alten Städte und ihrer Kunstschätze aufgegangen ist, fällt es mir nicht mehr im Traum ein, nach Italien zu fahren. In diesen beiden Bänden (Verlag J. L. Schrag, Nürnberg) zu blättern ist ein Genuß; man kann es kaum erwarten, bis man wieder vor all den wundervollen Dingen steht, wieder vom Bahnhof ganz langsam zur Kaiserburg hinaufbummelt, während in den alten Grabengärtlein die

Apfelbäume blühen und die Kinder Ball spielen. Aus Höhns Einleitungen erfährt und lernt man eine Menge.

Karl Woermanns „Lehren der Kunstgeschichte" waren seit vielen Jahren vergriffen. Um so willkommener ist die neue, wesentlich umgearbeitete und erweiterte Ausgabe (Dresden, L. Ehlermann, geb. 6 M.): ein ausgezeichnetes Buch, aus dem man viel lernt. Es sind zusammen 25 Essays, deren Kern die großen Längsschnitte durch die italienische, flämische, holländische, spanische, französische, britische und deutsche Malerei bilden. Eine von Woermanns Grundthesen ist: „je entschiedener eine Malerei vom eigenen Volkstum getragen wird, desto stärker ist ihr mitfortreißender Einfluß auf alle Nachbarländer." Ein vortrefflicher Führer durch eine Anzahl der wichtigsten Fragen der Kunst. Die 20 Tafeln sind, wie von dem Verfasser der „Kunstgeschichte aller Zeiten und Völker" nicht anders zu erwarten, besonders instruktiv.

Der Bonner Professor Paul Brandt, dem wir die Anleitung zur vergleichenden Kunstbetrachtung „Sehen und Erkennen" verdanken, überrascht uns mit einem Werke, dessen Gegenstand naheliegend war und dennoch vor Brandt von niemanden aufgegriffen wurde: „Schaffende Arbeit und bildende Kunst" (Alfred Kröner, 460 Abbildungen und 2 farb. Tafeln). Der vorliegende Band behandelt Altertum und Mittelalter; ein zweiter soll in absehbarer Zeit folgen. Das Werk ist berufen eine wichtige Brücke zu schlagen: zwischen der Welt des Handarbeiters und der Welt der Kunst. Manche Arbeiter, denen der systematische Aufbau der Kunstgeschichte nicht zusagt, werden vielleicht durch dieses Buch eher den Weg zur bildenden Kunst finden. Wie lehrreich sind z. B. die verschiedenen Lösungen des babylonischen Turmes oder die Monatsbilder, oder Adam und Eva, oder die Arche Noä! Wie reizend sind die pompejanischen Eroten! Der Bilderschatz ist alles andere als stereotyp; die entlegensten Kunststätten wurden herangezogen.

Die Sammlung „Deutsche Volkskunst" habe ich schon oft empfohlen, erst im Dezemberheft Franken. Jetzt ist Schlesien herausgekommen (kart. 7,50, Delphin-Verlag, München).

Wohl schon ein halbdutzendmal wurde hier auf die Ausgabe der Sämtlichen Werke Adalbert Stifters hingewiesen, deren Herausgeber August Sauer war (Vertrieb: Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus in Reichenberg). Eben liegt Band 20 fertig vor, der den 4. Teil des Briefwechsels enthält, darunter 60 Briefe, die bisher unbekannt waren. Wer für das bedrängte Geistesleben der Deutschen in Böhmen etwas tun will, abonniere diese Ausgabe.

Johann Peter Hebel: Gedichte, Geschichten, Briefe. Eine von Prof. Witkop mit Liebe und Umsicht besorgte einbändige Auswahl, vom Verlag (Herder & Co., Freiburg i. B.) schön und gediegen ausgestattet, das gegebene Haus- und Familienbuch.

Vor kurzem ist Kolbenheyers Roman „Das Lächeln der Penaten" gekommen (München, Georg Müller). Man hatte seinem ersten modernen Roman nach dem Paracelsus mit Spannung entgegengesehen. Das Buch ist, wie alles von Kolbenheyer, innerlich reich und bedeutend, es ist der in die Inflationszeit verlegte Kampf eines Musikers um die äußere und künstlerische Existenz, daneben allerhand Zeitepisoden, die sich witzig lesen, Kindergespräche, die eine feine Kenntnis der kindlichen Seele verraten, im Rahmen des Ganzen nehmen jedoch beide zuviel Raum ein.

Die Erzählungen „Am fränkischen Grenzstein" von Karl Burkert (München, Bayerland-Verlag, geb. 3 M.) führen den Leser nach Niederfranken, in die Wörnitzgegend, wo sich schwäbische und fränkische Welt berühren und durchdringen. Burkert ist Volksschullehrer in Nürnberg, wurde während des Kriegs auf einige Sachen in Feldzeitungen hin 1918 aus der Front an die Pressestelle des großen Hauptquartiers geholt. Die 18 kurzen Geschichten zeugen von ausgesprochener Begabung, vor allem auch in sprachlicher Hinsicht. Es ist nur dringend zu wünschen, daß sich der Dichter durch den Erfolg nicht zum Vielschreiben verführen läßt.

Die Vergessenen. Hundert deutsche Gedichte aus dem 17./18. Jahrhundert, ausgewählt von Heinrich Fischer (Paul Cassirer): Paul Gerhard, Johann Klaj, Fleming, Gottfr. Arnold,

Logau, Opitz, Dach, Hofmannswaldau, Weckherlin, Philidor der Dorferer, Harsdörffer, Neukirch, Gryphius, Joh. Gg. Schoch, Günther, Hagedorn, J. E. Schlegel, Giseke, E. Ch. von Kleist, Lichtwer, Joh. Tim. Hermes, Eschenburg, Salis, Cramer, Hölty, Ramler, Thümmel, Schubart, Göckingk, die Karschin, Tiedge, Gemmingen, Klamer Eberhard Karl Schmidt, Fernow, Seume, Stolberg, Friedrich Ad. Kahn. Ich habe die Namen alle hergesetzt, um zu zeigen, wieviel unbekannte darunter sind. Der erste, der meines Wissens auf diese vergessenen Dichter hinwies, war Will Vesper, in Einzelausgaben, wie in der „Ernte"; eine Auswahl aus Gryphius hat Klabund besorgt; eine aus Günther hat Hermann Wendel veranstaltet; Hölty erschien in der Inselbücherei, Schubart bei Reclam, Goeckingk bei Langi; Stolbergs „Oden und Lieder" hat Theodor Haecker sehr schön ausgewählt. Die wichtigeren enthält auch Hermann Hesses schöne Auswahl „Lieder deutscher Dichter". Aber dieser neue Sammelband ist vor allem so wertvoll, weil er wirklich viele ganz und gar Vergessene enthält. Ich habe mich immer geärgert, wenn in deutschen Lesebüchern mit jeder neuen Auflage die Gedichte des 18. Jahrhunderts weniger wurden; die Kinder mögen sie erfahrungsgemäß lieber als die schönsten von Keller oder Storm, für die sie einfach noch nicht reif sind. Es tut einem leid, daß sich Fischer auf die Zahl hundert festgelegt hat. Die Sammlung ist so schön, daß es ruhig mehr sein dürften.

Die „Bayerischen Wanderbücher" des Verlags Knorr & Hirth (München) sind rasch und mit Fug beliebt geworden. Drei neue Bände liegen vor: Starnberger See und Würmtal, von Richard Paulus; Das Ammerseegebiet, von Dr. H. Blendinger; Das Isartal von München bis Tölz, vom verdienten Herausgeber der Sammlung, Alexander Heilmeyer. Was diese Wanderbücher zu so angenehmen Begleitern macht, ist, abgesehen von dem geschickten Format, der guten Ausstattung und dem geringen Preis, ihre Vielseitigkeit. Unaufdringlich teilen sie eine Menge mit über Geschichte und Kunst, Vorgeschichte und Erdgeschichte, Gegenwart und Vergangenheit, Ortsnamen, Ausflugsmöglichkeiten, Entfernungen. Die Bändchen sind auch mit Karten und Bildern geschmückt.

Für den Heimatfreund und Volkskundler von Wert sind die Niederbayerischen Sagen, gesammelt und wiedererzählt von M. Waltinger (Straubing, Ortolf & Walther). Die Bilder von V. Katzenberger sind nett, aber die Type der Überschriften der einzelnen Sagen ist mehr Reklame- als Buchtype; auch würde ich für die neue Auflage, die dem Buche von Herzen zu wünschen ist, ein wesentlich kleineres Format vorschlagen.

Hermann Hoser: Deutsche Spiele (Knorr & Hirth): ein famoses Buch, in dem alles zu finden ist: das Schussern der Jungen mit kleinen, und die Spiele der Erwachsenen mit großen Kugeln; die Kegelspiele (zu Seite 49: Figur 3 heißt auch „Schusterstuhl", Figur 8 und 9 das „Hemdknöpfl", die Eckkeile heißen „Saunagel"); Neck-, Lauf- und Haschspiele, Scherz-, Hüpf- und Hinkspiele, Blind-, Zieh- und Zerrspiele, Seilziehen, Springen, Staffel- und Barlauf, Drachen, Kreisel, Reifen, Stelzen, Messerln, Scheibenspiele (hier wäre außer Platteln und Eisschießen noch das Ziget zu nennen), Spiele mit dem kleinen Ball, Tennis, Trommelball, Usa, Schlagball, Spiele mit dem großen Ball, Grenzturm, Korbball, Wasserball, Schleuderball, Faustball, Fußball, Handball. 109 Abbildungen. Preis 5,50.

Sudetendeutsches Jahrbuch 1926 (Johannes Stauda, Augsburg). Ein wichtiger Sammelband, enthaltend Kunst und Wissenschaft, Politik und Wirtschaft, deutsche Arbeit in der tschechoslowakischen Republik. Interessant liest sich der Aufsatz über Kolbenheyers Zensurschwierigkeiten in Prag vor dem Kriege: diese Trottel!

Nette Bilderbücher: Wie's Tannenbäumchen ins Weihnachtsstübchen kam; Unsere Freunde die Tiere; Was ihr haben wollt; Das Märchen vom Schneider Schnirbelzwirn (J. F. Schreiber, Eßlingen und München; Preise 1,60, 2,20, 2,80, 3,20). Im besten Sinne altmodisch lieb und gemütlich, nicht so krampfig, wie viele neue Erscheinungen dieser Art.

Rosenheim. Josef Hofmiller.

Redaktionell abgeschlossen am 18. Dezember 1926
Herausgeber: Paul Nikolaus Cossmann in München. — Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Arthur Hübscher in München. — Druck- und Buchbinderarbeiten: R. Oldenbourg, München. — Papier: Bohnenberger & Cie., Niefern bei Pforzheim.

Heimat und Volk

Es hat Zeiten gegeben, in denen eine tiefe Schicksalsnotwendigkeit die deutsche Literatur an das Schicksal des deutschen Volkes und des deutschen Geistes band. In solchen Zeiten war die Dichtung höchster Ausdruck des nationalen Gesamtwillens, repräsentativ für die nationalen Leistungen und Aufschwünge, zielsetzend für die Abstürze und Verwirrungen; der Dichter Mittelpunkt der treibenden Kräfte, Führer seines Volkes, Wegweiser des Aufstiegs und Rufer aus dem Niedergang. Unsere Zeit steht unter der Herrschaft anderer Tatsachen. Es ist eine Selbsttäuschung mancher Schriftsteller, in deren Werken sich die Bewegungen der Zeit widerspiegeln, wenn sie meinen, sie führten die Zeit so wie Wieland, Herder, Schiller sie geführt haben. Wir haben es erlebt, wie unsere Literatur nacheinander Sammelbecken französischer, nordischer, russischer Einflüsse wurde, Tummelplatz weltanschaulicher, sozialer und politischer Auseinandersetzungen vom Naturalismus bis zum Sozialismus, Kommunismus und Pazifismus und wie sie schließlich noch von den Fluten eines ungewaschenen Welt- und Menschheitsgefühls östlicher Prägung überschwemmt wurde, während die letzten Reste des einst Maßgebenden allmählich in abseitige und teilweise sonderbare Formen eingegangen waren: in die versponnene Enge einer belanglosen Heimatkunst, in die Verblasenheit eines weltfernen Ästhetentums, in die Rhetorik patriotischer, religiöser und moralisch aufklärender Tendenzdichtungen. Man mag über künstlerische Qualitäten sagen, was man will, der Weg von Gottfried Keller zu Paul Keller, von Geibel zu George, von Hebbel zu Adolf Bartels ist der Weg einer bemerkenswerten Einengung der dichterischen Wirkung, und wenn unter Wert Verpflichtung für das Ganze zu verstehen ist, dann jedenfalls hatte diese moderne Dichtung keinen Wert mehr für das Ganze des Volkes. Tatsächlich ist das Schaffen des Dichters für die Allgemeinheit längst gleichgültig geworden, Angelegenheit von Ästheten und Parteileuten, kurz Angelegenheit von Menschen, die nicht Kunst suchen, sondern Tendenz.

Wenn das schöngeistige Element seit Kriegsausbruch aus den S. M. fast gänzlich verschwunden war, so natürlich deswegen, weil die schweren Zeitläufte andere Aufgaben stellten. In anderem Licht gesehen heißt dies aber, daß die Erkenntnis und Lösung dieser Aufgaben auf literarischem Weg nicht wesentlich mehr gefördert werden konnte, daß die literarischen Möglichkeiten schon jenseits der Sphäre lagen, wo um das Wirkliche und Eigentliche gelebt und gerungen wurde. Unsere Zeit hat kein Werk hervorgerufen, das auch nur entfernt an die zündende, einigende Kraft der Flugschriften Arndts oder an die richtunggebende, klärende Gewalt der Reden Fichtes an die deutsche Nation heranreichte.

Nach einem beispiellosen Zusammenbruch, der doch auch als letzte äußere Besiegelung einer längst eingeleiteten Entwicklung gelten muß, ist es die schwere Aufgabe dieser Blätter geworden, dem unselig in Theorien und Phantastereien verstrickten Volk immer aufs neue die nur halb geahnte Wirklichkeit zu zeigen, mit allen Abgründen von Öde, Verlorenheit und Niederbruch, mit zahllosen Irrwegen und mit tausendfältigen Mahnzeichen des Verfalls, aber auch mit den Ansätzen eines neuen Werdens, eines Willens zu Aufbau und Gestaltung besserer Zukunft. Auch für uns ist es leichter und angenehmer, den Trost zu sagen, statt des Trostlosen.

Darin liegt die Berechtigung dieses Heftes, das noch vor fünf Jahren unmöglich gewesen wäre. Wir konnten in „Meisterwerken der russischen Erzählungskunst" (Februarheft 1921, mit einer Einleitung von Thomas Mann) und in „Meisterwerken der italienischen Erzählungskunst" (Novemberheft 1921, ausgewählt und eingeleitet von Karl Voßler) das russische, das italienische Gesicht vergegenwärtigen. Aber wir hätten damals kaum in einer Auswahl zeitgenössischer deutscher Dichtung das deutsche Gesicht erkennen mögen. Das ist heute in etwas anders geworden, und aus der Einsicht, daß es anders geworden ist, haben wir unseren „Deutschen Erzähler" geschaffen. Es handelt sich nicht darum, die ersten Fettaugen von einer langsam verbrodelnden Wasser- oder Schleimsuppe abzuschöpfen, eine beschränkte Auswahl von Arbeiten zu bieten,

die vielleicht einmal dem bleibenden Bestande der deutschen Literatur beigezählt werden könnten, sondern für eine neue künstlerische Gesinnung zu zeugen, die uns alle angeht, für eine Wendung, die noch einmal die deutsche Literatur als wirkende Kraft am Gesamtschicksal der Nation erscheinen läßt. Langsam und in der Stille ist eine Dichtung herangewachsen, die wieder nationale Verpflichtung im besten Sinne in sich trägt: nicht als neue Richtung unter vielen anderen, nicht als Ziel und Programm der heute Zwanzigjährigen, denen die Zweiundzwanzigjährigen schon veraltet und reaktionär dünken; sondern als organische Wiederkehr der Formkräfte, wie sie von jeher für das Beste und Eigentlichste der Völker zeugen konnten und der Zeiten. Diese Kunst steht den Ismen fern, sie ist nicht organisiert in einer Gruppe, einem Bunde, einer Schule, um eine Zeitschrift, sie geht aus allen Landschaften, aus allen Lebenslagen und Lebensaltern hervor. Ihr Wesen drückt sich darin aus, daß sie aus zweifelhaften Fernen der Menschlichkeit in die naturgegebenen Bindungen zurückgekehrt ist, und daß sie andererseits sich vom Beschaulichen, in sich Gekehrten, von der Selbstzufriedenheit der reinen Zustandsschilderung und des in sich beschlossenen Schicksals entfernt hat; wohl ist sie aus der Heimatkunst älteren Stils hervorgegangen, aber sie strebt aus der Enge dieser Heimatkunst in weitere Zusammenhänge, stellt im Einzelnen das Allgemeine dar, im Individuellen das Verpflichtende, im landschaftlich Gebundenen das Gesamtdeutsche. So wenig die Menschheit ihr Nährboden sein kann, so wenig auch irgendwelche örtliche Umgrenztheit und Beschränktheit; vielmehr die in den Urzusammenhängen zwischen Gott, Natur und Mensch neu begriffene und erlebte Volkheit.

Niederdeutsche Landschaft schafft den Rahmen für das Werk Hans Friedrich Blunck: Heide und Moor, gärende Nebel und Seesturm. Früh wird sie mit geschichtlichen und vorgeschichtlichen Vorgängen und Gestalten erfüllt und in größere Zusammenhänge gerückt. Gewiß: wenn die große Romantrilogie aus der niederdeutschen Geschichte bereits den gewaltigen Versuch einer Umsetzung der Geschehnisse ins Märchenhafte unternimmt und wenn die letzten großzügigen Erneuerungen nordischer Sagenwelt in den Bahnen der Edda und des Ossian zur Enthüllung der ewig lebendigen mythischen Kräfte des Volkstums vordringen, so hat man bei aller Zustimmung doch immer noch das Gefühl eines Umwegs. Nach den eigenen Worten des Dichters gehen der „Streit mit den Göttern" (die Geschichte Welands des Fliegers) und „Der Kampf der Gestirne" auf eingehende Beschäftigung mit der Vorgeschichte zurück, sind also immerhin mit Bildungsgut belastet. Doch während der Arbeit am „Berend Fock" flossen bereits „aus Erinnerungen und dem Schatz naher und nächster Überlieferung, der sich mit dem Wachsen in einem geschlossenen Volkstum auffammelt" die ersten niederdeutschen Märchen, von denen heute drei Bände, zwei hochdeutsch und ein plattdeutsch geschriebener, vorliegen. Sie bedeuten in ihrer Gesamtheit den Durchbruch der seelischen Urgewalten in die Gegenwart, die Schaffung eines neuen Naturmythos, wie er im Besten aller deutschen Volksdichtung und in den großen Mystikern gelebt hat. Dieser Mythos erfüllt Haus und Garten, Tümpel und Sandgrube, unterwirft sich mit herrischer Gewalt die Welt der modernen Technik, Maschinen und Eisenbahnen, Schiffe und Kohlenlager. Überall stößt man auf die dämonisch rätselvollen Naturwesen, Über- und Unterirdische, Klabauter, Rullerpucker und Wasserkerle, Brunnenmänner und Holzweiber, kluge Frauen und verständige Tiere. In dieser Märchenwelt ist nichts kunstmäßig Erdachtes, sie bedarf keiner geschichtlichen oder mythologischen Maske, da sie unmittelbar dem Wesen von Volk und Landschaft entwachsen ist. Und darum muß alle Nachformung des Vergangenen uns ferner und fremder bleiben als diese Verlebendigung und Sinndeutung heutiger Lebensformen aus ihren Ursprüngen, die schicksalsformend aus der Vergangenheit in uns wirken und in die Zukunft weiter wirken werden. Die hier zum erstenmal gedruckte Erzählung „Die Wiedewitte", die Blunck selbst als seine reifste und technisch vollendetste Arbeit ansieht, bedeutet eine weitere Etappe in dieser Richtung.

Auch bei Manfred Hausmann wird niederdeutsche Landschaft in eine seelische Haltung umgesetzt. Aber wie seine Landschaft heller und freundlicher ist als die Blunds, so reicht auch seine seelische Haltung nicht in düster gewaltige, heroische und mythische Bereiche, sondern in kindlich

leichte, unbekümmerte und unberührte. Frühling, junge Birken, blühender Schlehdorn und Lerchensang und gelegentlich auch Frost und Märzregen, in solcher Umwelt wachsen Kinder und junge Menschen mit dem Reichtum erster Erlebnisse und manchmal auch erster Enttäuschungen. Sie erleben Frühlingsfeier, Jahrmarkt, Puppenspiel und Orgelmann, Nachklänge aus der Welt Theodor Storms, und in Kinderreim und Volkslied etwas von einer überkommenen, sanften und silbrigen Märchenwelt, das Irrationale alles Menschentums in freundlicher Verklärung. So ist das menschliche Geschick im Grunde immer wieder letzte Steigerung und Sinndeutung des Landschaftlichen aus weiteren, allgemeineren Kräften.

Vielleicht kann für die Wege der neuen Dichtung am besten ein Vergleich der Beiträge von Hausmann und von Meinrad Lienert zeugen. Unseren älteren Lesern ist der Schweizer Heimatdichter als Verfasser der entzückenden Kindergeschichte „Das blaue Wasser" (Augustheft 1912, S. 505) und der Erzählung „Hol' über" (Augustheft 1914, S. 627) bekannt. Es ist etwas Herbes und Trotziges, Abweisendes und Fremdes in seiner Kunst, und die scharfe Realistik, die echte Lokalschilderung, die ausdruckskräftige Sprache würden ihn kaum über die Ebene der älteren Heimatkunst erheben. In örtlich nicht mehr gebundene und überzeitliche Bereiche weist er, wo Landschaft und Menschen einer allgemein gültigen seelischen Haltung unterworfen sind. Es ist kein Zufall, daß Lienert von Erzählungen allgemeineren Gehalts schon bald zur Kindergeschichte oder doch zur Geschichte des jungen Menschen übergegangen ist. Das bedeutet die Einbeziehung der Motive und Gestalten in einen größeren, einheitlichen Kreis, bei der auch das Herbe und Trotzige eine versöhnende Note erhält. Man kann den Unterschied in einer Verschiedenheit der Erlebnisgrundlagen sehen. Wenn dem jüngeren Dichter die Landschaft persönlich bedingter Anlaß ist, sein überlandschaftliches Erlebnis auszusprechen, so ist sie für den älteren die fest umgrenzte Grundlage seines Schaffens, die für Augenblicke in Einklang mit einer allgemein menschlichen Seelenlage zu setzen war.

Es ist bezeichnend für die neue Dichtung, daß sie gerade vom Grenzlanddeutschtum, dem besten, innerlich stärksten Teil des Deutschtums von heute, Kraft und Antrieb empfängt. So reichen der Ostpreuße Ernst Wiechert, dessen Legenden „Heinrich der Städtegründer" (Oktoberheft 1925) und „Die Legende vom letzten Walde" (Dezemberheft 1925) unseren Lesern bekannt sind, der Schlesier Will Erich Peuckert, die Deutschböhmen Kolbenheyer und Watzlik, von denen der letztere in diesem Heft mit einem kennzeichnenden Beitrag vertreten ist, über den seelischen Bereich ihrer Landschaften heute schon ebenso hinaus wie der Kärntner Josef Friedrich Perkonig, der am deutlichsten den Weg aus der Welt zur Heimat und von der Heimat zum Volk erkennen läßt. Das Echo der Weltereignisse hallt machtvoll in seinem Erstlingswerk „Die stillen Königreiche" nach. Das „Trio in Toskana" aber führt die in Trotz und Unrast heimatlos Gewordenen still zur Heimat zurück, und nun ringt das Heimaterlebnis im Werk des Dichters um ständige Neugestaltung und Vertiefung. Es taucht in die mythischen Geheimnisse von Mensch und Umwelt in den Novellen „Maria am Rain". Es wird Kampfruf in den Darstellungen des Kärntner Freiheitskampfes („Heimsuchung", „Heimat in Not", „Das Volk steht auf"), Beschreibung schließlich und still nachforschender Gedanke in den beiden schönen Heimatbüchern („Kärnten", „Landschaft um den Wörthersee"). Nach solcher Vorbereitung zeigen die ländlichen Novellen „Dorf am Acker" den Dichter zum erstenmal als Gestalter von großem Ausmaß. Seine Bauern sind nicht mehr von außen gesehen, weder nach äußeren Maßstäben idealisiert, noch naturalistisch abgezeichnet. Sie sind aus ihren inneren Triebkräften her gedeutet, aus dem Metaphysischen, das in ihnen lebt, aus der rätselvollen seelischen Urmacht, die in dumpfe, kantige und manchmal sonderbare Formen eingegangen ist und aus der doch allein die lebendige Beziehung wächst. Das sind nicht mehr Menschen, die man wie Sehenswürdigkeiten fremder Länder oder Städte betrachtet, das sind irgendwann immer wir selbst mit unseren Sehnsüchten und Leiden, mit unserer Gegenwart und unserem Erbe an Vergangenheit[1]).

[1]) Eine größere Erzählung des Dichters „Der schmerzliche Abend" werden unsere Leser demnächst kennen lernen.

Wir schließen mit einem Wort aus Kolbenheyers letztem Werk „Das Lächeln der Penaten", das für die alte Frage nach dem Wesen von Dichtung und Kunst die Antwort des neuen Erlebnisses gibt: „Nur der ist ein Künstler von Gnaden, der die Kunst aus den Menschen ruft, der die verschlossene Kunst der Menschen aufwachen läßt. Die Kunst lebt nicht im Schaffen, sie lebt im Geschöpf."

Die Werke

Hans Friedrich Blunck (geb. 3. 9. 88 in Altona): Anefangsklage 1912; Die Zukunft Macedoniens 1912; Nordmark, Balladen 1912; Feuer im Nebel, Nn. 1913; Der Ritt gen Morgen, R. 1915; Belgien und die niederdeutsche Frage 1915; Totentanz, R. 1916 (G. Westermann, Braunschweig); Sturm überm Land, G. 1916 (E. Diederichs, Jena); Der Wanderer, G. 1920, Die Frau im Tal, Schsp. 1920, Trilogie aus der niederdeutschen Geschichte: Hein Hoyer, 1922, Berend Fock, 1923, Stelling Rotkinnsohn, 1924 (G. Müller, München); Streit mit den Göttern, R. 1925, Von Klabautern und Rullerpuckern, Von klugen Frauen und Füchsen 1926; Bun wilde Keerls in'n Brook (plattdeutsche Märchen) 1926, Kampf der Gestirne, R. 1926 (E. Diederichs).

Manfred Hausmann (geb. 10. 9. 98 in Kassel): Die Frühlingsfeier, N. 1924, Orgelkaporgel, N. 1924, Jahreszeiten, G. 1924, Lilofee, dr. Fragm. in Die Schatzkammer, nordd. Jahrb. 1925 (C. Schünemann, Bremen).

Meinrad Lienert (geb. 21. 5. 65 in Einsiedeln, Schweiz): Jodler vom Meisterjuzer 1893, Geschichten aus den Schwyzerbergen 1893; Erzählungen aus der Urschweiz 1895; 's Mirli 1896 (Huber, Frauenfeld); Der letzte Schwanauritter 1896; Geschichten aus der Sennhütte 1899; Die Wildleute 1901, Der Strahler 1902 (Orell Füßli, Zürich); Die Immergrünen 1904 (H. R. Sauerländer, Aarau); Das war eine goldene Zeit! 1907, 's Heiwili 1908 (Huber); Dur d' Stuude us! 1908; Wänn's dimmered 1908; Der Pfeiferkönig 1909 (Sauerländer); Das Bergspieglein 1910, Das Hochmutsnärrchen 1911, Bergdorfgeschichten 1913 (Huber); 's Schwäbelpfyffli 1913 (Sauerländer); Schweizer Sagen und Heldengeschichten 1914 (Levy u. Müller, Stuttgart); Der jauchzende Bergwald 1915 (Huber); Drei altmodische Liebesgeschichten 1916; Der Weihnachtsstern (Schweiz. Krippensp.) 1917, Das Gesichtlein im Brunnen 1917 (Huber); Zürcher Sagen 1918, Frohfarbenfähnlein 1918 (Huber); Die schöne Geschichte der alten Schweizer 1919; Der Ahne, Dr. 1922 (Sauerländer); Hansjörlis Fahrt nach dem Zauberwort 1922, Die Schmiedejungfer (Neuausg. aus d. Bergdorfg.) 1923, Das Ruhebänklein 1924, Auf alten Scheiben 1925, Das Mark im Bergholz 1926 (Huber).

Hans Watzlik (geb. 16. 12. 79 in Unterhaid): Im Ring des Ossers, Nn. 1913, Der Alp, R. 1914, Phönix, R. 1916 (L. Staackmann, Leipzig); Von deutschböhmischer Erde, Erz. G. 1916; O Böhmen, R. 1917 (Staackmann); Adalbert Stifter, Ess. 1918; Die Abenteuer des Florian Regenbogner, N. 1918; Zu neuen Sternen, G. 1919; Aus wilder Wurzel, R. 1920 (Staackmann); Wermuter, N. 1921, Der flammende Garten, G. 1921, Schloß Weltfern, R. 1921 (Gebr. Stiepel, Reichenberg); Böhmerwaldsagen 1921; Fuxloh, R. 1922 (Staackmann); Einöder, N. 1922, Firleifanz, G. 1922, Die Reise nach Ringolay, R. 1923 (Stiepel); Der Dullhäubel, Erz. 1924; An Gottes Brunnen, Leg. 1924 (Staackmann); Ungebeugtes Volk, Nn. 1925 (Reclam); Das Sankt Martinihaus, Vst. 1925 (Stiepel); Im Berggärtlein, Erz. G. 1925 (P. Sollors N. Reichenberg); Mein Wuldaland, G. N. Ess. 1925 (Böhmerwaldmuseum Oberplan); Stilzel, der Kobold des Böhmerwaldes, 1926 (E. Diederichs); Ums Herrgottswort, R. 1926 (Staackmann); Sankt Gunther in der Wildnis, Leg. 1926 (Kösel u. Pustet); Rodflat, Walpurgissp. 1926 (Bühnenvolksb. Berlin); König Eginhard v. Böhmen 1926 (Schaffstein, Köln); Nordlicht, nord. Sage 1926 (Blaue Blume V. Kukus a. Elbe).

Josef Friedrich Perkonig (geb. 3. 8. 90, Ferlach in Kärnten): Die stillen Königreiche, R. 1917, Maria am Rain, N. 1919, Trio in Toskana, R. 1920 (Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart); Heimsuchung, Dr. 1920 (Österr. Schulbücherverlag, Wien); Heimat in Not, 1921 (Ferd. Kleinmayr, Klagenfurt); Komödie, Erz. 1923 (Eugen Salzer, Heilbronn); Liebe, Leid und Tod, N. 1923 (F. Kleinmayr); Siebenruh, N. 1925 (Reclam); Kärnten, ein Heimatbuch 1925 (Fr. Brandstetter, Leipzig); Das Volk steht auf, 1925 (A. Hartleben, Wien); Landschaft um den Wörthersee, Essays 1925 (A. Kollitsch, Klagenfurt); Schubert, Hendl und der Birnbaum, N. 1925 (Einzelausgabe aus Maria am Rain, Kistner und Siegel, Leipzig); Dorf am Acker, ländliche Novellen 1926 (C. H. Beck, München); Der schmerzliche Abend, N. 1926; Dezember, N. 1926; Bergfrühling, R. 1927.

Die Wiedewitte

Von Hans Friedrich Blunck

Im Frühling hatte ich angefangen, Herr Doktor! Ich hatte gutes Wetter, war verteufelt froh, daß ich die Stadt hinter mir hatte, und war mit dem kleinen Blockhaus, mit dem jeder Siedler beginnen sollte, in einigen Wochen fertig. Was dann kommt, nimmt meist mehr Zeit, — den Brunnen ausschachten, den Schafstall schlagen und besseres Geschirr anschaffen, für das ich mir das Geld im Taglohn unten beim Förster verdienen mußte. Viel war's nicht, was der gab, aber es reichte doch, um einiges zum Winter einzukaufen und was Kleines in den Stall zu holen. Mit den Tieren zog auch bald so 'ne kleine Rotmütze oben bei mir ein. — Sie hörten wohl einmal davon! Meine Mutter hatte es mir beigebracht, die Art zu sehen.

Mein Stück hier oben am Iseloh kriegte ich von der Landschaft, die einige vermoorte Wiesen für Siedler billig angekauft hatte. Es war kein leichter Anfang, und außer mir hat sich nur noch einer herangewagt, der sich's weiter nach Westen ausgesucht hat. Sonst war neben einem Kuhhirten, der im Sommer auf den alten Weiden hauste, der Förster der einzige, den ich zu sehen bekam. Der Wald ist unwegsam und schier ohne Ende, ein wilder sumpfiger Forst, und das nächste Dorf beginnt hinter der Heide wohl eine Stunde weit.

Na, mir war es recht, ich war ja fortgegangen, um allein zu sein, und wenn's in den ersten Wochen mitunter noch schwer fiel, eines Tages schnappt etwas in uns um, und man kann's gar nicht anders mehr brauchen.

Aber da erzähle ich mehr von mir, als ich darf, ich will bald von dem andern beginnen.

Der erste Sommer war rasch vorbeigegangen. Die Stare sammelten sich schon und schwirrten wie Regenschauer über mich weg. Der Hamster grub sich tiefer, und am Sandberg unter den Birken standen die roten Kronsbeeren. Ich mag die gern und habe einen Tag lang die grobe Arbeit beiseite gelassen und mir einige irdene Gefäße damit vollgefüllt. Es brachte mir überhaupt viel Spaß, zum Winter gut vorzusorgen. Kleine Pilze hatte ich mir schon mehrere Säcke voll getrocknet, die alten Weiden standen ja jeden Morgen dick und weiß. Und von den dicken wilden Rüben in den Moorrändern hatte ich fast eine Miete voll für meine Tiere. Das war eine gute Abwechslung im Werk nach dem schweren Grabenausschachten.

Bei jenem Pilz- und Wurzelsuchen ist es mich dann zum erstenmal überkommen, — aber das will ich so genau wie möglich erzählen.

Der Förster war mittags vorbeigekommen und hatte gefragt, ob ich vor Frühgrauen nichts gehört hätte. Nein, sagte ich, was es denn wäre — ich habe einen gesunden Schlaf und bin nicht bange. Es war aber wohl etwas, das er nicht gern aussprach, er sah mich wunderlich an, fragte nach meinen Tieren und meinte so nebenbei, ich müsse mir bald ein Weibsbild suchen, um ihm wieder bei der Arbeit zu helfen. Dann ging er, anders, als ich ihn sonst kannte.

In der folgenden Nacht regnete es stark, ich wurde vom Wind geweckt. Dabei fiel mir das Wort des Försters ein und etwas Sonderbares, das eben in meinem Traum gewesen war. Ich wartete eine Weile und wurde müde. Gerade wollte ich die Augen schließen, da hörte ich wieder, — oder war ich schon im Halbschlaf, — hörte etwas wie eine kleine Glocke langsam vor meiner Tür vorbeitragen. Ich erschrak so sehr, daß ich aufstand und Feuer nachlegte. Es wird ein Grünspecht gelockt haben, sagte ich laut, legte mich wieder, hielt aber die Augen offen.

Es kam nichts mehr, der Morgen graute bald. Vom Wald lachten die ersten Tauben, Kiebitze umschrien ein Tier, das sich den Waldrand entlang suchte.

Als es hell war, lief ich im Grau zur alten Kuhweide, holte mir eine Handvoll kleiner schneeweißer Wiedewitten, so nennen wir die Weidepilze, und wollte gerade zufrieden um-

kehren, um sie mir zuzubereiten. Da stolperte ich über einen Erlenstrauch und vertrat mir den Fuß oder meinte es zu tun. Und im gleichen Augenblick sah ich drüben eine andere suchen, einen Korb im Arm, den sie füllte.

Sie lief wohl hundert Fuß vor mir her durch den Morgendampf, der vom Wald herüberschwögte; kaum war erkenntlich, wer sie sei, noch wie sie sich trug. Ich war so verdutzt, ein Jahr bald hatte ich kein Weibsbild mehr gesehen, — ich begann wie ein Schulknabe zu traben, um sie einzuholen, so neugierig war ich auf ein Gesicht, ich, der den Menschen hatte entlaufen wollen.

Aber kaum hatte ich einige Schritte getan, war es, als erschreckte sie über mein Stampfen, oder der Nebel würde jäh klumpig herübergetrieben. Sie wollte sich umwenden, das sah ich noch, dann versank, was ich eben mit leibhaftigen Augen gesehen hatte, wie gläserner Spuk aus meinem Gesicht. Ich war erbost über die Pilzdiebin oder töricht vor Neugier, ich lief hinterdrein, streckte die Hand aus und rief in den Dampf, der mich dicht wie Reis umrann. Niemand antwortete indes. Selbst das Echo, das der Wald sonst in vollem Schall wiedergibt, schwieg.

Angst überlief mich, Erstaunen, wohin mich die wenigen Schritte gebracht haben mochten. Es war, als sei ich eben in etwas Fremdes, Unbekanntes hinübergesprungen, furchtweckend und doch irgendwie geheimnisvoll erregend. Die Magd, — „He," schrie ich in Furcht und verdutztem Wundern, „hehe, wo bist du?"

Mein Fuß war so schwer, daß ich ihn kaum zu tragen wußte. Es schwoll und ebbte im Grau, gespenstisch schienen Fremde vorbeizuschwanken, Stimmen zu wechseln, kleine Schellen zu läuten. „Es gibt keinen Spuk", schrie ich schallend, ich mußte meine eigene Stimme hören, um Mut zu behalten.

Dann drückte die Sonne den Nebel tiefer, es wurde ein helleres Rinnen um mich hin, in dem der Spuk verwehte. Jäh stand ich im frühen Tag, begriff nicht, was mich eben noch gefangen hatte, und schalt mich Tropf und Tor, wie man über einen Traum lacht und sich erlöst besinnt. Der Wald stand leibhaftig, die Eiche einsam in der großen Lichtung und ungeheuer die Buchen und roten Kieferstämme, die bis zum Himmel im Wind hin und her wallten. —

Ich habe, glaube ich, noch nicht erzählt, wie ich mein Haus gebaut hatte. Ich hatte mir diese trockene Sandhöhe im Moor ausgesucht, eine, wie sie sich am Iseloh weit entlangziehen und von alten Gletschergeschieben herrühren, sagt der Förster. Die Höhe gehört mir, das heißt zu dem Acker, den man mir zugemessen hatte, es standen genug junge Kiefern darauf, um mir das Holz zur Hütte zu geben, und wenn Sie vielleicht meinen, daß es Verschwendung ist, mit ungeschnittenen Stämmen zu bauen, will ich Ihnen sagen, daß die Sägemühle weitab und der Fuhrlohn höher gewesen wäre als mein halber Sommerverdienst. So habe ich mir das Haus denn gleich zu Anfang roh, aber gut gezimmert, wie es noch steht, hab' es gedichtet und mir eines Sonntags einen Herd auf einem Schubkarren drei Stunden vom nächsten Krämer herübergefahren. Da hatte ich alles, was ich wollte, ist es nicht so?

Not hatte ich nicht in jenem Sommer und Herbst. Erst waren da die Beeren und Bohnen, von denen ich einen guten Acker voll hatte, dann Kartoffeln, Schafmilch und allerhand Wasservolk mit Flügeln und Flossen, — es lief mir so unter die Hände beim Ausschachten. Und als den Förster die Wildenten verdrossen, ließ ich es nach um der guten Nachbarschaft willen, die Gräben und Tümpel waren auch überreich an Silberkarauschen und von den Fischteichen herüber an Schleien, die sich in ihren verliebten Tagen aufs Ufer treiben. Am besten aber ging's mir vom Spätsommer ab mit den Pilzen, von denen ich, ich will mich nicht rühmen, an die vierzig, fünfzig Arten von meiner Mutter her kenne. Wissen Sie, Herr Doktor, da gibt es Leute, die lassen sich kostbare Dinge von Rußland her und noch weiter übers Meer kommen, zahlen einen Tagesverdienst für eine Hummerschere oder dergleichen und wissen nicht, daß die besten Leckerbissen für unsere Zungen in den Wäldern und auf den Wegkanten

wachsen. Jetzt denken Sie vielleicht, daß ich doch kein solch Wilder bin, nicht wahr? Ach, wüßten Sie, was der Wald für einen echten Feinschmecker bergen kann, vom Butterpilz an den Graswegen bis zur faustschweren Glucke im Holz, von der Morchel auf den verlassenen Meilern zur Trüffel im Weißmoos und den zahllosen Wiedewitten auf den alten Weiden. Tiere wissen besser Bescheid damit als wir, mir fällt ein, Dachse und Bärinnen sollen wild auf die Art von Naschwerk sein. Aber wie komme ich darauf, — ich wollte sagen, wie ich hier hause und wie ich's mir eingerichtet habe, — nicht schlecht, sag' ich Ihnen, und wäre das andere nicht gewesen, ich wüßte nicht, was man Besseres vom Leben hätte erwarten können.

Es vergingen nach jener absonderlichen Herbstfrühe, von der ich vorhin erzählt habe, auch einige Wochen, ohne daß wieder etwas Wunderliches geschehen wäre. Die wilden Gänse kamen zwar so zahlreich, daß es mir unheimlich wurde, es heißt ja, daß sie nicht immer in unsern Wassern bleiben, sondern abends über die „Brücke" fliegen, — na, ich merke, Sie wissen Bescheid, von welcher Brücke ich spreche. Es war auch so, daß ich oft meinte, Rufe von Tieren oder Nachbarn zu verstehen, aber wer glaubt an etwas wider die Vernunft? Es ist doch so, Herr Doktor, daß wir in der Schule gelernt haben, Märchen seien für Kinder und alte Weiber da. Mich dünkt, wir haben uns selbst damit manchen Zugang abgeschnitten, schließlich kommen wir mit allem Verstand doch nur auf unserm eigenen Weg voran und müßten doch wissen, was im Busch neben uns und auf den vielen andern Wegen noch für Geheimnisse und wunderliche Gesichter sind. Ich meine wahrhaftig, wir sind nur ärmer geworden, — aber das geht Sie nichts an, ich will Ihnen meine Geschichte weiter erzählen. Als da heut früh ein Fremder am Wald entlang kam, hätte ich ihn am liebsten weggebissen. Aber nun, wo Sie sagen, daß Sie ein Doktor sind, können Sie mir vielleicht doch etwas gegen meine sonderbare Blindheit sagen und, wie es kommt, daß ich im Wald das Gesicht verloren habe. Zeit haben Sie doch, es wäre schade, wenn ich mich beeilen müßte.

Die fremden Stimmen waren das einzige, was sich in der Zwischenzeit wiederholte, sie könnten das Blut gefrieren machen, ich bin oft in der Frühe mit dem offenen Messer ausgegangen und habe zur Nacht die Tür festverrammelt. Ich habe den Verdacht, daß der Förster auch irgendwie darum wußte, er trat meist schon bei meinem Nachbarn nach Westen zu aus dem Wald, wenn er sein Revier abschritt. Er fragte mich auch jedesmal, wie ich die Einsamkeit aushielte, und sah mich dabei so wunderlich an, als wenn er etwas zu beichten hätte. Sie müssen wissen, Herr Doktor, daß ich als Junge eine gute Schule besucht hatte, er fühlte sich mir deshalb etwas näher und kam in der ersten Zeit öfter längs. Aber als er so gar nichts herausbrachte und wohl merkte, daß doch wohl etwas gewesen sei, blieb er aus. Einmal sagte ich im Scherz zu ihm, mir käme es so vor, als hätten sie hier eine Bärin vergessen, — warum ich Bärin sagte, weiß ich heute nicht. Er schüttelte mitleidig den Kopf. In unserm Land gäbe es keine Bärinnen mehr, sagte er lauernd. Was sollte ich sagen? Er hatte ja recht in seiner Art. Sollte ich mich lächerlich machen?

Dann, ich glaube, es war ein Tag, nachdem ich mit dem Förster darüber gesprochen hatte, ist folgendes geschehen, von dem das vorhin Erzählte gewissermaßen der Vorspuk war.

Ich war nach der Arbeit noch einmal ausgegangen, um Champignons zu suchen oder Wiedewitten, wie man sie hierzulande nennt. Es hatte geregnet, die graue Bläße der Salweide und der schwere Erlbusch tropften in das faulige Gras. Die Adlerfarne am Wege waren vom Wetter niedergeschlagen, und die brüchigen Flechtenreiser knackten und sprangen laut unter meinen Schritten. Als ich durch das Brombeerfeld kam, das die alte Kuhweide so rot vermauert, wollte die Sonne durchbrechen, aber der Nebel trieb zu stark und überschwemmte die Helle wieder. Er stand auch in Röhren und Wirbeln im Hochwald, so daß die Krähen die kalte Nässe ausschrien und es in den Brombeeren Schritt für Schritt von Tieren raschelte, die sich drin verbargen.

Welche Jahreszeit es war? Ich sagte eben, es waren Herbsttage, die nach meinem Bauernkalender vom Brachmonat in den Monat Gilbhart führen. Die Wiedewitten waren spät

gekommen und blieben lange. Vielleicht sage ich Ihnen gleich: Von Pilzen, die Traummacher sind, esse ich nicht, keinen Täubling, und Sie wissen, welche ich meine.

Ich war nun im Buschfeld ein wenig abseits geraten auf einen Weg, der in den Hagen führt und zwischen zwei Moortümpeln endete. Waldsümpfe haben so unheimliche Farben, so grell sind ihre Gräser, so wüst Schilfe und Katzenkolben und zwiefach schwarz ihr Wasser.

Ich hörte das Schnattern einfallender Vögel in ihrer Tiefe, die auf fremde Fragen zu antworten schienen. Eine Graugans scheuchte schnatternd vor mir her, so daß ich sie greifen zu können meinte. Aber der Sumpf spottete nur, wo ich folgte, er schien an allen Seiten Augen und Ohren zu haben und mich anzustarren und zu verfolgen. Wütend wurde ich, lief dem Tier mit einem Stein von Bult zu Bult nach und stand auf einmal in tiefer mooriger Unwegsamkeit, bei dunkelndem Licht und wild lärmendem Nachtgetier.

Die Graugans war außer Wurfweite, sie wartete mit hängenden Flügeln breit und böse rufend drüben. Ich suchte umzukehren, wußte aber nicht, woher mein letzter Sprung geraten war, es war nur quellendes Moorwasser rundum, faulig morscher Busch und jenes aus sich selbst leuchtende übergrüne Glühen der Moose und Sumpfgräser.

Dämmern von oben und schlimmes Wasser von unten. Da stand ich nun. Sonderbar nur, als ich den Sumpf vor meinen Füßen recht überspähte, sah ich unter Wildapfel und Vogelkirsche einen alten, halbversunkenen Damm vor mir, der sich schräg hinzog. Mehr noch, ein verfallenes Mauerwerk und drei Stufen waren vor mir, nur einige Schritte voraus, — wunderlich genug, drei alte Steinstufen, ausgetreten und noch jüngst begangen, wie ich am Moos sah. Neugierig, zufrieden, daß ich festen Boden hatte, schritt ich hinüber, eins, zwei, drei, vier Stufen waren es. Ich kam wirklich auf festes Land, freute mich, daß die Gefahr vorbei war. Aber ich merkte zugleich, daß ich in einem unbekannten Hagen war, den ich irgendwie längst erwartet hatte und an den ich doch nicht glauben wollte. Er war höher und wilder als der Iseloh, der Duft war stärker als eben, ein wenig brennend und doch beschwingend. Ja, es war, als wiche eine Müdigkeit von mir, ich vergaß die Tracht, die ich vorm Moor hatte liegen lassen, ich sah einen See durch die Bäume, — oder war's schon das Mondlicht auf Nebeln? — und stapfte mit großen Schritten darauf zu.

Aber die Helle kam nicht näher, es war überhaupt alles übergroß, ich hatte Mühe, mich durch die Waldgräser zu arbeiten, und je mehr ich mich mühte und nach den Wipfeln aufsah, um so mehr zog das Gefühl verwunderlichen fremden Lebens durch mich hin, in seltsamer Mengung von Furcht und Erwartung. Der See und die weiße Dämmerung, die immer wilder durch die Bäume leuchtete, blieb mir fern wie zuvor, ich verlief mich in Mulden unter Königsfarren, die über meinen Kopf gingen, unter Stechblatt, das mich mit seinen roten Beeren fast einwucherte. Und sah noch immer von weitem die leuchtende Fläche des Sees, Stunden hindurch, ohne daß ich ihn erreichte, so wie man im Traum mitunter ein Geheimnis sucht, das sich über Höhen und Tiefen zieht und sich nicht entschleiern will. Endlich war ich so ermüdet, ich sah ein, daß ich jene Lichtung auf meinem Irrwege nicht mehr erreichen dürfte, und hatte nur den einen Wunsch, mich niederzulegen und ein wenig auszuruhen.

Viele Gedanken gingen mir noch durch den Kopf. Niemals hatte der Förster mir von diesem wunderlichen Wald erzählt, es kam mir vor, als wisse er selbst nichts davon. Es war auch solch gewaltiger Wuchs in diesem Zauberviert, als sei es niemals von Menschen betreten. Unheimlich wurde mir bei dem Gedanken; ich griff an die Knie, um zu wissen, daß ich leibhaftig umherging, ich zählte, rechnete, um ängstlich meinen Verstand auf die Probe zu stellen. Dann gab ich mich wieder vollauf dem Wunder dieser unirdischen Verborgenheit hin, ergab mich der Gläubigkeit, daß es wirklich Schwellen gibt, die wir zu überspringen vermögen, und hatte Lust wie ein Kind bei dem Gedanken. Die würzige, neblige Luft, die mich umgab, die Vielfältigkeit der Vogellaute und die geheimnisvollen frohen Anrufe auf allen Stämmen rundum taten ein Übriges. Auf einer Höhe, von der aus ich wieder den hellen Glanz des Mondlichts erblicken konnte, machte ich Rast, polsterte mir ein dreifaches

Lager von Steinmoos, suchte Reisig zusammen, um Feuer zu haben, und schlief doch nicht ein, so abenteuerlich erregt war ich, so schwer lag mir eine Unterfurcht im Blut, je fröhlicher die Nacht mich machte.

Stimmen redeten in unverständlichen Lauten. Die Erde wisperte, und in der Luft blieb ein Flattern und neugieriges Kreischen, das auf jedes Aufschlagen der Flammen Bescheid gab, und als ich mich ans Feuer krümmte, bis dicht in meinen Rücken kroch. Gut wär's, daß der Morgen käme, dachte ich und fühlte wieder die knabenhafte Erwartung von Glück in der Nähe, zugleich ein Frösteln über meine Schwäche und Hilflosigkeit, die mich hier im Wald erfüllte. Ein Marder schrie lange im Baum über mir, im dunklen Flug zogen Ohreulen hin und wieder.

Endlich war ich doch ein wenig eingenickt, ich weiß, daß ich mich im Traum bedrängt fühlte, und wachte mit einem Schreckensruf auf. Ich hatte deutlich den tiefen fauchenden Laut der Bärin in den Ohren, der mich jenseits der Treppe von fern mitunter erschreckt hatte. Der Schweiß trat mir kalt auf die Stirn. Ich lockerte das Messer im Gurt, das doch nichts bedeutet, — und ließ meine Augen gespannt umherlaufen.

Da kam über das verglimmende Feuer ein schwerer Tatzenschritt, ein Brechen und Knacken. Mit einem Satz war ich hochgefahren, stob fliegenden Schritts ins Holz. Der Schritt blieb hinter mir, drohend, ein tiefes zorniges Brummen, daß meine Füße nur so flogen. Durch Busch und Bruch, über Nadelhalden und Farrenwäldern brach ich dahin, den schweren Trab im Rücken, der mich auf Tod und Leben trieb.

Dann, ehe ich mich recht besann, lag doch der See vor mir, den ich nicht hatte zu erreichen vermocht. Entsetzt schnellte ich zur Seite, da hatte mir das Tier den Weg abgeschnitten, deutlich sah ich einen braunen zottigen Leib, seinen Schatten im Mondlicht. Seltsam nur, ich verlor das Gefühl einer helfenden Nähe nicht. Mitten in all meiner tödlichen Erregung mußte ich blitzschnell an die Magd im Nebel denken, die doch auch aus dieser Spukwelt kam. „Wiedewitte!" schrie ich außer mir und nannte sie nach der Frucht, die sie auf meinem Feld gesucht hatte, „Wiedewitte help!" schrie ich sie an.

Im gleichen Augenblick hatte die Bärin sich aufgerichtet, oder war's ein Mädchengesicht, — ich sah mit dem letzten Blick eine Verwandlung. Der Mond war übergrell. Das Land wirbelte und bebte, ich fand mich stöhnend am Wall des Iseloh, der Morgen dämmerte.

War es der Morgen allein? Eine Helligkeit blieb seit jenem Tage vor meinen Augen. Etwas von einer Klarheit, die die andere Welt mehr als die unsere gibt, war mir erhalten. Ich sah die kleinen Gesellen in meinem Hause deutlicher, die Rotmütze hinterm Herd und den Steinalten über der Diele. Ich sah Gestalten im Nebel und immer und immer ein Leuchten, das mich fröhlich erregte, ähnlich einem beständigen Sonntag, noch mehr, gleich einer Zeit, die geheimnisvoll hohe Feste nahen läßt. Der Winter war heller als andere, die Sonne wärmer und die Nächte in glückvoller Erwartung von unbekannten Ereignissen. Ein beständiges Hochgefühl, Freude des lichten Eises, Frohsein über die goldenen Schneefelder, Trunkenheit über die brennendroten Beerenhaine, geleitete mich. Kleine Unterirdische aus dem Hagen, — noch meine Mutter hatte dumpf von ihnen gewußt, — besuchten mich, wurden zutraulich, als sie meine übersinnigen Augen erkannten und halfen mir und brachten Früchte aus Reichen, die ich nicht kannte. Auch ein Drullekerl aus dem Wald kam einmal vorbei, — aber der war nicht gut wie die Kleinen, er hatte gelbe unbarmherzige Augen und riesige behaarte Arme, die er drohend vor mir spielen ließ. Er fror, ich hieß ihn jedoch vor der Tür stehenbleiben und schob den Riegel vor, man will wissen, wen man am Herd hat.

Am glücklichsten aber machte mich die Sehnsucht der langen Abende. Wohin? Ich weiß es nicht zu sagen, ich hatte nur dumpf das Schattenbild einer an den Pilzen naschenden Fremden vor mir, ein Gesicht jenes Augenblicks, als mich der grelle Mond über den Rain zwischen hier und jenseits schleuderte.

Ich suchte jenem Augenblick nachzuforschen. Gespräche mit kleinen Besuchern, immer am deutlichsten nach dem ersten Schlaf so um Mitternacht, brachten mir wenig Gewisses. Die Knirpse waren verschlossen und vorsichtig, wenn ich auf die Grenzsteine im Iseloh zu sprechen kam und hüteten sich vor jedem Wort, das ich ihnen hätte herauslocken können. Es war, als schnitten sie sich selbst die Rückkehr ab, verrieten sie mehr.

Im Sumpf stöberte ich oft, aber ich kam nicht weit, er war zu moorig und nach den Regenwochen unergründlich. Ich sann noch auf ein anderes Mittel, aber es gab nichts, und die Helle vor meinen Augen wurde endlich blasser und müder, die kleinen Besucher zur Nacht kamen seltener und gähnten an meinem Feuer.

Der Winter war in jenem Jahr kurz und gnädig. Einige Male verschneiten Türen, dann blühten schon die Hasel, und die Kreuzschnäbel hatten junge Brut im Nest.

Als ich einmal mit der Leiter auf dem Eise stand, das schon feucht und brüchig war, und durch ein Loch auf Wiesenhechte fischte, kam der Förster wieder vorbei. Er bat mich doch einmal mitzukommen und zeigte mir zwischen Tauschnee und rasselndem Lufteis eine sonderbare Spur, einen kleinen Fuß, nicht viel größer als eine Hasenpfote. Wo die wohl hingeht, dachte ich blitzartig. Einer meiner kleinen Gäste hatte zur Nacht seinen Schuh am Feuer versengt, da hatte er hinkend, mit einem bartenen Fuß heimkehren müssen.

Nein, ich weiß nicht, was das wohl sei, antwortete ich mürrisch, ein verwachsener Krähenfuß oder dergleichen.

Lange sah mich der Förster an, mein Herz schlug, ich sah, er traute mir nicht. Dann zuckte er die Schultern und ging, und ich stand wieder über meiner Hechtangel.

Der Wind trieb vorfrühlingsweich über das Land, seufzte und lockte mit langen, singenden Atemstößen. Der Lenz brodelte im Wald, die Flechtenäste prasselten zu Boden, und es rauschte und stöhnte heran wie lange Züge unsichtbarer Völker, die mit ziehenden Wolken heimkehrten. Meine Schläfen pochten, so sehr glühte ich von dem Geheimnis, das ich jetzt gesehen hatte. Das Verlangen der Winternächte, jäh wollte es sich zu einem neuen Geheimnis öffnen. Als der Förster hinter dem Wald eintauchte, packte ich mit fliegenden Händen Angel und Fang zusammen, brachte sie in die Blockhütte, pirschte hitzig der Spur des Mannes nach und kehrte um, als ich mich sicher wußte. Dann den kleinen nackten Fuß gesucht, — der Förster war ihn noch ein drittes Mal abgegangen, — über die rinnenden Gräben hatte er sie verloren. Ich ging in der Richtung auf die Waldsümpfe weiter. Wirklich fand ich die Fährte wieder, fand einen trockenen Pfad und die böse frierende Fußsohle meines Freundes. Kreuz und quer ging's hin und her durch Moder und Schilfgebüsch, aber immer auf trocknem Wechsel, — verwünscht, das kleine Volk holte sich nicht gern nasse Füße! Dann, als ich fast ungeduldig wurde, stand ich auf einmal wieder vor dem alten Damm und nach dreißig Schritten durch Spricken und splitterndes Erlenholz vor der Treppe.

Ich war so froh, ich sprang sie unbekümmert in vier Sätzen hinab. Wenn man hundert geisterhafte Abende eines Winters versehnte, fragt man nicht, was hinter dem Seufzen liegt. Vorfrühling war's, Brunstschreie röhrten im Holz, die Kibitze tanzten vom Rohr bis zu den Eislöchern. Lust nach knabenhaftem Abenteuer wogte in mir.

Ich traf keine Bärin dieses Mal, ich sah keinen Schatten, ich traf sie selbst. Kühnheit ist ja oft nur ein Vorwissen der Erfüllung.

Es war ein warmes braunes Abendland, in dem sie vor mir stand, noch spätwinterlich und doch in anderm Glanz als unseres. Die Erwartung, die mich die Nächte über begleitet hatte, war längst aus meinem Innern mit dieser Landschaft verbunden, mit den riesenhaft rötlichen Bäumen, mit der silberweiten Wiese, den glimmenden Pfaden, die sich vor mir streckten. Und selig mit dem Antlitz, das schier unirdisch vor mir stand.

Langsam trat ich auf sie zu, in einer fremden gefesselten Freude, ohne anderes Verlangen, als ihr nahe zu sein und sie schwesterlich an der Hand zu fassen. Sie lachte, als ich es tat, unbegriffen, wer ich sei und was ich wolle. Da ließ ich ihre Hand fallen und wies nach rück-

wärts. „Wiedewitte?" fragte ich und „Ich wollte dich drüben fangen, Pilzdiebin!" Ihr Mund verzog sich ein wenig hochmütig, sie glitt lautlos zwei, drei Schritt zurück. Ich sah das Spiel der Glieder dabei, sah die hochgespannten nackten Fesseln unter dem windspielenden Linnen und wieder das Angesicht. Schmal und blütenjung lag es unter dem Flug dunkler Brauen, die Blicke wie Kinderspiele, der Mund streng über dem weiblich runden Kinn. Das Selige aber, das über ihrer Stirn lag, war unirdisch, das spürte ich.

Ein schalkhaftes Lachen blieb, sie sah wohl, daß sie von mir nichts zu fürchten brauche, und ergötzte sich an meinem verstohlenen Wundern.

„Wolltest mich greifen? Kannst mich fangen?" Ich stolperte auf sie zu, leise lachend huschte sie rückwärts vor mir her. Wahrhaftig, ich bin ein guter Läufer, bin der schnellfüßigste unter allen Freunden gewesen. Aber sie spielte nur mit mir, die Schelmin, die Hollentochter.

„Wiedewitte!" bat ich und blieb atemlos stehen. Da kam sie wieder zögernd, ein wenig befangen näher. „Was willst du bei uns, wie kamst du hierher?" Sie lachte noch heimlich über ihren schnellen Lauf und mein täppisches Folgen. „Hab ich dir die Wiedewitten gestohlen?" fragte sie übermütig. „Bei uns wachsen keine, aber ich will dir's vergelten." Sie wandte sich, immer in jener feinen spröden Art, über gestürzte Bäume sprang sie federleicht, klomm über hängende Brücken und lief, kaum den Boden berührend, einen schmalen, domhaft dunklen Weg, bis eine Lichtung kam. „Such und iß", nickte sie fröhlich. Da sah ich, daß der Boden mit Erdbeerblüten überschneit war, ja, und auch kleine braunrote Früchte hingen schon mitten darin.

Ich kniete nieder, mehr weil sie es befahl, als daß ich Hunger auf die Wunder gehabt hätte. „Wiedewitte," sagte ich, „da mache ich einen guten Tausch." Ich sah wieder auf, sie stand im Abend, schattenhaft und doch aus jener Helle, die mich in Traum und Wachen beseligt hatte.

„Schön bist du, Wiedewitte!". Sie schien es nicht zu hören, ein wenig Unmut und einen Schalk vitlen Glanzes in den Blickwinkeln.

In dem Augenblick mußten wir aufhorchen, von fern kam ein Knacken im Busch, ein Eichhörnchen bäumte auf, ein geplünderter Tannenzapfen platzte nieder. Wo die Lichtung sich öffnete, näherte sich ein Fremder. Ein Zittern schien das Mädchen zu überlaufen, sie stieß einen Pfiff aus, einen jagenden Spruch. Da breitete sich ein braunes Fell um ihren Leib, als Bärin stand sie aufrecht da. Und das Murren eines Wisents war nah, ein Luchs hockte schützend, mit spitzen haarigen Ohren auf dem Baumstumpf hinter ihr.

Der Dunkle war stehen geblieben, er wagte sich nicht näher. Blitzartig war alles vor sich gegangen, ich saß noch gebückt im Kraut.

Da war es, als sähe der Fremde mich erst jetzt, mit einem brüllenden Gelächter wies er nach mir. „Der," schrie er dröhnend, „den witterte ich!" Er breitete beide Arme entsetzlich gegen mich aus, ein furchtbarer Schrei, beschwörend, verfluchend.

„Wiedewitte," schrie ich, da blies sie mich blitzschnell an, ich tat einige Sprünge, taumelnd mit eisigen Gliedern, dann war ich vor den vier Stufen, klomm sie hinauf und kroch und stürzte halbblind meine Spuren zurück.

Das Gelächter gellte mir bis in meine Hütte nach. Als ich die Tür zugeworfen hatte und zitternd am Herd saß, öffnete ich meine Faust, die mir noch wie im Krampf verschlossen war. Drei kleine zerdrückte Erdbeeren lagen darin.

Soll ich mein Verlangen beschreiben? Soll ich davon erzählen, was ich tat, um sie aus jenen Rätseln zu unserer Welt herüberzulocken oder selbst den Weg wiederzufinden, den mir der versengte Schuh meines kleinen Nachbars verraten hatte? Frühling lag über dem Iseloh, der Schwarzspecht trommelte seinen Liebessang in die hohen Fichten, Goldhähnchen und Fliegenschnepper wußten sich nicht genug umzutun, und über meinem Feldrain hob sich Scharbockskraut und goldgelber Huflattich auf. Ja, ein hitziger Frühling kam, der Bussard balzte schon, trocken und warm sprangen die Blüten offen und die Winterfeuchte verdunstete früh. Aber die Spur fand ich nicht.

Dann, kurz vorm ersten Heuschnitt, kam jenes Gewitter, von dem ich als nächstem erzählen muß.

Ah, ich habe schon gesagt, daß ich mein Hirn fast zergrübelte nach einem neuen Weg zur Jenseite. Aber es gibt keine goldenen Tore oder ich wußte keine Lieder, um die Tore aufstehen zu lassen. Nirgends fand ich die Stufen wieder, die ich beschritten hatte. Nur des Nachts hatte ich oft das Gefühl, als sei ich über Damm und Zauber jenen Wundern näher, nach denen mich verlangte, ich hörte erwachend den Bärenlaut nachhallen oder glaubte jenes leise erschreckte Lachen zu hören, mit dem die schöne Wiedewitte mich einst in ihren Garten zog. Immer aber hörte ich auch den Wildemann, der sie schreckte, hörte das Traben im Wald und sah den Spott sicherer Unnahbarkeit um ihre Lippen.

Sechsmal träumte ich deutlich von ihrer Nähe zur Nacht und wachte von meinen Worten auf, die ich zu Schemen sprach. Ich blieb wach, aber im Wachen kam nichts zu mir. Eines Nachts schlief ich vor meiner Hütte, der Busch lachte von vielen halblauten Stimmen Unbekannter, die im Dunkel von jener Welt in unsere hinüberwechseln, und grollte mich an. Ja, auch ein zwitscherndes Lachen huschte hinter mir vorbei, das liebliche Geläut von Schellenketten, die aneinander schlagen. Aber meine Augen waren die eines Menschen und blind für die Nacht.

Am nächsten Tage war eine so drückende Schwüle, daß ich zu Mittag unter einen Haselbusch kroch und die Axt, mit der ich aus war, um Kiefern zu schlagen, träg in einem Baumstumpf stak. Gegen Abend standen rundum Wetterleuchten, über Wald und Moor und nach Westen zu. Seltsam nur, als sie näher kamen, fielen wenig Blitze zur Erde, es gab nichts als ein unabläßiges Rollen, gelbe Leuchtstreifen fuhren hinter quellendem Dunst, sengende Kugeln sprangen von Gewölk zu Gewölk, daß das Land unaufhörlich überlichtet schien, ohne zu brennen. Die Büsche raschelten vor Furcht, die Erde zuckte in ihrer Schneeweiße, starr streckten sich im Wald schwarze Hünenschatten gegen die Höhe auf, wahrhaftig wie ein gespenstischer Riesenstreit schien dieses Wetter sich zu entladen. Eine fremde Welt, in unsere gläsern eingesenkt, rang auf ihrer Jenseite.

Dann und wann ein jäher Sturz, der unsere Erde traf, den Wald zittern ließ und dröhnend niederprasselte. Dabei fiel auch ein Keil in jenen Sumpf, durch den sich mir einst der Weg geöffnet hatte. Er leuchtete lange und hell, der Widerschein wollte nicht erlöschen, es brannte im Wald. Wer jetzt hier ist, kann nicht heim, dachte ich schadenfroh und sah in Gedanken die vier steinernen Stufen unter der Hitze springen und die Gäste von drüben davor stehen und klagen.

Die rote Lohe im Wald breitete sich, Rauch hob sich im Blitz, gespaltenes Gewölk, das in Rissen und Türmen dürr und rindig über der Erde schwankte. Ob ich hineilen sollte? Ach, was war meine Kraft und vielleicht die des Försters gegen das brennende dürre Geäst von Erlen und Salweiden! Der Regen würde schon löschen, tröstete ich mich, — warum kam der Regen nicht? Was war doch für ein Klagen und jämmerliches Ziepen, das sich mit dem Brand aus allen Knicks und Beifußbüschen aufhob? Ach, das sind wohl welche, die haben den Weg verpaßt, jetzt liegt Feuer, daß sie nicht durchschlüpfen können, um die vier Stufen. Klagte nicht jemand in Furcht hinter meinem Rücken?

Wo bist du, Wiedewitte? dachte ich besorgt. Hahaha! mußte ich wieder das Jammern auslachen und zog die Tür halb an, jetzt muß euch unsere Erde gut genug sein, ihr Halbschichtigen. Haha, stapfte ich ins Wetter hinein, daß die Wichte vor meinen Schuhen stoben, wo ist euer Übermut jetzt? Der Sumpf brennt, schafft doch Regen, kehrt doch heim, wenn ihr wollt oder wißt ihr noch andere Wege zu den Reichen der andern? Ein Bundesgenosse schien mir der Feuerfall, ich packte hinter die Tür, um mit Hacke und Axt zu begegnen, was aus dem Ungewitter drohend näherkam. Überreizt war ich, toll von dem Blenden in den Augenwinkeln, vom Rollen im Gehör. Irgendeiner mußte sich einfinden, an dem ich mich auslassen konnte. „Hahaha", schrie ich gegen die Schatten im Wetter, raffte einen

glühenden Scheit vom Feuer und schwang ihn mit beiden Händen. „Hinter mich, Wiedewitte, wenn du unser bist!"

„Ich bin hinter dir!"

Jäh sprang ich herum, war alles Toben in mir erfüllt. „Wo bist du?"

„Hilf mir!"

Halb von Sinnen begriff ich, es war kein Wahnsinn, Sinn hatte mein Tun, den Feuerscheit zu schwingen. „Du bist es", jauchzte ich uud schleuderte den Brand gegen eine im Wald anhebende Bö. Dann wirbelte der erste Regenstoß durch die Kiefern nieder. Er schlug die Tür gegen mich, daß ich taumelte, rasch riß ich das Mädchen nach drinnen und hämmerte die Riegel vor.

„Kleine Wiedewitte", tröstete ich und zog sie zum Herd, außer mir über ihre Furcht und über ihre Arme, die zu mir auftasteten. „Das Feuer", stöhnte sie, vergrub ihren Kopf in meine Hände und ließ es geschehen, daß ich sie an mich zog, nach meines Herzens Verlangen.

Weiß stand sie vorm Herd, als die Frühhelle durch die kleinen Scheiben graute. Ich hielt ihr Gelenk, flehte etwas vom Dableiben, ja vom Immerbeimirbleiben.

Sie sah nachdenklich in die rote Asche, schien mich kaum zu bemerken. Mitunter lauschte sie nach draußen, wo das Rauschen des Regens langsam versiegte. Hin und wieder spielten ihre Hände auch über meinen Kopf, wie tröstend oder in erbarmender Liebe. Dann zuckte sie zusammen, sah das blasse Frühlicht. „Es wird Zeit," sagte sie leise, „tu mir die Tür auf."

Ich wollte nicht, aber es schien, als sei eine alte Macht wieder in ihr aufgewacht. Sie sah mich spöttisch an, wehrte meine Hände leicht ab und sah wieder nach dem grauen Licht im Glas. Auf einmal klatschte sie in die Hände, da erlosch mein Feuer, das sich doch vorm Sturm gehalten hatte, ein Wind oder eine Hand rüttelte an der Tür.

Spröde stieß sie mich zurück, strich an sich empor und ich sah, daß sie das Linnen trug, das ich hatte verbergen wollen. „Mach auf!"

„Bleib bei mir, Wiedewitte, ich hab dich lieb!"

Sie blickte lange auf meine Hände, ich sah ihre Augen im Dämmern vor mir. Dann wiegte sie feindselig den Kopf. Nein, bedeutete das. Ich wollte noch einmal meine Macht spielen lassen, aber die Tür stand auf, — unbegreiflich, wie das geschah, — war mir's doch, als habe sie's mit dem Blick auf meine Hände getan.

„Das Feuer ist aus", sagte sie gleichgültig. Etwas Mordlustiges in ihr scheuchte mich zurück, ich konnte sie nicht halten, ich konnte ihr nicht einmal folgen, als sie zur Tür schritt. Meine Macht war vorbei, ich wußte, sie war nur für diese Nacht zu mir gekommen.

Ja, meine Macht war vorbei, mein Mädchen fort. Aber das Verlangen blieb wach, es war groß, wie das erste Licht, das den Regen durchbricht, bunt wie der Morgen im Moor.

Kaum daß ihr Schritt verklungen war, jagte ich auf, lief ihr barhaupt nach über Brook und Wald zu den Sumpftälern. Aber es war nicht eine Spur zu sehen, nur die Wichte kicherten, und in den Bäumen raschelten und lachten fremde Gesichter. Am Mittag fiel ich überwunden zu Boden und mußte schlafen, aus dem wirren Spuk, als der mir alles erschien, zur Wirklichkeit heimschlafen.

Jetzt muß ich von einigen Geschehnissen erzählen, die noch sonderbarer sind. Ich kenne Sie kaum, Doktor, niemand soll sie glauben, der noch aus der Zeit lebt, wo der Verstand alles und das Wunder der Erde ein belächelter Schatten war. Sehen Sie, daß das Samenkorn des Mohns zu Duft und Blüte aus einem Klumpen schwarzen Bodens wird, müssen jene hinnehmen. Daß für uns, die weiter als mit der Kraft von fünf Sinnen spüren, Gottes Gestalten alle Räume füllen, weckt nur ein Lächeln in den Augen derer aus Stein und Wüste. So gilt's auch nur für wenige, wenn ich von dem spreche, was ich nach jener Nacht sah. Wer übersichtig ist, hat selbst geschaut und braucht mich nicht zu hören, wer taub und verstockt vor Gottes vielfältigem Antlitz steht, braucht nicht belehrt zu werden.

Aber denen, die aus schmalen Lidern just ins Jenseitige zu schauen beginnen, sollte mein Weg zur Warnung dienen.

Als ich so Tag um Tag vor Sehnsucht verging und wachend und träumend die fremde Magd vor mir sah, die schöner als eine Irdische vor mir gestanden hatte, vernahm ich doch kein Wort und keinen Ruf von der, die ich lieb gehabt hatte. Die andere Welt hört nicht auf Klopfen und Schreien, sie fällt uns mitten im Tagewerk an, — wenn wir sie verdienen. Wer ihr nachläuft, den narrt sie, und er verdient es nicht anders.

Ich hatte wohl eine Woche an allen Steinen gehämmert und viele Elwen in Moor und Baum nach dem Geheimnis der Fremden angesprochen, hatte mir weglange Bretter geschnitten und forschte in dem verkohlten Sumpf nach Stumpf und Loch, ohne die Treppe wiederzufinden. Dumm und blind war ich in meiner Sehnsucht und kaum verdient das Glück, das über mich kommen sollte.

Eines Nachts nämlich hörte ich Hämmern und Klopfen, nicht allzufern. Ich stand auf. Es war eine rote Mondnacht draußen, brennend stand das Licht des Gestirns hinter den schmalen Kieferstämmen. Rasch kleidete ich mich an, derlei Lärm war ungewohnt in meiner Einsamkeit.

Zwei Langbärte, Kerle mit hängenden Armen, beschlugen einen Stein, den sie ausgehoben hatten. Riesig fielen ihre Hämmer auf die splitternden Ecken, von allen Seiten brach der Findling.

„Die vierte Stufe", stöhnte der ältere, sah zu, wie der andere die Schwelle hochkantete und stützte sich schnaufend auf den Hammer. Ich hütete mich gut, ich hatte keine Waffen bei mir, es war auch, als hätte ich diese schon gesehen und es sei besser, ihnen nicht zu begegnen. Da nahm der Jüngere den Stein auf den Kopf und schleppte ihn dicht an mir vorbei dem Waldrand zu.

Lärm von vielen Wegbauern war da. Eine Gier, zu wissen, was im Dickicht geschah, ließ mich nicht ruhen. Ich hob meinen Mantel über Kopf, schleppte auch einen Feldstein im Nacken, kaum weiß ich heut, woher mir der Mut kam. Und ich sah, daß sie auf meinen Brettern, die für mich ohne Ende im Sumpf verliefen, Steine und Geräte ins Tiefe schleppten. Ächzend mengte ich mich unter sie, rasch, denn sie schauen schlecht, solange der Mond rot leuchtet. Ich kam auch wirklich zu meinem Damm, ich kam unter ein neues Tor, das sie breit aufrichteten, ich schritt mit dem Stein drei Stufen hinab, — noch einen Schritt. Jemand rief mich an, wohin ich mit der Last wolle. Da warf ich meine Bürde von mir und lief was ich konnte von Schatten zu Schatten in den jenseitigen Wald hinein. Der Mond schien, Schreie und böse Rufe folgten mir, ich hörte Verfolger gegen die Föhren anrennen. Dann blieb ich allein, ohne zu wissen, was kommen würde, ohne Waffe, ohne Schutz, nur von dem einen Verlangen beseelt, die wiederzufinden, die mir gehörte.

Gegen Morgen, als ein milchiger Nebel vom See aufstieg, sah ich einen Hof. Er stand am Rand einer großen Wiese, drei Elchhirsche hüteten ihn. Sie ästen im Frühlicht langsam zum See nieder. Ich hatte mich in einem wilden Rosenbusch wie ein Hase verborgen. Als ich sah, daß die Tiere niederknieten, um zu saufen, hob ich mich rasch aus meinem Versteck, lief zur unbewachten Tür und glitt nach drinnen. Viele kleine halblaute Stimmen empfingen mich, fragten und warnten sich, ich lachte sie an, tat, als sei ich bestellt, und half, um meine friedliche Absicht zu weisen. Sie ließen es geschehen, ich hatte Zeit, mich umzusehen, aber das Mädchen, das ich suchte, war nicht da. Und doch wußte ich, daß ich ihr Reich betreten hatte, wußte es von jenem feinen Brennen im Herzen und von der namenlosen Freude unter der Stirn.

Viele Wesen versammelten sich mit der Frühe, Haselweiber, Sandkerle, die geschäftig Wasser schöpften und Kiepen Brot in die Diele schleppten. Andere zogen mit Sensen zum Heuschnitt aus, kleine Melkmägde sangen mit hohen Stimmen aus den Ställen. Ich half, wo ich konnte.

Als die Sonne durchbrach, kam sie selbst, knapp geschürzt, erhitzt wie von einem Tanz. Ihr Blick streifte mich spöttisch unter den Dienenden, schien mich bald zu vergessen und zu übersehen. Als die anderen ihre Gleichgültigkeit bemerkten, glaubten sie wohl, ich sei aus einem unbekannten Zauber hierher befohlen. Sie freuten sich, Arbeit abgeben zu können. Da war ein alter weißhaariger Knirps, dem sie gehorchten und der sich eine Lust daraus machte, mir viel Mühe aufzuladen. Einmal kam ein Wildstier gleich einem bestellten Wächter. Er äugte drohend nach mir. Der Alte sagte ein Wort, da ging er weiter. Große Hunde nahmen meine Witterung und liefen knurrend weiter.

So ging der Tag, als sei es immer so gewesen, ich war unstät und glücklich wie ein Knabe in meinem freiwilligen Dienen, spürte mitunter den erstaunten Blick Wiedewittes, der immer gleich weiter irrte, wenn ich mich zu ihm aufhob. Kein Vorwurf, kein Wort über Vergangenes, mitunter einer der knappen Befehle, mit dem sie über den Hof herrschte, weiter traf mich nichts.

Gegen Abend kam eine große Unruhe, ein Brüllen vom Wald. Es war das Gelächter der Gelbäugigen. Scheu verkrochen sich die Weiber, die Stiere hielten vorm Hof, schritten auf das Dunkel zu und wühlten die Hörner kampflustig in den Boden. Aber der Fremde lachte brüllend, er wich den Tieren mit einigen Sprüngen aus und rief Worte, die ich nicht verstand. Das Gelächter schüttelte mich. Ich habe selten Furcht in meiner Einsamkeit gehabt, aber es lag etwas Blutgerinnendes in dem Schreien des Drullen.

Ich war übrigens gerade mit Reisigschichten beschäftigt und mußte vor den Gesellen die Hand über die Ohren legen. Als ich aufsah, traf mich ein hochmütiger Blick der Frau, der gleich weiterflackerte. Ich schämte mich und konnte doch die Furcht nicht verwinden; grauenvoll kam es mich an, als wenn sie etwas von mir erwartete, und ich sei mächtig, den Dunklen zu überwinden.

In jener Nacht spann meine Wiedewitte bis spät mit den Mägden. Die Knechte gingen ruhen oder verkrochen sich draußen in Busch und Sand. Ich wachte, den Kopf im Fell verborgen, wartete töricht, daß sie mich anspräche oder mir ein gutes Wort gäbe. Aber jene Gewitternacht in unserm Land schien ausgelöscht; hier war ihre Macht, eine keusche hohe Herrin in dieser Welt war meine Herzliebste, ein Tor aus Demut und Niedrigkeit mein Herz.

Ohne Ereignis blieb die Nacht; Wisente und Elche weideten um den Hof, zahme Bären krochen aus ihren Zwingern und schreckten den Mondheuler mit ihrem Laut. Wo mag sie gestern getanzt haben, dachte ich eifersüchtig und hatte ihr erhitztes Gesicht vor mir, so wie sie heimgekommen war.

Kurz vor Mitternacht hörte ich ihren Schritt über der Diele. So sehr kannte ich ihn, daß er mich im Halbschlaf weckte. Ich stand auf wie ein Durstiger, trank und folgte heimlich bis zur Tür. Da sah ich sie draußen mit den Tieren spielen, die gefügigen loben und die tölpischen auslachen. Sie blieb dabei oft stehen, horchte zum See hinüber, als warte sie auf ein Boot oder auch auf einen Anruf von drüben. Einmal schwamm sie als Bärin weit hinaus, daß ich voll Furcht den Weißbart wecken wollte. Aber als ich noch überlegte, kam sie wieder, sah mich nicht und glitt in ihre Kammer.

Drüben jenseits des Sees wetterleuchtete es von fremden Göttern. Aus den Wäldern scholl von Zeit zu Zeit das Geheul des Drullkönigs. Ich kroch auf mein Lager zurück, fröstelnd über meine Mutlosigkeit und bebend vor einem unbekannten kommenden Geschick.

Die Tage gingen, rasch wechselnd zwischen wildem Glücksempfinden, wenn sie, meiner kaum achtend, über den Hof schritt, und nagender Frage, wo Wiedewitte zur Nacht blieb. Auch stieg mein Haß auf den Drull, der drüben vom Waldrand seine Liebe brüllte. Mehr und mehr kam es mich an, als sei er einer, der mir im Wege stände, als flöge meiner Herrin hochmütiger Blick wieder prüfend von mir zu dem Dunklen. Dann träumte ich, daß ich nimmer über die Stufen in den verkohlten Sumpf niedergestiegen sei, daß ich die Magd seit jenem Gewitter, wo sie mir verfiel, bei mir verschlossen hätte, ach, daß sie mir niemals entwichen wäre von der Erde meiner Leibhaftigkeit.

Wenn ich dann von meinem Werk aufhielt, sie vorbeischreiten hörte und einen Blick von ihr aufzufangen suchte, um an meinen Frevel zu erinnern, spürte sie meine Sinne vielleicht. Wildheit aus ihrem Blick flog mich an oder mehr noch ein Zorn, der mich warnte. War's Zorn? Warum tötete Wiedewitte mich nicht, wenn sie sich meiner in Haß erinnerte?

Eines Morgens kam ich mit Willen dem Drull sehr nahe. Ich wußte, daß er in der Frühe meist am Waldsaum hockte und zu uns hinüber starrte, mitunter hohl aufheulend vor Verlangen, dann wieder rülpsend und bullernd und widrig verwünschend, was vom Hof an gutem Rauch und fröhlichem Rufen zu ihm stieg.

Die Wisente vertrieben ihn dann. Sie hatten sich an mich gewöhnt, und in jener Frühe, nach einer sehnsüchtigen, schlaflosen Nacht, nahm ich einen riesigen Stein an mich und lief zwischen den Tieren gegen den Waldrand. Der Drull hatte mich gesehen, er wich nicht gleich wie sonst, wenn sich die Tiere näherten, er blieb länger, gleichsam einen Sprung abmessend. Seine Augen glühten wie rote Kohlen.

„Waldfratze", schrie ich ihn an. Ein heulendes „Hohui, hohui" antwortete. Da hob ich den Stein hoch und zielte über den Kopf des Wisents hinweg und warf nach dem Dunklen. Er schnellte blitzschnell auf, der Wald gelächterte und widerhallte fürchterlich.

An jenem Tage lächelte mich die Frau Wiedewitte an; ich grinste vor glücklicher Verlegenheit, wahrlich ein dummes breites Grinsen, so sehr war ich zum Knecht geworden, der ich sie einst im Wetter gefangen hatte.

Im gleichen Augenblick schämte ich mich dessen. Der Stolz schlug in mir über, ich trat auf sie zu. „Was soll ich tun?" fragte ich drohend und hob mich auf. Aber sie lachte nur leise ein hexisch hohes Lachen, das mich wieder müde und demütig vor Liebe machte. Da ließ ich die Arbeit liegen und lagerte mich am See voll quälendem Grübeln. Warum hatte ich sie doch fliehen lassen, als ich Macht über sie hatte?

Ich bin darüber wohl eingeschlafen. Als ich aufwachte, hörte ich viele kleine Baumfräulein am Seerand eilfertig hin- und herlaufen. Meine Frau Wiedewitte kam vom Hof herab, eiligen Schrittes, von vielen graden und krummen Geistern geleitet.

Die Nacht vor ihr war graublau, voll wehenden brausenden Frühlings. Sternschnuppen zogen ihre Bahn über den Himmel, — sieh, ihre Hände öffneten sich, mit Jauchzen griff sie nach den glühend Niederstürzenden. Unendlich schlank und hoch schien sie mir in diesem Augenblick, überirdisch groß und doch nicht mehr als ich, in anderen Räumen gewachsen, aber unseres Bluts und Sinns. Sie spielte mit den Schleiern, die die Frauen ihr abnahmen, sie schwang die Hände und warf glühende Funken zur Höhe.

„Was soll ich für dich tun?" fragte ich wieder, sprang auf und stand zwischen dem Wasser und der Nahenden. Ich hatte nicht als Lauscher erscheinen wollen.

Vom Wald her kam das Geheul der Nacht. Sie erschrak flüchtig, unwillig. Es war, als wollte sie mir antworten und die Arme gegen den Drull heben. „Nichts, er würde dich töten", seufzte sie mitleidig und wartete, daß ich ihr den Weg freigab.

Als ich auswich, lag ein Boot am Strand. Wiedewitte stieg ein und fuhr über das Wasser, zauberschnell. Ich schickte ihr vergeblich mein Verlangen nach.

In jener Nacht vermochte ich den spukhaften Lärm vom Wald nicht mehr zu ertragen. Ich haßte ihn, wie ich die Magd liebte, um die ich diente. Da ging ich in der Frühe, als der Drull sich verzogen hatte, dran, zog einen schmalen Graben zwischen Wald und Wiesenhang und bedeckte ihn mit Laub und Reisern. Und ich schnitt mir einen Eschenbogen, brach die kleine Klinge aus meinem Gärtnermesser, — mehr Waffen hatte ich nicht bei mir, als ich durchs Tor sprang, — und setzte sie auf einen Haselpfeil. Damit übte ich mich den halben Tag auf einem Schilfweg entlang. Zur Arbeit ging ich nicht, ich schlief bis zum Abend, von wilden Träumen gereizt und aufgestachelt.

Als es so weit war, daß die Sonne untergehen wollte und die schützenden Tiere über die Wiesen grasten, legte ich mich mit Knüttel und Bogen in einen Brombeerbusch, von dem aus

ich den Waldrand bestreichen konnte. Von da sah ich die riesige haarige Gestalt des Dunklen witternd und wie ein Bock gehörnt aus dem Dickicht brechen. „Gott steh mir bei", betete ich und legte an.

Der Pfeil flog ihm mitten vor die Stirn, er sprang mit einem rasselnden Schrei hoch, brach den Stahl aus seinem Knochen und stand, wild um sich äugend, im Hasel. Dann hatte er mich erspäht, warf beide Fäuste hoch und taumelte heulend auf mich zu, daß mir mein Puls stehen zu bleiben drohte. Ein schüttelnder Gestank, ein Atem von kohlendem Brand, — da strauchelte er vor mir im Graben, — fiel vornüber. Aber er war nah genug gekommen, daß mich die behaarten Arme grade noch umspannen konnten. Ich fühlte meine Brust zusammengepreßt, eine Tatze, die mir die Stirnhaut aufriß, — da hob sich der Leib des Dunklen brüllend hoch, vom Gehörn eines Elchs getragen.

Er rang in Todesqual noch mit dem Tier, zerbrach ihm die Vorderläufe mit den Fäusten. Dann lagen wir stöhnend, drei Kämpen, auf der Wiese. Aber so groß war meine Furcht und mein Entsetzen vor dem Unhold, ich zog das Messer und kroch fast ohne Atem heran, um ihm den letzten Stoß zu versetzen.

Er sah mich kommen, ich betete zu Gott, daß seine Augen mich nicht versengten. „Nicht dein, nicht mein", höhnte er. Von wem sprach er? Furcht hatte er nicht, er sah fast gierig zu, als ihn meine Klinge erlöste.

Geschrei kam vom Hof. Es wird zu spät sein, dachte ich und hatte eine unsagbare Sehnsucht nach Wiedewitte. Dann senkte sich der Wald dunkel auf mich nieder. —

Es ist, dünkt mich heute, keine Heldentat gewesen, mit Pfeil und Falle einen Drull zu töten. Wäre der Elch nicht dazu gekommen, hätte der Dunkle mich überdies elendig erledigt. Aber die Frau, die mich pflegte, hat mir viel Dank geschenkt. Niemals, seit meine Mutter starb, hat mich jemand so viel Liebe wissen lassen, wie da die Wiedewitte den Wunden pflegte. Das böse letzte Wort des Dunklen war noch nicht wieder wach in mir, ich lebte von Stunde zu Stunde in ihr allein und wurde stärker.

Wind sang im Hof und vor den Fenstern meiner Kammer. Viel hundert Vögel priesen, daß ich den wilden Drull erschlagen hatte, und kleine dankbare Haselfräulein huschten Tag und Nacht um mein Bett und trösteten und labten meine brennenden Lider. Glück umfing mich in aller Krankheit, ein geheimnisvolles Erwarten und Liebe ohne Maß. Ja, als sie sich einmal freundlich über mich beugte und mich fragte, wie es nun mit mir stünde, schnellte ich auf und schlang die Hände zum Zauberring auf ihren Rücken. Da hatte ich die Wiedewitte leiblich gefangen.

In den alten Erzählungen heißt es immer, daß jene geheimnisvollen Frauen aus Wald und Nebel zwischen uns und den Himmlischen leben. Die Gegenwart nimmt derlei nicht ernst, das weiß ich, und es ist gewiß auch mehr Traum und Narretei als Wissen in jenen Großvatergeschichten. Aber ich hätte doch in jenen Tagen überschwenglicher Freude daran denken sollen. Niemals fragte ich mich nach andern Dingen, und wenn ich an die heimlichen Fahrten über den See und an meiner Herzliebsten Tanzschuhe dachte, die ich nicht hatte zerstoßen können, überfiel mich nichts als eine plumpe polternde Eifersucht. Jetzt, da ich den Drull erlegt hatte, meinte ich, könnte ich's auch mit andern aufnehmen.

Aber ich verrate vielleicht schon zu viel, ich will erst bei jenen Tagen des Glücks stehen bleiben, als ich den Zauber über meine Liebste geworfen hatte und sie mir mit Lachen angehören mußte.

Ja, ein großer Herr war ich in dem neuen Land zwischen Erde und Jenseite. Aus dem fremden Diener an der Tür war ich zum Herrn geworden. Wie hüpften da die vielhundert Knirpse von Unterirdischen, wenn ich befahl, wie schaufelten und karrten die mürrischen Hagemänner, die zu unserm Bann gehörten und die ich mir aus dem Wald zur Arbeit holte. Was mußten die Kleinen aus dem Busch, Hasel-, Himbeer- und Birnfräulein, sich ums

Blühen besorgen und alle Erdkröper und Wäscherinnen stöhnten nur so vor Arbeitswut, wenn ich in die Nähe kam.

Ja, das waren Tage mit meiner Herzkönigin, das war ein Schwimmen mit den Fischen im See, ein Fliehen mit den Elchen im Wald, — stundenweit oft, bis wir zu schönen Nachbarinnen kamen.

Drei Hollertöchter wohnten sie nämlich an jenem Wasser, weiß nicht, wer es ihnen schenkte, aber die lieblichste und feinste der drei war doch die, welche mir gehörte.

Wir liefen übrigens in den ersten Tagen oft übermütig zu den zwei Schwestern im Westen, wir horchten herausfordernd auf die Schreie junger Drulle und Wildemänner, die vor unsern Tieren ins Dickicht flüchteten und wurden freundlich angesehen, wenn wir ins Haus traten.

Nach einiger Zeit jedoch schien mir ein spöttisches Fragen hinter meinem Rücken zu erwachen, wenn ich nicht horchte. Meine liebste Wiedewitte war traurig. Ich schob's auf schwesterliche Eifersucht, die die andern sie quälen ließ. Und wenn wir im Boot wieder das blaue Ufer entlang streiften, kehrte ich um, ehe ich dem Rauch der nachbarlichen Hügel näher kam.

Ja, kehrte um und verschloß mich mit meiner Gefangenen in Hof und Kammer. Mir war, als habe der Tag Augen, die mir nachspähten. Je heller sein Licht, je froher sein Glanz war, desto mehr schien mir wie trunken dies Reich ein Spiegelbild eines fremden, noch seligeren, zu dem mir die Kraft fehlte, vor dem ich verlieren mußte, wenn ich mich allzu lange in seiner Helle hielt. Da lockte ich meine Wiedewitte lieber ins Halbdämmern der Diele, das meiner Erde näher ist, und freute mich, König in diesen Wänden zu sein. Reich geschnitzt waren sie übrigens und mit wunderlichen Bildern und Zeichen ausgemalt. Ich fragte oft danach und bat sie mir zu deuten. Aber Wiedewitte hatte so viel auf dem Herzen, sie sprach von andern Dingen. Ich konnte sie nicht zwingen, daß sie mir die Zauber und undeutbaren Bilder ihrer Heiligen oder die seltsamen Zeichen von Echsen und Fischen, unerkannten Blüten und Gestalten erklärte, die das Haus füllten.

Einmal bekam ich einen Blick in jenes andere Land, der weckte, das will ich gleich hinzufügen, ein fremdes, in meinem Hochmut vergessenes Sehnen in mir. Es war an einem Frühmorgen, wir waren die bunte Neumondsnacht hindurch, zwischen Waldfrauen und tanzenden Nixen, über die Seewiesen gelaufen. Eine große Schwüle hatte über dem Lande gelagert, so daß wir nicht hatten ruhen können; jenseits des Wassers wetterleuchtete es gleichwie in jener Nacht, da ich meine Wiedewitte vorm Tor ihres Reiches gefangen hatte. Ich wagte den Kopf nicht dahin aufzuheben, spielte unter den Waldwipfeln ein kindliches Greifen und Raten, bei dem ich zuletzt doch nur immer die Herzliebste fing.

Als es dämmerte, war Wiedewitte mir entschlüpft, ich suchte und rief und lockte, soweit ich vermochte. Aber meine Fessel der gekreuzten Hände schien sich zu lockern, das Wort, das ich dazu gesprochen hatte, nicht stark genug gegen ein anderes, das mir aus dem verhaßten Wetter zu rufen schien. Endlich kam ich zornig, verirrt, zum See nieder. Im Osten lag schon ein schmaler, roter Frühstreifen, von brennenden Nesselblättern überloht. Da sah ich Wiedewitte am Strand stehen, und als ich sie kaum anschaute, war meine böse Laune von dannen, mußte ich voll Andacht zu ihr schreiten, so taugeboren, vom ersten Licht umfunkelt, sah ich ihren zum Baden befreiten Leib.

In den Büschen hinter mir wachten die Lieder der Frühe auf, über die weißglitzernde Wiese taumelten Bachstelzen und Seeschwalben, vielhundert Lerchen standen in der Höhe und meine Liebste mit badenden Füßen am See. Leise trat ich neben sie.

Da schaute ich, — noch stand im Süden das spukhafte Gewölk, — ein Spiegelbild davon im Wasser. Nebel schien's mir erst, buntes Irrlicht der Frühe, das über die schmalen Wellen zuckte. Dann ward ich des Zaubers inne, der Wiedewitte anhielt, daß sie sich nicht ins Wasser wagte. Ein anderer Strand widerschien in der Flut, ein wetterleuchtender Zug jenseits unseres Sees. „Spuk", stöhnte ich und wollte einen Stein ins Wasser schleudern.

Aber Wiedewitte nahm meine Hand, da mußte ich schweigen und jagenden Herzens den fremden Himmel anstaunen. Näher und klarer trat etwas aus dem Spiegel, das mir wie Land früheſter Kindheit ſchien, eine Erinnerung noch jenſeits von Wiſſen und Sinnen und leiblichem Begreifen. Ein Widerſchein von Fernen war da, die uns mitunter traumhaft weither erwarten oder auf dem Antlitz ſelig Geſtorbener leuchten.

Ehe ich jedoch Ufer und Geſtalt in Klarheit umfaſſen konnte, ward das Waſſer zu hell für meine Augen, die Schatten gewohnt ſind. Meine Lider ſchloſſen ſich, in meinen Ohren verklang ein Lied, das vor meinem Leben liegt. Nur meine Liebſte ſchaute aus einer andern Kraft dem Zauberzug nach, ihre Augen waren weiter als meine und trugen ferner. Vorgebeugten Leibes ſtand ſie neben mir, zur Flucht bereit. Da packte es mich. „Du," ſchrie ich und riß ſie zurück, „was geht's dich an?" Sie lächelte in wunderlicher Mengung von Hochmut und feinem verzeihenden Mitleid.

„Wohl geht's mich an", ſeufzte ſie und warf noch einen ſcheuen Blick in den Spiegel der Fremde. Dann ſeufzte ſie, Furcht ſchien in ihr aufzuwachen. Sie verbarg mich vor den Augen aus dem See und lockte ins Haus.

Auf mich aber hat jener Tag keine Umkehr bewirkt, wie es wohl der Willen der Himmliſchen geweſen war. Starrer und eigenſinniger als vorher war ich, voll Trotz gegen die Unbekannten. Eiferſucht plagte mich und ließ mich nicht mehr aus den Krallen. Ich begann zu grübeln, die Stunden nachzurechnen, da ich meine Liebſte nicht ſah, ſtellte mich ſchlafend, um plötzlich zu erfahren, was ſie täte und erſchrocken ſpräche. Sie ſchlummerte indes ohne Furcht, ihr Herz war rein. Und doch betrog mich etwas. Ich wußte es aus den Hänſeln der Schweſtern, ich ahnte es aus den Wiſpern der kleinen Frauen, die mich zuweilen hämiſch angloßten, aus dem dummen Grinſen der Hagemänner, denen ich doch keinen Laut zu entlocken vermochte.

Und einmal, um Neumond ſah ich meine Wiedewitte vor der Frühe an einem Krautfeuer ſitzen und hineinſprechen. Ich ſchlich zornig hinzu, da hatte auch ich von jenem Rauch eingetrunken. Und mir ſchien, Wiedewitte war bei mir, als ich aufwachte, es war dicht vor Mittag. Ich hatte meinen Traum vergeſſen, ſie lächelte verzagt und küßte mich.

Da hatte ich nun einen ſchlimmen Verdacht. In der nächſten Nacht ſchon lag ich Stunde um Stunde auf der Lauer. Ich hatte recht getan. Meine Liebſte erhob ſich dicht vor Frühgrauen, prüfte, ob ich ſchlief und klinkte die Tür auf. Ich folgte ihr und ſah ſie wieder das kleine Feuer ſchüren. Und ich atmete davon und ich träumte, ich liefe ihr nach. Aber als ich ihr zornig und nicht ohne Furcht über den See auf einem ſilbernen Pfad nacheilte, ertrug mein Auge das Licht nicht mehr, das ſich uns entgegenhob, brach der Weg zwiſchen uns wie ein dürrer Aſt entzwei. Ich ſah, wie ſie ſich unſagbar erſchrocken umſchaute, dann überflutete das Waſſer meinen Traum.

Ja, meine Wiedewitte hatte mich wohl folgen ſehen, aber ſie verlor kein Wort darüber beim Heimkommen. Ich ſpürte es aber an ihrer traurigen Freude, an ihrer bitterkoſtenden Luſt, deren jede ſie wohl die letzte dünkte.

Es ſchien dabei, als ſuche ſie noch einmal vieles zu erfinden, um mir Freude zu machen. Einhorne lockte ſie aus dem Dickicht, Tiere, wie ich ſie nie geſehen hatte. Weiße Hirſche kamen zum Spielen, Bären tanzten vor unſerm Hof und der Spaß über die Purzel und luſtigen Elbiſchen hörte nicht auf. Zum Fiſchen gingen wir in den Stunden vor Tag, — es war, als wolle ſie mich überzeugen, daß mein Traum nur Traum geweſen ſei. Neue fröhliche Zeichen waren in die Pfoſten des Hofes eingeſchnitten, und wenn die Eulen zur Nacht die Leuchter vor uns hertrugen, wenn die Luchſe mit feurigen Kronen uns den Weg wieſen, wenn der Elwentanz am See und das Fiedeln der Hagemänner nicht aufhören wollte, gelang es ihr wirklich, mich vergeſſen zu machen.

Aber kaum, daß die Frühe aufſtieg, die überhelle Frühe des Zwiſchenreiches, beſann ich mich und übte meine Augen heimlich für die Klarheit, die ſie nicht hatten ertragen können.

Dann stand ich am See und prüfte gierig, ob es drüben wetterleuchtete, ob mein Blick ohne zu zucken, von den Blitzen erhaschte, die jenseits der Kuppel des Wassers mitunter aus hellem Himmel fielen. Das Wort des Drulls quälte mich, ist es unrecht, allein besitzen zu wollen? Aber bei den Frauen des Zwischenreichs gehören Zauber dazu, die ich vergaß. Da sind streifende Schicksalsbringer, die sie früher als wir überraschten und mehr als wir von hier und jenseits wissen.

Ein Hageweib mahnte mich mitunter. Sie hatte dem Drull gehört, den ich erschlagen habe, und glaubte mir dienen zu müssen. Sie folgte mir, bald lästig, bald willkommen mit ihrer kleinen Weisheit. Immer demütig und gehorsam war sie und tat mir manch guten Dienst. Aber als sie mich lehren wollte, meine hohe Wiedewitte zwiefach zu fesseln, nahm ich einen Prügel und warf nach ihr.

Dann, es waren wohl einige Tage vergangen, seit ich meiner Liebsten auf ihrem silbernen Flug gefolgt war, fand ich eines Morgens in der Vorfrühe ihr Lager leer. Ich eilte zum See, da glänzte die Jenseite und zuckte von fernen Tänzen. Mir war, als habe ich es die halbe Nacht träumend vernommen, und ich wußte, daß auch meine Herzliebste es gehört und dem fernen Aufruhr der Himmlischen nicht hatte fernbleiben können.

Als sie mittags mit heißem Kopf auf seidenweißen Tanzschuhen heimkehrte, tat ich, als habe ich sie kaum vermißt. Ich jagte die kleine Hagefrau, die sich im Fell eines schwarzen Eichhorns von Wipfel zu Wipfel schwang. Wiedewitte trat neben mich, ein wenig beklommen, das merkte ich. Als ich aber wie ein verliebter Knabe der kleinen Dunklen folgte und auf ihr Pfeifen wiedertrillerte, erboste sie sich. Ich sah, wie sie heimlich einen Stein aufhob. Da trat ich zu ihr und fragte lachend, wer sie zur Nacht ausgeführt habe.

Sie habe mit ihren Schwestern getanzt, sagte sie trotzig, und vielleicht war es Wahrheit.

Aber ich hatte mir von meiner ersten Fahrt gemerkt, wo Zunder und Wegekraut lag, Bilse war dazwischen, ein rechtes Hexenmittel. Und als wir den Tag so recht vertan hatten und ich mir den Blick zum letztenmal am mittagglühenden See geübt hatte, schlich ich mich heimlich zu ihrer Truhe. Und ich stahl von den Drogen und ließ sie zwischen dürren Reisern aufflammen.

Das letzte, was ich von jenem Hof vernahm, war Wiedewittes Schrei über ihrer Truhe, der Wiederhall von Pfosten zu Pfosten, der mich belustigte. Dann sah ich, daß sie mit Entsetzen zu mir sprang, das Feuer ausstampfen wollte und doch davon atmen mußte. Liebe und Sorge waren in ihrer Furcht, das nahm ich versöhnt in meinen Traum hinüber. Dann flammte ein silberner Pfad pfeilgleich aus dem Feuer über dem See, meine Liebste sank schmerzlich zu mir, mit letzter Bewegung meine Augen schützend.

Es ist weit und blitzschnell zu fahren auf jener silbernen Brücke! Wiedewittes Hände sind angstvoll über mein Gesicht gedeckt. Ein flammender Schein leuchtet hindurch, greller als ein anfahrendes Wetter. Ich will ihre Hilfe nicht, streife meine Augen frei. Steil hebt sich, das sehe ich noch, steil und lichtüberspannt, ein schimmernder Wall von Türmen bis unter die Wolken. Treppen aus silbernem Stein vor mir, eine Brüstung, oh, viele Selige schau ich geblendet, die zu fremden Toren hinansteigen.

Dann wird der Schmerz in meinen Augen überstark. Ich will mich vorwärts tasten, wütend und demütig zugleich, — wer will mir's versagen, das Tor zu neuen Geschicken zu öffnen?

Wiedewittes Hände sind durchsichtig, sie ist sich kaum bewußt, daß sie mich verläßt. Ich zwinge mich noch einmal rasend, schau die ausgestreckten Hände von Hollentöchtern, die meine Liebste auffangen, schau gleich einem brennenden Vließ die Höhe, den funkelnden Himmel und sein Tanzen.

Da ist es wie eines Wächters zorniger Blick, der mich trifft, oder ist es das Feuer vor meinen Augen, das mich zerstört? Rückwärts gleite ich, rasend aus der berauschten Welt der Seligen auf meine taube Erde.

Eine kleine dunkle Hand führt mich, das vergesse ich nicht, führt mich Blinden durch den heulenden spottenden Wald Wiedewittens. Sie läßt mich mitleidig vier Stufen suchen und bringt mich vor diese Hütte, die ich dunkel im grauen Land unserer Erde wiederschaue.

Da bin ich heut, sehend so weit mein Acker reicht, wissend, daß ich mein Herz gab, wo ich von meiner Seele hätte verschwenden müssen, ein einsamer Büßer im Wald.

Die Gänse fliegen nach Süden, die Weiden sprossen noch, aber niemand kommt mehr zu mir. Rauh, wild ist das Land, und selbst das herbstliche Gold der Birken ist aus irdischem Dunkel. Ich friere, ziehe den Schaffellmantel fester um die Schulter. Frostig ist unsere Erde, mein Auge kalt und dunkel.

Wissen Sie es zu öffnen, um den Weg über die vier Stufen wieder zu finden? Ich suche und suche, aber ich bin blind im Wald.

Das ist meine Geschichte, Herr!

Ontje Arps

Novelle von Manfred Hausmann

Die Beeren des Rotdorns dufteten bitter, die Birken leuchteten nur so, und der Ahorn stieg, durchsichtig glühend, gegen den Abendhimmel auf. So leitete sich denn der Weg zwischen den Vorstadtgärten durch lauter zartes Gold. An den Zäunen schwangen sich zitronenfarbene Wicken wild empor und sanken zurück, und dann flossen auch die weichen Fäden des Marienhaares, an denen das Licht schimmernd hinspielte, über Baum und Strauch. Es war ein Septemberabend mit kristallener Luft und einem behutsamen Wind.

Nun kam Ontje Arps durch all die goldene Versunkenheit geschlurft. Wenn er nur lange genug in den Himmel starrte, konnte er das feine Glitzern der ersten Sterne entdecken. Manchmal zuckte er zusammen und sah sich vorsichtig um. Seine Nase witterte umher, seine Augen kniffen sich ein wenig zusammen, sein linkes Ohr stand aufrecht und hörte jedes Geräusch. Er hatte vor niemandem Angst, ein verwegenes Kerlchen, ein neunjähriger Knirps, der drauf und dran war, die Welt zu erobern. Sein Kopf arbeitete von morgens bis abends. Er war der Anführer der Lindenstraße, in der er wohnte. Jetzt schlurfte er durch das Gold der Vorstadtgärten. In der linken Hand trug er einen Bogen, den er sich selbst aus Eschenholz geschnitzt hatte, ein Ding voller Kraft und Geschmeidigkeit, in der rechten ein Bündel Schilfpfeile. Oben auf jedem Pfeil saß ein Stückchen Hollunder, damit sie gerade flogen. Betrachtete man indessen die Spitzen genauer, so ergab sich, daß Ontje einige mit Nadeln versehen hatte. Auf diese Weise konnte er über vielfältiges Getier herrschen. Vorhin hatte er den Pfeil mit der großen Häkelnadelspitze ausgewählt und ihn der dicken Katze von Frau Amtsgerichtsrat Lawes auf den Pelz gebrannt. Nicht aus purer Mordlust übrigens. Die Frau Amtsgerichtsrat hatte ihn vielmehr am Morgen, als er sich damit vergnügte, in der Tür ihres Vorgartens hängend hin und her zu fahren, mit einer abscheulichen Ohrfeige überfallen. Es war nur gut, daß es eine gelbe Katze gab, die auch Lawes hieß. Teufel ja, wie tapfer die Rätin Zetermordio geschrien hatte, als ihr Miezchen pfeilgespickt durch die Buschbohnen galoppiert kam! Nachher waren sie beide in die Lindenlaube gegangen, die Katze und die Rätin, und hatten dort miteinander geweint. Ontje überdachte das Begebnis noch einmal aufs genaueste. Er war voll Dankes gegen Gott, der seinen Pfeil so freundlich gelenkt hatte, er raschelte vergnüglich durchs Fallaub, das nach lauter Herbst und Wärme roch, er blieb stehen und lachte, er legte einen Pfeil auf und schoß ihn aufs Geratewohl über die Gärten hin. Eine Stunde des Glückes senkte sich auf ihn

herab. Er hatte sich gerächt, alles war gut gegangen, da konnte er wohl noch einen zweiten Pfeil gegen den hohen Himmel abschießen. Hurra!

Allmählich ermattete das holde Licht in Gras und Laub, die Dämmerung begann.

Rechter Hand am Wege erhob sich eine Planke, über die ein Apfelbaum seine gesegneten Zweige neigte. Hier war mit Pfeil und Bogen nicht viel auszurichten, aber Ontje fand einen Knüppel und wirbelte ihn hinauf. Den niederprasselnden Hagel sammelte er geschwind in seine Bluse.

Da . . . was war denn das? Ganz da hinten, wo Häuser und Bäume die eigentliche Stadt ankündigten, erhob sich ein heiteres Getöse aus der Abendstille. Musik? Wahrhaftig Musik! Der Gesang einer Trompete löste sich, gemildert durch die Ferne, aus dem dumpfen Gewoge und zog klar und betörend dahin. Ontje schauerte zusammen. War es denn zu glauben, nun gab es auch noch Musik! Er rannte los, die Äpfel kollerten aus seiner Bluse. Halt! Er hatte den Bogen vergessen, zurück! Da lag er ja. So, nun aber holterdipolter! Wo mochte die Musik denn stattfinden? In Papes Sommergarten natürlich! Ja natürlich! Er kletterte über einen Zaun, brach durch ein feuchtes Dahlienbeet, schlug eine Gittertür zu und flog eine Allee entlang der Musik entgegen.

Als er näherkam, sah er schon, daß heute bei Papes eine Art Fest sein mußte. Die Bogenlampen erfüllten die Kastanienwipfel mit bleichem Licht, allerlei Schatten tasteten sich hinauf und schwebten umher. Aber die Musik schoß strahlend hindurch. Tätärätätä bum bum! Da war es gerade aus. Sofort entstand an verschiedenen Stellen des Gartens ein Gelächter und Gesumme, das leicht zusammenschlug und wieder auseinandersank. Wie geheimnisvoll sich das alles anhörte!

Eine Horde von Zaungästen war bemüht, über die Staketen und Gebüsche hinwegzugucken. Man hatte jedoch den Festgarten innen mit Efeuwänden dicht umstellt, es ließ sich nicht viel erspähen. Überdies gingen da zwei Schutzleute hin und her. Ontje knirschte vor Aufregung mit den Zähnen. Was nun? Er trabte eine Strecke zurück und schlüpfte in einen Ziergarten, dann schlich er ums Haus, schwang sich über einen Zaun, da stand er schon in Papes Gebüschen. Ein paar Meter vor ihm dämmerte die Efeuwand, hinter der das Fest sich glitzernd regte. Er duckte sich heran und blinzelte hindurch. Gleich hinter dem Efeu saßen drei alte Damen um einen Tisch. Das war nun weiter nichts Erstaunliches. Aber dann kam ein völliges Schützenfest, ein Paradies, ein Jahrmarkt, eine Vogelwiese und alles das miteinander. Ein Menschengewimmel strömte auf und nieder, ein Wirbel von Licht tanzte umher. Hauptsächlich stand da ein Karussell in seiner wehenden Buntheit. Und aus dem Musikpavillon nebenan krochen gerade die Musikanten heraus. Vielleicht sollte jetzt eine Pause sein. Rechts und links taten sich Buden auf, in denen Lampions eine purpurne Dämmerung verbreiteten. Die Verkaufsfräulein, die darin umherglitten, hatten silbrige Ketten und verschiedenartigen Glanz im Haar. Weiße Arme flimmerten, Soldaten mit Säbeln klirrten gedämpft umher, manche Herren trugen einen Orden. Das trieb alles so geruhsam durcheinander, Zigarettendampf wolkte in den Lichtkreis der Lampions, dann und wann explodierte ein verhaltenes Gelächter, in der Tiefe des Gartens wurde Geige gespielt. Mit einem Male schwenkte ein Mann, der ein winziges Hütchen mit einer langen, gelben Feder auf dem Kopf trug, seine Frau auf einen Tisch, reichte ihr eine Tafel mit bunten Bildern hinauf und fing an, die Laute zu schlagen. Die Frau hob die Tafel hoch und der Mann sang. Ach, man konnte gar nichts verstehen, weil die Leute alle so lachten.

. . . und er hängte sich daneben
und begab sich aus dem Leben . . .

Da war es schon vorbei. Der Mann tat sein Hütchen ab und sammelte Geld ein. Er kam auch an den Tisch der alten Damen.

„Sie sind ja ein Sänger von Gottes Gnaden, Herr Assessor!"

„Der Herr erbarmt sich über Gerechte und Ungerechte, Frau Geheimrat. Nun müssen Sie mit Ihren Goldstücken das Ihre tun. Es ist für die armen Waisenkinder, Frau Geheimrat!"

Ontje hätte zehn Pfennig springen lassen, wenn er gewußt hätte, was das alles bedeuten sollte.

„Sehen Sie," wandte sich die Frau Geheimrat an ihre Freundin, „da sind also die beiden Brüder von Kreyenhop, diese Schlingel."

„Wo?"

„Haha, da fragen Sie nur! Die beiden kleinen Bären da!"

„Nein, sind sie das!"

Umschwirrt von Tamburinen und Kastagnetten zog ein Zigeunergetümmel vorbei. Zwei Bären taten sich mit unermüdlichen Purzelbäumen hervor und rollten den Zuschauern brummend zwischen die Beine.

„Sie haben hinter Frau von der Lydts Schießbude ein Lager. Wir müssen's nachher einmal besuchen. Der junge Wellenkamp soll dort ja so wundervoll Geige . . . ah, geben Sie acht, jetzt kommt etwas Reizendes!"

Ein Fanfarenstoß wetterte durch den Garten, der Lärm verebbte, nur bei der Schießbude wurde noch gelacht.

„Jetzt kommt etwas ganz Reizendes. Wir haben hier einen schönen Platz. Ich glaube, der kleine Hinnerk von der Lydt wird uns jetzt mit der Melusine von Kreyenhop etwas vortanzen. Sehen Sie wohl, man hat den Pavillon schon geräumt!"

Die Bogenlampen erloschen. Rundum in den Buden flämmerten die Papierlaternen. Stille. Da blitzte an jedem Pfeiler des Pavillons, unter Rosengirlanden verborgen, ein Bündel Glühbirnen auf, und dann flog eine schwärmerische Musik aus dem Dunkel empor. Ein Kinderzug marschierte auf den Pavillon zu, voran drei Spitzwegmusikanten mit Geige, Laute und Flöte, dann drei Rokokodemoiselle n und schließlich Hinnerk von der Lydt im Schäferanzug und neben ihm, von seinen erhobenen Fingern aufs zierlichste geführt, Melusine von Kreyenhop, eine rosa schimmernde Prinzessin. Die Musik blieb rechts, die Demoiselle n links auf der Treppe stehen, Hinnerk und Melusine schritten an ihnen vorbei in den girlandenumhängten Tanzbereich.

Ontje riß die Augen auf. Das Mädchen interessierte ihn weiter nicht. Es hatte ja auch so einen komischen Rock an, und überhaupt Mädchen . . ! Wenn man sie gefangennahm und ein bißchen mit Brennesseln um die Beine schlug, heulten sie und verrieten ihre eigenen Leute. Aber der Junge! Wie Ontje das blasse Gesicht Hinnerks und das sorglos durcheinanderfließende Haar und den schmächtigen Körper und die weißen Hände sah, ergriff ihn eine dunkle Unruhe. Er wußte wahrhaftig nicht, ob das, was sich da, leise und klar aus der Nacht emportauchend, begab, nur ein ferner Traum oder ganz wirkliche Wirklichkeit war. Er kniete hinter dem Efeu und starrte Hinnerk an. Der wiegte sich mit seiner Hirtenflöte mitten im Lichtkreis der elektrischen Birnen. Melusine zupfte ihren Reifrock mit beiden Händen ein wenig hoch und begann langsam um den Schäfer herumzutanzen. Die Musikanten spielten ein Menuett, und die Demoiselle n sangen:

Bei dem Glanz der Abendröte
Ging ich still den Wald entlang.
Damon saß und blies die Flöte,
Daß es von den Felsen klang,
So lala.

Fast wehmütig ergriff Hinnerk Melusines Hand. Ein Wind glitt durch den Pavillon und rührte an die Rosengirlanden. Melusine lächelte. Sie schlangen sich umeinander, neigten sich hin, neigten sich her, taten mit zurückgelegten Köpfen ein paar hüpfende Schritte und endeten in einer weichen Drehung. Da fielen die Demoiselle n mit ihren hohen Stimmen ein:

Und er zog mich an sich nieder . .

Die Tanzenden taten alles, was sie sangen.

Küßte mich so hold und süß.
Und ich sagte: blase wieder,
Und der gute Junge blies,
So lala.

Ein kurzes Nachspiel, ein wechselseitiges Verbeugen, tief und atemlos. Die Musik verklang, hundert Hände schlugen zusammen, eine Woge des Wohlwollens rauschte über das kleine Paar. Da setzte der schwärmerische Marsch von vorhin wieder ein, die Kumpanei schritt glitzernd davon.

„Ich bitte Sie, das war ja allerliebst!" hörte Ontje eine alte Dame rufen.

Die Bogenlampen zischten auf.

„Es war einfach Watteau!" bestimmte die Frau Geheimrat.

„Diese kleine von Kreyenhop! Wie Meißner Porzellan! Ein entzückendes Pärchen!"

Aber die Frau Geheimrat blieb bei Watteau. „Das Pärchen war freilich entzückend. Der alte Herr von der Lydt würde sich heute wieder so seine Gedanken machen."

„Gedanken machen? Wieso?"

„Wieso? Liebe Freundin, die Schulden der Lydts sind hierzulande nicht minder sprichwörtlich als die Dukatensäcke der Kreyenhops. Nun wohnen die beiden draußen in Weyerhorst nachbarlich beieinander. Wenn der Zufall es wollte, daß Hinnerk und Melusine einmal . . ."

„Lieber Gott, Frau Geheimrat, die blutjungen Kinder!"

„Blutjung hin, blutjung her, die Zeit läuft gar geschwind, meine Liebe. Aber uns kann es ja gleich sein!"

Ontje bekümmerte sich auch nicht weiter um das Geschwätz. Sein Herz bebte. Nein, er mußte den Blauen noch einmal sehen! Nur so von weitem, nur das Gesicht, nur die Stirn, ach nur den nach unten gebogenen Mund! Was die Leute wohl anstellten, wenn dieser Hinnerk jetzt wieder zum Vorschein kam und unter ihnen umherging mit seinem blassen Gesicht. Sie durften ihm nahe sein und ihn anfassen, sie waren die glücklichsten Menschen auf dieser Welt. O! o! Immerzu quoll ein zärtlicher Schmerz aus Ontjes Herzgrube herauf. Er nahm Pfeil und Bogen und schob sich vorsichtig an der Efeuwand entlang, alle paar Sekunden hindurchstarrend, ob der Blaue nicht irgendwo auftauchen wollte. Die Erinnerung an den zauberischen Tänzer, an die Klarheit des sanft geneigten Gesichtes, die Erinnerung an die süße, dunkle Unruhe zog ihn und trieb ihn umher. Hinnerk! Hinnerk! So tappte er unversehens in die Nähe des Zigeunerlagers, das sich abseits im Gebüsch mit Feuer und Gezelt bemerklich machte. Eben wurde ein Gefangener eingeschleppt, er mußte hohes Lösegeld zahlen und kam, wenn auch ein wenig zerzaust an Rock und Krawatte, wieder frei. Oho, da brachten die beiden Bären ein rosa Mädchen herbei. Melusine, die Tänzerin. Sie ging ganz gutwillig mit.

„Ätsch, ich habe kein Geld!" sagte sie zu dem Zigeunerhauptmann.

„Dann wirst du unserer Bande einverleibt. So eine wie dich können wir gerade gebrauchen."

„O herrlich, bin ich jetzt ein Zigeunermädchen? Wißt ihr, wen ihr einmal holen müßt . . ."

Sie flüsterte den Bären etwas ins Ohr und trollte sich mit ihnen davon. —

In dem Zelt, das innen hell war, wurde Geige gespielt und verloren mit Tamburinen geklirrt. Ein langer Kerl mit goldenen Ohrringen schürte das Feuer und summte etwas Zigeunerisches vor sich hin. Es ging überaus unheimlich zu. Da kam Melusine gelaufen.

„Zu Hilfe! Zigeuner herbei! Wir haben ihn!"

„Wen denn? Wo denn?"

Ontje kauerte hinter einem Schneebeerenstrauch und paßte genau auf, was es nun geben sollte. Mit einem Male sah er etwas Blaues, Zappelndes, die Bären hielten's gepackt und zerrten's gegen das Zelt, zwei Zigeuner halfen. Melusine hüpfte darum herum. Es war Hinnerk.

„Vier gegen einen ist feige!" schrie er wütend und schlug aus.

„Autsch!" sagte der eine Zigeuner, der andere hob Hinnerks Beine hoch, jeder Bär hielt einen Arm, so zuckte der Gefangene in der Luft. Er heulte beinahe vor Scham.

„Laßt mich los!"

Ontje schoß das Blut in den Kopf. Einen Augenblick konnte er vor Brausen und Wirbeln nichts denken, dann nahm er schnell seinen Bogen und betastete die Pfeile. Wo war denn der mit der langen Stopfnadel? So .. da! Die Bogenenden krümmten sich gegeneinander. Päng!

Der Zigeuner, der Hinnerks Beine zu bändigen versuchte, machte einen Satz und zog sich dann vorsichtig den Pfeil hinten aus dem Oberschenkel. „So eine Gemeinheit!" murmelte er.

Auf diese Weise bekam Hinnerk die Beine frei. Aber die Bären hielten ihn noch fest in ihren Klauen. Ontje jagte einen zweiten Pfeil los. „Auauauau!"

Der eine Bär drehte sich im Kreise, doch gleichzeitig fuhr der verwundete Zigeuner, der scharf umhergespäht hatte, auf Ontjes Busch los.

„Hier ist das Ding herausgekommen! . . Hoho, da läuft der Halunke!"

Es half Ontje nichts mehr, aus Leibeskräften davonzurennen, nach drei Sprüngen hatte ihn der Zigeuner erwischt und schleifte ihn, wie er auch um sich biß und trat, ins Lager. Da hätte man ihm wohl mit einer bitterlichen Tracht Prügel aufgewartet, wenn Hinnerk, der in dem Tumult entwischt war, nicht schleunigst Hilfe aus der nahen Schießbude geholt hätte. Der Zigeuner zeigte gerade den Pfeil herum, und auch der Bär verfehlte nicht, ein Geschoß in der Tatze zu schwingen und sich wehklagend den Schinken zu reiben, und der kleine Ontje stand verstockt mittendrin, da watschelte, von Hinnerk gezogen, Frau von der Lydt herbei.

„Erlauben Sie einmal, meine Herren Zigeuner, was ist denn das für eine Geschichte?"

Alles redete durcheinander. Der lange Kerl mit den goldenen Ohrringen fing schrecklich an zu lachen, verschluckte sich, nieste und lachte von neuem los.

„Komm einmal her, mein Sohn," sagte Frau von der Lydt, „wie heißt du denn?"

„Ontje Arps."

„Was ist denn dein Vater?"

„Lokomotivführer."

„Soho! Wie alt bist du denn?"

„Neun."

„In welche Schule gehst du denn?"

„Realschule an der Lindenstraße."

„Soho! In die Realschule! Meine Herren, er ist Realschüler! Dann lernst du wohl sogar fremde Sprachen?"

„Ja, Englisch. How do you do, mister Fox?"

„Meine Herren, er spricht perfekt englisch!"

„Ich kann auch englisch singen!"

„Soooho!"

Ontje sang:

My bonny is over the ocean,
My bonny is over the sea.
My bonny is over the ocean,
O bring back my bonny to me!

„Das finde ich nun scharmant! Er spricht, er singt, ich bin erstaunt, meine Herren, ein kleines Genie!"

Da konnte sich der eine Zigeuner denn doch nicht enthalten, den Pfeil mit der blutbefleckten Stopfnadel vorzuweisen: „Er ist auch ein Genie mit Pfeil und Bogen, gnädige Frau!"

„Richtig, weshalb haben wir denn das hier getan? Nun?"

Ontje sah Hinnerk an, Hinnerk sah Ontje an. Beide hatten blaue Augen, Hinnerk die dunkleren. Es begab sich nichts, aber es dauerte eine ganze Weile, bis Ontje, immer noch an Hinnerks Antlitz hängend, langsam antwortete: „Sie schleppten ihn ja weg!"

„Wer?"

„Ein Scherz, gnädige Frau, wir haben das heute . . ."

„So! Ich wollte aber nicht mit, und Richard und Ludolf konnten mich allein nicht unterkriegen, und da hat Melusine die beiden anderen geholt, und da haben sie mich getragen, und es war gar kein Scherz, es war gemein."

„Und da hast du meinen Hinnerk mit deiner Waffe befreien wollen? Ein tapferes Kerlchen, meine Herren!"

Unnütze Worte, unnützes Hin und Her. Zuletzt ließ selbst der Bär von seiner Rachsucht ab, und Ontje und Hinnerk durften sich Aachener Printen kaufen.

Was wollte es jetzt besagen, daß Ontje längst hätte zu Hause sein müssen, daß ein Donnerwetter von Schlägen und Tränen über seinem Glück hing? Nichts!

Was wollte es weiter besagen, daß die Musik wieder aufschmetterte, daß auch das Karussell sich unter Orgel- und Trommelspiel zu drehen begann, daß oben zwischen den Kastanienwipfeln bläuliche Sternhaufen zu sehen waren? Nichts, gar nichts wollte das alles besagen!

Ontje glühte und warf sich schwankend dahin und dorthin, er riß seinen Freund durch das Gewimmel, seine Lippen zuckten.

„Zeig einmal deinen Bogen," sagte Hinnerk.

„Hier, du kannst ihn behalten. Die Pfeile sind alle kaput gegangen, aber ich mache dir neue. Vorhin habe ich eine Katze geschossen."

„Au je! War sie gleich tot?"

„Ne, sie ist mit dem Pfeil weggesaust."

„Wir haben einmal eine Katze in unserer Burg gehabt."

„Habt ihr eine Burg?"

„Das kannst du mir glauben!"

„Woraus baut ihr denn eure Wälle?"

„Wir nehmen nassen Lehm, weißt du, und den klopfen wir mit Brettern fest."

„Aber das platzt ja auf, wenn die Sonne draufscheint."

„Ja, wie soll mans sonst machen?"

„Wenn ihr was davon verständet, würdet ihr Weidenzweige zusammenflechten, zwei Wände und dazwischen Erde."

„Meinst du?"

„Natürlich!"

„Du, besuch mich doch einmal draußen, ja? Komm, wir wollens gleich meiner Mutter mal sagen."

Sie hielten auf die Schießbude zu. Ontje fühlte, daß Hinnerk sich beim Gehen auf den Fußsohlen wiegte. Seine Schultern waren schmal, am Halse hatte er eine böse Narbe. Das Karussell spielte so wunderschön.

Frau von der Lydt beugte sich aus ihrer Bude heraus.

„Sieh mal, Hinnerk, da muß ich erst . . . Drei Schuß fünfzig Pfennig, Herr Doktor, wer die Scheibe verfehlt, zahlt das Doppelte nach. So, bitte schön! . . Ich habe ja gar keine Zeit, lieber Junge. Aber wir müssen erst mit Vater sprechen, das ist klar . . . Nein, herausgeben können wir leider nicht, wir haben gar kein Kleingeld, aber niemand verbietet Ihnen, für den Rest noch zu schießen, wie? . . . Ach, ihr schrecklichen Quälgeister, bleibt einmal hier stehen, wenn ich winke, kommt ihr. O je, heute abend habe ich zehn Pfund abgenommen."

Sie drängte sich ins Bierzelt nebenan. Da war ein Tisch, an dem drei Herren beim Rotwein saßen. Der graue Klotz mit den überhängenden Augenwulsten und dem zuckenden Blick war Hinnerks Vater, der dicke glattrasierte Herr von Kreyenhop, und der Kleine mit dem Einglas Major Thielemann. Und richtig, nach einer Weile winkte Frau von der Lydt den Jungen. Und dann stand Ontje mit seiner braunen Samthose und seinen nackten Beinen vor dem gewaltigen Mann. Melusine hatte ihm die Schießgeschichte schon vor einer Viertelstunde erzählt, er hielt sogar den Stopfnadelpfeil in der Hand.

„Und englisch singen kann er auch, völlig aus dem Kopf. Sing einmal, mein Kerlchen!"

Ontje rührte sich nicht, er sah Herrn von der Lydt starr in die kranken Augen. Sie waren beschattet, die Brauen sprangen wirr darüber hinaus.

„Wieviel hattest du gegen dich, Hinnerk?"

„Vier."

„Und da nahmst du Schlingel diesen Pfeil und . . ."

Ein ganz kleines Lächeln zitterte über die entzündeten Augenlider. — Ontje zeigte die Zähne.

„Päng!" sagte er.

„Karl, was meinst du dazu, Hinnerk möchte sich den tapferen Mann gern für nächsten Sonntag einladen?"

„In Gottes Namen. Hier sind fünfzig Pfennig, ihr Halunken. Marsch ins Karussell! . . . Ihr Wohl, Kreyenhop!"

Die Bogenlampen erloschen zum zweiten Male. Nur der Pavillon schwebte als heller Nebel in der Nacht. Alles versank in Schweigen. Da setzte die Musik ein, und aus einer schwermütigen Geigenbrandung stieg eine zarte Frauenstimme unsagbar selig empor. Ein Windstoß schauerte über die Kastanienwipfel, es taute herab. Das Fest nahm seinen Verlauf.

Als sie ihre Milch getrunken hatten, rannten sie durch den Obstgarten nach der Burg, alle Fünf. Fünf? Ja, leider waren auch die Kreyenhops an diesem Sonntag auf Weyerhorst zu Gaste. Die Alten schlenderten in die Bibliothek und beredeten dies und das. Nebelfetzen trieben ums Haus. Herr von Kreyenhop meinte, gegen abend würde Regen kommen. Höm, höm, es ging wieder einmal mit Macht auf den Winter los. Was war das Leben?

Die Damen fanden's am Kamin ganz behaglich.

„Stöcke her!" schrien Richard und Ludolf, die heute ihren wilden Tag hatten. Sie saßen als die ersten in der Burg.

„Wir sind drin! Ihr könnt ja die Schanze nehmen und uns belagern! Wo sind denn die Stöcke, verdammt noch einmal!"

Gut, Hinnerk legte sich hinter die Schanze. Wie einerlei es doch war, wer die Burg hatte! Der Nachmittag war verpfuscht. Er hatte sich darauf gefreut, mit Ontje ein wenig an der Burg zu bauen, im Boot auf der Northe zu träumen und hernach auf dem Puppentheater die Pfalzgräfin Genoveva mit Kerzenbeleuchtung und Spieluhr erscheinen zu lassen. Statt dessen gab es Geschrei und Getrampel. „Pfui Teufel!"

„Ich kann nichts dazu," sagte er leise zu Ontje, „ich hätte gleich aufweinen mögen, wie ich sie den Pappelweg herkutschieren sah."

Ontje gab den Tag keineswegs verloren. Vorhin bei der Milch war er freilich verzagt gewesen, als das wabbelige Tortenstück beim besten Willen nicht auf seinen Teller wollte. Melusine hatte vor Lachen von ihrem Stuhl aufstehen müssen, und sogar Hinnerk hatte mit den Augen gezwinkert. Aber jetzt! O jetzt!

Aufs Kriegführen verstand er sich besser als aufs Balancieren von Tortenstücken. „Wartet nur!" Überdies sollte er sich Seite an Seite mit Hinnerk ins Gefecht werfen. Ein verlorener Tag? Es war gar nicht auszudenken, wie herrlich alles noch werden konnte!

„Jetzt müssen wir sie erst einmal aus der Burg rausschmeißen und dann verhauen wir sie und dann brennen wir ihnen durch. Ihr habt hier ja allerlei Rohr und Gebüsch und so, da machen wir uns ein Versteck mit richtigem Wasser drumherum."

Melusine beschloß, dem Getriebe fürs erste von weitem zuzusehen. Sie hatte einen pelzbesetzten Mantel an und ein weißes Spazierstöckchen in der Hand.

Gegen den Obstgarten hin rauschten ein paar mächtige Pappeln, auf der anderen Seite nahm die dunstige Ebene mit einem hohen Schilfwald ihren Anfang.

„Im November wird die Brakhuder Schleuse aufgemacht," sagte Hinnerk, „dann ist das hier alles überschwemmt."

„Und wenn ihr mal hinüber wollt?"

„Das geht nicht, oder wir müssen ein Boot nehmen. Aber das Wasser friert ja bald zu. Wir können alle schlittschuhlaufen."

Nun gut.

Der Spielplatz schob sich wie eine kleine Halbinsel in das Röhricht hinein. In der Mitte hatte Hinnerk seine Burg angelegt: ein runder Erdwall, ringsherum ein Graben, darüber ein Kistendeckel als Zugbrücke. Richard zog ihn hoch und verrammte den Eingang.

Die Schanze war neben einem Weidenknorren dicht am Schilf aufgeworfen.

Ein schmutziges Taschentuch schwingend und einen Apfel benagend, kam Ludolf herbei und wollte die Stöcke holen. Drei waren noch da. Ontje brach sich aus dem Weidenknorren einen neuen. Es konnte losgehen.

Bumbs, da ging es schon los! Ludolf schoß den Rest seines Apfels Hinnerk an den Kopf. Richard warf Erdklumpen hinterher. Da blieb Ontje nicht faul mit meisterlichen Granaten und Kartätschen, und auch Hinnerk eröffnete ein schwaches Bombardement. Viel Schaden wurde nicht angerichtet, Wall und Schanze boten gute Deckung. Der Wind wühlte sich in die Pappeln, Blätter trillerten durch die Luft, das Schilf brauste auf, die Geschosse zischten dahin. So mußte es sein, wenn eine Schlacht geschlagen wurde. Ontje loderte vor Kampf und Kommando.

„Leg deinen Stock zurecht!" kommandierte er. Dann schleuderte er drei Klumpen schnell nacheinander gegen die Burg, die Kreyenhops krochen hinter den Wall, trotzdem warf Ontje, erfahren in List und Belagerung, einen vierten und fünften. Bautz, der fünfte zerplatzte auf Ludolfs Schädel, der gerade wieder vorsichtig auftauchte. Das war der Krieg.

„Hurra!" schrie Ontje und stürmte los, Hinnerk hinterher. Aber die Burgbesatzung war noch lange nicht mürbe. Hui, hui, pfiffen die Stöcke, Wunder von Tapferkeit wurden gezeigt und auserwählte Flüche vorgebracht. Einmal gelang es Hinnerk, gegen den Wall zu treten, witsch, da bekam er ein Hieb übers Bein, daß ihm das Wasser in die Augen fuhr. Ontje fing vor Wut an zu singen. Aber auch ihm erging es übel. Er trachtete ununterbrochen danach, Ludolf eins über den Kopf zu geben, womöglich auf die frische Beule, damit es durchdringender wirkte. Besessen von seiner Grausamkeit, hatte er für nichts anderes mehr Augen, bis ihn Richard plötzlich mit aller Wucht über den Handrücken traf. Das Blut sprang heraus. Wie Hinnerk es sah, hörte er vor Entsetzen auf zu kämpfen. Nein, es half nichts, sie mußten hinter die Schanze zurück.

Die Burgmannen jauchzten ihren Sieg in alle Winde, und Melusine ließ ihr Spazierstöckchen fallen und klatschte in die Hände.

„Die soll nur ihre Schnauze halten!" kochte Ontje und leckte sich das Blut ab.

Hinnerk stand das Herz still. „Was soll sie?"

„Die Schnauze halten!"

„Um Gottes willen, so etwas darfst du nicht sagen, Ontje! Um Gottes willen!"

Was schwatzte Hinnerk denn? Meinte er etwa, es wäre weiter nichts dabei, eine Schlacht verloren zu haben?" Jawohl, sie hatten die Schlacht regelrecht verloren. Die Feinde lachten sich eins, und er, Ontje, blutete. Sollte man da nicht in die Luft springen vor Schande!

Er rupfte ein Büschel Gras aus und aß es auf.

„Ich muß einen längeren Stock haben!"

Nun konnte man sehen, daß Ontje nicht mehr bei Verstand war. Wie hätte er denn sonst die Dummheit begehen mögen, auf eine Pappel zu klettern, um sich da oben einen neuen Stock abzubrechen? Er brauchte unbedingt einen längeren, schön und gut, aber durfte er in diesem Augenblick das Schlachtfeld verlassen? Kaum hing er im Geäst, sechs Meter über der Erde, windumsaust, da galoppierten die Kreyenhops lautlos gegen die Schanze, Hinnerk schrie, zur Seite trudelnd, um Hilfe. Zu spät. Sie schleiften ihn schon in die Burg. Wenn Ontje sich auch vor Schreck blindlings vom Baum herabfallen ließ, er konnte, halb betäubt vom Sturz, nichts mehr retten. Ein Hagel von Erdklumpen trieb ihn hinter die Schanze zurück. War nun

alles aus? Hoho, jetzt fing es erst richtig an! Es ging um die Ehre, es ging um den Sieg ... ach was, es ging ja um Hinnerk, er lag gefangen in der Burg, einzig um Hinnerk ging es!

Ontje nahm die Beschießung wieder auf, die Belagerten durften nicht zur Besinnung kommen. Unter Werfen und sich Ducken übersah er das Gelände und ließ sein kleines, aufgeregtes Gehirn funktionieren. In drei Minuten hatte er einen Plan fertig. Er feuerte eine Salve ab und verbarg sich hinter der Schanze, um neue Munition zu sammeln. Wieder eine Salve .. hinab hinter die Schanze. — Salve .. hinab. — Salve .. hinab. Als er seine Gegner so weit hatte, daß sie nichts mehr dabei fanden, wenn er für kurze Zeit unsichtbar blieb, setzte er alles auf eine Karte. Eben überschüttete er die Burg noch mit Geschossen, die den Feind hinter den Wall zwangen, im nächsten Augenblick glitt er wie der Blitz seitwärts in den brausenden Schilfwald und watete niedergebückt, so schnell er konnte, um die Halbinsel herum. Er versank, keuchte, riß sich auf, weiter, weiter, nun war er schon im Rücken des Feindes, der noch immer die leere Schanze beschoß. Vom Rande des Schilfs bis zur Burg mochtens noch zwanzig Schritte sein. Ontje rannte los, aber da fing Melusine, diese Satanshexe von einem Weibsstück, an zu kreischen und zu winken. Gott sei Dank begriffen die Kreyenhops nicht eher, was sie wollte, bis Ontje schon wie eine Kanonenkugel in die Burg hineinwetterte, Richard mit einem einzigen Nackenschlag kopfüber in den Graben keilte und seinen Bruder und den halben Wall mit einem Fußtritt hinterherschickte. Ehe die beiden sich da unten recht besinnen konnten, fiel Ontje mit einem Stock über sie her. Ludolf kniff sofort aus, Richard suchte sich zu wehren, aber der rasende Sieger ließ ihn nicht auf die Beine kommen. Keine Gnade jetzt! Erst als Hinnerk, der, am Boden liegend, überhaupt nicht begriff, wo denn dieser Wirbel herdonnerte und hinauswollte, dazwischensprang, konnte sich auch Richard in Sicherheit bringen und den verschluckten Sand aus seinem Munde ausspucken.

„Gewonnen! Sieg! Viktoria!"

„Halt nicht völlig gewonnen!" Jetzt kam Melusine angezetert:

„Das sag ich deinem Vater, Hinnerk, so, das wird gesagt!"

Ontje zwickte ihr eins über die Beine, pfiff! Sie knickte zusammen und hinkte heulend davon. Ein leichter Sieg.

„Ich danke dir," sagte Hinnerk.

„Ach was!"

„Du hättest das vielleicht doch nicht tun sollen, das mit Melusine. Sie läuft jetzt geradewegs zu meinem Vater."

Ontje wickelte sein Taschentuch um die verwundete Hand.

„Das hätte sie sowieso getan," brummte er, „bind mir mal hier einen Knoten drauf. Die Burg ist übrigens nicht viel wert, du."

„Nein. Aber können wir uns nicht eine aus Weidengeflecht machen, wie du mirs neulich gesagt hast?"

„Doch. Und in den Graben pflanzen wir spitze Pfähle und . ."

„Ich will wetten, Ontje, daß mich mein Vater schon sucht ... Du, wenn wir uns nun für heute ein kleines Versteck im Schilf anlegten?"

„Meinst du?"

Sie tauchten in den wogenden Wald. Hinnerk platschte voran. Er wußte eine Art Insel in all dieser Feuchte, einen Weidenbusch und ein wenig Gras, das man bewohnen konnte. Da waren sie schon. Ontje sah sich um.

„Hast du ein Messer bei dir?"

„Nur ein ganz winziges."

Es erwies sich aber als groß genug, um die überflüssigen Zweige wegzuschneiden und vertrocknetes Schilfgras für ein Lager zu mähen.

„Sei mal still," flüsterte Hinnerk, „mein Vater!"

Wahrhaftig, eine dröhnende Stimme verlangte nach Hinnerk.

„Duck dich weg! Da sind sie ja! Da im Obstgarten!"

„Wer?"

„Dein Vater und der andere und Melusine."

„Meine Mutter nicht?"

„Nein."

„Hinnerk! Wo steckt der Bengel denn?"

„O Gott!" sagte Hinnerk zitternd. Das Schilf schlug aneinander, es roch nach Fäulnis.

„Komm, duck dich nur weg, sonst . . ."

Himmel, es war schon zu spät.

„Ich sehe da doch was!" dröhnte Herr von der Lydt, „Hinnerk, Bengel, soll ich dich holen?"

„Nein . . nein . . das halte ich nicht aus! Diese Schande . . diese Schande! . . . Ich halte es nicht aus!" Er lag schluchzend im Gras.

„Du, was ist denn? . . Was . . was . . du!"

Hinnerk schleuderte das Kinn zurück und faßte sich an den Hals, als würde er dort bedrängt.

„Jetzt schlägt er mich wieder vor den anderen. Ich will das nicht! So eine Schande! Die anderen gucken zu! Hilf mir doch, Ontje mach mich tot, mach mich tot . . mach mich tot . . !"

Ontje fürchtete sich ordentlich vor der Gewalt dieser Verzweiflung.

„Ich glaube, er kommt hierher," flüsterte er. Aber Hinnerk hörte nicht, er schluchzte und zuckte.

„Mach mich tot . . ."

Da stand Ontje leise auf und ging Herrn von der Lydt entgegen.

„Sieh einer an, du bist es also! Wo ist Hinnerk?"

„Wir wollten auf den Heuboden und da . . ."

„Was du nicht sagst, auf den Heuboden! Komm einmal her mein Sohn!"

Er steckte seine Zigarre in den Mund und zog Ontje am Ohr zur Burg hin.

„Was haben wir denn zum Beispiel mit dieser jungen Dame gemacht?"

Melusine fing vor lauter Erinnerung wieder an zu heulen.

„Habt euch ja benommen wie die Stallknechte!" grunzte Herr von Kreyenhop und guckte Ontje mit bösen Augen durch den flatternden Rauch seiner Zigarre an. „Adrette Kinder dürfen sich wohl überhaupt nicht mehr auf Weyerhorst blicken lassen, he?"

Ontje schwebte auf den äußersten Zehenspitzen. Die Finger, die sein Ohr hielten, zerrten immer unbarmherziger. Plötzlich ließen sie los, und ein Handrücken schlug ihm ins Gesicht, daß er hintenüber kollerte. „Infamer Lümmel!"

Dann stampfte Herr von der Lydt mit den anderen gegen den Wind gelehnt davon.

Ontje blieb ruhig liegen, bis sie um die Hausecke bogen. Das war ja nicht so schlimm gewesen. Von der Backe sickerten ein paar Blutstropfen herab, die wohl Herrn von der Lydts großer Ring herausgerissen hatte. Wie er sie abwischen wollte, neigte sich von hinten ein heißes Gesicht über ihn, zwei fiebrige Arme griffen über seine Brust, er spürte einen Kuß auf seinem Mund und hörte immerzu: „Ontje! Ontje!" Einen Augenblick versank er in eine wundersame Goldnacht . . blaue Seide . . ein wehmütig gebogener Mund . . Frieden und Glück. Aber Hinnerk weckte ihn wieder auf: „Komm, Ontje! Komm!"

Er zerrte ihn zurück ins Schilf, an der Weideninsel vorbei, platsch, platsch.

„Komm, Ontje! Komm!"

Immer tiefer hinein, bis dorthin, wo der Grund wieder sachte anstieg und sich in Heide, Sand und Gagelgesträuch verwandelte. Hinnerk warf sich hin. „Komm, Ontje!"

Hinter ihnen rieselte und brauste das Schilf, vor ihnen dehnten sich weite Wiesen, in der Ferne stand das Moor. Ein Regenschauer wehte heran.

„Ontje, das kann ich nie vergessen, das kann ich nie, nie, nie vergessen! Ontje, wollen wir Blutsbrüder werden?"

Hinnerks nackte Brust wurde von den Stößen seines wilden Herzens erschüttert, seine Lippen bebten unablässig.

„Was ist das denn?" fragte Ontje.

„Erst mußt du mir sagen, ob du willst."

„Ja."

„Das ist so."

Er holte sein Messerchen hervor, streifte den linken Ärmel auf und schnitt sich, zusammenfahrend, in das weiße Fleisch des Unterarmes. Das Blut quoll dunkel heraus.

„Nun du!"

Ontje machte es ihm nach. Da schmiegte Hinnerk seinen Arm an den des Freundes, daß die beiden purpurnen Bahnen ineinanderflossen.

„Ontje, ich will dir immer treu sein!"

Er beugte sich herab und schlürfte ein wenig von dem Blut.

„Ja, Hinnerk, ich dir auch."

Ihre Augen, bang und groß von dem Geheimnis der Stunde, ihre unwissenden Jungenaugen ertranken ineinander.

„Nun müssen wir uns küssen," sagte Hinnerk.

Sie taten's scheu. Dann saßen sie lange da und schämten sich voreinander. Der Regen hüllte sie ein.

In Brakhude kletterte Ontje aus dem Zug. Vormittags war eine feine Schneewolke über das Dorf hingestäubt, nun lagen die Dächer und Gärten verwundert unter dem silbernen Anhauch, der nicht wieder weichen wollte. Die Sonne schien frostig herab. Es schlug drei Uhr. Ontje lief, um warm zu werden, klappernd die Straße entlang, er schwang seine Schlittschuhe im Kreise und atmete Dampfwolken in die Luft. Im Vorbeilungern fing er sich eine Handvoll Schnee von einer Mauer, die er zu einer Zigarre zusammendrückte und behaglich verspeiste. Als er an der Northeschleuse stand, konnte er ganz dahinten, jenseits der vereisten Wiesen, Weyerhorst im Dunst der winterlichen Ebene liegen sehen. Zuweilen sausten Schleier aus Schneestaub über die Eisfläche, drehten sich glitzernd in die Sonne empor, schlugen zurück und stoben weiter. Ontje band seine Schlittschuhe fest und schwenkte sich mit den Schleiern dahin. Hei, wie verwegen ihm heute ums Herz war, hier draußen in Sonne und Eis! Man konnte das Licht mit den Händen packen, man konnte den Frost mit der Zunge einschlürfen! Ein weißer Wirbel schimmerte hoch und warf sich mit scharfem Prickeln an ihm vorbei. Er kniff die Augen zu und stampfte auf. Weiter! Ratsch, ritsch, ratsch, ratsch.

Als er drei Viertel des Weges hinter sich hatte, glitten ihm zwei Punkte entgegen, wurden größer, wurden Menschen, er glaubte Hinnerk zu erkennen. Ja, der eine war Hinnerk! Und der zweite? Es sah fast so aus, als ob es Melusine ... natürlich Melusine! Ontje ließ sich vom Winde treiben und ärgerte sich.

Nachher stellte sich heraus, daß Melusine sogar auf Stahl-Schlittschuhen lief. Ontje und Hinnerk besaßen nur hölzerne mit einer Eisenschiene, wie es sich für Menschen gehört, die nicht über himmelschreiende Reichtümer verfügen. Aber das mußte man Melusine lassen, sie brachte auf ihren angeschraubten Dingern die erstaunlichsten Kunststücke zustande, sie schnitt Bogen, vorwärts und rückwärts, sie beschrieb eine Acht und wiegte sich im Walzertakt. Immerhin brauchte man deswegen nicht gleich so gewaltige Lobesworte im Munde zu führen, wie Hinnerk es für nötig zu halten schien. Ontje nahm ihn beiseite.

„Jedesmal, wenn ich dich besuche, ist diese Hexe mit ihren stakigen Beinen da."

„Meine Eltern laden sie oft ein, weißt du, sie mögen sie gern leiden."

„Ich könnte sie anspucken."

„Sie ist eben ein Mädchen, weißt du, aber als Mädchen finde ich sie ganz nett. Mein Vater sagt's auch."

Er nahm seine Pelzkappe ab und zupfte daran herum. Machte es ihn verlegen, ein Mädchen zu verteidigen? Seine Stirn rötete sich, er sah zur Seite. Gott mochte wissen, was er in seinen Gedanken vor Ontje verbarg!

„Sieh mal," sagte er, „im Schlittschuhlaufen ist sie besser als wir, das kannst du nicht abstreiten."

Er wollte zugeben, daß sie sich ein bißchen aufs Bogenschneiden verstünde. Aber könnte sie vielleicht mit Schlittschuhen springen? Jetzt sollte er mal aufpassen!

Sie waren in die Nähe von Weyerhorst gekommen. Herr von der Lydt hatte am Mittag Eis schlagen lassen, ein Streifen offenen Wassers zog sich in einiger Entfernung vom Ufer dunkel hin.

„Wer kann hier überspringen?" fragte Ontje.

„Mit Schlittschuhen?"

„Natürlich!"

„Das sollst du wohl bleiben lassen," lachte Melusine und legte sich geschmeidig in einen Bogen.

Ontje raschte zurück, zog die Riemen fest und flog in kurzen Schwüngen auf die Rinne zu. Dicht davor duckte er sich nieder und schnellte hoch . . . knall, da war er drüben. „Bitte schön!"

„Au ja!" sagte Hinnerk, aber Melusine meinte, an den Schwänzen ihres Pelzes reißend: „Hinnerk kann das auch!"

„Ich? Nein, nein."

Sie wiegte sich auf Hinnerk zu und zischelte mit zusammengebissenen Zähnen: „Wenn ich nur meinen guten Mantel nicht anhätte, probierte ich's mal!"

„Nein, Melusine, wir beiden sind dazu nicht imstande."

Da rief sie schrill zu Ontje hinüber: „Siehst du, wie Hinnerk ist, er kann es natürlich auch, aber er prahlt weiter nicht damit. So ist Hinnerk."

Nun ging es wohl nicht anders, als daß Hinnerk seine Pelzkappe aufs Eis warf und einen Anlauf nahm. Wie er absprang, preßte er die Augen zu. Es war ein Glück, daß er wenigstens mit den Händen den anderen Rand erreichte. Ontje fischte ihn heraus.

„Was machst du denn für Geschichten! Schnell nach Hause, häng dich hinter mich, ich will dich ziehen!"

Melusine lief um die Rinne herum und kam kleinlaut mit der Pelzkappe herbei.

„Hier Hinnerk . . ." Er stülpte sie zähneklappernd auf.

„Wir müssen hinten durch, dann merkt es keiner . . Daß du . . nur . . hobobobobbrrr . . daß . . du nur . . zu Hause . . hobobob nichts sagst . . Melusine!"

Ontje sah sie an.

„Wer klatscht, der wird verhauen, daß er acht Tage nicht auf dem Stuhl sitzen kann. Das mag nun von uns treffen, wen es will!"

Es gelang ihnen, durch die Küche, über die Hintertreppe unentdeckt in Hinnerks Zimmer zu schleichen. Herunter mit dem nassen Zeug, ordentlich abgetrocknet, bis die Haut brannte, wollene Unterwäsche an, so!

„Frierst du noch?"

„Ich glühe, du!"

Ontje nahm ihn in die Arme.

„Wenn du jetzt unter dem Eise lägest, Kerl, ich wüßte ja gar nicht, was aus mir werden sollte!"

Hinnerk knöpfte seine Jacke zu, er schauderte, sie gingen ins Spielzimmer. Da hob sich aus einer quer durchs Zimmer gespannten Portiere die Bühnenöffnung eines Puppentheaters heraus. Ontje mußte sich auf einen Stuhl setzen und den Zuschauer machen. Er sperrte Mund und Nase auf über die Wunder dieser Welt. Melusine klingelte, Hinnerk ließ den Vorhang aufrollen, und dann leiteten sie, hinter der Portiere verborgen, die seltsamen Gesten und Gespräche der Marionetten. Zuerst saß Ontje voller Ehrfurcht da. Was war ein Kaspertheater gegen dies schwebende Gehäuse, in dem richtige kleine Menschen hin und herspazierten, mit dem Kopf wackelten und sich die Hände gaben! Ritter mit weißen Federbüschen, seidene Edelfräulein und sogar ein Hund, der beim Bellen den Mund aufmachte und mit den Augen rollte.

Aber als der erste Akt der Pfalzgräfin Genoveva mit Tücherwinken und Tränen zu Ende war, wollte Ontje unbedingt wissen, wie das alles zusammenhing, er kroch, nicht ohne daß Melusine protestierte, hinter die Portiere.

„Wie macht ihr das?"

Hinnerk zeigte ihm die Kulissen, zog den Vorhang hoch und wechselte den Prospekt.

„Hm . . so funktionierte das also. Aber nun die kleinen Menschen!"

Dies war beispielsweise der Pfalzgraf Siegfried.

O, denk einer an, wie schlau! Die Beine, die Arme, Kopf und Rücken, alles hing an dünnen Fäden. Ja natürlich, wenn man das erst einmal wußte, konnte man das geheimnisvolle Leben wohl begreifen.

„Laß mich auch mal!"

So einfach, wie Ontje sich's dachte, war das Marionettenspielen nun doch nicht zu betreiben. Der Pfalzgraf Siegfried trat sich unter seinen törichten Fingern immerzu mit dem linken Bein vor den Kopf, und das rechte schlug er sogar akrobatisch am Rücken hinauf.

Hinnerk tanzte glückselig umher.

„Gib ihm den Kaspar," sagte Melusine.

„Habt ihr auch einen Kaspar?"

Mit dem Kaspar verstand Ontje schon besser umzuspringen. Der klingelnde Bursche ging, wenn auch knickebeinig, über das Bühnenhaus, er faßte sich an die Nase und guckte lächerlich um die Ecke.

„Haha, mit dem Kaspar macht er es wunderbar. Ich finde, jetzt soll Ontje Theater spielen, und wir sind Zuschauer."

„Aber ich weiß nur Kasperstücke und so."

„Ja, ja!"

Gut, Ontje hatte sich im Sommer nicht umsonst die Nachmittage vor den Kasperbuden aufgehalten. Dergleichen Späße wollte er wohl fertig kriegen. Und am Ende konnte er dieser hochnäsigen Melusine bei der Gelegenheit eins auswischen. Er hatte schon so ein Plänchen im Kopfe.

„Laß doch mal eine Straße auf der Bühne sein," sagte er zu Hinnerk, „oder hast du keine?"

Doch, eine Straße gab es auch. Sie wurde aufgestellt. Nun mochte Ontje in Gottes Namen anfangen. Er zog geschwind den Vorhang hoch . . ach so . . er hatte ja die Puppen noch nicht zur Hand. Der Vorhang senkte sich wieder.

„Bravo!" rief Melusine. Hinnerk verbot ihr's sanft. Aber nun war Ontje bereit. Es begann. Kaspar wankte knickebeinig die Straße entlang und klopfte an ein Haus.

„Melusine, süße Braut, dein Kaspar ist da!"

Kein Melusinchen ließ sich blicken. Eine alte Frau schwebte aus der Kulisse heraus.

„Was machen Sie denn für einen Lärm vor meinem Hause, ich bin Melusines Mutter!"

Aber Kaspar bekümmerte sich nicht weiter um sie, sondern brachte Melusine ein Ständchen.

Wie schön ist doch
Die Träne einer Braut,
Wenn der Geliebte ihr
Ins Auge schaut.

Da rief die Mutter nach Polizei und Feuerwehr. Was blieb dem armen Kasper anders übrig, als sie auf den Kopf zu schlagen. Sie fiel tot um. Aber Kaspar sang:

Großmudder is dod,
Großmudder is dod,
Jo, die is den Düwel dod,
Die mag noch Köm un Speck un Brot.

O du meine Seele, jetzt stürzte Melusine heraus! Sie reckte den Steiß in die Luft und tauchte mit dem Kopf heulend gegen die tote Mutter. Ihre Tränen machten indessen auf Kaspar

gar keinen Eindruck. Er umarmte sein Melusinchen, küßte sie und verlangte, auf der Mutterleiche sitzend, nach einer Tasse Kaffee. Melusine schluchzte und wollte nichts von ihm wissen. Er sang:

Wie schön ist doch
Die Träne einer Braut,
Wenn der Geliebte ihr
Aufs Auge haut.

Und dann tat er auch danach. Sie wimmerte und versprach, sofort Kaffee herbeizubringen, und trippelte ins Haus. Kaspar schleppte die Leiche weg.

Die beiden Zuschauer saßen schweigend da. Melusine sah Hinnerk von der Seite an, er merkte es wohl, starrte aber bedrückt geradeaus. So etwas durfte Ontje doch nicht singen! Und daß Kaspar auf der toten Mutter saß . . nein . . Wenn nur Melusine nicht Zeuge von alledem gewesen wäre! Er wußte schon, was sie nun in ihrem triumphierenden Sinn dachte. Das ist nun dein Freund, dachte sie.

Ontje merkte von alledem nichts, er klingelte und klapperte mit Eifer hinter den Kulissen und übersann den großen Schlag, den er gegen Melusine führen wollte. Klingling.

Kaspar kam zurück und schrie nach seinem Kaffee.

„Hier ist er schon, lieber Kaspar."

Er kostete und spuckte. Pfui Teufel, wo sie denn die Bohnen zu diesem Gesöff gekauft hätte? . . Die Bohnen? In der Büchse wären keine mehr gewesen, und da hätte sie überall gesucht, und mit einem Male hätten im Ziegenstall so viele gelegen, und da . . So ein Hornvieh von Braut! Na, wenn man auch Melusine hieße, was wäre da weiter zu erwarten! Ob sie nichts anderes zu trinken hätte? . . Doch, Tee! . . Her damit! . . Sie holte ihn. Aber als Kaspar ein Schlückchen geschlürft hatte, mußte er noch viel mehr spucken als vorhin. Pfui Teufel, das sollte Tee sein! Wo sie den hergenommen hätte? . . Unter dem Bett ihrer Mutter hätte ein Pöttchen gestanden und da wäre Tee drin gewesen, und da . . Ein Huhn mit einem Pips hätte mehr Verstand als dieses menschliche Geschöpf! Na, wenn man schon auf den Namen Melusine getauft wäre . . .!

Dergleichen schreckliche Späße, ersonnen für Straßenjungen und ihresgleichen, für Zigeunerwesen und Jahrmarktstrubel, dergleichen Späße brachte Ontje in seinem Übermut vor. Da wußte sich Hinnerk keinen anderen Rat, als daß er Melusine leise bei der Hand nahm und sich aus dem Zimmer tastete. Der Herr Theaterdirektor ward's in seinem Feuer nicht gewahr und agierte vor dem leeren Parkett weiter.

Er ließ den Pfalzgrafen Siegfried als Schutzmann auftreten. Der Mord an Melusines Mutter war entdeckt, Kaspar sollte sterben.

Ach, nur das nicht, sagte er und weinte, das wäre mein Tod!

Du wirst gehängt werden!

Lieber Herr, das halte ich gar nicht aus, da habe ich auch gar keine Zeit zu . . .

Brav gesagt, ein Gespräch voller Schalk, mit einigem Anstand vorgebracht. Aber niemand kugelte sich vor Lachen. Der Fußboden knisterte. In einem entfernten Zimmer erhob sich, gedämpft durch die Wände, ein dunkler Celloakkord. Ein Klavier umwogte ihn zaghaft mit silbrigem Glanz.

Ontje horchte auf.

„Kommt hier auch ein Orgelmann her?" fragte er aus seinem Versteck heraus.

Schweigen.

Das Cello ließ den Akkord in eine lange Melodie ausklingen. Nein, das war kein Orgelmann.

„Du, Hinnerk, was ist das eigentlich?"

Keine Antwort.

„Hinnerk!"

Er guckte unter der Portiere durch und fand das Zimmer leer. Sie haben sich versteckt, dachte er und suchte hinter dem Schrank, hinter dem Pult, hinter dem Ofen, aber als er nichts auftrieb, flackerte ein Schrecken wie ein Blitzschlag durch sein Blut. Nein, nein, sie lauerten gewiß hinter der Tür, um ihn zu überfallen, wenn er hinauswollte. Er klinkte auf. Seine Ohren brausten. Nichts geschah. Er trat auf den Flur. Die Musik, die ihn vorhin aufgestört hatte, setzte wieder ein, sie kam aus einem Zimmer am Ende des Flures. Er schlich sich hin. Die Tür war angelehnt. Hineinspähend erblickte er gleich Melusine, die vor einem flachen Klavier hockte. Neben ihr saß Hinnerk und hatte eine große Geige an sein Knie gelehnt, auf der er, sein Ohr der Melodie entgegenneigend, bedachtsam spielte. Und das war so golden und weh, wie die beiden da beieinander saßen und ihre Musik so weich zusammenschweben ließen. Wenn Ontje doch nur wieder fortgekonnt hätte! Aber er mußte, so jammervoll ihm auch zumute war, mit angehaltenem Atem lauschen und starren, er mußte auch den ganzen Schmerz ertragen, daß es zwei fremde Menschenkinder waren, denen er zusah, Melusine und Hinnerk hießen sie .. und Hinnerk .. wildfremd für Ontje, geboren in einer fernen Schönheit und Melodie, anderswo geboren. Leb wohl Hinnerk! Lieber Gott, er konnte noch nicht fort!

Das Cello schwieg, das Klavier erklang noch eine Weile allein, dann schwieg es auch.

„Bald haben wir's heraus," sagte Hinnerk und zupfte an einer Saite, „nur beim Staccato mußt du ein bißchen schneller mitkommen."

„Du hast gut reden, da gehen meine Hände über Kreuz!"

„Und ich habe Doppelgriffe, bitte sehr!"

Sie sah ihn lauernd von der Seite an.

„Was ich sagen wollte, Hinnerk . . . du mußt wohl wieder zu deinem Freunde gehen . .?"

„Ja, wir müssen wohl wieder hineingehen, nur .. du, ich fürchte mich fast davor .. ich fürchte mich vor Ontje . . . Wir haben hier so schön miteinander Musik gemacht, nicht wahr? Ich kann dein Haar gut leiden, du!"

Ontje glitt auf den Zehen die Treppe hinunter, er ließ Mütze und Schlittschuh im Stich. Niemand begegnete ihm. —

Nach einer halben Stunde dröhnte der Gong zum Tee durchs Haus.

„Ontje!" Wo war Ontje? „Ont .. je!"

Sie durchsuchten die Zimmer, sie suchten treppauf, treppab, Melusine entdeckte seine Mütze, die Köchin stöberte die Schlittschuhe auf, aber Ontje selbst, der sich vorhin so ausgelassen mit dem Kaspar gebärdet hatte, blieb verschwunden.

„Trinken wir nun Tee oder trinken wir keinen?" fragte Herr von der Lydt mit hochgezogenen Augenwulsten. Man setzte sich verstört ohne Ontje an den Tisch.

„Halt doch deine Hände ruhig, Kind!" sagte Frau von der Lydt zu Hinnerk. „Wenn du dir Zucker genommen hast, so reich ihn bitte weiter! Wo mag das Kerlchen nur stecken? Wie ist das denn überhaupt zugegangen, daß er euch abhanden gekommen ist? Habt ihr nicht miteinander gespielt?"

„Doch," sagte Hinnerk, „nur zuletzt . . ." Er wurde rot.

„Was zuletzt?"

Melusine hustete.

„Was will Melusine?"

„Sie? O nichts!" Sie wollte nur sagen, Hinnerk verriete ja doch nichts, aber sie wollte nur sagen, daß Ontje ein unanständiges Kaspertheater gemacht hätte, und Hinnerk hätte sich so geschämt und .. und ..

Kurzum, sie sank nicht eher auf ihren Stuhl zurück, als bis sie alles auf Tüttelchen erzählt hatte.

Herr von der Lydt goß sich Arrak in den Tee.

„Der Lümmel betritt mein Haus nicht wieder."

„Es war nicht so schlimm, Vater, es war anders . ."

„Melusine hat also die Unwahrheit gesagt?"

„Nein . . aber . . ."

„Die Sache ist erledigt. Wenn du es für nötig hältst, Melusine, die Sottisen dieses Bengels zu Hause zu erzählen, so vergiß nicht hinzuzufügen, daß ich gesagt hätte: wenn er sich noch einmal in meinem Hause blicken ließe, jagte ihn der Knecht mit der Peitsche davon."

„Nein, Vater!"

„Was wagst du da! . . Hinaus! Auf der Stelle hinaus!"

„Aber Karl, laß doch den Jungen erst einmal . . ich verstehe dich nicht . .!"

„Hinaus!" Hinnerk stürzte aufweinend weg.

Frau von der Lydt rieb sich in kochender Ruhe die gefalteten Hände vor der Brust.

„Bist du sicher, daß du jetzt nicht zu hart warst, Karl?"

„Ich weiß, was ich tu. Du hast mich doch verstanden, Melusine?"

Ja . . sie wollte nur noch sagen, Hinnerk wäre heute morgen ins Wasser gefallen. Ontje hätte gesagt, sie wollten einmal über die offene Rinne springen, und da . . .

„Ins Wasser gefallen? Hinnerk? Ich . . ich . . ich begreife das noch gar nicht! Richtig ins Wasser gefallen? Gerechter Himmel, wie weit denn? Doch nicht ganz und gar? Ich ahnte doch so etwas! Er ist krank, Karl, er hat das Fieber! Du mußt ihm verzeihen! Mein armes Kind, Väterchen verzeiht dir ja!"

Sie watschelte geschwind zur Tür hinaus. —

„Nein, keine Sorge," sagte der Arzt, als Herr von der Lydt ihn gegen Mitternacht an den Schlitten begleitete. Ein Strom von Licht floß die bereifte Freitreppe hinab, das Pferd vor dem Schlitten schüttelte sich und ließ die Schellen durcheinanderklirren. Wie gesagt, die Temperatur, eine Folge der Aufregung, würde morgen früh wieder gesunken sein. Wenn die Herrschaften jedoch, für alle Fälle, morgen in den Nachmittagsstunden den Schlitten noch einmal übers Eis schicken wollten, er hielte sich bereit, aber vorläufig, wie gesagt, keine Sorge!

Der Himmel stand hoch und klar über den Stallgebäuden, Milliarden Sterne flimmerten.

„Schönen Dank, Herr Doktor!"

„Nichts zu danken, ich berechne Ihnen Nachttaxe, hoho, die Welt ist voller Gerechtigkeit! Nichts zu danken!"

Der Schlitten klingelte in die dämmerige Nacht hinaus.

Die Meinung des Doktors bewegte sich also in dieser Richtung. Nun trau einer der Wissenschaft. Frau von der Lydt wußte, was ihre Pflicht war, sie saß an Hinnerks Bett.

Wie dem auch sei, manche Mütter haben einen watscheligen Gang, aber ihr Herz ist voll von Güte. Ein Kind trägt so schwer an Geheimnissen. Vielleicht blinzelt das Nachtlicht so freundlich, vielleicht ächzt draußen die Luft vor Kälte, die Finsternis streicht an den Fenstern hin, hier drinnen ist es so still, ein bißchen Feuer bollert im Ofen, das Federbett macht warm und schlaff, es riecht nach Tee und Honig, der kleine Mensch sehnt sich nach einer Hand, die dann und wann kühl über seine Stirn fährt, nach einem Herzen, auf das er seinen Kummer abladen kann.

Da kam es denn heraus, als Frau von der Lydt mit ihrem Jungen flüsterte und ihm seinem Vater gegenüber recht gab und vor lauter Sorge und Zärtlichkeit mehr Torheiten sagte, als sie je würde verantworten können, da kam es denn heraus, was für Dinge sich zwischen Hinnerk und Ontje, der ihm als ein Held und brausender Kamerad erschienen war, was für verzückte Dinge sich zwischen ihnen begeben hatten, die Prügel, die auf Ontjes Haupt gefallen waren, die Blutsbrüderschaft und alles das miteinander. Es kam auch heraus, daß Ontje heute Nachmittag als ein anderer aus Spiel und Übermut aufgetaucht war, und daß Hinnerk sich nun vor ihm fürchtete, ob er wollte oder nicht, und daß Melusine so schön ausgesehen hätte. Frau von der Lydt lächelte nicht über Hinnerks Beichte. Niemand konnte ernsthafter als sie mit ihrem Jungen über allerlei Tand und Irrsal reden. Im Grunde lag ja alles so einfach, Ontje durfte sich nicht mehr sehen lassen, fort mit ihm! Aber sie lächelte nicht, sie legte ihren Kopf neben Hinnerk aufs Kissen und erdachte vielfache Pläne und verwarf sie wieder. Hinnerk war eifrig dabei. Ach, wie gut es war, eine Mutter zu haben! Sie verstand alles, sie wußte für alles einen

Rat. Wer in aller Welt hätte wohl verstanden, daß die Blutsbrüderschaft nicht so ohne weiteres aus sein konnte? Aber die Mutter fand das ganz natürlich. Kein Wort weiter darüber, Hinnerk, das ist ganz natürlich! Dafür war dergleichen denn doch zu heilig. Nein, sie wollte einen Brief an Ontje schreiben, sie selbst. Die Blutsbrüder mußten einander das Bruderschaftswort zurückgeben, anders war es wohl nicht zu machen. „Was meinst du dazu, Hinnerk?" Denn beisammenbleiben konnten sie ja nicht mehr, ach nein, Melusine oder Ontje, so stand die Sache jetzt! War Melusine nicht das schönste Mädchen weit und breit? Die Mutter wußte so viel, sie wußte auch vom Blut etwas, von der Kraft des Blutes und von den Ahnen und vom fremden Blut und von der Ebenbürtigkeit. O, Worte für erwachsene Männer eigentlich, Worte voller Beschwörung und Andacht, uralte Worte! Hinnerk hatte nie davon gehört, aber nun wußte er es. Am besten war es wohl, er überließ alles, alles der Mutter, nicht wahr? „Ja, liebe Mutter!"

Ontjes Leben verlief nicht still, ein Ereignis löste das andere ab. Einmal hob sich ein Traum aus einer kleinen Musik empor, ein liebes Antlitz, ein Menschenkind mit dunklem Haar und weißen Händen. Ontje stürzte sich mit der ganzen Wildheit seines Wesens darauf, es gab nun nichts anderes um ihn her. Morgens wenn er aufwachte, griff er in die Luft: Hinnerk! In der Schule: Hinnerk! Wir werden zusammen eine Burg bauen, dachte er, wir werden Krieg führen, heute werden wir schlittschuhlaufen, wir werden einander nahe sein. Es kamen sogar Stunden, in denen all dies Verlangen Wirklichkeit wurde, holde, inbrünstige Wirklichkeit, daß er betrunken umherschwankte, Stunden, in denen er mit Hinnerk Hand in Hand war. Es ereignete sich einmal, daß Hinnerk ihn küßte, ihr Blut floß zusammen, unerhörte Dinge ereigneten sich. Wenn Ontje abends vor dem Einschlafen daran dachte, mußte er vor Glück aus dem Bett springen und zum Fenster hinaussehen. Schneeflocken wirbelten auf das gegenüberliegende Dach, der Lichtschein der Straße stieg herauf, der Wind blies gegen die Scheiben, es war Nacht. Dann lag er noch lange wach und überzählte die Tage, die ihn von Hinnerk trennten. Nächsten Sonntag sollte er mit Hinnerks Pferdeschlitten ausfahren. Er dankte Gott, daß er ihm Hinnerk gegeben hatte.

Das war nun alles vorbei. Kein Wort weiter davon, alles war vorbei! Worauf sollte man sich noch freuen? Ein Tag sah aus wie der andere. Kleine Begebnisse fanden ja statt, ja, ja, aber was wollten sie viel besagen! Der Vater las die Zeitung, die Mutter schälte Kartoffeln, draußen schneite es. Ontje lebte nicht gern. Nirgends lauerte ein Glück, nie überfiel einen mehr ein Geheimnis, wenn man vielleicht zwischen den Vorstadtgärten spazieren ging oder durch eine Efeuwand guckte. Das Leben regte sich noch in der Ferne, o gewiß, der Schneesturm warf einen Baum auf das Straßenpflaster, ein Haus brannte ab. Ontje war zur Stelle. Aber ließ die geschmetterte Linde etwa sein Herz erzittern? Brachte der Brand etwa schlafloses Umherwälzen und Qual und Herrlichkeit mit sich? Eine geschmetterte Linde war eine geschmetterte Linde. Lohnte es sich überhaupt, davon zu reden? Wo in Teufels und Satans Namen gab es denn etwas, das wert gewesen wäre, sich darum zu kümmern? Ontje wollte sich nicht gerade aufhängen, nein, das nicht. Zehn Tage . . gut, sagen wir vierzehn Tage . . vierzehn Tage wollte er noch umhergehen und nach etwas Gewaltigem Ausschau halten. Fand er nichts, dann taugte das Leben eben keinen Pfifferling, dann brauchte man morgens nicht aufzustehen und sich zu waschen und großmächtige Anstalten zu machen, dann konnte man ebensogut im Bett liegenbleiben und sich die Decke über den Kopf ziehen, Tag und Nacht. Man konnte auch auf den Trockenboden klettern und sich aufhängen wahrhaftig!

Einmal, als er allein zu Hause saß, brachte der Postbote einen Brief für Herrn Ontje Arps, Lindenstraße 27.

„Lieber junger Freund . . ." Da hatte nun Hinnerks Mutter unzählige Worte auf ein duftendes Papier geschrieben. Ontje verstand nicht alles, manches verstand er gut. Hinnerk war krank, niemand durfte ihn besuchen. „Wer weiß wie lange der Zustand andauert, mein Mann und ich sind sehr in Sorge. Und so müßt Ihr Euch denn trennen, und die Blutsbrüderschaft muß

ein Ende haben." Es war ein langer Brief mit wundervollen Worten. „Deine Mütze und die Schlittschuhe wird Jean gelegentlich bei Dir abgeben, wenn er einmal in die Stadt fährt. Es grüßt freundlich Johanna von der Lydt."

Die Blutsbrüderschaft muß ein Ende haben. So, muß sie das? Danke schön, sie war schon zu Ende, ja lange! Er biß die Zähne aufeinander und sah trotzig vor sich hin. Heute nachmittag sollte zwischen der Lindenstraße und der Königsallee eine Schneeballschlacht stattfinden. Aber die Lindenstraße hatte den siebzehn Kämpfern von der Königsalle nur elf eigene Leute gegenüberzustellen. Denk einer an! Wie sollte das gut ablaufen! Ontje hatte viele Sorgen in dieser Zeit.

Wem ist die Seele des Menschen zu vergleichen? Sie ist ganz und gar wie ein Garten die Jahreszeiten hindurch. Aber die Seele eines Knaben ist wie ein Garten im März. Da leuchten ein paar Blumen auf, die Erde wird von schmelzendem Schnee überrieselt, sie duftet und ruht voller Ahnung. Später werden Rosen aufbrechen und Tollkirschen, eins wird ins andere treiben, verworren schäumend, bis alles hinsinkt in einen süßen Herbst. Gott steh uns bei! Aber die Seele eines Knaben ist wie ein keusches Erdreich im Frühling. Wer hat die Knospenhüllen, die vor Seligkeit von Tag zu Tag schwellender dastanden, wer hat die blassen Knospenhüllen aufreißen lassen, daß die Blüten herauszitterten? Nichts geschieht von selbst. Aber diese erbarmungslose Tat vollbrachte wohl der Schmerz. Nun blüht die Bläue über das Gartenland. Die Zeit geht hin. Einst werden die Blüten sich in Früchte wandeln, es wird überaus merkwürdig sein, die Tage der Mannheit werden heraufdämmern. Gesegnet seien die Schmerzen der Jugend!

Die Füchse

Ein Wintergeschichtlein von Meinrad Lienert

Durch die Tannen und Runsen und über die Hänge und Balmen der Kleinhirzegg ging ein Schneesturm. Baum, Hang und Weg waren wie von Schlagrahm überquollen. Ja sogar das fast flache Dach des vereinsamten Tätschhäuschens. Es war als wollte des Bläsiwiseltönis Hofstättlein sich vor den wütenden Stößen des Nordes nach und nach ganz in die Schneewehen hinein verkriechen.

„Wohl, wohl Mutter," sagte der Bläsiwiseltöni zu seiner übelhörigen Frau, zur Seppetrud, die vor dem Ofen hockte und ein Becken voll Kartoffeln entkeimte, deren Augen nun wirklich auf Stielen standen, „heut wirft's einmal einen Schnee herunter wie vor altem und wir stehen doch schon im Hornung. Da hornert es denn einmal gehörig. Jetzt kommen uns dann da bergeshalben noch einmal grimmig kalte Glanznächte, sage ich dir, in denen Stein und Bein zusammenfriert, so daß der Schnee trägt."

Die Alte gab keine Antwort, aber er schien auch keine zu erwarten, denn mit munter kugelnden Äuglein füllte er sein Pfeifchen aus der Schweinsblase, immer wieder einen besonders freudigen Blick auf die umfängliche geblümte Kaffeekachel tuend, die voll höllschwarzer, starkrüchiger Trankſame vor ihm stand.

Jetzt packte der Schneesturm das morsche Häuschen wie mit Fäusten und verschüttelte es wie der Wolf einen Hasen.

„Herrgott doch auch," machte der Alte, „tut das heut aber! Wenn mir das Gestürm nur nicht mein mageres Gütlein über die Hochhirzegg hinaus in eine andere Welt verträgt." Er lachte auf, und nachdem er einen Schluck aus seiner Kachel mit vielem Behagen zu sich genommen und die Lippen genugsam abgeleckt hatte, redete er weiter: „Ich meine, heut tue es auf der Hochhirzegg auch nicht am schönsten. Ist gut, hat der Hirzegg Miäl ein großes

Haus mit Grundmauer, da kann's ihn doch nicht vertragen. Mutter," schrie er fast in seiner Frauen Ohr, „was ist's denn mit unserm Buben, mit dem Domintschli? Es will mich bedünken, er komme diesen Winter oft so spät in der Nacht heim, obwohl ich weiß, daß die Holzschröter, mit denen er zu Wald ist, sich zeitig heimzu machen. Hält er etwa einer nach?"

Die Alte hob ihr wehleidiges, runzliges Gesicht, das aussah wie der Boden einer Korbzeine, und nachdem sie sich eine Weile über seine Frage besonnen hatte, sagte sie: „Ja, der Domintschli hat eine. Er geht auf die Hochhirzegg zu des Hirzeggmiäls Haselhühnchen, zum Zischgeli, zu Licht."

Mit verwunderten Augen schaute der Bläsiwiseltöni auf seine Frau: „Auf die Hochhirzegg geht er zu Licht? Sackerlot," machte er, „unser Domintschli will hoch hinaus. Ja, ist das Miäl Zischgeli, scheint's, auch schon mannbar? Erst noch ist's da durch unsere Matte hinab zur Schule ins Tal hinab gehastet. Ein geschwindes Ding, ein Ketzersmaiteli, dem man nicht umsonst Haselhühnchen sagt. Und nun ist das auch schon völlig aus den Stauden herausgewachsen? So, so." Er lachte auf. „Nun, wenn das Hirzegg-Zischgeli ein Haselhühnchen ist, so ist unser Domintschli ein Fuchs, und zwar bis aufs letzte rote Härchen. So wird er etwa schon an des Miäls flinkes Tierlein kommen, obwohl ich nicht glauben kann, daß sein Alter große Freude an unserm Buben hat, wenn er's merkt. Mutter," redete er der Seppetrud wieder ins Ohr, ihren grauen Kopf völlig in seine Rauchwolken hereinnehmend, „Mutter, wie ist's denn, mag ihn das Zischgeli?"

„Was meinst?" Sie sah ihn fragend, gequält an.

„Ob des Hirzeggmiäls Haselhühnchen unsern Rotkopf wohl leiden möge?"

„Freilich mag sie ihn wohl," gab sie zurück, „zum Fressen gern hat sie ihn. Wer sollte denn unsern Domintschli, so einen umtunlichen, in allen Gliedern und im Kopf so gelenkigen Burschen nicht wohl mögen. Aber er kann einfach, ums Kuckucks, nicht an sie kommen. Die Hirzeggleute, der Alte und dessen unwirsche, übelzeitige Schwester, wollen nichts von ihm wissen, hat er mir geklagt. Der Miäl habe ihn übers Stiegenbrücklein hinuntergeworfen als er's gewagt habe, sich dem Zischgeli ins Gau zu machen. „Nein," habe der Alte ihm nachgelärmt, „wenn's denn niemand außer den schelmigen Bläsiwiseltönileuten auf die Hochirzegg zu Licht bringt, so soll mein Maitli lieber ledig bleiben oder ins Alptal ins Frauenkloster gehen."

Das Bäuerlein schüttelte seinen grauen, fast haarlosen Kopf. „Jä, jä, jä," machte er in sich hinein, „wie kann jetzt der Hirzeggmiäl so reden. Ich hab', so viel ich weiß, mit der hohen Obrigkeit doch noch nie ein Unwort gehabt. Und wenn auch mein Heimwesen klein ist, so ist's doch ein Eigen." Aber jetzt lachte er über und über und geruhsam und frohgemut griff er wieder zu seinem Kaffeebeckelein. Aber nachdem er's dann langsam abgestellt hatte, kamen seine grauen Äuglein nach und nach ins Sinnen. „Und jetzt wird er dem Zischgeli halt hinterrücks nachgehen oder nicht?" fragte er lärmend seine Frau.

Sie schaute ihn, nachdenkend, einen Augenblick an. Jetzt schien sie begriffen zu haben. „Allweg, eben steigt er nun schier allnächtlich, wenn wir auf dem Laubsack sind, auf die Hochhirzegg. Oft kommt er ja, du weißt's ja, zum Nachtessen gar nicht heim und geht gleich vom Holzen weg hinauf. Er erfriert uns noch, der Domintschli!" machte sie, aufgeregter werdend. „Ich hab' ihm wohl zugeredet, er solle doch dieses Haselhühnchen fahren lassen, es gebe noch Weibervolks genug in der Welt, die nach einem Jungen, wie er einer sei, züngeln und zängeln, aber nein, er ist jetzt auf dieses Fegnest da in der Hirzegg oben versessen. Sie hat's ihm, scheint's, gehörig angeben können. Der Leckersbub ist wie auf die Egg gebannt. Schier jede Nacht streicht er dort ums Haus und kommt doch nicht hinein. Zwar die Base, des Alten Schwester, die Annekathri, ist bresthaft und liegt schier alleweil krank in ihrer Kammer unterm Dach; das wär soweit günstig. Hingegen er selber bleibt eben all und ein Abend beim Maitli aufhocken und tabakelt in einem fort ruhig vor sich hin, bis es für beide Zeit ist, sich auf den Laubsack zu legen. Gewiß lacht dieser Miäl unsern Buben noch aus. Ach du heiliges Verdienen, ach jeregott auch," wehklagte sie, „ich kenne den Domintschli schier nicht mehr. Er

tut die letzte Zeit wie ein wirrköpfiger. Völlig verschossen ist er in dieses Hirzegghaselhühnchen. Er hintersinnt sich noch, er erfriert uns, er erfriert uns!"

„Mutter," redete der Bläsiwiseltöni, die Hand am Mund, „du mußt nicht zu viel fürchten. Verliebtes Jungvolk kann nicht erfrieren; da ist das Blut zu siedend. Aber," machte er leise vor sich hin, „ich kann's nicht recht verstehen, daß die zwei Närrischen den Rank nicht finden, der ihnen trotz allem zusammenhilft. Es, ein so behendes Maitli, er, so ein Fuchs sonst und jung und scharfäugig. Äh, äh, äh! Was gilt's, mich hätte dieser Hochhirzeggmiäl nicht abhagen können. Ich würde sein Haselhühnchen doch erwischen und wenn er's im Kittelsack mit sich herumtragen täte."

„Vater," wandte sich die Alte unversehens, mit ihren roten, immer tränenden Augen, zum nachdenklich, fast verdrossen gewordenen Hirten, „willst du denn nun deinen Buben, unsern Domintschli, so in der Klemme lassen? Du hast doch sonst immer noch einen Ausweg gewußt, auch wenn sie dich, und das schon mehr als einmal, sicher und heilig in der Falle zu haben glaubten. Heneda, Vater, so hilf dem Jungen! Schau, daß du ihm einen guten Rat weißt. Er ist jetzt halt einmal in dieses Zischgeli vernarrt, denn, hat er mir gesagt: Mutter, wenn ich dieses Hirzegghaselhühnchen nicht bekomme, erleide ich's nicht mehr im Land, ich wandere aus. Siehst, Vater, das könnte ich nicht überleben, denn dieser Domintschli, mein letzter . . ."

Sie begann zu weinen. „Hör' auf, Mutter," sagte gar laut der Bläsiwiseltöni, „mach kein Wasser. Wir haben davon genug zu Berg und Tal und ist nicht ein einziges einfältiges Bächlein, noch ein Auge unter Hunderten, das ein vernünftiges Tröpflein Kirschwasser oder Träschgeist fließen läßt. Hör auf, sag' ich, hör auf! Das mag sich nicht ertragen, das ist's nicht Not, wegen dergleichen Liebesgeschichten zu plärren. Wohl, woher denn. Jetzt paß aber auf!" lärmte er ihr zu. „Das Zischgeli sieht also den Domintsch auch gern, sagst du?"

„Ja freilich," eiferte sie, „das Haselhühnchen sei völlig aus aller Ordnung, sagt der Bub. Er sehe es wohl, wenn er in den dunklen Nächten sich ans Haus schleiche und in die Stube hineinschaue, wie ihre verweinten Augen alleweil um die Fenster geistern, wie Schmetterlinge, die hinauswollen. Aber nun könne er sie nicht einmal mehr auf dem Kirchenweg treffen, da entweder der Alte oder dann die Base, wenn sie nicht bettlägerig sei, immer mit ihr gehen. Jesus Gott, Jesus Gott!" jammerte sie.

„Sei ruhig Mutter," begütigte der Bläsiwiseltöni, „wir wollen jetzt auf den Laubsack und die Sache beschlafen. Das kannst mir glauben, den Domintschli, unsern rotköpfigen Jüngsten, lasse ich allweg nicht im Stich. Komm, Mutter, in die Stubenkammer hinauf! Horch, wie's draußen tut! Wenn's denn unser Hofstättlein heut Nacht noch über die Berge hinaus verträgt, so soll's uns im Bett vertragen. Da haben wir's bequemer als die Herrenleute in der Kutsche. Komm Seppetrud, komm!"

Er leerte seine Kaffeekachel in einem Zug. Alsdann erhob er sich, zog die Hirthemdkapuzze über den Kopf, nahm das Weihwasser und bekreuzte sich. Und nachdem er den armen Seelen noch angelegentlich gespritzt und der Alten zugenickt hatte, machte er sich hinterm Ofen hinauf in die Stubenkammer zu Bett. „Ja," redete er vor sich hin, wie er durch's Ofenloch hinaufstieg, „wenn unsereiner noch jung wär. Aber jung oder alt, warm oder kalt, ich muß da schauen, wie man mit dieser Geschichte etwa an ein festes Bord kommt."

„Hedanida, Meister Winter," machte er, als er nun in der Stubenkammer vor seinem Laubsack stand und als ein Sturmstoß das Häuschen rüttelte, daß die Wände krachten, „so wüst brauchst du nicht zu tun. Wir bringen unsere seifigen Erdäpfel auch herunter, wenn du uns nicht so verschüttelst." Und halblaut setzte er hinzu: „Ich bin nur froh, daß ich jetzt nicht mit dem Domintschli ums Hochhirzegghaus streichen muß. Dafür hätte ich doch nicht mehr Glut genug, selbst wenn sie ein so flinkfüßiges, lustiges Maitli anzublasen versuchte, wie es dieses Hirzeggmiäls Haselhühnchen ist. Drum ist's besser, wir warten ruhige, mondhelle Nächte ab. Da könnte es sein, daß auch ein alter Fuchs sich hinaus und irgendeinem Häschen oder Hühnchen auf die Spuren getraute."

Es waren eiskalte, spiegellautere Tage und Nächte über Berg und Tal gekommen. Nur noch zwei Farben gab's in der Welt, die weißen Schneewehen und Wälle und dort den blauen, knisterndblauen Himmel. Aber das Weiße war jetzt nicht weich und seidenlind wie geschwungener Rahm, es war zur steinharten Eiskruste geworden, die Tags unter den groben Bergschuhen zwar knisterte, aber Mann und Roß willig trug und über die nach und nach die Sonne ein glitzerndes Feinspitzenzeug wob, dessen Falten und Fältchen mit des Himmels Bläue wunderbar färbend. Nachts aber war der ganze Hochwald ein großer Christbaumumgang. Denn jetzt, da die Nächte mondhell und immer heller wurden, klirrte jede Tanne in einer leichten Bise von schäumigem, leuchtendem Eisschmuck. Aber es war doch nicht völliger Friede im tiefverschneiten Hochland, denn die Gemsen ließen sich, hungrig, heitern Tags bis in die Wälder herab und in froststarrenden Nächten hörte man die Füchse bellen.

„Ja," meinte der Bläsiwiseltöni, den runden Blechlöffel ableckend und ihn schön neben das ausgelöffelte rote Becken legend, zu Seppetrud, seiner Frau, „Mutter, es hat uns da einen gewaltigen Schnee vor die Türe gelegt, aber das plagt mich nicht, im Gegenteil, es freut mich. Er ist ja jetzt steinpickelhart gefroren und trägt, denn die Sonne hat schon ein wenig Kraft. So kann ich also über den tragenden Schnee mit dem Hornschlitten ausrücken und in meinem Gribschweidlein oben etwas Heu holen. Nämlich, es fängt mir an zusammenzugehen. Seit ich zwei Kühe, ergiebige gerechte Loben, im Stall habe und gar noch ein paar Geißen mehr, muß ich schauen, daß ich zu Futter komme, sonst muß ich am End noch Streue und Tannreisig hirten, wie auch schon. Ich mag's heuer nicht drauf ankommen lassen, zu warten bis mir's die Herdmännchen, wie letztes Jahr, von des Gschwendhansjören Weidstadel zuschlitteln, denn du weißt ja, Mutter, daß der Hansjör nicht recht an diese gefälligen Wildleutchen hat glauben wollen." Er lachte still vor sich hin.

Die alte Seppetrud antwortete nichts, denn sie hatte auch nichts gehört, aber sie nickte ihm gleichwohl zu. Was sollte sie denn nicht? Ihr Mann mochte tun was er wollte, er machte es ja immer so, daß sie sich dabei nicht übel befand. Also aß sie, das rote Becken nun hart vor sich, mit der langen Nase schier hineintauchend, an der knollenvollen Mehlbrüh weiter.

Eben wollte das alte Männchen, ein paar Heuhalme von der Glatze wischend, sein Hirthemd aus dem Ofenrohr nehmen, in das es die Seppetrud gestellt hatte, um es etwas zu durchwärmen, da ging die Türe. Eiskalt, rauchend, wogte es herein, so daß die Bäuerin schier erschrocken aufsah. Und nun trampte der Hochhirzeggbauer, der Miäl, die breiten Schultern allweil wiegend wie ein Tanzbär, ins Stublein herein. „Guten Tag miteinand'! Schön warm habt ihr da im Kleinhirzeggstublein."

„Es tut's," machte der Bläsiwiseltöni freundnachbarlich, „ja, siehst, wir haben nicht gerne kalt, Nachbar. Guten Tag wohl! Bist ein seltener Gast, obschon wir eigentlich einander alle Tage dreimal in die Stube hineinwundern könnten, wenn wir wollten. Wie steht's auf der Hochhirzegg? Es wird, denk wohl, noch mehr Schnee abgeladen haben als hier unten, obwohl wir auch nicht zu kurz gekommen sind. Es hat ja, beim Strahl, schier alle Tobel und Krachen ausgefüllt und die Bäche und Runsen sind, wie die Schnecken, zugedeckelt. Hock ab, Miäl, laß dich zu! Die Meinige da kann uns einen Krug voll Schwarzes rüsten. Ich mein allweil, so ein Schluck Kaffee, der dazu den rechten Geist hat, sagt der Dollmetscher im Steinau, könne einen am besten erwärmen und den Frieden zwischen Leib und Seele erhalten. Die Herrgottsdonner haben ja sonst immer etwas gegeneinander. Was meinst, Nachbar?"

Er lachte frohmütig auf.

„Nein," machte der Hirzeggbauer, „grad zu Gast hab' ich dir und deiner Seppetrud heut nicht kommen wollen. Wenn's mich nach Schwarzem gelüstet, so hab' ich ja alles was es dazu braucht, auf der Hochhirzegg. Gleichwohl sag' ich Dank und es ist nicht zu tun. Ich bin wegen den Hühnern hier."

„Wegen wem?" fragte das Männchen, ihn verwundert, verständnislos ansehend.

Der Bauer hatte dem Bläsiwiseltöni gradaus, fest in die Augen geschaut, aber er konnte nichts drin zu sehen bekommen als eine einfältige Neugierde.

„Ja, potz Donner doch auch, wegen den Hühnern. Nämlich, mußt du wissen," redete der Miäl weiter mit einem Blick auf die Seppetrud, die nun daran war, die fadenscheinige Jacke ihres Mannes zu flicken, „es sind mir drei Hühner weggekommen. Die drei besten Leghühner hat man mir in der vergangenen Nacht gestohlen."

„Was du nicht sagst! Jä, jä, jä!" rief der Bläsiwiseltöni aus, „hinter die Hühner sollte man dir geraten sein? Ist's dir ernst, Nachbar, oder willst du nur ein Späßlein machen und uns etwas angeben?"

„Angeben? Ich sage dir, die drei vornehmsten, ergiebigsten Hühner sind mir weg. Es ist natürlich keine Kunst gewesen, bei mir in den Hühnerpferch zu kommen. Er ist ja hinter dem Hause, wie du auch wissen kannst. Soweit sich vor dem Hause Weid und Welt auftun, hinten kommt mir der Wald, laufen mir die Tannen schier in die Küche herein."

„Ja, ja, jetzt haben halt die Tiere und Tierlein, die da draußen in der kalten Welt leben müssen, eine gar böse Zeit," sagte der Alte, das Hirthemd nun bedächtig anziehend. „Man hört die Füchse heiterhellen Tags bellen. Da könnte es ja schon sein, daß sie dir eben hinter die Hühner gekommen sind."

„Ja, das glaub' ich auch", machte der Hirzeggbauer, „ein Fuchs ist's sicher und heilig gewesen, der mir die Hühner vertragen hat und vielleicht sogar ein vierbeiniger."

Der Bläsiwiseltöni lachte munter auf. „Ja," meinte er ruhigen, friedvollen Antlitzes, „das ist's allweg gewesen, ein Füchslein. Es kann auch mehr als einer gewesen sein, denn paart sie, wenn's lenzt, die Liebe, so kann sie jetzt der Hunger zusammenbringen."

Die alte Seppetrud werkte und schönte, ohne sich um die zwei Hirten auch nur im geringsten zu kümmern, hie und da etwas vor sich hinbrummend oder gar ächzend, immerzu an ihres Mannes Kittel herum.

„Ja," machte der Miäl, „es ist nur merkwürdig, daß das Füchslein oder die Füchse mir grad die schwersten und schönsten Hühner vertragen und die alten, die Gurren, haben bleiben lassen."

„Nachbar," meinte der Bläsiwiseltöni, „jetzt über das mußt du dich nicht besonders wundern. Ein jedes einfältige Geschöpf im Stall kann alt und jung unterscheiden, das wirst du, denk wohl, auch wissen, wie sollte ein Fuchs sich da nicht auskennen. Es ist nicht zu glauben, was so ein Füchslein für eine gute Nase hat. Das weiß ich ja noch aus der Zeit, in der ich etwa auch mit der Flinte ein wenig im Holz herumgestrichen bin, denn die Füchse hätten sonst meinem Vater selig noch das letzte Hühnerfederchen verschleppt. Heilige Mutter St. Anna!" fuhr's ihm aber plötzlich heraus und er machte ein paar Augen an die Stubendecke hinauf, als fürchte er, sie falle ihm gleich, samt dem steinbeschwerten Hausdach, auf den Kopf, „'s Kuckucks doch auch! Wenn mir jetzt am End die Füchse, die bei dir Hühner geholt haben, auch in den Gaden und an mein Hühnervolk gekommen wären!"

Der Hirzeggbauer schaute das wie erstarrt dastehende Männchen mißtrauisch an. „Ja, das täte mich wundern," sagte er.

„Hast du denn keine Spuren hinter deinem Hause finden können?" fragte jetzt der Bläsiwiseltöni, aus seinem Schreck sich herauslösend. „Es ist mir, wenn man die Spuren hätte, sollte man doch auch drauf kommen was für Schelme dir in den Pferch gekommen sind, Füchse oder Marder."

„Eben ist's ungeschickt," machte der andere immer verdrossener, „ich hab' wohl scharf nachgesehen, aber der Schnee ist so hart gefroren, daß ich nicht imstande war, auch nur ein Trittlein herauszubringen. Es ist grad, wie wenn der Schelm durch die Luft an die Hühner gekommen wäre."

„Ja freilich, wir haben jetzt eine harte Welt, über und über," meinte der Bläsiwiseltöni, und lachte kindlich wie ein unschuldiges Mägdlein bei einem anzüglichen Witz unter alten Sündern, „und das könnte ja zwar auch sein, daß uns der Schelm aus der Luft käme, aber freilich mehr im Sommer, wenn die Hühner draußen sind."

„Töni," sagte der Hochhirzeggler, „es wundert mich aber doch und gern tät ich's wissen, ob dir nicht die Füchse vielleicht doch auch hinter deine Hühner gekommen sind. Sowieso möchte ich gern dein Geläuf Hühner sehen, denn Eier muß ich haben, hie und da ein Eiertätsch muß mir das Zischgeli oder die Base, wenn sie's nicht mit dem Laubsak hat, übertun. Das pflastert einem Leib und Seele wieder zusammen. Jetzt aber hab' ich eben meine besten Hühner verloren. Komm, laß mich die deinigen sehen. Am End kaufe ich dir ein paar ab."

„Sakerlot doch auch," rief der Bläsiwiseltöni unwillig aus, „wo hab' ich denn meine fünf Sinne? Ja, komm, Nachbar! Ich hab' ja sowieso im Stall nachsehen wollen, ob mir die Füchse nicht auch etwa hineingekommen sind, die heillosen Schelme. Sicher ist man ja vor ihnen allweg nie. Ich bin nur froh, daß ich noch ein altes Jagdgewehr habe. So könnte ich ihnen allenfalls das Einbrechen schon für ein Zeitchen verleiden. Komm, Miäl, komm!"

So verließen sie denn zusammen die warme Stube und machten sich durch die grimmige Kälte in den angebauten ärmlichen Stall, der mehr einem Geißgaden glich.

Und als sie nun drinsteckten, hatten sie wieder ziemlich warm, und die beiden mißfärbigen, etwas schmalen Kühe und die Geißen bestaunten den außergewöhnlichen Besuch aufs angelegentlichste. Die Hühner aber drängten sich völlig um den Hochhirzeggbauer und unter den ziemlich gleichfarbigen Hühnern waren es besonders drei schöne große Welschhühner, die sich um den großen Mann herummachten, der da auf einmal im niedrigen Stall drin stand. Sie pickten gar an seiner steifgefrorenen Hose herum und an seinem Schuhwerk und hatten dazu eine eifrige gackernde Zwiesprache.

Nicht ohne Interesse schaute sich der Senne im Stall um. Er beaugenscheinigte und schätzte die zwei Kühlein ab und gönnte auch einen Blick den wohlgenährten Geißen. Ja, sogar des Bläsiwiseltönis Hüttenknechtlein, die rotgetigerte Katze, die neben einem halb zerbrochenen Kaffeekachelchen an der Türe kauerte und spann, schaute er an. Aber mit größter Aufmerksamkeit musterte er die Hühner, und von den dreien, die so zutraulich zu ihm taten, konnte er die Augen schier nicht wegbringen. Kopfschüttelnd betrachtete er sie immer wieder. Sie kamen ihm völlig bekannt vor, obwohl er sich ja mit Hühnern nie viel abgegeben hatte, denn das war Weibersache. Aber freilich, sie hatten das haargleiche Gewand wie die andern Hühner im Gaden, sie waren von ihnen kaum zu unterscheiden. Vielleicht, daß sie etwas fetter waren.

„Eine schöne Schar Hühner hast du da beieinander, Töni, und es scheint also, daß es die Füchse noch nicht bis zu ihnen gebracht haben, oder?"

„Nein, gottlob nicht, antwortete ruhig der Bläsiwiseltöni, „es hat mir auch gewohlt," daß ich jetzt das habe sehen können. Es fehlt mir, Gott sei Dank, keine Feder, Nachbar. Ich wollt', es wär' bei dir auf der Hochhirzegg auch so."

„Und lauter gute Hühner, dünkt mich. Gar die drei da, die nicht von meinem Schuhwerk und Gehöse loskommen wollen, scheinen mir besonders fett und gut zuweg."

„Ja, das scheint mir auch," sagte der Alte, an dem die Geißen ihre Köpfe fast zärtlich rieben, „es ist eben bei dem Hühnervolk wie bei den Leuten: die einen essen in eine willige Haut hinein, daß sie aufgehen wie Laubsäcke und andere wieder können einpacken so viel sie wollen, sie kommen doch nichts rechtem gleichzusehen."

„Gern, Töni, möchte ich dir die Hühner da, die so bekannt zu mir tun, abkaufen. Es scheinen mir gute Leghühner zu sein."

„Es kann keine bessern geben landauf und ab, und obwohl sie mir sonst nicht feil sind, denn Schweinefleisch vermag ich keins ins Kamin zu hängen und hie und da ein paar Eier im Plättlein müssen wir zu den Erdäpfelknollen haben, daß sie glimpfiger rutschen, — so will ich sie dir doch verkaufen. Aus Nachbarlichkeit, Miäl, denn die Hochhirzeggleute sind mir immer lieb gewesen. Wie hab' ich doch deinen Vater und Großvater noch so wohl gekannt und was sind das für Männer gewesen! Ich hab's schon oft zu der Meinigen, zur Seppetrud da, gesagt, solche saitengraden Menschen durch und durch gibt's nie wieder, solange die Welt steht."

„Gut also, Töni. Ich kann jetzt die Hühner nicht mitnehmen, aber ich will sie, sobald's anfängt aufzutauen und zu apern in Weid und Wald, schon abholen lassen. Das Geld dafür ist dir ja sicher."

„Behüt uns Gott, Nachbar, da hab' ich keinen Kummer. Du bist mir mehr als gut genug."

„Was ich aber doch jetzt und wenn's sein kann, gleich mitnehmen möchte, Töni, wäre deine Jagdflinte. Vielleicht kann ich den Fuchs doch erlegen, der mir so unverschämt in den Pferch gekommen ist. Probieren möcht' ich's fürs Leben gern. Ich meine alleweil, ich sollte auch noch etwas treffen, hab' ja einmal als Soldat das Schützenzeichen erhalten."

„Ja, eine gute Waffe, Nachbar, da geht nichts drüber droben in unserer rauhen Welt," meinte der Bläsiwiseltöni. „Und obwohl ich eigentlich nicht mehr viel an ihr mache und sie ihre Altersversorgung im Kasten auf der Winde hat, so will ich sie dir jetzt doch herunterholen und dir auch gleich etwas Schrot und Pulver mitgeben, denn es ist mir, es sollte davon auch noch etwas herum sein."

„Ja, so hol mir das Gewehr!"

„Gleich, Nachbar. Und wenn ich dir sonst einen Dienst leisten kann," der Alte schaute mit treuen, hündischen Augen zum Hochhirzeggler auf, „so weißt du, daß ich dir nichts ab sein könnte und gälte es den Kopf. Die Hochhirzeggleute ... Aber richtig," machte er, sich vor die Stirn klopfend, „jetzt hätte ich bald vergessen, dir die Hauptsache zu sagen. Nämlich, wenn du den Fuchs oder die Füchse erwischen willst, Nachbar, wenn du willst, daß sie dir in den Schuß kommen und also vor das Haus auf die Weid und nicht hinten durch den Wald an den Pferch, so mußt du's machen, wie ich's mit ihnen auch schon gemacht habe: Ich habe ihnen halt ein Längs Schweinernes, ja, wenn ich hatte, — auf die offene Weid hingelegt, als Lockspeise. Nachbar, ich sage dir, noch jedesmal sind sie mir auf den Leim gekommen und geworden. Probier's, Miäl, probier's!"

Der Hochhirzeggbauer sah sinnend vor sich hin. Am End sind es doch wirkliche Füchse gewesen, dachte er. Es pickten und scharrten ja jetzt alle Hühner zu seinen Füßen und er vermochte sie gar nicht mehr voneinander zu unterscheiden. Und als er nun den Alten von seiner Lockspeise und von der Art, damit die Füchse zur Strecke zu bringen, berichten hörte und seinen heiligen Eifer sah, ihm mit gutem Rat beizustehen, wurde er immer überzeugter, daß er's mit wahrhaftigen Füchsen zu tun habe. Also wurde er, je mehr der andere auf ihn einredete, allmählich völlig warm für die Jagd. Er nahm sich vor, den Füchsen solange aufzulauern, bis er wenigstens einen zur Strecke gebracht hätte.

Und als nun der Bläsiwiseltöni sich aus dem Stall gemacht hatte, um ihm das Jagdgewehr zu holen, sann er den Füchsen immer hingebender nach. Jawohl, nun wollte er's aber gewiß dazu bringen, ihnen das Hühnerstehlen für immer zu verleiden. Nun sollte sein Haselhühnchen, das Zischgeli, einmal mit einem Fuchspelz um den Hals den langen Abstieg ins Tal und zur Kirche machen können und die kränkliche Base, seine Schwester, sollte gar Handschuhe aus Fuchspelz bekommen. Vielleicht langte es ihm auch noch für eine Pelzkappe. Er beachtete die Hühner um sich gar nicht mehr und fast schrak er auf, so war er in die Fuchsjagd versunken, als das bloßköpfige Männchen, die Flinte in der Faust und ein Pulverhorn umgehängt, mit einer Kälteflut in den Stall hineinkam.

Und als dem Hochhirzeggler alles das ausgehändigt war, und der also wohl gewaffnet, als ein rechter Jägersmann, vom Stall weggehen wollte, raunte ihm der Bläsiwiseltöni, die Hand am Mund, zu: „Behalt' es aber dann bei dir, daß ich dir das Gewehr geliehen habe, Nachbar. Nicht daß irgendein schlechter Mensch kommt und sagt, da sehe man wieder was der Bläsiwiseltöni für ein Wildfrevler sei, gewiß habe der alle Kasten und Gänterlein voll Schießzeug. Du weißt ja wohl, Nachbar, wie einem die Leute aufsässig sind und einen in ein übles, vor Gott und Welt unverdientes Gerede hineinbringen können. Und jetzt leb wohl, Miäl!" sagte er laut.

Und als sich nun der andere schwerfälligen Schrittes, ein Stück Wegs gefolgt von der rotgetigerten Katze, dem Hüttenknechtlein, über den knirschenden Schnee höhwärts machte,

rief ihm der Alte nach: „Vergiß ja die Lockspeise nicht in die offene Weid hinauszulegen und mach dich zu oberst in den Guckaus deines Hauses hinauf, daß du den rechten Überblick hast und es gleich siehst, wenn ein Fuchs kommt. Und hab Geduld! Es sind jetzt Glanznächte. Sollten dir die Füchse nicht schon in den ersten paar Nächten kommen, so kommen sie dir doch sicher und heilig bald, denn der Hunger bei dieser grimmigen Kälte macht ihnen schon Beine. Lebwohl, wohl, Nachbar und bleib gesund!"

Über den Tierberg war der Mond aufgegangen. Eine sternenhelle, um und um glanzvolle Nacht. Märchen und Sage hielten ihren Umgang über Berg und Tal. Kein Lüftchen regte sich. Stumm, erstarrt ließen die hochragenden alten Bergtannen der Hirzegg ihre weißen flitterhaften Gewänder hangen. Irgendwo in der eiskalten Nacht bellten die Füchse.

In seinem Guckauskämmerlein auf dem Dach, in dem sonst das Haselhühnchen, seine Tochter, nistete, hockte jetzt der Hirzeggbauer, der Miäl, das schießfertige Jagdgewehr auf den Knien. In einem fort schaute er in die helle Nacht hinaus, über die in leichter Dämmerung liegende Hochweid. Alles war taubenweiß, verschneit, nur etwas kaum sichtbares Schwarzes, ein dunkler Fleck, zeigte sich im Schnee. Das war die Lockspeise, ein Längs höchstzeitigen Schweinernes, das der Bauer dort für die Füchse ausgesetzt und der Krähen wegen mit etwas Tannreisig und zwei Steinen überdeckt hatte.

Es war nun schon die fünfte Nacht, daß er zu oberst im kalten Guckaus kauerte und lauerte. Bisher hatte sich aber kein Fuchs blicken lassen, trotzdem die Lockspeise so schön bereit lag und gewiß immer riechbarer war. Aber er würde ausharren, die Füchse mußten sich ja sicherlich noch zeigen. Der Bläsiwiselföni hatte ihm Geduld angeraten, und was jener aushalten konnte, sollte ihm, einem baumstarken Manne, ihm, dem Hochhirzeggler, auch möglich sein. Also tat er keinen Wank auf seiner lotterigen Stabelle. Seinetwegen mochten sie unten im Hause machen was sie wollten. Übrigens, er wußte ja, was sie taten, und niemand brauchte ihn. Die bresthafte Base in ihrer Kammer unterm Dach wird husten, gruchsen und beten und beten und gruchsen und husten, wie fast immer. Und das Zischgeli, sein Haselhühnchen, wird im Webstuhl hocken oder in der Stubenkammer auf dem verlassenen mütterlichen Laubbett schlafen. Kalt war's ja da oben im Dachkämmerlein, malefizkalt, aber er hatte seine rauhe Jacke und darunter auch noch den Lismerkittel an. So war's ja zu ertragen. Und kurzum, es mußte ertragen werden. Der Bläsiwiselföni sollte ihn nicht nachgehends noch im Tal auslachen, er habe es nicht verstanden, einen Fuchs abzuwarten und zu erwischen. Es freute ihn nur, daß es ihm gelungen war, den Domintsch, diesen Rotkopf, von dem sich sein Maitli ungeschickterweise hatte schöntun lassen, von der Hochhirzegg zu verscheuchen. Wohl, das hätte diesem Fuchsen und seinem Alten noch dienen können, sich in die Hirzegg einzuschleichen und da festzumachen. Nein, von diesen Bläsiwiselfönileuten wollte er nichts wissen; man hörte da so allerlei, und weniges, das einen freuen konnte. Und wenn auch dasmal die Füchse die drei schönen Hühner geholt haben mochten, so wär's doch der Töni auch imstande gewesen. Ja, das war ein rechtes Glück, daß er diesem Liebeshandel gleich anfangs den Riegel gesteckt hatte. Ihn sollten diese Füchse in der Kleinhirzegg unten nicht hereinlegen, ihn nicht.

Er sah sinnend, gähnend über die Weiden hin. Es war ja schon zum verwilden. Schon ein paar Nächte lang hatte er nun hier den stillen Mann spielen müssen und es war ihm immer gewesen, nun könne er die Augen nicht mehr offen behalten. Mehr als einmal war er ein wenig eingenickt, aber er hatte doch durchgehalten. Er würde es trotz allem zwingen. Hatte er's doch verstanden, trotz aller über ihn gekommenen Bettschwere, wachbar zu bleiben. In der ersten Nacht hatte er, um den Schlaf hintanzuhalten, den Ertrag des Torfbodens auf hundert Jahr hinaus ausgerechnet, den er der Genoßsame für ein Allmeindsträßchen im Tal abtreten sollte. Soviel nämlich wollte er für sein Turbenland ausbezahlt haben. In der zweiten Nacht dachte er darüber nach, was er tun würde, wenn er im Wildbach, der durch seine Hirzegg ging, Gold, eimerweise Gold finden würde. Da hatte er sich ausgesonnen, daß er als ein schwerreicher Mann, zuerst und vor allem eine sieben Schuh hohe Mauer gegen seine

Nachbarn, aber eine zwölf Schuh hohe gegen die Kleinhirzegg hinunter, aufbauen lassen würde. Des Bläsiwiseltönis Geißen könnten ihm dann nicht mehr in seinen Jungwald hineinweiden und die Sprossen an den Tännlingen abfressen. In der dritten Nacht rechnete er aus, was ihm sein schlagreifer Hochwald eintrüge, wenn er ihn verkaufte und wieviel Stämme er wohl liefern würde und wieviele Klafter Scheiter. In der vierten Nacht fiel ihm nichts mehr ein, denn als er versuchte die Sterne zu zählen, übernahm's ihn und bei einem Haar wäre er steinhart eingeschlafen, hätte nicht irgendwo, weit weg, hinter der obern Weid ein Fuchs gebellt. Das hatte ihn wieder aufgerichtet. Und da hatte er, um ja nicht wieder einzunicken, einen ganzen Psalter zum Troste der armen Seelen gebetet.

Aber nun steckte er ja in der fünften Nacht und es fiel ihm nichts mehr ein, rein gar nichts. Das Beten brachte er auch nicht mehr recht über sich, denn das mußte wahr sein, er war doch heidenmäßig schläferig. Tagsüber hatte es eben doch mit dem Schlafen nicht so wohl ausgegeben, wie er's notwendig gehabt hätte. Das Vieh schlief nicht und wollte gemolken und überhaupt gehirtet sein. Herrgott doch auch! Am End wär's doch gescheiter, sich auf des Zischgelis Laubsack zu legen und einmal tüchtig auszuschlafen. „Sind die Füchse jetzt vier Nächte lang ausgeblieben, so werden sie nun nicht extra in der fünften kommen," redete er vor sich hin.

Er hatte sich schon erhoben, um das Gewehr in einen Winkel zu stellen und sich ein Zeitchen über Haselhühnchens Lager zu werfen. „Es nimmt mich nur wunder," machte er in sich hinein, „daß mich das Maitli nicht schon lange aus ihrer Kammer heruntergelärmt und geholt hat. Sie muß doch wissen, daß ich's da oben nicht warm habe und daß mir's langweilig werden könnte." — „Ja," fuhr's ihm heftig heraus, „vergehen, verwilden, verzikeln möchte einer in diesem heitern, zugigen Guckaus oben! Und da läßt mich nun das Haselhühnchen hocken und frieren und mich zu Tod langweilen. Und sonst hat sie doch so ein Getue mit mir nnd will mich alleweil bemuttern und begroßmuttern auch noch und tut, als ob ich umkommen müßte, wenn sie nicht immer um mich ist und mich vergewöhnen kann. Wunderlich, wunderlich von dem Maitli! Da komme ich einmal nicht recht aus ihr. Aber ein gutes Geschöpf ist sie ja sonst, so will ich's dasmal nicht so genau nehmen. Sie kennt eben meinen Kopf und wird denken, ich wolle es durchstieren. Und da, bei Gott, hat sie recht. Ich zwing's auch und leg' mich, beim Eid, nicht, hau's oder stech's und wenn ich hier oben zum Eiszapfen werden sollte. Die Füchse will ich doch noch erwischen. Ja, ein gutes Kind, das Zischgeli, und ich will nur Gott danken, daß ich diesen brandroten Fuchs, den jungen Kleinhirzeggler, von ihr so rasch habe abtreiben können. Seither hat er sich nicht mehr blicken lassen. Ich wollt's ihm aber auch nicht raten." Er krampfte die Fäuste wahrhaftig um die Flinte. „Ich wüßte nicht, was ich täte."

Er ließ sich wieder auf die Stabelle fallen und das Jagdgewehr im Arm wie ein Wiegenkind, versank er wieder, ins Nachdenken, träumerisch, mit halb offenen Augen über den erleuchteten Hochrain schauend. Nein, sann er vor sich hin, grad so wie der Alte ist der Junge allweg doch nicht. Schlau und durchtrieben und ein Fuchs ist er gewiß auch, aber ein Schelm, ein schlechter Hund, ist er nicht. Man hört ihn eher rühmen. Er sei fleißig, wolle vorwärts kommen und tue im übrigen nicht anders als anderes junges Volk. Aber, kam's ihm nach einigem Nachdenken, ich bin doch gottefroh, daß wir ihn los sind, diese Bläsiwiseleute sind einmal nicht meines Fadens und ich will nichts mit ihnen zu schaffen haben. „Herrgott, Herrgott doch auch!" machte er, „wenn ich doch schlafen, wenn ich doch abliegen könnte! Nur eine Stunde! Was eine Stunde? Nur ein Vaterunser lang. Es ist nicht mehr zum aushalten. Ja, Geduld. Der Teufel soll sie holen! Ich gebe davon vier Nächte gehäuftvoll, spottbillig ab, allweg billiger, als sie mich kommt. Es übernimmt mich ja doch noch, ich spür's. Länger halte ich's nicht mehr aus; es zieht und zängelt mich nach dem Laubsack, ärger als einen Hochzeiter. Es wimmelt alles in mir, als wäre ich ein Ameisenhaufen. Die verfluchten Füchse! Ach was," machte er, sich langsam wieder erhebend, nach kurzem schläfrigen Hinduseln, „ich

leg' mich, Füchse hin, Füchse her. Nur für fünf Minuten will ich mich ausstrecken, auf Zischgelis Laubsack, darnach . . ."

Er schreckte zusammen. Hatte da nicht ein Fuchs ganz nahe gebellt?

Einen raschen Blick tat er über die Weid.

„Aha," machte er, „beim Eid sterb ich, da kommt einer! Endlich, endlich!"

Blutzündrot vor Aufregung, völlig wachbar, stand er da, in die heitere Nacht hinausschauend und die Flinte umklammernd, als wollte er sie zerdrücken.

Hinter dem Rain hinauf, wohl aus dem dahinter stehenden Holz, das in die Kleinhirzegg hinunter ging, kam etwas dahergeschlichen. Obwohl's etwas dämmerig über die Weiden war, sah er doch, daß es ein Tier sein mußte, und daß es sich kriechend und recht bedächtig über den Schnee machte.

„Ein Fuchs!" fuhr 's ihm heraus. „Endlich, beim ewigen Hagel, da kommt einer. Nun rüst dich, Rotpelz, ich will dich einmal strählen, daß du für deiner Lebenstag gestriegelt und gestrählt bist. Lange hast du mich warten lassen. Du sollst mir die fünftägige Geduld bezahlen."

Aber das Gewehr zitterte in seiner Hand. Also nahm er einen Schluck aus der auf dem Fenstergesims stehenden Branntweinkrausle. Alsdann straffte er sich und tat das Scheiblein sachte, sachte auf. Beißende Kälte quoll herein.

„Hu," machte er, „kalt, mordskalt, es fährt durch einen wie ein Schwert. Aber meinetwegen, solange halte ich's nun auch noch aus. Aha, nun macht sich der Fuchs aufs Schweinefleisch zu."

Über die Weid kam's langsam, in einem großen Bogen, erst zögernd, dann etwas rascher.

Ja, da kam Wild, das sah er wohl, und das meinte er auch zu sehen, ein räuberisches Tier, ein rotes.

Es begann in ihm Walzer aufzuspielen, es fing an, irgendwo in ihm zu jauchzen. Fast auch wollte es ihm zum Mund aus. Er bezwang sich. Nun ja hübsch tun, nun ja nichts verderben. Da kommt es ja, das Füchslein. „Guten Abend, Rotmantel! Wart ich will dir draus helfen!"

Er schob seine Büchse bedächtig und so leise als menschenchristenmöglich, durchs Fensterlein. Und jetzt drückte er ab. Es krachte, als ob alle Lawinen auf einmal von den Bergen trollten un tollten, und von gar weither kam das Echo.

Mit schier wilden Augen sperberte er durch den Rauch. Wahrhaftig, beim Strahl, er hatte getroffen, es hatte den Fuchsen erreicht. Aha, aha, man hatte das Schießen noch keineswegs verlernt, man hatte das Schützenzeichen nicht umsonst erhalten. Der ganze Hochhirzeggmiäl glänzte. Aber jetzt fuhr er zu Zischgelis Dachkämmerlein hinaus und durch die krachende Stiege hinunter, also daß sich die Base, seine kränkliche Schwester, unterm Dach bekreuzte und alle himmlischen Heerscharen und armen Seelen zu Hilfe rief. Aber der Bauer hörte es nicht. Er polterte durchs Haus hinunter und schon riß er unten die Stubentüre auf und lärmte in die erleuchtete Stube hinein: „Maitli, Haselhühnchen, es hat ihn, es hat ihn! Ich habe . . ."

Aber in der Stube war keine Menschenseele, niemand spielte seinem Jubelschrei das Echo. War alles wie ausgestorben. Er machte nur so Augen. Ja, was war denn das? Und nun horchte er hochverwundert auf. Waren denn nicht hinten zur Küche hinaus und übers Stieglein hinterm Hause rasche Schritte gegangen?

Nein, es war alles still, ganz still, er mußte sich getäuscht haben.

Er riß die Küchentüre auf: „Haselhühnchen, Zischgeli, wo steckst du denn ins Dreiheiligen Namen!" Zeig dich doch einmal, ich hab' einen Fuchsen geschossen. Ich . . ." Er hielt inne, es fiel ihm etwas ein. 's Donners, wenn der Fuchs noch nicht ganz tot wäre und ihm doch noch drausginge. „Maitli, Zischgi, Haselhuhn!" brüllte er noch einmal, völlig wütend.

Als jedoch nicht sogleich eine Antwort kam, machte er sich, so rasch es bei seinem schwerfälligen Gangwerk tunlich war, wieder zur Küche und durch die vereinsamte, aber seltsamerweise erleuchtete Stube, in die Nacht hinaus. „Ich muß zum Fuchsen, den Fuchs muß ich zuerst haben," redete er vor sich hin. „Ich Esel, das Maitli wird in der Stubenkammer oben sein und schlafen. Junge Leute schlafen ja wie die Steine. Und das Licht, heja natürlich, wird

sie den armen Seelen haben brennen lassen, ist ja heut Samstagnacht. Aber fort jetzt zum Fuchsen. Ich kann sie nachher immer noch wecken."

Und nun hastete er über die hartgefrorene Weid und dort, ja dort lag ja das Wild, das so heiß ersehnte Füchslein. Deutlich vermochte er jetzt seinen roten Pelz zu gewahren. Wenn nun das arge Tierlein nur nicht noch hart vor ihm auf und davonsprang. Er beeilte sich immer mehr, also daß er ins Keuchen und trotz der Kälte ins Schwitzen kam. Aber da, nun war er hart auf dem Wild. Ja, ja, da lag er, der Fuchs, steintot, denn er regte sich nicht mehr.

Gierig, mordwütig wie ein Geier, fuhr sein Griff in den roten Pelz zu seinen Füßen, und da hob er ihn auch schon hoch ... „Himmelherrgottdonnerwetter und alle heiligen Zeiten abeinander," fuhr es ihm heraus, „beim Eid sterb ich, eine Katze!"

Ja, es war eine Katze, eine schöne rote, dunkelgesprenkelte Katze. Da half alles Wenden und Drehen und Schwören nichts, es wurde kein Fuchs draus, es blieb einfach eine Katze.

Jetzt schaute er sich ringsum, weltum. Nein, es sah ihn allweg niemand. Alles war ja so still, so unberührt, um ihn, als wäre er der erste Mensch. Und dann glotzte er wieder auf die Katze.

„Heiliges Verdienen," machte er stöhnend, „eine Katze! Und nicht lebendig vom Fleck will ich kommen, wenn's nicht des Bläsiwiseltönis Hüttenknechtlein ist. Du verbrannte Zeine, du verfluchte, verhaghexte Nacht! Eine rote Katze für eine fünfnächtelange Hiobsgeduld! Was Hiobsgeduld? Mehr Geduld habe ich aufgebracht als der Brunnenstock vor dem Hause, dem vor Kälte das Wasser im Leib schier gefriert. Mehr Geduld hab' ich haben müssen als eine Alp voll Schafe im Schnee. O ich einfältiger Kappenzottel! ich Stierenkalb: eine rote Katze!"

Da flog die tote Katze, von mächtiger Männerfaust geschleudert, weit über die so friedsame, erleuchtete Weid hin, und es war, als höben sich nun auch die spitzen Bergköpfe über die Tannengrätte und schlagrahmigen Höhenzüge hinaus, um mit wunderlich lachenden Gesichtern nach dem Hirzeggbauern zu sehen, der da so gottverlassen und geknickt auf dem stillen, schier blendendweißen Hochrain stand. Wenigstens wollte es dem selber so vorkommen.

Aber mit einem grimmigen Fluche stampfte er jetzt, so geschwind er's vermochte, über den Schnee zurück, der ihn unter seinen Holzschuhen noch auszulachen schien, denn er girrte und klirrte nur so drauflos.

Da brach er ins Haus und in die Stube hinein. „Maitli!" Keine Antwort.

Er hastete hinterm Ofen in die Stubenkammer hinauf. Der seligen Mutter Bett, in dem doch das Zischgeli nun fest hätte schlafen sollen, denn es war schon ziemlich spät in der Nacht, war unberührt. Niemand herum.

„Zischgi, Haselhuhn, Zischgi, Maitli! Wo, ins Herrgotten Namen, steckst du denn, du Wetterhex?" Es blieb still. Nein, jetzt hörte er in der Kammer ob sich herrjeseln und jeremarien. Die Base. Sie jammerte ärger als eine alte Drehorgel am Jahrmarkt.

Er machte sich zu ihr hinauf und schnörzte sie an: „Was hast, was klagmarterst denn so? Und wo ist denn das Maitli, der Donner abeinander!"

„Heilige Muttergottes!" stöhnte heiser seine übelfeile Schwester unter ihrer fluhschweren, rot und weiß gehäuselten Bettdecke hervor, „wie tust du denn? Bist du denn von Sinnen? Wie brüllst du im Hause herum, als ob man's mit dir verbrennen wollte und wie gehst du mit mir um? Bist du noch bei Trost?"

„Tu doch nicht so phantastig," machte er unwirsch, aber doch etwas gedämpfter. „Du kannst es ja wohl wissen, daß dich niemand umbringen will. Aber ist's denn nicht zum aufgeisten, wenn man sein Maitli, seine leibeigene Tochter, im ganzen Hause herum, mitten in der Nacht und dazu in dieser rauhen, abseitigen Welt, nicht finden kann. Es ist ja grad, als ob sie der Erdboden wie einen Regentropfen aufgesogen hätte, es ist ja grad, als ob sie auf und draus wäre, als ob sie mir einer ..."

Jetzt wurde er wahrhaftig bleich wie eine Kindbetterin, wie dreitägiger Rahm sah er aus. „Es ist ja grad, als ob sie mir einer geraubt ..." Jetzt schoß ihm aber das Blut wieder in den

Kopf, als ob er einen roten Springbrunnen in der großen Zehe hätte. „Annekathri!" brüllte er, „red', Annekathri, du weißt, wo das Maitli ist!"

„Lärm doch nicht so, tu doch nicht wie ein Leu!" machte sie. „Wie sollte ich denn wissen, was solche Fahrgeißen und das zeitige Weibsvolk überhaupt alles treibt oder wo es hingetrieben wird, diese genäschige Leckware. Nichts weiß ich, einen Dreck weiß ich. Ich weiß nur, daß du auch noch lange nicht der Schlaueste bist unter den Mannsleuten und noch lange nicht weitsichtig genug, obwohl du fast dreistöckig bist und auf einem Hochrain wohnst. Wäre es etwas mit dir, hättest du nicht meinen können, es sei dir ein Leichtes, das junge hochwasserströmige Blut zu bannen. Du bist ja zudem kein Kapuziner, ein dummer Sommerstrumpf bist du. Denn wenn du gescheit wärest, hättest du dich nicht solange in den eiskalten Guckaus hinauf einsperren lassen. Ich wette hundert gegen eins, daß dir das irgendjemand gespielt hat und daß das alles mit dem Zischgeli allweg etwas zu tun hat. Obwohl ich ein altes Geäder bin, sagt mir das mein kleiner Finger. Um so eher hätte es dir auch dein Kopf sagen können, wenn du ihn nicht allweil so hoch getragen hättest, daß die Augen nicht mehr auf deines Maitlis Tun und Lassen haben herabsehen können. Jetzt such sie und schau nach, ob sie nicht auch einer der Füchse geholt hat, die dir hinter die Hühner gekommen sind. Ist ja auch ein Haselhühnchen, unser Zischgeli."

Er lärmte ihr noch etwas zu, aber was war nicht zu verstehen, denn die Base Annekathri brach in ein schauerliches Husten aus, in jenes langgezogene, schnarchelnde und karchelnde Puhuen, von dem die Leute sagen, man höre den Tod draus herausjodeln.

Weißglühend vor Wut, fuhr der Hirzeggbauer zu Kammer und Haus hinaus, und zwar hinten hinaus.

Und als er nun, immer noch das Gewehr in der Faust, sich vor dem Küchenvorstieglein, neben dem Hühnerpferch, im Schnee recht umsah, gewahrte er deutlich Fußspuren, und zwar mehrere, vier Tapfen waren es, und es schien hinterm Hause ein kurzes Ringen abgesetzt zu haben. Als er jedoch den Spuren eifrig nachging, wurden sie immer schwächer und schließlich hatte er seine liebe Not, die vier Füße auf dem hartgefrorenen Schnee zu finden.

Aber als er in den Wald kam, wo der Schnee völlig weich wurde, sah er zu seiner Verwunderung auf einmal nur noch zwei Füße im Schnee. Groblachte, tiefgehende Männerschuhe. Ja, was war denn das? Das Zischgeli schien ja rein verschwunden, grad als ob's durch die Luft auf und davon wäre. Verwirrt, dumm glotzte er allweil auf die zwei Fußspuren. Ja, 's Donners, wo mochten denn nun die zwei andern hingekommen sein? „O Narr!" rief er aber plötzlich aus, „o Holzbock! Wie kann einer denn da lange werweisen? Auf die Arme hat sie der Schelm, der Krauthund, genommen, tragen hat sich die Weltshex von ihm lassen!" Und nun ging ihm jählings das Licht, das ihm erst das leere Haus und dann die bettlägerige Schwester angezündet und heraufgeschraubt hatten, völlig auf, wie ein Feuer, aber nicht wie ein Freudenfeuer, ging's ihm auf. Nun glaubte er föhnklar zu sehen. Da war er also gehörig in die Falle gegangen. Aber diese Einsicht verbesserte seine Laune gar nicht. Er krampfte die Jagdflinte in die Fäuste hinein, als wollte er Maienpfeifen draus drehen. Vor sich hinbrummend wie ein Wald voll Bären, stampfte er, nach und nach immer bedenklicher, langgesichtig werdend, durch den wehenreichen Schnee, bis er an den Scheiterbeigen vor dem Kleinhirzegghäuschen landete.

Erst wollte er wie der kalte Schneewind hineinfahren und über den Alten und den Jungen dar, denn nun wußte er, warum er vergeblich in seinem eisigen Guckaus auf die Füchse gewartet hatte. Aber da war es ihm, er höre seine Tochter hell, jauchzend auflachen.

Das ging ihm ins Herz. Es schien ihm, diesem Lachen nach, immer mehr, daß dieser Rotkopf, der junge Fuchs, das Haselhühnchen noch ziemlich leicht bekommen hatte, daß der Kampf hinterm Hause an der Hochhirzegg nicht gar zu heftig gewesen sein konnte.

Also lehnte er sein Gewehr an den vereisten Brunnentrog und auf die Scheiter am Hausmäuerchen hockend, wunderte er in die kleine rauchige Stube hinein.

Da sah er zuerst die alte Seppetrud, die eben aus der Küche hereinkam und das große rote Becken voll Schlagrahm auf den Tisch stellte. Alsdann aber erblickte er seine Tochter, das Zischgeli, das bei dem jungen Kleinhirzeggler, beim rotschopfigen Domintschli, vor dem Ofen hockte und also glückhaft ausschaute, wie ein Kind, das eben ein gehäuft volles Nest Ostereier gefunden hat. Und der heillose Jungfuchs, der Bläsiwiseltönibub, schien noch hundertmal glücklicher zu sein, grad als ob er zu den Ostereiern auch noch das Osterhäslein erwischt hätte. Alleweil sah er das Zischgeli an, und es war, als müssen ihm alle Augenblicke die gählingen Flammen aus dem Rotkopf zu Haaren, Augen und Ohren herausschießen. Nein, denen schien's soweit nicht übel zu ergehen.

Jetzt fand er auch den alten Fuchsen, den Bläsiwiseltöni, denn der hockte im Ofenwinkel auf dem untersten Tritt. Eben setzte er sein Schwegelpfeiflein an den bartstoppligen Mund und spielte einen Gautanz auf, daß es den Hochhirzeggbauern wie in einen vorlenzlichen Tauwind nahm.

Und als er nun gewahren mußte, wie das Zischgeli, sein behendes Haselhühnchen, unversehens vor dem Ofen aufsprang, ihren Liebsten im roten Schopf packte und ihn mit beherzter Faust also in die Stube hinauszerrte, daß der Tisch wackelte und der Schlagrahm aus dem Becken überquoll, und wie dieser Domintsch sie nahm und auflupfte, und wie das alles dann in einem wilden Tanz umging, daß es sogar ihm auf den Scheitern wirblig wurde, heiterte es über sein ganzes Gesicht auf. „Ja," redete er vor sich hin, „da ist, denk wohl, nicht mehr viel zu machen. Die zwei Füchse haben die Hühner schon in der Hube. Aber das muß ich auch sagen: williger als mein Haselhühnchen da, das Zischgeli, hat sich wohl noch kein Huhn in ein Fuchsenloch vertragen lassen."

Er sprang von den Scheitern. Eine Weile schaute er sich in der Nacht um. Es konnte nichts Schöneres und Friedlicheres geben als diese Hochwinternacht. Welch eine weite Welt, diese Hochhirzeggweiden! Des Bläsiwiseltönis Gütlein war ja freilich nur ein paar Kuhessen drin, aber kleiner machte es die Hirzegg auch nicht, wenn's allenfalls dazu kam. Auch erschien ihm der Rotkopf, der Domintsch, der sich von seinem Maitli so willig am Schopf hatte herumläuten lassen, nicht mehr so übel. „Sowieso," brummte er, „ich mag jetzt da machen, was ich will, es nützt ja doch nichts mehr. Da wird die Annekathri recht haben. Junges Blut ist bös einhagen und," grimmig fuhr's ihm heraus, „Himmelherrgott abeinander, heiliges Donnerwetter! gegen solche Füchse soll ein anderer aufkommen. Aber," machte er, gleich wieder etwas ruhiger, „wissen sollen sie doch, diese Rotfüchse, daß ich ihnen auf die Schliche gekommen bin."

Also nahm er die Jagdflinte vom Brunnentrog auf und lehnte sie, fast ein wenig in sich hineinschmunzelnd, an die verwitterte Haustüre vor Bläsiwiseltönis Hütte. „Meinetwegen, Füchse hin, Füchse her," redete er in sich hinein, „das Zischgeli wird mit ihnen schon fertig werden. Sowieso, und wenn die Welt auf einen Klapf untergehen sollte, und wenn es Füchse schneien täte, ich will jetzt schlafen, schlafen. Es ist mir, ich möchte nun am liebsten, wie ein Murmeltier, in den Frühling hineinschlafen. Man mag sagen, was man will, etwas Besseres als den Schlaf kann's im Himmel und auf Erden nicht geben. Gutnacht, ihr Füchse!"

Müden Schrittes, nachdenklich, machte sich der Hochhirzeggbauer, der Miäl, höhwärts heimzu. Aber ein Stück Wegs gab ihm das muntere Schwegelpfeiflein des Bläsiwiseltönis das Geleite.

Feindschaft der Toten

Von Hans Watzlik

Der Holnaicher kommt heute schon vor Mondaufgang heim. Schwerfällig wie ein übermüdeter Wanderer läßt er sich auf die Ofenbank hin. „Dasmal hab ich mein Tagwerk nit fertig gebracht," sagt er. „Weiß Gott, ganz wunderlich ist mir auf einmal worden! Wald und Acker und Rain haben um mich getanzt. Ich hab heim müssen."

Die Bäurin greift in den Wandkasten und holt einen Schnaps herfür, sie hat ihn aus Teufelswurz angesetzt. „Du schindest dich zu viel," murrt sie. „Du weißt kein Maß und kein End'. Die Arbeit soll man zur rechten Zeit auslassen!"

Er schüttet das bittere Glas hinunter. Hernach verschaut er sich eine gute Weile ins Nichts. „Die Kinder sind versorgt," hebt er wieder an. „Das Haus ist dir verschrieben, Acker und Wiesen fallen dir zu. Du sollst nit zu kurz kommen."

Die Bäurin weiß nicht, wie sie mit ihm daran ist. „Du redest ja, als ob du heut noch an den Tanz müßtest," meint sie verwundert.

Er brütet in sich hinein. Dann fragt er jäh: „Du, Weib, wie lang hausen wir zwei schon miteinander?"

„Zu Mariä Lichtmeß sind es dreißig Jahr gewesen," antwortet sie. „Was mumfelst du heut so seltsam?"

Er streckt sich auf die Bank hin. „Mir ist, ich sollt dich um den Pfarrer schicken," sagt er. „Aber der Weg durch den Wald ist weit. Und ich wüßt nit, was ich beichten sollt. Mein Tagwerk hab ich treulich getan. Und sündigen hat sich nit viel lassen da in der Einöd."

Sie schüttelt den Kopf über seine Reden. Man kennt ihm keine Krankheit an, gesund und rot schaut er aus. Und er ist doch sonst gar nicht wehleidig.

Sie geht in den Stall, das Vieh zu füttern und zu melken. Derweilen ist es dämmerig worden. Und wie sie wieder in die Stube kommt, da klagt der Bauer: „Weib, meine Stund' ist da. Schnell, ein Licht her!"

In dem ärmlichen Haus ist keine Kerze. Drum reißt das Weib einen Kien aus dem Herd und gibt ihn dem Mann. Er hält ihn ausgereckt von sich über ein Wasserschaff, das sie hastig bereit gestellt hat. „Der Schlag hat mich gestreift," flüstert er. „Ich muß davon. Und so gern hätt ich das Korn noch angebaut, so lang der Mondschein zunimmt!"

Jetzt erkennt das Weib, daß es ernst wird mit ihm. „Grüß mir die andern — drüben!" stammelt sie. Ihr fällt kein anderer Trost ein, ihr Herz ist unbeholfen geblieben in der Einöde.

„Unser Leben ist nit süß gewesen," sagt er. „Hart haben wir wirtschaften müssen, daß wir uns und die Kinder durchgebracht haben. Und doch haben wir allweil gut miteinander gelebt. Gelt dir's Gott, Weib! Und der Mesner soll nur das kleine Geläut ziehen, wenn sie mich — tragen. Für mich langt es. Und so gern hätt ich halt noch das Korn angebaut!"

Das Feuer am Span schnalzt wie ein gierig fressendes Maul, Funken und verkohlende Splitter fallen ins Schaff hinunter und löschen aus. Die Flamme wächst immer näher seiner Hand zu. Ihr wird angst um ihn, in ihrer Einfalt ruft sie: „Stirb, oder du brennst dich in die Finger!"

Er raunt: „Daß es gar so lang dauert, — das Sterben!" Und plötzlich lauscht er in die Höhe. „Jetzt steht er am Wald!" fispert er. Er hebt den Kopf. „Jetzt lehnt er am Röhrbrunn!" sagt er. Nachher wird er ganz weiß im Gesicht, und er schreit wie ein Geier: „An die Tür — klopft er jetzt! Weib, riegel zu, riegel zu! — — — Er — kommt!"

Sie springt hin zur Tür und stößt den Riegel vor. Hinter ihr zischt der Brand ins Wasser hinunter. Und wie sie zurück kommt, ist der Holnaicher schon dahin.

Solange sie denken kann, hat sie nie geweint. Auch jetzt werden ihr die Wimpern nicht feucht.

Sie schaut sein Gesicht an, darin nicht Freud und nicht Leid mehr ist. Die Augen drückt sie ihm zu. Gar zu schnell wird der Mann da vor ihr kalt.

Jetzt aber muß sie ihm noch die letzte Liebe tun. Sie zieht den Leichnam aus, wäscht ihn sauber vom Schweiß des letzten Tagwerks und des Sterbens und legt ihm das Totenhemd an. Er wiegt gering, wenig Speck hat er am Leib. Sein Leben ist Rackerei und Kümmernis gewesen. Seine Hand greift sich an wie eine einzige Schwiele.

Sie seift ihm Kinn und Wangen ein, nimmt das Schabmesser und balbiert ihn. Mit festen, ruhigen Händen tut sie das. Hernach bahrt sie ihn auf die Bank hin und flicht ihm die Hände ineinander, wie sie es bei anderen Verstorbenen gesehen hat.

Dann setzt sie sich hin, die Leiche zu hüten, spricht den Rosenkranz und erwägt allerhand Geschäfte, die die Notdurft der kommenden Tage verlangt. Den Tischler muß sie morgen holen, daß er dem Bauer das bretterne Gehäus anmißt; beim Pfarrer muß das Begräbnis, beim Totengräber die Grube angefriemt werden; den Boten muß sie ausschicken, daß er rings die Freundschaft verständigt und die Kinder, die sich in den Dörfern verdingt haben.

Der Kienspan in der Leuchte knackt und knistert und flackert das Gesicht des Bauers an. Es ist jetzt so grau und zerrissen wie ein schrolliges Feld. Und mit einem Mal packt das sonst mannhafte, einsamkeitgewohnte Weib das Gefühl, die vom Leib gerissene Seele schwirre noch in der Stube herum.

Die Holnaicherin öffnet hastig das Fenster. Der Mond draußen ist schon aus dem Nest gestiegen. Arglistig saust der Wald auf. Ihr graut auf einmal vor den finsteren Bäumen: sie scheinen heute mehr zu wissen als ein Mensch. Und die Seele flattert wohl jetzt wie ein entlassener Vogel ums Haus und weiß nicht Rat und Weg.

Heftig schlägt das Weib das Fenster zu, als wolle sie verhüten, daß ein reißendes Nachttier hereinschnelle. Sie reißt sich die Schürze von den Hüften und verhängt damit die Scheiben. Noch nie hat sie das Fenster verhüllt, ob auch das Haus gefährlich tief im Wald versprengt liegt, und jeder, der nachts vorbei gegangen, hat aus der Finsternis in die erleuchtete Stube herein schauen können. Heute aber graut ihr vor draußen, vor den wissenden Tannen, vor der Seele im Wind, die sich ihr entfremdet hat.

Spät wird es. Sie denkt nimmer, was sie betet. Sie betrachtet unabläßlich den Leichnam. Eine Fliege kriecht ihm über die Schläfe. Jetzt muß sein Gesicht zucken. — — — Es regt sich nicht. Es fühlt nimmer die kitzelnden Füße des Tierleins. Sie scheucht es weg.

Die halbe Nacht mag schon herum sein. Immer eindringlicher wird die Verlassenheit dieser Hütte, die bitter vergessene Öde. Wenn nur ein einziges lebendes Wesen noch in der Stube wäre! Das Weib möchte am liebsten die schlafende Kuh im Stall wecken und sie hereinführen. Doch das wäre unziemliche Narretei! Was fürchtet sie auch? Hat der Bauer bei Lebzeiten niemals die Hand gegen sie erhoben, so wird er ihr als Toter auch nichts tun.

Das ruhlose Kienlicht kämpft mit sich selber, und Schatten huschen über das erstarrte Gesicht und beleben es unheimlich. Wie gebannt stiert sie hin. Ha, hat er nicht leise geseufzt? Da — da—, jetzt rührt sich sein Bein, es löst sich von der Bank, fällt herab, baumelt ein wenig und ruht.

Die Bäurin preßt die Zähne aufeinander, faßt das Bein und legt es wieder zu dem andern auf das Brett. Nun ruht er wieder. Sie atmet hoch. O, daß er doch mit geistlicher Tröstung dahingegangen wäre!

Ihr blutigen drei Hergottsnägel! Was ist das wieder? Fiebert sie? Der Leichnam löst eine Hand aus der andern. Die Rechte sinkt herab. Sie hängt, gräßlich gekrümmt, gierig, als wolle sie etwas haben.

Das Weib springt auf. Sie meint, vor Grausen müsse sie versteinern. In schwindelndem Schreck tritt sie zurück.

Er hat die Augen grell und weit offen. Und sie hat sie ihm doch zugedrückt! Diese gestorbenen Augen füllen sich mit fürchterlichem Leben. Langsam, langsam richtet sich der Leichnam auf.

Jetzt weiß sie: so freund ihr dieser Mensch im Leben gewesen, so feindlich ist er ihr im Tod. Rücklings, ihn nicht aus dem Blick lassend, rücklings, wie man sich von einem bißbereiten Tollhund entfernt, weicht sie aus der Stube in den Flur. Mondlicht rinnt die Bodenstiege nieder. Wohin sich verbergen? Nur nicht in den wilden, wissenden Wald hinaus, nur nicht auf die fahlen, leeren Felder! Dort ereilt er sie, wenn er sie verfolgt!

Die Augen entsetzt gegen die Stube gerichtet, darin es spukhaft knarrt, steigt sie rückwärts gewandt die Stiege hinauf.

Sie schaut noch, wie er über die Schwelle taumelt. Da ist sie mit einem Sprung droben auf dem Boden und wirft die Falltür hinter sich zu.

In eisigen, silbernen Balken fährt der Mond zu den Dachluken herein. In seinem unsicheren Licht sucht die Bäurin nach einem Gerät, die Falltür zu beschweren, damit das Gespenst sie nicht aufzwinge. Doch ist auf dem Boden nichts zu finden als eine Haufe Korn: Saat, die aufgeschüttet wartet. Morgen hätte der Holnaicher sie auswerfen sollen.

Da kauert sich das Weib mit all ihrer Schwere auf die Falltür. Sie ahnt: jetzt steht er unten an der Stiege und wittert. Er merkt im Staub ihre Stapfen, die treppabwärts gerichtet sind. Das macht ihn irr. Aber jetzt schnauft er auf. Er schmeckt sie droben, die Lebende. Röchelnd tappt er Stufe um Stufe empor.

Er rüttelt an der Tür. Das Weib preßt sie nieder. Ach, könnte sie sich jetzt in einen Mühlstein verzaubern! Ach, schriee doch der Hahn! Und nichts hat sie bei sich, den Schrecklichen zu bannen, keinen Weihbrunn, den Unseligen zurück zu treiben, keinen Rosenkranz, dessen Perlen sie ihm eine nach der andern zuschleudern könnte, bis die Stunde um ist, die ihm zu seinem Spuk erlaubt worden.

Der drunten stemmt sich gegen die Tür. Sie hebt sich. Mit besessener Kraft stärkt die Hölle den Toten. So stark ist er im Leben nie gewesen.

Durch den klaffenden Spalt tastet die böse, aufgetane Hand mitten in den weißsilbernen Mondfleck. Das Weib prallt davor zurück.

Da schlägt die Tür auf.

Die Bäurin sieht ihn im Mondschein stehen, dem sie die Gefährtin gewesen zeitlebens. Geifer spinnt von seinem Bart, die Zähne bleckt er. An seiner Wange scheint schon die Verwesung zu zehren. Er ist kein Mensch mehr. Tausendmal ärger ist er als der Wolf im schweren Schnee.

Ihr ermatten die Knie. Es gibt keine Hilfe, keinen Ausweg. Da schreit sie ihn an, daß es den tauben Tod durchdringe: „Willst du mich zerreißen? Dein Weib bin ich gewest — länger als dreißig Jahr!"

Der Unhold zuckt mit dem wüsten Kopf, er grimmt auf, furchtbaren Entschluß im bleckenden Gebiß. Stöhnend bricht es aus seinem Hals: „Die Seele aus —, die Treue aus —!"

Und wie er mit lechzender Gebärde nach ihr rankt, greift sie in kaum bewußter Tat nach dem Korn, das fromm und still im Mondlicht glimmt, und drückt ein Häuflein Saat in die böse, klauende Hand und ruft: „Da nimm, wenn du noch etwas begehrst!"

Das Leben entwaffnet ewig wieder den Tod. Und die Hand des Verstorbenen schließt sich um die Körner, darin die lebendige Zukunft des Ackers selig schläft. Das Gesicht des Gespenstes wird wieder menschlich sanft und gestillt. Wie ein Sämann steht er, der ehrfürchtig sein Gut hält, bevor er es hinsendet über die Erde.

Dann weicht er zurück, und die Tür tut sich über ihm zu.

Am andern Morgen fand sich die Bäurin in der Stube auf dem Fußboden liegen. Der Tote ruhte lang ausgestreckt auf der Ofenbank, die Hand geballt, als hielte er etwas darin fest. Das Weib wagte nicht, sie ihm zu öffnen und nachzuschauen.

Sie ist sehr seltsam geworden seit jener Nacht, und vieles, was sie tut und spricht, ist nicht zu ergründen.

Im jedem Frühjahr sät sie Korn auf den Grabhügel ihres Bauers.

Die Geschichte des Dorfes Dolina

Novelle von Josef Friedrich Perkonig

Als zwölf Jahre nach den sonderbaren Begebenheiten der Landesgerichtsrat Doktor Remigius Kalcher des Gerichtsbezirkes Stein, dem auch das Dorf Dolina angehörte, alle erreichbaren Akten durchstöberte, um noch einmal den Ablauf jener Ereignisse darzustellen, weil er für einen Almanach der Richter jene außergewöhnliche Geschichte beisteuern wollte, da wunderte er sich, obwohl sonst von dem Verhandlungssaale her vertraut mit den Absonderlichkeiten der Menschen im allgemeinen und kaum zu überraschen von den Tiefen und Untiefen der Landleute im besonderen, dennoch über die geheimnisvollen Hintergründe jenes tragischen Schicksals, auf das er nicht etwa zufällig gestoßen war, sondern zu dem ihn der beiläufige Bericht aller Menschen im Gerichte, dem er noch nicht lange vorstand, und eine dunkel summende Überlieferung, von welcher die ganze Gegend voll war, geführt hatte.

Aber es zeigte sich bald, daß diese Wiederherstellung einer immerhin schon der Vergessenheit näher rückenden Begebenheit nacheinander auf weite Lücken stieß, die durch die Erinnerung nicht mehr überbrückt werden konnten, da jeder der Gewährsmänner, an die sich der Landesgerichtsrat mit dem Wunsche nach einer verläßlichen Auskunft wandte, eine andere Deutung versuchte, entweder weil er sich der in Frage stehenden und gewöhnlich nicht unwesentlichen Einzelheiten nicht mehr zu entsinnen vermochte und nun, aus Angst vor einer möglichen Beschämung, einen gewaltsam erfundenen Ersatz als Wahrheit ausgab, oder weil er dem natürlichen, beinahe in jedem Menschen mehr oder minder lebendigen Hang, einer Spielart der Lüge, der jegliches Ding aus Freude am Selbstschöpfen wandelt oder vergrößert, erlag.

Aber auch nachher, als er mit Aufwendung von Scharfsinn und durch die Mittel erprobter und kaum jemals versagender Methoden den mutmaßlichen Hergang in einer ununterbrochenen Linie dargestellt zu haben glaubte, indem er, wie man nicht anders eine Perlenschnur erzeugt, Stück an Stück reihte, das, einzeln unscheinbar und gering, neben den anderen doch unentbehrlich wird, selbst dann also, da er jenes Sichtbare oder überhaupt von den Sinnen Erfaßbare, das man wohl gewöhnlich Anekdote und Handlung nennt, in einer fortwährenden Bewegung vor sich abrollen sah, fühlte er sich in dem Stoffe, den er doch bis in seine letzten Verästelungen erforscht zu haben wähnte, trotzdem nicht so heimisch, daß er seine Gestaltung gewagt hätte, denn er war, wie alle, die nur zu gewissen Gelegenheiten die Niederschrift einer nebelhaften Vision, und sei sie auch durch greifbare Geschehnisse belegt, versuchen, schwerfällig und ängstlich, weil er hier hinter den Dingen ein letztes Rätsel ahnte.

Als langjähriger Untersuchungsrichter nun gewohnt, vorerst zu dem Ursprung jedes Falles vorzudringen und von dort aus dann der planmäßigen Ordnung, die von keinem Menschen und keinem Ereignis verleugnet werden kann, nachzufolgen, gewissermaßen also das feste Weltbild für sich noch einmal erfindend, oder aber gleichsam einem Wasserlaufe, wenn er nur an der sichtbaren Oberfläche floß, bis zur Quelle entgegenzuschreiten und dabei immer auf seine Umgebung zu achten, von der er ja Zustrom empfing, deren Gliederung er sozusagen bestimmte, begann Doktor Remigius Kalcher, der hier bald genug eine seltsame Aufgabe erkannte, über die Freude des Almanachdichters hinaus sich mit jenem unheimlichen Jahre des Dorfes Dolina zu beschäftigen, dessen tiefste Ursachen aber schließlich auch von der Macht der Zahlen und der strafften richterlichen Logik nicht geklärt wurden.

Das Dorf Dolina, eine jener Siedelungen in den Hügelfalten des mittleren Landes, die kaum aus eindeutiger Notwendigkeit oder geschichtlichem Wuchs herzuleiten war, sondern ihre Entstehung eher einem jener tausend Zufälle verdankte, die eine bäuerliche Erde allmählich bevölkern, war eine Gemeinschaft von Bauern, deren Äcker sich im nahen und ferneren Umkreis

ausbreiteten, die, weil sie den Besitz von Wald entbehren mußten, denn sie stammten aus Geschlechtern von stumpfen Hörigen, armselig lebten und sich in ihrem Dasein kaum von kümmerlichen Keuschlern unterschieden, obwohl sie sich Bauern nannten, einen Schneider, einen Schuster und einen Tischler, der freilich mehr Särge als Möbel erzeugte, unter sich hatten, und drei Gasthäuser für zweihundert Seelen duldeten, zu denen übrigens auch die Kinder gezählt wurden, die nur manchmal am Branntweinglas nippten, und die Säuglinge, die einen Leinwandpfropfen, der mit Schnaps getränkt war, in den Mund gesteckt bekamen.

Die Steuern, die sie zahlten, waren gering, denn auf dem kalkigen Boden gediehen wenige und kärgliche Früchte, und weil die Leute immer so knapp an dem Hunger vorüberstreiften, ja in manchem Mißjahr von mildtätigen Anderen gefüttert werden mußten, wie ein Bienenstock, dessen Tracht trotz dem mühseligen Fleiße kaum für den frühen Winter reichte, so waren sie wohl infolge der schwachen Nahrung und in dem zuerst bedrückenden und später abstumpfenden Gefühl der zeitweisen und stets wie ein Gespenst drohenden Abhängigkeit eine friedfertige Gemeinde geblieben, in deren Strafregistern als förmlich bestaunte Ausnahmen einige Raufereien, ein paar Diebstähle aus Not, die Vergewaltigung einer und der anderen Magd oder Bauerntochter aufgezeichnet standen, während die Dörfer auf fetterem Boden eine Unmenge der verschiedensten Sünder beherbergten.

In diese durch gleiche Kümmerlichkeit und hergebrachte Lebensform festgefügte Gemeinschaft, in der einer genau um den anderen wußte, als bestünden die Wände der schmutzigen, durchräucherten und ungelüfteten Wohnungen aus Glas, in der als unbequemes Hindernis fortgeräumt wurde, was sich nicht in die allgemeine Verwandtschaft und Bekanntschaft einordnete, geriet eines Herbsttages, wohl von seinem Schicksal, das seine Bestimmung oder jene des Dorfes zu vollenden beschlossen hatte, verschlagen, ein merkwürdiger Mensch, der schon durch seinen ungewöhnlichen Namen Saurampfer, den ein vielleicht grotesk veranlagter Vater bei der Taufe noch durch Jeremias vervollständigte, auffiel, und dessen gleich bemerkte und besprochene Anwesenheit sich durch eine Miete im Stalle des größten Gasthauses bald über mehrere Tage hin ausdehnte.

Mochte nun tatsächlich der rothaarige Invalide, dessen Mund sich unter einer hohen Oberlippe tief in die Wangen hineinspaltete, während die kleinen Augen hinter den strohgelben Brauen beinahe verschwanden, den angeblich erzwungenen und zufälligen Aufenthalt in dem Dorfwirtshause, wo er für eine kleine Münze und Gotteslohn auf stinkendem Heu im warmen Dunst liegen durfte, dazu benützen, um den entzündeten Beinstummel, der durch das Holz des Stelzfußes auf langer Wanderschaft wund gerieben war, wieder notdürftig zu heilen, oder war er, nach dem tausendfachen Anblicke der Seßhaftigkeit anderer gerade in einem empfänglichen Augenblicke von einer unvermuteten Erkenntnis erleuchtet, seiner jämmerlichen Heimatlosigkeit erschreckt gewahr geworden, er beschloß jedenfalls, in Dolina zu verweilen, und nistete sich außerhalb des Ortes in einem zerfallenden Stadel ein, indem er gefährliche Steine forträumte, Mauern stützte und vermoderndes Holz, um das sich niemand gekümmert hatte, reichlich nützte.

Als sich nun die heimliche Meinung der über den Eindringling verwunderten Dorfbewohner, das morsche Mauerwerk werde einmal den Ungerufenen, mißtrauisch Betrachteten unter sich begraben, nicht erfüllte, als sein Name mehr und mehr Bedenken erregte, weil nur Zigeuner und Stürzler so seltsam heißen könnten, diese Fahrenden aber niemals Achtung und Vertrauen der Ansässigen genießen, wurden auch andere Merkmale als verdächtige Zeugnisse gedeutet, die roten Haare, der große Mund, der Stelzfuß, und es konnte so bei der abergläubischen Veranlagung der in einem dumpfen Dasein Verkrochenen nicht lange dauern, bis der Krüppel Saurampfer, der auch von seiner neuen Heimat aus mit einer kleinen Drehorgel seinen Unterhalt erbetteln wollte, als ein Gezeichneter verrufen war.

Mitten in seiner stummen, von niemand unterstützten Bemühung, in den verlotterten Steinhaufen eine dürftige Wohnung zu höhlen, Herd und Rauchabzug gehörig anzubringen,

mitten in die still frohlockende Hoffnung, daß er in dem nächsten Winter nicht glücklich zu sein brauchte, wenn ihn fremde Leute durch die Erlaubnis, vorübergehend am Kachelofen sitzen oder im Kuhstall schlafen zu dürfen, vor dem Erfrieren bewahrten, trat ein Gendarm, dem er aus verschmierten, zerknitterten Dokumenten sein Recht auf das Leben beweisen konnte, und von dem er andrerseits wieder erfuhr, daß der Besitzer des verwahrlosten Stadels im Irrenhause lebe, und jene, die für ihn die Wirtschaft verwalteten, gegen die Anwesenheit des neuen Inwohners, der sich obendrein selbst sein Zimmer baute, nichts einwenden durften, woraus der in seiner Vereinsamung hellhörig gewordene Invalide nur entnahm, daß über seine Gegenwart bereits Beschwerde geführt worden war.

Er aber, von sanftem Gemüt und gelenkt von jener nachgiebigen und viel verzeihenden Verträglichkeit, die zur einen Hälfte Angst und zur anderen angeborene Güte von körperlich mißratenen oder beschädigten Personen ist, richtete seinen Sinn nur danach, den Insassen der Gemeinde, deren Luft er nun auch atmete, zu gefallen und zu dienen, um sie auf diese Weise mit seiner Nähe zu versöhnen, und er trug sich nicht nur nacheinander in den einzelnen Häusern den Männern und Weibern für Arbeiten an, denen er zu genügen hoffte, er drehte nicht nur abwechselnd an Sonntagen in den drei Wirtsstuben die kleine Orgel, auf solche Art den Gästen eine Nachmittagsmusik anbietend, ohne daß er einen Lohn gefordert oder auch nur einen Dank empfangen hätte, er verkündete vielmehr zu allem anderen noch, daß er an Samstagen und Sonntagen oder vor Kirchenfesten gerne die Bauern umsonst rasieren wollte, denn die meisten Männer, besonders aber die alten, trugen, wohl einer weit zurückreichenden Sitte folgend, ein glattes Gesicht ohne Bart.

Doch seiner eifrigen Güte ward gleich von Anfang an schmählich vergolten, denn es war eine Ausnahme, wenn dem Angebote seiner Hände nicht mit der trockenen Antwort, daß man einem Krüppel nichts zumuten dürfe, begegnet wurde, und er hatte auch mehr als einmal Mühe, die Orgel vor den unbedenklich zutappenden Fäusten Berauschter und plötzlich grundlos Erboster zu schützen; niemals aber sah er jemand bei sich eintreten und niemals wurde er in ein Haus gerufen, um sein Rasiermesser anzuwenden, das er, obwohl es für seine Armut ein wahrhaftes Opfer bedeutete, nur gekauft hatte, um seine häufig wiederholte Ankündigung, die ihm zum Ende nur Hohn und den Spitznamen „Friseur" eintrug, erfüllen zu können.

Jeremias Saurampfer verzog, weil sich die innere Bewegung doch nicht völlig unterdrücken ließ, schmerzlich den Mund, als ihm von mehreren Seiten, denn niemals ist eine Masse von verschworenen Menschen so einig, daß sich nicht ein paar Übereilige zu hämischer Berichterstattung absondern würden, hinterbracht wurde, man fürchte die Schneide seines Rasiermessers, weil sie nur für den Schnitt durch den Hals einiger Verhaßter vorbereitet sei; aber diese ungeheuerliche Zumutung war für den empfindsamen Invaliden, dessen Seele unter mannigfachen Demütigungen durch robuste Wohltäter und herzlose Toren gelitten hatte, doch nur ein Nadelstich im Vergleiche zu dem Dolchstoß, der, vielleicht in einer allzu empfänglichen Stunde geführt, wirklich jene verwundbarste Stelle traf, der er wohl jedenfalls auch zugedacht war.

Als nämlich das ganze Dorf Dolina im Spätherbste an einem frühen Morgen auszog, um in der Ausübung eines uralten Servituts Kleinholz in herrschaftlichen Wäldern zu sammeln, dürre Äste abzuhacken, vertrocknete Bäume umzuhauen, und sich dem dicken Schwarm auch der Invalide in dem Glauben anschloß, wo die Vielen einen gedeckten Tisch bereit fänden, könnte ein letzter Einzelner niemandem seinen Ertrag schmälern, da sah er sich im Walde auf einmal von kläffenden Neidern umringt, die seinen niederen, mühsam zusammengetragenen Haufen zerstreuten, bemerkte bald, wie sich der Kreis verdichtete und die offene Mißgunst anwuchs, wußte sich keine andere Verteidigung als ein verlegenes Achselzucken und wohl auch eine grenzenlose Verwunderung in den Augen, die aber natürlich allen, unter denen sich einer am anderen immer mehr entzündete, entging, so daß ihn schließlich auch die demütige Haltung nicht von einer regelrechten Verjagung aus dem herrschaftlichen Walde, in dem doch alle nur Gäste waren, rettete.

Auf solche Art unzweideutig aus der Gemeinschaft ausgestoßen, denn jene Verweigerung war anderes als nur Neid gewesen, der ihn etwa an der Bannung künftiger Winterkälte hindern wollte, erkannte Saurampfer allmählich, daß sich die Leute des Dorfes, obwohl in Gruppen und Meinungen gespalten, durchhadert wie jede größere Ansammlung, dennoch in einer liebevollen Einmütigkeit zusammenfanden, wenn sie sich mit dem Fremden beschäftigen mußten, nur in der Wahl der Mittel, durch die er geschädigt oder belästigt werden sollte, nicht sofort einig, und der Betroffene wurde gewaltsam die Stufenleiter emporgejagt, an deren Ende unweigerlich ein finsterer, verbissener Groll den Gehetzten erwartet, wenn er auch von einer fröhlichen Menschenliebe, wie jener des glücklich veranlagten Invaliden, seinen Ausgang nahm.

Nun wollte es die grausame Laune des Schicksals, daß in einer stürmischen Novembernacht, ohne daß später die peinlichste Untersuchung die Ursachen aufgehellt hätte, weshalb nie mehr die Mutmaßung von einer teuflischen Brandstiftung verstummte, das Dorf Dolina im grauenhaftesten Feuer aufging, und weder Wasser noch verzweifelte Menschen seiner einmal angefachten Dämonie zu wehren vermochten, vielmehr die löschenden Leute in dem wild umspringenden Sturm, der von Minute zu Minute die Richtung der Flammen änderte, immer auf das nackte Leben bedacht sein mußten, als würden sie zu ihrem Unglücke von der Gewalt, die sie nun heimsuchte, obendrein noch verhöhnt, was sie aber nicht hinderte, den helfenden Saurampfer mit wüsten Worten zu verscheuchen, ihm in den Weg zu treten, ja, nach ihm zu stoßen, denn der Wind dieser unheilvollen Nacht hatte scheinbar auch die dünnen Wände um den nur wenig gehüteten Aberglauben zerbrochen und fortgeweht.

Am nächsten, noch immer windigen Morgen auf den rauchenden Trümmern sitzend oder steif und erschöpft über die schwelenden Balken steigend, zu geschlagen, um in einer lauten Verzweiflung zu klagen oder das Unheil zu verfluchen, starrten die Abbrändler in das verkohlte Dorf, bedauerten das Vieh, das unter freiem Himmel stehen mußte, der zudem wie zum Spott einen leicht sprühenden Regen zu senden begann, mehr als sich selber, waren anfangs trotz der Aufmunterung von Gendarmen, die den Brandplatz bewachten, vollkommen unfähig, die vor Schrecken und nunmehriger Ungewißheit halb gelähmten Hände zu gebrauchen, denn Dolina war eine furchtbar trostlose Stätte geworden, welche untätige Nachdenklichkeit aber, die stets auch den trüben Bodensatz emporschwemmt, der bei so dumpf geratenen Menschen nur leicht verborgen liegt, die forschenden Gedanken nach dem Ursprung des Feuers irreleitete.

Weil die Verdächtigungen, zuerst wie Tiere nach allen Richtungen witternd, nur ein nahes selbstverständliches Ziel zu haben meinten, zu dem immer schon Mißtrauen und böser Glaube hindrängten, weil nun, nachdem lange genug die vielfältigsten Begierden gebändigt werden mußten, eine Gelegenheit eröffnet schien, dem fremden Gezeichneten den Fluch seiner Gegenwart nachzuweisen, flogen Verdacht und Verwünschung wie lautlose, geisterhafte Vögel um die unversehrt gebliebene Steinwohnung, an der auch der dichte Funkenflug, der wie eine glühende Straße durch die schwarze Luft gezogen war, nichts zu versengen gefunden hatte, indessen der Invalide, nicht ahnend, daß auch sein natürlicher Vorzug, von dem Brande verschont worden zu sein, zu seinem Verderben ausgelegt werden könnte, die paar Wunden pflegte, die er trotzdem heimgetragen hatte, wenn man ihn auch früh an seiner Hilfe hinderte.

Nicht anders, als wäre der dicke Rauch in die Köpfe der Betroffenen gestiegen und hätte sich dort, das Natürliche erstickend, um jene Einsicht gelagert, die den Menschen ruhig und, von gelegentlichen Irrtümern als Bocksprünge eines selten ruhenden verneinenden Geistes abgesehen, vernünftig handeln läßt, gebärdeten sich die nun Besitzlosen von Dolina, die außerhalb des zusammengedrängten Dorfes, inmitten einer Viehweide, den Einzigen wußten, der nun in seiner Armut noch reicher war als sie, weil er nach ihrer von Mann zu Mann eilenden Meinung das Feuer ruhig an jeder Stelle des Ortes legen konnte, ohne den eigenen Schaden befürchten zu müssen, und sie brüteten nun, durch ihr großes, gemeinsames Unglück wie aus allen bindenden Zusammenhängen gelöst, als sprechende Tiere über den Untergang des vermeintlich Schuldigen.

Und in einer der letzten finsteren Novembernächte, zwischen Neumond und erstem Viertel, geschah das Grausige, daß stumme Gestalten auf behutsamen Tiersohlen schlichen und sich auch einem mißtrauischen Ohr nicht verraten haben würden, während hier der Invalide Saurampfer, am Abend mit seiner Drehorgel von entfernten Dörfern heimgekehrt, in einem vertrauensseligen, regungslosen Schlafe lag, aus dem er, von beizendem Rauche überrascht, der durch alle Fugen eindrang und bald den kleinen Raum füllte, vielleicht trunken emporgetaumelt war, denn der vom Rauch Vergiftete wurde zwei Tage später an der Türe liegend gefunden, den Arm in einer Haltung erstarrt, aus der geschlossen werden konnte, daß die Hand vergeblich noch ein letztes Mal die Türklinke zu erreichen suchte, was die Kommission, die noch über den verkohlten Holzwall steigen mußte, der rund um den Stadel entzündet gewesen war, auch in den Akten verewigte, denn die Belastung gegen ein ganzes Dorf, das einen Einzelnen mordete, konnte nicht schwer genug sein.

Selten mochte einem Dorfe gründlichere Auflösung und ein so trauriger Zerfall bestimmt gewesen sein, wie es in Dolina der Fall war, denn zuerst trieben die Gendarmen viele nun über sich selbst Erschreckte fort, die jetzt, seit der unbekannten grausamen Gottheit das Opfer gebracht war, wieder vernünftig wurden und sich gegenseitig beweinten, dann überfiel die häutige Bräune die Kinder, die in zugigen Winkeln, hungrig und von dem Jammer der Erwachsenen angesteckt, vor dem verderblichen Atem der späten Jahreszeit nicht geschützt waren, manche von den Bedürftigen streiften im Lande als Bettler und vermochten später der kläglichen Freiheit nicht mehr zu entsagen, Einzelne wanderten mit ihren Familien aus, als brenne unter ihren Füßen dauernd der Boden, und jene, die auf den Trümmern, deren Brandgestank auch der Schnee nicht völlig dämpfte, neue Häuser zu bauen anfingen, wunderten sich beinahe selbst über das Wagnis.

Doktor Remigius Kalcher, der also diese ungewöhnlichen Vorfälle aufzeichnete, fand nach mancherlei freien Ergänzungen, die irgendeine Wirkung wieder zu einer neuen Ursache, zu einem wahrscheinlichen Anlaß umdeutete, die äußere, kriminelle Linie der Geschichte des Dorfes Dolina, er verweilte bei mehr Einzelheiten, als hier angeführt wurden, wodurch es ihm auch möglich gemacht war, ihre inneren Beziehungen zueinander noch eindringlicher zu klären und die Ergebnisse in mancherlei Theorien und Nutzanwendungen für den Juristen abzuleiten, um sie für immerhin mögliche Wiederholungsfälle gleichsam in Tuben oder Konserven bereitzuhalten.

Sein Irrtum bestand nur in der Überhebung vieler sonst kluger Menschen, die jedes Ding durch das Fenster betrachten, das aus der engen Zelle ihres Amtes in die weite Welt geöffnet ist, und durch das man nicht immer sehen kann, wie eine scheinbar letzte Schranke vor einer noch ferneren, schon im Dunst der Unwirklichkeit zergehenden zur doch nur vorletzten wird.

Der deutsche Erzähler

Die Erinnerungen von Bismarcks Anwalt

Aus dem Nachlaß des Justizrats Ferdinand Philipp

(4. Fortsetzung).

12.

Am 27. Dezember 1890 war ich nach Friedrichsruh beschieden. Der Fürst hatte einige geschäftliche Angelegenheiten zu besprechen; auch lag ihm daran, über den in der Presse ihm gemachten Vorwurf, daß der Fideikommißstempel für die Herrschaft Schwarzenbeck von ihm nicht verlangt worden sei, sich zu orientieren. — Ich konnte ihm nur bestätigen, daß für das Herzogtum Lauenburg das preußische Stempelrecht überhaupt nicht in Geltung sei. — In dieser Veranlassung erzählte der Fürst, daß der alte König aus eigener Initiative bei den Dotationen die Fideikommißerrichtung verlangt habe und daß sein Dispensationsrecht hinsichtlich des Stempels niemals beanstandet worden sei. — Seines Wissens sei ein Antrag auf Stempelerlaß für Fideikommisse aus Dotationen überhaupt nicht gestellt. — Könne der Fideikommißstempel für Varzin noch nachgefordert werden, so würde er lieber auf die ganze Fideikommißerrichtung verzichten, wenn dies nachträglich noch möglich sei. — Er habe an dem königlichen Dispensationsrecht, das von der Verfassung nicht aufgehoben sei, so wenig wie der alte König selbst jemals gezweifelt. Ähnlich liege es mit dem königlichen Niederschlagungsrecht in der Funktion als Kriegsherr. Der Fürst habe sich als Reichskanzler stets geweigert, trotz Oberrechnungskammer und Reichstag die Niederschlagungsorders zu kontrasignieren. Nicht der Kaiser, nur der König von Preußen, habe das Recht gehabt, und er sei bereit gewesen, als Ministerpräsident zu kontrasignieren; das habe man aber nicht wollen. — Dispensationen vom preußischen Fideikommißstempel hätten nur den Finanz- und den Justizminister berührt, nie zu seinem Ressort gehört. Weil er mit Lucius nicht gut gestanden habe, hätten die Minister wohl nicht ohne sein Vorwissen die Dispensation befürworten wollen; er habe an den Rand des Aktenstückes: „Ja" geschrieben, weil er selbstverständlich nicht hätte wollen, daß persönliche Differenzen Lucius zum Nachteil gereichen sollten; aber die ganze Sache habe außerhalb seiner Kompetenz gelegen. Da sehe man wieder, was aus den Büros alles ausschwitze; auch das sei Eugen Richter verraten, dessen persönlicher Haß gegen ihn die gröbsten Unwahrheiten nie gescheut habe. Übrigens werde nach seiner Meinung der jetzige König bei seiner absolutistischen Neigung auch nie etwas aufgeben, was unter die königlichen Prärogative falle.

Ganz privatissime wollte der Fürst dann von mir wissen, wie er sich zu benehmen habe, wenn vom Hofe aus, wie er ernstlich befürchte, ein Einbruch in sein Haus erfolge, um Papiere, welche nach seiner subjektiven Entscheidung sein Privateigentum seien, ihm abzunehmen. Er ordne jetzt seine Papiere, um Aufzeichnungen zu machen, welche nach seinem Tode einmal zur Veröffentlichung gelangen könnten. Alles, was jetzt veröffentlicht werden könne, sei eigentlich schon bekannt. Aber er habe eine Reihe Briefe von seinem alten Herrn, vom Kaiser Friedrich und dem jetzigen Herrn, auch von anderen hohen Herrschaften. Regelmäßig habe er gleich ausgeschieden, was nicht Privateigentum sei; aber er sortiere jetzt wieder bei Durch-

sicht aller Papiere und habe schon manches abgeliefert. Übrigens könnten kaum Zweifel erhoben werden, und schließlich müsse seine subjektive Entscheidung maßgebend sein. — Ob er dem jetzigen König dessen Briefe wiedergebe, sei doch nur eine Frage der Höflichkeit; von einer Pflicht sei keine Rede. — Aber am Hofe herrsche große Furcht vor seinen Veröffentlichungen und er glaube, daß man das Äußerste versuchen werde, seiner Papiere habhaft zu werden; er traue dem jungen Herrn die rücksichtslosesten Schritte zu. Er meine aber, ohne gerichtlichen Befehl sei keine Haussuchung möglich. — Leider sei er noch immer aktiver Offizier und stehe unter dem Militärgericht. Der alte Herr habe es immer abgelehnt, ihn inaktiv zu machen; er habe ihn zuletzt sogar zum aktiven General gemacht, und doch komme er in die größte Verlegenheit, wenn er nur ein Regiment führen solle. Auch der junge Herr werde ihn nicht loslassen, man werde einen Generaladjutanten schicken; aber er werde sich zum Äußersten wehren und sein Hausrecht wahren. Vielleicht werde Herr v. Wedel[1]) den Auftrag bekommen. — Er wolle gern wissen, ob er nötigenfalls mit Gewalt und mit der Pistole in der Hand sein Hausrecht schützen könne. — Auf meine beruhigenden Äußerungen ging der Fürst nicht ein, und als ich ihm schließlich sagte, daß es keineswegs sicher als Notwehr zu behandeln sei, wenn er die Schußwaffe zur Abwehr wirklich anwende, blieb er dabei, er werde das Äußerste nicht scheuen und wenn er es nicht dürfe, werde er es doch tun. Er sei zwar stets Royalist gewesen, und werde immer königstreu bleiben, aber Gewalt werde er sich nicht gefallen lassen, das liege nicht in seiner Natur. Meine wiederholte Bemerkung, daß es so weit doch nie kommen könne, führte den Fürsten dazu, auf die absolutistische Natur des jungen Herrn näher einzugehen. — Der stelle sich auf den Standpunkt, als ob er etwa zu Friedrich Wilhelm I. Zeit regiere. Hoc volo, sic jubeo, wie er kürzlich gesagt habe. Auf der Kasseler Schule habe er freilich den Schluß: „Sit pro ratione voluntas“ nicht gelernt und den Zusammenhang aus dem Juvenal kenne er nicht; sonst hätte er sich doch wohl vor dem Wort gescheut. — Der Fürst habe sich den Juvenal geben lassen und den Zusammenhang der Satire wieder nachgesehen, den er mir mitteilte[2]). Der junge Herr habe überhaupt nichts vollständig gelernt; dazu habe es ihm an Geduld gefehlt. Das sei nicht Schuld des Kasseler Gymnasiums, das doch hohe Herren nicht nachsitzen lassen könne. Aber die Erziehung sei darin mangelhaft gewesen und seinen Lehrer Hintzpeter treffe die Schuld. Wenn er große Aktenstücke zum dritten Teil durchgelesen, dann komme er nicht weiter und sei mit sich fertig. Und dann sei Widerspruch unmöglich. — Es sei ja an sich erklärlich und gar kein Unglück, wenn der König sein eigener Reichskanzler sein wolle; habe er, der Fürst, zwanzig Jahre hindurch alles in der Hand gehabt, warum sollte der König es jetzt nicht können? — Der habe es ja viel leichter, denn der Fürst habe doch die Entscheidung des Königs einholen müssen. — Das sei oft recht schwer gewesen; aber wenn der Fürst recht gehabt hätte, habe er es immer durchgesetzt. — Der alte Herr sei oft wütend aufgefahren und habe zerrissen, was vor ihm gelegen. Der Fürst habe mit vollster Ruhe festgehalten, daß die Tatsachen da seien und sich nicht ändern lassen. Dann sei der alte Herr ruhig geworden und habe am nächsten Tag das Notwendige getan. Allerdings sei es immer nötig gewesen, daß man im Recht war; es sei ein gradliniger Herr gewesen. Wie viel leichter könne doch immerhin der König selbst Reichskanzler spielen. In der neueren Zeit sei Louis Philippe ein Beispiel; aber er sei immer gescheiter gewesen wie seine Minister, vielleicht nur abgesehen von dem geistreichen kleinen Thiers. Auch Leopold von Belgien sei zu nennen, der freilich ohne die Stütze von zwei Seiten, von uns und England, schwer durchgekommen wäre. Aber es gehöre doch etwas dazu, der alleinige verantwortliche Ratgeber seiner Minister zu sein. Dazu müsse man etwas gelernt haben und lernen können. Daran fehle es; es dürfe nicht das wechselnde subjektive Belieben an die Stelle treten. Es gebe einen alten guten Spruch, der annähernd dahin laute: „Wer etwas weiß und weiß, daß er es weiß, kann Großes leisten; wer etwas weiß und nicht weiß, daß er es weiß, kann Gutes leisten; wer

[1]) Graf Wedel, Flügeladjutant Wilhelm II. s. Ged. u. Erinn. 3, S. 101.
[2]) Vgl. Ged. u. Erinn. 3, S. 122.

nichts weiß und weiß, daß er nichts weiß, wird wenig schaden; aber schlimm ist es, wenn jemand nichts weiß und nicht weiß, daß er nichts weiß." —

Man habe dem König gleich gesagt, um Friedrich der Große zu werden, könne man nicht solchen Reichskanzler behalten; Danckelmann[1]) und andere hätten fallen müssen. Das sei ja auch richtig und er, der Fürst, habe es gewußt. Aber er habe in Ruhe abgehen wollen und habe dem König gesagt, zum Mai oder Juni sei die rechte Zeit, wenn die Militärvorlage im Reichstag durchgebracht wäre. — Der König habe von ihm verlangt, daß er die Militärvorlage und das verstärkte Sozialistengesetz vertrete; er sei bereit gewesen, habe aber erklärt, das könne er nur vertreten und durchsetzen, wenn alle Welt wisse, daß er noch das volle Vertrauen genieße. Und da sei der König ganz kampflustig und stolz auf den Feldzugsplan gewesen. Aber am Hofe habe man nicht geruht; der Großherzog von Baden sei gekommen und habe dem König gesagt, bei solchem Kampf mit dem Reichstag werde der Reichskanzler wieder immer mächtiger werden, der König immer mehr zurückgedrängt werden. — Das habe gewirkt und den Bruch veranlaßt, und in solcher Weise, wie er erfolgt sei. — Seitdem gebe es keinen Widerstand, nur noch Befehlsausführung und Hofschranzentum. — Von den Alten leide wohl nur Maybach und möchte fort; er habe aber zwei Töchter, die ihn festhielten. Die Neuen seien eigentlich alle noch von ihm, dem Fürsten, empfohlen. Lange vor seiner Entlassung habe er dem König geraten, einen General zu nehmen, wenn er so selbst regieren wolle, und Caprivi als den besten genannt, den er für einen vortrefflichen Diener halte. In der einzigen Unterredung, die der Fürst demnächst mit Caprivi gehabt, habe dieser auch seinen Standpunkt so bezeichnet:

„Wenn der König mich mit dem zehnten Armeekorps auf einen Posten in der Schlacht befiehlt, auf dem ich mit meinem Korps untergehen muß, so kann ich einmal wohl dem König dies sagen. Wiederholt dann der König den Befehl, so muß ich folgen und mich mit meinem Korps vernichten lassen."

Auch die anderen neuen Minister habe er, der Fürst, noch genannt, selbst Heyden. — Berlepsch habe er nicht ohne Ironie empfohlen; das sei der Oberpräsident gewesen, der den König bei der Beförderung des großen Streiks im vorigen Jahre unterstützt habe. Jetzt sei nichts mehr unabhängig in der Umgebung des Königs; auch Böttticher habe schon früher eigentlich nie einen eigenen Gedanken gehabt; die Gedanken habe der Fürst ihm immer bringen müssen. — Wie man sich jetzt benehme, dafür sei ein Vorfall bezeichnend, der ihm von den schlesischen Manövern berichtet worden. Da habe der König selbst eingegriffen und eine Bewegung befohlen, die in ihrem Erfolg sehr bedenklich gewesen sei. Waldersee habe bei der Kritik sehr vorsichtig das Bedenkliche berührt; da habe der kommandierende General ihn unterbrochen und dem König gesagt, der Befehl sei ein Beweis seiner genialen Feldherrnkunst gewesen. Wäre dem alten König Wilhelm so etwas gesagt, so würde er wütend aufgefahren sein; der jetzige König habe es mit den Worten: „Na, na!" entgegengenommen. — Im Punch sei ein Bild gewesen, wie der Pilot das Schiff verläßt; er, der Fürst, auf der Fallreeptreppe schon unten am Schiff, der König oben über Bord vergnügt lachend ihm nachsehend. Das sei dem König recht gewesen; er habe sich darüber gefreut und die bittere Ironie des Witzblattes wohl gar nicht bemerkt. — Das Schlimme sei der wilde Gedankenflug, niemals besonnene Ruhe, stets das sofortige Heraustreten mit subjektiven Eingebungen ohne alle Rücksicht auf die mit der hohen Stellung gebotene Vorsicht. — Sollte doch schon ein Quintaner seinem Ordinarius vorgehalten haben, der Kaiser wolle aber nicht, daß sie noch so mit Lernen gequält würden. — Schon vor des Fürsten Entlassung hätten die Ärzte bedenklich über die absolute Unruhe, die Gedankenflucht, die Unmöglichkeit, einmal still zu sitzen, sich geäußert; es gebe eine gewisse Nervenkrankheit mit diesen Symptomen. — Wenn er dem König auch jetzt noch so zur Last

[1]) Der hervorragende Minister des Großen Kurfürsten, von Danckelmann, wurde kurz nach dem Regierungsantritt des Sohnes des Großen Kurfürsten Friedrichs III. — des späteren preußischen Königs Friedrich I. — in Ungnade entlassen.

sei, daß er die größte Rücksichtslosigkeit zu fürchten habe, so könne er nur sagen, ihm persönlich liege nichts mehr am Leben, er habe nichts mehr zu leisten und gehe gern davon; dann sei der König auch der Furcht vor ihm ledig. Aber seine Frau würde darunter entsetzlich leiden und er dürfe dem Gedanken nicht nachhängen.

Meine Versuche, die bittere Stimmung des Fürsten zu mildern, waren wenig erfolgreich; erst allmählich kam wieder auf noch vor Tisch zu erledigende Geschäfte die Rede.

Gelegentlich ward des Herzogtitels gedacht, den der Fürst nicht führen will. Soweit ihm bekannt, nennten sich Herzog von Lauenburg außer dem preußischen und dänischen König die Königin von England, der Großherzog von Weimar und auch der Herzog von Anhalt-Dessau. — Der Anhalter sei zur Rheinbundszeit überhaupt erst Herzog von Napoleons Gnaden geworden. Der damalige erste Herzog habe einen alten treuen Diener gehabt, der ganz muckisch und unangenehm geworden sei. Der Diener habe nicht damit heraus wollen, was er denn habe, bis immer dringender gefragt sei. Endlich habe er erklärt: „Durchlaucht und Ihre Vorfahren haben so lange mit Ehren als Fürsten von Anhalt regiert; ich kann mich nicht daran gewöhnen, daß Durchlaucht nun zum Herzog degradiert worden sind."

Er, der Fürst, sei auch vom alten Herrn nicht gefragt, als er ihn in den Fürstenstand erhoben habe. Er wäre lieber Graf geblieben; aber damals habe er es nicht ablehnen können. Den Herzogstitel aber wolle er nicht führen.

Als es zur Tafel ging, war ein recht großer Kreis versammelt, der Maler Lenbach und Professor Schweninger, einige Herren, die am Vormittag zur Jagd eingeladen waren, die ganze Rantzausche Familie, Graf Herbert, der Oberförster, Dr. Chrysander und der Hauslehrer der Rantzauschen Kinder. Der Fürst war sofort in vortrefflicher Stimmung, die während des ganzen Abends anhielt. Es wurde von allen Seiten viel gescherzt und der Fürst ging darauf ein. Alles blieb bis spät am Abend versammelt und freute sich der guten Laune des Fürsten.

Als Graf Rantzau ein von München zum Fest ihm geschicktes Faß Hofbräu anstechen ließ, ward auch für den Fürsten der Becher bestellt und in beinah studentischer Weise trank dieser den Anstich mit, stand halb auf und stieß mit uns allen an. Sonst trinke er jetzt kein Bier; aber Schweninger sei ja da, und dann werde es nicht schaden.

Der Fürst nannte sich ein Gemisch seiner Vorfahren. Väterlicherseits seien diese immer Offiziere gewesen. Über den Rittmeister seien sie durchschnittlich nicht hinausgekommen, auch wenn sie im Krieg nicht vorher gefallen wären. Anders seine mütterlichen Vorfahren; das seien bis auf seinen Großvater Leipziger Professoren und Juristen gewesen. Sein Großvater, Geheimrat Mencken, habe unter Friedrich Wilhelm II. im Vordertreffen gestanden, bis die Muckerei und die Geisterwirtschaft überhand genommen. Dann sei er ganz ins Hintertreffen gerückt, unter Friedrich Wilhelm III. wieder ins Vordertreffen gekommen, aber weil damals schon kränklich nur auf kurze Zeit. — Der Fürst habe die bürgerliche Intelligenz, ohne die er nichts geworden wäre, von seinen mütterlichen Vorfahren. Eigentlich habe er als junger Mensch angenommen, für die Burschenschaft prädestiniert zu sein; er habe auch zuerst sie aufgesucht. Aber die damaligen Mitglieder seien für ihn bei der aristokratischen Erziehung, die er mitgebracht habe, doch nicht passend gewesen; deshalb habe er sich abgewandt.

Lenbach bemerkte, nach Schopenhauer hätten wir vom Vater den Charakter, von der Mutter die Talente. Es wurde an Goethe erinnert. Der Fürst sagte, er habe in der deutschen Sprache das Wort Vaterwitz nie gefunden, sondern nur immer Mutterwitz.

Auf Motleys Briefwechsel und die darin veröffentlichten Briefe des Fürsten kam die Rede. — Der Fürst erklärte, er habe so nahe und intime Freunde nicht wieder gehabt, wie zwei Ausländer, Motley und den Kurländer Keyserling[1]). Motley habe sich absolut nicht in die Absonderlichkeiten des Studentenlebens finden können; es sei nicht möglich gewesen, ihm ein

[1]) Motley (1814—1877), amerikanischer Historiker und Diplomat, und Graf Alexander Keyserling (1815—1891), baltischer Edelmann, Schriftsteller, langjähriger Kurator der Universität Dorpat, waren in der Göttinger Studentenzeit Bismarcks vertrauteste Freunde gewesen.

Verständnis dafür beizubringen. Einige andere Amerikaner, aber allerdings aus den Südstaaten, seien flotte Studenten mit ihnen gewesen.

Bei der Klage über Schlaflosigkeit erzählte der Fürst, wider Willen und ohne daß er sich wehren könne, kämen Gedanken wunderlicher Art über ihn. Über Sachen, die zehn, zwölf Jahre zurückliegen, mache er sich Vorwürfe, daß er es nicht anders gemacht habe, und ob es nicht anders zu machen gewesen wäre. Alles sei längst erledigt und nichts mehr zu ändern; und doch wühlten solche Gedanken und die Vorwürfe quälten ihn. —

Eine italienische Dedikation an Graf Herbert war angekommen. Zunächst war an eine Bettelei gedacht; es stellte sich aber als phrasenreiche Schmeichelei mit politischem Hintergrund und in poetischer Form heraus. — Alles versuchte sich im Italienischen; es war keinem geläufig. Auch der Fürst studierte darin ohne besonderen Erfolg. — Als er in Italien gewesen, habe er sich mit Latein durchgeholfen; italienisch habe er nicht viel gelernt. Man könne sich aber vielfach helfen. Er habe einmal dem König gegenüber den Platz neben dem Präsidenten der Burenrepublik gehabt und sich ganz gut unterhalten, nachdem er den Nachbarn gebeten, das Holländische ganz langsam zu sprechen; er selbst habe ebenso langsam plattdeutsch gesprochen. Bei der feierlichen Audienz habe der englische Dolmetscher des Präsidenten dessen Anrede an den König zunächst englisch übersetzt und er, der Fürst, dann das Englische ins Deutsche. — Auf einem Hoffest habe er einmal mit einem Montenegriner sich unterhalten, indem er selbst russisch gesprochen habe und der andere langsam serbisch oder montenegrinisch. Da sei die Kaiserin Augusta herangekommen und habe den Montenegriner französisch angeredet. Der Fürst habe gesagt: „Majestät, der Mann versteht kein Französisch." Die Kaiserin habe dann deutsch gesprochen. Und als er gesagt habe: „Majestät, der Mann versteht auch kein deutsch", da habe die Kaiserin ganz unwillig auf dem Absatz sich so energisch umgedreht, daß die Röcke ordentlich geflogen wären. — Wenn die Übung in einer Sprache lange ausgesetzt sei, fehle es immer; man müsse nach den Ausdrücken suchen. Am leichtesten bleibe es in den Sprachen, die man am frühesten gelernt habe, für ihn im Französischen. — Was man so spät lerne, wie er das Russische, — er sei schon 45 Jahre gewesen —, das könne man nur festhalten, wenn man in Übung bleibe. — Sein erstes Idiom sei das Plattdeutsche gewesen. Er fragte mich, ob es bei uns noch festgehalten werde, bei ihnen in Pommern höre es leider fast ganz auf. — Es wurde etwas eingehender über das Plattdeutsche gesprochen und schließlich erzählte der Fürst, wie er es einmal bei der einzigen Unterhaltung mit dem Augustenburger verwandt habe. Es habe sich um die sog. Februarbedingungen[1]) gehandelt; es sei schon Mitternacht und an eine Verständigung weder wegen der Militärkonvention noch wegen des Kieler Hafens zu denken gewesen. Da habe der Fürst die Unterhaltung geschlossen mit den Worten: „Durchlaucht (bis dahin habe er den Prinzen wie einen regierenden Herrn mit Hoheit angeredet), ein Dichter der plattdeutschen Heimat sagt und ich sage mit ihm: Ick heff dat Küken sülben utbrödt; ick kann dat Küken ok den Hals umdrein! Ich empfehle mich, Durchlaucht!"

Gelegentlich fragte ich nach der Zuverlässigkeit des neusten Sybelschen Werkes[2]). Der Fürst sagte, es sei überraschend gewesen, daß der alte Kaiser Sybel die vollständige Benutzung des Archives und aller Akten gestattet habe. Er müsse aber sagen, daß Sybel mit großer Diskretion gearbeitet habe. Abgesehen von dem, was Sybel aus notwendiger Diskretion nicht mitgeteilt habe und was füglich sich nicht mitteilen lasse, und es sei immerhin manches, was darunter falle, sei das Werk in allem Wesentlichen, soweit er sehen könne, wirklich zuverlässig.

[1]) Diese Bedingungen betrafen: Ewiges Schutz- und Trutzbündnis der Herzogtümer mit Preußen, Stellung der Wehrkraft des Landes unter preußische Verfügung. Rendsburg soll Bundesfestung, Sonderburg mit Verteidigungsgürtel und Friedrichsort im Westen des Kieler Hafens und ein entsprechendes Befestigungsgelände östlich des Kieler Hafens an Preußen abgetreten werden.

[2]) Heinrich von Sybel „Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I." 7 Bände. 1889—1894, Verlag R. Oldenbourg, München und Leipzig.

So unangenehm die Eindrücke gewesen waren, welche ich bei der Verhandlung mit dem Fürsten vor Tisch erhalten hatte, so angenehm und erhebend hatte die Stimmung gewirkt, welche ich nachher beim Fürsten vorgefunden hatte. — Letztere schien mir allmählich die überwiegende und regelmäßige geworden, wenngleich unverkennbar das Bedürfnis daneben noch obwaltet, gelegentlich unter vier Augen vertraulich der schweren Verbitterung Ausdruck zu geben, welche gewiß nicht zu beseitigen ist und dem Lebensabend des großen Mannes die schwerste Störung bereitet. (Schluß folgt.)

Die Flucht aus dem Niemandsland

Die Aufzeichnungen des Percy Kreuzwendedich Seaton

Roman von Lene Wenck

(4. Fortsetzung)

IX.

1918/19 Kriegsende. Nach England.

Wenn ich mir heute überlege, welche Wirkung das schreckliche Ende des Krieges, die Revolution und ihre Folgeerscheinungen auf mein Geschick hatten, so drängt sich alles so ineinander, daß es mir schwer fällt, ein klares Bild zu gewinnen. Herrschte doch im Dörenbergschen Hause, besonders nach der Heimkehr meines Großvaters, eine so tiefe Verzweiflung über Deutschlands Not, daß man glaubte, ein Haus zu betreten, in dem schmerzlichste Trauer um einen heißgeliebten Toten die Menschen erfüllte und bewegte. Mein Großvater war völlig zusammengebrochen, seine Nerven derartig angespannt, daß die leiseste Berührung einen maßlosen Ausbruch des Schmerzes oder Zornes zur Folge hatte. Man hegte kein Interesse mehr für das Ergehen eines einzelnen, stand irgendwelchem persönlichen Leid teilnahmslos, ja hart gegenüber; hier galt es nur, seine Gedanken auf das Schicksal des ganzen Volkes zu richten. Überrascht wurde mein Großvater durch das trostlose Kriegsende nicht eigentlich. Schon während seines letzten Urlaubes, im Frühsommer 1918, war er von heftigster Sorge erfüllt gewesen; allein dieser völlige Zusammenbruch, in diesen Formen, dieser Waffenstillstand überschritt doch weitaus seine schlimmsten Befürchtungen. Und was seitdem geschehen ist, war eine unauflösliche Kette von Schmerz und Scham. Mit ihm litt das ganze Haus. Meine Mutter war vielleicht diejenige, die neben ihm am schwersten zu tragen hatte. Lag das Los ihres so sehr geliebten Vaterlandes hart genug auf ihr, so gesellte sich hierzu die Sorge um meine Zukunft. Im Frühjahr 1919 erhielten wir eine Nachricht meines Vaters. Er forderte meine Mutter auf, mit mir nach England zu kommen. Am Abend des Tages, an dem uns dieser Brief erreichte, sagte meine Mutter mir, daß sie nicht wieder zu ihrem Gatten zurückkehren werde. Sie versuchte, mir klarzulegen, daß sie nicht in England unter Engländern leben könne. Und ich erwiderte ihr kalt, ich wisse sehr wohl, daß dies ein Grund für sie sei. Aber nicht der einzige. Sie sei gar nicht imstande, zu ihrem Gatten zurückzukehren. Meine Mutter bemühte sich, mir zu widersprechen und mußte doch zugeben, daß sie allerdings nicht wisse, wie sie handeln würde, wenn ein sehr geliebter Gatte dieses Ansinnen an sie stellen werde; vielleicht, daß sie dann unter Überwindung aller Schwierigkeiten ihm folgen würde ... Sie gab somit meiner Auffassung nahezu recht. Ich erinnere mich, daß wir den Abend schweigend nebeneinander saßen, jeder in seinen eigenen schweren Gedanken befangen, nicht fähig dem anderen zu helfen. Ich grollte ihr, obwohl ich nichts anderes erwartet hatte, obwohl ich ihr im Grunde

meines Herzens recht gab, grollte ihr, daß sie die Trennung heraufbeschwor, mich nach England schicken würde und fühlte doch, daß ich nichts sagen könne und alles hinnehmen müsse. Um so mehr wandte ich meine Sorgen meiner eigenen Person zu: ich sollte in England leben, sollte meinen Vater wieder sehen, der gegen Deutschland gefochten, sollte selbst Engländer werden, eine englische Schule besuchen, ich, der ich deutsch fühlte bis ins innerste Herz. Die wildesten, abenteuerlichen Pläne durchkreuzten meinen Kopf. Romantische Fluchtgeschichten dachte ich mir aus und wußte doch, daß ich mit einem ordnungsgemäßen Paß versehen an dem vorher vereinbarten Tage in Vlissingen oder Hoek van Holland eintreffen werde.

Meine Mutter teilte ihrem Gatten mit, daß sie den Sohn nach Holland schicken, selbst aber in Deutschland bleiben werde. Die Besorgung meiner Papiere mußte einige Zeit in Anspruch nehmen. Und wirklich vergingen noch Wochen, bis ich in den Besitz aller jener unerläßlichen Ausfertigungen kam. Diese letzten Wochen in Deutschland verliefen so gedrückt, daß ich selbst heute nicht gut daran zurückdenken kann. Meine englischen Kenntnisse genügten keineswegs für ein Leben im Lande selbst. So sollte ich jetzt noch englischen Unterricht nehmen, sah auch die Notwendigkeit theoretisch ein und konnte mich doch nicht dazu entschließen, in diesen Stunden wirklich ernsthaft zu arbeiten. Es war mir einfach unmöglich. Jeder Laut rief Vorstellungen ein mir wach, die sich mit meiner Zukunft beschäftigten. Ich war ein spottschlechter Schüler, wußte es wohl, konnte oder wollte es jedoch nicht ändern und sah überdies ganz klar, daß ich mir Schaden zufügte. Jede Postbestellung konnte die Papiere bringen; dann mußte nach England telegraphiert werden, wir hatten noch eine Benachrichtigung abzuwarten, und endlich würde ich die Reise nach Vlissingen antreten. Jede Postbestellung konnte meinem Aufenthalt in Deutschland das Ziel setzen, konnte die Trennung von meiner Mutter, von meiner Heimat herbeiführen. Wir lebten von einer Stunde zur nächsten. Unzählige Male lief ich in die mir so vertrauten Wälder, dort Abschied zu nehmen. Wie oft saß ich am Flügel, von dem Gedanken beseelt: du spielst zum letzten Male. Meine Koffer standen gepackt, zahlreiche deutsche Bücher hatte ich mitnehmen wollen und ließ sie doch schließlich alle zurück. Und dann, als wir schon fast begannen, an ein Wunder zu glauben, das die Reise vereiteln werde, trafen die Papiere ein, Kabelgramme wurden gewechselt, und der 20. Juli zu meinem Reisetag bestimmt.

Am letzten Abend, den ich in Marburg verbrachte, kam mein Großvater zu uns. Er ging im Garten mit mir auf und nieder, unablässig immer wieder dieselben Steige, ohne daß einer von uns gesprochen hätte. Endlich griff er nach meiner Hand und redete mit hastigen, abgerissenen Worten auf mich ein:

„Niemals darfst du glauben, daß Deutschland die Schuld an diesem Kriege trägt, niemals. Was sie dir dort drüben auch vorreden werden, und sie sind Meister der Lüge, dieses eine darfst du nicht glauben ... Ich möchte dir noch so vieles sagen, und ich finde die Worte nicht, weil ich mich immer wieder frage, wie ist es möglich, daß wir dich hingeben an dieses Land? — Mein Junge, verlier nicht die Hoffnung auf Deutschland, du *darfst* sie nicht verlieren. Denke nie, daß dieser ganze Krieg, daß dies ganze Sterben, dies ganze Leiden umsonst gewesen sei. Wie es auch bei uns aussehen mag, und kein Mensch kann heute sagen, wohin wir treiben, es war nichts umsonst. Es *kann* nicht vergebens gewesen sein, wir müßten ja alle irrsinnig werden ob dem Gedanken. Was auch bei uns geschehen mag, denke immer, wenn du traurige Nachrichten aus Deutschland hörst: es leben dort doch die gleichen Menschen, die vier Jahre einer ganzen Welt standgehalten — und wie standgehalten! Denke, ein Fieber hat sie jetzt gepackt, in dem sie nicht wissen, was sie tun."

Er schwieg, und ich fühlte seine Hand kalt und leblos in der meinen.

„Ich hatte zwei Söhne, sie sind gefallen — im Kampf mit Engländern. Du bist mein Enkel und gehst in jenes Land. Ach, Kind, bitter unrecht habe ich getan, als ich die Ehe deiner Eltern zugab. Sie sagen mir ja alle immer und immer wieder, daß man nicht für die *Folgen* seiner Taten verantwortlich zu machen sei, — ich weiß es nicht. Wo liegt hier eine Grenze?

Ich hätte es wissen müssen; wir dürfen keine Ausländer heiraten, wir nicht. Wir sind zu eng verkettet mit unserm Heimatland, wir tragen zu schwer an allem.

Die Ehe deiner Eltern war keine Ehe mehr zu nennen, schon lange vor dem Kriege nicht, vielleicht weil ihnen beiden die Achtung vor der Nation des anderen fehlte, weil sie beide nach kurzem erkannten, daß jeder den anderen als nicht gleichwertig ansah.

...Wie soll ich zu dir sprechen? In der Bibel heißt es: Du sollst Vater und Mutter ehren, — und ich kann dir nicht sagen, ehre deinen Vater, weil dieses Ehren nur möglich ist, wenn du dich ihm willig fügst. Ich kenne ihn, er wird Hand auf dich legen! Vergiß deine Mutter nicht! Vergiß nicht, daß du den Krieg in Deutschland erlebtest, in dem Lande der Barbaren! Vergiß nicht, daß in dir solches Barbarenblut fließt...."

Seine Stimme wurde immer leiser. Nur mühsam konnte ich die einzelnen Worte verstehen, die er fast mehr zu sich selbst als zu mir sprach:

„Ich sehe keinen Ausweg, den du aus diesem Wirrsal finden könntest. Ich glaube, die alten Heiden hätten ihren Sohn eher den Göttern geopfert, als ihn den Landesfeinden ausgeliefert, und christlich wäre es, zu sagen: werde ein Engländer, damit dir Qualen und innere Zerrissenheit erspart bleiben, — soweit dies noch möglich ist. Ich bin unfähig, einen dieser Wege zu gehen, wir alle sind es und lassen dir die Mühsal, selbst deinen Pfad zu suchen! Wie sollst du ihn finden!" Jäh brach mein Großvater ab, als sei er erschrocken, zu viel gesagt zu haben.

Ich weiß nicht, was ich ihm erwiderte, weiß nur, daß er mich bat, über meine Zukunft keine Versprechungen abzugeben, die mich einmal schwer belasten könnten. Ich weiß nur, daß ich Tränen über seine Wangen rinnen sah, als er mich noch einmal umschlang, es war das erste Mal, daß mein Großvater mir irgendwelche Zärtlichkeit zeigte, weiß nur, daß er sich hastig losriß und mir verbot, ihm zu folgen.

Meine Mutter begleitete mich bis Köln. Dort nahmen wir Abschied voneinander.

In Vlissingen holte mein Vater mich am Bahnhof ab. Ich habe ihn nicht erkannt. Ein fremder Herr trat auf mich zu und redete mich an. Er sprach englisch, so rasch, daß ich fast nichts verstand. Erst als ich genauer hinschaute, wußte ich, daß der Fremde mein Vater sein müsse. Er sah schmal und alt aus; der Krieg hatte ihm mitgespielt.

Bei den ersten Worten, die mein Vater zu mir sprach, war es mir, als lege sich ein eiserner Ring um mein Herz. Dieses Gefühl habe ich nicht wieder verloren. Es war nicht Haß, — das wäre etwas viel zu Lebendiges; — nein, Gleichgültigkeit, Bitterkeit, Hoffnungslosigkeit und Kälte bemächtigten sich meiner. Wer es nicht selbst empfunden, weiß nicht, was es heißt, den warmen herzlichen Gefühlen anderer mit jener eisigen Kälte gegenüberzustehen. Beschämend und niederziehend zugleich entseelt es völlig.

Dabei hat mein Vater sich über jene erste Begegnung in freudigsten Worten zu meiner Mutter geäußert. Er war stolz auf seinen großen Sohn, solange er ihn nur gesehen und ihn nicht kannte. Allein hiervon wußte ich nichts. Und selbst wenn ich es gewußt, hätte es an meiner Haltung nichts ändern können. Ich fühlte nur jene große Kälte, verstand stets nur die Hälfte — im besten Falle — von dem, was er zu mir sprach, und konnte mich noch viel schlechter verständlich machen, als meine Sprachkenntnisse an sich bedingt hätten, da ich jede Unbefangenheit verloren hatte. Fragen nach meiner Mutter beantwortete ich scheu und unsicher tastend. Ich wartete angstvoll darauf, daß mein Vater eine Äußerung gegen Deutschland tun werde, lag auf der Lauer, es verteidigen zu müssen. Das machte mich unfrei. Ungewohnt war mir alles, der Name Percy, den ich seit Jahren nicht mehr gehört, alles und jedes. Auf der Überfahrt wurde ich seekrank, so daß ich nichts anderes wünschte, als zu sterben, und war mir doch des Lächerlichen meiner Lage bewußt.

Mein Vater hatte sich bei seiner Schwester in London einquartiert. Die ersten Wochen sollte ich dort verbringen, um dann nach Lowford in ein College zu kommen. Meine Mutter würde ich alljährlich einmal besuchen dürfen, doch sollte ein solcher Aufenthalt in Deutschland niemals über vier Wochen hinaus ausgedehnt werden.

Die Briefe an meine Mutter unterlagen keiner Kontrolle. Und doch merkte ich bereits bei dem ersten Schreiben, daß ich ihr niemals sagen könne, was mich bewegte. Konnte ich ihr schreiben, daß ich an Heimweh litt, wie ein kleines Kind? Konnte ich ihr sagen, daß meine mangelhaften Sprachkenntnisse mir dauernde Schwierigkeiten bereiteten? Hieße das nicht, ihr Vorwürfe machen? Durfte ich ihr schreiben, daß ich die Schwester meines Vaters zu hassen begann, weil ich in ihr die erbitterte Feindin meiner Mutter kennen lernte? Konnte ich ihr sagen, daß ich Qualen ausstand bei dem Anblick des Siegestaumels, der durch ganz England widerhallte! All das wurden Dinge, die ich verschweigen mußte. So sind meine Briefe kümmerlich und wesenlos geblieben. Ich schrieb häufig, von Sehnsucht getrieben — und kam doch oftmals nicht über die erste Seite hinaus. Zudem bildete ich mir ein, die deutsche Sprache zu verlernen. Dies war durchaus nicht der Fall: dachte ich doch ständig in deutscher Sprache, übersetzte innerlich jeden Satz. Wenn ich träumte, sprach ich deutsch, und doch glaubte ich, dem Deutschen entfremdet zu werden.

Bedrängend war meine Furcht vor politischen Gesprächen. In jeder, auch der harmlosesten Unterhaltung witterte ich Anspielungen, sah überall Gefahren, die mitunter gar nicht vorhanden waren. Meinem Vater gab ich auf seine Fragen über mein Leben während der Kriegsjahre nur die notdürftigste Auskunft, ängstlich bestrebt, so wenig wie möglich von Deutschland zu sagen. Ich glaube, ein verlogeneres Bild von den deutschen Ernährungsverhältnissen während der Blockadezeit hätte auch ein bestellter Reporter nicht abgeben können. Ich schämte mich, einzugestehen, welche Einwirkungen die englische Sperre für meine Heimat gehabt. Um eindringenderen Fragen zu entgehen, sagte ich schließlich zu allem „ja". Zahllose Mißverständnisse liefen unter; ich widersprach mir häufig und weckte so in meinem Vater den Verdacht, von Grund meiner Seele unwahr zu sein.

Irgendwelche Regungen freundlicher Art fühlte ich nicht für ihn. Er war mir fremd und ist es mir geblieben. Es gab keine Brücke von ihm zu mir. Und nicht einmal kam mir der Gedanke, daß auch er leiden könne unter der Tatsache, einen Sohn zu besitzen, der mit jeder Faser seiner Seele zu betonen suchte, daß hier keine Gemeinschaft bestehen könne. Zudem bot ich, — vielleicht abgesehen von meinem Äußeren, das in befriedigendem Maße als quite english empfunden wurde, — nichts Erfreuliches für ihn. Sport hatte ich selbst für deutsche Verhältnisse wenig genug getrieben, für englische Anschauungen war es um diese Art der Ausbildung geradezu jämmerlich bei mir bestellt. Englische Schriftsteller kannte ich so gut wie gar nicht; meine Musikkenntnisse hätten für ihn nichts bedeutet, überdies hatte ich keine Noten mitgenommen und konnte mich auch lange Zeit nicht überwinden, zu spielen. Ich fürchtete, beim Spiel jeden Halt zu verlieren, fürchtete, daß die Beschäftigung mit Musik alle Wunden neu aufreißen würde, und hütete mich lange angstvoll vor jedem Ausbruch. Die Fremden, die ich sah, wußten, daß ich bisher in Deutschland gelebt. Man suchte, mich auszuforschen. Ich schwieg in verletzender Weise, fühlte mich beobachtet und gab mich niemals ungezwungen.

Mein Vater hatte mich längere Zeit bei sich behalten wollen. Nach sechs Wochen unerquicklichsten Zusammenlebens gab er diesen Plan auf und brachte mich nach Lowford. Der Direktor der Anstalt war über die Verhältnisse unterrichtet und riet mir, mich meinen Kameraden gegenüber zunächst einiger Zurückhaltung zu befleißigen. Diesen Rat hätte er sich sparen können; ich dachte nicht daran, mich prompt in einen Strudel englischer Freundschaften zu stürzen. Im übrigen kann ich nur sagen, daß er und die meisten Lehrer ruhig und verständig mit mir umgingen. Nur jene Lehrer, die sich keiner Autorität erfreuten, jene Lehrer, die von den englischen Knaben gequält wurden, suchten im Verkehr mit mir ihrem bedrohten Ansehen zu neuen Ehren zu verhelfen; sie rächten sich für ihre allgemeine Hilflosigkeit an mir, dem noch Hilfloseren. Aber das waren doch Ausnahmen. Die besseren Elemente unter ihnen fügten mir keinerlei Unbill zu. Aber sie schafften mir auch keine Rechte; sie waren wehrlos gegen die Knaben oder legten kein Gewicht darauf, ihre Wehrhaftigkeit

in dieser Richtung zu erproben. Mit dem Eintritt in das Lowforder College begann eine Zeit für mich, deren Endergebnis jener Sprung von Bord der Queen darstellt.

Ich glaube, ich gerate nicht mehr in Gefahr, mich an den eigenen Leiden zu berauschen, wenn ich hier von meinen englischen Schuljahren als einer trostlosen Zeit spreche.

X.

30. Mai 1923.

Wenn ich von der Annahme ausgehen will, daß eine Anhäufung von Verboten Kennzeichen für baldige Genesung sei, dann müßte ich zu der Überzeugung gelangen, auf dem „besten Wege" zu sein. Professor Stavenhagen entwickelt sich zu einer Unerbittlichkeit, die überwältigend ist. Den Fahrstuhl sehe ich kaum noch; man hält seine Benutzung neuerdings für unzuträglich für mich. Besuche unterliegen strengster Kontrolle, sind auf ein sehr geringes Maß herabgesetzt. Eva Dörenberg, mein Großvater, sind seltene Gäste geworden. Und wenn ich ehrlich sein will, muß ich sagen, ich bin es so zufrieden. Ich bin so müde. Der Husten quält mich noch immer. Das Verbinden der wunden Stellen ist peinvoll von Schmerzen begleitet, von Schmerzen, die in milderer Form mir Tag und Nacht treuer bleiben, als mir wünschenswert erscheinen will. Ich bin des Liegens so müde — und wüßte kaum, welche Stelle meines Körpers ich jetzt als schmerzhaft bezeichnen sollte, — da ich die Empfindung habe, als sei alles ein Schmerz, der nicht weichen will. Mit der Verabreichung von Morphium ist man sparsam geworden, — vielleicht gibt hier das Herz, das nur noch schwerwillig seinen Dienst tut, zu Bedenken Anlaß. Selbst sprechen bereitet mir Mühe, zumal da ich mich immer noch bestrebe, meiner Mutter vorzutäuschen, daß ich mich nicht schlechter fühle. Auch das Schreiben an diesen Blättern ist Mühsal. Und doch muß ich sie zu Ende führen. Ich muß es tun. Ich weiß nicht, ob ich fürchte, daß meine „Genesung" mich hieran hindern könnte! Es geht mir wie einem Menschen, der noch eine weite Strecke vom Bahnhof entfernt ist, der ständig erwartet, das Signal des abfahrenden Zuges, den er erreichen muß, zu hören. — Oder sollte es ein anderes Signal sein, das ich erwarte?... Es kostet mich Anstrengung, meine Gedanken zusammenzufassen, und doch will ich versuchen, weiter zu schreiben. Ich brauche ja wenig Kräfte. Wenn man sie alle auf eine Sache konzentriert, dann müßten sie ausreichen, sollte ich denken. Vielleicht entbehre ich die mir sonst lieb gewesenen Besuche nicht so sehr, weil sie mich abhalten würden, zu schreiben, weil sie mir Kraft kosten würden. — Ich weiß ja nicht mehr, warum ich dies alles niederschreibe, — ich wußte es einmal, — ich weiß nur, daß ich zu Ende führen muß, was ich begonnen.

XI.

1919—1923. England.

Meine Schulkameraden hatten bald erfahren, daß meine Mutter eine Deutsche sei, daß ich selbst bis vor kurzem in Deutschland gelebt. Nach meinen Erfahrungen gibt es kaum etwas Erbarmungsloseres als eine Schar englischer Knaben — aufgereizt durch die Ereignisse der Jahre 1914—1918. Ich war das „German swine". Dies wurde meine offizielle Benennung, auf die ich zu hören hatte. Alle meine Bestrebungen, mich nach Möglichkeit zurückzuhalten, erwiesen sich als nutzlos. Ich wurde gewaltsam hervorgeholt und diente zur Zielscheibe ihres Witzes. In einem Internat gibt es kein Entrinnen. Keine Möglichkeit bestand, dieser Schar zu entfliehen. Vielleicht hätte ich einen anderen Weg einschlagen müssen, mich offen stellen. Auf diesen Gedanken kam ich nicht; vielleicht war ich bereits zu feige geworden. Ich sah, hier gab es keine Hilfe für mich, und hielt jeden Widerstand für aussichtslos, nur für geeignet, meine Lage zu verschlechtern.

Besonders erinnere ich mich eines Spieles, das mit mir getrieben wurde. Zu einer Zeit, da man vor dem Auftreten eines Lehrers oder Aufsehers sicher war, wurde ich ergriffen

und vor ein sogenanntes Kriegsgericht gestellt. Man führte eine Komödie mit mir auf, die sich getreulich an das Bild einer Gerichtsverhandlung hielt. Wehren konnte ich mich nicht. Man band mich an Händen und Füßen und richtete nun, nachdem ich kampfunfähig geworden, stets dieselben Fragen an mich. Und zwar begann man immer mit den gleichen Worten: „Welches Land trägt einzig und allein die Schuld am Kriege?" Ich antwortete mit der gleichen Ausdauer: „England". Für jede solche Antwort erhielt ich einen wohlgezielten Hieb mit einem Tauende. Ich dachte nicht daran, jemals eine andere Antwort zu geben, obwohl ich das Demütigende meiner Lage bitter empfand. Fest überzeugt war ich, daß jede Antwort mir neue Pein eingetragen hätte, ganz abgesehen von dem einen Moment: ich hielt es für ehrlos, nicht für Deutschland einzutreten. — Gewiß schmerzten mich die Schläge, allein viel heftiger als der körperliche Schmerz quälte mich die Schimpflichkeit der Behandlung. Ich glaubte, eine solche Demütigung nicht überleben zu können und überlebte sie einige Male. Nach einiger Zeit wurde meinen Kameraden dieses Treiben langweilig. Ich verweigerte bald jede Antwort. Man stellte das Verfahren ein, ließ mich frei, und ich kroch in den dunkelsten Winkel des Schulzimmers, um meine guten Freunde nicht zu sehen und nicht gesehen zu werden. Auf den Gedanken, mich zu beklagen, kam ich zunächst nicht, vielleicht wollte ich nicht auch noch diesen „Verrat" auf mich laden.

Indessen wiederholte sich von Zeit zu Zeit dieser eben beschriebene Vorgang. Dabei hatten die Knaben eine Art Methode eingeführt in ihrer Behandlung des „Deutschen". Nach einer solchen Prozedur schenkte man mir einige Tage keinerlei Beachtung. Ich begann, Hoffnung zu schöpfen, glaubte, das Ärgste sei überstanden, ich wagte aufzuatmen, bewegte mich etwas freier. Kaum hatte man diese Regungen bemerkt, so wurde abermals zu der so lobenswerten Aktion geschritten, um mir den „Übermut" auszutreiben. Von Übermut konnte bei mir in jener Zeit wirklich nicht die Rede sein; ich war zufrieden, wenn ich ohne Anfechtung gröbster Art leben durfte. Als ich jene Exekution zum dritten Male überstanden, schwanden meine Bedenken. Am Abend des gleichen Tages ging ich zu dem Leiter der Anstalt. Ich sagte ihm, daß ich das Internat verlassen müsse. Wenn er mich nicht entließe und meinen Vater entsprechend benachrichtigte, werde ich aus dem Fenster des Schlafsaales springen und dafür Sorge tragen, daß ich nicht lebend am Platze bliebe. Ich muß ihm diese Absicht in sehr kalten ruhigen Worten klargelegt haben, war ich doch fest entschlossen, sie zur Ausführung zu bringen. Im allgemeinen schenkt man wohl Selbstmorddrohungen, besonders wenn sie von so jugendlichen Gemütern ausgesprochen werden, wenig Glauben. Aber sei es nun, daß der Direktor schon von jenen Unternehmungen seiner Zöglinge erfahren hatte, sei es, daß ihm selbst diese Handlungsweise nicht angemessen erschien, oder sei es auch, daß meine Haltung ihn von meinem ernsten Willen, ein Ende zu machen, überzeugte, er hörte mich an, ließ meine Sachen aus dem Schlafsaal holen, und befahl mir, mich während der nächsten Zeit in seiner Privatwohnung aufzuhalten. Dort verbrachte ich drei Tage und besuchte auch die Schulstunden nicht mehr. Als nach dieser Frist mein Vater eintraf, wurde ich ihm vorgeführt. Der Direktor hatte inzwischen versucht, mich auszufragen, worüber ich zu klagen hätte. Ich erklärte ihm jedoch, daß ich bereits genug gesagt habe und nicht gewillt sei, weitere Anschuldigungen hinzuzufügen. Es war durchaus nicht Rücksicht auf meine Kameraden, die mich zu diesem Schweigen veranlaßte, sondern eine heiße Scham, einzugestehen, wie man mich behandelt hatte. Auch die Fragen meines sehr erregten Vaters beantwortete ich nur in dem Sinne, daß ich ein Leben in Lowford nicht länger ertragen werde. Mein Vater hatte eine lange Unterredung mit dem Leiter der Anstalt, bei der für mich wenig Gutes herauskam. Meine Leistungen waren, wie dies natürlich, sehr geringe gewesen. Es gab eigentlich keinen einzigen Umstand, der für mich sprach, und vielleicht hätte mein Vater in seinem Groll auf meinem Verbleiben in dem Internat bestanden, wenn ich nicht auch körperlich so elend gewesen wäre, daß ihm selbst Bedenken über die Zweckmäßigkeit meines Aufenthaltes in Lowford kommen mußten. Zudem schien der Direktor nicht den geringsten Wert auf meine Gegenwart zu legen;

er mochte weitere Exzesse fürchten, war vielleicht auch über Einzelheiten besser unterrichtet, als ich wußte, und meines Erachtens traute er sich nicht die Macht zu, in Hinkunft für Vermeidung ähnlicher Vorkommnisse bürgen zu können. Er selbst bat meinen Vater schließlich, meinem Wunsche zu willfahren. So verließ ich Lowford, drei Monate, nachdem ich eingezogen.

Damals glaubte ich, daß mir persönlich ein ganz besonders schweres Sonderschickfal auferlegt sei, in Anbetracht der Tatsache, daß dieses Geschick einen so jungen Menschen traf; inzwischen weiß ich, daß ich diesen Ruhm nicht für mich beanspruchen kann. Kriegsgefangene, Verschleppte, die Ruhrbevölkerung haben weit schwerer zu tragen, als es mir auferlegt war. Und doch bin ich deshalb nicht weniger unglücklich gewesen. Vielleicht traf es mich auch härter, weil ich ganz allein war, nicht einen Menschen hatte, dem ich mein Leid klagen konnte, weil ich, trotz allem, doch nur ein fünfzehnjähriges Kind war, ein Kind, dem man seit Jahren wenig Zeit gegeben, Kind zu sein, das aber doch allem äußeren Schein zum Trotz kindlich und kindisch dachte und fühlte, überdies von der Wichtigkeit seines Geschickes aufs tiefste durchdrungen war und schlechthin nicht über sich hinaus denken konnte. (Schluß folgt.)

Neuerscheinungen

Von Gustav Ernests Beethoven erschien die 3. Auflage, das 9. und 10. Tausend (600 S. 5 Bildnisse, Schriftprobe, geh. M. 9,50, Ganzleinen M. 12,50, Verlag Bondi Berlin.) Für den Musikfreund unbedingt das empfehlenswerteste Werk über Beethoven, schon wegen der zweckmäßigen Einteilung: S. 1—450 das Biographische und allgemein Musikalische, S. 452 bis 575 werden die einzelnen Werke nach Opuszahlen durchgenommen, mit zahlreichen Notenbeispielen. Der Eroika sind über 6 S. gewidmet, den Quartetten Opus 59 über 9, der großen Hammerklaviersonate 5, der Missa Solemnis und der 9. Symphonie je 12. Gute Register erhöhen die Brauchbarkeit. Die Darstellung des Lebens ist ausgezeichnet. „Von Herzen — möge es zum Herzen gehen!" — Dies Wort Beethovens selbst könnte das Motto der Biographie von Ernest sein. Der Verlag hat das Werk aufs würdigste ausgestattet.

Eine niedliche Taschenauswahl „Legenden vom heiligen Franz", übertragen von Karl Toth, Bilderschmuck von Maximilian Liebenwein, in der Kleinen Amalthea-Bücherei des Amalthea-Verlags. Eine ähnlich niedliche Gabe in Taschenbuchformat ist „Der heilige Johannes der Täufer", Fresken von Ghirlandaio, Text der hl. Schrift, Theatiner-Verlag.

Römische Götter- und Heldensagen. Von Thassilo von Scheffer, dem Homerübersetzer. 8 Kunstbeilagen und 40 Abbildungen im Text (Union Deutsche Verlagsgesellschaft). Enthält Götter und Heroen, die Aneassage und die Königsüberlieferungen. Passend für Gymnasialschulbüchereien: wie viele Schüler wissen nichts mehr von Penaten, Laren, Manen! Wie äußerlich bleibt meist das Verhältnis zu Vergil! Die Aufgabe war für Rom viel schwerer als für Hellas, aber Scheffer hat sie mit Umsicht gelöst.

Von unserm alten Freund und Mitarbeiter Alfred Huggenberger ein neuer Band: Der Kampf mit dem Leben, der 7 Erzählungen enthält (Staackmann, geb. 5 M.). Seit Gotthelf hat kein Schweizer mehr so echte Bauerngeschichten geschrieben bis auf Huggenberger, der auch sprachlich unverfälscht und saftig ist.

Das beste Liederbuch für die Jugend: Juchheissa Juchhei (Wien-Leipzig, Deutscher Verlag für Jugend und Volk), viele originelle Volksweisen, wundernette Vignetten, alte Kinderspiele mit Anleitung, schöne farbige Einschaltbilder, alles mögliche: Almlieder, Handwerker-, Morgen- und Abendlieder, Schnaderhüpfel, Zählgeschichten, Kinderreime, Rätsel, Sprichwörter, ein ganz famoses Buch!

Rosenheim. Josef Hofmiller.

Rundschau

Die Gerechtigkeit hat gesprochen

Kurz vor Weihnachten hat das französische Volk durch den Mund seiner Gerichte dem neugewonnenen Bruder im Völkerbunde eine eigenartige Freude gemacht, indem das französische Militärgericht einen Leutnant, der einen Deutschen niedergeschossen und einen andern schwer verletzt hatte, freisprach und die deutschen Zeugen zu teilweise recht erheblichen Freiheitsstrafen verurteilte. Dieses Weihnachtsgeschenk hat im deutschen Volk im hohen Grade überraschend gewirkt, nur konnte man diese Überraschung unmöglich als eine freudige bezeichnen. Bis weit nach links hat sich die deutsche Presse einmütig über diesen Richterspruch mit Entrüstung geäußert, was noch erfreulicher sein würde, wenn man nicht aus andern Beispielen wüßte, daß unser Nationalcharakter auf ein zähes Durchhalten solcher Stimmungen nicht angelegt ist. Wenn man die Pressestimmen zu diesem Fall einer Durchsicht unterzieht, so muß dabei auffallen, wie häufig die Note angeschlagen wird, daß es eben das Urteil eines Militärgerichtshofes gewesen sei und daß von einem solchen, der unter dem Geist des Militarismus stünde, ein gerechtes Urteil nicht zu erwarten sei. Das ist eine schwere Kränkung der Mentalität der ehrenwerten Offiziere, welche die Mitglieder dieses Gerichtshofes gewesen sind, und wenn man auch sich für die Begründung einer solchen Verdächtigung auf die merkwürdigen Urteile berufen könnte, welche von französischen Militärgerichtshöfen sowohl in letzter Zeit im besetzten Gebiete, wie auch in dem seinerzeit berüchtigten Prozeß Dreyfuß gefällt worden sind, so ist doch eine Anklage in dieser Allgemeinheit schlechterdings nicht zu substantieren. Nicht als Militärs, sondern als Franzosen haben diese ehrenwerten Mitglieder ihr Urteil geschöpft und nicht in den Mängeln, die dem Verfahren eines Militärgerichts anhängen, ist der Grund für dieses erstaunliche Weihnachtsgeschenk zu suchen.

Da ich nicht zu den gewohnheitsmäßigen Zeitungslesern gehöre, so erfreue ich mich eines etwas besseren Gedächtnisses, als es bei täglichem Zeitungslesen sich erhalten kann, und so erinnert mich der gegenwärtige Vorfall an einen ziemlich analogen, der sich in den Tagen nach dem Kriege 1870/71, als wir noch einen Teil von Frankreich okkupiert hielten, abspielte. Es wurde damals ein deutscher Soldat von einem Franzosen hinterrücks ermordet und der Fall kam zur Verhandlung. Natürlich nicht vor einem deutschen Kriegsgericht, diese Stufe der Zivilisation war damals noch nicht erstiegen, sondern vor dem französischen Zivilgericht. Der Täter war geständig, wurde aber „aus patriotischen Gründen" freigesprochen, weil er geltend machte, daß er durch den täglichen Anblick deutscher Soldaten so erregt worden sei, daß er „rot gesehen habe". Ein damaliger deutscher Staatsmann, Graf von Bismarck, suchte die auch damals schon hervortretende, heute natürlich längst vergessene Entrüstung in Deutschland dadurch zu beschwichtigen, daß man auf dergleichen Vorkommnisse eben gefaßt sein müsse, wenn man es mit einem wilden Volk zu tun habe. Die Hauptsache war, daß das Verbrechen ungesühnt blieb und wir um einen Einblick in die französische Volksseele reicher waren, der uns allerdings für die Dauer nichts genützt hat, weil wir ihn nicht zu nutzen verstanden. Wenn man den heutigen Urteilsspruch mit dem damaligen vergleicht, so drängen sich einige interessante Reflexionen auf. Fürs erste die Veränderung des Gerichtsstandes. Deutschland dachte damals nicht daran, die zuständigen französischen Gerichte durch deutsche Kriegsgerichte zu ersetzen. Das wäre auch allgemein verurteilt worden und mit Recht, denn so etwas ist erträglich nur, wenn es von Franzosen gegen Deutsche beliebt wird, aber nicht umgekehrt. Zweitens ist es als ein Novum zu bezeichnen, daß die deutschen Zeugen anstatt des französischen Angeklagten verurteilt worden sind. Das hat das französische Gericht während der Okkupation sich nicht geleistet und das ist juristisch als ein Fehler zu bezeichnen, denn wenn es eine Hauptaufgabe des Strafrechts ist, daß kein Verbrechen ungesühnt bleibt, so ist es klar, daß der französische Militärgerichtshof, der den Tod des Deutschen durch die Einsperrung der Zeugen sühnte, seiner Aufgabe in höherem Grade gerecht geworden ist, als sein Zivilkollege während der Okkupation, der durch den Freispruch des Mörders ohne anderweitige Verurteilung das Verbrechen einfach ungesühnt ließ.

Das andere aber, was wir aus diesen beiden Fällen ersehen können, ist, daß wir keine Veranlassung haben, diese Rechtspflege — wenn sie doch einmal so heißen soll — als eine Besonderheit französischer Kriegsgerichte anzusprechen. Uns könnten freilich dazu die ungefähr hundert Todesurteile und die ungefähr tausend Jahre Gefängnis verleiten, mit denen seit 1919

diese Militärgerichte das deutsche Volk heimgesucht haben. Aber ein Blick auf die Rechtsprechung aus den Tagen der Okkupation würde uns darüber belehren, daß unsere Volksgenossen nicht glimpflicher gefahren wären, wenn sie vor französischen Zivilrichtern gestanden hätten. Sondern es ist die feste Meinung des französischen Volkes, daß wir Deutsche schuldig seien, noch bevor das Gerichtsverfahren eröffnet ist, und daß es nur die Aufgabe des Gerichtes ist, das Urteil zu formulieren, aber nicht es zu finden. In einer alten deutschen Universitätsordnung waren die Worte zu lesen „so ein Studiosus einen Nachtwächter erschlägt, so soll er gehalten werden, gleich als habe er einen Menschen erschlagen". Und wenn es nach diesem Grundsatz gegangen wäre, so würde es für den schießlustigen Leutnant schlimm gewesen sein. Aber die Franzosen sind weit davon entfernt, uns für Nachtwächter zu halten, freilich noch weiter, uns auf dieselbe Stufe mit wirklichen Menschen zu stellen, sondern sie haben für uns eine eigne Klasse, die der Boches, gebildet und was deren Recht ist, das haben sie durch alle diese Jahre hindurch gezeigt und nicht zuletzt mit ihrer Weihnachtsgabe für 1926.

Wir haben gesehen, daß durch die Verurteilung der Zeugen ein juristischer Fortschritt gegenüber den Tagen der Okkupation erreicht worden ist. Aber ich glaube, daß noch etwas zu tun übrig ist, und erwarte diesen letzten Schritt mit einiger Zuversicht. Daß der schießfrohe Leutnant ohne Strafe davon kam, war von vornherein ein Gebot der französischen Gerechtigkeit. Aber ist er denn wirklich ohne Strafe davon gekommen? Strafrechtlich ja. Aber zivilrechtlich durchaus nicht. Und das muß jeden billig Denkenden betrüben. Bekanntlich beziehen die französischen Truppen auf deutschem Boden sehr erhebliche Zulagen. Das ist recht und billig, wenn wir erwägen, wie dauernd ihre Augen durch den Anblick von noch nicht erschossenen Deutschen um sie herum gekränkt werden. Nun aber hat man den jungen Helden in eine französische Garnison zurückgeschickt und es ist sonnenklar, daß er dadurch an seinen Bezügen empfindlich gekränkt ist. Freilich, den Erschossenen kann man schwer zum Ersatz heranziehen. Aber sind nicht noch seine Familie, seine Stadt, im schlimmsten Falle das Deutsche Reich da, um ihm zur vollen Gerechtigkeit zu verhelfen. So erwarte ich denn mit Sicherheit in nächster Zukunft den dritten Schritt, daß der glorreich Freigesprochene nun auch durch gerichtliches Urteil pekuniär vollständig schadlos gehalten werde und das von Rechts wegen. Das wäre dann der dritte große Schritt und erst, wenn dieser getan ist, wird es eine wirkliche Freude sein, die irritierenden Boches endgültig aus der Welt zu schaffen.

Noch sind wir nicht so weit, aber wir werden dahin kommen, wenn es so etwas wie französische Gerechtigkeit gibt. Und man kann ruhig auch diesen letzten Schritt tun. So wie niemand sich zu scheuen braucht, auf einen heißen Stein zu spucken, weil derselbe zischt, ja wie sogar die Freude an diesem Zischen ein Motiv zu solcher Tathandlung werden kann, so braucht auch niemand sich davor zu fürchten, eine Gewalttat an einem Deutschen zu unternehmen, weil es alsdann in den deutschen Seelen zischt. Die Zeiten, wo bei einer andern Gelegenheit derselbe Bismarck einmal sagte „es ist Zeit, das Ausland daran zu gewöhnen, daß man auch Deutsche nicht ungestraft ermorden darf" liegen weit hinter uns und das Ausland hat vollkommen begriffen, daß sie hinter uns liegen. Also spuckt weiter und wenn es euch freut, gestattet, daß wir was Weniges zischen.

Erlangen. **Paul Hensel.**

Weltkrieg und Zukunftskrieg

Nach und nach treten die Umrisse eines ganz bestimmten Bildes vom großen Kriege und seinen entscheidenden politischen und militärischen Ereignissen deutlicher hervor. Aber gerade, weil es erst Umrisse sein können, vermögen neue Darsteller das gewaltige Ringen auch von neuen Gesichtspunkten aus zu beleuchten. Das kleine Werk des Majors a. D. Dr. von Frauenholz[1]) schildert nach kurzer Erörterung der Vorgeschichte des Krieges und seiner Vorbereitung bei den beteiligten Mächten in großen Zügen die wichtigsten militärischen Vorgänge, unter gelegentlichen Seitenblicken auf die Politik. Frauenholz läßt die Hauptsachen deutlich hervortreten, ohne den Leser durch gehäufte Einzelheiten zu verwirren, und beschönigt verhängnisvolle Fehler nicht. Die große Bedeutung der psychischen Faktoren, die übrigens im alten Heere nie so mißachtet wurden, wie heute gern geglaubt wird, würdigt Frauenholz mit Verständnis, sowohl für die Truppe wie für die leitenden Stellen.

Ganz andere Ansprüche an den Leser stellt das Buch des Professors an der Technischen Hochschule Charlottenburg, Friedrich Seesselberg, „Der Stellungskrieg"[2]). Der Verfasser

[1]) Überblick über die Geschichte des Weltkrieges. München und Berlin 1926, R. Oldenbourg.
[2]) Der Stellungskrieg 1914—1918. Berlin 1926, Mittler & Sohn.

hat den größten Teil des Krieges als Kompagnie- und Bataillonsführer in einem altbewährten Regiment des X. Armeekorps mitgemacht, bis ihm eine schwere Kriegsbeschädigung den Frontdienst verschloß. So berichtet er fast überall aus eigener Anschauung, nur für einzelne Gebiete von Sonderkennern unterstützt. Sein Werk belehrt grundlegend über eine Kampfesweise, der Freund und Feind anfänglich ziemlich hilflos gegenüberstanden. Der umfangreichste Abschnitt ist dem taktischen Apparat des Stellungskrieges gewidmet und führt uns die Entwicklung von den einfachsten, sich noch aus den Bewegungskämpfen ergebenden Maßnahmen bis zu den raffiniertesten Formen des Grabenkrieges vor. Das Eingraben Ende September 1914 war auf deutscher Seite zunächst nur als vorübergehende Maßnahme zum Gewinnen einer Atempause gedacht. Daß sich aber Falkenhayn bald darauf überhaupt „verhältnismäßig leicht" in den Stellungskrieg ergab, hält Seesselberg für einen der schwersten Führungsfehler. Er ist der Ansicht, es hätte vielmehr alles darangesetzt werden müssen, auch im Westen bald wieder zum Bewegungskrieg zu gelangen, in dem gerade unsere Stärke lag. Man wird mindestens zugeben müssen, daß es nur durch die endlosen Stellungskämpfe so weit kommen konnte, daß der Krieg aus einer Volks- zur Parteisache umgelogen wurde und dadurch letzten Endes alle heldische Gesinnung und Todesbereitschaft den materialistischen Mächten des Weltkapitals unterlag. Mehrere allgemeine Kapitel, in denen der Verfasser mit erbarmungsloser Wahrhaftigkeit von unseren Vorkriegsversäumnissen und späteren Mattherzigkeiten spricht, geben dem einzigartigen Buche auch für den Nichtsoldaten, zumal den Historiker, besondere Bedeutung.

Was das von Feinden rings umgebene Deutschland bis 1914 versäumt hat, wird erst deutlich, wenn wir verfolgen, wie unsere alten und neuen Gegner heute die Kriegserfahrungen verwerten, um sich für künftige Auseinandersetzungen zu wappnen. Über den derzeitigen Stand der Rüstungen in Europa unterrichtet rasch und zuverlässig ein kleines Werk von Oberstleutnant Wiktorin[1]). Es zeigt auch deutlich, daß es sich außer bei uns überall viel mehr um Aufrüstung als um Abrüstung handelt.

Die ebenso ausgedehnte wie intensive militärische Schulung der Jugend im Ausland ist den Lesern der S.M. aus dem Aprilheft 1926 bekannt. Nicht minder wichtig ist es aber, aufzumerken auf die umfassende und weitblickende Art, in der die großen und kleinen Militärstaaten der Welt durch gesetzgeberische Maßnahmen sich auch die wirtschaftlichen Kräfte ihrer Völker als Faktoren für den Sieg dienstbar machen. In vorzüglicher Weise ist das dargelegt in der Schrift eines Ungenannten: Die wirtschaftlichen Vorbereitungen der Auslandsstaaten für den Zukunftskrieg[2]). Als ausgeprägtester Vertreter kriegerischen Wollens unter ihnen allen marschiert an der Spitze Frankreich, indem es durch sein „Gesetz für die Organisation der Nation in Kriegszeiten" nebst einer Reihe ergänzender Gesetze alle geistigen und materiellen Kräfte in den Dienst des militärischen Gedankens stellt.

Daß wir sorgfältig im Auge behalten, was um uns herum vorgeht, ist auch insofern wichtig, als es vor der immer noch umgehenden Illusion bewahrt, Deutschland könne in seinem heutigen Zustande mit Aussicht auf Erfolg in einen Krieg eintreten. Als Warnung vor derartigen Torheiten ist höchst bedeutsam eine Studie von Oberst a. D. Dr. Schraudenbach über Psyche und Organisation des Volkskrieges[3]). Am Beispiel des spanischen Freiheitskampfes gegen Napoleon untersucht der Verfasser die Voraussetzungen, unter denen allein eine nationale Erhebung Aussicht auf Gelingen hat, und verdeutlicht seine Ergebnisse noch durch den Vergleich mit einer Reihe anderer Aufstände von dem in der Vendée 1793 über Tirol 1809 und Preußen 1813 zum französischen Volkskrieg nach Sedan 1870. Es zeigt sich, daß die wichtigste Voraussetzung eines Erfolges darin liegt, daß das ganze Volk von Opferbereitschaft für bestimmte Ideale erfüllt ist. Ferner haben solche Erhebungen, die, wie die preußische von 1813 und auch die französische von 1870, von einer kraftvollen Staatsgewalt „oktroyiert und reglementarisiert" sind, ungleich bessere Aussichten als spontan-irreguläre. Den endgültigen Sieg errungen haben unter ihnen allen allein die spanische und preußische, weil hier den Aufständischen in England oder Rußland ein mächtiger Bundesgenosse zur Seite stand, der mit Truppen, Geld und Kriegsmaterial half.

München. Heinrich Heide.

---

[1]) Die Heere Europas. Charlottenburg 1926, Verlag Offene Worte.
[2]) Berlin 1926, Mittler & Sohn.
[3]) Psyche und Organisation des „Volkskrieges". Berlin 1926, Mittler & Sohn.

Aus anderen Blättern

In der Wochenschrift „Das Neue Reich" vom 4. Sept. 1926 klagt Dr. Albrecht über das Martyrium der deutschen Katholiken in Polen. Schon im Oktoberheft der S.M. „Das neue Polen" hatte Jean Lulvès in einem Aufsatz „Die Religion als Kampfmittel" die deutschfeindliche Haltung der katholischen Kirche in Polen hervorgehoben. Fast noch eindrucksvoller ist das, was Albrecht schreibt. Danach gehören z. B. viele polnische katholische Geistliche dem Westmarkenverein und dem Verein der „Aufständischen" an, deren Hauptzweck die Ausbeutung des Deutschtums in den Randgebieten ist und die in rücksichtslosester Weise dieses Problem so schnell wie möglich zu verwirklichen suchen. Ganz unglaublich ist die Lage der 12000 deutschen Katholiken in Lodz, die nicht einen einzigen Priester haben, der sich ihrer annimmt. Zur Abhaltung ihrer Gottesdienste müssen sie die Gastfreundschaft der deutschen Protestanten in Anspruch nehmen, die ihnen jeden Sonntag für eine Stunde die Kirche überlassen. Sehr oft werden sie aus dem Beichtstuhl gewiesen, weil sie nicht in polnischer Sprache beichten können oder wollen. Der Verfasser sieht eine große Gefahr in der wachsenden Abfallbewegung unter den deutschen Katholiken.

Der „New York American" vom 5. Sept. 1926 veröffentlicht einen Geheimvertrag zwischen Polen und Rumänien, der sich gegen Rußland und Deutschland richtet, und einen Geheimbrief des rumänischen Generals Petala. Es ist selbstverständlich nicht zu beweisen, ob dieser geheime Vertrag authentisch ist, die Wahrscheinlichkeit spricht aber dafür. Besonders interessant ist der Artikel 6, wonach der Ersatz für den Gaskampf personell wie materiell gemeinsam von Frankreich und Polen geliefert wird. In dem Geheimbrief des Generals Petala ist die strategische Lage für den Fall eines Krieges zwischen Polen und Deutschland erörtert. Es heißt dort: „Es ist ganz gewiß, daß im Falle eines Konfliktes zwischen Polen und Deutschland letzteres in der Defensive am Rhein bleiben und die Offensive gegen die Polen mit der ganzen Macht ihrer Truppen aufnehmen wird um eine russische Intervention mit einiger Aussicht auf Erfolg möglich zu machen." Der französische Generalstab betrachtet es als ratsam und der polnische Generalstab stimmt dem zu, daß die rumänischen und polnischen Truppen an der Ostfront ihr eigenes Kommando behalten. Ein Offizier des französischen Generalstabes ist jedem der beiden Generalstabe als technischer Beirat attachiert. Zuletzt zieht freilich Petala die Schlußfolgerung, daß man nicht auf eine tatsächliche Unterstützung Frankreichs rechnen dürfe, die öffentliche Meinung in Frankreich sei einer solchen Möglichkeit nicht günstig gestimmt.

Das Septemberheft „Die Kriegsschuldfrage" bringt von dem früheren österreichischen Gesandten Dr. von Wiesner eine ausführliche Untersuchung über die Rolle, die der damalige Thronfolger, jetzige König Alexander von Jugoslavien, in der Vorbereitung des Attentates von Sarajewo gespielt hat. Da gleichzeitig eine größere Anzahl von Protokollen aus den Prozessen der Öffentlichkeit erstmalig vorgelegt werden, so haben wir jetzt einen neuen Beitrag zur Klärung des Geheimnisses von Serajewo. Im gleichen Heft ist die deutsche und englische Übersetzung eines Aufsatzes aufgenommen, den der frühere serbische Gesandte in Berlin, Dr. Boghitschewitsch, in der „Evolution" vom Juli 1926 veröffentlicht hat. Auch diese ist äußerst wichtig. Zum erstenmal werden hier die Statuten der Geheimorganisation „Die schwarze Hand" veröffentlicht, in denen ihr Charakter als Verschwörung gegen die österreich-ungarische Monarchie zweifelsfrei hervortritt.

Ganz besonders bedeutsam scheint uns eine Denkschrift zu sein, die der ehemalige serbische Ministerpräsident Pasić über die Lage am 31. Juli 1914 niedergeschrieben hat, denn diese Denkschrift beurteilt das Verhalten der verschiedenen Mächte ungefähr so, wie es der historischen Tatsache entspricht. So sagt Pasić zunächst von Deutschland, es versuche einen friedlichen Ausweg vielleicht nur zu dem Zwecke, um seinem Volk den Beweis zu liefern, wie sehr es sich um die Erhaltung des Friedens bemüht habe. Aber er kommt dann doch zu dem Endergebnis, Deutschland scheine mit Österreich unzufrieden zu sein, müsse es jedoch unterstützen, weil nach einer Niederlage Österreichs auch seine Position wesentlich geschwächt sein würde. Über Rußlands Haltung sagt der Verfasser: „Die Berichte unseres Petersburger Gesandten besagen, daß Rußland jetzt zu dem Zwecke unterhandelt und die Verhandlungen in die Länge zieht, um für die Mobilmachung und Konzentrierung seines Heeres Zeit zu gewinnen. Wenn es damit fertig ist, wird es Österreich den Krieg erklären." Über Frankreich und England: „Frankreich steht fest zu Rußland und bereitet Maßnahmen zur Mobilmachung vor. Es wartet auf Deutschland. Sobald dieses die Mobilmachung ankündigt, wird auch Frankreich mobil machen."

Tagebuch

Das Ausland ist mit dem „Simplicissimus" wieder zufrieden

„The comic paper Simplicissimus, which after years of the dreariest insipidity, has become as good as it used to be before the war." (Manchester Guardian Weekly, Nr. 24, S. 470, Spalte 1.) D. h.: „Das Witzblatt Simplicissimus ist nach Jahren der traurigsten Geschmacklosigkeit wieder so gut geworden wie es vor dem Kriege zu sein pflegte."

Die „Jahre der traurigsten Geschmacklosigkeit" waren die von 1914 bis zum Tode Ludwig Thomas, während deren der Simplicissimus jene deutsche Gesinnung zeigte, die auch Hermann Hesse (in Nr. 494 der „Neuen Züricher Zeitung" 28. März) „von Anfang an tief bedauert" hat als „verhängnisvolle Anpassung an den Krieg zugunsten eines erfolgreichen Hetzefeldzuges gegen die äußeren Feinde". Nachdem der Manchester Guardian mit Genugtuung feststellt, daß gegen die Haltung des Simplicissimus vom englischen Standpunkt aus nichts mehr einzuwenden ist, besteht die Hoffnung, daß auch der deutsche Schriftsteller Hermann Hesse sein strenges Urteil in der „Neuen Züricher Zeitung" gelegentlich revidiert.

Wieder eine Würdelosigkeit

In der „Zeitschrift für angewandte Chemie" Nr. 41 lese ich, daß bei einem Empfang, den die „Association des ingénieurs" den Teilnehmern der in Lüttich tagenden „Herbstversammlung des Institute of Metals" gab, „sich der im Namen der belgischen Ingenieure die Teilnehmer begrüßende Herr A. Stowles nicht enthalten konnte, von den „barbares allemands" zu sprechen. Diese Entgleisung wurde nicht nur von den anwesenden, eingeladenen, deutschen Teilnehmern sehr peinlich empfunden, sondern berührte offenbar auch den Vorstand des Institute of Metals sehr unangenehm". Da die „Zeitschrift für angewandte Chemie" nicht meldet, daß die deutschen Gäste angesichts dieser unerhörten Beleidigung durch den Gastgeber unverzüglich den Empfang verlassen haben, so scheint es, daß sie in unbegreiflicher Würdelosigkeit trotzdem dageblieben sind. Aber, trösten wir uns: sie haben diese Beschimpfung wenigstens „sehr peinlich empfunden". A. G.

Zwei englische Thesen

These 1: Der „Gentleman" erscheint zum „dinner" in „dress". Wer nicht in dieser vorschriftsmäßigen Uniform kommt, ist kein „Gentleman" und wird folgerichtig in einem feinen Gasthof, wo nur Gentlemen zugelassen sind, nicht bedient. These 2: Der Prinz von Wales bestimmt, was „dress" ist. Seine Souveränität auf dem Gebiet der Kleiderordnung ist in England unbestritten. Den zwingenden logischen Schluß dieser Prämissen bildet die Wette mit einem witzigen Franzosen, der erklärte, er werde im Tennisanzug in einem erstklassigen Hotel Londons speisen. Zunächst wird er natürlich höflich darauf aufmerksam gemacht, daß ihm in dieser Kleidung nichts verabreicht werden könne. Als er aber vorwurfsvoll erwidert: „Ja, wissen Sie denn noch nicht, daß dies die neueste Bestimmung des Prinzen von Wales ist", entschuldigt sich der Kellner, und der Franzose wird, während die übrigen Kellner eifrig die verblüfften Gäste über die prinzliche Verordnung aufklären, mit besonderer Aufmerksamkeit bedient. Ich schlage vor, diese verbürgt wahre Geschichte als Gegensatz echt englischer Freiheit zu deutschem Byzantinismus unseren Schulbüchern einzuverleiben. A. G.

Aus dem spanischen Geistesleben

Die „kritische Geschichte des Modernismus in der kastilischen Literatur" behandelt der venezolanische Schriftsteller R. D. Silva Uzcátegui in einem umfangreichen Bande[1]). Auch die kastilische Literatur, d. h. die in der Sprache der Gebildeten, der offiziellen Sprache Spaniens und der spanisch-amerikanischen Länder geschriebene, unterlag im Laufe der Zeiten mehrmals dem Einfluß der französischen Literatur. Die jüngste dieser aus Frankreich übernommenen Strömungen ist der Modernismus, d. h. die Ablehnung des geordneten Aufbaus der Worte und des logischen Aufbaus der Gedanken, an deren Stelle Verknüpfungen wohlklingender Worte treten sollten. Schon die Einleitung des Buches läßt den Standpunkt und die Folgerungen des

[1]) Historica critica del modernismo en la literatura castellana, von R. D. Silva Uzcátegui. Barcelona 1925, Viuda de Luis Tasso.

Autors erkennen: er lehnt den Modernismus als literarische Erscheinung ab. Nur die Poesie und das Schrifttum, die in dem Boden wurzeln, auf welchem sie entstanden sind, können als gesund bezeichnet werden. Um das zu beweisen, wendet der Verfasser zum ersten Male in der spanischen Literatur das Verfahren an, auf Grund der Schriften der Modernisten selbst und unter Anwendung wissenschaftlicher Methoden, sie als krankhaft veranlagt zu betrachten und zu beurteilen. Er schildert den Ursprung des Modernismus, als dessen Väter er Paul Verlaine und Stefan Mallarmé, neben Baudelaire, bezeichnet. Ein ausführliches Kapitel widmet er Rubén Darío, dem hauptsächlichsten Vertreter der kastilischen modernistischen Dichtung; ein hochinteressantes Kapitel, in welchem er Rubén Darío als Opfer seiner Bewunderer und Verleger schildert, die den Ruhm des jungen Dichters zu ihren geschäftlichen Zwecken ausbeuteten. In einem anderen befaßt er sich besonders mit der spanisch-amerikanischen Literatur, die besonders viele Anhänger der modernistischen Richtung aufweist. Den Neuerungen, welche die Modernisten in die kastilische Metrik, Rhetorik und Grammatik einführten, sind ebenfalls besondere Kapitel gewidmet; das letzte schildert den Niedergang dieser „literarischen Schule".

Die Universitäten mit mehr als 4000 Studenten"[1]), ein „Beitrag zur Geschichte der Geisteskultur des XX. Jahrhunderts", ist eine kleine statistisch-geographische Studie, welche die „großen", d. h. am zahlreichsten besuchten Universitäten der Welt als Brennpunkte der Geisteskultur auffaßt und die geographische Lage dieser Brennpunkte vor und nach dem Kriege betrachtet. Eine solche Gegenüberstellung ist sehr lehrreich; sie zeigt, wie in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika sich diese starkbesuchten Lehrstätten nahezu verdreifacht haben (von 12 auf 34), während alle anderen Länder nur eine ganz geringe Vermehrung aufzuweisen haben (Deutschland von 4 auf 5). Vor dem Kriege war die Berliner Universität in bezug auf Gesamtzahl ihrer Studenten an zweiter Stelle, jetzt steht sie an vierzehnter Stelle. Der Verfasser erklärt ausdrücklich, daß die Verminderung der Zahl der Hörer nicht etwa ein Herabsinken der wissenschaftlichen Bedeutung Berlins und Deutschlands bedeutet. Sie erklärt sich durch die Verarmung des Mittelstandes nach dem Kriege.

[1]) Las Universidades con más de 4000 estudiantes. Von Enrique Sparn. Nr. 12 der „Misceláneas", herausgegeben von der Academia Nacional de Ciencias Córdoba (Argentinien) 1925.

Der Verfasser kündigt eine ähnliche vergleichende Studie über alle Universitäten und Hochschulen der Welt, auch die wenig besuchten, an. Es wäre zu wünschen, daß er seine Untersuchungen auch auf die zahlenmäßige Verteilung der Studenten innerhalb der einzelnen Fakultäten ausdehnte, um festzustellen, ob und wie eine Verschiebung zugunsten der naturwissenschaftlichen und technischen Fächer stattgefunden habe.

München. Dr. Otto Pflaum.

Aphorismen

Von Gerhard Ouckama Knoop†

(Aus dem Nachlaß)

Oh, diese Leute, die immer bei einem Kunstwerk fragen, was es bedeuten will, weil sie nicht empfinden können, was es ist!

*

Unsere Literarhistoriker sehen die Bäume vor lauter Wald nicht. Sie wissen so viel zu reden von Gruppen, Stämmen, Generationen, von Richtung und „Entwicklung", daß das Individuum, das schließlich in der Kunst doch allein Bedeutung hat, ihnen darüber verlorengeht.

*

Es ist eine kindische Torheit, in menschlichen Dingen das Ewige und Absolute durchführen zu wollen.

*

Es gibt Leute, welche man Schmarotzer des lieben Gottes nennen könnte.

*

Ein Mann von Wert ist zu stolz, um unbescheiden zu sein.

*

Die rechte Kunst des Gespräches besteht weniger darin, gute Gedanken zu äußern, als gute Gedanken hervorzurufen.

*

Wir haben kein Recht, auf das Mittelalter geringschätzig herabzusehen; verdanken wir ihm doch das Beste unserer Kultur: den Begriff der Ritterlichkeit.

*

Der Präsident der Buren sagt Es ist besser, nicht zu leben, als kein Land zu haben.

*

Wenn man sich an Goethes leidenschaftliche Abneigung gegen den Tabak erinnert, sollte man bedenken, was für ein elendes Kraut zu Goethes Zeiten in Mitteldeutschland geraucht worden sein mag.

*

In den Augen eines rechten Krämers ist es noch moralischer, falsch zu spielen, als unglücklich zu spielen.

*

Redaktionell abgeschlossen am 15. Januar 1927
Herausgeber: Paul Nikolaus Cossmann in München. Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Arthur Hübscher in München. — Druck- und Buchbinderarbeiten: R. Oldenbourg, München. — Papier: Bohnenberger & Cie., Niefern bei Pforzheim.

Heimlos

Von Pfarrer Joachim Ungnad in Berlin

m alten deutschen Volksliede „Wenn ich den Wanderer frage . . .“ klingt so unsagbar traurig des Wanderers Klage „Ich kann nicht nach Hause, hab' keine leimat mehr!“ Für den gemütstiefen Deutschen wohl das traurigste Los: ohne leimat, ohne ein Daheim sein zu müssen! Das deutsche Haus, eine Stätte des riedens, der Gemeinschaft im gegenseitigen Verstehen, eine Schutzburg deutscher rt, deutscher Sitte, Reinheit, Frömmigkeit, eine Quellstube der Gesundheit und raft, ist für Millionen Menschen von heute verloren; sicher für Generationen, ielleicht für immer. Der Fluch der Großstadt, vielfach auch schon der größeren tadt ist's: daß sie einen Teil derer, die in ihr wohnen, heimlos und damit auch eimatlos werden läßt. Gewiß sind mit Ausnahme der Asylisten, der Asozialen, auch der Weltstadt alle auf den Wohnungsämtern eingetragen mit einer bestimmten ohnung, und doch ist ein großer Teil von ihnen heimlos. Der Raum, in dem sie der arbeitsfreien Zeit sich aufhalten, in dem sie schlafen, ist kein Heim, in dem e sich heimisch fühlen können, kein Ort, an dem Familienleben sich entfalten kann. Großstadt, Mietskasernen, dunkle, dumpfe Höfe, enge Wohnungen, Wohnüchen, Wohnlöcher — das sind für Ungezählte in der Großstadt Begriffe, die sie sammen denken müssen, weil mit ihnen ihr Schicksal, ihr Lebenselend aufs engste erknüpft ist. Seit mehr als 25 Jahren arbeite ich als Pastor unter Arbeitern, jetzt ald 12 Jahre in einer Arbeitergemeinde im Norden Berlins; da habe ich gelernt, en Arbeiter, den kleinen Beamten zu verstehen im ganzen Jammer seiner Heimsigkeit. Einige Schlaglichter aus den Erfahrungen in Berlin N: „Herr Pastor, itte kommen Sie zur Nottaufe zu N. N. Wohnung: H.-Straße Nr. . ., 4. Hof, . Portal, 5 Treppen.“ Man stelle sich das vor: der Fabrik gegenüber die Mietsaserne, in der Gründerzeit gebaut, grau, schmucklos; ein Arbeiterhaus, also ohne alkons; ein Torweg führt durch das Haus auf den ersten Hof, wieder eine Durchhrt durch das erste Quergebäude auf den zweiten Hof usf. (Den Rekord hat ein nternehmungstüchtiger Terrainspekulant in der Ackerstraße mit sechs Höfen hintereinander erreicht; er beherbergte vor dem Krieg darin bis 3000 Menschen; jetzt nd es weniger, da einige Stockwerke der Quergebäude Fabrikräume geworden nd). Wir stehen vor Portal 10, auf engen Treppen geht es hinauf zur Wohnung: ammer und Küche! Eltern und 4 Kinder, das jüngste zur Nottaufe gemeldet. In er Küche noch ein Schlafbursche. Oder: ich werde gebeten, ein elendes Kind unterzuringen, „da es in Gefahr stehe, an Leib und Seele zugrunde zu gehen“. Das ist verstehen: in Kammer und Küche wohnen zwei Familien zusammen, elf Köpfe. abei erfahre ich, daß in einer ebensolchen Wohnung meiner Gemeinde (Kammer nd Küche) zusammen hausen eine Mutter mit ihren zwei jungverheirateten öchtern, deren Männern und Kindern und mit noch anderen heranwachsenden indern: 10 Personen. Nichts ist schöner, als in reine klare Kinderaugen sehen zu nnen; wir können es in unsern Gemeinden so selten; wir haben immer wieder i unsern Konfirmanden und Sonntagsschulkindern das bedrückende Gefühl, aß sie schon vor den Pubertätsjahren zu den Wissenden gehören, ja oft nicht ur zu den Wissenden, auch schon zu denen, die vom Laster gezeichnet sind. Von ner Verwaltungsstelle, die eine Statistik bearbeitete, wurde einmal bei mir ange-

fragt, wieviel Konfirmandinnen von mir wegen vorgeschrittener Schwangerschaft von der Konfirmation zurückgewiesen wären. Erfreulicherweise konnte ich die Frage verneinen, aber daß sie gestellt werden konnte, ist bezeichnend für die furchtbaren Gefahren, denen ungezählte Kinder erliegen.

Im Deutschen Verein zur Fürsorge für jugendliche Psychopathen berichtete im November 1924 ein Arzt eine Anzahl von den in der Dermatologischen Abteilung des Virchow-Krankenhauses (in Berlin N) im Jahr 1924 beobachteten Fällen. Davon nur einige: L. L. 7jährig, Vater tot, 2 Brüder, eine 13jährige Schwester, mit der sie zusammenschläft. Familie bewohnt Stube und Küche. Die Stube ist vermietet, der Untermieter hat das Kind mißbraucht und angesteckt. — Hilde G. 11 Jahre. Vater arbeitslos. 4 Geschwister. Familie bewohnt eine Stube; Mutter hat sich vor 2 Jahren vom Manne angesteckt. Ihre 4 Kinder, die in einem Bett, zwei am Kopf, zwei am Fußende schlafen, sind infiziert. — Hans S. 10 Jahre. Gonorrhöe. Vater Rohrleger, gibt zu Haus wenig Geld ab. Mutter vor 14 Tagen an Tuberkulose gestorben. 8 Kinder, von denen mehrere arbeiten, zum Teil erschreckend elend. Bei 2 Mädchen von 14 und 8 Jahren ebenfalls Gonokokkenbefund. Die Familie wohnt in einer Laube, die aus Schlafraum und Küche besteht. 2 Betten, 1 Kinderdrahtbett ohne jede Bezüge. In diesen 3 Betten 9 bis 10 Personen, darunter bisher die tuberkulosekranke Mutter und die drei geschlechtskranken Kinder.

Seit Jahren verwalte ich das Ev. Wohlfahrtsamt im Bezirk Wedding, dem Arbeiterviertel im Norden Berlins. Die Fülle des Elends, die ich hier zu schauen bekomme, ist so groß, daß ich mich oft wundere, daß ich noch fröhlich sein kann. Einer der Ärzte einer städt. Rettungsstelle meldet mir besonders schwere Fälle, die vor allem auch seelsorgerische Nachbehandlung erfordern. Da wird der Arzt zu einem 19jährigen Kranken gerufen, der in einer Kellerwohnung liegt. 2 Betten sind vorhanden, 3 Kinder und 3 Erwachsene, verheiratet und unverheiratet, teilen sich darin. In einer Wohnung von Stube und Küche bewohnen die Stube 2 Dirnen, die kleine Küche, in der ein Bett steht, Vater, Mutter und Kind, ein zweites Kind wird erwartet.

Man versuche nur einmal, sich alle hygienischen, sittlichen Folgen dieser entsetzlichen Wohnungsnot vorzustellen — man lernt verstehen. Erhalte ich Besuch aus dem Inland oder Ausland, dann zeige ich ihm Berlin, aber nicht die Pracht der City, ich führe ihn hindurch durch die Mietskasernen des Nordens. Die Höfe eng, dunkel, dumpf, asphaltiert. Der Spielplatz der Kinder! An der Wand die Aschkästen. Käthe Kollwitz-, Zille-Motive, so echt, so naturgetreu!

Hier verleben Zehntausende ihre Kindheit, von hier aus wandern sie in die Fabrik, hierher kehren sie abends mürbe und müde zurück. Hier finden sich die jungen Herzen in Liebe; hier wird eine neue Generation geboren — hinein in neues graues Elend; von hier holen Leichenwagen die schlichten Särge fort, und die andern, die zurückbleiben, sammeln unter sich zu einem Kranz blühender Blumen zum letzten Gruß für den, der in seinem Leben so wenig Blumen geschaut.

Heimlos! Wer mag den Jammer fassen, den dieses eine Wort in sich schließt! Gewiß, oft sind sie noch froh, wenn sie auch nur eine Wohnküche ihr eigen nennen — die jungen Paare, die zu vielen Hunderten nach der Hochzeit bei den Eltern „mit"wohnen müssen; die Alten, die überall „zu viel sind" in den engen Wohnungen der Kinder; und doch, das ist kein Leben, das sich in diesen „Wohnungen" der Mietskasernen abspielt — abspielt eigentlich nur in den Abendstunden und an den Sonntagen. Vater und Mutter gehen auf Arbeit, oft schon recht früh von Haus fort, da der Weg zur Arbeitsstätte weit ist; entsprechend spät kommen sie abends zurück. Sind die Kinder klein, so werden sie während der Arbeitszeit der Eltern in einer Krippe, einem Kindergarten oder Kinderhort untergebracht, oder Nachbarn nehmen sich ihrer an; später gehen sie dann zur Schule, und an den freien Nachmittagen spielen sie auf der Straße oder auf dem Hof, bis die Eltern von der Arbeit zurückkehren: abgetrieben, ermattet, nervös, unfähig, aber auch unlustig Gemeinschaft mit den Kindern zu pflegen. Sonntags wird ausgeschlafen oder ausgeflogen; zum Schlafen mag die Wohnung notgedrungen ausreichen, aber nicht dazu, traulich

Stunden im Kreis der Familie in ihr zu verleben; die Völkerwanderung der Großstädter an den Sonntagen hinaus ins Grüne ist einfach die Folge ihres heimlosen Wohnens; sie ist Sitte geworden, weil der Mietskasernenbewohner seit Generationen nichts anderes kennt als dies heimlose Vegetieren. Von hier aus ist so manches zu verstehen, was dem, der unter geordneten Verhältnissen aufgewachsen ist, unverständlich, häßlich, abstoßend erscheint. Man ist entrüstet über den Staat, den vor allem junge Arbeiter und Arbeiterinnen sehr häufig tragen, über ihre „Ausgelassenheit", man redet von ihrer „Verschwendungs- und Vergnügungssucht", von „Herumtreiben" usw. Die Hauptursache hierfür liegt aber in der Heimlosigkeit, in der Engigkeit und Armseligkeit der Wohnungen. Junge, aber auch ältere Menschenkinder, die 8 Stunden am Tage in staubigen Werkstätten und Fabriksälen arbeiten, sich in der arbeitsfreien Zeit in engen Wohnungen zusammenpferchen lassen müssen, tragen in sich, als Reaktion gegen alles Menschenunwürdige ihres Lebens, das eine Verlangen, einmal wenigstens in der äußeren Aufmachung Herr, Dame zu sein. Darum verwendet vor allem die Jugend einen oft unverhältnismäßig großen Teil des kärglichen Lohns auf die Anschaffung möglichst moderner Kleidung; da es für gute, haltbare Stoffe, echten Schmuck nicht reicht, behängt man sich mit Talmisteinen, kauft fertige Kleider, die nach etwas aussehen; mögen sie nicht lange halten, das schadet nichts; ausgebessert wird nichts, lieber reißt man ab und kauft sich dafür häufiger neue, noch modernere Kleider und Anzüge. Neue Moden finden darum im Kitsch weit größeren Absatz als in gediegenen Waren; die Sonntagsherren und -damen sind eben zahlreicher als die anderen.

Gewiß, auch in anderen Berufen leidet das Familienleben der Großstädterfamilie unter der Arbeitseinteilung, unter den weiten Entfernungen u. a. m., aber die Familie findet doch immer wieder ein Heim vor, in dem sie sich zusammenschließt, in dem sie vor allem die freien Sonntage gemeinsam, vielleicht mit lieben Freunden, verleben kann. Ein dämmeriger Nachmittag eines Adventsonntages in einem deutsch-christlichen Hause mit Adventsstern, Adventsliedern u. a. birgt in sich soviel Poesie, bietet so viel Schönes, daß wir es unendlich bedauern, wenn wir einmal gezwungen werden, aus dem Haus zu gehen; — und nun sehen wir draußen auf der Straße das Wallfahren aufgeputzter Menschen zu den Kinos, zu den Rummelplätzen und Theatern, schauen in überfüllte Kneipen und schelten auf das Volk — arme heimlose Menschen sind's größtenteils, die einmal nur heraus wollen aus dem Elend ihrer Heimlosigkeit. Wir sagen wohl: „Das alles bietet ihnen doch keinen Ersatz"; das mag nach unserer Auffassung richtig sein, doch den heimlosen Massen ist es Ersatz. Andere, und das sind die Gesünderen, suchen ihren Ersatz in der Bebauung eines kleinen Gartengrundstückes, eines Schrebergartens oder Laubengeländes. Hier bauen sie ihre Sommerwohnung, hierher übersiedelt die Familie Samstag abend, um bis Montag früh dort zu bleiben. Wer den heimlosen Großstädtern dazu verhilft, sich einen kleinen Garten anzulegen, oder noch besser, sich anzubauen, der tut ihnen und damit auch unserm Volk und Vaterland einen unschätzbar großen Dienst! Man hört so oft, das enge Zusammenwohnen verbreite am schnellsten die Ideen des Umsturzes, man tut die dort wohnen wohl mit einer Handbewegung ab als „vaterlandslose Gesellen" — darin mag wohl manche Wahrheit stecken und doch, wer tiefer schaut, wird milder werden in seinem Urteil. Heimlosigkeit ist letzthin Heimatlosigkeit; der Heimatlose wird schwerlich das Land, in dem er so elend lebt, als sein Vaterland lieben können; Heimlosigkeit, Weltbürgertum, internationale Gesinnung hängen auf das engste zusammen.

Wieviel schöne Worte werden über Volksgemeinschaft gesprochen; wieviel wohlgemeinte Ratschläge gegeben, diese heißersehnte Volksgemeinschaft herzustellen, in der Heimlosigkeit „der unteren 100000" werden alle diese Versuche scheitern; hier sie gibt es nur die internationale Gemeinschaft „der vom Glücke Enterbten", der heimlosen Menschen.

Heimlos! Das bedeutet: nie allein sein können, allein mit sich, allein mit seinem Gott. Können wir uns da wundern, daß die Kirchenaustrittsbewegung in den

Mietskasernenvierteln am meisten Boden findet? Will ich Radio hören, dann muß es um mich still sein; will ich verstehen, was Gott mir sagt in der Zwiesprache mit meiner Seele, dann muß es auch still sein um mich, in mir. Tiefe Frömmigkeit entfaltet sich am stärksten dort, wo Menschen die Möglichkeit haben, auch einmal mit Gott unter vier Augen zu reden, sich in der Stille und Einsamkeit in Gott zu versenken. Das Offenhalten der Kirchen zu stiller Andacht, wie wir es in katholischen Gegenden überall finden, wie es in Berlin auch in einigen evangelischen Kirchen wenigstens für Stunden eingeführt worden ist, dient zur Pflege religiösen Lebens vielleicht mehr als manche Predigt.

Auf unfruchtbarem Boden kann nichts wachsen. Der Boden, auf dem Millionen Deutscher aufwachsen, vor allem in den Großstadtwohnungen, ist unfruchtbar. Daß bei dieser jammervollen Heimlosigkeit die Zahl der Geburten immer mehr zurückgeht, möchten wir als selbstverständlich bezeichnen, ebenso selbstverständlich ists aber auch, daß hier nur ein schwaches, verkümmertes Geschlecht aufwachsen kann. Die Heimlosigkeit zehrt am Lebensmark unseres Volkes.

Das Wiener Beispiel

Von Paul Busching in München

Soviel Probleme die Wohnungsfürsorge in Deutschland neuerdings aufgezeigt hat und soviel darüber geschrieben und debattiert worden ist, die Wiener Wohnungspolitik wird mit einer Leidenschaft besprochen, als wäre sie Vorbotin irgendeiner Revolution auf unserem so friedlichen Gebiet. Was in Wien geschaffen wurde von einer Gemeinde, die sich zurzeit auf eine sozialdemokratische Mehrheit stützt, gilt den einen als der „Tod von Wien" (wobei man fast wünschen möchte, daß Venedig einen ähnlich schönen Tod erlebe), den anderen als Rettung aus höchster sozialer und sittlicher Not. Besonders in Deutschland streitet man sich hitzig um den Wiener Wohnungsbau, und man gilt in den Kreisen der zarten Herren, die auf allen Gebieten mitreden, als ausgemachter Bolschewist, wenn man das in Wien Geleistete nicht in Grund und Boden verwirft. Eine Stufe höher, wo jene Städtebaufanatiker sitzen, für welche die Stadt da anfängt, wo sie für den normalen Menschen aufhört, verurteilt man die Wiener, weil sie fast nur Wolkenkratzer gebaut hätten und nicht nur Einfamilienhäuser.

Ich kann für mich anführen, daß mich die Parteipolitik nichts angeht, daß ich seit 1919 dem Wandel der politischen Überzeugung der einzelnen Zeitgenossen wegen sonstiger Inanspruchnahme nicht recht folgen kann, daß ich einem Architekten, der gutes Neues schafft, nicht auf seinen roten oder schwarzen Nabel schaue, sondern auf seinen klugen und menschenfreundlichen Kopf. Und schließlich daß ich mich länger mit der Materie praktisch quäle als die Zweifler und Leugner auch noch, daß ich die Wiener Bauten gesehen habe; dieser Umstand allerdings pflegt dem Urteil das Genialische zu nehmen.

Ich habe die Absicht, in einer mir aufgedrungenen Kürze über die Wiener Wohnungsbauten im Zusammenhang mit der Wohnungsnot in Wien zu sprechen[1]). Ich habe aber nicht die Absicht, mich hier zu entschuldigen wegen einer kurzen

[1]) Literatur: Die Wohnungspolitik der Gemeinde Wien. Ein Überblick über die Tätigkeit der Stadt Wien seit dem Kriegsende zur Bekämpfung der Wohnungsnot und zur Hebung der Wohnungskultur (Wien 1926, Deutsch-österreichischer Städtebund); Robert Danneberg, Die sozialdemokratische Gemeindeverwaltung in Wien. Zweite umgearbeitete Auflage. Berlin, J. H. Dietz Nachf.; Joseph Schneider, Der Tod von Wien. Wiener Wohnungspolitik 1918—1926. Eine nichtamtliche Darstellung. Zürich, Leipzig, Wien, Amalthea-Verla

Rede im Wiener Rathaus, in der ich die bedeutenden Leistungen der Gemeinde bescheiden gewürdigt habe, und ich habe vor allem nicht die Absicht, Wien zu vergleichen mit München, Frankfurt, Köln oder Berlin, wissend, daß in Berlin neuerdings von einigen Architekten etwas dem Zeitgeist, der nämlich vorhanden ist, Entsprechenderes geschaffen wurde als in Wien. Es ist merkwürdig, wie es dem Zeitgeist heutzutage pressiert.

Was ich zu sagen habe, berührt ein Thema nicht: das parteipolitische. Es heißt, daß die Stadtgemeinde Wien 30000 Wohnungen in drei Jahren nur gebaut habe, um achtstöckige Wählerkasernen zu schaffen: Zentralen der Revolutionäre, die man im Bedarfsfall durch Einschlagen einer Fensterscheibe alarmieren kann, wenn man den großen Brand entfachen will. Ich weiß aber, daß gute Kleinwohnungen kein Herd des Bolschewismus sind, daß eine Labour party nur in einem Lande mit ordentlichen Wohnungen möglich ist, und im übrigen bleibe ich als unbeirrbarer Anhänger einer Staatslehre, die F. J. Stahl näher steht als Lenin, bei dem Lutherwort: „Ist die Obrigkeit weise, wohlan, so ist Gott da, der hat Feuer, Wasser, Eisen, Stein und unzählige Weise zu töten. Wie bald hat er einen Tyrannen erwürgt, und er tät's auch wohl, aber unsere Sünden leiden's nicht, denn er spricht im Hiob also: ‚Er läßt den Buben regieren um der Sünde willen.' Gar fein können wir sehen, daß ein Bube regiert, aber es will niemand sehen, daß er nicht um seiner Büberei willen, sondern um des Volkes Sünde willen regiert."

In der alten, schönen, meinetwegen auch lieben Kaiserstadt Wien herrschte bis in die letzten Jahre grauenhaftes Wohnungselend. Die Wohnungsverhältnisse der Minderbemittelten waren viel schlechter als in reichsdeutschen Großstädten: Überwiegen der kleinsten Wohnungsgrößenklassen, fast absolute Vorherrschaft der öden Mietskaserne mit scheußlichen Teilwohnungen, Fehlen jeder Wohnungskultur, Überfüllung, Tuberkulose, das waren die Kennzeichen des Wiener Kleinwohnungswesens. Gut waren die Männerheime als Hilfsmittel gegen das Schlafstellenwesen, sowie die rechtlichen Grundlagen eines modernen Bodenrechts und öffentlicher Kreditaktionen. Aber der Vollzug war mangelhaft, und es sah bedenklich aus, als nach dem Krieg die Menschen in die wirtschaftlich unmöglich gewordene Millionenstadt zurückfluteten. Zunächst gab es Abnahme der Bevölkerung, dann aber kam durch das Übermaß von Eheschließungen die Wohnungsnot wie bei uns. Einige Jahre geschah so gut wie nichts dagegen, vielleicht deshalb, weil im Rathaus niemand wußte, wie lange sich Wien als Millionenstadt noch halten würde. Auf die Dauer ging das nicht. Im Jahr 1923 mußte sich der Magistrat zu aktiver Wohnungsfürsorge entschließen. Er hat von 1924 bis Ende 1926 nicht weniger als 25000 Wohnungen geschaffen, davon 23500 Mietwohnungen in hohen Häusern, und 1500 in Einfamilienhäusern, sogenannte Siedlungen. 1927 werden weitere 5000 Wohnungen gebaut. In München sind 1923—1926 insgesamt 5780 Wohnungen neu erstanden; Wien ist etwas weniger als dreimal so volkreich wie München.

Die sämtlichen Wohnungen werden neuerdings von der Stadtgemeinde Wien in eigener Regie erbaut, d. h. die Stadt zieht tüchtige Privatarchitekten zu, die das Projekt ausarbeiten, und dann wird unter Ausschaltung der privaten Bauunternehmungen von der Gemeinde alles im Großen ausgeführt, also ungefähr das Gegenteil von dem, was bei uns geschieht. Nur in den Siedlungen wird die Mitwirkung von Baugenossenschaften zugelassen, obwohl sie gerade da wenig Sinn hat, und in den Siedlungen arbeiten auch die künftigen Siedler mit. Ich will hier aber nur von den großen Wohngebäuden sprechen, denn diese haben ja das große Aufsehen erregt. Zwar, wenn man die neuesten Bauten in Berlin, Köln, Frankfurt usw. kennt, kommen einem die Wiener Lösungen von 1925 schon beinahe wieder veraltet vor. Aber vor einem Jahr galten sie noch als revolutionär in allem: Architektur, Grundrißgestaltung, Massenbetrieb, Finanzierung, Einrichtungen der Wohnungsergänzung. Über die Architektur spreche ich nicht, weil ich nichts davon versfehe und weil Männer, die noch weniger davon verstehen, schon zu viel darüber geredet haben. Mir haben viele von den Wiener Wohnungsbauten gut gefallen, und wenn nicht

manchmal zu viel dekoratives Gschnas in Höfen und Gärten zu sehen wäre, könnte ich nicht klagen; jedenfalls haben wir in München in Hochhäusern für Kleinwohnungen nichts Besseres und ähnlich Gutes höchstens in Nürnberg und Kaiserslautern, wenn nur Bayern genommen wird.

Gegen die Grundrisse wird eingewendet: sie bevorzugten die Kleinstwohnungen und führten deshalb zu greulicher Anhäufung von Wohnungen in einem Stiegenhaus. Das mag sein, aber die Kritiker sollten bedenken, daß es vor allem galt, das Wohnungselend derjenigen zu bekämpfen, welche am wenigsten verdienen und dabei doch noch Kinder haben. Gewiß ist eine abgeschlossene zweiräumige Wohnung eigentlich keine menschenwürdige Behausung, aber sie ist besser als eine Teilwohnung an der Bazeillesstraße in München-O., die zwar gegen den dreckigen Hof zu gelegen, dafür aber ohne Abort, ohne Vorplatz und ohne eigene Küche ist. Die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse in Wien gebieten eben die Bevorzugung der Mieter mit den niedrigsten Einkommen.

Keine Frage, daß die Menschen in diesen 23500 Wohnungen in vielgeschossigen Häusern untergebracht sind, also in Mietskasernen mit durchschnittlich vier Stockwerken über dem Erdgeschoß, und daß es zahlreiche Wohnungen im fünften, auch im siebten Stockwerk gibt. Das ist gewiß eine Schwäche der Wiener Wohnungsbauten. Es wäre besser, die Architekten hätten auf das Reizmittel hoher Aufbauten verzichtet; wo es aber nicht anders mehr geht, sollten wenigstens nicht alte und kinderreiche Familien dem Himmel zunächst untergebracht werden. Erwähnenswert ist, daß sich keine gemeindliche Wohnungsanlage außerhalb des durch die alten Mietskasernen schon festgelegten Hochbaugürtels befindet; die Stadt Wien baut ihre Mietskasernen nur innerhalb der Zone, welche die private Bauspekulation für ihre Bauten gebildet hat. Das ist städtebaulich wichtig.

Die Ausstattung und Einrichtung der Wohnungen ist modern, gut, solide und freundlich; durchaus friedensmäßig, aber einfach. Die Böden sind tadellos, Öfen und Herde gut; allerdings fehlt merkwürdigerweise Zentralheizung. Die Wohn- und Schlafräume sind gut belichtet und hoch genug. Was auf einem Mindestmaß von Wohnfläche untergebracht werden kann, ist in kluger Anordnung untergebracht und ich hatte bei dem Besuch vieler Wohnungen den Eindruck, daß die Insassen sich wohl fühlen.

Dazu tragen vielleicht auch die mustergültigen Einrichtungen der Wohnungsergänzung bei: Bäder, Kinderhorte, Beratungsstellen aller Art, Zentral-Waschanstalten in großartigster Aufmachung, Turnsäle, Versammlungssäle mit Projektionsapparaten und Radio u. dgl. Diese Einrichtungen sind offenbar mit besonderer Liebe geschaffen worden. Es wird vielfach behauptet, die sozialdemokratische Mehrheit im Wiener Rathaus habe die herrlichen Kinderhorte nur geschaffen, um den letzten Zusammenhang zwischen Mutter und Kind und damit die Familie überhaupt aufzulösen, und somit sei alles nur ein teuflischer bolschewistischer Trick. Wer nicht weiß, wie die Politik gemacht wird, kennt sich da natürlich nicht aus. Aber ich fürchte nun, daß Dr. Karl Singer, Lujo Brentano, Max von Gruber, die z. B. im Münchener Wohnungsverein stets auf die Einrichtung von Kindergärten, Bädern, Wohnungspflegerinnen gesehen haben, doch irgendwie, wenn auch unbewußt, Bolschewisten sind. Ich persönlich habe das nur nicht gemerkt und immer gemeint, es müsse für die Arbeiterkinder, deren Mutter nun einmal auswärts zu arbeiten verurteilt ist, besser sein, in einem schönen Kinderhort am leichten Spiel das schwere Leben zu erlernen, als den ganzen Tag über mit den Geschwistern in einer feuchten oder kalten, immer aber tristen Wohnküche eingesperrt zu hocken. Ich meine halt, daß viele, die von der Wiener Ermordung des Familiengefühls reden, es gar nicht merken würden, wenn infolge der unsäglich traurigen Wohnungsverhältnisse bei uns zwar das Familiengefühl übrigbliebe, aber die Familie selbst im wahrsten Sinne des Worts im Keim getötet würde. Noch deutlicher zu werden, verbietet mir der Mangel an Raum. Im übrigen ist es sehr wahrscheinlich, daß die Machthaber im Wiener Rathaus parteipolitische Propaganda in Turn- und Versammlungssälen

rn sehen, aber da liegen Gefahren, denen nur durch Aktionen auf dem gleichen ebiete begegnet werden kann.

An den großen Wohnungsanlagen der Stadtgemeinde Wien, die vielfach die Namen sozialistischer Vorkämpfer aus allen Ländern tragen, ist regelmäßig mit riesigen ettern die Inschrift angebracht: „Von der Stadtgemeinde Wien aus Mitteln der ohnbausteuer errichtet." Das soll sagen, daß die Finanzierung dieser riesigen aublöcke, von denen einzelne mehr als tausend Wohnungen umfassen, in erster nie durch eine örtliche Zwecksteuer erfolgt, die im Gegensatz zur reichsdeutschen auszinssteuer ausschließlich zur Förderung des Wohnungsbaus verwendet wird. ie Steuer ist gestaffelt, die großen Wohnungen zahlen viel mehr als die kleinsten. ie Steuer beträgt bei der Arbeiterkleinwohnung etwa 11 Schilling = rd. 6,6 Reichsark im Jahr, bei Luxuswohnungen mit 10000 Goldkronen Friedensmiete etwa 20 Schilling = rd. 970 Reichsmark. Außerdem dienen der Finanzierung des ohnungsbaus auch Teilerträge der in Wien überaus hohen Luxussteuern, deren inführung beispielsweise in München undenkbar wäre, weil da der Fremdenverkehr chaden leiden könnte. Die Stadt Wien hat, ohne eine Anleihe aufzunehmen, den Jahren 1924—1926 rd. 280 Millionen Schilling = 170 Millionen Reichsmark r ihre Wohnungsbauten ausgegeben; amtliche Mitteilungen über den Anteil der ohnbausteuer an dieser Summe fehlen. Zum Vergleich sei angeführt, daß der ayerische Staat in den gleichen Jahren rd. 85 Millionen für staatliche Baudarlehen ir Verfügung stellen konnte. Die finanzielle Leistung der Stadt Wien ist also sehr edeutend. Es wird nun gesagt, daß diese aktive Wohnungspolitik nur möglich wesen sei auf Kosten des privaten Haus- und Grundbesitzes, nämlich durch einen dikal durchgeführten Mieterschutz. Die sozialistischen Führer der Stadt Wien gen auf die Fortführung dieses Mieterschutzes, bei dem die Mietpreise möglichst edrig sind, den größten Wert, während die Minderheit im Rathaus sich mit größter chärfe dagegen ausgesprochen hat. Die Vorwürfe gegen den Finanzminister der tadt Wien, Breitner, sind vom volkswirtschaftlichen Standpunkt aus begründet. er private Hausbesitz in Wien ist ruiniert, denn einen Ertrag aus seinem Eigentum at er nicht mehr. Der größte Teil der Miete fließt der Wohnbausteuer zu; der est reicht nicht hin für eine noch so bescheidene Verzinsung des Anlagekapitals, ir Reparaturen usw. Die Stadt Wien kauft daher massenhaft die Häuser ruinierter ausbesitzer auf gegen eine bescheidene Leibrente. Sie hat ihren Grundbesitz in en Jahren 1919—1925 um 8,6 Millionen Quadratmeter vergrößern können. Demgenüber steht der enorme privatwirtschaftliche Verlust, den der früher privilegierte ausbesitz erlitten hat und auf die Dauer erleiden muß. Es wäre ungerecht, auf ie volkswirtschaftliche Schwäche der Breitnerschen Mieterschutzpolitik nicht hinzueisen; denn eine Wohnungsfürsorge, die mit dem Untergang des privaten Hausgentums steht und fällt, ist trotz positiver Erfolge grundsätzlich verfehlt, und es t zu befürchten, daß es einen Wiener Hausbesitz nicht mehr geben wird, wenn es i Wien, infolge der energischen gemeindlichen Wohnungspolitik, keine Wohnungsot mehr gibt. Ob es dann besser sein wird, daß die Gemeinde die Geschäfte der ausbesitzer besorgt, ist fraglich. Die Erfahrungen, die wir in Deutschland in dieser eziehung gemacht haben, sprechen dagegen. Die Gemeinde mag in Einzelfällen n guter Organisator sein, ein billiger, praktischer und gerechter Hausmeister ist e nie, zumal wenn sie ein Interesse daran hat, Wähler zu erhalten, zu sichern und eu zu gewinnen. Ich will darüber weiter nichts sagen, denn die Parteipolitik ist us den Rathäusern ebensowenig mehr zu vertreiben wie die Ratten aus einem chiff, das bekanntlich nur in einem ganz bestimmten Falle von ihnen verlassen wird.

Die Schattenseiten des Wiener Systems liegen nun nicht allein in der Methode des finanziellen Mieterschutzes, sondern auch in Schwierigkeiten der Häuserverwaltung durch die gemeindlichen Organe und in der politischen Beunruhigung, ie in den Wiener Massenquartieren ewig herrschen muß, in der nicht sehr eitsichtigen Ausschaltung jedes privaten Häuserbaus, auch des Häuserbaus für

Mittelwohnungen, dann ferner in der bewußten Ausschaltung der gemeinnützigen, vor allem der genossenschaftlichen Bautätigkeit, die sich in Deutschland gut bewährt hat, dann in der Ablehnung jeder Individualisierung bei Wohnungstypen und -größen und in der Einschränkung des Einfamilienhausbaus und der Siedlung, eine Einschränkung, die gerade vom Standpunkt der Bevölkerungspolitik und des Heimstättenwesens, aber auch der Ernährungspolitik verhängnisvoll werden kann.

Man muß von diesen Schattenseiten sprechen, denn sonst würde man wohl dazu kommen, das Wiener System allgemein für Deutschland zu empfehlen. In Deutschland gehen wir andere Wege und, wie wohl ohne Übertreibung und ohne Verkennung bestehender Mängel gesagt werden darf, die richtigeren Wege. Gleichmacherei wäre überdies schon deshalb verfehlt, weil der deutsche Arbeiter intellektuell und sozial höher steht als der Durchschnitt der österreichischen Arbeiter und sich in seinen Wohnungsansprüchen schon mehr den gesünderen Anschauungen des belgischen und englischen Arbeiters nähert, oder aber sich auf das gute System des rheinisch-nordwestdeutschen Eigenheims wieder besinnt. Aber auch aus einem weiteren Grunde wäre es nicht rätlich, das Wiener Beispiel in anderem Sinne nachzuahmen als etwa durch die Entfaltung einer ähnlich großartigen Initiative. Gewiß ist es schön, daß die Wohnbausteuer in Wien dem Wohnungsbau ganz zufließt, und es ist nicht schön, daß das bei der Hauszinssteuer in Deutschland so gar nicht der Fall ist; aber diesem Mangel könnte abgeholfen werden, wenn nur die Reichs- und Länderregierungen wollten. Dagegen kann Wien einem anderen großen Mangel bei aller Tatkraft nicht abhelfen: nämlich dem Mangel an geringverzinslichem Realkredit für den Wohnhausbau. Darin sind wir in Deutschland infolge der systematischen allmählichen Angleichung an die Grundsätze der Ertragswirtschaft bedeutend weiter. Es wäre daher volkswirtschaftlich ein Unsinn, wenn man bei uns das im Wiederentstehen begriffene Sparkapital von der Finanzierung des Wohnungsbaus auf privatwirtschaftlicher Grundlage abschrecken wollte. Die wirtschaftliche Gesundung hat jetzt schon bei uns zu einer lebhaften Ausdehnung des Realkredits und zu einer erheblichen Senkung der Hypothekzinsen geführt; das private Kapital macht wieder einen namhaften Teil bei der Gesamtfinanzierung des Wohnungsbaus aus, während in Wien durch den Mieterschutz die Beteiligung der Realkreditinstitute einrichtungen am Häuser- und Wohnungsbau ausgeschlossen ist. Auch besteht die Tatsache, daß in Deutschland die Beschaffung von Neuwohnungen nicht Hand in Hand geht mit der Vernichtung des privaten Hauseigentums an Altwohnungen und deshalb muß ausgesprochen werden, daß Wohnungsfürsorge mit Schaffung von neuem, sozial gebundenem Grundeigentum bei Schonung des vorhandenen Hausbesitzes besser ist als exklusiv gemeindliche Wohnungsfürsorge mit Enteignung des bestehenden Grund- und Hauseigentums.

Nein, das Wiener Beispiel paßt nicht nach Deutschland, aber deshalb ist es doch höchst wertvoll. Wer die sozialdemokratische Politik bekämpft, ohne sie zu kennen mag so tun, als ob die 30000 Wohnungen der Stadt Wien nichts seien als reine Stimmenfang. Wer aber weiß, wie die Sozialdemokratie vor zwanzig Jahren noch Wohnungsfürsorge grundsätzlich ablehnte als ein Mittel zur Bourgeoisierung der Arbeiter, der denkt anders. Unsereiner, der seit bald zehn Jahren durch ein Meer von Wohnungsnot und Wohnungselend watet, freut sich, wenn irgendwo auf einen Schlag so enorm viel ordentliche Wohnungen gebaut werden. Ich denke dabei an die Männer, die in Mietskasernen aufgewachsen waren und doch an der Front ausgehalten haben, und es könnte wohl sein, daß Kinder, die in gesunden Wohnungen aufgewachsen und gesund geblieben sind, dem neuen Vaterland einmal nützen werden dann aber auf Gebieten, wo für Parteipolitik weder Raum noch Zeit ist.

Ich kann nach reiflicher Gewissenserforschung dem Wiener Magistrat nicht grau sein. Denn er hat die Möglichkeit geschaffen, daß in dreißigtausend Wohnungen hunderttausend gesunde Menschen sich entwickeln.

Aufgaben der öffentlichen Hand

Von Ministerialrat Dr. Otto Wölz in Berlin

Vor dem Kriege konnte man von einer Wohnungspolitik des Reiches kaum reden. Auch bei den Ländern war nur in beschränktem Umfang in einzelnen neueren Bauordnungen ein bestimmter Staatswille für eine zielbewußte Regelung der Wohnungsverhältnisse in Erscheinung getreten. Einst war es anders gewesen. Im 18. Jahrhundert hatte sich der Staat, insbesondere in Preußen, aber auch seinem Beispiel folgend in anderen deutschen Landen, um die äußeren Formen der Befriedigung der wesentlichsten Bedürfnisse seiner Bürger — wirtschaftliche Betätigung, Wohnung u. dgl. — gekümmert. Man hatte sich eingehend mit der Frage der Regelung von Wohnung und Arbeitsgelegenheit, vor allem in ländlichen Bezirken mit der Frage der ländlichen Neusiedlung, ebenso wie mit der Erhaltung des bäuerlichen Besitzes befaßt. Damals hatte man erkannt, daß geordnete Wohnung und Sicherung der Arbeitsgelegenheit die Grundlage der stetigen Entwicklung der Wohlfahrt des einzelnen Staatsbürgers und seiner Familie bilden. Im 19. Jahrhundert hat man bei diesen Fragen nur noch die wirtschaftliche Seite gesehen, die dem einzelnen überlassen wurde. Mag zu Beginn des 19. Jahrhunderts diese scharfe Betonung der selbständigen Verpflichtung des einzelnen, sich selbst die Grundlagen eines Erwerbes und seiner Haushaltsführung zu schaffen, von wesentlicher Bedeutung für die Entwicklung der deutschen Wirtschaft gewesen sein, so ändert sich dies seit der Mitte des Jahrhunderts. Mit dem Anwachsen der Bevölkerungskreise, welche nur durch Arbeitsnahme in fremden Betrieben Erwerb, Haushalt und Familie sicherstellen können, mußte diese Untätigkeit zu schweren sozialen und politischen Verwicklungen führen. Es war nicht mehr tragbar, wenn sich der Staat planmäßig von solchen Fragen fernhielt. Die Entwicklung des Wohnungswesens, namentlich der breiten Massen, darüber hinaus aber auch die ganze Entwicklung der Seßhaftmachung vor allem in gewaltigen Industriezentren, die Bevölkerungsverschiebung, insbesondere im Verhältnis von Stadt und Land, ist dadurch, sozial und politisch gesehen, aufs ungünstigste beeinflußt worden.

Es ist deshalb notwendig, über das 19. Jahrhundert hinweg an bewährte Erfahrungen des 18. wieder anzuknüpfen, das nicht bloß die wirtschaftliche, sondern vor allem die wohlfahrtspolitische Seite erkannt hatte. Nur ein Staat, der durch geeignete Arbeitsbeschaffung und vor allem auf dem Gebiete der Wohnung den breiten Massen ein gewisses Mindestmaß von Wohlfahrt für den einzelnen und vor allem für seine Familienentwicklung ermöglicht, kann damit rechnen, daß sich auch der einzelne als Glied des Staates betrachtet. In der mangelhaften Regelung des Wohnungsbedürfnisses für weite Kreise hat der Staat des 19. Jahrhunderts eine der schlimmsten Ursachen der sozialen und politischen Zerrissenheit sich entwickeln lassen. Heute hat man in Ländern und im Reich die Bedeutung dieser Fragen wohl erkannt, leider fehlen aber die wirtschaftlichen Mittel zu ihrer Befriedigung in noch viel größerem Umfang als namentlich auf dem Gebiet der Kapitalbildung vor dem Kriege. Die Schwierigkeiten der Kapitalbildung hatten allerdings schon vor dem Kriege, angeregt durch den Antrag Bassermann-Hieber im Jahre 1900, zu der Einsetzung der Immobiliar-Kreditkommission (des Grundkredit-Ausschusses) und damit zu einer grundsätzlichen Erörterung wenigstens der Finanzfrage als einer reichspolitischen Aufgabe geführt. Es wäre aber eine einseitige Betrachtungsweise, wenn lediglich dieser Mangel festgestellt würde. Das 19. Jahrhundert hat auf dem ihm eigenen Weg der Selbsthilfe durch die Genossenschaften seit den sechziger Jahren versucht, an Stelle der öffentlichen Hand Abhilfe zu schaffen. Die Sozialversicherung war trotz ihres schematischen Aufbaus auf Rechtsansprüchen und Gegenseitigkeitsleistungen doch auf Grund des § 1274 RVO. gerade im Anschluß an die Genossenschaftsbewegung dazu übergegangen, wie auch auf sonstigen Gebieten, den Pionier

für allgemeine Volkswohlfahrtsaufgaben darzustellen. Die Sorgen auf dem Gebiet der Gesundheitsfürsorge führten naturgemäß auf die Quelle aller gesundheitlichen und sozialen Nöte, auf das vielfach unbeschreibliche Wohnungselend. Erhebliche Summen wurden zum Zweck der Gründung gesunder Wohnungen überhaupt und vor allem ihrer Verbilligung in Form niedrig verzinslicher Hypotheken und durch sonstige Unterstützung von Genossenschaften und Bauvereinen herausgebracht. Auf dem Boden der Genossenschaften und der Bestrebungen der Landesversicherungsanstalten erwuchs der Gedanke der Wohnungsreform, der sich mehr und mehr zur Forderung der Bodenreform ausgestaltete. Diese Bewegung wurde dann in den großen deutschen Gemeinden und industriellen Landkreisen, aber auch in mittleren Städten, aufgenommen. Gerade in diesen waren es führende Industrielle, wie z. B. im fernen Osten in Landsberg a. d. Warthe Dr. Max Bahr, welche in voller Kenntnis des Zusammenhanges zwischen gesunder Wohnung, geordnetem Familienleben und gestärkter Arbeitskraft für gesunde, gut belichtete und einigermaßen anständig gebaute Wohnungen sorgten. Schon vor dem Kriege dämmerte die Erkenntnis, daß Deutschland an dem ständigen Zug aus der östlichen Landwirtschaft nach der westlichen Großstadt allmählich erliegen muß[1]).

Diese Gedanken verdichteten sich unter dem Sturm der Kriegszeit, und mit Beendigung des Krieges war der Gedanke der Wohnungsreform in starker Verbindung mit den Wünschen nach ländlicher und halbländlicher Siedlung in der Wohnungspolitik in den Vordergrund getreten. Die Umstellung alles Augenmaßes in Kriegszeit und Revolution brachte es dazu, daß von 1919 bis Ende 1923 allerdings der gesunde Sinn dafür, daß die Befriedigung jeden Bedürfnisses auf wirtschaftlichen Möglichkeiten beruht, völlig verloren ging. War im 19. Jahrhundert die wohlfahrtspolitische Seite des Problems in den Hintergrund gedrängt worden, so glaubte man nun auf einmal diese Frage nur noch wohlfahrtspolitisch und wohnungsreformerisch betrachten zu dürfen. So zertrümmerte man schon während des Krieges und mehr noch in der beginnenden Inflationszeit durch eine nicht zu Ende gedachte Mietspolitik den Realkredit, dem man die laufenden Einnahmen zur Deckung der Verbindlichkeiten entzog. Die Inflation und vor allem ihre Beendigung brachte auf diesem Gebiet ein jähes Erwachen. Krasser denn je ergab sich die Erkenntnis, daß nur im Rahmen des wirtschaftlich Möglichen und nur mit dem in harter Mühe der notleidenden Wirtschaft abzuringenden Kapital der Wohnungsbau gefördert werden könne. Zum Wohnungselend war durch Krieg und Inflation die ganz schlimme Wohnungsnot hinzugetreten. Alle Wünsche nach Reform unhaltbarer Wohnungszustände mußten nun zurücktreten. Heute muß es Aufgabe einer einheitlichen deutschen Wohnungspolitik sein, mit den wirtschaftlich überhaupt zu erübrigenden Mitteln den Bedarf an Wohnungen zunächst einmal der Zahl nach zu befriedigen. Allerdings ist daran festzuhalten, daß nicht jeder überdeckte Raum als Wohnung für eine deutsche Familie in Betracht kommen kann, sondern daß der Staat dafür sorgen muß, daß gerade den breiten Massen aus sozialen Gründen heraus ein Mindestmaß von Wohnraum in einer Form zugeführt wird, die gesundheitlichen und kulturellen Mindestforderungen entspricht. Wohnungspolitik kann sich nicht damit begnügen, daß vom Standpunkt der Wohnungsreform erwünschte Wohnformen Eingang finden. Sie kann aus allgemeinen, dem Verhältnis zwischen Stadt und Land und den dabei sich ergebenden Arbeitsmöglichkeiten entnommenen Gründen zwar noch dafür eintreten, daß der Gedanke halbländlicher Ansiedlung geeigneter städtischer Familien auch unter finanziellen Opfern, die in erster Linie von den Anwärtern selbst aufzubringen sind, im Auge behalten wird. Sie muß im übrigen bei der Unterbringung der breiten Massen, wenn nur die Mindestforderungen gewahrt sind, davon absehen, eine Wohnform, z. B. den Flachbau, als allein zweckmäßig zu vertreten. Sie muß im Gegenteil alle Möglichkeiten, soweit sie nicht wie die eng bebauten schematischen Mietshäuser

[1]) Vgl. den Aufsatz von Regierungspräsident Krüger in diesem Heft.

alter Art geradezu gesundheitswidrig sind, mindestens bis zur Beseitigung der Wohnungsnot ausschöpfen. Sie muß hierbei auch, was das Raummaß anlangt, im Gegensatz zu Auffassungen vor der Stabilisierung, auf weitestgehende Bescheidung drängen. Dazu zwingt die Verteuerung von Baukosten und Baugeld. Abhilfe der Wohnungsnot kann nur geschaffen werden, wenn die Befriedigung des Wohnungsbedürfnisses durch die neue Wohnung im Rahmen der möglichen Einkommensverhältnisse gelegen ist.

Die Tatsache, daß bei durchwegs beschränkten Einkommensverhältnissen der technische Wohnungsbau wie das Baugeld gleichmäßig verteuert sind, ist ein über das ganze Reich verbreiteter Wirtschaftsnachteil, der auch in anderen Ländern als Kriegsfolge auftritt. Die aus dieser Tatsache sich ergebenden wirtschaftlichen Nachteile kann die überkommene Bauwirtschaft, welche unter Heranziehung des Privatkapitals das Wohnungsbedürfnis in erster Linie zu befriedigen hat, nach überwiegender Auffassung nicht allein beseitigen. Die öffentliche Hand ist also gezwungen, sich an der Regelung dieses Problems nach wie vor zu beteiligen. Sie darf dabei nicht, wie dies im Krieg und in der Inflationszeit in der Form der Zwangswirtschaft geschehen ist, davon ausgehen, daß nun für die Dauer das Wohnungsbedürfnis als anerkannt wohlfahrtspolitisch zu betrachtendes Bedürfnis ausschließlich oder überwiegend durch die öffentliche Hand geregelt werden könne. Mag man den sozialen Charakter dieses Bedürfnisses noch so sehr betonen, ebenso wahr bleibt, daß seine Befriedigung eben nur mit wirtschaftlichen Mitteln durch Heranschaffung der Baustoffe, Leistung von Arbeit bei Planung und technischer Ausführung, vor allem aber durch dauernde Beschaffung und Festlegung von Kapital erfolgen kann.

Das Ziel jeder politischen Einwirkung auf die Entwicklung des Wohnungsbaues muß zurzeit sein, daß einmal mit allen Mitteln auf Verbilligung der Baustoffe und der Bauarbeiten, dann aber ebenso nachdrücklich auf Verbilligung der Zinsen des Baukapitals sowie der für die Beschaffung dieses Baukapitals entstehenden Kosten eingewirkt wird. Weiterhin muß versucht werden, die Beschaffung des Baukapitals wieder auf die Wege zurückzuführen, auf denen es aus dem privaten Kapitalmarkt über privatrechtliche Einrichtungen dem Wohnungsbau zuläuft.

Die Baustoffe wie die übrigen Kosten des Bauens, insbesondere die Löhne, sind seit der Stabilisierung größtenteils mehr gestiegen als der Index im allgemeinen und die Löhne auf andern gewerblichen Gebieten. Vorübergehend betrug der Bauindex im Jahre 1925 180 vH, für den Westen noch mehr. 1926 ist durch das starke Zurückgehen des Industriebaues eine wesentlich andere Lage auf dem Baumarkt eingetreten. Die Löhne sind vielfach zurückgegangen, vor allem ist der Baustoffindex vorübergehend bis auf 156 gesunken. Anderseits war allerdings festzustellen, daß der Ausfall an Industriebauten und die Zurückhaltung der öffentlichen Hand bei öffentlichen Bauten durch Verstärkung des Wohnungsbaus zwar namentlich in der zweiten Jahreshälfte durch ein besonderes Zusatzbauprogramm einigermaßen ausgeglichen, aber keineswegs behoben werden konnte. Eine gleichmäßige Entwicklung des Wohnungsbaus unter Einhaltung gleichmäßiger Preise ist nur möglich, wenn unter entschiedener Mitwirkung der öffentlichen Hand, selbstverständlich unter Vermeidung aller zwangswirtschaftlichen Bestimmungen, aber doch durch Vereinbarung zwischen privatem Wohnungsbau und öffentlichen Bauherrschaften auf gleichmäßige Abwicklung von Wohnungsbau und öffentlichem Bau während des ganzen Jahres gedrungen wird. Auf dem Gebiete des Wohnungsbaus ist dazu in erster Linie eine geordnete Vorschußwirtschaft auf die erst allmählich fließenden Steuermittel erforderlich. Auf dem Gebiete der Baustoffe und Löhne wird eine Zusammendrängung von Submissionen möglichst zu vermeiden sein. Beim Ansteigen der Preise wird dann, namentlich mit den öffentlichen Bauten, bewußt zurückgehalten werden müssen. Für beschränkte Baugebiete mag es sich sogar empfehlen, einen gewissen, namentlich finanziellen Einfluß auf die Bereitstellung der Baustoffe auszuüben, um möglichst gleichmäßig auch die Baustoffindustrie, namentlich im Winter, zu beschäftigen. Immer mehr muß auch bei der Beschäfti-

gung der Arbeiter, namentlich durch Verlegung der Reparaturarbeiten und der Innenarbeiten in Neubauten auf die Wintermonate, darauf hingezielt werden, die beschäftigungslose Zeit im Winter tunlichst einzuschränken und dadurch Schwierigkeiten in der Lohnentwicklung zu vermeiden. Man wird auch trotz aller üblen Erfahrungen der Inflationszeit die Erweiterung des Baustoffkreises und die Erprobung neuer Bauweisen nachdrücklichst zu fördern haben. Alle Mittel zur Preissenkung nützen nichts, solange irgendwelche Monopolstellung möglich ist.

Ganz allgemein muß auch bei der Bauausführung in weitestem Umfang jede Möglichkeit zur Verbilligung erprobt und gegebenenfalls aufgenommen werden. Verwaltung und Wirtschaft sind vielfach gemeinsam dieser Frage nähergetreten. Leider ist zunächst eine gewisse Zersplitterung auf diesem Gebiete eingetreten. Der Normen- und Typenausschuß, der vom Reichsrat auf Grund der Verordnung vom 1. April 1926, Ziffer 11 b, bestellt worden ist, hat versucht, sich seinerseits mit allen anderen Ausschüssen und Einrichtungen ins Benehmen zu setzen. Dies ist im wesentlichen gelungen. Die Zusammenarbeit ist gesichert mit der Enquete-Kommission, mit der Arbeitsgemeinschaft für Rationalisierung im Bauwesen, mit dem Normenausschuß der deutschen Industrie, Gruppe Baunormung, mit dem Deutschen Ausschuß für wirtschaftliches Bauen wie noch mit einer Reihe anderer einschlägiger Organisationen. Die Rationalisierung des ganzen Baugebietes ist damit in Angriff genommen.

Einschließlich des schon besprochenen Gebiets der Baustoffe und Bauweisen erfaßt diese Rationalisierung den gesamten Bauvorgang. Zunächst wird im Zusammenhang mit den Bestrebungen auf dem Gebiet der Städtebau-Gesetzgebung die Frage der Bodenbeschaffung zu behandeln sein. Die Preisgestaltung des Bodens nebst den Zahlungsbedingungen, vor allem die Bedingungen für die Aufbereitung des Bauplatzes und der sog. Anliegerleistungen müssen in erster Linie bei den Verbilligungsbestrebungen herangezogen werden. Namentlich wo öffentliches Gelände in Betracht kommt, sind diese Kosten auf eine Reihe von Jahren zu verteilen. Die Verzinsung der künftigen Raten darf nur in beschränktem Maße gefordert werden. Vor dem Kriege hat gerade auf dem Gebiet der Anliegerleistungen und der städtischen Finanzpolitik das Bestreben bestanden, durch Gebührenausnutzung und Abwälzung derartiger Kosten auf die Anlieger möglichst Steuerermäßigung herbeizuführen. Heute kann das Wohnungsbedürfnis bei der verteuerten Wohnungsherstellung nicht auch noch die Kosten des allgemeinen Verkehrs aufbringen. Hier müssen also wieder Kosten rückwärts auf die allgemeine Finanzverwaltung übertragen werden. Mit der Verteilung der Bezahlung in Raten gelingt es schon einigermaßen, die Kosten der Wohnungsherstellung auf die kommende Generation mit zu verteilen.

Die Vorbereitung des Einzelbauvorhabens muß den besonderen Schwierigkeiten der heutigen Lage dadurch Rechnung tragen, daß die Bauvorhaben mit Rücksicht auf den überwiegenden Bedarf an Klein- und Kleinstwohnungen tunlichst zusammengefaßt werden. Verwendung von Wohnhaustypen, Normierung der Baustoffe, scharfe Bauaufsicht und noch schärfere Handhabung der Vergebungsbedingungen, für die auch heute Normativregeln gelten, endlich schärfste Durchführung der Rechnungsprüfung, werden Ersparnisse bringen[1]).

Daneben verbleibt aber die nicht minder wichtige Aufgabe, durch eine geordnete Finanzierung trotz der Überteuerung des Baugeldes noch die tragbare Miete zu gewährleisten. Bei der Finanzierung ist zu scheiden zwischen der Finanzierung der Einzelwohnung, beherrscht von dem Gedanken der Erzielung einer tragbaren Miete, und der Finanzierung des Wohnungsbaus im allgemeinen, erzwungen durch die Notwendigkeit, mit Machtmitteln der öffentlichen Hand einen Teil des Baukapitals im allgemeinen beizuschaffen.

Von jeher hat die Ausgabe für die Wohnung einen bestimmten Teil des Gesamteinkommens in Anspruch genommen. Dabei waren allerdings die Anforderunger

[1]) Vgl. den Aufsatz von Lübbert in diesem Heft.

in den verschiedenen Teilen Deutschlands wesentlich verschieden. Man kann sagen, daß der Anteil des Wohnungsbedürfnisses zwischen $^1/_5$ und $^1/_4$ schwankte. Von Interesse ist es, von Fachmännern zu hören, daß der Anteil in Amerika 13 bis 17vH ist. Der deutsche Arbeiter muß also durchschnittlich einen wesentlich größeren Teil seines Einkommens auf die Wohnung verwenden. Um so mehr gilt es, auch in der heute notwendigen Beschränkung in der Erscheinungsform und im Rauminhalt der Wohnung wenigstens einigermaßen die bescheidensten kulturellen Familienansprüche zu gewährleisten. Eine angemessene Finanzierung der Einzelwohnungen läßt sich nur durch künstliche Maßnahmen der öffentlichen Hand erzielen. Das Privatkapital, das möglichst in weitem Umfang wieder den Weg zum Wohnungsbau finden muß, wird seine Bedingungen nach der allgemeinen Marktlage bemessen. Der Realkredit war schon vor dem Krieg in der Verteuerung begriffen und steht heute unter der Nachwirkung seiner schweren Erschütterungen in Krieg und Inflation erheblich über den allgemeinen Zinssätzen. Die öffentliche Hand wird allerdings auch nach dieser Richtung auf Verbilligung drängen müssen. Alle derartigen Bemühungen haben aber ihre wirtschaftlichen Grenzen. Es bleibt also bei der Notwendigkeit, öffentliche Mittel für die Verbilligung des Wohnungsbedürfnisses, wenigstens für eine Übergangszeit, heranzuziehen. Zweifellos bestehen gerade im Baugewerbe noch erhebliche Tendenzen nach unberechtigten Gewinnen, die sich stark vermehren, sobald der Eindruck entsteht, daß die Nachprüfung verhältnismäßig mild ist. Gewisse Bestimmungen bei der Begebung der Mittel aus der öffentlichen Hand wie die Forderung, daß ein bestimmter Prozentsatz eigenen Baugeldes aufzubringen ist, verführen ebenfalls dazu, die Kostenvoranschläge zu erhöhen, um, wenn möglich, eigenes Baugeld einsparen zu können. Diesen Erscheinungen muß erhebliches Augenmerk geschenkt werden.

Die Verbilligung der Wohnungsmiete mit öffentlichen Mitteln steht in engstem Zusammenhang mit der Gesamtfinanzierung des Wohnungsbaus. In anderen Ländern, wo ähnliche Überteuerungserscheinungen sich zeigen, daneben aber das gesamte Baukapital aus dem Privatkapitalmarkt beschafft werden kann, genügt es, durch Dauerzuschüsse die tragbare Miete herbeizuführen. Dabei werden diese Zuschüsse ohne Rückerstattungsanspruch hingegeben.

An sich besteht ein wesentliches Interesse daran, daß die hohen Zinsen für Realkredit nachdrücklich gesenkt werden. Gleicht man aber die übermäßige Höhe dieser Zinsen wegen ihrer Wirkung auf die Miete einfach durch bare Zuschüsse aus, so wird das Streben nach Herabdrückung der Zinsen gehemmt. Es empfiehlt sich deshalb nicht, auf die Dauer ein reines System der Zinszuschüsse einzuführen, vielmehr nur allmählich die Heranziehung des Privatkapitals sowohl bei der I. Hypothek wie beim sogenannten dritten Baugeld zu stärken. Dadurch wird der Betrag an Kapital, das von der öffentlichen Hand beizuschaffen ist, von selbst verringert und zunächst einmal auf den Wertanteil am Gesamtbaukapital zurückgeführt, den früher die zweite Hypothek zwischen 50—60 und 75—80 vH der gesamten Baukosten einschließlich Bauplatz und Anliegerleistungen einzunehmen pflegte. Die Verstärkung des auf erste Hypothek auszuleihenden Kapitals durch die Realkreditinstitute wird sich durchführen lassen, solange nicht eine sehr starke Inanspruchnahme des Geldmarktes durch eine günstige Entwicklung der Wirtschaft herbeigeführt wird. Auch dann noch wird es möglich sein, erhebliche Beträge der Bauentwicklung zuzuleiten, da für die typischen Realkreditinstitute wie die Hypothekenbanken auf der einen Seite, für eine ganze Reihe öffentlicher Fonds auf der anderen Seite die Anlage ihrer Sammelgelder in erster Hypothek nach wie vor die zweckmäßigste Anlage bleibt. Eine günstige Entwicklung der Industrie führt anderseits auch den Sparkassen stärkere Spargelder zu. Dabei werden die Sparkassen von ihren Trägern dahin beeinflußt werden können, immer einen angemessenen Teil für den Wohnungsbau bereitzuhalten. Es ist allerdings zu beachten, daß nach den neuesten Ermittlungen des Instituts für Konjunkturforschung (Veröffentlichungen Jahrg. 1, Heft 3) nur ein verhältnismäßig geringer Betrag seit der

Stabilisierung bis zum 30. September 1926 in Hypotheken für den Wohnungsbau angelegt wurde, bei den Hypothekenbanken etwa 125 Millionen, bei den Sparkassen 255 Millionen. Die Gesamtanlage der Hypotheken-Aktienbanken auf städtischen Grundstücken betrug bis 31. August 1926 800 Millionen Reichsmark. Vor allem interessant ist, daß 1926 trotz der dringenden Aufforderung der öffentlichen Hand und der Erleichterung durch den 200-Millionen-Kredit bis zu dem angegebenen Zeitpunkt nur 63 Millionen in den Wohnungsbau geleitet wurden. Dabei darf allerdings angenommen werden, daß ein großer Teil der Hypotheken für den Wohnungsbau mit dem Fortschreiten der Bauten erst im Herbst, nach dem 30. September 1926, aus dem Stadium des Zwischenkredits in die endgültige Hypothekenform überführt worden ist. Immerhin ist gegenüber einem Jahresbedarf an ersten Hypotheken von rd. 700—800 Millionen Mark die bisherige Festlegung durch die gegebenen Institute für erste Hypotheken im Jahre 1926 nicht genügend. In noch viel höherem Grade gilt dies für die Jahre seit der Stabilisierung vom November 1923 bis zum Ende des Jahres 1925. Es ist damit zu rechnen, daß in erheblichem Umfange auf den in diesen Jahren erbauten Wohngebäuden an erster Stelle noch Zwischenkredite stehen und erste Hypotheken vielfach erst aufgenommen werden müssen. Diese Vermutung ist nach den vom Institut für Konjukturforschung festgestellten Zahlen unabweisbar, da aus der privaten Hand ohne Vermittlung von Instituten kaum erhebliche Hypotheken an erster Stelle gewährt wurden. Für die weitere Entwicklung ergibt sich daraus die Notwendigkeit, nachdrücklich auf die Realkreditinstitute in der Richtung einzuwirken, daß der Wohnungsbau unter den städtischen Grundstücken wesentlich stärker mit Hypotheken bedacht wird. Es darf auch angenommen werden, daß ohne Gefährdung der Sicherheit die Beleihungsgrenze für erste Hypotheken erhöht werden kann. So bedenklich die Übernahme von Bürgschaften durch Gemeinden an sich ist, so erscheint es doch erwägenswert, die von den Realkreditinstituten gewünschte bloße Ausbietungsgarantie für einen über die bisherige Beleihungsgrenze hinausgehenden Teil der ersten Hypothek zu übernehmen. In den meisten Fällen ist die Gemeinde oder mindestens das Land doch an dem betreffenden Gebäude mit der öffentlichen Bauhypothek, der sog. Hauszinssteuerhypothek, beteiligt, so daß die Ausbietungsgarantie als solche nicht mehr bedeutet als die rechtliche Festlegung einer aus der Tatsache der nachfolgenden Hypothek sich ergebenden sachlichen Notwendigkeit. Endlich erscheint es möglich, über die Ausgabe von Kommunalobligationen Geldmittel zur Beleihung mit wesentlich höherer Beleihungsgrenze zu beschaffen.

Gegenüber den Vorschlägen, aus der öffentlichen Hand ausschließlich Zinszuschüsse, gegebenenfalls verstärkte Tilgungsraten zu gewähren, wird zunächst noch eingewendet werden müssen, daß in Deutschland im Gegensatz zu anderen Ländern der Privatkapitalmarkt noch nicht in der Lage ist, neben der ersten Hypothek und dem dritten Baugeld auch die ganze zweite Hypothek aufzubringen. Dies dürfte solange zutreffen, als neben dem jährlichen Neuwohnungsbedarf auch noch ein Anteil an dem großen Fehlbedarf abgedeckt werden muß. Aber auch wenn einmal nur mehr der jährliche Neuwohnungsbedarf abzudecken ist, wird auf Jahre hinaus kaum damit zu rechnen sein, daß ohne Mitwirkung der öffentlichen Hand das gesamte Baukapital beschafft werden kann. Weiterhin darf nicht übersehen werden, daß die öffentliche Hand dieses Baukapital durch die Hauszinssteuer im wesentlichen dem Konsum abringt, wir aber heute noch kaum in der Lage sind, auf eine derartige Kapitalbildung zu verzichten. Die Eingänge auf Grund der Hauszinssteuer treten überwiegend an die Stelle der früher für drei Viertel des Hypothekenkapitals zu bezahlenden Zinsen. Diese Hypothekenzinsen sind im Frieden im wesentlichen dem Konsum zugeströmt; sie waren die Zinsen für die von breiten Massen des Mittelstandes angelegten Spargelder. Würde man heute die Beschlagnahme dieser ersparten Hypothekenzinsen durch die Hauszinssteuer einfach unterlassen, so würde sich trotz aller Mehrkosten des Hausbesitzers für Reparaturen und Verwaltung, wie sie namentlich angesichts des gesunkenen Geldwertes bei einer unter

em Gesamtindex stehenden Miete von 100 vH der Friedensmiete vorhanden sind, och noch eine ungerechtfertigte Bereicherung des Hausbesitzers ergeben. Es mag ugegeben werden, daß in den vergangenen Jahren die Hauszinssteuer den Haus- esitzer stark belastete und ihn in notwendigen Ausgaben für die Erhaltung des Altwohnungsraums hinderte. Mit der unausbleiblichen, allmählichen Erhöhung der Miete über die Friedensmiete hinaus kommt der Hausbesitzer aber mehr und mehr n die Lage, laufend einen bestimmten Betrag für öffentliche Zwecke abzugeben. Dabei mag man ruhig an eine Veredelung der Entnahme dieser Beträge für öffent- iche Zwecke herantreten. Man kann sich sogar überlegen, ob der Träger dieser us dem Althausbesitz herausgezogenen Mittel unbedingt nur der heute dafür be- timmte Träger aus Kreisen der öffentlichen Hand (Land oder Gemeinde) sein muß. Vom Standpunkt der öffentlichen Hand genügt es an sich, die Verwendung dieser Mittel eben für die Zwecke, an der die öffentliche Hand interessiert ist, festzulegen. Diese Bindung für bestimmte Zwecke kann auch bei einer anderen Regelung der Trägerschaft aufrecht erhalten werden. Unter allen Umständen notwendig ist es, inen bestimmten Teil dieser Mittel für soviele Jahre festzulegen, als man mit einem Teil dieser Mittel in einer Reihe von Jahren tilgbare Anleihen für Bauzwecke auf- nimmt, wie dies bei einzelnen Gemeinden und Ländern schon seit Jahren der Fall st und vielfach namentlich bei der Durchführung des zusätzlichen Bauprogramms um Zwecke der Arbeitsbeschaffung im Herbst 1926 zur Anwendung kam. Je größer diese Anleihen werden, um so stärker beanspruchen sie die Mittel der Hauszinssteuer.

So entwickelt sich naturgemäß auf der einen Seite durch verstärkte Heranziehung erster Hypotheken und dritten Baugeldes und durch die immer stärker werdende Verwendung der Hauszinssteuermittel zur Fundierung von Anleihen eine Verminderung des aus laufenden Steuermitteln aufzubringenden öffentlichen Baukapitals.

Aus all diesen Gründen erscheint es geboten, darauf hinzuweisen, daß ohne be- stimmte Kapitalbeträge aus der öffentlichen Hand die Durchführung des Wohnungs- baues namentlich für die breiten Massen der Bevölkerung noch auf Jahre hinaus unmöglich ist. Je geringer das öffentliche Kapital wird, das auf die einzelne Wohnung zur Verwendung kommt, desto beschränkter wird die Möglichkeit, durch niedere Verzinslichkeit dieses Kapitals und durch Hinausschiebung seiner Tilgung die Ver- teuerung des sonstigen Baukapitals auszugleichen. Soweit nicht durch Erhöhung der Altmiete und gleichmäßige Verbilligung der Baustoffe und des Baugeldes eine Angleichung der Neumiete an die steigende Altmiete möglich ist, muß vorübergehend auf andere Weise , gegebenenfalls durch Mietzuschüsse, die Miete auch in den Neu- bauten tragbar erhalten werden. Zuzugeben ist, daß ein Mietzuschuß zu der Miete etwas wesentlich anderes ist als eine Übernahme von Zinszuschüssen für gewisse Teile des Baukapitals. Der Mietzuschuß steht nicht in gerader Verbindung mit der Höhe der einzelnen Kapitalzinsen, sondern mit der Miete im allgemeinen. Der Miet- zuschuß wird auch nur von Jahr zu Jahr neu gewährt werden, bis sich Altmieten und Neumieten näher angleichen. Jedenfalls muß gefordert werden, daß mit der hoffentlich auf längere Dauer erfolgenden Festlegung des Finanzausgleichs auch eine dauernde Regelung der Beteiligung der öffentlichen Hand am Wohnungsbau erfolgt.

Zusammenfassend muß als Ziel der heutigen Wohnungspolitik festgestellt werden: Die sozialpolitische Bedeutung der Wohnung für die breitesten Massen der Bevölkerung, namentlich für die sozial schwächsten Kreise, darf nicht mehr, wie im 19. Jahrhundert, völlig in den Hintergrund treten. Anderseits muß aber ebenso entschieden jeder Versuch für die Zukunft zurückgewiesen werden, soziale Er- leichterungen auf dem Gebiete des Wohnungswesens dadurch zu schaffen, daß man einfach in das verwickelte, kunstvolle Räderwerk des privatwirtschaftlichen Auf- baues der Wohnungswirtschaft und ihrer Finanzierung, namentlich durch den Realkredit, eingreift. Wohlfahrtspolitische Eingriffe, namentlich zur Erleichterung der Miete in einer Übergangszeit, müssen als wohlfahrtspolitische Aufgabe aus be- sonderen Mitteln erledigt werden. Deshalb ist es notwendig, die Beeinflussung der Finanzierung des Wohnungsbaues durch die öffentliche Hand mehr und mehr wieder nach privatwirtschaftlichen Gesichtspunkten zu gestalten.

Berliner Zahlen

Wir haben nachfolgende Übersicht auf Grund des statistischen Materials zusammengestellt. D. Schr.

Die Stadt Berlin hat am 3. Mai 1925 zur Feststellung des Wohnungsbedarfes eine Wohnungsaufnahme veranstaltet, nach der 1179612 Wohnungen, dagegen aber 1254140 Haushaltungen gezählt wurden. Somit besaßen 74528 Haushaltungen keine selbständige Wohnung. Wohnungen mit einem Haushalt gab es am Tage der Statistik 1107954, wovon sich 6847 in Behelfsbauten (Wohnlauben, Baracken usw.) befanden; Wohnungen mit zwei Haushaltungen wurden 68830 gezählt, davon 195 in Behelfsräumen. In 2828 Wohnungen befanden sich drei und mehr Haushaltungen. Der Zimmerzahl nach ergibt sich folgendes Bild:

47889	Wohnungen	bestanden	aus 1	Raum,
336279	„	„	„ 2	Räumen,
385922	„	„	„ 3	„
119790	„	„	„ 4	„
88237	„	„	„ 5	„
48814	„	„	„ 6	„ usw.

Das Statistische Amt hat an diese Zahlen die Bemerkung geknüpft, daß die oben genannten 74528 Haushaltungen ohne selbständige Wohnung nicht sämtlich als wohnungsbedürftig angesehen werden könnten, weil sich unter ihnen auch solche von einzelnen Personen befinden, die nie eine selbständige Wohnung beanspruchen würden. Anderseits wurde darauf hingewiesen, daß es noch nicht möglich war, Angaben über die Zusammensetzung der Haushaltungen und für die Wohndichte zu geben. Ferner sei zuzugeben, daß sich unter den 1254140 Haushaltungen in Berlin auch solche befinden, die sich aus mehreren Familien zusammensetzen, von denen der eine Teil bei ausreichendem Wohnungsangebot eine selbständige Wohnung beanspruchen würde. Endlich seien bei der Beurteilung des Wohnungsbedarfes noch zu berücksichtigen: 1. diejenigen Wohnungen, die wegen Baufälligkeit über kurz oder lang fortfallen werden oder aus gesundheitlichen Gründen nicht länger bewohnt werden sollten; 2. die Fälle, in denen infolge der Wohnungsnot die Begründung einer Familie oder einer selbständigen Haushaltung bisher noch unterblieben ist. Die Wohnungsfürsorge-Gesellschaft Berlin m. b. H. glaubt daher im ganzen auf einen Wohnungsbedarf von etwa 100000 Wohnungen rechnen zu müssen. Da jährlich ungefähr 10000 neue Wohnungen erstellt werden, so müßten noch 10 Jahre vergehen, bevor die Wohnungsnot völlig beseitigt ist. Dabei ist aber der unvermeidliche Zugang von zuziehenden Wohnungssuchenden noch nicht berücksichtigt. Man will daher das Bauprogramm stark erweitern. Bis 31. März 1926 sind 19357 Wohnungen finanziert und zum Teil schon bezogen worden. Im Jahr 1926 wurden ungefähr weitere 13000 Wohnungen erstellt.

Am 1. Dezember 1925 trat in Berlin eine neue Bauordnung in Kraft, welche das gesamte Gebiet Berlins nach 5 Bauzonen abstufte, wobei für jede Bauzone besondere Bestimmungen für die Ausnutzung eines Grundstückes vorgesehen sind.

Im Jahre 1924 wurden 22,3 vH als Flachbauten und 77,7 vH als Hochbauten, und im Jahre 1925 27,3 vH als Flachbauten und 72,7 vH als Hochbauten errichtet. Die 1924/25 finanzierten 19357 Wohnungen verteilen sich so, daß auf Hochbauten 14577 Wohnungen, auf Flachbauten 4780 Wohnungen kommen. In der Zahl der Flachbauten sind 2000 Einfamilienhäuser enthalten, und zwar teils Einzelhäuser, teils Gruppenhäuser. Die Eigenheime weisen 2 bis 4 Zimmer, Nebengelaß, Küche und Bad auf, je nach der Finanzkraft der Antragsteller. Die übrigen Flachbauten enthalten fast ausschließlich kleinere Wohnungen. In den Hochbauten haben rd. 15 vH der Wohnungen 1 Zimmer, Kammer, Küche und Bad, 25 vH 2 Zimmer, Küche und Bad, 35 vH 2 Zimmer, Kammer, Küche und Bad, 15 vH 3 Zimmer, Küche und Bad oder 3 Zimmer, Kammer, Küche und Bad, 10 vH 4 Zimmer, Kammer, Küche und Bad.

Da behauptet worden war, daß eine große Anzahl der Neubauten leer stünde, wurde mit dem Stichtage des 15. August 1926 eine Statistik aufgenommen für die in den ersten zwei Jahren 1924/1925 von der Wohnungsfürsorge-Gesellschaft Berlin m. b. H. mit Hauszinssteuerdarlehn beliehenen Neubauten mit insgesamt 19357 Wohnungen. Danach waren am 15. August bezugsfertig 15898 Wohnungen, vermietet waren am Stichtage 15594 Wohnungen, noch nicht vermietet 304 Wohnungen.

Von den 1924 und 1925 durch die Wohnungsfürsorge-Gesellschaft finanzierten 19357 Wohnungen wurden bis 31. März 1926 10398 fertiggestellt.

Die Baukosten wurden durch Hauszinssteuerdarlehen, die Beschaffung erster Hypotheken, durch Zahlung von Baugeld auf die Hauszinssteuerhypotheken und durch Bauzuschüsse der Mieter aufgebracht.

Während 1914 auf die Bausumme an Arbeits- und Fuhrlöhnen 53 vH kamen, waren es im Juni 1926 113,73 vH. Der Anteil an den Baumaterialkosten und Installationen betrug 1914 47 vH, Juni 1926 70,28 vH = das 1,494 fache. Als Beispiel für die Steigerung der Kosten mag der Voranschlag für eine Wohnung von 2 Stuben, Kammer, Küche, Bad, 70 qm Wohnfläche dienen: Vorkriegskosten 6290 M., jetzige Baukosten 12 270 M.

Für die Wohnungen aktiver Beamter wurden vom Reich, von der Reichspost, der Reichsbahn, dem Preußischen Staat und auch von der Stadt Berlin Arbeitgeberdarlehen bewilligt. Ebenso wurden auf Grund der Beamtensiedlungsverordnung vom 11. Februar 1924 besondere Mittel zur Verfügung gestellt, die es abgebauten Beamten ermöglichen sollten, mit Hilfe der Verrentung eines Teiles ihres Ruhegehaltes ein Eigenheim zu erwerben. Doch sind für 1926 keine neuen Mittel zur Verfügung gestellt worden. Die Stadt Berlin hat bereits in den ersten Jahren nach dem Kriege und schon vor Gründung der Wohnungsfürsorge-Gesellschaft Gelände für die Errichtung von Siedlungen an gemeinnützige Gesellschaften abgegeben.

Wie steht es in München?

Von Stadtrat Michael Gasteiger,
Leiter der Reichszentrale für Heimatdienst in München

Vor dem Kriege

Wohnungsfrage, Wohnungsnot und daraus sich ergebendes Wohnungselend sind heute weder rein örtliche, noch landschaftliche, sondern internationale Erscheinungen. Ganz naturgemäß haben die größeren Städte und davon wiederum die Großstädte an der Wohnungsnot und ihren Folgen am schwersten zu tragen. Das trifft für Bayern in erhöhtem Maße auch auf die Landeshauptstadt zu.

Es ist nicht an dem, als ob etwa vor dem Kriege in München, wie auch in anderen Städten eine Wohnungsnot nicht zu verzeichnen gewesen wäre. Gerade die Hauptstadt hat fast dauernd an Wohnungsmangel, insbesondere hinsichtlich bestimmter Wohnungsgrößen, gelitten. Es ist auch kaum jemals möglich gewesen, hier Angebot und Nachfrage ganz auszugleichen. Der Kleinwohnungsbau schien manchen Bauunternehmern nicht rentabel genug, weil die Herstellung von kleineren Wohnungen naturgemäß teurer kommt als jene von großen, bei welchen Wasserzuleitungen, Aborte usw. für einen größeren Rauminhalt gemeinsam hergestellt werden. Gerade in München ist vor dem Kriege der Hausbesitz sehr vielfach als Häuserhandel aufgefaßt worden, wobei ein Haus mit vielen kleinen Wohnungen natürlich auch geringere Garantie für den Eingang des Mietzinses in sich barg, als ein Haus mit wenigen großen Wohnungseinheiten für bestimmte gehobene Gesellschaftsschichten.

Die Entwicklung des Wohnungsbaus, insbesondere in den großen Städten, hängt sehr stark von der wirtschaftlichen Konjunktur ab. In Zeiten, in welchen das Kapital von der Industrie notwendig gebraucht wird und dort eine höhere Ver-

zinsung, jedenfalls aber einen schnelleren Umschlag findet, war es immer schwer, Geld für Bauzwecke von privaten Geldinstituten zu erhalten. Erst wenn die Industrie gesättigt war, oder rückläufige Konjunktur einsetzte, wurden Gelder für Bauhypotheken greifbar.

Bestrebungen zur Lösung des Wohnungsproblems

Als gegen Ende der 90er Jahre von der erstarkenden organisierten Arbeiterschaft und anderen sozialpolitisch interessierten Kreisen der Ruf nach einer Regelung dieser unleidlich gewordenen Wohnungsverhältnisse immer lauter ertönte, stemmte man sich dem in der Stadtverwaltung zunächst entgegen. Indes war die Bewegung nicht mehr aufzuhalten, zumal gerade durch die christliche Arbeiterschaft, insbesondere von dem damaligen Militärkuraten Winkler und dem jetzigen Reichstagsabgeordneten Karl Schirmer immer wieder auf die Verhältnisse im Wohnungswesen in der Landeshauptstadt hingewiesen wurde. Als Zeitungsaufsätze, Eingaben und öffentliche Versammlungen zunächst keinen Erfolg hatten, entschloß sich der Arbeiterwahlverein der Zentrumspartei 1898, gemeinsam mit den katholischen Arbeitervereinen, eine Wohnungserhebung auf eigene Kosten durchzuführen, wobei etwa 2000 Familien besucht wurden und ungefähr drei Viertel der Fragebogen zur Verarbeitung kamen, deren Ergebnisse Schirmer in einer 1899 erschienenen Broschüre: „Das Wohnungselend der Minderbemittelten in München" behandelte.

Die gemeinnützige Bautätigkeit

Die Schrift Schirmers fand lebhaften Widerhall in der Öffentlichkeit. Wenn sie auch nicht unmittelbar vermocht hatte die private Bautätigkeit für die Erbauung von Kleinwohnungen zu gewinnen, so war es nun die Stadtverwaltung München, in welcher Oberbürgermeister Dr. von Borscht dem gemeinnützigen Wohnungsbau das Wort redete. Vorher schon hatte Schirmer die Absicht, eine Baugenossenschaft zu begründen, und dazu bei einer Reihe von prominenten Leuten des Münchener Finanz- und Gesellschaftslebens versucht, finanzielle Unterstützung zu bekommen. Das Ergebnis war geradezu kläglich: Niemand hatte Lust, sich Verpflichtungen aufzuerlegen. 1899 entstand der „Verein zur Verbesserung der Wohnungsverhältnisse e.V.", der sich eifrig an die Erstellung von Kleinwohnungen machte. Er war neben der Baugenossenschaft von 1871, die nur mehr selten baute, zunächst die einzige gemeinnützige Organisation zur Erstellung von Kleinwohnungen in München. Infolgedessen war es dem Verein natürlich nicht möglich, sofort die Wohnungsnöte der Minderbemittelten fühlbar zu lindern. Ja, die Wohnungszählung von 1907 stellte in einigen Stadtteilen Wohnungsverhältnisse fest, die leider mit den dunkelsten Erfahrungen aus bestimmten Quartieren in den Weltstädten durchaus übereinstimmten. Dazu kam, daß in der Arbeiterschaft selbst, als den zunächst Beteiligten, das Interesse für gutes Wohnen noch außerordentlich gering entwickelt war. Eine Broschüre des Sozialdemokraten Louis Cohn ging sogar darauf hinaus, daß die gemeinnützige Bautätigkeit, in diesem Fall insbesondere der „Verein zur Verbesserung der Wohnungsverhältnisse", zu bekämpfen sei, weil er nur eine Gründung des Bürgertums, gewissermaßen zur Einlullung der Arbeiterschaft darstelle und so der Klassenkampfidee und ihrer Stoßkraft Abbruch tue. 1909 begannen die christlich organisierten Arbeiter gemeinnützige Baugenossenschaften zu gründen. Als sie an die Stadtgemeinde um Bürgschaftsübernahmen für zweitstellige Hypotheken herangingen, machten gerade die Sozialdemokraten im Münchener Rathaus erhebliche Schwierigkeiten. Trotz alledem hatte vor dem Kriege die gemeinnützige Baugenossenschaftsbewegung schon eine wesentlich breitere Grundlage errungen.

1912 kamen die ersten Anzeichen einer wirtschaftlichen Krise, die sich zunächst dahin auswirkte, daß die Vermietung von neuerstellten Wohnungen, auch Kleinwohnungen, wenigstens in bestimmten Stadtteilen, nur zögernd vor sich ging.

Während des Krieges

Nach Kriegsausbruch änderte sich das Bild weiterhin. Schon in den ersten Kriegswochen wurden zahlreiche Wohnungen in München aufgegeben, sowohl in den unteren Größenklassen, als auch herrschaftliche, insbesondere Offizierswohnungen, deren Inhaber ins Feld rückten, während die zurückgebliebene Frau vielfach zu Verwandten zog, um durch Zusammenlegung von Haushalten Geld zu sparen

ieser Wohnungsüberschuß dauerte bis gegen Ende des Jahres 1916, wo in München vH leerstehende Wohnungen aller Größenklassen vorhanden waren. 1917 war ieser Vorrat an freien Wohnungen bereits auf 0,8 vH gesunken und hatte nahezu ie Ziffer erreicht, die im Jahre 1908/09 mit 0,6 vH bestand.

Nach dem Kriege: 1. Die gebundene Wohnungswirtschaft

Während des Krieges setzten, für den einzelnen kaum bemerkbar, die ersten Anzeichen einer behördlichen Bindung der Wohnungswirtschaft ein, die im Frühjahr 1919 mit der Wohnungsmangelverordnung vom 19. April ihren Höhepunkt erreicht hatte. Diese Zwangsbewirtschaftung des Wohnraumes war insbesondere in den großen Städten dringendste Notwendigkeit, wo die Angehörigen des Feldheeres und die Rückwanderer aus den abgetretenen Gebieten zu Tausenden und Tausenden ıströmten und weiterhin eine, gegenüber dem Durchschnitt der Friedensjahre on 1906 bis 1913 um etwa 100 vH verstärkte Eheschließungsziffer von 1919 bis 923 den Wohnungsmarkt drückte.

Diese Ansprüche konnten nicht befriedigt werden. Der Grund lag in dem vollständigen Darniederliegen der Bautätigkeit. 1916 wurde in München kaum noch n Zwölftel dessen an Wohnungen erstellt, was 4 Jahre früher, schon unter einer hlechten Konjunktur, gebaut worden war. Mit dem Einsetzen der Baumaterialerre 1916 war es überhaupt unmöglich, andere Bauten als solche aufzuführen, e in irgendeiner Form dem unmittelbaren Kriegsbedarf dienten. Die Stadt mußte hen, wenigstens den stärksten Ansturm abzuwehren und direkte Obdachsigkeit, wie nach dem Kriege von 1870/71 z. B. in Berlin, zu verhüten. Zur Behaffung von vorübergehenden Wohngelegenheiten dienten zunächst Massenquartiere, welchen im Dezember 1918 und in den ersten drei Monaten des Jahres 1919 zuımmen rd. 8500 Personen, in der Regel in Brauereien, untergebracht waren. Auch otelzimmer wurden für diese erste Zeit zur Verfügung gestellt. Gleichzeitig wurden g. Kabinenwohnungen in einigen Anwesen eingerichtet, in der Weise, daß für die nzelnen Familien bescheidene, getrennte Wohnräume geschaffen wurden, in elchen die Gaskochgelegenheit zur gemeinschaftlichen Benutzung eingerichtet war. ie sog. „Zivileinquartierung", die durch einen Aufruf vom November 1918 zur eiwilligen Abgabe von Räumen einsetzte, ergab 780 Wohngelegenheiten, während s Juni 1919 auf dem gleichen Weg durch behördlichen Zwang 1032 möblierte inzelzimmer, 136 Zweizimmer- und 42 Vierzimmerwohnungen und größere erfaßt urden. Zur Herstellung von Barackenwohnungen, also für provisorische Wohnungen f eine längere Zeitdauer, genehmigte die Stadt München Ende 1918 eine Million ark. Damit konnten 15 Baracken mit 143 Wohnungen erstellt werden. Daneben urden Notwohnungen in privaten Anwesen, in Läden, Wirtschaften, Garagen einbaut. Leider war das Entgegenkommen der zuständigen Behörden in der Bereitellung von Kasernen außerordentlich gering.

Durch das Wohnungsmangelgesetz von 1919 waren die Wohnungsämter, die ja i einem großen Teil der Gemeinden erst mit der Zwangswirtschaft neu eingerichtet erden mußten, reine Verwaltungsbehörden geworden, welchen lediglich die Verilungsregelung vorhandenen Wohnraums und auf dem Wege der Beschlagnahme, ich die Schaffung von Wohnräumen in vorhandenen Gebäuden oblag.

Die Meinung weiter Kreise, daß ein Wohnungsamt nach seinem Inslebentreten ich Wohnungen für alle zur Verteilung haben müßte, hat die enttäuschten Becher erzürnt; es regnete nicht selten auch in der Tagespresse Angriffe, die aber cht berücksichtigten, daß bei heute rd. 23000 auf eine Familienwohnung vormerkten Wohnungssuchenden individuelle Behandlung kaum möglich ist.

Die augenblickliche Lage des Wohnungsmarktes ergibt sich aus der Zählung vom ai 1925, deren Ergebnisse in einer ausführlichen Arbeit des Statistischen Amtes r Stadt München (Leitung Prof. Dr. Morgenroth) veröffentlicht wurde. Wenn an auch hier auf Einzelschilderungen individuellen Wohnungselends z. B. hinchtlich der Überbelegung von Wohnungen verzichten muß, so gibt doch eine achdenkliche Betrachtung des wesentlichsten Zahlenmaterials einen tiefen Ein-

blick in die Wohnungsverhältnisse von Tausenden von Mitmenschen und läßt manche radikale Handlung, manch häßliches Wort gegen den Staat nachsichtiger beurteilen.

Am Zähltag waren in München 173367 Wohnungen von 188955 Haushaltungen belegt, worunter sich 166228 Familien befanden mit zusammen 649791 Einwohnern. Die Zahl der Haushaltungen hat sich seit der Zählung von 1910 um 33 vH vermehrt, was im Vergleich zur Zunahme der Wohnungen um lediglich 22 vH eine in die Augen fallende Verschlimmerung bedeutet. Dazu kommt, daß die Wohnungen hinsichtlich der Zahl und der Größe der Räume sich in den letzten 15 Jahren in München schätzungsweise um 4 vH verkleinert haben, weil mehr als ehedem kleine Dachräume, Nebengelasse usw. als Wohnräume benutzt werden. Auf der anderen Seite besteht aber auch eine Verkleinerung der Haushaltungen, im Durchschnitt um etwa 13 vH, hervorgerufen durch den Geburtenausfall während des Krieges und seit den letzten fünf Nachkriegsjahren. Bemerkenswerte Änderungen sind wie in fast allen Großstädten auch in der Zusammensetzung der Wohnungsinsassen vor sich gegangen. Die Bevölkerung ist verheirateter, kinderloser und zu einem erheblichen Teil weiblicher geworden.

1910 waren von der Münchener Gesamtbevölkerung 52,4 vH, 1925 aber 53,2 vH weiblich. Ledig waren 1910 noch 58,2 vH, 1925 dagegen nur mehr 50,5 vH. Verheiratet waren 1910 nur 35,4 vH (und 6,4 vH verwitwet oder geschieden), 1925 waren 41,8 vH verheiratet (7,7 vH verwitwet oder geschieden). Der Stand der Geburtenziffer und damit die Verkleinerung der Haushaltungen ist eine Folge der geringen Fruchtbarkeit neuzeitlicher Ehen. Der außerordentlichen Abnahme der Geburtenhäufigkeit entspricht die Erhöhung des Durchschnittsalters der Bevölkerung. Sie hat im Alter von 16 und mehr Jahren in den letzten 15 Jahren um 25 vH zugenommen, während die Jugend unter 10 Jahren um 28 vH und jene von über 10 bis 16 Jahren um 16 vH abgenommen hat, trotzdem die Gesamtbevölkerung gleichzeitig eine Zunahme von 14 vH erfuhr.

Diese stark vergrößerte Wohnungsnot trifft für den überwiegenden Teil der Bevölkerung Münchens zu; Fälle der ärgsten Überfüllung von Wohnräumen sind im Jahre 1925 in viel größerem Umfang aufgefunden worden als bei früheren Zählungen. Einen ungefähren Begriff davon gibt die Tatsache, daß 12028 Wohnungen (7 vH aller bewohnten Wohnungen) oder jede 14. Wohnung in München als überfüllt zu gelten haben. Es wohnen rd. 11 vH der Bevölkerung in solchen Wohnungen, wobei eine Überfüllung erst dann angenommen ist, wenn durchschnittlich drei und mehr Personen auf einen Wohnraum treffen. Ungefähr 40 Wohnungen fanden sich, in welchen sieben und mehr Menschen durchschnittlich auf einen Wohnraum trafen; ja, in einzelnen Fällen, 9 bis 11 Insassen. Dazu kommen noch 139 Haushaltungen mit 343 Personen, die überhaupt keinen eigentlichen Wohnraum als Unterkunftsmöglichkeit hatten: sie wohnten in Ladenlokalen oder Werkstätten, die zugleich als Gewerberäume galten, in Waschküchen, Räumen ohne Fenster ins Freie, in Autogaragen, Kegelbahnen, Speichern, Ställen, Bretterhütten, Wohnwagen, Eisenbahnwagen, Baracken usw.

Einige besonders erschreckende Beispiele von Wohnungselend, wie sie in den letzten Jahren in der Landeshauptstadt aus einem leider nur zu reichen amtlichen Material festgestellt wurden, mögen auch hier angeführt werden:

Der Fuhrmann K. hat für seine achtköpfige Familie nur einen 10½ qm großen Raum.

Die Schreinerseheleute M. bewohnen mit sechs Kindern zwei Räume von 10 und 18 qm.

Die Hilfsarbeiterin Sch. bewohnt mit vier Kindern beiderlei Geschlechts ein Zimmer von 5½ qm. Vorhanden ist nur ein Bett, das die Frau, die wieder vor der Entbindung steht, mit dem neunjährigen Sohne teilt.

Die Hausmeisterseheleute R. bewohnen mit sieben Kindern zwei Räume und Alkoven. In der Wohnung befindet sich noch ein Ehepaar als Untermieter. Der Abort muß mit 26 Parteien geteilt werden.

Der Ausgeher E. hat für sich, seine Frau und ein Kind nur eine Kammer von 4 qm Größe. Vorhanden ist nur ein Bett, das auch als Sitzgelegenheit dienen muß, da für Stühle kein Platz vorhanden. Ein schmales Fenster geht auf die Treppe hinaus. Ohne künstliches Licht ganz finster; gebrannt wird Kerzenlicht.

Der Invalide Z. bewohnt mit Frau, zwei Söhnen von 28 und 20 Jahren, drei Töchtern von , 19 und 30 Jahren ein Zimmer mit Küche.

Familie E., Mann, Frau und Kind. Eine kleine etwa 6 qm große, unbelichtete Kammer it Miniatur-Kochofen ist die Wohnung. Ein Bett, ein kleiner Tisch, ein Schrank füllen bst dem bis zur Zimmerdecke aufgehäuften Besitz der Familie den Raum, in dem nur ein eg von 25 cm frei ist. Jedesmal wurde die Familie vollzählig auf dem Bette sitzend getroffen; das ist der einzig mögliche Aufenthalt. Da die Kammer zudem stockfinster ist, uß stets eine Kerze gebrannt werden. Die Gesichter sind rauchgeschwärzt.

Das Ehepaar E. wohnt mit fünf erwachsenen Söhnen und Töchtern in einem Raum mit nem Fenster und einem etwa einen halben Meter hohen Kachelofen. Es kann nur ein Bett fgestellt werden. Kommoden und sonstige Möbel sind bis zur Decke aufeinander gelagert, r Rest der nicht unterzubringenden Möbel steht im Hauseingang aufeinandergetürmt. ne Matratze lehnt tagtäglich in der Mitte des Zimmers an einem Kasten; die zwei weiteren atratzen lehnen jahraus jahrein auf dem offenen Treppenhaus an der Wand. Einer der hne hat häufig Nachtdienst und kommt erst gegen Morgen nach Hause. In diesem Falle fert die kranke Mutter ihr warmes Bett und überläßt es dem heimkehrenden Sohne, der mit der 18jährigen Schwester teilt. Die Mutter schläft dann sitzend auf einem Stuhl.

Die Wohnung des Ehepaares R. ist die Hälfte eines Abortes, der in zwei Teile abgeteilt urde. Er faßt ein Bett und eine Kommode. Ein kleines schmales Fenster, eigentlich eine ücke, erhellt notdürftig den Raum; künstliches Licht fehlt. Das Kind, das in einer Schüssel w. Bratraine auf der Kommode lag, wurde eines Morgens tot auf seinem primitiven Lager funden, angeblich infolge Stickluft.

Familie G. mit zwei Kindern bewohnt eine unbeheizbare kleine Mezzaninkammer, eine t Holzverschlag, der knapp ein Bett und ein ganz kleines Kinderbett faßt, aber keinen uhl mehr. Mann, Frau und der Säugling belegen ein Bett; der Säugling wurde kürzlich eriert, bekam eine Kanüle in den Rücken eingefügt und schläft nun mit diesem Verband i den Eltern im Bette.

Familie K. mit acht Kindern, fast lauter Knaben von 1 bis 14 Jahren, wohnt in einem hlafraum mit drei Betten und einem Schneidertisch, welch letzterer allein von vier Knaben legt wurde, zwei auf der Ober- und zwei auf der Unterplatte. Das ganze ist Schneiderkstätte und zugleich Wohn-, Koch- und Waschraum der Familie.

2. Lockerung der Wohnungszwangswirtschaft

So sehr die seit etwa drei Jahren einsetzende Lockerung der Wohnungszwangswirtschaft im allgemeinen zu begrüßen ist, und auch eine gewisse Entlastung r mit der behördlichen Verteilung des Wohnraumes beauftragten Stellen mit sich achte, so ist doch unter dem Gesichtswinkel der Verhältnisse und Bedürfnisse r Stadt München und anderer Großstädte gesehen, die bayerische Wohnungsangelverordnung vom 28. Dezember 1926, in dem Bestreben zu lockern, mindestens weit gegangen, wie es, im Augenblick wenigstens, gerade noch an der Grenze des rträglichen liegt. Die Absicht noch weitere Lockerungen eintreten zu lassen, rd denn auch nicht nur von den Mietern mit guten Gründen stark bekämpft. enn neben den Erleichterungen, die sich daraus ergeben, stehen auch schwarze chatten für die Gemeinden. Es ist heute leichter als vor dem 28. Dezember 1926, äumungsurteile ohne Ersatzklausel, d. h. ohne Abhängigmachen der Räumung n der gleichzeitigen Beschaffung einer anderen angemessenen Wohngelegenheit t bekommen. Der Mieter kann also unter bestimmten Voraussetzungen auf die traße gesetzt werden. Daß in solchen Fällen die Gemeinde verpflichtet ist, die twendige Unterkunft zu geben, ist juristisch nicht bestritten. Daraus folgt für ünchen, daß es schätzungsweise jeden Monat etwa 20, vielleicht mehr, vielleicht eniger Familien zwangsläufig unterzubringen haben wird; die Mehrzahl davon äumungsbeklagte aus mangelndem Zahlungswillen oder mangelnder Zahlungshigkeit. Hier hat die Stadt insofern eingegriffen, als sie beschloß, bis zu 250 Ein- nd Zweizimmerwohnungen einfachster Art in eigener Regie in verschiedenen Stadtilen für diesen Zweck zu erbauen.

Eines der schwersten Probleme in der Großstadt ist die Unterbringung kindericher Familien. Sie sind meist doppelt geschlagen, weil bei ihnen der Aufwand r die allgemeine Lebenshaltung wesentlich höher ist, und weil der für gesundes ohnen notwendige Wohnraum von diesen Familien infolge der wirtschaftlichen chwäche meist nicht bezahlt werden kann. Diese Verhältnisse waren schon vor

dem Kriege gegeben; sie haben sich heute noch mehr zugespitzt, insbesondere soweit es sich um kinderreiche Familien handelt, die in Neubauten mit deren erheblich höheren Mietpreisen wohnen. Durchgreifende Erleichterung kann hier nur eine zentrale Regelung auf dem Wege der Gesetzgebung bringen. Die Gewährung von Kinderzulagen ist ein Notbehelf, der auch in der Privatindustrie oft dazu führt, daß kinderreiche Familienväter gegenüber kinderarmen oder kinderlosen zurückgesetzt werden. Eine Regelung auf dem Versicherungswege ist das Erstrebenswerte. Die Gemeinden können im einzelnen Fall nur durch Gewährung von Mietzuschüssen aus Mitteln der öffentlichen Fürsorge helfen; einige Gemeinden, besonders im rheinisch-westfälischen Industriegebiet, helfen auch durch Wohnbauten für Kinderreiche. München hatte vor dem Krieg einen Wohnungsfürsorgefond, wofür in den Haushaltplan 1918 erstmals 20000 M. eingestellt wurden. Der Fond ist der Inflation anheimgefallen. Seine Aufgabe war die Gewährung von Mietzuschüssen, die Beschaffung von Bettzeug und Möbeln. Auch die 1924 aufgelöste städtische Möbelfürsorge hat hier viel geleistet und — ohne Defizit abgeschlossen.

3. Die Neubautätigkeit

Die Neubautätigkeit in München wurde von 1919 bis 1923 fast ausschließlich von den gemeinnützigen Bauvereinigungen getragen; seit der Umstellung der Währung hat sich erfreulicherweise auch die private Bautätigkeit wiederum in steigendem Maße eingeschaltet. Derzeit werden für München ungefähr 80 vH Genossenschafts- und 20 vH Privatbauten erstellt, mit Ausnahme des sog. „Sonderbauprogrammes" vom Juli 1926, in welchem sich nur 20 vH Genossenschaftsbauten befinden. Dieses Sonderbauprogramm beruht auf dem Gedanken, daß München durch Erhöhung des Wasserzinses um 1 Pf. für den Kubikmeter für einen Rest des Rechnungsjahres 1926 eine Summe von 425000 M. gewann und gleichzeitig bestimmte, daß dieser Betrag zur teilweisen Verzinsung und Tilgung eines von den Banken und der städtischen Spar- und Girokasse zum Zwecke des Wohnungsbaues zu gebenden Kapitals verwendet wird. Damit wurde der Betrag dieser Gebührenerhöhung auf eine Reihe von Jahren zur Verzinsung und Tilgung eines 1926 verbauten Kapitals festgelegt; es war der Übergang vom Kapitaldeckungsverfahren zum Kapitalverzinsungs- und Tilgungsverfahren. Dieses System kann aber nicht immer wieder von neuem angewandt werden, denn jede Wiederholung des Verfahrens setzt die Erschließung einer neuen Einnahmequelle und deren Festlegung auf eine Reihe von Jahren voraus. Immerhin wird es möglich sein, diesen Versuch zu wiederholen und schon das wird sich auf dem Wohnungsmarkt auswirken[1]). Laut Beschluß des Stadtrats vom 15. 2. 1927 sollen 1927, 1928 und 1929 weiter je 3000 Wohnungen finanziert werden.

Zum Unterschied von diesem Sonderbauprogramm wickelt sich die Finanzierung von Wohnbauten aus der Mietzinssteuer in der Weise ab, daß das Erträgnis der Mietzinssteuer, soweit es für den Wohnungsbau Verwendung findet, auch alljährlich durch Hingabe von Darlehen an Baulustige verbraucht wurde, wobei das auf diese Weise bereitgestellte Baukapital durch erststellige Darlehen der Banken, Sparkassen und anderer Geldgeber gestreckt wurde. Darüber hinaus haben einzelne Gemeinden wie auch München noch durch Aufnahme von Darlehen oder durch Einstellung entsprechender Beträge in ihren Haushaltplan Mittel flüssig gemacht.

Hinsichtlich der Münchener Baugenossenschaften ist leider festzustellen, daß in den letzten Jahren, vielfach von Leuten mit rein spekulativen Absichten gefördert, eine Überproduktion eingetreten ist, die nicht nur eine Zersplitterung wertvoller Kräfte, sondern auch ein Nebeneinanderarbeiten bedeutet. Es ist klar, daß von den etwa 100 in München bestehenden Baugenossenschaften nur einige und nur gut geleitete im städtischen Bauprogramm berücksichtigt werden können. Wenige Baustellen und größere Anlagen verbilligen die Baukosten. Daneben wird vom städtebaulichen Standpunkt aus auch besonderer Wert auf die Schließung von

[1]) Vgl. auch Rechtsrat Dr. Karl Helmreich: „Die Krise im Wohnungsbau" in „Zeitschrift für Wohnungswesen in Bayern" 1926, Heft 7/8.

aulücken gelegt, wofür sich naturgemäß besonders Private interessieren. Auch die tadt selbst baut in der Nähe der großen städtischen Werke gemeindeeigene Wohnungen für Werkbeamte.

Neben der Sorge um die Unterkunft der Familien hat eine große Stadt auch die Verpflichtung, sich um geeignete Unterbringung der Ledigen zu kümmern. Gerade n München war von jeher ein hoher Prozentsatz alleinstehender Menschen, Zimmerieter oder Schlafgänger, vorhanden. Für manchen Vermieter ist diese Einnahme n willkommener Zuschuß zur Miete; in vielen Familien hat aber gerade die Aufahme von Familienfremden nicht nur zu weiterer räumlicher Beschränkung, ndern leider auch zur Zerstörung von Familienglück geführt. 1913 hat sich in ünchen der „Verein Ledigenheim e. V." gebildet, dem auch die Stadt angehört und em sie 1924 ein Darlehen von 900000 M. zur Erbauung eines Ledigenheims ir Männer gab. Das Heim, das 400 Menschen Unterkunft bietet, soll etwa Ende pril 1927 eröffnet werden.

Größer noch als die Not der Männer ist die Wohnungsnot der alleinstehenden werbstätigen Frauen. Um auch hier Abhilfe zu schaffen, hat der Stadtrat München n 3. 11. 26 bzw. 15. 2. 27 beschlossen, aus dem letztjährigen dritten und aus dem sten diesjährigen Bauprogramm einen Betrag von rd. 700000 M. zum Bau eines eimes für erwerbstätige Frauen bereitzustellen. Als ausgesprochener Zweckbau it allen modernen Einrichtungen wird es der Stadt München den Ruhm bringen, as weibliche Ledigenheim in Deutschland gefördert und ermöglicht zu haben.

Ein Überblick über die in München, in Bayern und im Reich 1919 bis 1926 nanzierten Neubauwohnungen gibt ungefähr folgendes Bild:

Jahr	München	Bayern	Reich
1919	2283	10951	56704
1920	716	13573	103094
1921	726	17641	123223
1922	342	16954	146615
1923	221	12270	118333
1924	1428	13398	106502
1925	1698	14000	151000
1926	2529	15000	ca. 155000

Die Wohnungszählung von 1925 hat keinen zuverlässigen Aufschluß gebracht, ieviele Wohnungen in München heute fehlen. Auch die für Mai 1927 geplante Reichsohnungszählung wird ihn kaum bringen, da zwischen Aufnahme, Verarbeitung nd Veröffentlichung der Statistik zu lange Zeiträume liegen. Man wird aber nach chätzungen, die auf Erfahrungstatsachen begründet sind, annehmen dürfen, aß sich ungefähr die Hälfte der beim Wohnungsamt vorgemerkten Personen in bjektiver Wohnungsnot befindet. Das würde für München einen **dringenden Bedarf n 12000 Wohnungen** bedeuten. Diese Zahl umschließt nach dem gegenwärtigen nanziellen Leistungsvermögen der öffentlichen Hand einen Bauzeitraum von bis 5 Jahren, ungeachtet und ungerechnet den von Jahr zu Jahr anfallenden euen Bedarfs. Eine entsprechende Mietsteigerung würde wohl die private Bauitigkeit anregen. Sie stößt aber naturgemäß solange auf den schärfsten Widerruch der Berufs- und Interessenorganisationen, als damit nicht gleichzeitig auch ne entsprechende Lohn- und Gehaltserhöhung gewährleistet wird.

4. Wohnungsergänzungen

Einen wesentlichen Bestandteil gemeindlicher Wohnungsfürsorge bilden wie in allen Großstädten, so auch in München, die sog. Wohnungsergänzungen. Gerade ünchen hat auf diesem Gebiete seit Jahrzehnten Erhebliches geleistet. In 43 orten werden Tag für Tag 3200 Kinder beaufsichtigt. Wenn man die städtische chulspeisung, die in München bis in das letzte Viertel des 18. Jahrhunderts zurückicht, erwähnen darf, so ist zu sagen, daß dort täglich etwa 5000 Kindern die ohnungsnot im elterlichen Heim durch ein einfaches Mittagessen in sauberen äumen und froher Umgebung einigermaßen erleichtert wird. Auch 2 Lese-

hallen und 9 Kinderlesehallen, vorab zwar auf dem Gebiete allgemeiner gemeindlicher Bildungsarbeit liegend, helfen bei nützlicher Unterhaltung in angenehmen Räumen wenigstens für Stunden über düstere Wohnungsverhältnisse hinweg. Einen besonderen Wert als Wohnungsergänzungen bilden 9 öffentliche Bäder, auf deren Ausbau gerade in den letzten Jahren viel Sorgfalt verwendet wurde.

Größere Städte haben in den Grünflächen Lungen geschaffen und machen so mißliche Wohnungsverhältnisse einigermaßen erträglicher. München hat im Jahre 1924/25 auf den Kopf der Bevölkerung gerechnet 3,5 Quadratmeter städtische und 7,8 Quadratmeter staatliche, gärtnerisch gepflegte Grünfläche. Zu den sozial und als Wohnungsergänzungen wertvoll zu bezeichnenden Grünflächen gehören weiterhin die Plätze für Spiel und Sport, deren München 1673616 Quadratmeter aufweist. Sie haben wesentlich dazu beigetragen, daß die Tuberkulose, als Folge schlecht befriedigter Wohnungsverhältnisse, gerade in den letzten Jahren nicht eine noch größere Ausbreitung gefunden hat. Ein besonderes Wort darf noch dem Kleingartenwesen gewidmet werden, das auch in München besonders während der Kriegszeit und nicht zuletzt durch die Initiative von Oberlehrer Freytag zur Blüte gekommen ist. Heute trifft in München auf 93 Einwohner ein Kleingarten.

Mehr auf dem Gebiete sozialer und charitativer Hilfspflicht und Hilfsbereitschaft der Städte, als auf dem der Wohnungsergänzungen liegt die Unterkunft und Unterbringung von bedürftigen Gemeindeangehörigen in Spitälern, Stiften, Heimen usw. Trotzdem ist heute ein enger Zusammenhang mit der Wohnungsfrage schon insofern gegeben, als auch München jene Anwärter auf Anstalten bevorzugt, die eine Altwohnung untermieterfrei zur Verfügung stellen.

Eine besondere Lösung erfordert die Wohnungsversorgung der zahlreichen durch Krieg und Inflation verarmten Angehörigen des Mittelstandes, meist älterer Personen. Sie sind häufig noch von früher her im Besitz guter und geräumiger Wohnungen, aber nicht mehr in der Lage, den Mietzins zu bezahlen. Die Untervermietung möblierter Räume bringt einen unsicheren, häufig auch mit großen Anstrengungen verknüpften Verdienst. Um diesen Leuten ein sorgenfreies Alter zu sichern und gleichzeitig die von ihnen bisher bewohnten Wohnungen dem Wohnungsmarkt zu gewinnen, hat sich ein Verein „Altersheim e. V." zum Ziel gesetzt, an der Äuß. Wienerstraße ein Heim zu errichten, das etwa 150 Personen Unterkunft bieten soll. Der Stadtrat München hat in Würdigung der Bestrebungen des Vereins zur Errichtung des Heims ein mäßig verzinsliches Hypothekdarlehen von 375000 Mark gewährt.

Neben solchen besonderen Aufgaben der Städte auf dem Gebiete des Unterkunftswesens muß ein gut geleitetes Gemeinwesen auch darauf bedacht sein, jeden ihm möglichen Einfluß auszuüben, den durchreisenden Fremden, also den Gästen der Stadt im weitesten Sinne, den Aufenthalt so angenehm wie möglich zu machen und damit auch die eigene Steuerkraft zu heben. Bestimmte Gebiete in unserem deutschen Vaterlande sind besonders vom Fremdenverkehr begünstigt; dazu gehört auch München. Heute, wo die ärgsten Wunden aus Krieg und Nachkriegszeit wieder allmählich vernarben, sucht München seinen Gästen den Aufenthalt so angenehm wie möglich zu machen. Darüber hinaus hat es aber auch den Ehrgeiz, ein anziehender Punkt für den Daueraufenthalt steuerkräftigen Publikums zu sein, das nicht auf die ohnehin schon begehrten billigeren Wohngelegenheiten unserer wohnungsbeschränkten Mitbürger angewiesen ist.

Das Endziel, die restlose Behebung der Wohnungsnot, liegt auch für München noch ziemlich fern. Harte wirtschaftliche Tatsachen stehen durchgreifendem Handeln hemmend entgegen. Um so mehr sind alle Berufenen verpflichtet, die warme Sonne der Hoffnung hineinzutragen in die engen, kleinen licht- und wärmearmen Stuben. Denn die deutsche Familie ist siech und krank geworden, weil Wohnungsnot und Wohnungselend sie zusammengepreßt und — kleiner gemacht hat. Schon deshalb müssen wir sie wieder in erträgliche Wohnungsverhältnisse bringen. Das ist heute die größte und die wichtigste Aufgabe.

Städtebau und Wohnungsfürsorge

Von Stadtbaurat Ernst May in Frankfurt a. M.

Als Camillo Sitte vor kaum 40 Jahren sein Aufsehen erregendes Werk über „Städtebau" schrieb, befaßte er sich noch fast ausschließlich mit ästhetischen Fragen, Platzgestaltung, der günstigsten Lage für Monumentalbauten im Stadtbilde u. dgl. Inzwischen haben sich die Verhältnisse hauptsächlich infolge der ungeahnten Entwicklung des Verkehrs so grundsätzlich verschoben, daß wir die einseitige ästhetische Einstellung zum Städtebau nicht mehr anerkennen können. Längst haben wir erkannt, daß die schönsten Platz- und Straßenbilder das Aufblühen oder den Rückgang eines Stadtkörpers in keiner Weise beeinflussen und daß den wirtschaftlichen Bedingungen die entscheidende Rolle bei der Entwicklung des Stadtkörpers beizumessen ist. Die Wirtschaftlichkeit einer Stadt, die man messen könnte an dem jährlich je Kopf der Bevölkerung erzielten Reingewinnn, ist von ihrer geographischen Lage, der Entwicklung des Verkehrs zur Stadt und in der Stadt und dem Gedeihen der Hauptproduktionsquellen abhängig. Von einschneidender Bedeutung ist auch die Zusammensetzung der Bevölkerung, denn je gesunder und intelligenter, je leistungsfähiger sie ist, um so eher wird es ihr gelingen, nach dem Taylorschen Grundsatz mit einem Mindestmaß an Arbeitsaufwand ein Höchstmaß an Arbeitsleistung zu erzielen. Die Gesundheit der Stadtbevölkerung ist also die wichtigste Voraussetzung für ihr Gedeihen, ihre Erhaltung und Förderung wichtigste Aufgabe des Städtebauers. Das kann in einer Zeit, in der der Städte-Imperialismus zu einem ungesunden Wettbewerb zwischen einzelnen Großstädten geführt hat, nicht genug hervorgehoben werden. Wir bauen die Städte nicht, damit Monumentalstraßen finanziert, mächtige Versorgungsleitungen wirtschaftlich gestaltet werden können, sondern damit sich die Menschen in ihnen wohlfühlen.

Die Entwicklung der Großstädte hat leider infolge der in der Mitte des letzten Jahrhunderts plötzlich einsetzenden Industrialisierung Formen angenommen, welche dieser Grundforderung zuwiderlaufen. Sir Chambers schildert die Entwicklung treffend, wenn er sagt, „daß die Großstadt von heute zunächst eine Auswahl der Tüchtigsten trifft, um sie dann zu vernichten". Tatsächlich beweist die Statistik, daß das Wachstum der Groß- und Riesenstädte schon lange nicht mehr aus eigener Kraft erfolgt, sondern daß nur der unaufhaltsame Zustrom der Landbevölkerung und die damit verbundene Auffrischung des Blutes eine schnelle Entartung hintanhält. In Deutschland betrug noch 1870 das Verhältnis der Großstadtbevölkerung zur Gesamteinwohnerschaft des Landes 1 : 20, 1910 hatte es sich bereits in 1 : 5 umgewandelt. Heute sind keine Anzeichen dafür vorhanden, daß der Zustrom vom flachen Lande her sich verringerte, trotzdem von Reichs und Staats wegen eine gründliche Arbeit zur Förderung der Binnensiedlung eingesetzt hat.

Die Ansammlung der Bevölkerung in Groß- und Riesenstädten wird auch in den nächsten Jahrzehnten andauern, mag man sie begrüßen oder beklagen. Unter diesen Voraussetzungen ist es Aufgabe des Städtebauers, dem Menschen in den Knotenpunkten menschlicher Siedlung Lebensverhältnisse zu schaffen, die ihm ein gesundes und auskömmliches Dasein sichern. Wenn wir Tiere in der Gefangenschaft pflegen, so suchen wir ihnen die natürlichen Lebensverhältnisse, in denen sie geboren wurden, möglichst getreu wiederzugeben. Leider hat man das beim Menschen nicht getan und ihn, der an sich schon in der Großstadt meist an ungesunde einseitige Arbeit gebannt ist, besonders in der ersten Zeit des gewaltigen Industrieaufschwungs in Mietskasernen eingesperrt, die von Luft und Sonne oft nur notdürftig durchflutet, die ursprünglich so enge Verbindung mit der Scholle gänzlich ausschalten. Die Folgen solcher Zusammenpferchung, die besonders in Amerika die ungesündesten Ausmaße annahm, sind aus Statistiken über Verbreitung der Tuberkulose oder Geschlechtskrankheiten, erhöhte Säuglings-

sterblichkeit, Zunahme des Verbrechertums usw. bekannt. Seit Jahrzehnten sind auch Städtebauer, Sozialpolitiker und Hygieniker leidenschaftlich für eine Sanierung dieser ungesunden Zustände eingetreten, ohne daß bis heute eine wirkliche Besserung zu verzeichnen wäre. Schon bei dem Groß-Berliner Wettbewerbe 1910 wurden von Eberstadt, Möhring und Petersen Vorschläge für Auflockerung des Stadtbildes durch Einführung fächerförmiger Grünflächen nach dem Stadtkerne gemacht und weitere Vorschläge für eine Herabstaffelung der Bebauung. Schon vordem hatten englische Wohnungsreformer, insbesondere Howard und Unwin, den Gartenstadtgedanken tatkräftig gefördert und mit der Gartenstadt Letchworth die erste wirtschaftlich selbständige Gartenstadt durchgeführt. Von diesen Tagen an ist der Ruf nach Auflockerung der Großstädte und nach Schaffung gesunder Wohnungen mit Gartenland unmittelbar beim Hause nicht mehr verstummt. Da der Berliner Wettbewerbsvorschlag nur zu Kompromissen führen konnte, machte ich bei dem Wettbewerb für einen Bebauungsplan für Groß-Breslau 1922 den Vorschlag, die Stadterweiterung insofern auf eine neue Grundlage zu stellen, als die einzelnen Erweiterungskörper gänzlich von der abzurundenden Kernstadt abgetrennt und in Freiland eingelagert werden sollten. Auf diese Weise würde dem planlosen Anwachsen der Großstädte ein Ende gemacht und ein Ring von Kleinstädten und Mittelstädten um die Kernstadt gelegt, die jede für sich in gesündester Weise aufgebaut werden könnten. Sie böten ihren Bewohnern Bequemlichkeiten bezüglich Schulen, Läden sowie Arbeitsgelegenheit in Nähe der Wohnung, so daß sie nicht mehr genötigt sind, die verstopften Kernstädte mehr als notwendig zu belasten. Schnellbahnverbindungen, Autobuslinien usw. böten Gelegenheit, um der Bevölkerung diejenigen Einrichtungen, die die Trabantenstadt nicht tragen kann, zugänglich zu machen. Das Freiland, das von jeder Wohnung aus in Kinderwagenentfernung leicht zu erreichen wäre, hätte Park- und Spielplätze, Bäder und Kleingärten aufzunehmen, in erster Linie aber Intensivgärtnereien und landwirtschaftlichen Intensivbetrieben zur Erzeugung der Frischnahrungsmittel zu dienen, die in den benachbarten Siedlungsgebieten verbraucht würden. Ein Beispiel, das eben in Frankfurt a. M. in der Durchführung begriffen ist, zeigt die Verwirklichung eines solchen Trabantensystems, wobei allerdings das Problem der verwaltungsmäßig und wirtschaftlich selbständigen Stadt nicht berührt wird, da die Trabantensiedlungen um Frankfurt a. M. zunächst auf Frankfurter Hoheitsgebiet errichtet werden. Das Tal der Nidda, eines Nebenflusses des Maines, wird zwischen Eschersheim und Rödelheim zu einem ausgedehnten Volkspark ausgestaltet. Längs der leicht ansteigenden Hänge, die dieses Becken umgeben, werden terrassenförmig gestaffelt die Trabantenbezirke gelagert.

Das Gesamtschema der städtebaulichen Gestaltung der Großstadt und ihrer Erweiterungsbezirke ist letzten Endes bestimmend für die Möglichkeit der Durchführung einer gesunden Wohnungsfürsorge. An Städtebauplänen in sorgfältiger Durcharbeitung leiden wir heute keinen Mangel, es fehlt an Taten. Um praktischen Städtebau treiben zu können, ist wiederum Voraussetzung eine soziale Bodenpolitik. Die für einen gesunden Wohnungsbau entscheidende Frage der Herabzonung der Bebauungshöhe und der Zuteilung von Gartenland unmittelbar beim Hause ist letzten Endes nur eine Frage der Beschaffung preiswerten Baulandes. Auf Gelände von 15 bis 30 M. je qm Bauland können wirtschaftliche Flachsiedlungen nicht errichtet werden, vielmehr ist es notwendig, daß die Preise zu dem Zeitpunkt festgelegt werden, in dem das Gelände sich noch in erster Hand befindet, also in landwirtschaftlicher Nutzung. Unter Ausschaltung jeden Zwischenhandels muß der Boden der Siedlung zugeführt werden, dann werden auch wieder die Großstädte in die Lage versetzt sein, an ihrer Peripherie ausgedehnte Flachsiedlungen errichten zu können. Gleichzeitig wird eine solche Dezentralisationspolitik die durch Spekulation hochgetriebenen Bodenpreise im Stadtinnern herabdrücken. Neben dieser Auflockerungspolitik ist eine allmähliche planmäßige Abrundung des Stadtinnern durchzuführen, damit die vorhandenen Straßen ausgenutzt werden, denn anders

würde dem Gesetz der notwendigen Wirtschaftlichkeit aller städtebaulichen Planung widersprochen. Da hier in der Regel mehrgeschossige Miethausbauten zur Errichtung kommen werden, wird dadurch gleichzeitig eine gesunde Ergänzung zu den Flachbauten in den Außenbezirken geschaffen. Ohne Not sollten aber auch in der Innenstadt mehr als drei, an breiten Geschäfts- und Verkehrsstraßen vier Geschosse nicht zugelassen werden und die Auflockerung auch in der Nähe des Stadtinnern wenigstens soweit gefordert werden, daß auch die Mietwohnungen unmittelbar beim Hause mit genügend Freiland ausgestattet werden. Der Schrebergarten ist kein Ersatz für den unmittelbar beim Haus gelegenen Garten, denn der gehetzte Großstädter ist nicht in der Lage, neben den notwendigen Wegen von und zur Arbeitsstätte auch noch längere Strecken zum Gartenland zurückzulegen. Vielfach wird den Verfechtern des Gartenlandes beim Hause entgegengehalten, die heutigen Großstädter seien Nomaden und deshalb nicht mehr zu irgendwelcher Arbeit in ihren Gärten gewillt. Darauf ist zu erwidern, daß die Gartenarbeit und die Bewegung des Körpers in freier Natur unabhängig von der Frage der Seßhaftigkeit immer brennender wird, je aufreibender die Tagesarbeit sich gestaltet. Man wird allerdings von den Gartenbesitzern nicht durchweg verlangen können, daß sie intensive Gemüsezucht o. dgl. betreiben, sondern wird es vielfach dem Bedürfnis des einzelnen überlassen, ob er sich mit Obst- oder Blumenzucht beschäftigen will oder den Garten gar nur als Erholungsstätte betrachtet.

Wenn zu Beginn dieser Ausführungen darauf hingewiesen wurde, daß die Wohnungsfürsorge in der Großstadt in erster Linie unter dem Gesichtspunkte weitsichtiger Wirtschaftlichkeit zu betrachten sei, so ist nicht außer acht zu lassen, daß auch die städtebaulich ästhetischen Belange erfüllt werden müssen. Seit Jahrzehnten bot sich dem Städtebauer keine günstige Gelegenheit zur Verwirklichung seiner Planungen, denn ästhetisch einwandfreie Städtebilder sind nur durchzuführen, wenn das gesamte Baugelände für einen größeren Siedlungskomplex in einer Hand liegt. Die Beeinflussung privater Bauunternehmer durch Bauberatungsstellen auf Grund noch so vollendeter Bauordnungen bleibt solange Lückenwerk, als unser Erbteil aus der Verfallzeit des Städtebaues im letzten Jahrhundert, die übertriebene Individualisierung ohne Gemeinsinn, nicht einer neuen klaren Baugesinnung gewichen ist. Der heutige Wohnungsbau ist, berücksichtigt man die modernen Lebensbedingungen des einzelnen wie der Masse, etwas so gänzlich Neues — es sei nur auf die Bedeutung der Herausarbeitung des Kollektiven in den modernen Großsiedlungen hingewiesen — daß wir es endlich ablehnen sollten, Wohnungsfürsorge mit „auf neu gearbeiteten" eklektischen Mäntelchen zu behängen. Die Typenreihung in klarer Einstellung zur besten Besonnungsrichtung gibt dem Wohnungsbau in der Großstadt das Gepräge. Man klagt, durch solche Typisierung würden die Gemütswerte verkümmert. Dagegen ist zu sagen, daß der Typenbau so alt ist wie die Menschheit. Unsere bürgerliche Baukunst um 1800 war denkbar zurückhaltend, die Typensiedlung Friedrich des Großen von schlichter Bescheidenheit. Wer wollte behaupten, unsere Vorfahren in jenen Tagen hätten keine Gemütswerte besessen? In politischen, wirtschaftlichen und religiösen Fragen ist unser Volk so außerordentlich bescheiden, daß es sich an wenigen Leitsätzen genügen läßt. Warum im Wohnungsbau die Mannigfaltigkeit so sehr betonen? Wenn hundert Menschen in und denselben Wohnungstyp bezögen, so wird nach der Einrichtung in wenigen Stunden jeder einzelne die Individualität des Bewohners genügend bezeugen.

Moderne Konstruktionsgesetze drängen zu immer rationellerer Herstellungsweise der Wohnungen. Wir sollten diese Entwicklung nicht hemmen, sondern mit allen Mitteln fördern, denn nur wenn es gelingt, den Wohnungsbau zu verbilligen, werden wir in der Lage sein, auch der breiten Masse der minderbemittelten Bevölkerung die Wohnungsform zu schaffen, die ihr ein gesundes, sittliches Leben sichert, denn das bedeutet Städtebau[1]).

[1]) Vgl. hierzu auch den Aufsatz von Lübbert in diesem Heft.

Freie Bautätigkeit

Von Stadtrat Paul Liebergesell, Architekt und Baumeister in München

Während die meisten Mitarbeiter dieses Heftes Anhänger einer irgendwie staatlich geregelten oder gestützten Bautätigkeit sind, gibt der folgende Beitrag unsern Lesern Gelegenheit, die Anschauungen derjenigen Kreise kennen zu lernen, die eine Besserung der furchtbaren Wohnungsnot von der freien Wirtschaft erwarten. D. Schr.

Alles Rückschauende hat in der Wirtschaft wenig Wert. Andere Zeiten, andere Lebens- und Wirtschaftsbedingungen. Wir sind Kinder der jeweiligen Umwelt, über die wir nicht hinauskönnen, die wir aber während der kurzen Spanne unserer Tätigkeit ein Stück weiter entwickeln sollen.

Früher gab es Überfluß an Wohnungen. Früher war der Kapitalsmarkt so reichlich, daß der solide Baumeister mit 15 bis 20 v.H. Eigenkapital, der unsolide rein mit Kredit der Banken und der Handwerker bauen konnte. Neubauten wurden leicht verkauft, da die 20 v.H. Eigenkapital sich leicht zu 7 bis 9 v.H. verzinsten, was im Vergleich zu anderen Vermögensanlagen von $3^1/_2$ bis 4 v.H. hoch war und den Stand des sog. Kleinrentners hervorrief.

Nun gibt es seit Kriegsbeginn, also seit zwölf Jahren, keine freie Bautätigkeit mehr. Nach zehn Jahren ohne Neuschaffung trat der Bedarf zu einer Zeit ein, wo der Kapitals- und Geldmarkt durch Krieg und Inflation völlig vernichtet, Deutschland verarmt war. Der Staat mußte sich aus sozialen Gründen der Wohnungsbeschaffung annehmen durch Schaffung von Wohnungen aus öffentlichen Mitteln und Begünstigung der sog. gemeinnützigen Baugenossenschaften, darüber hinaus durch Schaffung neuen Unternehmerwettbewerbs, durch Begünstigung sozialer Bauhütten, die unter Ausschluß des berufenen Gewerbes von den Baugenossenschaften Aufträge erhielten. Zahlreiche derartige Gebilde sind wegen unfruchtbaren Arbeitens, zu dem wegen des Wettbewerbs leider vielfach auch das Baugewerbe verurteilt war, zur unfreiwilligen Liquidation verurteilt worden. Alles unter besonderer Hervorhebung einseitig sozialpolitischer und politischer Momente.

Der Baumeister ist überflüssig, er will ja sogar etwas verdienen.

Aber alle bisherigen Lösungen mit behördlich finanziertem Wohnungsbau haben die Wohnungsnot nicht beheben können, eine Beendigung ist nirgends in Sicht. Abhilfe kann nur geschaffen werden durch Freimachung lebendiger wirtschaftlicher Kräfte, auch auf dem Wohnungsmarkt, der heute noch als einziges großes Wirtschaftsgebiet der öffentlichen Zwangsbewirtschaftung unterliegt. Es muß wieder ein Markt hergestellt werden.

Man hat das freie Privatkapital vom Immobilien- und Baumarkt förmlich verdrängt. Erst enteignete der Staat die Hypothekengläubiger mit 75 v.H. und setzte sich durch die Mietzinssteuer an deren Stelle. Heute ruhen 48 v.H. aller Mieteinnahmen als unsichtbare erste Hypothek auf dem alten Hausbesitz als Steuer.

Aber das genügt noch lange nicht. Staatssekretär Prof. Dr. Popitz, der Schöpfer des neuen deutschen Steuersystems, hat ein raffiniertes Netz über- und ineinandergreifender Realsteuern auf diesen schwer belasteten Hausbesitz gelegt, auch auf die Neubauten. Hierdurch ist dem Privatkapital jeder Anreiz zum Bauen genommen.

Da gibt es noch eine jährliche Vermögenssteuer von $^1/_2$ v.H., eine langsame Enteignung; für industrielle Hausbesitzer die Industriebelastung, für Gewerbetreibende die Gewerbesteuerkapitalsanlage, bei Todesfall Erbschaftssteuer auch für Kinder dazu die hohen Gemeindelasten, besonders verschärft durch den abgedrosselten Finanzausgleich der Länder, Wertzuwachssteuer und hohe, viel zu hohe Umschreibgebühren auch von den Schulden, in München z. B. 8 v.H., mehr oder weniger ähnliche Hundertsätze überall in Deutschland.

Nur ein Beispiel über die konfiskatorische Art der hohen Umschreibgebühren. Im Frieden und auch heute hat der Hausbesitzer 15 bis 20 v. H. Eigenkapital, also 30000 bis 40000 M. bei einem Objekt von 200000 M. Will er diesen Betrag durch Verkauf des Anwesens flüssig machen, so muß er davon in München 8 v. H. Umschreibgebühren (Staat und Notar 4 v. H. + Stadt 4 v. H.) bezahlen oder 16000 M. Dazu u. U. noch die übliche Vermittlerprovision von 3 v. H., mit anderen Worten, er verliert von seinem Vermögen von 30000 bis 40000 M. rund 16000 M.! Und da glaubt noch jemand, es würde sich Privatkapital für den Wohnungsbau interessieren, heute, wo Goldpfandbriefe zu 6 bis 8 v. H., Dollaranleihen zu 7 v. H. jedes Vermögen sicher und verschwiegen anzulegen gestatten. Es ist ausgeschlossen, daß in kurzer Zeit ein wirtschaftlicher Wert zuwächst, der diese Abgabe erträglich oder auf den Käufer abwälzbar macht, schon deshalb nicht, weil ja die Mieten in allen auf Vorschuß geschaffenen Neubauten nicht frei zu steigern sind. Warum fehlen diese Abgaben bei Wertpapieren? Weg mit ihnen, vor allem bei Neubauten des nächsten Jahrzehnts!

Für den Entschluß, Vermögen zu verbauen, ist eine gerade, ehrliche Steuerfreiheit auf mindestens 15 Jahre zu verlangen, die nicht erst durch Verwaltungsgerichte ausgelegt werden muß und die Vermögens-, Zuwachs- und Erbschaftssteuern für alle Neubauten umfassen muß, auch für reich ausgestattete, die gerade besonders notleidenden, hochwertigen Gewerben Arbeit und Brot bringen.

Wir müssen wieder eine Käuferschicht entstehen lassen, die Neubauten erwirbt. Der Baumeister muß seinen Verdienst, sein Vermögen wieder flüssig machen können. Ich befinde mich im Gegensatz zu all denen, die glauben, einen Gewinn am Häuserbau verurteilen zu müssen, die sich nur gemeinnützige, ohne Gewinn arbeitende Gesellschaften als Besitzer denken. Der Staat lebt vom Verdienst der Wirtschaft, den er besteuert, er lebt in einer Wirtschaft mit Gewinn und Umsatz besser als in einer ohne solchen.

Wir haben zwei Teuerungsquellen, welche die Entwicklung der freien Wirtschaft auf dem Baumarkt hemmen: einmal die Steigerung des Hypotheken-Zinsfußes, früher 4 v. H., nunmehr $6^1/_2$ bis 7 v. H., also eine Steigerung von 60 bis 70 v. H.; dann die Steigerung der Baukosten (Löhne und Material) von ebenfalls 50 bis 60 v. H. Beides zusammen ergäbe eine Mietsteigerung von erheblich mehr als 100 v. H., was ganz untragbar erscheint, da der allgemeine Teuerungsindex, auf welchen Gehälter und Löhne abgestimmt sind, nicht die gleiche Steigerung aufweist. Gehalt- und Lohnempfänger können keine höheren Mieten zahlen, als ihre Entlohnung gestiegen, und das ist bei den meisten 30, höchstens 50 v. H.

In Nr. 17 vom 21. Januar 1927 „Der Deutsche Volkswirt" von Dr. Elsas, Vorstandsmitglied des Deutschen Städtetages, findet sich eine lehrreiche Zusammenstellung der verschiedenen Vorschläge zur Lösung des Problems, wie sie von Arbeitgeber- und Arbeitnehmerverbänden und Kommunalverbänden vertreten werden. Es würde den Rahmen überschreiten, auf diese einzugehen. Feststeht: Die Verbilligung des Bauens durch Gewährung öffentlicher Zuschüsse ist augenblicklich noch nicht vermeidbar.

Hinzuarbeiten ist auf eine Lösung, diese öffentlichen Zuschüsse in eine wirtschaftlich zweckmäßige Organisationsform zu bringen. Beachtenswerte Vorschläge liegen aus letzter Zeit verschiedene vor, namentlich von Geheimrat Dr. Schwartz, Präsident der Preuß. Zentral-Boden-Kredit-Anstalt im Bank-Archiv vom 15. I. 1927 und von Dr. Weidemann, Direktor der Westdeutschen Boden-Kreditanstalt, im Bank-Archiv vom 1. I. 1927. M. E. ist folgendes Ziel im Auge zu behalten:

1. Für Neubauten ohne direkte Zuschüsse sehr weitgehende langjährige Steuerfreiheit, Umschreibgebührensenkung, wenn nicht Freiheit davon, Übernahme der Straßenlasten durch die Gemeinde. Die dadurch geschaffenen Erleichterungen würden eine nicht zu unterschätzende Anregung der Privatinitiative bedeuten. Diese ist aber aus dem Grunde besonders zu fördern, weil durch die von ihr zu schaffenden Neuwerte der Bau-Wohnungsmarkt nach und nach wieder näher dem

ihm heute fehlenden Marktbegriff gebracht wird. Namentlich der hochwertige Wohnungsbedarf wäre auf diese Deckung zu verweisen.

2. Für den Wohnungsbedarf der breiten Masse mit Zuschußfinanzierung ist größere Beweglichkeit der Zuschußbedingungen unbedingt erforderlich. An Stelle der Kapitalshingabe die Zinsverbilligung und Kapitalsgarantien der zweiten Hypotheken bis 80 und 85 v. H. Hierzu ist sehr starke Schuldentilgung notwendig, um auch von dieser Seite an den freien Markt zu kommen und um nicht das Eigenkapital des Baumeisters zu gefährden. Sobald die Überteuerung getilgt, müssen alle Hemmungen fallen, damit Mieten und Häuserpreise sich gegenseitig in ihren Wechselwirkungen ausgleichen können.

Das größte Hemmungsmoment sind dabei die derzeit zu niedrigen Mieten der alten Häuser, die heute noch 40 v. H. unter dem allgemeinen Teuerungsindex liegen. Die schrittweise Anpassung dieser Mieten an die neuen ist deshalb unvermeidlich, kann aber praktisch nur durchgeführt werden, wenn die allgemeine Wirtschaft die Lohn- und Gehaltssteigerung tragen kann. Wenn auf diesem Gebiet auch vorsichtig vorgegangen werden muß, so dürfte eine Lohn- und Gehaltserhöhung wohl möglich erscheinen, weil vielfach angenommen wird, daß die namentlich im Jahre 1926 gesteigerte allgemeine Konjunkturkurve eine entsprechende Steigerung der Lohnkurve noch nicht überall ausgelöst hat. Wie weit das richtig ist, wird nur auf Grund eingehender Ermittlungen festgestellt werden können. Ins einzelne gehende Vorschläge überschreiten den Rahmen dieses Aufsatzes. Sie müssen aufgebaut werden auf neuestes und genaues statistisches und sonstiges Material, dessen Beschaffung und Verarbeitung von privater Seite kaum möglich ist.

Landarbeitersiedlung

Von Regierungspräsident Hans Krüger in Lüneburg

Die ländliche Siedlung wird seit 40 Jahren in Deutschland, und zwar besonders in Preußen, staatlich gefördert. Sie soll der starken Abwanderung vom Lande entgegenarbeiten, die vor allem im deutschen Osten zu beobachten ist. In den letzten Jahren vor dem Kriege sind nach zuverlässigen Schätzungen jährlich etwa 350000 Menschen vom Land in die Städte und Industriebezirke abgewandert. Mehr als 200000 kamen aus dem dünn bevölkerten Osten. Diese Abwanderung ist von der größten Bedeutung für Volk und Staat. Sie gibt der Gliederung und Verteilung der Bevölkerung in den letzten Jahrzehnten das Gepräge und bestimmt so die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse in Industrie und Landwirtschaft.

Die sogenannte Landflucht ist in allen Kulturländern bei wachsender Industrie zu beobachten. Sie ist begreiflich und bis zu einem gewissen Grade notwendig. Die landwirtschaftliche Arbeit stellt an den Arbeiter oder Bauern schwere Anforderungen und gibt ihn häufig den Unbilden der Witterung preis. Sie ist mühevoll und beschwerlich, zumal eine so regelmäßige Begrenzung der Arbeitszeit wie in der Industrie in der Landwirtschaft nicht möglich ist. Es ist daher verständlich, daß viele Landarbeiter die Arbeit in der Industrie vorziehen. Dazu ist die Industrie in den Städten angesiedelt, die kulturell meist mehr bieten als das Land. Außerdem kann eine aufstrebende Industrie verhältnismäßig mehr Menschen beschäftigen als die Landwirtschaft. Soll sie genügend Arbeitskräfte haben, so ist sie auf einen gewissen Zuzug vom Lande angewiesen. Wenn so eine gewisse Abwanderung vom Lande durchaus normal und wünschenswert ist, so ist doch in Deutschland das erwünschte Maß bei weitem überschritten. Manche Kreise haben soviel Einwohner verloren, daß die Bevölkerungszahl 1910 geringer war als 1870. Es fehlte daher an Arbeitskräften, und auf Drängen der Landwirtschaft hatte die Reichsregierung seit

1890 in zunehmendem Umfang fremde Wanderarbeiter zugelassen. In dem letzten Jahr vor dem Kriege hat die Landarbeiter-Zentrale 385000 derartige Landarbeiter — überwiegend aus Rußland und Galizien — legitimiert. Die Zahl der tatsächlich beschäftigten Arbeiter ist aber wahrscheinlich noch erheblich größer gewesen.

Die Inhaber der großen Güter haben die fremden Wanderarbeiter nicht nur deswegen gern beschäftigt, weil Mangel an einheimischen Kräften bestand, sondern auch deswegen, weil bei dem Fortschreiten der ländlichen Betriebsweise in den letzten Jahrzehnten die Winterarbeit immer geringer geworden ist, so daß für ständige Arbeiter nicht immer genügend Arbeit vorhanden war.

So vorteilhaft die Beschäftigung der fremden Wanderarbeiter vom privatwirtschaftlichen Standpunkt der einzelnen Gutsbesitzer aus erscheinen mochte, so bedenklich war sie in anderer Hinsicht. Einmal haben die fremden Arbeitskräfte infolge ihres kulturellen Tiefstandes nur zu leicht die noch vorhandenen deutschen Arbeiter vertrieben. Außerdem legten sie ihre Ersparnisse im Auslande an, wodurch diese in Deutschland erarbeiteten Gelder nicht nur der deutschen Wirtschaft entzogen, sondern teilweise im deutschfeindlichen Sinne verwendet wurden. Endlich aber hat die Beschäftigung dieser fremden Arbeiter zur Polonisierung deutscher Gebiete geführt, da man ihr Seßhaftwerden in Deutschland trotz aller polizeilichen Maßnahmen nicht völlig verhindern konnte. Während so das flache Land in erschreckendem Maße menschenleer geworden ist, ballten sich die Massen der Zuwanderer in den Städten und Industriebezirken unter teilweise sehr ungünstigen Wohnungs- und Siedlungsverhältnissen zusammen. Und während Wohnungsnot und Wohnungselend unzählige Familien aufs schwerste heimsuchten, gelang es vielen nicht, Arbeit zu finden. Denn vor dem Kriege haben wir auch bei ganz normalem Geschäftsgang der Industrie häufig mehrere Hunderttausend Erwerbslose gehabt, die damals lediglich auf die Armenpflege angewiesen waren. So widersinnig diese Entwicklung vom Standpunkte des ganzen Volkes aus erscheinen mag: Tatsächlich kam es dahin, daß das Land verödete, während in den Städten und Industriebezirken sich zu viel Menschen zusammendrängten, und daß man Hunderttausende von fremden Wanderarbeitern ins Land zog, während vielleicht dieselbe Anzahl in den Städten wider Willen feiern mußte.

Diese von der Öffentlichkeit nicht immer genügend beachteten Zusammenhänge sind von den führenden Staatsmännern, Nationalökonomen und Sozialpolitikern schon lange vor dem Kriege eingehend untersucht worden. Es sei vor allem z. B. an die bekannte Untersuchung des Vereins für Sozialpolitik von 1892 erinnert[1]). Und in diesen Kreisen brach sich schon früh die Erkenntnis Bahn, daß die übermäßige Landflucht in Deutschland bestimmte soziale Ursachen habe. Eingehende Untersuchungen, vor allem die Forschungen Max Serings, zeigten, daß zwischen Landflucht und vorherrschender Betriebsform enge Zusammenhänge bestehen.

Bei der Berufs- und Betriebszählung von 1907[2]) wurden ermittelt:

Art der Betriebe	Zahl	Anteil an der landwirtschaftl. genutzten Fläche	
		in 1000 ha	im Verhältnis zur Gesamtfläche
Bis zu 2 ha (Parzellenbetriebe)	1 378 509	1 731,4	5,4
2—5 ha (kleinbäuerliche Betriebe) . .	1 006 277	3 304,9	10,4
5—20 ha (mittelbäuerliche Betriebe) .	1 065 539	10 421,6	32,7
20—100 ha (großbäuerliche Betriebe) .	262 191	9 322,1	29,3
über 100 ha (große Güter)	23 566	7 055,0	22,2
insgesamt:	5 736 082	31 835,0	

[1]) „Die Verhältnisse der Landarbeiter im ostelbischen Deutschland." Bd. 55 der Schriften des Vereins für Sozialpolitik, Leipzig 1892: ferner „Die ländliche Arbeitsverfassung" (ebd.).

[2]) Die Zahlen von 1925 sind für das gesamte Reichsgebiet noch nicht bekannt.

Die einzelnen Betriebsgrößen sind aber in den verschiedenen Teilen Deutschlands ganz verschieden vertreten. Man kann drei Gebiete unterscheiden. Östlich der Elbe, vor allem also in Pommern, Schlesien, Brandenburg, Mecklenburg, außerdem in der Provinz Sachsen, bestimmen die „großen Güter" über 100 ha die Betriebsverfassung. Sie nehmen z. B. in Pommern 58 vH, im Regierungsbezirk Stralsund 73 vH und in Mecklenburg etwa 60 vH der landwirtschaftlich genutzten Fläche ein. Dabei ist bemerkenswert, daß sich dieses Übergewicht der Großbetriebe im östlichen Deutschland erst allmählich infolge einer ganz besonderen politischen Konstellation entwickelt hat. In Schleswig-Holstein, Hannover, Westfalen, ferner in einigen Gebieten Mitteldeutschlands und in Bayern überwiegen dagegen die groß- und mittelbäuerlichen Betriebe von 20 bis 100 bzw. von 5 bis 20 ha, im Rheinland, in Baden, Württemberg und in der Pfalz wiederum die kleinbäuerlichen Betriebe von 2 bis 5 ha und die noch kleineren „Parzellenbetriebe" bis zu 2 ha.

Je nach der Betriebsform wechselt auch die Art der ständigen Hilfskräfte. Die großen Güter und die großbäuerlichen Betriebe arbeiten hauptsächlich mit fremden Hilfskräften, die kleineren Betriebe mit Familienangehörigen. Im Jahre 1907 verteilten sich die unselbständigen Arbeitskräfte in der Landwirtschaft — im Gegensatz zu den Betriebsleitern — folgendermaßen[1]):

1. Ständig mitarbeitende Familienangehörige		3833034 = 55,3 vH
2. Fremde ständige Hilfskräfte:		
a) Knechte und Mägde	1332717 = 19,3 vH	
b) Arbeiter und Tagelöhner . .	1839149 = 26,2 vH	3171866 = 44,7 vH
Insgesamt:		7004 900[2])

Wenn demnach die fremden Arbeitskräfte an Zahl hinter den Familienangehörigen zurückgeblieben sind, so haben sie doch 44,7 vH der Arbeitskräfte ausgemacht.

Im übrigen übertreffen schon die Arbeiter und Tagelöhner — ohne Knechte und Mägde — bei weitem die Zahlen anderer wichtiger Arbeitergruppen. So gab es z. B. 1907 nur 1568023 Bauarbeiter, und die nachfolgenden Gruppen der Metallarbeiter und der Berg- und Hüttenarbeiter zählten nur 989466 bzw. 902832 Arbeiter.

Die Knechte und Mägde waren größtenteils (96 vH) unverheiratet und jüngeren Alters (86 vH unter 30 Jahren). Von den rd. 1,8 Millionen Arbeitern und Tagelöhnern hatte etwa die Hälfte (rd. 900000) langfristige Arbeitsverträge (sog. vertraglich gebundene Tagelöhner). Davon dienten 60 vH auf den großen Gütern und 21 vH in den großbäuerlichen Betrieben. Sie sind größtenteils in den Werkwohnungen der Arbeitgeber untergebracht. Die übrigen sind sog. freie Landarbeiter, ohne kontraktliche Bindung. Sie setzen sich aus den verschiedensten sozialen Schichten zusammen. Teils sind es besitzlose ländliche Proletarier, teils grundbesitzende Tagelöhner, teils halbselbständige Kleinstellenbesitzer, die zeitweise gegen Tage- oder Akkordlohn arbeiten.

Eine besondere Art der Landarbeiter bilden die Heuerlinge in Westfalen und dem westlichen Teil von Hannover. Es handelt sich hier um Landarbeiter, die vom Arbeitgeber ein kleines Gehöft und Land pachten und dafür an einer Anzahl von Tagen gegen einen billigen Lohn beim Arbeitgeber arbeiten müssen.

Die Berufs- und Betriebszählung hat ergeben, daß nur verhältnismäßig wenige Arbeiter und Tagelöhner selbst Land bebauten. Nur 259390 hatten eigenes oder gepachtetes Land. Ferner hatten 236534 zwar kein eigenes oder gepachtetes Land, bebauten aber sonstiges Land. Hier handelt es sich meist um Deputatland. Der überwiegende Teil der Arbeiter und Tagelöhner dagegen — insgesamt 1343225 — bebauten für ihre eigenen Zwecke kein Land.

Serings Untersuchungen haben nun gezeigt, daß die Abwanderung vom Lande am stärksten in den Bezirken gewesen ist, in denen die Großbetriebe und groß-

[1]) Skalweit, Agrar-Politik. 2. Auflage (1924), S. 275. [2]) Außerdem wurden noch 2042000 nichtständige fremde Arbeitskräfte ermittelt (985000 männliche und 1057000 weibliche).

äuerlichen Betriebe überwiegen. Hier sind die — familienfremden — Landarbeiter berwiegend besitzlos[1]) und durch die Arbeitsverfassung stark gebunden. Sie aren bis zur Revolution durch veraltete Gesindeordnungen und durch die Vorıthaltung des Koalitionsrechtes den Industriearbeitern gegenüber stark benachiiligt. Die Wohnungen waren häufig ungenügend, die Behandlung schlecht. Je länzender sich die Industrie entwickelte, je mehr Arbeitskräfte sie an sich zog, desto ıehr Vergleiche wurden gezogen. Und wenn bei den Landarbeitern das Gesamtnkommen unter Berücksichtigung der Naturalienbezüge vielleicht nicht hinter em des Industriearbeiters zurückstand, so mußte doch die bequemere Arbeit, die essere soziale Stellung sowie die größere Freiheit und Ungebundenheit des Industrieıbeiters locken. Die Landarbeiter sahen auf dem Lande keine Möglichkeit, vorärts zu kommen, da es ihnen unmöglich war, eigenen Grundbesitz zu erwerben. ıfolgedessen zogen gerade die rührigsten und strebsamsten Elemente in die Städte[2]). rheblich geringer ist dagegen die Abwanderung aus den Gegenden mit vorwiegend lein- oder mittelbäuerlichen Betrieben gewesen. Hier hängen die Besitzer und ihre amilien zäh an der ererbten Scholle.

Diese Beobachtungen führten folgerichtig zu der Forderung, die Zahl der bäuerlichen Familienbetriebe auf Kosten der mit fremden Arbeitern wirtschaftenden roßbetriebe durch eine umfangreiche innere Kolonisation im menschenleeren eutschen Osten zu vermehren. Unter den Vorkämpfern dieser Richtung sind esonders Max Sering und der kürzlich verstorbene Regierungspräsident von Schwen zu nennen. Demgemäß war die preußische Siedlungspolitik vor allem auf bäuliche Siedlung eingestellt. Wo auf solche Weise neue Bauerngemeinden entstanden, ar die Frage der Arbeitskräfte gelöst. Man hatte Arbeitskräfte in den Familienıgehörigen und brauchte kaum Landarbeiter, vor allem keine ausländischen.

Aber selbst eine starke bäuerliche Siedlung konnte der Landflucht nicht wirksam ıtgegenarbeiten. Von 1886 bis 1914 sind im Durchschnitt jährlich vielleicht 1000 äuerliche Stellen in Preußen neu gegründet worden: Man konnte also, wenn man ie Familie zu 6 Köpfen rechnet, etwa 6000 Menschen auf dem Lande festhalten. elbst wenn man also 4000 bis 5000 Bauernstellen jährlich ausgelegt hätte, hätte an mit großen Kosten etwa 30000 bis 35000 Menschen jährlich dem Lande eralten, während 350000 abwanderten. Gewiß muß die Ansiedlung von Bauern äftig gefördert werden. Aber die Landbevölkerung ist im großen Maßstabe nur stzuhalten, wenn es gelingt, die Landarbeiter, die vor allem abwandern, seßhaft ı machen. Ihnen kann man aber keine Bauernstelle, auch keine Kleinbauernstelle erschaffen, da es ihnen dazu an der nötigen Erfahrung und an dem notwendigen apital fehlt. Man muß sich darauf beschränken, sie als Arbeiter anzusiedeln, d. h. nen nur eine kleine Stelle zu geben, so daß sie nach wie vor hauptsächlich auf ohnarbeit in fremdem Betriebe angewiesen bleiben. Vielleicht kann es dann den leißigen und Sparsamen gelingen, später eine kleinbäuerliche Stelle zu erwerben. Tatsächlich hat die bisherige Siedlungspolitik auch die Seßhaftmachung von andarbeitern, daneben auch von ländlichen Handwerkern, auf ihr Programm getzt. Doch sind auf diesem Gebiete bislang weder vor noch nach dem Kriege gendwie beachtenswerte Erfolge erzielt worden[3]). Dies ist bei der außerordentlichen edeutung, die die Seßhaftmachung der Landarbeiter für die gesamte wirtschaft-

[1]) Ein Teil der Gutstagelöhner, die Insten (in Schlesien die „Dreschgärtner"), hatte früher ne eigene kleine Wirtschaft und war durch Anteilsrechte am Ernteertrage an der Wirthaft des Gutsherrn interessiert. Diese Art des Arbeitsverhältnisses ist aber von den Gutsrren stark eingeschränkt. (Skalweit a. a. O. S. 280/81.) Auch die Durchführung der Geeinheitsteilungen hat den kleinen Wirtschaften der Landarbeiter vielfach einen für sie untbehrlichen Anteil an der Weide und dem Holz genommen.

[2]) Auch die allgemeine Dienstpflicht, die die Rekruten für 2 bis 3 Jahre dem Landleben ıtfremdete, hat viel zur Landflucht mit beigetragen.

[3]) Auch in England haben die Bestrebungen zur Ansiedlung der Landarbeiter bislang nicht lzuviel Erfolg gehabt. (Vgl. Hainisch, „Die Landflucht". Jena 1924, S. 213.)

liche und soziale Lage Deutschlands hat, verhängnisvoll. Sorgfältige Prüfung der Verhältnisse ist besonders jetzt erforderlich, wo durch das Eingreifen des Reichs für die ländliche Siedlung erhebliche Mittel zur Verfügung stehen[1]).

Wenn man die Sache theoretisch betrachtet, sprechen gewichtige Gründe dafür die Ansiedlung von Landarbeitern mit allen Kräften zu fördern. Einmal sind die Kosten für eine neue Landarbeiterstelle erheblich geringer als diejenigen für eine bäuerliche Stelle. Mit demselben Gelde, mit dem man eine Bauernstelle errichtet, kann man vielleicht 4 bis 5 Landarbeiterstellen auslegen. Ferner haben die Landarbeiter mehr Kinder als die bäuerlichen Familien. Will man also deutsche Menschen in die entvölkerten östlichen Bezirke bringen, so wird dies am leichtesten durch Ansiedlung von Landarbeitern geschehen. Endlich scheint auch das Interesse der großen Güter, von denen ja ein erheblicher Teil auch bei eifrigster bäuerlicher Siedlung erhalten bleiben muß und erhalten bleiben wird, dafür zu sprechen. Man sollte meinen, daß den Landarbeitern durch den Erwerb einer kleinen Stelle, die ihnen die Kuhhaltung ermöglicht, ein starker Anreiz geboten wird, auf dem Lande zu bleiben und gute Arbeit zu leisten.

Jedoch sind bislang weder die Arbeitgeber noch die Arbeitnehmer für die Landarbeitersiedlung eingetreten. Die Arbeitgeber wollen vor allem möglichst abhängige Arbeiter haben. Sie ziehen es deshalb vor, Arbeiter in ihren Werkwohnungen zu haben, die keinen Landbesitz haben. Sie fürchten, daß die Landarbeiter, sobald sie eine eigene Stelle haben, entweder sich ganz von der landwirtschaftlichen Arbeit abwenden und eine andere Beschäftigung suchen, oder daß sie bei passender Gelegenheit zu einem anderen Arbeitgeber übergehen.

Die Landarbeiter hingegen empfinden zwar die drückende Abhängigkeit, die mit dem System der Werkwohnungen notwendig verbunden ist. Sie glauben aber in der Mehrzahl nicht, daß eine kleine Stelle ihre Lage verbessern würde. In den großen Gutsbezirken des Ostens würden sie, so kann man häufig hören, bei dem Erwerb einer kleinen Stelle lediglich auf Arbeit bei einem einzigen Gutsherrn angewiesen sein. Diese Bindung würde zu ihrem Nachteil ausfallen. Tatsächlich hat auch die erwähnte Erhebung des Vereins für Sozialpolitik ergeben, daß die Entlohnung der grundbesitzenden Tagelöhner mehrfach schlechter war als die von Taglöhnern ohne Grundbesitz. Daher hat sich z. B. Max Weber, der Referent des Vereins, gegen die Ansiedlung von Landarbeitern ausgesprochen. Die Arbeiter befürchten außerdem, daß sie eine finanzielle Einbuße erleiden, wenn sie ihre Stelle veräußern müssen. Außerdem wird geltend gemacht, daß die Bewirtschaftung der kleinen Stelle neben der Arbeit auf dem Gute die Kraft des Arbeiters und seiner Familie ungebührlich in Anspruch nimmt.

Die meisten Landarbeiter auf den vereinzelt gelegenen großen Gütern des Ostens wünschen daher heute, wie die Entschließung des deutschen Landarbeiterverbandes von 1926 zeigt, vor allem statt in Werkwohnungen in Wohnungen zu ziehen, in denen sie vom Gutsherrn unabhängig sind. Sie denken dabei an Mietwohnungen, die von irgendeiner unparteiischen Stelle errichtet werden sollen.

Etwas anders liegt es bei den Landarbeitern im Westen Deutschlands, die entweder bei den Großbauern in Bauerndörfern oder auf großen Gütern arbeiten, die meist im Anschluß an Dörfer liegen. Hier ist stets eine gewisse Auswahl der Arbeitsgelegenheit gegeben. Infolgedessen ist hier mehr Stimmung für eine kleine Stelle oder wenigstens ein eigenes Haus mit kleinem Stall und Garten vorhanden.

Diese Erwägungen von beiden Seiten zeigen, daß die Frage der Landarbeitersiedlung nur als Teil des gesamten Arbeitsverhältnisses betrachtet werden kann. Bei der bisherigen Gestaltung des Arbeitsverhältnisses hat der Gutsherr dem Arbeiter gegenüber eine überragende Stellung gehabt. Dabei sind die Arbeiter wirtschaft-

[1]) Das Reich hat durch Gesetz vom 22. Juni 1922 (RGBl. I. 315) aus den Mitteln der Reichsgetreidestelle 15 Millionen Mark, aus den laufenden Mitteln 50 Millionen Mark zur Verfügung gestellt. In den nächsten 4 Jahren sollen insgesamt noch 200 Millionen folgen

h und sozialpolitisch zu kurz gekommen. Ob die Arbeitgeber damit ihre eigenen teressen tatsächlich gefördert haben, ist sehr zweifelhaft. Sie hätten alles Inter- se daran, einen Arbeiterstand heranzuziehen, der sich auf dem Lande wohl fühlt id nicht durch starke Beschränkungen der persönlichen Freiheit bei seiner Arbeits- elle gehalten werden muß. Je mehr die Intensivierung der Landwirtschaft fort- hreitet, desto mehr wird sich zeigen, daß auch die Landwirtschaft nur intelligente, ißige und an ihrer Arbeit interessierte Arbeiter gebrauchen kann. Im übrigen irfte die stürmische Aufwärtsentwicklung der Industrie aus der Vorkriegszeit den nächsten Jahren oder Jahrzehnten nicht mehr zu erwarten sein. Damit wird e Anziehungskraft der Industrie für die Landarbeiter wahrscheinlich nachlassen. ıdlich belastet der Bau und die Unterhaltung von Werkwohnungen die Arbeitgeber heblich. Alle diese Momente können vielleicht in Zukunft den Widerstand der ıtsbesitzer gegen Eigenheime oder kleine Stellen für Landarbeiter abschwächen. Anderseits werden vielleicht auch für die Arbeiter manche Bedenken an Gewicht rlieren, wenn das Arbeitsverhältnis als Ganzes mehr ihren Wünschen entsprechend staltet werden kann. Wenn es gelingt, ihre Organisationen und den Einfluß der triebsvertretungen zu stärken, wird die heute bestehende Abhängigkeit vom beitgeber geringer werden. Und wenn ein Teil der großen Güter im Osten in uerndörfer umgewandelt wird, werden sie eher Anhalt und Auswahl an Arbeits- egenheit finden als heute in den Gutsbezirken.

Wird daher das ländliche Arbeitsverhältnis weiter entwickelt, wird der Arbeiter ht nur als Objekt betrachtet, kann er, wie das in der Industrie heute schon teil- ise der Fall ist, dem Arbeitgeber als Mensch gleichberechtigt gegenübertreten, wird wahrscheinlich die Seßhaftmachung der Landarbeiter in eigenen Heimen oder f eigenen kleinen Stellen weniger Widerstände finden. Heute muß man aber mit sen Hemmungen rechnen. Man hat sich daher nach dem Kriege, als im Zusammen- nge mit der Bekämpfung der Erwerbslosigkeit der Ersatz der ausländischen anderarbeiter durch einheimische Arbeiter besonders dringend wurde[1]), zunächst mit begnügt, Wohnungen für deutsche Landarbeiter zu errichten, ohne diese ohnungsbeschaffung mit der Siedlungsfrage zu verquicken. Seit 1921 sind aus tteln der produktiven Erwerbslosenfürsorge erhebliche Beträge zur Hingabe von rlehen für den Bau von Landarbeiterwohnungen ausgeworfen, die sowohl für rkwohnungen wie für Eigenheime gegeben werden, wenn Gewähr dafür geboten d, daß die neuen Wohnungen dauernd nur deutschen Arbeitern zugute mmen. Auf diese Weise sind bis Ende 1925 etwa 30000 Landarbeiterwohnungen chaffen. Die meisten, besonders im Osten, sind Werkwohnungen. Etwa ein rtel, meist im Westen, dürfte auf Eigenheime entfallen. Das Reich hat nach ibilisierung der Währung bereitgestellt:

1924	6000000 M.
1925	15399000 M.
1926	43299000 M.

zu traten noch Mittel der Länder.

Diese Darlehen werden unter Mitwirkung der Landesarbeitsämter und der provinziellen hnungsfürsorgegesellschaften von den Regierungspräsidenten bewilligt. Sie sind zinslos l müssen in 20 bis 30 Jahren getilgt werden. Die Höhe des Darlehens richtet sich nach der ße des Bauvorhabens, da Einheitssätze für 1 qm Wohn- bezw. Stall- und Scheunenfläche eben werden. Zur Zeit betragen die Darlehen bei Werkwohnungen für 1 qm Wohnfläche 45 M., n Stallfläche 30 M. und 1 qm Scheunenfläche 15 M. Bei Eigenheimen sind die entsprechenden ze 60, 40 und 20 M. Wenn es sich um Wohnungen für Schwerkriegsbeschädigte und West- ewanderer handelt, können die Sätze für die Wohn- bezw. Stallfläche um 10 bezw. 15 M. ht werden. Wo diese Darlehen, die insgesamt heute etwa 6000 M. erreichen können, nicht eichen, tritt noch eine Hypothek aus anderen Mitteln dazu. Mehrfach, so z. B. in Schleswig- stein, gewähren die Kreise eine besondere Hypothek in Höhe von 1500—2000 M.

[1]) Die Zahl der ausl. Wanderarbeiter ist jetzt kontingentiert. Für 1926 waren 130000 zu- ssen. Diese Zahl soll nach Pressemitteilungen für 1927 auf 100000 herabgesetzt werden.

Im Rahmen dieser Aktion hat das Landesarbeitsamt Brandenburg den bemerkenswerten Versuch gemacht, unter Mitwirkung der Arbeitgeber die Landarbeiter genossenschaftlich anzusiedeln und so den Bedenken von beiden Seiten gerecht zu werden. Wo ein Bedürfnis zur Ansiedlung von Landarbeitern besteht, wird eine Landarbeiter-Heimstätten-Genossenschaft gegründet. Mitglieder sind die Arbeitgeber und siedlungslustige Arbeitnehmer; dazu kommt ein Vertreter der Provinzialverwaltung bzw. des Wirtschaftsverbandes ländlicher Arbeiter-Heimstätten-Genossenschaften für die Provinz Brandenburg e. G. m. b. H. Die örtliche Genossenschaft hat einen Aufsichtsrat, der aus drei Personen besteht, dem Arbeitgeber oder einem Vertreter der Arbeitgeber, wenn mehrere in Betracht kommen, einem Vertreter der Arbeiter und dem Vertreter der Provinz. Die Heimstätten werden nicht Eigentum der Arbeitnehmer, sondern der örtlichen Genossenschaft. Diese erwirbt das notwendige Land vom Arbeitgeber, und zwar im allgemeinen für jede Stelle zwei Morgen. Sie errichtet ferner die Gebäude und verpachtet sodann die Stelle mit Gebäuden an den Arbeitnehmer.

Die Interessen des Arbeitgebers werden dadurch gewahrt, daß die Aufnahme in die Genossenschaft von einem einstimmigen Beschluß des Aufsichtsrates abhängig ist, in dem der Arbeitgeber vertreten ist. Anderseits kann ein Genossenschaftsmitglied bei schweren Verstößen, z. B. bei gerichtlicher Verurteilung, wieder durch Beschluß des Aufsichtsrates aus der Genossenschaft ausgeschlossen werden. Außerdem legt die Finanzierung, wovon unten noch zu sprechen ist, dem Arbeitgeber verhältnismäßig geringe Opfer auf. Der Arbeitnehmer hat Freiheit in der Wahl seiner Arbeitsstelle. Seine Wohnung und sein Grundstück gehören nicht dem Arbeitgeber, er ist nur von der Genossenschaft abhängig. Damit sind die Nachteile der Werkwohnungen beseitigt, ohne daß der Arbeiter an sein Grundstück zu sehr gebunden ist. Dazu kommt, daß die Lasten für ihn durchaus erträglich sind. In geeigneten Fällen verpachten die Arbeitgeber überdies dem Arbeiter noch freihändig Land zur eigenen Bewirtschaftung.

Bei der Finanzierung wirken Arbeitgeber, Arbeitnehmer und das Landesarbeitsamt zusammen. Ursprünglich war sie folgendermaßen geregelt: Der Arbeitgeber gibt das Land an die Genossenschaft, leistet die nötigen Fuhren und gibt endlich eine kleine Barhypothek. Er übernimmt außerdem für den Fall, daß die Genossenschaft sich auflöst, die Verpflichtung, die auf dem Grundstück errichteten Gebäude nach Schätzungswert zu übernehmen. Dafür wird ein Bardarlehen an erster Stelle hypothekarisch eingetragen. Der Arbeitnehmer leistet zunächst eine gewisse Selbsthilfe. Außerdem gibt er einen Barbetrag, der nach seiner Leistungsfähigkeit bemessen wird. Der Rest wird aus den oben erwähnten Mitteln der produktiven Erwerbslosenfürsorge als Beihilfe gegeben. Dieses Darlehen erhält nicht der einzelne, sondern die Genossenschaft. Diese trägt also auch die Tilgung und legt die ihr entstehenden Kosten auf die Arbeiter in den einzelnen Heimstätten um. Bezüglich des Arbeitgeberdarlehens wird dann noch eine besondere Vereinbarung dahin getroffen, daß es, solange der betreffende Eigenheimer bei dem Arbeitgeber arbeitet, der das Baudarlehen gegeben hat, nicht zu tilgen, sondern nur zu verzinsen ist. Nimmt er eine andere Arbeitsstelle an, so beginnt auch die Tilgung.

Neuerdings werden vom Arbeitgeber nicht mehr wie früher Bardarlehen gefordert, sondern nur noch Naturalleistungen. Der Arbeitgeber hat nur noch das Land herzugeben sowie Fuhren und gewisse Naturalien zu leisten, die bei ihm vorhanden sind. Im übrigen werden die Arbeiterheimstätten finanziert durch ein von der Provinz vermittelte Hypothek (z. B. von der Stadtschaft) und aus den Mitteln der produktiven Erwerbslosenfürsorge. Alle Leistungen des Arbeitgebers werden dann als dritte Hypothek im Grundbuche zum normalen Zinssatz eingetragen. Der Arbeiter erhält ein festes Wohnungsgeld nach Kopf und Arbeitstag.

Zurzeit bestehen in der Provinz Brandenburg 18 derartige Genossenschaften mit etwa 235 Wohnungen. Weitere 109 Wohnungen sind im Bau. Wenn ein Landarbeiter eine größe

elle haben möchte, vermittelt ihm der Wirtschaftsverband eine solche an einem anderen te. Seinen Platz in der Heimstättengesellschaft erhält ein anderer Landarbeiter.

Die Kosten für eine Landarbeiterheimstätte bei dieser genossenschaftlichen Siedlung befen sich heute auf 7000 bis 7500 RM., die im einzelnen folgendermaßen aufgebracht werden:

1. Vom Arbeitgeber (Land, Fuhren, Naturalien) ca. 1000 bis 1500 RM.,
2. staatliche Darlehen (aus der produktiven Erwerbslosenfürsorge) ca. 6000 RM.

Vom Arbeitnehmer werden heute keine Barbeträge mehr erfordert, damit er seine eigene ine Wirtschaft ausbauen kann.

Auch die nach dem Reichssiedlungsgesetz vom 11. August 1919 zur Durchführung r ländlichen Siedlung berufenen gemeinnützigen Siedlungsgesellschaften haben egentlich Landarbeiter in eigenen kleinen Stellen angesiedelt. Die Statistik ibt aber nichts über ihre Zahl. Sie ist jedenfalls gering im Vergleich zu den von r produktiven Erwerbslosenfürsorge unterstützten Wohnungen.

Die vorstehenden Ausführungen zeigen, daß die Frage, wie man die Landarbeiter seßhaft machen kann, trotz ihrer großen Bedeutung keineswegs geklärt ist. ß man alles daran setzen muß, diese wichtige Aufgabe durchzuführen, kann nicht eifelhaft sein. Nach einem bestimmten Schema ist sie für das ganze Reich nicht zu en. Man wird je nach den örtlichen Verhältnissen verschiedene Wege einschlagen issen. Im Westen kann unbedenklich die Form des Eigenheims bevorzugt werden, s in günstigen Fällen allmählich zu einer kleinbäuerlichen Stelle erweitert oder gen eine kleinbäuerliche Wirtschaft vertauscht werden kann. Schwieriger liegen e Verhältnisse im Osten. Wo der Arbeiter praktisch nur auf eine Arbeitsstelle gewiesen ist, wird ein Eigenheim oder eine eigene Stelle nur ausnahmsweise eckmäßig sein. Werkwohnungen empfehlen sich nicht, weil sie den Landarbeiter tlebens abhängig bleiben lassen und ihn zur Abwanderung geneigt machen. Der u von Mietwohnungen ist schwierig, weil weder der Gutsbesitzer noch die Geinde oder der Kreis dazu geneigt sind und andere Stellen fehlen. Mit der genossenaftlichen Form der Pachtsiedlung hat das Landesarbeitsamt Brandenburg eifellos gewisse Erfolge erzielt. Man muß aber abwarten, ob dieses System h auch anderswo einbürgert. Es steht und fällt mit der Persönlichkeit des Dernenten beim Landesarbeitsamt. Vielleicht lassen sich aber auch im Osten größere folge erzielen, wenn die gemeinnützigen Wohnungsfürsorgegesellschaften oder e provinziellen Siedlungsgesellschaften sich entschließen, Mietwohnungen für ndarbeiter zu bauen. Denkbar wäre auch, daß sie Landarbeitereigenheime in r Rechtsform der Reichsheimstätte nach dem Reichsheimstättengesetz vom . Mai 1920 (RGBl. S. 962) errichteten. Nach diesem Gesetz hat der Ausgeber, diesem Fall also die Gesellschaft, ein gesetzliches Vorkaufs- und ein Heimfallsrecht. ach § 23 des Gesetzes kann das Landesgesetz anordnen, daß der Ausgeber auf rlangen des Heimstätters unter bestimmten Voraussetzungen verpflichtet ist, e Heimstätte zurückzunehmen. Eine solche Verpflichtung könnte vorgesehen rden für den Fall, daß der Landarbeiter ohne sein Verschulden seine Arbeitsstelle rliert. Eine solche Klausel konnte auch heute schon ohne gesetzliche Grundlage den Heimstättenvertrag aufgenommen werden. Dadurch ließen sich vielleicht e Bedenken der Landarbeiter gegen eine zu weit gehende Bindung zerstreuen. Da heute an der Steigerung der landwirtschaftlichen Produktion und an der Entung des Arbeitsmarktes in den Städten durch Unterbindung der Landflucht cht nur die Landwirtschaft, sondern die gesamte Wirtschaft und der Staat interiert sind, müßte dieses wichtige Problem in der nächsten Zeit ganz besonders bendelt werden. Erwünscht wäre es, wenn der größte Grundbesitzer in Deutschnd, der preußische Staat, von dem System der Werkwohnungen auf seinen Domänen ließe und neue Formen erprobte. Er steht hier vor einer Aufgabe von größter rtschaftlicher und politischer Bedeutung, die der Bauernbefreiung gleichwertig . Damals ist der preußische Staat auf seinen Domänen vorangegangen und hat n privaten Grundherren ein Beispiel gegeben. Er könnte heute auf dem Gebiete r Landarbeitersiedlung ebenso vorbildlich wirken.

Wie unsere Zeit den Wohnungsbau umgestaltet

Von Regierungs- und Baurat Wilhelm Lübbert in Berlin

Geräumige, zweckmäßige und billige Wohnungen zu bauen, ist eine der wichtigsten Aufgaben, die unsere Volkswirtschaft zu lösen hat; das Wohnungsbauproblem hat daher in den Jahren nach dem Kriege weite Kreise unseres Volkes lebhaft beschäftigt. Begriffe wie Wohnungsnot, Siedlung, Städtebau haben in unserem öffentlichen Leben eine Bedeutung gewonnen wie nie zuvor. Architekten und Bauunternehmer waren in den Jahren nach dem Kriege bemüht, neue zweckmäßige Hausformen zu finden. Von besonderem Wert ist es, daß sich in letzter Zeit führende Damen der Frauenvereinigungen eingehend mit der Frage beschäftigt haben „Wie muß eine gute Wohnung gestaltet sein?“[1]); aus ihrer praktischen Erfahrung in der Haushaltsführung haben sie die Architekten bei der Entwurfsbearbeitung beraten. Behörden und Parlamente haben durch Geldbewilligungen, vor allen Dingen aber durch wesentliche Verbesserungen der Baugesetze bewirkt, daß der Wohnungsbau sich im Sinne einer gesunden Wohnungsreform entwickeln konnte.

Ohne daß es eigentlich der Masse unserer Bevölkerung zum Bewußtsein gekommen ist, hat sich in den Jahren nach dem Kriege eine grundlegende Umstellung in der Gestaltung des Wohnungsgrundrisses und in der Anordnung der Wohnhäuser zueinander und im Stadtbilde vollzogen. Die neuen Bauordnungen verhindern den Bau von Seitenflügeln und sonstigen Hinterwohngebäuden; sie fördern den Bau von Ein- und Zweifamilienhäusern. Werden im engeren Stadtbezirk mehrgeschossige Vielfamilienhäuser errichtet, so schreiben die Bauordnungen die Anlage weiträumiger Höfe und gut belichteter Wohnungen vor.

Die wohntechnischen und städtebaulichen Verbesserungen des Wohnungsbaus sind zwar erreicht; es ist jedoch bisher nicht gelungen, den Wohnungsbau wesentlich zu verbilligen. Die deutsche Bauwirtschaft ist allerdings seit einiger Zeit eifrig bemüht, neue Verfahren, die auf eine Verbilligung des Baues hinzielen, Verfahren, wie sie in der Industrie seit langem üblich sind, zu erfinden.

Die Herstellungsweise fast aller Gebrauchsgegenstände hat sich in den letzten 50 Jahren grundlegend geändert. Beinahe alles, was der Mensch zur Lebensführung benötigt, wurde früher in kleinen Handwerksbetrieben angefertigt, wird heute jedoch fabriziert. Möbel-, Koch- und Eßgeschirr, Schuhe, Kleider, Wäsche, Teppiche, Bücher und Zeitschriften, früher durch Handarbeit hergestellt, werden heute in Massen und serienweise durch Fabrikbetriebe gefertigt. Selbst der größte Teil der Lebensmittel wird in Großbetrieben zu gebrauchsfertiger Ware verarbeitet. Dampfmühlen liefern das Mehl, Großbäckereien mit Maschinenbetrieb das Brot, Molkereien Butter und Käse, Fleisch- und Wurstfabriken, Fisch- und Gemüsekonservenfabriken sonstige Lebensmittel. So haben sich also im Laufe der letzten 50 Jahre aus den kleingewerblichen Betrieben, die vorwiegend mit Handarbeit ihre Erzeugnisse herstellten, aus der Windmühle, der kleinen Möbeltischlerei, Schuhmacherei, Bäckerei usw. Großbetriebe mit Maschinenkraft entwickelt.

Daß ein großer Teil des selbständig erzeugenden Kleingewerbes auf diese Weise verschwunden ist, kann man nur bedauern. Wenn man jedoch überlegt, daß die Lebensgüter bei Massenerzeugung wesentlich billiger herzustellen sind, und dadurch die Lebensweise unseres Volkes eine bedeutsame Bereicherung erfahren hat, so wird man die Berechtigung der Industrialisierung anerkennen müssen.

Der Übergang zur Massenerzeugung von Hausgerät und Nahrungsmitteln ist ein Wirtschaftsvorgang, der uns eine Steigerung der Versorgungsmöglichkeit, eine Senkung der Preise und eine Verbesserung der Beschaffenheit der Waren gebracht hat.

Von dieser wirtschaftlichen Umstellung, die fast die gesamte Versorgung der Menschen mit Gebrauchsgütern durchgemacht hat, ist merkwürdigerweise der

[1]) Vielleicht bringen wir darüber auch einmal ein Heft. D. Schr.

ohnungsbau bis vor kurzem unberührt geblieben. Das Verfahren der Her-
llung von Wohnhäusern hat sich im Laufe der Jahrhunderte kaum geändert.
e in den letzten Jahren errichteten Wohnhausgruppen sind genau nach den
ichen handwerksmäßigen Bauverfahren ausgeführt worden, nach denen z. B.
ıon im Jahre 1519, also vor über 400 Jahren, die bekannten Bankherren, die
ıgger in Augsburg, eine größere Wohnsiedlung, die sog. Fuggerei, errichten
ßen. Die Erfolge der deutschen Industrie, die ihre Leistungen mit Hilfe wohl-
vogener, rationeller Arbeitsweisen bedeutsam gesteigert hat, haben nunmehr
ch die deutsche Bauwirtschaft veranlaßt, darüber nachzusinnen, auf welche Weise
r Wohnungsbau verbessert und verbilligt werden kann. Der Bund deutscher
chitekten, die Gruppe Bauwesen des Reichsverbandes der deutschen Industrie,
Wirtschaftsverbände des Baugewerbes, die am Wohnungsbau interessierten
hörden (Ministerien, Regierungen und Stadtverwaltungen) und die Bauvereini-
ngen (Baugenossenschaften) haben der Rationalisierung im Bauwesen ihre be-
ıdere Aufmerksamkeit geschenkt.

Aufgaben jeglicher Rationalisierung sind: Überflüssige geistige Arbeit zu er-
ıren, beste Werkformen auf wirtschaftliche Weise zu produzieren, Handarbeit soweit
möglich durch Maschinenarbeit zu ersetzen, die Materialtransporte und einzelnen
beitsvorgänge möglichst wirtschaftlich zu gestalten.

'rüher wurde beim Wohnungsbau geistige Arbeit in beträchtlichem Ausmaß
vergeudet. Obwohl die zu lösenden Bauaufgaben, nämlich in Massen billige
)hnungen zu bauen, stets die gleichen waren, wurde für jeden einzelnen Neubau
besonderer Entwurf gezeichnet, besondere Berechnungen der erforderlichen
ugelder, Baustoffe und Bauarbeiten aufgestellt und besondere Anträge für die
ugenehmigung und die Beschaffung von Baugeldern und Hypotheken ausgearbeitet.
ı diese gleichartigen, immer wiederkehrenden und daher an sich überflüssigen
l unwirtschaftlichen Arbeiten zu vermeiden, ist die Bauwirtschaft in den letzten
ıren dazu übergegangen, für eine große Zahl von Neubauten einheitliche Typen-
würfe aufzustellen und nur nach solchen Typenentwürfen zu bauen. Bei jeder
ıen Ausführung solcher Hausreihen stellte sich, wie zu erwarten war, eine wesent-
ıe Verbesserung und Verbilligung heraus. Aber auch abgesehen von diesen wirt-
aftlichen Erfolgen ergaben die einheitlich durchgeführten Hausreihen schönere
dtebauliche Bilder als die früher einzeln errichteten und unter sich verschiedenen
user, die der Straße eine unruhige und häßliche Erscheinung gaben. Die nach dem
ege in den Außenbezirken der Städte neu entstandenen einheitlich gebauten Wohn-
cks, die aus Reihungen von typisierten Häusern bestehen, bedeuten in wirt-
aftlicher und städtebaulicher Hinsicht einen großen Fortschritt.

Um eine Massenanfertigung bzw. rationelle Fertigung von Bauteilen — Fenstern, Türen, Treppen, Balken, Sparren, Öfen, Spültischen, Badeeinrichtungen usw. — ermöglichen, ist die Festlegung einheitlicher Formen für diese Bauteile, d. h. Schaffung sog. Baunormen notwendig. Der Verein deutscher Ingenieure in lin hat 1917 einen Normenausschuß eingesetzt, der anfangs nur auf dem Gebiete Maschinenbaus arbeitete, jedoch in den letzten Jahren auch überaus wertvolle ıeit für Wohnungsbau geleistet hat; er hat für alle wichtigen Bauteile technisch vandfreie Normenzeichnungen aufgestellt. Der jährliche Bedarf an neuen hnungen wird auf 300000 Wohnungen geschätzt. Um diese 300000 Wohnungen zustellen, werden etwa 3 Millionen Fenster und Türen, 300000 Herde, 600000 n usw. benötigt. Es kann nicht bestritten werden, daß die Massenherstellung er großen Zahl von Bauteilen nach den Normenentwürfen des deutschen menausschusses, d. h. nach einigen wenigen Musterblättern, wesentlich billiger als das alte Verfahren, nach dem die erforderlichen Fenster und Türen jedesmal nders gezeichnet und einzeln angefertigt werden. Die Verwendung von Bau-men bietet außerdem die Gewähr für technisch einwandfreie Bauteile. Daher en sich auch die einsichtigen Vertreter der Bauwirtschaft gern der vom Normen-

ausschuß geleisteten Arbeiten bedient; Werkstätten für Bautischlerarbeiten, Be schläge, Öfen, Kacheln, Rohrleitungen, Steingutwaren usw. haben sich auf Massen anfertigung genormter Bauteile umgestellt. Man darf jedoch nicht übersehen daß solche Umstellungen überaus schwierig und daher nur langsam durchzuführe sind. Aber schon heute ist ein wirtschaftlicher Erfolg der Normenarbeit und Massen anfertigung auch im Bauwesen erwiesen: Die Verwendung von Baunormen ergib eine Verringerung der Baukosten und eine Verkürzung der Bauzeit; ein großer Te der Handarbeit kann durch Maschinenarbeit ersetzt werden. Das Ziel der Bau normung ist, mit gleichen Arbeitskräften mehr Arbeitsleistung zu schaffen. Di Normung darf jedoch nicht erstarren, sie muß vielmehr dauernd der Entwicklun der Bauwirtschaft und der Baukultur folgen.

In den letzten Jahren sind sorgfältige Untersuchungen angestellt worden, di darauf hinzielen, den Verbrauch an Baustoffen aufs äußerste zu beschränken Wände und Decken nur so stark zu bemessen, wie es aus Gründen der Wärme haltung und Standsicherheit notwendig ist. Durch Verwendung von Hohl- ode Leichtsteinen hat sich der Verbrauch an Maurermaterial (Steine und Mörtel) sowie di Arbeitsleistung des Bauhandwerkers, auf die einzelne Wohnung bezogen, wesentlic vermindern lassen. Auch die Transportleistungen für Maurermaterial konnte bis auf ein Viertel der früheren Leistung gesenkt werden. Man ist außerdem eifri bemüht, das Arbeits- und Transportgerät des Bauhandwerkers ständig zu ver bessern. Versuche, in größerem Umfange als bisher auf der Baustelle Maschine für Erdarbeiten, Baustoffbeförderung, Mörtelbereitung, Holzzuschnitt u. dg zu verwenden, haben ergeben, daß im allgemeinen Großgerät, weil es nicht beweg lich genug ist, für den Wohnungsbau sich weniger eignet. Es wird daher Aufgab der Maschinenindustrie sein, für den Wohnungsbau gutes Kleingerät bzw. klein Arbeitsmaschinen zu schaffen. Ebenso wie es bei der Herstellung der Bauteile i der Werkstatt möglich ist, einen großen Teil der Handarbeit durch Maschinen arbeit zu ersetzen, wird es auch gelingen, bei der Montage des Hauses, d. h. b den Arbeiten auf der Baustelle, die Maschine zu verwenden und die Arbeitsleistun des Bauhandwerkers auf diese Weise rationeller zu gestalten als bisher.

Vielfach ist behauptet worden, der Wohnungsbau eigne sich nicht zur Durch führung der Rationalisierungsbestrebungen, weil er auf die individuellen Wohn bedürfnisse der einzelnen Familien Rücksicht zu nehmen habe. Wenn ma jedoch überlegt, daß mindestens 90 vH aller Wohnungen, Klein- und Mittel wohnungen sind und wir jährlich 300000 Klein- und Mittelwohnungen errichte müssen, so wird man zugeben, daß auch die Aufgabe der Versorgung der Be völkerung mit Wohnungen ähnlich wie mit sonstigen Erzeugnissen der Wir schaft in das Gebiet der Massenerzeugung fällt und daher rationalisiert werden muß Der durchschnittliche Wohnbedarf und die für die Miete verfügbaren Beträg der verschiedenen Gruppen von Familien mit kleinem Einkommen sind stets nahez die gleichen. Es ist daher dringend notwendig, im Rahmen dieser engbegrenzte wirtschaftlichen Möglichkeiten bestmögliche Wohnungen nach billigstem Verfahren d. h. auf dem Wege der Massenerzeugung und nach bewährten Typenentwürfe herzustellen und jede Ausführungsserie zu vervollkommnen.

Immer, wenn von Rationalisierungsbestrebungen die Rede ist, wird die Behaup tung aufgestellt, die Industrialisierung vermindere die Arbeitsgelegenheit und ver mehre die Erwerbslosigkeit. Dabei wird jedoch übersehen, daß gerade die Industri eine Fülle von Arbeitsgelegenheit geschaffen und Tausenden von Arbeitern imme wieder neue Arbeit geboten hat. Hätte nicht Deutschland heute seine gewaltig Industrie, so müßten große Mengen beschäftigungsloser Arbeiter in Industrieländ auswandern. Die Erfahrung der letzten Jahrzehnte hat weiter gelehrt, daß d Industrialisierung die Güter verbilligt, den Verbrauch gesteigert und daher d Arbeitsgelegenheit vermehrt hat. Die Rationalisierung des Wohnungsbaus wir somit auch mehr Arbeitsgelegenheit im Baugewerbe schaffen.

Menschenwirtschaft

Von Dr. Walther de Laporte in Berlin

Bekanntlich wird die Frage des Wohn- und Siedlungswesens in keinem Lande mit solcher Gründlichkeit erörtert wie in Deutschland. Und doch werden auch bei uns die psychologischen Momente dieses großen Fragenkomplexes gegenüber den rein wirtschaftlichen und hygienischen noch immer stark vernachlässigt. Gewiß sind Wirtschaft und Siedlung untrennbar voneinander, sie bedingen sich sogar gegenseitig. Und ganz gewiß ist die hygienische Seite des Wohnwesens in bezug auf die körperliche Gesundheit der Bewohner von der größten Bedeutung. Aber immer mehr zeigt sich, wie stark Körper und Geist des Menschen sich gegenseitig beeinflussen. Vor allem blieb es verschiedenen psychoanalytischen und massenpsychologischen Untersuchungen vorbehalten, den weitgehenden Einfluß rein seelischer Faktoren auf die Gesundheit der Menschen aufzudecken. Sowohl Wohnungs- und Siedlungspolitiker wie Theoretiker können an diesen wissenschaftlichen Tatsachen nicht mehr vorübergehen.

Zunächst ist zu betonen, daß es auch vor dem Kriege in Stadt und Land eine Wohnungsnot gab. Die Nachkriegszeit hat nur gewisse Folgen der Wohnungsnot aufs äußerste gesteigert. Durch das Anwachsen der Industrie wurden große Menschenmassen in einzelnen Städten zusammengeführt und dort schlecht und recht untergebracht, ohne daß man daran dachte, für den neuen Stand, den wurzellosen Proletarier, die angemessene, ihn seelisch und körperlich gesund erhaltende Wohnform zu finden. Gewiß gab und gibt es auch im Mittelstand große Wohnungsmißstände, aber das Problem konzentriert sich doch vorwiegend auf die Unterbringung der Lohnarbeiter in Stadt und Land.

Um zunächst von der unmittelbaren Einwirkung der Wohnung auf den seelischen und körperlichen Zustand der Menschen zu sprechen, so besteht nach den ausgezeichneten Untersuchungen von Geheimrat Flügge, Berlin, kein Zweifel mehr darüber, daß der gesundheitsschädliche Einfluß selbst schlechter Wohnungen auf den einzelnen Menschen nicht als so schwerwiegend anzusehen ist wie der Mangel der Einwirkung stark bewegter Luftmassen in eng gebauten Städten. Auf diesen Umstand ist es wohl in erster Linie zurückzuführen, daß der Landbewohner oft trotz äußerst mangelhafter Unterbringung in der stärkeren Einwirkung der frischen Luft einen genügenden Ersatz gegenüber den Schädlichkeiten der unhygienischen Unterbringung in den Städten findet. Desto schwerwiegender sind die sozialen Wirkungen der engräumigen Wohnungen. Daß Geschlechts- und Infektionskrankheiten hier ihre eigentlichen Brutstätten finden, ist oft genug gesagt. Schlimmer sind die psychischen Einwirkungen der Menschen aufeinander. Jeder Mensch hat sein ganz bestimmtes Maß von Reinheit oder Verworfenheit, das er auf seine Umgebung ausstrahlt. Natürlich sind innerhalb dieser Grenzgebiete unendlich viele Schattierungen möglich, ohne daß sich irgend etwas mit Bestimmtheit über das zahlenmäßige Verhältnis von ethisch wertvollen oder minderwertigen Faktoren aussagen läßt. Mit Bestimmtheit aber läßt sich feststellen, daß die modernen Siedlungsformen, vor allem die Großstadtbildungen, eine Gegenauslese schlimmster Art darstellen.

Um diese Behauptung zu beweisen, ist eine kleine Abschweifung nötig. Moderne Rassehygieniker wie Dr. Lundborg, Upsala, sprechen mit Recht von einem Blutchaos in den großen Städten, das durch das auf bloßem Sinnesreiz beruhende, ohne instinktive oder moralische Hemmungen vor sich gehende sexuelle Vermischen der Geschlechter und den daraus entstehenden Geburten entsteht. Nichts ist kennzeichnender in dieser Hinsicht als die Untersuchungen im Galton-Laboratorium in London, durch die festgestellt wurde, daß die Kinderzahl je Elternpaar unter der intellektuellen Bevölkerung durchschnittlich 1,6, unter der schwachbegabten 6,6 und unter den Verbrechern 7 betrug. Die wirtschaftlichen, beruflichen und auch

gesellschaftlichen Anforderungen der Großstädte veranlassen den höheren Beamten, Akademiker, Wirtschaftsführer zur Einschränkung der Kinderzahl, wodurch gerade die erfahrungsmäßig wertvollsten Träger guter Erbanlagen rasend schnell zugunsten der minderwertigen abnehmen. Es erfolgt die sog. Proletarisierung des Nachwuchses. Die Frau entzieht sich durch die schweren wirtschaftlichen oder auch gesellschaftlichen Verpflichtungen oder Sensationslockungen in den Großstädten, denen sich gerade instinktlosere Frauen immer weniger fernhalten können, ihrer edelsten Aufgabe, der Mutterschaft, und wird zu einem nicht unbeträchtlichen Teil zum Lustweibchen. Die Folge ist ein unheimliches Anwachsen der Hysterie, die man vor allem in den nordamerikanischen Großstädten beobachten kann. Der an und für sich schon geringe Nachwuchs wird dadurch in seiner Nervenkonstitution gefährdet. Wie stark ein Volk durch die Industrialisierung und das Zusammenwohnen in den großen Städten herunterkommen kann, erhellt ein Militärbericht über die Körperuntersuchungen während des Krieges an $2^1/_2$ Millionen jungen Engländern, von denen nur 36 vH militärtauglich waren. 10 vH waren so minderwertig, daß sie nicht einmal zu Zivilarbeiten herangezogen werden konnten, sondern auf Kosten anderer miternährt werden mußten. Jedenfalls steht fest, daß durch die bisherigen von den Kulturnationen angewandten Methoden der Unterbringung der Menschenmassen in industriellen Massensiedlungen (Großstädten) eine bedeutende Qualitätsverschlechterung der Menschen eingetreten ist.

Als weiteres Moment der Gegenauslese ist die Art des modernen Wirtschaftskampfes anzusehen, der durch das enge Zusammenwohnen großer Massen in zwei Richtungen beeinflußt wird. Einmal wird rücksichtslose Eigensucht großgezüchtet, die mit allen nur irgendwie erlaubten Mitteln den wirtschaftlichen Erfolg herbeizuführen sucht. Sodann aber fordert die Unübersichtlichkeit des Geschäftsgebahrens, der Produktion und der Kalkulation dazu auf, auf die Verbraucher mit Massensuggestionen zu wirken, die nicht auf ihren Wahrheitsgehalt nachgeprüft werden können. Nichts ist kennzeichnender für das Schwinden der sittlichen Bewertung im Geschäftsleben als die Anerkennung des Humbugs, wenn er nur zum Erfolg geführt hat, in dem am meisten industrialisierten Lande, den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Nicht der ehrliche Kaufmann im Stil von Freytags „Soll und Haben", sondern der smarte Schwindler ist Trumpf, wenn er nur Erfolg gehabt hat.

Dasselbe Moment ist im politischen Leben zu beobachten, wo die Unkenntnis der Charaktereigenschaften der Führer oft denjenigen an die Spitze bringt, der sich am skrupellosesten der gerade in Großstädten am leichtesten anzuwendenden Mittel der Massensuggestion bedient. Auch hier bilden die Vereinigten Staaten von Nordamerika ein lehrreiches Beispiel.

Um auf rein seelische Einwirkungen zurückzukommen, so ist unbestreitbar, daß durch das Fehlen des Abstandes von Mensch zu Mensch die Gefahren der seelischen Ansteckungen bedeutend vermehrt werden. Dazu kommt ein Weiteres. Wie Bismarck einmal sagte, steckt in jedem Menschen nun einmal ein moralischer Schweinehund. Deshalb ist Distanzhalten selbst in den intimen Beziehungen der Ehe eine Forderung der seelischen Sauberkeit. Dieses Distanzhalten wird aber nicht nur durch die engräumige Wohnung erschwert, sondern vor allem durch die Zusammenhäufung der Menschen in den Großstädten. Etwas von der Schamlosigkeit, die gerade wegen ihrer inneren Wahrhaftigkeit in allen Zille-Bildern aus Groß-Berlin steckt, findet hier seine eigentliche Begründung. Man ist sich zu nahe, man kennt und durchschaut sich zu sehr, um sich noch irgendwie in Haltung zu zeigen. Das Trieblebeu zeigt sich offen und brüstet sich noch mit dieser vermeintlichen Ehrlichkeit. Dabei zeigt sich aber eine merkwürdige Folgeerscheinung, das Herausbilden krasser Eigensucht als Abwehr gegenüber der zu starken Einwirkung der anderen. Wir haben also ein geradezu paradoxes Ergebnis. Je enger die Menschen zusammenwohnen, desto weiter kommen sie seelisch auseinander. Man studiere nur einmal das „freundnachbarliche" Zusammenwohnen in Berliner Mietshäusern (es brauchen nicht einmal Mietskasernen zu sein), um hier einen lebendigen Eindruck zu be-

kommen. Ja eins der gefährlichsten soziologischen Momente, das Schwinden des Gemeinschaftsgefühls, ist neben der großen Verschiedenartigkeit der Wirtschaftsnteressen und dem scharfen Wettbewerb diesem Umstande zuzuschreiben. Nirgendvo sind die Menschen so einsam und dabei vielleicht gerade deshalb so eigensüchtig vie in den großen Städten. Die moderne Psychopathologie hat aber längst erkannt, daß dieses Schwinden des Gemeinschaftsgefühls die Ursache von zahlreichen psychischen Krankheitserscheinungen ist, von unbegründeten Minderwertigkeits- oder Selbstüberhebungsgefühlen, Hysterie und Neurasthenie.

Vor allem ist das enge Zusammenwohnen für die psychische Entwicklung der Kinder bedenklich. Alles was an Zank und Streit, Roheits- und Trunkenheitsakte, Dirnengezänk und Prügelszenen sich in Blick- und Hörweite der Kinder abspielt, führt häufig zu den sog. Verdrängungskomplexen in den Seelen der Kleinen, die diese Disharmonien noch nicht in ihr Weltbild einordnen können und vor allem nichts als Widersprüche zu dem empfinden, was Eltern, Schule und Kirche sie lehren. Wie viele psychopathische Erscheinungen im erwachsenen Alter (z. B. Haß gegen die Gesellschaft) sind auf derartige Verdrängungserscheinungen zurückzuführen!

Vielleicht ist in diesem Zusammenhange noch eine andere Beobachtung bemerkenswert. Nach Ansicht hervorragender Biologen war der Mensch im Urzustande im Gegensatz zu den in staatenbildenden Gemeinschaften lebenden Tieren (wie z. B. Ameisen, Bienen, Termiten) ein vereinzelt lebendes Wesen, das sich nur mit einer oder mehreren Geschlechtsgenossinnen zusammenfand, wodurch allmählich Familien- und Hordenzusammengehörigkeit entstand. (Größere organisierte Gemeinschaften wie menschliche Staatenbildungen sind schon Ergebnis hoher Kultur.) Vielleicht ist es teilweise auf diesen Umstand zurückzuführen, daß die Menschen sich nur unter Schädigung ihrer geistigen Qualitäten in zu enge Gemeinschaften zwingen lassen, die der Entfaltung der Individualität zu enge Schranken ziehen.

Das Zerreissen natürlicher Gemeinschaftsbeziehungen (Gewerkschaften sind keine Gemeinschaftsorganisationen wie etwa die mittelalterlichen Zünfte, Gilden, Innungen, die auf Gemeinsamkeit wirtschaftlicher, sozialer und ethisch-religiöser Interessen beruhten) atomisiert die Großstadtmassen und macht sie deshalb in politischem Sinne so überaus leicht empfänglich; denn je weniger eine Gemeinschaft auf überlieferten Beziehungen beruht, desto leichter ist sie in irgendeinem Augenblick beeinflußbar. Hier drohen dem sittlichen Grundgedanken der Demokratie auch im staatspolitischen Leben die schwersten Gefahren, denn von irgendeiner Mitwirkung selbstbewußter und sich selbstbestimmender Bürger an der Regierung oder Verwaltung kann bei der politischen Entwicklung der Großstadtmassen keine Rede mehr sein, wie auch wieder am klarsten die innerpolitische Entwicklung in den Vereinigten Staaten beweist. Die Masse siegt, Massenansichten, Massengeschmack, Massensensationen herrschen. Und wer herrschen will, muß sich diesen Massenforderungen fügen. Die Geschichte der jüngsten Vergangenheit ist ein lehrreiches Beispiel dafür, wie das Kulturniveau dauernd sinkt. Dieselben Erfolge zeitigt die Konzentration der Massen im Gemeindeleben.

Nach diesen kurzen Andeutungen müssen die schweren kulturellen und soziologischen Gefahren moderner Siedlungs- und Wohnungsnot jedem unbefangenen Beurteiler klar werden. Die Lösung der hier auftauchenden Probleme kann deshalb auch nicht in hygienisch noch so einwandfreien Massenmietshäusern gesehen werden, wie sie Wien in den letzten Jahren erbaute und die sozialistisch gerichteten Kreise Berlin neuerdings anstreben. Die Lösung muß zunächst mehr als bisher soziologische Gesichtspunkte beachten. Die wirtschaftliche Entwicklung ist jedenfalls nicht übersehbar. Technische Erfindungen (wie z. B. Ferngas- und Fernkraftleitungen) können Umwälzungen mit sich bringen, von denen wir bisher noch nichts ahnen. Ebenso kann die industrielle Ausfuhrtätigkeit sich bei der veränderten Weltlage vollkommen umstellen. Das einzig Feststehende ist dagegen der Mensch und seine soziologischen und psychologischen Bedingungen. Sicherlich haben die Großstädte

und vor allem die Weltstädte als Sammelpunkte der Industrie und des Welthandels eine immanente Zweckmäßigkeit, die abzuleugnen lächerlich wäre. Aber ebenso sicher sind sie, soziologisch beurteilt, in ihrer augenblicklichen Verfassung nicht als Organismen, sondern als wild gewachsene chaotische Bildungen anzusprechen, die erst gegliedert werden müssen. Die aus der Not geborenen Ansätze zu Citybildungen usw. sind erste Anzeichen für organische Entwicklungen. Trennung in Industrie-, Verwaltungs-, Vergnügungs- und Wohnviertel bezeichnen weitere Bestrebungen auf diesem Wege. Jeder Städtebauer weiß, daß hier alles im Fluß ist, Gartenstadt, Trabantenstädte und andere Pläne werden eifrig erörtert. Die Hauptsache dürfte bleiben, die Menschen wieder in vor spekulativen Mißbrauch geschützten Eigenheimstätten anzusiedeln, die ihnen wieder Verantwortungsgefühl gegenüber Heim und Hof als Vorstufe zu staats- und gemeindebürgerlicher Gesinnung anerzieht, die sie unabhängiger und selbstbewußter macht. Nur so kann die Verwurzelung mit dem Heimatboden erfolgen, nur so wieder Gemeinschaftsleben entstehen, das in gemeinsamen Interessen der im eigenen Heim und auf eigener Scholle sitzenden Bürger sich kundtut. Nur so kann in den Erträgnissen des kleinen Hausgartens eine Verpflegungsreserve in Zeiten der Not erstehen. Die Nachbarkontrolle, die im Massenmietshaus sich im widerlichsten Klatsch äußert, hat hier ihre soziologische Berechtigung, weil man im größeren räumlichen und seelischen Abstand nicht mehr das allzu Menschliche sieht, sondern die Gesamtleistung, den gepflegten Garten, das gut erhaltene Haus, die nicht mehr störend empfundenen Kinder, die tüchtige oder untüchtige Hausfrau.

Die weitere Forderung ist Schaffen soziologisch richtig aufgebauter Gemeinden mit Selbstverwaltung für die örtlichen Aufgaben, dagegen umfassende Verwaltungsorganisationen für die umfassenden Siedlungs-, Wirtschafts-, Erholungs- und Verkehrsaufgaben großer zusammenhängender Bezirke (erste Ansätze zu derartigen Regelungen zeigen sich z. B. im preußischen Städtebaugesetz). In den kleinen Wohngemeinden (bis höchstens 50000 Einwohner) kann sich ein reiches soziologisches Leben entfalten, das neben der Organisation örtlicher Dinge ein weites Gebiet kultureller Aufgaben findet (Geselligkeit und Sport, Unterhaltung und Bildung, Theater, Vorträge, Armen- und Krankenpflege usw.). Alle diese Dinge, die in der Verwaltung der Großstadt mechanisiert und dadurch entseelt werden, weil man nur so dem überall drohenden Schwindel begegnen kann, werden hier wieder individuell und deshalb letzten Endes wieder soziologisch richtig gehandhabt. Der sozial Minderwertige, der Schuft und Schädling ist bald erkannt und so bloßgestellt, daß er keine unheilvollen Wirkungen mehr ausüben kann. Umgekehrt gewinnt der sittlich und kulturell Hochstehende bald die ihm zukommende Bedeutung in der Gesellschaft. Eine gewisse Unabhängigkeit auf Grundlage des freien Eigentums gibt dem einzelnen der Gesellschaft wie der Gemeinde gegenüber jene köstliche Selbstsicherheit, die weit entfernt von der widerlichen Selbstüberhebung mancher großstädtischer Volksbeglücker, der Verwaltung sowie der Massenmeinung gegenüber das nötige Rückgrat verleiht.

Man komme mir nicht mit Einwendungen, daß die vorgetragenen Gedanken Utopien seien. Menschenwirtschaft zu treiben ist letzten Endes ein Gebot der größten Wirtschaftlichkeit. Und ich schlage nichts anderes vor als Menschenwirtschaft für die Organisation des Wohn- und Siedlungswesens. Im Zeitalter der Technik können derartige Probleme wie vernünftige Wohn- und Siedlungsformen nicht mehr unlösbar sein. Und wenn selbst ein so kühler Rechner wie Ford moderne Großstädte als nicht mehr zu leistenden Luxus bezeichnet, so hat er sicher dabei nicht nur an wirtschaftliche Momente, wie die ungeheuren technischen Schwierigkeiten der Be- und Entwässerung, Fäkal- und Müllabfuhr, Verkehrsregelung usw. gedacht, sondern ebenso an Menschenwirtschaft, die uns nach den ungeheuren Kriegsverlusten mehr denn je zu treiben obliegt, wenn wir uns als Kulturvolk behaupten wollen.

Aus Zeit und Geschichte

Sigmund von Riezler

Von Karl Alexander von Müller in München

In Holzhausen bei Ambach, neben dem kleinen, weithin sichtbaren Kirchlein, auf der Höhe über dem Starnbergersee, wurde am 31. Januar 1927 Sigmund v. Riezler in die bayerische Erde gebettet, auf einem Platze, den er selbst seit langen Jahren für sich und die Seinigen zur letzten Ruhestätte bestimmt hatte. Winterlicher Schnee lag ringsum noch über dem stillen Land, aber der reine Himmel oben und der glatte See in der Tiefe erglänzten in strahlendem Blau, und der Kranz der Alpen leuchtete zauberhaft klar und nahe in der föhnigen Luft. Schlichte Anhänglichkeit an einen ihm von Jugend auf ans Herz gewachsenen Ort hatten ihn diese Stätte wählen lassen; aber wie schön ist sie und wie bedeutungsvoll. Eine herrliche, alte, tausendjährige Linde breitet die Äste bis über seinen Grabhügel aus, und wer ihn kannte, weiß es: so fest, so treu und so beständig wie sie hatte auch er die Wurzeln in den Boden der Heimat geschlagen. Von allen Seiten grüßen dunkle Tannenhügel, schlanke Kirchtürme und hohe Berghäupter herüber, ihm wohl vertraute, seit früher Kindheit bekannte. Gegen Westen hin schweift der Blick über Peißenberg und Lechtaler bis weit in die Allgäuer Alpen hinein, von denen seine Familie — aus Riezlern im Walsertal — einst ausgegangen ist, und im Norden glänzt zur Nachtzeit wohl der ferne Lichtschein der Stadt am Horizont herauf, in der er selber geboren und nun gestorben ist, in welcher er den größten Teil seines reichen, unermüdlichen Wirkens vollbracht hat.

Am 2. Mai 1843 ist er in München als Sohn eines vermöglichen und kunstsinnigen, geistig reich belebten Kaufmannshauses zur Welt gekommen. Die unbeirrbare bürgerliche Tüchtigkeit und Gesundheit seines Wesens, aber auch die hohe Begabung und den aufgeschlossenen Sinn für die Kunst hat er schon von hier aus als Erbe mitgebracht. Von der mütterlichen Seite kam dazu eine starke gelehrte und schriftstellerische Ader. Ihn selbst zog es, geradlinig, wie seine ganze Natur war, von Jugend auf zur Geschichte. Giesebrecht, einen der drei Hauptschüler Rankes, dann Döllinger, den alten Riehl und Prantl, Felix Dahn und Wilhelm Hertz nannte er selbst seine Hauptlehrer; Karl Stieler, Theodor v. Gosen und Karl Theodor Heigel seine nächsten Jugendfreunde. Zusammen mit diesem letzteren erwarb er 1867 durch seine Erstlingsschrift über das Herzogtum Bayern unter Heinrich dem Löwen einen preisgekrönten Doktorhut; zusammen von da ab haben diese beiden Freunde fast ein halbes Jahrhundert lang Seite an Seite für die bayerische Geschichte gearbeitet; alle neueren Forschungen ruhen auf ihren Schultern. Schon 1869 habilitierte Riezler sich auch an der Münchener Universität; aber es wurde nicht, wie zu erwarten gewesen wäre, die akademische Laufbahn, in welcher er aufstieg. Er unterbrach sie selbst schon im nächsten Jahr, 1870, indem er als Freiwilliger im Leibregiment an einem Stück des deutsch-französischen Feldzuges teilnahm. Und noch in Montmirail, im Lazarett, erhielt er einen Ruf als Vorstand des Fürstenbergischen Archivs in Donaueschingen; in der Folge wurde ihm hier auch die Leitung der Hofbibliothek, des Münz- und Kupferstichkabinetts übertragen. 1883 rief man ihn als Oberbibliothekar an die Münchner Hof- und Staatsbibliothek zurück. Aber erst 1898, als Fünfundfünfzigjähriger, erhielt er die Stelle, für die er schon seit zwanzig Jahren geschaffen war: die Professur für bayerische Landesgeschichte. Fast zwanzig Jahre lang, bis 1917, hat er sie dann mit hohem Ruhm bekleidet. Seit 1877 war er bereits Mitglied der historischen Klasse der bayerischen Akademie der Wissenschaften, seit 1883 Mitglied, später lange Jahre auch Sekretär der gesamtdeutschen Münchner historischen Kommission. 1886 hatte er die verantwortungsvolle Leitung des Kgl. Maximilianeums übertragen erhalten. Von 1900 ab kamen dann der persönliche Adel, der Geheime Rat, der große Verdunpreis für seine bayerische Geschichte. Aber er selbst blieb in allen Ehrungen derselbe unveränderliche, einfache, bescheidene Mann, wortkarg, ohne große äußere Gewandtheit, allem Lärm des öffentlichen Lebens von Grund aus abgeneigt. Und trotz aller ablenkenden Bürde von Verwaltungsgeschäften und Nebenämtern war es ihm vergönnt, in der ruhigen Beschaulichkeit des Forschers und Schriftstellers seine reiche, still gesammelte Kraft zu entfalten.

Dem Lärm des öffentlichen Lebens abgeneigt, aber nicht dem Leben selbst. Denn die Geschichte, wie er sie verstand, war bei aller schlichten Sachlichkeit ein Reich des Lebendigen, nicht des Toten. Wenn er bis in seine hohen Siebziger, rüstig wie ein Junger, die bayerischen Höhen und Täler durchwanderte, so grüßte ihn so mancher Gipfel, so mancher stille Flecken, aus deren altersgrauen Namen er zuerst wieder lebendige Kunde vom Dasein unserer Väter und Vorväter erweckt hatte. Wenn er bis vor wenigen Jahren alltäglich, wie es seine Art war, zur festbestimmten Stunde durch die Münchener Straßen wandelte, so erzählten ihm die Steine von Menschen und menschlichen Zuständen, die er als erster wieder nach langer Vergessenheit ans Licht gehoben und verstehend dargestellt hatte: von Fürsten und Großen der Tat und des Geistes und von dem stillgewaltigen Strom des gemeinsamen Lebens, das in der wunderbaren Kette der Generationen, unmerklich fast und doch alles beherrschend, durch die Jahrhunderte herabfließt.

Er hat jede Aufgabe, die ein übernommenes Amt mit sich brachte, mit umsichtiger Gewissenhaftigkeit und Treue erfüllt; das Fürstenbergische Urkundenbuch und die Geschichte des Hauses Fürstenberg, wie der große, wertvolle historisch-geographische Realkatalog der Münchner Staatsbibliothek sind davon bleibende Zeugen. Aber ebenso gewissenhaft und treu hielt er daneben jederzeit die eigentliche Aufgabe seines wissenschaftlichen Lebens fest. Er besaß den heute so seltenen Mut und die ausdauernde Kraft, sein ganzes Dasein einem einzigen, selbstgewählten, großen Werk zu weihen, an dem sein Herz hing. Die reiche Fülle musterhafter Untersuchungen, Ausgaben, Einzeldarstellungen, welche die Wissenschaft ihm verdankt — von der Landnahme der Bajuwaren und den bayerisch-schwäbischen Ortsnamen an, über die Akten zur Geschichte Ludwigs des Bayern, die Hexenprozesse in Bayern, den bayerischen Bauernaufstand 1705/06 bis zum „glücklichsten Jahrhundert der bayerischen Geschichte" (1806—1906) — sind fast alle Vorarbeiten oder Seitenschößlinge des großen Hauptwerkes, das stetig neben und aus ihnen emporwuchs: der „Geschichte Baierns". In acht Bänden hat er sie, in sechsunddreißigjähriger Arbeit, von den Zeiten der Völkerwanderung bis ins erste Drittel des 18. Jahrhunderts heraufgeführt.

Aber wie weit hat er von diesem festen Mittelpunkt aus dann wieder seine Bogen ausgespannt. Von den großen, ewig auf- und abwogenden Kämpfen um Macht und Besitz, die das äußere Schicksal der Staaten zunächst gestalten, führen seine Arbeiten mit einer seltenen Vielseitigkeit des Interesses und der Kenntnisse hinüber zu dem leisen, gesetzmäßigeren Wandel der Einrichtungen und Zustände: des rechtlichen, wirtschaftlichen, sozialen, des künstlerischen und gelehrten Lebens dessen, was jeweils Bayern hieß. Von allen Seiten her hat er mit stillem, rastlosem Fleiß ein unabsehbares, weitverstreutes, oft dürres und ungelenkes Material aus Urkunden, Chroniken, Akten, früheren Forschungen zusammengetragen; mit eindringender Sorgfalt und ruhigem, gesundem Urteil hat er es kritisch durchleuchtet, phrasenlos, mit unbestechlicher Wahrhaftigkeit dargestellt; und dann den überreichen Stoff wieder strenge sichtend, in den großen Bau eingeordnet, dessen umfassender Zusammenhang jede Einzelheit in sich beschließt. Schon an seinen ersten Arbeiten rühmten berufene Beurteiler den gestaltenden Formsinn der klaren, übersichtlichen Gliederung, das schöne Maß von Fülle und Tiefe der einzelnen Teile, die ruhig meisternde Kraft, die sich durch alles liebevolle Versenken ins einzelne doch nie von der eigentlichen Aufgabe abziehen ließ. Und so leitet sein großes Werk, auf beschränktem Raum, mit sicherer Hand den Reichtum geschichtlichen Geschehens an uns vorüber, eine Welt charakteristischer Bilder, Gestalten, Schicksale: nicht in dem verklärenden, romantischen „Goldton des Abendrots", den er selbst bei seinem Lehrer Giesebrecht fand, sondern in einem kühleren, realistischeren Licht, das gleichmäßig klar und hell auf alle Teile fällt und, bei aller inneren Anteilnahme des Herzens, mit einer gutbayerischen Herbheit der Haltung, die ihr eigenes Gefühl nur ungern, und lieber noch bei zornigem Aufwallen als in weicheren Anwandlungen herausläßt.

Im ganzen ein selten gesegnetes, ruhiges und fruchtbares Dasein, in eine günstige Zeitlage der historischen Wissenschaft wie der deutschen Geschichte eingebettet. Ein schönes, reiches Familienleben umgab ihn: eine mehr als fünfzigjährige glückliche Ehe, Kinder und schließlich blühende Enkel, ein harmonisches, wohlbegründetes, in feinsinniger Geselligkeit und Kunstpflege offenes Haus. Man mußte ihn wohl einmal erklärend vor seinen schönen Bildern oder mit seiner geliebten Geige gesehen haben, um die innere Wärme ganz zu erkennen, die hinter einer spröden Außenseite lag. So hat er noch in voller Rüstigkeit und Kraft die Schwelle der Siebziger überschritten. Dann hat auch über dieses Leben der Weltkrieg seine Schatten geworfen. Von der ersten Stunde an hat sein geschichtsgewohntes, ruhiges Auge ihn schwerer, düsterer, aussichtsloser angesehen als wir Jüngeren. Die Verluste von Schülern und Zöglingen des Maximilianeums bedrückten ihn tief. 1917 trat er von seinem Lehramt zurück, 1919 von der Leitung des Maximilianeums. Wenige Tage darauf flogen von den Isarhöhen

aus, wo er ein Menschenalter lang gewohnt hatte, die Kugeln der Straßenkämpfe hinüber in sein neues Altersheim an der Widenmayerstraße. Immer noch erfüllten und trösteten ihn Wissenschaft und Kunst. So lange er allein zu gehen vermochte, gab es kaum ein großes klassisches oder Kirchenkonzert, das er versäumt hätte; schon beinahe achtzigjährig, machte er sich noch daran, den ersten, 1878 erschienenen Band seiner bayerischen Geschichte von Grund aus neu zu bearbeiten. Erst seit dem Verlust seiner Frau (1924) bekam das Alter auch über seinen zähen und kerngesunden Körper langsam die Oberhand, während der Geist rege und tätig blieb, bis nun nach kurzer Krankheit der Tod ihn erlöschte. Noch die letzte Kraft seiner versagenden Augen und seiner zitternden Hände hatte seinem Werke gegolten. Und das Schicksal hat dem Treuen auch hier den Lohn nicht versagt: sein erster Band ist in allem wesentlichen zum zweitenmal vollendet. Dann erst wurde ihm die Feder aus der Hand genommen.

Seine Leistung für die bayerische Geschichte im ganzen darf man wohl, über alle Verschiedenheiten der Zeitalter und der Temperamente hinweg, mit der Aventins vergleichen. In der großen Epoche der modernen deutschen Geschichtsforschung hat er dem ältesten und konservativsten deutschen Stamm, der damals noch einem von ihm beherrschten Staate den Namen gab, das anerkannte Muster einer umfassenden Landesgeschichte gegeben: fest mit dem heimischen Boden verwachsen, erdenäher als weiter ausfliegende historische Unternehmungen, und doch mit allen guten Früchten großer nationaler und übernationaler Forschung und Betrachtungsweise genährt; ein Ergebnis strenger, gediegener wissenschaftlicher Arbeit und doch belebt durch den künstlerischen und sittlichen Anhauch, der der Geschichte eigentümlich ist; ein Werk, wie er selbst einst von dem seines Lehrers rühmte, „echt deutschen geduldigen Fleißes". Wer ihm aber näher vertraut war, dem mag, wenn er sich wieder im durchsichtigen Fluß seiner geschichtlichen Erzählung ergeht, wohl der schöne heimatliche See in den Sinn kommen, den er seit froher Jugendzeit allsommerlich fischend und rudernd befahren, an dem seiner Bücher so manches gute Teil entstanden ist — auf den nun auch sein Grab herniedersieht. So stattlich und klar liegt er in seinen schöngebauten, friedlichen Ufern. Die weite Fläche aber spiegelt das ganze alte, immer junge bayerische Land: den herrlichen Kranz stolzer Felsberge und liebliche, waldübergossene Hügelhöhen, prächtig gefüllte Baumkronen und blumige Gärten, das „liebe Traid" und lustiges Wiesengrün, Schloß, Kirche und Bräu, Bauernhöfe und städtische Landsitze, geräumige und trauliche und schicksalsvolle Siedlungen aus allen Zeiten, seit unser reisiger Stamm seinen Speer in den Boden der Heimat gepflanzt hat: allen Deutschen ist es ein schönes, uns Altbayern aber auch das liebste Stück des Vaterlandes.

Emil Ludwigs „Wilhelm II." und „Bismarck"

Schon in seinem „Goethe" hatte Emil Ludwig den zu einem Bande erweiterten Essay erfolgreich ausgestaltet. Das Unterscheidende der Gattung ist Deutung eines von anderen beigebrachten und gesichteten Stoffes. Der Essayist forscht nicht, er stellt dar; er ist nicht reiner Wissenschaftler, sondern halber Künstler. Der Essay kommt, seiner Entstehung gemäß, auch in seiner höchsten Form, nie ganz los vom Feuilleton. Er will weniger durch die Sache selbst überzeugen, als durch geschickte Anordnung, wirkungsvolle Häufung, künstlerisches Herausarbeiten einzelner, Weglassen anderer Züge überreden. Damit ist er im antiken Sinne sophistisch. Möglich, daß der Essayist nicht von vornherein mit einem Vor-Urteil an seinen Stoff herantritt; unmöglich, daß sich ihm nicht während der Arbeit von selbst eine These bildet; ist sie ja doch sein einziges Mittel den Stoff zu meistern. Wir disponieren, gruppieren nur um den Preis einer flächenhaften Vereinfachung der dreidimensionalen Wirklichkeit. Die Wahl des Standortes, der Beleuchtung bedeutet bereits einen Verzicht auf die „Wahrheit" zugunsten der Wirkung.

Bereits aus Anlaß des „Goethe" von Emil Ludwig betonte ich den zeit- und persönlichkeitbedingten, daher immer fragwürdigen Charakter derartiger Interpretationen, zugleich aber auch den starken Reiz, den sie ausüben, auch wenn, gerade weil sie zum Widerspruch reizen. Das gilt natürlich in noch höherem Grade, wenn die biographischen Essays historisch-politischer Natur sind wie Ludwigs „Wilhelm II." und „Bismarck".

Das Buch über Wilhelm II. wirkt — es wäre unrichtig, dies zu leugnen — schon durch die Dokumente vernichtend. Ludwig verzichtet, wie er klug feststellt, auf alle von vornherein ungünstig eingestellten Quellenwerke. Er will scheinbar gar nichts anderes als den Kaiser erklären: aus dem Komplex körperlicher Inferiorität, aus einer unglücklichen Kinderstube,

einem denkbar ungünstigen Elternhause, einer nur nachteilig wirkenden Umgebung. Nach meinem Gefühle geht er in der Häufung motivierender Einzelzüge in dem Buche über den Kaiser sogar zu weit und berücksichtigt zu wenig den von Anfang an gegebenen, unveränderlichen Charakter, der übrigens beim Vergleich Wilhelms II. mit seinem Großvater zum mindesten ebenso deutlich herauskommt, wie bei dem mit Kaiser Friedrich. Das Buch über Bismarck ergänzt diese Lücke durch manche Einzelheiten, wie überhaupt beide Bücher unbedingt zusammengehören. Es finden sich doch schon bei Wilhelm I. eine Menge Züge, die an seinem Enkel auffallen, und wenn Bismarck sie bei Wilhelm I. geflissentlich übersieht, um sie in „Erinnerung und Gedanke" bei Wilhelm II. schonungslos herauszuarbeiten, mißt er mit zweierlei Maß. Wenn man von der Charakteristik Wilhelms I. ausgeht, über den wir besser unterrichtet sind als über seinen Sohn, so ist die Ähnlichkeit frappant. Darum ist es besser, man liest vorerst Ludwigs „Bismarck" und dann erst das Buch über den Kaiser.

Bismarcks Charakter wird von Ludwig aus folgenden Zügen leitmotivartig komponiert: Legitimist nur seiner Abkunft nach; Junker, der wohl als Herr für seine Leute sorgen will, aber nie begreift oder duldet, daß diese Leute selbst für sich sorgen; eine problematische Natur, der keine Lage Genüge tat; unbefangener Annäherer seiner Überzeugungen und seiner Zwecke; immer auf der Flucht vor seinem ruhelosen Ich; „ohne Sehnsucht nach Stille kann er die Geschäfte so wenig ertragen, wie er die Stille ohne Wunsch nach Geschäften ertrug"; immer leidenschaftlich; der Ruhelose verachtet rasch das Errungene; „wenn er nicht kämpfen kann, ist er verloren"; „nervös, verwegen, unzufrieden, schlau, mißtrauisch, rücksichtslos, bald legitim, bald revolutionär, problematisch, aber genial"; furchtlos; unbeirrt und unerschrocken seinen einsamen Weg bis zu Ende gehend; „das für die Deutschen nötigste Vorbild einer Zivilcourage, an deren Mangel später die Spitzen seiner Klasse, die Fürsten, zugrunde gegangen sind"; gleich stark an Geist wie an Mut; merkwürdig halten sich bei ihm Leidenschaft und Mäßigung die Wage; seine stärksten Motive Ehrgeiz und Machtwille; eine aus Kraft und Nerven gefährlich gemischte Natur; „zum Herrschen geboren, zum Dienen erkoren, mißfällt ihm die Welt; zum Greifen nah die Dinge, die man machen müßte, doch wenn man sie greifen will, läßt ein Fürst von oben die gläserne Wand herunter, und der Staatsdenker ist ausgesperrt und hat draußen zu warten"; er entfremdet sich nacheinander allen Parteien; er „hat allmählich alle Klassen des Volkes mißtrauisch gemacht, indem er im Wahlkampf alle 5 Jahre sich gegen einen andren Teil wandte . . .; die Autokratie seiner inneren Politik erbitterte das Volk, das seine Künste in der äußern nicht zu erkennen vermochte"; an seiner Wiege „standen drei Dämonen: Stolz, Mut und Haß"; sie diktieren auch die „Gedanken und Erinnerungen".

Gegen diese Charakteristik ist kaum etwas zu sagen. Sie verteilt Licht und Schatten gerecht.

Anders verhält es sich mit einer Reihe von Einzelheiten. Zunächst fehlen in der Charakteristik Wilhelms I. doch wesentliche Züge; Emil Ludwig verfällt in dieselbe Tendenz, die er an den „Gedanken und Erinnerungen" feststellt: den alten Herrn herauszustreichen auf Kosten des jungen. Sodann überschätzt er, wie im Kaiserbuch, genealogisch die Bedeutung des Elternerbes; dadurch kommt in den vorderen Kapiteln manche Motivierung vor, die ich für erkünstelt halte. Endlich schätzt er Kaiser Friedrich falsch ein, der nach meiner festen Überzeugung bei nur einigermaßen längerer Regierung von dem notorischen Kronprinzenrechte Gebrauch gemacht hätte, die Leute, die auf ihn ganz bestimmte Erwartungen gesetzt hatten, gründlich zu enttäuschen. Übrigens ist diese Vermutung Ludwig selbst nicht fremd (S. 403). Nebenbei: wenn „Kronprinz Friedrich die Erfindung einer eigenen neuen Krone und eines neuen Wappens für ihn und die Kronprinzessin als ernste Angelegenheiten betrachtet, und zum Staunen der Abgeordneten den uralten Stuhl der Sachsen-Kaiser in die moderne Feier hineinschieben läßt" — das ist doch schon Wilhelm II., wie er leibt und lebt!

Komisch ist der Satz: „daß er sich Waffen des Auslandes (Italien) gegen das deutsche Haus Habsburg sichert, stört diesen deutschen Royalisten keineswegs". Das deutsche Haus Habsburg! Wenn das ein Witz sein soll, ist er recht gezwungen.

Schlimmer als komisch: „Weder gab es in Deutschland eine elsässische, noch gab es in Frankreich eine linksrheinische Frage, die nur von ein paar Maulhelden auf beiden Seiten zur Verhetzung friedlicher Völker erfunden worden." Dieser Satz bewiese, wenn anders er nicht nur *γυμναστικῶς*, sondern *δογματικῶς* gemeint sein sollte, eine Puerilität der geschichtlichen Auffassung, durch die Emil Ludwig ein für allemal das Recht verwirkt hätte, über Politik mitzusprechen. Ebensowenig wird er im Ernste diesen Satz vertreten wollen: „Hätte Napoleon III. jetzt in die Operation eingewilligt, so wäre er durch das Messer, dafür aber keln anderer durch die Kugel umgekommen." Bei einem grasgrünen Rechtsanwalt vor ländlichen Schöffen würde man allenfalls einem solchen Manöver mildernde Umstände zubilligen können; aber Emil Ludwig soll doch uns nicht vormachen, daß er diese pazifistische Imbezillität glaubt! Das Kindlichste leistet er sich aus Anlaß der Emser Depesche, wenn er schreibt: „Das Verbrechen

ag in einer Gesellschafts- und Staatsform, die zwei oder drei Männern ermöglichte, Kriege u entzünden, ohne ihre Völker zu befragen," als ob sich in der glorreichen Ära des Parlamenarismus und mehr oder weniger sowjet-orientierten Sozialismus in dieser Beziehung das Geingste geändert hätte! Zu diesen Komplimenten vor gewissen Kreisen und ihren Gazetten nd Salons rechne ich auch die Schmock-Anti-These: „Bismarck hat immer die Macht mehr eliebt als die Freiheit; auch darin war er ein Deutscher." Weitere Schmock-Brillanten: . . . er muß sich den Blick gefallen lassen, der ihm in keinem Sinn gefällt"; oder: „So muß ufs neue Gebet, Gott und Glaube mobil gemacht werden, damit der König mobil mache" der: „Zwischen dem letzten Schuß des Idealisten (gemeint ist ‚der deutsche Jude Blind us London') auf den Volksfeind und dem ersten des Realisten (gemeint ist ‚der Volksfeind' Bismarck) auf die deutschen Brüder lagen 5 Wochen." Es ist taktisch ungeschickt von Emil udwig, sich durch stilistische Unvorsichtigkeiten zu decouvrieren.

Denn so tendenzlos sich beide Bände geben, so tendenziös sind sie natürlich von Anfang bis u Ende. Dagegen ist gar nichts zu sagen, es ist des Autors gutes Recht.

Im Falle Wilhelms II. führt er seine These überzeugender durch, weil sie bereits die öffentche Überzeugung weiter Kreise ist. Komplizierter ist sie bei Bismarck. Sie läßt sich etwa in olgendem Satze zusammenfassen: Durch seinen Charakter wird Bismarck zu einer Hasardolitik getrieben, die notwendigerweise zum Dreibund und damit automatisch zum Weltkrieg ührt (S. 575 bis 578). Die These ist ein eleganter Blender, nicht mehr. Derartige Vereinfachunen äußerst verwickelter geschichtlicher Entwicklungen verraten den in die Politik verschlaenen, aber nicht in ihrer Sphäre aufgewachsenen Journalisten. Im Grunde sind Ludwigs ücher nichts als voluminöse, aber interessante Feuilletons. Freilich läßt sich nicht bestreiten, aß Bismarcks äußere Politik auf eine Genialität zugeschnitten war, die niemand besaß als er llein, aber die irreparablen Fehler sind ja alle erst nach seinem Sturze begangen worden, der ür den gekrönten und die ungekrönten Dilettanten die Bahn freimachte. Am tragischsten t es, daß er das Opfer einer Lücke seiner eigenen Verfassung des Deutschen Reiches geworden t, nämlich des fehlenden parlamentarischen Oberhauses oder Senats; diese Lücke läßt ihm ach seinem Sturze nur drei unzulängliche und seiner nicht ganz würdige Möglichkeiten der ritik: die fatale Zwangs-Anonymität der „Hamburger Nachrichten", die an Händen und üßen gebundene Publizität öffentlicher Erwiderungen bei Reisen und Empfängen, und die on ihm selbst als grotesk fallen gelassene Ausübung seines Reichstagsmandats. Man überlege, enn ein Abschnitt der Verfassung des Deutschen Reiches bestimmt hätte, daß abgetretene anzler und Staatssekretäre *eo ipso* Sitz und Stimme im Deutschen Reichsrat haben, von welch ochpolitischer Warte aus, mit welch ganz anderer Wirkung hätte Bismarck die Politik des euen Kurses kritisiert! Auch die nachrevolutionären Verfassungen des Reiches und der änder leiden samt und sonders an dem schweren Fehler, daß die Kammer der vermeintlichen, icht durch eine Kammer der wirklichen Sachverständigen korrigiert wird; eine solche hätte, m nur ein Beispiel zu nennen, niemals die Erzbergersche Finanz„reform" durchgehen lassen. n dem Tage, wo die Vereinigten Staaten, Frankreich, Belgien, England usw. ihre Oberhäuser bschaffen, werde ich meine Ansicht für unrichtig halten.

Emil Ludwigs Interpretation von Bismarcks Charakter ist nicht neu. Ansätze dazu finden ch bei Gustav Freytag, Nietzsche, dem Rembrandt-Deutschen, vor allem aber und am nsequentesten bei Fontane. Ebensowenig neu ist seine Darstellung von Bismarcks auswärger Politik; sie deckt sich im ganzen mit derjenigen großdeutscher, besonders österreichischer litiker. Wenn er Bismarck als politischen Va-Banque-Spieler auffaßt, so war dies die Aufssung der allerfrühesten parlamentarischen und journalistischen Gegner des Landtagsgeordneten Bismarck. Es ließe sich ein Buch schreiben über Bismarck im Urteil der Zeitnossen und der Nachwelt. Dies Buch wird auch eines Tages geschrieben werden, aber ich eifle, ob Emil Ludwigs Werk eines seiner Hauptkapitel sein wird. Wenn schon das Burschise und das Berserkerhafte, zwei so entscheidende Züge, bei Ludwig nicht ganz herauskommen, fehlt noch mehr das Gefühl der steten Gegenwart einer souveränen Überlegenheit des Geistes. nerhalb seines Formats ist Ludwig unbestreitbar interessant. Aber für ganz große Gegenände, sei es Rembrandt, Goethe, Bismarck, reicht sein Format nicht. (Ich meine natürlich s innere, nicht das äußere.) Bismarck geht, philosophisch gesprochen, „auf keine Platte", wenig wie die ganz großen Barock-Innenräume. Das Irrationale, das den Raum erst schafft, ßt sich nicht einfangen. Ein dreidimensionales Ganzes wird zu einem Teilausschnitt ohne efendimension verflacht. Aber damit sind wir wieder bei dem Punkt angelangt, von dem r ausgegangen waren.

der neuen Reihe „Weltgeistbücher" der gleichnamigen Verlagsgesellschaft Berlin ist ein amoser Band erschienen: „Die merkwürdigsten Begebenheiten und Abenteuer aus dem sehr wegten Leben des Heinrich Friedrich Wilhelm Achaz von Bismarck, von ihm selber verfaßt und

treu gezeichnet". Dieses kleine Buch enthält das, was in Emil Ludwigs umfangreicher Biograph fehlt: die Bismarckischen Imponderabilien, das Inkommensurable, nur ohne seine Genialitä was die Russen schirokaja natura nennen; das Breite, bärenmäßig Joviale. Das ganze Bu ist von Bismarckischem Hauch erfüllt. Beim Kanzler kommt noch vieles hinzu: das Scha mante, das Schneidende (cassant), das doggenhaft souverän Spielende, das schachspielha Kombinatorische, das Land- und Hauswirtliche, ohne bestimmtes Schollen-Heimatgefühl - es stellt sich ein, sobald er irgendwo warm geworden ist; das kompromißlose Einsamkeit bewußtsein des überlegenen Menschen, der die Menschen in zwei Klassen scheidet: Werkzeu und Hindernisse. In Bismarck steckt etwas von Fontane, aber auch etwas von Wilhel Raabe und vom alten Busch; etwas beinahe Eddisches und etwas beinahe Voltairische Eines der zahllosen Motti, die man seinem Leben voransetzen könnte, ist der Goethesch Spruch: „Der Handelnde ist immer gewissenlos; es hat niemand Gewissen als der Betrachtende

Ich habe mir inzwischen, um mir über Emil Ludwig ins Klare zu kommen, auch sei Bücher über Napoleon und Rembrandt angeschafft. Auch sie sind lesenswert: man erfäh eine Menge Sachen, die man nicht gewußt hat, zum mindesten ist es nicht ohne Reiz, d bekannten Tatsachen in neuer Gruppierung und Beleuchtung zu sehen. Je mehr derartig Werke man kennen lernt, desto skeptischer wird man bezüglich der Möglichkeit, Rank berühmte Formulierung zu erfüllen: „Darzustellen, wie es eigentlich gewesen". Gerade d wird uns immer versagt bleiben. Wenn wir noch so objektiv sein wollen, sind wir schon mitt im Konstruieren. Aber damit bin ich schon wieder an meinem Ausgangspunkt, und es i Zeit, daß ich schließe.

Rosenheim. Josef Hofmiller.

Aus anderen Zeitschriften

In der Deutschen Rundschau, Jg. 52, Heft 12, setzt Richard Fester die Reihe sein Untersuchungen über die Verantwortlichkeiten fort. Diesmal behandelt er Wilson-House. I ist in der Tat erstaunlich, wie Fester feststellen muß, daß die intimen Papiere des Oberst House in Deutschland viel weniger Aufsehen gemacht haben, als sie es verdienen. Während englischen und amerikanischen Zeitungen und Zeitschriften unzählige Aufsätze darüber e schienen sind, hat man sich in Deutschland nur mit kurzen Auszügen und sehr wenigen Au sätzen begnügt. Das liegt gewiß an der wachsenden Gleichgültigkeit des deutschen Volk gegenüber den Dingen der Vergangenheit überhaupt, man möchte aber auch glauben, daß vie Deutsche Amerika nur interessiert, wenn sie geschäftlich damit zu tun haben. Und viel mag dies Buch recht unbequem sein, denn was auch immer daran zurechtfrisiert ist — u das ist sicherlich viel — man muß mit Fester doch die Bilanz ziehen, „daß uns von vornhere das Diktat von Versailles bedrohte, gegen das die amerikanischen Präliminarien und d 14 Punkte nicht aufkommen konnten, und daß damit erwiesen sei, daß nur der Sieg uns v dem Los, das uns betroffen hat, bewahren konnte." Daraus ergibt sich die notwendige Frag stellung: War den verantwortlichen Leitern Deutschlands die ganze Gefahr, in der Deutsc land schwebte, klar und welche Folgerungen mußten gezogen werden, wenn der Krieg ei mal ausgebrochen war? Wenn man durchaus mit Tirpitz der Meinung sein kann, daß a gesichts der furchtbaren Gefahr der äußerste Versuch gemacht werden mußte, 1914 d Krieg zu vermeiden, so muß ebenso entschieden gesagt werden, daß nach Ausbruch des Krieg Deutschland nur auf Sieg setzen konnte. Denn das House-Memorandum vom Februar 19 schafft man nicht mehr aus der Welt fort, und das zerstört jede Illusion, daß damals ein Ve ständigungsfriede möglich gewesen sei. „Was uns wiederholt dem Frieden nähergebracht ha sind ausschließlich die deutschen Waffen gewesen."

Im Oktoberheft der „Europäischen Gespräche" ist eine Rede Greys vor den Vertrete der Dominions in London abgedruckt, die die Hauptursache des Krieges außer in de üblichen deutschen Militarismus in der Teilung Europas in Mächtegruppen sieht. Zu dies Rede hat der ehemalige Staatssekretär v. Jagow im Januarheft der „Kriegsschuldfrag Stellung genommen. Er sagt u. a. sehr zutreffend über die englische Verantwortun „Das kann wohl keinem Zweifel unterliegen, daß, wenn man nicht an der Newa und Sei bestimmt auf die englische Unterstützung gerechnet hätte, Rußland nicht zur Gesam mobilmachung, die den Krieg heraufbeschwören mußte, geschritten wäre, daß dann au die Katastrophe hätte vermieden werden können."

O. S.

Tagebuch

Verleumdung

Im Berliner Tagblatt Nr. 26 vom 16. Januar 1927 (1. Beilage) erzählt Professor Max Pechstein unter dem Titel „Willkommen in Deutschland", wie er im September 1915 als Trimmer von Amerika über Holland nach Deutschland zurückgekommen, zunächst festgenommen und mit argwöhnischen Augen betrachtet worden sei. Daß die Militärbehörde nicht jedem aus Holland kommenden Unbekannten um den Hals fiel, erscheint ihm unerhört. Andere machen sich dafür darüber lustig, wie leicht die Militärbehörden von Spionen zu täuschen waren. Am Schlusse der Erzählung heißt es: „Sicherlich hatte der Mann (der Ortskommandant, Anm. d. Schriftleitung) auch recht von seinem Standpunkt aus. Denn als Berufssoldat wäre ich nicht so leichtfertig in Gottes Welt herumgegondelt — vielleicht, vielleicht wäre ich aber auch nicht nach Deutschland zurückgekehrt und hätte die Schwierigkeiten gar nicht zu überwinden gesucht."

Die Tatsache, daß Herr Professor Pechstein mit seiner Rückkehr seiner Pflicht als Deutscher nachkam, gibt ihm wohl kein Recht zu solch niederträchtiger Verdächtigung der Berufssoldaten, die ohne viel Aufhebens ihre Pflicht taten und im September 1915 bereits zu Zehntausenden diese Pflicht mit ihrem Blute besiegelt hatten.

F. v. G.

Princeps Domela praeceptor Germaniae

Unter dieser Überschrift finden wir in Jg. 1, H. 14 der „Deutschen Republik" (verantwortlicher Schriftleiter Reichskanzler a. D. Dr. Joseph Wirth) folgende Auslassungen über den falschen Prinzen von Preußen Harry Domela, die wir unseren Lesern nicht vorenthalten wollen:

Man kennt die flüssigen Grenzen von Genialität und Verbrechertum. Es gibt auch Verbrechen, die versöhnen können. Um so mehr, wenn sie kein erhebliches und besonderen Schutzes würdiges Rechtsgut verletzt haben.

Darum begrüßen wir Harry Domela, den deutschen Republikaner!

Große Männer können sich auf verschiedenen Wegen und mit noch verschiedeneren Mitteln verdient machen. Der Feldherr wehrt äußeren Feinden das Betreten heimischen Bodens, die Diplomatie des Staatsmanns lenkt geschichtliches Geschehen, die kühne Leidenschaft des Politikers beeinflußt die Volksseele und bereitet kommende Dinge vor. Harry Domela, der Akteur, spielte Wirklichkeit und begrub dabei in einem fulminanten Grabe erhabenster Lächerlichkeit Anschauungen, Sitten und Gebräuche eines ganzen Jahrtausends.

Darum begrüßen wir Harry Domela, den großen Lehrer der Deutschen!

Ein Amerikaner über Verständigung und Abrüstung

Im Märzheft 1926 der S. M. „Das französische Schulbuch von heute" berichtete ich an dieser Stelle über die Anschauungen eines Amerikaners, der anläßlich der 6. Wiederkehr des Waffenstillstandstags Amerika als den einzigen Sieger im Weltkrieg darstellte. Dies galt vor allem in wirtschaftlicher Beziehung. Daß Amerika sich militärisch doch nicht so sicher fühlt, dafür diene als Beweis der Standpunkt des Vorsitzenden des Marineausschusses im Repräsentantenhaus Thomas S. Butler. Der Bericht findet sich in der „Army and Navy Journal" vom 25. Dezember 1926.

„Ich wollte, das amerikanische Volk erführe auch, was die amerikanischen Delegierten dem Ausschuß des Repräsentantenhauses für Marineangelegenheiten von ihren Erfahrungen bei der Genfer Konferenz erzählt haben, die vom Völkerbund einberufen war, zu der Amerika eingeladen war und die wir gerne besuchten in der Hoffnung, es werde ein Einvernehmen in der Beschränkung des Baues von Schlachtschiffen erzielt werden.... Der Bericht, den unsere Delegierten geben, ist wertvoll. Er sollte vom amerikanischen Volk untersucht werden, wie wir vom Marineausschuß ihn untersucht haben, und das Ergebnis der Untersuchung wäre sicher in Übereinstimmung mit dem Kongreß, daß alle Hoffnung, jemals zu einer freundschaftlichen Verständigung über die Abrüstung zu kommen, nahezu verschwunden ist. Ich wollte weiter, das Volk wüßte, daß keinerlei Verständigung erreicht werden kann, außer durch Furcht, und daß

Amerika keine Kreuzer hat, die in der Brust der Delegierten der andern Staaten auch nur die geringste Furcht erwecken können. . . .

Ich habe einsehen müssen, daß Völker wie Einzelwesen immer durch Gewalt regiert worden sind und auch in Zukunft so regiert sein werden. Ich glaubte, es könne mir gelingen, die Völker dazu zu bringen, daß sie einige ihrer großen Schiffe zerstören; ich glaubte, dann würden freundschaftliche Beziehungen beginnen, und wenn Amerika etwa 800000 t versenke, so würden die andern Völker den Edelmut, der in solchem Opferwillen zutage trete, zu schätzen wissen. Aber als ich letzte Woche hörte, daß die andern Staaten mehr Schiffe gebaut haben, als sie opfern wollten, . . . da begann ich zu merken, daß Amerika genasführt worden war . . .

Ich stimmte (früher) für die Herabsetzung der von jenen Staaten zugegebenen Schulden an uns. Ich tat dies sehr gerne. Ich wäre sogar zu Zeiten froh gewesen, wenn alle diese Schulden nachgelassen worden wären. Und jetzt sehe ich, daß alle Nachlässe, die wir gewährt haben, zum Bau von Schiffen benutzt worden sind und daß sie uns damit zwingen, mehrere hundert Millionen auszuwerfen, damit wir eine jenen ebenbürtige Flotte schaffen. Die Augen sind uns aufgegangen, soweit das mich angeht, und wir werden sie nicht wieder schließen. . . ."

Ulm a. D. Kurt Weisser.

Ein Gefangener von Cayenne

In seinem Aufsatz „Franzosen als Teufel" (Dezemberheft 1925 der S. M., „Französische Militärjustiz") hat Erich Brock, zum Teil unter Verwertung der Bücher von Albert Londres, die Zustände in den berüchtigten Strafanstalten Französisch-Guyanas geschildert. Seine Ausführungen werden heute bestätigt und in Einzelheiten ergänzt durch die Darstellung eines Deutschen, Walter Herrmann, der aus eigener zehnjähriger Erfahrung sprechen kann. Man merkt seinem Buche „Die Bestie Mensch" (zu beziehen durch den Verfasser, München, Landwehrstr. 10) noch deutlich die Spuren seiner grauenvollen Erlebnisse an. Wegen angeblicher Spionage zu 20 Jahren Zwangsarbeit verurteilt, wird er im Juli 1924 auf die Insel Royale gebracht und lernt die ungeheuerlichen Zustände, die Bestialität der Aufseher am eigenen Leibe kennen. Ein erster Fluchtversuch 1915 wird vereitelt, er erhält 2 Jahre Zusatzhaft und kann erst 1924 zusammen mit einem ehemaligen deutschen Fremdenlegionär einen zweiten Fluchtversuch wagen. In einem kleinen Boot fahren die beiden Flüchtlinge unter größten Anstrengungen und Entbehrungen an der Küste von Holländisc und Englisch-Guyana und Venezuela er lang bis zur Orinocomündung, dann d Fluß hinauf nach Bolivar. Von hier a kommt Herrmann ohne größere Schwieri keiten über New York nach Deutschla zurück, freilich als ein kranker und gebroch ner Mann. Man wird seinem Bericht u den Aussagen, die Herrmann sonst etwa no zu machen hat, mit um so größerem Inte esse begegnen müssen, als zuverlässige Nac richten über die deutschen Gefangenen Cayenne bisher kaum vorliegen und die Fra der Deportation deutscher Legionäre u Kriegsgefangener noch immer einer Kläru bedarf (vgl. Sept.-Heft 1926 der S. M., „D französische Fremdenlegion"). A. H.

Die Hans Thoma-Gesellschaft

(Frankfurt a. M., Onderweg 116) hat als Jahre gabe 1927 ihren Mitgliedern ein Heftlein g sandt: Aus der Werkstatt von Hans Thom Verfaßt ist es von der Basler Malerin Mar La Roche, Schülerin des Meisters. Es ist i Gegensatz zu so vielem, was über Kunst g schrieben wird, frei von Theorien und Phrase jeder Satz enthält eine Tatsache. Wir möchte nur einen anführen, weil wir ihn ebenso w manche der erzählten Äußerungen des Meiste bestätigen können: „Mit einem gewissen Rec kann man sagen, daß das Wesen Thomas si aus seinen Skizzenbüchern am besten erkenn läßt." In einer Zeit, in der von den ein jeder Operettenkomponist Meister genan wird, mögen sich die andern immer mehr in d Werk Hans Thomas vertiefen, der ein Meist war im gleichen Sinn wie Albrecht Dürer.

Von der Münchner Universitä

Soeben sind die Ansprachen des derzeitig Rektors, des berühmten Romanisten K Voßler, erschienen (München, Verlag M Hueber). Schöner als in der Ansprache b der Immatrikulation im November 1926 si wohl deutsche Studenten nie begrüßt worde Aber auch die anderen Ansprachen des Seiten umfassenden Heftchens zeigen ein Mann, der wie wenige berufen ist, Eroberung für das Deutschtum zu machen.

Gedanken

Das Seelenleben ist ein Organismus, in d alles auf alles wirkt.

*

Ohne Glauben an die Unsterblichkeit die ganze Veranstaltung minder.

*

Die Erinnerungen von Bismarcks Anwalt

Aus dem Nachlaß des Justizrats Ferdinand Philipp

(. Fortsetzung)

13.

Am 26. November 1891 war ich zum Fürsten beschieden. Bei Tisch war außer den Hausgenossen, zu denen Lothar Bucher[1]) längst gerechnet wird, nur der Bismarck-Biograph Dr. Kohl als Gast.

Bereits als ich aus dem Wagen stieg, wurde ich von besonderem Rantzauschen Kinderbel empfangen; ich erfuhr sehr bald, daß Geburtstag des zwölfjährigen Otto Rantzau und eichzeitig des fünfundzwanzigjährigen Hauslehrers, eines pommerschen Theologen, sei. ie Tafel war festlich ; ich hatte den Platz zwischen dem Fürsten und der Fürstin. — Die ürstin unterhielt mich sofort sehr liebenswürdig: Es sei wochenlang lieber Besuch aus Livnd bei ihnen gewesen und erst am Morgen abgereist. Nun müßten die Damen vierzig Stunn ununterbrochen auf der Bahn bis Riga sitzen und hätten dann noch viele Werst weiter zu hren. Man habe die Wassertour machen wollen und der Besuch sei immer länger ausdehnt, weil das Wetter so milde gewesen. — Gerade gestern sei das Telegramm gekommen, ß der Hafen von Riga durch Eis geschlossen sei. Sie habe die Gäste nun noch länger halten ollen; das sei aber nicht gelungen. Zum nächsten Tag habe sich Etelka Gerster angemeldet, e sie gar nicht kenne; es habe sie doch überrascht, daß solche Künstlerin so viel Interesse an nen nehme. Da sagte der Fürst lächelnd: „Du weißt doch gar nicht, ob ich sie nicht recht gut n früher kenne."

Als Hecht mit Sauerkohl in einer Pastetenform aufgetragen wurde, entschuldigte die Fürstin s Gericht; sie habe weder Fasan noch Rebhuhn gehabt und gedacht, es gehe auch mit Hecht. er Fürst meinte, sie hätte dann doch lieber Austern nehmen sollen; Hecht sei ihm unbequem egen der Gräten. Wenn er einen ganzen Hecht habe, so könne er sich nach seinen anatomischen enntnissen ein möglichst grätenfreies Stück davon aussuchen; hier gehe das nicht. — Er bat e Fürstin, das nächste Mal den Kohl mit Geflügel bereiten zu lassen; Austern könne sie aber rn zum Geflügel rechnen.

Die Gräfin Rantzau berichtete, bei ihrem Mann im Haag sei eingebrochen; ihr Hund habe e Einbrecher verscheucht, so daß ihr Mann nur einige ihm werte Andenken vermisse. — Es aren gerade Schweinekarbonaden herumgereicht, und der Fürst bat seine Tochter, sie möge reiben, daß der Hund zum Dank eine Karbonade bekomme. Der Hund hatte nach dem richt zum Lohn ein Stück Geflügel erhalten; aber der Fürst erklärte, das sei gar kein rechter und, der nicht Karbonade dem Geflügel vorziehe.

Beim Bratengang meinte die Fürstin, nun müsse mit den Geburtstagskindern angestoßen rden. Der Hauslehrer kam zum Fürsten, welcher ihm viermal seine fünfundzwanzig Jahre

[1]) Geb. 1817, gest. 1892, der alte Steuerverweigerer von 1848, den Bismarck 1864 ins Auswärtige nt berief, 1866 zum vortragenden Rat machte und seither mit besonderem Vertrauen auszeichnete. kannt ist seine Sendung im Frühjahr 1870 nach Spanien zur Prüfung der Hohenzollernschen ronkandidatur.

wünschte. Der kleine Otto wollte mit schon geleertem Glase anstoßen; aber der Fürst sagte „Laß Dir erst wieder Sekt einschenken." Der Diener mußte eine neue Flasche öffnen; in zwischen wandte der Fürst sich an mich: „Die dreimal fünfundzwanzig habe ich schon hinte mir; es ist wohl etwas viel verlangt, auch die vierten erreichen zu wollen." Dann kam Ott mit vollem Glas und stieß klingend mit allen an; ihm folgten die beiden Brüder.

Ich bemerkte, vor elf Jahren sei ich da gewesen, als Otto am nächsten Tage ein Jahr a werden sollte. Ich erinnerte mich noch daran, daß der Fürst nach Tisch den Enkel auf de Arm genommen und nach dem Takt einer Spieluhr im Tanzschritt sich mit ihm herumbewe habe; es sei wohl erklärlich, daß die Erinnerung daran bei mir so fest geblieben. —

Als ein Schokoladenpudding aufgetragen war, fragte ich die Fürstin, ob es auch bei il Sitte sei, daß das Geburtstagskind die Speisen wählen dürfe; es sei mir auffallend, daß de selbe Pudding fast immer beim Kindergeburtstag in meinem Hause figuriere. Die Fürsti bestätigte, daß auch Otto sich den Pudding ausgebeten habe.

Besonders schöne Äpfel, ein Geschenk aus Süddeutschland, zerlegte der Fürst selbst; au eine gewaltige Geburtstagstorte war geschickt worden.

Gelegentlich bemerkte der Fürst, wie wertvoll doch für ihr Leben in Friedrichsruh die Näh der großen Städte sei. Wenn das nicht wäre, würde er wohl länger in Varzin bleiben, w es landschaftlich zweifellos schöner sei. Aber während jeder Besuch dort schon von Berli drei Tage in Anspruch nehme, habe der Gast in Friedrichsruh nur einen Tag nötig und könn in der gleichen Zeit sie dreimal aufsuchen. Von Hamburg aus sei dies natürlich noch vi öfter möglich. Dazu komme das ganze Leben und Treiben an der großen Bahnstraße, a der die unzähligen Züge sich kreuzten. Er möge das so wenig wie den häufigen Besuch en behren. Selbst die Lage direkt am Bahnhof sei ihm angenehm. Man spreche wohl von de Annehmlichkeit, den großen Verkehr in der Nähe zu haben und doch in einiger Entfernun in ruhiger Abgeschiedenheit zu leben. Aber das treffe für ihn nicht zu. Wohl habe er den Ge danken gehabt, etwa in Schönau ein Haus sich zu bauen, da würde er den herrlichsten We durch großen Buchenwald, sein eigenes Territorium, und gar nicht weit bis zur Bahnstatio Friedrichsruh gehabt haben. Aber jeden Tag denselben Weg ein oder mehrere Male mache zu sollen, wo man zuletzt jeden Baum nennen könne, sei auch eine Aufgabe und er habe seine jetzigen Aufenthalt vorgezogen, wohin alle bequem zu ihm könnten und von wo er nach alle Seiten sich bequem bewegen könne.

Es kam die Rede auf die Berliner Börsenverluste der jüngsten Zeit. Selbst Böttticher soll nach dem Gerede 400000 Mark verloren haben; der Fürst wisse am besten, daß Böttiche nichts zu verlieren gehabt habe. Auch Caprivi sei genannt. Der sei zwanzig Jahre Infanterie leutnant ohne Zulage gewesen; was er als General und Junggeselle etwa habe erspare können, werde schwerlich weiter gereicht haben, als die Schulden aus früherer Zeit zu be zahlen. Übrigens sei es merkwürdig, daß gerade die bedeutendsten Offiziere aus den Leutnant ohne Zulage hervorgegangen seien. Moltke sei als armer dänischer Leutnant nach Preuße übergetreten. Blumenthal, der einzige noch lebende Feldmarschall, sei ganz mittellos gewesen sein Bruder habe den elterlichen Nachlaß für 6000 Taler übernommen. Manteuffel hab zwar zehn Taler monatliche Zulage gehabt, sei dafür aber in der Garde gewesen und hab die Hoffeste mitgemacht. Da sei er immer mit sauberen Stiefeln erschienen und habe doch ni eine Droschke bezahlen können. Später als Gouverneur in Schleswig habe er freilich groß Summen gebraucht. Der Fürst erinnerte sich daran, wie er nach Abschluß der Gasteine Konvention auf einer Brücke mit Manteuffel gestanden und konferiert habe, wieviel diese nötig haben werde. Zuletzt habe der Fürst gesagt, er möge es ein erstes Jahr ausprobieren was nötig sei, danach könne er dann im nächsten Jahr eine Summe fixieren. Aber da seie es 58000 Taler geworden, und der Fürst habe seine Verantwortung dafür einsetzen müsse was ihm nicht leicht geworden sei; zum Glück seien es noch Kriegszeiten gewesen. Manteuffe habe 1866 durchaus wieder Gouverneur werden wollen; das habe der Fürst nicht zugebe

nnen. Er habe ihm gesagt: Schleswig-Holstein müsse annektiert werden; es müßten dort enso gut wie in Hannover und Hessen preußische Oberpräsidien eingerichtet werden. Der önig werde ihm jedes freie Generalkommando geben; er könne Breslau gleich übernehmen. ber Manteuffel habe sich unwillig abgewandt und sich nach Merseburg zurückgezogen, wo er omherr gewesen. — Erst später habe er sich entschlossen, nach Königsberg zu gehen, habe n, den Fürsten, aber nicht mehr gekannt und stets geschnitten. Erst auf dem Schlachtfeld von etz sei Manteuffel an ihn herangekommen, habe ihm die Hand gereicht und gesagt, auf dem greichen Schlachtfeld wollten sie sich wieder vertragen. Der Fürst habe erwidert, das sei inerseits nicht nötig; er habe sich nie mit ihm erzürnt.

Der Fürst erwähnte, wie schwer es sei, den zeitlichen Abstand dessen, was man nicht mehr lbst erlebt habe, richtig zu schätzen. Wie weit habe er sich in der Jugend von der Schlacht bei ena, vom Anfang des Jahrhunderts, der Zeit der Zöpfe und Perücken entfernt geglaubt. ie weit habe um 1840 die Schlacht von Waterloo für ihn zurückgelegen. Und doch sei er etwa s Tertianer nicht weiter von der Schlacht bei Jena und 1840 nicht weiter von der Schlacht von aterloo entfernt gewesen, wie für uns jetzt der Zeitunterschied von der Schlacht bei König- ätz sei. — Und wie nah komme uns gar die Zeit von 1870 noch jetzt vor. Er nehme an, daß n Mangel der Phantasie dabei in Betracht komme und wohl nicht bei ihm allein. So glaube auch, daß es kaum einen Künstler gebe, dessen Phantasie dafür ausreiche, in eine Winter- ndschaft, in die er hineinversetzt werde, sich die Frühlingslandschaft einigermaßen richtig neinzudenken.

Nach Tisch zog ich mich zurück, um Akten durchzusehen. Als ich wiederkam, war am oßen runden Tisch der Stuhl zwischen dem Fürstenpaar für mich freigeblieben. Mit Dr. Kohl urde über Einzelheiten der politischen Vergangenheit auf dessen Anregung gesprochen.

Gelegentlich bemerkte der Fürst, daß er niemals Unitarier gewesen sei und sich 1866 immer ieder überlegt habe, ob der Hannoveraner und der Hesse nicht zu halten seien. Aber die beiden erren seien gar zu unbrauchbar und verrückt gewesen. — Georg II. sei in seine Selbstherrlich- it so vernarrt gewesen, daß man wohl sagen dürfe, Ludwig II. von Bayern sei zwei Jahre r seinem Tode nicht so verrückt gewesen wie der Hannoveraner Georg im Jahre 1866. enso habe es mit dem Hessen gestanden, der rücksichtslos Weiberwirtschaft getrieben habe. abe der Fürst doch mit 100000 Talern an die Gräfin Schaumburg den Beitritt Hessens m Handelsvertrag erkauft. Damals sei der Fürst von Lippe-Schaumburg zu ihm nach ankfurt gekommen und habe sich beim Bund beschweren wollen, daß der Kurfürst von Hessen ne Mätresse zur Gräfin Schaumburg erhoben habe. Der Fürst habe ihm gesagt, dagegen be es keine Beschwerde, der Kurfürst könne für das Gebiet seiner Landeshoheit Standes- höhungen vornehmen und Namen geben, wie er wolle. Er könne nur zu Repressalien ten. Der Schaumburger könne für sein Gebiet auch jemanden zum Kurfürsten von Hessen chen oder wenigstens einer Dame ein Schloß geben, das Schloß Fulda taufen und sie zur äfin von Fulda machen.

Ein anderes Mal habe der Oldenburger sich beim Bund über die schmähliche Behandlung schweren wollen, die der Herzog von Gotha dem Oldenburger Staatsrat Dr. Hannibal scher habe angedeihen lassen. Der Fürst habe auch damals von der Beschwerde abgeraten. s sei ein Fall, in dem man in früherer Zeit Genugtuung verlangt, dann sich abgesagt habe, d dann sei eine Fehde herausgekommen. Jetzt gehe das nach dem Bundesrecht nicht mehr, zesehen davon, daß Gotha nicht an Oldenburg grenze. — Er könne nur raten, dem Herzog n Gotha eine Herausforderung zu schicken. Da habe der Oldenburger erschrocken gesagt, s könne er nicht, weil sein rechter Arm etwas lahm sei. Der Fürst habe erwidert, für solche rausforderungen bildeten jetzt Pistolen die Regel. Er brauche auch nicht ängstlich zu sein; s Duell werde doch nicht zur Ausführung kommen.

Dr. Hannibal Fischer sei ein alter vertrockneter Beamter gewesen und am wenigsten schuld der Auktion der deutschen Flotte. Der Fürst habe damals selbst die Sache beschleunigt,

weil gar kein anderer Ausweg möglich war.[1]) Er habe die Regierung in Berlin veranlaßt, die brauchbaren Schiffe anzukaufen; so seien die Gefion und die Hansa preußisch geworden; letztere sei gar nicht einmal brauchbar gewesen.

Die Fürstin erzählte, sie habe damals gerade das neue Lustspiel „Guten Morgen, Herr Fischer" im Theater gesehen und sei zu ihrem Mann mit den Worten: „Guten Morgen, Herr Fischer!" ins Zimmer getreten, ohne zu beachten, daß ein Herr bei ihm gesessen habe. Der sei zusammengefahren, und ihr Mann habe einen vorwurfsvollen Blick auf sie geworfen, den sie erst verstanden habe, als er ihr mitteilte, daß der fremde Herr Dr. Fischer gewesen sei.

Der Fürst bestätigte seine Absicht, in den Reichstag zu gehen, wenn er es für nötig halte, aber nicht, um sich an den Debatten zu beteiligen[2]). Er werde weder bei der Vorlage der Handelsverträge, noch bei der ersten Lesung zugegen sein, sondern erst später, nur um seinen Standpunkt klarzustellen. Sein Interesse sei im wesentlichen, daß das historische Verhältnis seiner Handelspolitik und der neuen Verträge nicht verdunkelt werde. Seit 1864 habe er allen österreichischen Versuchen zu handelspolitischer Annäherung gegenüber sich immer wieder ablehnend verhalten; in späterer Zeit, als er mit Österreich habe befreundet sein wollen, sei dies in der von der Diplomatie so genannten dilatorischen Weise geschehen. Das sei eine Kunst, von der man heute nicht viel verstehe. Er halte es für bedauerlich, daß Österreich nun doch nachgegeben werde, daß wir unsere wirtschaftliche Selbständigkeit uns so beschränken und nun gar auf zwölf Jahre uns binden sollten. Das sei eine unabsehbar lange Zeit für einen Handelsvertrag. Bei uns werde alles ehrlich gehandhabt werden; aber in Österreich sei das nicht Stil; mit Geld sei da sehr viel zu machen und es werde gemacht werden. Man könne das nicht öffentlich sagen; aber es sei doch so. — So werde es gehen mit Ursprungsatteſten und allem anderen. Was konvenabel sei, werde befördert werden, das andere, etwa alles mit gelben Zetteln, werde ruhig nach hinten geschoben, solange man Lust habe. Die Differentialpolitik gefalle ihm garnicht. — Mit fast allen anderen Staaten hätten wir Verträge, nach denen auch ihnen die Vorteile, wenigstens nach Treu und Glauben, zukommen müßten. Nur um Rußland handele es sich und dessen Getreide werde von allen Seiten, nur nicht als russisches und nicht von der russischen Grenze, ins Land kommen, das meiste vielleicht vom Westen. Wieviel russisches Getreide komme schon jetzt über Antwerpen! Auch über Österreich werde es nicht zum geringsten Teil kommen, mit den schönsten Ursprungsatteſten. Übrigens kenne er die Verträge noch nicht; es sei ja möglich, daß sie solche Vorteile für uns gewährten, daß darin eine Ausgleichung liege. Er müsse sie zunächst kennenlernen und sehen, wie man sie begründen werde.

Leicht sei es ihm nicht, in den Reichstag zu gehen. Es sei ihm schon rein körperlich überaus lästig, auf einem kleinen beschränkten Sitz aushalten zu müssen und sich nicht bewegen zu können. Auch finde er nicht recht Nachtruhe außerhalb seines Hauses. Sein Körper sei nicht mehr recht leistungsfähig; ihm sei wohl früher zuviel zugemutet, nicht am wenigsten durch die lange Zeit großer und schwerer Entschlüsse in den wichtigsten Angelegenheiten.

Der Fürst gedachte als ihn besonders beunruhigend des Anwachsens der Sozialdemokratie; er sprach die entschiedene Befürchtung aus, daß im Heer die Unteroffiziere in größerem Umfange zur Sozialdemokratie gehören würden; er meinte, daß namentlich bei uns, in der großen Stadt, das schon recht weit gehe.

---

[1]) Im Spätherbst 1852 wurde die Flotte des deutschen Bundes im Bundesauftrag durch Hannibal Fischer öffentlich versteigert.

[2]) Bei der Reichstags-Ersatzwahl im Wahlbezirk Geestemünde trug die nationalliberale Wählerschaft Bismarck die Kandidatur an, die vom Fürsten angenommen wurde. Der Fürst wurde in der Stichwahl mit 10549 Stimmen gegen 5504 Stimmen, die auf den Sozialdemokraten fielen, gewählt. Im Reichstag ist Bismarck nach der Entlassung aber ebensowenig erschienen wie im Herrenhaus, dessen erbliches Mitglied er war.

Die Fürstin wandte sich zu mir und erzählte, ihr Schwager Arnim sei dieser Tage zum Besuch da gewesen und habe gesagt, er habe an zweierlei glauben gelernt, wogegen er sich lange gesträubt habe, an Trichinen und Sozialdemokraten. Ihr eigener Vater habe bis an sein Lebensende es immer abgelehnt, an Trichinen zu glauben.

Während der Unterhaltung nach Tisch schlief Lothar Bucher ganz wohlgemut und behaglich längere Zeit in aller Gegenwart. Er wurde aufgeschreckt, als der Diener den Wagen meldete, der mich zum Bahnhof bringen sollte. (Schluß folgt).

Aschermittwoch

Ein Märchen. Aus dem Nachlaß von Gerhard Ouckama Knoop

Es war einmal ein Edelmann, der nicht reich, aber ein guter Mensch war, deshalb das Wild nicht über Gebühr jagte und von den Früchten der Erde seinen Anteil bescheidentlich nahm; darum liebten ihn die Feen des Waldes, der Flur und des Wassers, und sie beschlossen unter sich, als ihm ein Sohn geboren wurde, dem Kinde ihre besten Gaben in die Wiege zu legen.

Die Taufe wurde mit Freunden und Bekannten feierlich begangen; da kam plötzlich die Fee des Wassers in den Saal, beugte sich über die Wiege und sprach: „Ich verleihe Dir Schönheit."

Sie ging wieder fort, und sogleich erschien die Fee des Waldes, welche sich über die Wiege beugte mit den Worten: „Ich verleihe Dir Macht."

Auch sie entfernte sich schnell, und an ihrer Stelle schritt die Fee der Flur zu dem schlafenden Kinde und gab ihm den Segen: „Ich verleihe Dir Weisheit."

Alle Anwesenden waren stumm vor Verwunderung; noch mehr aber entsetzten sie sich, als mit einem Male der Schutzheilige des Kindes, welches Heinrich hieß, in einen grauen Mantel gehüllt, im Zimmer sichtbar wurde. Er sagte: „Ich kann Dir nichts mehr geben, mein Kind, aber ich verspreche Dir, die großen Gaben von Dir abzunehmen, wenn sie je Dich drücken sollten."

Ehe Einer sich's versah, war er schon wieder fort; so gingen die Gäste an den Tisch, aber nach dem, was sie gesehen, war ihnen auch bei Speise und Trank immer noch unheimlich zu Mute.

Der Knabe Heinrich wuchs heran, schön, klug und kräftig, so daß Alle ihn gern hatten; und da er ein Jüngling geworden war, brachte ihn sein Vater an des Königs Hof.

Da liebten ihn Alle wegen seiner Schönheit, besonders aber gefiel er den Frauen und Jungfrauen. Er freute sich dessen in seiner unerfahrenen Jugend, gern kam er zu heimlichem Stelldichein, und mit Vergnügen las er die Briefchen, die heimlich ihm zugesteckt wurden.

Doch wurde es ihm des lieblichen Getändels bald zu viel, auch hatte er mancherlei Ungelegenheiten, indem die Damen ihn mit Eifersucht quälten und deren Liebhaber sich erbosten. Am Ende hatte er mit einem dieser Liebhaber Streit; sie fochten, und Heinrich wurde verwundet.

Er genas zum Glücke schnell; doch dann entbrannte die Königin selbst für ihn, und es wurde gemunkelt, sie habe ihrer Würde gegen den jungen Pagen vergessen.

Das kam dem König zu Ohren, er zürnte und befahl, daß man den frechen Menschen in das Burgverlies werfen sollte.

Hier saß nun Heinrich in bitterer Not, er erwartete ein trauriges Ende und verwünschte die schlimme Gabe der Schönheit. Wie er nun mit Tränen an seine unglücklichen Eltern dachte, da erschien ihm in der Finsternis des Kerkers sein Schutzpatron, von einem weißen Glanz umgeben, und sprach sanft zu ihm: „Deine Schönheit hat Dich in das Verderben geführt, aber sei ruhig, ich nehme sie wieder von Dir."

Der König hatte bei sich beschlossen, Heinrich hinrichten zu lassen, allein er war neugierig, ihn vorher noch einmal zu sehen, weil er bis dahin kaum auf ihn geachtet hatte.

Heinrich wurde vor den König geführt; aber der schlug die Hände über dem Kopf zusammen und rief erstaunt: „In einen so häßlichen Menschen sollte sich meine Königin verliebt haben? Das ist unmöglich, das kann nur ein törichtes Gerede sein. Aber klug schaut er aus, obwohl nicht angenehm, der ist besser im Rate der Männer zu brauchen als im Rate der Damen." Und er berief Heinrich wieder an seinen Hof, damit er ihm in den Staatsgeschäften zur Hand gehe.

Durch seine außerordentliche Klugheit gewann Heinrich bald viel Einfluß, und sein Rat schlug immer zum Besten aus. Als der König das bemerkte, vertraute er sich ihm ganz und gar an und setzte ihn trotz seiner Jugend über alle die anderen Ratgeber.

Heinrich war von seiner eigenen Macht zuerst ganz berauscht und fühlte sich sehr glücklich; denn er hatte niemand über sich, außer seinem Herrn, der ihn auf alle Weise auszeichnete; die Kleinen und die Großen schmeichelten ihm, und sogar die Damen vergaßen seiner Häßlichkeit.

Aber bald gewöhnte er sich so an seine Macht, daß er sich langweilte und am liebsten Unmögliches begehrt hätte; auch gewahrte er, daß viele, trotz ihrer unterwürfigen Miene ihn mit heimlichem Haß verfolgten.

Und ehe er sich's versah, hatten sich die verborgenen Ränke über seinem Haupte zusammengezogen; dem König wurde mit allerlei falschen Zeugnissen eingeredet, sein oberster Ratgeber trachte nach der Krone, und er war vor Schreck und Zorn außer sich. Keine Stimme erhob sich für Heinrich, im Gegenteil traf er nur auf Schadenfreude und Haß; doch wurde er nicht getötet, sondern nur des Landes verwiesen, weil der König seine Anhänger fürchtete.

Er ging in ein fremdes Reich; als aber der Beherrscher dieses Reiches von seiner Ankunft hörte, ließ er ihn vor sich in den Thronsaal bringen und sprach zu ihm: „Du hast mir als Diener Deines früheren Herrn manchen Schaden getan, jetzt verlange ich, daß Du in meine Dienste trittst, oder ich müßte Dich für einen Verräter ansehen."

Heinrich erschrak heftig, denn er hatte Ekel vor den Menschen und aller menschlichen Herrlichkeit, auch mußte er von seinem früheren König sowohl wie von künftigen Neidern Gift oder Dolch befürchten. Doch bat er um eine kurze Bedenkzeit, in welche der König denn auch willigte.

Die folgende Nacht brachte er schlaflos in einem Zimmer des Schlosses zu; dann erschien ihm wieder sein Schutzpatron und sprach: „Siehe, Deine Herrschergabe hat Dich in Gefahr verstrickt; ich will Dich davon befreien, so gehe denn hin und diene dem neuen Gebieter."

So wurde er zum zweitenmal eines Königs Ratgeber. Die Weisheit war nicht von ihm genommen, alle bewunderten im Anfang die Tiefe seiner Gedanken und die Klarheit seiner Anordnungen; aber das Geheimnis glücklichen Erfolges besaß er nicht mehr. Seine klügsten Ratschläge gerieten übel, also daß die Hohlköpfe bald über ihn spotteten. Beneidet wurde er freilich nicht, aber der König verlor die Geduld und entließ ihn am Ende mit leidlichen Ehren, indem er sagte: „Ich habe immer behauptet, meines Nachbars Liebden hat ein sonderbares Glück; sonst hätte dieser törichte Minister sein Land zugrunde richten müssen."

Heinrich atmete auf, als er seiner lästigen Würden los und ledig war; da ihm genug blieb um angenehm zu leben, so siedelte er sich in einer kleinen Stadt an, kaufte eine Unzahl von Büchern und studierte Tag und Nacht. Er hatte daran zuerst ein inniges Vergnügen, denn seine große Weisheit machte, daß er die schwierigsten Dinge leicht begriff; nun glaubte er sein Glück endlich gefunden zu haben und meinte, Weisheit sei der einzig wahre und edle Besitz in der Welt.

Leider verging ihm seine Freude schon, als er genauer in der Geschichte der Fürsten und Völker forschte; denn die erschreckte ihn und ekelte ihn an.

So wandte er sich von den Menschlichkeiten ab und versenkte sich ganz in das Geistige. Durch seinen scharfen Verstand lernte er bald alles, was die anderen vor ihm ergründet hatten; da sann und studierte er denn für sich weiter.

Wie er nun aber alles wissen wollte, wurde seine Weisheit ihrer eigenen Grenzen gewahr; nach allen Seiten traf er auf dunkle, unzugängliche Pforten, und an den Pforten lauerten Rätsel wie Ungeheuer. Er konnte von seinem Wissensdrang nicht abstehen und konnte ihn doch auch nicht befriedigen; da ergriff ihn eine trostlose Verzweiflung, er rang mit Gott, er zürnte und weinte, und in seinem aufgewühlten Gemüte klagte er: „Verflucht sei die Weisheit, sie ist eine grausame Last und eine schreckliche Begleiterin!"

Er glaubte es nicht mehr auszuhalten und wollte sich schon das Leben nehmen; da erschien ihm abermals sein Schutzpatron und sprach: „Die Weisheit hat Dich unglücklich gemacht, ich will Dich von ihrem Bann erlösen."

Wie er verschwand, hatte Heinrich schon alle die unheimlichen Rätsel vergessen, und es wurde ihm wunderbar leicht ums Herz.

Er zog auf das Land hinaus und kaufte sich ein Gütchen. Er arbeitete auf seinem Felde von früh bis spät; Sonntags ging er in die Kirche, und abends erquickte er sich plaudernd an einem Schoppen Wein mit seinen Nachbarn. So blieb er glücklich und gesund; er brachte es zu gutem Ansehen in der Gemeinde und starb endlich hochbetagt und lebenssatt.

Die Flucht aus dem Niemandsland

Die Aufzeichnungen des Percy Kreuzwendedich Seaton

Roman von Lene Wenck

(5. Fortsetzung und Schluß)

Auch in Homedale, dem zweiten Internat, das ich besuchte, wurde ich die willkommene Beute des Deutschenhasses. Auch hier gefiel man sich darin, mir nach allen Regeln der Kunst die Verachtung zu zeigen, die man allem Deutschen entgegenbrachte, Stimmen einzelner, die hier gelegentlich für mich eintraten, wurden nicht gehört. Und diese Einzelnen wagten sich niemals so weit vor, sich meiner wirklich anzunehmen. Ich stand völlig allein ohne einen Menschen, der mir Zuneigung entgegenbrachte. Aber selbst die Freundschaft eines Tieres gönnte man mir nicht. Als eine Katze, die sich treulich zu mir hielt, vor meinen Augen als „Landesverräter" feierlich erhängt wurde, ihr Verrat bestand in ihrer Anhänglichkeit an meine Person, lief ich wenig Stunden später bei Nacht und Nebel davon, entschlossen nach Deutschland zu entfliehen.

In Southampton wurde ich von der Polizei aufgegriffen und unter Bedeckung nach London befördert! Zehn Tage war ich auf der Wanderschaft gewesen und habe während dieser Zeit mehr englisch gelernt, als in den vergangenen Monaten, obwohl ich nicht einmal sonderlich viel gesprochen. Und doch zog ich aus meiner Flucht einen seltsamen Gewinn: ich entdeckte bei dem einfachen Volk, das allerdings zumeist meine Herkunft nicht kannte, eine gewisse Gutmütigkeit und Hilfsbereitschaft, die ich ohne jene merkwürdige Wanderschaft niemals erblickt haben würde. Allerdings hatte ich zum ersten Male auf englischem Boden Glück, insofern, als ich unterwegs einen Genossen fand, einen wandernden Musikanten, der drei Jahre in deutscher Kriegsgefangenschaft gewesen und nun im Begriff war, nach dem Kontinent zurückzukehren, um dort seinen Lebensunterhalt zu erwerben. Nach einigem Zögern erzählte ich ihm meine Lebensgeschichte. Die Tatsache, daß ich bis nach Southampton gelangte, ist lediglich auf sein Verdienst zurückzuführen. Ich glaube, in der ganzen Zeit, die ich in England verlebte, ist mir niemals so viel Herzlichkeit und Fürsorge zuteil geworden als von seiten dieses zweifellos sehr fragwürdigen Gesellen. Spät Abends ging ich auf der Landstraße,

da ich am Tage nicht zu wandern wagte, aus Furcht, einem Polizeibeamten in die Arme zu laufen; in der Dunkelheit stolperte ich und fiel so unglücklich, daß ich mit dem Kopf hart aufschlug. Ich verlor das Bewußtsein und lag nunmehr sehr praktisch quer über einem Eisenbahngeleise. Nach einiger Zeit erwachte ich, vermutlich hatte mich das Rollen eines Zuges aufgeschreckt: ich fand mich im Schoß eines etwa 25jährigen Burschen liegend. Es war inzwischen mondhell geworden, so daß ich deutlich das Gesicht des Fremden sehen konnte. Der Bursche rief mich an:

„Da hast du gelegen, dort oben, wo jetzt die Maschine fährt. Hast du ein Glück, daß ich über dich gefallen bin. Geflucht hab ich nicht schlecht, — schweinemäßig dunkel war es vorhin, — aber nun machts mir doch Spaß, — ohne mich wärest du kaum mehr ordentlich beisammen. Was bist du für einer? Hast mächtig noble Sachen am Leib?"

Ich war noch so verwirrt, daß ich, obwohl er natürlich englisch gesprochen, — und was für ein englisch — deutsch redete und — ich hörte deutsche Klänge, leise sächsisch gefärbt; mein neuer Freund war im Bautzener Gefangenenlager gewesen und hatte echt sächsische Bewachungsmannschaft gehabt!

Ich glaube wohl, daß man nach Zeiten strengster innerer Abgeschlossenheit dazu neigen kann, sich an irgendeiner Stelle ganz plötzlich weitgehend zu eröffnen, vor allem dann, wenn eine solch ausgeübte Zurückhaltung nicht ganz natürlich gewesen. Mein Musikant löste alle Riegel. Da er auf englische Offiziere ersichtlich nicht gut zu sprechen war, bereitete es ihm nicht geringe Freude, seinem Groll Ausdruck zu verleihen und wenigstens einem Angehörigen dieses Standes, meinem Vater heimzuzahlen, was ihm andere angeblich oder wirklich angetan, indem er dem Sohn zur Flucht weiterhalf. Wir hielten gute Kameradschaft. Er war ein Mensch, der mich nicht verachtete, der mich gelegentlich wohl ein wenig ausschalt, wenn ich leichter ermüdete, aber doch stets einen leisen Respekt vor meinen besseren Kleidern, vor dem Glied einer höheren Gesellschaftsklasse zeigte, einen Respekt, der mit einer rührenden Sorge um mein Wohl verbunden war. Dabei war er mir natürlich in allen praktischen Fragen weit überlegen und konnte sich nicht genug wundern, daß man mich nicht bereits wenige Stunden nach meiner Flucht wieder aufgegriffen hatte. Denn sein Zutrauen in meine praktischen Fähigkeiten kannte seine Grenzen, während er von sich selbst mit Stolz sagte, daß er das Leben schon meistern werde. Ungemein gewitzigt, stets unverdrossen, fiedelte er, wenn wir Menschen trafen, auf seiner elenden Geige, und verdiente uns so das tägliche Brot und mehr als das. An einem Tage haben wir sogar gemeinsam in einem kleinen abgelegenen Städtchen zu einer Hochzeit aufgespielt. Es war ein wunderlicher Abend. Ich saß zum ersten Male in England an einem Flügel, dessen Pedale durch zwei Steigbügel ersetzt wurden. Hatte man einmal die Technik begriffen, so ließ sich zur Not damit arbeiten. In jenen Stunden vergaß ich fast meine seltsame Wanderschaft und begann, hoffnungsvoll in die Zukunft zu blicken. — Am andern Tage erreichten wir Southampton. Dort war man von meinem Verschwinden unterrichtet, hatte Auftrag, alle nach dem Kontinent gehenden Schiffe zu kontrollieren, und mein Geschick war besiegelt. Trotz meiner schönen Papiere, die mein Gefährte mir zu verschaffen gewußt, mußte ich mich von ihm trennen. Ich glaube, daß auch er diesen Abschluß unserer Wanderung höchlichst bedauerte; sein Ehrgeiz hätte ihn zu gern ein glücklicheres Ende unserer Expedition erblicken lassen. Er ist in all den Jahren der einzige Mensch in England geblieben, mit dem ich in deutscher Sprache geredet, der einzige Mensch gewesen, der mich zum Lachen gebracht durch seine unglaubliche deutsche Aussprache, die einem gebürtigen königlichen Sachsen alle Ehre gemacht haben würde.

Auf sehr unrühmliche Weise kehrte ich nach London zurück, nachdem man mir kaum gestattet, von meinem Begleiter Abschied zu nehmen. Zu seiner Ehre muß ich bemerken, daß er in Southampton nun nicht etwa daran dachte, sich selbst in Sicherheit zu bringen, vielmehr überwand er seine natürliche Abneigung gegen alle Polizeibehörden und stand mir bei den ersten Verhandlungen nicht wenig bei. Durch seine humorvolle Art gelang es

ihm, sich selbst aus allen gestellten Schlingen zu ziehen, so daß ich wenigstens die Beruhigung hatte, ihm erwüchsen aus seiner Fürsorge für mich keine Nachteile. Er log dabei mit einer Virtuosität, die mich zu heller Bewunderung herausforderte, blinzelte mir dabei so offenkundig zu, daß jedermann diese faustdicken Lügen erkennen mußte, allein so wenig man geneigt war, auf die auf meine Wiederbringung gesetzte Belohnung zu verzichten, so wenig interessierte man sich für diesen herumvagabundierenden Musikanten, der — es hätte nicht wenig gefehlt, — sich dafür am liebsten durch Aufspielen einiger Stücklein erkenntlich gezeigt. Schließlich hielt er es aber doch für ratsam, seine Person mehr in den Hintergrund gleiten zu lassen. Als seine hagere Gestalt verschwunden, fühlte ich mich wieder so gottverlassen wie nur je auf englischem Boden.

Von meinem Vater und Grace Seaton wurde ich als verlorener Sohn aufgenommen und demgemäß behandelt, aber nicht etwa im biblischen Sinne. Man war nicht gesonnen, mir ein Kalb zu schlachten, wozu ja auch wenig Veranlassung gewesen wäre. Man schrieb meine Flucht der Scheu vor geregelter Arbeit zu und überschüttete mich mit härtesten Vorwürfen. Dabei verfehlte mein Vater nicht, meine Mutter für mein Handeln verantwortlich zu machen, was mich, wie er wohl wußte, am schwersten traf.

Sehr nahrhaft war unsere Wanderung trotz jener einen Hochzeitsfeierlichkeit nicht gewesen, wir hatten ansehnliche Strecken zu Fuß zurückgelegt zu einer Jahreszeit, die man gemeiniglich nicht für solche Ausflüge zu benutzen pflegt, die kalten Nächte häufig in leerstehenden Schuppen verbracht, in denen der Wind sein ungehindertes Spiel getrieben, der Transport von Southampton nach London hatte mir keinerlei Verpflegung gewährt, die erlittene Enttäuschung, die mich erfüllte, und nicht zum wenigsten meine schlecht verheilte Kopfverletzung, der ich nicht die geringste Sorgfalt hatte angedeihen lassen, alles dies mochte mitspielen: kurz, während mein Vater sich noch in den schärfsten Ausdrücken über die mangelhafte Beschaffenheit meines Charakters erging, machte ich diesen Ergüssen ein Ende, fiel bewußtlos zu Boden, riß im Fallen noch eine von meiner Tante sehr sorgsam behütete Vase herunter — und war allen ferneren Ermahnungen zunächst unzugänglich geworden.

Zwei Wochen mußte ich das Bett hüten. Eine heftige Bronchitis stellte sich ein. Ich glaubte, da ich sehr hohes Fieber hatte, daß dies bereits das Ende sei, und huldigte in den wenigen klaren Stunden dem Grundsatz, daß meinem Vater schon recht geschähe, wenn ich hier sterben solle. Warum ließ er mich nicht nach Deutschland zurückkehren?

In dieser Zeit muß ich doch wohl einen etwas bedürftigen Eindruck gemacht haben, wenn ich auch in dem Gefühl der allgemeinen Hoffnungslosigkeit, das mich übermannt, wenig genug gesprochen habe. Jedenfalls erklärte mir mein Vater, er sei bereit, mich für die Weihnachtsfeiertage nach Deutschland zu schicken, wenn ich mich verpflichte, in dem nächsten Internat, in das er mich senden werde, bis zum Ende meiner Schulzeit auszuharren und mich daselbst „gut zu führen". Diese Mitteilung machte er mir am 15. Dezember. Meine Mutter wurde von meinem Kommen benachrichtigt, — und ich versprach alles, ohne zu wissen, ob ich dieses Versprechen würde halten können. Ich war so beglückt von dem Gedanken, meine Mutter wieder zu sehen, England wenigstens für zwei Wochen verlassen zu dürfen, daß ich in diesem Augenblick fast Mitleid mit meinem Vater empfand, der so viele Enttäuschungen an seinem Sohne erleben sollte.

Am 23. Dezember fuhr ich ab bei einem grauenhaften Wetter. Zwar war ich noch nicht ganz wieder hergestellt, der Arzt selbst hatte indessen meine Reise befürwortet. Infolge allerlei Zwischenfällen habe ich den Heiligabend auf einer kleinen holländischen Grenzstation verbracht. Ich hatte den Anschlußzug nach der Heimat verpaßt und verlebte den 24. Dezember inmitten einer holländischen Gastwirtsfamilie, die sich, ohne daß hier etwa Weihnachten gefeiert wurde, meiner freundlichst annahm. Da jedoch ein Gerücht ging, daß gegen Morgen ein eingeschobener Zug nach Deutschland abgelassen werde, verließ ich mein Quartier in der Nacht und saß von eins bis sieben Uhr auf dem Bahnhof. Erreicht hatte ich mit diesem vor-

zeitigen Aufbruch nichts. Der Warteraum war unbeheizt und dunkel, und ich war doch auf den fahrplanmäßigen Zug angewiesen. Das Ergebnis dieser Expedition war ein Rückfall, der sich nunmehr zu einer ganz ansehnlichen Lungenentzündung steigerte. Fiebernd erreichte ich Marburg, sehr von der Angst gepeinigt, durch meinen Zustand, — ich litt heftig an Schüttelfrösten, — meinen Mitreisenden aufzufallen und womöglich von der Weiterfahrt ausgeschlossen zu werden. Die Ferien habe ich dann zum größten Teil im Bett liegend zugebracht.

Von meinen englischen Erlebnissen erzählte ich wenig. Ich war so froh, für einige Zeit dem Schulleben entronnen zu sein, daß ich nicht einmal mit meinen Gedanken dorthin zurückkehren mochte. Mein stark geschwächter körperlicher Zustand konnte auf meine Erkrankung zurückzuführen sein, wenigstens bestand ich hartnäckig auf dieser Erklärung. Und da mein Vater meiner Mutter nur in einem ganz kurzen Schreiben mitteilte, daß ich nach Weihnachten in ein anderes Internat übersiedeln werde, das in der Umgebung von London gelegen sei, kam ich mit Hilfe einiger Lügen davon, ohne allzuviel berichten zu müssen. Und so sehr es mich gelegentlich drängte, meiner Mutter die ganze Wahrheit zu sagen, so fühlte ich doch auch wieder eine große Scham, offen davon zu sprechen, wie es mir ergangen; meine ganze Fluchtgeschichte verschwieg ich wohlweislich! Hinwiederum erleichterte meine Mutter mir ein solches Schweigen. Sie trug eine gewisse Scheu davor, mich allzuviel auszufragen. Sie ahnte wohl, daß sie alsdann Dinge hören würde, die sie mit Sorge belasten mußten. Wieviel ich wider Willen in meinen Fieberträumen verraten habe, weiß ich nicht.

Als ich auf dem Wege der Besserung war, sagte sie mir, sie habe sich entschlossen, zu meinem Vater nach England zu kommen. Ich lag noch im Bett, als sie mir diese Mitteilung machte, und erschrak auf das heftigste. Jetzt, nachdem ich meinen Vater kannte oder zu kennen glaubte, jetzt, nachdem ich am eigenen Leibe erfahren, wie es deutschdenkenden Menschen in England erging, konnte ich mir ein Leben meiner Mutter in diesem Lande, in einer Ehe mit ihrem Gatten nicht mehr vorstellen. Oder, besser gesagt, bei dieser Vorstellung befiel mich eine heiße, sinnlose Angst. Ich sah voraus, daß ich einmal für mich selbst wieder ständigen Kämpfen entgegenging, daß aber neben diesen Kämpfen mir eine neue, unabweisbare Sorge erwachsen mußte, bei dem Gedanken, wie meine Mutter ein solches Leben ertragen werde. Denn abgesehen von den politischen Schwierigkeiten glaubte ich nicht daran, daß mein Vater und sie eine Ehe führen konnten, die ein erträgliches Dasein gewährleistete. Meine einzige Antwort auf ihre Erklärung bestand in dem Ausruf: „Dann muß ich auch noch Angst um dich haben!"

Die nächsten Tage verbrachte ich in großer Unruhe und wußte doch nicht, was ich mehr fürchtete: die Aussicht, meine Mutter in England zu wissen, oder die mich wieder umfangende Einsamkeit, wenn sie in Deutschland blieb. Und doch waren alle diese Befürchtungen sinnlos, da meine Mutter bereits, ehe sie zu mir gesprochen, an meinen Vater geschrieben hatte, mir also nichts zu tun blieb, als seine Antwort abzuwarten. Nach Ablauf einer Woche traf Nachricht von ihm ein. Er schrieb, er beabsichtige, demnächst wieder nach Indien zu gehen. Da meine Mutter vor einem halben Jahre den Entschluß ausgesprochen, nicht wieder zu ihm zurückkehren zu wollen, halte er sich an diesen Entscheid, der ihm seinerzeit schmerzlich genug gewesen sei. Er sähe sich nicht in der Lage, jeder Laune meiner Mutter nachzugeben. Nunmehr machte meine Mutter noch einen Versuch: sie bat ihn, mich während der Dauer seines indischen Kommandos auf eine deutsche Schule zu schicken, da es doch absonderlich sei, wenn er selbst in Indien, sie in Deutschland und ich in England lebe. Naturgemäß fand diese Bitte eine schroffe Ablehnung. Die alten Abmachungen wurden wiederholt: einen Monat im Jahre durfte ich in Deutschland verweilen, etwa über diese Frist hinausgehende Ferienzeiten hatte ich bei Grace Seaton zu verleben.

Ende Januar 1920 fuhr ich wieder nach England und wurde von meinem Vater nach Eastbourne geleitet. Hier bin ich bis zum Abschluß meiner Schulzeit geblieben. Drei Monate nach meiner Rückkehr schiffte mein Vater sich nach Indien ein. Vor seiner Ausreise hatten wir eine ernsthafte Unterredung, in der er mir klarlegte, daß ich nach erfolgter Schulausbildung

in das englische Heer, am besten in die Kolonialarmee einzutreten habe. Das für die Aufnahme notwendige Examen würde ich bestehen, doch trage er auch keine Bedenken, mich, falls ich die Prüfung nicht ablegen könne, als Gemeiner eintreten zu lassen. Bei meiner Charakteranlage sei es möglich, daß ich glaube, mich durch anhaltenden Widerstand seinen Wünschen entziehen zu können, daß ich etwa darauf spekuliere, man werde von meiner Einstellung in die Armee Abstand nehmen, wenn ich beim Examen versage. Um solche Vorstellungen von vornherein auszuschalten, unterrichte er mich jetzt schon von dieser seiner Absicht, meinen Eintritt auf jeden Fall durchzusetzen. Im übrigen würden seine militärischen Beziehungen mir einige Erleichterungen bieten.

Ich wehrte mich wie ein Verzweifelter gegen dieses Ansinnen; übrigens war es mir vollkommen gleichgültig, ob ich dereinst als Offizier oder als Gemeiner eintreten würde, machte meinem Vater eine Reihe von gewiß nicht kindlich ehrfürchtigen Szenen, drohte ihm, — die Drohungen eines kaum Sechzehnjährigen dürften kaum ernsthaft aufzufassen sein, — alles ohne Erfolg. Er bekundete mit kühlen Worten, daß sein Entschluß unumstößlich sei. Nichts werde ihn an der Ausführung seines Planes hindern. In meinem Eintritt in die Armee sah er das einzige Mittel, mich an England zu ketten. Das in meinen Adern fließende preußische, militaristisch verseuchte Blut werde dereinst England gute Dienste leisten, setzte er spöttisch hinzu.

Über die letzten inneren Beweggründe meines Vaters bin ich mir niemals klar geworden. Ob er tatsächlich ein heißes Verlangen danach trug, den Sohn an das eigene Vaterland zu binden, ob er glaubte, meine Mutter damit aufs tiefste zu verletzen, indem er ihren Sohn zwang, England zu dienen, ob er danach trachtete, sie durch diese Maßregel so tief zu treffen, wie es in seiner Macht stand, weiß ich nicht. Ich hatte damals bei den Verhandlungen, soweit ich urteilen kann, den Eindruck, als sei ich für ihn letzten Endes bedeutungslos geworden. Mein unkindliches Verhalten mochte auch in ihm jede Regung von Liebe ertötet haben, und nach meinen Erfahrungen ist Haß weit dauerhafter als Liebe. Die Liebe zu mir war erloschen, der Haß gegen meine Mutter, die sich ihm entzogen, die ihm den Sohn genommen, loderte in hellen Flammen, jedes andere Gefühl übertäubend. Um sich an meiner Mutter zu rächen, bestand er auf meinem Eintritt in das englische Heer. Diese ganze Handlungsweise dürfte der Beweis für die Tatsache sein, daß es eben immer wieder auf Erden Eltern gibt, die auf Grund eigener Enttäuschungen — bewußt oder unbewußt — nicht zögern, auch das Leben ihrer Kinder mit in diesen Zusammenbruch hineinzuziehen. Das wird durchaus nicht hindern, daß sie etwa den Tod eines solchen zerquälten Kindes, sei er freiwillig oder unfreiwillig, als hart empfinden. Allein der Gedanke, daß sie selbst zu einem solchen Sterben beitrugen, wird nicht auftauchen. Überdies gibt es für diesen einen letzten Gedanken einen außerordentlich guten, ach so billigen Trost: Kinder aus solchen Ehen werden gewiß nicht immer ein vollgerütteltes Maß von Liebe und Achtung für ihre Eltern in sich tragen. Da wird stets irgendwo ein Verfehlen liegen. Und alsdann nehmen solche Eltern Zuflucht zu jenem schönen vierten Gebot, das da befiehlt: Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren, auf daß es dir wohl gehe und du lange lebest auf Erden. — Ich glaube, eine andere Stelle der Bibel, welche von einem Mühlstein handelt, wäre der gleichen Beachtung wert.

Meine Ferienreisen nach Deutschland wurden genau festgelegt, doch unterließ mein Vater nicht, zu betonen, daß jeder Aufenthalt in Deutschland bedingt werde durch meine Führung. Er behalte sich vor, jederzeit Änderungen des Programmes vornehmen zu können.

Der Abschied von meinem Vater verlief in den gemessensten Formen. In der Nacht nach seiner Abreise quälte mich ein schwerer Traum: Ich sah das Schiff, auf dem mein Vater weilte, untergehen, verfolgte den Schiffbruch mit kaltem Interesse und rührte kein Glied, um ihm, den ich mit den Wellen ringen sah, zu helfen.

Das Erwachen aus diesem Traum war erschreckend: ich schämte mich namenlos, begriff meine Handlungsweise nicht und suchte nach dem Grunde, warum ich gerade diesen Traum gehabt, suchte nach Gründen und fürchtete mich doch, weiter zu forschen.

In Eastbourne führte ich das Leben eines von jeglicher Gemeinschaft Ausgeschlossenen. Offenkundige Feindseligkeiten, wie ich sie in Lowford und Homedale erlitten, blieben mir erspart. Ob dies an den Kameraden lag, ob an der Zeitspanne, die sich inzwischen mildernd zwischen die Kriegsereignisse gelegt, oder ob ich jetzt selbst etwa durch mein Auftreten solche Szenen zu verhindern wußte, kann ich nicht sagen. Ich besaß keinen Kameraden, keinen Freund. Offenkundige Nichtachtung des Deutschen war die Regel. Allein sie führte nicht mehr zu offenen Ausschreitungen. Es hat Tage und Wochen gegeben, in denen ich außerhalb der Schulstunden kein Wort wechselte. Auch von seiten der Lehrerschaft wich man mir aus. Ich wurde nicht schlecht behandelt, durchaus nicht; aber die Anwesenheit eines Stückes Holz hätte das gleiche für sie bedeutet. Schularbeiten machte ich ohne Lust, war nie ein guter Schüler. Meine Kenntnisse waren übrigens nachgerade derart ungleichmäßig, daß ich selbst darüber erschrak. Insbesondere, wenn ich deutschen Maßstab anlegte, umfing mich eine tiefe Niedergedrücktheit. Zwar vermochte ich jetzt den englischen Stunden ohne Schwierigkeiten zu folgen, ich verstand alles, doch war ich noch immer nicht imstande, mich fließend und selbstverständlich auszudrücken, geriet ich doch selten genug in die Lage, sprechen zu müssen. Bei sportlichen Unternehmungen erreichte ich es mit Mühe, nicht zur Zielscheibe des allgemeinen Spottes zu werden, obwohl ich nicht sagen kann, daß ich von körperlichem Ungeschick strotze. Allein, einmal war ich keineswegs an dieses Maß sportlicher Betätigung gewöhnt, und dann fehlte mir ein nicht zu unterschätzendes Hilfsmittel: ich entbehrte bei allen Übungen jeglicher Unterstützung von seiten der Gefährten. — Mein Klavierspiel nahm ich in Eastbourne wieder auf. Zwar wurde ich zunächst mit spöttischen Bemerkungen reichlichst bedacht, allein ich war so vereinsamt, daß ich nach einem Ventil suchte. Menschen besaß ich nicht, Tiere durften von den einzelnen Schülern nicht gehalten werden, so nahm ich meine Musikstudien wieder auf, auf die Gefahr hin, mein Ansehen noch mehr herabzusetzen. Liebenswürdiger wurde ich nicht im Laufe der Zeit. Ich glaube, man hätte lange suchen müssen, um ein gleiches Maß an Verstocktheit und Bitterkeit bei einem so jungen Menschen zu finden, wie ich es in mir trug. Aber ich weiß nicht, wie ich hätte anders werden sollen. Ich hätte meine Seele willig dem Teufel verkauft, da ich längst annahm, daß Gott sich meiner nicht entsinne, um den Preis, einen Menschen zu wissen, zu dem ich hätte sprechen können. Unzählige Male spielte ich mit dem Gedanken, mich von diesem Leben zu befreien; ja in einer Zeit legte ich mir ein Konto an, in dem ich das „für" und „wider" sorgfältig buchte. Ach, auf der „Wider"-Seite war wenig genug zu lesen. Heute will mir jenes Taschenbuch außerordentlich lächerlich erscheinen, aber ich entsinne mich doch, mit welchem Aufwand von Gewissenhaftigkeit ich dieser absonderlichen Art der Buchführung oblag. Die Scheu, die ich wohl wie jeder andere Mensch vor dem Tode gehegt, wich allmählich in dem Grade, in dem ich mich mit meinem Sterben beschäftigte.

Mehr als zwei Jahre weilte ich in England, ohne in dieser Zeit nach Deutschland zu kommen. War meine „Führung" wirklich so schlecht gewesen? Ich weiß es nicht. Meine Zeugnisse sahen nicht einmal so erbärmlich aus, allein die Sommerreisen nach Marburg wurden untersagt.

Meine Briefe an meine Mutter wurden immer kärglicher und kälter. Ich geriet langsam in einen Zustand der Gefühllosigkeit und inneren Starrheit hinein, der mich noch heute, wenn ich daran zurückdenke, beängstigt. Ich fühlte für keinen Menschen, für keine Sache. Ich glaube, in jenen Jahren habe ich nicht einmal meine Mutter geliebt. Das einzige, was mir zum Bewußtsein kam, war die Erkenntnis dieser Armut jeglicher Empfindung. Meine Mutter, Deutschland; was galten sie mir noch? Ich weiß, daß ich oftmals nachts wach gelegen habe und gefleht — um Heimweh, gefleht darum, mich über die Not meines Vaterlandes grämen zu können: kalt und leer war alles in mir. Oft schien ich mir selbst schon tot zu sein — und war es wohl auch. Seltsamerweise kam ich trotz dieser inneren Kälte niemals auf den Gedanken, all diesem Zwiespalt ein Ende zu machen, indem ich mich aus eigenem freien Entschluß auf die englische Seite stellte. Diesen Ausweg habe ich niemals gesehen. Vielleicht ist aber auch dies nicht mein Verdienst, sondern war lediglich bedingt durch die mich umfangende Gefühllosigkeit.

Auch die Ferienwochen, die ich nunmehr bei Grace Seaton in London verbrachte, verliefen stets in trübster Form. Ich war unliebenswürdig, schweigsam und verschlossen. Meine Tante konnte sich nicht genug tun in Klagen über diesen unseligen Sohn des einzigen Bruders.

Im Sommer 1922 fuhr ich zum ersten Male wieder nach Deutschland.

XII.

18. Juni 1923.

Das Schreiben ist mir schwer geworden; jeden Tag bereitet es mir größere Mühe. Wenn man annehmen wollte, daß jedem Menschen ein gewisser Teil von Energie mitgegeben ist, so müßte ich der Ansicht huldigen, daß ich jetzt daran bin, diesen meinen Anteil beim Schreiben konzentriert zu verbrauchen.

Ich möchte so gerne eines erreichen, — es klingt wie Hohn, daß ich mir noch Ziele stecke, — ich möchte nicht allzu sehr der Gefahr erliegen, mich selbst irgendwie als Helden darzustellen. Ich habe nichts von einem Helden in mir gehabt. Ich will mich nicht als verfolgt von unseligem Geschick hinstellen. Ich weiß selbst, daß andere auch aus meinem Leben, auch unter diesen, vielleicht erschwerten Bedingungen, etwas gemacht hätten. Ich habe das nicht gekonnt, meine Kraft reichte nicht aus. Das ist mein Unglück, nicht meine Schuld. Denn ich erkenne den Unwert meines Lebens. Schwächlinge haben heute weniger Existenzberechtigung denn je. Ich sehe ein, daß ich unfähig bin, mein Geschick zu meistern, sehe ein, daß ich unterlegen bin. Und wenn ich zuweilen Furcht vor dem Sterben habe, so tröstet mich der Gedanke, daß ich das Leben noch viel mehr gefürchtet habe. Furcht, wohin ich sehe, und doch trage ich ehrlichen Willen in mir, den letzten Kampf in Ehren zu bestehen.

Lange kann es nicht mehr währen. Der Verfall meiner Kräfte schreitet unaufhaltsam fort. Darüber können mich weder die Hoffnungsfreudigkeit meiner Mutter, noch die ermunternden Zusprüche Stavenhagens hinwegtäuschen. Ich besitze untrügliche Gradmesser für den Verfall. Und doch habe ich noch eine Hoffnung: ich möchte so gerne nicht ganz zum Schwächling werden, ich möchte so gern die letzten Reste von Haltung bis zuletzt bewahren. Ich sollte meinen, dies wäre eine bescheidene Bitte: nichts weiter als das eine: Laßt mich nicht ganz zum Feigling werden, laßt mich nicht ersticken in — Ekel und Schmerz oder dumpfer Bewußtlosigkeit. Ich weiß, daß der Tod kommen wird, morgen, in einigen Tagen oder vielleicht auch Wochen. Ich möchte ihn aufrecht empfangen. Ich habe ihn gesucht. Ich möchte so gerne „anständig" sterben. Zum Leben reichte meine Kraft nicht aus, so mag sie wenigstens zum Tode reichen.

Ob meine Mutter wirklich an meine Genesung glaubt? Vielleicht belügen wir uns gegenseitig bis zum letzten Augenblick? Vielleicht weiß sie, daß keine „Hoffnung" besteht und wagt nicht, es auszusprechen, um mich nicht zu ängstigen. Ich kann sie nicht fragen. Da ich davongehe, so wähle ich das leichtere Los.

Im Nebenzimmer liegt ein hessischer Bauer, der sich im Alter von 68 Jahren einer schweren Operation unterzogen hat, weil ihm gesagt wurde, ein glücklicher Verlauf werde ihm seine Arbeitsfähigkeit zurückgeben. So überwand er die Scheu vor Klinik, Arzt und „Schneiden" und suchte die verloren gegangene Kraft wieder zu gewinnen, und wird sie erhalten und wird weiter graben und pflügen und ernten. Wenn ich jemals etwas wie Schmerz darüber empfinde, daß ich so verfrüht aufbrechen werde, dann muß ich jenes Bauern gedenken, der die Berechtigung besitzt, seinem Leben noch einmal neuen Auftrieb zu geben, dessen Leben es wert ist, daß Ärzte sich um ihn bemühen.

Mein Großvater war heute bei mir. Ich fand nicht mehr die Zeit, diese Blätter vor ihm zu verbergen. Er fragte mich nur: „Strengt dich das Schreiben nicht an, Kind", und ich entgegnete ihm: „Ein wenig schon."

Darauf schwieg er und fragte nicht weiter. Ich glaube, ich habe mich danach gesehnt, daß er weiter forschen möge. Ich weiß nicht, ob all dies Verschweigen nicht sinnloser ist als ein offenes Wort. Er saß lange Zeit bei mir, und wir quälten uns in einem trostlosen Schweigen.

Er sah so alt aus, so vergrämt, daß ich heißes Erbarmen mit ihm fühlte. Vermutlich wird er mir dieselben Regungen entgegengebracht haben! Und doch war das einzige, was wir über uns gewannen, ein Streicheln der Hand.

Ich fühlte deutlich, daß er reden wolle, ich fürchte seit langem, daß er weiß, wie es um mich steht. Der Gedanke peinigt mich, er könne sich um meine Seele sorgen. Was soll mir ein Geistlicher nützen? Was hülfe es mir, wenn jetzt ein Pfarrer zu mir käme, um mir Trost zuzusprechen, mich auf das „Ende" vorzubereiten? Endlich konnte ich dieses Schweigen nicht mehr ertragen. Heftiger, als ich gewollt, stammelte ich:

„Ich bitte euch, wie es auch mit mir werden mag, bitte, sorgt euch nicht darum, wie es mir — in den anderen Gefilden ergehen wird. Tat ich Unrecht, so büße ich dafür. Im übrigen bin ich nicht schlechter als andere, die glauben, ihre Papiere für die letzte Fahrt in mustergültiger Ordnung zu haben."

Ich hatte sehr erregt gesprochen, und mein Großvater sah mich lange ernsthaft an. Dann wandte er sich ab und sagte leise: „Ich wollte, meine Papiere könnten in gleichen Ehren bestehen wie die deinen."

Das hatte ich nicht erwartet. Ermahnungen, ja selbst Vorwürfen würde ich begegnet sein, — man kann sich selbst Hunderte von Malen auf einen trotzigen hochmütigen Standpunkt stellen, aber kommt dann ein anderer und billigt uns ein Recht zu, so und nicht anders zu denken, dann fällt alle schöne Selbstgerechtigkeit in sich zusammen, zumal dann, wenn dieser andere dazu neigt, sich selbst nicht die gleiche Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Ich hatte geglaubt, mit jenen stolzen Worten alles abgetan zu haben und wußte nun, daß ich diesen Trotz aufgeben mußte, daß ich nicht dies Gefühl heißer Scham mit hinübernehmen konnte in — jene anderen Gefilde.

Und wie ein Kind, das eben nein sagt, um kurz darauf ja zu rufen, begann ich wieder:

„Was ich sagte, war häßlich, — ich fürchtete mich nur, ihr könntet verlangen, daß ein fremder Geistlicher zu mir käme, — um mit mir zu sprechen, das wollte ich nicht. — Ich kann doch jetzt nicht so kurz vor dem Ziel umkehren, ich kann nur das eine denken: Gott muß wissen, was ich getan und was ich versäumt habe, er muß wissen, ob ich mich gemüht und — wenn ich davon träume, wie es einmal sein wird, denke ich, er wird mir sagen: Mein Kind, nun ruh dich aus, quäl dich nicht jetzt, wir sprechen später einmal darüber, du hast geglaubt, alles alleine und ohne mich schaffen zu können, — das ist schlecht gegangen, du hast nicht warten können, ..."

Beim Abschied sagte mein Großvater mir: „So weit ein Mensch einem anderen helfen kann, will ich alles tun, um deiner Mutter zu helfen ..." Dann verließ er hastig das Zimmer. Ob ich ihn schon zum letzten Male gesehen habe?

XIII.

1922/23.

Ich muß diese Blätter vollenden. Viel bleibt mir nicht mehr zu berichten.

Wenn ich meine Mutter jemals gequält habe, so ist es in den Sommerferien des letzten Jahres geschehen. Diese vier Wochen wurden zur Pein für uns beide. Mehr als zwei Jahre war ich nicht in Deutschland gewesen, seit mehr als zwei Jahren hatte ich es verlernt, mit Menschen umzugehen, die mir freundlich gesinnt waren. Man sollte annehmen, daß man sich alsdann rückhaltlos öffnen werde, glücklich in der Liebe des anderen. Von all dem war nichts bei mir zu spüren. Ich war still, verschlossen, bildete mir ein, nicht mehr der deutschen Sprache mächtig zu sein, glaubte überall als Engländer angesehen zu werden. Ich scheute mich, unter Menschen zu gehen, verlangte von meiner Mutter, daß sie sich mit mir von aller Außenwelt abschloß, vermied selbst nach Möglichkeit, ihre Angehörigen aufzusuchen. Jeder Begegnung mit meinem Großvater wich ich angstvoll aus. Ja, ich verhärtete mich gegen Liebesbezeugungen meiner Mutter, ohne einen Grund hierfür zu wissen und fühlte mich eigentlich ebenso unglück-

lich wie in England. Vielleicht noch unglücklicher als dort, wo keinerlei Anforderungen an Wärme an mich gestellt wurden. Ich glaube, ich war innerlich eingefroren, erstarrt und fürchtete nur, daß ein warmes Wort das Eis auftauen könne, daß alsdann ein Ausbruch erfolgen müsse, der ohne Maß und Schranken alles zutage fördern würde, was ich empfunden.

Stundenlang saß ich am Flügel, — ich glaube, meine Mutter hat in jenen Wochen mein Spiel hassen gelernt, — und spielte, spielte, da ich nicht sprechen konnte. Nachts lag ich schlaflos. Mitunter weckte ich meine Mutter, wenn mir dieses Liegen unerträglich wurde; ohne ihr eine Erklärung abzugeben, verlangte ich von ihr, daß sie aufstehe und mit mir Schach spiele, da ich herausgefunden, daß dieses Spiel jeden anderen Gedanken ausschloß. So haben wir in mancher Nacht gesessen. Sie fragte nicht, ich sagte nichts. Schweigend saßen wir vor den schwarz-weißen Feldern: „Gardez", „Schach". Ich fürchte, meine Papiere für das Jenseits dürften durch diese nächtlichen Partien doch arg belastet sein. Mit keiner Regung dachte ich daran, was meine Mutter in jenen Stunden empfinden mußte.

Jede Annäherung der Verwandten wußte ich zu verhindern. Ja, ich zählte die Tage, die ich noch in Deutschland verweilen mußte, und wußte doch, daß ich mich später nach diesen Tagen zurücksehnen werde. Widerspruch ohne Ende! — Aber der eine Gedanke beherrschte mich: ich mußte ja doch wieder nach England zurückgehen, mußte jenes freudlose Leben dort weiterführen, mußte hart und kalt sein, weil ich sonst jeglichen Haltes verlustig gegangen wäre. Ich hatte das Gefühl: gibst du auch nur einer weichen Regung nach, dann ist alles verloren. Kein Ende war abzusehen, kalt und grau stand die Zukunft vor mir. Ich würde in die englische Armee eintreten, würde dem englischen König den Eid schwören — und mir selbst noch verächtlicher werden.

Nach Ablauf von vier langen Wochen kehrte ich nach England zurück und verlebte das nächste Halbjahr ebenso, wie ich die früheren verlebt. Weihnachten blieb ich im Internat. Dorthin erhielt ich eine Mitteilung meines Vaters, daß ich nach dem Examen nach Deutschland fahren solle, um dort einen Monat zu bleiben. Spätestens im März stand mein Eintritt bei den ersten Suffolk-Grenadieren, dem ehemaligen Regiment meines Vaters, bevor.

In den ersten Tagen des Februar bestand ich die Prüfung. Da man mich durchkommen lassen wollte, nützten alle meine Bestrebungen, mich unwissend zu zeigen, nichts. Ich glaube, ich hätte mein Zeugnis vor Ablegung des Examens ebensowohl in Empfang nehmen können wie nachher. Am 10. Februar 1923 verließ ich Eastbourne, am 11. ging ich an Bord der Queen ...

Vorstehende Aufzeichnungen fanden sich im Nachlaß des Ensign (Fahnenjunker) im I. Suffolk Grenadier Regiment, Percy Kreuzwendedich Seaton, geboren am 10. März 1904 zu Delhi in Britisch-Indien, gestorben an den Folgen einer Rückenmarksverletzung am 7. Juli 1923 in Marburg in Hessen im Alter von neunzehn Jahren.

Ende.

Ein Droste-Roman

Schon wieder ein Künstlerleben zu einem Roman verwurstet! An Goethe und Beethoven, Schiller und Kleist, Wagner und Schubert reiht sich der Schemen einer Frau — und, ob es ein besonders verunstalteter Schemen ist: er trägt die Züge keiner Geringeren als Annettens von Droste-Hülshoff. Es ist ein Glück, daß Helene Christaller in ihrem „Tagebuch der Annette"[1]) bloß den Ausschnitt einiger Jahre als Stoff für ihren Materialisationsversuch benötigt.

Ist dem Drostekenner das Vertrauliche, Bekenntnishafte, das im Tagebuch an sich liegt, in bezug auf den Charakter der Dichterin, dieser Verschwiegenen, oft sibyllenhaft Verhüllten,

[1]) Verlag Friedr. Reinhardt, Basel.

an sich fast unvorstellbar: von welchem Ausmaß müßte die Persönlichkeit, von welcher Gewalt der Stil sein, denen es gelänge, uns im Spiegel eines der Dichterin untergeschobenen Tagebuchs nur ihren grandiosen Umriß ahnen zu lassen!

Aber ach, was in diesem „Stück aus dem verborgenen Leben der Annette von Droste-Hülshoff" umgeht, ist ein erbärmlicher Schatten. Leicht gemacht hat sichs die Schriftstellerin: Oder sollen wir sie etwa gar für ihre Drostekenntnis noch loben, für ihr Gefühl für „historische Echtheit", wenn wir sehen müssen, wie sie uns seitenlang Annettens gedanken- und formvollendetste Gedichte, zu unansehnlicher Prosa zerkleinert, als sentimentale Tagebucheinträge auftischt? Dutzenden der schönsten Strophen und den feinsten Briefstellen wird sie nach diesem Rezept Herr: erbarmungslos wandert alles in ihre Zerkleinerungsmaschine, alles wird mit lauem Christaller-Stil verwässert: Naturbilder — Heidebilder — Balladen — Das geistliche Jahr. Um nur die markantesten zu nennen: „Hirtenfeuer" — „Mein Beruf" — „Der Knabe im Moor" — „Das Spiegelbild" — „Die Lerche" — „Die Krähen" — „Meine Sträuße" — „Das erste Gedicht" — „Die Schenke am See" — „Am Turme" — „Die Bank" — „Neujahrsnacht" — „Die Nadel im Baume" — „Der sterbende General", — fast Seite für Seite begegnen dem gequälten Leser verblaßte Gedanken, Szenen, Bilder, Stimmungen aus diesen unvergleichbaren Rhythmen und Bildern. Einige Parallelen sind unerläßlich, um zu zeigen, mit welcher Dreistigkeit Annettens Gedichte zu „Annettens Tagebuch" verarbeitet sind.

Droste:	Christaller:
Aus: Mein Beruf. „Was meinem Kreise mich enttrieb, der Kammer friedlichem Gelasse?" Das fragt ihr mich, als sei, ein Dieb, ich eingebrochen am Parnasse.	S. 16: „Da hab ich mich gefragt und ernstlich geprüft, was mich antreibt dennoch hinauszutreten aus der stillen Kammer und auf mich zu nehmen, daß ich mich wie eine Perle vor die Säue werfe . . ."
So rief die Zeit, so ward mein Amt von Gottes Gnaden mir gegeben, so mein Beruf mir angestammt, im frischen Mut, im warmen Leben.	„Es ist mein Amt, von Gott mir gegeben. Trotz Schwäche und Kleinheit, Verzagtheit und Verschlossenheit . . ."
. . . Nicht fröhnen mag ich kurzem Ruhme, doch wißt, wo die Sahara brennt, im Wüstensand, steht eine Blume, Farblos und Duftes bar, nichts weiß sie als den frommen Tau zu hüten und dem Verschmachtenden ihn leis in ihrem Kelche anzubieten. Vorüber schlüpft die Schlange scheu und Pfeile ihre Blicke regnen, vorüber rauscht der stolze Leu, allein der Pilger wird sie segnen.	„Mir liegt nicht am Ruhm, mir liegt nur an der Erfüllung meiner Aufgabe. Wie eine Blume will ich sein, die himmlischen Tau im Kelche birgt. Ist sie auch farblos und ohne Duft, wenn sie nur den frommen Tau hütet, der dem Verschmachtenden die Lippen netzt. Und laufen Tausende (!) stolz und verächtlich an ihr vorüber, wenn nur ein einziger sie segnet um der Erquickung willen, die sein Mund aus ihr getrunken . . ."
Aus: Spätes Erwachen! Wie war mein Dasein abgeschlossen, als ich im grünumhegten Haus durch Lerchenschlag und Fichtensprossen noch träumt in den Azur hinaus! Als keinen Blick ich noch erkannte als den des Strahles durchs Gezweig, die Felsen meine Brüder nannte, Schwester mein Spiegelbild im Teich! . . . Verschlossen blieb ich, eingeschlossen in meiner Träume Zauberturm, die Blitze waren mir Genossen und Liebesstimmen mir der Sturm.	S. 103f.: „Was war ich doch im Grunde für ein umhegtes Kind, ehe ich Levin kannte. Ich selbst hatte die Hecke um mich geflochten, und von außen wagte keiner eine Bresche in den grünen Wall zu schlagen. Ich war wie eingemauert in den Zauberturm meiner Träume . . . Ich liebte im tiefsten Grunde nur die Natur. Blitze waren mir Genossen, Liebesstimme der Sturm; die zarten Blumen meine Schwestern (!), und die starken Bäume meine Freunde (!) . . .

... Wie ist das anders nun geworden,
seit ich ins Auge dir geblickt;
wie ist nun jeder Welle Borden
ein Menschenbildnis eingedrückt!
Wie fühl ich allen warmen Händen
nun ihre leisen Pulse nach,
und jedem Blick sein scheues Wenden,
und jeder schweren Brust ihr Ach!

... Wie ist das nun anders geworden! In Levin werden mir alle Menschen neu geschenkt. ... Jetzt murmelt jede Welle seinen Namen, und der Kelch jeder Blume ist mir ein frommes Erkennen des Menschen. Ich spüre die Fieberhand, die leidet, und die Stimme, die ein Weh verhehlt usw. ..."

Aus: Am Turme.
Ich steh auf hohem Balkone am Turm,
umstrichen vom schreienden Stare,
und lass' gleich einer Mänade den Sturm
mir wühlen im flatternden Haare;
o wilder Geselle, o toller Fant,
ich möchte dich kräftig umschlingen,
und, Sehne an Sehne, zwei Schritte vom Rand
auf Tod und Leben dann ringen!

S. 185f.: ... „Dann huschte ich die Treppe hinauf zu dem Balkon. Ich hatte ein seiden Tüchlein um die Haare gebunden und sah ehrbar wie ein altes Weiblein aus (!). Der Sturm und ich wir sind Freunde von jeher gewesen. Es ist eine herbe Bubenfreundschaft, wir raufen gern miteinander; er packt mich, ich weiche nicht, er springt mich an, ich stemme mich gegen ihn, er reißt mich los und will mich zu Boden zwingen ... usw. usw."

Und drunten seh ich am Strand, so frisch
wie spielende Doggen, die Wellen
sich tummeln rings mit Gekläff und Gezisch
und glänzende Flocken schnellen.

„Ich blicke auf den See. Da tummeln sich die Wellen gleich einer wimmelnden Schafherde (!) Sie bäumen sich auf, sie stürzen übereinander. Im Morgengrau blitzen fahl die weißen Schaumkämme ..."

Aus: Die Schenke am See.
Ist's nicht ein heitrer Ort, mein junger Freund,
das kleine Haus, das schier vom Hange gleitet,
wo so possierlich uns der Wirt erscheint,
so übermächtig sich die Landschaft breitet;
wo uns ergötzt im neckischen Kontrast
das Wurzelmännchen mit verschmitzter Miene ...
... behend erscheint
zopfwedelnd der geschäftige Pygmäe ...

S. 144ff.: ... „Heute Nachmittag führte ich Levin zu Figels Häuschen ... Hinter der Kirche steigt der Weg leicht bergan durch Felder und geht dann auf der Höhe weiter am öden Stein vorbei, wo schöne Aussicht ist ... Ein kleiner verhutzelter Wirt mit altmodischem Zöpflein, wie ein Wurzelmännlein anzusehen, wedelt geschäftig herbei ..."

... Die saftigen Rubine glühn und locken;
schon fühl ich an des Herbstes reichem Tisch
den kargen Winter nahn auf leisen Socken.

„Die blauen Trauben lagen bereift in der Schale ... Wer wird an den Winter denken, wenn die Sonne so warm scheint. Sieh, Annette, wie reich uns der Herbst den Tisch deckt."

Das sind die Hieroglyphen, junges Blut,
und ich, ich will an deiner lieben Seite
froh schlürfen meiner Neige letztes Gut ...

„An deiner Seite, Levin, fürchte ich auch den Winter nicht. Aber du junges Blut weißt nicht, wie das ist und wie innig solche Herbsttage geliebt sein wollen."

... Hörst du das Alphorn überm blauen See?
So klar die Luft, mich dünkt, ich seh den Hirten
heimzügeln von der duftbesäumten Höh' ...

... „Ich höre Kuhglocken und ein Alphorn ... Ob das Alphorn von drüben über dem See kommt? Die Luft ist klar und trägt weit."

... Trink aus! — Die Alpen liegen stundenweit,
nur nah die Burg, uns heimisches Gemäuer,
wo Träume lagern lang verschollner Zeit,
seltsame Mär und zorn'ge Abenteuer.
Wohl ziemt es mir, in Räumen schwer und grau
zu brüten über dunkler Taten Reste;
doch du, Levin, schaust aus dem grimmen Bau
wie eine Schwalbe aus dem Mauerneste ...

„Ich sehe auch einen Turm von der Moosburg. Ach, Annette, wie gut passen Sie als Burgfräulein dort hinein mit Ihren stolzen Adels- und Ritterballaden mit Kriegsgetümmel und fürstlichen Abenteuern." — „Während mein Levin aus dem grimmigen Bau wie die Schwalbe aus dem Mauerneste guckt."

Sieh drunten auf dem See im Abendrot
die Taucherente hin und wieder schlüpfend;
nun sinkt sie nieder wie des Netzes Lot,
nun wieder aufwärts mit den Wellen hüpfend;
seltsames Spiel, recht wie ein Lebenslauf!
Wir beide schaun gespannten Blickes nieder;
du flüsterst lächelnd: immer kömmt sie auf! —
Und ich, ich denke: immer sinkt sie wieder!

„Kommen Sie her, Annette, und schauen Sie den Taucherenten zu, immer auf- und abwärts schaukeln sie mit den Wellen. Gerade wie das Leben es mit uns Menschlein macht." Ich trat neben ihn und wir schauten gespannt dem Spiele zu. „Immer kömmt sie auf," lächelte Levin. Aber ich, ich dachte: Immer sinkt sie wieder."

Genug! genug! nur der Fortgang des Gespräches, eine große Taktlosigkeit möge noch hier stehen:

... „Er zog eine Zeitung aus der Brusttasche und sah hinein. ‚Hier kommt eine lange Besprechung meines Westfalenbuchs.' — ‚Lesen Sie hier einstweilen für sich, liebes Kind, mir geben Sie zehn Minuten Urlaub. Es klingen mir Verse im Ohr, die möchte ich notieren.' Er las still; mir flog die Hand und nach einer Viertelstunde legte ich ihm mein Gedicht in die Hand. ‚Sehr schön!' sagte er begeistert und strahlte mich an. ‚Wie nennen wir's?' — ‚Herbst', schlug ich vor. ‚Schenke am See', meinte er, ‚Herbst ist zu allgemein. Sicher haben Sie schon öfters Herbstgedichte gemacht. Da kann man sich nicht so viel dabei denken. ...' — ‚Gut', gab ich zu, ‚nennen wir's nach Ihrem Wunsch'. Ich glühte vor Freude und dem Wein, den ich nicht gewohnt bin."

Etwas später „zitiert" die Droste „aus dem eben vollendeten Gedicht"! Von solchen Geschmacklosigkeiten und inneren Unwahrhaftigkeiten wimmelt das Buch, am schlimmsten an Stellen, wo die Christaller psychologisch sein will.

Genau so, wie sie es mit dieser substanzreichsten aller Verskunst macht, verwässert, zerquetscht, entkörpert, entgeistet, entseelt sie die Briefe. Nicht ohne inneres Erschrecken und Erröten sieht man sie eiskalt hier eine Briefstelle wortwörtlich abschreiben, um im nächsten Atemzug mit ihrem altjüngferlnden Backfischgeschwätz fortzufahren. Seite 133f., 136, 147, 192ff., 280 usf. sind die dreistesten dieser Kombinationen leicht zu entdecken. Während ihr von Gedichten, die ihr Buch nichts angehen, keines auskommt, läßt sie die brauchbarsten Motive (Schückings Einzug auf der Meersburg — der Widerstand des Hundes[1]) —), die zartesten Andeutungen des seelischen Erlebens der Vierundvierzigjährigen (vgl. die Gedichte an Schücking: „Kein Wort und wär' es scharf wie Stahles Klinge" — „Zum zweiten Male will ein Wort" — „O frage nicht, was mich so tief bewegt") verständnislos beiseite liegen. Wo ihre „Quellen" versagen oder wo sie ihr geheimes Rauschen nicht zu deuten versteht, versagt auch sie völlig. Auf den letzten fünfzig Seiten findet sich denn nichts als kläglich und verlegen Umschreibendes, Berichtendes, das immer wieder in die (ach, so schlecht verstandene!) Gottergebenheit, Jenseitsfreudigkeit der Kranken mündet. Mit einer raumfüllenden Verlegenheitsvignette, den Todestag der Droste kündend — es ist, beiläufig, nicht der 14., sondern der 24. Mai 1848 — schließt das Buch.

Wann endlich verbietet Scheu und Scham vor dem Einmaligen der Persönlichkeit, verbietet auch bloß guter Geschmack den Literaten den Unfug ihrer Künstlerromane? Vor der Verfilmung kann sich ein Autor durch einen Gesetzesparagraphen retten; wann endlich bewahrt ein Paragraph unsere größten Deutschen (der Unfug beschränkt sich nicht auf den literarischen Genius) vor dem Skandal, gleich seelenlosen Gespenstern als „historisch treue" Panoptikumsfiguren umgehen zu müssen?

Rosenheim. Hulda Eggart.

Neue „Bücher der Bildung"

Fürs Kriegführen wie für die Kultur ist es unerläßlich, daß man seine rückwärtigen Verbindungen „evident hält", um uns eines Austriazismus zu bedienen. Im gegenwärtigen Zeitpunkte besteht besonders Gefahr, daß selbst die Gebildeten, oder die es sein sollten, den Anschluß an die Überlieferung allmählich verlieren. Die Bücherreihe des Verlags Albert Langen

[1]) Levin Schücking, Lebensbild der Droste. Hannover 1862. S. 132f.

„Bücher der Bildung", von der in den letzten Heften wiederholt die Rede war, hat sich zur vornehmsten Aufgabe gesetzt, die deutsche Überlieferung nicht abreißen zu lassen. Sie bietet Werke, deren Umfang zu groß und deren Preis zu hoch ist, die jedoch unbedingt mit ihrem Kern, ihrer Substanz als geistiges Nahrungsmittel nach wie vor unentbehrlich sind, in möglichst inhaltsreichen Auswahlbänden, so daß der Extrakt bleibt und nur das Volumen vermindert ist. Dahin gehören die Bände Viktor Hehn, Döllinger, Sévigné, Taine, Montaigne, vor allem aber die 4 Bände Gregorovius. Mit je einem Auswahlbande Uhland „Heldensage und Rittertum", und Herder „Von deutscher Art und Kunst" holt die Sammlung zwei Kleinodien aus dem Erbgute deutscher Bildung wieder hervor. Der Herausgeber des ersten ist der Liegnitzer Germanist Helmut Wocke, dem die Sammlung bereits die Auswahl „Volk und Menschheit" aus den Schriften seines Lehrers Rudolf Hildebrand, und aus der reizenden Autobiographie des Vorarlberger Bauern Franz Michael Felder verdankt. Uhland behandelt die Heldensage (Amelunge, Rother, Ortnit, Hugdietrich, Wolfdietrich, Dietrich von Bern, Sigenot, Ecke, Biterolf und Dietlieb, Laurin, Rosengarten, Alphart, Rabenschlacht, Hildebrand und Alebrand), Die Nibelungen, Die Hegelinge (Hagen von Irland, Horand und Hilde, Gudrun), Die nordische Gestaltung der Sage, das Ethische (Könige, Meister, Recken, Heergesellen), Waffen und Rosse, Die Ungetreuen, Die Frauen, endlich den ganzen Sagenkreis um den Gral. Besonders dankenswert ist, daß der Herausgeber häufig auf die neuere Literatur und die jüngsten Ergebnisse der Forschung hinweist. Der Band ist für die Büchereien aller Arten höherer Schulen schlechthin unentbehrlich, wie der Herderband, den Joseph Bernhart besorgte, der für die Sammlung u. a. die meisterhafte Auswahl aus Gregorovius gemacht hat. Seine viel bewunderte Umsicht der Wahl und Zusammenstellung bewährt er damit an einem noch wesentlich schwierigeren Gegenstande, denn nur auf diese Weise kann Herders Unvergängliches gerettet werden. Die einzelnen Kapitel lauten: Gegen und für den lateinischen Geist; Geist und Sinn des Mittelalters; Gemeinschaft der älteren englischen und deutschen Dichtkunst; Vom deutschen und vom Volksliede überhaupt; Lessing; Deutsche Kulturpolitik in der Auseinandersetzung mit Frankreich und der Revolution; Reformatorisches Prophetentum; Nation und Humanität; Fragmente über Frankreich und Deutschland; Deutscher Geist in lateinischer Barock-Poesie. Ich halte gerade diesen Band, dem noch weitere folgen sollen (wie auch bei Uhland) für einen der wichtigsten der ganzen Sammlung, deren hochgespannte Ziele sich von Band zu Band deutlicher zeigen. Sie hat eine höchst notwendige Funktion in unserm geistigen Leben: sie bewahrt und schafft Zusammenhänge. Jemand hat einmal Bildung definiert als „das lebendige Bewußtsein geistiger Zusammenhänge". In diesem Sinne decken sich bei den „Büchern der Bildung" Name und Leistung. Josef Hofmiller.

Gleichzeitig mit dem „Uhland" und dem „Herder" ist das von Josef Hofmiller ausgewählte und herausgegebene Lesebuch „Das deutsche Antlitz" erschienen. Es verlangt mehr als ein oberflächliches Durchblättern. Nur wer zu ernsthafter Beschäftigung willens ist, dringt in seinen inneren Reichtum ein, in sein besonderes Wesen, durch das es über die üblichen Anthologien hinausragt. Man wüßte, wie viel wertvolle selbständige Arbeit allein schon in der Auswahl liegt, auch wenn das Nachwort des Herausgebers nicht in verschiedener Hinsicht darüber Aufschluß gäbe. Feinsinnige Bemerkungen Theodor Heyses über die Kunst des Lesens stehen am Anfang. Aufsätze von Dauthendey, Stifter, K. A. v. Müller dienen dem Begreifen deutschen Landes, andere von Andreas Heusler und Richard Wagner der Erkenntnis deutscher Wesensart. Der deutsche Mensch wird in maßgebenden Persönlichkeiten von maßgebenden Verfassern dargestellt. Da schreibt Paul Heyse über Eduard Mörike, Gottfried Keller über Jean Paul, Joseph Bernhart über Herder, Ernst Bertram über Stifter Chamberlain über Goethe. In die Bereiche deutscher Kunst und Dichtung führen neben den grundsätzlichen Beiträgen von Bayersdorfer, Marées, Dehio, Scheffler Darstellungen einzelner Komplexe (Hans Thoma: Nach einer italienischen Reise; Alfred Lichtwark: Bamberg) und Persönlichkeiten (Adolf Hildebrand: Hans von Marées, Alexander Berrsche: Hans Pfitzner

Hans Pfitzner: Was ist uns Weber?, Hans Joachim Moser: Beethoven). Mehrfach folgt einem Beitrag unmittelbar ein Persönlichkeitsbild des Verfassers oder umgekehrt dem Persönlichkeitsbild ein kennzeichnender Beitrag, woraus sich immer wesentliche Aufschlüsse ergeben: Neben dem Goetheaufsatz Chamberlains stehen Goethes Äußerungen über „Deutschland und die Deutschen", neben der Charakteristik der Hausmärchen von Wilhelm Grimm Scherers Charakteristik der Brüder Grimm, neben dem Beitrag von Marées die Marées-Studie von Adolf Hildebrand, neben dem Aufsatz Berrsches über Pfitzner der Weberaufsatz des Komponisten. Abgerundet wird das Ganze durch Heinrich von Treitschkes „Trost aus dunklen Tagen" und durch Paul Nikolaus Cossmanns Aufsatz „Innerer Aufstieg". A. H.

Neuerscheinungen

Der Oratoriums-Verlag, ein gemeinsames Unternehmen der Verlage Kösel & Pustet und des Theatiner-Verlags, gibt eine Sammlung „Heilige Tonkunst" heraus, deren Leiter der bekannte Komponist Walter Braunfels ist. Ich kenne nur Band II: Geistliche Arien für hohe Stimme von W. A. Mozart, aus der nur den Wenigsten zugänglichen Gesamtausgabe ausgewählt vom Münchner Domkapellmeister Ludwig Berberich. Es sind 13 Arien, teils lateinisch, teils deutsch, aus Messen, Litaneien, Vespern, Motetten und Kantaten. Zu zweien hat Braunfels Kadenzen geschrieben. Es sind wenig bekannte Stücke; das einzige, das ich kannte, ist das Ave verum. Das Unternehmen verdient jede Förderung. Denn angesichts der modernen Spaltung der Musik in atonale Scheußlichkeit und Jazz-Gemeinheit ist man fast nur noch in den Kirchen sicher, wirkliche Musik zu hören.

Bei Dr. Benno Filser in Augsburg sind Hans Pfitzners Gesammelte Schriften in 2 hervorragend schön ausgestatteten Bänden erschienen. Sie enthalten alles, was Pfitzner geschrieben hat. Neu hinzugekommen ist der Aufsatz „Was ist uns Weber?", ein 2. Vorwort zur „Ästhetik der musikalischen Impotenz", das fast 30 S. umfaßt, der wunderschöne Nachruf auf den Cellisten Heinrich Kiefer und 6 Sonette auf Bürger, E. T. A. Hoffmann, Schopenhauer, Lortzing, Schumann und Wagner. Es braucht den Lesern dieser Zeitschrift nicht erst gesagt zu werden, daß Pfitzner auch als Schriftsteller über Musik zu den Größten gehört. Das erwähnte neue Vorwort sollte von jedem musikalischen Menschen gelesen werden: „Denn wir stehen an der Schwelle, ja, sind schon umgeben von einer kunstfeindlichen Zeit — von entseelter Musik in entgeisterter Welt." Ich glaube allerdings, um mit Hölderlin zu sprechen: „wo Gefahr ist, wächst das Rettende auch". Dieses Rettende ist vielfacher Art: die unverminderte, wenn nicht zunehmende Pflege der Musik in den Kirchen beider Konfessionen gehört dazu; die Meistersingerschulen von heute, nämlich Musikvereine unserer kleineren Städte gehören dazu: sie lehnen den Atonalismus kompromißlos ab, schon weil sie diese Gehirnexkremente, Gott sei Dank, nicht spielen können; die in Deutschland nie aussterbende Hausmusik im Sinn des alten Riehl und nicht des neuzeitlichen Grammophons. Das Rettendste aber ist das Schaffen von Meistern wie Pfitzner selber. Gewiß, die Geister werden sich scheiden: in den „Armen Heinrich" werden nie so viele Leute gehen, wie zu einer Jazz-Band. Aber die musikalischen Leute werden dann unter sich sein, und die Jazz-Bande ist es auch.

Der Deutsche Meister-Verlag in München verlegt ungewöhnlich schön ausgestattete Ausgaben bekannter Werke unserer Dichtung, zugleich eine kleine Zeitschrift „Die Meister", geleitet von dem als Schriftsteller von bedeutender Eigenart und als Übersetzer Kierkegaards bekannten Theodor Haecker. Sein Werk ist auch „Das Deutsche Meister-Buch", ein Lesebuch für große Leute. Es enthält Beiträge von Hans Sachs bis zu Richter und Villers, dem „Unbekannten"; Gedichte von Peter Cornelius, viel Görres, Justus Möser, Pocci, Verschollenes und Vergessenes aus dem 18. und 19. Jahrhundert. Der schön gedruckte Band ist sehr zu empfehlen, vor allem sollten ihn unsere höheren Schulen anschaffen. J. H.

Redaktionell abgeschlossen am 21. 2. 1927.
Herausgeber: Paul Nikolaus Cossmann in München. — Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Arthur Hübscher in München. — Druck- und Buchbinderarbeiten: R. Oldenbourg, München. — Papier: Bohnenberger & Cie., Niefern bei Pforzheim.

Worauf es ankommt

Die Tragik des deutschen Volkes besteht darin, daß es sie nicht empfindet.

Seit vielen Jahrhunderten hat jede Umwälzung in Europa — mit Ausnahme der Rückgewinnung von Elsaß-Lothringen im Jahre 1870 — mit einer Verengung des deutschen Lebensraums geendet. Wesentlich an dem, was wir selbst miterleben, ist nicht die Ablieferung von Waffen, die Niederhaltung der Wirtschaft, die Abhängigkeit der Politik; so schmerzlich dies alles ist, es kann vorübergehend sein, wesentlich und für alle Zukunft entscheidend ist die Erhaltung oder der Rückgang der deutschen Sprache in den Grenzländern, der Sprache, an der letzten Endes auch die Kultur hängt.

Wir sind noch mitten im Krieg, und jede deutsche Schule, die im Osten aufgehoben wird, ist eine verlorene Schlacht.

Man kann es vielleicht als einen wirklichen Fortschritt bezeichnen, daß durch die Entwicklung der Waffen, insbesondere der Luftwaffen, die Grenzen ihre strategische Bedeutung in großem Umfang eingebüßt haben. Früher waren die Grenzländer immer in Gefahr, unter solchen Gesichtspunkten betrachtet zu werden, und sogar Bismarck hat das unglückliche Wort von den Reichslanden als „Glacis" gesprochen. Jetzt wird vielleicht sogar in Deutschland klarer werden, was entscheidet: die Stärke des nationalen Willens, wobei es gleichgültig ist, mit welchen Mitteln sich dieser Wille durchsetzt.

Das, was in diesem Heft geschildert wird, ist Krieg, Krieg ohne Waffen, und nur Völker, die diesen unblutigen Krieg ebenso ernst nehmen wie den blutigen, werden bestehen. Die Gefahr für Deutschland ist es, daß hier das Alltägliche in Sitte und Kultur, in Wirtschaft und Politik, kurz alles Geistige, national weniger ernst genommen wird. In dem Augenblick, in dem in Deutschland ein Krieg ausbricht, verlangt man das Äußerste von der Vaterlandsliebe. Im Frieden nichts.

Mit einiger Übertreibung hätte man in der Vorkriegszeit in Deutschland sagen können: Die deutsch Eingestellten sind nicht kulturell eingestellt, und die kulturell Eingestellten nicht deutsch. Als im Jahre 1910 Pfitzner in Straßburg zum 100. Geburtstag von Robert Schumann ein Musikfest veranstaltete, gab am Abend des Hauptkonzertes der deutsche Stadthalter eine Einladung, zu der die Spitzen der Behörden und des Militärs zu erscheinen hatten. In Prag spielte um die Jahrhundertwende Angelo Neumann die deutschen Klassiker vor halb leeren Häusern. Gleichzeitig waren die Aufführungen in der tschechischen Oper ebenso gefüllt, wie in Straßburg alle französisch Gesinnten herbeiströmten, wenn eine französische Truppe im Stadttheater spielte. Ein reichsländischer Industrieller war noch mitten im Krieg außerordentlich überrascht, als einer unserer Freunde ihn frug, ob er eine Bibliothek für seine Arbeiter habe; diesem Mann war offenbar der Gedanke überhaupt noch nicht gekommen, daß es von einiger bevölkerungspolitischer Bedeutung sei, ob in den Reichslanden die Arbeit durch einen einheimischen deutschgebildeten Arbeiterstand oder durch Polen geleistet wird.

Die Bedeutung dieser Faktoren wurde unterschätzt. Ja, der Internationalismus, der uns gepredigt wird, hat zum Inhalt das Gebot, den ausländischen Kulturmaßstab an Deutschland, und das Verbot, den deutschen Kulturmaßstab an die fremden Länder anzulegen. Einen allgemeinen Kulturmaßstab gibt es aber nicht. Die Bestechlichkeit der Presse in den Ländern der westlichen Zivilisation (England ausgenommen), die oberflächliche Auffassung der Kunst in den gleichen Ländern, die unmenschliche Behandlung der Tiere bei den Romanen und im Orient von Deutschland aus überwinden zu sollen, würden unsere Internationalisten für schlechte Politik halten. Deutschland, der Ausgangspunkt so vieler geistiger Bewegungen, soll aller seelischen Einfuhr offenstehen und die seelische Ausfuhr verbieten. Und das Schönste ist, daß dann den Deutschen von geistig hochstehenden Ausländern der Vorwurf gemacht wird, sie hätten ihre Kultur für sich, während die Franzosen ihre Zivilisation in die ganze Welt getragen hätten. So zeigt sich der Mangel an Nationalgefühl auf geistigem und sittlichen Gebiet ebenso wie auf politischem, und auf allen mit dem gleichen Ergebnis: Verlust an deutschen Werten.

Ein tröstlicher Gedanke ist es aber, daß das Gefühl von der deutschen Tragik bei diesem Zusammenbruch stärker ist, als bei irgendeinem früheren.

Gewiß sehen wir das Eindringen der westlichen Zivilisation in Kinos, Jazzbanden, gefärbten Frauen und anderen gemütlosen Vergnügungen. Aber eine andere Schicht der Bevölkerung drängt zu Bach und Beethoven und Wagner. Wenn man durch die Straßen geht, hört man Schubertsche Lieder und gute Kammermusik ebenso wie früher, nein mehr als früher. In der Jugendbewegung von den Kommunisten bis zu den Völkischen sehen wir ein Streben nach Reinheit der Lebensführung wie nie zuvor. Und der großdeutsche Gedanke, den z. B. in Bayern vor 100 Jahren fast nur der Kronprinz Ludwig vertrat, ist gerade hier jetzt das Gemeingut von Hunderttausenden ohne Unterschied der Partei. In den kleinen Städten und auf dem Lande, dem Jungbrunnen des Volkes, sitzen an Winterabenden Tausende und Tausende, von denen die Öffentlichkeit nichts weiß, über guten Büchern. Dieses Volk ist nicht alt.

Auch in den deutschen Großstädten — nur leider nicht in Wien — sehen wir ein Fortschreiten der volkstümlichen Kunstorganisation. Und nicht nach einzelnen Hochgebildeten, sondern nach der Menge, ja vor allem nach der untersten Schicht ist die Bildung eines Volkes zu bemessen. Volkstümliche Kunstpflege in unserem Sinn gibt es z. B. in England und Amerika überhaupt nicht. Theater und Konzerte, die die Werke großer Kunst vermitteln, sind dort nur in den paar allergrößten Städten zu finden, und das so selten und zu solchen Preisen, daß nur eine kleine Schicht davon etwas hat. Auf wissenschaftlichem Gebiet fehlen in amerikanischen Städten, die so groß sind wie unsere Großstädte, alle jene Fachvereine, die man bei uns bis in die kleinsten Orte hinein findet. Die Unterdrückung deutscher Schulen, wie sie für manche Gebiete des Ostens in diesem Heft und auch in Südtirol festzustellen ist, müßte auf die Dauer aus dem gebildetsten Volk Analphabeten machen; eine Bevölkerung, die schreiben und lesen nur in einer fremden Sprache, nicht in der Muttersprache erlernt, wird praktisch zu Analphabeten. So sehen wir diese Männer, Frauen und Kinder, wenn sie vielfach auch das Wort Kultur nicht kennen, den Krieg, dessen unschuldige Opfer sie sind, auf dem Gebiet fortsetzen, auf dem er entschieden wird; während die von Kultur redenden Großstädter ihre Mitbürger mit ausländischer Unterhaltung überschütten. Mögen jene abgetrennten Gebiete wirtschaftlich und politisch auf die Unterstützung des deutschen Reiches angewiesen sein, in dem, worauf es ankommt, sind sie unser Vorbild.

Das Deutschtum in Südost

||| = rein deutsche, /// = gemischtsprachige Gebiete

Kärnten als geographische Einheit

Von Viktor Paschinger in Klagenfurt

Kärnten als Landschaft betrachtet, nicht als das durch Zwangsverträge geschmälerte Bundesland Österreichs, ist fast durchaus von Gebirgsketten umgeben, welche eine entschieden emporragende, nur an wenigen Stellen unterbrochene Wasserscheide gegen die benachbarten Flußgebiete tragen. Im Norden wird das Land von den Längstälern der Salzach und der Mur, die in weitem Bogen auch den Osten umfließt, durch die Hohen Tauern und Norischen Alpen getrennt, im Süden durch den mauergleichen Zug der Karnischen Kette, der Julischen Alpen und der Karawanken von den Wurzeltälern Friauls und der Saveniederung; im Westen und Osten schließen Nebenkämme von mächtiger Entwicklung den Rahmen des Landes und lassen in dessen Längsachse nur schmale Tore frei, welche die Drau bei ihrem Ein- und Austritt benützt. Dieser ausgesprochenen Gebirgsgrenze wohnt eine verkehrshemmende, von den Nachbargebieten scharf trennende Kraft inne. Die 1860 m betragende Mittelhöhe des Grenzzuges deutet ja an, daß er auf weite Erstreckung über der Waldgrenze liegt.

Schon aus der deutlichen Ausprägung dieser Naturgrenze läßt sich erwarten, daß in dem von ihr umschlossenen Raume die geographischen Erscheinungen eigenartige, selbständige Züge aufweisen; dies um so mehr, als gegen sein Inneres die sonst in den Alpenländern gewohnte Gebirgserfüllung lockerer wird. Besser als auf der Karte zeigt sich vom erhöhten Standpunkte, vor dem die Hügelzüge und Bodenwellen der Niederung zusammenschrumpfen, die Beckennatur des Landes. Jene Zeit, welche für den Grundriß der Alpen überhaupt am meisten gestaltend war, die Tertiärzeit, brachte mit der letzten entschiedenen Auffaltung der Gebirgsketten auch große Verwerfungen längs randlicher Bruchlinien. Während diese Störungslinien im Westen des Landes das Netz der Täler anlegten, die später von Wasser und Eis umgestaltet wurden, erfolgte im Osten eine gegen die Mitte zunehmende staffelförmige Absenkung großer Flächen. So entstand das Klagenfurter Becken, die größte zusammenhängende Mulde innerhalb der Ostalpen. Der Einbruch zog die Gewässer der Randgebiete an sich und vereinigte sie in einer Mittelachse zu einem einzigen Gerinne, der Drau. Es bildete sich daher in dem vom Draulande Kärnten eingenommenen Raume eine Entwässerungseinheit von seltener Vollkommenheit aus. Da das Mündungsniveau der Flüsse durch den Einbruch erniedrigt wurde, kam es zu einer lebhaften Abtragung im Oberlaufe und zu einer erhöhten Aufschüttung im Unterlaufe derselben und im Becken. Diese Wannen sind daher von mächtigen Schotterbänken in großflächiger Ausdehnung erfüllt, so daß sie zu den Ausräumungsgebieten der Ränder in einen folgenreichen Gegensatz traten. Denn in der Eiszeit räumten die gewaltigen Gletscher, welche aus den Tauern, aus den Gailtaler Alpen und über die Pässe der Norischen Alpen aus dem Murtale vordrangen, wohl einen Teil der Schotter weg, legten aber dafür über ihr Verbreitungsgebiet eine Moränendecke, welche der heutigen Oberfläche entspricht. Da die Eisströme durch Unterschneidung der Gehänge die Täler verbreiterten und dem Becken seine scharfe Abgrenzung gaben, die Talböden erniedrigten und Inselberge abhobelten, verstärkten sie die Zusammengehörigkeit des Klagenfurter Beckens und der großen Längstäler zu einer Einheit der Niederungen. Aus der fast allgemeinen Verbreitung des Eises in der Diluvialzeit Kärntens erklärt sich auch die Einheitlichkeit des Formenschatzes, der die aus mannigfachen Gesteinen und zu verschiedenen Höhen aufgebauten Gebirge auszeichnet.

Eine der hervorragendsten Wirkungen der Wannenform des Landes ist die Ausbildung scharfer jahreszeitlicher Gegensätze. In den Niederungen des Beckens und in den vorwiegend gegen Süd geöffneten Tälern herrscht hohe Sommerwärme, die durch die andauernden Windstillen gefördert, nur durch die Nachbarschaft von

Wald oder See etwas gemildert wird. Daher finden auch wärmeliebende Pflanzen, wie Nußbaum und Edelkastanie, weit in die Täler hinein zusagende Bedingungen und sind alle größeren Seen des Landes ausgesprochene Badeseen. Im Winter aber breitet sich über das Becken und seine Ausläufer ein förmlicher Kältesee aus, da die von den frühbeschneiten Gebirgen abströmenden kalten Luftmassen keinen Abfluß finden. Durch Wochen lagert dann dichter Nebel über den Niederungen. Zur selben Zeit erfreuen sich die von Westwinden bestrichenen Höhen der Randgebiete eines heiteren Himmels und an sonnseitigen Hängen einer geradezu milden Witterung, so daß nirgends die Erscheinung der winterlichen Temperaturumkehr ausgeprägter ist als hier. Das Becken mit seinen kontinentalen Klimaverhältnissen ist mithin umsäumt von einem Gürtel, in dem sich, je höher um so mehr, ozeanisch ausgleichende Einflüsse geltend machen. Man darf also auch von einer klimatischen Einheit Kärntens sprechen.

Das bestätigen die Vegetationsverhältnisse und die an die Naturbedingungen stark gebundenen Formen des Anbaus. Alle Getreidearten, einschließlich des Mais, und zahlreiche Obstsorten kommen bis zu den Wurzeln der großen Täler vor und fast überall erlaubt der warme Herbst eine zweite Ernte. Die Kultursteppe wird umsäumt von den herrlichen Misch- und Nadelwäldern der Randlandschaften.

Die Kärntner Becken- und Tallandschaften übten, soweit sich die Geschichte zurückverfolgen läßt, durch ihre niedrige Lage, ihren Reichtum an Blößen, Gewässern und Schutzgelegenheiten eine Anziehung auf benachbarte Völker aus. Bereits für die Zeiten der frühesten Besiedlung ist bei der Geschlossenheit der verfügbaren Flächen und ihrer Verbindungsarmut nach außen ein Nebeneinanderwohnen, z. T. sogar eine Verschmelzung von Völkern anzunehmen. Da es an irgendwelcher haltgebietenden Innenschranke völlig mangelt, bildete sich auch in den Zeiten des erwachenden Volksbewußtseins keine scharfe, frontale Sprachgrenze aus. Sie bietet im Gegenteil, mehrfach zerlappt und mit zahlreichen Enklaven, das Bild einer keinerlei Verständigung ausschließenden Durchdringung. Diese ermöglichte zunächst eine kulturelle Angleichung, in der ja die Deutschen die Geber, die Slowenen aber willige Empfänger waren, um so mehr, als sie von den Stammesgenossen im Süden weit entschiedener getrennt sind, als die Deutschen von ihren. Selbst an den wenigen Stellen, wo durch den breiten Wald- und alpinen Gürtel eine unmittelbare Verbindung mit den benachbarten Wohngebieten besteht, sind es nur dünne Fäden, die den Eindruck einer in sich geschlossenen Siedlungsoase nicht verwischen können. Dies tritt deutlich in der Verteilung der Bevölkerungsdichte hervor, die im Kern des Landes, in der Klagenfurter Ebene z. B. 190 beträgt, am Nordrand auf 30, am Südrand gar auf 20 herabgeht. Die geographische und kulturelle Einheitlichkeit der Besiedlung wird noch illustriert dadurch, daß mit der von den Rändern gegen das Innere zunehmenden Häufung der Ortschaften auch die Wege sich verdichten und sich zu einem Netz verknüpfen, das nur einzelne Stränge über die Landesgrenze sendet. Dem Längstale der Drau folgt wohl eine alte Straße, und durch Querwege ist Kärnten in den mittelalterlichen Saumverkehr zwischen Italien und den Donaulandschaften einbezogen worden, wie auch die Ausdehnung des zentralen Beckens moderne Fernverkehrswege anziehen konnte; aber die zahlreichen Straßen und Bahnlinien dienen doch in erster Linie einem lebhaften Radialverkehr, der die einzelnen Landschaften an das tälersammelnde Becken bindet. Diese Verkehrseinheit hat von jeher einer wirtschaftlichen Selbstbescheidung Vorschub geleistet, und noch heute kann der größte Teil der Bevölkerung mit den Erzeugnissen der Land- und Forstwirtschaft, an deren Produktion zwei Drittel der Bewohner beteiligt sind, ernährt werden. Von den organisch erwachsenen Städten aus kann die Versorgung der ländlichen Bezirke mit gewerblichen und industriellen Gegenständen sichergestellt werden, ein wirtschaftlicher Ausgleich, der zu einer wesentlichen Bindung zwischen der fast ausschließlich agrarischen Bevölkerung der slowenischen Gegenden und der in den geschlossenen Ortschaften des gemischtsprachigen Gebietes gewerblich tätigen deutschen Bevölkerung wird.

Das Kärntner Becken und die von ihm ausstrahlenden Täler nehmen bis zur Höhe von 1000 m kaum die Hälfte der Gesamtfläche des Landes ein. Dennoch breitet sich auf dieser der überwiegende Teil der landwirtschaftlich benützbaren Flächen aus, auf welchen sich, auch durch mannigfache andere Erwerbsmöglichkeiten und ein dichtes Verkehrsnetz gestützt, 90 vH der Bevölkerung sammeln. Je mehr man sich aber aus der Niederung gegen die Randlandschaften hin bewegt, um so mehr nehmen die verkehrshemmenden und lebensfeindlichen Wirkungen der Gebirgsnatur zu. Im Süden vollzieht sich der Übergang von der dichten Besiedlung des Gail- und Rosentales zu den fast unbewohnten, über 1000 m Höhe schon menschenleeren Wald- und Felswildnissen der Karnischen Alpen und Karawanken geradezu sprunghaft. Aber selbst wenn man Kärnten als ganzes betrachtet, ist in einem Streifen von 10 km Breite, den man sich parallel der Grenze gezogen denken kann, bereits die halbe Fläche unbesiedelt, die andere Hälfte nur Wald- und Ödland. Man kann sagen, daß die Kernlandschaft von einem durchschnittlich 10 km breiten Gürtel umgeben ist, der in der Vereinigung von Grenzwall, Grenzwildnis und Grenzeinöde den Hauptanteil an ihrer geographischen Eigenart hat, um so mehr, als auch jenseits der Grenze ein breiter Gürtel die Trennung der verschiedenartigen Lebensräume verstärkt. Im Rahmen dieser natürlichen Schutzgrenze tragen daher alle Erscheinungen in Natur- und Menschenleben soviele Merkmale der Übereinstimmung, daß man Kärnten mit Recht eine ausgeprägte geographische Einheit nennen darf.

Jede geographische Einheit, auch eine solche von kleinerem Umfange wie eben Kärnten, ist zu einer geschichtlichen Rolle berufen. Denn sie nimmt inmitten anderer, weniger geschlossener Landschaften eine gefestigte Stellung ein, an der die Wellen friedlicher und feindlicher Art branden, die für Verteidigung und Ausfall günstige Aussichten bietet. Geographische Einheiten sind, wie das Beispiel Ungarns oder Böhmens in größerem Maßstabe zeigt, das Beständige und der Rückhalt innerhalb größerer Länderräume. Darum empfindet das Land die durch den Frieden von St. Germain aufgezwungenen Grenzen als tiefe Wunden, die um so schwerer vernarben, als sie lebenswichtige Teile trafen.

Das Grenzland Kärnten

Von Martin Wutte in Klagenfurt

Kärntens geschichtliche Entwicklung ist durch seine geographische Grenzlage wesentlich beeinflußt. Schon nach der römischen Besetzung des Landes (15 v. Chr.) wurden die Karnisch-Julischen Alpen und die Karawanken die Grenze zwischen Italien und der nördlich davon durch Kaiser Claudius (41—54 n. Chr.) eingerichteten Provinz Noricum. Niemals hat Italien über die genannten Gebirge hinaus gereicht. Die römischen Zollstätten zwischen Noricum und Italien lagen an der Plöckenstraße (südlich von Mauthen) und im Kanaltal bei Pontebba. Die von den Kelten gegründete Stadt Virunum, gelegen im Herzen Kärntens auf dem geschichtlich so hochbedeutsamen Zollfeld, war bis Marc Aurel Sitz des Statthalters von Noricum, das von den Karawanken und Karnischen Alpen bis hinauf zur Donau reichte. Das Land erfreute sich in der Römerzeit hoher Blüte.

Im 5. Jahrhundert wurde Kärnten von germanischen Scharen durchzogen, 473 von Goten, um dieselbe Zeit auch von Alanen. Es gehörte dann zum Ostgotenreiche Theoderichs (493—526), hierauf kurze Zeit zum Reiche der Franken, nach der Einwanderung der Langobarden in Italien (568) teilweise zum Langobardenreich. Die Reste der antiken Kultur in Kärnten wurden jedoch durch Slawen ver-

nichtet, die unter der Herrschaft der Awaren um 590 einwanderten. Eine dünne slawische Besiedlung erstreckte sich über den größten Teil von Kärnten.

Mit dem Untergange des weströmischen Reiches hörte die politische Beherrschung Kärntens durch Italien für immer auf. Da die römische Kultur in den Ostalpenländern fast vollständig vernichtet wurde, so erfolgte ein völlig neuer Aufbau. Vor allem mußte die Herrschaft der Awaren gebrochen werden. Das war nur durch Hilfe vom Norden her möglich. Daher kam nach der Slawen- und Awarenzeit auch die neue Kulturwelle nicht mehr von Süden, sondern von Norden. Zur selben Zeit, in der Slawen und Awaren von Osten her vorrückten, erschienen im Westen Kärntens die Bayern. Wiederholt kam es im Kärntner Oberlande zu blutigen Zusammenstößen der Bayern mit Slawen und Awaren, und erst nach einigen Jahrzehnten wechselvollen Kampfes trat Ruhe ein. Auch mit den Langobarden gab es Kämpfe. Diese eroberten um 635 das Gailtal, und über 100 Jahre zahlten die Karantaner Slawen den Herzogen von Friaul Zins.

Schwerer als der Kampf mit den germanischen Nachbarn lastete auf den Alpenslawen das Joch der Awaren. Um 750 rief daher der Karantanerfürst Borut die Bayern zu Hilfe. Herzog Tassilo III. befreite die Karantaner endgültig von der Awarenherrschaft, behielt aber die Oberhoheit über Karantanien. Nach seinem Sturze wurde Karantanien dem Reiche Karls d. Gr. einverleibt, der nach der Niederwerfung der Awaren (796) zwei Marken einrichtete, die Mark an der Donau und die Mark Friaul. Die Grenze zwischen beiden bildeten wieder die Karawanken.

Mit der Begründung der deutschen Herrschaft setzte eine starke deutsche Siedlungstätigkeit ein. Der deutsche König, nach fränkischem Recht Eigentümer des herrenlosen Landes, schenkte unbeschadet der Rechte der Slawen weite Ländereien an deutsche Kirchen und Adelige. Aber auch einheimische Grundbesitzer machten Schenkungen an deutsche Kirchen „ad habitandum et emeliorandum", wie es schon in einer Urkunde von 822 heißt. So wurden das Erzbistum Salzburg, die Bistümer Freising, Brixen und Bamberg in Kärnten reich begütert. Kirchen und Adelige riefen deutsche Bauern ins Land. Noch in der Zeit von 1150 bis 1250 sind Rodungen an zahlreichen Orten nachweisbar. Der Strom der deutschen Einwanderer ergoß sich bis in den äußersten Südosten des Landes, wo das heute der Mehrheit nach slowenische Jauntal im 12. Jahrhundert hauptsächlich von Deutschen bewohnt wurde. Sämtliche Städte und Märkte sind deutschen Ursprungs, wie schon die Namen beweisen. Durch alle Jahrhunderte hindurch dauerte das Zuströmen deutscher Handwerker aus dem Norden. Das gesamte Rechtsleben entwickelte sich auf deutscher Grundlage. Alle Rechtsquellen, Protokolle und sonstigen amtlichen Niederschriften sind in deutscher Sprache abgefaßt. Erst unter Kaiserin Maria Theresia tauchen vereinzelte slowenische Patente auf.

Unmittelbar nach der Unterwerfung des Landes durch die Bayern begann von Salzburg aus die Christianisierung. Unter Bischof Virgil von Salzburg (747—784) wurden die Kirchen in Maria Saal und St. Peter im Holz gegründet, durch Erzbischof Gebhard 1072 das heute noch bestehende Bistum Gurk. Das Gebiet südlich der Drau gehörte kirchlich zum Patriarchate Aquileja. Im 11. und 12. Jahrhundert erstanden zahlreiche Klöster, die eine erste Blüte des geistigen Lebens hervorbrachten. Dem Kloster Millstatt entstammt die berühmte, dem 12. Jahrhundert angehörige Millstätter Handschrift mit den ersten, zum Teil in Millstatt selbst entstandenen deutschen Dichtungen in Österreich. Im 13. Jahrhundert blühte Minnesang und höfische Epik, im 14. schreibt Abt Johann v. Viktring sein lateinisches „Buch zuverlässiger Geschichten", im 15. der Pfarrer Jakob Unrest in St. Martin am Techelsberg deutsche Chroniken. Wie das Schrifttum, zeigen Baukunst, Malerei und Bildschnitzerei des Mittelalters ausschließlich deutsches Gepräge.

Politisch gehörte Kärnten auch nach dem Sturze Tassilos III. zu Bayern, mit dem es gemeinsam gegen die Magyaren zu kämpfen hatte. Erst Otto II. trennte 976 Kärnten von Bayern und machte aus ihm ein eigenes Herzogtum, das älteste auf österreichischem Boden. Es erstreckte sich anfangs im Westen, Norden und

Osten auch über das Gebiet von Lienz, den Lungau und fast die ganze Steiermark. Doch lösten sich diese außerhalb der Naturgrenzen des heutigen Kärnten liegenden Randgebiete schon zwischen 1000—1147 los, während die Grenzen des Rumpfes bis zum Frieden von St. Germain fast unverändert blieben.

Im Süden bildeten die Grenze nach wie vor die Karnisch-Julischen Alpen und die Karawanken. Von besonderer Bedeutung war hier das Kanaltal mit dem wichtigen Straßenknotenpunkt Tarvis, von dem aus Straßen längs der Fella nach Italien, über den Predilpaß nach Görz und über die Ratschacherhöhe nach Krain gehen. Der erste, der die Wichtigkeit dieses Grenzgebietes erkannt hat, scheint Kaiser Heinrich II. gewesen zu sein, der 1004 durch Tirol nach Italien ziehen wollte und dem nur die Tapferkeit der unter Führung ihres Herzogs Otto erschienenen Kärntner den Weg bahnte. Jedenfalls ist er es gewesen, der das ganze Gebiet von Villach bis Pontafel, das die Übergänge über Drau und Gail und das Kanaltal umfaßt und neben dem Brenner die wichtigste Einfallspforte von den Ostalpenländern nach Italien ist, in die Hand seiner Lieblingsstiftung Bamberg gegeben hat.

Das Herzogtum selbst war anfangs ein reines Amtsherzogtum. Es lag im Sinne der königlichen Politik, es hier nicht mit dem Lande verwachsen und allzu mächtig werden zu lassen. Erst den Eppensteinern (1077—1122) und nach ihnen den Spanheimern (1122—1268), einem rheinfränkischen Geschlechte, gelang es, sich dauernd zu halten. Auf sie folgten nach der kurzen Zwischenherrschaft Ottokars von Böhmen die Meinhardiner (1286—1335), ein Zweig der Grafen von Görz-Tirol. Der erste aus diesem Hause war Meinhard, der treue Freund und Bundesgenosse König Rudolfs. Den Meinhardinern und den ihnen 1335 folgenden Habsburgern gelang es, auf kurze Zeit jenseits der Karnischen Alpen durch Erwerbung von Venzone und Chiusaforte festen Fuß zu fassen. Maximilian I. geriet 1508 in einen langwierigen Krieg mit Venedig, in dem Kärnten gleich anfangs durch die Venetianer schwer bedroht wurde. Aber die Kärntner wehrten sich tapfer. „In der Gegenwehr des Krieges", schreibt Maximilian am 27. August 1508 in der Instruktion für seine nach Kärnten gesandten Kommissäre, „hat sich unsere Landschaft Kärnten getreulich und ritterlich gewehrt und wohl gehalten, daß sie zusamt ihrer Selbsterhaltung und Errettung vor der Feinde Tyrannischer Servitut (Knechtschaft) von dem heiligen Reiche billig in Ewigkeit Dank, Ehr und Lob empfangen soll."

Hatte sich Kärnten im Venezianerkrieg gegen Südwesten zu verteidigen, so war in den Jahrzehnten vorher der Feind von Südosten und Osten gekommen. Siebenmal waren zwischen 1473 und 1490 die Türken sengend und brennend im Lande erschienen. Zu alledem kamen 1478 und 1516 noch Bauernunruhen und waren 1480—1490 Teile von Kärnten von Truppen des Königs Matthias Corvinus besetzt. Kein Wunder, daß die Kärntner Stände sich 1518 von Kaiser Maximilian die Stadt Klagenfurt erbaten und versprachen, sie in eine Festung umzubauen, so daß Kärnten, „selbst wenn es ganz verloren ginge, von dort aus wieder erobert werden könne", und daß Maximilian diesem Wunsche nachkam. Klagenfurt wurde Landeshauptstadt und noch im 16. Jahrhundert zu einer starken Festung ausgebaut. Doch blieb das Land fast drei Jahrhunderte vor feindlichen Einfällen verschont.

Erst die napoleonische Zeit brachte wieder den Krieg ins Land. 1805 und 1809 wurde ganz Kärnten von den Franzosen besetzt. Aber wie die Tiroler das Jahr 1809 als ihr Heldenjahr feiern, so kann auch Kärnten mit Stolz auf dieses Kriegsjahr zurückblicken. Johann Bapt. Türk hat in dem von regulären Truppen vollkommen entblößten und vom Feinde besetzten Lande unter viel schwierigeren Verhältnissen als Hofer in Tirol den Kärntner Landsturm organisiert und mit ihm ehrenvoll gekämpft, während die Kärntner Landwehrbataillone sich an den Siegen in Tirol beteiligten. Durch den Frieden von Schönbrunn kam Oberkärnten an Napoleon. Aber schon 1814 schlug nach den siegreichen Kämpfen der österreichischen Truppen unter General Hiller die Stunde der Befreiung.

Das kulturelle Leben Kärntens stand auch in der Neuzeit im innigsten Zusammenhange mit dem deutschen Mutterlande. Alle großen geistigen Bewegungen des

deutschen Volkes: Reformation und Gegenreformation, Aufklärung und Kantische Philosophie, klassische Dichtung und Romantik, Freiheitsdrang und Erwachen des deutschen Volksbewußtseins, schlugen ihre Wellen nach Kärnten. Ein Zeugnis für das rege geistige Leben ist, daß von 1640 bis 1912 über 1600 Werke in Kärnten gedruckt wurden. Auch die bildende Kunst stand nach wie vor unter dem Einfluß Deutschlands. Nur in der Baukunst der Städte äußerte sich die Nähe Italiens.

So ist fast alles, was in Kärnten an Kulturwerken geschaffen wurde, deutschen Ursprungs. Gerne haben die Slowenen die deutsche Kultur in sich aufgenommen, Sitten und Gebräuche, Sagen und Märchen, Wirtschaftsformen und häusliche Einrichtungen von den Deutschen übernommen. Zugleich nahm ein Großteil die deutsche Sprache an, nicht durch irgendeinen Zwang, sondern allmählich und durchaus in ruhiger und friedlicher Weise. Nur im Süden hielt sich die slowenische Sprache bis heute. Spät erst erwachte das geistige Leben bei den Kärntner Slowenen. Erst 1752 erschien das erste slowenische Buch, ein Gebetbuch. Selbstlos förderten deutsche Adelige und Schriftsteller die Anfänge slowenischen Schrifttums in Kärnten.

Als im Sturmjahr 1848 auch eine slowenischnationale Bewegung entstand, blieb sie in Kärnten auf einen kleinen Kreis slowenischer Geistlicher beschränkt. Dem in Wien und Laibach aufgetauchten Gedanken, ein eigenes Verwaltungsgebiet Slowenien zu schaffen, das auch die gemischtsprachigen Teile von Kärnten umfassen sollte, trat im Kärntner Landtag gerade ein Slowene, Dr. Rulitz, im Namen seiner Wähler am allerschärfsten entgegen. Auf dem Reichstage von Kremsier wollten 1849 bei der Beratung über die Neugestaltung Österreichs auch die slowenischen Abgeordneten Krains und Untersteiermarks Kärnten ungeteilt sein lassen. Kärntens Einheit, von Natur gegeben und durch Kultur und Geschichte gefestigt, ließ den Gedanken einer Zerreißung des Landes gar nicht aufkommen. Dagegen wurden 1848 die Wahlen in das Frankfurter Parlament auch in den gemischtsprachigen Gebieten ohne Schwierigkeiten durchgeführt und flatterte stolz die schwarzrotgoldene Fahne vom Klagenfurter Stadtpfarrturm, zum Zeichen, daß sich die Hauptstadt und mit ihr das ganze Land als Teil des großen deutschen Vaterlandes fühle.

So steht es noch heute. Als im November 1918 die Jugoslawen in Kärnten einfielen, mußten sie es erleben, daß ihnen Deutsche und Slowenen mit bewaffneter Hand entgegentraten, um Kärntens Freiheit und Einheit zu verteidigen[1]).

Zwei Kärntner Täler wurden durch den Frieden von St. Germain von Kärnten losgerissen. Das Kanaltal nahm sich Italien aus strategischen Gründen, obwohl es auch nicht einen bodenständigen Italiener zählte und zum Teil zur Drau entwässert wird, das Mießtal und der deutsche Markt Unterdrauburg, deren Bevölkerung der überwiegenden Mehrheit nach unbedingt bei Kärnten bleiben wollte, kam an Jugoslawien. Beide Gebiete sind urkärntischer Boden, mit Kärnten durch Natur und Geschichte, Kultur und Wirtschaft ebenso verwachsen, wie irgendein anderer Teil des Landes. Eine Volksabstimmung wäre ohne Zweifel in beiden Gebieten für Kärnten ausgefallen. Daß man diesen beiden Tälern das Selbstbestimmungsrecht vorenthalten hat, ist ein Unrecht, das Kärnten nie vergessen wird.

Über den übrigen südöstlichen Teil von Kärnten entschied die Volksabstimmung vom 20. Oktober 1920: In der Zone I (Gerichtsbezirke Völkermarkt, Eberndorf, Bleiburg, Eisenkappel, Ferlach und Rosegg) stimmten trotz des Drucks der jugoslawischen Verwaltung 22025 Wähler (59,12 vH) für Österreich, 15278 (40,84 vH) für Südslawien. Damit verblieb die Zone I bei Österreich und kam es in Zone II (mit Klagenfurt) überhaupt nicht zur Abstimmung. Wären aber die Verhältnisse in Zone I für beide Teile gleich gewesen, so hätten es die Jugoslawen niemals auf 15000 Stimmen gebracht.

---

[1]) Vgl. den Aufsatz von Cornelia Kabusch im Sept.-Heft 1919 der S. M., sowie J. Fr. Perkonig, Heimat in Not, 1921 (F. Kleinmayr, Klagenfurt); ds. Das Volk steht auf, 1925 (A. Hartleben, Wien); M. Wutte, Kärntens Freiheitskampf 1922 (F. Kleinmayr, Klagenfurt).

Daß dem so ist, zeigen die späteren Wahlen in die Vertretungskörper. Bei der Nationalratswahl des Jahres 1923 wurden für die Partei der nationalen Slowenen, die „Koroska slovenska Stranka", in ganz Kärnten 9868 Stimmen (19 vH der Wahlberechtigten) abgegeben, was einer Kopfzahl von etwa 18000 entspricht, im gemischtsprachigen Gebiete 9719, in der Zone I nur 8200, das sind 54,6 vH der 1920 auf Jugoslawien entfallenen Stimmen. Die Sozialdemokraten erhielten im gemischtsprachigen Gebiete 16289, die bürgerliche Einheitsliste 14509 und die Nationalsozialisten 766 Stimmen. Nur 8 zerstreut liegende Gemeinden haben eine absolute, 10 eine relative slowenische Mehrheit, während 25 Gemeinden eine Mehrheit der Einheitsliste und 21 eine solche der Sozialdemokraten aufweisen. Den Slowenen fehlten 6764 Stimmen für ein Mandat im Nationalrat. Dagegen erhielten sie bei der gleichzeitigen Landtagswahl zwei Sitze im Kärntner Landtage.

Bei der Volkszählung 1923 bekannten sich in ganz Kärnten rund 37000 Bewohner zur slowenischen Sprache. Die 64 gemischtsprachigen Gemeinden werden insgesamt von 57000 Bewohnern mit deutscher und 36000 mit slowenischer Sprachzugehörigkeit bewohnt. Nur 23 Gemeinden haben eine slowenische Mehrheit. Auch sie hängen nicht miteinander zusammen.

Haben die Freiheitskämpfe und die Volksabstimmung den unanfechtbaren Beweis erbracht, daß die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung der Zone I einen Anschluß an Jugoslawien ablehnt, so zeigen die Ergebnisse der Volkszählung und der Wahlen, daß es in Kärnten ein geschlossenes slowenisches Sprachgebiet ebensowenig gibt wie ein geschlossenes Gebiet mit slowenisch nationaler Bevölkerung und daß hinter den slowenischnationalen Führern nur ein Bruchteil der Bevölkerung des gemischtsprachigen Gebietes steht.

Dessenungeachtet hat man in Slowenien das Streben nach Kärnten nicht aufgegeben. Schon am 18. Oktober 1920 äußerte sich der serbische Außenminister Trumbić gegenüber einer Abordnung von Kärntner Slowenen, die sich nach Slowenien geflüchtet hatten, dahin, daß er die Kärntner Frage in dem Augenblick als offen betrachte, in dem sich Österreich an Deutschland anschließe; in diesem Falle würde, meinte er, die Frage der Grenzen auf den Kämmen der Karawanken eine mitteleuropäische werden; die Belgrader Diplomatie werde dies besonders im Auge behalten. Diesen Gedanken haben sich in Slowenien nicht bloß Chauvinisten, sondern Politiker aller Parteirichtungen zu eigen gemacht. Man tritt offen für den Anschluß Österreichs an Deutschland ein, aber nur, um daran Ansprüche auf Kärnten zu knüpfen. Man sagt, bei der Volksabstimmung habe sich die Frage auf Jugoslawien oder Österreich und nicht auf Deutschland bezogen. Das ist richtig. Aber im Ergebnis der Volksabstimmung kam auch schon der Wille der Bevölkerung über den Anschluß an Deutschland zum Ausdruck. Denn jedermann wußte, daß Kärnten wie das übrige Österreich den Anschluß an Deutschland verlange. Dafür sorgte schon die jugoslawische Propaganda, die noch in den letzten Wochen der Zone I durch Wort, Schrift und Bild die Angst vor der preußischen Pickelhaube einzujagen suchte. Es ist kein Zweifel, daß eine eigene Abstimmung über den Anschluß an Deutschland im ehemaligen Abstimmungsgebiete eine überwältigende Mehrheit für den Anschluß ergeben würde. Das weiß man in Slowenien ganz genau. Darum lehnt man dort schon heute eine neuerliche Abstimmung ab. Von einer neuen Volksabstimmung in Kärnten, schreibt „Slovenski Narod" vom 17. Juli 1925, dürfe keine Rede sein; denn die Rechte Südslawiens auf Slowenisch-Kärnten seien offenkundig, und diese Rechte müßten den Slowenen gewahrt werden ohne alle Zeremonien, also auch ohne Volksabstimmung.

Ein zweiter Vorwand, auf den die jugoslawischen Politiker die Ansprüche auf Kärnten stützen, ist die angebliche Unterdrückung der Slowenen in Kärnten, durch die Österreich den Minderheitenschutzvertrag gebrochen und das Recht auf Kärnten verwirkt habe. Planmäßig wurde und wird in der slowenischen Presse, aber auch in französischen und tschechischen Blättern die Lage der Kärntner Slowenen in den düstersten Farben geschildert, obwohl sie alle Rechte genießen. Den

Gipfel stellt die Schrift des Carinthiacus „Die Lage der Slowenen unter Österreich und jene der Deutschen im Königreiche der Serben, Kroaten und Slowenen" dar, die Herbst 1925 in mehreren Sprachen in Genf verbreitet wurde[1]).

Als Mindestgrenze verlangte „Slovenski Narod" am 31. Juli 1925 eine Linie, die 15 km nördlich von Klagenfurt verläuft. Mit dieser Forderung steht „Slovenski Narod" nicht allein. Immer wieder täuscht die slowenische Presse ihren Lesern das Märchen vom slowenischen Klagenfurt und vom „heiligen slowenischen" Zollfeld vor, das dem slowenischen Volke mit Unrecht entrissen worden sei und mit Jugoslawien vereinigt werden müsse. Mögen auch solche Forderungen von vielen nicht ernst genommen werden, so ist doch nicht zu übersehen, daß diese bis in die Volksschule dringende Propaganda unausgesetzt fortgeführt wird und keinen anderen Zweck hat, als die breiten Massen des slowenischen Volkes und das Ausland für die imperialistischen Pläne der Laibacher Politiker zu gewinnen.

Einen Höhepunkt erreichte die Propaganda gegen Kärnten im Oktober 1925, als der fünfte Jahrestag der Kärntner Volksabstimmung gefeiert wurde. Bei dieser Gelegenheit erließ die Matica einen Aufruf, in dem es heißt: „Unser aller Pflicht ist es, an diesem Tage der ganzen Welt zu sagen, daß Kärntnisch Slowenien, wo unsere Volksgenossen wohnen, unsere Erde, unser Besitz ist. Dieses heilige Gebiet ... muß mit dem Königreiche der Serben, Kroaten und Slowenen vereinigt werden ... Eine andere Lösung der kärntnerischen slowenischen Frage müssen wir einhellig und mit aller Entschiedenheit zurückweisen." In allen größeren Orten Sloweniens, besonders in Laibach und Marburg, fanden unter Teilnahme von Regierungsvertretern große Veranstaltungen statt. Am leidenschaftlichsten gebärdete sich die „Orjuna". So arg wurde die Hetze gegen Kärnten in Slowenien, daß sich die österreichische Regierung veranlaßt sah, Vorstellungen in Belgrad zu erheben, worauf die Belgrader Regierung beruhigende Erklärungen abgab.

Seither ist es im slowenischen Blätterwalde etwas ruhiger geworden, ohne daß die Forderungen nach Kärnten aufgegeben würden. Nur in der Begründung der Forderungen hat sich eine Änderung vollzogen. Man zieht es angesichts der bevorstehenden Regelung der Minderheitenfragen vor, nicht mehr auf die Versklavung der Kärntner Slowenen hinzuweisen, sondern betont mehr das absolute Recht Jugoslawiens auf Kärnten. So schreibt die Laibacher „Orjuna" vom 8. Mai 1926: „Die Deutschen berufen sich bei der Verteidigung ihrer Rechte auf Kärnten auf fiktive staatsrechtliche Tatsachen, welche sie mit der zweifelhaften Volksabstimmung erkämpft haben. Sie vergessen darauf, daß dieser fiktiven staatsrechtlichen Verteidigung aus neuester Zeit ein ewiges natürliches Recht der Jugoslawen gegenübersteht ... Unsere sogenannte kärntnerische irredentistische Offensive ist eine reine Aktion des richtigen Besitzers des Bodens auf dem Terrain, welches er zufällig für kurze Zeit einer anderen Person überlassen mußte. Das slowenische Kärnten gehört uns!" Dr. Brejc, der erste Landespräsident von Slowenien nach dem Umsturz, erklärte zu Beginn 1926 in der slowenischen Revue „Čas", die Kärntner Volksabstimmung sei im Falle des Anschlusses Österreichs an Deutschland gegenstandslos; Jugoslawien werde mit dem Aufhören Österreichs seiner Verbindlichkeit frei und werde das slowenische Kärnten für sich verlangen. Brejc wünscht daher eine Verständigung Südslawiens mit Italien und schlägt eine Aufteilung Österreichs vor, wobei Südkärnten mit Klagenfurt an Jugoslawien, Westkärnten bis Spittal und Osttirol an Italien, Nordtirol, Salzburg und Oberösterreich an Deutschland kämen und aus dem Rest Österreichs ein „Freistaat Wien" gebildet würde.

Auch außerhalb der Presse dauern die Wühlereien gegen Kärnten fort. Im Dezember 1925 wurde in Belgrad die „Narodna odbrana" wieder belebt, von der seinerzeit der Kampf gegen die habsburgische Monarchie ausgegangen ist. Der Abgeordnete Nedelko Savič erklärte bei dieser Gelegenheit, daß die „Narodna odbrana"

[1]) Vgl. die Gegenschrift von M. Wutte und O. Lobmeyr, Die Lage der Minderheiten in Kärnten und in Slowenien 1926 (A. Kollitsch, Klagenfurt).

auf die Vereinigung Kärntens mit Jugoslawiens hinarbeiten werde. Am 30. Mai 1926 wurden bei einem Umzug von 6000 Jugendlichen Tafeln vorgetragen mit Aufschriften wie: Es lebe unser Kärnten! Es ruft uns unser Kärnten! Es lebe das Zollfeld! Am 5. Juni 1926 wurde der siebente Jahrestag des Einmarsches der Jugoslawen in das Zollfeld in Gegenwart der Vertreter der Staatsbehörden gefeiert und das Zollfeld als kärntnerisches Amselfeld der Jugoslawen hingestellt.

Man denkt also in Slowenien allen Ernstes daran, die Kärntner Frage beim Anschluß Österreichs an Deutschland wieder aufzurollen. Aber Slowenien ist nicht Jugoslawien und Jugoslawien als Ganzes verfolgt nicht dieselben Ziele wie das kleine, nur wenig mehr als eine Million zählende Volk der Slowenen, dessen Führer heute ebenso unzufrieden und ungebärdig sind wie im alten Österreich und dem jugoslawischen Staat schon manche Unannehmlichkeiten bereitet haben, so daß die Großserben unter Führung von Pašić vor drei Jahren sogar mit der freiwilligen Amputation Sloweniens gedroht haben. Slowenischnationale Heißsporne waren es, die nach dem Zusammenbruch der habsburgischen Monarchie das Lügenmärchen in die Welt setzten, ganz Südkärnten und sogar Klagenfurt könne den Augenblick des Anschlusses an Jugoslawien kaum erwarten, die Jugoslawien in das kostspielige, von vorneherein aussichtslose Kärntner Abenteuer hineinhetzten und schließlich die Niederlage vom 10. Oktober verschuldeten. Dieselben Leute wollen nun neuerdings ihre Hand nach Kärnten ausstrecken. Wird ihnen Jugoslawien folgen und sich von ihnen ein zweites Mal aufs Eis führen lassen? Oder wird es sich beim Anschluß Österreichs an Deutschland nicht vielmehr die Frage vorlegen müssen, was besser ist, sich ein kleines, mit ihm weder geographisch und wirtschaftlich, noch geschichtlich und kulturell verbundenes Gebiet mit Gewalt anzueignen und dadurch das Verhältnis zu Deutschland für immer zu trüben oder das Selbstbestimmungsrecht der Bevölkerung zu beachten und ein dauerndes Freundschaftsverhältnis mit dem deutschen Nachbarn zu ermöglichen?

In Kärnten selbst wurden die fast vollständig zusammengebrochenen politischen, kulturellen und wirtschaftlichen Organisationen der nationalen Slowenen seit 1921 neu belebt. Gegenwärtig bestehen der „Politische und Wirtschaftliche Verein für die Kärntner Slowenen", der ein Wochenblatt, den „Koroški Slovenec", herausgibt, ferner der „Slowenische christlichsoziale Verband" mit 45 „Bildungsvereinen" (1925), ein slowenischer Schulverein, der Hermagoras-Verein, der alljährlich gegen billiges Geld slowenische Bücher unter seine Mitglieder verteilt, und 42 slowenische Genossenschaften. Die Vereins- und Versammlungstätigkeit ist sehr rege. Im Jahre 1924 fanden z. B. 120 öffentliche, bei den Behörden angezeigte und außerdem noch zahlreiche andere nicht gemeldete Veranstaltungen statt. Den slowenischnationalen Vereinen stehen im gemischtsprachigen Gebiet über 100 deutsche Vereine, 33 Wirtschaftsgenossenschaften, 30 Spar- und Darlehenskassen gegenüber, denen auch zahlreiche Windische (deutschfreundliche Slowenen) angehören.

Die emsige Vereinstätigkeit der Slowenen zeigt allein schon, daß sich diese in Kärnten wirtschaftlich, politisch und kulturell vollkommen frei und ungehindert ausleben können. Sie werden genau so behandelt wie die Deutschen. Im Gebrauch der Muttersprache werden ihnen über die Bestimmungen des Minderheitenschutzvertrages von St. Germain hinaus Erleichterungen gewährt. Die slowenische Presse kann sich Übergriffe erlauben, die kaum in einem anderen Lande geduldet würden. Im Schulwesen stehen den Kindern slowenischer Eltern neben den althergebrachten doppelsprachigen Schulen, deren es über 80 gibt, noch zwei slowenische Typen offen, aus denen die Eltern diejenige auswählen können, die ihnen am meisten zusagt. Von diesen Typen wurde eine auch von den slowenischnationalen Führern gebilligt. Aber die slowenischen Schultypen finden bei den Eltern selbst wenig Anklang, so daß gegenwärtig nur vier Schulen dieser Art bestehen.

Um den ewigen Beschwerden auf den Grund zu kommen, hat Landeshauptmann Schumy schon Ende Oktober 1925 eine Überprüfung des Kärntner Schulwesens

im gemischtsprachigen Kärnten und für den Fall, daß die bestehenden Einrichtungen nicht mehr als zeitgemäß befunden werden sollten, eine Abänderung derselben angeregt. Daraufhin hat der Kärntner Landtag am 11. November 1925 auf Antrag Dr. Zeinitzers die Einsetzung zweier Kommissionen, denen auch je ein Vertreter der nationalen Slowenen angehört, beschlossen, einer Beschwerdekommission, die Beschwerden der Bevölkerung des gemischtsprachigen Gebietes wegen ungerechter und gesetzwidriger Behandlung in nationalen, kulturellen und wirtschaftlichen Angelegenheiten entgegenzunehmen, zu überprüfen und allenfalls die entsprechende Abhilfe bei der Landesregierung zu beantragen hat, und eine Schulkommission, die die Frage der slowenischen Schule zu studieren und dem Landtag Vorschläge zu machen hat. Beide Kommissionen haben ihre Tätigkeit sofort aufgenommen. Die Verhandlungen in der Schulkommission sind trotz aller Schwierigkeiten weit fortgeschritten, Die Verhandlungen über die kulturelle Selbstverwaltung der Slowenen wurden durch die Auflösung des Kärntner Landtags leider einstweilen unterbrochen.

Kärntner Wirtschaftsfragen

Von Ing. Vinzenz Schumy, Landeshauptmann in Kärnten

Die Volkszählung vom Jahre 1923 ergibt für Kärnten einen Bevölkerungsstand von 370748 Personen. Mehr als die Hälfte der Bevölkerung gehört der Land- und Forstwirtschaft an, während in Industrie und Gewerbe rund 22 vH, Handel und Verkehr 11 vH und in anderen Berufsgruppen (öffentlicher Dienst, freie Berufe usw.) rund 16 vH der Bevölkerung tätig sind. Kärnten ist also in der Hauptsache ein agrarisches Land. Von den 32447 land- und forstwirtschaftlichen Betrieben, welche bei der Betriebszählung im Jahre 1902 ermittelt wurden, entfallen 33,3 vH auf Zwergbetriebe mit einer Fläche bis zu 2 ha, 60,5 vH auf Klein- und Mittelbauernbetriebe mit einer Fläche von 2 bis 20 ha, 6,1 vH auf Großbauernbetriebe von 20 bis 100 ha und nur 0,1 vH auf den Großgrundbesitz über 100 ha Flächenausmaß. Kärnten kann demnach als ausgesprochenes Bauernland gelten. Nach den erntestatistischen Erhebungen entfallen von der gesamten Kulturfläche von 870115 ha 43,87 vH auf Waldungen, 24,34 vH auf Hutweiden und Alpen, 12,31 vH auf Acker und 10,32 vH auf Wiesen. Auf die Gruppe des Großgrundbesitzes entfallen von der gesamten Waldfläche 43 vH, vom gesamten Ödland 91 vH und vom gesamten Ackerland nur 8 vH. Der Großbesitz ist demnach in der Hauptsache Waldbesitz, während die landwirtschaftlich benutzte Fläche sich hauptsächlich in den Händen der Bauernschaft befindet.

Im Vordergrunde der landwirtschaftlichen Produktion steht die Viehhaltung und die Holzzucht. Die vorhandene Ackerfläche ist um so weniger imstande, die erforderliche Menge an Brotfrucht zu liefern, als der Acker zu einem nicht geringen Teile auch dem Futterbau dienstbar gemacht werden muß.

Der Viehstand betrug 1920 rund 29000 Pferde, 207000 Rinder, 117000 Schweine und 109000 Schafe. Während die Schweinezucht in der Hauptsache für die Deckung des heimischen Bedarfes an Fleisch und Fett dient, ist die Pferde-, Rinder- und Schafzucht mit ihren Überschüssen auf die Ausfuhr angewiesen.

Kärnten ist seit Jahren mit Erfolg bemüht, die Viehzucht zu heben. Das im Lande vorherrschende norische Pferd ist ein vorzügliches Zuchtprodukt. Ebenso stehen die 2 Rinderrassen des Landes, das Mölltaler Rind und das Blondvieh, hinsichtlich Milch- und Fleischleistung auf hoher Stufe. Dabei zeichnen sich diese Rassen durch große Widerstandskraft gegen krankmachende Einflüsse aus. In

Oberkärnten ist es mit Hilfe von genossenschaftlichen Einrichtungen gelungen, die Edelschweinezucht zu hoher Entwicklung zu bringen; ebenso ist das Kärntner Fleischschaf zweifellos die beste und gesuchteste Schafrasse der Alpenländer.

Die Landesverwaltung legt auf die fachliche Ausbildung des bäuerlichen Nachwuchses größtes Gewicht. Über 150 ländliche Fortbildungsschulen, 5 landwirtschaftliche Schulen, 2 Haushaltungsschulen vermitteln der heranwachsenden Jugend das erforderliche Fachwissen. Daneben leistet der Kärntner Landeskulturrat ersprießliche Aufklärungsarbeit über die laufenden Fragen der Betriebsverbesserung. Die landeskulturelle Gesetzgebung hat in umfassender Weise für die Hebung der Landwirtschaft vorgesorgt.

Die jährliche Holzerzeugung wird mit rund 35000000 Goldkronen bewertet. Die jährliche Ausfuhr ins Ausland beträgt annähernd 16000 Waggonladungen Holz und 2200 Waggons Pappe und Holzstoff. Zur Bearbeitung des Holzes sind über 120 Vollgattersägen und annähernd 400 kleinere Sägemühlen in Betrieb. Außerdem sind 135 Holzstoff- und Pappefabriken und mehrere große Papierfabriken vorhanden.

Eine auch für Kärnten kennzeichnende Erscheinung ist die Abwanderung der Bevölkerung vom flachen Land in die Stadt und in die Industrie. Die Zahl der in Land- und Forstwirtschaft Beschäftigten sank von 1890 bis 1910 von 63,9 vH auf 51,1 vH der Bevölkerung. Im annähernd gleichen Verhältnis stieg der Bevölkerungsanteil der Industrie, des Gewerbes, des Handels und Verkehrs und der sonstigen Berufe. In der Nachkriegszeit hat dieses Abströmen vom Lande etwas nachgelassen, weil die Industrie unter großer Arbeitslosigkeit leidet und weil die Verwendung von Beamten und Angestellten im öffentlichen Dienste erfreulicherweise eine Einschränkung erfahren hat. Für die nächste Zukunft ist der Ausbau der Siedlungsgesetzgebung die wichtigste Aufgabe des Landtags. Es gilt, den bäuerlichen Nachwuchs am Lande festzuhalten, den landwirtschaftlichen Arbeitern eine eigene Behausung zu verschaffen und den Kleinhäuslern die Erweiterung ihrer Besitzungen bis auf das Ausmaß der selbständigen Ackernahrung zu ermöglichen. Das vom Nationalrate 1919 geschaffene Wiederbesiedlungsgesetz blieb wirkungslos.

Die Kärntner Industrie hat keine großen Mittelpunkte. Fast durchwegs handelt es sich nur um Betriebe mit einigen hundert Arbeitern. Hauptsächlich sind es Bergwerke, Eisen- und Stahl- und chemische Industrien. Auf allen Gebieten stehen die kleineren Betriebe im Vordergrund. Gegenwärtig macht ein Großteil der Kärntner Industrieunternehmungen eine schwere Wirtschaftskrise durch. Nur wenige Betriebe sind in der Lage, den vollen, normalen Arbeiterstand zu beschäftigen. Die Ursache liegt nicht allein in der geringen Kaufkraft der Landwirtschaft, die unter Absatz- und Geldmangel leidet, sondern auch in der Erschwerung der industriellen Ausfuhr und in der ungeheuren Kreditnot, die noch durch einen ungebührlich hohen Bankzins erhöht wird. Gerade diese Kreditnot hindert die Industrie durch Intensivierung und durch technische Umgestaltung höhere Leistungsfähigkeit zu erreichen. Eine Produktionssteigerung etwa auf dem Wege der Herabsetzung der Arbeitskosten herbeizuführen, wäre ein aussichtsloses Beginnen, da die Lohnhöhe in den zwei wichtigsten Berufsgruppen des Landes, in der Land- und Forstwirtschaft und in der Industrie, sehr mäßig ist und die gewerkschaftlichen Organisationen sich kaum bereit finden würden, Herabsetzungen der Löhne zuzugestehen. Ebensowenig ist aber mit Rücksicht auf die Gewerkschaftsbestrebungen an eine Verlängerung der Arbeitszeit zu denken, weshalb als einziges Auskunftsmittel für die nächste Zukunft die Steigerung der Arbeitsintensität zur Verfügung steht.

Für die nächste Zukunft gilt es in Kärnten zwei wertvolle Erwerbsgrundlagen auszugestalten. Es sind dies die Wasserkräfte und der Fremdenverkehr. Welche Bedeutung im Lande den Wasserkräften zukommt, erhellt aus der Tatsache, daß nicht weniger als 42 ausbauwürdige Wasserkräfte mit einer Gesamtleistung von 280000 PS noch der Verwertung harren. Darunter befinden sich auch große Kraftstufen, so z. B. das Speicherobjekt des Weißensees mit 72000 PS, das Möll-Drau-

Projekt mit 26000 PS, das Lieser-Millstättersee-Projekt mit 34000 PS und die Wörtherseestufe mit 47000 PS. Große Anlagen wären auch im Unterlaufe der Drau noch möglich. Solche Werke gestatten die Erzeugung eines billigen Kraftstroms, der sich sowohl für die Begründung neuer Industrien als auch für die Kraft- und Lichtversorgung weiter abgelegener Industrien und Bevölkerungszentren eignen würde. Was bisher auf dem Gebiete der Elektrizitätswirtschaft geschehen ist, dient zur Deckung des gegebenen Kraft- und Lichtstrombedarfes. Größere Anlagen konnten nicht in Angriff genommen werden, weil der Stromabsatz mangelt.

Auch auf dem Gebiete des Fremdenverkehres ergeben sich große Entwicklungsmöglichkeiten. Das Land ist reich an Naturschönheiten. Die wuchtige Bergwelt des Kärntner Oberlandes wird in Unterkärnten ergänzt durch liebliche Alpengebiete, durch schöne Täler und Landschaften. Besonders sei auf den Reichtum an Seen verwiesen, die sich infolge der besonders günstigen Wassertemperatur für Badezwecke besonders eignen. Wenngleich die Kärntner Seen schon jetzt der Anziehungspunkt für viele Tausende von Sommergästen sind, so wäre es doch wünschenswert, wenn die günstige Badetemperatur in Verbindung mit den leider noch zu wenig bekannten vorzüglichen klimatischen Verhältnissen im Frühjahr und im Herbst eine noch größere praktische Beachtung fänden. Kärnten hat schon längst erkannt, daß es nicht allein genügt, den Ansprüchen der Fremden in jeder Richtung Rechnung zu tragen, sondern daß auch die Voraussetzungen für eine rasche Steigerung des Fremdenbesuchs geschaffen werden müssen. Die vielen Kurorte und Sommerfrischen des Landes haben in anerkennenswerter Weise viele neue Unterkunftsmöglichkeiten und sonstige der Gesundung und dem Vergnügen dienende Einrichtungen geschaffen, so daß es nur noch gilt, den Fremdenzustrom zu beleben. Gerade in dieser Richtung muß auf die Notwendigkeit hingewiesen werden, den Fremdenstrom des Deutschen Reiches noch mehr als bisher nach Kärnten zu lenken. Anstatt ungeheure Geldmittel anderen Völkern zuzuwenden, ist es Aufgabe der erholungsuchenden und reiselustigen Bevölkerung des Deutschen Reiches, jenes Gebiet wirtschaftlich zu stärken, das, an der südlichsten Grenze des deutschen Sprachgebietes liegend, auch eine besondere nationale Aufgabe zu erfüllen hat.

Das Gleiche gilt für die deutschen Finanzkreise und Unternehmungen. Die deutsche Wirtschaft wird sich ihrer Aufgabe bewußt werden müssen, ihren Einfluß auch auf den Süden des deutschen Sprachgebietes zu erstrecken. Diese Aufgabe kann ihr um so mehr zugemutet werden, als sich hier ein sehr lohnendes Gebiet der Betätigung eröffnet. Der Ausbau der Wasserkräfte, die Schaffung neuer, insbesondere chemischer Industrien, die Belebung der in Kärnten einst auf hoher Stufe gestandenen Waffenfabrikation, die Erschließung noch reichlich vorhandener Erzvorräte, das Zusammenwirken mit heimischen Geld- und Kreditinstituten zum Zwecke der sonstigen Veranlagung von Kapital sind Aufgaben, die die Aufmerksamkeit aller jener Kreise erheischen, denen es darum zu tun ist, daß der Zusammenschluß Österreichs mit dem Mutterlande noch vor Entfernung der Grenzpfähle zur Tatsache wird.

Im allgemeinen verdient noch festgestellt zu werden, daß Österreichs Gesamtwirtschaft daran krankt, daß das Wirtschaftsgebiet zu klein geworden ist. Österreich vermag sich handelspolitisch nicht in genügendem Maße Geltung zu verschaffen, um auf Grund der Internationalen Arbeitsteilung eine gesicherte und lohnende Tätigkeit zu entfalten. Dabei ist Österreichs Entwicklung auch noch durch eine sehr ungünstige soziale Struktur behindert. Anstatt daß ihm die Möglichkeit geboten wäre, das Volksvermögen zu vermehren, neue Grundlagen für seine wirtschaftliche und damit auch kulturelle Entwicklung zu schaffen, verfällt es langsam in einen Zustand der Verarmung. Unter diesen Verhältnissen leidet naturgemäß auch das Kärntnerland. Sein Volk ist brav, tüchtig, arbeitsam und sparsam, allein aus eigener Kraft vermag es sich aus dem jetzigen Zustand der zunehmenden wirtschaftlichen Schwäche nicht zu erheben. Das deutsche Mutterreich wäre berufen, ja verpflichtet, sich für die Wirtschaft dieses Landes mehr als bisher einzusetzen.

Die Steiermark

Von Hans Pirchegger in Graz

Die Steiermark, ein Land, das vor 1918 über 22000 qkm und 1 1/2 Millionen Einwohner gezählt hat, wird in den Handbüchern der deutschen Geschichte höchst selten genannt. In ihm spielten sich keine Ereignisse ab, die für unser Volk tragende Bedeutung gehabt hätten. Hüter der Ostgrenze des Reiches und des Volkes zu sein, das war seine entsagungsvolle Aufgabe, die Treue seine selbstverständliche Pflicht, von der man weiterhin nicht sprach und spricht. Ohne Rosegger wüßte man draußen vielfach nicht, daß die Steirer deutsch sprechen. An bewegtem Leben hat es dabei der Steiermark nicht gefehlt. Das Königreich der veneto-illyrischen Noriker, das durch Hallstatt berühmt geworden ist, wurde i. J. 225 von den gallischen Tauriskern überrannt, die ihm die La Tène-Kultur brachten, und i. J. 113 von den landhungrigen Kimbern heimgesucht. Das erste Zusammentreffen zwischen Römern und Deutschen fand damals auf steirischem Boden statt: bei Noreia unweit Neumarkt im Oberlande. Unter Augustus wurde Norikum kampflos römische Provinz, kleine Landstädtchen erstanden neben und auf älteren Siedlungen: Solva (Leibnitz), Pettau, Cilli. Die römischen Straßen und Kanäle sind noch heute unverwüstlich, ihnen konnte selbst die Völkerwanderung nicht viel anhaben, obwohl Norikum das Durchgangsland für alle war, die nach Italien wollten, für West- und Ostgoten, Hunnen und Herulern, zuletzt die Langobarden (568).

Dann wanderten die Slowenen unter der Herrschaft der Awaren ein und ließen sich im größten Teile Norikums nieder, überall dort, wo Römer wohnten oder gewohnt hatten. Die alten Namen verschwanden — so wie heute — fast durchweg, Norikum wurde zu Karantanien (Kärnten), die Römerstädte sanken in Staub oder erhielten sich in kümmerlichen Resten (Pettau, Cilli). Zweihundert Jahre später vertauschten die Slowenen, noch Heiden, die awarische Herrschaft mit der bayrischen, Karl d. Gr. fügte sie und die Awaren Westungarns seinem Reiche ein, bayrische Missionäre, Adelige, Bürger und Bauern erschienen, Karantanien begann langsam christlich und deutsch zu werden.

Der Einzug der Magyaren in die große Ebene (895) und ihre siegreichen Kämpfe gegen Bayern und Karantanier zerstörten einen großen Teil dieser hoffnungsvollen Keime, viel Land ging verloren und konnte erst nach dem Siege Ottos I. auf dem Lechfelde (955) schrittweise zurückgewonnen werden. Der Kaiser schuf zum Schutze des Reiches Marken. Die an der mittleren Mur gelegene sog. Karantaner- oder Kärntner-Mark wurde der Kern eines sehr großen Territoriums. Denn ihre Markgrafen gewannen die nördlich gelegenen Grafschaften und mehrere Herrschaften, so daß schließlich ihr Gebiet bei Enns die Donau erreichte; es überschritt den Semmering, und die Neustadt (heute Wiener-Neustadt) gehörte zu ihm; es umfaßte einen großen Teil des Draulandes, dessen Hauptfeste, die Markburg (später Marburg) einen so bezeichnenden Namen führt, und griff mit großen Exklaven ins Sann- und Sawetal ein. Das war das „Land des Markgrafen von Steyr", der 1180 Herzog wurde. Als seine Hauptpfalz galt Graz. Später wurde das Herzogtum gegen Norden stark verkleinert.

Die Kämpfe mit den Ungarn gingen weiter. Viele Festen und, seit dem Anfalle der Steiermark an die Herzoge von Österreich (1192), immer mehr Städte beschirmten das Gewonnene. War einmal offiziell Friede, so gab es doch immer private Fehden zwischen den Burgherren hüben und drüben. Der ritterliche Sänger fand, wenn er von Etzel und den Hunnen sang, tiefes Verständnis: Hunnen und Ungarn verschmolzen in eins. Die Helden des Nibelungenliedes, der Gudrun, des Dietleib von Steyr und des Walthariliedes wurden hier heimisch wie nirgends in den deutschen Gauen. Der ritterliche Minnesang fand seine Pfleger und das „Frauenbuch" Ulrichs von Liechtenstein ist der erste autobiographische Roman

unseres Volkes, die deutsche „Reimchronik" des Steirers Ottokar sein umfangreichstes geschichtliches Heldengedicht.

So blühte deutsches Denken und Fühlen auf den Burgen. Ihre Herren siedelten bayrische Bauern auf ihren entvölkerten oder bewaldeten Gütern an, sie riefen in ihre neubegründeten Marktflecken den Kaufmann und den Handwerker vom Westen her, der Priester war und empfand deutsch, vom Erzbischof von Salzburg an, dem geistlichen Oberhirten und mächtigen Grundherrn, bis herunter zum Leutpfarrer im Gebirge. Die Eindeutschung machte weit früher und schneller Fortschritte als in Pommern, Brandenburg und Schlesien.

Während der kaiserlosen Zeit vergaß das Reich auf seine Vorposten im Osten. Die Steiermark wurde sogar vorübergehend ungarisch und dann böhmisch, bis Rudolf von Habsburg sie fürs Reich zurückgewann und seiner Familie verlieh (1282). Kein deutsches Fürstenhaus trieb gleich kraftvolle und erfolgreiche Territorialpolitik nach innen und nach außen. Gab es vorher nirgendwo im Reiche einen Adel, der auch nur annähernd so viele und so große Rechte besaß wie der steirische, so verstanden es die Habsburger bald, ihrem landesfürstlichen Absolutismus diesen ständischen Rechten gegenüber zum Siege zu verhelfen. Sie brachen die Macht der alten reichen Geschlechter und zogen, wo es anging, ihren Besitz ein. Sie beerbten die Grafen von Cilli, die 1436 Reichsfürsten und unbequeme Nachbarn geworden waren, aber zwanzig Jahre später ausstarben, sie vernichteten die exemte Stellung aller Besitzungen der geistlichen Reichsfürsten im Lande, und zwar schon am Ausgange des Mittelalters.

Das war damals für die Steiermark eine besondere Zeit: das Land erlebte alle Schrecknisse, die dem Reiche erst der Dreißigjährige Krieg bringen sollte. 1469 bis 1471 ein verwüstender Adelsaufstand, 1471—1494 mehr als ein Dutzend Einfälle der Türken und von 1479—1490 weite Gebiete in der Hand der Ungarn, dazu Pest, Heuschrecken, Hungersnot. Die Steiermark war entvölkert, verbrannt, verarmt. Der gewaltige Handelsverkehr, der früher besonders die Städte an der Venetianerstraße (oberes Murtal, Semmering, Wien) und an der ungarischen Grenze belebt hatte, hatte sich weiter westlich verschoben, nach Augsburg und über den Brenner. Der steirische Stahl des Erzberges, von aller Welt begehrt, ließ an Güte nach.

Der Beginn der Neuzeit ließ Besseres hoffen. Das neue Beamtenregiment Maximilians I. sorgte für Ordnung, äußere Gefahren fehlten, das Eisen wurde besser, die verhaßten Juden mußten für ewig fort. Aber die Steiermark war ein Rädchen im habsburgischen Universalismus geworden, sie mußte die weltumspannende Politik mitbezahlen, und zwar mit stetig wachsenden Steuern, die zumeist Bürger und Bauern trafen. Die Folge war der Windische Bauernkrieg von 1515 und die Teilnahme am großen süddeutschen Kriege 1525. Der steirische Bauer träumte damals davon, die soziale Stellung seines Tiroler Standesgenossen zu erringen.

Das Jahr 1526 brachte die Schlacht bei Mohacs. Die Türkengefahr wuchs von Jahr zu Jahr. 1532 durchzog das Reichsheer Suleimans die Mittelsteiermark und das Drauland: nicht eine Kirche blieb außerhalb der Stadtmauern verschont. In der riesigen Front von den Quellen der Theiß an bis zur Adria bildeten die steirischen Städte die dritte und letzte Rückzugslinie. Steirisches Eisen und Geld, steirisches Blut verteidigte auch einen großen Abschnitt der vordersten Linie bis zum Jahre 1683, bis zur großen Offensive des Christentums und der abendländischen Kultur. Kein Wunder, wenn sie dabei verarmte und zurückblieb.

Doch im 16. Jahrhundert noch nicht. Damals wurden die Beziehungen des Landes zum Reiche so innig wie nie zuvor und später nur selten wieder. Der steirische Adel und das Bürgertum wandte sich der Lehre Luthers zu und war ihr leidenschaftlich ergeben. So kam es zu einem denkwürdigen Kampf zwischen dem Landhause und der landesfürstlichen Burg. Dem Reichsfrieden von 1555 entsprechend siegte der Landesfürst. Die seit 1572 einsetzende Gegenreformation wurde mehrmals zurückgedrängt. Dann aber kam in rasch aufeinanderfolgenden Schlägen

die — zunächst äußerliche — Rekatholisierung, viele Beamte und reiche Bürger wanderten aus. Der Adel behielt noch bis 1628 die Gewissensfreiheit.

In dieser Kampfzeit zogen mächtige geistige Ströme vom Norden und vom Süden in das Land. Damals entstanden die Universität (1585) und die Lateinschulen sowie die prächtigen Bauten der Renaissance- und Barockzeit; Klöster und Adelige schufen sich neue Heime. Bürger und Bauer verarmten allerdings weiter infolge der Türkennot. Das Individualleben trat immer mehr zurück, zumal seit Maria Theresia und Kaiser Joseph II. ihren Staatszentralismus eingerichtet hatten; aber die materielle Wohlfahrt gedieh. Da kamen die bösen Franzosenjahre. Die Steiermark wurde viermal vom Erbfeinde heimgesucht und ausgesogen: 1797, 1800, 1805 und besonders 1809. Das Land verarmte wieder vollständig, der Staatsbankerott nahm ihm 1811 noch das Letzte. Langsam gesundete es wieder, ein Verdienst des „steirischen Prinzen", des Erzherzogs Johann. Freilich, am geistigen Aufschwunge des übrigen Deutschland nahm es vor 1848 nur wenig Teil. Das Revolutionsjahr beseitigte zwar die äußeren Hemmungen, aber innere blieben. Zu ihnen gehörte die nationale Frage.

Unmerklich hatte sich seit 1809 der Illyrismus entwickelt, der die Vereinigung aller Südslawen anstrebte. Schon 1848 wurde er im steirischen Landtage laut: die Slowenen wollten ihr eigenes Verwaltungsgebiet, die Deutschen aber von der Zweiteilung und der Preisgabe ihrer nationalen Minderheiten südlich der Mur nichts wissen. Der Kampf wurde schärfer, je mehr die Slowenen aufstiegen.

Es war ein Verhängnis, daß die Deutschen die Gefahr nicht rechtzeitig erkannten und daß sie ihren Gegner gering schätzten. Sie hielten es für die Pflicht des Staates, dem Deutschtum die beherrschende Stellung zu wahren, die es von Maria Theresia an bis 1848 allgemein und in der Steiermark seit jeher besessen hatte. Aber das war seit 1866 nicht mehr möglich, der Staat mußte mit seinen Völkern einen Ausgleich schließen, und da kamen die Deutschen ins Hintertreffen; ihr politischer Einfluß war ja seit Königgrätz stark gesunken und an Zahl standen sie den Slawen nach. Nicht in der Steiermark, denn sie wurde zu zwei Dritteln von Deutschen und nur zu einem Drittel von Slowenen bewohnt, einem Bauernvolke ohne eigene geschichtliche Vergangenheit, ohne selbständige Kultur, ohne Schrifttum, und wenig mehr als eine Million im ganzen zählend.

Die Tatkraft, mit der die Slowenen aufwärts strebten, ist bewundernswert. Sie stellten alles in den Dienst des völkischen Gedankens. Von größter Bedeutung wurde, daß die Regierung selbst ihnen einen Mittelpunkt gab: sie grenzte nämlich 1859 die Bistümer nach nationalen Gesichtspunkten neu ab, weil bei den Slowenen das Nationalbewußtsein mächtig erwacht sei. Der Bischof von Lavant erhielt die Stadt Marburg als Sitz und das gesamte steirische Drauland als Diözese angewiesen. Der erste Bischof von Marburg, Slomšek, brachte es nach wenig mehr als zehn Jahren zustande, daß es keinen deutschen Pfarrer im steirischen Unterlande gab und daß alle slowenischen Priester volksbewußt waren. Die Deutschen, etwa 30000, darunter die Städte Marburg, Cilli, Pettau u. a., wurden nicht beachtet.

Das war der Anfang. Bisher waren die gebildeten Slowenen — die Priester zumeist ausgenommen — fast gesetzmäßig im Deutschtum aufgegangen, sie hatten mit Vorliebe gebildete und begüterte deutsche Frauen heimgeführt, ihre Kinder waren deutsch erzogen worden, und diese fühlten sich trotz ihres slowenischen Namens ganz als Deutsche. So erklärt es sich, wenn selbst deutsche Führer slowenische Namen trugen und tragen.

Sollte das anders werden, so mußte die Grundlage der Bildung geändert werden. Bis auf Maria Theresia besaß das Unterland fast keine Schulen, die Städte und großen Marktorte ausgenommen. Ein slowenischer Unterricht war natürlich ganz unmöglich, das „Windische" galt als Bauernmundart. Der begabte Bauernbub, der studieren sollte, wurde vom Vater in eine deutsche Gegend geschickt. Fortan wurden überall deutsche Schulen errichtet, aber eine Germanisierung erfolgte doch nicht. Im Jahre 1808 bemerkte der Grazer Physikus Benditsch: „Die Deutschen

geben sich viele Mühe, ihre Windischen in der deutschen Sprache und in der deutschen Landessitte zu unterrichten, allein bisher fruchtlos." Das gleiche betonten die untersteirischen Bezirkskommissäre auch noch später wiederholt. Das Reichsvolksschulgesetz von 1869 gab den reinslowenischen Gemeinden slowenische Schulen, den gemischtsprachigen Bezirken utraquistische und den deutschen Orten deutsche Schulen. Die Lage war jetzt anders. Die Gymnasien des Unterlandes bekamen trotz der deutschen Unterrichtssprache stark slowenisches Gepräge, weil die slowenischen Lehrer ihr Ziel kannten, namentlich in Marburg. Die Zahl der volksbewußten Rechtsanwälte und Ärzte wuchs, ebenso die der Staatsbeamten. Die Forderung nach einem selbständigen Slowenien wurde immer lauter, die Slowenen wollten die leitenden Stellen der politischen Verwaltung, der Gerichte, der Post und Bahn für sich, sie wollten solche in Graz und Wien, die slowenische Unterrichtssprache in den untersteirischen Mittelschulen, eine slowenische Universität in Laibach, weil die deutschen Grazer Hochschüler unduldsam seien.

Der Staat war in einer schwierigen Lage. Er suchte das zentralistische System, das zwar durch den Ausgleich mit Ungarn stark erschüttert war, solange wie möglich aufrecht zu erhalten, weil der Föderalismus den Panslawismus nach sich ziehen mußte. Die Deutschen fühlten sich nicht minder bedrängt: der Verlust so vieler Städte und Märkte drohte und damit der Verlust ihrer bisherigen Geltung, die noch bis zur Adria und bis Kroatien reichte. In ihrer Hand war der Großgrundbesitz wie seit altersher, die Industrie, die durch ihre Tatkraft entstanden war, fast alle Geldinstitute, der Handel und ein großer Teil des Gewerbes. Noch konnte man auf der ganzen Reichsstraße von Wien bis Triest mit dem Deutschen auskommen, die Dienstsprache auf den Bahnen war deutsch, die Bauern selbst ganz abgelegener Orte verstanden die Sprache wenigstens notdürftig, weil sie drei Jahre beim Heere gedient hatten. Und sie holten gerne ihre Kenntnisse hervor, weil sie den Wert der Kultursprache würdigten, die ihnen die Welt öffnete. Denn die Slowenen besaßen einen starken Bevölkerungsüberschuß, sie brauchten die deutschen Industriebezirke, sie kamen als Bergarbeiter sogar nach Westfalen.

Und umgekehrt: das fruchtbare Draugebiet versorgte die übrige Steiermark mit Wein, Geflügel, Eiern, Schweinen, Kartoffeln, Mais usw., sie war das einzige Absatzgebiet. Dafür bekam jenes alle Erzeugnisse der Industrie, vom Drahtstift und der Sichel angefangen. Die Jahrhunderte hatten beide Landesteile zu einem wirtschaftlich unteilbaren Ganzen zusammengeschmiedet.

Das alte Österreich tat wie seit 1848 immer: es ließ sich auf Kompromisse ein. Es bewilligte einen Teil der Forderungen und seit der Regierung Taaffes (1879) immer größere Teile. Es hätte auch niemand etwas Anderes, Besseres raten können. Die Slawen lehnten den Zentralismus, die Deutschen und Magyaren den Föderalismus ab; eine „feste Hand" war schon damals undenkbar.

Immer mehr Slowenen drangen in den Staatsdienst ein, um die Städte und Marktorte, als Sitze der Beamtenkörper, entbrannte ein heftiger Kampf. Die Slowenen gründeten Konsumvereine, Reiffeisenkassen und Vorschußvereine, sie erwarben mit den Darlehen, die sie von diesen bekamen, Häuser, Kaufmannsgeschäfte und Gasthöfe, sie siedelten national verläßliche Handwerker an und stützten sie durch die Parole: „Kauft nur beim Volksgenossen." Zu den seit längerer Zeit bestehenden Lesevereinen traten Gesangs-, Turn- und Gesellenvereine, welche auch die unteren Schichten erfassen und zusammenhalten sollten. Trotz parteipolitischer Verschiedenheiten standen die Slowenen, wo sie Minderheiten bildeten, einträchtig gegen den Deutschen. „Hunden und Deutschen ist der Eintritt verboten", stand auf der Türe eines Pfarrhofes. Die größte Gefahr für die Deutschen war jedoch der Mangel an Nachwuchs. Viele Deutsche gingen aus eigener Schuld wirtschaftlich zugrunde, andere durch den Wettbewerb, die besser Gestellten ließen ihre Söhne studieren oder Offiziere werden, und die waren natürlich für den Heimatort verloren. Es fehlte an deutschen Lehrjungen und Gesellen, dafür war aber die bereits national eingestellte slowenische Landjugend in beliebiger Zahl zur Einwanderung bereit.

So lagen die Verhältnisse, als 1889 die „Südmark" gegründet wurde, um zu retten, was noch zu retten war. Eine straffe Zusammenfassung aller nationalen Kräfte nach slowenischem Vorbilde war notwendig, sollten die deutschen Städte und Märkte nicht verloren gehen. Es gelang der deutschen Tatkraft wirklich, die Entwicklung eine Zeit lang aufzuhalten. Die slowenischen Konsumvereine wirtschafteten schlecht, sie brachen zusammen und mit ihnen manche Geldinstitute, das Vertrauen der schwer geschädigten Landbevölkerung zu ihren Führern schwand, Tausende schlossen sich einer neuen „Wirtschaftspartei" (Stajerc = Steirer) an, die von Deutschen geleitet wurde; ihr Führer war der letzte deutsche Bürgermeister Pettaus, J. Ornig. Der Deutsche Schulverein gründete nach einem Aufrufe Roseggers Schulen in gemischtsprachigem Gebiete oder an der Grenze, die Südmark kaufte bedrohten oder angebotenen Besitz zusammen und siedelte Deutsche an der gefährdeten Grenze an, die Arbeiterschaft der größeren Städte schloß sich, wiewohl zumeist slowenischen Ursprungs, der deutschen Sozialdemokratie an, deutsche Zeitungen, Zeitschriften und Büchereien, deutsche Vereine verbreiteten selbst in kleinen Märkten deutschen Geist.

Aber eines muß doch hervorgehoben werden. Die Deutschen des Unterlandes hatten auswärts wenige Helfer, das reiche Bürgertum besaß weder in Österreich, geschweige im Deutschen Reiche ein Verständnis für die Lage, ihm waren selbst die vier Kronen Mitgliederbeitrag für Schulverein und Südmark zuviel, es hatte für das „nationale Gezänke" nichts übrig. Ebenso die deutsche katholische Priesterschaft, hinter die sich doch die breiteste Schichte des Volkes gestellt hatte. Wie ganz anders der Slowene! Hier war Einigkeit, Volksbewußtsein, Opfermut. Keine Zusammenkunft ohne eine Sammlung für nationale Zwecke. Dabei suchten die Slowenen nicht bloß die untersteirischen Festungen zu erobern, sondern sie bestürmten mit aller Macht die italienischen Städte Triest und Görz.

Vor dem Weltkriege war also die Lage des Deutschtums nicht ungünstig. Die Sprachgrenze hatte sich seit 1786 wenig verändert, einige Bauerngemeinden waren deutsch geworden, einige dafür verloren gegangen. Nördlich von ihr zählten die Slowenen nur 0,5 vH (4425 Seelen), südlich von ihr die Deutschen 14 vH (65582), die meisten an der Drau. Vor allem die Marburger Sprachinsel (21513 Deutsche, 3359 Slowenen), die nur durch ein 7 km breites Mischgebiet (1900 Slowenen, 613 Deutsche) vom geschlossenen deutschen Sprachgebiete getrennt waren. Dann die Inseln von Mahrenberg-Hohenmauten, Pettau und Cilli, Windisch-Feistritz, Gonobitz, Weitenstein, Windisch-Graz (dem Geburtsort Hugo Wolfs), Hochenegg, Tüffer, Rann, Rohitsch, Friedau, Luttenberg usw. Minderheiten gab es in fast allen größeren Pfarrdörfern.

Nun kam der Weltkrieg. Die slowenischen Bataillone erfüllten neben den deutschen ihre Pflicht, in den Karpathen gegen die Russen, auf dem Karst und in den Alpen gegen die Italiener. Nur unter den Gebildeten gab es offene Verräter. Aber die politischen Führer im Hinterlande waren über die wirkliche Lage genau unterrichtet. Sie wußten, daß sich ihre Wünsche bald erfüllen würden und hatten schon für jeden die Rolle und die Stelle bereit, er wußte davon, auch wenn er als Reserveoffizier in Albanien weilte. Jeder war seit Allerheiligen 1918 auf seinem Platze, während die Deutschen von den Ereignissen vollständig überrascht wurden. Offiziere, die in Marburg standen und gegen die neue jugoslawische Herrschaft Widerstand leisten wollten, erhielten von Graz nicht einmal eine Antwort. Freilich, Marburg war nicht zu halten, denn die Serben mußten den Wünschen ihrer „befreiten Brüder" nachgeben. Sie durften nach den Bestimmungen des Waffenstillstandes vorrücken, soweit es ihr militärisches Interesse gebot. Während Kärnten den Schutz Italiens erhielt, das den südslawischen Nachbar fernhalten wollte, fehlte er der Steiermark aus geographischen Gründen. Auch ein Vormarsch, wie ihn die Kärntner erfolgreich durchführten, war hier nicht möglich. Der Friede gab dem SHS-Staate, was seine Bajonette ausgezeigt hatten; mit Mühe konnte Deutschösterreich noch Radkersburg, Spielfeld, die Sobot mit den Nachbargemeinden

und die Umgebung von Leutschach retten. So kam die heutige Reichsgrenze zustande. Eine Gewaltherrschaft folgte, der Schüler freute sich, seinen Lehrer mit Steinen bewerfen zu können. Alle deutschen Führer, Beamten und Lehrer, selbst Bodenständige, mußten mit ihren Familien fort, manche in kürzester Zeit; die deutschen Vereine wurden aufgelöst und ihres Besitzes beraubt: die Slowenen nahmen in Marburg das Theater, in Cilli das deutsche Vereinshaus, dort Klavier und die Noten, hier die Turngeräte, überall die Schulen des Schulvereins und die Büchereien der Südmark. Das deutsche Schulwesen wurde nach und nach ganz eingestellt, selbst die deutsche Sprache bildete einige Jahre keinen Unterrichtsgegenstand, wohl aber Französisch. Denkmäler wurden zerstört, alle Orts- und Straßennamen slawisiert, alle Geschäftsschilder mußten slowenisch sein; es galt als aufreizend und als ein Grund für Ausmietung, wenn sich jemand Johann statt Janez schrieb. Ob Kinder als Deutsche oder Slowenen zu gelten haben, darüber entschied nicht der Vater, sondern die Behörde.

Der Deutsche war vollkommen rechtlos, auch nachdem der SHS.Staat am 10. September 1919 in St. Germain den Schutz der Minderheiten garantiert und diese als vollwertige Staatsbürger erklärt hatte. Die slowenischen Machthaber wollten aber den einheitlichen Nationalstaat erzwingen und die Deutschen zur Auswanderung oder zur Preisgabe ihres Volkstums veranlassen. Das eine gelang ihnen bei manchen, das zweite nirgends. Denn auch die deutschen Bauern an der Mur, die der Friede an Jugoslawien preisgab, halten an ihrem Volkstume fest, obwohl sie keine deutsche Schule und nach der neuesten Diözesanregulierung auch keine deutsche Seelsorge haben. Dabei waren die slowenischen Bauern des Draugebietes der deutschen Herrschaft, wenn man von einer solchen sprechen darf, freundlich gesinnt. Das zeigte sich besonders, als der letzte deutsche Bürgermeister Pettaus bestattet wurde. Das Begräbnis war geradezu eine Demonstration des Landvolkes.

Seit zwei Jahren haben sich die Verhältnisse etwas zugunsten der Deutschen geändert, sie zählen heute etwa 10000 bis 20000 Köpfe; die offizielle Zählung beweist gar nichts. Sie dürfen sich freier bewegen, ausgenommen in Marburg; sie dürfen das aktive und passive Wahlrecht ausüben und errangen Sitze in den Gemeindevertretungen. Noch haben sie keine einzige Schule, noch ist den Vereinen das Eigentum nicht zurückgestellt worden, aber die Zeit ist nicht ferne, die ihnen das durch den Frieden eingeräumte Recht geben wird.

Die deutsche Minderheit in Südslawien

Von Bernhard Scheichelbauer in Klagenfurt

Das Königreich SHS krankt an seiner Unausgeglichenheit. Die drei Stämme — Serben, Kroaten, Slowenen —, die, brüderlich vereint, das Gefüge des Staates tragen sollen, sind selbständige geschichtliche Individualitäten. Die Verschmelzung dieser Stämme zur Einheit eines staatsbewußten Südslawentums ist die vornehmste Aufgabe der Innenpolitik des Königreiches. Sie wird in ihrer Arbeit an den Minderheiten nicht vorübergehen können, die in das Staatsgebiet eingeschlossen sind. An solchen sind zu nennen: Arnauten, Bulgaren, Deutsche, Rumänen und Ungarn. Die bedeutungsvollste Minderheit bilden die Deutschen. Daß zu ihrer Befriedung Ansätze vorhanden sind, wenigstens soweit es die im ehemaligen Südungarn siedelnden betrifft — die Deutschen im annektierten Teil der Südsteiermark werden aus machtpolitischen Gründen schlechter behandelt — muß anerkannt werden. Immerhin ist der Zustand von Erträglichkeit noch weit entfernt.

Das Deutschtum in Südslawien gliedert sich in zwei Gruppen: die Wojwodina, Kroatien-Slawonien, Bosnien einerseits und Slowenien anderseits. Die letztere Gruppe ist die ältere. Ihre Anfänge reichen in das 10. Jahrhundert zurück. Die weitaus stärkere aber, die dem heutigen Deutschtum in Jugoslawien das Gepräge gibt, ist die erste Gruppe, in der wiederum die Wojwodina, das ist das von Ungarn an den Südslawenstaat abgetretene Gebiet, die Führung hat. In Slawonien kommt die Gespanschaft Syrmien mit ihren aufstrebenden, geschlossenen deutschen Siedlungen in Betracht; das Deutschtum in Bosnien ist ein reines Inseldeutschtum ganz junger Herkunft. Die zahlenmäßige Stärke der Deutschen im Königreiche SHS beträgt ca. 750000 Seelen. In ihren eigentlichen Siedlungsgebieten bilden die Deutschen einen erheblichen Prozentsatz der Bevölkerung: in der Wojwodina 32 vH, in Slawonien etwa 12 vH und in Slowenien ca. 10 vH. Ihre Bedeutung ist sehr groß, da sie fast durchwegs in geschlossenen Gemeinden leben, die sich von der Ansiedlung bis auf den heutigen Tag rein deutsch erhalten haben. Daneben gibt es natürlich auch noch zahlreiche gemischtsprachige Gemeinden.

Urkundlich lassen sich die ersten Anfänge deutscher Einwanderung nach der Wojwodina bis ins 12. und nach Kroatien-Slawonien bis ins 13. Jahrhundert zurückverfolgen. Im 15. Jahrhundert werden zum ersten Male geschlossene deutsche Siedlungen in der Bačka und im Banate erwähnt, denen unter anderem der von seinen Zeitgenossen viel gerühmte Prediger und Kirchenschriftsteller Oswald Pelbard aus Temešvar entsprossen ist, doch hat diese bescheidene Kolonisationstätigkeit die schwere Zeit der Türkenherrschaft nicht überstanden. Erst mit der Rückeroberung dieser Gebiete durch die Heere des Prinzen Eugen und die kolonisatorische Arbeit des Feldmarschalls Grafen Claudius Florimund Mercy nimmt das heutige Deutschtum in Südslawien seinen geschichtlich beglaubigten Anfang. Diese nun zwei Jahrhunderte zurückreichende, durch Maria Theresia und Joseph II. nachhaltig geförderte Besiedlung der versumpften Tiefebenen an der unteren Donau und der Theiß ist eines der großartigsten Beispiele innerer Kolonisation. An 10500 Familien, die in der mit dem Frieden von Lunéville 1801 einsetzenden letzten Ansiedlungsperiode auf insgesamt rund 12000 Familien anwuchsen, waren in dem Zeitraum von 1770 bis 1820 aus dem südwestlichen Deutschland herbeigeströmt.

Das in der Wojwodina angesiedelte Deutschtum ist in der Hauptsache ein Volk von Bauern geblieben, das aus sich selbst heraus wiederum jene Handwerke und Betriebe erzeugt hat, die mit der Landwirtschaft zusammenhängen. Den Schwaben fehlt die soziale Gliederung. Lediglich im Banat und in Syrmien besitzen sie ein selbstbewußtes Bürgertum, das schon in früheren Jahrzehnten beachtenswerte Regungen geistigen und politischen Lebens zeigte. Sonst überwogen und überwiegen heute noch die Interessen des Erwerbslebens, wie dies bei einem wohlhabenden und sich selbst genügenden Bauernstand nicht zu verwundern ist.

Genossenschaftliche Organisationen finden erst jetzt Eingang. Am stärksten entwickelt ist die von dem tatkräftigen Führer der Deutschen in Südslawien, Dr. Stefan Kraft, ins Leben gerufene „Agraria". Aber auch sie leidet noch unter der allzu individualistischen Einstellung besonders der Getreidebauern. Das große Überschwemmungsunglück, das die Wojwodina im Vorjahr heimgesucht hat, wird sich vielleicht in dieser Beziehung fördernd auswirken.

Die Wirtschaft des Getreidebaus ist einfache Wechselwirtschaft. Weizen und Mais lösen sich ab, daneben wird Hopfen und Hanf in ansehnlichen Mengen gebaut. Auch die Zuckerrübe kommt vor. Die Viehzucht dagegen tritt wegen des Futtermangels stark zurück, nur der Aufzucht von Pferden wird in einzelnen Gemeinden besondere Sorgfalt zugewendet. Der Ackerbau bedient sich heute der modernsten Methoden. Kunstdünger und landwirtschaftliche Maschinen sind allerorts zu finden, und auch kleine Bauern sprechen von ihren Versuchsfeldern mit der Diktion von Professoren an Ackerbauschulen. Die Bodenbearbeitung ist sehr intensiv. Ein Hanffeld wird vor der Ansaat siebenmal gepflügt. Der Boden selbst

ist schwarze, fette Erde und trägt bei moderner Bearbeitung 15 bis 30 Meterzentner Weizen auf ein Joch. Der Kulturstand der Landbevölkerung ist ziemlich hoch.

Neben der breiten Masse der Bauern sitzen in allen von Deutschen bewohnten Landgemeinden und Städten deutsche Gewerbetreibende. Namentlich qualifizierte Betriebe wie Mühlenindustrie, Maschinenschlosserei, Hanffabriken, Ringöfen für Ziegelbereitung usw. sind in deutschen Händen. Auf dem Gebiete des Handels ist zumeist noch der Serbe führend. Am schlechtesten bestellt ist es um die sog. Intelligenzberufe. Man findet nur wenige deutsche Ärzte und Anwälte, wirklich deutsche Lehrer und Geistliche. Dies erklärt sich daraus, daß zur Zeit der ungarischen Herrschaft die ungarische Regierung die heranwachsende schwäbische Intelligenz alljährlich wie mit einer Sichel abmähte, dadurch, daß sie die Knaben in die ungarische Schule brachte und sie dort magyarisierte. Die wichtigsten Posten in den ungarischen Ministerien und bei den sonstigen Verwaltungsbehörden hatten magyarisierte Schwaben inne. Man braucht nur an den langjährigen Ministerpräsidenten Alexander Weckerle zu erinnern.

Zum nationalen Bewußtsein ist die Bauernmasse erst während des Krieges erwacht, als die Armee Mackensen zahlreiche Soldaten aus dem ehemaligen Stammland der Schwaben in das heutige Siedlungsgebiet führte. Der Bauer, der gewohnt war, in dem sporenklirrend auftretenden Ungarn den Herrn zu sehen, erblickte damals diese Attribute der Herrschaft auch an Leuten eigenen Stammes. Als die Wojwodina nach dem Frieden von Trianon zu Jugoslawien geschlagen wurde und die Serben versuchten, auch psychologisch die Rolle der Ungarn zu übernehmen, fanden sie bereits geänderte Verhältnisse vor: der Schwabe hatte sich auf sich selbst und auf seine Zugehörigkeit zu einem 60-Millionenvolk besonnen, das die glänzendsten Waffentaten im Weltkriege vollbracht hatte.

Auch bei den Deutschen in der Wojwodina ist der Kern des Problems die Schulfrage. Ihre Wünsche gehen dahin, eine kulturelle Autonomie zu erhalten, die ihnen erlaubt, das Schulwesen nach ihren Bedürfnissen zu regeln. Sie stützen sich darauf, daß es gerade in dem von ihnen bewohnten Gebiet ein Beispiel einer großartigen national-kulturellen Autonomie gegeben hatte: die mehr als zweihundertjährige serbischnationale Kirchen- und Schulautonomie in Südungarn und Kroatien-Slawonien, die aus dem Ende des 17. Jahrhunderts stammt, aus der Zeit der allmählichen Verdrängung der Türken aus Mitteleuropa, da man die Serben in die Bačka und in das Banat gerufen hatte, um sie als Hilfstruppen gegen die Türken zu verwenden. Mit den Privilegien vom 21. August 1690 und vom 20. August 1691 gewährte Kaiser Leopold I. den eingewanderten Serben die volle kirchliche und nationale Autonomie, die, von kleinen Einbußen unter der ungarischen Herrschaft abgesehen, in ihrem Wesen unverändert erhalten blieb bis zur Vereinigung der Wojwodina mit Jugoslawien. Die Serben hatten danach ihre eigenen selbständigen Schulen und Schulgemeinden. Diese Schulgemeinden sind geradezu ein ideales Vorbild für die Elternbeiräte zu nennen, die Preußen den dänischen Minderheiten eingeräumt hat. Sie wählten den Lehrer der Kinder und bestimmten den Lehrplan für ihre Volksschulen. Der Schulbesuch war pflichtgemäß. Alle serbischen Kinder orthodoxen Glaubens mußten die Schule besuchen, andere konnten es tun. Zur Heranbildung des Lehrernachwuchses bestanden drei selbständige serbische Lehrerbildungsanstalten, und zwar in Sombor, Pakratz und Karlstadt. Ferner gab es zwei autonome Gymnasien und eine Anzahl höherer Mädchenschulen. Die materielle Sicherheit aller Lehranstalten war durch große und starke Fonds gegeben, die das Volk selbst anlegte. Dank des autonomen Schulwesens entwickelte sich in der Wojwodina eine blühende serbische geistige Kultur, von der die Annalen der hundertjährigen Matica srbska in Neusatz und das serbische Schrifttum Zeugnis geben. Viele serbische Dichter und Schriftsteller sind aus den Reihen der südungarischen und slawonischen Serben hervorgegangen. Der berühmte Organisator des serbischen Unterrichtswesens, Dositej Obradovic, war im Banat geboren, Vouk

Karadjic, der Begründer der serbischen Philologie und das Haupt der serbischen Dichter, Zmaj Jovan Jovanovic, wirkten unter den Serben in der Doppelmonarchie.[1])

Auch die deutschen Schulen in der Wojwodina befanden sich einst in einer ähnlichen Lage. Sie waren autonom als konfessionelle oder Gemeindeschulen. In den ersten zweieinhalb Jahren nach der Annexion der Wojwodina durch Serbien schien die staatliche Unterrichtsverwaltung den Schulforderungen der deutschen Bevölkerung entgegenzukommen. An den von deutschen Kindern besuchten Volksschulen wurde die magyarische Unterrichtssprache abgeschafft und durch die deutsche ersetzt, der Aufstellung deutscher Mittelschulen in Hatzfeld und Veršec aus eigener Kraft der dortigen deutschen Bevölkerung kein Hindernis in den Weg gelegt, am Gymnasium in Neu Vrbas in der Bačka die deutsche Unterrichtssprache eingeführt. Ja, sogar von einer deutschen Hochschule war die Rede, wenn — Temešvar für den südslawischen Staat gewonnen würde. Außerdem gab es noch an den Unterstufen der Mittelschulen in Neusatz, Pančova und Bečkerek deutsche Parallelklassen. Dieses Mittelschulwesen wurde von den Deutschen als wertvoller Besitz empfunden, so wenig es auch den Anforderungen entsprach, die man vom deutschen Standpunkte aus an deutsche oder auch nur deutschsprachige Mittelschulen stellen muß, und so sehr es auch seine Existenz dem serbischen Interesse an einer Emanzipierung von der magyarischen Beeinflussung verdankte.

Allein bald gewannen andere Bestrebungen die Oberhand und schufen Schulzustände, die für die Zukunft der deutschen Bevölkerung das Schlimmste befürchten lassen. Die zahlreichen konfessionellen und Gemeindeschulen wurden gegen den ausdrücklichen Einspruch der Schulerhalter mit Gewalt verstaatlicht, das heißt das Schulvermögen eingezogen, die deutschen Lehrer entweder entlassen oder in ein derartiges Abhängigkeitsverhältnis von den staatlichen Schulbehörden gebracht, daß sie den Eltern ihrer Schüler fremd gegenüberstehen und schließlich an die Stelle des rein deutschen Unterrichtes die Zweisprachigkeit gesetzt mit der Begründung, daß der Schuljugend zur Erlernung der Staatssprache Gelegenheit geboten werden müsse. Die Verstaatlichungsverordnung traf alle nichtstaatlichen Schulen. Aber nicht überall wurde sie in der gleichen Weise durchgeführt wie bei den Schulen der Deutschen. In Semlin z. B. mußten auch die serbischautonomen Schulen liquidieren. Ein Teil dieser Schulen war in dem prächtigen serbischen Heim untergebracht. Die Kirchengemeinde als Eigentümerin des Hauses wollte von einer Übergabe nichts wissen. Es entstand ein Feilschen und man einigte sich schließlich dahin, daß die Stadtgemeinde Semlin der orthodoxen Kirchengemeinde für die Schulräume im serbischen Heim eine Jahresmiete von 40000 Dinar bezahlt. Den Deutschen gegenüber ließ man eine solche Rücksicht nirgends aufkommen.

Die Verfolgung der deutschen Lehrer, die häufigen unerwarteten Versetzungen und sonstigen Schikanen brachten es mit sich, daß die deutsche Staatsschule praktisch nur noch auf dem Papier besteht. Es gibt keine Schulen, sondern bloß Abteilungen, in denen die Muttersprache kaum unterrichtet wird, denn wehe dem Lehrer, der seine Aufgabe ernst nimmt und in einem Schuljahr den vorgeschriebenen Lehrplan gewissenhaft durcharbeitet. Schon von der ersten Klasse der sog. deutschen Volksschule an wird überwiegend in der Staatssprache unterrichtet. Drei Schriftarten, die gotische, lateinische und zyrillische, werden den sechsjährigen Kindern unvernünftigerweise aus Furcht vor dem Inspektor gleichzeitig gelehrt. Natürlich haben es jene Lehrer am besten, die den größten Erfolg in der Staatssprache erzielen.

Zu welchen Unzuträglichkeiten dieser Zustand führt, zeigt ein Fall, der sich in der zweiten Klasse der Schule einer rein deutschen Gemeinde ereignete. Die Lehrerin will den Kindern den Begriff eines Dutzends erklären und bedient sich dabei der Staatssprache: „Dvanaest komada jeste jedno duče“ („zwölf Stück sind ein Dutzend.“) Die Kinder wiederholen das zunächst gemeinsam, dann einzeln. Ein Kind bleibt stecken. Die Lehrerin drängt, das Kind kommt nicht weiter. Als es einige Male wiederholt hat: „Dvanaest komada . . .“ sagt die Lehrerin verächtlich:

[1]) Vgl. Mathias Wurko, Das serbische Geistesleben, Verlag der Südd. Monatsh., München 1916.

„Marvo jedna!" (Du Rindvieh!) Das Kind, glücklich, daß ihm die Erzieherin zu Hilfe kommt, antwortet: „Dvanaest komada jeste jedna Marva." (Zwölf Stück sind ein Rindvieh.)

Der Unterrichtsplan der sog. deutschen Volksschulen sieht etwa folgendermaßen aus: I. Klasse 22 Unterrichtsstunden, davon 10 Stunden für Singen, Handarbeit, Zeichnen, Turnen, Religionslehre; 8 Stunden für Rechnen, Lesen, Schreiben und deutsche Sprachlehre; 4 Stunden für den Unterricht in der Staatssprache. II. Klasse 36 Stunden, davon 12 für Rechnen, Sprachlehre, Lesen und Schreiben in deutscher Sprache; 8 Stunden für die übrigen Gegenstände und 6 Stunden für den rein serbischen Sprachunterricht. III. Klasse 28 Stunden, davon 10 deutsche Unterrichtsstunden, von diesen für deutsche Grammatik und Lesen nur mehr vier Stunden. IV. Klasse 30 Stunden, Geschichte und Geographie werden als nationale Gegenstände nur in der Staatssprache unterrichtet; die übrige Einteilung wie in der dritten Klasse. V. und VI. Klasse haben überhaupt keinen deutschen Unterricht mehr.

Aber der Druck auf die Deutschen geht noch weiter. Nahe bei Pancevo liegt das Dorf Franzfeld, das heute Banatsko kraljevičevo heißt, ein rein deutsches, schönes, großes Dorf. Dort hat das Unterrichtsministerium einen sog. Vorbereitungskurs geschaffen und einen Lehrer dafür ernannt. Eigentlich handelt es sich um einen Kindergarten, und dieser Kindergartenlehrer in Franzfeld, ein Mann in den reiferen Jahren, soll den fünfjährigen Schwabenkindern Spielgenosse sein, soll sie unterhalten, pflegen und belehren. Dabei versteht er kein Wort deutsch, während die Kinder wieder kein Wort serbisch verstehen. Solche und ähnliche Dinge ereignen sich heute. Kinder werden gegen das Gesetz vor dem sechsten Lebensjahre zur Schule gezwungen.

Die Darstellung der Schulverhältnisse wäre nicht vollständig, wenn man nicht der Verordnung gedenken würde, die Svetozar Pribicevic seinerzeit über die nationale Zugehörigkeit der Kinder erlassen hat. Nach dieser haben nicht mehr die Eltern, sondern der Schulrat die Nationalität der Kinder zu bestimmen. Der Vater hat also nicht das Recht zu sagen: „Mein Kind ist ein deutsches Kind, weil ich ein Deutscher bin," sondern der Schulrat bestimmt darüber. Dieser Schulrat ist aber nicht derselbe, wie der Elternbeirat nach der serbischen Schulautonomie in der Wojwodina war oder heute in Schleswig ist, sondern er wird von der Verwaltungsbehörde ernannt. Als Dr. Korošec Unterrichtsminister wurde, zog er diese Verordnung für die Wojwodina und Kroatien-Slawonien zurück. Als aber Pribicevic nach ihm neuerlich zur Macht gelangte, wurde sein Erlaß wieder hergestellt. So können die Eltern nicht über die nationale Zugehörigkeit ihrer Kinder bestimmen.

Wie sich diese Verordnung auswirkt, zeigt ein Fall, der sich im Mai 1926 in der großen deutschen Ortschaft Miletic in der Bačka ereignete. Dort besteht eine eigene serbische Schule für sechs Schüler. Die übrige Masse der Kinder ist in den sog. deutschen Parallelklassen vereinigt. Aber auch die Zöglinge der serbischen Schule sind beileibe nicht alle Serben. Es befindet sich darunter z. B. ein Kind aus einer schwäbischen Bauernfamilie mit Namen Prohaska, das dieses Namens wegen als germanisierter Slawe angesehen und in die serbische Klasse eingereiht wurde. Das Kind lernt schlecht, weil es dem rein serbischen Unterricht naturgemäß nicht folgen kann. Der Lehrer sucht ihm durch Nachsitzenlassen die Erfassung des Stoffes zu „erleichtern". Als die Mutter für ihr Kind bitten kommt, wirft sie der Lehrer, der gleichzeitig Direktor des gesamten Schulwesens in Miletic ist, mit roher Gewalt auf die Straße. Die Frau klammert sich dabei an seinen Rock und zieht ihn mit vor das Schulhaus, wo sich zwischen ihr und dem Herrn Direktor eine solenne Keilerei entwickelt, die mit dem Bruch des Nasenbeines der Frau ihr Ende nimmt.

Gegenstand schwerer Klagen sind auch die in Verwendung stehenden Lehrbücher. Es muß festgestellt werden, daß namentlich die Lesebücher von Leuten geschrieben wurden, denen deutsches Sprachempfinden vollkommen fremd ist. Zwar gibt es auch gute deutsche Lesebücher, von deutschen Fachleuten ausgearbeitet, sie dürfen aber nicht gebraucht werden. In den heutigen Lesebüchern wird ein sonderbarer

Patriotismus gepredigt. In einem deutschen Lesebuch dürfte das Adriatische Meer kaum zum „Jadransko more" und die Donau nicht der „Dunav" werden.

Die vorstehende Schilderung der Lage der deutschen Minderheit erhebt nicht den Anspruch auf Vollständigkeit. Sie besteht in der Hauptsache aus Streiflichtern auf einzelnen Gebieten des kulturellen, politischen und wirtschaftlichen Lebens in einem Staate, der noch um seine innere Konsolidierung kämpft und daher noch nicht in der Lage war, an alle Probleme heranzugehen, geschweige denn sie zu lösen. Zweifelsohne birgt das Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen verheißungsvolle Entwicklungsmöglichkeiten in sich. Eine günstige geographische Lage, Reichtum an Bodenschätzen, eine seit Jahrhunderten in opferwilligem Patriotismus bewährte Bevölkerung geben die Voraussetzungen für das Aufblühen des jungen Staates, der heute von Rußland, das durch das bolschewistische Experiment ganz ins Asiatentum zurückgeworfen wurde, abgesehen, die machtvollste Vereinigung des Slawentums auf europäischem Boden darstellt. Der Gang der europäischen Kulturentwicklung wird nicht zuletzt von der inneren und äußeren Annäherung des Slawen- und Germanentums abhängen. Damit diese Annäherung sich ohne Störung vollziehe, ist es nötig, daß Jugoslawien sobald wie möglich das Problem seiner deutschen Minderheit einer großzügigen Lösung zuführe. Sie wird bei der Neuordnung der Verhältnisse in Europa eine wesentliche Rolle spielen.

Der Karstgau

Von Josef Julius Binder in Villach

Die Geschichte des Deutschtums im einstigen Krain und Küstenland (Görz-Istrien-Triest) in den letzten Jahrzehnten vor dem Weltkriege ist der letzte Akt einer erschütternden Tragödie unseres Volkstums, bei der ein großer Teil der tragischen Schuld auf unser Volk selber fällt, dem von seinem ersten Eintreten in die Weltgeschichte bis heute das Bewußtsein völkischer Zusammengehörigkeit abging. Wer weiß heute von der deutschen Vergangenheit dieser Lande, von der ersten Landnahme durch Bayern und Langobarden im 7. Jahrhundert und ihrer Zugehörigkeit zum Reiche Karls des Großen im 8. Jahrhundert, von dem deutschen Patriarchat von Aglaj (Aquileja), von den vielen deutschen Ritterburgen, die heute Ruinen sind und welsche oder slawische Namen tragen, von der deutschen Bürgerschaft von Triest und Görz bis ins 16. Jahrhundert? Daß dann Kriege mit Venedig, Einfälle der Türken und Seuchen die Einwohnerschaft aufrieben, bis die Gegenreformation im 17. Jahrhundert die meist protestantischen Deutschen zur Abwanderung zwang und die von den Habsburgern nach Görz gerufenen Jesuiten alles verwelschten? Daß viele Adelsgeschlechter in Friaul selbst ihre Namen verwelschten, wie Corronini aus Kronberg, Fontana aus von der Than, Lanthieri aus Landher, Strassoldo aus Straßholt usw? Heute noch sprechen im Krain wie im Küstenlande nicht bloß die erhaltenen Grundbücher (Urbarien), sondern auch die Friedhöfe von der deutschen Vergangenheit.

Die Habsburger hatten mit dem Osten zu viel zu tun, um sich um den Süden kümmern zu können; bedenklich war es, daß man zur Wiederbesiedlung der durch Krieg und Pest verödeten Gebiete Slawen aus Kroatien, Bosnien, ja Dalmatien heranzog. Maria Theresia suchte wenigstens der Verwelschung von Görz und Triest Einhalt zu tun. Aber es war nicht von dauernder Wirkung, denn die französische Besetzung 1797—1805 und 1809—1815 tat dem Deutschtum erneut Abbruch. Zwar wurden beide Gebiete wieder als Teil des Königreichs Illyrien mit der habs-

burgischen Monarchie vereinigt, zuletzt aber 1849 als gesonderte Kronlandsprovinzen mit eigener Verwaltung, das Küstenland der Statthalterschaft in Triest, Krain der Landesregierung in Laibach unterstellt. Die Kremsierer Verfassung aber, die damit verbunden sein sollte, blieb auf dem Papier; ihre endgültige Aufhebung durch Kaiser Franz Joseph am 31. Dezember 1851 bedeutete den Anfang vom Ende. Es wäre zwar eine konstitutionelle föderative Monarchie entstanden, aber die Deutschen hätten ihre führende Stellung für alle Zeiten gesichert. Franz Joseph glaubte mit dem Absolutismus dennoch alle Völker unter seinem Wahlspruch viribus unitis vereinigen zu können. Als er 1860/61 doch an eine Verfassung denken mußte und 1867/68 endgültig die österreichisch-ungarische Monarchie entstand, in der beide Reichshälften ihre eigene Verfassung erhielten, war es schwer, die nationalen Wünsche der nichtdeutschen Völker mit liberalen Ideen zu beschwichtigen.

Von da an sahen sich die Deutschen in Krain und Küstenland genötigt, eine Verteidigungsstellung zu beziehen. Wohl war die deutsche Amtssprache notdürftig in Gebrauch, obwohl man sie mit Rücksicht auf die tschechischen Adelscliquen nicht gesetzlich festgelegt hatte, noch war sie auch die Sprache der österreichischen Armee, aber der Zersetzungsprozeß war nur verzögert. Noch wäre es möglich gewesen, wenigstens die österreichische Reichshälfte zu sichern, wenn die Wiener Regierung sich ebenso deutsch eingestellt hätte wie die Budapester magyarisch. Schon wäre Kaiser Franz Joseph dafür zu gewinnen gewesen, als der Berliner Kongreß Österreich die Aufgabe stellte, Bosnien und die Herzegowina zu besetzen und damit auch die deutsche Kultur nach dem Osten zu tragen. Da haben sich die „Verfassungstreuen" unter der Führung von Dr. Herbst (die Bismarck als die Herbstzeitlosen höhnen durfte) dagegen ausgesprochen und die Mittel verweigert. Der Kaiser berief daraufhin seinen Freund, Graf Taaffe, der zwar liberal regierte, aber die Deutschen durch die anderen Nationen an die Wand drücken ließ. Ob wirklich die Haltung der Liberalen maßgebend war, ob Graf Hohenwart, der 1871 mit einem ähnlichen Versuch gescheitert war, sich rächen wollte und Taaffe beeinflußte, Tatsache ist, daß Taaffe zufrieden war, „fortzuwurschteln", bis er nach Jahren einsah, daß man gegen die Deutschen doch nicht regieren könne. Er nahm seine Aufgabe wahr, als Bismarck 1879 in Wien weilte und Kaiser Franz Joseph für das Bündnis mit dem Deutschen Reich gewann. Da nun Graf Hohenwart, der volksvergessene deutsch-krainische Edelmann, den Grafen Taaffe auch ermunterte, nicht nur die Tschechen, sondern auch die Slowenen zu mobilisieren, die damals schon politisch abgewirtschaftet hatten, so begann ein Ringen in Krain und Küstenland, bei dem die Regierung die Slowenen als Sturmbock gegen die Deutschen benutzte, obwohl die Deutschen in beiden Ländern stets zur Regierung gehalten hatten. So ist Taaffe der Totengräber der Monarchie geworden, denn die Slawen wurden immer maßloser in ihren Forderungen.

Als man sah, daß Taaffe nicht so bald abtreten werde, begann der Kampf um den deutschen Besitzstand. Es entstanden die Schutzvereine Deutscher Schulverein und Südmark, an die sich bald andere Organisationen anschlossen. Hervorragend erzieherisch wirkten die deutschen Turn- und Gesangvereine. Die Wiener Regierung wußte diese Bewegung nicht einzuschätzen, erkannte nicht ihre staatserhaltende Aufgabe und verfolgte sie mit kindischer Bosheit durch die Bürokratie. In Krain war es besonders Hofrat Winkler, der als Landespräsident diese Aufgabe gründlich ausführte und dafür baronisiert wurde. Unter dem Druck der Regierung gelang es ihm zuletzt, die Deutschen fast aus allen öffentlichen Vertretungen zu verdrängen oder in die Minderheit zu bringen. Die Deutschen verloren ihre Stellungen in der Hauptstadt und in allen 12 Landstädten von Krain, ausgenommen in Gottschee. Mit Belohnungen und Drohungen wurde gearbeitet. Auch der Landtag wurde den Slowenen ausgeliefert. Nur mehr der Großgrundbesitz war deutsch. Daneben arbeitete Baron Winkler eifrig daran, die liberale slowenische Partei gegenüber der bis dahin führenden klerikal-slowenischen hochzubringen. Wörter- und Lehrbücher wurden hergestellt, um die noch im Werden begriffene Schrift-

sprache für Amt und Schule tauglich zu machen. Gleichzeitig unterstützte man die junge slowenische Presse, die in Verhetzung arbeitete.

Die Gewalttätigkeiten gegen die Deutschen, die nach Prager Muster schon 1868 mit einer blutigen Schlacht, die man den deutschen Turnvereinen bei einem Ausflug lieferte, ihren Anfang genommen hatten, erschienen aufs neue auf der Tagesordnung. Einer der heftigsten Auftritte spielte sich im September 1908 ab, als unter kaum verdeckter Billigung der städtischen Behörde nicht nur die Fenster des deutschen Kasinos in Laibach in Trümmer gingen, deutsche Geschäftsschilder herabgerissen oder überschmiert wurden, sondern auch mörderische Angriffe auf hervorragende deutsche Persönlichkeiten im Plane waren, bis das Militär einschreiten mußte. Diese Bewegung wurde bereits von Agenten aus Agram und Belgrad geleitet.

Die Deutschen hielten stand, die deutschen Parteien schlossen sich zusammen, und ein „Deutscher Volksrat für Krain" bereitete die politische Gegenwehr vor. Graf Taaffe mußte 1893 endlich gehen. Als sein Nachfolger, der polnische Graf Badeni, auch nichts ausrichtete, konnte man wieder aufatmen. Aber die slawische Hochflut, die sich noch immer in brutalen Ausschreitungen auswirkte, war nicht abgelaufen. Wohl versuchte Winklers Nachfolger, Baron Hein, einzudämmen, aber die Wühlarbeit ruhte nicht. Sie wurde vor allem durch die Tschechen gefördert, die ihre Agenten bis ins Küstenland sandten und in den Slowenen gelehrige Schüler fanden. Diese haben dann die Kroaten in Istrien zu den gleichen Brutalitäten gegen die Deutschen verleitet wie in Laibach. Die Deutschen bauten allerdings ihre Abwehrorganisationen aus, während der Nachfolger des Barons Hein, der weniger geschickte Baron Schwarz, bis zum Kriegsausbruch zwischen dem Gewoge lavierte, das sich nicht mehr beruhigen wollte. Vergebens hat der deutsche Volksrat für Krain wiederholt seine warnende Stimme in Wien vernehmen lassen: Man machte alles halb, wo ganze Arbeit nötig gewesen wäre. Mit Hilfe der Deutschen wäre der Süden Österreichs für immer zu retten gewesen.

Mit der Einführung des Proporzwahlrechts erhielten die Deutschen im Gemeinderat von Laibach zwar wieder eine Vertretung (7:21). Auch im Landtag zogen neben dem deutschen Großgrundbesitz andere bürgerliche Vertreter ein. Fast schien es, als sollten bessere Tage kommen. Allein die Sünden der Regierung Taaffe rächten sich. Der feste Kitt, der die südlichen Marken zusammenhielt, war gelockert, das Vertrauen erschüttert, dafür der Mut der Staatsfeinde ungebrochen, umsomehr als er mit auswärtiger Hilfe aufrechterhalten wurde. Die panslawistischen Fäden, die von Moskau über Belgrad gesponnen waren, hatten längst auch die Gebiete überzogen, die von den Wenden oder Slowenen in Kärnten und Steiermark bewohnt waren. Alle Versuche der Wiener Regierung, deren Beschwerden auf Kosten der Deutschen zu beschwichtigen, bewirkten das Gegenteil. Die Wiener Regierung kannte die slawische Einstellung viel zu wenig, bei der Gerechtigkeit als Schwäche gilt. Nichtsdestoweniger haben die Deutschen Fortschritte gemacht und durch kolonisatorische Arbeit von Norden her bis zur Adria einen deutschen Korridor bodenständig zu machen versucht. Das drohte den panslawistischen Politikern, denen seit dem Balkankrieg 1912 der Kamm geschwollen war, das Konzept zu verderben. Besonders war es die Politik von Petersburg, wo der großfürstliche Schwiegersohn des Montenegriner Königs daran arbeitete, den durch Japan gehemmten Drang nach dem Osten nach dem Westen umzuschalten. Die Verbindung mit Frankreich und England war gesichert, und so war alles vorbereitet, als der Mord von Serajewo den Weltkrieg einleitete. Die Krainer Bauern zogen begeistert ins Feld. Aber die Intelligenz und noch mehr die Halbintelligenz sah dem Anfang des Krieges bedenklich zu, bis endlich 1918 die erwünschte Wendung eintrat und Kaiser Karl in seinem unglücklichen Manifest die österreichischen Völker sich selbst überließ.

Noch hatten die Altslowenen, die sich mit den Deutschen besser verstanden, gemeint, es noch einmal mit dem österreichischen Staate versuchen zu sollen. Im Reichsrat zu Wien, wo man von dem Manifest nicht wenig überrascht war, waren selbst Tschechen dafür. Allein die Radikalen überwogen. Und so haben denn auch

die radikalen Slowenen sich mit den klerikalen, die sich schon mit der altslawischen Liturgie vertraut machten, auf das letzte Ziel vereinigt: die Schaffung eines „dreieinigen" Königreichs SHS (Serbien-Kroatien-Slowenien) unter dem serbischen König Peter Karageorgewitsch. Die slowenischen Turner, die Sokoln, bildeten eine bewaffnete Miliz, entwaffneten die sich vereinzelt zurückziehenden Teile der österreichischen Armee, nahmen das Kriegsmaterial in Beschlag, und als die ersten serbischen Offiziere kamen, war es auch mit dem Herzogtum Krain zu Ende. Der letzte Landespräsident Graf Attems übergab am 1. November 1919 die Gewalt in die Hände der provisorischen Regierung für Slowenien, an deren Spitze der frühere Bürgermeister Hribar stand, der Agent der tschechischen Versicherungsgesellschaft Slawia. Der Zusammenbruch war vollständig.

Im Küstenlande hatten sich die Deutschen gleich nach der Einführung der Konstitution 1868 gut zurecht gefunden und von ihren politischen Rechten mit Erfolg Gebrauch gemacht. Ihre Lage war günstiger, da sie hier, zwischen Slawen und Italienern stehend, von den Parteien umworben wurden. Am ehesten fanden sie sich mit den Italienern zusammen, da Handel und Industrie zumeist in deutschen Händen und die Italiener nicht national-protektionisch wie die Slawen waren. In Istrien hatte überdies deutscher Unternehmungsgeist an der Ostküste eine blühende Riviera geschaffen, deren Hauptort Abbazia (eine alte deutsche Gründung) viele Deutsche anlockte. Das Gleiche gilt von den großen wirtschaftlichen Unternehmungen an der Westküste und von Triest hinüber über Tybein und Falkenberg (Duino und Monfalcone) bis Görz. Überall gab es deutsche Niederlassungen und ein blühendes deutsches Schul- und Wirtschaftsleben. Die Landleute von Görz rühmten sich gerne „buoni tedeschi" (gute Deutsche) zu sein, tedesco war für sie gleichbedeutend mit österreichisch. In Pola aber wuchs die deutsche Kolonie zu einer der italienischen Bewohnerschaft ebenbürtigen Stärke heran, da der Kriegshafen zahlreiche Ansiedler anlockte. Auch hier blühte ein deutsches Volks- und Mittelschulwesen. Noch schöner blühte das deutsche Leben in Triest, das nur ab und zu durch irredentistische Emissäre aus Italien gestört wurde, während der eigentliche Triester gut österreichisch dachte und seine Kinder in die deutschen Schulen schickte. Es fehlte nur eine deutsche Schiffahrtsschule, die von größter Wichtigkeit gewesen wäre. Die Navigation lag ganz in welschen Händen, und der österreichische Lloyd, obwohl vom Staate unterstützt, amtierte nur italienisch. Zahlreiche deutsche Vereine, darunter zwei Turnvereine, ein Gesangverein, der mehr internationale Schillerverein (seit 1860), die Ruderklubs Hansa und Adria u. a. geben Zeugnis von dem stark pulsierenden deutschen Leben, wenn auch die Deutschen Triests weder im Gemeinderat noch im Reichsrat vertreten waren. Der letzte Vertreter im Reichsrat schied 1880 unter dem Einfluß des Grafen Taaffe. Handel und Industrie lagen großenteils in deutschen Händen. Aber die Deutschen und zumal die Reichsdeutschen ließen sich zu leicht verleiten, den Italienern unverlangt Zugeständnisse zu machen. So kam es, daß man selbst auf deutschen Firmenschildern vor dem deutschen Familiennamen einen italienischen Taufnamen sehen konnte. Ein wirtschaftlicher Mangel war das Fehlen einer deutschen Bank, während die tschechische Zivnostenska banca das ganze Küstenland mit einem Netz von Filialen und von ihr abhängigen kroatischen und slowenischen Geldinstituten überzog. Diesem Mangel wurde endlich 1910 durch die Errichtung einer Zweigstelle der Zentralbank deutscher Sparkassen abgeholfen. Zuletzt fanden sich immer wieder Italiener, Slawen und Deutsche als „Österreicher" zusammen, weil sie gemeinsam die Vorteile des großen Hinterlandes der Monarchie genossen.

Unter diesen Umständen begreift man, daß das Einlaufen der italienischen Flotte nach dem unglücklichen Ausgang des Weltkriegs im Küstenlande selbst von den italienischen Bewohnern nur mit gemischten Gefühlen aufgenommen wurde. Ganz begreiflich; die italienischen Küstenstädte im Königreiche, vorzüglich Venedig, haben von jeher mit scheelem Auge die aufblühenden Städtchen in Istrien beobachtet, die Strandbäder von Grado ebenso wie die Riviera von Abbazia. Am wenig-

sten Interesse hat Italien an dem einstigen Kriegshafen von Pola, der immer mehr verödet, noch weniger an dem Aufblühen von Triest, das durch Slowenien vom Hinterlande abgeschlossen ist. Alle diese Dinge hat man seinerzeit den irredentischen Schwärmern vorausgesagt; aber man predigte tauben Ohren.

Wie heute die Lage in Krain und im Küstenlande ist, weiß jeder. Die Blätter wissen ja zu berichten, wie es die Slawen im einstigen Krain treiben; wie sie die Deutschen, die sie nach der „großen Reinigung", d. h. nach der erzwungenen Abwanderung von Tausenden von deutschen Familien, noch dulden, drangsalieren und sie der natürlichsten Ansprüche berauben. Im Küstenlande aber machen sich die aus dem „Regno" eingeführten Organe der Verwaltung breit, ab und zu begleitet von Fascisten, die bald da, bald dort irgend etwas finden, das auszurotten wäre. Die deutschen Geschäfts- und Handelsleute müssen sich geduldig fügen und auf eine Wiedergeburt der Stadt hoffen. Das Gleiche gilt vom übrigen österreichischen Süden.

Das Traurigste ist die Teilnahmslosigkeit für die Deutschen in Krain und Küstenland, der man in Binnendeutschland begegnen muß. Wir haben es allzuoft bitter empfunden, daß wir als Deutsche zweiten Ranges betrachtet wurden. Vor allem im Küstenlande hielten sich viele Reichsdeutsche von deutschen Vereinsorganisationen ferne, weil man ihnen dies, wie sie sagten, an maßgebender Stelle geraten hätte. Das zweite, was traurig stimmt, ist der Umstand, daß nur wenige Deutsche von der großen deutschen Vergangenheit dieser Landschaften wissen. Wir glauben, daß die deutsche Volksschule im Reich auf diesem Gebiet viel nachholen muß.

Das Gottscheerland

Von Peter Jonke in Klagenfurt

„Ebner massen findet man auch bey den glaubwürdigen Authoribus, daß die fürnembsten Völker aus den Schwaben, Sennones genannt, in dieser gegne vnd Landsart gewohnt haben: Dann sie zum ersten in Liburnia, bey dem winckel des Adriatischen Meers niedergesessen, nemlich neben Histerreich (Istrien), Dalmatien vnd Friaul. Wir nennen dise Ort im Lande den Pyrpamer Wald, Karscht, Wypach, Gottschee vnd die Windische March. Strabo vnd Plinius nennen diese Schwaben Cenomanos vnd seind jhre vberbliebne Nachkommen noch heutigs Tags zu Gottschee vnd daselbst herumb, welche Einwohner mitten vnder den Windischen sich der Teutschen Sprach gebrauchen vnd ain Schwäbische Außsprach haben." So schrieb der Schwabe Hieronymus Megiser in seinen Annales Carinthiae liber I. vom Jahre 1612, in einer Zeit, wo Fiume im obenerwähnten Winkel des Adriatischen Meeres noch St. Veit am Flaum hieß, Lovrana bei Abbazia Lauran, Pisino Mitterburg usw. Deutsche Adelsgeschlechter sitzen heute noch vielfach auf den Burgen und Schlössern nördlich der Adria. Diese Geschlechter und die ihrer kulturellen Mittelpunkte gewaltsam beraubten deutschen Volkssplitter in den Städten an und über der Adria sind aber nur spärliche Reste der ehemaligen deutschen Weltgeltung. Voll erhalten hat sich durch die Jahrhunderte hindurch nur das Deutschtum im Gottscheerlande. Der Schneeberg wurde als wichtigster militärischer Stützpunkt in die „gerechten italienischen Aspirationen" einbezogen, für die er von derselben Bedeutung ist wie der Brenner in Tirol. „Von der Höch des Schneeperg" zieht sich nun, wie es in „Lanndtgerichts Pidmarckh Vnd Gezirk der Herrschaft Gottschee" heißt, die Grenze unserer Gebietsmark nach Nordosten und Südosten in der gleichen Ausdehnung wie 1574, wo sie im Urbar der Herrschaft das erstemal nachweisbar ist.

Wie man sich auf jeder Sprachenkarte überzeugen kann, ist also die Sprachinsel zwischen Kroaten und Slowenen sprachlich eingeklemmt, staatlich allerdings Slowenien gehörig. Ins Land selbst kommt man seit 1893 von Laibach aus mit der Bahn nach dreistündiger Fahrt an Ortenegg und Reifnitz vorbei.

Die Berge, die wie alle im Karste nordwestlich bis südöstlich streichen und durch Querzüge abgeriegelt sind, bilden die bekannten Talkessel, deren wirtschaftliche Mittelpunkte von größeren Orten gebildet werden. So teilt sich das Land in 5 größere „Gegenden", die sich auch mundartlich voneinander abheben. Die sichtbarste Grenze wird im ganzen Westen und Süden nach Kroatien hin von der Kulpa gebildet, die tiefeingefurcht ein enges Tal hat, das an landschaftlicher Schönheit in Europa kaum seinesgleichen findet.

Romantisch wie das Land ist seine Geschichte, dunkel die Herkunft seiner Bewohner. Im 14. Jahrhundert vollzieht sich die endgültige Besiedlung von Ortenegg und Reifnitz her, wo die mächtigen Kärntner Grafen von Ortenburg ihre Sitze hatten. Schon 1234 erscheint die Gegend „apud Gaz" urkundlich erwähnt. Aus Gaz-See dürfte sich der Name Gotse, Gottschee gebildet haben. Zufolge dieser sprachwissenschaftlich einzig stichhaltigen Erklärung ergibt sich aus dem gesprochenen „Gottscheab" zwanglos lateinisch Gotsevia (auch Gotho-Suevia findet sich), slowenisch Kočevje, während das Umgekehrte eine philologische Unmöglichkeit ist. Wo Örtlichkeiten slawische Bezeichnungen tragen, sind sie dem deutschen Lautstande vor dem 12. Jahrhundert angeglichen, also schon mundgerecht von außen mitgebracht worden. Die Ansiedler des 14. Jahrhunderts gehören mehreren Ursprungsgebieten an. Es kamen Schwaben, Alemannen, Thüringer, Niederdeutsche, Bajuwaren und — die machen 50 vH aus — Ostfranken-Nordgauer.

Gottschee selbst ist ein nettes, freundliches Städtchen mit 4000 Einwohnern, davon heute etwas über 1000 slowenische Beamte, Arbeiter und Angestellte. Bis Ende 1918 besaß es ein Obergymnasium, eine Fachschule für Holzbearbeitung, ein Waisenhaus mit angegliederten Fortbildungsschulen, eine 5klassige Knaben- und eine 6klassige Mädchenvolksschule. Die Fachschule wurde aufgelassen und in ein slowenisches Blindenheim umgewandelt, im übrigen alles slowenisiert, das deutsche Studentenheim mit viel arrondiertem Grund und Boden samt großen Waldungen ohne Entschädigung gewaltsam enteignet. Selbst die deutschen Klosterfrauen im Waisenhause mußten durch slowenische ersetzt werden.

Vom 15. Jahrhundert bis 1848 wurde das Land von der Stadt aus verwaltet, 1809—1813 war diese Sitz der französischen Kantonverwaltung. Erst als Folge des Revolutionsjahres 1848 wurde die bis dahin einheitliche Gesamtverwaltung der Sprachinsel zerrissen. Das Herzogtum wurde auf 3 politische (Gottschee, Rudolfswert, Tschernembl) und 5 Gerichtsbezirke aufgeteilt. Die Folgen der Teilung sind furchtbar, denn heute gibt es an den 8 staatlichen Stellen keine deutsche Amtierung mehr, die man einer einzigen auf die Dauer nicht hätte vorenthalten können. Seit Ende 1906 gab es eine Art Einheitsersatz, da in diesem Jahre die neue österreichische Wahlordnung für das Gottscheerland einen eigenen Wahlkreis schuf. Da Krain, zu dem das Ländchen gehört, gegenwärtig nur zwei Wahlkreise für das Belgrader Parlament hat, wählen die Gottscheer als geschlossene Masse mit. Bei den letzten Wahlen im Februar 1925 brachten sie bei 62 vH Wahlbeteiligung knapp über 3100 Wähler zu den Wahlkisten, was einer Zahl von 5000 Wählern entspricht. Da die Wahlzahl für ein Mandat etwas über 6000 Kugeln ausmachte, ergibt sich, daß sie keine Aussicht haben, aus ihrer Mitte einen Abgeordnetensitz zu erringen, bündnisfähig aber bleiben sie auf alle Fälle und verbürgen einer jeden politischen Partei, der sie sich anschließen, den Sieg. Von hier aus wird sich allmählich ihre politische Bedeutung steigern, bis sich einmal die Verhältnisse in SHS gefestigt haben. 1925 hatten sich die Gottscheer der slowenisch-klerikalen (Korosec-) Partei angeschlossen, der von den 24 Krainer Mandaten 22 zugefallen sind. Wiewohl diese also in Krain herrscht, ist sie als Oppositionspartei in Belgrad bedeutungslos.

Die kleinen Parteien Sloweniens, vor allem die Demokraten (1 Mandat!) sind noch immer tonangebend und bedrücken die Deutschen in grauenvoller Weise weiter.

Der von den Gottscheern gewählte Abgeordnete, Pfarrer Skulj aus Niederdorf, zwischen Reifnitz und Schweineberg, ist ein ehrenwerter, christlich denkender Mann und hat schon wiederholt Härten in der Behandlung der Gottscheer mit Erfolg bekämpft. Sein Parteiobmann Dr. Korosec wäre nicht nur als Geistlicher und Vorsteher einer Partei, die sich christlichsozial nennt, verpflichtet, sich der Bedrängten anzunehmen, sondern er hat auch das Wort einzulösen, das er noch im alten österreichischen Parlament am 2. Oktober 1918 feierlich gegeben hat: „Den fremdsprachigen Minoritäten im nationalen slawischen Gebiete erkennen die Südslawen alle für die nationale, kulturelle, wirtschaftliche und soziale Entwicklung erforderlichen Rechte zu." Als er 1924 Unterrichtsminister war, gab er tatsächlich den Erlaß heraus, daß nur die Eltern zu bestimmen hätten, welche Schule ihre Kinder besuchen sollen. Der Erlaß wurde aber von den Behörden sabotiert. Wieweit er damit einverstanden war, läßt sich nicht ermitteln. Die Durchführung wird wohl nicht allzu ernst gemeint gewesen sein, die Hauptsache war ja, daß der Erlaß von den Zeitungen des Auslandes weiterverbreitet wurde. In der Beeinflussung der Auslandspresse sind die Südslawen überhaupt Meister.

Nach der Wählerzahl ergibt sich die Zahl von über 20000 ortsansässigen Deutschen im Ländchen. Die mit Gewaltmitteln durchgeführte Zählung von 1921 läßt allerdings nur 12576 gelten, gegenüber mehr als 18000 im Jahre 1910.

Kennern des Gottscheerlandes blieb es nicht unbekannt, daß trotz der Kriegsfolgen und der schweren blutigen Verluste im Weltkriege die Bevölkerungszahl bedeutend gestiegen ist, da die Gottscheerfamilien durchwegs sehr kinderreich sind, eine Auswanderung aber so gut wie ausgeschlossen ist.

Die heutige Lage im Gottscheerlande ist verzweifelt. Durch die strenge Abschließung des SHS-Staates ist der Bauer in den fruchtbareren Gebieten jener Länder bereits verarmt, der Gottscheer Bauer jedoch ist bei allem Fleiße auf der kärglichen Karstscholle geradezu auf den Bettelstab gebracht. Als Deutscher ist er von der Arbeit in den Industrien ausgeschlossen, für Vieh und Schweine fehlen die Käufer, die Nachfrage nach Holz ist gering. Der Hausierhandel, dem er in der alten Monarchie den Winter über ungehindert nachgehen konnte, ist ihm, dem Ausländer, verwehrt. Und selbst wenn mitfühlende österreichische Städte eine Ausnahmsbewilligung erteilen, verweigert ihm der österreichische Konsul in Laibach bei wörtlicher Auslegung von Gesetzesbindungen das Einreisevisum. Zu all dem der Druck durch die jugoslawischen Behörden, selbst in den unbedeutendsten Dingen. Das deutsche Schulwesen, einst auf vorbildlicher Höhe, ist zertrümmert. In 17 Schulorten sind die deutschen Klassen in rein slowenische umgewandelt worden, und in den restlichen 16 vegetieren sie als „Nebenklassen" unter fanatischen Lehrern, die das Deutsche nur schlecht radebrechen. Die Auflassung geschah überall, wo die Schülerzahl unter 40 beträgt, auch wenn kein Kind der slowenischen Nationalität zugeteilt wurde. Morobitz hatte bis vor kurzem eine zweiklassige deutsche Schule. Da stachelten slowenische Hetzer aus der Stadt Gottschee die benachbarten Tiefenbacher in hinterlistiger Weise auf, bei der Regierung um eine eigene Schule anzusuchen. Diese taten in ihrer Herzenseinfalt, wie es gewünscht wurde, erhielten postwendend die Erfüllung ihrer Bitte zugesagt. Nun aber hatten weder Tiefenbach noch Morobitz die vorgeschriebene Schülerzahl 40, und beide Schulen wurden kaltblütig in reinslowenische umgewandelt. Die Proteste nachher werden mit Spott beantwortet. In den Orten mit deutschen Nebenklassen bestimmt die Behörde allein, in welche Nationalschule die Kinder zu kommen haben. Die Slowenen Krains schicken jährlich ihre Söhne und Töchter zu Hunderten auf die höheren Schulen Österreichs und Deutschlands. Den Gottscheern ist es jedoch laut Erlaß des Obergespanns von Laibach Z. 56/2 vom 17. März 1925 strengstens verboten. Im September 1926 wurde der Erlaß neuerdings eingeschärft und betont, daß Ausnahmen auf keinen Fall gemacht werden können. Erst seit kurzer Zeit

ist es den Gottscheern wieder erlaubt, mit den Beamten der Obrigkeit mündlich die deutsche Sprache zu gebrauchen. Bis dahin mußte das des Slowenischen unkundige Bäuerlein mit den Beamten, die durchaus höhere österreichische Schulen genossen hatten, also vorzüglich deutsch sprechen, mit selbstmitgebrachten, kostspieligen Dolmetschern slowenisch verkehren.

Die einzigen Vereine, die dem Gottscheer belassen wurden, sind die Feuerwehrvereine, und diesen wurde die slowenische Kommandosprache aufgezwungen. Selbst der Vogelschutzverein verfiel 1925 der Auflösung. Im Herbst 1926 wurde der Gesangverein in Gottschee — das drittemal seit 1919 — aufgelöst, weil sich einige Mitglieder erkühnt hatten, nach Klagenfurt zu einer ausschließlich geselligen Zusammenkunft der Gottscheer in Kärnten zu kommen. Die Teilnehmer wurden des Hochverrats angeklagt.

Wer erkennen will, wie diese Deutschen denn erst bei ernsteren Dingen behandelt werden, hat schon nach diesen wenigen Proben vollen Einblick.

Das Burgenland

Von Viktor Miltschinsky in Wien

Seit Kriegsende hat sich das Binnendeutschtum zu der Erkenntnis durchgerungen, welch überragende Bedeutung das Grenz- und Auslanddeutschtum für die Heimat haben. Vor dem Kriege stand es, sehr zum Schaden des deutschen Volkes, um dieses Wissen schlecht. Vor allem von den Deutschen in der unmittelbaren Nachbarschaft seines engeren Heimatstaates wußte der Binnendeutsche wenig, und so kam es, daß manche Probleme, die der Umsturz aufwarf, gar nicht als solche erkannt wurden. Ein Beispiel hiefür ist das Burgenland. Als nach dem Umsturz diese Bezeichnung plötzlich als neuer Name für die von Deutschen bewohnten Gebiete an Ungarns Westgrenze auftauchte und von dem Anschluß dieser Gebiete an Österreich die Rede war, war mancher Deutsche sehr überrascht. Gewiß hatte man in der Schule gelernt, daß im alten Pannonien vor der Völkerwanderung verschiedene germanische Stämme ihren Wohnsitz hatten, daß Karl der Große nach Besiegung der Avaren in diesem Gebiete eine deutsche Grenzmark errichtete, daß um das Jahr 1000 der neu aus dem Osten nach Europa vorgedrungene mongolische Stamm der Magyaren in Ungarn seßhaft wurde, König Stephan der Heilige aber, um seinen ungarischen Staat aufbauen zu können, scharenweise deutsche Ansiedler ins Land rief, die sich, wie überall, auch hier großartig bewährten. Aber war denn von diesen Deutschen jetzt, 900 oder 1100 und 1400 Jahre später, noch etwas übrig?

Gerade in Westungarn hat sich das Deutschtum sehr gut gehalten, wozu zwei Umstände beigetragen haben: einmal gehörte Westungarn staatsrechtlich und verwaltungstechnisch überhaupt erst seit 1647 zu Ungarn, vorher war es zumeist in deutschem Besitz (schon 1074 kam beispielsweise das Gebiet von Wieselburg an den deutschen Kaiser Heinrich IV.) und wurde zuletzt die längste Zeit von der niederösterreichischen Regierung verwaltet; die niederösterreichischen Stände haben auch die auf Drängen der Magyaren zustande gekommene Verfügung Kaiser Ferdinands III., womit die deutschen Grenzbezirke im Osten plötzlich dem ungarischen Staate einverleibt wurden, nie anerkannt und noch 1835 in ihrer Huldigungsadresse an Kaiser Ferdinand I. (von Österreich) die Wiederangliederung des widerrechtlich abgetrennten Gebietes an Niederösterreich verlangt; zweitens stand die Bevölkerung Westungarns mit den angrenzenden deutschen Ländern Steiermark und Niederösterreich in steter Berührung. Die Grenze zwischen Österreich und Ungarn,

die sich im allgemeinen lediglich als Verwaltungsgrenze auswirkte, behinderte den Verkehr gerade zwischen den deutschen Sprachgebieten so gut wie gar nicht. Im Laufe der Zeit vervielfachten sich nur die Beziehungen, so noch zuletzt, als in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts Wien seinen mächtigen Aufschwung nahm, auch Graz sich ausbreitete und die niederösterreichisch-steirische Industrie rasch emporwuchs. Das nahe Deutschwestungarn, ein von der Natur reichgesegneter Landstrich, wurde immer mehr zur Fleisch-, Korn-, Gemüse-, Obst- und Milchkammer aller dieser Gebiete.

Diese Entwicklung der jüngsten Zeit ist um so wichtiger, als sie so ziemlich zusammenfällt mit einem für die Deutschen tödlichen Emporschnellen des magyarischen Chauvinismus. Es ist die Zeit, wo die Theorie vom „ungarischen Nationalstaat" ihre vollendete Ausbildung erfährt und in allem rücksichtslos angewandt wird. Es sollte in Ungarn künftighin nur mehr Magyaren geben. Die Apponyischen Schulgesetze kamen, die nichtmagyarischen Nationalitäten wurden „niedergeschrien und niederverwaltet", wie Adam Müller-Guttenbrunn sagt, nach außen hin aber, vor der Welt, leugnete man ihr Dasein. Mag es nun den westungarischen Deutschen zu Bewußtsein gekommen sein oder nicht, sie hatten in dem schweren Kampfe um ihre Selbstbehauptung auf jeden Fall einen wirksamen Rückhalt an dem deutschen Gebiet jenseits der Grenze. Mochte auch die gesamte Verwaltung, ja selbst die Schule rein magyarisch sein und im Dienste des „kalten Terrors" stehen, wie die unblutigen Ausrottungsmethoden der Magyaren auch genannt wurden; mochte auch die deutsche Intelligenz, wie ja leider so oft in der Vergangenheit, zu einem beträchtlichen Teile in das Lager der nationalen Gegner übergehen, die große Masse des Volkes, die Kinder mit eingeschlossen, blieb im ständigen Verkehr mit den Deutschen in Österreich in Sprache und Wesen stets gut deutsch und ebenso auch ein Teil der führenden Personen. Die westungarischen Deutschen konnten bis zuletzt ihrem Volkstum nie so weit entfremdet werden, wie dies den Magyaren zum Teil anderswo gelang, vor allem bei den Banater Schwaben, die sich weder auf jemanden stützen konnten, noch auch in sich so gefestigt waren wie die fest um ihre Kirche geschartеn Siebenbürger Sachsen.

So kam der November 1918 und der Zusammenbruch und Umsturz. Allenthalben wurde das Selbstbestimmungsrecht der Völker verkündet und Österreich-Ungarn verfiel der Auflösung. Was war angesichts der bisherigen Entwicklung, angesichts der in Ungarn bestehenden Verhältnisse selbstverständlicher, als daß jetzt auch Deutschwestungarn seine Befreiung vom magyarischen Joch forderte und seinen Anschluß an Österreich-Deutschland erklärte, mit dem es überdies auch wirtschaftlich so innig verknüpft war, daß die Aufrichtung einer politischen und Zollgrenze an Stelle der bisherigen Verwaltungsgrenze katastrophale Folgen für seine Wirtschaft hätten haben müssen. Nicht minder selbstverständlich war es aber auch, daß Österreich sich zum Anwalt Deutschwestungarns bei der Friedenskonferenz machte und unter Berufung auf das Selbstbestimmungsrecht der Völker die Angliederung des geschlossenen deutschen Sprachgebietes von Westungarn oder des Burgenlandes, wie es nun genannt wurde, begehrte, wobei es neben den nationalen auch schwerwiegende wirtschaftliche Gründe ins Treffen führen mußte.

Trotz der Unanfechtbarkeit seiner Haltung wurde Österreich in jener Zeit von magyarischer Seite heftig angegriffen. Einzelne der gebräuchlichsten Schimpfworte für die Österreicher wie „Leichenräuber" und „Leichenschänder" kann man gelegentlich auch heute noch hören und lesen; allerdings wohl hauptsächlich in der Provinz, aber es ist trotzdem für die Einstellung breiter magyarischer Kreise bezeichnend. Der deutsche Standpunkt dazu ist gegeben: So sehr die Magyaren, die heute 3,3 Millionen Stammesgenossen unter fremdem Joche schmachten haben, unsere Schicksalsgenossen sind, sie werden einsehen müssen, daß es kein „Leichenraub" war, sondern unabwendbare Folge der gegebenen Verhältnisse, wenn das deutsche Burgenland, das vor 275 Jahren durch den Willkürakt eines Herrschers Ungarn angegliedert worden war, von seinem Selbstbestimmungsrecht Gebrauch machte.

Aber auch von deutsch-ungarischer Seite wurde da und dort gegen die Angliederung des Burgenlandes an Österreich Stellung genommen und hiebei vor allem geltend gemacht, daß sie das ungarländische Deutschtum zahlenmäßig so sehr schwäche, daß der kleine noch bei Ungarn verbleibende Rest zum Untergange verurteilt sein würde. Vertreter dieser Ansicht kamen sogar persönlich nach Wien, München, Berlin, um zu bewirken, daß Österreich das Burgenland aufgebe. Ihre Bemühungen mußten aus mehrfachen Gründen erfolglos bleiben. Einmal standen diese Personen unter dem Druck der Budapester Regierung, die in der Hoffnung, auf diese Weise etwas zu erreichen, auch geeignete Deutsche vorschickte. Sie konnten sich bei den in Ungarn herrschenden Verhältnissen diesem Druck nicht ohne weiteres entziehen, andererseits konnte man sie eben darum kaum ernst nehmen. Dazu kommt, daß ihre Gründe an sich nicht stichhaltig waren. Behielt Ungarn irgendeine Möglichkeit, seine Magyarisierungspolitik fortzusetzen, so war auch eine etwas größere Zahl der Deutschen kein Schutz dagegen, es wäre nur auch noch das Burgenland mit magyarisiert worden. Da war es denn doch klüger, wenigstens die rund 400000 Burgenländer vor diesem Schicksal zu bewahren. Damit stärkte man zugleich das kommende Großdeutschland und versetzte es in die Lage, sich der ungarländischen deutschen Minderheit wieder nachdrücklicher anzunehmen. Entscheidend aber war schließlich eines: Beim Burgenlande handelte es sich um die Angliederung eines geschlossenen Gebietes an das angrenzende binnendeutsche Gebiet, an das gesamtdeutsche Mutterland, und dagegen gibt es überhaupt kein Argument.

Getadelt wurde Österreich aber auch noch von einzelnen binnendeutschen Kreisen, die das Burgenland den Magyaren belassen wollten, um die deutsch-magyarische Freundschaft nicht zu gefährden. Nur eine krasse Verkennung der Verhältnisse einerseits und mangelndes Volksgefühl auf der anderen Seite hatten diese kurzlebige Blüte politischer Phantastik emporsprießen lassen.

Österreich ist den einmal beschrittenen Weg unbeirrt weitergegangen und konnte schließlich auch den einzigen Erfolg erzielen, der bei den Friedensschlüssen für das deutsche Volk überhaupt erreicht werden konnte: die Entente sprach ihm das Burgenland zu, sogar bedingungslos, d. h. unter Verwerfung der Volksabstimmung, die es beantragt hatte (2. September 1919). Ganz allerdings deckte sich die Österreich bewilligte Grenze nicht mit der deutschen Sprachgrenze im Osten, rund 70000 Deutsche verblieben unter fremder Herrschaft, und zwar etwa die Hälfte davon bei Ungarn, der Rest bei der Tschechoslowakei (Preßburg mit über 32000 Deutschen). Auch kam Österreich erst im Dezember 1921 wirklich in den Besitz des Burgenlandes, solange hatten sich die Magyaren geweigert, es herauszugeben. Und schließlich verlor Österreich am 14. Dezember 1921 durch eine „Volksabstimmung" — in Wirklichkeit einen italienisch-magyarischen Gewaltstreich ohne Beispiel — wieder Ödenburg, wodurch das Burgenland seiner natürlichen Hauptstadt und seines Verkehrsmittelpunktes beraubt wurde. Es fehlt hier der Raum, um auf die furchtbaren Leiden, die das Burgenland bis zu seiner Befreiung zu erdulden hatte, einzugehen[1]). Dasselbe gilt für die Ödenburger „Volksabstimmung".

In seiner heutigen Gestalt umfaßt das österreichische Burgenland 3967,19 qkm mit 285609 Einwohnern. Hievon sind 226572 (oder 79,4 vH) Deutsche, 42014 (14,7 vH) Kroaten, 13979 (4,9 vH) Magyaren, 2864 (1 vH) Zigeuner u. a. Von den Magyaren sind 4366 Ausländer, die Magyaren österreichischer Staatsbürgerschaft bilden nur 3,2 vH der Gesamtbevölkerung. Die Kroaten sind um die Mitte des 16. Jahrhunderts aus Kroatien und Dalmatien eingewandert. Sie flüchteten vor den sie bedrängenden Türken, anderseits ließen sie sich im Burgenlande in den von den Türken nach 1529 verwüsteten Gegenden nieder und haben sich in einer Reihe von Sprachinseln bis heute erhalten. Sie bilden in 50 von den 326 Gemeinden des Burgenlandes die Mehrheit. Sie sprechen aber alle auch deutsch und sind mit ganzem Herzen bei Österreich, wo sie sich kulturell frei ausleben können.

[1]) Vgl. Miltschinsky, Das Verbrechen von Ödenburg. 1922. Kommissionsverlag „Literaria", Wien I, Sterngasse 11.

Einige Ziffern mögen noch die wirtschaftliche Bedeutung des Burgenlandes für Österreich kurz dartun. 1925 führte es nach dem übrigen Österreich aus: 694300 q Kornfrüchte, 46000 q Obst, über 100000 hl Wein, 2000 Pferde, 17000 Rinder, 19500 Kälber, 50400 Schweine, 207800 Stück Geflügel, 275000 hl Milch, 1215 q Butter und Käse und 16 Millionen Stück Eier. Der Wert der Gesamtausfuhr nach Österreich wird auf über 100 Millionen Schilling geschätzt.

Dabei steht das Land jedoch erst am Beginn einer neuen Entwicklung. Die Verbesserung der Bewirtschaftungsmethoden, die Verbesserung der Verkehrsverhältnisse, die sehr im argen lagen, werden das Burgenland noch viel leistungsfähiger machen. Aber auch auf anderen Gebieten hat es noch große Möglichkeiten vor sich: es besitzt eine Reihe von Heilquellen, es besitzt den Neusiedlersee, der im Begriff steht, das „Meer der Wiener" zu werden usw. So sind die Burgenländer, ganz abgesehen davon, daß ihnen die Angliederung an Österreich die nationale Freiheit brachte, auch aus wirtschaftlichen Gründen begeisterte Österreicher.

Nach wie vor wird die magyarische Öffentlichkeit über die wahre Gesinnung der burgenländischen Bevölkerung getäuscht; man spricht in Ungarn vom deutschen Burgenland noch immer als von dem „besetzten" und „unerlösten" Gebiet und bildet sich zugleich eine burgenländische Irredentabewegung ein, die es in Wirklichkeit nie gegeben hat, noch je geben wird.

An und für sich könnte uns das ganz unberührt lassen, wenn es den Magyaren Vergnügen bereitet; anders aber, wenn sie das Ausland falsch unterrichten oder aber, während sie auf der einen Seite von der „Rückeroberung" des Burgenlandes sprechen, sich zugleich um die Freundschaft Deutschlands bewerben, ja sogar deutsche Kreise gegen das deutsche Burgenland zu mobilisieren versuchen, wie es z. B. im vergangenen Juli anläßlich einer großen Pfadfinderveranstaltung in Budapest geschah. Man ließ die deutschen Gäste vor dem Irredentadenkmal für das „geraubte Westungarn" vorbeidefilieren und schrotete dann diesen Mißbrauch der deutschen Jungen gegen das Burgenland aus. Übrigens ist, trotzdem dieser Vorfall in Deutschland sehr übel vermerkt worden ist, kurz darauf noch ein zweites Mal etwas Ähnliches versucht worden: auch anläßlich des Besuches, den reichsdeutsche Parlamentarier anfangs September in Budapest machten, hatten die Magyaren den Besuch der Irredentadenkmäler auf das Programm gesetzt und ließen diesen Punkt erst fallen, als von deutscher Seite abgewinkt wurde.

Diese Dinge vertragen sich nicht miteinander. Will Ungarn Deutschlands Freundschaft, gut! Aber dann muß es mit dem einigen Großdeutschland rechnen, und dazu gehören auch Österreich und damit nicht zuletzt das Burgenland.

Die Deutschen in Ungarn

Von Günther Berka in Wien

Mutter Germania umfängt ihre Kinder nicht immer mit gleicher Liebe. Das Schicksal der Deutschbalten, Deutschböhmen, Südtiroler, Elsässer ist in aller Munde. Spricht man von Deutschungarn, so tauchen in der Erinnerung deutsche Stammesnamen wie Siebenbürger Sachsen, Banater Schwaben, vielleicht auch Zipser-Sachsen auf; man weiß allenfalls, daß diese deutschen Stämme, die Altungarn bewohnten, nunmehr unter der Herrschaft der Staaten der kleinen Entente stehen. Allein die Erkenntnis, daß im heutigen Rumpfungarn nahezu 600000 Deutsche wohnen, die nicht nur auf Grund ihrer Zahl, sondern auch auf Grund der ihnen innewohnenden Werte das Recht in Anspruch nehmen können, vom deutschen Gesamtvolke beachtet zu werden, ist noch nicht in weitere Kreise gedrungen.

Die deutsche Minderheit in Ungarn ist Grenz- und Auslanddeutschtum. Grenzlanddeutschtum insoferne, als entlang der österreichischen Grenze rund 60000 Deutsche in Westungarn wohnen, also dem geschlossenen Sprachgebiete angehören. Von diesen wohnen ungefähr 17000 in Ödenburg, das dem verfälschten Ergebnis der Volksabstimmung vom 14. Dez. 1921 die Abtrennung von seinem natürlichen Hinterlande, dem Burgenlande und damit einen nahezu vollständigen wirtschaftlichen Zusammenbruch zu danken hat. Die Deutschen Westungarns sind im allgemeinen die Nachkommen jener Deutschen, die durch Karl den Großen, Heinrich IV. und in der Zeit nach den Türkenkriegen angesiedelt wurden.

Viel jünger ist die Ansiedlung der übrigen Deutschen Rumpfungarns. Die Ansiedlungspolitik der Habsburger Karls IV., Maria Theresias und Josephs II., die durch die Bestrebungen ungarischer Grundbesitzer, tüchtige Kolonisten zu gewinnen, unterstützt wurde, brachte zahlreiche deutsche Bauern aus Südwestdeutschland nach Ungarn, deren Nachkommen mit rund 480000 Köpfen den Hauptteil der heutigen deutschen Siedlungen in Rumpfungarn darstellen. 60000 Deutsche wohnen in der Hauptstadt Budapest.

Das Schicksal der Deutschen in Ungarn vom Jahre 1867, dem Jahre der Gründung eines neuen Ungarn, bis zum Kriege ist zu bekannt, als daß hierüber viel Worte zu verlieren wären. Das Ziel der amtlichen ungarischen Politik ist mit dem Ausspruch einer magyarischen Zeitung gekennzeichnet, die erklärte: „Wir können die ungarischen Deutschen als eine große und reiche Reserve betrachten, aus der die magyarische Intelligenz beständig ergänzt und mit den vorzüglichsten Eigenschaften des deutschen Volkes bereichert wurde."

Die Ereignisse des Krieges blieben jedoch nicht ohne Wirkung auf das Selbstbewußtsein der ungarischen Deutschen. Die magyarische Tünche fiel ab; nicht als deutschsprechende Ungarn, sondern als ungarländische Deutsche erhoben unsere Volksgenossen die Forderung nach freier nationaler Entfaltung.

Der Zusammenbruch rückte die Gefahr der Aufteilung Ungarns an die Nachbarstaaten in drohende Nähe. In erster Linie waren naturgemäß die Randgebiete gefährdet, die in der Mehrheit von nichtmagyarischen Völkern bewohnt sind. Die Regierung Karolyi trachtete durch Gewährung der territorialen Selbstverwaltung die Nationalitäten Ungarns staatstreu zu erhalten. Das Selbstbestimmungsrecht der Völker sollte sich, so hoffte sie, zugunsten Ungarns auswirken. Die Regierung Karolyi, die im März 1919 von den Bolschewisten abgelöst wurde, dauerte zu kurz, als daß man feststellen könnte, ob sie die Absicht hatte, diese Gesetze auch durchzuführen. Die Minderheitengesetze der Kommunistenherrschaft teilten die Lebensdauer der kommunistischen Regierung.

Die „weiße" Regierung Friedrich bestellte einen der Führer der deutschen Minderheit in Budapest, Universitätsprofessor Bleyer, zum Nationalitätenminister, der versuchte, durch eine Reihe von Verordnungen den deutschen Gemeinden Ungarns deutsche Schulen zu sichern. Es zeigte sich indessen bald, daß die Aussichtslosigkeit, einen Gebietsverlust Ungarns durch Entgegenkommen den ungarländischen Nationalitäten gegenüber zu verhindern, für das Schicksal dieser Nationalitäten, soweit sie nach dem Vertrag von Trianon bei Ungarn verblieben, von weittragender Bedeutung war. Wohl erklärten die führenden Politiker wiederholt, daß die Nationalitätenpolitik Ungarns vor dem Kriege ein Fehler war und geändert werden müsse. Allein der Widerstand, den Bleyer bei der Regierung und den unteren Verwaltungsstellen fand, war ein Beweis für viele, daß vom Versprechen zur Erfüllung ein weiter Weg ist. Bleyer trat zurück und widmete sich ganz der kulturellen Organisation des ungarländischen Deutschtums.

Unter der Regierung Bethlen trat zunächst ein arger Rückschlag ein. Auch die bescheidensten Schulforderungen der Deutschen blieben unerfüllt. Einer Abordnung der deutschen Bevölkerung Ödenburgs war vor der Volksabstimmung die Errichtung einer deutschen Winzerschule zugesichert worden; die Schule wurde nach der Volksabstimmung errichtet, aber mit magyarischer Unterrichtssprache.

Mit unglaublichen Mitteln wurde die Wahl deutscher Abgeordneter verhindert. Ein Regierungskommissär, der für die deutschsprachigen Angelegenheiten Ungarns eingesetzt wurde, um nach außenhin die Minderheitenfreundlichkeit der Regierung zum Ausdruck zu bringen, fragte im „Neuen politischen Volksblatte", wozu man deutsche Schulen brauche, da man ja auch zu Hause deutsch lernen könne.

Die ungarische Regierung brachte sich durch dieses Verhalten selbst in eine schwierige Lage. Nachdem der Vertrag von Trianon nun einmal Ungarn um zwei Drittel seines Staatsgebietes und um ein Drittel seiner magyarischen Bevölkerung gebracht hatte, bot die ungarische Regierung ihre besten Köpfe auf, um beim Völkerbund, der Interparlamentarischen Union und anderen internationalen Organisationen für den Schutz der magyarischen Minderheiten einzutreten. Der Zusammenhang zwischen dem Schicksal der nichtmagyarischen Minderheiten in Ungarn mit dem der magyarischen im Ausland wurde von keinem Geringeren als dem Grafen Apponyi mit klaren Worten gekennzeichnet: „Jeder Wehschrei, jede noch so berechtigte Beschwerde dieser unserer Brüder werden selbstverständlich in ihrer moralischen Kraft zusammenbrechen, wenn man sich darauf berufen kann, Ungarn behandelt seine fremdsprachigen Bürger ebenfalls nicht anders. Nur eine an Unzurechnungsfähigkeit grenzende Kurzsichtigkeit könnte sich dieser Erkenntnis verschließen."

Man kann leider nicht behaupten, daß die Regierung Bethlen besonderen Weitblick bewies. Sie rechnet offenbar damit, daß Gesetze, Verordnungen, Botschaften usw. ausreichen, um die moralische Grundlage für ein Eintreten Ungarns im Interesse der magyarischen Minderheiten im Ausland zu schaffen. Und auch hiezu wurde sie nur dadurch gezwungen, daß die Lage der deutschen Minderheit in Ungarn in einem weiteren Kreise der Öffentlichkeit behandelt wurde, als es ihr erwünscht war.

In dem Ringen der ungarländischen Deutschen handelt es sich im wesentlichen um zwei Fragen: um das Recht vereinsmäßiger Organisation und um das Recht auf deutsche Schulen. Die Voraussetzung für eine befriedigende Lösung dieser Frage wurde zwar in zwei Verordnungen vom Juni und August 1923 gegeben. Es dauerte aber ein volles Jahr, bis der unmittelbar nach Herausgabe der erstgenannten Verordnung gegründete Ungarländisch-Deutsche Volksbildungsverein die Genehmigung der Regierung erhielt, wobei sich die Führer der Deutschen gefallen lassen mußten, daß eine Reihe von Persönlichkeiten, die zwar deutscher Abstammung sind, aber bisher in keiner Weise deutsche Gesinnung betätigt hatten, als Vertrauensmänner der Regierung in den Ausschuß des Vereins eintraten. Immerhin muß anerkannt werden, daß durch Gründung des Vereins, der sich bald auf gegen 200 deutsche Gemeinden erstreckte und gegenwärtig über 12000 Mitglieder zählt, die deutsche Bewegung eine mächtige Förderung erhielt. Der Verein und das „Sonntagsblatt" sind die Hauptstützen des ungarländischen Deutschtums.

Wenn indessen die Bilanz der ungarischen Minderheitenpolitik einen Passivsaldo zu Lasten der ungarischen Regierung ergibt, so liegt die Schuld in der nach wie vor ungelösten Schulfrage. Die Schulordnung vom August 1923 sieht zwar die Einführung des deutschen Unterrichts auf Verlangen der Eltern vor; sie hat jedoch neben 2 Schultypen (A: Schulen mit Deutsch als Unterrichtssprache und Magyarisch als Unterrichtsgegenstand, B: Schulen mit gemischtem deutschen und magyarischen Unterricht) noch einen Typ C gesetzt, der den Unterricht in magyarischer Sprache, Deutsch jedoch nur als Unterrichtsgegenstand vorsieht und daher niemals als „Minderheitenschule" angesehen werden kann. Die offenkundige Absicht der Regierung geht dahin, die Deutschen in Ungarn mit dem Typus C abspeisen zu wollen. Nur in Westungarn ist der Typus A erhalten geblieben.

Am 25. Oktober 1926 hat Ministerpräsident Graf Bethlen den Deutschen neuerdings die deutsche Volksschulbildung zugesichert, jedoch auf „gewisse technische Schwierigkeiten hingewiesen, die erst stufenweise überwunden werden müßten, was naturgemäß eine gewisse Zeit in Anspruch nähme".

Das Vorhandensein solcher Schwierigkeiten kann indessen nicht anerkannt werden, weil die Regierung zur Beseitigung drei volle Jahre Zeit hatte. Der Hinweis darauf erweckte vielmehr den Verdacht, daß damit eine neuerliche Verzögerung in der Durchführung der Schulforderungen gerechtfertigt werden soll. Dieser Verdacht wurde dadurch bestärkt, daß die Wahl eines Abgeordneten der Regierungspartei durch die deutschen Wähler des betreffenden Wahlbezirkes der Anlaß zu dieser Botschaft des Grafen Bethlen war. Die in die Nähe gerückten Neuwahlen ließen es offenbar wünschenswert erscheinen, den bisherigen Abgeordneten die Stimmen der deutschen Wähler durch neue Versprechungen zu sichern.

Diese Hoffnungen sind bei den Parlamentswahlen nur teilweise in Erfüllung gegangen. Es gelang allerdings, der Wahlbewerbung der deutschen Führer, Dr. Gündisch' und Faul-Farkas', denen von der Regierung Mandate zugesichert waren, so viele Schwierigkeiten entgegenzusetzen, daß sie es vorzogen, zurückzutreten.

Dagegen stellte sich Universitätsprofessor Dr. Bleyer im südungarischen Bezirke Villany, auf dem Programm der Regierungspartei stehend, dem offiziellen Regierungskandidaten Förster entgegen. Dieser Wahlkampf war eine Kraftprobe des ungarländischen Deutschtums, die es glänzend bestand. Trotzdem Bleyer mit dem größten Widerstande zu kämpfen hatte, der so weit ging, daß er eines Abends aus dem Kreise der deutschen Wähler von der Gendarmerie verhaftet wurde, blieb er mit 1700 Stimmen Mehrheit Sieger. Diese Wahl kann seit der Gründung des Sonntagsblattes und des ungarländisch-deutschen Volksbildungsvereins als der größte Erfolg der Deutschen in Ungarn bezeichnet werden, weil sie ein Beweis ist, wie tief die deutsche Bewegung in der schwäbischen Bevölkerung Fuß gefaßt hat.

Überdies wurden Minister a. D. Dr. Gratz, der 1. Vorsitzende des Volksbildungsvereins, als Regierungswahlwerber im Wahlkampfe gegen einen deutschen Sozialisten, Professor Neuberger und Landwirt Wachtler als deutsche Bewerber gewählt, so daß nunmehr die Voraussetzungen für eine tatkräftige Vertretung der deutschen Minderheitsinteressen im ungarischen Parlamente gegeben sind. Es wird Sache dieser Abgeordneten sein, vor allem auf eine Lösung der Schulfrage und auf eine Änderung im Verhalten der unteren Verwaltungsbehörden zu dringen, die noch immer mit der bequemen Begründung, die deutsche Bewegung sei pangermanisch und gegen die Interessen des Staates gerichtet, die deutsche Bevölkerung, wenn nötig mit den Bajonetten der Gendarmerie, einzuschüchtern versuchen.

Wesentlich für das Schicksal der deutschen Minderheit in Ungarn ist die moralische Hilfe durch das deutsche Gesamtvolk. Sie hat nicht immer mit der wünschenswerten Kraft eingesetzt. Man konnte Stimmen hören, die die Deutschen Ungarns der deutsch-magyarischen Freundschaft zuliebe opfern wollen, wobei sie allerdings vergessen, daß die 7 Millionen Magyaren an der deutsch-magyarischen Freundschaft zweifellos größeres Interesse besitzen als die 70 Millionen Deutschen.

Es gibt Deutsche, nicht allein junge unerfahrene Studenten, sondern auch Politiker, ja sogar Staatswürdenträger, die bei Besuchen in Budapest derart dem Zauber magyarischer Gastfreundschaft verfielen, daß sie entweder ihre Brüder in Ungarn überhaupt vergaßen oder Potemkinsche Dörfer für Wirklichkeit nahmen.

Es gibt auch Deutsche, die trotz des Versailler Vertrages noch immer nicht erfaßt haben, daß die Grenzen des deutschen Staates nicht die des deutschen Volkes sind und daß aus dieser Tatsache dem Binnendeutschtum Pflichten gegenüber denjenigen Volksgenossen erwachsen, die außerhalb dieser Grenzen leben.

Merkwort

In der Gesellschaft wie im Staat hat das 19. Jahrhundert das Gefühl ausschalten wollen. Die Gesellschaft kann aber nicht ohne soziales Gefühl, der Staat nicht ohne Nationalgefühl bestehen. Diese Gefühle sind sogar wichtiger als die Gesellschaft und der Staat.

Wissenschaftliche Rundschau

Isaak Newton

Zu seinem 200jährigen Todestage

Von Heinrich Wieleitner in München

Wenn ich im folgenden Einiges zum Gedächtnis Newtons sage, so kann es nicht meine Absicht sein, alle Daten seines Lebens und seiner Veröffentlichungen aufzureihen; ich kann vielmehr nur auf Hauptpunkte aufmerksam machen.

Newton ist am 31. März des Jahres 1727 gestorben. Er gehört zu den größten Naturforschern aller Zeiten und wird immer zu diesen gehören, wie sich unsere Kenntnisse auch mehren und unsere Auffassungen ändern mögen. Über sein Leben weiß man recht wenig Genaues. Denn erst 100 Jahre nach seinem Tode gab sich einer seiner Landsleute, der Physiker David Brewster, die Mühe, eine eingehendere Biographie Newtons zu bearbeiten. Diese erschien 1831 als ein Bändchen der Sammlung „The Family Library" und ist noch heute die Grundlage für alles Biographische.

Geboren wurde Newton am 5. Januar 1643 als Sohn eines, man sagt wohl am besten, Gütlers; denn der „Gutsbesitz" seines vor seiner Geburt schon gestorbenen Vaters trug jährlich nur etwa 30 Pfund, und wenn seine Mutter nicht noch selbst eine Kleinigkeit besessen hätte, hätte sie überhaupt nicht genügend zum Leben gehabt. Aus Newtons Jugend erwähne ich nur, daß er sehr viel Freude und Geschick an mechanischen Konstruktionen hatte. Wichtig ist das Jahr 1666, da er wegen der zu Cambridge, wo er im Trinity College studierte, ausgebrochenen Pest nach seinem kleinen Landgut zurückkehrte, um dort zwei Jahre zu verweilen. Denn diese Zeit war offenbar die Keimzeit für alle seine großen mathematischen und physikalischen Entdeckungen.

Newton trat 1669 die ihm von seinem Lehrer Isaak Barrow überlassene Professur am Trinity College an. Aber seine Vorlesungen, die er später ganz einstellte, hatten keine Wirkung nach außen. Als er 1672 in die Royal Society aufgenommen wurde, geschah es hauptsächlich wegen der wirklichen Ausführung eines brauchbaren Spiegelteleskops, dessen Idee ja auch in England damals nicht mehr neu war.

War er zu Beginn seines Lebens sehr arm gewesen, so wandte sich das gegen den Schluß in das Gegenteil. Er trat 1696 eine Stellung in der Kgl. Münze an und wurde 1699 deren Vorstand, als welcher er jährlich 1500 Pfund hatte, auch heute noch ein nicht zu verachtendes Gehalt! Von 1693 an hörte jede wissenschaftliche Äußerung auf. Man hat einer schweren Krankheit die Schuld geben wollen. Aber völlig denkunfähig kann er als Münzmeister doch auch nicht gewesen sein, und er wurde überdies von 1703 an jährlich wieder zum Präsidenten der Royal Society ernannt.

Ein Charakterzug Newtons ist sicher bekannt, aus Briefen sowohl wie aus der Tatsache, daß alle seine Werke erst lang nach ihrer Entstehung, ja nach seinem Tode herauskamen, d. i. seine Scheu vor öffentlichem Auftreten und Streit, dem er doch nicht entging. Diese Scheu vor der Öffentlichkeit ist wohl auch der Grund, daß er in dem späteren Prioritätsstreit mit Leibniz über die Erfindung der Infinitesimalrechnung seinen Freunden mehr, als es gut war, freie Hand ließ. Einzig und allein sein Hauptwerk, die „Philosophiae naturalis principia mathematica" (Mathem. Grundlagen der Naturlehre), erschien auf Betreiben einiger Anhänger sofort nach seiner Entstehung 1687.

Newton war streng kirchlich und beschäftigte sich sogar selbst viel mit Fragen der Theologie. 1681 erschien ein Buch seines Freundes, des Philosophen Henry More vom Christs College über die Prophezeiungen Davids und die Apokalypse. Newton bedeckte den Druckrand seines Exemplars mit Bemerkungen. Ja, er muß um diese Zeit ein eigenes Werk über denselben Gegenstand geschrieben haben, das freilich erst 1733 herausgegeben wurde. Wenn ich hinzufüge, daß Newton auch streng konservativ war, und daß er zeitlebens Junggeselle blieb, habe ich über sein Leben wohl das Wichtigste gesagt.

Wissenschaftlich hat Newton in drei Richtungen Unsterbliches geleistet: 1. In der Begründung der sog. Infinitesimalrechnung, die er „Fluxionsrechnung" nannte, 2. in der Optik, insonderheit in der Farbenlehre, 3. in der Dynamik, besonders in all dem, was wissenschaftlich und weltanschaulich mit dem Gravitationsgesetz zusammenhängt. Diese Leistungen werden dadurch nicht beeinträchtigt, daß Newton, wie er selbst einmal sagte, nur deshalb so weit blicken konnte, weil er in der Lage war, sich auf die Schultern von Riesen zu stellen. Er meinte damit im besonderen Descartes, von dem er nicht nur Algebra und analytische Geometrie gelernt hatte, sondern von dessen Dioptrik er auch wahrscheinlich zu seinen ersten optischen Versuchen angeregt wurde. Ein „Riese" war auch Kepler, dem er ebenfalls in der Optik, besonders aber auch in der Himmelsmechanik Dank schuldete. Ja, er konnte bei Kepler sogar das richtige Attraktionsgesetz finden, über das Kepler selbst sozusagen gestolpert war. Man kann auch noch Galilei heranziehen, der die Fallgesetze geschaffen hatte, und Huygens, der ihm durch die Aufstellung der Sätze über die Zentrifugalkraft beträchtlich vorgearbeitet hatte. Für die Emissionstheorie des Lichts war ihm Gassendi vorbildlich, und Henry More beeinflußte ihn wesentlich in seinen Vorstellungen von Raum und Zeit. Nicht unbedeutenden Gewinn zog Newton auch noch in mathematischer Hinsicht aus dem Studium von Wallis und Barrow.

Diese Vorbilder und Einflüsse habe ich eigens etwas eingehender aufgeführt, um jetzt besonders betonen zu können, daß sie an der Größe Newtons nichts ausmachen. Was seine Leistungen in der Mathematik betrifft, so können diese einem Nichtfachmann ja überhaupt nicht klargemacht werden. Ich kann daher nur kurz sagen, daß es sich bei der Fluxionsrechnung darum handelte, für alle die vielen Fälle, wo in Geometrie und Mechanik Betrachtungen mit „unendlich kleinen Größen" sich aufdrängten, eine einheitliche Methode zu finden. Solche Rechnungen der „höheren Mathematik" bilden die Grundlage für unsere heutige Physik und Astronomie, ja für die ganze Technik. Es sind also wesentliche Teile unserer Kultur, die von diesem Fortschritt Newtons abhängen. Wie ich schon andeutete, entstand, vom Zaun gebrochen durch einen Anhänger Newtons, später ein Prioritätsstreit mit Leibniz, der etwa um dieselbe Zeit für die Infinitesimalrechnung einen in der Form sogar glücklicheren Kalkül erfunden hatte. Anfangs hatten Newton und Leibniz ihre gegenseitige Unabhängigkeit selbst anerkannt. Doch ist die Fluxionsrechnung keineswegs die einzige mathematische Leistung Newtons, die bis auf unsere Zeiten nachwirkt.

Newtons Entdeckungen in der Optik sind viel allgemeiner bekannt. Alle Haupterscheinungen am Spektrum hat er zum Teil zum erstenmal richtig beobachtet, zum Teil wenigstens in der uns heute geläufigen Weise erklärt. Das ist vor allem die Zusammensetzung des weißen Lichtes aus den einfachen Spektralfarben, deren er freilich 7 annahm, was seinem mystischen Gemüt sicher wohltat. Dazu erfand er das sonderbare Indigo als eigene Farbe. Alle Beobachtungen machte er unter dem von ihm entdeckten kleinsten Ablenkungswinkel. Die totale Reflexion, die wohl Kepler zum erstenmal beobachtet hatte, konnte er richtig mittels des Descartes-Snellius'schen Brechungsgesetzes erklären. Er setzte dann auch an seinem Spiegelteleskop statt des ursprünglich als Okular benützten ebenen Spiegels ein total reflektierendes Prisma ein. Er beginnt die Optik mit dem Satze, daß er hier nicht die Eigenschaften des Lichts durch Hypothesen erklären wolle. Aber im Grunde legte er sich doch auf eine Emission von Korpuskeln fest, die mit ungeheurer Geschwindigkeit vom leuchtenden Körper ausgehen sollten. Während aber Gassendi den Äther ganz ablehnte, hielt Newton es für zweckmäßig, daneben Ätherschwingungen anzunehmen. Newton änderte aber in dieser Hinsicht seine Meinung ein paarmal und stand auch der Wellentheorie von Huygens, wenn er sie auch bekämpfte, keineswegs völlig ablehnend gegenüber. Bei der Erklärung der nach ihm benannten Farbenringe machte ihm seine eigene Theorie große Schwierigkeiten.

So bedeutend Newtons Leistungen in der Farbenlehre auch sind, stehen sie doch etwas abseits von den übrigen. Seine wohl größte Leistung, die Erklärung des Laufes der Planeten aus dem Gravitationsgesetz, hat hingegen den engsten Zusammenhang mit seinen mathematischen Erfindungen. Ohne die Fluxionsrechnung wäre sie kaum möglich gewesen. Daß Newton diesen Zusammenhang in der Darstellung der „Principia" wieder ausdrücklich verwischt hat, ist eine bekannte, aber nie mit Sicherheit erklärte Tatsache. Auf alle Fälle gelang es ihm, die Keplerschen Gesetze auf mathematischem Wege aus dem Gravitationsgesetz abzuleiten und umgekehrt. Das war ein ungeheurer Fortschritt.

Der Gedanke der Gravitation selbst ist sehr alt und hat eine verwickelte Geschichte. Nun wurde das Gravitationsgesetz, allgemein als zwischen allen Körpern bestehend gedacht, was ebenfalls eine neue Idee war, das Grundgesetz für den ganzen Himmel. Der erste rechnerische Versuch, die Schwerkraft der Erde bis zum Mond auszudehnen, wurde von Newton bestimmt im Jahre 1665 unternommen. Es ist ebenso sicher, daß ihm die volle Durchführung erst

im Jahre 1685 gelang. Dann wurden die „Principia" rasch fertiggestellt und gedruckt. Um diese Vorgänge hat sich nun die Legende gerankt. Ich will die Geschichte von dem fallenden Apfel gar nicht erwähnen, der Newton angeregt haben soll. Aber die andere Legende ist wichtiger, die besagt, daß die erste Rechnung nicht stimmen konnte, weil der angenommene Wert des Erdradius zu klein war, und daß Newton nicht vor 1682 den richtigen Wert der Picardschen Gradmessung erfuhr, der unter großer Aufregung die Bestätigung der Richtigkeit gebracht habe. Diese Darstellung ist nämlich unhaltbar, weil die sehr guten Ergebnisse der Gradmessung von Snellius aus dem Jahre 1617 längst auch in England bekannt waren, und Newton im Jahre 1672 sogar selbst die „Geographia" des Varenius herausgab, worin sie enthalten waren. Außerdem kennt man eine Äußerung von Newton selbst, daß schon die erste Rechnung (die selbst nicht überliefert ist) ein ganz annehmbares Ergebnis gebracht habe. Der wahrscheinliche Grund für die Verzögerung war, daß Newton nicht damit zustande kam, die zuerst für punktförmige Massen berechnete Anziehung auf wirkliche (kugel- oder sphäroidförmige) Körper auszudehnen. Dieses Integrationsproblem zu lösen gelang Newton erst 1685. Von da ab ging alles glatt.

Irgend eine mechanische Erklärung der Gravitation wollte Newton nicht geben. Da sprach er das berühmte Wort (allerdings erst in der 2. Auflage 1713) „Hypotheses non fingo" (Hypothesen bilde ich nicht). Das darf aber nicht so verallgemeinert werden, wie wir das schon bei der Optik andeuteten, als ob Newton überhaupt keine Hypothesen hätte zulassen wollen. Erstens bezieht sich der Ausspruch nur auf den vorliegenden Fall. Er konnte zeigen, daß unter seiner Annahme alles stimmt. Auf eine Begründung dieser Annahme aber verzichtete er bewußt. Wen er mit der Äußerung außerdem treffen wollte, ist aber auch ohne weiteres klar. Das waren die früheren Welttheorien, besonders die auch in England noch immer sehr stark im Schwang befindliche Wirbeltheorie von Descartes, die phantasievoll bis ins einzelne ausgearbeitet waren, in der Anwendung auf rechnerische Probleme jedoch völlig versagten. Gegen Hypothesen, die man wirklich brauchen konnte, um weiter zu kommen, hatte auch Newton nichts einzuwenden. Newton stellt sich dadurch, daß er die philosophischen Rücksicherungen nach dem „woher" und „warum" schroff abschnitt, mit Galilei als großer Begründer moderner Naturauffassung in die erste Reihe. So sind auch seine berühmten Definitionen und Grundsätze, die er über die Begriffe Masse, Bewegung, Kraft aufstellte, nichts weiter als die für die damalige Problemlage besten Rechengrundlagen, ohne daß damit deren unbedingte oder ewige Gültigkeit behauptet werden sollte. Wenn Newton selbst ein bißchen an seine Grundsätze glaubte, wird man es ihm doch kaum verübeln. Das tun doch wohl auch die Modernen?

Ganz Ähnliches gilt von Newtons Aufstellungen über den absoluten Raum und die absolute Zeit, für die man ja heute nicht mehr sehr viel übrig hat. Newton hat auch hier Mores Ideen ganz modern benützt, indem er den absoluten Raum und die absolute Zeit als letzte Bezugssysteme einführte. Nur so konnte er das heute „klassisch" genannte Relativitätsprinzip für einfache Translationen aussprechen. Man muß Newtons Exaktheit und strenge Sachlichkeit, überall, wo er wissenschaftlich sein wollte, um so mehr bewundern, da man an anderen Stellen Beweise genug findet, wie sehr er sich im Privatleben Gedanken über das „warum" machte. Man muß bedenken, daß man damals erst wieder anfing, nach dem Vorgang von Hobbes und Locke (die auch keineswegs etwas gegen die Religion hatten) das Theologische vom Wissenschaftlichen zu trennen.

Newtons Werk wird nicht untergehen, auch wenn noch viel mehr daran wird verändert werden müssen, als dies schon heute der Fall ist. Von Descartes' Wirbeltheorie, die einmal alles zu erklären vermochte, weiß schon längst kein Mensch mehr etwas. Das ist der große Gegensatz. Und wir ehren Newton um so mehr, als er selbst bescheiden dachte von seinen Fortschritten. Verglich er sich doch in letzten Gesprächen mit einem Knaben, der am Gestade des großen Ozeans der Wahrheit einige hübsche Kieseln und Muscheln gefunden habe. Gewiß ist seitdem wieder wertvolles Strandgut aufgelesen worden. Aber der große Ozean der Wahrheit liegt noch immer in seiner ganzen Unendlichkeit vor uns.

* * *

Leser, die sich etwas eingehender über Newtons Anteil an der Erfindung der Infinitesimalrechnung unterrichten wollen, verweisen wir auf Wieleitners Schriftchen „Die Geburt der modernen Mathematik" II (in der Sammlung „Wissen und Wirken", Karlsruhe, G. Braun).

Aus Zeit und Geschichte

Das Auslanddeutschtum im Jahr 1926

Von Dr. Wahrhold Drascher in Stuttgart

Bereits bei der vorjährigen Übersicht an dieser Stelle (Februar-Heft 1926 der S. M. „Der deutsche Adel") konnte mit Freude festgestellt werden, daß die lebhafte Anteilnahme der Heimat an den Geschicken der Volksgenossen in der Fremde einen vielversprechenden Aufschwung genommen hat. Dieses Mitgefühl, das sich bisher hauptsächlich darauf beschränken mußte, die Erinnerung an die Leistungen der Auslanddeutschen wach zu halten und die Verbindung mit ihnen enger zu gestalten, konnte im Jahre 1926 endlich mehr als bisher auch in die Sphäre staatlichen Wollens gerückt werden. Allerdings dürfte nur ganz vorsichtig und nach genauester Überlegung ein politischer Einfluß der Heimat in diesem Sinne erfolgen. Wir Deutschen halten dabei an dem Grundsatze fest, daß es sowohl unser Recht als auch unsere Pflicht ist, selbstverständlich unter Achtung der fremden Staatshoheit, alle Mittel anzuwenden, die das Los der Menschen, die sich zum Deutschtum bekennen, erleichtern können. Lange vor dem Kriege schon haben sich auch andere Länder dieses Recht beansprucht. Zwar bildet nach der bisher von den Versailler Siegerstaaten bei jeder Gelegenheit betonten staatsrechtlichen Auffassung Bluts- und Kulturgemeinschaft keinen berechtigten Anspruch, sich in die Verhältnisse eines anderen Staates einzumischen. Aber bereits in Versailles hatte man das Gefühl, daß eine Organisation vorhanden sein müsse, die sich der bedrückten Volksteile anzunehmen habe. Daher hatte man dem Völkerbund diese Aufgabe zugewiesen; leider hat dieser bisher sehr wenig getan, um das in ihn gesetzte Vertrauen zu rechtfertigen. Die deutsche Regierung hat sich jedoch bei dem Entschlusse, dem Völkerbund beizutreten, sicherlich auch von der Überzeugung bestimmen lassen, daß auf diese Weise das Recht Deutschlands, sich auch politisch seiner Volksgenossen außerhalb der Heimat anzunehmen, auf dem Boden der heute geltenden internationalen Rechtslage gesichert ist. Jedenfalls werden wir nun als Mitglieder des Rats befugt sein, in die Verhandlungen Einsicht zu gewinnen und zugunsten der Deutschen einzugreifen. Insbesondere ist zu hoffen, daß der Geschäftsgang des Völkerbundes, welcher bei der Erledigung dieser Dinge bisher einseitig zugunsten der Gegner Deutschlands eingestellt war, im Laufe der Zeit eine Änderung erfahren wird.

Der Reichsaußenminister Stresemann legte in seiner großen Auseinandersetzung mit Mussolini im Februar 1926 ein Bekenntnis dafür ab, daß das deutsche Volk die unter fremder Botmäßigkeit stehenden Brüder nicht vergessen wird. Es war das erstemal seit Kriegsende, daß der Masse des Volkes sichtbar ein auslanddeutsches Problem in den Mittelpunkt der Außenpolitik trat. Auch die Boykottbewegung gegen Italien infolge der sich ständig steigernden Bedrückung Südtirols war, wie man auch sonst ihre Zweckmäßigkeit beurteilen mochte, jedenfalls ein untrügliches Zeichen dafür, daß der starke Wille in Deutschland vorhanden ist, auch durch den Druck einer spontanen Volksbewegung Unrecht abzuwehren, das dem Volkstum in der Fremde droht. Ähnliche Vorgänge finden wir auch im Verhältnis zwischen Deutschland und Polen[1]), das wegen des Korridors und der Streulage der deutschen Siedlungen dort nur schwer einer befriedigenden Lösung zugeführt werden kann. Während aber die italienische Regierung zu Ende des Jahres infolge außenpolitischer Vorgänge einzulenken begann und durch Schaffung einer besonderen Provinz Bozen, die den größten Teil Deutsch-Südtirols umfaßt, diesem Gebiet wenigstens ein gewisses Eigenleben sicherte, nahmen die Unterdrückungen und Übergriffe der Polen gegen die Staatsbürger deutscher Zunge kein Ende. Die Reichsregierung versuchte, getreu ihrem auch bei den Wirtschaftsverhandlungen eingenommenen Standpunkt, mit Polen nur auf der Grundlage völliger politischer und wirtschaftlicher Gleichberechtigung zu verhandeln und die dem deutschen Volksteil in Polen laut den zwischen den beiden Völkern abgeschlossenen und dem Schutz des Völkerbundes anvertrauten Verträgen zustehenden Rechte wenigstens einigermaßen zu sichern. Leider konnte damit eine augenblickliche Hilfe nicht gebracht werden. Die Deutschen in

[1]) Vgl. das Oktoberheft 1926 der S. M. „Das neue Polen".

Polen standen unter schärfstem Druck. Es sei erinnert an die gewaltsame Ausweisung der deutschen Optanten, an den großen und mit den unsaubersten Mitteln geführten Prozeß gegen den Deutschen Volksbund in Kattowitz und vor allem an die Versuche der Regierung, die deutschen Kinder von dem Besuche der Minderheitsschulen durch allerlei Schikanen zurückzuhalten; doch ist dank der Unparteilichkeit des Schweizer Richters Calonder hierin das letzte Wort noch nicht gesprochen. Es ist unmöglich, die vielen Ausweisungen, Bedrückungen und deutschfeindlichen Demonstrationen aufzuzählen, welche diesen Leidensweg begleiteten. Aber all diesen Drangsalen zum Trotz haben die Deutschen bei den Gemeinderatswahlen in Oberschlesien (14. November) einen gewaltigen Erfolg errungen: 335 deutschen Mandaten stehen nur 265 polnische gegenüber. Der tiefe Eindruck dieses Erfolges, der als eine zweite Abstimmung Oberschlesiens gewertet wurde, war unverkennbar und die Volksabstimmung wird auch bei den kommenden Verhandlungen zwischen Deutschland und Polen ihren dauernden Wert behalten. — Noch in einem anderen Staate, in Litauen, mußte die Reichsregierung zum Schutze der deutschen Interessen eingreifen. Die Träger des dortigen politischen Umsturzes wollten die im Memelland wirkenden Reichsangehörigen ausweisen, was jedoch auf den scharfen Protest Berlins zunächst unterblieb.

Waren also in den genannten Gebieten Auswirkungen der Locarno-Politik nur in geringem Umfange zu bemerken, so hat die Lage des Deutschtums in anderen Staaten dank der Opferbereitschaft und politischen Einsicht der im Lande ansässigen Deutschen eine gewisse Entspannung erfahren. Vor allem konnte die Beobachtung gemacht werden, daß der Einfluß der Deutschen in den Auslandparlamenten in erfreulichem Wachstum begriffen ist. Man darf darin wohl einen Erfolg der umsichtigen deutschen Organisationsarbeit erblicken, die es verstand, unter Leitung befähigter Führer die Vereinigungen fest zusammenzuschließen und sie zu einem auch im öffentlichen Leben nicht auszustreichenden Faktor zu machen. Je mehr sich die deutschen Fronten vor allzu großen Parteizersplitterungen hüten, desto größer werden auch in Zukunft die Erfolge in dieser Richtung sein. So gelang es, bei den Wahlen, die u. a. in Eupen-Malmedy und Nordschleswig stattfanden, gut abzuschneiden; auch die Wahlen in Ungarn zeigten Ansätze zu einer Besserung. Mit großer Freude ist die mit stark gewachsener Stimmenzahl erfolgte Wiederwahl des Führers der Nordschleswiger, Pastor Schmidt-Wodder, zu begrüßen, dessen achtunggebietende und von reinem Idealismus getragene Persönlichkeit ihn zu einem geborenen Vorkämpfer des Deutschtums macht. Besonders zu erwähnen ist noch die Entwicklung der Dinge in Rumänien, wo es den vereinigten Deutschen aus Siebenbürgen, dem Banat und Bessarabien gelang, eine stattliche Anzahl von Senatoren und Volksvertretern in das Parlament zu bringen. Es kam ihnen allerdings zugute, daß die rumänische Regierung heute aus außenpolitischen Gründen in dem deutschen Volksteil keine Gefahr, sondern eine Stärkung ihrer Stellung zu sehen anfängt. Dank der unermüdlichen Werbearbeit gelang es ferner, im Sathmarer Gebiet, wo das Deutschtum beinahe ganz vom Magyarentum verschüttet war, wieder einen gewissen Anschluß an die deutsche Kultur herzustellen. Es ist besonders erfreulich, daß wir hier auch Deutsch-Südwestafrikas gedenken können, wo es den Deutschen gelang, bei den Wahlen zum ersten Landesrat von 12 Mandaten 7 zu erlangen; wenn auch die Unionregierung im Ernennungswege das Verhältnis auf 9:9 abänderte, so kann doch über das frühere Schutzgebiet ohne die Mitwirkung der Deutschen nicht mehr entschieden werden. Eine bedingungslose Annexion des Landes durch die südafrikanische Union ist also auf jeden Fall verhindert worden.

Besonders beachtet und tatsächlich auch von weittragender Bedeutung war die Gestaltung der Dinge in der Tschechoslowakei. Obwohl die Sudetendeutschen ungefähr den dritten Teil der Bevölkerung ausmachen und auch über eine entsprechende Vertretung im Parlament verfügten, waren sie bisher von jeder Mitwirkung an der Leitung des Staates ausgeschaltet. Ein fester Block tschechischer Parteien ermöglichte es, diesem Zustand Dauer zu verleihen und zahlreiche Gesetze zu verabschieden, die sich gegen die deutsche Sprache und die deutsche Wirtschaft richteten. Leider waren hieran auch die Deutschen nicht unschuldig, da eine weitgehende Zersplitterung ihre Kräfte behinderte und ihr besonders starkes deutsches Empfinden nicht zur Geltung kommen ließ. So führte die tschechische Regierung den Kampf gegen die Deutschen mit größter Rücksichtslosigkeit und unter Aufwendung einer weitgehenden polizeilichen Überwachung. Wurden doch sogar im Laufe des Jahres Deutsche, die mit Deutschtumsverbänden in der Heimat in Briefwechsel gestanden hatten, ohne daß sich auch nur etwas Verdächtiges ergeben hätte, allein auf Grund dieser Tatsache zu Gefängnisstrafen verurteilt! Da kam eine überraschende Wandlung, deren Ursache hauptsächlich in den wirtschaftlichen Verhältnissen zu suchen war. Als im Juni 1926 die Frage der Erhöhung der Getreidezölle zur Beratung stand, stimmten 3 deutsche Mittelparteien mit Rücksicht auf ihre Wählerschaft für die von den tschechischen Mittelparteien eingebrachte Vorlage. Es ergab

sich also das Bild, daß die deutschen und tschechischen Mittelparteien sich zur Wahrung ihrer wirtschaftlichen Interessen zusammenschlossen, während die deutschen und tschechischen Flügelgruppen in die Opposition gingen. Diese Zusammenarbeit führte dazu, daß 2 deutsche Minister auch in das Kabinett eintraten. Sie taten dies wohl in der Hoffnung, daß die Zusammenarbeit auf wirtschaftlichem Gebiete auf die Dauer auch zu einem gewissen Ausgleich in den nationalen Fragen führen würde. Man muß den Ausgang dieses Experiments abwarten. Jedenfalls ist es ein wichtiges Symptom, daß die wirtschaftlichen und nationalen Verhältnisse in den Staaten, in denen verschiedene Volksteile nebeneinander leben müssen, zu einem Ausgleich führen können, indem keine dieser beiden wichtigsten Lebensäußerungen stark genug erscheint, um die Rücksichten auf die andere ganz zum Schweigen zu bringen. Ob dies für die Deutschen, die sich in den Nachfolgestaaten heute vielfach in der Minderheit befinden und somit der Staatsgesetzgebung ausgeliefert sind, von Vorteil sein wird, vermag erst die Zukunft zu lehren. Die Gefahr des Auseinanderfallens der deutschen Abwehrfront aus wirtschaftlichen Gründen ist nicht gering zu achten.

Überblicken wir die Verhältnisse an unserer Westgrenze, so konnte in Elsaß-Lothringen die Heimatbewegung trotz verstärkten französischen Gegendrucks weitere Fortschritte machen. So erfreulich es auch ist, daß man sich dort so stark auf die engen Zusammenhänge mit dem deutschen Volkstum besinnt, so darf man doch nie vergessen, daß diese Auseinandersetzung sich im Rahmen des jetzt bestehenden staatsrechtlichen Zustandes abspielt. Weitergehende Gedanken, wie etwa der einer Neutralisierung, werden von der überwiegenden Mehrheit abgelehnt, während man im Laufe der Zeit auf die Gewährung einer gewissen Autonomie für Sprache und Schule hofft, um dem französischen Zentralismus, der von fast allen Parteien im ehemaligen Reichsland aufs schärfste abgelehnt wird, nach Möglichkeit zu entgehen. Bedeutungsvoll waren ferner die Verhandlungen zwischen Deutschland und Belgien über eine Rückgabe des Gebietes von Eupen-Malmedy gegen wirtschaftliche Kompensationen. Wenn diese Verhandlungen auch aus Gründen, die wohl mehr in Paris als in Brüssel zu suchen sind, nicht über die Anfangsstadien hinauskamen, so bleibt doch die Tatsache, daß solche Verhandlungen überhaupt geführt werden konnten — was noch vor 2 Jahren ein Ding der Unmöglichkeit gewesen wäre —, ebenfalls ein Zeichen dafür, wie sehr sich die außenpolitische Stellung des Reiches gefestigt hat.

Recht wichtige Nachrichten kamen vom Deutschtum an der fernen Wolga. Am 1. Februar 1926 wurde die Verfassung der autonomen deutschen Wolgarepublik von dem Rätekongreß angenommen. Viele Anzeichen deuten darauf hin, daß durch diesen Schritt der Moskauer Zentrale, die ganz im Sinne der Nationalitätenpolitik der Sowjets liegt, den Deutschen größerer Einfluß und freiere kulturelle Betätigung gesichert wird. Der Besuch des Präsidenten der Wolgarepublik und anderer maßgebender Persönlichkeiten von dort in Deutschland war wohl ebenfalls in diesem Sinne zu deuten.

Wenn wir uns dem Deutschtum in Übersee zuwenden, so muß an erster Stelle des tiefen Eindrucks gedacht werden, den Grimms gewaltiges Werk „Volk ohne Raum“ allenthalben gemacht hat (A. Langen, München). Das Buch ist von bleibendem Wert, weil es von einem Menschen stammt, der selbst die Tragik des Auslanddeutschen an sich erlebt hat. Seit Frenssens Buch: „Peter Moors Fahrt nach Südwest“ ist nichts ähnliches mehr geschaffen, und es ist bezeichnend, daß wieder Südafrika Schauplatz der Handlung ist. Das Mißverhältnis zwischen der gewaltigen kulturellen und wirtschaftlichen Leistung, die der Deutsche draußen in der Welt vollbringt, und der Unmöglichkeit, unter starkem Reichsschutz die Ergebnisse dieser Arbeit auch politisch auszuwerten, zieht sich wie ein roter Faden durch das ganze Buch. Bleiben wir bei Afrika, so ist vor allem die vortreffliche Haltung unserer Landsleute in Deutsch-Südwestafrika hervorzuheben. Anderseits aber war auch die Zunahme der deutschen Bevölkerung im ehemaligen Ostafrika von Bedeutung, wenn auch natürlich erst nach Klärung der Mandatsfragen einige Sicherheit über die Zukunft des herrlichen Landes bestehen wird. Hervorgehoben sei noch, daß der Zusammenschluß und die Umstellung der großen deutschen Kolonialfirmen und Gesellschaften heute als vollendet angesehen werden kann und eine große Anzahl von ihnen ihre Tätigkeit in Afrika wieder aufgenommen hat.

In Südamerika fand das Deutschtum in der Reise des früheren Reichskanzlers Dr. Luther einen neuen Antrieb. Es hat sich bei dieser Gelegenheit wieder herausgestellt, ein wie vorzügliches Mittel die persönliche Anwesenheit einer führenden Persönlichkeit zur Herstellung und Sicherung unserer Beziehungen zum Auslanddeutschtum und zum Ausland überhaupt ist. Auch sonst war das Jahr 1926 für eine Reihe wichtiger deutscher Organisationen in Südamerika von Bedeutung. Der Deutsch-Chilenische Bund in Concepcion, eine der rührigsten deutschen Auslandsorganisationen, und der Deutsche Volksbund für Argentinien konnten im Laufe des Jahres das Fest des 10jährigen Bestehens feiern.

In Ostasien, wo heute die Zahl der Deutschen mit etwa 3000 schon wieder größer ist als vor dem Krieg, behinderte der schwere politische Konflikt das Geschäft; immerhin gestaltete sich die Lage für uns Deutsche noch am günstigsten, da wir die fremden Vorrechte, gegen die sich der Hauptansturm des Jungchinesentums richtete, bereits früher aufgegeben haben und von allen Seiten Wert darauf gelegt wurde, den einzelnen Deutschen eine gewisse Bevorzugung fühlen zu lassen. Endlich, 8 Jahre nach Kriegsende, hat sich auch Australien veranlaßt gesehen, die Beschränkungen gegen die deutsche Einwanderung fallen zu lassen.

Eine nicht leichte Aufgabe ist es jedesmal, über das Deutschtum in Nordamerika zu berichten. So erfreulich es an sich ist, daß durch die Arbeit der Steuben-Gesellschaft und durch die Wiederaufnahme des deutschen Sprachunterrichtes in größerem Umfange die amerikanische Abneigung gegen alles Deutsche sich zu mindern beginnt, so kann man sich doch des Eindrucks nicht erwehren, daß der Deutsch-Amerikaner sein Deutschtum vielfach als Privatsache betrachtet und sich in allem anderen, vor allem auch in Kultur und Lebensführung, bedingungslos der nordamerikanischen Zivilisation hingibt. Es fehlen drüben auch die Führer, die den Deutschen ihren berechtigten Anteil am politischen Leben der Vereinigten Staaten zu sichern imstande sind. Wir dürfen nicht vergessen, daß die 10 Millionen Deutsch-Amerikaner infolge des Verschmelzungsprozesses nur noch auf dem Papiere stehen. Nach vorsichtiger Schätzung darf man annehmen, daß von ihnen heute noch höchstens 3 Millionen wirklich Deutsch sprechen und schreiben können.

Werfen wir zum Schluß noch einen Blick auf die Dinge, die in der Heimat für das Auslanddeutschtum wichtig waren. Da sei zunächst auf die bemerkenswerte Tatsache hingewiesen, daß trotz der großen Arbeitslosigkeit die Auswanderungszahlen für 1926 denjenigen des Vorjahres ziemlich gleich geblieben sind (ca. 64000), vielleicht darf man dies teilweise darauf zurückführen, daß die soziale Sicherstellung des Arbeitslosen durch die Erwerbslosenfürsorge eben doch manchen von der Auswanderung fernhält, der in früheren Jahren sicher hinausgegangen wäre. Wie man hört, soll die deutsche Auswanderungsgesetzgebung — die Verhandlungen schweben schon lange — einer gründlichen Reform unterzogen werden. Ob dabei eine aktivere Betätigung des Reiches, wie sie von vielen Seiten gewünscht wird, in Frage kommen kann, ist noch nicht abzusehen. Einer anderen Tatsache sei noch gedacht, die für weite Kreise des Auslanddeutschtums, insbesondere in Übersee, von hoher Bedeutung war; es war die Regelung der Flaggenfrage durch den Erlaß des Reichspräsidenten vom 5. Mai 1926, wodurch angeordnet wurde, daß auf den Vertretungen des Reiches, in den Hafenplätzen des europäischen Auslandes und überall in Übersee neben der schwarz-rot-goldenen Flagge auch die Handelsflagge schwarz-weiß-rot mit der neuen Gösch zu hissen sei. Wenn auch der Reichskanzler Luther darüber stürzte, so bestand die Verordnung doch weiter. Auf jeden Fall bedeutet der Erlaß einen wichtigen Versuch, den bedauerlichen Zwiespalt, der unserem Ansehen im Ausland so schädlich ist, einer Lösung entgegenzuführen.

Die großen Organisationen in der Heimat setzten auch im abgelaufenen Jahre ihre unermüdliche Arbeit für das Auslanddeutschtum fort. Der Verein für das Deutschtum im Ausland veranstaltete in Hirschberg eine große und eindrucksvolle Tagung, die besonders der Jugend gewidmet war. Der Deutsche Schutzbund, der sich hauptsächlich des Grenzlanddeutschtums annimmt, versammelte seine Freunde in Glatz, um das oberschlesische Problem gründlich zu studieren. Die Deutsche Akademie tagte in Köln. Mit besonderer Genugtuung kann bemerkt werden, daß die Anteilnahme an den auslanddeutschen Dingen an den deutschen Universitäten in ständigem Wachstum begriffen ist. Eine große Anzahl deutscher Hochschullehrer hat sich zu einer Vereinigung zusammengeschlossen, um die Kunde des Auslanddeutschtums in höherem Grade als bisher bei ihren Arbeiten zu berücksichtigen; wie dies am besten auch in der Organisation des deutschen Hochschulwesens zur Geltung kommt, unterliegt zurzeit noch der Erwägung. Die Jugend setzte ihre Grenzlandfahrten zu den deutschen Volksgenossen im Ausland fort und es ist erstaunlich, wie sehr durch solche Fahrten die Urteilsfähigkeit geschärft und der Blick der jungen Leute erweitert wird. Zum Schlusse sei noch des Deutschen Ausland-Institutes in Stuttgart gedacht, das am 10. Januar 1927 die 10. Wiederkehr seines Gründungstages feiern konnte. Aus kleinen Anfängen heraus ist das Institut trotz der Schwere der Zeiten in den 10 Jahren zu einer umfassenden Sammelstelle aller Lebensäußerungen der Auslanddeutschen in der ganzen Welt geworden. Überblicken wir das Jahr 1926 als Ganzes, so dürfen wir also feststellen, daß es für das Auslanddeutschtum erfreulicher gewesen ist als die vorherige Zeit. — Wer sich über Einzelheiten unterrichten will, für den seien einige wichtige Neuerscheinungen genannt, die zum großen Teil bereits in den S. M. Berücksichtigung gefunden haben:

Otto Boelitz: Das Grenz- und Auslanddeutschtum. Seine Geschichte und seine Bedeutung. München 1926. — Hans Grimm: Volk ohne Raum. München 1926. — H. Grothe:

Grundfragen und Tatsachen zur Kunde des Grenz- und Auslanddeutschtums (Jahrbuch des Vereins für das Deutschtum im Ausland). Dresden 1926. — K. v. Loesch: Staat und Volkstum (Sammelwerk). Berlin 1926. — P. Rohrbach: Deutschtum in Not. Die Schicksale der Deutschen in Europa außerhalb des Reiches. Berlin 1926. — Dietrich Schäfer: Deutschtum und Ausland. Berlin 1926. — Taschenbuch des Grenz- und Auslanddeutschtums (Sammelwerk). Im Erscheinen begriffen. Charlottenburg 1925ff. — K. Thalheim: Das deutsche Auswanderungsproblem der Nachkriegszeit. Crimmitschau 1926. — F. Wertheimer: Deutschland, die Minderheiten und der Völkerbund. Berlin 1926. — E. Zechlin: Schwarz-Rot-Gold und Schwarz-Weiß-Rot. Berlin 1926. — (Abreiß-)Kalender des Auslanddeutschtums für 1927. Herausgegeben vom Deutschen Ausland-Institut, Stuttgart.

Die öffentliche Meinung in den Vereinigten Staaten u. Deutschland

Das Buch der Deutsch-Amerikanerin Clara Eve Schieber „The Transformation of American Sentiment towards Germany 1870—1914" ist in Deutschland viel zu wenig bekannt. Die Verfasserin, Professor der Geschichte am Oxford College für Frauen in Oxford (Ohio), ist ziemlich deutsch-feindlich eingestellt. Nach ihr ist die öffentliche Meinung in Amerika, die noch im Jahre 1870 deutschfreundlich gewesen sei, immer mehr wegen deutscher politischer Fehler, wegen „deutsch-preußischer" Mentalität und vor allem wegen der für die amerikanische Freiheitsliebe unverständlichen Regierungsform umgeschwenkt. Die imperialistischen Neigungen der amerikanischen Politik, die notwendig zu Reibungen mit dem aufsteigenden Deutschen Reich führen mußten, treten in dem Buch ganz zurück. Einseitig werden die ideologischen Motive in den Vordergrund geschoben. Trotzdem ist das Buch interessant genug. Die Verfasserin arbeitet mit gutem Quellenmaterial, sie hat sorgfältig Zeitungen, Zeitschriften, Kongreßberichte und politische Reden durchgearbeitet. Es ergibt sich ein merkwürdiges Bild: Soweit der Krieg 1870/71 in Amerika Interesse findet, steht die öffentliche Meinung so gut wie geschlossen hinter Deutschland. Erst nach Errichtung der französischen Republik wird dies merklich anders. Zu einer ernsteren Spannung zwischen Vereinigten Staaten und Deutschland kommt es bei dem Samoa-Konflikt in den 80er Jahren. Hier gibt die Verfasserin übrigens noch bis zu einem gewissen Grade zu, daß auch auf amerikanischer Seite Fehler gemacht wurden. Später, bei Zusammenstößen in China, beim Zwischenfall von Manila, bei handelspolitischen Reibungen in Südamerika ist Deutschland der allein Schuldige. Tatsache ist jedenfalls, daß die öffentliche Meinung in den Vereinigten Staaten in den letzten Jahrzehnten vor dem Kriege bei verschiedenen Anlässen stark gegen Deutschland Stellung nimmt. Clara Schieber sucht die wachsende Spannung noch auf andere Gründe zurückzuführen, sie spricht gern von den schädlichen Reden des Kaisers, von dem mißglückten Besuche des Prinzen Heinrich, von dem Geschenk der Statue Friedrichs des Großen an die Vereinigten Staaten. Auch die Austauschprofessoren müssen herhalten um zu beweisen, daß alles, was von Deutschland geschah, unheilvollen Einfluß auf die deutsch-amerikanischen Beziehungen hatte. Sicherlich hätte manches anders und besser gemacht werden können, die Einrichtung der deutschen Austauschprofessoren hat sich auch nach deutscher Auffassung als unglücklich in den Folgen herausgestellt. Während der deutsche Professor vordem in den Vereinigten Staaten das höchste Ansehen genoß, wurde das anders, als nicht ganz erstklassige deutsche Gelehrte hinübergingen. Die Verfasserin bringt am Schluß Antworten auf eine Rundfrage, die sie an Persönlichkeiten verschiedenster Bevölkerungskreise nach der Stimmung gegenüber Deutschland bei Ausbruch des Krieges gerichtet hat. Die Antworten sind sehr verschieden ausgefallen, als Ganzes ergibt sich eine gewisse Unsicherheit; man war teils gleichgültig, teils mißtrauisch gegen Deutschland.

Will man aber die tieferen Gründe jenes Hasses verstehen lernen, der schließlich die Vereinigten Staaten in den Krieg gegen Deutschland trieb, so wird man doch zu einem anderen Buche greifen müssen: F. Schönemann, „Die Kunst der Massenbeeinflussung in den Vereinigten Staaten von Amerika" (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1925). In diesem Buche eines Fachkundigen sieht man erst recht, mit welcher bewunderungswürdigen Konzentration durch alle öffentlichen Organe die öffentliche Meinung bearbeitet worden ist. Die Schule, die Kirche, die Klubs, die Geschäftshäuser und schließlich auch die Frauen waren die Träger einer beispiellosen Propaganda, die deswegen so erfolgreich sein konnte, weil jeder offene Widerstand mit terroristischen Mitteln niedergeschlagen wurde.

Berlin. Dr. Otto Graf zu Stolberg-Wernigerode.

Tagebuch

Beethovens hundertster Todestag

veranlaßte uns die alten Konversationslexika nachzuschlagen, die in unserer Bücherei stehen. So ein Lexikon gibt ja ein Bild von dem, was zur Zeit seines Erscheinens als allgemein anerkannte Wahrheit galt. Der Brockhaus von 1819. Im ersten Satz wird der Gerüchte Erwähnung getan, daß Beethoven ein natürlicher Sohn Friedrich Wilhelms II. von Preußen sei. Seine Instrumentalmusik wird am höchsten und in die Nähe Mozarts gestellt, mit der Einschränkung, „daß er sich vom Fluge seiner Phantasie bisweilen verleiten läßt, seine Zuhörer in unverständliche Regionen zu führen". Von der Vokalmusik heißt es: „Auch für die Singmusik hat er geschrieben; doch scheint diese, und namentlich die Oper, nicht den Erwartungen entsprochen zu haben, die man davon hatte". Die Ausgabe des Brockhaus aus dem Jahre 1822 übernimmt unverändert den Artikel (eine halbe Seite oktav, gegen 3 Seiten über Kotzebue) von 1819, also auch den gerüchtweisen Fehltritt von Beethovens Mutter mit Friedrich Wilhelm II. und die gleichfalls gerüchtweise Enttäuschung über Fidelio. Eine neue Folge des Lexikons, die in vier Halbbänden in den Jahren 1822—1826 erschien, mit Nachträgen zur vorhergehenden großen Ausgabe, enthält über Beethoven nichts. Interessant ist, daß der Ruhm Kotzeluchs, des Nachfolgers Mozarts und Konkurrenten Beethovens in seiner ersten Wiener Zeit, zu verblassen beginnt, nachdem Kotzeluch 1814 gestorben war. Er hat in dem Lexikon von 1819 neun Zeilen weniger als Beethoven und ist nur noch „einer unserer geschätzten Tonkünstler", während Beethoven bereits „einer der genialsten Tonkünstler unserer Zeit" ist. 1819 schon wird Kotzeluch geradezu „Tiefe der Kunst, eigentliche geniale Erfindung und kräftige Fülle" abgesprochen. Manchen aber, die zum hundertsten Todestag Beethovens Günstigeres über Beethoven geschrieben und gesprochen haben, möchte man zurufen: „Wehe euch, denn ihr bauet die Gräber der Propheten, eure Väter aber haben sie getötet".

Schlachtfelder G. m. b. H.

Vor einigen Jahren tauchten die ersten Meldungen über französische, englische und amerikanische Reisegesellschaften auf, die Führungen auf den Schlachtfeldern Nordfrankreichs unternahmen. Den staunenden Reisenden, die sich in früheren Jahrzehnten mit Castans Panoptikum und ähnlichen Gebilden begnügen mußten, um bleibende Eindrücke für ihre empfänglichen Seelen zu gewinnen, wurden hier von geschickt organisierten Gesellschaften jene Gefilde gezeigt, auf denen vor kaum zehn Jahren blutige Saat gesät worden. Alle diejenigen, die von 1914 bis 1918 behaglich hinter dem warmen Ofen gesessen, Kriegsgewinne eingestrichen, sich an der eigenen Klugheit gelabt, der Torheit der anderen gelacht, konnten jetzt in Ruhe und Beschaulichkeit ausziehen, das Gruseln zu lernen. Man gab gewiß gerne einige von den nicht immer sauer erworbenen Dollars hin, die jene Ausflüge kosteten, und erwarb, wie man das von jeher gewöhnt, Andenken und Mitbringsel. Man denke: regelrechte Granatsplitter, Tuchfetzen, MG-Geschosse, Kartuschen, vielleicht gar blutige Uniformknöpfe, die einstmals den Waffenrock eines Boches geziert hatten. Welche Fülle des Gebotenen! Wohlverstanden, die Unternehmer solcher Führungen gehörten den Ententestaaten oder Amerika an, wie hätte damals auch eine deutsche Firma Einlaß finden sollen? Erst den heutigen, wohltuenden Zuständen der beginnenden Völkerversöhnung blieb es vorbehalten, hier einen Wandel zu schaffen. Wer noch an solcher wachsenden Verständigung zweifelt, den mögen neuere Ereignisse eines Bessern belehren: Vor mir liegt ein Prospekt des Reisebureaus Ernst Hillert in Wiesbaden, eines zweifellos geschäftstüchtigen Unternehmens. Ob es das erste und einzige seines Schlages ist, weiß ich nicht. Aber jedenfalls scheint es mir wohlfeil und bemüht, seine Kunden in loyaler Weise zu bedienen. Für 35 deutsche Reichsmark bietet Herr Ernst Hillert „ab Metz" folgende Dinge: Unterkunft im besten Hotel mit fließendem warmen und kalten Wasser, beste Verpflegung, Führung und Auto zur Fahrt über die Schlachtfelder von Verdun (Trinkgelder im Preis einbegriffen!); auf der Hinreise wird ein kurzer Abstecher zu lothringischen Erinnerungsstätten aus dem Jahre 1870 gewährleistet. Abgesehen von der Unterbrechung, die ein hungriger Magen mit gutem Recht verlangt (auch hier sind wiederum, ebenso wie auf den Schlachtfeldern, nur die besten Qualitäten

zugesichert), darf man von halb zehn Uhr morgens bis sieben Uhr abends auf jenen Feldern lustwandeln, unter sachkundiger Führung, mit eingehenden Erläuterungen. Vielleicht will es ein besonders gütiges Geschick, daß einer der Führer dir zuflüstert: „Hier bei Douaumont habe ich selbst einst gelegen," und vielleicht, falls er zu den Gesinnungsgenossen eines Ignaz Wrobel gehört, fügt er eine geschmackvolle Bemerkung über das Feld der Ehre hinzu, die dir das Blut in die Wangen treibt, falls du selbst noch Vorstellungen vom Felde der Ehre besitzest; es mag aber auch sein, daß einer jener Führer, vielleicht durch bitterste Not gezwungen, sich zu diesem Dienst hergibt und mit scheuer Stimme und abgewandtem Blick zu dir spricht und dich durch jenes Fort geleitet, das im Winter 1916 um so schweren Preis von uns genommen worden. Und vielleicht überläßt er willig dem anderen Kameraden die weitere Führung zur Todesschlucht, zur tranchée des bayonnettes, jenem Graben, aus dem nur noch Bajonette zum Himmel emporragen, deren Träger im Augenblick der Sturmbereitschaft verschüttet wurden. Man hat jene Verschütteten auch heute noch nicht aus ihrer Ruhe aufgestört. Ging man hier von der Ansicht aus, daß auch dieser Graben geweihte Erde sei — oder wollte man sich nicht einer anziehenden Sehenswürdigkeit berauben?

Haben aber die Angehörigen jener tüchtigen Reisegesellschaft willig und freudig den ersten kriegerischen Anschauungsunterricht absolviert, so tritt das Leben in seine Rechte: um sieben Uhr steht das — garantiert gute — Souper schon bereit. Längerer Aufenthalt im Freien wirkt bekanntlich stets appetitanregend. Tags darauf aber nach wohldurchruhter Nacht — die Toten stehen ja nicht auf und rauben nicht den wohlverdienten Schlaf — wird die Fahrt fortgesetzt mit dem Ziele: Paris. Erst die Arbeit, dann das Vergnügen.

Wohl erinnere auch ich mich aus frühesten Kindertagen an eine Reise durch Elsaß-Lothringen, an einen warmen Sommerabend, an dem wir auf den Spicherer Höhen gestanden, gedenke noch der feierlichen Ruhe, der atemraubenden Stille, die nur durch geflüsterte Worte unterbrochen wurde. Man erhebt ja auch in Kirchen nicht seine Stimme, nicht bei dem letzten Geleit, das man Toten gibt. Ich weiß von Menschen, die sich kurze Ferienreisen versagen, um einmal im Leben in Feindesland am Grabe des Mannes, des Sohnes zu stehen, und habe selbst während des Krieges draußen die Stätten früherer Kämpfe gesehen, verschüttete Gräben erblickt, Exhumierungen erlebt, bei denen Vertreter irgendeiner Begräbnisgesellschaft, durch seltsam verschossene schwarze Gewandung ihren Beruf dokumentierend, unbeholfen, scheu, schweigsam, irgendwie verstört und beeindruckt, doch des gewohnten Amtes walteten, erleichtert aufatmend, wenn sie die Felder des Todes verließen. Mir hat einmal ein solcher, ein wenig kümmerlich dreinsehender Mann, dessen Geschäft schließlich der Tod war, versichert, jede Fahrt nach draußen sei ihm ein Ansinnen, obwohl er sich sonst dabei nichts denke. Denn, wie sollte er auch? Der eine verdient sein Brot so, der andere so. Und so wird man sich auch gegen die ehrenwerte Tätigkeit des Herrn Hillert aus Wiesbaden vielleicht nicht wehren können, wird vielleicht den genialen Einfall bewundern müssen, der eine Führung über Schlachtfelder mit dem so reizvollen Ausflug nach Paris geschickt zu verbinden weiß. Denn der Gedanke, sein Plan könne vernichtet werden durch Mangel an Teilnehmern, solchen Gedanken im heutigen Deutschland zu hegen, wäre wohl Vermessenheit.

Halle a. S. Lene Wenck.

Gedanken

Dem Kunstfreund schwebt so etwas wie eine stellvertretende Gerechtigkeit vor. Er meint, wenn er Werke von Beethoven spielt oder spielen läßt, drückten diese seine eigenen tiefen Gefühle und erhabenen Gedanken aus.

*

Die Voraussetzung des gesellschaftlichen Verkehrs ist, daß man im Gespräch mit dem größten Gegner immer noch einen Dritten findet, über den man gemeinsam schimpfen kann.

*

Nur die irrealen Werte sind real.

*

Auf die Worte kommt es so wenig an wie beim Barometer auf die Inschriften. Nur darauf, ob die Seele steigt oder fällt.

*

In dem Maß wie unsere Gedanken tief sind, bedürfen sie keines Publikums.

*

Der Mensch ist zufrieden, wenn man gut gegen ihn und die Seinigen ist und bös gegen die anderen.

*

Magie: mit nichtirdischen Mitteln irdische Wirkungen, oder mit irdischen Mitteln nichtirdische Wirkungen erzielen.

*

Es gibt Soldaten, die Zivilisten sind, und es gibt Zivilisten, die Soldaten sind. Ein solcher war Bismarck.

*

Der deutsche Erzähler

Die Erinnerungen von Bismarcks Anwalt

Aus dem Nachlaß des Justizrats Ferdinand Philipp

(6. Fortsetzung und Schluß)

14.

Am siebzehnten Juni 1892 war ich zum Fürsten beschieden, der mir vorher eine Broschüre: „Die Wahrheit über Bismarck", anonym in Leipzig erschienen, zur Durchsicht und Erwägung gerichtlicher Schritte geschickt hatte. Es war der Tag vor der Abreise des Fürsten nach Wien zur Hochzeit seines Sohnes Herbert.

Die Stimmung des Fürstenpaares war zunächst beim Frühstück eine sehr heitere und angenehme. Die Fürstin erzählte mir, daß Herbert schon im vorigen Herbst ihrem Mann sich anvertraut habe, um dessen Einverständnis zu erlangen, was ihm auch gelungen sei. Aber weder ihr Mann noch Herbert habe ihr etwas verraten, sie sei vielmehr überrascht worden. Eigentlich hätte sie das übelnehmen können; aber die Schwiegertochter sei ein solcher Ausbund von Liebenswürdigkeit, daß sie dazu gar nicht gekommen sei. Inzwischen sei sie, die Fürstin, aus der Aufregung der vielen Besuche und des aufreibenden Lebens in Friedrichsruh gar nicht herausgekommen und freue sich, daß sie nach Wien und Kissingen in Varzin sich gehörig ausruhen könne. Friedrichsruh liege zu bequem an der Landstraße, und ihr Mann möge ja gern, wenn alles zu ihm komme; ihr sei es aber diesen Sommer wirklich zu viel geworden. Vor der Reise nach Wien war man etwas ängstlich; auch der Fürst war nicht sicher, wie er die Anstrengung ertragen werde. — Es lagen eine Anzahl Nachrichten über die beabsichtigten Ovationen in Dresden und an anderen Orten vor. Der Fürst fragte mich, nachdem ich die Ordnung des Dresdener Fackelzugs und die Teilnehmerzahl zur Durchsicht bekommen hatte, wie lange wohl der Vorbeimarsch dauern werde, ob er so lange werde stehen können. Unverkennbar war die Freude des Fürsten über die beabsichtigten Ovationen. Ihm war indessen bereits bekannt, daß der Kaiser sich unfreundlich gestellt habe, wenngleich noch nicht in dem vollen Umfang, in dem sich dies demnächst herausgestellt hat. — Die Fürstin hatte einen Brief ihrer Tochter aus dem Haag erhalten und teilte dem Fürsten mit, daß der Urlaub für Rantzaus noch nicht angelangt sei. Man könne doch in Berlin nicht ernsthaft daran denken, die Schwester und deren Mann von der Hochzeit ihres Bruders fernhalten zu wollen. Der Fürst wurde etwas bitter; es sei nicht möglich, aus irgendwelcher geschäftlichen Rücksicht den Urlaub zu verweigern; aber er komme erst im letzten Augenblick. Die Fürstin erzählte mir bei dieser Gelegenheit, dem Rittmeister Blumenthal aus Wandsbeck, einem Freunde Herberts, der zur Hochzeit eingeladen worden, sei auf seine Vorfrage untersagt, in Uniform teilzunehmen. Ich bemerkte, warum er denn vorgefragt habe, worauf der Fürst erwiderte, es sei eine Kabinettsorder da, daß Offiziere im Ausland ohne Erlaubnis nicht Uniform tragen dürften. Die Fürstin meinte, ich hätte ganz recht: wer viel frage, bekomme viel Antwort, das hätte wohl riskiert werden können.

Nach dem Frühstück war ich mit dem Fürsten allein. Er brachte zunächst die Rede auf die mir übersandte Broschüre. Sie sei allerdings ganz unbekannt geblieben, weder im Publikum noch irgendwie in der Presse sei seither davon die Rede gewesen. Auch der ihm feindlichste

Teil der Presse scheue entschieden davor zurück, des Machwerkes auch nur zu erwähnen; ebenso habe der Buchhandel sich wohl nirgend damit beschäftigt. Der auf der Broschüre angegebene Verlag sei völlig unbekannt; ihm, dem Fürsten, sei sie zugeschickt, aber auf Umwegen. Natürlich interessiere ihn der Verfasser nicht; das sei ein untergeordneter Skribent, wie solche zu seiner Zeit dutzendweise auf dem Wilhelmsplatz zwischen den Dienstmädchen zu finden waren, um jeden Auftrag zu übernehmen. Aber nach seiner Meinung stecke der Kaiser dahinter, das vermute er nach zwei Stellen. Die eine sei die, welche die Parallele zwischen dem Kanzler Brandenburg, den der große Kurfürst vorgefunden und beseitigt habe, und ihm ziehe. Das sei recht im Sinne des Kaisers. Die zweite Stelle sei die, in welcher das jetzige Regiment im Gegensatz zu dem früheren so gewaltig herausgestrichen werde. Das sei wieder genau im Sinne des Kaisers. Auf mein Bedenken, daß unmöglich der Kaiser die lange Sammlung von Lügen und Gemeinheiten gelesen haben könne, blieb der Fürst dabei, er glaube nicht bloß, daß der Kaiser die Broschüre vorher gelesen habe, sondern sie sei auch in seinem Sinne abgefaßt. Des Fürsten Wunsch sei, daß der Inhalt in der Öffentlichkeit recht breit getreten werde. Ihm liege natürlich nichts am Skribenten und Verleger; aber wenn der Kaiser dahinterstecke, wie er ihm zutraue, sei die einzige Remedur, daß der Skandal recht offengedeckt werde. — Nachdem die Möglichkeit besprochen war, ein Offizialverfahren durch die sächsische Staatsanwaltschaft zu veranlassen, wozu ich allerdings nicht glaubte raten zu können, meinte der Fürst, er wolle abwarten, wie der Verlauf der Hochzeit in Wien sein werde. Der Kaiser suche seinen Haß gegen ihn in der kleinlichsten Weise und ohne jede Rücksicht zur Geltung zu bringen. Einiges sei schon geschehen. Wie ich bereits gehört hätte, habe Blumenthal direkt aus dem Kabinett die Anweisung erhalten, nicht in Uniform zu erscheinen. Der alte Kaiser Wilhelm habe untersagt, daß Offiziere im Ausland ohne Erlaubnis Uniform tragen; das habe sich wesentlich auf die französischen Grenzdistrikte zur Vermeidung von Konflikten bezogen. Unerhört aber sei es, daß ein Offizier bei der im Hause stattfindenden Hochzeit seines Freundes sein bestes Kleid nicht anziehen dürfe. Das sei aber nicht das einzige. Der Botschafter Prinz Reuß habe die Einladung zur Hochzeit vom Grafen Palffy angenommen gehabt. Nun sei ihm der Befehl aus dem Kabinett zugegangen, alle Beziehungen zum Fürsten zu vermeiden, und er müsse aus Wien abreisen[1]). Er, der Fürst, werde natürlich seine Uniform tragen; das sei sein Ehrenkleid, und man könne doch nicht verlangen, daß er in seinem Alter und bei seiner Stellung dazu die Erlaubnis nachsuche. Der Kaiser von Österreich habe den Wunsch ausgesprochen, ihn in Wien zu sehen. Er habe durch unseren Botschafter um eine Audienz nachgesucht[2]). Nun könne er doch aber den Kaiser von Österreich nicht anders als in Uniform aufsuchen. Es müsse sich dann zeigen, ob der Kaiser ihn korrigieren wolle, was er allerdings nach dessen Charakter für wahrscheinlich halte. Dann beabsichtige er, um die Enthebung aus seiner militärischen Stellung nachzusuchen. Wenn er kein Offizier mehr sei, brauche er auch das Ehrenkleid nicht zu tragen. Es sei aber auch möglich, daß er dann versuche, sich noch mehr der direkten Einwirkung zu entziehen. Er denke daran, alsdann aus dem preußischen Untertanenverband auszutreten. Ob das so einfach zu erreichen sei oder ob Schwierigkeiten da seien? Daß er Sachse oder Bayer werde, möge den Königen, auch wenn sie ihn gern als Untertanen aufnehmen möchten, bei ihrer Stellung unbequem sein. Er denke daran, etwa Hamburger Bürger zu werden. Ihm liege nichts daran, wenn er sich zu diesem Zweck in Hamburg ein Grundeigentum anschaffen müsse. Er könne sogar den Gedanken fassen, nach München zu ziehen und wenn es sein müsse, seinen Aufenthalt in Friedrichs-

[1]) Diese Anweisung des Reichskanzlers von Caprivi vom 9. 6. 1892 an den Botschafter Prinzen Heinrich v. Reuß ging dahin, dem Fürsten gegenüber nur die gesellschaftlichen Pflichten zu erfüllen, einer Einladung zur Hochzeit des Grafen Herbert auszuweichen und dem österreichischen Minister des Auswärtigen in geeigneter Weise Kenntnis von diesem Erlaß zu geben. Dieser sog. „Uriasbrief" erregte damals ungeheures Aufsehen. [2]) Kaiser Franz Joseph ließ den Fürsten verständigen, daß er ihn nicht empfangen könne, eine Folge des „Uriasbriefes".

ruh aufzugeben. Ich möge ihm nach Kissingen berichten, wie das zu machen sei; bis dahin wolle er auch den Antrag auf Verfolgung der Schmähschrift zurückhalten; erst wolle er sehen, wie der Kaiser sich ferner stelle.

Der Fürst sprach dem Kaiser Verstand und Herz ab. Ihn beherrsche die Sucht nach Ruhm und allein zu glänzen. Es sei ja richtig, daß man bei allen Menschen die Eitelkeit wie eine Hypothek, die vorweg auf ihnen ruhe, abziehen müsse, um den wirklichen Wert zu ermitteln. Aber es müsse doch nach Abzug der Hypothek etwas übrig bleiben. Der Kaiser habe eigene Gedanken gar nicht; er eigne sich Gedanken anderer an, die ihm gefielen, bilde sich dann ein, das seien seine eigenen Gedanken, und versuche, sie in die Welt zu setzen. — Anderer Rat und Einsicht existieren für ihn nicht; er wolle nur Kreaturen; mit denen umgebe er sich und stelle sie gerade dahin, wo sie nichts leisten könnten und wo er ihnen überlegen sei. — Caprivi könne ein guter Kriegsminister sein, aber das werde er nicht. — Von dem Staatssekretär des Auswärtigen, dem früheren badischen Staatsanwalt Marschall, sei in diplomatischen Kreisen gleich gesagt, er sei der Minister étranger aux affaires. Als Caprivi von Karlsbad zurückgekehrt sei, habe alles von ihm Anweisung haben wollen; er habe aber offen gesagt, er wisse von nichts, er habe den Kaiser noch nicht gesprochen. — Als der Kaiser die Regierung angetreten und es sich um das Verhältnis zu Rußland gehandelt habe, sei dem Fürsten gegenüber bereits die Äußerung gefallen, den russischen Kaiser möge er nur ihm überlassen, mit seiner Liebenswürdigkeit wolle er den schon bekommen. Das sei zwar in Narwa gründlich gescheitert. — Der Kaiser von Rußland behandele unseren Kaiser eigentlich nur noch ironisch. Jüngst in Kiel habe er sofort Waldersee gefragt, ob er noch mit dem Fürsten zusammenkomme, und ihn dann gebeten, einen Gruß von ihm auszurichten, was Waldersee dieser Tage getan habe. Es scheine doch, als ob der Russe ihn, den Fürsten, noch für den einzigen Mann halte, auf den er sich in Deutschland verlassen könne. — Als unser Kaiser mit Rußland gescheitert sei, habe er sich sofort nach England gewandt, wesentlich aus Ärger. Seine Herrschsucht und Ruhmbegier seien schrankenlos; er halte sich auch für einen großen Heerführer, obwohl alle höheren Offiziere ihm die notwendigsten Eigenschaften dazu absprächen. Die, welche offen pflichtgemäß Kritik geübt hätten, so daß der Kaiser es hätte sehen müssen, seien dann beseitigt, so Leszinski, auch Waldersee. Er, der Fürst, habe seine ganze Weltanschauung ändern müssen. Bis dahin sei den Hohenzollern die salus publica das Höchste gewesen; das rücksichtslose Pflichtgefühl sei, wie beim Großvater auch beim Vater noch die feste Grundlage gewesen, wenn Kaiser Friedrich sonst auch schwächere Eigenschaften gehabt habe. Aber bei dem jetzigen Kaiser sei das Hohenzollernblut verschwunden und vertauscht; anders könne er es sich nicht erklären; es sei nur noch das Koburger Blut. — Von edler Gesinnung sei nichts mehr vorhanden; das habe er leider sofort bemerkt. Schon mit den Eltern seien die bösesten Konflikte dagewesen. Er habe dann gar nicht erwarten können, ans Regiment zu kommen. Er habe den Fürsten einmal nachts herausgerufen, um ihm zu sagen, daß es mit dem Vater schlimmer stehe... — Von der Übertreibung seines Selbstgefühls mache man sich keine Vorstellung. Die nächste Veranlassung des Konfliktes mit dem Fürsten sei das Verlangen gewesen, daß der Fürst in seinem Hause niemanden empfange, ohne daß der Kaiser davon wisse. Damals habe der Fürst bekanntlich von Windthorst einen Besuch gehabt. Der Fürst habe gesagt, in seinem Hause lasse er sich das nicht untersagen. Der Kaiser habe gefragt: „Auch nicht, wenn Ihr Souverän es untersagt?" Er habe allerdings auch dies verneint[1]). Der Kaiser sei von manchen Seiten verhetzt worden. Waldersee solle ihm gesagt haben: Wenn Friedrich der Große solchen alten Kanzler vorgefunden und ihn nicht sofort beseitigt hätte, wäre er nicht Friedrich der Große geworden. Das habe gewirkt. — Auch von dem Sybelschen Werk sei ihm gesagt, und nicht mit Unrecht, daß nach der Darstellung darin der Kanzler eigentlich alles allein gemacht habe. Den Ausschlag aber habe, wie der Fürst meine, der Großherzog von Baden gegeben, der gesagt haben solle: Wenn Du den Kanzler behältst, wirst Du noch mit ihm durch ein Meer von Blut waten müssen[2]). Der

[1]) Vgl. Ged. u. Erinng. 3, S. 82. [2]) Vgl. Ged. u. Erinng. 3, S. 27 ff., 79 ff.

Kaiser sei ein Gemisch von Großmannssucht und Besorgnis; ihm fehle auch ganz die kalte nüchterne Tapferkeit seiner Vorfahren, welche auch noch seinem Vater in der äußersten Lebensgefahr eigen gewesen sei. Er sei auch etwas Mystiker. Er glaube in seiner hohen Stellung seinem Gott doch auch in der Kirche näher zu sein wie ein anderer und äußere das; er habe seinen eigenen Gott von Roßbach usw. Darin möge ihn wohl Philipp Eulenburg bestärken, der Spiritist sei.

In letzter Zeit habe man wohl von Versöhnung mit ihm gesprochen. Das sei ein unrichtiger Gedanke. Er, der Fürst, sei in Ungnade gefallen und die Art, wie dies geschehen, sei entscheidend dafür, daß er auch nicht wieder zu Gnaden aufgenommen werden könne, sei es auch nur als Ratgeber. Man denke vielleicht, der Kaiser könne ihn zum Generaladjutanten machen, etwa wie Friedrich Wilhelm IV. das mit Rauch und Gerlach gemacht habe, die er dann gegen die Minister habe arbeiten lassen. Dazu sei er, der Fürst, nicht zu gebrauchen. Er mache überhaupt nicht Opposition gegen den König und seine Minister. Ihm liege nur daran, das Werk, an dem er dreißig Jahre gearbeitet habe, nicht scheitern zu sehen, und in manchen Punkten sei doch schon recht Nachteiliges und Gefährliches geschehen. Dabei könne man guter Royalist sein; das heiße nicht, daß man nicht bekämpfen dürfe, was man für verkehrt halte. Es könne das zur höchsten Pflicht werden, auch für ihn. Trete er aus dem persönlichen Verhältnis zum Kaiser heraus, so werde er auch im Herbst wohl sicher in den Reichstag gehen.

Demnächst ging der Fürst auf die Besprechung anderer Angelegenheiten geschäftlicher Art über und erinnerte beim Abschied an den nach Kissingen gewünschten Bericht.

15.

Am 30. November 1893 war ich nach der Erkrankung des Fürsten in Kissingen[1]) zuerst wieder in Friedrichsruh. Der Fürst hatte sich inzwischen gut erholt, er klagte über den linken Arm, den er auch jetzt noch nicht wieder ordentlich heben könne. Welche Art von Insekt ihm während seiner Krankheit den giftigen Stich im Arm beigebracht habe, könne er nicht sagen; da es während seiner Bettlägerigkeit geschehen, sei es doch wohl nur eine Mücke gewesen. Im übrigen leide er an Gesichtsschmerzen. Das nordische Herbstklima sei ungünstig für die Rekonvaleszenz in seinem Alter. Doch glaube er, daß Friedrichsruh immer noch ein günstigerer Aufenthalt sei, als eines der ihm offerierten unbewohnten königlichen Schlösser[2]). — Nach seiner Erfahrung seien in solchen Schlössern, wenn sie benutzt werden sollten, wohl die Prachträume mit kostbaren Einrichtungen zu finden; aber es fehle an dem zu Wohnzwecken Erforderlichen. Zudem seien fast immer die Glockenzüge, Türdrücker, die Klosetts und anderes nicht in Ordnung. Der Fürst wäre in die Lage gekommen, alles zum Behagen Nötige aus seinem eigenen Hausrat hinschaffen zu lassen, er hätte einen förmlichen Umzug vornehmen müssen. Dazu wäre aber der klimatische Vorteil nicht beträchtlich genug gewesen. Dann hätte er sich entschließen müssen, viel weiter nach Süden zu gehen, nach Ägypten oder Algier. Das habe sich aber schon deshalb verboten, weil seine Frau absolut die See nicht vertragen könne, und schon die geringste Seereise ihr nicht möglich sei.

Auf meine Bemerkung, ich hätte angenommen, daß seither Besuch noch nicht erwünscht gewesen sei, meinte der Fürst, das sei auch richtig. Es gebe aber zwei verschiedene Arten von Besuch. Zu der einen gehörten die zahlreichen Freunde, die ihn aufsuchten und dabei doch in der Hauptsache ihr eigenes Interesse im Auge hätten, sich von ihm etwas holen wollten, wenigstens Unterhaltung oder Vergnügen. Die andere weniger zahlreiche Art seien die alten

[1]) Ende August 1893 war der Fürst in Kissingen an Lungenentzündung erkrankt.

[2]) Der Kaiser sandte am 20. 9. 93 ein Telegramm, in welchem er seine Teilnahme an der Erkrankung des Fürsten aussprach und ihm in Anbetracht des für die Lungen ungünstigen Klimas in Friedrichsruh Wohnung in einem der kaiserlichen Schlösser anbot. Der Fürst antwortete in einem ausführlichen Telegramm, daß Schweninger eine Änderung des gewohnten Aufenthaltes nicht für ratsam halte.

langjährigen Freunde, von denen er wisse, daß sie in seinem Interesse ihn aufsuchten. Deren Besuch habe er schon gern und könne er auch gut haben. Die Fürstin ließ das Fremdenbuch holen und zeigte, wie wenige Gäste seit der Rückkehr aus Kissingen da gewesen, ich sei ja ganz lange nicht da gewesen. Sie schlug das Buch bis zum März zurück, ehe sie meinen Namen fand.

Es kam auf die Attentate gegen Caprivi und den Kaiser die Rede. Der Fürst sagte, es müßten Leute gewesen sein, die gar keine Ahnung hätten, daß ein Kaiser und ein Reichskanzler ihre Postsachen gar nicht selbst öffneten. Unverständlich sei es ihm, wie die Kasten durch die Zollabfertigung gekommen seien. Man sage, den Brief an den Kanzler habe kein Franzose schreiben können; darin stehe une échantillon, während un échantillon richtig sei. Im gewöhnlichen Leben spreche aber der Franzose un und une gleichmäßig aus und so könne ein banausischer Franzose leicht dazu kommen, phonetisch richtig une échantillon zu schreiben. Er könne sich bei der stetigen Steigerung des Revanchehasses sehr wohl denken, wie ein aufgeregter Franzose auf solchen Gedanken komme. Persönlicher Haß sei dazu nicht nötig; man wolle die Hauptvertreter des feindlichen Staates vernichten. Wären doch nach dem Friedensschluß 1871 mehrfach unbewaffnete deutsche Soldaten einfach aus solchem allgemeinen Rachegefühl ermordet und französische Geschworenengerichte hätten damals ohne weiteres freigesprochen. Möglich sei auch, daß die Urheber der Attentate nur die Absicht gehabt hätten, ein ungeheures Aufsehen zu machen; so sei es ja auch kürzlich bei dem Attentat auf den serbischen Gesandten gewesen.

Ich gedachte der eben erschienenen „Geschichte des Deutschen Reiches unter Bismarck" von Hans Blum[1]). Der Fürst meinte, so großen Fleiß habe er Blum nicht zugetraut; das Buch mache den Eindruck, als ob es bestimmt sei, ihn, den Fürsten zu glorifizieren. Blum sei bei ihm in Varzin gewesen; er meine aber nur einmal und etwa vierundzwanzig Stunden. Blum habe ihm eine ganze Reihe von Fragen vorgelegt, die er beantwortet habe, soweit er habe können und wollen. Natürlich habe er nicht zugegeben, daß Blum sofort Aufzeichnungen mache. Nun fehle es Blum aber doch an dem Reportergedächtnis; er habe manches durcheinandergeworfen und selbst ergänzt, was ihm entfallen sei. Blum liebe es, dies und jenes mit Anführungszeichen wiederzugeben; das sei dann um so mißlicher. Als der Fürst in Kissingen in schwerer Krankheit gelegen, habe Blum ihm das Buch zur Durchsicht zugeschickt, da sei er am wenigsten in der Lage gewesen, die siebenhundert Seiten mit Sorgfalt durchzusehen. Was ihm bei oberflächlicher Durchsicht an Wichtigem aufgefallen sei, habe er moniert; vieles Unrichtige sei stehen geblieben. So sei nach Blum der österreichische Bündnisvertrag in Wien abgeschlossen. Das sei nicht richtig. Der Fürst habe von vornherein nach Gastein reisen müssen. Als er erfahren habe, daß Kaiser Wilhelm ohne sein Vorwissen nach Alexandrowno gegangen sei, habe er sich in Wien aufgehalten. Da habe er sich mit Andrassy verständigt, der auch schnell die Zustimmung seines Kaisers erhalten habe. So seien drei von den vier Faktoren einig gewesen, und er sei nach Gastein gereist, wo es ihm schwer genug geworden sei, die Zustimmung des vierten Faktors, des Kaisers Wilhelm, zu erlangen, der eben Rußland nicht habe verletzen wollen. Daß Blum Böttticher den Ausspruch untergelegt habe, wenn der Kaiser Friedrich dem Großen folgen wolle, so müsse er den Kanzler absetzen, beruhe darauf, daß Blum Böttticher nicht kenne. Zu solchem Ausspruch habe Böttticher das historische Verständnis gefehlt. Er sei nur ein Routinier ohne eigene Gedanken und ohne wirkliche historische Bildung. Er habe ganz unter dem Einfluß seiner Frau gestanden, die wohl gewollt habe, daß er Ministerpräsident werde, weil nur dieser den Feldmarschallsrang habe. Böttticher sei nur des Fürsten ausführender Diener im Reichsdienst gewesen, wie vor ihm Delbrück und Hofmann[2]). So gut wie diese nur des Fürsten Befehle ausgeführt hätten, sei dies auch Böttichers Sache gewesen. Als Böttticher aber gemerkt habe, welche Pläne in

[1]) Bibliographisches Institut. Leipzig u. Wien. 1893. [2]) Rudolf Delbrück, Chef des Bundeskanzleramts 1870, später Chef des Reichskanzleramtes. Sein Nachfolger wurde 1876 der bisherige hessische Ministerpräsident Hofmann.

der Sozialpolitik der Kaiser auf den Rat der außeramtlichen Ratgeber, wie Hintzpeter, Douglas usw.[1]) im Gegensatz zu der Auffassung des Fürsten gefaßt habe, sei er hinter des Fürsten Rücken darauf eingegangen. Der Fürst habe ihm damals aufgetragen, im Reichstag bestimmt präzisierte Erklärungen abzugeben; er habe es im Vertrauen auf die Sympathie des Kaisers unterlassen. Im übrigen habe Böttticher nie eigene Gedanken gehabt und auch nicht haben wollen; er habe nicht zum Ministerpräsidenten getaugt. Dann habe Blum berichtet, wie der Fürst von der Kaiserin Auguste Viktoria Abschied genommen habe; das sei ein reiner Roman; der Fürst habe die Kaiserin in den letzten Wochen überhaupt nicht gesehen. Der Fürst könne Blum nur gesagt haben, daß er von der Kaiserin immer freundlich empfangen sei, daß sie auch beim Empfang ihre Kinder habe kommen lassen, daß sie stets sehr gnädig gegen ihn gewesen sei; ihm also als Augustenburgerin nichts nachgetragen habe. Das müsse Blum verwechselt haben.

In Veranlassung der dem Reichstag vorliegenden Handelsverträge kam der Fürst auf den Handelsvertrag mit Österreich zu sprechen. Nach seiner Ansicht habe der Kaiser von Österreich, der sich um die Regierung seiner Länder sehr viel gekümmert habe und deren Interessen sehr viel näher stehe, beim Manöver unserem jungen Kaiser erklärt, es müsse nun auch zur Vervollständigung des politischen Bündnisses zu einer wirtschaftlichen Verständigung durch einen Handelsvertrag kommen. Da werde der junge Herr erwidert haben: Das will ich wohl machen, das kannst Du mir ruhig überlassen. Dabei ist es dann nachher geblieben; der junge Herr hat den Ministern gesagt: der Handelsvertrag muß durchgedrückt werden, ich habe es einmal zugesagt. Und unter den Ministern ist auch keiner gewesen, der Widerstand hat leisten können oder wollen. Von Caprivi konnte keine Rede sein, der von vornherein nur berufen war, Befehle des Kaisers auszuführen, und seine Stellung auch ganz offen so bezeichnet hat, wie das denn bei jemand, der vierzig Jahre Soldat gewesen, dem Kriegsherrn gegenüber nicht wohl anders möglich ist. Andere Minister mit eigenen Gedanken und eigenem Willen sind aber, wie auch jetzt, nicht da gewesen; jetzt könne man nur von Miquel sagen, daß er eigene Gedanken habe. Zudem fehlte und fehlt jeder Zusammenhang unter den Ministern; es sei gar nicht daran gedacht, einmal vermittelst des Schwergewichts der Einigkeit des Gesamtministeriums Widerstand zu leisten. Das sei früher natürlich anders gewesen. Er, der Fürst, habe manchmal die schwere Bataillonskolonne des Gesamtministeriums aufmarschieren lassen müssen und, wenn dann der alte Kaiser gesehen habe, daß keiner der Minister seine Ansicht teile, dann habe er sich gefügt.

Mit dem russischen Handelsvertrag liege es jetzt so, wie der russische Finanzminister Witte zu Harden gesagt habe: Wenn der Topf einmal zwölf Löcher hat, kommt es nicht darauf an, ob nun auch noch das dreizehnte hineingeschlagen wird. Das ausländische Getreide komme von allen Seiten zum niedrigsten Zoll ins Inland und das russische Getreide gehe dann in die Länder, die ihr Getreide nach Deutschland einführten. So verhalte es sich nicht bloß mit Österreich und Rumänien, sondern selbst mit Holland und Dänemark. Es sei daher gar nicht anzunehmen, daß die Ursprungsatteste für das ausländische Getreide gefälscht würden. Nur für Ostpreußen, das so schon schwer bedrückt sei, möge es die Landwirtschaft noch besonders hart treffen, wenn das russische Getreide direkt über die Grenze komme.

Was das Verhältnis zu Rußland anlange, werde immer wieder gesagt, das sei auch zu des Fürsten Zeit schon so ungünstig gewesen und sei so übernommen. Dabei verwechsle man zwei Stadien. Zur Zeit Alexanders II. sei allerdings das Verhältnis zum Fürsten ungünstig geworden, weil man ihm übelgenommen habe, daß er auf dem Berliner Kongreß nur bis zu einem gewissen Grade Rußland habe gefällig sein können, nämlich soweit das Interesse Österreichs dies zuließ. Das habe Alexander II. ihm bis an sein Lebensende nie verziehen. Dagegen habe Alexander III. sofort nach seinem Regierungsantritt sich sehr freundlich zum Fürsten gestellt. — Gleich bei der ersten Kaiserzusammenkunft in Danzig habe Alexander III. den Fürsten

[1]) Vgl. Ged. u. Erinn. Bd. 3, S. 54 u. 37 ff.

herangezogen und habe ihn immer für sich allein haben wollen. Das sei bei der Ausfahrt soweit gegangen, daß der alte Kaiser Wilhelm es beinahe übelgenommen habe. Kaiser Alexander habe den Fürsten ganz allein in seine Kabine genommen und gar nicht wieder losgelassen. Es sei ein Adjutant vom Kaiser Wilhelm, der allerlei Interessantes zeigen wollte, heruntergeschickt, ob der russische Kaiser nicht aufs Deck kommen wolle. Er habe gesagt, er komme gleich, sei aber ruhig sitzen geblieben, um mit dem Fürsten weiter zu sprechen. Demnächst habe auch alljährlich Giers[1]) den Fürsten in Berlin oder Friedrichsruh besucht und das Vertrauensverhältnis habe angehalten, solange der Fürst im Dienst gewesen sei.

Auf meine Frage, weshalb die Konservativen ihrer agrarischen Opposition eine solche persönliche Spitze gegen Caprivi geben, erwiderte der Fürst, die Konservativen fühlten sich schlecht von Caprivi behandelt. — Solche Äußerung, wie die Caprivische, daß er weder einen Ar noch einen Halm besitze, mache die Leute erzürnt. Man fühle auch, daß es am Ende doch recht erwünscht sei, wenn ein etwas klügerer Mann deutscher Reichskanzler sei, und das sei doch bei einem Personenwechsel recht leicht möglich, wenn er, der Fürst, im Augenblick auch keinen anderen nennen könne.

Der Fürst sprach über den durch die Sozialdemokratie veröffentlichten allgemeinen Erlaß des Ministers Eulenburg. Der Fürst habe immer weiter gelesen und geglaubt, es müsse noch etwas kommen, bis das lange Aktenstück zu Ende gewesen, das schließlich doch nichts weiter besage, als daß man die Sache im Auge behalten müsse. Natürlich sei es richtig, daß die Sozialdemokratie große Fortschritte gemacht habe; mit den Mitteln, die dem Minister zu Gebote stehen, sei dem aber nicht beizukommen. Die Sozialdemokratie sei überhaupt nicht auf legistischem sondern nur auf kriegerischem Wege zu bekämpfen. Das sei seine Ansicht gewesen und die habe er stets festgehalten. Der Staat befinde sich in Notwehr gegenüber allen, die den Staat, wie er heute sei, in seinen Grundlagen nicht anerkennen und beseitigen wollen. So habe man in der Geschichte ähnliche Verhältnisse stets aufgefaßt. Solche dem Staat feindlichen Elemente hätten die Römer interdiziert; im Mittelalter sei gegen sie die Acht angewandt. Er könne nicht einsehen, wie der Staat heute solche Bewegungen anders behandeln könne. Alle verfassungsmäßigen Rechte, Preßfreiheit, Vereins- und Versammlungsfreiheit seien doch nur für solche, die im Staat mit seiner heutigen Verfassung stehen, nicht für die, welche ihn zu vernichten streben. Selbst das Recht, vor Gericht zu stehen, komme ihnen nicht zu. Man gebe der Sozialdemokratie, und das wisse man, weil es offen ausgesprochen werde, nur die Gelegenheit, durch Benutzung der verfassungsmäßigen Rechte, namentlich des Wahlrechts, sich die Macht zu verschaffen, den heutigen Staat umzustürzen. Das sei ja der Punkt, über den er im wesentlichen mit dem Kaiser auseinandergekommen sei; der Kaiser habe geglaubt, in Güte und Freundschaft mit der Sozialdemokratie fertig werden zu können. Man habe dem Kaiser gesagt, wenn das Sozialistengesetz bleibe oder gar verschärft werde, so werde er bis an die Knöchel im Blut waten müssen; in diesem Sinn habe auch wohl der Großherzog von Baden gewirkt. — Der Kaiser wollte nicht, wie sein Großvater im Jahre 1848 Kartätschenprinz genannt werden. Da habe denn die Arbeiterschutzgesetzgebung helfen sollen. Der Fürst halte nichts davon; es sei eine Arbeiterzwangsgesetzgebung, die den fleißigen Arbeiter und die Frau hindern, auch wenn es noch so nötig sei, zu arbeiten. — Ebenso sei es mit der Gesetzgebung über die Sonntagsruhe, von der der Fürst auch nichts halte. Der Kaiser habe aber daran geglaubt und so sei man von der einzig richtigen Art, die Sozialdemokratie aus dem Gesichtspunkt der Notwehr zu bekämpfen, abgegangen. Kein Wunder, daß sie inzwischen Fortschritte gemacht habe; man werde doch gezwungen sein, den Kampf auf kriegerischem Wege zu führen. Dann sei es eine reine Machtfrage und je mehr Macht inzwischen die Sozialdemokratie gewinne, desto schwieriger sei es, wenn es zum Zusammenstoß komme, bei dem hoffentlich die Ordnungspartei siegen werde. Von des Fürsten Standpunkt aus sei es allein richtig, alle die sich außerhalb des heutigen Staates stellten, zu expatriieren. Man

[1]) Nicolai Karlowitsch v. Giers † 1895, seit 1882 Minister des Auswärtigen in Rußland.

brauche darum noch nicht die eine und eine halbe Millionen, die bei der letzten Wahl sozialdemokratisch gestimmt haben, zu vertreiben; es genügten vielleicht hundertundfünfzig für ganz Deutschland, die Parteiführer und ihre Redakteure und Journalisten; damit könne man die ganze Agitation im wesentlichen beseitigen.

Der Fürst hatte nach dem Frühstück, zu dem ich etwas verspätet eingetroffen war, und an welchem er anscheinend auch vor meinem Eintreffen sich nicht beteiligt hatte, seine Pfeife geraucht. Als ich mich nach zwei Stunden empfahl, bemerkte er, er wolle vor der Ausfahrt nun noch etwas ruhen. Die Gräfin Rantzau mit ihren Kindern war noch in Friedrichsruh. Im übrigen sah ich die Oberin von Reckow und die Baronin Eickstedt, eine Freundin der Gräfin Rantzau, welche nach mir eintraf und im Reiseanzug an den Frühstückstisch geführt wurde.

Ende

Kärntner Märchen[1]

Aufgezeichnet von Josef Friedrich Perkonig

Der Fuchsmagen

Ein reicher Müller war in seinem Wohlleben so fett geworden, daß er sich nicht mehr zu helfen wußte. Die Säcke mußten die Müllerburschen von den Bauernwägen heben, die Lehrjungen ließen das Wasser auf die Räder und die Frau nahm das Geld von den Kunden und wog das Mehl. Als der Müller in seinem Fett endlich zu ersticken drohte, holte die Frau den Doktor.

„Da hilft nur noch eine Roßkur, sonst ist es Matthäi am letzten", sagte er, schnitt dem Fettwanst den Bauch auf und nahm ihm den Magen heraus.

Er reichte ihn der Müllerin hin und ordnete an: „Der muß gut ausgewaschen werden und ganz getrocknet sein, bevor wir ihn wieder einhängen."

Die Frau ging zum Bache, wusch den Magen sauber aus und legte ihn zum Trocknen an das Ufer in die Sonne. Weil die Schweine in den Koben schrien, brachte sie ihnen derweilen ein Schaff voll Kaspel.

Während dieser Zeit aber kam ein Fuchs an den Bach, fand den Magen und fraß ihn auf. Als der Doktor nun wieder den grauen Sack einnähen wollte, geriet das Weib in keine geringe Verlegenheit. Es lief am Bachufer hin und wider, aber es fand nur die Fährte des Fuchses im feuchten Sand.

Ingrimmig holte sie aus der Speisekammer den besten Speck und legte ihn auf das Schlageisen. Der Fuchs witterte tief in den Wald hinein den Köder und kam bald geschlichen. Als er nun gierig an dem Speck roch und sich noch vor dem Gifte fürchtete, schnappte die Falle zusammen.

Die Müllerin schlachtete nun eilig den Fuchs, um den Magen ihres Mannes wieder zu bekommen; aber das Tier hatte ihn bereits verdaut. Da nahm sie in ihrer großen Not den Fuchsmagen und brachte ihn dem Doktor, der schon ungeduldig wartete. Er schaute den Magen nicht erst lange an, sondern nähte ihn dem Müller rasch ein.

Als der Müller wieder genas, empfand er einen wühlenden Hunger. Die Frau brachte ihm einen Reindling, aber er schob ihn achtlos beiseite. Sie wollte ihm nun ein Huhn braten.

[1]) Vgl. auch Der Einsiedel und der Dieb. Dez. Heft der S. M. „Deutsche Zukunft", S. 226.

Er jedoch verlangte: „Warum erst lange braten, bringt es mir gleich roh."

Sie wußte sich vor Entsetzen kaum zu fassen, als er das Huhn mit Haut und Haaren verzehrte. Er aß nun überhaupt nichts anderes mehr als nur lebendige Hühner, Enten und Gänse. Dem ganzen Geflügel seiner Frau drehte er den Kragen um. Da verzweifelte sie und jagte den Mann aus der Mühle fort.

Er aber ging in den Wald hinaus, suchte am Tage nach Vogelnestern und in der Nacht schlich er mit Fuchs und Marder in den Bauernhöfen herum. Er brach in die Ställe ein und raubte das Federvieh.

Da wurde er an einem späten Abend auf dem Gehöfte eines Bergbauers von einem Knechte überrascht. Der Knecht, der ein roher und jäher Mensch war, schlug mit einem Holzscheit nach ihm und traf ihn in der Dunkelheit so unglücklich, daß er blutend hinsank und bald verröchelte. Weil Bauersleute und Gesinde in ihm einen gewöhnlichen Dieb glaubten, verweigerten sie ihm auch die Sterbegebete.

Mitten aus dem Gegacker der zornigen Hühner flog seine Seele als eine weiße Taube aus dem finsteren Stall. Ehe sie aber in den Himmel reiste, setzte sie sich auf eine uralte Eibe und klagte dem Getier des Waldes die Not des Menschen.

Als nun der Müller in der versperrten Totenkammer aufgebahrt lag, hielten in der Nacht die Brüder Fuchs und Marder, Wiesel und Iltis an den Fenstern die Totenwache. Im Morgengrauen schlichen sie wieder traurig davon. Und als man den Leichnam in die Erde grub, da heulte im nahen Wald ein Tier schauerlich. Es verstummte erst wieder, als die Dorfglocken nicht mehr läuteten.

Der Wurzelklauber

Die größte Freude eines armseligen Wurzelklaubers war seine Pfeife. Wenn er tagelang in den stillen Wäldern sich aufhielt und Pech kratzte, Ameiseneier häufte, Wurzeln sammelte, dann fühlte er sich niemals einsam und allein, wenn nur seine liebe, warme Pfeife rauchte. Weil er aber arm war, konnte er sich keinen Tabak kaufen; er trocknete Waldmeister und die Blätter der wilden Erdbeere, sie gaben auch einen wohlschmeckenden Rauch; und alles, was er für sein Vergnügen beim Schmerstecher holte, war selten genug ein Päckchen Knaster oder Dreikönig. Die galten wie das Salz im Brot oder der Rausch am Kirchtag.

Wo nun einer eine große Freude hat, da ist gewöhnlich auch dafür gesorgt, daß derselbige dessen nicht zu froh wird. Dem Wurzelklauber machte sein zänkisches Weib das Leben sauer. Es war grob wie Sackleinwand, und der Mann, der sich an die Ruhe des Waldes gewöhnt hatte, vertrug ihr Schreien so schlecht, daß er sie oft ehrlich zum Teufel wünschte.

In der Jahreszeit, als Nüsse und Eicheln von den Bäumen fielen, da suchte er wieder einmal nach Wurzeln, denn der Ursulamarkt war nahe. Er stieg den Berg auf und nieder, daß ihm der Schweiß in hellen Tropfen von der Stirne rann. Als er den Sack endlich mit heilsamen Wurzeln, Kräutern und Früchten gefüllt hatte, warf er ihn über den Rücken, schlug mit seinem Stock froh gegen einige Birkenstämme, daß sie klangen, und trat den Heimweg an. Da kam ihm bei einem Bildstock eine aschgraue Schlange entgegen, die den Kopf kerzengerade in der Höhe trug. Er fürchtete sich nicht vor solchem Getier, das ihm auf seinen Waldgängen häufig begegnete; ihm waren wohlvertraut Otter und Echse, Hirschkäfer, Horniß und Wurm.

„Den Balg könnte ich brauchen", dachte er, und wollte mit dem Stocke eben zuschlagen.

„Schone mein Leben", bat da eine feine Stimme aus der Natter.

Der Kräutersucher staunte bei sich: „Das ist in meinem Leben noch nie geschehen, daß eine Schlange reden kann."

Und er fragte das geschmeidige Tier kleinlaut: „Wer bist du?" Die traurige Antwort hieß: „Ich war ein Mensch wie du". Da schaute er in seiner großen Verwunderung näher hinzu und sah um den Schlangenleib eine dünne goldene Kette glänzen. Beherzt hob er die Otter auf und trug sie in seine Keusche. Als er sie auf das Fensterbrett stellte, wo an Sonntagen vor dem Meßgang Gebetbuch und Rosenkranz bereitlagen und wo auch schon der geweihte Wachsstock und die Rauchpfanne gestanden hatten, da brachen plötzlich die heiligen Dinge den Zauber der Schlange.

Der Wurzelsammler hörte auf einmal einen feinen Ton; der kam davon, weil das Goldkettlein auf das Fensterbrett fiel. Die Schlange war verschwunden und ein junges Mädchen lächelte den Erlöser an.

Es begann zu reden: „Ich kenne dich schon lange, du alter Wurzelklauber und Pechschaber. Dein Vater war der Kesselflicker und deine Mutter die Wäscherin. Im Teich hast du gebadet und mit der Eichkatz stiegst du in den Bäumen herum. Du bist an den Glockenstricken gependelt und hast die gestohlenen Erdäpfel gebraten."

Der Mann hielt die Augen geschlossen und hörte ihr in Lust und Leid zu. Als sie geendet hatte, ihn an eine, ach so ferne Zeit zu erinnern, fragte er leise: „Wer bist du, daß du dies alles weißt?"

„Ich könnte vielleicht deine Jugend sein", sagte das Mädchen.

Plötzlich dachte er erschreckt daran, daß er seinen Gast ja bewirten müsse. Er lief aus der Stube und traf in dem Flur sein Weib. Es hatte die Frauenstimme reden gehört und schalt ihn nun mit wüsten Worten wegen seiner vermeintlichen Untreue. Er suchte sie gütig zu beruhigen, aber ihre traurige Untugend verleitete sie und das Geschimpfe wurde immer ärger.

Um sie nun zu versöhnen, legte er ihr das goldene Kettlein um den Hals. Aber kaum hatte es die Frau berührt, da schrumpfte sie zusammen, wurde kleiner und kleiner, bis zu den Füßen des Mannes nur noch eine Schlange kroch. Er scheuchte sie zum Haustor hinaus und sperrte es schleunig zu.

Dann ging er fröhlich in die Stube zurück.

Bettelumkehr

Ein Bergbauer, dem die schiefen Äcker und Wiesen wenig eintrugen, geriet schließlich in Schulden. Sein Weib starb vor Kummer; Knecht und Magd verließen ihn, so daß er nur mehr mit seiner Tochter hauste. Und die ganze Gegend nannte den verwahrlosten Hof nur noch die „Bettelumkehr".

Weil der letzte Bergteil schon verkauft war, mußte die Tochter in fremden Wald gehen, um Holz zu holen. Aber wie sie auch suchte, sie fand kein dürres Reisig in den Farnkräutern und keine trockenen Fichten- oder Föhrenzapfen auf dem Moose.

Als sie eben heimkehren wollte und traurig war, weil sie nun nicht einmal die Abendmilch sieden konnte, trat ein bärtiger Mann aus dem Gesträuch. Er trug eine Hacke auf der Schulter und sah unheimlich aus. Das Mädchen erschrak bis tief in ihr Herz hinein, als er sie mit rauher Stimme anredete:

„Was tust du hier im Wald?"

„Ich bin arm und suche abgefallenes Holz", erwiderte sie voll Angst.

„Du hast ja eine leere Schürze."

„Ach, ich kann keines finden, der Wald ist wie verhext."

Da winkte ihr der Mann, daß sie ihm folgen sollte. Sie zögerte eine Weile, aber endlich ging sie ihm langsam nach, tiefer und tiefer in den Wald hinein. Bei einer Tanne hielt er und hob die Axt, um Holz vom Stamme zu spalten.

„Nicht von diesem Baum," bat sie, „er ist so schön und gesund."

Dann wollte er ihr von einem anderen den Korb vollhacken.

„Nicht von diesem. Es ist ein Spechtnest im Stamme; die Vögel würden sich erschrecken."

Er wollte ihr eine Birke umschlagen.

„Die nicht! Sie ist krank. Es hat ihr jemand den Saft abgezapft."

Da wandte er sich zu einem mächtigen, alten Strunk, aber die Hand des Mädchens hielt seinen bereits hoch erhobenen Arm.

„Seht Ihr nicht, daß die Ameisen darin ihr Haus haben?" sagte sie mit leisem Vorwurf.

„Es ist gut", brummte der Mann und ging stumm vor der Holzsammlerin her. Sie hatte nun alle Scheu verloren und fürchtete sich nicht mehr. Die Beiden kamen an einen Waldrand; da stand eine ausgedörrte Föhre mit abgestorbenen Ästen und rotbraunen Nadeln.

„Der schadet nichts mehr", sagte der Bärtige.

Das Mädchen schaute den Baum von allen Seiten genau an, dann stimmte sie zu: „Nein, dem schadet nichts mehr."

„Halte die Schürze her."

Er hackte die Späne hinein, wartete gar nicht auf den Dank, sondern verschwand im Gebüsch. Dem Mädchen aber wurde die Schürze immer schwerer, daß sie kaum noch die Zipfel in den schmerzenden Fingern halten konnte. Auf der Schwelle des Hauses mußte sie die Schürze fallen lassen und die Späne stürzten mit einem metallischen Ton auf den Estrich; sie glänzten hell in dem Flurdunkel. Der Bauer traf seine Tochter weinend über goldenen Spänen.

Die buckligen Musikanten

In einem Dorfe lebten zwei Musikanten, der eine führte Nadel und Fiedelbogen, der andere griff an Pfriem und Klarinettenklappen herum. Sie spielten bei Kirchweih, Hochzeiten und Taufschmäusen; aber soviel Musik sie auch machten, sie wurden darüber nicht froh. Denn beiden hatte der liebe Gott einen Höcker wachsen lassen und alle Kunst des Schneiders vermochte ihn nicht zu verbergen.

Der Schneider hatte Zauberwurzeln angewendet, die um Mitternacht gegraben waren, hatte sich dreimal zur Mutter Gottes nach Maria-Saal verlobt, mit Schmalz den Buckel geschmiert und den Sud von hundert Kräutern vergeblich getrunken. Er begehrte die Tochter des Kramers zur Frau, aber sie wollte keinen ausgewachsenen Mann und der Kramer keinen buckligen Eidam.

Der Schuster hatte zwar auch keine Freude mit seiner schiefen Schulter, aber er trug sie stumm und bemühte sich nicht, sie auf irgendeine natürliche oder wunderbare Weise loszuwerden.

Als der Schuster einmal spät in der Nacht von einer Hochzeit über einen Berg heimkehrte, führte sein Weg an einer Waldwiese vorüber. Der Mond leuchtete hell, Baum und Halm standen im Tau. Im Nachtschatten einer Eiche tanzten viele kleine Männchen und die Musik war ihr eigener Gesang. Es lärmten aber die Grillen so laut und einige Nattern schrillten im feuchten Moose, daß die Tänzer ihre dünnen Stimmchen kaum hörten.

Da setzte sich der mitleidige Schuster in das nasse Gras und begann auf seiner lustigen Klarinette zu spielen. Und er dudelte alle die vergnügten Weisen, nach denen die Burschen und Dirnen sonst auf den Tanzböden strampften.

Als endlich die lächelnde Mondscheibe hinter die dunkeln Wipfel bog, die Lichtung völlig im Schatten lag und die Eiche dem Morgen entgegenrauschte, da beendeten die Waldmännchen den Reigen und fragten den Musikanten, wie sie ihn belohnen sollten.

„Gar nicht," sagte der Schuster und lachte, „mir macht das Musizieren selber Freude."

Da fiel etwas dumpf auf die Erde und der Schuster fühlte sich plötzlich ganz leicht. Als er sich reckte und dabei in die Höhe schaute, sah er, wie die Männchen in den Eichenbaum kletterten und den Höcker in dem Laube verbargen.

Am nächsten Morgen ging der Schneider mit der Geige an dem Schusterhause vorüber. Er sagte zwischen den Pelargonien- und Fuchsienstöcken in die Stube hinein:

„Schuster, ich brauch eine Klarinette."

„Heut hab ich Feiertag", antwortete der Klarinettenspieler. Da bemerkte der Schneider, wie schlank sein Bruder Musikant sei, und die Geige wäre ihm beinahe aus der Hand gefallen. Er ließ sich die seltsame Geschichte erzählen und ging neidig zu der Musik über Land. Als dann am Abend die Tänzer seiner am lautesten begehrten, verließ er sie, und nicht Geld und gute Worte vermochten ihn zurückzuhalten. Da riefen ihm die Erzürnten ihre Flüche und Verwünschungen noch lange in die Nacht hinein nach.

Er aber suchte die hell beschienene Waldwiese und fand wirklich die tanzenden Männchen. Er setzte sich am Rande des Waldes hin und schaute ihnen zu. Die Geige hatte er neben sich gelegt. Es kümmerte ihn wenig, daß die Grillen sich so laut meldeten und die Tanzenden sich heiser sangen.

Endlich trat ein Männchen vor ihn hin und fragte:

„Möchtest du uns nicht aufspielen?"

„Umsonst ist der Tod", sagte der Schneider.

„Was verlangst du?" wollte der andere wissen.

Der Schneider zeigte ärgerlich auf seinen Höcker.

„Gut", nickte das Männchen, als verstehe es den stummen Wunsch.

Der Schneider kratzte auf seiner Geige ohne Liebe einen Tanz herunter, denn er war mißmutig, weil er nicht mehr gefordert hatte. Die Waldmännlein wußten sicher um vergrabene Schätze.

Als er ein Stück gespielt hatte, stand er auf und sagte:

„Ich muß jetzt gehen, ich habe noch einen weiten Weg in das Dorf."

Da stiegen die Männchen in das Laub hinauf und der Schneider spürte plötzlich, wie etwas schwer aus dem Baum auf seinen Rücken fiel. Es war der Höcker seines Kameraden.

Der entsetzte Schneider bat und fluchte, aber die Waldwiese war leer. Nur ein Kauz spöttelte aus der Eiche nieder.

Philippi

Novelle von Josef Friedrich Perkonig

Spuk in der Gasse

Der Milchfuhrmann hielt vor dem Studentenheim Philippi. Er warf seinen Ruf in die dämmernde Luft; es tönte nach einem sonderbaren Dreiklange. Sonst öffnete sich, wenn die Mauern den Widerhall eingesaugt hatten, langsam das große Haustor, eines der Dienstmädchen trat heraus und nahm die Kannen, die ihr hinuntergereicht wurden, oder der leicht hinkende Mann brachte die Milch selbst durch den langen Flur in die Küche. Das geschah an Tagen, wenn er gewiß war, daß das Pferd ruhig stehen blieb. Denn manchmal, etwa vor einem nahenden Regen, wurden die Mücken bösartig, oder Kinder spielten unfern der Stelle, an der er den Wagen anzuhalten pflegte, oder die Luft trug einen aufreizenden Wind, der vom Süden wehte. Dann wurde das Tier unruhig, und der Mann, der seine Seele kannte, mußte in der Nähe bleiben und das Mädchen die Kannen schleppen lassen.

Der Milchfuhrmann vermochte sich nicht zu besinnen, jemals nicht gehört worden zu sein. Er wiederholte seinen Dreiklang, dem er, um noch eindringlicher zu sein, einen Text unterlegte: „Mi — lich — ist — da!" Aber das Haus lag wie ausgestorben, ein einziges Fenster füllte Lichtschein. Der Mann sah längs der Mauern hinauf, in dem Dämmern schienen sie sich zu dehnen. Kein Mensch ging in der Gasse, in der es nach dem sommerlichen Staube roch. Der Wind bewegte eine sehr erwärmte Luft, sie war beinahe greifbar; das Pferd scharrte und schnaubte. Der Fuhrmann schaute sich ängstlich um. Die Umgebung des Hauses schien ihm auf einmal seltsam fremd. Und er fuhr nun schon sieben Jahre lang daran vorüber; er war doch in alle diese Stadtgassen hineingewachsen, deren Menschen und Schicksale er genau kannte.

Mühsam und verdrießlich stieg er von seinem Sitze herab, als er erkannte, daß die vier Töne in Ewigkeit andauern konnten, ohne daß man nach seiner Milch fragte. Er trommelte, um sich selbst eine Art unerklärlicher Angst von dem Herzen herunterzuklopfen, mit beiden Fäusten an das Tor. Dumpf dröhnte das Holz. Das Pferd sandte einen dunklen Laut zu dem Pochenden herüber, der gleich einer mythischen Gestalt, durch sein kürzeres Bein in der Stellung eigentümlich verzerrt, vor dem verschlossenen Eingang stand. Für einen abendlichen Gast der Gasse wäre die Gruppe Spuk gewesen.

Der ungeduldige Mann legte, als die Fäuste wieder ruhten, sein Ohr an das Tor, als horchte er nach dem Herzschlage eines Geschöpfes. Ferne noch regte sich eine dünne Spur von Leben. Einen Stoß in das Holz! Etwas vernehmbarer meldete sich jenes unendlich ferne Leben. Noch einen Schlag auf die Tür! Das Haus erwachte leise, die Schritte, die näher zu kommen schienen, standen doch immer an demselben Orte; nein, sie waren so leise, daß sie auch keine Nähe verrieten.

Der Schlüssel wurde lauter, er knackte robust. Der Schlüssel muß stark sein, denn mit ihm ist stets irgendein Beginn.

Der Milchfuhrmann trat erschreckt in die Gasse zurück. Ein Gesicht schwebte in der Luft. Die dunklen Kleider konnte man nicht sehen, sie rannen mit der Finsternis des Hausflurs in eins zusammen. Es brannte kein Licht, das Innere war wie das dunkle, das grauenhafte Elend, es gähnte dem ängstlichen Menschen, der gewohnt war, durch diese Tür immer in einen erleuchteten Raum zu sehen, mit Schrecknissen entgegen.

In der Dämmerung schien das Frauengesicht nur eine bleiche Fläche, bewegt von einigen schwachen Schatten. Das Mädchen sagte leise, mit einer unsicheren Stimme: „Sie dürfen nicht so laut sein."

Mit einer solchen Warnung war er niemals empfangen worden. Er hatte gewöhnlich in den Stockwerken Lärm gehört, Gesang, Musik; Köpfe wurden vielleicht an den Fenstern sichtbar, ein Schüler warf übermütig eine Papierkugel, eine Orangenschale, ein Apfelgehäuse nach ihm, ein Dienstmädchen des Studentenheimes brachte dem Pferde Zucker und kreischte entsetzt, wenn es die rauhe Zunge des Tieres an der Handfläche fühlte. Oder der Herr Doktor Philippi stand selbst in der Türe und redete einige freundliche Worte. Er mußte einmal da draußen gelebt haben, wo die Bauern arbeiteten, denn er fragte mit Verständnis und Kenntnis, er sprach über die Dinge, die den Kreis eines Milchfuhrmanns erfüllen, der am Abend und am Morgen die Milch in die Stadt bringt und den übrigen Tag die Dienste eines halben Knechtes verrichtete. Ein ganzer Mensch ist er ja nicht, den großen Bauernarbeiten war er auch in jüngeren Jahren nicht gewachsen. Aber dafür ist es ihm in der Wiege gesungen worden, daß er ein umgänglicher Mensch sein würde, daß er seinen Mund gebrauchen konnte. Auch das ist eine schöne, seltene Gabe. Leute, welche die Milch führen, müssen mit den Kunden reden, verhandeln und auch Spaß treiben können, sie müssen mit einem lächelnden Gesicht und einem reinlichen Wesen, von einem guten Bauernhofe kommend, den man häufig genug nach dem Boten, Wagen und Pferd mißt, nicht selten die Güte der Milch ersetzen oder verstärken. Kein Augenblick, kein Mensch darf sie verlegen machen. Und der beste Helfer für solche schwierige Gelegenheiten ist bei einem einfachen Menschen der Mund. Er will aber,

einmal zur Gewohnheit erstarrt, immer wieder vor jedem Tore, durch das die Milch eingeht, reden. Und das Abweichen von dem täglichen Brauche wird zu einem Ereignis.

So fragte er jetzt grenzenlos verwundert: „Nicht laut?"

„Sie schlagen ja die Türe ein."

Er entsann sich der knatternden Geräusche in dem Hause, die ihm oft entgegenkamen. Heute war es stumm und ausgestorben, auch jetzt, als sein Tor sich geöffnet hatte.

Um seiner Verlegenheit ledig zu werden, wollte er dem Mädchen ausweichen und an ihm vorüber die zwei schweren Kannen tragen, in denen die Milch gluckste. Aber das Frauenzimmer verstellte ihm den Weg und griff wortlos nach den Behältern.

„Sie sind zu schwer," gab er zu bedenken. — „Ich muß sie selber tragen." — „Wenigstens eine lassen Sie mir." — „Nein, niemand darf ins Haus."

Die Geheimnisse mehrten sich für den Fuhrmann. Er durfte nicht einmal durch den Flur gehen? Dann kam der Hof, und aus dem Hofe trat man in die Küche. Was war in dem wohlvertrauten Hause geschehen?

„Warten Sie an der Türe!" forderte das Mädchen und entschwand in die Dunkelheit; nur ihre langsamen Tritte waren zu hören.

Ungewohnt, sich in einer Finsternis auch nur mit den Gedanken zurechtzufinden, atmete er einige Male tief. Da fühlte er in der Nase einen seltsamen, unbekannten Geruch, der ihn, obwohl er sich darüber keine Meinung bilden konnte, unruhig machte. Er spürte dem Geruche näher nach, ohne sich zu erinnern, ihn jemals gekannt zu haben. Und dennoch war er ihm nicht völlig unbekannt.

Ein Rauschen fauchte in der Dunkelheit; es konnte ganz nahe sein, oder es war irgendwo im Hause und durch die Ferne gedämpft. Der Wartende wußte nicht, daß es aufsteigendes Wasser in den Leitungsröhren sei. Für ihn war es ein unbestimmbares Geräusch des unheimlichen Hauses, und er entfloh ihm. Als das Mädchen mit den leeren Kannen kam, hell sangen die Handbügel in den Scharnieren, weil nun keine Last mehr die Gefäße zur Erde niederzog, da saß er bereits wieder auf dem Kutscherbock; das erweckende Wort, das dem Pferde galt, lag ihm seit Minuten auf der Zunge. Wie ein spitzer Stein in das Wasser, so fiel es auf den Rücken des Tieres, das aus einem Schlafe emporschreckte, in dem es das Leibroß eines großen Kalifen gewesen war.

Fernes Gewitter

Heydenreich stand an dem Fenster, und seine Stirne fühlte nicht die scharfe Kante des Gitterstabes, an den er seinen müden Kopf lehnte. Die Hand griff längs der erreichbaren Mauer hin, sie war lau und feucht. Der Wind trieb das tausendfache Gemisch des Lebens durch die Gassen, Staub, der sich in die Kehle schlug, Papiere, die an den Häuserwänden hinraschelten, Düfte aus einer Wirtshausküche; und aus dem Studentenheim Philippi nahm er den Lysolgeruch mit. Einige Häuser weiter unten in der Gasse brachte der Wind diese Botschaft aus Krankenstuben einem gleichfalls am Fenster Stehenden. Heydenreich roch das Lysol kaum mehr, einen ganzen Tag lang war er nun daran gewöhnt; es hatte sich in die Kleider eingesaugt, mit den Speisen schluckte man es, das Trinkwasser trug Spuren von ihm, es war allgegenwärtig.

Wetterleuchten im Westen erschreckte den Abend. Als schluchze die Welt der Ferne auf, so schmerzhaft zuckte der dämmernde Himmel. Manchmal schaute Heydenreich während eines solchen vergänglichen Scheines zurück in das Zimmer. Der Anblick wurde mit jeder Sekunde trostloser. Schamin saß, wie sonst nur alte, verzweifelte Menschen zu sitzen pflegen, den Rücken gebeugt, über dem gesunkenen Kopf die Hände im Nacken verflochten; als säße er einem Bildhauer Modell, und doch war seine Stellung in der augenblicklichen Not natürlich. Raupp aber lag in seinem Bette in sich gekauert, eine stöhnende Kugel, als müsse er, von dieser

Krümmung erlöst, einmal plötzlich aus seinem Zustand schnellen. Sein Leben pendelte zwischen Wachen und Ohnmacht. Auf dem vierten Lager hockte das Grauen und sah aus leeren Augenhöhlen in die Tiefe des Zimmers, von einem Menschen zum andern. Ein verlassenes Lager ist wie ein Haus, aus dem sie eben einen Toten forttrugen.

Das Gewitter schien hinter den Bergen emporzuwachsen, das Wetterleuchten glänzte häufiger und länger. Vielleicht blendete ein Widerschein den gebeugten Schamin; ein runder, blanker Nagelkopf im Bretterboden schon war ein Spiegel, in dem ein Strahl, in irgendeinem Winkel aufgefangen, für ein halbwegs empfängliches Auge aufblitzen konnte. Oder aber eine Angst, ein Mitteilungsbedürfnis sprengte seine Stummheit. Denn Schamin begann zu reden: „Es ist finster geworden."

Heydenreich antwortete ihm aufatmend: „Dreh das Licht an!"

Schamin ging zum Schalter; er war so verzagt, daß er ganz leise auftrat. Licht stürzte in das Zimmer. Heydenreich sah zu Schamin; sie standen einander gegenüber, aufgerichtet, nun auf einmal andere Menschen, klarer als vorhin, aber auch gezähmter.

Raupp bäumte sich in seinem Bette auf, seine Hand schützte die geschlossenen Augen. „Ist schon wieder Tag? Schon wieder Tag?" klagte er. Gleich einem guten Bruder trat Schamin zu dem Unruhigen. Zuerst wollte er ihm die Haare streicheln, aber seine liebevolle Gebärde stockte bald. Nur seine Stimme setzte die sanfte Geste fort: „Nein Raupp, es ist noch Abend; ich habe nur das Licht aufgedreht." Der Leib des Phantasierenden wand sich in der groben Helligkeit. Zwischen den Zähnen brach ihm der Zweifel: „Ich glaube, es ist doch die Sonne." Als er den Namen des heiligen Gestirns ausgesprochen hatte, wurde in den beiden Jünglingen die Sehnsucht nach dem Tage lebendig. Aber sie verbargen ihr Heimweh voreinander.

„Dreh das Licht ab!" sagte Heydenreich beinahe schroff.

„Dann müssen wir im Dunkeln sitzen", jammerte Schamin, und seine nervösen Hände griffen ohne Notwendigkeit in die roten Haare. „Dreh das Licht ab, es regt ihn auf," wiederholte Heydenreich. — „Er hat Fieber, er phantasiert. Aber ich bin nicht gewohnt, im Dunkeln zu bleiben." — „Hast du Angst, Schamin?" — „Nein, nicht Angst; aber es ist nicht gemütlich." Es war ihm nicht leicht gewesen, einen Ausdruck zu finden, der seine Furcht verhüllte.

Heydenreich mußte, während er die wenigen Schritte durch das Zimmer ging, um das Licht wieder abzudrehen, in sich hinein lächeln: „Alles ist heute nicht gemütlich. Aber es muß eben sein."

Das rothaarige Kind wollte sich nicht einordnen, er kannte noch nicht das, was ungefähr Verantwortung hieß; immer war er so, der auch im Wachstum etwas zurückgebliebene Schamin. Siebzehn Jahre alt, wie die übrigen, aber trotzdem noch kein Jüngling, weder im Ernst noch im Spiel. Die Sommersprossigen sollen langsamer reifen, hörte Heydenreich einstens. Warum konnte es nicht wahr sein? Schamin zeigte sich empfindlich und zürnte jetzt: „Du brauchst mich nicht zu verspotten."

„Ich verspotte dich nicht," bekannte Heydenreich, und er begann die Stille und Finsternis mit der Wärme seiner schönen Knabenseele vollzureden, nicht mit einer Unmenge von Sätzen, sondern mit wenigen, aber unendlich beschwerten Worten. Wenn junge Menschen Nachdenkliches bedachtsam sagen, dann steht oft noch ein Engel im Zimmer.

„Ich habe die schönen Nachmittage gestern und heute verloren, wie du. Und ich werde auch morgen mit dir in diesem Kerker sein. Dreimal, vielleicht noch öfter, wäre ich nach der Studierstunde zur Papiermühle gegangen und hätte gebadet. In der Mühle bekommt man echtes Roggenbrot. Du mußt einmal mit mir gehen, Schamin."

Ein Hauch sagte herüber: „Vielleicht."

„Gestern hat es geregnet, und da ist die Luft unglaublich klar. Bei Sonnenuntergang leuchtet dann das schöne, gelbe Haus auf der Kardinalschütt wie ein italienischer Palazzo." Die Bewegung eines erregten Menschen raschelte: „Hast du schon einen Palazzo gesehen?" — „Nein, aber ich denke mir, daß er so aussehen muß."

Ein Wetterleuchten, das dem ersten wilden Schein so nachfieberte wie das abklingende Schluchzen nach dem Weinen eines Kindes, glänzte einen Gedankenstrich hinter ihr Gespräch. Schamin vergalt die Güte dem Kameraden auf seine Weise: „Ich werde dich einmal zum Fischen mitnehmen." Aber Heydenreich wehrte sich: „Nein, es ist entsetzlich, wenn man den armen Fisch an der Angel schnellen sieht." — „Es ist nur ein Augenblick; es ist bald vorüber." — „Ich kann kein Tier leiden sehen."

Eine Turmuhr schlug in den Abend nieder; vier helle und acht dunkle Glockenlaute knüpften eine lange Schnur; sie war der zweite Gedankenstrich. Wenn die Türme nahe reden, schweigen die Menschen; ihr altes Blut ist ehrfürchtig und leidet uneingestandene Angst.

Und wieder sprachen sie, nicht so sehr dem nachhängend, was sie zu beschäftigen schien, sondern nur von dem Wunsche beherrscht, den Ton der menschlichen Stimme um sich zu haben. „Es ist so heiß herinnen," fing Schamin an. — „Im Sommer war es nie anders." — „Machen wir ein Fenster auf." — „Es steht ja eines offen." — „Es ist zu wenig, die Nacht ist sehr schwül; es wird vielleicht ein Gewitter kommen." — „Die Hausordnung bestimmt, daß nur ein Fenster offen sein darf." Schamin wurde lauter: „Hörst du, es donnert schon." — „Nein, das war irgendwo ein Wagen," beruhigte ihn der andere. „Das war kein Wagen, das war Donner. Ich werde es wohl noch auseinanderkennen."

Sie atmeten schwerer als in der Stunde vorher, da der Abend den Tag ablöste. Es war, als würde der Raum, in dem sie zu leben hatten, immer enger und luftärmer; ein unheimlicher Druck senkte sich näher und näher. Raupp deklamierte im Delirium: „Götz 1771 ... Werther 1774 ... Iphigenie 1779 ... Egmont 1787 ... Wilhelm Meister 1796 ..." Eine Türe schlug irgendwo im Hause gewaltsam zu. Der Lärm setzte sich im Schreck der Menschen fort. „Er phantasiert wieder," sagte Schamin weinerlich. „Ja, er phantasiert."

Ferner Donner wurde hörbar, das Gewitter näherte sich. Das Bangen vor dem urhaften Ereignis zitterte mit der ersten leisen Brandung in den hilflosen Geschöpfen. Wo Gott ein Zeichen seiner Gegenwart gibt, verkriechen sich die von ihm Gezeugten; denn Gott ist furchtbar. „Das ist kein Wagen, das ist Donner," rechthaberte Schamin. Dann drehte er in einer unvermittelten Aufwallung wieder das Licht an. „Wir können doch nicht immer im Dunkeln sitzen. Raupp wird sich vielleicht gewöhnen." Er nahm aus dem Nachtkasten ein Buch und begann zu lesen. Es sah wenigstens so aus, als befände er sich nicht mehr im schmerzhaft Gegenwärtigen. Licht rang gegen Licht; das Wetterleuchten erstarb im geselligen Schein, den sich die Menschen von dem himmlischen Feuer borgten.

Besuch in der Dämmerung

Doktor Philippi trat in den finsteren Gang heraus; der Abend füllte alle Poren des alten Hauses. Gewölbe hoben sich, Pfeiler bogen eine Schulter, daß sie die Arkaden leichter trügen, Nischen standen wie riesige, gehöhlte Hände.

Als Philippi zwei Schritte tief in der Gangdämmerung hielt, von dem Lichte seiner Kanzlei noch verfolgt, klingelte das Telephon. Er ging zurück und nahm den Hörer auf: „Noch immer nicht zurück? ... Das kann ja noch weiß Gott wie lange dauern ... Ich kann aber nicht warten ... Der kranke Schüler fragte schon dreimal ... Gut, ich werde dort anfragen ..." Er legte den Hörer wieder hin, und nun fühlte er, wie seine Hand zitterte. Es kam von einer seltsamen Müdigkeit, die er wohl zu erklären vermeinte. Die letzten Tage waren reich an ungewöhnlichen Begebenheiten und Aufregungen gewesen, eine Nacht hindurch hatte er nicht geschlafen. Die Augen brannten ihm und in den Gliedern spürte er ein leises Rieseln.

Er läutete das Amt auf. „Halloh ... Fräulein? Halloh ... Ich bitte, hat das Kapuzinerkloster Telephon? ... Einunddreißig durch römisch acht? ... Ich bitte ..." Philippi wurde mit dem Kloster verbunden. „Hier Studentenheim Philippi ... Ich wurde von der Stadtpfarre an Sie gewiesen ... Ein Schüler in meinem Heim ist schwer erkrankt und wünscht einen Priester. Könnte einer der Herren kommen? ... Gleich, ja ... Ich danke ..."

Das kurze Gespräch hatte ihn angestrengt, Schweiß sammelte sich auf der Stirne. Es kostete ihm einige Mühe, die Gedanken zu ordnen. Der Wille, der unabänderliche Vorsatz ist es, den man erzeugen können muß. Es ist ein Prozeß auf kaltem Wege. Ja aber, wenn man so müde und so unsagbar schläfrig ist. Wenn vielleicht sogar ein wenig Fieber hinzukommt? Ein Fieber, das aus vibrierenden Nerven entsteht? Nein, der Wille muß ein mathematisches Gesetz werden; man muß ihn errechnen können. Aber die kalten Hände und der heiße Kopf? Erscheinungen, doch keine dauernden Zustände.

Philippi richtete sich auf; es ging jemand auf dem Gange draußen. War das nicht ein Schritt? Nein, das war der Wind, der in der Gasse unten stärker jaulte, der durch die Fenster griff, der sich wie ein Trunkener an die Häuser lehnte. Eisen und Holz dehnten sich ächzend unter ihm. Ein Riesenschatten, noch dunkler als die Nacht, fiel von der Decke über die Mauer herab und rann auf dem Steinboden wieder in die Füße der Gestalt zurück. Ein Halbbogen des Grauens. Philippi hörte den fauchenden Wind, aber er witterte auch den lautlosen Besucher. Er brauchte nicht erst an die Schwelle zu treten, um den Augen zu trauen, die Ahnung von dem Gaste strömte durch seine Poren ein. Könnte man die unsichtbaren Ströme in der Luft sehen, die verschlungenen, sich kreuzenden, man stünde in einer größeren Welt. Ärmlich nur ist das Wahrnehmbare, die Schöpfung beginnt erst mit dem verwehrten Geheimnis.

„Ist jemand da?" fragte Philippi. Eine dunkle Feierlichkeit antwortete: „Ich!" Die nächste Frage richtete er im Lichte schon von dem Türrahmen her: „Wer ist Ich?" Noch einmal bestätigte es sich: „Ich!" Philippi drehte das Licht an. Der fremde Abendgast, dunkel gekleidet, die Hände in einem weiten Mantel, nach der Art irgendeiner Sekte, das gelbe Gesicht krankhaft abgemagert, daß die großen Augen noch unheimlicher wurden, sah dem Menschen bewegungslos entgegen. „Guten Abend, mein Herr," sagte Philippi beklommen. „Guten Abend," lautete die Entgegnung; und es war wieder die Stimme Philippis, als wäre sie aus den Winkeln des Gebäudes zurückgekommen wie ein Widerhall, den man nicht mehr erwartet. Der Überraschte suchte nach einer Frage, aber, verlegen und unbeholfen, vermochte er nichts zu sagen als: „Sie sehen mich sehr verwundert." — „Warum?" Wieder die eigene Stimme und dann immer wieder das ganze Gespräch durch der widerklingende Laut. Nicht nur der Ton, den die Stimmbänder entlassen, auch Eigenheiten von Gaumen, Zunge, Lippen. Oder war das Vermögen der Wahrnehmung beschränkt durch jenes immerhin vernehmlich brennende Fieber? Nein, die eigene Stimme erkennt man aus tausenden; es ist nicht allein deshalb, weil im Klavier der Ton durch fünf Oktaven mitklingt, wenn ihn der Bogen auf der Geigensaite streicht; es ist mehr als nur die Ahnung von Verwandtschaft, es ist eine reine, klare Unterscheidung: die eigene Stimme.

Man wird einmal darüber nachdenken müssen, ob sich zwei Dinge so überraschend gleichen können. Also: auf jenes „Warum?" die Verwunderung: „Seltsame Frage." — „Finden Sie?" Ist es Hohn oder Aufrichtigkeit? — Man muß den ureinfachen Gesetzen genügen. Demnach Verbeugung: „Doktor Philippi!" Weil keine Antwort kam, die auch einen Namen hätte nennen sollen, noch einmal, diesmal eindringlich und keinen Zweifel übrig lassend: „Doktor Philippi!" — „Ich kenne Sie längst." — „Ich kann mich nicht erinnern, das Vergnügen gehabt zu haben." So redet die Gesellschaft; nun fließt es. — „Es ist auch nicht notwendig." — „Ich habe Sie noch niemals gesehen." — „Möglich." — „Wer sind Sie?" Das war schon ärgerlich und darum sicher.

Nur die großen Augen, in denen alles Sehstern zu sein schien, antworteten. Das Hirn Philippis dachte: „Ein sonderbarer Mensch ... Mensch? ... Nein; eine Erscheinung, eine Gestalt, jemand. Der Faden durfte nicht abreißen: „Sie werden begreifen, daß ich ... die Gäste meines Hauses ... zu kennen wünsche." — „Ja, das begreife ich." — „Und ..." — „Und?" — „Ich erlaube mir, Sie ... um Ihren Namen ... und um Ihren Wunsch zu fragen ... zu bitten ..."

„Was ist ein Name? Seit Jahrmillionen: Klang, Rauch, Einbildung, Täuschung. Es würde mir nicht schwer fallen, einen Namen zu erfinden, um Sie zu befriedigen." — „Schöne Worte ersetzen mir nicht die richtige und notwendige Antwort. Ich will wissen, wer in mein Haus kommt."

Der Körper regte sich unter dem Mantel, die schwarzen Falten des Tuches schwangen wie aufgerührte Wasserwellen: „Sehen Sie die Feilspäne sich über dem Papier zu einer Figur formen, wenn darunter ein Magnet lebt; oder den Staub sich zu einer Gestalt ballen, wenn ihn der Wind hochträgt; oder die Blätter immer wieder im Kreislauf zu einem unsichtbaren Mittelpunkt auf der Straße hinwehen; fühlen Sie im Wasser den lauen Strom unter Ihrem Leibe rinnen ... Nun, so bin ich Figur, Gestalt, Kreislauf, Strom ... Sind Sie jetzt zufrieden?"

Philippi sah ihn starr an. Er dachte daran, daß er an manchen Sonntagen am Fenster lehnte und auf die Gasse hinabsah. Da gingen unten die ausruhenden Handwerker, die Landleute, die ziellos in den Straßen wandelten, nur um das Gefühl der Menschenanhäufung um sich zu haben, die Dienstmädchen, die ihren Ausgang hatten und, einsam, dieser Freiheit nicht gewohnt, mit dem Sonntagnachmittag nichts zu beginnen wußten. Und Philippi hörte sie reden, ihre einfachen Berichte und Wünsche, in einer ärmlichen, aber genügenden Form, ohne Aufputz, so gerade von der Sache her: Es war die Sprache der Stadt, des Tages; sie war wie ein Zaun um ihn, innerhalb dessen sich auch er bewegte. Jetzt aber sah er darüber hinaus, er hörte eine andere Sprache, die kam aus der bunten Fremde. Er fühlte die Sehnsucht in sich wach werden, aus der eigenen Seele fortzuwandern. Der Trieb der Zugvögel hat auch im Menschen seine verborgenen Stätten. Philippi landete in dem versandeten Hafen jener Stunde, die ihn seines irdischen Gehäuses allzu bewußt werden ließ. So geschieht es, wenn Worte fremde Gärten einer oft geahnten, aber nie erreichten Ferne bauen. Philippi vermochte nur den Kopf zu schütteln.

„Ich errate Ihre Gedanken," behauptete der dunkle Gast, „Sie wollen jetzt sagen: ich sei entweder ein Spaßmacher oder aber verrückt; in beiden Fällen jedoch exzentrisch, was soviel heißt wie: unzurechnungsfähig." Den anderen beschäftigte seine eigene Welt noch immer: „Verzeihen Sie, wie kamen Sie in dieses Haus?" — „Durch das Tor natürlich." — Philippi erschrak: „Das ist unmöglich, das Tor ist versperrt." — „Das Tor ist offen." — „Das ist nicht möglich, das darf nicht sein." — Der Fremde zuckte die Achseln: „Dann war es früher offen. Ich kam zugleich mit dem Briefträger herein. Da er schwer über die Stiegen steigt, gab er mir einen Brief für Sie."

Er nahm aus dem Innern seines Kleides einen Brief von jenem Format, wie es in Kanzleien gebräuchlich ist. Philippi betrachtete ihn verwundert von allen Seiten und, als müsse das Geheimnis noch gehütet sein, als fürchte er sich vor der Eröffnung, steckte er ihn langsam, umständlich ein. Er ließ in der Tasche die Finger seiner Hand auf dem erhobenen, kühlen Siegellack des Verschlusses spielend ruhen.

„Soviel ich mich erinnere," sprach er in sich hinein, „ist der Briefträger ein junger Mensch. Die Treppe hätte ihm keine Beschwerden verursacht." — „Nein, der Mann war alt." — „Seltsam." — „Ich wollte ihm gefällig sein."

Philippi eiferte wie zu einer Rechtfertigung vor sich selbst: „Das Tor muß versperrt sein. Wir befinden uns in einem Ausnahmezustand. Vor einigen Tagen erkrankte ein Schüler unter verdächtigen Anzeichen. Es ist Obstzeit, Badezeit. Ich habe das Musikzimmer ausräumen lassen. Einmal, weil er Schmerzen litt und durch seine Klagen die Kameraden störte, und dann, weil es immerhin möglich scheint, daß es eine ansteckende Krankheit ist."

Eine Ecke unter einer halben Mauerkuppel war Herberge den heimatlosen Möbeln und Notenständern. Schwester Geige lag auf dem Klavier. Hast und Trauer der Auswanderung standen in dem Winkel. Der Fremde sprach wieder: „Als ich an dem Hause vorbeiging, roch ich Lysol. Ich fühle mich seinem Geruche verwandt, wie manche die Nähe von Stallmist oder Lohe suchen." — „Eine Magd ließ eine Flasche mit Lysol fallen. Dann mußte sie natürlich die Fenster öffnen. Ich habe das Lysol für alle Fälle vorbereitet." — „Sie berechnen also die

künftige Möglichkeit. Das ist gut. Aber Sie vermögen sie doch nicht mit Gewißheit zu errechnen." Wie auf der Leiter des Triumphes stiegen seine Worte empor.

Philippi entgegnete ihm ruhig und gläubig wie ein Kind: „Ich bin gerüstet. Wenn man eine Menge von Menschen, und sei es auch nur eine kleine Menge, zu verwalten hat, erwartet man immer und ist niemals überrascht." — „Sagen Sie das nicht so sicher." — „Ich rede nicht von heute und gestern her." — „Meine Erfahrung, meine Erlebnisse erwidern Ihnen: Sie können sich täuschen." — „Wir haben dreimal Kaminbrände erstickt, einmal bereits ausgebrochene Flammen in den Wäschekästen gelöscht, Kurzschlüsse, Rohrbrüche, Kellerüberschwemmungen gehabt; acht Schüler erhielten einmal Seruminjektionen gegen Diphtheritis, nicht zu reden von tollen Handwerkern, die bei Reparaturen an dem Hause reich werden wollten. Diese Liste ist aber noch lange nicht vollständig." — „Ist das alles?" — „Es ist genug."

Die schwarzen Wellen des Mantels bauschten sich abermals. So rinnt die Unruhe der Oberfläche eines dunklen Wassers, wenn sich in der Tiefe seine Geschöpfe regen. „Irgendwo in der Welt erzählte man mir ein Märchen. Sie wissen vielleicht, daß alle Märchen einstens Wirklichkeit waren, bevor uns der sechste Sinn, der geheimnisvollste, abhanden kam. Hören Sie also: Als die Krankheit erschaffen war, verhüllte sie ihr Antlitz und entfloh der Gemeinschaft, die sich um den Thron der Schöpfung sammelte. Da schickte ihr Gott einen Menschen nach, daß er sie einfange. Als er ihr nahe kam, hauchte sie ihn an und sogleich siechte sein Leib. Und sie saß neben ihm und höhlte ihm sein Gesicht. Er aber sah lächelnd in das Wasser, an das er sich geschleppt hatte, und meinte, seine fieberglänzenden Augen seien zwei Sterne. In diesem Glauben starb er auch. So mußte die Krankheit am Ende erkennen, daß ihre Gewalt nicht allmächtig war."

Philippi hatte die Augen geschlossen, und nur seine durstigen Ohren blieben wach. Es war so wohlig, in dem lauen Strom einer andauernden Rede zu stehen und sich das Haupt von den wehenden Worten kühlen zu lassen. Die Stimme, es war die eigene aus einem unbekannten Munde, seltsames Wunder, strich an den niedergesunkenen Lidern hin. Unendliches war ihm klar, wie österlich durchsichtiges Land, und nur eine letzte irdische Gewohnheit hauchte noch: „Ich verstehe Sie nicht. Was für eine Beziehung soll das zu uns haben?"

„Seitdem versucht die Krankheit aus Rache ihr Dämonium. Und nicht immer vermag der Mensch lächelnd an ihr vorüberzuschauen, in den Spiegel des Wassers. Die Sterne des Himmels sind oft genug verhüllt."

Wie selbstverständlich sprachen Dienstboten und Landleute unter den Fenstern. Wort und Gebärde der Arbeit schritten barhaupt auf einer stillen, geraden Straße. „Sie belieben die Welt, das Leben, das Ereignis zu komplizieren," sagte Philippi.

„Ich weilte an Orten, wo die Menschen nichts als krank waren. Ich sah die Pest in der Mongolei, und die lehmige Melancholie der Landschaft blieb unberührt; ich sah schlafkranke Neger einen monatelangen Tod sterben, und die Last der Sonne wich nicht über der unbewegten Luft; ich sah am Kolorado in einem Lager von Jägern den Typhus sich an Menschen sattfressen, und der Strom rauschte im Zwiegesang mit den uralten Bäumen grausam, mitleidlos weiter . . ." Die Stimme hing an einer bewegten Schaukel und deren Bögen rührten an Nähe und Ferne. „Ich weilte aber auch an Orten, wo die Menschen krank lagen und rund um sie alles getränkt war von dem Dufte und Geiste, die aus der Krankheit strömten. Von ihr aus ging zu jedem Ding eine unsichtbare Ader; der Mörtel bröckelte von der Wand, die Brunnen verweigerten ihre Funktionen, Gas rauchte aus verschlossenen Hähnen, gütige Menschen wurden Bestien, Arme im Geiste begannen aufzuragen." — „Das Reich der Zufälle hat keine Grenzen." — „Eine bequeme Meinung, nivelliert und temperiert."

Die Augen waren wieder geöffnet, und nun konnte er überlegen bekennen: „Ich werde dem System der Zufälle das System meiner Abwehrmethoden entgegensetzen." Vermochte dieses ungewöhnliche, unbestimmbare Gesicht auch zu lächeln? „Tun Sie das, aber bedenken Sie immerhin, daß Sie vielleicht nicht einmal die Elemente dieser sogenannten Zufälle kennen." — „Wie meinen Sie das?"

Ein lautloser Schritt trug ihn an die Türe des Zimmers, in dem sich über drei Jünglingen die Qual türmte. Eine schwarze Ecke in dem Kleide zeigte, wo sich eine Hand zu mäßiger Höhe hob: „Hinter dieser Türe schlafen mehrere Studenten?"

„Vier. Einer davon erkrankte, und ich isolierte ihn zur Vorsicht ... Dieses Zimmer Nummer drei ist das Zimmer der Musterschüler. Es war im Hause Philippi stets eine Ehre, hieher gelegt zu werden. Die Ehre mußte aber auch verdient sein. Sogar in öffentlichen Ämtern des Landes galt es später als eine Empfehlung, wenn ..."

„Könnte nun diese Gemeinschaft, die nach Ihrer Meinung durch die Würdigkeit allein bestimmt ist, nicht auch eine tiefere Ursache haben, die Ihnen bisher verborgen blieb, weil Sie kein Organ dafür hatten?"

Eine neue Türe, an jener Stelle niemals vermutet, war damit aufgerissen. Und der ganze, wohlbekannte Raum wurde in einem einzigen Augenblicke fremd.

Der kranke Schüler Höfling schrie in die Stille des Hauses. Die Mauern atmeten erschreckt den Ruf der verzweifelten Seele wieder aus. Philippi zuckte zusammen, als hätte ihn eine Geißel getroffen: „Ich muß wieder in die Zimmer sehen ... Ich erwarte den Arzt, der mir das Ergebnis der mikroskopischen Untersuchung bringen wird ... Ich erwarte auch einen Priester ..."

„Sie sollen sich nicht behindern lassen. Nehmen Sie von meiner Anwesenheit keine Notiz."

Ärger mündete in das Staunen Philippis. „Mein Herr ..." sagte er in dumpfem Zorn. „Mein Abgang wird wie mein Auftritt sein."

„Ob Sie es nun begreifen oder nicht: ich bin mit meiner Geduld zu Ende. Ich werde Sie hinabbegleiten und das Tor öffnen; Sie werden das Haus verlassen. In diesen Räumen liegen Kranke und der Arzt dürfte Sie hier nicht finden."

Als habe Philippi überhaupt nicht gesprochen, sagte der Unbekannte: „Ich habe gehört, daß in der alten Kapelle ein Plafond mit schönem Stuck zu sehen ist." — „Allerdings." — „Ich möchte nicht versäumen, ihn zu sehen." — „Jetzt, am dunklen Abend?" — „Ich besitze eine scharfe Lampe. Die tieferen Schatten hinter dem grellen Lichte werden nur ein Vorteil für den Stuck sein."

Aus einer erzwungenen, wie von außen eingeflößten Bereitwilligkeit zeigte Philippi gegen einen Pfeiler: „Gehen Sie diesen Gang hinab, er führt auf den Chor. Dort an der Ecke hängt der Schlüssel." Und die Gestalt ging dahin, als trüge sie dicke Seide auf den Sohlen; auch das Wehen des Tuches, das Streifen der Glieder gab kein Geräusch.

Philippi fand sich an den Türrahmen lehnend, die Hand an dem Lichtschalter. Hatte er wieder das Dunkel beschwören wollen? Die Augenlider waren schwer, als drücke sie eine Last nieder, in den Knien rieselte das Blut vernehmlich. In dem Flur unter der Stiege gingen Tritte. Philippi beugte sich über das Geländer und fragte hinunter: „Wer geht da?"

„Ich, die Martha, Herr Doktor."

Er sprang die Stufen so schnell hinab, daß das Mädchen über seine Hast erschrak. „Ist das Tor versperrt?" wollte er wissen. — „Natürlich, Herr Doktor." — „Aber es war jemand im Hause." — „Niemand konnte herein." — „Es muß jemand da gewesen sein. Und er kann doch nur durch das Tor kommen." — „Ich trug jetzt dreimal hintereinander Holz in die Küche und bin über den Hof gegangen. Vor einer Stunde war der Milchfuhrmann da, seitdem klopfte niemand mehr an das Tor." — „Es sprach aber jemand im Hause." — „Niemand, Herr Doktor. Nur das Telephon läutete vor einigen Minuten." — „Minuten? Das ist schon eine halbe Stunde her." — „Nein, es war früher, als ich in die Küche trat. Ich habe nur das Holz hingelegt und kam gleich wieder zurück."

Philippi griff zur Stirne, als gelänge ihm durch die Bewegung ein tieferes Besinnen. In seinen Augen glänzte das Fieber unheimlich. „Sie sollten sich niederlegen, Herr Doktor," sagte die Holzträgerin. — „Ich werde wachen, Mädchen. Mir ist ganz wohl." Und er ging wieder langsam die Treppe empor. (Fortsetzung folgt.)

Vielheits-Roman und Einheits-Roman

Zwei Briefe von Theodor Fontane und Paul Heyse

Mitgeteilt von Erich Petzet in München

In dem vier Jahrzehnte umfassenden Briefwechsel Paul Heyses mit Theodor Fontane, der in diesem Jahr als Buch erscheinen soll, sind wiederholt anläßlich einzelner Dichtungen grundsätzliche Fragen des dichterischen Schaffens in einer Weise besprochen, die ebenso anregend und erhellend für den Gegenstand selbst ist wie bezeichnend für die Eigenart der beiden so verschiedenen Freunde. So wurde Fontanes erster Roman „Vor dem Sturm", den Paul Heyse seinem Verleger Wilhelm Hertz gegenüber warm begrüßt hatte, Anlaß zu den anziehenden Erörterungen über die Bedeutung des künstlerischen Aufbaus im Roman, die wir im folgenden mitteilen. So treffend Fontane sein Verfahren der weitverzweigten Erzählung, für das er die Bezeichnung Vielheits-Roman prägt, verteidigt, ebenso einleuchtend charakterisiert Paul Heyse die Nachteile dieser Kompositionsart, ohne sie im geringsten als Fehler bezeichnen zu wollen. Vielmehr hüten sich beide, eine ausschließliche Berechtigung für die eine oder andere Grundform des Romans — mit einer Vielheit oder mit einem einzelnen als Helden — in Anspruch zu nehmen, sondern gestehen fern allem ästhetischen Doktrinarismus dem Dichter die freieste Beweglichkeit und jedem Stoffe seine eigenen Gesetze zu. Schließlich münden diese theoretischen Erwägungen in einer offenen Aussprache der Gegensätzlichkeit ihrer ganzen künstlerischen Anschauungsweise, die auch bei dieser Frage der Stoffwahl und Technik mitspricht, wie sie Paul Heyse später in seinen Jugenderinnerungen ebenfalls dargestellt hat.

Die beiden Briefe lauten:

Berlin den 9. Dezb. 78.
Potsd. Straße 134 c.

Mein lieber Paul.

Sei herzlich bedankt für all das Freundliche, was Du zu W. Hertz über meinen Roman gesagt hast, also bedankt für den ganzen Brief: Denn freundlich und wohlwollend ist er eben überall und am meisten vielleicht da, wo du meine Schwächen persiflirst. Wie reizend was du über Lewin sagst und daß Du ihm das „Zusammenbrechen" eigentlich nicht zugetraut hättest. Ich lachte herzlich. Es ist alles so gesagt, daß auch der empfindlichste Autor über ein solches Gezirptwerden sich freuen muß. Prickelt und kitzelt es doch mehr als es schmerzt. Manches — die Liebesverhältnisse, meine Schwäche geb ich preis — könnt' ich vielleicht entschuldigen oder selbst rechtfertigen, aber ich mag nicht in meines alten Freundes Eggers Fehler verfallen, der in ähnlichen Fällen immer unter superiorem Lächeln versicherte: „Lieber Freund, Du hast mich mißverstanden; gerade das wollt' ich, ich halt' es für die gelungenste Stelle etc." Nur eines laß mich fragen. Meinst Du nicht auch, daß neben Romanen, wie beispielsweise Copperfield, in denen wir ein Menschenleben von seinem Anbeginn an betrachten, auch solche berechtigt sind, die statt des Individuums einen vielgestaltigen Zeitabschnitt unter die Lupe nehmen? Kann in solchem Falle nicht auch eine Vielheit zur Einheit werden? Das größere dramatische Interesse, soviel räum' ich ein, wird freilich immer den Erzählungen „mit einem Helden" verbleiben, aber auch der Vielheits-Roman, mit all seinen Breiten und Hindernissen, mit seinen Portraitmassen und Episoden, wird sich dem Einheits-Roman ebenbürtig — nicht an Wirkung, aber an Kunst — an die Seite stellen können, wenn er nur nicht willkürlich verfährt, vielmehr immer nur solche Retardirungen bringt, die, während sie momentan den Gesamtzweck zu vergessen scheinen, diesem recht eigentlich dienen. Nicht Du, sondern andre haben mir gesagt, daß der Roman schwach in der Composition sei; ich glaube ganz aufrichtig,

daß umgekehrt seine Stärke nach dieser Seite hin liegt. Und hier hätten wir denn wieder unseren alten Eggers. Die Natur ist stärker als die Vorsätze. Homo sum sagt selbst Ebers.

Du schreibst an einer andern Stelle Deines Briefes von meiner seit vielen Jahren treugeübten Schweigsamkeit all Deinen Arbeiten gegenüber, und hierauf möcht ich noch ein paar Worte sagen dürfen. Es trifft freilich thatsächlich zu. Aber „wenn das Herz nur schwarz ist". Ich sprech' es, bis mir der Gegenbeweis geführt wird, kühnlich aus, daß Du keinen größeren Bewunderer hast als mich. Du bist der Einzige unter den Lebenden, der schon allein durch die Umfassendheit seiner Produktion (und in jedem Sattel ein firmer Reiter) an die großen Leute unserer Literatur erinnert. Aber ich unterscheide Dein Talent als solches und die Hervorbringungen Deines Talentes. Und hierin liegt die Schwierigkeit für mich, wenn ich über Dich schreiben soll —, gleichviel ob in einem privaten Briefe oder in einem öffentlichen Blatt. Gewollt hab ich es oft.

Wir sehen die Welt mit ganz verschiedenen Augen an. Am besten läßt sich an zwei Beispielen zeigen, was ich meine. Nehmen wir die „beiden Gefangenen" und die „Frau Marchesa". Beide Sachen haben mich entzückt, und selbst Du hast nichts geschrieben, was, auf Kraft und Zauber der Darstellung hin angesehn, darüber hinaus ginge. Und doch! Ich stehe meiner ganzen Natur nach gegen diesen Pessimismus. Und ich würde dies immer aussprechen müssen. Aber es geht noch weiter. In den „zwei Gefangenen" bleibt es bei einer gewissen allgemeinen Welt-traurigkeit; „es ist nun mal so" und es kann als disputabel gelten, ob etwas in solcher tristesse ausklingen darf oder nicht. Viele sagen ja, ich sage nein. Ich mag indessen Unrecht haben; nehmen wir ohne weiteres an, es sei so. Worin ich aber in meiner Opposition nicht Unrecht zu haben glaube, das sind die Fälle, wo nicht nur die thatsächlich vorhandene Welt-traurigkeit vom Dichter geschildert, sondern, wenn ich mich so ausdrücken darf, ein ihm eigenthümlicher Überschuß von Pessimismus, der durchaus heraus will, ohne Noth auf seine Personen übertragen wird. Ich denke hierbei an die Frau Marchesa. Wie diese wundervolle Gestalt gezeichnet ist, mußte sie's tragen können, mußte sie Ruhe finden, sei's in schöner Bethätigung im Leben, sei's im Kloster. Daß sie sich durch einen Diener, wie Brutus auf dem Schlachtfeld, tödten läßt, stört mir ihr rührend schönes Bild. Und nun? Schreib' ich Dir dergleichen brieflich, wenn die Novellen eben in irgendeiner Monatsschrift erschienen sind, so wirkt es schulmeisterlich und überflüssig, denn ich darf mir doch nicht einbilden, einen Mann wie Dich, der vollkommen weiß was er will, bekehren zu können; schreib ich's aber öffentlich in einer „Gegenwart" oder „Zukunft" so kann ich freilich sagen: hier stehe ich, ich kann nicht anders, und kann mir auch noch zu meiner Gesinnungstüchtigkeit gratulieren, aber ich habe Dir doch schließlich einen schlechten Dienst damit geleistet. Und so schweigt man sich aus. Daß ich Dir für viel Schönes, das ich ganz rein genossen, nicht gedankt habe, das vergib. In erster Reihe rechne ich hierher die Sonette in der Rundschau und noch mehr die Versbriefe in Nord und Süd und in der Gegenwart. Alles entzückend.

Und nun lebe wohl, empfiehl mich (uns) Deiner schönen und hoch verehrten Frau, und sei, ob er schweigt oder spricht, der energischsten Werthschätzung versichert

Deines Th. Fontane.

München, 2. Jan. 79.

Diese Nacht, lieber alter Freund, lag ich eine Weile wach und schrieb Dir einen schönen langen Brief (um die Jahreswende fallen mir all meine alten Unterlassungssünden aufs Herz), u. A. eine halbstündige Recension Deines Romans, die mir sehr aus dem Herzen kam, also warm war. Als ich aufwachte, war der Brief vergessen und nur das Schuldbewußtsein geblieben.

Aber wenn Du wüßtest, Theurer, wie ich lebe — heute auf hohen Rossen, morgen durch die Brust geschossen — würdest Du nicht mit mir ins Gericht gehen. Es ist nämlich vorbei

mit meinem alten chinesischen Motto: Denn noch immer konnt' ich was ich wollte. Ich kann nur was ich kann, und das ist zu Zeiten blutswenig. Die Kur im Engadin hat mich eine Weile in die Höhe gebracht. Ich habe arbeiten können — ein histor. Lustspiel „Die Weiber von Schorndorf", nicht Caviar fürs Volk, sondern Spätzle für Euch Weltstädter. Seit das letzte Mal der Vorhang fiel, bin ich auch wieder ein lahmer Vogel, der statt zu fliegen nur trippeln kann. Der Königsmark mit seinen Proben und sonstigen Emotionen hat auch seinen Antheil daran. Nun liegt Dein Brief, seit er kam, auf der sichtbarsten Stelle in meinem Pult und erinnert mich täglich an die guten Zeiten, wo wir über ein neues Werk Bände sprachen. Alles Schreiben kommt da zu kurz. Das Lob glaubt man nicht lange motivieren zu müssen, zumal dem Autor gegenüber, der ja durchaus damit einverstanden ist. Desto sorgsamer sieht man sich vor, nicht ins Gelag hinein den Kopf zu schütteln, sondern hübsch Gründe anzuführen, und dadurch entsteht ein heilloses Mißverhältniß. Basta! Du weißt ja nun durch Hertz im Großen und Ganzen, wie das Buch auf mich gewirkt hat. Was die theoretische Frage betrifft, ob eine Massencomposition nicht so gut ihr Recht habe, wie der pyramidale Aufbau mit einem Helden an der Spitze, so kann ich nur erwidern, daß ich überhaupt keine abstrakten Kunstgesetze kenne, sondern jedes Werk darauf ansehe, was es wirkt, wirken will und kann, und dabei nur die psychologischen Bedingungen, unter denen wir aufnehmen und genießen, zu Rathe ziehe. Nach diesen wird es uns schwer, durch ein halb Dutzend neue Anfänge uns zu einem einheitlichen Interesse zu sammeln, und wenn der aus so viel Quellen zusammengeronnene Strom sich eben wieder getheilt, in weiteren fünf bis sechs Armen fortfließt, uns hie und da sanft auf einem Inselchen absetzt oder uns in einem Altwasser eine Weile zurücklässt, werden wir leicht undankbar für all das landschaftlich Reizende, was wir dabei entdecken. „Was man nicht liebt, kann man nicht machen." Aber auch was man zu sehr liebt, wird uns unter den Händen behindern. Ich habe nicht den mindesten Einwand gegen Deine Composition; sie ist eher zu kunstvoll für meine Anschauung und Überschauung. Und daß Deine Belesenheit, Bewandertheit, Betrautheit in diesen Gegenden Dich gedrängt hat, den ganzen Reichthum uns auszubreiten, alle localen und Familientraditionen, Alles was dem Wanderer wichtig und erfreulich war, das erschwert stellenweise den reinen Eindruck der Handlungen und Charaktere, während es dem Buch wieder etwas ganz eigen Trauliches und Solides verleiht.

So! Gott versteht mich — und Du auch — und weiter sage ich nichts, obwohl ich könnte. Ich habe außerdem mein besonderes Vergnügen gehabt an Deinem trefflichen Dialog voll Frische und Echtheit und Deinem schönen Französisch.

Wie Du mich aber des Pessimismus zeihen kannst, weil ich Menschen lieber aus der Welt gehen, als sich in halben und schiefen Verhältnissen hinquälen sehe, begreife ich nicht. Ist Dir denn eine tragische Lösung tiefer Lebens- und Pflichtprobleme nicht erfreulicher, als die armseligen Compromisse? Oder schließt Deine christliche Weltanschauung die Tragik überhaupt aus? Wohin kämen wir, wenn der Dichter das Recht der freien, nötigenfalls sich selbst befreienden Menschlichkeit ein für alle Mal leugnen wollte! Zumal wenn er einen solchen Fall nicht als Norm, sondern eben nur als einen Fall hinstellt, der durch den Charakter in seiner subjektiven Notwendigkeit legitimiert wird.

Aber schon zu viel von diesem Meer, das die Muschel eines solchen Briefzettels doch kaum zum Kosten auf seinen Salzgehalt hin erschöpft. Habe ein gutes neues Jahr, lieber Freund, mit allen Deinen, und gedenke in alter Treue Deines altgetreuen

Paul Heyse.

Neuerscheinungen

Von allem, was O. J. Bierbaum unternommen hat, war sein Einfall, für 1906 einen Goethe-Kalender zu machen, das Beste. Seit Jahren von einem so gründlichen Kenner wie Professor Karl Heinemann herausgegeben, gehört er zum Nieveraltenden der Goethe-Literatur. Der heurige enthält vor allem eine Darstellung von Goethes Verhältnis zur Frau von Stein, soweit es sich in Dichtungen manifestiert, und vom unbekannten Goethe den „Elpenor". Besonders aufschlußreich ist auch der Aufsatz „Goethe als Wohltäter". Dieses nichtoffizielle kleine Goethe-Jahrbuch ist mir zum mindesten so lieb wie das offizielle, große; ist das letztere mehr dem Dichter, dem Forscher, dem Künstler Goethe gewidmet, so zeigt der Kalender mehr seine Umgebung, sein häusliches und gesellschaftliches Leben, sein unmittelbares Wirken, kurz den Menschen. Die älteren Jahrgänge sind bis auf zwei noch zu haben, sogar zu ermäßigten Preisen. Ich habe vor geraumer Zeit meine Jahrgänge vervollständigt und freue mich, so oft ich einen zur Hand nehme, der lückenlosen Reihe.

Deutsche Sprichwörter. Ausgewählt und eingeleitet von Walther G. Oschilewski (Eugen Diederichs, Jena, geh. 2,50 M.). Die etwa 1000 Sprichwörter sind in 13 Rubriken untergebracht. Nachdem der Herausgeber nicht viele mundartliche Sprichwörter aufgenommen hat, sei auf Ludwig von Hörmanns alpenländische (Leipzig 1891) und besonders auf Karl Stuckes „Schweizerdeutsche Sprichwörter" (Zürich, Rascher & Co., 1918) verwiesen. Gegen diese neue Sammlung ist nichts zu sagen, allerdings auch nichts zu ihren Gunsten. Hätte der Verlag statt dessen Wilhelm Binders „Sprichwörterschatz der Deutschen Nation" (Stuttgart 1873) neugedruckt, so hätte er honorarfrei eine reichere Druckvorlage gehabt. Allerdings hätte er dann auf die wunderbare Entdeckung Oschilewskis verzichten müssen, daß „Laertius, der Sohn des Arkeisios und Vater des Odysseus, mitteilt, daß Aristoteles ein Buch von Sprichwörtern hinterließ" (Einleitung S. V): was man nicht im Kopfe hat, sollte man wenigstens im Konversationslexikon haben! Nach dieser Verwechslung von Laertes und Laertius halte ich auch die Druckfehler der Einleitung für Wissenslücken des Verfassers.

Niedlich ist die von E. Haberland in Leipzig veranstaltete Sammlung „Das Wunderhorn". U. a. bringt sie in 2 Bändchen „Reisen und Briefe" von Carl Gustav Carus (1789 bis 1869): Die Reise nach Rügen 1818, die Reise durch Deutschland, Italien und die Schweiz 1828, Paris und die Rheingegenden 1835, England und Schottland 1844, Briefe über Landschaftsmalerei 1815—1835. In Besprechungen des Neudrucks war zu lesen, Carus kopiere Goethes Stil. Ich kann das beim besten Willen nicht finden. Carus hat das auch gar nicht nötig. Seine Landschaftsschilderungen sind farbiger als die Goethes. Die Ausgrabung ist ein Verdienst. Schade, daß soviele Druckfehler stehen geblieben sind, besonders bei italienischen Eigennamen.

Briefwechsel zwischen Eduard Mörike und Friedrich Theodor Vischer, herausgegeben von Robert Vischer (5 Abb. und Faksimiles, München, C. H. Beck, Ganzleinen 9 M.). Aufschlußreich für beide Freunde, reich an frühen Fassungen von Gedichten. Besonders wichtig der „Traum", eine phantastische Vorforderung Gottes vom jungen Vischer. Dankenswerterweise sind Vischers Nachruf auf Mörike, seine Rede bei der Bekränzung der Büste und bei der Einweihung des Denkmals beigegeben. Einleitung, Anmerkungen und Register sind vorbildlich genau. Das Ganze für Literarhistoriker und Freunde der beiden Briefschreiber eine Fundgrube.

Rosenheim. Josef Hofmiller.

Redaktionell abgeschlossen am 22. März 1927
Herausgeber: Paul Nikolaus Cossmann in München. — Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Arthur Hübscher in München. — Druck- und Buchbinderarbeiten: R. Oldenbourg, München. — Papier: Bohnenberger & Cie. Niefern bei Pforzheim.

Die deutsche Seemacht

Geleitwort von Vizeadmiral a. D. Adolf von Trotha

Nach den unsagbar schweren Wegen, die die Geschichte unser Volk geführt, nach all den Opfern, die es der Menschheit gebracht hat, nach all dem, was es geleistet auf allen Gebieten des Geistes, des körperlichen Könnens und des seelischen Ringens, nach all dem, was es gefehlt hat in der Vergangenheit an innerer Zerrissenheit, kleinlichem Hader und Ziellosigkeit, ist ihm jetzt in seiner großen Not die entschiedene Frage gestellt, ob sich der Wille zur Einheit in ihm durchsetzen wird, ob es das große alleinige und gottgewollte Ziel erkennt: in allen seinen Gliedern zusammenzuwirken, der Deutsche für den Deutschen, daß der einige Wille jedes deutschen Menschen auf dem Erdball dienen soll der Lösung der Aufgabe, die Gott unserm Volk in die Welt gestellt hat. Können wir diesem einen Gedanken der Schicksalsgemeinschaft aller Deutschen auch aus dieser Not heraus nicht zum Siege helfen, dann ist der Tag nicht abzuwenden, an dem ein Volk, das die Freiheit selbst nicht will, den anderen überliefert wird, um sein Menschenmaterial diesen dienstbar zu machen.

Ein wachsendes Volk braucht wachsenden Raum, ein jugendstarkes Volk muß hinaus in die Welt, es muß verstehen, daß da, wo die salzige Flut seine Küsten bespült, nicht eine Grenze gezogen ist, sondern daß ihm hier die weite Tür geschaffen ward, die den Weg öffnet, um an dem Werden der ganzen Menschheit mitzuarbeiten. Wer so hinauszieht in die Weiten des Erdballs, der trägt als höchstes Gut sein deutsches Wesen hinüber an ferne Gestade und wo ihn sein Weg auch hinführt, wo er einem neuen Staat sich eingliedert, sein Deutschtum muß ihm das Höchste bleiben, wenn er nicht Sklave werden will.

Aus all diesen Empfindungen heraus hat unser Volk stets zu Zeiten, wo der Einheitswille lebendig vorwärtsdrängte, einer deutschen Marine zugejubelt, und aus diesen Gefühlen heraus ist die starke Liebe geboren, die aus allen Teilen unseres Vaterlandes fast überschwenglich unseren Schiffen entgegengetragen wurde. Die deutsche Flotte unter der Kriegs- und Handelsflagge war der stärkste Ausdruck des Einheitswollens deutschen Volkstums, sie war in Wahrheit der „Schmelztiegel deutscher Einheit".

Und so wie wir es in den stolzen Zeiten deutscher Kraft gesehen haben, so ist es auch heute, wo der Feindbund uns in Engigkeit, Unselbständigkeit, Not und Unglück hineingestoßen, wo er uns wehrlos und rechtlos gemacht hat, um uns mit unserer Fülle tüchtiger Menschenkraft sich dienstbar zu machen. Deutscher hanseatischer Geist treibt wieder hinaus in die Welt, deutsche Schiffe tragen wieder deutschen Heimatboden in alle Winkel des Erdballs. Unsere wagemutig vorwärtsstrebende Handelsflotte und die wenigen Schiffe unter der Kriegsflagge, die man uns gelassen hat, schlagen von neuem die zerstörte Brücke hinüber, überall dahin, wo noch deutsches Herzblut schlägt. Sie zeigen der Welt in ihrem Auftreten das wahre Gesicht unseres Volkes in Tüchtigkeit, Ordnung, Hingabe und Arbeitstreue, sie knüpfen das Band wieder zu fremden Staaten, die bereit sind, in friedlichem Wettbewerb mit uns Werte zu schaffen, der ganzen Menschheit zum Segen.

So ist das schnelle Wiedererwachen unseres Strebens über See ein glückhaftes Zeichen, daß die Lebenskraft in unserem Volk trotz aller Not noch jung ist und daß wir den Willen zur Einheit klar erfassen und nicht wieder loslassen werden.

Getragen von dem einzigen Fühlen und Wollen deutschen Volkstums daheim ein deutsches Wirken hinaus über alle Ozeane.

Versailles und deutsche Seegeltung

Von Kapitän zur See a. D. Hugo v. Waldeyer-Hartz in Berlin-Lichterfelde

Bei der Festsetzung der Versailler Vertragsbestimmungen hat naturgemäß in erster Linie England die Verstümmelung der deutschen Seemacht betrieben. Seit den Tagen von Trafalgar hatte es nahezu uneingeschränkt die See beherrscht. Seine stärkste strategische Stellung hatte seit jener Zeit im Mittelmeer gelegen, wo heute noch Gibraltar, Malta und Port Said das Rückgrat britischer Vorherrschaft darstellen. Nur vorübergehend, unmittelbar vor dem Kriege, hatte England seine Mittelmeerstellung aufgegeben und ihren Schutz auf Grund der Entente Cordiale vertrauensvoll in Frankreichs Hände gelegt, um sich mit dem Schwerpunkt seiner Flottenmacht auf die Heimathäfen zur Versiegelung der Nordsee zurückzuziehen. Es ist unrichtig, daß England den Krieg gegen Deutschland lediglich um der deutschen Flottenrüstungen willen heraufbeschworen hat. Im Grunde genommen wird diese Auffassung auch nur von deutschen Zungen gepredigt, weil der Flagellantenwahn politischer Selbstbezichtigung nirgends so in Blüte steht wie in Deutschland. In Wirklichkeit ist es der Handelswettbewerb gewesen, der Englands Wünsche dahin führte, den ungeahnt starken Nebenbuhler, der sich mit verblüffender Selbstverständlichkeit seinen Platz auf dem Weltmeer gewann, zu erdrosseln[1]). Die Londoner Wochenschrift »Saturday Review« schrieb bereits 1907: „Wenn Deutschland morgen aus der Welt vertilgt würde, so gäbe es übermorgen keinen Engländer in der Welt, der nicht um so reicher wäre. Völker haben jahrelang um eine Stadt und um Erbfolgerecht gekämpft, müssen sie nicht um einen jährlichen Handel von 5 Milliarden Krieg führen?" Und in einer preisgekrönten Schrift „Is invasion impossible?" von Lieutenant A. C. Dewar, R. N. (Griffin and Co. London) hieß es 1909: „Wir ziehen nicht aus sentimentalen Gründen in den Krieg. Krieg ist das Ergebnis von Handelsstreitigkeiten. Sein Ziel ist, unserem Gegner mit dem Schwerte diejenigen wirtschaftlichen Bedingungen aufzuzwingen, die wir für notwendig erachten, um uns Handelsvorteile zu verschaffen. Wir bedienen uns zwar aller denkbaren Vorwände für den Krieg, zu Grunde liegt ihm aber allemal der Handel". Die gleichen Auffassungen wurden auch während des Weltkrieges laut. Im Januar 1916 hat der englische Handelsminister Runciman erklärt, daß die britischen nationalen und Handelsinteressen in allen Fragen des Krieges erster und einziger Wegweiser bleiben müßten. Großbritannien habe auf eine Politik hingedrängt, den deutschen Handel überall an sich zu reißen, wo sich Gelegenheit dazu bot, und wo der Brite die kaufmännische Gewandtheit besaß, die ihm das Wahrnehmen guter Gelegenheiten ermöglichte. Demgemäß seien die Beziehungen zu Deutschland gelöst worden, um den bisherigen Auslandshandel Deutschlands an Großbritannien zu bringen. Wenn man die Briten auf dem Festlande beschuldigt habe, sie hätten den Krieg in Wirklichkeit nur zu Handelsvorteilen ausgebeutet, so sollte diese Beschuldigung in Großbritannien mit Freuden begrüßt werden, da sie letzten Endes ja nur geschäftliche Rührigkeit beweise. Solange der Krieg währe, müßten die Briten alles tun, was in ihrer Macht läge, um die deutschen Finanzen zu Grunde zu richten. Es dürfe keine Anstrengung unterlassen werden, um den deutschen Kredit zu zerstören. Deutschlands Handel müsse derart schwer getroffen werden, daß er auf Jahrzehnte hinaus sein Haupt nicht wieder erheben könne und die Möglichkeit verlöre, seine Stellung auf dem Weltmarkt zurückzuerobern. Bereits am 18. Februar 1905 berichtete der belgische Gesandte Baron Greindl aus Berlin an seine Regierung, die wahre Ursache des englischen Hasses gegen Deutschland sei die Eifersucht auf die Entwicklung der deutschen Handelsflotte, des deutschen Handels und der deutschen Industrie.

[1]) Vgl. hierzu Herkenberg, Die Times und das deutsch-englische Verhältnis im Jahre 1898. Berlin 1925, Verlag f. Pol. u. Gesch.

Daß auch heute noch in England die gleiche Auffassung herrscht, zeigt ein Leitaufsatz der Times vom 10. Dez. 1918, in dem es gelegentlich einer Besprechung der Waffenstillstandsbedingungen heißt: „In ihrem eigenen Interesse werden die Deutschen guttun, daran zu denken, daß seit undenklichen Zeiten das englische Volk immer besonders eifersüchtig die Versuche irgendeiner Macht angesehen hat, jener Seeoberherrschaft ins Gehege zu kommen, die für das weitverstreute britische Gemeinwesen unerlässlich ist."

Wie sah demgegenüber Deutschlands Einstellung zu seinen eigenen Seerüstungen aus? In der Thronrede zur Eröffnung des Reichstages vom 30. Nov. 1897 hatte der Kaiser den Satz verlesen: „Wenngleich es nicht unsere Aufgabe sein kann, den Seemächten ersten Ranges gleichzukommen, so muß Deutschland sich doch in den Stand gesetzt sehen, auch durch seine Rüstung zur See sein Ansehen unter den Völkern der Erde zu behaupten." In der Vollsitzung des Reichstages vom 6. Nov. desselben Jahres hatte der damalige Kontreadmiral Tirpitz bei der ersten Beratung des Flottengesetzes erklärt: „Wenn wir eine Flotte haben werden, die der von mir vorgeschlagenen Stärke entspricht, dann schaffen Sie Deutschland eine Seemacht, gegen die offensiv an unseren Küsten vorzugehen selbst eine Seemacht ersten Ranges sich dreimal bedenken würde. Sie schaffen eine Flotte, meine Herren, welche ein erhebliches Gewicht zur Sicherung des Friedens in die Wagschale werfen kann." Diese Erklärungen drohen nicht mit der Waffe und verraten keinen Neid. Sie verlangen, daß es Deutschland vergönnt sein müsse, seinen Platz an der Sonne zu wahren.

Auch der Verlauf des Krieges hat bewiesen, daß die Handelsrivalität Englands Denken und Fühlen beherrschte. Jedes Mittel wirtschaftlichen Kampfes war England willkommen, um schon während des Krieges den deutschen Welthandel zu vernichten. Demgemäß ist das Versailler Diktat an vielen Stellen als unmittelbare Fortsetzung des Kampfes gegen deutsche Industrie- und Handelstüchtigkeit aufzufassen. Nachstehend sollen diejenigen seiner Abschnitte besprochen werden, die in den anderen Aufsätzen dieses Heftes keine Betrachtung gefunden haben.

In Danzig haben sich britisch-französische Wünsche getroffen. Der englische Handel hat schon während des späteren Mittelalters zähe Bestrebungen gezeigt, in ähnlicher Weise dort Fuß zu fassen, wie es mit mehr Glück in Hamburg geschehen war. Die Kaufmannschaft Danzigs schloß sich jedoch streng ab und gewährte den Briten kaum eine Erleichterung in Niederlassung und Handel, dessen Ziele damals schon die russischen Märkte waren. Frankreichs Freundschaft für Polen reicht ebenfalls Jahrhunderte zurück. Schon Ludwig XIV. hat Polen in seine politischen Überlegungen gegen Deutschland eingestellt. Danzig mußte daher bei Ende des Weltkrieges der deutschen Seemacht entrissen werden, um fremden Belangen dienstbar zu sein. Art. 100 des Diktatvertrages bestimmt, daß Deutschland auf Danzig zu verzichten habe, und daß aus ihm, was es selbst in keiner Weise gewünscht hatte, eine Freie Stadt zu machen wäre. Wenn gleichzeitig bestimmt wurde, daß es in das polnische Zollgebiet aufzunehmen sei, daß es eine Freizone in seinem Hafen zu schaffen habe, daß Polen die freie Benutzung und der Gebrauch der Wasserstraßen, Docks und Binnenhäfen ohne Einschränkung zu gewährleisten sei, so sollte die Seegeltung der alten Hansestadt als wirtschaftlicher Wert deutscher Prägung ausgeschaltet werden. Verwandte Beweggründe haben auch bei der nordschleswigschen Frage mitgespielt, für die England ja immer schon eine seltsames Interesse bewiesen hat. Indem Nordschleswig zu Dänemark geschlagen wurde, sollte zunächst in Dänemark ein willfähriger Ententefreund geschaffen, ferner sollten aber auch Deutschlands Seegrenzen verkrüppelt und seiner Bevölkerung ein wertvoller Bestand von Seeleuten entzogen werden. Bei der Entwaffnung Helgolands hat es sich hingegen in erster Linie um die Ausmerzung eines Flottenstützpunktes gehandelt, den deutsche Tatkraft und Technik wie ein Wunderwerk inmitten der Nordsee hatten entstehen lassen. Aus dem Oberlande sind sämtliche Befestigungen — es handelte sich um modernste Batterien — herausgebrochen worden. Die sonstigen militärischen Anlagen und Hafenbauten

in Gestalt von mächtigen Molen sind von uns bei strengster Überwachung durch die Alliierten unter erheblichem Kostenaufwand zerstört worden. Und geradezu ängstlich in die Zukunft schauend hat Versailles bestimmt, daß Deutschland diese Befestigungen und Anlagen nicht wieder errichten oder irgendein entsprechendes Werk künftig herstellen dürfe. Die Insel selbst hat man uns gelassen. In ihrem heutigen Zustande ist ihr militärischer Wert aber gleich Null.

Wenn Deutschland auch, mit Ausnahme von Tsingtau, in seinen Kolonien keine Flottenstützpunkte angelegt hatte, so bedeutet der Raub der Kolonien doch eine bewußte Schmälerung deutscher Seegeltung. Ganz kurz heißt es im Art. 119 des Versailler Diktates: „Deutschland verzichtet zugunsten der alliierten und assoziierten Hauptmächte auf alle seine Rechte und Ansprüche bezüglich seiner überseeischen Besitzungen". Mit diesen kurzen Sätzen ist unserem Volke ein Unrecht angetan, dessen Größe und Schande von der breiten Masse leider noch nicht erkannt wird. Die chinesische Frage ist im Diktat in einem besonderen Abschnitt behandelt. Auch hier hat man gründliche Arbeit geleistet, um nichts außer acht zu lassen, was dem Wiederaufleben des deutschen Seemachtgedankens förderlich sein könnte. Gerade im Fernen Osten hat dieser Gedanke geblüht, nicht nur zu unserem Vorteil, sondern auch zum Vorteile anderer Nationen. Man hat uns dort sogar die Unterseekabel geraubt, um die deutsche Stimme zum Verstummen zu bringen.

Über die rein militärischen Fragen bestimmt das Versailler Diktat einleitend: „Um die Einleitung einer allgemeinen Rüstungsbeschränkung aller Nationen zu ermöglichen, verpflichtet sich Deutschland, die im folgenden niedergelegten Bestimmungen über das Landheer, die Seemacht und die Luftfahrt genau inne zu halten". Wir wissen mittlerweile, was unter dieser allgemeinen Rüstungsbeschränkung zu verstehen ist. Im einzelnen ist hervorzuheben: Zahl und Kaliber der Geschütze, die in den Küstenwerken Verwendung finden dürfen, sind genau begrenzt und festgesetzt. Ebenso ist die Höchstgrenze der Munitionsausrüstung bestimmt. Die Anfertigung von Waffen, Munition und Kriegsgerät aller Art darf nur in Werkstätten vor sich gehen, deren Lage dem Feindbunde mitgeteilt und von ihm genehmigt worden ist. Auch hier hat man die Zahl der Fabriken beschränkt. Um die deutsche Rüstungsindustrie aber auch sonst ins Herz zu treffen, bestimmt Art. 170 des Diktats, daß die Ein- und Ausfuhr von Waffen, Munition und Kriegsgerät jeder Art ausdrücklich verboten ist. Besonders schmählich ist es, daß uns alle Mobilmachungsmaßnahmen untersagt sind, und daß in keinem Falle bei Truppenteilen, Behörden oder Stäben Stämme für Ergänzungsformationen vorhanden sein dürfen. Ein Seitenstück zu dem Verbot, Munition und Waffen ins Ausland zu liefern, ist Art. 179, der bestimmt, daß Deutschland sich verpflichtet, keinerlei Missionen des Landheeres, der Seemacht oder der Luftstreitkräfte in fremde Länder zu entsenden. Lediglich die französische Fremdenlegion ist davon ausgenommen[1]).

Die Kopfstärke der deutschen Kriegsmarine ist auf 15 000 Mann beschränkt. In dieser Zahl sind die Besatzung der Flotte und die Mannschaften im Küstenverteidigungs-, Küstensignal-, Verwaltungs- und Landdienst inbegriffen. Die gesamte Kopfstärke an Offizieren und Deckoffizieren, die im übrigen zu den 15 000 Mann zählen, darf 1500 nicht übersteigen. Ähnlich ist die Materialausrüstung der Reichsmarine begrenzt. Die in Dienst gestellten deutschen Kriegsschiffe dürfen nur festgesetzte Mengen an Waffen, Munition und Kriegsmaterial an Bord oder in Reserve haben. Um zu verhüten, daß sich ein stärkerer Stamm von militärisch-seemännisch ausgebildetem Personal heranbilden könne, ist bestimmt, daß sich das Personal der deutschen Marine ausschließlich durch freiwillige Verpflichtung, und zwar bei Offizieren und Deckoffizieren für die Dauer von mindestens 25, bei Unteroffizieren und Mannschaften von mindestens 12 aufeinanderfolgenden Jahren, ergänzen darf. Das Personal, das aus dem Dienst der Kriegsmarine ausscheidet, darf weiterhin keine militärische Ausbildung erhalten und weder Flotten- noch Heeresdienst annehmen.

[1]) Vgl. Septemberheft 1926 der S. M., „Die französische Fremdenlegion".

Ebenso ist es untersagt, daß ein Offizier oder Mann der Handelsmarine militärische Ausbildung erhält; eine Maßnahme, auf die keine der anderen Seemächte verzichtet.

Auch Art. 195 ist ein Beweis dafür, wie sehr es den Siegerstaaten darauf ankam, Deutschlands Seemacht zu brechen, Er bestimmt, daß Deutschland in einer gewissen Zone seines Küstengebietes keine Befestigungen anlegen dürfe, damit allen Nationen freier Zutritt zur Ostsee gesichert sei; daß die deutsche Regierung außerdem den Regierungen der alliierten und assoziierten Hauptmächte alle in ihrem Besitz befindlichen Unterlagen über die Fahrwasser zwischen Nordsee und Ostsee zur Verfügung zu stellen habe. Die verbliebenen Küstenbefestigungen dürfen nicht ausgebaut werden.

Völlig getötet ist die militärische Luftfahrt. Art. 198 bestimmt, daß Deutschland Luftstreitkräfte weder zu Lande noch zu Wasser unterhalten und kein Lenkluftschiff besitzen darf.

Die Zugänge zum Kaiser-Wilhelm-Kanal sollen den Kriegs- und Handelsschiffen aller mit Deutschland in Frieden lebenden Nationen auf dem Fuße völliger Gleichberechtigung dauernd frei und offen stehen. Wir stoßen also auch hier auf eine bewußte Schwächung deutscher Seegeltung. Daß der Kanal im übrigen militärisch wertlos geworden ist — seine militärische Bedeutung stand als die einer strategischen Wasserstraße zwischen Nordsee und Ostsee mit an erster Stelle — ergibt sich aus der Beschränkung unserer Küstenbefestigungen.

Daß es England trotz des Versailler Diktats nicht geglückt ist, Deutschlands Seehandel zu vernichten, steht fest. Trotzdem bleibt angesichts unserer Wehrlosigkeit auf dem Wasser die Gefahr bestehen, daß uns, wie einst zu Zeiten der Kontinentalsperre, durch einen Federstrich unserer Feinde jede Betätigung auf dem Wasser untersagt werden kann. Lord Fisher, einer der eifrigsten Befürworter der Zertrümmerung von Deutschlands Seemacht, hat während des Krieges den Ausspruch getan, Gott habe in den Britischen Inseln einen Damm von 600 Meilen Länge vor die deutsche Küste gelegt, um den Deutschen den Zutritt zum Weltmeer zu verwehren. Die Tatsache ist nicht aus der Welt zu schaffen, daß dieser Damm heute noch jeden Tag und jede Stunde seine furchtbare Macht äußern kann, sobald es England gefällt. Die deutsche Kriegsflotte, die unter Kaiser Wilhelm II. geschaffen wurde, hatte seine Gefahr erheblich eingeschränkt. Wäre sie so ausgenutzt worden, wie es Tirpitz vorschwebte, dann wäre die Gefahr aller Voraussicht nach für immer gebrochen gewesen. Diese geschichtliche Entwicklung ist von der im Weltkriege bewiesenen politischen Schwäche und Verständnislosigkeit des deutschen Volkes verhindert worden.

Militärische Aufgaben der Reichsmarine

Von Fregattenkapitän Reinhold Gadow in Berlin

Die außerordentliche Umstellung im wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Aufbau des deutschen Reiches in den Jahrzehnten nach seiner Gründung liegt heute wohl vor aller Augen, konnte jedoch der Generation vor 1900 in ihren Auswirkungen auf unsere weltpolitische Stellung nur mit Mühe kenntlich gemacht werden. Ein Staat, der von landwirtschaftlicher Selbstversorgung und geschlossener Innenwirtschaft den Schritt zur Industriemacht tat, seine Bevölkerung verdoppelte und sich von Jahr zu Jahr mehr auf auswärtige Rohstoffgebiete und Märkte angewiesen sah, mußte die Frage seiner Sicherheit neu überprüfen. War vorher das Problem der Verteidigung einer nach zwei Seiten offenen, strategisch ungünstigen Grenze durch eine starke Landmacht gelöst worden, so traten jetzt neue Schwierigkeiten hinzu und zwangen Deutschland, den Weg zur Seemacht zu gehen. Der Entschluß hierzu wurde

schrittweise gefaßt und fand seine Verkörperung in den Flottengesetzen, in der Schaffung der Hochseeflotte. Diese geschichtliche Tat wird heute noch leidenschaftlich umkämpft, was nicht zu verwundern ist, da ein lange von der See ausgeschlossenes Volk nicht in allen Schichten den Blick für die Zusammenhänge zwischen Weltwirtschaft und nationaler Sicherheit besitzen kann, und weil die Flottengründung uns die erhoffte Sicherheit tatsächlich nicht gebracht hat. Es ist jedoch inzwischen wohl darüber Klarheit eingetreten, daß nicht diese Seite unserer Politik in den Jahren 1897 bis 1913 grundsätzlich verfehlt war, sondern die Vereinigung unvereinbarer Bestrebungen in einer Gesamtpolitik ohne Stil und Charakter. Von allem, was geschah, war die Flottengründung geopolitisch am richtigsten begründet. Sie mußte kommen, wenn wir unser Schicksal nicht der Politik der seebeherrschenden Mächte unterordnen wollten. Gewiß konnten wir auf Selbständigkeit verzichten, hätten dann sicher Eingriffe Englands in unseren Absatz erlebt, wären über Zoll- und Handelskrieg zum nationalen Krieg gezwungen worden und hätten diesen in Ermangelung einer Seemacht schnell verloren, um so auf anderen Wegen zur gleichen wirtschaftlichen Notlage zu gelangen wie heute. Eine andere Einstellung zu Rußland, die übrigens nicht in unserem Belieben lag, hätte das Bild wohl verschoben, uns aber keineswegs in so kurzer Frist die sichere festländische Grundlage in Rohstoffen und Lebensmitteln gewährleistet, ohne die ein freies nationales Leben unmöglich ist. Die Stellung Frankreichs war ohne unser Zutun gegeben.

So mußten die Aussichten sich darstellen, als wir unter entschlossener Führung unsere Seemacht als wahre Verteidigung aufbauten, in der Hoffnung, durch starke Rüstung in der Nordsee England zur dauernden Verständigung zu veranlassen und damit unseren Platz unter den Welt-Wirtschaftsmächten zu sichern. In technischer Hinsicht war ein anderer Weg als die Schaffung einer starken Heimatflotte nicht sichtbar, denn die Gründung eines imperialistischen Weltreichs nach englischem und französischem Muster, mit weit verstreuten Stützpunkten, wehrhaften Kolonien und starken Kriegsflotten lag weder in unserer Absicht noch im Bereich unserer Kraft. Der Versuch, England durch unsere neue Machtentfaltung zur Verständigung zu bringen, scheiterte daran, daß das ältere Weltreich es vorzog, sich durch überlegene Koalitionspolitik den wirtschaftlichen Nebenbuhler vom Halse zu schaffen, und daß unsere verfehlte Gesamtpolitik ihm dazu die Mittel in die Hände spielte. Eine Wiederholung des gleichen Bemühens erscheint nach dem Friedensvertrag unwahrscheinlich, jedoch die Gegebenheiten der Lage bleiben in verschärfter Form bestehen. Welche Aufgaben erwachsen hieraus unserer mit Mühe aus dem Zusammenbruch geretteten Reichsmarine? Bevor wir dieser Frage nähertreten, lassen wir gegnerische Ansichten über die Aufgaben der Seemacht überhaupt sprechen.

Die militärische Kommission zur Vorbereitung einer internationalen Abrüstungskonferenz in Genf hat über die Grundlagen nationaler Sicherheit, die Notwendigkeit ausreichender Verteidigung, den Zusammenhang der verschiedenen Elemente der Verteidigung und die Bedeutung der Seemacht bemerkenswerte Ausführungen gebracht. Das letzte Thema trat in den Vordergrund, als die französisch-italienische Gruppe gegenüber England und Amerika die These vertraten, daß die Rüstungen eines Landes nur im Zusammenhang, in ihrer Gesamtwirkung und gegenseitigen Abhängigkeit gesehen, nicht aber in den einzelnen Kategorien (Land, See, Luft) mit den gleichen Kategorien anderer Länder verglichen werden dürften. Dabei führte der italienische Delegierte am 10. Juni 1926 aus:

„Nach Ansicht der italienischen Delegation hat die Erfahrung des letzten Krieges wieder einmal bewiesen, daß es nicht möglich ist, die See-, Land- und Luftrüstungen in ihrer Verwendung voneinander zu trennen. In der Gesamtkriegführung ist ihre Verwendung vielmehr, wie es im letzten Kriege der Fall war und wie man es für den Zukunftskrieg erwarten darf, gleichzeitig und verbunden, da eine jede von ihnen allein sich ohne Mitwirkung und Unterstützung der anderen nicht genügen kann.

Eine Landarmee, die mit Hilfe einer Luftmacht über den Gegner Siege erringt, hat keine Aussichten auf den Endsieg, wenn sie sich nicht versorgen kann und wenn hinter der Front

das Leben des Landes nicht gesichert ist. Eine Kriegführung zu Lande und in der Luft ist zum Scheitern verurteilt ohne die Stütze einer vollständigen und ununterbrochenen Versorgung. Hierzu ist die freie Verfügung über die Seeverbindungen notwendig, weil sie einem Lande gestatten, sich mit dem zu versehen, was für seine Existenz unentbehrlich ist, und seine eigene Verteidigung sicherstellen. Die Land- und die Luftmacht operieren also vermittelst einer unaufhörlichen Unterstützung durch die Seemacht.

Tatsächlich ist der Krieg größtenteils eine Frage der auswärtigen Verbindungen und der Versorgung; die Seemacht sichert einem Lande diese Verbindungen, wie sie auch in der Lage ist, dem Feinde die seinigen abzuschneiden. Das Meer ist und bleibt immer die Hochstraße der Welt, daher beherrscht die Seeherrschaft die gesamte Kriegführung ...

Es gibt Länder, die auf Grund ihrer geographischen Lage und politischen Interessen berufen sind, einer bestimmten Rüstungsart größere Bedeutung beizumessen als anderen. Man kann nun nicht die bedeutsame Entwicklung übersehen, die bei Ländern eintritt, die den Seerüstungen den Vorzug gegeben haben. Die anderen Länder werden darauf Rücksicht zu nehmen haben, wenn sie die drei Kategorien von Rüstungen zum Zweck ihrer Sicherheit gegeneinander festsetzen.

Diese Erwägungen sind m. E. ausreichend, um vom Standpunkt der Sicherheit eines Landes mit Seegrenzen die Bedeutung der Seerüstungen zu zeigen, eine Bedeutung, welche die der anderen überragt. Indem man aber diese Bedeutung anerkennt, erkennt man gleichzeitig die enge Verbindung zwischen den drei Rüstungsgattungen in ihrer Verwendung.

Gehen wir von diesen allgemeinen Betrachtungen zur näheren Prüfung der Operationen zu Lande, zu Wasser und in der Luft über, so finden wir, daß ihre erfolgreiche Führung nicht ohne das beständige Zusammenwirken der drei Waffen möglich ist. Wenn die Flotte auf sichere Stützpunkte rechnen will, so bedarf es der Land- und Luftmacht, um diese zu verteidigen. Wenn ein Land die Mobilmachung und Zusammenziehung seiner Truppen durch Eisenbahnen bewirkt, welche längs der Seeküste führen (ital. Fall, d. Verf.), so hat eine See- und Luftmacht diese Wege zu decken. Wenn die Flotte zu diesem Zweck nicht genügt, so müssen Landstreitkräfte zum Zwecke der Küstenverteidigung abgezweigt und ihrem Hauptzweck entzogen werden.

Der Fall kann sich ereignen, wie im letzten Kriege, wo gleichzeitig die Land-, See- und Luftstreitkräfte gegen dasselbe Objekt angesetzt werden müssen. Es ist klar, daß unter gewissen Umständen der Angriff gegen eine bestimmte Stellung zweckmäßiger mit Schiffskanonen als mit Landartillerie geführt wird. Eine Flottenaktion gegen ein an die See grenzendes Land (im Text „Halbinsel" d. V.) kann daher die Landoperation erheblich beeinflußen und zu einer weitgehenden Änderung der Maßnahmen zwingen. Ferner ist klar, daß die einer Flotte zugeteilten Luftstreitkräfte einen Einfluß auf das Innere des feindlichen Landes ausüben können.

Schließlich ist die Marine dazu berufen und im Stande, ein Expeditionskorps gegen wichtige Stellungen zu werfen, dieses zu versorgen und derart die Landoperationen zu beeinflussen

Ein Land, das reich an kolonialen Besitzungen ist, kann sich leicht eine starke Landarmee zu deren direktem Schutz ersparen, wenn eine starke Flotte vorhanden ist, da jederzeit im Schutz der Flotte Verstärkungen dorthin transportiert werden können.

Das Zusammenwirken der drei Waffen erscheint heute so notwendig, daß einzelne Länder, wie z. B. Italien, zum Prinzip der einheitlichen Kommandoführung schon im Frieden übergegangen sind."

Der englische Delegierte sagte zur Begründung der besonderen Ansprüche Englands:

„Die englische Delegation erkennt grundsätzlich eine Reihe der hier zum Ausdruck gebrachten Argumente an und hat selbst wiederholt die Notwendigkeit eines engen Zusammenwirkens der drei Hauptwaffen betont. Sie kann sich jedoch den allgemeinen Schlußfolgerungen nicht anschließen. Die Umstände, welche für ein kontinentales Land maßgeblich sind, treffen für eine Inselmacht nicht im gleichen Grade zu. Ein Inselland mit einem großen Weltreich hat seine Streitkräfte nach Gesichtspunkten zu bemessen, die für Kontinentalländer schwer verständlich sind. So unterhält ein Inselland seine Seestreitkräfte aus folgenden beiden Hauptgründen: a) zur Sicherung seiner Handelsstraßen, seines Handels und seiner Versorgung, b) zur Verteidigung seiner eigenen Küsten wie derjenigen entlegener Landesteile. Ein Seereich mit seiner schweren Verantwortung für die Verbindungswege braucht Seestreitkräfte, die nur in gewissem Grade von der Stärke der Seestreitkräfte benachbarter Länder abhängig sind.

Seine Landstreitkräfte sind im wesentlichen bestimmt, den überseeischen Verpflichtungen zu genügen. Ihre Bedeutung ist ganz unabhängig von derjenigen der Landstreitkräfte benach-

barter Länder. Eine gegenseitige Vertretung der See- und Landstreitkräfte tritt bei ihm fast niemals ein.

Für die Luftmacht gilt nicht das gleiche, da das Element der Luft nicht ähnliche Beschränkungen und Begrenzungen kennt wie Land und See. Ein Inselland muß also eine genügend starke Luftmacht haben, um sich eventueller Angreifer erwehren zu können, und diese muß im direkten Verhältnis zu derjenigen seiner Nachbarn stehen."

Die in dieser Auseinandersetzung zum Ausdruck kommenden Gegensätze zeigen, welche Hindernisse einem machtpolitischen Ausgleich durch internationale Rüstungsverständigung im Wege stehen. Es erscheint verfehlt, durch Bekämpfung der Erscheinungsformen, als welche wir die Rüstungen betrachten dürfen, die Krankheit heilen zu wollen. Zweifellos sucht die Mehrzahl der kleineren, nicht imperialistisch gerichteten Staaten, und auch nationale Minderheiten in den Ländern der großen imperialistischen Mächte aufrichtig nach neuen Wegen, um eine Wiederholung der Kriegsschrecken zu vermeiden. Ebenso zweifellos sind jedoch die Sieger bestrebt, ihre Beute durch neue Verträge weiter zu sichern und ihre eigene Machtstellung innerhalb des Siegerverbandes zu befestigen. So muß die Abrüstungsbewegung England zum Mittel werden, die Überlegenheit der französischen Gruppe auf dem Festland zu verringern, während Frankreich bemüht ist, seine befriedigende Stellung durch Aufrechterhaltung seiner Land- und Luftmacht zu sichern und durch Beschränkung der englischen Seemacht, die seine Verbindung mit Nordafrika bedroht, noch zu verbessern. Die Vereinigten Staaten werden die Abrüstung zu fördern suchen, da nur die Entwaffnung der übrigen Großmächte fehlt. Zur Verewigung ihrer Überlegenheit und ihres Schiedsrichtertums. Daneben schicken sich aufsteigende mittlere Mächte, wie Italien und Spanien, an, neue Forderungen auch für ihre Seegeltung zu erheben. Japan, durch die Verträge von Washington zur teilweisen Abrüstung gezwungen, ist in Untätigkeit verfallen und muß den Ausgang der beginnenden Machtverschiebungen abwarten. Rußland, an Kraft geschwächt, jedoch vom Willen getragen, seine verlorene Bedeutung wieder zu erlangen, wie es auf der Flottenkonferenz in Rom 1924 zu erkennen gab, richtet sein Auge auf die Errichtung einer Seeherrschaft in der Ostsee. Ein solcher Anspruch wird von den übrigen Anliegern der Ostsee, namentlich Finnland und Schweden bekämpft, für die der östliche freie Seeverkehr und die Verbindung mit dem offenen Meer durch die Westausgänge der Ostsee eine Lebensfrage ist. Sie finden hierin den Beistand Englands, das immer an der Offenhaltung der Belte und des Sundes interessiert war und zweimal in den napoleonischen Kriegen Dänemark vergewaltigte, um die Sperrung der Meerengen durch eine feindliche Koalition zu vereiteln. Damit sind die Probleme der Ostsee noch nicht erschöpft. Frankreich, mit Polen verbündet, zeigte nach dem Kriege das Bestreben, sich in der Ostsee heimisch zu machen, errichtete dort eine „Baltische Division" (die wieder eingegangen ist), und sieht seine Aufgabe darin, die Seeverbindungen mit Polen sicherzustellen, um ihm im Falle eines Angriffs Hilfe leisten zu können. Diese strategische Kombination hat wohl unter dem Eindruck des Gegensatzes zu England inzwischen anderen Überlegungen weichen müssen, denn an England vorbei kann ohne dessen Zustimmung keine strategische Linie über See geführt werden. Jedoch sehen wir aus der Fülle der Konfliktstoffe, wie groß und zahlreich die maritimen Machtprobleme sind und wie gering die Wahrscheinlichkeit ist, daß Deutschland von ihnen unberührt bleiben kann.

Die deutsche Reichsmarine sieht sich daher im ganzen vor folgende militärische Aufgaben gestellt: Wie für jede Seemacht, ist ihr Hauptzweck, die lebenswichtigen Verbindungen für die Versorgung des Landes mit Rohstoffen und Lebensmitteln zu sichern. Unsere Kampfmittel gestatten uns vorläufig nicht, diese Sicherung weit ins freie Meer hinaus zu übernehmen. Doch schon die Sicherung des Verkehrs in den nahen Seegebieten ist eine wichtige Aufgabe, wie der Verlauf des Weltkrieges bewiesen hat. Um die Ostsee zu halten, bedarf es der politischen Übereinstimmung mit den Nachbarn oder der militärischen Seeherrschaft. Für beides ist eine schlag-

fertige Flotte die Voraussetzung, denn auch Bündnisse auf der Grundlage der Gleichberechtigung können nur bei Vorhandensein entsprechender Machtmittel erwartet werden, weil sonst der Schutz der Verträge nur eine Partei belastet. Wer darauf rechnet, daß der Völkerbund in absehbarer Zeit diesen Schutz übernehmen wird, sei auf die geschilderten Auseinandersetzungen hingewiesen. Eine Anlehnung an England wäre denkbar, liegt jedoch nicht in unserem Belieben, da wir machtpolitisch nichts zu bieten haben, und könnte uns auch nie soweit entlasten, daß wir auf eigene Machtmittel zur See verzichten könnten. Denn England ist voll in Anspruch genommen durch seinen Gegensatz zu Frankreich und die unzähligen Schwierigkeiten innerhalb seines Weltreichs.

Im Kriegsfall, also auch im Falle eines Krieges, an dem wir nicht beteiligt sind, treten die anderen Aufgaben an die Marine heran, die in den Ausführungen der beiden Völkerbund-Delegierten vermerkt wurden. Jedoch sei auf die Anmaßung hingewiesen, mit der England für sich besonders Aufgaben in Anspruch nimmt, die heute jedem an die See grenzenden oder mit der Weltwirtschaft verbundenen Wirtschaftsgebiet zufallen. Die überseeischen „Verantwortungen" und „Verpflichtungen", von denen England gerne spricht, sind nichts als *cant*. Man verteidigt, was man nicht verlieren will, darunter ebenso Herrschaft über rückständige Rassen und Monopolstellung in ihren Lebensräumen wie irgendein anderes Gut. Zur Frage der Seewege ist im Falle Deutschlands vor allem auch die sichere Verbindung mit Ostpreußen zu rechnen, die bereits die Seeherrschaft oder Sicherheit in einem wesentlichen Seegebiet voraussetzt. Dazu kommt die Küstenverteidigung, für Deutschland besonders bedeutungsvoll, seit die Ostseeküste von Schleswig bis Swinemünde entwaffnet wurde, Weite Strecken deutscher Küste mit großen Buchten und Häfen sind feindlicher Einwirkung schutzlos ausgesetzt und setzen zu ihrer Verteidigung eine mobile starke Kampfkraft in Gestalt von Kampfschiffen voraus, die als Rückhalt für die leichteren dem Handelsschutz obliegenden Streitkräfte ebenfalls nicht entbehrlich sind. In Verbindung mit den Landstreitkräften ergeben sich weitere Aufgaben und Operationen, die der italienische Delegierte gekennzeichnet hat.

Die staatsrechtlichen Grundlagen der Reichsmarine sind in den Gesetzen vom 16. April 1919 und 23. März 1921 enthalten. Ihre Organisation ist die folgende: Die Marineleitung ist ein Teil des Reichswehrministeriums; sie ist demnach wie das Heer dem Reichswehrminister unterstellt und umfaßt die gesamten Funktionen des früheren Reichsmarineamts, Admiralstabes und Marinekabinetts. Dem Chef der Marineleitung unterstehen innerhalb der Zentralbehörde außer seiner Stabsabteilung das Kommandoamt (A, militärische Verwendung der Kampfmittel und des Personals), das allgemeine Marineamt (B, Material und Konstruktion, Werften), das Verwaltungsamt (C) und die Dienststellen der Marineleitung in Bremen, Hamburg, Lübeck, Stettin und Königsberg. Zum Teil mit den Behörden der Heeresleitung verbunden sind: die Etatsabteilung (E), die Offiziers-Personalabteilung (P A), die Medizinalabteilung (G), die Rechtsabteilung (J) und die Nachrichtenstelle (WN).

Frontstellen und Personal sind auf die beiden Stationskommandos der Ostsee (Kiel) und der Nordsee (Wilhelmshaven) verteilt. Die Ostseestation umfaßt: Die Marine-Artillerieabteilungen (früher Matrosenartillerie- bzw. Seebataillone) I in Swinemünde, III in Kiel, V in Pillau, ferner eine Reihe von Küstennachrichtenstellen (Signalstationen) und eine Schiffsstammdivision für nicht eingeschifftes Personal in Kiel und Stralsund. Dazu kommen: die in ihren Aufgaben der Marineleitung direkt unterstellten Inspektionen des Bildungswesens (B J), des Torpedo- und Minenwesens (TM J), die Schiffsartillerieschule, das Arsenal Kiel und die Intendantur. Die gleiche Anordnung ergibt für die Nordseestation: Marine-Artillerieabteilung II in Wilhelmshaven, IV in Cuxhaven, VI in Borkum-Emden, die Küstennachrichtenstellen an der Nordsee, die Schiffsstammdivision in Wilhelmshaven, die Inspektion der Marineartillerie und die Depotinspektion (Munition, Torpedos, Sperrmaterial), die Küstenartillerieschule, die Marinewerft und Intendantur in Wilhelmshaven.

Die Liste der Kriegsschiffe ist die folgende, darunter die mit (R) bezeichneten in Reserve, die gesperrt gedruckten Sommer 1926 in Dienst befindlich:

Ostsee:	Nordsee:
Linienschiffe:	
Elsaß, Hessen, Schlesien, Lothringen (R).	Schleswig-Holstein, Hannover, Braunschweig, Preußen (R).
Kreuzer:	
Nymphe, Berlin.	Emden, Hamburg, Amazone, Arkona (R), Thetis, Medusa.
Torpedoboote:	
I. Flottille T 190.	II. Flottille T 185.
1. Halbflottille: G 7, 8, 11, S 18, S 19.	3. Halbflottille: V 6, 5, 3, 2, 1.
2. Halbflottille: T 148, 139, 141, 144, 146,	4. Halbflottille: T 196, 155, 151, 157, W 102 (Möve),
In Reserve: S 23, G 19, T 185, 175, 168, 152, 153, 154, 156, 158, 143, 149.	
Vermessung:	
Kanonenboot Panther, Peilboot I.	Kanonenboot Meteor, Peilboote II, III, V.
Für Schulzwecke:	
Segelschoner Niobe.	Kreuzer Hamburg (s. o.), Kreuzer Emden (s. o.).
Fischereischutz:	
Fischereischutzboot Zieten.	
Für Torpedo- und Minenwesen:	
Minensuchboot M 60, M 81, Tender T 154, Peilboot III.	
Für Artillerieschulen:	
Tender Drache, Hay, M 108.	Tender Fuchs.
Neubauten: Kreuzer B[1]), C, D, E, Torpedoboote: Albatroß, Condor, Möwe, Seeadler, Greif, Falke.	

Die schwimmenden Streitkräfte der Ost- und Nordsee sind im „Flottenkommando" zusammengefaßt. Der „Befehlshaber der Ostsee" (B.S.O.) hat die allgemeine militärische Aufsicht und Gerichtsbarkeit über die Ostseeschiffe, dazu die Sonderausbildung der Kreuzer und Torpedoboote, der „Befehlshaber der Nordsee" (B.S.N.) das Gleiche für die Nordseeschiffe und die Sonderausbildung für die Linienschiffe.

Die Ergänzung und Ausbildung des Marinepersonals trägt den besonders hohen Anforderungen Rechnung, die im materiell kleinen Rahmen zu stellen sind.

Der Eintritt in die höheren Laufbahnen (Seeoffizier, Offizier des Marine-Ingenieurwesens, Marinezahlmeister) steht jedem jungen Menschen offen, der die vorgeschriebenen Prüfungen besteht und sich nach Fähigkeiten und Charakter geeignet erweist. Weitere Laufbahnen, welche jedoch ein Fachstudium voraussetzen, sind die des Marine-Sanitätsoffiziers und Marine-Baubeamten. Die Einstellung des militärischen Personals erfolgt durch die Personalämter der Schiffsstamm-Divisionen in Kiel und Wilhelmshaven, für die Offizierslaufbahnen durch die Inspektion des Bildungswesens in Kiel[2]). Die Ausbildung ist zunächst allgemein-militärisch und infanteristisch, und umfaßt danach im Wechsel Bord- und Landdienst. Den nicht im Besitz eines Reifezeugnisses befindlichen Freiwilligen wird durch Prüfungen Gelegenheit geboten, in die Offizierslaufbahn überzutreten. Die weitere Ausbildung der Marineteile umfaßt bei der Flotte die Einzelausbildung der Linienschiffe, Kreuzer und Torpedoboote im Schiffsdienst, Verwendung der Waffen, Seemannschaft, Unterricht, ihre Führung und Verwendung im Gefecht und Verbande, sowie Auslandsreisen.

[1]) Im März 1927 als „Königsberg" vom Stapel gelaufen.

[2]) Näheres s. Lohmann, Die Laufbahnen in der Reichsmarine. Kiel, W. G. Mühlau.

Neben den militärischen Aufgaben der Flotte ergeben sich eine größere Reihe von Friedensaufgaben. Sie sind derart umfangreich, daß der Nutzen wohl ausgerüsteter und ausgebildeter Seestreitkräfte für das nationale Leben auch dem Gegner aller Rüstungen deutlich wird. Voran steht der Auslanddienst. Im Verhältnis der Flotte zur deutschen Handelsschiffahrt gilt der Grundsatz, daß die Flotte als Teil der deutschen Seeschiffahrt anzusehen ist und es eine ihrer vornehmsten Aufgaben ist, dieser bei jeder Gelegenheit zur Seite zu stehen. Durch die Marine-Dienststellen in allen großen Seehandelsplätzen wird dauernde, enge Fühlung mit den Reederei- und Schiffahrtskreisen bewirkt. Diese werden über alle einschlägigen Marinefragen auf dem Laufenden gehalten, dem Chef der Marineleitung wird über ihre Wünsche und Anregungen berichtet. Der Chef der Marineleitung selbst benützt jede Gelegenheit zu persönlicher Fühlungnahme mit den führenden Männern des deutschen Seeverkehrs. Unsere Kampfmittel sind nicht ausreichend und die politische Lage Deutschlands noch zu abnorm, als daß seine Kriegsflotte schon wie einst in Übersee deutschen Ansprüchen Geltung verschaffen könnte. Noch liegen die Friedensaufgaben der deutschen Flotte näher der Heimat. Nachdem sie in jahrelanger Arbeit die Gewässer von Minen gereinigt und der Schiffahrt ihre Bewegungsfreiheit zurückgegeben hatte, trat in drei harten Wintern schwere Eisgefahr für zahlreiche Handelsschiffe in der nördlichen Ostsee ein, bei der die Schiffe der Marine in wochenlanger Arbeit Hilfe und Ersatz bringen konnten. Gleicher Erfolg war anderen Hilfeleistungen in Seenot beschieden. Das Seefischereigewerbe erfreute sich des wiederaufgenommenen Fischereischutzdienstes, dessen Tätigkeit im Schutz gegen Übergriffe fremder Fischereifahrzeuge in deutsche Gerechtsame, häufiger Gewährung ärztlicher und technischer Hilfe und Übermittlung wichtiger Fachnachrichten in der Fangzeit an die wieder angewachsenen deutschen Fischerflotten besteht. In technischer Hinsicht hat sich die Marine wiederholt zur Erprobung wichtiger Neuheiten zur Verfügung gestellt, wie der funktelegraphischen Ortsbestimmung auf See, der Nebel- und Ortssignaleinrichtungen der Feuerschiffe u. ä., sowie schiffbaulicher Erfindungen wie des Flettnerschen Ruders und des berühmten Rotorsystems, das in einem der Marine gehörigen Schiffsneubau zurzeit weiter auf seine Leistungsfähigkeit erprobt wird. Hierzu kommt die Unterstützung des Wetterdienstes durch meteorologische Beobachtungen, die Verbesserung des heimischen Seekartenwerkes durch Vermessungen und die erfolgreiche wissenschaftliche Forschungsreise des Kanonenbootes „Meteor" im Atlantischen Ozean[1]). Alles in allem ergibt sich für die Marine die Gewißheit, daß sie schon im Frieden ein unentbehrliches Organ des nationalen Lebens ist. Für ihren militärischen Endzweck blickt sie mit Vertrauen in eine bessere Zukunft und weiß sich als Erbe der Generation vom Skagerrak.

Auslandsfahrten

Von Kapitänleutnant Hans Keilhack in Berlin

Über alle Weltmeere verteilt, und nicht nur im Bereich der Kolonien, an den Küsten Afrikas und Südamerikas, in der Südsee und im Mittelmeer — überall waren vor dem Weltkrieg deutsche Auslandsschiffe auf ihren Stationen. Sie zeigten in den angrenzenden Ländern die deutschen Farben und legten lebendiges Zeugnis ab von dem Willen der jungen deutschen Großmacht nach Weltgeltung. Die überwältigende Wirkung solcher Machtausstrahlung auf die Grundlagen der Weltpolitik, auf die Entwicklung überseeischen Handels und auf das Ansehen der deutschen Volksgenossen

[1]) Vgl. den Aufsatz von Fritz Conrad in diesem Heft.

im Ausland führte zu immer wachsender Betätigung der Kaiserlichen Marine in fremden Meeren. Die Entsendung der „Detachierten Division", bestehend aus zwei Großkampfschiffen und einem Kreuzer der Hochseeflotte, im Winter 1913/14 zu einer Reise nach Afrika und Südamerika sollte nur der Auftakt sein zu einem gesteigerten Einsatz heimischer Kriegsschiff-Verbände im Auslandsdienst. Daß Deutschlands Boden nicht mehr in der Lage war, die steigende Zahl seiner Landeskinder zu ernähren, daß die Industrie billiges, von den Preisforderungen der Wettbewerbsvölker unabhängiges Material suchen mußte und in unseren Kolonien fand, daß unser Industriestaat sich Absatzgebiete in aller Welt zu erobern hatte und des Schutzes bedurfte, diese Tatsachen wurden mehr und mehr erkannt.

Der Krieg machte alle Pläne, die auf eine Verstärkung in der Auslandsbetätigung unserer Marine abzielten, zunichte. Sein Ausgang nahm uns unsere Kriegs- und Handelsflotte, beraubte uns sämtlicher Kolonien, zerschlug unseren Außenhandel und erschütterte an Hand der jahrelangen feindlichen Lügenpropaganda das Ansehen des Deutschtums in aller Welt. In völliger Ohnmacht lag die Heimat. Ohne die Möglichkeit das Schwinden des Vertrauens auch wohlwollender Völker zu verhindern und zu den Volksgenossen über See Brücken zu schlagen.

In unendlich mühevoller Arbeit ist inzwischen aus den Trümmern der stolzen Flotte die deutsche Reichsmarine erstanden. Veraltet das Material, das der Feind uns in Siegerlaune belassen hatte, an allen Ecken und Kanten von den Versailler Fesseln beengt, so schuf einheitlicher Wille und zielbewußte Führung allen Hemmnissen zum Trotz eine wohldisziplinierte, durchdachte Waffe. Dieser verhältnismäßig schnelle Wiederaufstieg ist der Ausdruck des Drängens unseres Volkes nach der See, aber auch der Erkenntnis, daß es heutzutage für eine große Nation keine rein kontinentale Politik mehr geben kann.

Wie haben sich aber seit den Vorkriegsjahren Ziele und Zwecke einer deutschen Marine verändert! Wie in der Heimat, so auch in ihrer Auslandsverwendung. Traten die Auslandskreuzer früher unter der unsichtbaren, doch weitreichenden Machtwirkung der deutschen Heimatflotte als wirkungsvoller Schutz des friedlichen Handels, der Kolonien und des überseeischen Deutschtums auf, waren sie schon durch ihr Vorhandensein der Politik eine Stütze, der deutschen Weltwirtschaft ein Rückhalt, so brachen unter der Wirkung des Friedensvertrages alle diese Voraussetzungen in sich zusammen. Das uns belassene veraltete Material schien kaum noch geeignet für ein Auftreten in Übersee.

Während bereits in den ersten Jahren nach dem Umsturz der Aufbau der Reichsmarine einsetzte, schälten sich allmählich auch die Grundgedanken heraus, die der Verwendung der Schiffe außerhalb der heimischen Gewässer neue Wege zeigten. Der Abbruch jeglicher Beziehungen mit den überseeischen Ländern während des Krieges hatte im Zusammenhang mit der Greuel- und Lügenpropaganda der Entente nicht nur bei der Bevölkerung feindlicher Staaten, sondern auch in zahlreichen neutralen Ländern eine schwer lastende Abneigung gegen alles Deutsche geschaffen. Diese feindselige Stimmung, die durch den ehemaligen Feindbund noch Jahre nach dem Friedensschluß geflissentlich genährt wurde, ließ sich keineswegs durch Notenaustausch oder theoretische Richtigstellungen in der Presse des Auslandes beseitigen. Dazu bedurfte es stärkerer Mittel, die auf die breite Masse der Bevölkerung zugeschnitten waren. Neben den Reisen wirtschaftlicher und wissenschaftlicher Missionen, den Erfolgen hervorragender deutscher Sportsleute in fremden Ländern und der ernsten, harten Deutschtumsarbeit aller der Hunderttausende von Pionieren deutscher Kultur in Übersee haben zweifellos die Auslandsfahrten unserer Kriegsschiffe einen starken Einfluß auf die Volksstimmung fremder Länder ausgeübt, besonders dann, wenn sich Aussehen und Auftreten der Besatzung in jeder Hinsicht im günstigsten Sinne von dem unterscheiden, was jahrelange Verhetzung die Bevölkerung bis hoch in die gebildeten Schichten hatte erwarten lassen. Der Unterschied zwischen den Auslandsfahrten von Handels- und von Kriegsschiffen ist grundsätzlich. Jene dienen in erster Linie wirtschaftlichen Interessen; sie laufen

einen Hafen zum Laden und Löschen an und verlassen ihn so bald wie möglich wieder. Ihnen bleibt keine Zeit, Verbindungen mit den fremden Behörden anzuknüpfen oder Repräsentation auszuüben. Die Besatzung trägt an Land keinerlei Uniform, sondern mischt sich unbemerkt unter die Masse der Seeleute aller Nationen, die den Hafen berühren. Anders das Kriegsschiff! Sein Besuch wird auf diplomatischem Wege angekündigt. Schon Tage vor dem Einlaufen beschäftigt sich die Presse mit dem erwarteten Gast und lenkt die Aufmerksamkeit der Bevölkerung auf ihn. Dann das Einlaufen selbst. Der Donner der Salutgeschütze grüßt die fremde Landesflagge. Der Kommandant stattet den Behörden seinen Besuch ab, der an Bord erwidert wird. Ist der Hafen eine Landeshauptstadt, so tritt der Kreuzer in enge Beziehungen zu den obersten Regierungsstellen. Besuche und Einladungen werden mit den Ministern ausgetauscht, in der Regel wird der Kommandant vom Präsidenten in Audienz empfangen. Die Beurlaubungen der Besatzung, Ausflüge und andere Festlichkeiten geben der Bevölkerung Gelegenheit, sich ein eigenes Urteil über die so schlecht gemachte Nation zu bilden. Denn die Besatzung eines Kriegsschiffs, mag es auch klein und veraltet sein, wird draußen stets als offizieller Vertreter der Nation, als Repräsentant ihrer Anschauungen, ihres Könnens und ihres Willens angesehen.

Nach fast zehnjähriger Unterbrechung wurden 1924 die Auslandsfahrten deutscher Kreuzer wieder aufgenommen, nachdem in den beiden vorhergehenden Jahren bereits fremde Häfen der Ost- und Nordsee in Schweden und Norwegen, Island, Holland und einzelnen baltischen Randstaaten besucht worden waren. Der Kreuzer „Berlin", der Schulkreuzer mit dem Offiziersnachwuchs an Bord, sollte auf einer Reise nach den Azoren vor Madeira, auf den Kanarischen Inseln und in Spanien die deutsche Flagge zeigen und zugleich die Stimmung der Bevölkerung solchen Besuchen gegenüber erkunden. Diese Fahrt war, wenn auch nur kurz bemessen, so doch außerordentlich lehrreich. Sie bewies, wie stark in den ehemals feindlichen portugiesischen Plätzen die Verhetzung in allen Schichten der Bevölkerung lebte, zeigte aber auch zu gleicher Zeit, welcher Wandlung eine derartig bearbeitete Bevölkerung fähig ist. Während die Besatzung am ersten Tage nur finsteren Blicken begegnete, gelang es ihr in den kurzen Tagen des Aufenthaltes, die Wirkung jahrelanger Presseprapaganda durch ihr tadelfreies vornehmes Auftreten, das gerade beim Südländer seinen Eindruck nicht verfehlt, zu vernichten. Diese Behauptung findet ihre Bestätigung in der stets wachsenden Sympathie, die das Erscheinen des Kreuzers im gleichen Hafen Ponta Delgada auf den beiden folgenden Reisen auslöste.

Und nun die Aufnahme in den spanischen Häfen! Bekannt ist die überlieferte Freundschaft Spaniens zu unserem Vaterlande, die auch den Weltkrieg überdauert hat und allen Verleumdungen der Entente zum Trotz keine Erschütterungen erfuhr. Hier tat es nicht not, zu beweisen, wes Geistes Kind der deutsche Seemann sei. Hier ward in dem deutschen Kreuzer, dem Gast der Nation, das deutsche Volk selbst in echt spanischer Gastfreundschaft geehrt. Zum ersten Male wieder spürten die Deutschen Spaniens ein Gefühl des Stolzes und der Freude, Deutsche zu sein.

Die Ergebnisse dieser ersten Fahrt waren so ermutigend, daß für den Winter 1924/25 der gleiche Kreuzer zu einer Reise über den Ozean nach Westindien, Venezuela, Columbien und Mexiko entsandt wurde. Auch dieser Versuch glückte über alles Erwarten gut. Mit ehrlichster Freundschaft empfingen Regierung und Bevölkerung der besuchten Länder den Ehrengast, den Vertreter einer auch im Unglück bewunderten Nation. Hatte der feindliche Lügenfeldzug irgendwo Wurzeln geschlagen, so genügten wenige Tage, die der Kreuzer im Hafen lag, um diese Saat auszurotten. Den Höhepunkt der Reise bildete die Aufnahme, welche die „Berlin" in Mexiko erlebte. Sein freiheitliebendes und ritterliches Volk, von jeher dem Deutschen Reiche in Freundschaft zugetan, beschloß eine ganz besondere Ehrung des Schiffes. Über die Hälfte der Besatzung ward auf vier Tage als Gast der Regierung in die Hauptstadt geladen. Noch niemals ist die Abordnung eines Schiffes gleich ehrenvoll empfangen worden, niemals war die Anteilnahme der gesamten Bevölkerung so lebendig, waren ihre Huldigungen so spontan, ihre Freude so ehrlich.

Eine etwas schwierige Aufgabe bedeutete das erste Anlaufen von Häfen der Vereinigten Staaten auf dieser Reise. Die Entfremdung der beiden Völker durch den Krieg war damals noch durch keinen Transatlantikflug eines Z R III, durch wissenschaftliche und wirtschaftliche Sonder- und Studiendelegationen beseitigt. Die Volksmasse, besonders empfänglich für die Einflüsse der Sensationspresse, stand noch stark im Banne der deutschfeindlichen Nachkriegspropaganda. Man erwog im Ernst selbst in gebildeten Kreisen bei der Nachricht eines deutschen Kreuzerbesuches, ob es nicht ratsam sei, auf diplomatische Weise diesem Sendboten eines mehr oder minder bolschewistischen Deutschlands das Gastrecht zu weigern! Heute schüttelt man erstaunt den Kopf über solche Möglichkeiten. Der Kreuzer „Berlin" aber lief mit einigen Bedenken in den Hafen von San Thomas ein. In wenigen Tagen war die Lage zur vollsten Zufriedenheit geklärt. Wieder hatte das Schiff durch sich selbst gewirkt und Eindrücke geschaffen, die stärker waren als die Verleumdungen. Die Berichte, die aus San Thomas über den deutschen Kreuzer von amtlicher Seite aus nach Washington gingen, hatten weitgehende Wirkung. Sie schufen nicht nur für die weiterhin anzulaufenden Häfen Colon und Porto Rico erfreuliche Verhältnisse, sondern führten die Frage der Einstellung der nordamerikanischen Bevölkerung gegenüber dem neuen Deutschland einer günstigen Lösung zu. Sie gaben auch für spätere Reisen deutscher Kriegsschiffe, wie die der „Hamburg" und der „Emden" den festen Boden und schützten vor unliebsamen Überraschungen.

Auf der Westindien- und Mittelamerikafahrt der „Berlin" war noch ein Moment in die Erscheinung getreten, das in unserer Lage von besonderer Bedeutung ist. Genau wie in der Heimat liebt es auch der Auslanddeutsche, in Parteiwesen und Vereinsmeierei aufzugehen. Mag die Kolonie noch so klein sein, erbitterte Kämpfe spielen sich zwischen den Anhängern der verschiedenen Richtungen ab. Ein Kreuzerbesuch drängt all diese Zwistigkeiten in den Hintergrund. Die Vorbereitungen für seinen Empfang treffen alle Parteien gemeinsam, unter Zurückstellung aller Unstimmigkeiten. Dann trifft der Gast ein. Er dient keiner Partei, kennt keine Politik, vertritt nur die Gesamtheimat, weiß nur von einem deutschen Vaterland. Lange über die Dauer seines Aufenthaltes hinaus wirkt solch Kreuzerbesuch in einigendem Sinne.

Mit der Rückkehr des Kreuzers „Berlin" aus Westindien kann die Reihe der Versuchsreisen als abgeschlossen gelten. Nach ihren erfolgreichen Ergebnissen konnte nun zu einer regelmäßigen Tätigkeit von Kriegsschiffen im Ausland geschritten werden.

Von der Entsendung des Vermessungsschiffes „Meteor" soll nicht gesprochen werden. Wenn auch ähnliche Wirkungen, wie sie einem Kriegsschiffbesuch eigen sind, dem Auftreten dieses Schiffes in fremden Häfen nicht abgesprochen werden sollen, so tritt bei ihm der Charakter des Kriegsschiffs doch in den Hintergrund zugunsten der Sache der Wissenschaft. Die Kriegsschiffreisen zeigen an Wichtigkeit und Ausdehnung vom Herbst 1925 ab ein erneutes Anwachsen.

Während der Vorkriegsplan einer regelmäßigen Entsendung von Linienschiffsdivisionen über die Ozeane an der geringen Zahl der uns belassenen schweren Einheiten scheiterte, denen zahlreiche und andere wichtige Aufgaben zufallen, blieb es auch weiterhin den Schulkreuzern vorbehalten, alljährlich große Auslandsreisen zu unternehmen. Im Frühjahr 1926 kehrte der Kreuzer „Berlin" von seiner siebenmonatigen Reise zurück, die ihn rund um Südamerika geführt hatte. In der Hauptstadt Haitis, Port au Prince, löste die Ankunft des deutschen Gastes große Kundgebungen seitens der gesellschaftlichen Kreise aus, die sich nicht nur in festlichen Veranstaltungen erschöpften, sondern auch die politische Freundschaft des haitianischen Volkes zur Schau trugen. Wenn die Regierungskreise der schwarzen Republik sich hierbei in diplomatischer Weise etwas zurückhielten, so lag dies an den besonderen Verhältnissen des Landes, das rettungslos der finanziellen und politischen Herrschaft der Vereinigten Staaten verfallen scheint. Wie beliebt der Amerikaner sich durch seine Eingriffe in die haitianische Hoheit gemacht hat, geht daraus hervor, daß zu den Festlichkeiten kein einziger Yankee geladen war. Während in den seit langem befreundeten Staaten Südamerikas, die der Kreuzer berührte, in Ecuador,

Chile und Argentinien, ein guter Empfang im voraus gewiß war, lagen die Verhältnisse in Peru und Brasilien schwieriger. Das Land der Inka war vor 1914, noch stärker aber im Kriege franzosenfreundlich. Eine französische Militärmission bildete die peruanische Armee aus. Somit konnten Zweifel aufkommen, wie sich die Aufnahme des deutschen Kreuzers in Lima gestalten würde. Doch nichts von allen Befürchtungen trat ein. Möglich, daß die Verleumdungen Deutschlands gar zu stark aufgetragen waren und dadurch an Wirkung verloren. Wahrscheinlich auch, daß die französische Heeresmission durch ihr Betragen für den Stimmungsumschwung verantwortlich war. Tatsache ist jedenfalls, daß solch ein Umschwung einsetzte. Zu einem günstigeren Zeitpunkt hätte der Kreuzer „Berlin" gar nicht eintreffen können. Sein Besuch trug wesentlich dazu bei, daß an die Stelle der bisher französischen Einstellung eine deutschfreundliche Stimmung trat. Unsere dortigen Landsleute, die im übrigen die wirtschaftlichen Früchte dieser Sinnesänderung bald ernteten, bestätigten uns die Richtigkeit dieser Beobachtung, für die auch der mehrstündige Besuch des Präsidenten der Republik an Bord der „Berlin" ein Beweis sein mag.

In Brasilien hatte die Kriegspsychose längst einer gewissen Gleichgültigkeit gegen alles Deutsche Platz gemacht. Einem stärkeren Interesse für den Sendboten des deutschen Volkes stand in jenen Wochen der Streit um den Ratssitz im Völkerbund entgegen. Doch blieb auch in Brasilien jeder Zwischenfall aus, ja die brasilianische Marine und die Gesellschaft zeigten mehr als die herkömmliche Gastfreundschaft, angezogen durch die hervorragende Haltung und das treffliche Betragen der deutschen Besatzung. Auch hier hatte man mit bolschewistisch angehauchten Zuständen gerechnet und war nun aufs höchste erstaunt, den alten Geist und jene Disziplin wieder zu finden, die der kaiserlichen Flotte zum Skagerraksiege verholfen hatten.

Unsere Landsleute in den besuchten Ländern hatten in und nach dem Kriege gar zu sehr am eigenen Leibe erfahren, daß Recht ohne Rechtsschutz, ausgeübt durch die Seemacht, wirkungslos ist. Sind unsere veralteten Schiffe auch keine machtpolitischen Faktoren mehr, so bringen sie doch den Gruß der deutschen Heimat zum Zeichen, daß diese ihre Kinder auch in fernen Ländern nicht vergißt. Ein deutscher Kreuzer im fremden Hafen wirkt auf den Auslanddeutschen wie ein Magnet. Zehntausende, eine Zahl wie nie zuvor, hatten sich zur Feier des „Deutschen Tages" im Stadion zu Buenos Aires eingefunden. Auf allen Begrüßungsfesten für den Kreuzer war ein Massenandrang auch jener Deutschen, die sonst kaum in der deutschen Kolonie bekannt waren. So wirken solche Besuche belebend auf das nationale Bewußtsein der Auslanddeutschen und werden zum Anlaß engeren Zusammenschlusses.

Wenige Wochen nach der Rückkehr der „Berlin", trat ein Geschwader von vier Linienschiffen und zwei Kreuzern eine sechswöchige Spanienreise an, die sie bis ins Mittelmeer zu den Balearen führte. Schon zwei Jahre zuvor hatte eine Linienschiffsdivision den englischen Kanal passiert und zu kurzem Aufenthalt nordspanische Häfen angelaufen. Die herzliche Begrüßung, die die Schiffe damals erfahren hatten, stand indes in keinem Verhältnis zu dem Jubel, den ihr Besuch jetzt in Barcelona, Cartagena, Malaga und Cadiz auslöste. Die begeisterte Aufnahme der Flotte, der Empfang des Flottenchefs durch den König, die lobenden Worte über die Schiffe und ihre Besatzung, die aus seinem Munde kommend den Weg durchs Land nahmen und vielfaches Echo fanden, die politischen Auswirkungen dieser Flottenfahrt lassen erkennen, daß Reichsregierung und Marineleitung mit der Entsendung von Kriegsschiffen ins Ausland auf dem rechten Wege sind.

Folgerichtig wird dieser Weg weiter beschritten. Während kürzlich der Schulkreuzer „Hamburg" seine Weltreise vollendet hat und an der Westküste der Vereinigten Staaten wie im fernen Osten und in Niederländisch-Indien mit größtem Erfolg dem Ansehen des Deutschtums förderlich war, zeigt sich seit dem vergangenen November die neuerbaute „Emden" der Welt auf einer Reise um die Erde und legt Zeugnis ab von der Wiederaufbauarbeit im Vaterland.

Wissenschaftliche Tätigkeit

Von Fregattenkapitän Fritz Conrad in Kiel

Zu den Hoheitsrechten und -pflichten eines Staates von Seegeltung gehört die Unterhaltung eines Seekartenwerks, dessen Güte und Umfang sich nach der welt- und volkswirtschaftlichen Bedeutung der Küstengewässer und Hafenplätze richtet. Es ist dies nicht nur eine politische Prestigefrage, es hängen vielmehr Gedeih und Verderb des Überseehandels davon ab. Wie weit über die eigentlichen Hoheitsgewässer hinaus, nach See zu gegangen wird, ist abhängig von den Mitteln, über die der Staat verfügt, und von dem wirtschaftlichen Nutzen, der aus der Einbeziehung weiterer Seegebiete herausspringt. Auch die Forderungen der Landesverteidigung spielen hierbei eine Rolle. So besitzt das Deutsche Reich eine umfangreiche Sammlung von Seekarten der heimischen Gewässer und hat darüber hinaus zahlreiche fremdländische See- und Küstengebiete in das Werk einbezogen. Augenblicklich wird in internationalen hydrographischen Kreisen die Frage erörtert, ob es nicht zweckmäßig sei, die Seekartenwerke national abzugrenzen und zu empfehlen, nur Seekarten der Ursprungländer an Bord zu führen, so daß für eine größere Seereise Karten verschiedenster Nationalitäten gebraucht werden müßten. Darin liegt aber eine Gefahr für die Schiffahrt. Es ist vielmehr zu fordern, daß z. B. der deutsche Seefahrer auf allen Meeren nur mit deutschen Seekarten ausgerüstet wird, damit er sich beim Übergang von einer Seekarte auf die Nachbarkarte nicht gleichzeitig auf eine abweichende Darstellungsart und auf fremdsprachige Bezeichnungen umstellen muß. Dies war auch der Hauptgrund, weswegen Tirpitz seinerzeit anordnete, daß deutsche Seekarten von sämtlichen Meeren und Küsten der Erde hergestellt werden sollten. Trotz der großen Tatkraft, mit der das Werk angepackt wurde, sind wir infolge der Kriegs- und Nachkriegseinwirkungen von der Vollendung noch weit entfernt. Allerdings hat die Marine bereits 750 Seekarten der Schiffahrt zuführen können, eine Leistung, die um so höher zu bewerten ist, als mit dem Aufbau die Modernisierung der älteren Stücke Hand in Hand geht und für die laufende Richtigstellung des ganzen Kartenwerks Sorge getragen wird. Das Werk braucht den Vergleich mit den besten fremdländischen Seekarten nicht zu scheuen.

Die moderne Seekarte führt ein selbständiges Dasein und kann mit anderen Erddarstellungen nicht verglichen werden. Sie lehnt es ab, die Erdoberfläche möglichst lückenlos und naturgetreu abzubilden. Sie will allein dem Seefahrer dienen und bringt daher nur das, was für ihn Bedeutung hat. So vernachlässigt sie, kartographisch betrachtet, das Landgebiet und macht bei der Wiedergabe des Seegebiets Unterschiede je nach der Güte und Reichhaltigkeit des Ursprungsmaterials. An Hand der Seekarte muß der Schiffsführer die Küste, der er zustrebt, ausmachen und nach dem Augenschein seinen Standort feststellen können. Küstenverlauf, Geländeformen, hervorstechende Landmarken und Bauwerke, sowie der allgemeine Charakter des Landes sind demnach für ihn wichtig. Auch Hafenanlagen, Flüsse, Kanäle, Eisenbahnlinien, Verkehrswege dürfen nicht fehlen. Dagegen darf nichts gebracht werden, was für die Schiffahrt ohne Nutzen ist, damit die Übersichtlichkeit nicht leidet.

Der gesamte Inhalt einer Seekarte wird für die heimischen Gewässer vom nautischen Vermessungsdienst beigebracht, der der wechselseitigen, innigen Beziehungen wegen gemeinsam mit dem Seekartenwerk zum Hydrographischen Amt, der Nautischen Abteilung der Marineleitung, gehört. Sie bilden, ähnlich wie bei allen größeren seefahrenden Nationen, mit einigen anderen nautischen Veröffentlichungen, wie den Seehandbüchern, Leuchtfeuerverzeichnissen, Nachrichten für Seefahrer und dem Nautischen Funkdienst das sog. „Hydrographische Werk".

Die Marine hat auf dem Gebiet der nautischen Vermessungskunst Lehrgeld zahlen müssen. Erstaunlicherweise hat sie sich ursprünglich nicht auf die bestehenden

erfahrungs- und kenntnisreichen Hydrographischen Ämter gestützt, sondern der rein vermessungstechnisch und binnenländisch eingestellten Landesaufnahme maßgebenden Einfluß eingeräumt. Erst die koloniale Vermessungstätigkeit schaffte nach und nach Wandel. Man mußte die bisher geübten, genauen aber langsamen Methoden verlassen und zu anderen, dem Charakter der Seekarte besser entsprechenden übergehen. Nachdem diese Voraussetzungen erfüllt waren, konnte man damit rechnen, die kolonialen Küstengewässer im Verlaufe eines Menschenalters erstmalig vermessen zu haben. Mit gewaltiger Energie und Hingabe hat die Marine sich während der letzten Jahrzehnte vor dem Kriege dieser Aufgabe unterzogen und reichen Erfolg davongetragen. Die deutsche nautische Kolonialvermessung stellt eine kulturelle Großtat ersten Ranges dar, würdig unserer sonstigen kolonialen Erfolge. Der Krieg und der Verlust der Kolonien hat diese Tätigkeit unterbrochen und ihre Fortführung unmöglich gemacht. Trotzdem bilden die kolonialen Methoden der Küstenvermessung die Grundlage der Vermessungsausbildung in der Reichsmarine. Dadurch wird vermieden, daß verloren geht, was in geradezu klassischer Form geeignet ist, Seeoffiziere und Vermessungspersonal mit den Grundelementen jeder Seevermessung vertraut zu machen. Nebenbei wird der Gedanke kolonialer Wiedergeburt dadurch gefördert. Zunächst sind wir zwar gezwungen, unter Verzicht auf geordnete Vermessungstätigkeit durch Kreuzer und Spezialschiffe, nur bei Gelegenheit von Auslandsfahrten nautische und vermessungstechnische Untersuchungen anstellen zu lassen. Hierauf wird aber zum Besten der Schiffahrt und der Wissenschaft großer Wert gelegt, so daß man schon jetzt auf Erfolge zurückblicken kann.

In der Heimat sind Spezialfahrzeuge, das Vermessungsschiff „Panther", seegehende Peilboote und Lotsendampfer zur Bewältigung der schwierigen und vielseitigen nautischen Vermessungsaufgaben eingesetzt. Zwar lag schon vor dem Krieg für die heimischen Gewässer eine hinreichende Zahl Seekarten fertig vor, doch kann man die Ausmessung von Seegebieten nie als abgeschlossen betrachten, da die Tiefenverhältnisse und die Küstenkonturen dauernden Veränderungen unterworfen sind. Die Flüsse lagern eine Menge fester Bestandteile im Mündungsgebiet ab. Ähnlich wirken im Wattengebiet und an der offenen Küste die Kräfte der Gezeitenströmungen und des Seegangs, indem sie die Landfeste benagen und an anderen Stellen Anlandungen und Untiefenbildungen fördern. Im ostfriesischen Watten- und Inselstreifen wandert unaufhörlich, von einer ostwärts gerichteten Küstenströmung getragen, ein Sandstrom in das Mündungsgebiet der Elbe hinein, der von dem Küstensaum, dem Wattengebiet und den Inselsockeln gespeist wird. Ihn einzudämmen, ist bisher noch nicht gelungen. Gerade die besonders schwierigen, von Barren und Platten durchsetzten Fahrwasser unterliegen ununterbrochenen Veränderungen, die solange eine Gefahr für die Schiffahrt bedeuten, bis sie genau vermessen sind. So haben die Vermessungsschiffe der Reichsmarine übergenug zu tun. Die beschränkten Mittel erlauben leider nur die Überprüfung der notwendigsten Seegebiete und zwingen dazu, wünschenswerte Vermessungsaufgaben zu vertagen. Natürlich muß von Zeit zu Zeit jedes Küstengebiet gründlich untersucht werden. In der Nordsee wird eine Neuaufnahme etwa alle vier Jahre nötig, während die Ostseegewässer bedeutend größere Stabilität besitzen. Eine ganze Reihe wichtiger Fahrwasser muß aber alljährlich oder sogar mehrmals im Jahre nachgeprüft werden. Unterstützt werden die Vermessungsorgane der Reichsmarine durch die ortsständigen Wasserbaubehörden.

Bei jeder nautischen Vermessung müssen die Tiefenverhältnisse in erster Linie erfaßt werden. Es ist aber auch in der Regel ein gut Stück festen Landes zu vermessen. Hier liegt der Kernpunkt aller nautischen Vermessungsmethoden. Es ist ungemein schwierig, beide Elemente so miteinander zu verbinden, daß ein einheitliches Kartenbild entsteht. Daß man vermessungstechnisch den landfesten Teil der Erdoberfläche ganz anders anpacken muß als das Seegebiet, ist ohne weiteres klar. Dazu zwingt schon die Tatsache, daß das Schiff niemals eine vollkommene ruhige Plattform für Messungen abgeben kann. Die Folge ist, daß die Anlage und Durchführung der Vermessung auf dem Wasser von anderen Gesichtspunkten beherrscht

wird als die Landmessung. Da auch seemännisch-nautische Erwägungen ein Wort mitzusprechen haben, wird die Aufgabe des Vermessungsleiters noch verwickelter. Nur Persönlichkeiten von Entschlußkraft und Urteilsfähigkeit können allen Forderungen gerecht werden.

In den Kolonien nähern sich die Methoden der Küstenvermessung den sonst gebräuchlichen, ohne daß ihrer Eigenart als nautischer Meßart Zwang angetan wird. Man legt über das zu bearbeitende Gebiet ein ideelles Dreiecksnetz, auf dessen Eckpunkten die Winkel beobachtet werden, während nur eine Seite direkt ausgemessen wird. Damit sind alle Grundelemente gewonnen, um die gegenseitige Entfernung und Lage der Eckpunkte auf der Erdoberfläche zu bestimmen. Solche Messungen erübrigen sich in der Regel bei den Inlandsmessungen, da sie ja durch die Landesaufnahme in großen Zügen schon durchgeführt sind. Trotzdem müssen stets zahlreiche für die Schiffahrt oder die Durchführung der Vermessung wichtige Landmarken von den Vermessungsschiffen neu bestimmt werden. Nicht selten handelt es sich hierbei um Baulichkeiten oder Geländeeinzelheiten, die das Landschaftsbild in keiner Weise beeinflussen, aber in die Vermessung einbezogen und in die Seekarte aufgenommen werden müssen, da sie vom Schiffer gebraucht werden. Solche hervorstechenden Objekte sind z. B.: Leuchttürme, Richtbaken, markante Bäume, schroffe Felsspitzen. Auch topographische Geländeaufnahmen und Höhenbestimmungen sind nicht selten erforderlich, doch nur als Ergänzung der Angaben und Darstellung der Landesaufnahme.

In der Vermessung des Seegebiets selbst liegen die hauptsächlichen Schwierigkeiten, sowohl für die methodische Anlage, wie für die praktische Durchführung. Der ganze Seeraum wird mit einem engmaschigen Netz von Lotungslinien gleichmäßig bedeckt, auf denen das Vermessungsfahrzeug entlangfährt, indem es unter häufiger Bestimmung seines Standortes die Meerestiefen mit dem Handlot ermittelt. Nur ein geringer Bruchteil der so gewonnenen zahlreichen Tiefenwerte kann später in die Seekarte übernommen werden. Die Ortsbestimmung geht dabei in der gleichen Weise vor sich, wie bei der gewöhnlichen Navigation, erfolgt aber viel häufiger und sorgfältiger.

Einige wichtige Vermessungsgebiete liegen so weit vom Küstensaum ab, daß man die Landmarken nicht mehr einmessen kann. Dann müssen schwimmende „Festpunkte" als Gerippe für die Belotung geschaffen werden. Hierbei bedient man sich schwerer, als Bojen gebauter Bakengerüste, die vom Vermessungsschiff ausgelegt werden. Da sie an einem besonders langen Ankertau verankert werden müssen, um nicht losgerissen zu werden, ist ihnen eine erhebliche Bewegungsfreiheit (Schwingungskreis) gelassen. Auf Grund langjähriger Erfahrung kann aber gesagt werden, daß die daraus sich ergebende Ungenauigkeit der trigonometrischen Bestimmung für eine „Hochseevermessung" erträglich ist.

Alle vermuteten und gefundenen Untiefen werden nach besonderem Plan sorgfältig abgesucht. Allgemein geht selbstverständlich das Bestreben dahin, möglichst die geringsten Tiefen festzustellen. Immer gelingt es nicht. Trotz sorgfältigster Durchführung der Vermessungen ist man erst nach wiederholten systematischen Belotungen eines Seegebiets vor Überraschungen sicher.

Die Nordsee gehört zu den schwierigsten Vermessungsgebieten. Ihre weiten, von langgestreckten Prielen und Flußmündungen durchsetzten Wattflächen zwingen zum Einsatz von kleinen Peilbooten und von Schiffsbeibooten, die tagelang fern vom Schiff und von der Küste sich selbst überlassen bleiben, während das Vermessungsschiff mit den schweren Vermessungsbojen arbeiten muß. Dazu kommt, daß nur während weniger Wochen günstiges Vermessungswetter herrscht; meist steht eine kurze, steile See bei böiger Brise, die den Vermessungsgruppen, namentlich in den Brandungsseen der Watten, hart zusetzt. Infolgedessen ist die Vermessungstätigkeit eine vorzügliche seemännisch-nautische Schulung des Personals.

Das gewonnene Material wird an Bord in eine Arbeitskarte eingetragen, die ein genaues Abbild der Seekarte ist. Es muß zu diesem Zweck sorgfältig aufbereitet werden. Dies gilt besonders von den Tiefen, die zu den verschiedensten Zeiten und bei

den verschiedensten Wetterlagen erlotet wurden. Die Schiffahrt fordert aber, daß sämtliche Kartentiefen eines Blattes untereinander vergleichbar sind, und daß die einzelne Tiefe nur selten und unter außergewöhnlichsten Verhältnissen unterschritten wird. Deshalb müssen die Tiefen auf ein gemeinsames Kartenniveau beschickt werden, dessen Lage im Raum der zweiten Bedingung entspricht. Die Beschickungswerte liefert ein landfester Wasserstandsmesser. Das Kartenniveau der Ostseekarten liegt im Normal-Null der Landesaufnahme, also sehr glücklich, da von dieser Fläche aus auch die Höhen sämtlicher deutschen Kartenwerke gerechnet werden. Ein gleiches war in der Nordsee nicht zu erreichen, da hier die Pendelbewegung der Gezeiten berücksichtigt werden mußte. Das Normal-Null, das etwa mit dem Mittelwasser zusammenfällt, würde Tiefenangaben liefern, die eine Gefahr für die Schiffahrt bedeuten. Somit blieb nichts übrig, als das mittlere Spring-Niedrigwasser zu wählen. Voraussetzung ist, daß die Gezeitenerscheinung genügend bekannt ist.

Schon aus diesem Zusammenhang heraus ist die Nautische Abteilung gezwungen, sich der Erforschung des Gezeitenphänomens eingehend anzunehmen. Daß gleichzeitig ein Wunsch der Meeresforschung hiermit erfüllt wird, macht die Aufgabe nur wertvoller. So wird seit Jahren von den Vermessungsfahrzeugen der Marine unter Mitwirkung des Marineobservatoriums in Wilhelmshaven, der Seewarte in Hamburg und des Instituts für Meereskunde in Berlin in den Wattengebieten, den Flußmündungen und der freien Nordsee bis hoch hinauf zur Grenzzone gegen das Nordmeer der Gezeitenhub und -strom untersucht. In ihren Grundzügen sind die Gezeitenerscheinungen in diesen Seeräumen heute geklärt. Das Material beruht auf Serienmessungen, die sich ohne Unterbrechung über mehrere Tage für jede der Stationen erstreckten, welche über die zu bearbeitenden Seegebiete verteilt waren und selbst bei grober See nicht verlassen wurden. In letzter Zeit werden bei den Beobachtungen selbstschreibende Wasserstandsmesser, die bis zu einer Wassertiefe von 200 m auf dem Meeresboden ausliegen, verwendet, nachdem auf Anregung der Marineleitung zwei deutsche Konstruktionen gebaut und ihre Brauchbarkeit durch langwierige, von der Marine durchgeführte Versuche erwiesen ist.

Die ausgedehnte Versuchstätigkeit der Reichsmarine auf dem Gebiet der technischen Navigation wird in Kürze zu einigen abschließenden Ergebnissen kommen, die für das nautische Vermessungswesen von außerordentlicher Bedeutung sein werden. Die Einführung der Funkpeilungen und der akustischen Lotmethoden in die Vermessungsmethodik wird demnächst ins Auge gefaßt werden müssen. Funkpeilungen finden schon seit einiger Zeit in der Schiffahrt Verwendung. Sie haben in der Praxis befriedigt. Man kann heute selbst auf große Entfernungen und auch bei unsichtigem Wetter brauchbare Schiffsortsbestimmungen bekommen. Die nautische Vermessungskunst hat sich bisher noch zurückgehalten, da ihr die Genauigkeit nicht genügte — vom Standpunkt der Vermessung aus beurteilt.

Von den verschiedenen Arten akustischer Lotungen interessieren vor allem die Echo-Lotungen, die dadurch entstehen, daß ein Sender im Schiffsboden Schallwellen erzeugt, die vom Meeresboden zurückgeworfen und als Echo in einem Empfangsmikrophon im Schiff wahrgenommen werden. Aus der dazwischen liegenden Zeit läßt sich unmittelbar die durchlaufene Strecke, d. h. die Meerestiefe ableiten.

Die erdmagnetischen Elemente sind außer für die Wissenschaft auch für die Schiffahrt von Bedeutung, solange noch Magnetkompasse an Bord vorhanden sind, und das wird trotz Kreiselkompaß noch lange der Fall sein. Magnetisch besonders interessant ist die Ostsee, da auf ihren Bänken als Überbleibsel aus der Eiszeit in ganzen Feldern Moränenblöcke lagern, die, magnetisch aktiv, bis zur Oberfläche hinauf wirksam sind und das normale Erdkraftfeld störend beeinflussen. Die Marine stellt hierüber in der Ostsee und an ihren Küsten jährlich ausgedehnte Untersuchungen an.

Außer den Vermessungsfahrzeugen für die heimischen Gewässer hält die Reichsmarine das Vermessungs- und Forschungsschiff „Meteor" im Dienst. Zwei Jahre sind verstrichen, seit die deutsche atlantische Expedition auf dem „Meteor" die

Ausreise in den südatlantischen Ozean angetreten hat. Mit diesem Schritt hat die Marineleitung an die stolze Überlieferung der Vorkriegszeit angeknüpft. Seit jeher hat die Marine gezeigt, wie hoch sie die meereskundliche Forschung einschätzt. Sie hat in deren Unterstützung nicht nur eine Ehrenpflicht gesehen, sie ist sich vielmehr stets darüber klar gewesen, daß die ozeanographischen Forschungsergebnisse für die Schiffahrt und die Aufgaben der Kriegsmarine wichtig sind. So kann sie auf zahlreiche bedeutsame Expeditionen zurückblicken, die sie teils beraten und gefördert, teils auf Kriegsschiffen mit und ohne wissenschaftliche Mitwirkung auf die Reise geschickt hat. Ich greife die mehrjährige Weltumsegelung der Korvette „Gazelle" heraus, die bis zum heutigen Tage neben der englischen „Challenger"-Expedition als die hervorragendste Forschungsreise auf der See zu gelten hat, und weise ferner auf die grundlegenden Untersuchungen der Vermessungsschiffe „Planet" und „Möwe" hin.

Die „Meteor"-Expedition hat sich das Ziel gesteckt, den Austausch zwischen den Wassermassen des südatlantischen Ozeans und den viel wärmeren seines nordatlantischen Bruders durch exakte Messungen aufzuklären. In dem Problem der wahren Bewegung des atlantischen Wassers im Raum liegt die Kernfrage der modernen Meeresforschung. Zur Bewältigung dieser gewaltigen Aufgabe sieht der Reiseplan zahlreiche kurzabständige Querschnitte durch den ganzen Meeresraum vor, um auf ihnen in enger Folge Serienmessungen bis zum Meeresboden hinab vorzunehmen. Auf den einzelnen Stationen finden in der Hauptsache Salzgehalts- und Temperaturbestimmungen, also Dichtebestimmungen, statt, aus denen auf die Wasserbewegungen geschlossen werden kann. Für direkte Strommessungen mit Strommeßzeugen hat „Meteor" ein Tiefseeankergeschirr für Tiefen bis zu 6000 m an Bord. Um die Endergebnisse so beweiskräftig wie möglich zu gestalten, wurden auch die verwandten Wissensgebiete in den Dienst der Hauptaufgabe gestellt. Außer Vertretern der Ozeanographie nehmen junge Forscher der Chemie, Biologie, Geologie und der Meteorologie an der Reise teil. Diese Maßnahme hat sich bewährt. Es hat sich gezeigt, daß vom Standpunkt der Hauptaufgabe aus noch engere wechselseitige Beziehungen bestehen, als man angenommen hatte. Soweit es der ozeanographische Rahmen der Expedition zuläßt, kommen auch die Hilfsdisziplinen auf ihren eigensten Gebieten auf ihre Kosten. Besonders hinweisen möchte ich auf die Biologie, deren Aufgabe in der Erfassung des Planktonvorkommens liegt, das für die räumliche Verteilung der höher gearteten Organismen, letzten Endes auch der Nutzfische, ausschlaggebend ist. Ferner auch auf die Meteorologie, deren Untersuchungen in diesem größtenteils völlig unbekannten Gebiet die ersten sicheren Grundlagen des Wetterdienstes für Schiffahrt und transozeanischen Luftverkehr zu schaffen berufen sind.

Während die bisher betrachteten Aufgaben nach wissenschaftlichen Grundsätzen bearbeitet werden und nur mittelbar für Schiff- und Luftfahrt nützlich sind, sieht der Expeditionsplan nicht wenige Untersuchungen vor, die ihrem Wesen nach als überwiegend nautisch angesprochen werden können. Hier sind in erster Linie die Echo-Lotungen zu nennen, die wissenschaftlich wie nautisch gleichen Wert haben, da sie lückenlose Tiefenprofile quer über den Ozean liefern. Bisher ist etwa alle 5000 m eine Meerestiefe erlotet worden. Dabei springt auch reiches Material für die Weiterentwicklung der akustischen Lotapparate heraus, abgesehen davon, daß ganz allgemein das Zutrauen der Praxis zu dieser neuartigen Methode gestärkt wird. Daß auch alle nur denkbaren Fragen der Funkentelegraphie, insbesondere die Verhältnisse des Funkpeilwesens eingehend erprobt werden, und daß auch die Filmtechnik in den Dienst der Expedition gestellt worden ist, ist selbstverständlich. Ein Vorstoß nach dem Süden — „Meteor" hat sich mehrere Wochen in den Randgebieten von Antarktika aufgehalten — ist z. B. dazu benutzt worden, ausgiebig den Segelflug des Albatros zu filmen, für den unsere Segelflugtechnik Interesse hat.

Die Erfolge der „Meteor"-Expedition sind schon jetzt gewaltig und werden auf vielen Gebieten eine Änderung der bestehenden Anschauungen notwendig machen. Über die Arbeitsweise und die Forschungsergebnisse, soweit sie sich bereits übersehen assen, über die scharfe Kräfteanspannung an Bord und die Erlebnisse der Teil-

nehmer geben die Berichte der Expeditionsleitung Auskunft, die nach dem schmerzlichen Verlust des ursprünglichen wissenschaftlichen Leiters, des Professors Dr. Alfred Merz, schon zu Beginn der Forschungstätigkeit auf den Kommandanten, Fregattenkapitän Spieß, übergegangen ist. Aus der vorliegenden Skizze wird man sich eine ungefähre Vorstellung von der Art und dem Umfang der Vermessungs- und der nautisch-wissenschaftlichen Tätigkeit der Reichsmarine machen können, die zwar in erster Linie die Belange der Schiff- und Luftfahrt im Auge hat, gleichzeitig aber auch in ihrer Eigenart mit stark wissenschaftlichem Einschlag eine Bereicherung des beruflichen Innenlebens der Marine mit sich bringt.

Der deutsche Kriegsschiffbau

Von Ober-Marinebaurat Albrecht Ehrenberg in Berlin

Nach Art. 190 des Versailler Diktats ist es „Deutschland untersagt, irgendwelche Kriegsschiffe zu bauen oder zu erwerben, es sei denn zum Ersatz der durch den gegenwärtigen Vertrag (Art. 181) vorgesehenen in Dienst gestellten Einheiten". Art. 181 gestattet uns die Indiensthaltung von 6 Schlachtschiffen, 6 kleinen Kreuzern 12 Zerstörern und 12 Torpedobooten mit der ausdrücklichen Bestimmung, daß kein Unterwasserschiff unter diesen Einheiten sein darf. Diese Beschränkung in der Wahl der Typen und der Zahl der Einheiten hat den damaligen Machthabern aber noch nicht genügt. Die Furcht vor der technischen Überlegenheit Deutschlands war so groß, daß man noch eine bedeutend wirksamere Sicherung gegen die Wiedergewinnung einer wenn auch bescheidenen deutschen Seegeltung für notwendig erachtete. Art. 190 bestimmt nämlich weiterhin: „Die vorerwähnten Ersatzbauten dürfen keine größere Wasserverdrängung haben also: 10 000 t für die Schlachtschiffe, 6000 t für die kleinen Kreuzer, 800 t für die Zerstörer, 200 t für die Torpedoboote". Durch diese Bestimmung ist es uns sehr erschwert, den ausländischen Neubauten einigermaßen ebenbürtige gegenüberzustellen. Der Gegner trug ferner Sorge, daß unsere künftigen Neubauten eine Altersgrenze erhielten, die das Verhältnis weiter zu seinen Gunsten verschiebt. Art. 190 bestimmt: „Außer im Falle des Verlustes eines Schiffes dürfen die Einheiten der verschiedenen Klassen erst nach einem Zeitraum von 20 Jahren für die Schlachtschiffe und Kreuzer, 15 Jahre für die Zerstörer und Torpedoboote, gerechnet vom Stapellauf an, ersetzt werden". In Art. 191 wird dann nochmals ausdrücklich betont: „Der Bau und der Erwerb aller Unterwasserfahrzeuge selbst zu Handelszwecken ist Deutschland untersagt". Das U-Boot ist die Waffe des Schwachen, und daher ist man sorgfältig bestrebt gewesen, dem niedergebrochenen Deutschland jede Möglichkeit zu nehmen, sich auf dem Gebiete der Unterwasserschiffahrt zu betätigen.

Man könnte angesichts dieser beispiellosen Knebelung zu der Überzeugung gelangen, daß es besser sei, keine Kriegsschiffe mehr zu bauen, als solche, die den gleichaltrigen Bauten der führenden Seemächte an Größe so weit nachstehen, daß sie als ernsthafte Gegner nicht in Frage kommen. Dagegen läßt sich zunächst einwenden, daß wir auch mit Gegnern zu rechnen haben, die keine große Marine besitzen, und denen gegenüber eine Flotte moderner Schiffe der uns gestatteten Größe und Zahl sehr wohl eine ausschlaggebende Rolle spielen kann. Aber auch davon abgesehen, ist es eine unabweisbare Notwendigkeit für Deutschland, trotz aller Einschränkungen Neubauten auf Stapel zu legen, wenn es nicht für alle Zeiten auf die Wiedergewinnung einer gewissen Seegeltung verzichten will. Mit erschreckender Deutlichkeit hat die Nachkriegszeit gezeigt, wie schnell technische Kenntnisse und Erfahrungen verlorengehen, wenn sie nicht dauernd angewandt und erworben werden. Die wenigen

Jahre seit dem Zusammenbruch haben genügt, um unsere ausgedehnte Rüstungsindustrie so einzuschränken, daß die Wiederbelebung zur alten Leistungsfähigkeit schon jetzt einer beträchtlichen Anlaufszeit benötigen würde, obwohl es noch möglich wäre, auf einen großen Teil der Leiter, Konstrukteure und Arbeiter zurückzugreifen, die noch Träger der alten Erfahrungen und Fertigkeiten sind. Sobald jedoch diese Männer nicht mehr greifbar sein werden, ist eine schnelle Vergrößerung und Vermehrung der Betriebe so gut wie ausgeschlossen. Das gilt nicht nur für den betreffenden Industriezweig selbst, sondern auch für alle seine Nebenzweige, die ihm Werkzeugmaschinen, Halbfabrikate, Rohstoffe usw. lieferten. Das gilt auch für den Kriegsschiffbau, für den früher nicht nur die Seeschiffswerften, sondern fast die gesamte deutsche Industrie gearbeitet hat. Würde die Neubautätigkeit auf diesem Gebiete länger ruhen, dann hätte man sogar mit einem gänzlichen Verfall zu rechnen. Wir würden unter Umständen gezwungen sein, wieder beim Ausland in die Schule zu gehen, wie in den Gründungszeiten unserer Flotte. Dieser Fall würde bereits in einigen Jahren eintreten, da es selbst bei sorgfältigster Behandlung und periodischer gründlichster Instandsetzung des uns belassenen, gänzlich verbrauchten Flottenmaterials mit Rücksicht auf die Sicherheit der Besatzung nicht vertretbar wäre, die Ersatzbauten immer weiter hinauszuschieben. Schon jetzt ist nur mit größten Anstrengungen und Kosten zu erreichen, daß die zulässige Grenze nicht überschritten wird. Die Kapitalisierung der jährlich erforderlichen Mittel für die Instandsetzungs- und Modernisierungsarbeiten und ihre Verwendung zur Herstellung von Neubauten würde, rein kaufmännisch betrachtet, ein glänzendes Geschäft für den Staat bedeuten.

Es sind jedoch nicht nur technische, sondern auch militärische Gründe, die zum Bau moderner Ersatzschiffe zwingen. Bis auf den kleinen Kreuzer Emden und die zwölf Zerstörer, die uns die Entente gelassen hat, haben alle zurzeit in Dienst befindlichen Schiffe noch Kolbenmaschinen und Kohlekessel. Die Zerstörer haben noch direkt wirkende Turbinen. Der moderne Kriegsschiffbau kennt derartige rückständige Anlagen nicht mehr. Triebturbine, Ölkessel und Dieselmaschine haben sie längst verdrängt. Es besteht also zurzeit keine Möglichkeit, unser technisches Marinepersonal in größerem Umfange an modernen Maschinenanlagen auszubilden.

Ähnlich liegen die Verhältnisse auf seemännischem Gebiet. Die geringe Geschwindigkeit und der kleine Fahrbereich der veralteten Schiffe macht die Darstellung moderner Gefechtslagen unmöglich, so daß auch hier die Gefahr der Rückständigkeit wächst. Auch in waffentechnischer Beziehung werden die Verhältnisse immer unhaltbarer.

Schließlich ist auch aus Gründen der Disziplin und Hygiene ein rascher Ersatz der alten Schiffe durch Neubauten erforderlich, da langdienendes Personal nicht unter derart beschränkten Verhältnissen leben kann, wie man sie einer zwei bis drei Jahre dienenden Besatzung allenfalls zumuten konnte.

Wir haben daher, der wirtschaftlichen Notlage entsprechend, zunächst in bescheidenem Umfange mit Ersatzbauten begonnen, werden aber nach Maßgabe der zugestandenen Lebensdauer der Schiffe in beschleunigtem Tempo fortfahren müssen. Dabei muß versucht werden, trotz der Verdrängungsbeschränkung Fahrzeuge zu schaffen, die ihren größeren fremden Artgenossen gegenüber als beachtenswerte Gegner gelten können. Die Schwierigkeiten, die sich einer Verwirklichung dieser Absicht entgegenstellen, dürfen nicht verkannt werden.

Kleine Torpedoboote werden bei den führenden Marinen heute nicht mehr gebaut. Auch in der deutschen Marine war dieser Schiffstyp seit 1898 zu Gunsten des großen Torpedobootes aufgegeben. Erst die besonderen Anforderungen der Seekriegführung an der flandrischen Küste hatten 1915 zum Bau kleiner Torpedoboote von 135 t, der sog. A I-Boote, geführt, die sich aber wegen ihrer geringen Seefähigkeit und Kampfkraft nicht bewährten. Auch ein vergrößerter Typ, die A II-Boote von 250 t und 25 Seemeilen Geschwindigkeit, erwies sich als wenig brauchbar. Erst die A III-Boote von 330 t und 26 Seemeilen Geschwindigkeit genügten allen Anforderungen, so daß man diese Bootsgröße als unterste Grenze für derartige Fahrzeuge in unseren Gewässern ansehen kann. Die uns gestattete Höchstverdrängung von

200 t liegt nun zwischen denen des A I- und A II-Bootes und ist den Erfahrungen nach unzureichend für Schiffe dieses Typs, der bei genügender Größe an sich gute Dienste als Minensucher und U-Bootjäger leisten kann. Allerdings hat die Technik seit Kriegsende hinsichtlich der Bauweise und der Baustoffe erhebliche Fortschritte gemacht, so daß heute mit einer Verdrängung von 200 t erheblich mehr geleistet werden kann als früher. Demgegenüber sind aber auch die zu stellenden Anforderungen gewachsen. Jedenfalls würde eine Geschwindigkeit von 25 Seemeilen und eine Armierung von 1×45 cm Torpedorohr und 2×8,8 cm S. K. L. 30, wie sie die A II-Boote besaßen, den heutigen Ansprüchen bei weitem nicht genügen. Es ist daher keine leichte Aufgabe, die neuen 200 t-Torpedoboote so zu entwickeln, daß sie ihre Aufgaben zufriedenstellend erfüllen können. Bei der Schwierigkeit des Problems ist ein vorsichtiges Vorgehen geboten. Im Etat 1926 sind daher zunächst nur die Mittel für ein Versuchsboot angefordert und bewilligt worden.

Nicht minder ungünstig liegen die Verhältnisse bei den Zerstörerneubauten. Wenn zu einer Zeit, wo andere Nationen Zerstörer von 1500 t und Zerstörer-Führerschiffe von 2500 t bauen, uns nur Schiffe von 800 t gestattet sind, so bedeutet dies eine Benachteiligung, die selbst durch beste Qualität kaum auszugleichen ist. Wir werden gewissermaßen auf der Entwicklungsstufe von 1914 festgehalten, wo die ersten 800 t großen M. S.-Boote (Mobilmachungsboote) V 25 bis 30 in Dienst gestellt wurden. Diese Boote stellten mit ihrer Geschwindigkeit von 36 Seemeilen und einer Armierung von 3×8,8 S. K. L. 45 und 6×50 cm Torpedorohren zwar einen großen Fortschritt gegenüber ihren Vorgängern V1 bis S 24 dar, waren aber schon damals nicht vollwertig. Später haben die Kriegserfahrungen zu erheblichen Steigerungen und schließlich zu Booten von 1500 t und 2400 t geführt; das sind die Größen, wie sie jetzt auch das Ausland baut. Es zeigt sich hier also dasselbe Bild wie bei den Torpedobooten. Wir werden außerstand gesetzt, unsere eigenen Erfahrungen zu verwerten, und zum Bau von Schiffen gezwungen, deren Unzulänglichkeit wir schon vor Jahren erkannt haben. Auch hier werden sich technische Fortschritte und erweiterte Anforderungen zum Teil ausgleichen. Es muß jedenfalls alles daran gesetzt werden, einen möglichst großen Überschuß zur Steigerung der Kampfkraft zu erzielen. Diese Forderung ist beim Zerstörer weit wichtiger als beim Torpedoboot, das nur in den Küstengewässern verwendet wird und daher feindlicher Gegenwirkung mehr entzogen bleibt, während der Zerstörer auf hoher See dem Kampf mit größeren Artgenossen nicht ausweichen kann. Überlegene Größe bedeutet aber beim Kriegsschiff Überlegenheit an Kampfkraft, an Geschwindigkeit, Seefähigkeit, Seeausdauer und Sinksicherheit unter Voraussetzung eines gleich hohen Standes der technischen Entwicklung der Mutterländer. Die Kampfkraft wächst, weil das absolute, für die Armierung verfügbare Gewicht mit der Schiffsgröße zunimmt. Die Geschwindigkeit steigt, weil das größere Schiff für die gleiche Geschwindigkeit eine verhältnismäßig geringere Maschinenleistung benötigt. Seefähigkeit und Seeausdauer wachsen mit Zunahme des Freibords und der Materialdicken. Die Sinksicherheit ist eine Funktion der wasserdichten Unterteilung und der Tiefe der Schutzräume, die bei einem größeren Schiffe günstiger und wirksamer gestaltet werden können. So sehen wir also alle Vorteile auf Seiten des größeren Schiffs, ohne von dieser Erkenntnis Gebrauch machen zu können.

Der einzige Ausweg ist, durch Ersparnis an Gewichten beim Bau des Schiffskörpers und der Maschinenanlage den bisherigen Konstruktionen gegenüber so viel herauszuholen, daß eine Armierung eingebaut werden kann, die wenigstens einigermaßen modernen Ansprüchen genügt, und Schiffsformen zu entwickeln, die die Erreichung höherer Geschwindigkeiten mit geringerer Maschinenleistung ermöglichen. Die Schwierigkeit der Aufgabe läßt sich an der Tatsache ermessen, daß gerade beim Bau von Zerstörern auf diesen Gebieten schon Höchstleistungen erreicht wurden.

Etwas günstiger liegen die Verhältnisse für die Kreuzerneubauten insofern, als wir wenigstens nicht unter die Verdrängung unserer letzten kleinen Kreuzer herabgedrückt worden sind. Aber auch hier besteht ein hoffnungsloses Mißverhältnis

zwischen der uns zugebilligten Größe von 6000 t, und der Höchstverdrängung von 10 000 t, die das Washingtoner Abkommen seinen Kontrahenten für kleine Kreuzer zubilligt. Der „Washington-Kreuzer" mit einer Geschwindigkeit von 36 Seemeilen und einer Armierung von 4×20 cm, Doppeltürmen in Mitschiffsaufstellung, wie er allgemein gebaut wird, ist der Normalkreuzer, der in Zukunft als Artgenosse unseren kleinen Kreuzern von 6000 t gegenüberstehen wird. Es liegt auf der Hand, daß auch hier schwer etwas Gleichwertiges mit der um 40 vH geringeren Verdrängung geschaffen werden kann. Es besteht nur die Möglichkeit, im Kreuzerbau noch mehr als bisher torpedobootsmäßigen Leichtbau anzuwenden und den Schiffswiderstand durch die Wahl günstiger Abmessungen und Formen auf ein Mindestmaß zu verringern. Das bedingt jedoch in vieler Beziehung eine Abkehr von langerprobten Konstruktionen und das Beschreiten neuer Bahnen, auf denen uns noch keine Erfahrungen zur Seite stehen. Nur im Vertrauen auf den hohen Stand unserer Technik kann eine solche Verantwortung übernommen werden. Es ist daher wichtig, daß, wie eingangs dargelegt wurde, alles geschieht, um den durch die Bestimmungen des Friedensdiktates drohenden Niedergang der einschlägigen Zweige der Technik zu verhindern. So ist vielleicht zu erreichen, daß unsere Kreuzerneubauten den gleich großen Artgenossen überlegen und den Washington-Kreuzern ein nicht zu verachtender Gegner sein werden.

Eine solche Möglichkeit besteht für das uns zugestandene Linienschiff von 10 000 t bezüglich gleich großer Artgenossen, die es aber bei den führenden Marinen nicht gibt. Zu einer Zeit, wo die Ententestaaten sich in Washington eine Linienschiffsgröße von 35 000 t zugebilligt haben, sollen wir mit einer Verdrängung auskommen, die wir im Anfang der 90er Jahre des vorigen Jahrhunderts in der Brandenburgklasse erreicht hatten. Das ist ein Mißverhältnis, das sich durch keinen technischen Fortschritt ausgleichen läßt.

Die taktische Aufgabe des Linienschiffs ist das Durchschlagen einer Schlacht bis zur Vernichtung oder doch empfindlichen Schwächung des Gegners. Dazu ist annähernde Gleichheit der Armierung des Panzers und des Unterwasserschutzes erforderlich. Auch der Unterschied in der Geschwindigkeit darf nicht zu groß sein, obwohl dieser Faktor bei einem Linienschiff weniger von Bedeutung ist als bei einem Kreuzer. Solche Forderungen lassen sich jedoch bei einem Größenunterschied von 250 vH in keiner Weise erfüllen. Selbst wenn man mit dem Kaliber der schweren Geschütze bis an die unterste Grenze geht und ihre Zahl auf das für das Schießverfahren geringste Maß herabsetzt, so bleibt für die Vertikalpanzerung doch nur so wenig Gewicht übrig, daß der übliche Schutz gegen Treffer von Geschützen des eigenen Kalibers nicht annähernd erreicht wird. Dabei muß auch das Panzerdeck so gering bemessen werden, daß es kaum hinreichenden Splitterschutz gewährt, und das Torpedoschott kann nicht die Dicke erhalten, die es bei dem durch die kleine Schiffsbreite bedingten geringen Abstand von der Außenhaut besitzen müßte. Der vorstehend beschriebene Weg führt demnach zu keinem befriedigenden Ergebnis, selbst wenn der Leichtbau bei Schiffskörper und Maschinenanlage bis zum äußersten getrieben wird.

Es bliebe noch die Möglichkeit, durch Steigerung des Kalibers und der Geschwindigkeit unter weiterer Herabsetzung des Panzerschutzes eine einseitige Überlegenheit zu erzielen, eine Methode, die die Engländer 1916 bei den Panzerkreuzern der Courageous-Klasse angewendet haben, den sog. Hush-Hush-Schiffen, die jetzt zum Teil zu Flugzeugträgern umgebaut sind, ein Zeichen, daß sie die Erwartungen nicht erfüllt haben. Dabei war man bei ihrem Entwurf in der Größe unbeschränkt und konnte ihnen bei 35 000 t Wasserverdrängung eine Armierung von 4×38 cm und 12×15 cm-Geschützen, sowie eine Geschwindigkeit von 35 Seemeilen geben. Sie besaßen also unseren kleinen Kreuzern gegenüber, zu deren Bekämpfung sie bestimmt waren, eine erdrückende Überlegenheit. In unserem Falle läßt sich aber auf diesem Wege keine Überlegenheit erzielen, da die Schlachtschiffe des Washington-Abkommens 40 cm-Geschütze besitzen, die ein 10 000 t-Schiff schon aus räumlichen Gründen nicht tragen kann, besonders dann nicht, wenn die für hohe Geschwindig-

keit erforderlichen schlanken Formen gewählt werden müssen. Ein größeres Kaliber kommt demnach erst recht nicht in Frage; ganz abgesehen davon, daß Kaliberüberlegenheit im Verein mit größerer Geschwindigkeit und geringerem Panzerschutz nur dann Zweck hat, wenn dadurch der Unterschied in der Tragweite der Geschütze so erheblich wird, daß sich das schnellere ungeschützte Schiff außerhalb des feindlichen Wirkungsfeuers halten kann, ohne an eigener Artilleriewirkung einzubüßen.

Bei den heutigen großen Reichweiten der Kaliber über 30 cm, die zu Gefechtsentfernungen führen, bei denen die Gegner nur noch die gegenseitigen Mastspitzen sehen können, ist ein solcher Vorteil nur noch erreichbar, wenn mit Flugzeug- oder Ballonbeobachtung geschossen wird, ein Verfahren, von dessen Entwicklung wir durch das Verbot des Art. 198 des Friedensdiktats, wonach Deutschland keine Luftstreitkräfte unterhalten darf, ausgeschlossen sind.

Man hört vielfach den Vorschlag, statt des Schlachtschiffs eine Art Washington-Kreuzer zu bauen. Nach den Begriffsbestimmungen des Washingtoner Abkommens gilt als „Schlachtschiff" jedes Kriegsschiff, außer Flugzeugträger, dessen Verdrängung 10 000 t (10 160 t) übersteigt oder das ein Geschütz mit einem Kaliber von mehr als 20,3 cm trägt. Man braucht also nur dem 10 000 t-Kreuzer unser 21 cm-Geschütz zu geben, um ihn als Schlachtschiff gelten zu lassen. Damit wäre uns aber in keiner Weise geholfen. Wir benötigen wie jede Marine einen Rückhalt für unsere leichten Streitkräfte, und den kann gegenüber einem Gegner, der Linienschiffe und Panzerkreuzer besitzt, nur ein Linienschiffgeschwader bilden. Selbst gegen die kleineren Linienschiffe mittlerer Marinen könnte der 10 000 t-Kreuzer diese Aufgabe nicht erfüllen. Auch der Bau von Monitoren ist kein Ausweg zu einer Zeit, wo in dem wechselvollen Kampf zwischen Panzer und Geschütz die Artillerie das Feld behauptet. Das bestechende Bild des unverwundbaren Monitors, der unbeirrt durch die feindlichen Treffer, die an seinem Panzer zerschellen, zum tödlichen Rammstoß gegen seinen überlegenen Gegner ansetzt oder vermöge seines geringen Tiefgangs auf flachem Wasser in unerreichbarer Ferne seiner Verfolger spottet, gehört längst der Vergangenheit an. Ein modernes Schlachtschiff würde einen Monitor durch sein Geschützfeuer versenken, ehe er Zeit hat, sich mit seinen wenigen Geschützen einzuschießen, geschweige denn flaches Wasser aufzusuchen, wie die Vernichtung der englischen Monitore „Raglan" und „M 28" durch die „Goeben" beweist. Auch kleinere Linienschiffe können den langsamen Monitor vermöge ihrer überlegenen Geschwindigkeit leicht in eine taktisch ungünstige Lage bringen. Dem deutschen Kriegsschiffbau ist also hier eine fast unlösbare Aufgabe gestellt. Trotzdem wird man sich aus den eingangs erwähnten Gründen der Kiellegung der Ersatzbauten auf die Dauer nicht entziehen können. Zu der ungünstigen Lage auf konstruktivem Gebiet treten noch die Hemmungen, die der wirtschaftlichen Fertigung durch die Beschränkung des Kreises der Lieferfirmen nach Art. 168 erwachsen.

Hinter den Schwierigkeiten der Gegenwart erheben sich ernste Sorgen für die Zukunft des deutschen Kriegsschiffbaus überhaupt. Außer der Marinewerft in Wilhelmshaven und den Deutschen Werken A.-G. Werft Kiel darf keine deutsche Werft Kriegsschiffe bauen. Die früher damit beschäftigten Privatwerften haben daher ihre großen und mit reichen Erfahrungen ausgestatteten Kriegsschiffbüros aufgeben müssen. Die Träger dieser Erfahrungen sind meist in andere Berufe übergegangen.

Von den uns gestatteten Ersatzbauten sind zurzeit ein kleines Torpedoboot, 12 Zerstörer und 4 kleine Kreuzer einschließlich Emden fertig oder im Bau. Mit den Reserveschiffen sind daher nur noch 15 Torpedoboote, 4 Zerstörer, 4 kleine Kreuzer und 8 Linienschiffe auf Stapel zu legen. Bei einer Lebensdauer von 20 Jahren für Linienschiffe und Kreuzer und von 15 Jahren für Zerstörer und Torpedoboote ist also die Zeit abzusehen, wo fast jede Neubautätigkeit ruhen wird.

Es besteht somit für den Nachwuchs kein Anreiz mehr sich dem Kriegsschiffbau zuzuwenden oder auch nur ihm mehr Zeit zu widmen, als es der Studienplan der Hochschulen im Rahmen des Schiff- und Schiffsmaschinenbaustudiums verlangt. Eine solche Entwicklung muß auf die Dauer sogar die Lehrtätigkeit in Mitleidenschaft

ziehen. Der Kriegsschiffbau ist aber innerhalb des Schiffbaus eine Welt für sich mit Gedankengängen und Überlieferungen, die grundverschieden sind von denen des Handelsschiffbaus, und sich nur durch langjähriges Befassen mit der einschlägigen Materie erwerben lassen. Es kann daher nicht damit gerechnet werden, daß vollwertige Kräfte aus dem Handelsschiffbau übernommen werden können, wenn kein genügender Nachwuchs im Kriegsschiffbau zur Verfügung steht. Ähnlich liegen die Verhältnisse für die auf den Fachschulen vorgebildeten Schiffbauingenieure. Auch das Betriebspersonal und die geschulte Arbeiterschaft, die auf die im Kriegschiffbau geforderte sorgfältige Arbeitsmethode eingestellt sein müssen, sind größtenteils nicht mehr vorhanden und werden mit der Zeit nur noch bei den beiden Werften zu finden sein, denen allein der Bau von Kriegsschiffen gestattet ist.

Durch das Verbot des Baus von Unterwasserschiffen ist ein Spezialgebiet des Kriegsschiffbaus für uns verschlossen, auf dem wir führend waren und dessen Erzeugnisse noch jetzt fast allen Nationen als Muster dienen.

Der deutsche Kriegsschiffbau, ein für den nationalen Bestand Deutschlands wichtiger, und einst blühender hochentwickelter Zweig der deutschen Industrie droht somit infolge der Bestimmungen des Versailler Diktats zu verkümmern, wenn nicht alles getan wird, um diese Entwicklung aufzuhalten. Es ist daher Pflicht aller, die noch Träger der alten Überlieferungen und Erfahrungen sind, diese an das kommende Geschlecht möglichst lückenlos weiterzuleiten. Nicht minder wichtig ist es aber, daß dem deutschen Kriegsschiffbau stets die Anzahl von Neubauten zur Verfügung gestellt wird, die er zur Weiterentwicklung auf dem Wege modernsten technischen Fortschritts braucht. Wenn wir so für das kommende Geschlecht auch das technische Rüstzeug bereithalten, das es braucht, um sich wieder die alte Seegeltung zu verschaffen, werden wir vor ihm mit Ehren bestehen können.

Die deutsche Handelsschiffahrt

Von Oberregierungsrat Hans Beuster in Berlin

Die Blütezeit der Segelschiffahrt ist längst dahin. Die deutsche Segelschiffsflotte von heute besteht nur noch aus rd. 20 Schiffen von mehr als 1000 Tons Bruttoraumgehalt. Hierzu gehören das Schulschiff „Großherzogin Elisabeth“ und die beiden Frachtschulschiffe „Oldenburg“ und „Bremen“. Ihre Erhaltung sowie die Indienststellung eines zweiten Schulschiffes im Herbst 1927 dient zur Aus- und Weiterbildung des seemännischen Nachwuchses. Der große Aufschwung des Handels begann, als im 19. Jahrhundert das Dampfschiff in Erscheinung trat. Zunächst wurde die Kolbenmaschine, später die Dampfturbine und zuletzt auch der Dieselmotor eingeführt. Heute durcheilen Riesenschiffe mit 60 000 Brutto-Register-To. (Br.-Reg.-To.), 78 000 Pferdestärken (PS) und 27 Seemeilen (zu je 1852 m) in der Stunde die Ozeane. Zu diesen zählen die bisher größten deutschen Dampfer „Vaterland“ und „Bismarck“, die an den Feindbund ausgeliefert werden mußten; sie führen jetzt die Namen „Leviathan“ und „Majestic“. „Bismarck“ hat den Weltrekord nach New York mit fünf Tagen und wenigen Stunden lange Zeit gehalten. Noch immer wird an Verbesserungen gearbeitet, Neuartiges und Umwälzendes dauernd geschaffen.

Unter dem Namen Hamburg-Amerikanische-Paketfahrt-Aktiengesellschaft wurde die heutige Hamburg-Amerika-Linie, kurz „Hapag“ genannt, im Mai 1847 mit einem Aktienkapital von 450 000 M. in Hamburg gegründet. 1848 trat ihr Segelschiff „Deutschland“ seine erste Fahrt nach New York an. Es gehörte zu den schnellsten Schiffen der damaligen Zeit und legte die Fahrt von Hamburg nach New York in durchschnittlich zweiundvierzig Tagen, die Rückfahrt in dreißig Tagen zurück.

Es faßte 717 Br.-Reg.-To. und besaß Einrichtungen für 220 Kajüt- und Zwischendeckpassagiere. Die Segelschiffsflotte der „Hapag" vermehrte sich bald auf sechs Schiffe mit 4000 To. 1854 wurde der Entschluß gefaßt, den Dampferbetrieb einzuführen. Zwei große Überseedampfer „Hammonia" und „Borussia" wurden in England bestellt und gelangten 1855 zur Ablieferung. Es galt, sich von der Konkurrenz in Antwerpen und Bremen, wo bereits Dampferlinien bestanden oder im Entstehen begriffen waren, nicht überflügeln zu lassen. Im Juni 1856 trat die „Borussia" ihre erste Ausreise nach New York an. Der Dampfer war 2026 To. groß, hatte 77 Mann Besatzung und lief 12 sm in der Stunde. Die Segelschiffahrt erfuhr naturgemäß hierdurch eine Beeinträchtigung, wenn auch nicht sogleich, da die Auswanderer noch vielfach die Segelschiffe vorzogen. Im Laufe der Zeit aber, im Jahre 1868, wurden die letzten Segler verkauft. Weitere Dampfer wurden eingestellt, „Hammonia II" und „Cimbria". Ersterer erzielte damals einen Schnelligkeitsrekord, indem er die Strecke Southampton—New York in neun Tagen und drei Stunden zurücklegte. Durch den Krieg 1870/71 setzte eine neue Entwicklung ein. Nach dem Ankauf von sieben transatlantischen Dampfern der englischen Adler-Linie breitete sich die Hapag immer mehr aus und führte 1881 einen halbwöchentlichen Dienst nach New York ein. Mit dem Eintritt von Albert Ballin, einer der fähigsten und geachtetsten Persönlichkeiten des deutschen Handelsschiffswesens, wurde das Linienschiffsnetz beständig erweitert. Neue Dampfer wurden gebaut, unter anderen Ende der achtziger Jahre vier Doppelschraubendampfer. 1894 wurden die großen Viermastdampfer der P-Klasse in Dienst gestellt, mehrere kleine Gesellschaften wurden angekauft, wozu bestehende Konkurrenzlinien in Hamburg nötigten. 1900 trat der durch seine schnellen Fahrten weltbekannte Schnelldampfer „Deutschland" unter die Flagge der Hapag. Es folgte 1913 der „Imperator", der als erstes Schiff die Länge von 900 Fuß überschritt, und weiter „Vaterland". Im späteren Ausbau wurden Betriebs- und Interessengemeinschaften herbeigeführt sowie Poolverträge abgeschlossen, die der Entwicklung und der Ausdehnung des Hapagliniennetzes in hohem Maße dienlich waren. Die Hapag verfügte bei Kriegsausbruch über 194 Seedampfer mit 1,36 Mill. Br.-Reg.-To. Ihr Besitz machte fast ein Viertel der gesamten deutschen Handelsflotte aus.

Die Gründung des Norddeutschen Lloyds erfolgte in Bremen im Februar 1857 mit einem Aktienkapital von 2,86 Mill. Goldtaler. Er betrieb zunächst eine Linie nach England. Für die New Yorker Fahrt waren Dampfer in England und Schottland in Bau gegeben. Die Abfahrt des ersten transatlantischen Lloyd-Dampfers „Bremen" erfolgte im Juni 1858 von Bremerhaven aus. Die Ladefähigkeit betrug etwa 850 To. Kohlen und 1000 To. Frachtgut, die Maschinenleistung 700 PS. 570 Passagiere konnten in den Kajüten und im Zwischendeck untergebracht werden. Im gleichen Jahre wurden drei weitere Dampfer in Dienst gestellt und der erste regelmäßige vierzehntägige Verkehr nach New York eingerichtet. 1871 wurden neue Linien eröffnet. Von 1881 datiert der Schnelldampferdienst, dessen Dampfer „Werra" im folgenden Jahre eine Reise von New York nach England bereits in sieben Tagen und zwanzig Stunden zurücklegte. Durch Abschluß von Reichsverträgen über Reichspostdampferlinien war ein weiteres Aufblühen ermöglicht. Große Erfolge erzielte der Norddeutsche Lloyd mit seinem 1897 fertig gewordenen Schnelldampfer „Kaiser Wilhelm der Große". Dieser sicherte lange Jahre als schnellstes Schiff das blaue Band des Ozeans. Weitere Schnelldampfer wurden in Dienst gestellt, so daß von Anfang unseres Jahrhunderts ab ein wöchentlicher Schnelldampferverkehr mit New York unterhalten werden konnte. Hierzu gehört auch der „George Washington", der mit seinen 25 570 Br.-Reg.-To. eine Zeitlang das größte Schiff der Welt war, bis es durch die Schiffe der Imperator-Klasse übertroffen wurde. Bei Kriegsausbruch bestand die Flotte des Norddeutschen Lloyds einschließlich der Neubauten aus 135 Seedampfern mit 908 000 Br.-Reg.-To.

Der gewaltige Aufschwung dieser beiden Linien, dem viele andere in ähnlicher Weise gefolgt waren, verhalf der deutschen Handelsschiffsflotte zu der Größe und dem Ansehen, welches sie bis Kriegsausbruch in allen Ländern unter der ruhmbedeckten

Flagge schwarz-weiß-rot mit Recht genoß. Was hier von den Reedern durch den zähen Willen hervorragend begabter Männer geschaffen war, erfüllt jeden Deutschen mit Stolz. Es ließ zugleich die große Leistungsfähigkeit der gesunden, deutschen Volkswirtschaft überhaupt erkennen. Tatkraft und Wagemut führender Männer deutscher Reedereien, erstklassiges Schiffsmaterial, außerordentliche Schiffbau- und Ingenieurkunst, besonders befähigte Schiffsführung, Maschinenleistung und Leitung schufen diese Flotte.

1914 zählte die gesamte Welthandelsflotte 30 800 Schiffe mit 49 Mill. Br.-Reg.-To. Hiervon besaß die deutsche Handelsflotte 2400 Schiffe mit 5,5 Mill. To. Sie stand an zweiter Stelle unmittelbar hinter England, dem mächtigsten Konkurrenten Deutschlands zur See, mit 9200 Schiffen und 19,3 Mill. Br.-Reg.-To. Weiter folgten die Vereinigten Staaten von Amerika, Norwegen, Frankreich u. a.

Der Krieg änderte die Sachlage mit einem Schlage. Die schwimmenden Paläste und die großen Frachtdampfer waren zur Untätigkeit in den Häfen der Heimat oder des neutralen Auslandes verurteilt. Nur wenige konnten den Zwecken der Landesverteidigung dienstbar gemacht werden. Von den 5,5 Mill. deutscher Tonnage gingen rd. 5,1 Mill. verloren, wurden in ausländischen Häfen beschlagnahmt und weggenommen oder nach Kriegsausbruch auf hoher See gekapert und als gute Prise erklärt. Der andere Teil mußte auf Grund des Trierer Lebensmittelabkommens und nach dem Versailler Diktat an den Feindbund ausgeliefert werden. Der verbleibende Rest, Schiffe unter 1600 To. belief sich auf nur 400000 Br.-Reg.-To. die bei der geringen Größe der einzelnen Fahrzeuge ohne Bedeutung für die Überseewirtschaft waren. Durch das Versailler Diktat sollte die Konkurrenzfähigkeit Deutschlands für alle Zeit aus der Welt geschafft werden. Damals ahnten die Siegerstaaten jedoch nicht, daß die Berücksichtigung ihrer Einzelwünsche und die sich hieraus ergebende Zerstörung der deutschen Wirtschaft die Wirtschaft der ganzen Welt in ein derartiges Chaos verwandeln würde, daß der Reichtum der meisten Staaten vernichtet wurde. Doch die deutschen Reeder verzagten nicht, obgleich die Vermittlung des deutschen Handels zunächst zum größten Teil auf fremden Schiffen stattfinden mußte und ausländische Reedereien sich in Hamburg und Bremen festsetzten. Der Gewinn ging verloren, da der internationale Personenverkehr nicht mehr auf deutschen Passagierdampfern durchführbar war, und der Frachtenverkehr auf ausländischen Schiffen vor sich ging. Die einst so mächtige deutsche Handelsflotte bestand nicht mehr, der traurige Rest war von fremder Vermittlung abhängig geworden. Die von der deutschen Reederei nach allen Seehäfen gesponnenen Fäden waren zerrissen.

Die Kraft führender Männer zeigt sich am klarsten in schwerer Schicksalsstunde. So auch bei den deutschen Reedern. Deutschlands Handelsflotte zählte am 1. Jan. 1926 bereits wieder 2000 Seeschiffe mit einem Bruttoraumgehalt von 3,2 Mill. To. Sie steht somit an sechster Stelle unter der Welthandelsflotte mit 64,8 Mill. Br.-Reg.-To. die von 1914 bis Ende 1926 etwa 15 Mill. Br.-Reg.-To. zugenommen hat. Unternehmungsgeist, zielbewußte Tatkraft haben die Schiffahrtskreise handeln lassen, und in Verbindung mit der hohen Leistungsfähigkeit deutscher Schiffbautechnik und der aufopfernden Pflichterfüllung deutscher Seeleute unsere Handelsflotte wieder auf diese Höhe gebracht. So ist auch das weltumspannende Netz von Dampferlinien mit wenigen Ausnahmen der deutschen Wirtschaft wieder erschlossen, trotz aller Widerstände, trotz verschärften Wettbewerbes.

Die häufig im Ausland ausgesprochene Behauptung von der schnellen Entwicklung der deutschen Schiffahrt ist unberechtigt. Bei normaler Entwicklung müßte unsere Handelsflotte heute mindestens 7,5 bis 8 Mill. Br.-Reg.-To. betragen. Statt dessen verfügen wir nur über 3,2 Mill. To. also etwas über den dritten Teil, obgleich wir ein großes Industrieland sind und die uns auferlegte Kriegsentschädigung, wenn überhaupt, so nur mit Hilfe eines starken Außenhandels leisten können. Gewaltige Ozeanriesen von überragender Geschwindigkeit sind nicht mehr in der deutschen Flotte vorhanden. „Columbus", jetzt der größte deutsche Dampfer mit 32354 To., ist

um etwa die Hälfte kleiner als die mächtigen Vorkriegsschiffe. Es folgen dann die Dampfer „Cap Polonio", „Albert Ballin", „Deutschland" und „Hamburg", womit die Reihe der in Betrieb befindlichen deutschen Dampfer über 20 000 To. beendet ist.

Ein Stillstand jeder Entwicklung bedeutet Rückgang. Bei der Reederei würde durch einen solchen der innere Wert der Schiffe allmählich sinken und der Ersatz ausbleiben. Die Lebensforderung, unmoderne Schiffe durch neue zu ergänzen, würde unterbunden. Ein guter Schiffspark bleibt die sicherste Gewähr der Wirtschaftlichkeit. Infolgedessen hat sich zuerst der Norddeutsche Lloyd entschlossen, unter anderen Neubauten wieder große Schnelldampfer zu bestellen, die von Bremen in 6, von den Kanalhäfen in 5 Tagen nach New York fahren sollen. Er erteilte Mitte Dezember 1926 zwei namhaften deutschen Werften den Auftrag, je einen 46 000 Br.-Reg.-To.-Dampfer zu bauen, die den Namen „Bremen" und „Europa" erhalten sollen. Ferner bestellte er fünf 12 000 To.-Frachtschiffe mit Passagiereinrichtungen von 14 sm Geschwindigkeit für seine Ostasien-Fahrten und einen Dampfer von 11 000 und einen von 9000 To. Hierzu kommen noch fünf kleinere 6000 To.-Dampfer für den Bananentransport in Westindien. Dies ergibt zusammen über 210 000 Br.-Reg.-To. mit einem Wert von über 200 Mill. M., die der Lloyd zusammen etwa 1929 zur Verfügung haben und mit denen er eine Flotte von 825 000 Br.-Reg.-To. besitzen wird. Auch die Hapag bestellte auf deutschen Werften außer dem bereits anfangs April 1927 in Dienst gestellten Dampfer „New York" von 21 000 Br.-Reg.-To. bis jetzt für ihre verschiedenen Linien acht Schiffe von etwa je 9 200 Br.-Reg.-To. Der Zuwachs der Flotte erhöht sich hierdurch auf rd. 95 000 To. die 1928 eingestellt werden. Die Hamburg-Süd hat ein Schiff der „Cap-Polonio"-Klasse von 25 000 Br.-Reg.-To. im Bau, die „Cap-Arkonia" und ein 15 500 To.-Motorschiff. Andere Reedereien, so die Hansa-Linie, die Woermann- und Deutsch Ostafrika-Linie, auch mittlere und kleinere Reedereien folgten diesem Beispiel oder hatten schon vorher Ersatzschiffe und Neubauten in Auftrag gegeben, wie sie sich für die entsprechenden Fahrten und für die Volkswirtschaft als notwendig erwiesen. Zusammen dürfte der beabsichtigte Gesamt-Tonnagebau deutscher Reedereien Ende 1926 rd. 400 000 Br.-Reg.-To. ergeben. Vergleicht man damit den Auftrag englischer Reeder, so geht aus den Fachzeitschriften hervor, daß diese bis 31. Dezember 1926 760 000 Br.-Reg.-To. auf den Hellingen Groß-Britanniens und Irlands in Bau hatten, und daß in England und Amerika neue Riesenschiffe bis zu 60 000 Br.-Reg.-To. gebaut werden sollen.

Die Ursachen für die im allgemeinen späten Auftragserteilungen der deutschen Reedereien lagen hauptsächlich in der schlechten Marktfrachtenlage, der starken Subventionierung der Schiffahrt im Ausland und der Steuerbelastung der deutschen.

Das Mißverhältnis zwischen Tonnageangebot und Tonnagenachfrage hielt 1926 zunächst unverändert an. Die viele aufgelegte, unbeschäftigte Tonnage in den Häfen vernichtete jeden leichten Ansatz zur Besserung des Frachtenmarktes. Während die Weltindexziffer für Fracht sich 1923 durchschnittlich auf etwa 100 bewegte, fiel sie 1926 im Januar auf 91,6, im Februar auf 87,6, im März auf 83,7 und im April auf 82,8. Damals wurde 1926 als das schwärzeste Jahr in der Handelsschiffahrt beurteilt. Der Vorschlag einer Frachtenregulierung durch gemeinsames Vorgehen der Reeder sowohl im Inlande als auch im Auslande durch systematisches Auflegen überschüssiger Tonnage ist oft behandelt worden. Das Ergebnis war, daß die meisten Reeder freie Handlungsweise jedem noch so leichten Zusammenschluß vorzogen. Hierin lag auch noch der Vorteil, daß wirtschaftlich schwache und spekulative Unternehmungen, die hier und da nach dem Kriege auftauchten, in der Seeschiffahrt zum Vorteil der Gesamtschiffahrt ausgeschaltet werden. Wie sich der Frachtverdienst der ersten Monate auf eine gewisse Anzahl Jahrestage verteilte, geht aus folgender Aufstellung hervor, die im Jahresbericht einer großen Dampferlinie enthalten ist: 36 Frachtverdiensttage sind nötig, um die Hafenkosten zu bezahlen, 115 für Stauerei, 41 für Heuern usw., 19 für Proviant und Material, 30 für Versicherungen und Schadenersatz an Ladung, 35 für Reparaturen, Instandhaltung, Kommissionen, Maklergebühren und Reklame, 58 für Brennstoffe, 26 für 5 vH Abschrei-

bung auf den Buchwert der Schiffe und 5 für Verwaltungskosten, Steuern und Zinsen des Kapitals, was insgesamt 365 Tage ausmacht. Ein Verdienst blieb also überhaupt nicht. Während die ersten 5 Monate des Jahres 1926 ohne Hoffnung auf baldige Besserung dahingingen, trat durch den Ausbruch des englischen Kohlenstreiks ein unerwarteter, plötzlicher Umschwung in der Welthandelsschiffstonnage ein, der sich zu einer nie geahnten Frachtenhausse entwickelte. Ihr ist es zu danken, wenn das Jahr 1926 ohne Verlust für die Reeder abgeschlossen hat. Die Beendigung des englischen Streiks im November 1926 hatte naturgemäß einen Rückgang der Frachten auf allen Märkten zur Folge.

Die deutsche Schiffahrt will keine Subventionierung, sie will frei sein von staatlichen Zuwendungen und damit verbundenen staatlichen Einmischungen, wenngleich die meisten anderen Länder ihre notleidende Schiffahrt durch Reichszuschüsse erheblich unterstützen. Die Reeder stehen hiermit einer ziemlich geschlossenen Front gegenüber und sind sogar in die Zwangslage versetzt worden, die Schiffahrt noch durch hohe Steuern zu überlasten. Ob es möglich sein wird, an dem bisherigen Standpunkt auch in Zukunft festzuhalten, bleibt abzuwarten.

Die Reederei kann steuerlich nicht in demselben übermäßigen Umfange belastet werden wie das inländische Gewerbe. Da die Frachteinnahmen sich aus dem internationalen Markt ergeben, kann sie ihre Steuerlasten in keiner Weise abwälzen. Durch die Methode der Vorauszahlungen wurde die Reederei besonders hart betroffen. Besserung ist erst eingetreten, nachdem die Steuerbehörden Anweisung erhalten hatten, der bedrängten Lage der Reedereien, falls kein Überschuß oder gar ein Verlust nachgewiesen wird, Rechnung zu tragen. Auch die sozialen Lasten sind besonders schwer tragbar, denn jede Vermehrung der bisherigen Belastung bedeutet eine Verminderung der internationalen Wettbewerbsfähigkeit der deutschen Handelsschiffahrt. Die gesamte soziale Belastung kann mindestens mit 12 v.H. der gezahlten Löhne und Gehälter angenommen werden, wobei die Erhöhung der Beiträge zur Erwerbslosen-Fürsorge sowie die Erhöhung des Beitrags zur Seeberufsgenossenschaft noch nicht berücksichtigt sind. Wenngleich das wachsende Volumen des Materials zu einem gewissen Optimismus berechtigt, so bleibt doch die Notwendigkeit bestehen, durch Sparsamkeit, Vereinfachung des Betriebes und Zusammenlegung der Organisationen die Unkosten auf ein Mindestmaß zu beschränken.

Unter Beseitigung der bisherigen Isolierung und um dem internationalen Charakter mehr Rechnung zu tragen, schritten die deutschen Reedereien dazu, mehrere Linien zu Organisationsverbänden zusammenzuschließen. Hierdurch gewinnt man an Aktionsfähigkeit gegenüber dem Auslande und kann den Wettbewerb auf dem Weltmarkt stärker als bisher beeinflussen. Wie überall im weltwirtschaftlichen Getriebe zeigt sich darin das Bestreben, den erbitterten Kampf der am zwischenstaatlichen Wettbewerb beteiligten Länder um die Absatzmärkte durch den Zusammenschluß mehrerer national-wirtschaftlicher und auf den gleichen Erwerbszweck eingestellter Betriebe zu einer Gemeinschaft zu führen und somit den Konkurrenzkampf wenigstens auf dem eigenen Boden zu zwingen. Wenn in der Fachpresse geäußert ist, daß die Zusammenschlüsse einer Reihe deutscher Großreedereien meist nur privatwirtschaftliche Vorteile brächten, namentlich in kaufmännischer und verwaltungstechnischer Art, so darf doch die volkswirtschaftliche Bedeutung nicht verkannt werden, die die verkehrswirtschaftliche Stellung der deutschen Reederei grundlegend umgestalten. Wie notwendig diese Umgestaltung für die deutsche Handelsschiffahrt war, zeigt ein Vergleich mit den Organisationsverhältnissen in der englischen Schiffahrt. Der größte englische Reedereikonzern wird von dem Royal-Mail-Unternehmen beherrscht, dem sich kürzlich die White-Star-Line angegliedert hat; er umfaßt 2,8 Mill. Br.-Reg.-To., fast das Dreifache desjenigen der größten deutschen Reederei. Der an zweiter Stelle stehende P.- und O.-Konzern weist Gesellschaften mit rd. 2,35 Mill. To. auf. Den dritten Platz behauptet der Cunard-Konzern mit etwa 1,16 Mill. Br.-Reg.-To. Es folgt der Ellermann-Konzern mit rd. 1,15 Mill. Br.-Reg.-To. Die eben erwähnten Gesellschaften besitzen zusammen rd. 1100 Schiffe mit einem

Raumgehalt von 7,5 Mill. Br.-Reg.-T. Ihr Schiffsbesitz umfaßt etwa ein Drittel der englischen Gesamttonnage und ungefähr den gleichen Raumgehalt wie die Handelsflotten von Deutschland, Frankreich, Belgien und Rußland zusammen. Die Größe der einzelnen Schiffe beträgt im Durchschnitt 6000 Br.-Reg.To., woraus hervorgeht, daß sie fast durchwegs in der Überseefahrt beschäftigt sind.

Demgegenüber sieht der gegenwärtige Stand der Betriebskonzentration der deutschen Reederei folgendermaßen aus. Die führende Stellung hat wieder, wie vor dem Kriege, die Hamburg-Amerika-Linie. Sie beherrscht die Unternehmungen: Hamburg-Amerika-Linie, Austral-Kosmos-Stinnes-Levante-Linien mit zusammen rd. 900 000 Br.-Reg.-To. Es folgt der Norddeutsche Lloyd mit der Roland-Linie, Hamburg-Bremer-Afrika-Linie und Dampfschiffahrtsreederei Horn, Lübeck, mit zusammen rd. 613 000 Br.-Reg.-To. An dritter Stelle steht der Konzern der Interessengemeinschaft der Woermann-Linie A.-G. und der Deutschen Ost-Afrika-Linie mit zusammen 90 000 Br.-Reg.-To. Diese 11 Reedereien bilden heute nur noch drei Gruppen, sie verzeichnen einen Raumgehalt von rd. 1,6 Mill. Br.-Reg.-To. Wenngleich diese Tonnage derjenigen der englischen Konzerne an Umfang weit unterlegen ist, so stellt sie doch insofern einen verhältnismäßig festen, geschlossenen Organisationskomplex dar, als sie die Hälfte der gesamten Handelstonnage Deutschlands umfaßt, während der englische dies nur zu einem Drittel ermöglicht. Die Schiffe der genannten deutschen Konzerne weisen auch ein geringes Alter auf; sie sind fast ausschließlich im Überseeverkehr, und zwar in der Regel in der Linienschiffahrt, beschäftigt und wohl geeignet, den Wettbewerb auf dem Weltmarkt erfolgreich zu bestehen.

Besondere Beachtung verdient die Tankschiffahrt. Durch den stark wachsenden Verbrauch an flüssigen Brennstoffen für die Automobil- und Flugzeugindustrie, besonders aber den dieselmotorischen Antrieb, sowie durch die Einführung der Ölfeuerungsanlagen auf Seeschiffen befindet sich diese in einer schnell fortschreitenden Entwicklung. Welche Bedeutung die Tankschiffstonnage erlangt hat, zeigt ein Vergleich der Jahre 1914 und 1926. Die Gesamthandelstonnage betrug 1914 49 Mill. Br.-Reg.-To., 1926 rd. 65 Mill. Darunter befanden sich an Tankschiffstonnage 1,5 bzw. 5,6 Mill. Br.-Reg.-To. Diese Welttankschiffstonnage besteht zurzeit aus rd. 1000 Einheiten, von denen Deutschland nur 14 Schiffe mit 66 000 Br.-Reg.-To. aufweist. Im Bau befinden sich in Deutschland 6 Schiffe mit rd. 40 000 To. gegen rd. 55 Schiffe der anderen Länder mit über 300 000 Br.-Reg.-To. Hieraus folgt, wie sehr unsere Ölversorgung vom Ausland abhängig ist und wie nötig es ist, der Frage der Herstellung von Teeröl usw. aus Steinkohlen besondere Aufmerksamkeit zu widmen.

In diesem Zusammenhange muß noch der deutschen Werften besonders gedacht werden. Die gedrückte Lage in der Seeschiffahrt im ersten Halbjahr 1926 sowie die geringe Tonnage unserer Handelsschiffsflotte, die zu klein ist, um ständig eine größere Anzahl Neubauten in Auftrag zu geben, haben auf den Schiffbau lähmend gewirkt. Viele Werften haben ihren leistungsfähigen Betrieb einschränken oder gar schließen müssen; andere haben sich zusammen getan, wie z. B. die A.-G. Weser, Bremen, mit Tecklenborg, Geestemünde und den Vulcan-Werken, Hamburg, ferner Deutsche Werft A.-G. mit Reihenstieg und Wetzel und Freitag. Aller Wahrscheinlichkeit nach werden noch weitere Zusammenschlüsse folgen. Wenngleich, wie wir sahen, sich Ende 1926 durch Erteilung von Neubauaufträgen ein starkes Vorwärtsstreben fühlbar machte, dem allerdings mangelnder Kredit starke Fesseln auferlegte, so sind doch alle Anstrengungen von beteiligter Seite erforderlich, hier weiter Mittel und Wege zu finden, um einer Rückentwicklung tatkräftig Halt zu gebieten.

Aus dem Gesagten geht hervor, welche gewaltigen Wirkungen der Weltkrieg auf die deutsche Handelsschiffahrt ausgeübt hat, um so mehr, als er gerade mit den Ländern geführt wurde, deren Seehandel im schärfsten Wettbewerb mit Deutschland stand. Noch ist nicht zu übersehen, wann die Sonne eines wahren Friedens wieder aufgehen wird. Der Tag muß und wird aber kommen! Dann wird es auch dem Genie der führenden Männer deutscher Reedereien gelingen, trotz der Schwere der Zeiten, die deutsche Handelsflotte des Sommers 1914 in neuem Glanze erstehen zu lassen.

Die Überseewirtschaft als Bindeglied der Völker

Von Dr. Kurt Eckhardt, Regierungsrat in der Marineleitung, in Berlin

Der Generaldirektor der Hamburg-Amerika-Linie, Dr. Cuno, hat gelegentlich einer Beleuchtung der Weltschiffahrtslage festgestellt, daß der Überseeschiffahrt als bedeutsames psychologisches Moment der in ihrer Wirtschaft ruhende Zug zur Völkerverbindung innewohne. Aus demselben Geist heraus ist ein noch während des Weltkriegs getaner Ausspruch des früheren genialen Leiters der gleichen Reederei, Albert Ballins, geboren: „Wie der Krieg auch ausgehen mag, das Eine ist sicher, daß nur dann wieder Ordnung in die Welt hineinkommen kann, wenn die im Kriege gegeneinander stehenden Nationen sich zusammenfinden und einen Friedensvertrag schließen, dessen Hauptsatz, in großen Buchstaben geschrieben, also lautet: In gemeinsamer Arbeit wollen wir die Welt zur Ordnung führen." Mit dieser Auffassung von der völkerverbindenden Tendenz des internationalen Güter- und Leistungsaustausches scheint die Wirklichkeit insofern in Widerspruch zu stehen, als England den Weltkrieg in der Hauptsache vom Zaune gebrochen hat, um Deutschland vom Weltwirtschaftsverkehr auszuschalten. Das Versailler Diktat mit dem Raub der Handelsflotte, der Kolonien und der Auflegung jahrelanger Handelsbeschränkungen beweist, daß sich auch die Alliierten diesen Glaubenssatz Englands zu eigen gemacht haben.

Wenn die Fertiger des Dawes-Plans dagegen bemerken, daß „die Durchführung des Planes durchaus von der Wiederherstellung von Deutschlands wirtschaftlicher Souveränität abhängig sei" (Teil I Abschn. X, Abs. 3), so wird eine spätere Geschichtsbetrachtung auf dieses Bekenntnis vielleicht einmal den Beginn einer Umstellung der Welt auf die den Gesetzen des Lebens allein gerecht werdende Beurteilung internationaler Wechselbeziehungen der Völker zurückdatieren. Die späteren Richtsätze des Dawes-Abkommens zeigen allerdings bei der Erörterung der im Nichtleistungsfalle zu treffenden Maßnahmen noch den Pferdefuß des gewaltsamen Beitreibungsversuchs, es bleibt aber gleichwohl die Feststellung, daß Deutschland nur nach Wiederherstellung seiner wirtschaftlichen Souveränität, d.h. also nur nach seiner unbeschwerten Wiederzulassung zum Weltwirtschaftsverkehr wieder ein voll leistungsfähiges Mitglied der Völkergemeinschaft werden kann. Der im September 1926 erfolgte Eintritt Deutschlands in den Völkerbund darf als weitere Etappe in der auch außerhalb Deutschlands aufdämmernden Erkenntnis der unlöslichen Verbindung der Kulturwelt angesprochen werden, obwohl die Werbekraft der dem Völkerbund zugrunde liegenden Idee der Solidarität aller Völker sich in Deutschland selbst solange nicht entfalten wird, als der Völkerbund mit dem Vollstreckeramt des Versailler Diktats in Real- und Personalverbindung steht.

Wenn der belgische Industrielle Henry Lambert in seiner Studie über den „Freihandel als Weg zum Weltwirtschaftsfrieden" sagt, daß eine künftige leidenschaftslose Beurteilung die Hauptursache des Weltkriegs in einer tiefen Unwissenheit über die grundlegenden Gesetzmäßigkeiten des Wirtschaftslebens finden wird, so liegt in den vor aller Welt sich abspielenden Beobachtungstatsachen, daß die Hauptsiegerstaaten England und Frankreich — der erstere in seinem bis heute erfolglosen Ringen mit Arbeitslosigkeit und Streik, der andere im Kampf um die Erhaltung seiner Währung — am eigenen Leibe erfahren müssen, wie wenig Gewinn ihnen aus der Wahnidee der Bereicherung durch Ausschaltung Deutschlands erwächst, die Bestätigung dafür, daß die von so verhängnisvollen Folgen begleiteten Irrtümer und Irreführungen über die Probleme der internationalen Wirtschaft nicht bei Deutschland, sondern bei seinen bisherigen Gegnern gelegen haben.

Ein Eingeständnis der Richtigkeit solcher Beantwortung der Schuldfrage wird Deutschland allerdings zu Lebzeiten der heutigen Führergeneration nicht mehr er-

warten dürfen. Es hieße Übermenschliches verlangen, den Vätern des Versailler Diktats zuzumuten, die alleinige Grundlage dieses Dokuments, die Behauptung von der Alleinschuld Deutschlands, freiwillig aufzugeben. So fragt es sich, was Deutschland bei dieser Lage der Dinge von den nächsten Jahren erwarten darf und auf welche Weise es an seiner moralischen und wirtschaftlichen Rehabilitierung tätig mitwirken kann. Wenn die gewaltsamen Eingriffe in die Gesetzmäßigkeiten des Wirtschaftslebens als Hauptursache aller eingetretenen Verkrampfungszustände erkannt sind, ist Zurückhaltung von weiteren künstlichen Experimenten doppelt am Platze. Wie bei menschlichen Funktionsstörungen oft besonnenes Abwarten in Verbindung mit der bestmöglichen Ausschaltung weiterer Störungsgründe dem krampfhaften Gesundmachenwollen vorzuziehen ist, so wird auch der internationale Gesundungsprozeß sich am sichersten vollziehen, wenn man das Wirtschaftsleben sich selbst auswirken läßt, seine Gesetze und Beziehungsverhältnisse weiter zu ergründen trachtet und im übrigen nur Vorsorge trifft, neue, insbesondere von der politischen Seite drohende Hemmungen auszuschalten. Das im Herbst 1926 veröffentlichte, von einer großen Reihe ausländischer Industrieführer und Bankiers unterzeichnete internationale Weltwirtschaftsmanifest in Verbindung mit der für 1927 vorbereiteten Weltwirtschaftskonferenz berechtigt zu der Hoffnung, daß die Bereitwilligkeit zur friedlichen Lösung der internationalen Güteraustauschprobleme im Wachsen ist.

Die Nachkriegsentwicklung der deutschen Überseeschiffahrt als des wichtigsten Mittelgliedes der Überseewirtschaft kann als beredtes Beispiel dafür angesprochen werden, in wie kurzer Zeit Störungszustände ausgeglichen werden können, wenn sich nur das gestörte Wirtschaftsgebiet wieder seinen natürlichen Gesetzen anzupassen vermag: Während sich die Entente mit der Erzwingung der Auslieferung unserer Handelsflotte am Ziele ihrer Wünsche glaubte, hat sich gerade die deutsche Überseeschiffahrt in den Nachkriegsjahren so kräftig erholen können, daß die deutsche Handelsflagge heute im Weltwirtschaftsverkehr mit zwei Dritteln ihres Vorkriegsbestandes an Tonnage keine viel geringere Rolle spielt als vor dem Kriege. Wohl verdankt die deutsche Handelsschiffahrt ihr Wiederaufleben insofern auch staatlicher Unterstützung, als die Reichsregierung in der Erkenntnis, daß die Erneuerung des abgelieferten Schiffsparks dringendste Lebensnotwendigkeit Deutschlands sei, den deutschen Reedern die Geldmittel zum Neubau eines geringen Hundertsatzes der Friedenstonnage in Papiermark zur Verfügung gestellt hat. Daß sich dann aber mit den neuen Schiffen zugleich auch die Verbindungswege in die Welt für Deutschland wieder öffneten, ist weniger auf staatliche Betreuung, als auf den großen Erfahrungsschatz jahrzehntelanger Auslandsorganisationsarbeit, auf den ungebrochenen Unternehmungsgeist der führenden Reeder und auf die persönliche Tüchtigkeit aller sonst am Schiffahrtsgewerbe beteiligten Kreise zurückzuführen.

Während bei den internationalen Nachkriegskonferenzen politischer Natur die deutschen Repräsentanten noch jahrelang als Vertreter eines Staates minderen Rechtes behandelt wurden, sehen wir im Gegensatz dazu auf den internationalen Schiffahrtskonferenzen schon bald nach Abschluß des Friedens die deutschen Reeder wieder gleichberechtigt am Verhandlungstische sitzen. Ebenso wurden schon kurze Zeit nach dem Kriege insbesondere zwischen deutschen und amerikanischen Reedereien Interessengemeinschaften eingegangen, innerhalb derer die deutsche Seite die Möglichkeit behielt, sich als rein nationales Institut fortzuentwickeln. Wenn sich in jüngster Zeit eine der bedeutsamsten Interessengemeinschaften, die zwischen der Hamburg-Amerika-Linie und dem Harriman-Konzern, wieder gelöst hat, so liegen die Gründe dafür nicht in Unstimmigkeiten, sondern darin, daß die Wahrung der nationalen Interessen beider Firmen es angezeigt erscheinen ließ, unter Aufrechterhaltung der freundschaftlichen Beziehungen an Stelle der nicht mehr als vorteilhaft erkannten Betriebsgemeinschaft neue Formen für die weitere Zusammenarbeit zu finden.

Die nüchternen Statistiken und die Fahrpläne der deutschen Reedereien geben erfreuliche Kunde davon, daß sich heute wieder in ziemlich allen internationalen Häfen der Welt regelmäßig deutsche Schiffe zeigen. Die Vereinigten Staaten senden

uns wieder ihre Rohstoffe, Baumwolle und Kupfer, Petroleum, Getreide und Obst, während umgekehrt eine Reihe von deutschen Spezialartikeln dorthin zur Verschiffung gelangt. Mittelamerika kommt für uns besonders als Lieferant von Landwirtschaftserzeugnissen in Frage, wogegen der Absatz von deutschen Fertigfabrikaten nach Mittelamerika allerdings durch den Wettbewerb der Nordstaaten erschwert ist, Aus Südamerika führt Deutschland vor allem Kaffee, Kakao, Wolle, Gefrierfleisch, Kautschuk, Reis, Chilesalpeter ein, während es Maschinen, aber auch einfache Bedarfsgegenstände dorthin ausführt. Nach Nord-, Mittel-, West-, Ost- und Südafrika sind die Handelsbeziehungen mit Ausnahme des dem deutschen Unternehmer noch versperrten belgischen Kongogebietes ebenfalls wieder im Gange. Auch in den ehedem deutschen Kolonien hat der deutsche Geist, die deutsche Arbeit und das deutsche Fertigfabrikat den politisch verlorenen Boden wieder vielfach zurückgewinnen können. Der an sich unbehinderte Verkehr nach Ostasien krankt leider noch an den inneren Schwierigkeiten Japans und den Wirren in China, jedoch ist der deutsche Kaufmann als Geschäftsfreund gerade in diesen Ländern heute willkommen. In Mittelasien hat sich die deutsche Ausfuhr nach Siam wieder annähernd zur Friedenshöhe erhoben. Auch Britisch- und Niederländisch-Indien gehören wieder zum regelmäßigen Tourengebiet deutscher Reedereien. Am schwierigsten lagen die Verhältnisse bisher in Australien und Neuseeland, wo man sich, trotzdem Deutschland auch dort wieder als Rohstoffabnehmer auftritt, gegen die Einfuhr deutscher Waren noch immer verschließt. Nachdem jedoch kürzlich das Verbot der Einwanderung Deutscher nach Australien aufgehoben und damit ein erhebliches Hindernis zur Wiederanknüpfung besserer Beziehungen beseitigt ist, steht zu erwarten, daß sich der Güteraustausch auch mit diesen Ländern bald beleben wird. Auf Grund dieser flüchtigen Übersicht ist die Feststellung nicht mehr verfrüht, daß Deutschland, durch das Deutschtum im Auslande wesentlich unterstützt, sich den lebensnotwendigen Anschluß an den Weltwirtschaftsverkehr wieder zurückerobert hat.

Wie die gelegentlich der soeben vom Norddeutschen Lloyd in Auftrag gegebenen beiden neuen „Columbus"-Bauten hier und da laut gewordenen Stimmen erweisen, geht manchen ängstlichen Gemütern die Wiederaufwärtsbewegung des deutschen Überseeverkehrs allzu schnell. Man ist besorgt, auf diese Weise könnte der Konkurrenzneid des Auslandes wieder wie in der Vorkriegszeit erwachen. Dem ist einmal entgegenzuhalten, daß der Vorstand des Norddeutschen Lloyd das Für und Wider solcher Möglichkeit bei der Rentabilitätsberechnung dieser vornehmlich auf die Benutzung durch Ausländer angewiesenen Fahrgastschiffe auf Grund seiner Einblicke in die Gesetzmäßigkeiten des internationalen Passagierverkehrs sorgfältig abgewogen haben wird, zum anderen, daß jeder neue deutsche Meerbezwinger Zeugnis dafür ablegt, daß der deutsche Unternehmergeist und das deutsche technische Können noch ungebrochen den Platz einzunehmen willens ist, den ihm der Bedarf der Welt im freien Spiel der Kräfte zuweist.

Der von Dr. Cuno erwähnte Zug der Überseeschiffahrt zur Völkerverbindung hat es in den Nachkriegsjahren mit sich gebracht, daß das Bestreben, der Übereinstimmung auf den mannigfaltigsten Gebieten der überseewirtschaftlichen Praxis auch durch Vereinheitlichung der Rechtsnormen Ausdruck zu verleihen, zu einer Reihe internationaler Seerechtskonferenzen geführt hat. Die Ausführungen Dr. Sievekings im Schiffahrtsjahrbuch 1926 über die bisherigen Ergebnisse dieses internationalen Zusammenwirkens berechtigen zu der Hoffnung, daß sich wenigstens für das Gebiet der Überseeschiffahrt schon bald ein einheitliches Weltwirtschaftsrecht bilden wird, das nicht nur in der Theorie utopistischer Weltverbrüderer besteht, sondern aus der Lebenspraxis des weltwirtschaftlichen Verkehrs heraus geboren ist.

Der verstorbene Lord Salisbury hat einmal auf die eigenartige Erscheinung hingewiesen, wie sehr sich oft die Auffassung und das Verhalten einer Persönlichkeit unterscheidet, je nachdem der Betreffende eine Angelegenheit als Wirtschaftler oder als Politiker zu behandeln habe. Daran ist von ebenso beachtenswerter englischer Seite die Bemerkung geknüpft worden, daß es um den weltwirtschaftlichen Frieden

viel besser stände, wenn die Wirtschaftler, die eine politische Stellung bekleiden, ihre Einblicke in die wirtschaftlichen Zusammenhänge auch bei ihren politischen Entschlüssen zur Nutzanwendung bringen würden. Diese Erwägung gibt in Verbindung damit, daß wir hinsichtlich der Überseewirtschaft seit Kriegsende wachsende Übereinstimmung und Zusammenarbeit in tatsächlicher wie in rechtlicher Beziehung feststellen zu können glauben, zu der bedeutsamen Fragestellung Veranlassung, inwieweit die Grundgesetze der Seewirtschaft über deren ureigenes Gebiet hinaus für die Wiederherstellung und Erhaltung des weltwirtschaftlichen Friedens Richtlinien abgeben können. Geht man von dem naheliegenden Vergleich aus, die durch den Weltkrieg geschaffene Gesamtlage mit ihren gewaltsamen Gegensätzen, den daraus allen Beteiligten erwachsenen Schäden und den sich hieran knüpfenden Streitigkeiten um die Reparationen als einen Havariegroßfall im Sinn der internationalen Überseewirtschaft anzusprechen, so eröffnet sich Politikern, die unter weltwirtschaftlichen Gesichtspunkten die Revision des Friedensvertrages betreiben wollen, der Anblick, einen aus jahrzehntelanger praktischer Erfahrung erwachsenen festen Normenboden für die Regelung des Ausgleichs der Schäden aus allen Interessenstreitigkeiten betreten zu können; einen Normenboden, der schon vor dem Kriege in zwei internationalen Rechtskodifikationen doppelt verankert worden ist durch die York-Antwerp-Rules vom Jahre 1890 über die große Havarie und durch das im September 1910 geschlossene internationale Abkommen zur einheitlichen Feststellung von Regeln über den Zusammenstoß von Schiffen. Das zweite Abkommen enthält an seinem Anfang folgenden Satz:

„Ist der Zusammenstoß durch Zufall oder höhere Gewalt herbeigeführt oder besteht Ungewißheit über seine Ursachen, so wird der Schaden von denen getragen, die ihn erlitten haben."

Die Bestimmung, daß im Fall der Ungewißheit der Schadensursachen jeder Beteiligte seinen eigenen Schaden zu tragen hat, wird allein den sich aus schädigenden Kollektivhandlungen ergebenden Ursachen-, Schuld- und Haftungsfragen gerecht. Wie es nun schon bei der Kollision von Schiffseinheiten tatsächlich oft nicht möglich ist, die Schuldfrage mit Sicherheit zu beantworten, und wie dann nach dieser internationalen Rechtsregel jeder Teil seinen Schaden selbst zu tragen hat, so erfordert die Liquidation des Weltkrieges bei einer von einseitig politischer Machteinstellung freien Betrachtung noch viel zwingender die Anwendung des Satzes, daß alle Nationen die ihnen durch den Krieg entstandenen Schäden selbst zu tragen haben. Ein Präjudiz hierfür ist auch insofern bereits vorhanden, als eine solche Folgerung durch die zwischen Deutschland und Rußland im Rapallo-Vertrage vereinbarte beiderseitige Aufrechnung der Kriegsschäden wirklich gezogen worden ist. Im Verhältnis zwischen Deutschland und den Entente-Staaten wird die Schadenausgleichsfrage formellrechtlich allerdings noch immer durch das uns aufgezwungene Schuldanerkenntnis beherrscht. Gerade zu diesem Punkte findet sich aber im internationalen Schiffahrtsrechte ebenfalls eine Bestimmung, deren entsprechende Anwendung jenes erzwungene Schuldbekenntnis in seiner Wirkung aufzuheben berufen wäre. Sie lautet:

„Ein zur Rettung aus Seenot geschlossener Vertrag kann auf Antrag geändert oder für nichtig erklärt werden, wenn der Vertrag zur Zeit und unter dem Einfluß der Gefahr geschlossen ist und wenn die vereinbarten Bedingungen unbillig sind. Das gleiche gilt, wenn einer der Vertragschließenden zu dem Vertragsabschluß durch arglistige Täuschung bestimmt worden ist oder er sich in einer Notlage zu unverhältnißmäßigen Leistungen verpflichtet hat."

Die europäischen Urheber des Versailler Diktats werden sich ja zu einer freiwilligen Revision des Schuldfrageparagraphen kaum entscheiden können. So kann vielleicht das außereuropäische Ausland, insbesondere Amerika als Nichtkontrahent des Versailler Diktates, noch einmal berufen sein, das Reparationsproblem unter Anwendung dessen, was sonst bei internationalen Kollisionen nach dem Willen aller davon Betroffenen Brauch und Rechtens ist, einer glücklicheren Lösung zuzuführen, als sie in dem nicht erfüllbaren Dawes-Abkommen vorgesehen ist. Der amerikanische Senator Borah hat denn auch, als er Anfang 1926 erstmalig den Plan einer internationalen Weltwirtschaftskonferenz anregte, ausdrücklich hervorgehoben, daß

lebenswichtige Belange Deutschlands dessen Teilnahme an der Konferenz erforderlich machen, da trotz des Dawes-Abkommens erst nach Neuordnung der Leistungsverpflichtungen Deutschlands eine Stabilität der internationalen Wirtschaftslage gewährleistet wäre. So steht zu hoffen, daß sich die amerikanische Regierung zu einer solchen Intervention im Interesse Deutschlands um so eher entschließen wird, als sie bislang noch immer die Einlösung jenes Vermächtnisses schuldig geblieben ist, das der amerikanische Staatspräsident gelegentlich der Waffenstillstandsverhandlungen am 25. Januar 1919 in feierlicher Form vor dem Forum der ganzen Welt abgegeben hat: „Es handelt sich darum, jedem Volke zu gestatten, sein eigener Herr zu sein und nicht das zu tun, was wir wollen, sondern das, was es selbst will; es handelt sich darum, die Wurzeln dieses Krieges zu zerstören: die Weltkatastrophen entfesselnde Willkürherrschaft, die Unterwerfung ganzer Völker unter verhaßte Regierungen und die Behandlung der Unterworfenen als Besitztümer und Pfänder".

Wissenschaftliche Rundschau

Die Hygienesektion des Völkerbundes

Von einem deutschen Arzt. Mitgeteilt von Prof. Georg Karo in Halle[1])

Bei den Verhandlungen über den Eintritt Deutschlands in den Völkerbund spielte der berüchtigte Paragraph 16 über das Durchmarschrecht eine große Rolle. Wir wollen hier nicht nochmals auf die ganze Art und Weise eingehen, wie die Entente versuchte, uns die in diesem Paragraphen eingehüllte „Henkertätigkeit" schmackhaft zu machen. Bis heute fehlt jegliche schriftliche Festlegung, wie er im Ernstfalle ausgelegt werden soll. Hier liegt eine große und tiefe Falle, gut verdeckt und verborgen. Aber noch ein anderer Fallstrick ist für den deutschen Eintritt in den Völkerbund ausgeworfen worden, der leider viel zu wenig bei uns beachtet wird. Er liegt in der Hygienesektion des Völkerbundes.

Überblicken wir einmal in großen Zügen ihre Aufgaben, wie sie von der Aufklärungsabteilung des Generalsekretariats des Völkerbundes angegeben werden (L'organisation d'hygiène de la société des nations, Genf, Dezember 1923, 38 S.): Mitteilungen über Seuchenbewegung, Statistiken über Bewegungen innerhalb der einzelnen Volksteile (Sterbefälle, Geburten), Organisationen der einzelnen Gesundheitsverwaltungen und Austausch von ärztlichen Verwaltungsbeamten der beteiligten Länder; wissenschaftliche Untersuchungen in Gestalt von Serumkonferenzen, Standardisierung von biologischen Produkten: Präparate von Drüsen der inneren Sekretion (Schilddrüse usw.), die je länger je mehr eine große Rolle im Heilschatz spielen. Ferner werden Krebs, Tuberkulose, Schlafkrankheit und viele andere Infektionskrankheiten „untersucht", d. h. es werden „Enqueten "angestellt, Material angehäuft, Reisen gemacht, Häfen und deren Hinterland besichtigt, kurz es wird eine emsige Tätigkeit entfaltet.

Was hat Deutschland bis jetzt hierzu beigesteuert, trotzdem oder vielmehr weil es nicht im Völkerbund war: Kräfte, hervorragende geistige Kräfte, von unseren ersten deutschen Forschern gestellt. Es genügt, die Namen von Nocht (Hamburg), Kolle (Frankfurt a. M.), Neufeld (Berlin), Abel (Jena), Sachs (Heidelberg), Meinicke (Hagen i. W.) zu nennen. Deutschland hat an den Serumkonferenzen in Paris und Kopenhagen bedeutenden Anteil genommen, es hat zum Teil sehr gute hygienische Verwaltungsbeamte zum internationalen Austausch abgegeben, es stellt Prof. Nocht, den Gründer und Leiter des Hamburger Tropeninstituts, als einzigen deutschen Vertreter im „Conseil consultatif" der Hygienesektion.

[1]) Für die Sachlichkeit und Kompetenz des Verfassers, der über eine ungewöhnlich tiefe und weite Kenntnis der einschlägigen Fragen verfügt und an leitender Stelle tätig ist, kann ich einstehen. Zudem wird jeder aufmerksame Besucher der Abteilung des Völkerbundes auf der Düsseldorfer Ausstellung bestätigen, wie einseitig die Tätigkeit der Hygienesektion bestimmten Ländern, z. B. dem Vaterlande des Vorsitzenden, Polen, zugute kommt. Georg Karo.

Wir fragen, für wen arbeitet die Hygienesektion? Nur für England und für Frankreich. Es gibt freilich deutsche Medizinalbeamte, die von der „auserwählten Umgebung", in der sie sich in Genf bewegen dürfen, begeistert sind und von den „persönlichen Beziehungen, Erteilung von Auskünften und Vermittlung von Drucksachen" allerhand Heil erwarten. Es st im höchsten Grade bedauerlich, daß ein Vertreter[1]) des Reichsgesundheitsamtes, unserer obersten Behörde für gesundheitliche Fragen, sich derartig kritiklos zu einem solch' ernsten Problem äußert. Wir haben wohl alle mit aufrichtiger Freude gelesen, wie Prof. Rimpau[2]), Direktor der Bakteriologischen Untersuchungsanstalt in München, öffentlich Front gegen Breger genommen hat. Es weht einen ein erfrischender Luftzug aus Rimpaus Zeilen an, wenn er auf die vielen unbeantworteten Fragen im Hygienekomitee hinweist und auf den geistigen Kampf, den Frankreich auch dort gegen uns führt. Dies war vor Locarno. Es ist nach Locarno nicht viel anders geworden, denn die französische Geistesrichtung bleibt sich ständig treu, und nur die „guten" Deutschen werden an ein reibungsloses, rein ideales Zusammenleben im Dienste der internationalen Wissenschaft glauben. Rimpau zeigt deutlich, wie die Fahrt geht: im Geleise der französischen Kulturpropaganda. Die beste Aufklärung gibt uns die Hygienesektion selbst (a. a. O., S. 6f.), durch eine Schilderung des „Office international d'Hygiène" in Paris, das seit 1920, angeblich unabhängig vom Völkerbunde, aber in enger Zusammenarbeit und Personalunion mit dessen Hygienesektion wirkt.

Rimpaus Warnung, uns dieses „Internationale Gesundheitsamt nicht so harmlos" erscheinen zu lassen, ist mehr als berechtigt. Gerade zur rechten Zeit gab Ostermann[3]) eine bemerkenswerte Übersicht über den internationalen Gesundheitsdienst, an dem Deutschland nicht als mitbestimmende und entscheidende Macht beteiligt ist. Die älteste Behörde ist das „Office international d'Hygiène publique", das 1907 in Rom von 14 Staaten gegründet wurde (ohne Deutschland). Dieses Office bestand aus den seit 1851 vorhandenen internationalen Gesundheitskonferenzen. Sitz des Zentralbureaus war Paris. Nach dem Kriege war die Zahl der beteiligten Mächte auf 41 gestiegen. Deutschland, Österreich und die Tschechoslowakei blieben unbeteiligt. Das Büro steht unter Leitung eines „Permanenten internationalen Komitees", für das jeder der Teilnehmerstaaten einen fachmännischen Vertreter ernennt und das mindestens einmal im Jahr zusammentreten muß."

Mit dem Abschluß des Versailler Vertrages trat die Hygienesektion des Völkerbundes in Tätigkeit. Frankreich versuchte sich sofort in dem Komitee leitenden Einfluß zu verschaffen, was ihm aufs beste gelang. Das ständige Komitee des in Paris ansässigen Office international wurde als Gutachterrat (consultative council) in enge Verbindung mit dem Völkerbund gebracht. Dieser schuf für sich außerdem einen ständigen Gutachterrat, dem wiederum Mitglieder des Pariser Komitees angehörten (!), und außerdem die Hygienesektion im Sekretariat des Völkerbundes.

Die von der Entente, d. h. Frankreich, erstrebte Alleinherrschaft und Kulturpropaganda auf hygienischem Gebiet, die rein politische Ziele haben, wird mit Hilfe der Hygienesektion weiter betrieben. Es gilt Amerika, hauptsächlich das romanische Mittel- und Südamerika, zu erobern. Der Weg soll über das amerikanische Gesundheitsbureau gehen, das von den nord- und südamerikanischen Freistaaten errichtet wurde und seit 1881 arbeitet.

Der Völkerbund macht die größten Anstrengungen, sich in Südamerika festzusetzen. „Die Hygiene ist die Diplomatie der Medizin" ist ein köstlicher Ausspruch des holländischen Tropenmediziners Snijders[4]). Wenn wir dieses raffiniert geknotete und geschickt über uns geworfene Netz erkennen, werden wir auch fähig sein, uns zu wehren. Wir können daher Rimpau nicht dankbar genug sein, wenn er auf die Gefahren des Pariser Zentralbüros hinweist und die Zusammenhänge zwischen ihm und den ständigen Ächtungen und Ausschließungen der deutschen Wissenschaft von den sog. internationalen Kongressen bloßlegt. Diese hohe Ächtungsbehörde sind der „Conseil International de Recherches" für die Naturwissenschaften und die „Union académique internationale" für die Geisteswissenschaften. Sie sind nicht so privat, wie Rimpau meint, denn ihre Mitglieder, die hohe Posten im Wissenschaftsbetriebe der Ententeländer innehaben, stellen zugleich das politische Sprachrohr ihrer Regierungen dar. Den Ton gibt auch hier Frankreich an.

[1]) Breger, Die Hygieneorganisation des Völkerbundes. Zschr. f. ärztl. Fortbildung 1925, Nr. 19.

[2]) Rimpau, Der geistige Krieg gegen Deutschland und wir. Münchner med. Wochenschr. 1925, Nr. 44.

[3]) Der internationale Gesundheitsdienst. Klinische Wochenschrift 1925, Nr. 49 (veröffentlicht nach Public Health Service, B. 40, Nr. 34).

[4]) Mayer: Streiflichter vom I. internationalen Malariakongreß in Rom vom 4. bis 7. Oktober 1925. — Deutsche medizinische Wochenschrift 1925, Nr. 47.

Ausschlaggebende Bedeutung hat für Deutschland die Personalfrage. Die deutsche Ärzteschaft hat ein Recht zu verlangen, daß der Platz des ständigen deutschen Sekretärs nicht von irgendeiner Person, sondern von einer Persönlichkeit besetzt wird, die in ihrem Charakter, ihren wissenschaftlichen Erfahrungen, vor allem durch Kenntnis des Auslandes, gesellschaftliche und sprachliche Begabung die beste Gewähr bietet und für Deutschland Ehre einlegt. Es ist natürlich nicht möglich, einen jüngeren Mann mit den Eigenschaften Nochts zu finden, der nach dem Urteil aller, die ihn persönlich und sachlich kennen, als ganzer deutscher Mann und Arzt Deutschland vertritt. Die deutsche Ärzteschaft hat ein Recht, über Verlauf und Ausgang der Verhandlungen über einen deutschen Sekretär unterrichtet zu werden. Sie wünscht, daß der Posten nicht einem im Staatsdienst ergrauten Gesundheitsbeamten oder einem jungen Privatdozenten gegeben, oder gar daß einer untergebracht wird, den man los werden möchte. Diese Stelle verlangt einen ganzen Mann in der Vollkraft der Jahre, der alle vorhin genannten Eigenschaften besitzt, einen Arzt, der nicht dazu berufen ist, ein bequemer Untergebener und Verfasser guter, d. h. dem Völkerbund angenehmer Berichte zu sein und mühelos ein großes Gehalt zu beziehen (wie man sich erzählt, das Siebenfache von dem eines Schweizer Ordinarius), sondern der der deutschen Wissenschaft und damit dem Ansehen unseres Volkes und Standes zur Zierde gereicht. Seine Aufgaben kennzeichnet Rimpau folgendermaßen: „Wir werden uns von Jahr zu Jahr mehr an den internationalen hygienischen Arbeiten des Völkerbundes beteiligen, und mit Rücksicht darauf kann ich diese Ausführungen nicht besser schließen, als mit den Worten von Georg Karo, die dieser im Hinblick auf die Worte Mac Donalds von dem ‚drohenden leeren Stuhl Deutschlands im Völkerbund' sprach: ‚Jeder, dem deutsche Kultur am Herzen liegt, sei sich dessen bewußt und sorge dafür, daß nicht Ahnungslose, Leichtgläubige und Unzuverlässige sich auf jene Stühle setzen und damit französischer Kulturhegemonie zum Siege verhelfen. Denn jeder deutsche Gelehrte ist an seinem Teile Hüter deutscher Ehre und Würde. Solch adliges Amt verpflichtet'"[1]).

Wir sind über die Besetzung der Stelle eines ständigen deutschen Sekretärs im Hygienekomitee durch eine Anfrage des Reichstagsabgeordneten Schreiber[2]) unterrichtet, dem die Regierung mitteilte (3. 3. 26), sie sei in ständiger sachlicher und persönlicher Fühlung mit der Hygienesektion des Völkerbundes und deren Leiter. Als deutscher Sekretär[3]) ist der ehemalige Privatdozent für Hygiene an der Berliner Universität, Prof. Dr. O. Olsen in der Sektion tätig.

Nach Genf gehört niemand, der über den bloßen Austausch von Drucksachen und Katalogen erfreut ist oder sich imponieren läßt. Nichts schadet unserem Ansehen im Auslande mehr, als kritiklos allgemeiner Verbrüderung zuneigende Deutsche. Ich spreche aus jahrzehntelanger Auslandserfahrung in verschiedenen Erdteilen. Wir sind nicht die einzigen, wenn wir auf die eigenartige Vetternwirtschaft im Sekretariat hinweisen. Vor einiger Zeit wurde eine Stimme aus Deutschösterreich[4]) laut, die die Aufmerksamkeit auf die Personalfrage und die an Zahl auffallend hohe Beteiligung von Nordamerikanern bei den einzelnen Posten lenkt und verlangt, Nordamerika, das doch nicht im Völkerbund säße, möge seine Leute zurückziehen, damit an deren Stelle Deutsche gesetzt würden. Ist es ferner mit der Verantwortlichkeit eines universellen und unparteiischen Völkerbundes vereinbar, daß zwei Drittel seiner ständigen Beamten Franzosen und Engländer sind?

Wir fragen: was haben aktive französische Militärärzte in der Hygienesektion des Völkerbundes zu tun? Ihr Arbeitsgebiet war Saloniki, Lettland und Rußland. Ein Zufall? Ein Zufall, daß der ärztliche Völkerbundsvertreter Dr. Caseneuve (aktiver französischer Marinearzt), mit großer Feierlichkeit die Seequarantäneanstalt in Libau einweihte?[5]) Zufall, daß nach den Tätigkeitsberichten des Völkerbundes seit Jahren je ein englischer Arzt in Albanien und Persien „saniert"? Zufall, daß der Generalsekretär der Hygienesektion ein Pole ist?

Und hier kommen wir in medias res! Hinter den wissenschaftlichen Konferenzen und „Enqueten" über Krebs, Tuberkulose und Schlafkrankheit werden die politisch-militärischen Aufmarschgebiete der Entente, hauptsächlich Englands, ständig gesundheitlich überwacht

[1]) Der geistige Krieg gegen Deutschland, 2. erweiterte Auflage, Halle, W. Knapp 1926, S. 19.

[2]) Georg Schreiber: Deutsches Reich und deutsche Medizin, VI und 358 S. Leipzig 1926 (S. 319, Anm. 2, Antwort der Reichsregierung).

[3]) Nach Pressemeldungen (Deutsche Allg. Ztg. 10. Okt. 25) hatten sich die Verhandlungen der Hygienesektion mit dem zuerst vorgeschlagenen Hamburger Tropenmediziner und Hygieniker Prof. H. Zeiß zerschlagen.

[4]) Personalfragen vom Völkerbund. Wiener Neueste Nachrichten vom 30. Dezember 1925.

[5]) Eröffnung der Libauer Quarantänestation — Rigaische Rundschau, Nr. 258, vom 12. November 1924. In seinem Bericht an den Völkerbund nennt sich Caseneuve Médecin principal de la Marine.

und unter dem Zeichen der Seuchenbekämpfung und deren Nutzen für die Menschheit fest in der Hand behalten.

Im Libauer Kriegshafen, einem der wenigen eisfreien Häfen des östlichen Beckens der Ostsee, die England mit aller ihm eignen Zielstrebigkeit immer mehr in ein „Mare Britannicum" zu verwandeln sucht, wird eine Seequarantäne für Lettland (?) eingerichtet. Die im März 1922 in Warschau unter dem Schutz der Hygienesektion des Völkerbundes[1]) einberufene europäische Sanitätskonferenz hatte zur Unterstützung gegen die Epidemien in Osteuropa die große Nützlichkeit einer Seequarantäne in Libau hervorgehoben. Der lettischen Regierung wurden 6000 Pfd. Sterling zur Unterstützung gegeben. In Wirklichkeit besteht nicht der geringste hygienische Grund, gerade Libau zur Seequarantäne zu machen. Ein Blick auf die Karte genügt, um zu erkennen, daß bei der Wahl Libaus rein politische Fragen eine Rolle spielen.

Und weiter: während der ersten Tagung des ständigen Hygienerates vom 1. bis 12. Februar 1924 wird die Ausdehnung der Abteilung für epidemiologische Auskünfte in einem Hafen des fernen Orients auf die Länder des fernen Ostens empfohlen[2]). Eine besondere Kommission soll zur Aufnahme der vorbereitenden Arbeiten nach Ostasien entsandt werden. Einen Monat später, am 2. März, billigt der Rat die Gründung dieses fernöstlichen Büros[3]). Im Mai hat das Hygienekomitee bereits Singapore zu dessen Sitz gewählt.[4]) Mitte Juni billigt der Rat die Wahl Singapores. Bei dieser Gelegenheit dankt er der Rockefellerstiftung für den der Hygieneorganisation des Völkerbundes zur Verfügung gestellten edelmütigen Beitrag zur Gründung eines epidemischen Auskunftsbüros[5]).

Die Angelegenheit entwickelt sich immer schneller. Anfangs Januar 1925 reist einer der besten englischen Medizinalbeamten, Dr. Norman White, ehemaliger Staatskommissar des anglo-indischen Gesundheitsdienstes und jetzt Oberkommissar der Epidemienkommission des Völkerbundes, nach Singapore[6]), nachdem er bereits 1922/23 eingehend die wichtigsten Häfen des fernen Ostens sich angesehen hatte[7]). In edelmütiger Weise finanziert Rockefeller dieses Beginnen mit 125000 Dollar auf 5 Jahre, jedoch unter der Bedingung, daß nicht mehr als 50000 Dollar jährlich ausgegeben werden.

Natürlich wird Wert auf die telegraphische Benachrichtigung über Seuchen gelegt. Singapore ist eine Art von „Feuerwachturm", der sofort den Nachbarn den Ausbruch einer Epidemie melden soll. Der Gedanke an sich ist ausgezeichnet, aber warum gerade Singapore als „neutrales Zentrum", das zum größten englischen Kriegsflottenstützpunkt, den die Welt jemals sah, ausgebaut wird? Weil England für den kommenden Entscheidungskampf im Pazifischen Ozean mit Hilfe des Völkerbundes sein Aufmarsch- und Kampfgebiet rechtzeitig kennenlernen und sichern will, um zu erfahren, von wo her ihm und seinen Verbündeten — den Nordamerikanern — gesundheitliche Schäden für Armee und Flotte drohen können.

Dies ist alles großzügige Generalstabsarbeit! Denn ein solch alterfahrener Kolonialsoldat wie der Brite kennt aus seinen jahrhundertelangen Kämpfen den Wert der Zusammenarbeit zwischen Arzt und Ingenieur, um einen Feldzug erfolgreich zu Ende zu führen. Kitchener war einer ihrer größten Praktiker auf diesem Gebiet. Und nur Pazifisten und Paneuropäer[8]) können glauben, England errichte in Singapore einen „Five o'clock tea room". Wer sich dennoch nicht bekehren lassen will, der lese Haushofers einschlägige Werke[9]) und in seiner Zeitschrift für Geopolitik (II, 1925) einen der letzten Aufsätze F. W. Mohrs über Singapore.

Es entbehrt nicht eines gewissen Reizes zu erfahren, wie die wöchentlichen Telegramme, die alle östlich von Suez auftretenden Seuchen melden sollen, von Singapore aus geleitet werden. „Es wird nach Saigon gekabelt. Von dort gelangt es durch französischen Funkspruch nach der Funkstation St. Assive bei Bordeaux, die es drahtlich nach Paris befördert, von wo es nach Genf an den epidemischen Zentraldienst telephoniert wird"[10]). Im April 1925 wird mitgeteilt, daß Singapore Cholera und Pest wöchentlich durch Funkspruch bekanntgibt. Und von Singapore und Genf wohin außerdem?

---

[1]) Die Tätigkeit des Völkerbundes im Januar 1925, B. 5, Nr. 1, S. 12.
[2]) Ebenda, Februar 1924, B. 4, Nr. 2, S. 41/42.
[3]) Ebenda, B. 4, Nr. 3, S. 64/65.
[4]) Ebenda, Nr. 5, S. 107.
[5]) Ebenda, Nr. 6, S. 129.
[6]) Ebenda, Februar 1925, B. 5, Nr. 1, S. 11/12.
[7]) L'Organ. d'hyg. de la Soc. des Nat., S. 34/35 (mit einer Reisekarte).
[8]) R. W. Coudenhove-Kalergi, Weltpolitik 1924, Zeitschrift Pan-Europa. I, Doppelh. 9/10.
[9]) Haushofer, Geopolitik des pazifischen Ozeans; Haushofer-Maerz, Zum Freiheitskampf in Südostasien, beides Berlin 1924.
[10]) B. 5. 1925, Nr. 4, S. 124.

Während Siam und Straits Settlements einen Geldbetrag zur Unterstützung zahlen, behalten sich China, Britisch-Nordborneo, die verbündeten Malaienstaaten, Indien und Französisch-Indochina, Niederländisch- und Britisch-Indien, Japan, Hongkong und die Philippinen vor, die Sache wohlwollender Prüfung zu unterziehen, „wenn sich die Nützlichkeit des Büros erwiesen hätte."

Ein sehr deutlicher Kommentar zu der Bedeutung, die England Singapore zumißt, ergibt sich aus einer kleinen, scheinbar nebensächlichen Bemerkung, die wie ein „Büroerlaß" aussieht. In einem Aktenstück[1]) über Arbeiten der Kommission für den fernen Osten (d. h. mit dem Büro in Singapore) erachtet diese es für passender, den Tätigkeitsbericht des Büros nicht mit „Eastern Arena", sondern mit „Eastern Waters" zu bezeichnen. Der Schauplatz wird also bewußt von Küste und Hinterland mehr nach dem Stillen Ozean verlegt. Wer sich eingehend mit dem großen Bericht befaßt und zwischen den Zeilen zu lesen versteht, wo bei der Entente stets die Hauptsache steht, dem wird der allgemein kritische Ton auffallen, den England gegenüber seinem freundnachbarlichen Vetter Frankreich, bzw. dessen Schützling Polen, das ja den medizinischen Leiter der Hygienesektion des Völkerbundes stellt, anschlägt. Es weht eine leichte, aber deutliche Brise englischer Verärgerung, die sich kurz darauf in einem öffentlichen Angriff Chamberlains gegen die Hygienesektion Luft macht. Der Ton verschwindet nicht während der Sitzung, und wenn auch alles gut ausgeht, so versucht doch Buchanan eine merkliche Anlehnung an Deutschland, indem er gewissermaßen dem deutschen Empfinden Ausdruck gab, das aber erst Rimpau dann mit solch dankenswerter Offenheit in rein deutschem Sinne gegenüber den medizinischen Fakultäten Deutschlands und unserer Ärzteschaft betonte.

Das Büro in Singapore hat nun die Franzosen auf den Gedanken gebracht, an der Westküste Afrikas die Gründung eines gleichen beim Völkerbund zu beantragen[2]). Durchsichtiger ist wohl kaum ein Antrag gewesen als dieser. Frankreich braucht bei der Zusammenfassung seines westafrikanischen Kolonialbesitzes, bei den Flammenzeichen am Himmel seiner sog. Kolonialpolitik ein „Afrikanisches Singapore". Die Wahl ist noch nicht getroffen. Sie kann aber nicht lange auf sich warten lassen, da es Frankreich darum zu tun sein wird, sobald als möglich die Rekrutengebiete seines schwarzen Heeres zu sanieren, in denen (nach französischen Berichten)[3]) die Schlafkrankheit sich täglich immer mehr ausdehnt.

Im Oktober 1925 fand nun in Rom der X. internationale Malariakongreß, unter dem Schutz des Völkerbundes, auf Einladung der italienischen Regierung statt. Deutsch war als Verhandlungssprache zugelassen und 10 bedeutende deutsche Tropenmediziner nahmen teil. Aber wie wurde die Internationalität und die geschichtliche Gerechtigkeit gewahrt? Mussolini erklärte in seiner Eröffnungsansprache, nur 4 Länder hätten Leistungen auf dem Gebiet der Erfahrung und Bekämpfung der Malaria aufzuweisen: Italien, Frankreich, England und Nordamerika! Hat Deutschland nichts Vorbildliches geleistet? Sind Nocht, Plehn, Mühlens, Ziemann nicht deutsche Malariaforscher von Weltruf?

Ich erwähne dies nur, um zu zeigen, daß von einer „Internationalität" noch lange nicht die Rede ist. Zum Arbeiten kann man die Deutschen brauchen, wie z. B. in der Führung von Malariakommissionen, in der Gesundheitsstatistik, zu Vortragsreisen, als ständigen (wohlverstanden: unverantwortlichen) Sekretär, aber bei anderen Gelegenheiten zeigt man ihnen deutlich, daß man sie nur „zuläßt", und sagt ihnen offen, sie hätten nichts geleistet. Über diese offensichtliche Kränkung täuschen auch alle persönlichen Freundlichkeiten der italienischen Ärzte nicht hinweg; dafür spricht der sarkastische Ton, den einer der deutschen Teilnehmer in seinem Bericht über diesen römischen Kongreß anschlägt[4]). Aber warum weist er nicht offen auf dieses „internationale" Gebaren hin?

Was erwartet uns eigentlich wissenschaftlich im Völkerbund? Diese Frage müssen wir erneut mit Prof. Degwitz[5]), dem Leiter der Greifswalder Universitätskinderklinik, aufwerfen. Degwitz bespricht einen typischen Fall. Er war derjenige, der gegen Kriegsende und in den

[1]) Communiqué au Conseil et aux membres de la Société, C. 224, M. 80, 1925, III vom 15. Mai 1925, Anm. 53, S. 160/161. „La Commission d'Extrême-Orient estime que l'expression ‚Eastern Arena', dont il est question dans le rapport de la Conférence de Singapour, n'est pas appropriée pour désigner la superficie territoriale qui intéresse le bureau de Singapour; l'expression ‚Eastern waters' serait plus adéquate".

[2]) T. d. V.-B. 1925, Nr. 9, S. 261.

[3]) Steudel hat auf Grund französischer Angaben in seinem Aufsatz: Tuberkulose und Schlafkrankheit in Afrika (Deutsche medizinische Wochenschrift 1925, Nr. 51), auf das vollständige Versagen der französischen Schlafkrankheitsbekämpfung hingewiesen.

[4]) Mayer l. c. [5]) Münchner medizinische Wochenschrift, 1926, Nr. 5.

folgenden Jahren die Masernprophylaxie mit Serum von Kindern und Erwachsenen, die Masern überstanden hatten, entdeckt, in der Münchener Kinderklinik mit zäher Tatkraft ausgebaut und zu einer jetzt schon segensreichen Entwicklung geführt hat, deren Bedeutung noch nicht abzusehen ist. Die Franzosen, d. h. ihr Sprecher, Prof. Léon Bernard hat aber nichts Eiligeres zu tun, als in der 5. großen Sitzung des Hygienekomitees[1]) einen Bericht über die Seroprophylaxie der Masern zu halten, ohne mit einem Wort zu erwähnen, daß diese Entdeckung von Deutschland kommt. Nach seinen Ausführungen haben die französischen Wissenschaftler das Verdienst. Nur so nebenbei wird im Schlußsatz (Anhang 74) erwähnt, Degwitz habe in München eine Serumzentrale eingerichtet. Dieser Satz ist jedoch so infam hingestellt, daß jeder nicht mit der Angelegenheit vertraute Leser aus den Vordersätzen schließen muß, die Einrichtung Degwitzens sei nur eine Nachahmung bereits schon länger bestehender französischer gleicher Art.

Degwitz hat hierzu das Wort ergriffen, mit erfrischender Deutlichkeit auf die Vorgeschichte der Masernserumprophylaxie hingewiesen und gezeigt, daß 1916 französische Ärzte in Tunis zufällig einen Versuch gemacht hätten, ohne dessen Wert und Wichtigkeit zu erkennen. Durch unseren Abschluß von dem ausländischen Schrifttum kam dieser Versuch erst nach dem Krieg zur Kenntnis Degwitzens, als die ersten ausländischen Zeitschriften langsam wieder eintrafen. Da hatte Degwitz schon längst seine Entdeckung gemacht und war in deren vollem Ausbau begriffen. Und wenn die französischen Ärzte gerade wieder bei dieser Gelegenheit uns beschuldigen, die Franzosen seien wie stets die Entdecker und die Deutschen die Ausbeuter der Idee, so fällt dieser plumpe Vorwurf auf deren Urheber zurück, denn der Vorgang im Völkerbund beweist ja, wie die französische Wissenschaft gegen die Wahrheit sich durchzusetzen bemüht.

Jeder fragt sich, ob denn niemand im erlauchten Kreis der großen Wissenschaftler, die den Rat der Hygienesektion bilden, gegen die Darstellung Bernards Einspruch erhoben hat? Sollten diese Hygieniker internationalen Rufes eine bedeutende Tatsache wie die Degwitzsche Methode, über welche seit mindestens fünf Jahren in der internationalen wissenschaftlichen Literatur geschrieben wird und deren Anwendung die Gesundheitsbehörden fast aller Länder beschäftigt, nicht gekannt haben? Auch nicht der Directeur Général des Hygienekomitees — Dr. Rajchmann? Keiner hat den Mund zur Gegenrede aufgetan. Wenigstens schweigt das amtliche Sitzungsprotokoll sich darüber aus. Der deutsche Vertreter Prof. Nocht hätte sicher Einspruch gegen das französische Vorgehen erhoben, er hatte aber an der fraglichen Sitzung nicht teilgenommen, da er Genf vorher dienstlich verlassen mußte[2]). Trotzdem bezeichnet das amtliche Genfer Protokoll Prof. Nocht als anwesend.

Noch zwei kleine Edelsteine möchte ich in dieses schillernde Geschmeide fügen. Sie sind zu kostbar und deswegen nicht öffentlich bekannt. Bei dem erwähnten Austausch der Medizinalbeamten werden diese vor dem Antritt ihrer Reise, die von Genf ausgeht, erst einmal durch geschickte Propagandaredner von dem hervorragenden Wert des Völkerbundes „überzeugt". Nach der Reise treffen sich alle wiederum in Genf zur Aussprache über das Gesehene. Erneute Bearbeitung durch den Völkerbund. Die Sache geht aber stark ins Politische, ja sogar soweit, daß man die allereinfachsten Anstandsregeln seinen Gästen gegenüber — und das sind doch die ausländischen Gesundheitsbeamten — vergißt. Die Neutralen wissen zu erzählen, wie bei einem solchen „Vortrage" der weltbekannte Hamburger Malariaforscher Prof. Mühlens sich gegen die taktlose Behauptung des vortragenden Völkerbundsbeamten verwahren mußte, Deutschland sei unfähig gewesen, seine Kolonien ärztlich zu verwalten.

Und zweitens: demselben begeisterten Dr. Breger aus dem Reichsgesundheitsamt soll es zugestoßen sein, daß ein Redner behauptete, Deutschland wolle nicht zahlen; worauf Dr. Breger sich erhoben und in einer Antwort darauf hingewiesen habe, Deutschland könne in der Tat wegen der Plünderung durch die Entente nicht zahlen. Wir vermissen leider in seinem Bericht jeglichen Hinweis auf diesen Vorfall.

Es ist bedauerlich, daß erst durch neutrale Teilnehmer diese unglaublichen Vorfälle bekannt werden, bei denen Prof. Nocht nicht anwesend war, und die ihm sicher nie zu Ohren gekommen sind. Vielleicht ist das Hygienekomitee doch nicht so rein unpolitisch und technisch-wissenschaftlich, wie er meint. Die kleinen Kulissenschieber haben auf der Bühne oft größere Bedeutung für die Aufführung eines Theaterstücks als die großen Schauspieler im hellen

[1]) Druckschrift des Völkerbundes C. 647, M. 236, 1925 III (5. Sitzung vom 8. bis 14. Oktober 1925), S. 53: Communication du professeur Léon Bernard sur la prophylaxie de la rougeole (S. 88/90, Anm. 74: La sérotherapie de la rougeole).

[2]) Nocht, Münchner medizinische Wochenschrift 1926, Nr. 9, unter Betonung der Objektivität und Gerechtigkeit der Hygienesektion gegenüber Deutschland. Dazu Degwitz, ebenda.

Rampenlicht. Die deutsche Ärzteschaft hat ein Recht, hierüber öffentlich näheres zu erfahren. Prof. Mühlens und Dr. Breger haben das Wort.

Und noch ein kleiner Hinweis: die Zeitungen meldeten Oktober 1925 aus Locarno, die internationale Konferenz der Roten Kreuze in Genf habe bereits mit Hinzuziehung des deutschen Delegierten sich über die Aufgaben unterhalten, die dem Deutschen Roten Kreuz im Falle von Kriegsmaßnahmen auf Grund des Art. 16 zufallen! Wir hoffen, daß das Deutsche Rote Kreuz sich nicht nur in seinem eignen Nachrichtenblatt, sondern auch in einer großen Zeitung darüber äußern wird, ob die Meldung den Tatsachen entspricht, und wenn ja, was sie bedeutet. Sollen vielleicht deutsche Ärzte, Schwestern und Samariterkolonnen Etappendienste bei den Ententearmeen leisten?

Ein anderer Punkt verdient besondere Beachtung: der Diebstahl deutscher Geisteserzeugnisse. Bei Kriegsausbruch stürzte sich die feindliche Welt auf das Salvarsan, und eine wahllose Nachahmung setzte ein. Aber oft versagte die Herstellung. Über Holland und die skandinavischen Staaten entwickelte sich schwungvoller Handel und Schmuggel mit deutschem Salvarsan. Während die Ententepresse nicht genug Zeter über die „deutschen Mörder" schreien konnte, ließen sich ihre Chefredakteure deutsches Salvarsan einspritzen. Non olet.

Während des Krieges schien dies erlaubt. Aber nach dem Krieg ging der Diebstahl, von Frankreich organisiert, im großen Maßstab weiter. Wir leiden seit 1919 darunter. Wie aber wird es mit dem Eintritt Deutschlands in den Völkerbund? Soll dieser Diebstahl ruhig weiter getrieben werden? Während deutsche Ärzte dem Menschheitsgedanken einer Völkervereinigung, der im Völkerbund eine solch verzerrte Gestalt annahm, ihre uneigennützigen Dienste leihen, stiehlt Frankreich von Deutschland das beste Schlafkrankheitsmittel, das bisher entdeckt wurde, Bayer 205 (Germanin)[1]) und läßt es nach deutschen Patentschriften, wie es offen zugibt, einfach schlecht und recht nachmachen (das französische Präparat heißt Fourneau 309). In demselben Pariser Pasteurinstitut, in dem die internationalen Serumkonferenzen des Völkerbundes tagten, und im äußeren Zeichen internationaler Zusammenarbeit deutsche und französische Forscher sich nach dem Kriege die Hand reichten, wird Wand an Wand in den Laboratorien nebenan die Ausbeutung im großen betrieben.

Auf alle diese Tatsachen wird die deutsche Regierung ihr Augenmerk zu richten haben. Gerade die Hygieneorganisation ist ein Feld, auf dem die Entente ständig ein paar harmlose Deutsche in untergeordneter Stellung braucht, die fleißig mitarbeiten und nicht zuviel nachdenken. Wir deutschen Ärzte hoffen, daß Deutschland wirklich alles daran setzt, daß die geistigen Diebstähle auf medizinischem Gebiete wie auf anderen endlich aufhören.

Ich will hier nicht auf die Opiumfrage eingehen, die eine solch lächerliche Rolle bei den Verhandlungen des Völkerbundes spielte, wo alle Beteiligten von Menschenliebe troffen. Die Hygienesektion war als medizinische Sachverständige herbeigezogen worden. Es ist unmöglich, diese Verhandlungen hier nach den amtlichen Protokollen zu schildern. Es ist nur wieder für uns wissenswert, wie die amerikanische Industrie, sich hinter andere Nationen versteckend, einen deutlichen Vorstoß gegen die deutsche chemopharmazeutische Industrie unternahm und angab, die Deutschen fertigten am meisten Morphium, Opium und davon abgeleitete, angeblich harmlose Präparate (Eukodal usw.) an.

Sehr kennzeichnend wird auch der internationale Ärzteaustausch gehandhabt. Nach den Tätigkeitsberichten des Völkerbundes für 1924—1925 werden — mit einer einzigen Ausnahme, nur Völkerbundsländer (meist Ententestaaten) besucht. Von Deutschland wurden die fremden Ärzte sonst grundsätzlich ferngehalten[2]). Aber mit dieser objektiven Gepflogenheit soll anscheinend gebrochen werden, denn in dem bereits genannten großen 4. Sitzungsbericht liest man den Versuch heraus, sich den Hygieneunterricht Deutschlands näher anzusehen und Kommissionen zu entsenden. Das sieht allerdings nicht nach „Austausch" sondern nach einer „Kontrolle" aus. So meinen wenigstens die Engländer (Buchanan). Wiederum ist es das Verdienst Rimpaus[3]), die deutschen Behörden und Ärzte auf diesen hauptsächlich französischen Vorstoß hingewiesen zu haben. Wir hoffen, daß seine Worte gehört werden.

Überblicken wir einmal kurz das Gesagte, so müssen wir Rimpaus Meinung, daß die Ärzte des Hygienekomitees des Völkerbundes sich in den Dienst der internationalen Politik stellen, rückhaltslos beistimmen. Die äußerste Wachsamkeit und Vorsicht der deutschen Ärzte, die

---

[1]) Fourneau, Tréfouel et Vallée, Recherches de Chimiothérapie dans la série du Bayer 205. — Ann. de l'Inst. Pasteur B. 38, 1924.

[2]) Ein Austausch ging nach Deutschland (B. V. — B. 1925, Nr. 4). Der im Sommer 1926 im Hamburger Tropeninstitut vom Völkerbund organisierte Malariakurs ist auch nur eine Ausnahme.

[3]) Ärzte als internationale Politiker. — Münchner medizinische Wochenschrift 1926, Nr. 36.

im Völkerbund tätig sind oder noch sein werden, ist erforderlich. Aber kein deutscher Arzt darf seine Hand leihen, internationale Taten zu unterstützen und durchzuführen, die sich im Völkerbundsinne, d. h. im französischen Sinne gegen die politische und wissenschaftliche Freiheit eines Volkes richten. Das durch persönliche Beziehungen im Austauschverkehr bewirkte „Abstreifen von Vorurteilen" darf nicht zu unbemerktem Einschlafen eigener und vaterländischer Würde führen; denkt doch der Deutsche nur zu gern: „Es ist alles gar nicht so schlimm und der andere ist auch ein guter Kerl".

Die deutschen Ärzte im Völkerbund sollen sich stets vor Augen halten, daß es auch für sie einen § 16, gewissermaßen einen geistigen Durchmarschparagraphen gibt, dessen Verletzung durch den Völkerbund sie ebenso wenig dulden dürfen, wie die Reichsregierung eine solche des § 16. Das Politische wird sich stets vor den Augen der Welt abspielen, der geistige Angriff dagegen oft genug in der Stille des inneren intrigenreichen Völkerbundbetriebes; durch Harmlosigkeit eines deutschen Vertreters kann er schon im „Vorversuch" Erfolg haben[1]).

Führer unserer Ärzteschaft wie Ludwig Aschoff[2]) und Ludolf Brauer[3]) haben letzthin wieder Wege gewiesen, wie einzig und allein eine Gesundung in der internationalen Wissenschaft vor sich gehen kann, und welche Rolle der Medizin hierbei zufällt[4]). Deutschland setzt sich in Genf an ein loderndes Feuer. Möge sein Kopf kühl bleiben und sein Herz nicht entflammen. Denn in seinem Rücken ist ein anderes Feuer entzündet, dessen Flammenschein den Osten erhellt!

Aus Zeit und Geschichte

Das Neueste über Sozialismus und Kommunismus

Von Ernst Drahn in Berlin

Die Bücherproduktion der Verlage in Deutschland, die offiziell zum Parteibestande der deutschen Sozialdemokratie gehören, geht immer mehr zurück. Einige Jugendschriften und Kalender sind in letzter Zeit erschienen, über die kein Wort zu verlieren ist. Wie verlautet, soll allerdings demnächst bei Dietz in Berlin eine „Wirtschaftsgeschichte" erscheinen. Ihr Verfasser, Heinrich Cunow, ist die beste Kraft der Partei auf nationalökonomischem Gebiet.

Von den der Partei nahestehenden Organisationen ist die rührigste die Sozialistische Arbeiterjugend. Über den Internationalen Kongreß, den diese mit einigen zwanzig Verbänden des Auslandes 1926 abhielt, berichtet ein inhaltreiches Bändchen „L'action Internationale de la Jeunesse Socialiste" (Berlin 1926), ein Bericht über die Tätigkeit der Jugend-Internationale 1923—1925. Es geht daraus hervor, daß die weitaus größere Hälfte der kleinen internationalen Mitgliedschaft (ca. 200000) deutscher Nation ist. In Deutschland und Deutsch-Österreich allein sind über 100000 Jugendliche den Organisationen angeschlossen. Die wertvollsten Veröffentlichungen der deutschen sozialistischen Jugend sind die Bändchen Arbeiter-Dichter. Eine andere große deutsche Organisation ist der „Bund proletarischer Freidenker" mit dem Sitz in Leipzig. Über die allgemeinen Anschauungen der Sozialdemokratie über Religion

[1]) Vgl. hierzu Franke und Karo, Der Zukunftsweg Deutschlands in der internationalen Wissenschaft. Münchner medizinische Wochenschrift 1926, Nr. 7; ferner die Berichte des Verbandes der deutschen Hochschulen.

[2]) Über internationale Kultur- und Wissenschaftsbestrebungen (Vorträge über Pathologie, Jena 1925).

[3]) Die Ärzte und ihre Wissenschaft im Dienste des Wiederaufbaues der Welt. Hamburger Überseebuch 1923.

[4]) Einen ausgezeichneten Überblick finden wir in Schreibers vorhin genanntem Buch. Es zeigt uns, was bereits geleistet ist und was von deutscher ärztlich- kulturpolitischer Arbeit im Ausland noch geleistet werden kann. Die Entente und Amerika sind uns hierin weit voraus. Es hat den Anschein, als ob das Reich mehr als bisher tun will (Schreiber, S. 314); es ist freilich höchste Zeit, wenn wir nicht zu spät kommen sollen.

unterrichtet Bruno Sommer: „Geschichte der Religionen" und „Die Bibel" („Freidenker-Verlag" Leipzig-Lindenau). Zahlreiche der Sozialdemokratie nahestehende Verlage sind inzwischen eingegangen. Von ihnen waren beachtenswert der „Verlag für Sozialwissenschaft" in Berlin, eine Kriegsgründung des bekannten Großunternehmers und Volkswirtes Parvus-Helphand, und der „Firn-Verlag" in Berlin. Der zuletzt genannte wurde mit dem Verlag „Gesellschaft und Erziehung" zum „Verlag der Neuen Gesellschaft", Berlin-Hessenwinkel, vereinigt. Hier erschienen in letzter Zeit Paul Freiherr von Schoenaich: „Mein Damaskus". Der Generalmajor a. D. gibt „Erlebnisse und Bekenntnisse", die seine Wandlung zum Pazifismus erklären sollen. Bemerkenswert ist das Bändchen 7 der „Jugendbücherei der Neuen Gesellschaft", Margot Rieß: „Der Arbeiter in der bildenden Kunst". In gut gelungenen Reproduktionen sind Blätter von Hans Thoma, Max Liebermann, Meunier und anderen zur Anschauung gebracht und mit erläuterndem Text versehen.

Die ebenfalls der Sozialdemokratie nahestehende E. Laubsche Verlagsbuchhandlung, Berlin, hat aus dem Nachlaß der besten theoretischen Kraft des radikalen Sozialismus, Rosa Luxemburg, eine fragmentarische „Einführung in die Nationalökonomie" herausgebracht. Es sind gesammelte Vorträge, die die Verfasserin in der Sozialdemokratischen Parteischule über Marxens „Kapital" hielt. Gewisse Teile der Einführung sind nicht erhalten, so die Abschnitte über Wert, Mehrwert und Profit. Einiges darüber sagte Frau Luxemburg allerdings schon einmal in einer Besprechung über das „Kapital", mit der sie Franz Mehring, den Verfasser der glänzend geschriebenen Lebensgeschichte Marxens, unterstützte. Die eigentliche Sammlung der Werke Rosa Luxemburgs erscheint aber bei der „Vereinigung internationaler Verlagsanstalten", Berlin, dem offiziellen Unternehmen der K. P. D. Ein neuer Verlagskatalog weist viele beachtenswerte Schriften nach, so daß man ihn nicht übersehen sollte. Neuerdings erschien hier der III. Band der „Gesammelten Schriften" Rosa Luxemburgs, „Gegen den Reformismus". Hier sind jene Aufsätze gesammelt, die im Kampf der Radikalen gegen den Reformismus der Bernstein und Genossen eine bedeutende Rolle spielten. Die bekannte Broschüre „Sozialreform oder Revolution?" eröffnet die zielklaren Auseinandersetzungen des „einzigen Mannes" in den Reihen der Sozialdemokratischen Kriegsopposition. Die Herausgabe dieser Sammlung besorgte der frühere, infolge seines Aufsehen erregenden Buches „Zehn Jahre Krieg und Bürgerkrieg" oft zitierte Reichstagsabgeordnete Paul Frölich. Die Probleme, die so im Tageskampfe der verschiedenen sozialdemokratischen Richtungen erörtert wurden, sind gestellt durch die viel umstrittenen Theoretischen Schriften von Karl Marx. Das „Kapital" ist bekanntlich ein Torso. Im Nachlaß befinden sich nach russischen Mitteilungen noch Hunderte von Druckbogen umfassende Manuskripte, die der Herausgabe harren und gewiß manches Licht in die tatsächlichen Anschauungen Marxens bringen werden. Trotzdem ist es von nicht zu unterschätzendem Wert, daß jetzt schon wissenschaftliche Untersuchungen über die von Marx angeschnittenen, großen wirtschaftlichen Probleme zur Veröffentlichung gelangen. Antonio Graziadei setzte sich vom Standpunkt des Syndikalismus aus mit dem heutigen theoretischen Marxismus in einem geistreichen, vielumstrittenen Werk auseinander. Er hat als Fortsetzung nun eine Studie über „Preis und Mehrpreis und ihre Beziehungen zu Konsumenten und Arbeitern" (R. L. Prager, Berlin) veröffentlicht, in der er sich forschend um das genannte Thema bemüht. Ein anderer Autor veröffentlicht Antikritische Studien zur Theorie des Marxismus: Jürgen Kuczynski, „Zurück zu Marx" (C. L. Hirschfeld, Leipzig). Er setzt seinem Buch voran: „Zurück zu Marx heißt vorwärts zu Lenin". Sozialdemokratische Kritik nennt das Buch eine sonderbare Verteidigung Marxens.

Eine Kritik des Marxismus von entgegengesetzter Einstellung aus äußert sich zu der Frage: Warum ist der Sozialismus gescheitert? Dieses Buch von D. H. Carstens, Der Untergang des Sozialismus, (O. Elsner, Berlin) ist eine fleißige, auf zahlreiche Belege sich stützende Arbeit, die viele Wahrheiten enthält, aber auch manches verzerrt wiedergibt. Z. B. übersieht der Autor, daß die Maßnahmen in Sowjetrußland nur als Übergangserscheinungen gewertet werden wollen. Die Parole der „Diktatur des Proletariats" ist keine sozialistische Staats- und Gesellschaftsordnung. Womit natürlich nicht bewiesen, daß eine solche einführbar ist.

In einem außerhalb der Parteien stehenden Verlage sind zwei Bände Friedrich Ebert: „Schriften, Aufzeichnungen, Reden" (Verlag Carl Reißner, Dresden) erschienen. Es ist doch zweifelhaft, ob der herausgebende Sohn den Manen seines Vaters einen Dienst erwiesen hat. Der verstorbene Reichspräsident ist in seiner Partei als Schriftsteller so gut wie unbekannt gewesen und hat sich auch als Redner nie über den Durchschnitt erhoben. Die Stärke des energievollen und die Grenzen seiner Begabung kennenden Mannes lag mehr auf organisatorischem und parteitechnischem Gebiet. Das biographische Vorwort hat der derzeitige amtliche Partei-Legenden-Fabrikant mehr schlecht als recht mühsam gescharwerkt. Wertvolle Geschichtsschreibung wird dagegen von Karl Zwing: „Geschichte der freien Gewerkschaften" geleistet, die

neuerdings in zweiter Auflage erscheint. Ebenso ist die Schrift des Gewerkschaftsführers Th. Leipart: „Die kulturelle und wirtschaftliche Bedeutung der Gewerkschaften" (Verlag des A.D.G.B.-Berlin) von Wert.

Welche Bedeutung den Gewerkschaften und ihrem Wirken beizumessen ist, erhellt die intensive Tätigkeit, die die III. Internationale und die ihr angeschlossenen Landesparteien überall in den Organisationen und Betrieben entfalten, die Moskauer Gewerkschaftsinternationale mit ihren jährlich wachsenden Mitgliederzahlen umspinnt bereits den Erdball. „Das Protokoll der IV. Session des Zentralrates der R.G.I." (Führer-Verlag, Berlin) gibt Kunde davon. Die Zahl der offiziell angeschlossenen Mitglieder, der Sympathisierenden und der in Minderheiten in anderen Organisationen befindlichen erreicht schon jetzt die Zahl der Amsterdamer und die der mit ihnen Sympathisierenden (R.G.I.: 12850000 gegen Amsterdam: rund 12000000 nach Abzug der rev. Minderheiten) Gewerkschaften aus 45 Staaten oder Teile von diesen werden aufgeführt, während Amsterdam mit 25 gewerkschaftlichen Landeszentralen rechnet. Auf die überaus reiche Literatur der R.G.I., die vom Führer-Verlag, Berlin, verbreitet wird, kann nur mit Stichproben eingegangen werden. Mit Erfolg bemüht sich besonders die Moskauer Internationale, Angehörigen der Amsterdamer Internationale Gelegenheit zu geben, durch Reisen nach Rußland ein Bild von der Lage der Arbeiter in Sowjetrußland zu geben. Dies fällt dort vielfach anders aus, als die sozialistischen Parteien es Beinschwarz in Lampenschwarz in der Heimat zu malen versuchen. Berichte und Erklärungen Delegierter aus England, Belgien, Schweden, Dänemark usw. beweisen dies. Vgl. das geschickt aufgemachte, gut und einleuchtend geschriebene Buch v. A. Losowsky: „Warum reisen Arbeiterdelegationen nach Sowjetrußland?" (Führer-Verlag, Berlin 1926) und Clara Zetkin: „Die Bedeutung der aufbauenden Sowjetunion für die deutsche Arbeiterklasse" (Verein. intern. Verlagsanstalten, Berlin 1926). Zwei weitere Schriften von A. Losowsky, die im Führer-Verlag erschienen, beweisen die große Arbeitsfreudigkeit der Moskauer Gewerkschaftler in der Verfolgung ihres Zieles: „Kommunisten und Gewerkschaften", Berlin 1926, und „Wie kann die Einheit der Gewerkschaftsbewegung hergestellt werden?"

Einen sehr günstigen Eindruck hat in den Kreisen der englischen Gewerkschaften das überaus hilfbereite Verhalten der Russen während des Großen Kohlenarbeiterstreiks hinterlassen. Nicht, als ob nun Zehntausende von Arbeitern Kommunisten geworden wären, aber ein freundschaftliches Verhältnis zu den russischen Gewerkschaften und zur R.G.I. ist hergestellt.

An Schriften, die die russische Auffassung von dem englischen Bergarbeiterstreik in Deutschland vermitteln, seien genannt: „Der Streik in England und die Arbeiterklasse der Sowjetunion", „Die Lehren des Generalstreiks in England", „Das englisch-russische Komitee der Einheit", „Dokumente und Reden englischer Arbeiterführer über den Generalstreik", H. Kanter: „Wirtschaftsbilanz des englischen Bergarbeiterstreiks" (Führer-Verlag, Berlin). Auch die parteilose „Internationale Arbeiterhilfe" hat sich bei dem Streik notlindernd betätigt und gibt davon in einer kleinen Schrift „Der Streik der englischen Bergarbeiter und die internationale Arbeiterhilfe" Kenntnis. — Neben dem auf die Weltwirtschaft wirkenden englischen Streik steht im Vordergrunde des Interesses das Arbeitslosenproblem. M. Selikman und G. Schumann: „Weltarbeitslosigkeit" beschäftigt sich damit und H. Weiß: „Rationalisierung und Arbeiterklasse" (beide beim Führer-Verlag, Berlin) weist auf die Auswirkung solcher Maßnahmen in Deutschland hin. — Über die einzelnen Gewerkschaften, deren Mitgliederzahl mehr als 7 Mill. beträgt, ist schon vieles in deutscher Sprache erschienen. Nun liegen Nachrichten über zwei große Staatsarbeiter-Verbände vor: A. Andrejew: „Über die Tätigkeit des Eisenbahner-Verbandes der Sowjetunion" und „Der Verband der Postangestellten". — Karl Biro: „Die ungarische Arbeiter-Bewegung 1919—1925" (Carl Hoym N., Hamburg) 1926 behandelt ein wenig bekanntes historisches Thema. Der Sozialismus fand in Ungarn bis zum Kriege verhältnismäßig wenig Boden, um so mehr war alles von der Proklamation der Räterepublik kurz nach dem Kriege überrascht. Wie sich nach dem Sturz der Räte die Verhältnisse in der Arbeiterbewegung gestalteten, weist das Buch nach. Trotz starker Verfolgung der Organisationen und der Gebietseinschränkungen des Landes hat Ungarn darnach ¼ mehr Gewerkschaftsmitglieder aufzuweisen (127500) als in der Vorkriegszeit.

Unter unsern politischen Handbüchern nimmt seit einigen Jahren das „Jahrbuch für Politik, Wirtschaft und Arbeiterbewegung" (C. Hoym) eine besondere Stellung ein. Es erscheint seit 1923, seine dritte Ausgabe liegt jetzt vor. Die ungenannte redaktionelle und herausgeberische Tätigkeit an dem sehr aufschlußreichen, übersichtlichen, selbstverständlich parteikommunistisch eingestellten Buch hat der bekannte, in Moskauer Dienste getretene, ungarische Volkswirt, Eugen Varga, ausgeübt. Die Besonderheit des Werkes liegt aber nicht nur in seiner bewußt-parteilichen Einstellung, sondern auch darin, daß es als einziges

unter den im buchhändlerischen Vertrieb befindlichen Jahrbüchern einigermaßen sichere Aufschlüsse über die sozialistische Arbeiterbewegung auch aus entlegenen Gegenden des Erdballs gibt. Der breiteste Raum ist allerdings dabei Rußland gewidmet. Aber auch die Berichte über Deutschland nehmen einen ziemlichen Raum ein. Gegenüber den früheren Angaben ist das Tabellenwerk über die Weltwirtschaft bedeutend erweitert. Die neuesten Zahlen der politischen und gewerkschaftlichen Arbeiterbewegung werden verzeichnet. Es haben die

II. Internationale ca. 6,3 Millionen in 24 Staaten
III. „ „ 1,3 „ „ 22 „

Dabei ist bemerkenswert, daß sich die Mitglieder der K.P.D. (150000) in Deutschland nach einem ziemlichen Rückschlag wesentlich vermehrt haben und das im Gegensatz zur Mitgliederabnahme der deutschen Sozialdemokratie. Das Wachsen der K.P.D. wird auch durch den Ausfall der Wahlen in Sachsen bestätigt. Auf S. 32ff. finden wir weiter einen sehr interessanten Aufsatz über die „Kommunistische Jugendbewegung". Wir erfahren, daß sie seit 1919 von 13 Verbänden mit 229000 Mitgliedern auf über 60 Verbände mit 1980000 Mitgliedern 1925 gewachsen ist. Wenn auch Rußland $^3/_4$ davon stellt, so ist doch gegenüber der Jugendbewegung der Sozialdemokratie ein wesentliches Mehr festzustellen. Die kommunistische Jugendinternationale ist heute der zweitstärkste internationale Jugendverband. Es haben daneben

Sozialistische Jugendinternationale	202000 Mitglieder
Evangelische Jungfrauenvereine	1300000 „
Weltbund christlicher (evang.) Jugendvereine	1590778 „
Katholische Jugendorganisationen	2880000 „

Das wohlfeile Werk: „Jahrbuch für Wirtschaft, Politik und Arbeiterbewegung 1925 und 1926" (Carl Hoym Nachf., Hamburg 1926) empfiehlt sich schon der bequemen Handhabung wegen. Gutes auf einem Sondergebiet liefert E. Kelmann und H. Freund: „Die juristische Literatur der Sowjet-Union" (R. L. Prager, Berlin 1926). Es handelt sich um ein Sammelwerk, zu dem meistens russische Gelehrte Beiträge beigesteuert haben. Die Entwicklung der neuen juristischen Literatur Rußlands wird systematisch im allgemeinen gezeigt und jedem einzelnen Artikel ein bibliographischer Anhang beigefügt. Ein anderes Sondergebiet behandelt S. de Leon und N. Fine: „American Labour Press Directory" (Rand school of social Science, New York). Das Verzeichnis bietet gegen 600 Titel der Arbeiterjournale der Vereinigten Staaten und Kanadas und nähere Angaben darüber nach Verbänden geordnet. Als Ergänzung dazu sind aus der Arbeiterpresse amerikanischer und europäischer Staaten die wichtigsten Titel, gegen 200, genannt.

Über eine Besonderheit auf dem Gebiete tätiger Hilfe in internationalem Ausmaß berichtet ein umfangreicher Band Willi Münzenbergs: „Fünf Jahre internationale Arbeiterhilfe" (Neuer deutscher Verlag, Berlin 1926). Der über viele Staaten verbreitete, 15 Millionen Mitglieder umspannende Hilfsbund erstattet Bericht über seine segenspendende Tätigkeit. Die Sammlungen dieser Organisation haben das erfreuliche Ergebnis von rd. 41 Millionen Goldmark ergeben. Über die Organisation der Hilfe und die Verwendung der Gelder legt der Bund vor der Öffentlichkeit Rechenschaft ab. Nur nebenbei sei erwähnt, daß die I.A.H. neben der eigentlichen auch eine bedeutende Verlagstätigkeit entwickelt hat. Neben acht periodischen Veröffentlichungen in mehreren Sprachen und gelegentlichen Einzelblättern finden wir 40 Bücher und Broschüren in einer Gesamtauflage von über einer $^1/_4$ Million Exemplaren.

Von den Zeitschriften haben „Sichel und Hammer" in deutscher Sprache eine Auflage von 120000 und „Sowjetrußland im Bild" von je 70000 Exemplaren zu verzeichnen gehabt. In diesem Zusammenhang sei auch die Schrift von Felix Halle: „Anklage gegen Justiz und Polizei" (Moser-Verlag, Berlin 1926) erwähnt, die über Verfolgungen des proletarischen Hilfswerkes berichtet.

In letzter Zeit ist die Literatur über politische Prozesse besonders stark gewachsen. So wurde iene Verteidigungsschrift von Heinrich Wandt: „Das Justizverbrechen des Reichsgerichts an dem Verfasser der ‚Etappe Gent'" vom Verlag „Der Syndikalist", Berlin, veröffentlicht. Die Schrift bringt zum erstenmal den Abdruck des Dokuments „Debeuckelaere". Erich Mühsam: „Gerechtigkeit für Max Hölz" (Verlag Rote Hilfe, Berlin) will ein Aufnahme-Verfahren für den Verurteilten herbeiführen. In der Tat scheinen bei dem Fall Hölz neue entlastende Momente aufgetreten zu sein. Die vielbesprochene Marinemeuterei und ihre Behandlung im Untersuchungsausschuß des Reichstages hat neuerdings eine Broschüre herausgegeben vom Verein ehemaliger Matrosen: „War es die Marine?" gezeitigt (August Scherl, Berlin). Den gleichen Stoff behandelt der ehemalige Vorsitzende des Buchbinderverbandes Emil Kloth: „Dittmanns Enthüllungsschwindel nach Eingeständnissen seiner Genossen" (Brunnen-Verlag, Berlin). Beide Veröffentlichungen verwerten wenig bekanntes Material. Die Samm-

lung „Außenseiter der Gesellschaft" bringt gleichfalls neue Bände. So Kurt Kersten: „Der Moskauer Prozeß gegen die Sozialrevolutionäre". Die Aussagen in den Verhandlungen beweisen die Teilnahme bzw. Vorschubleistung der Entente bei dem Mord an dem deutschen Botschafter. Ein weiterer Band von Leo Lania behandelt den „Hitler-Ludendorff-Prozeß". Beide kamen heraus in dem sozialistischen Verlag Die Schmiede, Berlin. Sehr interessant und kleine Seltenheiten sind die mit Schreibmaschine hergestellten Manuskriptdrucke ohne Verlagsangabe. 1. „Memorandum über die Verhältnisse in den polnischen Gefängnissen nach dem Bericht des Sejm-Ausschusses." 2. „Das Italien Mussolinis". In dem letztgenannten „Informationsmaterial" wird eine Statistik veröffentlicht, die behauptet, daß innerhalb von 1925 und 10 Monaten 1926 in Italien 19100 Haussuchungen, über 23300 Verhaftungen, 1915: 1017 Zeitungsverbote aus politischen Gründen stattfanden. In das Gebiet der politischen Prozesse führt gleichfalls das lesenswerte Werk von Wera Figner: „Nacht über Rußland" (Malik-Verlag, Berlin). Es ergänzt die reiche Literatur der Lebenserinnerungen russischer Revolutionäre. Man sollte die vor ca. zehn Jahren erschienenen Charakterbilder von Nadja Strasser: „Die Russin" (S. Fischer, Berlin) gelesen haben[1]), ehe man sich dem neuen Memoirenwerk zuwendet, sonst gibt uns das Wesen der russischen, revolutionären Frau unlösbare psychologische Rätsel auf. Aber auch dann noch bleibt ein uns Deutschen wesensfremder Rest zum Verständnis für diese Charaktere. Glühende Menschenliebe und rücksichtenferner Drang, sich bei terroristischen Akten zu betätigen, spricht aus den Erinnerungen der Wera Figner, in denen die revolutionäre Tätigkeit der Angehörigen jener bekannten Geheimbünde der 70er und 80er Jahre vorigen Jahrhunderts, „Land und Freiheit" und „Volkswille", das unstete Leben, die fieberhafte Tatkraft, die Prozesse wegen der politischen Taten, das Vegetieren in den Gefängnissen und das mutige Sterben bald grau in grau, bald farbenreich geschildert wird. Durch das Studium des Wirkens der alten revolutionären Verbände und die Kenntnis des Lebens ihrer Angehörigen, wird uns das Verständnis für das Wesen des russischen Bolschewismus erst näher gebracht. Trotz seines internationalen Kleides wohnt ihm ein großer, nationaler Idealismus inne, den wir bei deutschen Internationalisten zweiter und dritter Schattierung in der Hauptmasse zu vermissen immer wieder bedauern müssen. Das zuletzt Gesagte beweist wiederum die Rede Scheidemanns im Reichstag, das zuerst Erwähnte neben vielem anderen, der „Wochenbericht der Gesellschaft für kulturelle Verbindung der Sowjetunion mit dem Auslande", Moskau. Es ist eine lebendige Kulturstatistik Rußlands, die darin, gut gruppiert, fortlaufend geboten wird. Sie ist unentbehrlich für jeden Rußlandforscher.

Auch Deutschland hat einige Neuheiten auf dem Gebiete des Zeitschriftenwesens, dessen Inhalt unserm Thema entspricht, zu verzeichnen. Der konsequente, eingängerische Revolutionär Erich Mühsam gibt seit kurzem eine kleine Monatsschrift heraus: „Das Fanal" (Berlin), sie knüpft an seine Vorkriegs-Zeitschrift „Kain" (München) an. In ihr loht und knistert es immer noch von revolutionärem Feuer wie einst in dem früheren Blatt. Aus den Wurzeln des morschen, überalterten Stammes der deutschen Sozialdemokratie sprossen und entwickeln sich selbständig immer mehr neue Triebe, über deren Zukunftswachstum allerdings heute noch keine Prognose zu stellen ist. Die „Alte Sozialdemokratie" in Sachsen, die sich von den Radikalen trennte, gibt eine neue Zeitung, den „Volksstaat" heraus, in Berlin erscheint neben dem bekannten Wochenblatt nationaler Arbeiterführer, der „Deutsche Vorwärts", eine kleine Monatsschrift: „Widerstand". Sie nennt sich „Blätter für sozialistische und nationalrevolutionäre Politik". Weiter gibt es eine „Freie sozialistische Jugend", (Berlin) und der „Internationale sozialistische Kampf-Bund" bringt die Zeitschrift „Isk" (Gelnhausen). Sehr beachtenswert ist die Schriftenreihe, die der bekannte, frühere Redakteur des „Firn" herausbrachte, Arno Franke: „Deutschlands Zukunft— Deutschlands Erwachen!". Das erste Heft: „Der Zerfall der Sozialdemokratie" beweist, daß sein Verfasser ein guter Kenner neuerer sozialdemokratischer Politik und sicherer Beurteiler ihrer katastrophalen Wirkungen ist. Schließlich seien noch die Schriftenreihen erwähnt, die der rührige politisch neutrale Milavida-Verlag in München letztjährig massenhaft verbreiten konnte: J. Fischer-Jelenik: „Die deutschen Gewerkschaften" in zwei Bändchen. Es sind gute Übersichten, die Stand und Werden und die Stellung in und zur Wirtschaft knapp und doch erschöpfend genug entwickeln, weiter bringt hier der bekannte Gewerkschaftsführer August Winnig zwei Broschüren, von ihnen ist „Der Glaube an das Proletariat" den Lesern der S.M. bekannt und gibt ihnen Gelegenheit, die Gedanken eines Arbeiterphilosophen im billigen Sonderdruck weiten Kreisen zugänglich zu machen, die zweite Broschüre „Befreiung" spinnt den Faden, der in der ersten begonnen, weiter. Erwähnenswert ist auch, Alfred Kuhlo: „Gemeinsame Arbeit oder gemeinsamer

[1]) Vgl. auch den Aufsatz von Nadja Strasser, Die russische Frau in der Revolution. Juliheft 1915 der S. M. „Rußland von Innen".

Untergang". Der Verfasser richtet einen Aufruf damit an die gesamte deutsche Industrie, den so dringend für uns nötigen Wirtschaftsfrieden wieder herzustellen und Alwin Hauser: „Das Arbeiterhaus" setzt als Motto auf den Umschlag: „Proletarier Deutschlands vereinigt euch!". Es ist das groß umrissene Prospekt zu einem neuen Weg zur Lösung der sozialen Frage. Nehmen wir noch die Publikation des früheren sozialdemokratischen Schriftleiters Bernhard Rausch: „Deutsche Wehrkraft, deutsches Schicksal" hinzu, die klar und übersichtlich die Notwendigkeit zeigt, daß der Wehrgedanke in Deutschland lebendig bleibt, so ist mit diesen 50 Pfennig-Heften ein Forum neuer deutscher Arbeiterpolitik in zukunftsreichem Aufstehen. Im gleichem Verlag erschien mein neuestes Buch, eine Abhandlung über die Geschichte der sozialdemokratischen Partei „Die deutsche Sozialdemokratie. Werden, Wollen, Wirken."

Page eine Legende?

Der amerikanische Botschafter in London während des Krieges, Walter Hines Page, kommt in der heutigen Publizistik nicht gut weg. Das ist hauptsächlich ein Erfolg der „Intimate papers" des Obersten House. Page, so lautet jetzt die Formel, war nichts weniger als der weitschauende Diplomat, zu dem ihn Seymour stempeln wollte, er ist vielmehr im Kriege zum Sprachrohr der englischen Politik geworden und hat darüber gröblich die amerikanischen Interessen vernachlässigt. Gewiß, wenn man ihn als Vertreter einer neutralen Macht ansieht, so bleibt das ständige Augenzwinkern recht befremdlich, mit dem er den englischen Politikern zu verstehen gab, daß es Amerika gar nicht so bös meine. Aber das ist eben die Legende, die sich, je weiter wir vom Kriege abrücken, mehr und mehr in das europäische Bewußtsein einschleicht: Die Vereinigten Staaten waren keine neutrale Macht, waren es keinen Augenblick lang. Ihre maßgebende politische Schicht stand von Anfang an für den Sieg der Entente, ihre Wirtschaft arbeitete für die Verbündeten, ihre Bevölkerung griff aktiv in den Lügenfeldzug ein, der für die Sache der Mittelmächte so besonders verhängnisvoll werden sollte. Man kann den Schlüssel zur amerikanischen Politik während des Weltkrieges nur in den Munitionslieferungen finden, denn die Munitionslieferungen wurden eigentlich entscheidend, daß Wilsons Vermittlungsvorschläge in Deutschland mit Mißtrauen aufgenommen, seine Drohungen bei der Entente nicht voll geglaubt wurden. Keine noch so geschickte Diplomatie konnte daran etwas ändern. Page ging davon aus, daß der Sieg der Entente für das amerikanische Interesse unbedingt notwendig sei, er wollte daher von Anfang an ein offenes Eintreten der Vereinigten Staaten für die Sache der Verbündeten. Er wollte nicht gleich den Krieg, aber eine aktive Teilnahme der Vereinigten Staaten und der übrigen Neutralen an der Blockade gegen Deutschland (Vorschlag Oktober 1914). Nach der Versenkung der Lusitania war er für den Krieg, zum mindesten für die volle Kriegsbereitschaft seines Landes. Gewiß, es ist wahr, seine Berichte an den Präsidenten und an House haben nicht den gewünschten Erfolg gehabt. Wilson war sogar zeitweise sehr verstimmt, behandelte seinen früheren Freund schlecht, schaltete ihn bei wichtigen Beratungen in London aus. Und doch hat man das Gefühl, daß dieser Mann mit seiner starken Willenseinstellung den tieferen Sinn amerikanischer Politik besser ausdeutete, als der in seinen Doktrinen eingesponnene Professor auf dem Präsidentenstuhl und der immer geschäftige Allerweltsreisende House. Was Wilson und sein intimer Berater sich ausdachten und vorschlugen, blieb doch schließlich alles Papier, was Page wollte und was er direkt und indirekt zur Vorbereitung des Krieges der Vereinigten Staaten getan hat, wurde furchtbare Wirklichkeit, und niemand, der seine Briefe aufmerksam liest, wird sich der suggestiven Wirkung entziehen können, die von der unbelasteten Energie dieses Amerikaners ausgeht.

Und ist es nicht ein erstaunlicher Anblick, wie Page nach der amerikanischen Kriegserklärung noch seinen totkranken Körper zu meistern wußte, um seinem Lande in der ersten kritischen Zeit noch unschätzbare Dienste leisten zu können? Mehr als ein anderer verkörpert er den Kriegsgeist unserer Feinde, der, wenn auch nur von Lügen und Vorurteilen genährt, sich deshalb den Mittelmächten so außerordentlich überlegen erweisen mußte, weil er den Sieg als unerschütterliche Überzeugung in sich trug.

Berlin Dr. Otto Graf zu Stolberg-Wernigerode.

Tagebuch

Menschliches Allzumenschliches

Als Väterchen Zar noch in Rußland herrschte, ließ er Kunst, Wissenschaft und Literatur beaufsichtigen, um das Eindringen „gefährlicher" Erzeugnisse zu verhindern. Im „Namen der Freiheit" wurde diese Herrschaft als „kulturfeindlich" gestürzt. Durch eine kühne Umwertung aller Werte ist nun allein der völkerbefreiende Kommunismus „legal", alles andere „illegal". Darum hat gerade das Moskauer Komitee der Kommunistischen Partei gegen Trotzki, Sinowjew, Platagow, Smolga, Radek und Sapronow öffentlich die schwere Beschuldigung erhoben, diese Genossen bedienten sich „illegaler" Literatur, „illegaler" Versammlungen, „illegaler" Beitragssammlungen und bewegten sich somit jenseits der Grenze „zulässiger" Kampfesweise. „Verbrechen gegen die Partei" wird ihnen vorgeworfen und gefordert, daß das Zentralkomitee der Partei rücksichtslos gegen sie vorgeht, weil sie den „kollektiven Willen der Partei" verletzt haben. Früher, wenn Derartiges im Zarenreiche geschah, war Entrüstung so billig wie Brombeeren. Jetzt aber scheint die Devise zu sein: Quod licet bovi, non licet Jovi. Der „Jovi", das sind in diesem Fall alle, denen Ehre und Vaterland unentbehrliche Lebenswerte bedeuten. A. G.

New-Yorker Erlebnis

Ich sitze in einer gemütlichen Gaststube, so gemütlich, daß im Tabaksrauch die Köpfe der Anwesenden gerade noch im Umriß sichtbar sind. An einer der rauchgetönten Wände bemerke ich den frommen Spruch: „Hopfen und Malz, Gott erhalt's", darunter den blondlockigen König Gambrinus mit schäumendem Pokal. An den Holztischen sitzen auf Holzstühlen dicht gedrängt Menschen beiderlei Geschlechts in der Kleidung der wohlhabenden Klassen und erfrischen sich an einem Getränk, dessen Geschmack verrät, daß mit Hopfen und Malz nicht gespart wurde. Kurz, wir trinken wirkliches, echtes, gutes Bier mitten in New York in einer durchaus nicht abgelegenen Straße. Immer neue Scharen strömen herein, immer neue Banzen werden sachkundig mit lautem Getöse geöffnet. Das Lokal scheint sehr bekannt zu sein. Plötzlich fällt mir ein, daß ich ja in Amerika bin, wo der Genuß alkoholischer Getränke unter empfindlicher Strafe steht. Ich werde unruhig — denn wenn wir erwischt werden, wird es wieder heißen, daß der Deutsche ohne Alkohol nicht leben könne — und frage meinen amerikanischen Freund, ob denn nicht Gefahr bestehe, daß plötzlich ein Kommissar erscheine. „O nein, da können Sie ganz ruhig sein. Der Schutzmann dort drüben — und er zeigt durch die offene Eingangstür auf einen gemächlich wandelnden Riesen — ist ja eigens dafür da, um zu verhindern, daß Unberufene uns stören. Im Notfall wird er sogar seine starken Fäuste für uns einsetzen, denn für diesen Dienst wird er glänzend bezahlt." A. G.

Ein luxemburgischer Dichter

In einem Aufsatz „Luxemburgisches" (Januarheft der Deutschen Rundschau) zieht Nikolaus Welter das völkerpsychologisch höchst bemerkenswerte Ergebnis der fast tausendjährigen geschichtlichen Entwicklung des deutschen Grenzlandes, das ein aufmerksamer Leser schon seinem gleichbetitelten Beitrag im Augustheft 1916 der S. M. „Die Niederlande" entnehmen konnte. Der Verfasser sagt es auch heute noch in einer angenehmeren Form, aber man kann es recht und schlecht in zwei Sätzen zusammenfassen: Von Frankreich hat Luxemburg viel Übles erfahren, ohne daß dies seiner Liebe für Frankreich Abbruch getan hätte. Von Deutschland hat es viel Gutes erfahren, ohne daß dies seiner gefühlsmäßigen Abneignng gegen Deutschland Abbruch getan hätte. Wenn man diese Tatsachen festzustellen genötigt ist, so freut man sich doppelt, gerade in Nikolaus Welter einen Mann begrüßen zu können, der in seiner engeren Heimat stets das Bewußtsein seiner Zugehörigkeit zum Deutschtum gewahrt hat. Durch eine fünfbändige Ausgabe seiner „Gesammelten Werke" hat der Verlag Georg Westermann, Braunschweig, heute die deutsche Dankesschuld an ihn teilweise abgetragen. Die Ausgabe enthält eine Sammlung ausgewählter Gedichte, das Prosabuch „Hohe Sonnentage, ein Ferienbuch aus Provence und Tunesien", das Josef Hofmiller bei seinem ersten Erscheinen „eine treffliche Einführung in südfranzösische Landschaft, Kunst, Volkskunde und Literatur" genannt hat (Juniheft 1913 der

S. M.) und aus dem unsere älteren Leser die im Maiheft 1912 veröffentlichte Skizze „Ein Tag in Tunis" kennen, schließlich 3 Bände Dramen, die von der Volkslegende „Siegfried und Melusine" (1899) bis zu dem geschichtlichen Charakterspiel „Dantes Kaiser" (1921) — gemeint ist Heinrich von Luxemburg — schon durch die Stoffwahl für den Willen des Dichters zeugen, das Heimatgefühl zum Bewußtsein der Einheit mit dem deutschen Mutterlande zu erheben. Eben darum verdient Welter bei uns gelesen zu werden. Nicht zunächst, weil er heute wohl der einzige Luxemburgische Schriftsteller von Rang ist, sondern weil ein Mann, der an die 4 Jahrzehnte seines Lebens für die deutsche Kulturgemeinschaft gekämpft hat, Anspruch auf Beachtung hat. A. H.

Die Familie Kahr

Als Sonderdruck aus dem Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie (Bd. 18, H. 3) erscheint eine kleine Untersuchung des Münchener Genealogen Gustav Wulz über „Die Familie Kahr". Gustav v. Kahr, der während der bewegten Jahre nach dem Kriege und der Revolution mehrfach bestimmenden Einfluß auf den Gang der Ereignisse in Bayern ausgeübt hat, stammt aus einer Familie, deren Geschichte von erheblichem rassenbiologischem Interesse ist. Wulz hat bisher von den Ahnen Kahrs, die er bis ins 15. Jahrhundert verfolgt, 374 festgestellt: nur zum kleinern Teil Großstädter, meistens Inwohner von Kleinstädten, Dörfern und Märkten, dem Berufe nach vielfach Theologen und Juristen, sodann vor allem Gewerbetreibende, wobei das Nahrungsmittel- und Bekleidungsgewerbe vorwiegt. Der Gesamteindruck ist der einer bürgerlichen Tüchtigkeit von Menschen, die, gleichviel welchen Standes sie waren, ihren Platz in der Welt auszufüllen wußten. A. H.

Gedanken

In der Politik ist vielleicht nur eine einzige Regel absolut: daß alle absoluten Regeln falsch sind. Die Stunde bestimmt ihr Gesetz.

*

Das Alter einer Einrichtung ist kein Beweis dafür, daß sie zweckmäßig ist, — aber ihre Neuheit auch nicht.

*

Das eigentliche Geheimnis des parlamentarischen Staatsmanns: gewöhnliche Ansichten und ungewöhnliche Fähigkeiten.

*

Das Volk in seiner Mehrheit hat nie politische Gedanken, nur Instinkte, Gefühle, Triebe. Sie zu politischen Gedanken zu erheben, ist immer Sache der Führung.

*

Der Nachahmungstrieb ist auch in der Politik einflußreicher als die Überredungskunst. In der Monarchie und Aristokratie ist er von Natur nach oben gerichtet; in der Demokratie richtet er sich leicht nach unten.

*

Nicht die politische Maschinerie eines Volkes ist das Wesentliche, sondern seine politischen Gefühls- und Willensrichtungen. Die wirklichen Probleme im Leben der Völker sind seelische und sittliche, nicht juristische.

*

Viele Menschen kennen wirkliche Hingebung und Treue nur gegenüber Personen: das ist die ewige Stärke der Monarchie. Die besten Grundsätze ersetzen sie nicht.

*

Die oberste Aufgabe der Volksredner in der Demokratie müßte sein, den Massen einzuprägen, daß sie sich selbst nicht regieren können. Aber das Bedürfnis nach Beifall treibt zum Gegenteil.

*

Man kann die Politik entweder auf die gegebenen, tatsächlichen Verhältnisse eines Gemeinwesens begründen, d. h. auf gesunden Menschenverstand und Kompromisse; dann sind demokratische Regierungsformen möglich. Oder aber auf Grundsätze — logische, weltanschauliche, sittliche, gleichviel; dann bleibt zur Regierung eines großen, vielfältigen Gemeinwesens, mit verschiedenen Menschensorten, nur der Despotismus — in der Form oder in jener. England und Sowjetrußland.

*

Die Frage ist: ob eine konstitutionelle Demokratie bei uns möglich ist. Sonst bleibt doch nur Massenherrschaft oder Diktatur.

*

Die eigentliche Gefahr der Monarchie: zum Theater zu werden.

*

Die eigentliche Gefahr der Demokratie — alle Einsichtigen zittern heimlich vor ihr, aber keiner wagt sie laut zu nennen: die Macht der entfesselten Dummheit.

* * *

Die törichte Überheblichkeit des Materialismus zeigt sich am schlagendsten darin, daß er selbst die verstiegenste Ideologie ist die auf Gottes grünem Erdboden ausgeheckt worden ist. K. A. v. M.

*

Der deutsche Erzähler

Begegnung auf dem Riesengebirge

Erzählung von Erwin Guido Kolbenheyer

Der Dozent Gregor Arthaber war auch im letzten Herbste bei der Besetzung eines Lehrstuhles für Philosophie übergangen worden und hatte in der Ermattung seiner gepeinigten Geduld den Ruf an die Universität eines Balkanstaates angenommen. Diesem Rufe in Wirklichkeit Folge zu leisten, schien ihm unerträglich. Eine Demonstration also, eine jener äußersten Demonstrationen.

Pionier und nur Pionier für ein Bereich des Geistes zu werden, das mehr der Kunst als der Wissenschaft angehörte, trotzdem es alle Erfordernisse der Wissenschaft beherrschen mußte, um frei zu sein und Kunst zu bleiben, Pionier unter einem Volke zu werden, das kaum den Anflug einer Zivilisation zeigte, dem Philosophie lange noch kein Ordnungsbedürfnis aufdrängender metaphysischer Triebe bedeuten konnte: das vermochte Gregor Arthaber nicht über sich zu bringen. Ihm fehlte die geschäftstüchtige Unbekümmertheit seiner Kollegen, die zunächst nehmen, was sich bietet, um darüber hinaus weiter zu kommen. Er wollte wirken, brauchte also den gemäßen Boden. Allein die Zusage war gegeben, die Öffentlichkeit hatte davon Notiz genommen — und alles war Lüge.

— Ja, ich habe gelogen, schrieb er in dieser Nacht, die eine seiner letzten sein sollte, ich habe gelogen, wie so oft in meinem Leben. Aber Lüge und Lüge! Welches Menschenleben könnte der Lüge entbehren? Ist sie nicht das schützende Zurückzucken des ich-befangenen Bewußtseins vor dem Gemeinwesen Menschheit, dem es — sein Schicksal — unentrinnbar verhaftet ist? Lüge: der enge, dumpfe Schlupfwinkel für einen Augenblick der Rast! Schuldhafte Ausflucht, aber Flucht vor dem unverschuldeten Geschicke, in der Allverbundenheit leben zu müssen, schuldhaft trotzdem. — Daß dem Leben die Schuld so notwendig wird wie die Heiligung! Aber Lüge und Lüge! So sei es die letzte, äußerste, die begangen werden muß, um den letzten Schutz zu gewinnen! Sie belastet das Gewissen nicht mehr, denn das Gewissen hängt an der Gemeinschaft. Sie hebt die Gemeinschaft auf, die letzte Lüge, sie wird der Gemeinschaft hinterlassen wie eine Quittung. Die Rechnung ist beglichen.

Weshalb schreibe ich das noch? Um mir selber Rechenschaft zu geben? Habe ich nicht mein Leben über Schrift und Druck hinweggebracht, verbraucht? An diese Unzucht des Lesens und des Schreibens müßte ich meine vorletzte Stunde verschwenden? Denn meine letzte wird frei sein, sturmumbraust, glanzdurchhellt, wird Horizont besitzen, nicht Schreibfläche! Also: ich schreibe, weil ich auch dem Schreibwerk verhaftet bin wie der menschlichen Gemeinschaft. Abschied vom Tintenfaß. Lächerlich! Und doch, und doch . . .

Nein, es ist mehr. Es wird gelesen werden und kann in die rechten Hände, vor die rechten Augen kommen. Eine Hoffnung über den Ich-Komplex hinaus, jenseitige Hoffnung.

Ich habe niemand, der erschrecken kann, und keinen, der Schmerz empfinden wird, wenn er von meinem Ende hört. Die wenigen, die mir näher gekommen sind, werden auch wissen, daß es mir unmöglich war, in die Balkanverbannung zu gehen. Ich habe also nur noch mich. Aber ich bin nicht allein bei mir. Allein zu werden, darum schreibe ich, darum gebe ich mir Rechenschaft. In die jenseitige Hoffnung muß ich den Teil meiner selbst werfen, den Teil, der in

einigen Menschen liegt, in den wenigen, die mit gerechten Händen nehmen und mit richtigem Blick lesen werden. — So ist es: Ich bin noch nicht allein bei mir. Es sind andere da innen, Menschheit, von der mein Ich seine Rechtfertigung erhalten hat.

Warum soll ich mich in dieser Stunde schämen, den wenigen, die ich kaum kenne, die aber sind wie die unbekannten Sterne, diesen wenigen zu sagen, daß ich sie unsäglich liebe? Und sie sind noch mein, ich bin noch nicht allein. Vor ihnen muß ich gerecht und fertig werden. Da ist es auch natürlich, daß ich mich dieses vereinsamenden Wegmittels, des Papiers und der Feder, bediene, und das ist mir noch nie so seltsam vorgekommen, wie in dieser Stunde. Schrift, mystifizierte Materie, lautlose Zeichen ins unbekannte Jenseits des Ich, dessen das Ich teilhaftig lebt! Ich kann das Bangen ehrfürchtiger Völker vor der Schrift fühlen, vor der Schrift, mit der die Zivilisation Unzucht getrieben hat.

Aber ich will mich nicht reinigen, indem ich das Mittel heilige, das meiner Reinigung dient. Dies eine und letzte Mal will ich mich frei halten von der Urlüge der Menschheit: das Mittel für das Heil zu nehmen, das Sakrament für das Erlebnis, das Zeichen für die Tat.

Was für Worte! Wie alles Raum sucht vor dem erschütternden Gefühl: zum letzten Mal! Als ob ich da, wo ich aufzugeben wünsche, um endlich vor mir selber allein zu werden, noch rasch nachholen und einheimsen müßte! Muß ich mir mißtrauen?

Was ist denn viel geschehen, meine imaginären Freunde? Ich bin an die Grenzen meiner selbst gelangt, die unerschütterlich scheinen. Ich war des Glaubens, daß es genug sei, der Philosophie zu dienen. Genug heißt immer selbstgenügend. Und mein Glaube war ein Irrtum. Obwohl ich die Philosophie nur als eine Ordnungsform befunden habe und nicht als ein Wesen an sich, habe ich doch so geglaubt, als sei sie ein Wesen an sich und könne dem Frieden des Selbstgenügends für gute Dienste spenden. Da konnte ich wohl meinen Dom decken und seinen Turm behelmen, aber es fehlen die Stränge an den Glocken, es fehlen die Windbälge an der Orgel, es fehlt die Stimme von der Kanzel, und meine Bauhütte ist nicht auf einem Marktplatz gestanden, daß die Leute in ihr hätten klopfen hören können. Ich habe bitter erfahren, daß es nicht genügt, Baumeister zu sein und zu bauen. Aber versteht mich recht, meine imaginären Freunde, ich glaube keineswegs, daß es vergeblich wäre, nur Baumeister zu sein und nur zu bauen. So schwache Füße hat mein Glaube nicht. Ihr mag's genügen, ihr, der Philosophie. Aber mir, und ich rede in dieser Stunde von mir, um allein zu werden — mir genügt es nicht. Ich wollte meine Glocken hören, ich wollte in den Tönen meiner Orgel schweben und ich wollte erleben, daß die Stimme vom Predigtstuhle durch mein Säulenschiff wie auf Flügeln verhalle. Glaubt nicht, meine Freunde, daß ich nach Ruhm verlangt hätte; seht diese meine Stunde an, glaubt ihrem Worte und nicht euerer nächstbesten Vermutung, die ihr nach den Gewichten des Lebens meßt, in dem Ruhm und Anerkennung liegt. Es war nicht Ruhm, es war das Erlebnis meiner selbst: das wollte ich.

Wenn ich euch sage, meine letzte Handlung werde daraus hervorgehen, daß ich an Grenzen meines Ich gestoßen sei, die unerschütterlich sind, so meine ich also nicht das Mehr oder Weniger eines Erfolges, und meine ebensowenig, daß ich in dem Bereiche nicht seicht und behutsam weiter könnte, darin ich eine gewisse Meisterschaft erlangt habe. Meine Grenze ist meine Unfähigkeit, jene kleinen Mittel in Kauf zu nehmen, durch die man Fuß faßt, Stufe gewinnt und endlich auf die Rollbahn gelangt, zu der die Frager drängen, gerechte und ungerechte, sie alle, die das Erlebnis meiner selbst sinnfällig gemacht hätten. Denn das ist unsere tiefste Armut: wir müssen uns immer wieder geschenkt erhalten, wenn wir an uns glauben sollen. So sehr sind wir der Gemeinsamkeit verhaftet.

Ihr werdet verwundert aufblicken: welch eine Schwäche! Denn ihr werdet jene kleinen Mittel, durch die man die Rollbahn gewinnt, gering erachten vor einem Leben, das in der Kunst der Philosophie immerhin einiges vermocht hat. Und ihr werdet in euerer Verwunderung an eine Charakterschwäche denken. Man belastet lieber die sittliche Wesensart als die Fähigkeit dessen, dem man ein Ohr geliehen hat. So eitel seid auch ihr auf euere Intelligenz, meine Freunde.

Nein, ich will es gerade heraussagen, es ist keine moralische Schwäche, daß ich meine Unfähigkeit zur Rollbahn als eine Wesensgrenze empfinde. Mehr ist es: bildnerische Unfähigkeit. — Euch zur Genugtuung: keine bildnerische Unfähigkeit, die den Wert meiner Gebilde beträfe, sondern bildnerische Unfähigkeit meiner selbst. Und das liegt jenseits des Charakters, jenseits von moralischer Schwäche oder Vermögen. Mein Werk hat darunter gelitten, daß ich untauglich war, mich selbst durchzusetzen. Ich habe nur der Philosophie gedient, und ich hätte den Menschen durch meine Philosophie dienen sollen. Ihr werdet sagen: das hast du ja doch getan! Ich antworte euch: ich habe es nicht zur Gänze zu tun vermocht. Darauf ihr: alles Werk ist Stückwerk. Und ich: wohl Stückwerk, wenn man von der Leistung des einzelnen auf das Ganze blickt, aber der einzelne soll darum kein Stückwerk sein. Das ist es, meine Freunde; ich rede in dieser Stunde nur von mir und auch, wenn ich zu euch spreche, nur zu mir, um vor mir selber allein zu werden. Und darum klage ich mich nicht der bildnerischen Unfähigkeit zum Werke, sondern zu mir selber an. Ich habe gemeint, die Hilfen verachten zu sollen, die eine Menschheit dem Schaffenden geben muß, auf daß er seiner selbst gewiß werde. Ich wollte nur der Schenker sein. Ihr meint, das sei Stärke? Ich sage euch, das ist eine Schwäche. Wer nur schenkt, der weiß nicht die Macht zu packen und zu erhalten, die ihm aus dem Teil seiner selbst fließen muß, der außer ihm in der Menschheit liegt. Und wer diesen Teil seiner selbst nicht gewinnt, hat um diesen Teil sein eigenes Werk gestümmelt; und das Werk steht über dem Schaffenden.

Du redest spitzfindig in deiner Erbitterung, werdet ihr sagen, und du willst einen Selbstmord decken. Allen den Öffentlichkeitsläufern und Schmeißfliegen des Ruhmes redest du zu Gefallen! Nein, hundertmal nein! Fühlt ihr nicht, daß ich schon freier werde und nicht mehr bitter bin? Könnte ich das meinen, was jene Hanswurste ihrer Berühmtheit wollen, da ich etwas Heimliches und Inniges meine: die weckende Kraft der Wirkung, die aus dem Saatkorn des Werkes erst den Keim, die Wurzel, Pflanze und Blüte treibt? Diese Kraft zu fassen, lebensvoll sie an mich zu ziehen, war ich nicht fähig, trotz euch, meine imaginären Freunde, von denen ich nur weiß, daß ihr seid. So habe ich den Impuls vermissen müssen, ohne den kein Denker und Künstler sein Äußerstes schaffen kann, wäre er ein Meister seiner Kunst. Und darauf kommt es an: sein Äußerstes schaffen zu können und nicht nur schaffen zu können, wenn auch meisterlich. Es wäre genug, so ruft ihr vielleicht. Genug — für wen? So frage ich euch.

Aber nun seht ihr die Grenze meines Wesens, über die ich nicht hinauskomme. Da habt ihr meine Todesursache. Ich muß Fragen haben, um antworten zu können, und ich werde nicht gefragt, weil ich nicht auf der Rollbahn stehe, zu der man läuft, wenn man fragen will. Ich habe alle Antworten auf meine eigenen Fragen gegeben und lange in das Schweigen gehorcht, das um mich liegt. Ich bin voll von Antworten, denn ich bin bis an meine Grenze durch mich hindurchgegangen. Aber die Leere um mich her schweigt. Wißt ihr, was der größte Hunger ist? Niemand zu wissen, den man sättigen kann. Aber diese Not werden nur säugende Mütter verstehen, denen das Kind von der Brust weggestorben ist. Die können wahnsinnig werden über solchem Hunger.

Sollte ich jemand anklagen? Nicht einmal euch, meine Imaginären, die ihr mich nicht fragt, sondern euch mit dem zufrieden gebt, was ihr bekommen habt — nicht einmal euch. Die Herren der Rollbahn vor allem nicht. Sie werden auch nur getragen und müssen sorgen, Balance zu halten. Sie werden ausgleiten und stürzen, wenige können bestehen. Die meisten leben nur noch um der Balance willen. Ich beneide sie nur um eines, da sie es aber selbst nicht merken, worum ich sie beneide, ist mein Neid schuldlos: darum, daß sie gefragt werden, beneide ich sie und bin in den Tod betrübt über die Frager zu beiden Seiten der Rollbahn, denn die geben sich mit Antworten zufrieden, die vor Armseligkeit schlottern wie hungernde Bettler im ersten Schnee.

Und nun fühle ich, daß sich an meinem Herzen ein Tor geschlossen hat, das seine Wunde war. Ich war nicht allein bei mir, solange es ausblutete, um zu euch zu gelangen.

Ich habe mir nicht nur Rechenschaft abgelegt, ich habe mich gerechtfertigt. Die einzige Rechtfertigung des Todes vor der Natur — ihr allein stehe ich noch gegenüber — ist das Bekenntnis:

ich konnte nicht, wie ich sollte, um mein Äußerstes zu geben. Darin liegt Schicksal. Unter einem Schicksal falle ich zurück an die vielen, die vor mir gelebt und mir ihr Blut vererbt haben. Mein Mangel wird ihr Mangel. Alles steht außer Schuld und Sühne. Die Natur holt mich ein. Ich war aus der Ewigkeit und verwehe in sie. Es wäre klein, zu trauern. — —

Dieses Schriftstück, das sein letztes sein sollte, schob Gregor Arthaber in einen großen, festen Umschlag, den er gewissenhaft zuklebte und mit seiner Adresse versah. Der gelbe Umschlag, ein wenig gebläht von der Menge der beschriebenen Bogen, hob sich in festen, umschatteten Umrissen von der roten Fließpapierfläche ab, grell von der Lampe beschienen.

Gregor Arthaber nahm die Brille von den Augen. Eine sanftschmeichelnde Beruhigung ließ ihn an die Lehne seines Stuhles zurücksinken. Er fühlte die Nacht wie ein schmiegsames, einschläferndes Bett. Dankbarkeit des Aus- und Hingegebenseins, das war sein wachstes Gefühl. Aber er wußte, daß unter dem träumerischen Spiegel ein Leben, ungestillt und triebbereit, verharre. Er wollte es hüten und sich hüten. Der Friede dieser Stunde war zartester, äußerster Besitz. Hüten! Das feine Lächeln eines Selbsterfahrenen ruhte eine Zeitlang auf seinem müden Gesichte aus. Er kannte sie zu gut, die anspruchsvollen und gewärtigen Lebensgründe! Sie durften nicht mehr geweckt sein. Hier, der gelbe, bauschige, festumrandete Umschlag mitten auf seinem Schreibtische, Zeichen der Beschlossenheit! Und auch er sollte nicht zurückbleiben.

Er wollte den Kronleuchter nicht mehr einschalten. In dieser Stube war zu viel von seinem Leben an den Dingen wach, die man tot nennt. Das Tier lebt mit seinen Schlupfwinkeln, ist so wesenseinig mit ihnen, als wären sie ein Teil seines eigenen Leibes. Wer kennt die Verstörtheit der Tiere nicht, wenn dieses schützende Außenwesen gestört wird? Alle Energie fließt der Wiederherstellung zu. Könnte es bei den Menschen anders sein? Es ist nicht anders. Gregor Arthaber wollte keinen Aufruhr mehr darin. Er hätte den Schuß nicht in seinen vier Wänden tun können. Da blieb zu viel lebendig außerhalb, das von keiner Kugel beschwichtigt werden konnte. Er wollte das alles nicht einmal mehr sehen, er fühlte es stark genug, noch viel zu stark. Einfach und still zurücklassen, diesen wesenseinigen Teil seines Lebens still verlassen. Im Vorderzimmer stand die leichte Ledertasche, um Mitternacht ging der Zug, in einer halben Stunde mußte er fort. Gegen Morgen werde er am Fuße des Riesengebirges aussteigen, ausgeschlafen ohne Zweifel, er konnte vorzüglich schlafen über den rollenden Rädern. Dann ein gemächlicher Anstieg in den Schnee hinein. Dort lag noch alles weiß und herrlich, hoch über dem quellenden Erwachen der Niederungen, weiß, hoheitsvoll — nichts von dem Lebensgedränge. Und einsame, weithin offene Stellen waren da, er wollte eine der schönsten und stillsten finden.

Bis dahin sollte jedes Unbehagen gemieden sein. Nichts weckt die triebbereiten Untergründe so leicht zu lebendiger Handlung wie kleines Unbehagen. Sie müssen schlafen, dämmern, und nichts darf mehr wach werden. Es war keine Verzweiflungstat. Er wollte. Verzweiflungstaten will man nicht. Wollte! Wollte? Natürlich mußte er, höchst bedingt, äußerst bedingt. Aber seine Bedingnisse lagen in der Sphäre höherer Ordnungsfunktionen. Im übrigen war es gut, sich nicht an Logismen zu verlieren. Was gesagt sein mußte ... der eigenen Rechtfertigung wegen ... um allein zu sein ... das war gesagt. Hier lag der Umschlag, groß, gelb, scharfumrändert. Und er, Gregor Arthaber, wartete nur mehr die Zeit ab, um auf den Bahnhof zu gehen.

Das Fenster stand offen: laue, sanfte Frühlingsluft, der Atem einer tiefen, stillen Nacht. Gregor Arthaber trug ein sorgfältig gearbeitetes Sportkleid aus rauhem englischem Stoff, der eine gesunde Wärme hält und dem Körper nachgibt, ohne die Schnittformen zu verlieren. Vielleicht war die Krawatte etwas zu lebhaft. Aber das Haar, schon reichlich mit Weiß durchsetzt, war ohne Auffälligkeit glatt gescheitelt und der Bart über den Lippen knapp gestutzt.

Er hatte die Augen geschlossen. Die Pendüle war abgestellt. Leise rieselte die letzte Wartezeit durch ihn, voll Spannung und doch aller Inhalte entladen. Allen Inhalten entrückt. Vielleicht etwas gewaltsam entrückt. Aber diese letzte Gewaltsamkeit wollte er noch überwinden. Hier bedrängte ihn zu sehr das Wesen seines Arbeitszimmers.

Nach einer Weile, die fast körperhaft ausgemessen war, als habe er ein Gefäß mit Sekundentropfen bis an den Rand gefüllt, jagten ihn Herz und Pulse auf. Er öffnete die Augen um einen schmalen Spalt; während er sich erhob, faßte er den Umschlag, schaltete die Lampe aus und ging ohne zu zögern. Im Vorraum schloß er das Schriftstück in die Handtasche, schlüpfte in den weiten, hellbraunen Lodenmantel, tastete die Taschen seines Rockes ab, verließ die Wohnung. Auf der Treppe hielt er an. Das Licht! Alles abgestellt? Derlei Kümmernisse? Er lächelte. Recht so, vollkommen recht, so sollte es sein. Er kehrte um, schloß auf. Aus den Türritzen hätte das verlassene Licht sickern müssen. Dunkel alles. Der helle Kreis seiner Taschenlampe zuckte über den Gang hin, als wolle er die Wohnung nach einem vergessenen Lichtschein absuchen. Eine höchst überflüssige Bewegung. Achtung, Gregor Arthaber! Leise schnappte die Gangtür ins Schloß, leise schlich Gregor Arthaber dem hellen Scheibchen nach, das vor ihm die Stiege hinunterglitt. Noch das Schloß der Haustüre ... und dann umfing ihn die laue, leichtbewegte Luft, sie tat unendlich wohl. Ein erleichtertes, befreites Gefühl, nicht anders als sonst, wenn er eine Reise antrat. Sein Mantel flügelte weit aus, er ging mit langen schnellen Schritten die Straße abwärts. Die Straße war breit, die dunklen Häuser standen hoch, ernst, drohendstumm. Er ging in der Mitte der Straße.

Das Holzkirchlein Wang liegt ungefähr in halber Gipfelhöhe. Ein König hat es in Norwegen erworben, zerlegen lassen und hat es — eine altertümliche Kostbarkeit — am Nordhange des Riesengebirges wieder errichtet. Nun steht es in der Fremde mit seinen niedrigen Holzwänden und den vierfach gesteilten Reiterdächern, deren Firstenden von langhalsigen Drachenköpfen überragt sind — fremd wie eine Pagode; und sein Wächter, der Steinturm, steht abseits neben ihm und mißt die Stunden an einem großen Uhrschilde. Wäre das Zeitalter nicht über Papier und Druckerschwärze verödet, so stünde das Kirchlein lange genug auf fremdem Boden, um ein Märchen zu werden. Leuten, die kein papierenes Gedächtnis haben, werden merkwürdige Dinge über zwei Menschenalter hinweg zu Märchen. Und sie erzählen:

Dem Königssohne und Bischof Arne Sverressön war keiner gleich bei Jagd und Trunk, und wo er einfiel, da schlossen Bauern und Herren ihre jungen Weiber und mannbaren Töchter in die Kammern. Man wußte: seine Augen waren so sengend und brennend, daß die Kienflammen Schatten an die Wand warfen, wenn er den Blick auf sie richtete. Er ließ den Bauern und Herren ihre Vorsicht, nahm Becher und Horn auch aus Knechteshand, sie mußten nur hurtig gefüllt sein.

In Wang, wohin er eines Abends jagend verschlagen worden war, wurde ihm von der Tochter des Pfarrers kredenzt. Ihre Hände zitterten, sie hielt die Stirn geneigt und sah seitwärts nieder. Als er ihr den Krug abnahm, umschloß er zugleich die zagen Hände. „Laß dich trinken ... auch dich", sagte er, und die Eltern des Mädchens erblaßten.

Der Vater, der voll Entsetzen in dem Gesichte des Königssohnes las, sammelte mühsam seinen Mut. „Herr, schont das junge Blut um des Heilandblutes willen," stammelte er.

Das Mägdlein blickte erstaunt auf; die Stimme ihres Vaters, die sonst hart klang und zu befehlen wußte, jetzt aber bebte, ließ sie die kindliche Scheu überwinden. Ihre Augen begegneten den Flammenaugen. „Herr Arne, wolltet ihr mein Blut, da ihr das heilige Blut des Abendmahls getrunken habt? Wir haben drei Zuber Rotbier; Ihr würdet sie in der Nacht Eueres Verweilens nicht zwingen, wenn ihr auch das Dürsten der Hölle in Euch trüget."

Herr Arne war seiner Sinne nicht mehr mächtig. „Du kennst den Bluttrunk nicht, du Kind, der den Durst mit einem Zuge stillt. Keine Seele in diesem Hause, das fühle ich, kann ihn mir wehren, denn alle haben ihn genossen außer dir. Du bist wie ein Frühlingsquell! O wie rein sind deine Augen! Hätte ich sie nie gesehen!"

Da warfen sich Pfarrer und Frau vor ihm auf das Estrich. „Herr Arne, schont das Unschuldsblut!"

Er aber hielt die Hände des Mägdleins am Krug mit seinen Händen umfangen und sagte mehrmals: „Ich fände keinen Frieden mehr!" Und die Tochter fühlte die heißen Hände, sie sah in die brennenden Augen, ihr war, als müsse sie versiegen.

Der Pfarrer glitt auf den Knien näher und berührte die Hüfte des Gastes. „Um Christi Willen, Herr!"

Aber Herr Arne sprach wie aus einem schweren Traume: „Ich kann sie nicht lassen, die Unschuldsquelle, mich dürstet zu sehr. So wahr Balken und Pfosten deines Kirchleins auf festem Grunde stehen und niemals das Schaukeln des Meeres fühlen werden, so wahr kann ich nicht leben, nicht sterben ohne den Trunk aus diesem Unschuldsquell!"

Da erhob sich der Pfarrer, denn er sah die bebende Not seines Kindes, und er streckte die Arme wider den Bischof. „Herr Arne, mit Eurem Königsblute bürgt Ihr für Euer Wort! Ihr habt gesprochen: so wahr mein Kirchlein niemals das Schaukeln des Meeres unter sich fühlen wird. Gelobt sei Gott, Ihr habt das Wort ‚Niemals' gesprochen! So gebt mir Bürgschaft, daß Ihr wahr gesprochen habt!"

„Gib du mir eine, daß dein Kirchlein auf dem Meere schwimmen wird!"

Der Pfarrer rang die Hände gegen den Himmel. „Hilf mir in der Not meines Kindes," schrie er laut.„Gib Bürgschaft, Gott! So wahr in dieser Nacht der Königssohn und Bischof Arne Sverressön wird keinen Bierkrug leeren können, so wahr soll er an dem Worte Niemals zuschanden werden, da er das Gastrecht schänden will!"

Die beiden Knechte, die voll Schrecken unter der Tür standen, bekamen Leben, sie hoben gleich dem Herrn die Hände auf, und die Frau, die noch auf den Knien lag, wiederholte mit leiser Stimme das Gebet. Da überzog die flammenden Augen ein Schleier, der Bischof wurde gelb wie ein Sterbender und sank von dem Hochsitz, der ihm eingeräumt worden war.

Aber er starb nicht, starb auch nicht, als sie seinen Leib starr und kalt wie Stein unter das ewige Licht der Königsgruft legten. Und auch die Tochter des Pfarrers starb nicht, da man sie in ihr Grab an der Seite des Holzkirchleins versenkte. Viele Geschlechter hörten in den Oktobernächten aus den Wäldern, die das Holzkirchlein umschatteten, den Brunftschrei eines Hirsches, der ein Riese seiner Art sein mußte, denn sein Schrei weckte alle Schläfer, Tier und Mensch, weithin. Und man wollte ihn neben dem Kirchlein gesehen haben, den langbezottelten Hals vorgestreckt, am Boden witternd, und man fand die Spuren seiner mächtigen Schalen, die den Boden aufgewühlt hatten.

Als dann das Kirchlein zerlegt und fortgeschafft worden war, hörte man nur einmal noch den Schrei. Neben der Stelle, wo das Kirchlein gestanden hatte, war eine Quelle hervorgebrochen. Hirschzunge wächst an der Quelle und sonst nirgends weit und breit. Man sagt, daß sie ein Heilkraut sei, ein geronnenes Blut zu zerlassen und vom Herzen zu treiben, auch Hitze aus allen Gliedern zu ziehen. —

Das ist die eigentliche Geschichte des Holzkirchleins Wang, und die Leute mit dem papierenen Gedächtnisse wissen nichts davon, sie wissen auch nicht, daß jener König, der einer sonderbaren Laune zu folgen schien, da er das Kirchlein erwarb, zerlegen und wieder aufbauen ließ, ein Schicksal erfüllte, das viele Geschlechter herab zwischen Leben und Sterben gehangen hatte. Und auch der König wußte es nicht.

Aber wer kennt die Geschicke, die geknüpft und gelöst werden, wenn von einem Menschen aus Trieb oder Laune irgendetwas getan wird? Nur wenige ahnen das Verhangensein des Lebens, und unter diesen wenigen auch solche, die gleich Gregor Arthaber den letzten Schritt wagen wollen.

Er kam nachmittags vor das Kirchlein Wang, das zwischen Winter und Frühling stand: im Walde rings noch Schnee, auf dem freien Kirchplatze aber warmbeglänzte, luftüberzitterte Erde. Er läutete an der Tür das ebenerdigen Pfarrhauses, und eine weißhaarige Frau antwortete ihm freundlich unter der Tür: „Ich werde Ihnen die Kirche zeigen. Warten Sie einen Augenblick, ich hole den Schlüssel."

Der Pfarrfrau schien sein höflicher Ernst zu gefallen und sie mochte dem stillen Gast mehr deuten, als dem geschwätzigen Schwarm der Touristen sonst. Gregor Arthaber hörte und sah unter Lächeln. Die behagliche Gedrängtheit des Raumes tat ihm wohl, auch die alte klare

Stimme, die ihn führte. Als er wieder zur Tür geleitet wurde, blieb er vor einem Pfeiler stehen, der mit reich verknoteten Flachornamenten geziert war, Tierleiber, die in endlosen Bändern ausliefen, harmonisches Gewirre. Die Pfarrfrau stand hinter ihm, sie betrachtete den schweigsamen Gast, und Gregor Arthaber schien das zu fühlen. Er machte eine leichte Bewegung über das Schnitzwerk hin und wandte sich der Auflauschenden zu.

„Es ist Heidentum, uraltes Heidentum: Schicksalsverhangenheit eines Totem. Da wird Christus noch inmitten heidnischer Zeichen gepredigt wie vor vielen Geschlechtern."

Die Augen der Pfarrfrau leuchteten befriedigt, sie hatte sich nicht getäuscht. Sie verstand den Fremden nicht eigentlich, aber er hatte gewiß nichts Abträgliches über ihres Mannes Predigten geäußert.

„Es hat der Predigt nie geschadet, mein Herr."

„Das glaube ich, Frau Pfarrer, es wird ihr geholfen haben, wie den Predigten vor vielen hundert Jahren."

„Das verstehe ich nicht. Aber es sind sehr wertvolle Schnitzereien, so sagen alle."

Sie traten in die Sonne und standen nebeneinander auf den Torstufen.

„Einsam müssen Sie hier sein! Und köstlich, solch eine Einsamkeit tragen zu können!"

„Wir sind nicht einsam, mein Herr, mit uns ist Gott."

Gregor Arthaber reckte sich, er trat etwas zurück, seine Augen wurden weit, die Sonne mochte ihn blenden, denn sie füllten sich so rasch, daß er eine Träne nur mühsam verhindern konnte. Hastig griff er in seine Brieftasche.

„Sie werden Arme haben, Frau Pfarrer . . . nehmen Sie, bitte, für ihre Armen . . ."

Die Pfarrerin zögerte, auch sie ein wenig befangen, denn die Note war wahllos hervorgeholt worden und zeigte einen beträchtlichen Wert.

„Wollen sie nicht eintreten," stammelte sie, „Sie scheinen nicht ganz wohl zu sein . . Sie sind sehr blaß . . . eine Tasse Kaffee. ."

„Nein danke, Dank . . . ich will irgendeine Baude erreichen. . ."

„Ja, ja, das können sie noch gut . . ."

Die Frau sah ihm betroffen nach und, als er zwischen den Tannen verschwunden war, betrachtete sie das Geschenk mit Unbehagen. Sie wollte nicht lange zögern und es verteilen, daß es aus dem Hause käme. Ein Unrecht gegen die Armen, wenn sie es nicht genommen hätte, ein Unrecht; und Johannes wird genau so denken wie sie.

Der Abend war bald gesunken, und als Gregor Arthaber an der nächsten Baude vorüberging, war das Licht des runden Mondes schon wirksam. Er trug die Ledertasche unter dem Arm und hatte die Hand im Sacke, die Rechte stieß den Stock gleichmäßig in den Schnee. Er hatte den Wollschal um den Hals geschlungen und ging, langsam wie am Tage, den ausgetretenen, schmalen Schneesteig weiter. Sein Ziel war überall und nirgends. Zu beiden Seiten lauerte schon die Nacht unter den Bäumen, sie hätte ihn mit dem warnenden Grauen befangen, das der Kulturmensch als Erbteil seiner Urzeit mit sich trägt, vielleicht hätte er sich gefürchtet, wenn er ein Menschenziel vor sich gewußt hätte. Der Tod ist kein Ziel. Er fühlte nicht Müdigkeit, nicht einmal Hunger, zögernder ging er wohl, aber sein Herz schlug ruhig, und das Bewußtsein war von einer sonderbaren schlafnahen Schwere durchtränkt, als umschlösse ihn ein fremder, ernster Wille und wehre allem, was zu entschlossenem Handeln lockt, wehre auch dem Letzten.

Solch ein halbentrücktes Wandern kann leicht von einer Melodie angefallen werden, die dann nicht abläßt; immer neu, und mag man sich wehren, wie ein Fliegenschwarm kehrt sie zurück, und sie kann von erlesener Trivialität sein, ein Gassenhauer, der fast einer Beschimpfung des Selbstbewußtseins gleichkommt. Es kann auch eine edle, starke Melodie sein, deren man hörig bleibt. Seit Gregor Arthaber das Kirchlein Wang verlassen hatte, fielen ihm die Worte der Pfarrfrau immer wieder ein: Wir sind nicht einsam, Gott ist mit uns. Er hatte versucht, dieses Bekenntnis niederzukämpfen, wie man das Elend einer gemeinen Leidenschaft niederkämpft.

War es nicht Neid, Neid um die Worte der gütigen Frau? Sollte sich seine Natur noch rasch daran gewöhnen, daß es Menschen gab, die einen Gott besitzen?

Wohl beschlich ihn der friedfertige Gedanke, daß es auch läßliche Sünden des Bewußtseins gäbe, läßlichen Neid, der nur eine verhehlte Sehnsucht wäre. Aber er kannte die Spitzfindigkeiten der Selbstrechtfertigung zu genau, um nicht wieder hart zu werden und klar. Weiche Trübungen — nichts sonst! Er ging den Weg nicht, der freundlicher Selbstbeschönigung bedarf, der Ruhepausen des Gewissens. Gott war nicht mit ihm; er war einsam und nur bei sich selbst in aller Weite. In aller Weite! Diese drei Worte wurden endlich kräftig. Er stand eine Weile, dann ging er etwas rascher, um aus dem Walde zu kommen.

In aller Weite — war das nicht Antwort und Auflösung der Melodie: wir sind nicht einsam, Gott ist mit uns? Ausatmen des ganzen Wesens in das Endlose, Selbstverlust und Selbstauflösung, das Gegenspiel von dem tiefen Einatmen bis zur äußersten Fülle, das in dem: Gott ist mit uns — lag. Was ist der Tod? Sich in das Endlose lösen. Was ist das Leben? Alles in sich fassen, alles, auch Gott. Und jetzt erst verstand er, warum er auf diesen Bergrücken wolle und weshalb er von den Worten der gütigen alten Dame übermannt worden sei. Sie hatten ihm den Widerhalt seines Willens geboten; ihm, der ausatmen wollte, was an Leben in ihm war, hatte sie den mächtigen Atemzug, das tiefe Schöpfen verraten, das alles Leben in sich schlürft. Wie verhangen sind unsere Handlungen doch vor unserem Gesicht! Er hatte versucht, sich loszukaufen, und die Pfarrfrau hatte gezögert die Kaufsumme zu nehmen. Wir Nachträglichen, wir Meister des Treppenwitzes — nicht mehr imstande uns loszukaufen. In uns tragen wir immer den erschlagenen Mann, den kein Wehrgeld sühnt. Weite! Komm, du Weite! Letzte Weite!

Der Mond schien so hell, daß Gregor Arthaber den Weg mühelos finden konnte. Er hatte den letzten Waldsaum unter sich gelassen. Die Schatten des Schnees, schroffe farblose Dunkelheiten! Der blauweiße, starre Glanz bestrahlter Flächen! Darüber ein Himmel, der ungetrübt, hart in seiner frostigen Pracht, das Grenzenlose aus ungezählten glühenden Tropfen herniedertaute! All das erregte ihn anders als je. Wenn er noch in dieser heiligschweigenden Nacht, die sich von ihm in ferner Majestät abkehrte, den Gipfel des Gebirges erreichen könnte, um dort den letzten Schritt zu tun? War er nicht schon jenseits des Lebens? Schnee rings und Licht aus lebloser Unendlichkeit, und die frostgereinigte Luft ohne Laut! Hämmerte sein Herz an die Pforte?

Der Weg sank. Die dunkle Fläche eines kleinen, vereisten Teiches ruhte in der Schattenbucht des Berges, und dort jenseits . . . ein Haus, stumm, ohne Licht. Mehr fliehend als schreitend eilte er nieder. Vor dem Haus stand eine verschneite Bank, die Tür war verschlossen, die Fensterladen waren verriegelt. Eine Hütte für Sommergäste. Er rüttelte an der Tür und war versucht, zu trommeln, obwohl er sah und wußte, daß es vergeblich sei. Er war müde, sehr müde, hungrig, sehr hungrig. Hätte er sich auf das Schneekissen der Bank gestreckt, er wäre sofort eingeschlafen, und die Nacht hätte ihn seines letzten Willens mit tödlicher Hoheit überhoben. Er legte die Tasche ab, setzte sich, vergrub die Hände und lehnte den Rücken an die überdachte Hauswand, schloß die Augen. Sanft sank die Woge seines Atems, und nur das Herz schlug schwer, fragend noch schlug es. Als sein Bewußtsein der Schwelle nachschlich, jagte ihn ein Gefühlssturm auf. Menschen! Er hatte Geschrei gehört. Oben hinter dem Hause, fern oben! Er tastete nach der Tasche und dem Stock, taumelte auf die Sohlen, tappte an der Hauswand weiter, als sei er blind, und sah doch den Steig unter den Füßen. Menschen . . . dort oben! Weiter oben, Menschen. Nicht allein! Nicht aus dem Leben stehlen, nein, sich nicht aus dem Leben stehlen . . . den eigenen Willen betrügen . . . er war zu müde, zu hungrig . . . er war zum Sterben zu müde . . lächerlich: zum Sterben zu müde! War nicht allein genug.

Und als er die Höhe im Rücken des Häuschens erklettert hatte, lag hell erleuchtet eine jener großen Hotelbauden etliche hundert Schritte vor ihm.

Der weite Abfütterungsraum war noch gut gefüllt. Laute Tischgesellschaften, deren abenteuerlichbunte Kleidung der Maskeradegelegenheit des Wintersportes angepaßt war. Warme Luft, die die Poren öffnete, durchzogen vom Tabaksdufte und dem Hauche der Speisen und

Getränke. Gregor Arthaber nahm traumhaftschnell mit einer Überempfindlichkeit wahr, die ihn warnte. Er fühlte sich einer Ohnmacht nahe. Mühsam beherrscht trat er an das Büfett und verlangte ein Zimmer. Man musterte ihn. Wirtsleute, die von den Gästen verwöhnt werden, weil die Gäste Vertraulichkeit wollen. Gregor Arthaber konnte sich keine Geduld gestatten. Er fragte nochmals in einem Tone, der Aufmerksamkeit veranlaßte. Nur eines der besseren Zimmer sei zu haben. Ja, gut, ob auf dem Zimmer serviert werde. Nein, gewöhnlich nicht, übrigens sei das Zimmer ungeheizt und dort, gleich die Tür rechts, sei ein Nebenraum, fast leer schon. Er ließ sich ein Glas Branntwein reichen und bestellte seine Mahlzeit, während er eines der bereitliegenden Päckchen Kakes öffnete und zu kauen begann. Man schob ihm den Meldeblock zu, und er schrieb sich ein.

In dem Nebenraume überkam ihn die Erinnerung an das Kirchlein Wang, mehr eine Vision als ein Gedanke: Holzwände, Holzdecke. Zwei Damen rauchten Zigaretten zum Tee, sonst war niemand da. Er war kauend eingetreten, hatte nicht gegrüßt, und die Blicke hatten sich rasch von ihm abgewendet. Er saß im Bankwinkel der gegenüberliegenden Ecke, schmiegte Schultern und Kopf zurück und zählte träge die Stunden seines Marsches nach: eine ganz gute Leistung und fast keine Nahrungsaufnahme. So begriff er, daß er, kaum noch seiner selbst bewußt, zwischen Halbschlaf und Ohnmacht hing. Diesen letzten Weg, er hatte sich ihn anders gedacht. Irgend etwas war mit ihm durchgegangen. Das Pergamentpapier seines Kakespäckchens raschelte überlaut, und die leise Unterhaltung der beiden Damen belästigte ihn. Er kaute, um bei Sinnen zu bleiben. Und in einen Dämmerzustand hinein wurde ihm Suppe und Wein kredenzt. Er bat, die Speisen in rascher Folge zu bringen. Kein Gedanke mehr, nur noch der traumbewußte Trieb und die Befriedigung, allmählich gestillter, satter zu werden. Da sah er auf. Die beiden Damen gingen. Die ältere folgte der jüngeren in untergeordneter Zurückhaltung. Und der Blick der jüngeren huschte halbverdeckt, in belustigter Neugier über sein Gesicht. Ein leises Lächeln um auffallend schön geschwungene Lippen von starker, natürlicher Röte und sonst ein blasses, süßes Gesicht, ein Puppengesichtchen. Gregor Arthaber führte rasch das Tuch an den Mund und verbeugte sich leicht. Die Damen dankten kaum.

In dieser Nacht schlief Gregor Arthaber so tief und erquickend, wie nie in seinem Leben. Ein köstlicher Atemzug voll erfrischender Kälte, und seine Augen schlossen sich nach dem ersten blendenden Lichttrunk auf blinzelnde Spalten. Schneeglanz füllte das weite, nicht unbehagliche Zimmer, das er am Abend kaum mehr gesehen hatte. Seine Taschenuhr stand, er vergrub den Arm rasch wieder. Tag? Stunde? Den Tag wußte er. Die Stunde? Vielleicht lasen die Hörer gerade seinen Anschlag an der Tür des Vorlesungssaales: Gegenwärtig verhindert. Gründe hatte er nicht gelogen. Auch so war es eine halbe Lüge geblieben. Gegenwärtig! Eine in die Ewigkeit gestreckte Gegenwart. Neben seinem Bette hing die Glockenleitung. Er mußte mehrmals schellen, es war also spät.

„Ist ein Friseur im Hause?"

„Nein."

„Dann stellen Sie, bitte, einen Krug warmes Wasser vor die Tür."

„Sofort."

Er hatte doch wohl sein Reisenecessaire? Er sprang aus dem Bette. Es mußte da sein, kam nie aus der Tasche. Der große, gelbe Briefumschlag lag darauf, der Browning daneben. Eine belebende Kälte übrigens. Der ganze Körper wurde gespannt von ihr. Es fröstelte ihn nicht. Er sah aus dem Fenster. In der Ferne tief unten schleierten die Frühlingsnebel, aber hier war Sonne und weißer Glanz. Das hellste, reinste Weiß der Welt. Und eine fast singende Stille. Auch im Hause Ruhe. Die Sportleute mochten längst ausgeflogen sein. Es wurde geklopft: das Wasser.

Er ließ sich beim Ankleiden Zeit, war sorgfältig, beinahe behutsam, etwas befremdet allenfalls über seine Sorgfalt. Ein sonderbarer Spannungszustand. Sein Körper reagierte mit

einem gewissen Behagen, das sich zum Wohlgefühle steigerte, als er die Wärme der Kleidung spürte. Erfrischt, ausgeschlafen, vom hellsten Lichte und einer wunderbaren Luft umgeben — alle Bedingungen eines vortrefflichen Befindens wirkten ein, und sein Körper antwortete getreu und — er antwortete aus der Entfernung: ein lebendiges Bild hinter einem Schleier. Es hatte stets ein Zwischenraum bestanden zwischen ihm und seinen Reaktionen, aber der Zwischenraum war von einer Sphäre ungeschiedenen Erlebens umhüllt gewesen. Nun hatten sich zwei Sphären gesondert. Er war aus sich herausgetreten und beobachtete sich mit der Aufmerksamkeit eines Jägers, dem es keineswegs an Wohlwollen für das sichere Wild mangelt.

Als er bereit war, trat er ans Fenster, untersuchte den Browning und versenkte ihn in seine Hüfttasche. Er überlegte. Dann steckte er das gelbe Kuvert, das er schon hatte zu sich nehmen wollen, in das Handköfferchen zurück, schloß dieses und hing den Schlüssel an den Karabiner seiner Uhrkette. Geld wollte er nicht zurücklassen, das fand man ja.

Auf dem Flurgange redete ihn das Zimmermädchen an. Ob der Herr noch bleibe. Ja, Tasche und Nachtzeug lägen im Zimmer. Ob geheizt werden solle. Diese Frage verwirrte ihn, er überlegte länger, als es ihm schicklich fiel. Ja . . . er werde am Nachmittage . . . am Nachmittage (es konnte unmöglich schon Nachmittag sein, er hatte vergessen nach dem Stand der Sonne zu sehen) . . . er werde am Nachmittage sagen, ob geheizt werden solle. Verdammte Frage! Er ging erregt, beinahe zornig, und ließ das Mädchen stehen. Was wußte er von diesem Nachmittag! Aber er wollte sich nicht wieder überholen lassen wie gestern.

Auf der Treppe beschlich ihn das peinliche Gefühl, er müsse den Wirtsleuten eine Sicherheit bieten. So frühstückte er auf das beste und wurde nochmals gefragt, ob er bleibe. Saisonbetrieb also. Aber man zeigte sich sehr zuvorkommend. Noch gute zwei Stunden fehlten bis Mittag. Er ging.

Über den Hängen hin war mancherlei Skisport zu sehen, zuweilen in fragwürdigster Form, meist Sportphrase und Gelegenheit, sich auf dem kostbar funkelnden, blühendreinen Weiß wichtig zu wissen. Gregor Arthaber folgte in größerer Entfernung drei Touristen, die dem Gipfel zustrebten. Die Steigung war mäßig, die drei unterhielten sich laut und froh.

Auf der Höhe des Rückenzuges lenkten sie zur Koppe ein. Arthaber merkte, daß er diesen fremden Menschen in einer fast traumwandlerischen Hörigkeit gefolgt war. Er hatte seinen Willen an die Schallwellen ihres Gespräches gebunden und war gedankenscheu nachgezogen. Natürlich, er ging unwillkürlich den ausgetretenen Pfad, doch er war sich nur dessen bewußt, daß er anderen nachging, die eine Wanderlust genossen. Sie wandten sich linker Hand zur Koppe, eine gute Strecke trieb auch er hinterdrein, als aber eine Baude näherrückte, die wie ein Bauerngehöft von kleinen Scheunen umgeben, am Fuße der Koppe lag, und als er auf dem steilen Zickzackwege, der zum Gipfel führte, die Wanderer deutlich unterscheiden konnte, blieb er und wußte, daß er dort nichts mehr zu suchen habe.

Er spähte den drei jungen Leuten nach; der Wetterkragen des einen wehte wie eine am Maste verhangene Fahne. Vom Süden, von Böhmen her brach der Wind steif über die Riesenrücken in das schlesische Land. Gregor Arthaber war dort, wohin er kommen wollte, er sah sich um. Er hätte früher einmal auf diese überbrauste Höhe wandern sollen: freudigste Menschenbegierde, den weiten Blick tun, das breite Land und den Wurf der Höhen und Bergkuppen vom hohen Stande aus genießen zu können! Anders sprach die Natur und nicht mit ihren Freudenzeichen, die sie menschheitsverbundenen Menschen gibt. Auch die Sternennacht hatte ihn ausgeschieden. Nun verstieß ihn der Tag. Wollte er die Natur durch seinen Tod beflecken? So grausam war ihre Sprache nicht. Ihr ausweisender Ernst hieß nur: wähle, such' dir deine Statt; du sollst auch deinen letzten Blick gewinnen können, und ich werde dich verbergen in mir, vor mir; aber verlange nicht, daß ich mich dir zuwende.

Sein Puls schlug härter. Aller Unfriede, mit dem das Leben sein reines Begehren belohnt hatte, seine fast kindliche Sehnsucht, Menschen durch Schönheit und Würde des Fühlens und Denkens zu befreien, all seine Bitterkeit wurde laut. Marktläufig mußten Schönheit und

Würde sein, Händler mußten sie nutzen können, und ein verirrtes Publikum, das die Gefühle treiben ließ, dessen Geistesträgheit beschmeichelt aber nicht gestachelt, gejagt und überwunden werden durfte, mußte geködert sein. Das andere sollte ins Exil, irgendwohin auf den Balkan, in die Wüste des Schweigens.

Gregor Arthaber erschrak. Was sollte das? Durfte er gerade jetzt leidenschaftlich sein? Wo blieb die Gelassenheit seiner Selbstrechtfertigung, die dem eigenen Mangel und nicht dem Zivilisationsgetriebe das herbe Ende zumaß, wo? In dem leichten Handköfferchen, das man unter den Arm nehmen konnte, in dem gelben Umschlag, der sorgfältig zugeklebt war! O Schreiberei, trügerischeste Absolution! War die Natur nicht unpathetisch-ernst, feierlich-heiter? Wähle, such' deine Statt! Darin lag Größe: die unwehleidige Einladung auf das tanzende Ich zu verzichten. Komm, wähle! Du bist ein Nichts vor mir und in mir, seit du dich aus der Menschengemeinschaft gesetzt hast. Nur dort warst du etwas, du Ich und Selbst. Nein, du brauchst nicht in die Wüste zu laufen, keine Verbannung brauchst du auf dich zu nehmen. Verschwinde dorthin, woher du gekommen bist, wohin sie alle, alle gegangen sind vor dir und alle gehen werden, alle die Ich und Selbst. (Fortsetzung folgt.)

Philippi

Novelle von Josef Friedrich Perkonig

(1. Fortsetzung)

Stadt im Nebel

Auf einer der Stufen wartete ein vergangener Philippi auf den gegenwärtigen Philippi. Als er sprach, war einige Minuten lang eine klare Verwunderung in dem Menschen, denn er wurde an ein Erlebnis gemahnt, das ihm eine sonderbare Gabe offenbarte. Wer ist sich seiner selbst so bewußt, daß er über alle Kräfte, die er zu besitzen glaubt, immer Rechenschaft abzulegen imstande wäre? Manchmal verschiebt sich irgendwo die Grenze um ein weniges, und in dieser neuen engen Bucht schon stehen wieder bis dahin nicht erkannte oder angedeutete Offenbarungen und Geheimnisse.

Denke nur einmal nach, Philippi, und erinnere dich! Es geschah an einem jener gottverlassenen Nachmittage, an denen die Straßenlampen schon um vier Uhr zu brennen beginnen. Ich war traurig ohne Ursache und konnte nicht in meiner Wohnung bleiben. So saß ich in einer Weinstube, was sich selten genug ereignete, mied die Gesellschaft anderer Gäste und schaute zu einem seltsam vergitterten Fenster hinaus, denn die Trinkstube befand sich in einem uralten Hause.

Der Novembernebel füllte die Straßen, gespenstisch standen die laubleeren Bäume darin; jeder Mensch, nur für einige Augenblicke körperlich, wurde ein grauer Schatten, den die stickige Dämmerung in sich saugte. Wie entzündete Augen brannten in dem weißen Flor die Lampen. Ich kannte die Straße auf einmal nicht mehr, das gegenüberliegende Haus, obwohl mir bis in die letzten Einzelheiten vertraut, war fremd geworden, und die Glocke, die eine Viertelstunde von einem nahen Kirchturm schlug, schien mir eine nie gehörte Stimme. So durch meine eigenen Sinne nun völlig einsam geworden, starrte ich in den Nebel hinaus.

Plötzlich schreckte ich zusammen. Dort an der Ecke stand eine Gestalt; das Glühlicht an der Hauskante brannte, im Dunst zerstäubt, gleich einem Glorienschein über ihrem Haupte. Es war keine Täuschung, ich kannte jede Umrißlinie, jede Bewegung des Wartenden so genau, als wären sie meine eigenen. Der Nebel zwischen meinen Augen und dem Manne dort war

nur dünn, er nahm an der dunklen Kleidung des Stehenden kaum eine oder zwei Schattierungen. Es konnte nur mein Freund Anselm Gino sein.

Aber Anselm Gino war seit sieben Wochen tot; im September starb er an einer grauenhaften Angina. Dieser heitere, köstliche, gute Südtiroler, der in dem Weindorfe Terlan daheim war, mußte elendiglich ersticken.

Er war Musiklehrer gewesen, und wir fanden uns auf Spaziergängen, die uns seltsamerweise in verschiedenen Windrichtungen immer wieder zusammentreffen ließen, ohne daß je eine Verständigung vorhergegangen wäre. Wir nahmen es gläubig und abergläubig als eine Bestimmung und wurden Freunde. Seine südliche Beweglichkeit ergänzte meine nordische Schwere. Sein Tod ließ mich wahrhaftig weinen, seit unendlich vielen Jahren wieder.

Und nun stand er da draußen im Nebel, er ging auf und ab und schien jemanden zu erwarten. Seine Pendelstrecken waren nur kurz, aber dennoch lang genug, mich fürchten zu lassen, er könnte mit einem Male im Grau verschwinden. Ich reckte, auf beide Arme gestützt und weit vorgeneigt, den Kopf noch näher zum Fenster, daß mein Gesicht die Kühle der Scheiben fühlte. Auf Tod und Leben: es war Anselm Gino.

Ich warf Geld auf den Tisch, stürzte einen Rest des dunkelroten Weines in mich und trat rasch auf die Straße. Der dicke Nebel war zu riechen, der Fuß glitt auf dem nassen Pflaster aus. Mit unsagbar feinen Stichen flogen die Dunsttröpfchen gegen mein Gesicht. Ich fühlte, sah und roch aber nur den Bruchteil einer Sekunde, denn meine Sorge, die mich völlig erfüllte, war die Gestalt dort an der Ecke. Ich hatte Mühe, ihr zu folgen, ohne sie den Augen entschwinden zu lassen. Anselm Gino — er war es, ich kannte seinen Gang nur zu gut — hatte nicht mehr warten wollen; und nun schien er Eile zu haben. Der Nebel schluckte ihn förmlich in sich, aber durch meinen beschleunigten Schritt verlor ich die ungewisse, verschwimmende Fläche, in die sich heute jeder Mensch auflöste, niemals. In zartroten und gelben Lichtkörpern, die als schiefe Schächte aus den erleuchteten Fenstern in die Straße herabragten, war er für einen Herzschlag lang immer ganz hell beschienen. Aber dann stürzte er noch rascher in den Nebel hinein.

Wir kamen in die Vorstadt, wo es nach Ruß roch. Lokomotiven des Rangierbahnhofes pfiffen heiser, ich eilte über gleißende Schienen, daß mich nicht ein verschiebender Zug aufhielte. Anselm Gino ging über den Vorort hinaus. Hier im Freien war es entsetzlich still, der Nebel senkte sich wie eine Schranke zwischen mir und dem Leben. Aber was wollte mein Freund hier draußen, denn nun kam nur noch der Friedhof. Er trat durch das Tor, und zwischen den alten Bäumen des Parkes der Toten verlor ich ihn. Mir war nur noch, als hörte ich deutlich den metallenen Deckel einer Gruft zuschlagen. Ich ging nicht hin, ich stand ohne Gedanken, wie aus mir selbst gerufen. Ringsum troffen hörbar die Bäume; mich fröstelte plötzlich, und ich fühlte jetzt die unangenehme Kälte des Novembernebels.

Ich wußte, daß ich nun zu Frau Klara gehen müßte, um ihr das seltsame Erlebnis zu erzählen. Sie trauerte um Gino unendlich und war in den sieben Wochen seit seinem Tode blaß und alt geworden. Man durfte in ihrer Nähe das Wort „Musik" auch nicht einmal aussprechen. Die Eltern des Toten hatten sie nach Terlan geladen, aber, als wäre ihr innerlich etwas gebrochen, sie konnte sich nicht entschließen, zu reisen.

Das Schloß des Ganges war durch einen besonderen Druck zu öffnen; als einem Freunde des Paares war es mir bekannt. Kein Licht brannte ein sonderbarer Geruch schwebte in der Luft. Ich sog ihn mit einigen Zügen in mich; ein leises Übelsein, das in wenigen Sekunden da war, sagte mir, daß irgendwo Leuchtgas ausströme. Ich stieß das Zimmer, in dem das Klavier stand, auf. Es war dunkel wie ein Grab, denn Vorhänge und Rolläden waren geschlossen. Das Sacktuch vor Mund und Nase, einen tiefen, halb ausgefüllten Atemzug in der Lunge, trat ich ein und riß die Fenster auf. Der Luftzug wehte den Nebel auf dem Wege vom Fenster zur offenen Tür hin.

Ich trug Frau Klara an eines der Fenster; da ich wußte, wo auf der Kredenz der Kognak stand, war mir auch im Dunkeln eine belebende Essenz in die Hand gegeben. Als Frau Klara

erwachte, sagte ich leise: „Der Nebel wird bald zu Ende sein; es muß jetzt Frost kommen."

War es die Aufregung oder das Leuchtgas, als ich nun die Frau wieder im Leben wußte, versank ich in eine Ohnmacht.

„Der Wein ist zu stark. Es war ein gutes Jahr, das Einundzwanziger," sagte eine Stimme neben mir. Ich sah auf, meine Augen waren voll Staunen. Ich saß in der Weinstube, das Geld lag neben mir; die Gasse war ganz finster geworden, das Haus am anderen Straßenufer nicht mehr zu erkennen. Ich sah ratlos und hilflos den alten Mann an, der neben mir stand; es war eine Art gemütlicher Kellner, ohne Uniform, außer jener der Zutraulichkeit zu den Gästen.

„Es ist ein schwerer Terlaner Wein," sagte er. — „Terlaner?" fragte ich schnell. Er nickte, glücklich darüber, daß es solchen Wein gäbe.

Die Weinstube war alt und hatte kein Telephon. Ich wollte in der Nähe nicht erst eines suchen, um keine Minute zu versäumen. Die Wohnung, aus der sie den lieben, sonnigen Anselm Gino fortgetragen hatten, war wirklich dunkel. Aber es roch nach Äpfeln, die auf einem Kastensims in dem Flur gereiht lagen. In dem Zimmer, in dem das Klavier stand, brannte kein Licht, es war dunkel, wie die ungewisse Ewigkeit. Aber als ich die Türe öffnete, kam mir eine traurige Frauenstimme entgegen: „Es ist gut, daß Sie kommen; ich habe wieder eine Stunde, in der ich am liebsten sterben möchte."

„Das macht der November, Frau Klara." Ich öffnete ein Fenster; der Strom des Nebels drang herein. „Die ganze Stadt ist heute traurig," ergänzte ich noch.

Schweigen, Nebel, Abend mengten sich in dem Zimmer. Endlich sagte ich: „Es wird übrigens bald Frost kommen. Dann werden klare Tage sein."

Unruhe

Der Fluß spaltet seine dünnen Rinnsale abseits, das Gewitter sendet vom Horizonte her die seinen. Die Luft zittert in einer anderen Schichtung, als jener, zu der sie der Wind erheben macht. Die empfangenden und beeinflußten Instrumente aber, die leidenden Menschen, sitzen hinter Mauern, Angst und Schicksal, und kein aufmerksames Auge kann von ihnen die Wirkung des Gewitterstromes ablesen.

Heydenreich sah von seinem Buche immer wieder auf, als bedächte er das Genossene; aber es geschah endlich so häufig, daß in dieser Unruhe eine fortschreitende, gedankliche Tätigkeit undenkbar schien.

„Immer mußt du nur lesen," jammerte Schamin. „Das Lexikon ist interessant," verteidigte sich Heydenreich. Der Widerspruch reizte den Rothaarigen. „Ich möchte kein Lexikon" sagte er.

Aber der andere redete mit einem gütigen Tonfall dagegen: „Ich habe das Lexikon billig gekauft. Es ist auch nur ein einbändiges. Aber zu Weihnachten wünsche ich mir ein zweibändiges, und wenn ich mir einmal genug Geld erspart habe, kaufe ich mir den Meyer."

„Der kostet wohl viel Geld?" wagte sich Schamin wieder schüchtern vor. „Der Große Meyer hat beinahe zwanzig Bände." — „Oh."

Die Verwunderung berührte Heydenreich nicht mehr, so kameradschaftlich, gesellig und freundlich er sonst zu sein pflegte. „Jetzt werde ich aber nicht mehr lesen," sagte er, „ich bin müde, ich werde ein wenig schlafen." Und er setzte sich auf sein Bett.

Schamin betrachtete über einige Entfernung hin den vernehmlich atmenden Raupp. „Wie merkwürdig sein Gesicht ist," fand er. — „Sei nicht so laut," verwarnte ihn Heydenreich. „Er hört es ja nicht." — „Wenn er aber nicht schläft." Vor sich hin murmelte Schamin ängstlich: „Wie das Gesicht eines alten Mannes."

Es führen wunderbare Stränge von gesunden zu kranken Menschen.

Raupp bewegte sich und war nach einigen Augenblicken wach. Seine Augen, aus dem Traume her gewöhnt an eine andere Umgebung, wanderten traurig und enttäuscht in dem Zimmer und suchten, wie verirrte Vögel eine Heimat suchen. Heydenreich trat nahe zu ihm hin. „So steh doch vom Bett auf, Raupp," wollte er. — „Ich kann nicht, mir ist so schwindelig."

Schamin stand am Fenster und hörte auf die leisen Tonleitern des vorüberjaulenden Windes. Er wollte möglichst ferne dem klagenden Menschen sein, der seine Hilfe fordern konnte. Aus Angst aber vermochte er nicht, sie ihm zu gewähren.

Heydenreich beugte sich in brüderlicher Selbstverständlichkeit nieder und stützte den Hinfälligen; es war die jahrtausendalte Handreichung des barmherzigen Samariters. Sie ist stumm und es gibt wenig edlere Gebärden. In der Stille, die ihr folgen mußte, hörte auch Heydenreich den singenden Wind. Was aber bedeutete ihm sein klingender Rhythmus, wenn er ihn auch noch nicht völlig verstand.

Als sie sich eine Weile gemüht hatten, Heydenreich mit seinen Gedanken und Raupp mit der Schwäche des Leibes, schlug jener vor: „Ich werde Doktor Philippi holen." Da griff eine eiskalte Hand nach der seinen: „Um Gotteswillen nicht; ich muß stehen können, ich muß gehen können, mir fehlt ja nichts."

Gott antwortete im Gewitter. Nicht immer wird er vergeblich angerufen; doch manchmal sind seine Zeichen verkannt und freventlich Zufälle geheißen.

Raupp richtete sich an dem Kameraden auf, aber seine Kraft reichte nicht hin, in der natürlichen Stellung zu dauern; mit einem demütigen Laut knickte er zusammen wie ein wundes Wild.

„Du bist sehr krank," fürchtete Heydenreich. — „Ich bin nicht krank, ich will nicht krank sein." „Es riecht hier auch so merkwürdig; die Luft ist nicht gut für dich." Und er wollte noch ein Fenster öffnen. „Laß das Fenster zu," begehrte Raupp weinerlich. „Es zieht kalt herein." — „Es ist aber heiß draußen." — „Gestern hat es doch geregnet." — „Wir haben ja August; heute ist es wieder warm." — „Mir ist kalt." — „Hast du Fieber?" — „Ich habe kein Fieber."

Eigensinn und Angst paarten sich in dem Kranken. Heydenreich bemerkte unter dem Bette eine ungewöhnliche Anhäufung. „Du hast erbrochen?" fragte er streng. „Nein," leugnete Raupp. „Ich sehe es ja. Du hast Sägespäne aus dem Spucknapf daraufgeschüttet und alles wieder zusammengekehrt." — „Sieht man es sogleich?" Es war eine sehr furchtsame Frage. „Ja. Wann hast du erbrochen?" — „Früher, als ihr schliefet." — „Du mußt dich niederlegen." — „Kann das unter dem Bett Doktor Philippi sehen?" — „Wenn er hereinkommt, ja." — „Wische es fort."

Er sank weinend auf das Bett zurück. Aber auch der gute Heydenreich, am Ende seiner Kraft, hielt nur abwehrend seine Hände gegen ihn: „Ich möchte ja, aber ich kann nicht. Mir ist selber nicht ganz gut."

Philippi trat ein, er sog die Luft mit einigen langen Zügen in sich. Er glaubte anfänglich, die Straße sei wieder mit irgendeinem Geruche zu spüren, wie das im Sommer nicht selten zu erleben war. Gerade vor den Gewittern hoben die Staubwirbel alle Düfte hoch. Aber dann, der Ursache nähergeführt, fragte er doch: „Nach was riecht es hier?" — „Raupp hat erbrochen," antwortete Heydenreich leise.

Philippi setzte sich an den Bettrand zu dem Schüler. „Also mein lieber Raupp, was ist's mit Ihnen?" — „Mir ist sehr unwohl."

Er versuchte gewaltsam, sich aufzurichten. Philippi drückte ihn sanft zurück. „Bleiben Sie ruhig liegen ... Haben Sie geraucht?" — „Nein." — „Haben Sie von daheim ein Paket bekommen?" — „Nein." — „Waren Sie in den letzten Tagen vor der Sperre einmal im Gasthaus?" — „Nein." — „Geben Sie mir die Hand ... So ..."

Philippi schob leise seinen Daumen längs der feuchten Haut, bis er den beschleunigten Puls fühlte. „Sie haben Fieber; jedenfalls ist das auch ein Anzeichen, mein lieber Raupp."

Die Glocke am Haustor klang. „Ich werde dann mit dem Arzte wiederkommen; wir werden ja sehen. Bleiben Sie einstweilen nur ruhig liegen." Und er ging, den Arzt zu empfangen. Hinter ihm blieb die grauenvolle Ungewißheit zurück.

Schamin regte sich zuerst in ihr: „Hast du die Hausglocke gehört, Heydenreich?" — „Es wird vielleicht der Arzt gekommen sein." — „Dann wollen wir horchen, was sie reden." Stolz und einfach sagte Heydenreich ihm ab: „Ich horche nicht."

Aber der kleine, rothaarige, sommersprossige Verführer schürte weiter: „Hast du nicht bemerkt, wie rasch Doktor Philippi aus dem Zimmer ging? Warum erwartet er den Arzt nicht hier herinnen? Er muß also eine besondere Ursache haben. Höfling ist in das Musikzimmer gebracht worden; weiß Gott, was für eine Krankheit er hat. Vielleicht die Cholera."

Heydenreich mußte wieder lächeln, wie schon einmal an diesem Abend. „Warum nicht gleich die Pest?"

Schamin eiferte weiter, ohne den Einwurf zu beachten: „Bei uns daheim war ein Brunnenmeister auch so krank, wie Höfling. Die Leute sagten, er hätte sich im Brunnen, den er ausbesserte, vergiftet. Nach zwei Tagen war er tot."

Schamin preßte sein Ohr an den Türspalt, Stimmen kamen aus dem Hausflur über die Stiege empor. Er hörte die tiefere, unbekannte sagen: „Am Anfang war es für den Hausarzt natürlich nicht ganz klar. Es hätte auch ein starker Darmkatarrh sein können. Erst das Mikroskop gibt die unfehlbare Diagnose." Dann entstand eine Pause. Und wieder sprach die fremde Stimme: „Es ist ohne Zweifel Ruhr, und es war sehr gut, daß Sie die zwei Schüler gleich isoliert haben." — „Ja, einer aus Zimmer drei, einer aus Zimmer vier." — „Ich bin übrigens überzeugt, daß mittlerweile Blut abgegangen sein wird. Die Quarantäne in den beiden Zimmern bleibt selbstverständlich streng aufrecht. Nachdem es erwiesenermaßen Ruhr ist, wird der eine oder der andere bereits infiziert sein; vielleicht sind es auch schon alle." — „Das ist ja entsetzlich." — „Eine Epidemie ist eben eine Epidemie." — „Ich werde mich natürlich jeder Ihrer Anordnungen fügen." — „Wir müssen das Inkubationsstadium jetzt einfach abwarten." — „Untätig." — „Leider." — „Das ist ja ein grauenhafter Zustand." — „In einem solchen Seuchenherde weiß niemand, ob sein Nächster noch gesund ist."

Dieses Gespräch nahm Schamin in die Tiefe des Zimmers mit, als er, unfähig weiter zu horchen, den Lauscherplatz an der Türe verließ, um, gekrümmt und bereits eingebildete Schmerzen leidend, das Martyrium der Krankheit für sich vorzuahnen. Er warf sich auf sein Bett hin und war lange nicht imstande, die Dinge und Menschen um sich gegenständlich wahrzunehmen. Und da auch Heydenreich schwieg, redete eine weite Zeit hindurch das ferne Gewitter in seiner erhabenen Sprache allein. So liegt die Menschheit starr in drei Formen ihres Fluches, wie hier die drei Jünglinge warteten, ohne Gewalt, sich auch nur die nächste Stunde armselig zu bestimmen und nach ihrer Sehnsucht zu gestalten.

Begegnung

Als Philippi mit dem Amtsarzt auf den Stufen der Treppe von der Ruhr sprach und von ihm eine grausige Prophezeiung entgegennahm, deren Zeuge auch der neugierige Schamin wurde, da war die kleine peinliche Szene bereits vorüber, die unten in dem Flur die Männer einige Minuten hindurch in Verlegenheit erstarren ließ. Philippi war dem Ankommenden, den die Hausklingel verkündet hatte, entgegengegangen, und als er ihn erkannte, hielt er erschreckt an. Auch der andere rang um seine Ruhe und sie verbargen ihren Aufruhr in einer gemessenen Verbeugung. Über die Entfernung von einigen Schritten hin sagte dann der Amtsarzt, unter dem deutlich merkbaren Bemühen, die Worte abzuwägen: „Unter anderen Umständen hätte ich Ihnen und mir diese Begegnung erspart. Ihr Hausarzt hat nach der mikroskopischen Untersuchung die pflichtgemäße Anzeige erstattet. Da der zweite Amtsarzt im Urlaub ist, bestimmte die Reihenfolge des Dienstes mich zur Behandlung der Angelegenheit ... Übrigens wollte ich auch jedes Aufsehen vermeiden." Philippi antwortete mit einer kalten Sachlichkeit: „Ich stehe zu Ihrer Verfügung."

Sie lösten sich aus ihrer Verklemmtheit und gingen die Stiege empor. Oben dann, in dem Gange, der sich wie eine verbogene Schale ausbreitete, denn in dem alten Gebäude gab es wenig Regelmäßigkeiten, redete der Amtsarzt von der unheimlichen Diagnose und dem Grauen der künftigen Tage.

Als er dann in das Musikzimmer treten wollte und die Klinke bereits in der Hand hielt, ließ ihn der scharfe, befehlende Anruf Philippis stocken. Er drehte sich langsam um, als verwundere er sich darüber, in der Ausübung seiner Pflicht behindert zu werden. Er wollte, bevor Philippi noch zu reden begonnen hatte, ihn daran erinnern, daß er als Arzt gegenwärtig sei und sich nicht stören zu lassen gedenke. Aber wie er nun, an der Schwelle des Augenblickes, in dem er den Mund öffnen wollte, den lauernden Mann in das Auge faßte, als er die Gestalt sah, die, obschon aufrecht und in sich gebändigt, irgendwie eine innerliche Zerrissenheit verriet, der man nicht mit Worten zu folgen vermochte, die man aber als Arzt und als erfahrener Mensch ahnend erfaßte und auf Grund und Art zu prüfen sich gegenseitig aufgab, da erwartete er die Mitteilung oder den Wunsch des Rufenden.

Es lag, was Philippi nun aus sich stieß, nicht abseits seinem verworrenen Aussehen. In einer eigentümlichen Verbissenheit stellte er fest: „Es drängt mich, Ihnen zu sagen, daß ich mich sehr wohl befinde." Kühl sagte der Amtsarzt dagegen: „Ich erinnere mich nicht, mich darum erkundigt zu haben."

Philippi reckte sich vor ihm empor. Der große Mensch wuchs in die niederen Wölbungen hinein: „Wenn Sie sich auch nicht erkundigt haben, Herr Doktor. Aber sehen Sie mich nur einmal genau an, von unten bis oben, und wieder von oben bis unten. Ich entkleide mich auch, wenn Sie es wünschen. Horchen Sie meine sieben Organe nur gewissenhaft ab; sie funktionieren wie Uhren." — „Wollen Sie meiner spotten?" — „Vielleicht." — „Sie sind ein Narr."

Philippi lachte leise; es klang, als wären die Winkel lebendig geworden. „Ja, ein Narr," wiederholte der alte Herr. „Glauben Sie wirklich, ich hätte von Ihnen niemals etwas gehört? Halten Sie es in Wahrheit für möglich, daß man in einer verhältnismäßig kleinen Stadt so abgewendet, so verborgen leben kann, ohne daß die Straße, das Gasthaus, die Gesellschaft von einem redet?" — „Es wird von mir wenig genug zu reden gewesen sein." — „Erst am Geheimnis entzündet sich die Freude des Mundes." — „Die Mauern dieses Hauses sind dick genug. Immer war ich so einsam, wie ich sein wollte." — „Um dies zu sagen haben Sie mich aufgehalten?" — „Verstehen Sie nicht, oder wollen Sie es nicht verstehen, daß es zur Hälfte auch heißt: Sie haben einmal, als Sie mich zu treffen glaubten, in die Luft, geschlagen."

Der Amtsarzt trat näher gegen Philippi. „Geben Sie sich keine Mühe, Doktor Philippi. Sie wollen mir meine Genugtuung nehmen, Sie wollen mich auf Ihre Art berauben . . ."

Sie waren einander nahe, und ihre Abrechnung ging Auge in Auge. Der Amtsarzt vollendete; aus dem anfänglich erregten Laut sank er später beinahe in Flüstern: „Der Zufall wollte es, daß wir uns in diesem Leben noch einmal begegnen, und er war ja infolge der Umstände so zwingend, daß ihm keiner von uns beiden auszuweichen vermochte. Gut, so stelle ich mich denn dieser Bestimmung, die da vielleicht glaubt, daß es zwischen uns noch einer Klärung bedarf. Aber ich habe es heute mit einem reifen Manne zu tun, der die Ausgewogenheit von Schuld und Sühne zu werten versteht, der da begreift, daß es ein Gleichgewicht, wenigstens ein scheinbares Gleichgewicht geben müsse, und der klug und . . . vielleicht auch gütig genug ist . . . mir den Trost einer Einbildung zu gönnen."

Der Mund Philippis ließ die Zähne frei; so meldet sich das Raubtier. „Oh, ich verstehe Sie, Herr Doktor, ich verstehe Sie nur zu gut. Ich soll, wenn vielleicht auch nur zum Schein, anerkennen, was ich ewig verfluchen werde. Es gibt Dinge, die immerwährende Gegenwart sind." — „Sie sind doch achtzehn Jahre älter geworden." — „Und mit mir auch die Erinnerung." — „Eine Welt und ihre Gesetze waren damals gegen mich." — „Das ändert für mich nichts." — „Traditionen umstellten mich." — „Uralte, wurmstichige Möbel in muffigen Stuben." — „Was sind schöne oder bittere Worte gegen altes Blut?"

Philippi hob beschwörend seine Hände; zwei dunkle Riesenarme beschatteten längshin Flurboden und Wände. „Jede Erinnerung muß irgendwo einmal ihren Beginn haben," bekannte er.

Kopfschüttelnd widersprach ihm der alte Mann: „Was verstehen Sie davon? Sie sind ein Bauernsohn und das ist ein Glück. Die Erde und was an ihr lebt, ist beweglich. Ich bin ein Ausläufer von Beamtenfamilien. Die Menschen und ihre Brut sind starr." — „Sie waren nichts als feig." — „Das ist nur ein anderes Wort dafür." — „Sie haben sich hinter das bequeme Gesetz der Menschen verkrochen und das größere Gesetz des Menschen mißachtet."

Der Amtsarzt wandte sich ab. Mitten in dem Hin- und Herreichen der Vorwürfe und Triumphe war ihm auf einmal die äußerliche Umgebung bewußt geworden: das fremde Haus, das ferne Gewitter, der Lysolgeruch. Als wäre er von einem traumhaften Hintergrunde plötzlich losgelöst, empfand er nun den ungewöhnlichen Zustand, in dem er sich gemeinsam mit Philippi befand. „Ich bin nicht vor ein Gericht geladen," lehnte er die Anklage des Aufgewühlten ab.

Philippi aber, von einem inneren Feuer angeglüht, nun auch durch eigene Überlegung nicht mehr gezähmt, erhob seinen visionären Zorn, als stünde er auf einer Kanzel über einer unendlichen Menge: „Ich will aber Gerichtstag halten. Ort und Stunde sind mir gerade recht. Gerichtssäle der Welt, hier in diesem Flur seid ihr in diesem Augenblicke ineinander geschachtelt. Strömet herbei aus allen Ritzen und Fugen, abgestorbene Geister dieses Hauses, vernehmt mich und seid die Anwälte der ganzen Menschheit. Wir wollen ein schauriges Gericht halten . . ."

„Philippi, Sie sind krank." Eine Hand streckte sich gegen ihn her, Gewohnheit des Arztes, der den Menschen zu berühren trachtet.

„Keinen Schritt weiter," fauchte Philippi. „Natürlich, ich bin krank, wie jeder krank geheißen wird, wenn sich hinter seiner Wirklichkeit eine unbemerkte Türe öffnet. In die Freiheit. In den Gerichtssaal."

Der Arzt nannte nur den Namen Philippi, wie es plötzlich hilflos Gewordene tun, wenn sie jemand beruhigen möchten.

„Sie wollten mich in die Schmach deportieren. Heute nennen Sie das Genugtuung. Sie Wucherer wollten auch noch das Unglück von zwei Menschen zum Kapital degradieren, daß es Ihnen Zinsen trüge. Aber Sie haben jämmerlichen Bankerott gemacht . . ."

Es war eine grausame Lust, die ihn antrieb, Vorwürfe und Anklagen zu häufen. Er erkannte wohl, wie ihre Last die Seele des anderen beugte, während er sich bemühte, unberührt zu scheinen. Aber auch er selbst, so sehr er sich nun zu erlösen gedachte, so gewaltsam er alle Stauungen öffnete, genügte sich nicht in dem, wie er die hunderte schlaflosen Nächte, die verzweifelten Stunden und stummen Empörungen erfüllte. Immer wieder kehrte er zum Ursprung zurück; dort aber herrschte nicht der Vorsatz der Vergeltung, sondern das stille, förmlich wohltuende Gefühl eines romantischen Schmerzes.

Die Hochzeit

Einen Augenblick lang wirst du wach, im Hochzeitswagen fahrender Philippi, und tastest zum Kopf, als müsse die Hand nach Gedanken greifen, als müsse sie an eine verschlossene Türe klopfen. Eine Sekunde nur, ein Zeitraum, in dem sich ein Lid hebt oder senkt und sich die unruhige Pumpe Herz in einem regelmäßigen Krampf zusammenzieht oder sich wieder löst. Aber von wie ferne siehst du in diesen Augenblick über den scheinbar winzigen Zeitteil; du bist unendlich abgerückt, und diese Sekunde kann dir nicht anders sein als klein und gering. Aber tritt einmal näher heran, werde eins mit dieser Sekunde und sie ist plötzlich ein Meer; von einem Ufer trägt dich dein Auge nicht mehr zu dem anderen, verirren kannst du dich in seiner Weite. Auch die Sekunde hat kein Ende, auch sie ist eine Ewigkeit. Und da wird dir, von deinem Blute regierter Philippi, der du die Regentropfen auf das Dach klöppeln hörst und den Wind die Wasserstreifen wehen siehst, also empfänglich bist für die äußerlichsten Dinge dieser sonderbaren Stunde, deine Zwiespältigkeit klar, der Zwang, dem du dich, bei aller Vernunft und Rechenschaft, beugst. Du fehlst und richtest dich selbst; du vergeudest

dich, und die eine klare, besonnene Sekunde ist dennoch ein maßloser Geiz; neben dem Schauplatz deiner Tat stehen schon Gerichtssaal und Galgen. Du bist gesühnt, noch ehe du sündigst, denn du begibst dich wachen Sinnes, wenn auch nachtwandlerisch dumpf, in dein Unglück. Wäre es sonst möglich, daß du, eine junge Braut dir zur Seite, die nur mehr nach vorne sehen kann, weil hinter ihr her ein Vaterfluch gellt, die mahnenden Stimmen in dir lebendiger werden läßt, als es ein Bräutigam zu tun brauchte, sei ihm nun die künftige Nacht geschenkt, oder habe er sie gestohlen. Wohl sagt ein Einwand: Wo darf ein Mensch sein, der einen anderen Menschen verschenkt? Und: die Stunde, da ein Blut sich zu offenbaren beginnt, ist geheiligt, und es gilt keine Widerrede mehr.

Wie ausgedehnt ist diese eine Sekunde, ein fernehin schweifendes Land mit ragenden Gebirgen und sinkenden Tälern. Sie führt über Höhen und durch Tiefen von Jahren, in denen sich, Steinchen bei Steinchen, der Bau türmte, auf dem nun das gepaarte Leben zweier Menschen thronen soll. Wenn er zurückdenkt und aufrichtig ist, weiß Philippi, daß ihm dieses heranwachsende Mädchen niemals ein Kind bedeutete. In hundert Zufällen und Gewolltheiten, alle gelenkt von einer tiefsten, geheimnisvollen Ursache, suchte ein anderes Geschlecht in ihm einen Widerhall. Bis eines Tages die Frucht vollendet ist. Frühling und Sommer runden und füllen sie, Tag und Nacht sind ihrer Reife dienstbar. Das Fleisch lebt unter dem unaufhörlichen Zuströmen der bauenden Säfte, und einmal ist Gott in ihr satt und sein Finger rührt sie an, daß sie abfällt. Wer seine Hände gerade zur Schale gehöhlt hat, dem schmiegt sie sich ein. Philippi bekennt sich, daß er, nicht hungrig und dennoch erwartend, wie gehorsam nach einem Anrufe des Schicksals, stets seine gehöhlten Hände an diesem Mädchendasein hielt. Und er war niemals dem Weibe hörig, ihn dürstete nicht in immerwährender Qual. Seine Seele hatte nur den Beruf, zu warten. Wie ein Mensch, in einer abendlichen Gasse ausgesetzt, zu den erloschenen Fenstern eines Hauses emporstarrt, in denen nun die heimliche Nacht bis zum neuen Tage schweben sollte, aber eine nächtliche Unruhe in den verstummten Räumen entzündet wieder das Licht und weckt auch die toten Scheiben für den Ungläubigen, den Überraschten unten in der Gasse. Hartnäckig Harrende erwarten ihr Schicksal, eher noch, wenn es für sie reift. Wolken stürzen im Gewitter ineinander, flutendes Wasser vermählt sich der Erde, die es aussandte. Warum sollten nicht auch Menschen im Ring ewiger Wanderschaft einander vollenden? Wissend oder nur ahnend, aber auch völlig blind, Werkzeuge eines Willens, der sie schuf, weil er sie braucht.

Philippi, gleich dem jungen Weibe neben sich geschüttelt von dem eilenden Wagen, der über die ausgefahrenen Geleise schaukelte, sagte dem einen wachen Augenblick nichts von den äußerlichen, nebensächlichen Einzelheiten, die die bürgerlichen Gehirne mit Verwunderung, Schrecken, Entrüstung füllten. Diese Flucht in eine entfernte Kirche des Landes, dieser jähe, vielleicht unbedachte Schritt außerhalb der Grenzen warmer Gewohnheit glich dem mondsüchtigen Gang auf einem schauerlich gespannten First. Im Schweigen glitt er wandlerisch sicher über die Gefahr, angerufen mußte er stürzen. Nichts an den beiden Menschen, Mann und Weib, war mit den plumpen Händen zu greifen; sie waren, vereinigt kaum in halbwacher Wahrnehmung, ein Geheimnis; so fuhren sie der Nacht der Menschheit entgegen. Ihre Verlockung kümmerte sich schon nicht mehr um den nächsten hellen Morgen. Und Philippi, geschüttelt auch von dem eigenen Blute, wußte dies halb und halb. Ein einziger Augenblick, in dem er so in dem Einsamkeitsbedürfnis jeglichen Geschöpfes von der Braut abrückte, trennte ihn auch von aller gegenständlichen Welt.

Doch schon der nächste stieß ihn in sie zurück. Wind drückte die lederne Wagenhaube und die eingerosteten Federn krachten. Das Dorf stieg aus den Obstgärten; Pfarrer, Mesner und Dorflehrer warteten schon auf die Hochzeitsgesellschaft. Sie sahen hinter den Wagen in den rauschenden, grauen Regen, als müßten die anderen Gefährte, irgendwo auf den morastigen Wegen aufgehalten, dem einen, früher angekommenen folgen. Philippi und das Mädchen gingen stumm an ihnen vorüber in die Kirche. (Fortsetzung folgt.)

Der Rembrandt-Deutsche und München

Von Alfred von Mensi-Klarbach in München

Es wird wohl wenig Bücher gegeben haben, die bei ihrem Erscheinen ein so großes Aufsehen erregt, es bis heute zu 66 Auflagen gebracht haben und deren Verfasser solange unentdeckt geblieben sind wie das im Anfang des Jahres 1890 erschienene Buch: „Rembrandt als Erzieher. Von einem Deutschen". Wer war der Verfasser? Etwa ein Jahr lang fragte man: War es Hinzpeter, der Erzieher des Kaisers, war es Lagarde, war es der Dresdner Kunstfreund Schubart, war es vielleicht doch der Bismarck-Verehrer Bewer, oder hatten, wie es in einer Universitätsstadt hieß, „sieben Gelehrte im Auftrage des Kaisers" das Werk geschrieben? Da brachte man in Erfahrung, daß ein Mann ganz ohne Namen und Würde es abgefaßt habe: Julius Langbehn; und der Nimbus um den „Deutschen" verflog. Im geheimen hat aber das Buch, wie schon seine zahlreichen Auflagen beweisen, fortgewirkt, und so manche Schriftsteller haben sich, vielfach ohne es zu nennen, an seine Leitgedanken angelehnt. Es ist kein Zufall, daß es heute, nach dem Krieg, erneute Bedeutung gewonnen hat, denn bei aller Verworrenheit der ersten Anlage seines Buches hat sich Langbehn in so mancher Beziehung als Prophet erwiesen und die Geistesverfassung seines Vaterlandes mit überraschend scharfem Blick erkannt. Trotzdem hat die Allgemeinheit von dem in den Jahren von 1851 bis 1907 sich abspielenden Leben dieses großen Unbekannten wenig oder nichts erfahren. Erst jetzt wird es uns ebenso erschöpfend wie fesselnd aufgerollt von dem besten und letzten Freunde, den Langbehn besessen, von P. Benedict Momme Nissen, der im Freiburger Verlage von Herder & Co. kürzlich einen prächtigen, 358 Seiten starken, mit Literaturnachweis und Namenregister versehenen Band herausgegeben hat: „Der Rembrandtdeutsche Julius Langbehn". Aber nicht nur das Leben dieses deutschen Sonderlings, der mit den bedeutendsten Männern seiner Zeit zusammengekommen ist und doch fast unbeachtet einen schweren Kampf mit dem Leben geführt hat, hat sein Freund uns aufschlußreich erzählt, sondern er läßt, was seinem Buche einen doppelten Wert verleiht, Langbehn auch selbst in Dichtungen und Prosawerken zu uns sprechen, die zum Teil nur ihm als Testamentsvollstrecker zugänglich waren.

Zu den interessantesten Kapiteln des Buches gehört jenes, in dem Momme Nissen von den Beziehungen Langbehns zu Bismarck erzählt. Über das Rembrandtbuch hatte der Fürst unter anderem geäußert: „Ich finde es erfreulich, daß ein solches Buch so großen Anklang gefunden hat. Es ist ja doch kein Roman von Zola. Im Gegenteil setzt es eine gewisse Gymnastik des Geistes voraus. Jedenfalls ist es ein geistvolles Buch. Gott geb's, daß es die Wirkung hat, die Sie sich davon versprechen (daß es nämlich als Eisbrecher wirke und daß sich eine neue kerndeutsche Literaturepoche daran knüpfen werde). Den Verfasser habe ich zu mir eingeladen, er war zwei Tage bei mir in Varzin. Es ist ein kindlich bescheidener Mensch, den man erst anstoßen muß, um ihn zum Reden zu bringen, was um so merkwürdiger ist, als er ja mit Keulen schreibt." Wenige Monate nach Bismarcks Abdankung hatte er Langbehn aufgefordert, ihn zu besuchen. Am tiefsten blieb Langbehn von ihren Gesprächen im Gedächtnis, daß Bismarck sich ungescheut zu ihm über den Niedergang der Hohenzollerndynastie seit Wilhelm I. aussprach und dafür drastische Belege beibrachte. Er bestätigte Langbehns Hinweise auf die schweren Schäden im Deutschen Reiche und sagte wörtlich zu seinem Gast: „Ich sehe eine Katastrophe kommen." In Bismarcks ganzem Verhalten gegenüber dem Manne wie seinem Buch tritt ein stilles Bemühen zutage, dieser seltsamen Erscheinung, die wie aus einer anderen Welt an ihn herantrat, gerecht zu werden. Er hat öfter seine Sympathie für Langbehn bekundet und ihn nicht nur mehrmals in Varzin, sondern auch in Kissingen im Sommer 1891 sehr freundlich willkommen geheißen. Einst wies ihn ein Besucher, mit dem er durch den Sachsenwald ging, auf jenen Ausspruch Langbehns hin,

daß jeder Baum senkrecht zum Erdzentrum wachse, niemals aber zu dem Abhang, auf dem er gründe. „Ja," sagte der Fürst, „das ist richtig. Nur die Fraktionspolitiker stehen immer senkrecht zu ihrem Programmboden".

Unter den historischen Heimstätten, die mitgewirkt haben, die Persönlichkeit des Rembrandtdeutschen auszureifen, sagt sein Biograph, steht die Stadt München mit der Fülle ihrer Anregungen an erster Stelle. Sechs bis sieben Jahre hat er hier Geisteskraft aufgenommen und sich dabei fest eingegliedert in das gesellige, in das künstlerische, in das gelehrte München. „Wer war nicht gerne in München?" schreibt Langbehn 1899. Seine Jugendliebe für das Attische, die antiken Originale zu Verona und München, die vortreffliche Besetzung des archäologischen Lehrstuhles an der Isar durch Heinrich Brunn hatten dazu beigetragen, daß er sich auf der Münchener Universität dem Studium der griechischen Plastik zuwandte — ohne sich aber der Fachwissenschaft innerlich zu verschreiben. Ihm galt der Spruch des Aquinaten: „Erst das Leben, dann die Gelehrsamkeit."

Im Herbst 1875 zog Langbehn als Zimmerherr zu der Malerswitwe Maria Wedekind, in die Nähe des Englischen Gartens; mit ihr im folgenden Jahre nach dem Anwesen Garten- (jetzige Kaulbach-) Straße 63, das seiner Hauswirtin und ihrer gleichfalls verwitweten Schwester gehörte. Die beiden im Leben schwer geprüften Frauen räumten dem Studenten eine Gartenwohnung ein, wo er wohlgeborgen bis nach seinem Doktorexamen wohnen blieb. Gütig und vertrauensvoll haben sie ihm ganze Jahre hindurch den Mietzins gestundet, ihn durch ihre Magd bedienen lassen und ihm auch noch die Morgenmilch besorgt, ohne daß weiter davon gesprochen wurde, bis er beim Auszug alles berichtigen konnte. Um die niedrige, verborgen gelegene, idyllische Wohnung blühten die Veilchen und sangen die Vögel. Momme Nissen erzählt: So schlicht die Klause, so mannigfach der Ausgang — Langbehn nahm vollauf Anteil an dem Besuch all jener gemütlichen Eß- und Trinklokale des alten München, die der Student nach Laune und Gesellschaft und nach dem Stande seiner Kasse zu wechseln pflegt. Bald saß er in der Kronfleischküche, bald im „Abentum", bald in einer Knödelküche bei Mehlspeiskost. Er rühmte, wie teilnahmsvoll gerade hier die Wirtin gewesen sei; sie habe ihm auf den Zahn gefühlt, ob er auch nicht unsolide sei, ob er auch ernstlich studiere. In einem Brauhaus hatte einst ein Münchner vom Nebentisch voll Verlangen nach den Resten einer Kalbshaxe auf seinem Teller herübergeschaut; bescheiden kam er herzu und fragte: „Herr Nachbar, essen S' das noch?" — und verzehrte dann mit bestem Appetit das ihm gern Überlassene. Solche Züge ungeschminkter Natürlichkeit blieben Langbehn noch lange haften. „Aus Behagen wird der Geist geboren", so lautete einer seiner Sprüche. Das Verlangen nach Freundschaft durchzieht seine ersten Dichtungen. Und Freundschaft hat er auch in München gefunden, der „Einsiedler in der Gartenstraße". In dem gastlichen Hause seines Lehrers Brunn ward er gern aufgenommen. Der berühmte amerikanisch-englische Archäologe der Universität Cambridge Charles Waldstein wie der schlichte Altbayer Karl Haider gehörten gleicherweise zu seinen Freunden. Er kam öfters in jene Abendzirkel des jungen München, die sich damals im Café Propst, im „Affenkasten" des Augustinerbräus oder in der Veltliner Weinhalle zusammenfanden, und ging mit Oberländer und seinem Hadersiebener Landsmann, dem guten alten Maler Heger spazieren. Der hohe Nordländer wurde allgemein zu einer markanten Erscheinung in München, erfuhr aber schon damals oft eine ganz verschiedene, ja entgegengesetzte Beurteilung. „Sie sind keines ernsten Wortes fähig, Sie können nur lachen," sagte ein Mitstudent von ihm, während fast zur gleichen Zeit eine welterfahrene Dame von ihm meinte: „Nein, einen so ernsten jungen Mann habe ich noch nie gesehen." Zeitlebens aber hat sich Langbehn zu originalen Künstlernaturen hingezogen gefühlt, so besonders zu Wilhelm Leibl und Karl Haider. Leibl hat ihn, 1877, auch gemalt, wie 1884 Hans Thoma. Diese beiden Bildnisse, ein drittes, die Hand und Handschrift Langbehns und das seiner Grabstätte zieren denn auch das wertvolle Buch Momme Nissens. Besuchte Langbehn seinen Freund Leibl in Aibling, so ließ ihn dieser im Dachgiebel seines Hauses über-

nachten. Als Langbehn vor seiner Romreise sich von Leibl verabschieden wollte, wurden aus den Stunden, die er dafür bestimmt, mehrere Tage. „Ich erfreute mich," schrieb er, „noch einmal an der knorrigen, ehrenhaften Persönlichkeit dieses ursus rusticus". — Die Freundschaft mit Karl Haider ging später leider, zum Bedauern beider Teile, in die Brüche. Haider sagte später einmal vom Rembrandtdeutschen u. a.: „Ein fester Kerl ist er gewest, einer der ehrlichsten, wahrhaftigsten Menschen, die mir vorgekommen sind. In vielem haben wir uns ganz verstanden und gefunden. Er opferte sich auf für den Freund, wenn er ihn gern hatte. Wir stritten uns wohl bis zum Raufen, vertrugen uns aber immer wieder." Künstlerisch nur lose verbunden mit dem Leibl-Kreis war damals Hans Thoma. Leibl sagte von ihm einmal zu Langbehn: „Der Thoma ist ein Flugschütze, ich bin ein Scheibenschütze — in der Malerei." Wie gelegentlich mit Trübner, Marées, Bayersdorfer, so ist Langbehn um jene Zeit auch schon mit Thoma zusammengetroffen, ohne ihm jedoch näherzutreten.

Der Rembrandtdeutsche ist auch in Bayern, in Rosenheim, gestorben, betreut von seinem Freunde, Pater Benedict (Momme Nissen), der ihm seit seinem Übertritt zum Katholizismus wohl am nächsten stand und der uns nicht nur diese eingehende und aufschlußreiche Biographie gegeben hat, sondern auch sein literarischer Testamentsvollstrecker geworden ist. Momme Nissen hat denn auch im ursprünglichen Verlag C. L. Hirschfeld, Leipzig, die autorisierte Neuausgabe des „Rembrandt als Erzieher", geordnet und gesichtet nach Weisungen des Verfassers, herausgegeben, als ein heute noch lebendiges Buch. Momme Nissen hat das Buch klarer und übersichtlicher neu geordnet. Langbehns Übertritt zum Katholizismus, der übrigens erst viel später bekannt geworden ist, gab Bischof Keppler Gelegenheit, sich höchst objektiv über diesen Schritt und seine Folgen in seiner Vorrede auszusprechen: Die „ungemein impulsive Natur" des Rembrandtdeutschen war „auch nicht immer frei von stürmischem Übereifer, von überhitztem Reformeifer ... Das ist ja häufig eine Kinderkrankheit bei Konvertiten, was psychologisch leicht zu verstehen ist ... Ganz frei von dieser Konvertitenkrankheit war auch Langbehn nicht".

Von Rosenheim brachte Nissen als der einzige Leidtragende die Leiche seines früh verstorbenen Freundes nach Puch und ließ sie dort neben dem Grabhügel der sel. Einsiedlerin Edigna, der geflüchteten Fürstentochter aus Frankreich, beisetzen. Das schmiedeeiserne Kreuz trug lange noch bloß die Buchstaben A. J. L. Geb. 1851. Gest. 1907, bis es bekannt wurde, wer dort ruht. Jetzt zeigt eine Marmortafel an, wessen Grabstätte dort liegt, und der kürzlich verstorbene Bischof Dr. Paul Wilhelm von Keppler von Rottenburg hat ihm die Inschrift gesetzt: „Auch er war die Stimme eines Rufenden in der Wüste." Bischof Keppler, dessen Buch „Mehr Freude" ja einen ähnlichen Erfolg hatte wie „Rembrandt als Erzieher", ist seinerzeit Langbehn selbst vorübergehend nahegestanden. Er hat Momme Nissens Buch einen Geleitbrief mitgegeben, der die Bedeutung Langbehns und seines Buches gerade für unsere Zeit treffend beleuchtet. Wer möchte ihm nicht recht geben, wenn er dort u. a. sagt: „Und so spreche ich den heißen Wunsch aus, es möchten doch alle Deutsche, welche an der Wiedergeburt ihres Volkes nach dem katastrophalen politischen, moralischen, kulturellen Zusammenbruch ernsthaft und tätig Anteil nehmen oder welche in Fragen der Volkserziehung, der nationalen Bildung, der Kunst und Wissenschaft mitzureden haben — sie möchten alle an dem Rembrandtbuch und an vorliegendem Lebensbuch nicht gleichgültig vorübergehen. Langbehn hat ein Recht, in diesen Fragen gehört zu werden, und Deutschland hat eine Pflicht, ihn zu hören. Er hat lange vor dem Krieg auf kulturelle Schäden, sittliche Krankheiten, politische Irrgänge seines Vaterlandes hingewiesen und nichts Gutes prophezeit, wenn nicht ein anderer Kurs gesteuert werde. Er blieb damals im großen und ganzen ‚die Stimme des Rufenden in der Wüste.' Dann kam der Krieg, und er hat viele Urteile und Verdikte, die damals allzuscharf erschienen, blutrot unterstrichen und bestätigt. Es kam die Revolution, und sie hat die schlimmsten Befürchtungen des Rembrandtdeutschen noch übertrumpft. Jetzt erinnern sich wieder viele dieses Mannes und stürmisch wurde wieder nach seinem Buch verlangt".

Hugo Wittmann

Das Feuilleton hat sich im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts in Wien zur höchsten Blüte entwickelt. Das Hauptverdienst daran gebührt Ludwig Speidel und Hugo Wittmann, die durch Jahrzehnte die angesehensten Mitarbeiter der „Neuen Freien Presse" waren. Beide waren in Ulm geboren, Wittmann im Jahre 1839, Speidel neun Jahre früher, und verdanken ihrer Heimat die tüchtige Schwabenart und gründliche Schulbildung. Sie waren einander treue Freunde, haben auch gemeinsam ihrem größten Landsmanne durch die „Bilder aus der Schillerzeit" (Berlin und Stuttgart, Verlag W. Spemann) gehuldigt, die zum überwiegenden Teile aus Wittmanns Feder stammen, und das Referat über das Burgtheater ist von Speidel auf Wittmann übergegangen. Speidels Feuilletons sind in einer 4 Bände umfassenden Auswahl als „Ludwig Speidels Schriften" veröffentlicht worden. Wittmann, der am 6. Februar 1923 aus dem Leben geschieden ist, hat nun ein Denkmal seines Schaffens durch die Schriftstellerin und Dichterin Hermine Cloeter erhalten, die eine Auswahl seiner Feuilletons in dem Österreichischen Bundesverlage herausgegeben hat[1]). Hermine Cloeter war hiezu zunächst berufen; denn sie war durch ein Band verehrungsvoller Freundschaft mit ihm verbunden und hat ihn in seiner letzten Krankheit betreut.

Mit Recht hat die Herausgeberin eine große Anzahl der den Franzosen und besonders Paris geltenden Skizzen und Studien Wittmanns aufgenommen, der ein Jahrzehnt als Kritiker französischer und Korrespondent deutscher Blätter in Paris geweilt und nachhaltige Eindrücke von der Kultur und Gesellschaft der Zeit Napoleons III. empfangen hat. Sie berücksichtigt vor allem die für ihn charakteristische Art des Memoiren-Feuilletons, das die interessanten Lebenserinnerungen vornehmer Damen der Hofgesellschaft des 18. Jahrhunderts behandelt. Daß Wittmann sich mit Vorliebe in die Psyche der Frauen vertieft hat, läßt die Auswahl allenthalben schließen. Wir geleiten ihn nach Rom, wo er längere Zeit lebte, und erkennen aus den Beethoven, Grillparzer und Brahms gewidmeten Feuilletons, wie innig er sich mit Wien, seiner neuen Heimat, verwachsen fühlte. Seine bewundernswerte Gabe jung zu bleiben und zu fühlen, befähigte ihn, den neuen Richtungen in Literatur und Kunst mit vollem Verständnis gegenüberzutreten. Daß er zu gleicher Zeit der klassischen Periode der deutschen Dichtung die früh geweckte Liebe bewahrte, bezeugen die Feuilletons „Der Straßburger Student" und „Goethes Briefwechsel mit seiner Frau". In beiden handelt es sich ihm um „Rettungen" im Sinne Lessings, dort um das durch verleumdende Klatschsucht entstellte Bild Friederikens, hier um Christiane, der Wittmann auf Grund ihres Briefwechsels mit Goethe im Gegensatz zu dem herrschenden Urteile eine größere Anteilnahme an dem Schaffen ihres Mannes zuerkennt und deutsche Hausfrauentugenden nachzurühmen weiß. Hier wie überall verwertet Wittmann sein reiches Wissen und seinen weiten, welterfahrenen Blick. Wie voll und rund stellt er die Persönlichkeit Diderots vor uns hin! Wie lebendig wirkt durch den Zauber seiner Feder der bewegliche Laube bei einer Theaterprobe, oder der weltflüchtige, in Vereinsamung seiner Kunst in Venedig lebende Anselm Feuerbach, dem sich Wittmann als alter Freund bei einem Weihnachtsaufenthalt in der Lagunenstadt zugesellte. Stets läßt er die Dinge und Menschen auf uns wirken und zu uns sprechen und tritt mit der ihm angeborenen Bescheidenheit hinter sie zurück, auch da, wo er Erlebtes darstellt. Sein eigenes Urteil kommt oft nur mit einem flüchtigen, letzten Schlaglicht, das er auf die Szene wirft, zum Vorschein, und gerade darin liegt der Hauptreiz seiner Stilkunst, deren Geheimnis die völlige Herrschaft über den Stoff ist. Seine französischen Skizzen aus dem 18. Jahrhundert sind ein Stück Kulturgeschichte „dieser verlotterten und dabei so wohlanständigen Gesellschaft". Wie nah sich sein Feuilleton gelegentlich mit der Novelle berührt, beweist sein „Papa Giulio". Hier

[1]) Hugo Wittmann, Feuilletons. Geleitworte von Hermine Cloeter. 1925. Wien, Österreichischer Bundesverlag für Unterricht, Wissenschaft und Kunst.

führt uns Wittmann in den tollen Strudel des römischen Karnevals und macht uns zu Zeugen einer Tragödie, die sich grell von der ringsum tobenden Faschingslust abhebt. Wir verdanken der Herausgeberin auch Proben der Übersetzungskunst Wittmanns, die Verdeutschung der „Ode an die Sonne" aus Rostands „Chantecler" und als sein letztes Meisterstück die von Voltaires Gedicht Les Vous et les Tu, als „Sie und Du" von Wittmann zum Mittelpunkt eines dem verliebten Voltaire geltenden Feuilletons gemacht. Dieses Gedicht atmet in Wittmanns Wiedergabe so viel Grazie, daß darin zugleich die deutsche Sprache einen Triumph feiert. Das Französische beherrschte er wie seine Muttersprache, er hatte seinen Stil an dem Studium der Franzosen gebildet, aber er schrieb das reinste und vollendetste Deutsch und war in seinem Herzen stets ein guter Deutscher. Daher erhob er auch als Kritiker des von Laube geleiteten Stadttheaters Einspruch gegen die Bevorzugung französischer Werke und wollte die deutsche Bühne gegen die Sittenlosigkeit mancher Pariser Stücke schützen.

Wien. Dr. Gustav Wilhelm.

Geschichte der Weltliteratur

Von Dr. Josef Hofmiller in Rosenheim

Es ist schwerlich ein Zufall, wenn gleichzeitig sowohl Paul Wieglers wie Johannes Scherrs Geschichte der Weltliteratur in neuer Auflage erscheinen, erstere bei Ullstein in einem, letztere bei Dieck & Co. (Stuttgart) in 2 Bänden. Das Interesse für die Literaturen fremder Völker ist in keinem Lande so stark wie in Deutschland. Es geht so weit, daß in keinem Lande soviel ausländische Belletristik übersetzt wird, wie bei uns. Das müßte nicht sein. Doch davon später.

Wieglers Band umfaßt 515 Seiten und ist mit 114 Abbildungen auf Tafeln versehen. Ich benütze das Buch seit Jahren, habe viel darin nachgeschlagen, viel sogar fortlaufend gelesen, und schätze es sehr. Es hat mich nicht leicht im Stich gelassen. Seine Urteile sind maßvoll und wohlbegründet, sein Stil klar und anregend. Schon Wieglers allererste Veröffentlichungen über gleichzeitige Franzosen fielen mir auf, und seit dieser Zeit hat er eine Reihe kenntnisreicher Schriften veröffentlicht, viele leider nur in Journalen; ihre Sammlung wäre wünschenswert. Was ich vor allem an ihm schätze, ist seine Nichtzünftigkeit: die Literarhistoriker von Fach schreiben selten so unvoreingenommen. Das bezieht sich nicht nur auf die Gegenwart, in der er zu Hause ist wie wenige, sondern auch auf Mittelalter und Altertum; die jüdische Literatur z. B. behandelt er höchst fesselnd, nicht minder die Griechen und Lateiner. Natürlich wird man in einem solchen Buche immer auf Partien stoßen, die man anders haben möchte; z. B. die Stelle über Alphonse Daudet; viel zu kurz kommt Ljeßkow. Wiegler nimmt sich kein Blatt vor den Mund. Angesichts der Versuche z. B., aus Zola um jeden Preis einen großen Epiker und aus Shaw einen großen Dramatiker zu machen, freut man sich seiner Kritik, die sich nichts vormachen läßt. Er überschätzt weder Anatole France, was zurzeit bei uns große Mode ist, noch Romain Rolland. Betreff Oskar Wilde verweise ich auf Leon Kellner, „Die englische Literatur der neuesten Zeit von Dickens bis Shaw", S. 358: „Er hatte einen regelrechten Zutreiber, ein ehrloses Individuum namens Taylor, im Dienst, der ihm entlassene Stallburschen, stellenlose Lakaien und dergleichen Leute ins Haus brachte. Das Opfer wurde am Abend mit Champagner berauscht und am Morgen mit einer vergoldeten Zigarettendose entlassen." Wiegler durchschaut ebenso D'Annunzio wie die Pirandello-Mache. Von Bergson gesteht er zu, daß seine Mystik „oft nur den Schein der Tiefe hat".

Ein paar einzelne Bemerkungen: Catull besingt nicht den Comer See, sondern den Garda (S. 93); Cäsarius von Heisterbach ist als Erzähler und Quelle für G. Keller, Maeterlinck u. a. zu würdigen (S. 122); Erckmann-Chatrian und Claude Tillier kommen zu kurz (S. 340). Druckfehler: Valendau st. Calendau (S. 340); Tom Sawyer (408); Parsival (161); Pretonius st. Petronius (104); furchtbarer st. fruchtbarer (117); philippinischen st. philippischen (94); kath (95).

Die letzte von ihm selbst besorgte Auflage von Johannes Scherrs „Illustrierter Geschichte der Weltliteratur" stammt aus dem Jahre 1887. Die späteren besorgte sein Stiefsohn Haggenmacher. Für die jetzige zeichnet verantwortlich der Tübinger Bibliothekar Ludwig Lang; die Kapitel über Hellas und Rom hat Universitätsbibliothekar Göz in Tübingen ganz neu bearbeitet. Der 1. Band bringt die Literaturen des Orients, des Altertums und der romanischen Länder. Er ist gut ausgestattet, besser als das Werk Wieglers. Ich möchte nicht das eine Werk gegen das andere ausspielen, jedes hat seine Vorzüge, aus beiden kann man viel lernen. Manches ist bei Wiegler ausführlicher behandelt, z. B. die frühchristliche Literatur, manches bei Scherr, so Rabelais. Die meisten Schwierigkeiten macht in beiden Werken das Chronologische; das läßt sich nicht vermeiden, wenn man nach Gattungen einteilt.

Ein Hauptunterschied zwischen Wiegler und Scherr ist, daß Wiegler die deutsche Literatur überhaupt nicht behandelt, was unbedingt richtig ist. Denn für uns Deutsche ist unsere eigene Literatur etwas ganz anderes als Weltliteratur. In der Heimat spricht jeder Fleck Erde zu uns, in der Fremde suchen wir nur das Bedeutende. Für eine wirkliche Darstellung der deutschen Literatur sind die 159 Seiten, die ihr bei Scherr gewidmet sind, zu wenig; andererseits kämen diese 159 Seiten den anderen Literaturen zugute, oder der Verlag könnte das Werk in einem Bande herausgeben, was billigeren Preis und damit größeren Absatz zur Folge hätte. Es würde sich auch empfehlen, wie bei Wiegler, die Namen der Verfasser durch fetteren Druck hervorzuheben.

Die Behandlung der neuesten deutschen Literatur bei Scherr ist wenig glücklich. Ich beginne meine genauere Durchsicht S. 266, wo neben K. E. Franzos unbedingt Sacher-Masoch zu nennen gewesen wäre. Daß wohl der Däne Johannes V. Jensen gewürdigt wird, aber nicht der Deutsche Wilhelm Jensen, verstimmt. Nestroy war doch etwas ganz anderes als nur „der vergröbernde Nachfolger Raimunds", wie auch Feuchterslebens Diätetik der Seele etwas ganz anderes ist als nur „freundliche Prosa". Von den Tirolern fehlt Adolf Pichler ganz. Scherrs Entgleisungen wie die 5 Zeilen über Stifter sollten korrigiert werden. Gaudy ist „mit Recht schon der Vergessenheit anheimgefallen": welche Albernheit! Auch die Behandlung Gotthelfs ist wohl noch auf das Konto des polternden Scherr zu setzen. Schopenhauers Hauptwerk „wurzelt in buddhistischen Gedanken"! Lagarde und der Rembrandtdeutsche fehlen ganz; ebenso Alexander Villers, der „Unbekannte", wie auch sein französisches Gegenstück Doudan. „Paul Heyse hat sich in eine spätere Zeit erfolgreich hinübergerettet." Das ist alles. „Ebenfalls dem liberalen Zeitgeist huldigte Luise von François in ihrem unsterblich gewordenen Roman Die letzte Reckenburgerin": aus dieser Phrase soll man einen Begriff von der François bekommen! Bei Keller wird der 2. Teil der „Leute von Seldwyla" gar nicht gewürdigt, „Martin Salander" ist „unerquicklich" — der Verfasser merkt gar nicht, daß er die geniale Vorausahnung unseres heutigen Parlamentarismus ist; von den Züricher Novellen vergißt er die zwei schönsten, den „Landvogt" und das „Fähnlein". Kellers Versdichtung wird ganz unzulänglich gewürdigt. Von dem Persönlichen, das in den Gestalten C. F. Meyers steckt, scheint der Verfasser keine Ahnung zu haben. Bei J. V. Widmann werden zwei wenig bedeutende Werke genannt, die beiden Dichtungen von dauernder Bedeutung hingegen, die „Maikäferkomödie" und „Der Heilige und die Tiere", vergessen. Huggenberger, Burte, Hans Grimm, Wilhelm Weigand, Auguste Supper, Jakob Wassermann, Christian Morgenstern, Theodor Däubler, Ernst Bertram, die Ebner-Eschenbach, Felix Möschlin, Beer-Hofmann, Schickele, Rudolf G. Binding, Bonsels, Rudolf Borchardt, R. A. Schröder, Max Brod, Lena Christ, J. C. Heer, Ernst Zahn, Leonhard Frank, Alfred Döblin, Hans Johst, Walter von Molo, Kolbenheyer, Jakob Kneip, Rudolf Huch, Otto Gysae, Kasimir Edschmid, Hermann Kurz (der Lebende), Wildgans, Josef Ponten, Willy und Ina Seidel, Wilhelm Schäfer, Paul Ilg, Rüttenauer, Max Mell, Jakob Schaffner, R. J. Sorge, Albert Steffen, Stefan und Arnold Zweig, Bruno Wille, Albrecht Schäffer, Paul Zech, Joseph Winckler, Konrad

Weiß, Ruth Schaumann, Arnold Ulitz, Georg Trakl, Lulu von Strauß und Torney, Hermann Stehr: ebensoviele Fehlanzeigen!

„Durchaus Zeiterscheinung sind die flachen Verse Heyses": wenn der Verfasser nur die Kindertotenlieder ein einzigesmal gelesen hätte, hätte er diesen Satz mit Beschämung gestrichen; „und die bummelige Studentenpoesie Scheffels": als hätte Scheffel keine „Bergpsalmen" geschrieben, keine „Waldeinsamkeit", nicht „Frau Aventiure", und selbst das „Gaudeamus" wollen wir uns nicht vergällen lassen: besäßen wir doch heute eine solch „bummelige Zeiterscheinung!" Von Anzengrubers Erzählungen erfährt man ebensowenig etwas wie von denen Ruederers, Thomas, Schnitzlers, Bahrs, Karl Hauptmanns, Ferdinands von Saar.

Ich kann mich des Eindrucks nicht erwehren, als sei der zweite Band zu hastig fertiggestellt worden. Bei den Engländern hätte z. B. Sir Walter Besant nicht fehlen dürfen, Chesterton, Sir H. Rider Haggard, Maurice Hewlett, Robert Hichins, Thomas Hughes, Jerome, Maarten Maartens. Bei den Norwegern Sigrid Undset. Bei Hans Jäger vermißt man die Anführung des Titels „Christianiaboheme"; der Name allein sagt gar nichts. Überhaupt bieten manche Seiten fast nur Namen und Titel; doch ich schließe diesen rein kritischen Teil, um mich einer allgemeineren Frage zuzuwenden.

„Diese Weltliteratur, die ein Goethe ersehnte", heißt es auf dem Umschlag nach einer Besprechung in einem Hamburger Blatte, und dagegen muß ich protestieren. Das Wort Weltliteratur stammt freilich von Goethe, und er hat sich auch wiederholt über Weltliteratur geäußert, aber von Sehnsucht ist nie die Rede. Über A. Duvals Le Tasse sagt er nur, den Deutschen sei in der Weltliteratur eine ehrenvolle Rolle vorbehalten, sie sollten sich aber um das Urteil anderer Nationen nichts kümmern, das Ganze sei von großem Werte. Die meisten Äußerungen über das Thema finden sich bei Eckermann. Am 31. Januar 1827 läßt er Goethe sagen: „Die Epoche der Weltliteratur ist an der Zeit, und jeder muß jetzt dazu wirken, diese Epoche zu beschleunigen" — ein Ausspruch, den ich schlankweg für erfunden halte. Goethe spricht dann weiter von den alten Griechen als den Mustern: „alles übrige müssen wir nur historisch betrachten". Ein andermal sagt er, „der große Nutzen, der bei einer Weltliteratur herauskommt und der sich immer mehr zeigen wird, ist, daß wir uns einander korrigieren".

Schon H. St. Chamberlain hat darauf hingewiesen, daß die von Goethe schriftlich niedergelegten Äußerungen in seinen Werken unbedingt verläßigere Quellen seiner Ansichten sind als seine uns von anderen überlieferten mündlichen Äußerungen. Nun hat sich Goethe wirklich einmal schriftlich über Weltliteratur geäußert, aber da klingt es gar nicht enthusiastisch, im Gegenteil, es klingt merkwürdig sorgenvoll. „Jetzt, da sich eine Weltliteratur einleitet, hat, genau besehen, der Deutsche am meisten zu verlieren; er wird wohl tun, dieser Warnung nachzudenken." In den nämlichen „Sprüchen in Prosa" steht kurz vorher die Begründung: „Der Deutsche läuft keine größere Gefahr, als sich mit und an seinen Nachbarn zu steigern; es ist vielleicht keine Nation geeigneter, sich aus sich selbst zu entwickeln, deswegen es ihr zum größten Vorteil gereichte, daß die Außenwelt von ihr so spät Notiz nahm."

Wenn die Deutschen mehr Goethes „Sprüche in Prosa" läsen, anstatt Eckermanns Goetheroman, den man mit einiger Übertreibung das Goethesche „Dreimäderlhaus" nennen könnte, hätte sie diese Stelle längst stutzig machen müssen. Es ist, als hätte Goethe die französische Invasion in unsere Literatur des 19. Jahrhunderts vorgeahnt: von der genialen Kolportageliteratur eines Balzac an bis zu der ungenialen eines Zola. Seine Äußerungen über die Werke V. Hugos und Balzacs, die ihm noch zu Gesicht kamen, sind alles andere als enthusiastisch, sie sind vernichtend. Ich muß sie rein einmal zusammenstellen, da sie, wie die „Sprüche in Prosa", viel zu wenig bekannt sind.

„Das war vor 100 Jahren", wendet man ein. Ganz richtig. Aber das Folgende ist von heute. Es stammt aus dem lesenswerten Almanach „Das 40. Jahr" des Verlags S. Fischer, und sein Verfasser ist Alfred Döblin: „Es wird bei uns ein ungeheurer Unfug mit Frankreich

getrieben, mit der französischen Kunst, französischen Literatur, französischen Geistigkeit. Was berichten unsere Zeitungen von französischen Werken, wieviel, wie unbändig wird übersetzt. Sie predigen uns den und den Autor, diese Herren Übersetzer und die Agitatoren, und greift man dann zu einem Buch, du lieber Gott! Romain Rolland, welches Hallo haben sie mit ihm gemacht. Es grenzt an Rabindranath Tagore. Sie sind beide dritten, vierten Ranges. Wir haben ein halbes Dutzend davon selbstgebacken zu Haus. Barbusse: Er hat mich ungemein gelangweilt. Neuerdings geht der Proust um. Die Posaunen blasen, und wer ist es? Ein feiner Pointillist, er hat keine Ahnung vom Roman, nicht vom vergangenen, nicht vom gegenwärtigen, nicht vom zukünftigen. Offenbar ein origineller, ja besonderer Stilist im Französischen, aber zerflatternd, haltungslos, ein Sack, der sich aus hundert Löchern verspritzt. Er kann mit all seinen Feinheiten nichts anfangen . . . Alle Anregungen kamen uns aus Norden und Osten, man kann sagen, was man will. . . Wenn ich an Tolstoi und Dostojewski denke, geht mir noch heute das Herz auf. Es bleibt stumm bei Flaubert, Zola. Ich lasse den Kopf sinken bei Verlaine, Baudelaire; sie haben keine Kraft über mich." Nicht, daß ich jedes Wort Döblins unterschreiben möchte, am wenigsten, daß mir bei Dostojewski das Herz aufginge. Ich habe die Stelle lediglich zitiert, um zu zeigen, daß man ein notorisch moderner und freiheitlicher Autor sein kann, ohne den Franzosen das sacrificium intellectus zu bringen.

Noch eines: Urteile wie die von mir zitierten über Gaudy, Heyse, Scheffel wären in einer französischen oder englischen Literaturgeschichte unmöglich, wenn diese Autoren Franzosen oder Engländer wären. In einer österreichischen Zeitschrift las ich unlängst über Scheffels Ekkehard Äußerungen von einer Gönnerhaftigkeit, die um so erheiternder ist, wenn man die eigenen Produktionen ihres betriebsamen Urhebers kennt.

Wie äußerst reserviert sich Goethe zur Weltliteratur stellt, beweisen nicht nur seine Bemerkungen über ausländische Zeitgenossen (vorbehaltlos geschätzt hat er nur Walter Scott, Lord Byron und Manzoni), sondern auch über Dante, selbst über Shakespeare. Keine Spur von der bildungsheuchlerischen Pamphagie unserer Zeit. Nebenbei: wenn man erfahren will, mit welchem Freimute Schiller als Dramatiker selbst von seinen Landsleuten kritisiert wurde, lese man etwa das Stuttgarter Morgenblatt von 1843. Erst in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts setzt der Klassikerschwindel ein mit Vorklassikern und Nachklassikern, der jedes herzhafte und natürliche Verhältnis zu unsern Großen zerstört. Die heutige Manier, alle Dichter aus ihrer Zeit nicht nur zu erkennen, sondern als ewige Werte hinzustellen, ist ebenso lächerlich, wie die andere, Dichter, die heute noch genau so lebendig sind wie vor vierzig Jahren, im Jargon Berlinischer Literaturpapiere als erledigt preiszugeben. Scheffels Ekkehard wird man noch lesen, wenn längst kein Mensch mehr von Heinrich Mann oder Georg Kaiser etwas anderes wissen wird als allenfalls die Namen. Nichts ist auf die Dauer langweiliger als Großstadtliteratur. Das gilt selbst von der antiken: „Daphnis und Chloe", „Eros und Psyche" wird man zehnmal eher wieder lesen als „den goldenen Esel" oder „Das Gastmahl des Trimalchio", von denen man einmal Kenntnis nimmt.

Das Fatale bei allen Geschichten der Weltliteratur ist, daß man schon einiges wissen muß, um sie mit Gewinn zu benützen. Sie bieten alle viel zu viel. Ich hätte gerne ein Werk über Weltliteratur, das nur das dauernd Große, nur das ewig Schöne, nur das immer wieder Förderliche nennen würde und rücksichtslos alles wegließe, was nur für Fachleute von Belang ist. Also keine Geschichte, keine Entwicklung, sondern das, was früher in den Uffizien die Tribuna war. Das Dasein ist doch viel zu kurz, um jeden Ignoto Fiorentino anzugucken. Das würde ein subjektives, ja einseitiges Buch, natürlich. Aber im großen Ganzen haben die Werturteile über die wirklich bedeutenden Werke viel weniger geschwankt, als man sich einbildet. Ich kenne kein solches Buch; es scheint keines zu geben. Schade. Klabund hat etwas in der Richtung versucht, aber auch seine „Stunde Weltliteratur" ist noch zu historisch, zu systematisch, außerdem zu sehr aus zweiter Hand und zu oberflächlich.

Redaktionell abgeschlossen am 20. April 1927
Herausgeber: Paul Nikolaus Cossmann in München. — Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Arthur Hübscher in München. — Druck- u. Buchbinderarbeiten: R. Oldenbourg. München. — Papier: Bohnenberger & Cie., Niefern bei Pforzheim.

Wie man aus den Sternen weissagt

Von Erwein Freiherrn von Aretin in München

Wenngleich die späterfolgenden Aufsätze von Anhängern der Astrologie es ablehnen, das Weissagen für die Hauptsache, ja überhaupt für einen wesentlichen Bestandteil der Astrologie zu erklären — das Interesse der Öffentlichkeit wie auch der nach den Anhängern zu Wort kommenden Gegner gilt zweifellos der der Astrologie zugeschriebenen Fähigkeit, Charakter und Zukunft des Menschen zu bestimmen. Wir haben daher einen astronomischen Mitarbeiter gebeten, zunächst zu sagen, wie man Horoskope stellt. D. Schr.

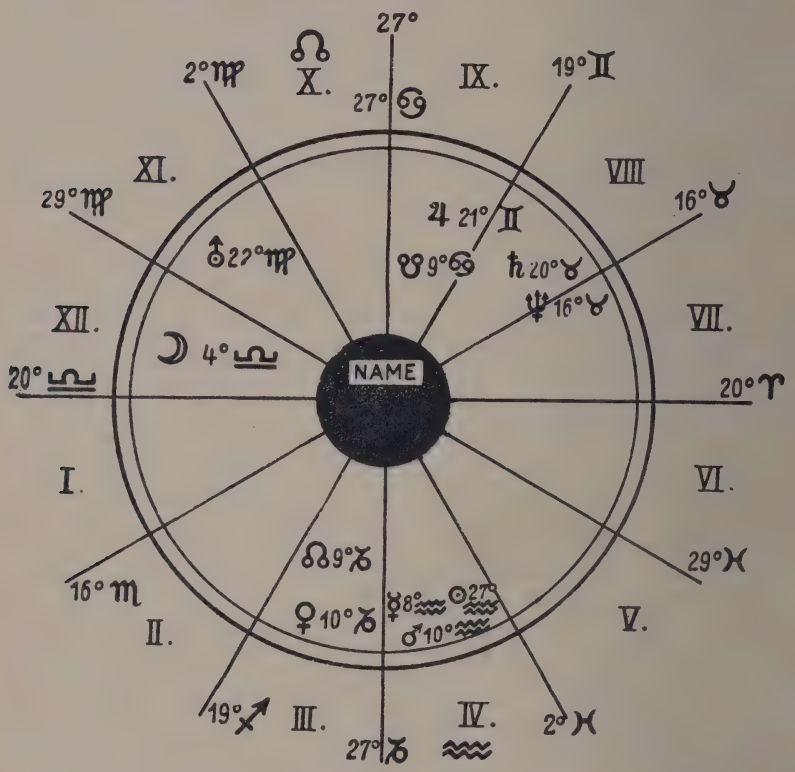
Der Mann, der im Rufe steht, Horoskope stellen zu können, hat heute wirklich nicht zu lachen. Er wird diesen Ruf nicht mehr los, und wenn er hundertmal die Legion seiner Mißerfolge der Neugier seiner Mitmenschen gegenüber zu Hilfe ruft, so wird ihn doch nichts vor dem verpflichtenden Gerücht bewahren, daß gerade er besonders befähigt sei, Zukünftiges zu deuten. Keines Geburtstags Kenntnis bleibt ihm erspart, und nur selten gelingt es ihm, sich dadurch zu retten, daß er die Unzulänglichkeit solchen Wissens betont und auf genauester Mitteilung der Geburtsstunde besteht. Das ist in der Regel nur ein kurzer Aufschub der Arbeit, die immer wieder ausführen zu müssen offenbar in seinem eignen Horoskope stand. Und so wird seiner schicksalsergebenen Höflichkeit nicht viel übrigbleiben, als den Kreis zu schlagen, in den die geheimnisvollen Runen des Horoskops einzukritzeln Sitte geworden ist. (Kepler hat für seine Einzeichnungen noch das Quadrat benützt, das in seiner schwer durchsichtigen Zwölfteilung noch ein bißchen geheimnisvoller wirkte.)

Die Teilung des Kreises in zwölf gleichmäßige Abschnitte zu je 30 Grad ist kein besonderes Kunststück.[1]) Nennt man jeden dieser Abschnitte aber „Haus", wie es die Astrologie tut, so umgibt sich schon diese Tätigkeit des nüchternen Zirkels mit einem imponierenden mystischen Nimbus. In Wirklichkeit stellt dieser Kreis nichts anderes dar als den Horizont des Ortes der Geburt. Wenn nun an die Abgrenzungsstriche, die „Spitzen" der Häuser, jene Punkte der scheinbaren Sonnenbahn (Ekliptik) angezeichnet werden, die sich im Augenblick der Geburt auf die betreffenden Punkte des Horizonts projizieren, so ist damit zur Ortsangabe die Zeitangabe gefügt und das frohe Ereignis nach den beiden Koordinaten, Ort und Zeit, festgelegt.

Ganz einfach ist der rechnerische Hergang, bis man glücklich so weit ist, nicht. Aber die Hauptarbeit wird dem Arbeitenden durch Tafeln abgenommen, die für jede geographische Breite und für jede Sternzeit die Spitzen der sechs östlichen Häuser angeben; die der sechs westlichen sind dann ohne weiteres durch Addition von 180 Grad gegeben. Es muß also nur die Zeitangabe der Geburt in Sternzeit umgewandelt werden, damit man diese Tafeln benützen kann. Der astronomische Skeptiker wird nun gleich fragen: in was für einer Zeit ist denn die Stunde der Geburt überhaupt gegeben? Nach dem Jahr 1893 in Deutschland sicher in mitteleuropäischer Zeit. Aber vorher? Natürlich in der sog. mittleren Ortszeit des Geburtsortes, wobei etwaige Absonderlichkeiten der Taschenuhr der fungierenden Hebamme vornehm vernachlässigt werden. Hier ist also schon eines jener glücklichen Fehlermomente, die der Horoskopsteller seinem Auftraggeber entgegenhalten kann, wenn das Horoskop nicht stimmt, falls er es nicht vorzieht sich auf den hl. Hippolyt zu berufen, der bei seiner Verdammung der Astrologie die Frage aufwirft, wie man überhaupt eine Geburt auf die Sekunde festlegen will. Die Umwandlung dieser Zeit in Sternzeit läßt für Rechenfehler einigen Raum offen. Er wird, wenn man sich die Mühe nimmt, veröffentlichte Horoskope zu kontrollieren, ziemlich reichlich ausgenützt.

[1]) Vielfach sieht man auch Horoskope, deren innerer Kreis in zwölf ungleich große Abschnitte eingeteilt ist. Die Einteilung ist dann nicht nach den Häusern, sondern nach den Tierkreiszeichen erfolgt, deren Projektionen auf den Horizont eben verschiedene Größe haben. In diesem Fall pflegt die gleichmäßige Zwölfteilung in Häusern auf einem äußeren Kreise angebracht zu sein. Der Unterschied beider Horoskope ist nur zeichnerisch. Natürlich kann man auch den Horizont auf die Ekliptik projizieren und erhält dann 12 gleich große „Tierkreiszeichen" und 12 ungleiche „Häuser". Welche Darstellung man wählt, ist völlig gleichgültig. Ich habe oben die zeichnerisch einfachste angenommen, der auch die übliche Einteilung der „Häusertafeln" am besten entspricht.

Wir nehmen an, daß wir solche Fehler vermieden haben, und haben nun an den Häuserspitzen eingezeichnet irgendeines der zwölf Tierkreiszeichen mit einer zwischen 0 und 30 schwankenden Gradangabe. Die Tierkreiszeichen bezeichnen bekanntlich je 30 Grad der scheinbaren Sonnenbahn. Wenn die Sonne aus dem zwölften Tierkreiszeichen, den Fischen, in das erste, den Widder, tritt, dann ist Frühlingsanfang. In jedem Zeichen bleibt die Sonne einen Monat, im Widder z. B. vom 21. März bis 21. April. In unserer immer imponierender



Zeichenerklärung

Die Tierkreiszeichen	Die Planeten	Die 12 Häuser
♈ Widder	☉ Sonne	I. Persönlichkeit
♉ Stier	☽ Mond	II. Finanzen
♊ Zwillinge	☿ Merkur	III. Kleine Reisen
♋ Krebs	♀ Venus	IV. Haus, Heim
♌ Löwe	♂ Mars	V. Liebesverbindungen
♍ Jungfrau	4 Jupiter	VI. Krankheit
♎ Wage	♄ Saturn	VII. Ehe, öff. Feinde
♏ Skorpion	♅ Uranus	VIII. Erbschaft, Tod
♐ Schütze	♆ Neptun	IX. Reisen, Intellekt, Religion
♑ Steinbock		X. Beruf
♒ Wassermann		XI. Freunde
♓ Fische		XII. Geheime Feinde, Gefängnisse

werdenden Zeichnung bedeutet der auf dem oberen Ende des senkrechten Durchmessers angegebene Ort der Ekliptik jene Stelle, die im Augenblick der Geburt genau im Süden durch den Meridian des Geburtsortes ging; das linke Ende des wagrechten Durchmessers, der sog. Aszendent, ist jene Stelle der Ekliptik, die in diesem Augenblick gerade im Osten aufging, sein Gegenüber, der Deszendent, jene Stelle, die gerade im Westen unterging. Man sieht also, daß die Eintragung der betreffenden Angaben am Rande des Kreises tatsächlich die zeitliche Fixierung des Vorgangs darstellt.

Die Aufgabe, die zu erfüllen übrigbleibt, ist die Eintragung der Planeten in den durch die Zeichnung gegebenen Rahmen. Denn das Horoskop, das wir zeichnen, ist nichts anderes als die schematisierte Darstellung des Sternhimmels für die Stunde der Geburt. Diese Orte der Planeten, zu denen die Astrologie auch die Sonne und den Mond zählt, finden sich in besonderen astrologischen Kalendern, den sog. Ephemeriden, und brauchen nur für die entsprechende Tageszeit in kurzer Rechnung fixiert, in die Zeichnung eingetragen zu werden. Am meisten Schwierigkeiten macht natürlich — wie immer in der Astronomie — der schnell wandernde Mond. Aber auch mit ihm wird man schließlich fertig. Hat doch z. B. die Astronomie auch zu errechnen vermocht, daß Alcibiades an jenem durch die Geschichtsschreibung genau fixierten Abend sehr spät nach Hause gekommen sein muß, als er, wie seine Ankläger behaupteten, im Mondlicht bei der Verstümmelung von Götterstatuen gesehen wurde.

Nach Eintragung der Planeten ergibt sich eine bescheidene Kontrolle der Richtigkeit der bisherigen Arbeit. Sichtbar sind nämlich im Augenblick der Geburt nur die Gestirne, die auf der Zeichnung oberhalb des wagrechten Durchmessers eingezeichnet sind. Wer also auf der Zeichnung die Sonne unterhalb dieses Striches eingezeichnet findet und weiß, daß er am hellichten Tage geboren ist, wird über die Rechenkunst seines Horoskopstellers recht skeptisch denken müssen. Ist er vormittags geboren, so muß er die Sonne zwischen dem Aszendenten und dem Scheitelpunkt finden, nachmittags jedoch im rechten, oberen Viertel des Kreises. Der Merkur, dieser nur mondgroße Planet, den nie gesehen zu haben, Galilei auf seinem Sterbebett bedauerte, kann höchstens 28 Grad von der Sonne entfernt sein, die Venus nicht viel mehr als 45 Grad. Wer aus dem Kalender weiß, daß der Vollmond seine Ankunft auf der Welt begrüßte, muß den Mond 180 Grad von der Sonne entfernt finden und nicht etwa neben ihr.

Nun könnte an sich der Mann, der das Horoskop zu stellen hat, verschwinden; denn seine Aufgabe ist erledigt. Sie hat mit Aberglauben oder ähnlichem nicht das geringste zu tun, sondern ist exakte astronomische Arbeit. Aber sein Auftraggeber wird ihm, fürchten wir, keine Ruhe lassen. Was er will, ist nämlich gar nicht das Horoskop, sondern seine Deutung, eine Arbeit also, die ganz andere Voraussetzungen hat als die bisherige. Daß beides in der Regel von einer Hand gemacht wird, schadet häufig entweder der Rechen- oder der Deutarbeit.

Hier muß nun gleich etwas gesagt werden, was die wenigsten wissen, daß nämlich das Geburtshoroskop (die „Nativität") über die Zukunft des Geborenen sehr wenig aussagt. Dazu bedarf es weiterer „progressiver" Horoskope, deren Planetenstellungen mit jenen des Geburtshoroskops in Beziehung gebracht werden. Sie bauen sich auf dem ziemlich abenteuerlichen astrologischen Lehrsatz auf, daß das Horoskop eines Menschen aufgestellt für 24 Stunden nach der Geburt die Ereignisse des ersten Lebensjahres andeutet, das Horoskop des 10. Lebenstages die Ereignisse des 10. Lebensjahres usw.

Die Deutung des Horoskops erfolgt aus den verschiedenen Beziehungen der Häuser, Tierkreiszeichen und Planeten zueinander und untereinander, gibt also Möglichkeiten zu unendlich vielen Kombinationen, was ja der unendlichen Vielfältigkeit des Lebens entspricht. Die Deutungsregeln gründen sich auf die Erfahrung etlicher Jahrtausende. Irgendeine exakte Unterlage haben sie natürlich nicht. Die Planeten stehen für den Geist, die Tierkreiszeichen für die Seele, die Häuser für den Körper. Der Einfluß der Planeten ist je nach ihrer Stellung verschieden stark. Von besonderer Wichtigkeit sind ihre Aspekte, d. h. ihre gegenseitige Winkelentfernung, die teils günstig, teils ungünstig wirkt. So wirken angeblich Aspekte von 45 Grad (Halbquadrat) ungünstig, solche von 30 und 60 Grad (Halbsextil und Sextil) günstig.

Es ist nicht leicht zu sagen, ob die Planeten Mars und Saturn deshalb das kleine und das große „Unglück" heißen, weil ihre männermordenden bzw. kinderverzehrenden Paten zu solch abschätziger Beurteilung verleiteten, oder ob ihnen umgekehrt die blutigen Namen gegeben wurden, weil die Erfahrung von ihnen nichts Gutes zu berichten wußte. Die Astrologie geht jedenfalls davon aus, daß den einzelnen Planeten bestimmte Charaktere eigentümlich sind. Von dahin bis zu der Behauptung, daß irgendein besonderer Aspekt Erfolg in der Kleintierzucht verspricht, ist freilich noch ein weiter Weg.

Was jedes Horoskop zunächst mit so großer Sicherheit zu geben scheint, daß man darin beinahe eine Art von weiterer Kontrolle für die Richtigkeit der Rechnung erblicken könnte, ist etwas, was niemand von ihm verlangt, nämlich die Beschreibung des Äußern des Geborenen. So kenne ich einen Fall, wo es dem Horoskopsteller möglich war, einer von ihm weder im Bild noch in Wirklichkeit jemals gesehenen Dame nur auf Grund der Kenntnis ihrer Geburtsstunde zu sagen, daß sie zusammengewachsene Augenbrauen habe, und das war richtig. Bei solcher Einzelheit ist der Glaube an Zufall schon fast so mühsam wie der an Gesetzmäßigkeit.

Denn jetzt kommen wir schließlich doch zu der etwas heiklen Frage: Was ist von der ganzen Astrologie und ihren Gesetzen zu halten? Daß sie bis zur Banalität unwahrscheinlich sind, leuchtet ein. Der Gedanke, daß der Winkelabstand der Planeten, ihr Hintergrund im Fix-

sternhimmel (Stellung in den Tierkreiszeichen), oder der durch kein greifbares Objekt ausgezeichnete Aszendent, der nichts ist, als ein in der Regel völlig sternloser Punkt der Ekliptik, irgend einen Einfluß auf menschliches Schicksal haben soll, ist so sehr ohne jede Parallele in unserm logischen Denken, daß das Wort Absurdität auf der Zunge liegt. Aber der Astrologe wird vielleicht die indiskrete Frage aufwerfen, ob die Welt der exakten Physiker irgendeine Erklärung dafür hat, warum ein losgelassener Stein zu Boden fällt. Das Wort Schwerkraft ist natürlich keine, und die Tatsache, daß eine Kraft in unendlicher Zeit ausgeübt wird, ohne jemals kleiner zu werden, ist für unser Denken gleichfalls beispiellos. Auch hier hat nur die Erfahrung Gesetze zu formen vermocht.

Die Welt ist voll der unerhörtesten Rätsel. Wir nennen die wundervolle Präzisionsarbeit aus Chitin, die in unsern Zimmern summt, eine lebende Fliege, liegt sie ein paar Tage bewegungslos auf dem Tisch, so diagnostizieren wir, daß derselbe Präzisionsapparat eine tote Fliege ist. Den Unterschied zwischen beiden nennen wir Leben. Aber was ist das?

Daß die Gestirne die Schicksale der Menschen beeinflussen, ist ein Gerücht, das seit drei Jahrtausenden die Menschheit beunruhigt. Die Gesetze dieser Beeinflussung gleichen in ihrer formellen Primitivität jenen, die vor der Arbeit der Kopernikus, Galilei und Kepler die Bewegung der Gestirne zu erklären versuchten, wobei der ungeheuren Pfadfinderarbeit, die in ihnen steckt, kein Abbruch getan werden soll. Wenn die Physik voraussagt, daß die Erde ihren Weg um die Sonne auch morgen noch fortsetzt, so verlangt sie Glauben, der sich nur auf der bisherigen Erfahrung aufbaut. Die Erfahrung der Astrologie ist trotz ihres Alters noch lange nicht so groß, daß sie mit jener verglichen werden könnte. Ihr Verlangen nach Glauben ist nach unseren Erkenntnissen eine ungeheure Zumutung. Aber wenn der Astrologe es unternimmt, aus dem Zahlenspiel, das seine Wissenschaft bisher letzten Endes darstellt, ebenso zu wertvollen Feststellungen zu kommen, wie die großen Astronomen, die wir nannten, es mit dem Zahlenspiel machten, als das sich schließlich das Epizykelnsystem des Ptolemäus darstellt, so ist sein Anspruch als Forscher zu gelten, mag man über die Aussichten seines Unternehmens denken, wie man will, nicht ohne Berechtigung. Denn Wissenschaft ist doch schließlich nicht so sehr die Kenntnis des Bekannten als der Kampf gegen das Unbekannte.

Geschichtliches

Die folgenden Beiträge unterrichten unsere Leser zunächst über die Entstehung der Astrologie, ihre Bedeutung in den Jahrtausenden zwischen Entstehung und Neuzeit und das Verhältnis des großen Kepler zu ihr. Für die griechische Zeit verweisen wir auch auf Franz Bolls Abhandlung „Vom Weltbild der griechischen Astrologen", Aprilheft 1910 der S. M. D. Schr.

Der Ursprung der Astrologie

Von Wilhelm Gundel in Gießen

Die moderne Forschung ist zu dem Ergebnis gekommen, daß der babylonische Sternglaube grundlegend für die Astrologie gewesen ist. Man nimmt an, daß er erst zur Zeit der griechischen Herrschaft in Ägypten eingedrungen ist und durch bislang unbekannte Wege sich von Alexandria aus um die Wende des vierten vorchristlichen Jahrhunderts wie ein Flugfeuer über ganz Ägypten verbreitet hat, wovon die zahlreichen Orakel- und Offenbarungstexte des hellenisierten Ägyptens und die monumentalen Darstellungen astrologischer Theoreme auf den Tempelwänden in Edfu, Esne, Dendera und Athribis ein anschauliches Zeugnis geben. Diese Durchsetzung der altägyptischen Religion mit fremden Astrallehren ist allerdings eine der befremdendsten Tatsachen, die sich nur schwer mit dem gerade in religiösen Vorstellungen und Einrichtungen so außerordentlich konservativen Geiste ägyptischer Priester vereinbaren läßt. Zu diesen Bedenken gesellen sich eine Reihe von nicht genügend beachteten Tatsachen, die es wünschenswert erscheinen lassen, die Frage, ob in Ägypten oder in Babylon die Keimzellen der Astrologie zu suchen sind, aufzugreifen und eine neue Lösung zu versuchen.

Überprüft man die antiken Gewährsmänner, welche die von uns gestellte Frage aufgeworfen und beantwortet haben, so findet man eine erhebliche Mehrzahl solcher Stimmen, welche Ägypten die Erfindung der Sterndeutung zusprechen. Außer diesen indirekten Zeugen sind diejeni-

gen astrologischen Systeme und technischen Wahrsagenormen zu beachten, welche bestimmt sich entweder ganz allgemein auf die alten Ägypter berufen oder als Quelle ihrer Lehre den ägyptischen Gott aller Weisheit, Thot, den Hermes Trismegistos griechisch-ägyptischer Sternorakel, nennen. Neben diesen zahlreichen Texten, die ihre Weisheit eindeutig auf altägyptische Offenbarungsweisheit zurückführen, ist zu beachten, daß die meisten Handbücher, voran das große Kompendium der hellenistischen Astrologie, das wahrscheinlich im zweiten Jahrhundert v. Chr. unter dem Namen des ägyptischen Königs Nechepso und seines Priesters Petosiris die älteren Systeme verdrängte, sich in der überwiegenden Mehrzahl auf ägyptische Tempelweisheit und ägyptische Gewährsmänner stützen. Und die Verfasser der späteren Katechismen der Sterndeutung stammen in der größten Zahl aus Ägypten oder verdanken ausdrücklich ihre fragliche Weisheit neuaufgefundenen Säulen und Büchern aus dem Allerheiligsten ägyptischer Tempel oder auch der unmittelbaren Offenbarung ägyptischer Orakel- und Heilgötter. Dahin gehören einige Mondwahrsagebücher, ferner Praktiken für die Anfertigung astraler Amulette, Listen astraler Heilpflanzen und Vorschriften, unter welchen Strahlungen und Riten der Sterngläubige dieselben einholen und verwerten soll. Man kann diese Angaben nicht damit entkräften, daß man sie lediglich als einen abgebrauchten Deckmantel bezeichnet, den jede okkulte Doktrin benutzt, um ihrer armseligen Scheinweisheit besonderen Nimbus und größere Autorität zu sichern. Denn es ist uns durch neue Funde bekannt, daß die Ägypter seit alters die Mondphasen ebenso wie die übrigen Gestirne sorgsam beobachtet und aus dem Licht, der Farbe und aus gleichzeitig beobachteten Phänomenen der Atmosphäre eine Handhabe für die Erteilung ihrer Voraussagungen gewonnen haben. Dazu kommt die seit alter Zeit bezeugte innige Verknüpfung des Menschenleibes im Leben und im Tode mit dem gestirnten Himmel und die Verbindung von Amuletten und Zauberwirkungen mit Sonne, Mond und Sternen, die sich bereits in ägyptischen Zauberpapyri aus dem Ende des 2. Jahrtausends v. Chr. findet.

Es ist uns nicht nur durch Herodot, sondern auch durch spätere einwandfreie Zeugen und auch durch die moderne Ägyptologie sicher bezeugt, daß seit den ältesten Zeiten in Ägypten unter den verschiedenen Priesterklassen die „Horoskopen" und „Astronomen" neben den Schriftgelehrten, den sogenannten Hierogrammateis, die eigentlich gelehrten Priester eines jeden Tempels bildeten. Daß nun die ägyptischen Astronomen in Bezug auf die Astrologie im Vergleich zu den Babyloniern viel mehr die Gebenden als die Nehmenden gewesen sein müssen, zeigen einige neue Funde aus Ägypten.

Vor allem wichtig ist die Inschrift, die sich auf der Stele des Astronomen Hor-kheb findet und die nach vorsichtiger Schätzung in die 30. Dynastie (5. Jahrh. v. Chr.) gehört. In ihr rühmt sich dieser Astronom, daß er wohl bewandert ist in seiner Wissenschaft, er nennt sich einen scharfen Beobachter der irdischen und der himmlischen Erscheinungen. Vor allem unterstreicht er seine genaue Beobachtung der Sterne, von denen er, wieder hervorhebt, auch nicht die Hälfte vernachlässigt. Er kann ein Horoskop entwerfen, das in der Stellung der Gestirne begründet ist und das bei den Göttern liegt, welche das Schicksal regieren. Denn er ist wohl unterrichtet über sie und ihre Tage, ferner über den offenkundigen Einfluß, den Venus auf die Erde ausübt. Er macht die Länder glücklich durch seine Voraussagungen. Außerdem ist er wohl bewandert in der Kulmination jedes Sternes, er verkündet die Erscheinung des Sirius am Jahresanfang und den Tag seines Festes, er weiß alles, was Sirius jeden Tag macht, alles was er bestimmt. Ebenso ist er wohl vertraut mit den Elementen des Sonnenauf- und -unterganges, der Sonnenbahn und -bewegung, er kann als „Horoskopos" die Stunde durch die Sonne bestimmen und weiß die stündlichen Wandlungen der Sonne in der Nacht. Auch in den Bewegungen und Handlungen des Sternes Horus weiß er Bescheid und verknüpft das, was er am Himmel beobachtet, mit der Erde. Denn er kennt den Atem der Sterne und ihr Wirken. Daß die Prophezeiungen der Astrologen auch in Ägypten nicht ohne Kritik angenommen wurden, zeigt seine selbstbewußte Versicherung: Kein Widersacher erhebt sich gegen seine Entscheidung, nachdem er sein Urteil auf Grund von all dem, was er beobachtet hat, gefällt hat, kein Lehrer kann dem Herrn der zwei Welten einen Ratschlag umstoßen.

Der Schluß dieser für die Geschichte der Astrologie überaus wertvollen Inschrift zeigt uns, daß diese Pseudowissenschaft damals schon mit der Magie eng verschwistert war und daß auch in Ägypten der Sterndeuter zu dem notwendigen Inventar des königlichen Hofes gehörte. Denn hier heißt es: Er zähmt die Skorpionen, er kennt den Schlupfwinkel der Schlangen. Er sagt an, wo sie sind, und schließt den Mund der Reptile. Er kennt seine (d. i. des Königs) Geheimnisse, er begünstigt seine Reisen und schützt seine Straße, er beherrscht die Gegner seines Feldzuges . . . er beglückwünscht sich zu seinem Rat, da Gott ihm seine Liebe schenkt als Herr des Skorpions.

Daß dieser Sterndeuter seine Wahrsagungen nicht rein impulsiv und willkürlich gestellt haben wird, ergibt sich aus der strengen Gebundenheit des ägyptischen Priesters an alte Normen und Texte von selbst. Wir dürfen annehmen, daß er bereits feste Richtlinien und auch Wahrsagetexte aus beträchtlich älterer Zeit zur Hand gehabt haben muß, genau wie in späterer Zeit der priesterliche Astronom jederzeit seine heiligen Schriften wissen und auch bei sich tragen muß, in denen die Bahnelemente der Sonne, der Planeten und die Auf- und Untergänge der Fixsterne beschrieben waren.

Rückt so dieses Dokument die bisher gesteckten zeitlichen und räumlichen Grenzpfähle, die man dem Werdegang der Astrologie gesteckt hat, beträchtlich auseinander, dann wird man noch eine Reihe anderer Berichte anders als bisher einschätzen müssen. Es ist durchaus denkbar, daß in einem Liede auf die Siege des Mer-en-ptah (um 1230 v. Chr.) tatsächlich bereits, wie einer unserer hervorragendsten deutschen Ägyptologen vermutet, von Sterndeutern die Rede ist, die dem König zu seinen Siegen verholfen haben. Damit kommen wir bereits in eine Zeit hinauf, wo von babylonischer Sterndeutung noch kaum die Rede sein kann. Auch den interessanten Bericht Diodors wird man nicht lediglich als späte Erfindung ablehnen dürfen, daß im Ramasseum sich einst ein goldener Fries von 365 Ellen im Umfang befunden habe, auf dem die einzelnen Tage des Jahres notiert waren. Zu jedem einzelnen Tage waren die verschiedenen Auf- und Untergänge der Fixsterne vermerkt und diesen beigeschrieben, was für Wirkungen nach der Meinung der ägyptischen Astrologen diese Erscheinungen in der Atmosphäre auslösten. Jedenfalls gehen wir kaum fehl, wenn wir annehmen, daß die ägyptischen Tempelastronomen sich nicht nur mit der Beobachtung und der Vorausverkündigung der Sternphasen begnügten, sondern bereits in alter Zeit Wetternotate und auch politische Voraussagungen damit verbanden.

Dem Babylonier fehlt vor allem die innige Verknüpfung des einzelnen Individuums mit der Welt der Gestirne, die uns bei den Ägyptern in den mannigfachsten Vorstellungen seit sehr alter Zeit begegnet. „Sohn der Sonne" nennt sich der ägyptische König bereits in den Pyramidentexten (1. Hälfte des 3. Jahrtausends v. Chr.). Nach dem Tode steigt er in den Himmel auf, und der Sonnengott nimmt ihn, seinen geliebten Sohn, zu sich, setzt ihn auf seinen Thron und überweist ihm die Herrschaft über die Gaue in Ägypten. Wir begegnen in diesen Texten auch dem Wunsch des Verstorbenen, als Stern droben am Himmel weiterzuleben, entweder in einem der großen Sternbilder in der Nähe der Sonnenbahn, im Orion, im Sirius oder auch in einem der Planeten, von denen besonders der Morgenstern bevorzugt wird. Er wird auch als der Sohn oder der Bruder der Sothis, der ägyptischen Göttin des Sirius, bezeichnet. Aber nicht nur der Verstorbene, sondern auch der Lebende wird frühzeitig in innige Verbindung mit der Welt der Gestirne gestellt. Wir hören, daß der König von Sothis und von der Geschichtsgöttin erzogen ist. Wie der König immer wieder als Sohn der Sonne und als dessen irdische Erscheinungsform bezeichnet wird, so wird er auch mit dem Gott des Mondes und mit den Göttern der Dekangestirne in enge Verwandtschaft gestellt. Das bringt z. B. der Name des Königs Amasis zum Ausdruck, der nach moderner Erklärung „Kind des Mondes" bedeutet. Dahin gehört auch die bereits im 2. Jahrtausend v. Chr. nachweisbare Sitte, einem Menschen den Namen eines der 36 Dekansterne beizulegen. Darin liegt bereits der Gedanke der Sternenkindschaft und der in der Astrologie so weittragende Glaube, daß der Mensch ein Ebenbild des in der Geburtsstunde dominierenden Sterngottes wird und dessen Fehler und Tugenden bekommt.

Diese innige Verkettung des Menschen mit der Sternenwelt findet weiter einen ergreifend schönen und tiefen Ausdruck in den zahlreichen Särgen, bei denen die dem Toten zugekehrte Seite des Sargdeckels mit den Namen, den Bildern und den Gottheiten der Gestirnwelt geschmückt ist. Dazu kommen die herrlichen astronomischen Darstellungen, welche die Decken der Grabgewölbe von Königen und vornehmen Ägyptern zieren; sie stammen alle aus einer Zeit, in welcher uns kein Dokument aus Babylon etwas Äquivalentes zeigen kann. In diesen altersgrauen Dokumenten werden die Götter der Fixsterne und der Planeten angerufen, dem Toten ihren Schutz angedeihen zu lassen. Wir hören auch, daß der Tote selbst zu einem Sterngott wird und nun unter den übrigen Sternen wandelt. Diese haben außerdem die Aufgabe, den Leib des Toten gegen alle Angriffe zu schützen; jedem Gott kommt die Obhut eines ihm unterstellten Körperteiles zu, ja jeder Körperteil wird direkt zu dem Gestirngott, der über ihn gebietet.

Nach dem Glauben des Ägypters ist der Tod nur eine bessere Fortsetzung des irdischen Daseins. Der Sarg und das Grab ist eine getreue Wiedergabe des Wohnhauses. Wenn nun hier den Gestirnen eine solche Bedeutung zukommt, dann ist der Schluß gegeben, daß auch im Leben der Mensch sich in einem besonderen Zusammenhang mit der Welt der Gestirne gefühlt haben muß und daß die verschiedenen Gestirngötter ihren Schutz nicht nur dem

toten, sondern auch dem lebenden Menschen und den einzelnen Teilen seines Leibes angedeihen ließen. Auf einem solchen Mutterboden konnten allein die Systeme der Sterndeutung und des Sternglaubens entstehen, die uns die hellenistische Astrologie und deren Abarten, die astrologische Medizin und Magie, überliefert haben. Inwieweit die hellenistische Astrologie hier Ältestes mit Treue bewahrt hat, bedarf einer sorgsamen Nachprüfung. Manche ihrer Lehrsätze, wie die Aufteilung des Menschenkörpers an verschiedene Sternenmächte, die astralen Amulette und Heilpflanzen, die Lehre von der mit dem gestirnten Himmel eng verbundenen Wiederkehr aller Dinge und auch der Weltperioden lassen sich auf altägyptische Ideen zurückführen, auch die Vorstellung der Sternenkindschaft finden wir hier. Es bleibt einer besonderen Forscherarbeit vorbehalten zu untersuchen, ob nicht auch die Richtlinien und Fundamentalsätze der astrologischen Orakeltexte ältere ägyptische Vorbilder übernommen und umgeformt haben. Die Untersuchung könnte zu dem Ergebnis führen, daß nicht durch unbekannte Kanäle ein fremder Sternglaube in Ägypten eingedrungen ist, sondern daß gerade Ägypten die Heimat des Sternglaubens und der Sterndeutung gewesen ist.

Astralmythologie

Von Arthur Drews in Karlsruhe

Astralmythologie ist nicht mit Astrologie zu verwechseln. Jene ist die Deutung der Geschehnisse auf der Erde und die Vorausverkündigung des Schicksals aus den Sternen, aus der Beziehung der Wandelsterne zu den Standsternen und zueinander; diese die Erdichtung von Mythen auf Grund des gestirnten Himmels. Hier spielen die übrigen Wandelsterne außer der Sonne nur eine geringe Rolle, während es sich in der Hauptsache um die Beziehung der Sonne zu den Standsternen, ihren Gang durch die zwölf Tierkreisbilder und die gleichzeitig mit diesen auf- oder untergehenden bzw. im oberen oder unteren Meridian befindlichen Standsternbilder handelt.

Die Gewohnheit, gewisse Standsterne zu bestimmten Bildern zusammenzufassen und sie so gegen einander abzusondern, um Einheit, Ordnung und Übersichtlichkeit in den Wirrwarr des gestirnten Himmels zu bringen, geht auf eine sehr frühe Vergangenheit zurück. Schon bei Homer begegnen uns die Sternbilder der Plejaden (Tauben) und Hyaden, des Bootes oder Ochsentreibers, des Bären, Orions und des Wagens. Man bedurfte solcher Zusammenfassungen besonders wegen der Zeiteinteilung, um durch das regelmäßige Erscheinen oder Verschwinden und die Stellung der Sternbilder am Himmel sich während der Nacht auf der Erde zurechtzufinden. Die Priester bauten hierauf ihre Kalenderrechnung, die nicht bloß der Hirte und Jäger der Urzeit, sondern vor allem auch Ackerbau und Schiffahrt benötigten.

Als die wichtigsten unter den Standsternen erschienen die sogenannten Tierkreisbilder, die den Weg der Wandelsterne anzeigten, und in denen die Verfinsterungen (Eklipsen) der Sonne und des Mondes stattfanden. In einem jeden von ihnen war der Mond während des Jahres einmal voll und stand die Sonne jeweils einen Monat bei ihrem jährlichen Gang um den Himmel. Ihre Auf- und Untergänge, sowie den Eintritt der Sonne in ein Tierkreisbild festzustellen, erschien vor allem wichtig, und hierzu wieder verhalfen die sogenannten Begleitsternbilder (Paranatellonta), als diejenigen Sternbilder, die gleichzeitig mit ihnen über den Horizont emporstiegen, unter ihn hinabsanken oder eine höchste Stelle im Scheitelpunkte des Himmels einnahmen. Diese Sternbilder dachte man sich also gleichfalls in einer engeren Beziehung zur Sonne: beim Eintritt der Sonne in ein Tierkreisbild wurden sie gleichsam durch deren Kraft belebt, traten damit in eine lebendige Beziehung zueinander und gaben so der Phantasie Veranlassung, sie als Schauspieler eines Dramas aufzufassen, das unter dem Einfluß der Sonne, als Leiters und Dichters des Ganzen, auf der Bühne des Himmels aufgeführt wurde. Das war natürlich nur dadurch möglich, daß man schon in jedem einzelnen Sternbild ein irgendwie bestimmtes Wesen, einen Menschen, ein Tier oder sonst einen bedeutsamen Gegenstand erblickte und ihm den Namen eines solchen gegeben hatte. Man hatte hierbei irdische Gegenstände auf den Himmel übertragen und damit diesen gleichsam zu einem Abbilde der irdischen Welt umgeschaffen. Jetzt las man umgekehrt irdische Verhältnisse und Geschehnisse aus dem Himmelsbilde heraus und betrachtete die Welt der Sterne als das himmlische Urbild der Gegenstände und Vorgänge auf der Erde. Man brauchte jetzt die durch die Stellung der Standsterne zueinander und zur Sonne gegebenen Beziehungen nur im Sinne der ihnen verliehenen Namen auszudeuten, und der Sternmythus war fertig — zunächst ein bloßes Spiel der Phantasie, dann aber, wie man aus den „Fasten“ des Ovid ersieht, von den Priestern benutzt, um den hierin enthaltenen Kalender dem Gedächtnis des Volkes um so leichter einzuprägen.

Wenn die Sonne ihren tiefsten Stand am Himmel einnahm, begann im Süden die Regenzeit. Darum faßte man die alsdann mit der Sonne zugleich aufgehenden Sterne zum Bilde des „Steinbocks" zusammen, eines Fabelwesens, halb Ziege, halb Fisch, des sogenannten Ziegenfisches, der das Emporklimmen der jetzt wieder aufwärts steigenden Sonne aus dem Wasser des Himmels versinnbildlichen sollte. Auf ihn ließ man zur Bezeichnung der Regenzeit das Bild des Wassermannes folgen, eines Jünglings, der aus einem Kruge Wasser ausgießt, dann unter dem gleichen Gesichtspunkt das Bild der Fische. Nun betrat die Sonne in der Frühlingsgleiche festes Land. Es war die Zeit, wo das Kleinvieh auf die Wiese getrieben wurde, und so bezeichnete man das hier befindliche Sternbild mit dem Namen des Widders oder Lammes. Es begann die Arbeit auf dem Felde, die Natur entfaltete ihre Kräfte: ein Stier (Pflugstier) gab dieser Tatsache unter den Tierkreisbildern Ausdruck: das Bild des Pfluges (Wagens) befand sich im unteren Meridian, wenn der Stier über den Horizont emporkam. Dem nächsten Sternbild gab man den Namen der Zwillinge, wohl weil es in der Hauptsache aus zwei neben einander stehenden Sternen von ziemlich gleicher Helligkeit bestand. Dann kehrte die Sonne allmählich zu ihrem winterlichen Ausgangspunkt zurück; dies soll die Veranlassung gegeben haben, das entsprechende Sternbild als Krebs aufzufassen. Aber erst im Löwen entwickelte die Sonne ihre volle Glut und erinnerte durch die Kraft ihrer Strahlen an die goldene Mähne und die Kraft des Wüstenkönigs. Es folgte der Monat der Erntereife: die Schnitterinnen begannen ihr Werk; so nannte man das entsprechende Bild am Himmel die Jungfrau. Hierauf ließ man die Sonne in das Zeichen der Wage treten, um das Gleichgewicht von Tag und Nacht zu Beginn des Herbstes auszudrücken. Ihr folgte das Tierkreisbild des Skorpions, angeblich weil jetzt die schlimme Jahreszeit eingetreten war, wo Krankheiten das Leben der Geschöpfe bedrohten und der Tod an den Stich des Skorpions erinnerte. Im Schützen endlich erblickte man ein Sinnbild der Jagd, die jetzt ihren Anfang nahm, und dann sah man die Sonne beim Steinbock wieder ankommen und ihren Lauf von neuem beginnen.

War hiernach die Benennung der Tierkreisbilder wesentlich durch ihre Beziehung auf die irdischen Verhältnisse bedingt, so gab es auch eine ganze Anzahl von Sternbildern, die durch ihre eigene Stellung zu einander zu einer bestimmten Auffassung führten. Es macht uns auch heute noch keine Schwierigkeit, in den sieben Sternen, die wir jährlich um den Polarstern kreisen sehen, einen Wagen, eine Bahre oder einen Schöpflöffel zu erblicken. Die Alten faßten sie als sieben Rinder auf, die um den Pol wandern, oder als einen gewaltigen Bären, wobei sie freilich die vielen kleineren Sterne in das Bild einbezogen, die sich um die sieben Sterne des Wagens zerstreut finden und nur bei klarem Himmel sichtbar sind. Wir sprechen von dem großen W der Kassiopeia. Die Alten faßten dieses Sternbild als die unglückliche Mutter der Andromeda auf, wie sie auf einem Throne sitzend, die Arme wehklagend gen Himmel streckt, oder sie erblickten in ihm einen Thron, ein Hirschgeweih, einen Schlüssel (Rigel) oder die Brüste der Hera, aus denen die Milch in der Gestalt der sogenannten Milchstraße entströmt. Sie dichteten den Mythus, daß der säugende Herakles die Milch der Göttin mutwillig verspritzt habe, weil, wenn Kassiopeia im Scheitelpunkte des Himmels stand, das Sternbild des einen der beiden Zwillinge, Herakles, sich am östlichen Horizont im Aufgang befand. Daß dieser ein Säugling sei, entnahmen sie daraus, daß die Zwillinge gerade neun Monate des Morgens aufgingen, nachdem die Sonne das Tierkreisbild der Jungfrau „überschattet", d. h. es bei ihrem Durchgang durch ihre Strahlen ausgelöscht hatte. Als Jungfrau aber bezeichneten sie dieses Sternbild, wie gesagt, im Hinblick auf die Ernte, weil sein abendlicher Aufgang für Babylon und Vorderasien die Nähe der Ernte ankündigte. Man stellte die Sternenjungfrau daher auch dar mit Ähren in der Hand oder auch wohl einfach als eine Ähre oder als ein Büschel Ähren. Durch den mitternächtlichen Aufgang der Jungfrau zur Zeit der Wintersonnenwende, wenn die Sonne ihren tiefsten Punkt am Himmel erreicht hatte und nun gleichsam neu geboren wurde, entstand der Mythus von der Geburt des Weltheilands, der Sonne, von einer Jungfrau, ein Mythus, der im ganzen Altertum verbreitet war und der im zwölften Kapitel der Offenbarung Johannis in der Vision des Weibes mit dem Sonnenkinde seinen großartigsten Ausdruck erhalten hat. Gleich hinter dem Bilde der Jungfrau steigt am Himmel das der Schlange auf, die den Herbst ankündigt. Daher stellte man sich das Himmelsweib vor, verfolgt von einer Schlange (man denke an den Drachen Python im Mythus von Apollo) oder von einem sonstigen Feind, der dem Sonnenkinde nach dem Leben trachtet. Auf die Jungfrau folgt die Wage. So gab man diese der Jungfrau auch wohl in die Hand, verlieh ihr den Namen Dike oder Themis und verehrte sie als die Göttin der Gerechtigkeit.

Von allen Standsternbildern ist dasjenige des Orion das am meisten menschenähnliche. Man sah in ihm einen gewaltigen Himmelsriesen, der durch den Sternenstrom Eridanus watet, die Felsenburg der Milchstraße auftürmt, die bei seinem Aufgang ihren höchsten Stand am Himmel erreicht, und der die Hand nach den vor ihm aufflatternden Plejaden, den himmli-

schen Tauben oder Nymphen, ausstreckt. Man ließ den Riesen durch einen Skorpion getötet werden, weil Orion beim Aufgang des Skorpions unter den westlichen Horizont hinabsinkt. Den Wassermann betrachtete man unter dem Namen Ganymed als den Mundschenk des Zeus und ließ ihn als schönen Knaben von einem Adler gen Himmel entführt sein, weil ihn das Sternbild des Adlers über ihm durch seinen Aufstieg mit emporzuziehen schien und sich im Scheitelpunkt des Himmels befand, wenn der Wassermann über den Horizont heraufgekommen war. Das Sternbild über dem Stier nannte man den Fuhrmann wegen seiner engen Beziehung zum Wagen, der von ihm um 90 Grad entfernt war. Wenn der Fuhrmann untergeht, geht der Skorpion auf. So dichtete man den Mythus von dem Fuhrmann Phaeton, dem Sohne des Apollo, der sich von seinem Vater den Sonnenwagen leiht, aber, durch einen aus der Tiefe aufsteigenden Skorpion erschreckt, die Gewalt über seine Rosse verliert und von ihnen in den Abgrund geschleudert wird.

Bootes über der Jungfrau, der zur Zeit der Weinernte aufging, galt unter dem Namen Ikarios als der erste Weinbauer, als antiker Noah. Sein Untergang trifft mit dem Aufgang des Orion zusammen. So ließ man Ikarion von einem betrunkenen Hirten erschlagen werden, indem man Orion wegen seiner verzogenen Gürtelsterne als einen am Himmel Torkelnden oder Betrunkenen auffaßte, und erblickte in der zum Bootes gehörenden Jungfrau dessen Tochter Erigone, die mit dem Hunde Maira den verschwundenen Vater sucht, weil das Sternbild des kleinen Hundes (Prokyon) gleich hinter dem Orion aufgeht und sein Stand am Horizonte das völlige Verschwinden des Bootes anzeigt. Der große Hund (Sirius) geht gleichzeitig mit dem Löwen auf; daher machte man auch ihn zum Bringer der heißen Tage („Hundstage"), während man den Löwen von Herakles bezwungen werden ließ, nämlich von der Sonne, die jenes Sternbild in ihren Strahlen auslöscht.

Es gab auch ein Sternbild des Herakles; es ging unter, wenn die Sonne in den Löwen trat und kam gleichzeitig mit der Wage, dem Zeichen des Gerichtes und der Gerechtigkeit, empor. So gab man die Wage auch wohl dem Herakles in die Hand, der auf die Polarschlange trat, und dann erblickte man in ihm den Erzengel Michael, den Engel des Gerichtes, der auf den erschlagenen Drachen tritt, wie Hans Thoma ihn dargestellt hat. Sein Tag ist der 29. September, an welchem jenes Sternbild über den Horizont emporsteigt. Bekannt ist die Beziehung der Evangelisten auf die Tierkreisbilder: Lukas der Stier, Markus der Löwe, Johannes der Adler (an Stelle des gleichzeitig mit ihm aufgehenden Skorpions), Matthäus der Wassermann: es sind die Hauptsterne des babylonischen Tierkreises, die sogenannten „Weltecken", auf denen die Babylonier sich das Weltall ebenso ruhend dachten, wie man sich das Christentum auf die vier Evangelien gegründet vorstellte, während die zwölf Söhne Jakobs, wie man aus dem sogenannten Jakobssegen (Gen. 49) ersieht, den zwölf Tierkreisbildern entsprechen.

Nun konnte man aber nicht bloß einzelne Sternbilder zueinander und zur Sonne in Beziehung setzen, sondern auch fortlaufend, entsprechend dem Gang der Sonne durch den Tierkreis, ganze Zyklen und zusammenhängende Mythen bilden; dann entstanden Mythen wie die von Herakles, von Simson und von Gilgamesch, der uns zeigt, daß man bereits im 3. Jahrtausend v. u. Z. in dieser Weise Mythen gedichtet hat. Die zwölf Arbeiten des Herakles entsprechen genau dem Gang der Sonne durch die zwölf Tierkreisbilder, beginnend mit dem Bild des Löwen (nemeischer Löwe), wobei Herakles selbst die Sonne ist und seine Taten von den Standsternbildern abgelesen sind, die jeweils mit dem Eintritt der Sonne in ein bestimmtes Bild auf- und untergehen bzw. sich im Meridian befinden. Darüber waren sich auch die Alten völlig klar,und schon Servius, der Erklärer des Vergil, hat hierauf hingewiesen. Aber auch die Theseussage und der Zug der Argonauten ist in solcher Weise vom Himmel abgelesen worden. Besonders zu Alexandria scheint man in der hellenistischen Zeit an derartigen Sterndichtungen Gefallen gefunden zu haben, sei es, daß man Mythen auf diese Weise neu erfunden, sei es, daß man alte in der angegebenen Weise neu geordnet und erzählt hat.

Es ist der Franzose Dupuis gewesen, der in seinem großen Werke „Origine de tous les cultes" (1794) diese Bedeutung des Sternhimmels für die Mythendichtung wieder entdeckt und sie an zahlreichen Beispielen klargelegt hat, wenn er darin auch entschieden zu weit gegangen ist, alle Mythen und Religionen überhaupt vom Sternhimmel als solchem ableiten zu wollen. Sein Werk ist noch heute grundlegend für die ganze Betrachtungsweise. In Deutschland hat Christian Ernst Wünsch (1744—1828), Professor der Mathematik an der Universität Frankfurt a. O. und ihr letzter Rektor, die Betrachtungsweise Dupuis', wie dieser es übrigens schon selbst getan hatte, in seinem Buche „Horus" (1783) auf die Offenbarung Johannis und die Evangelien angewendet, einem Buche, das seiner Zeit gewaltiges Aufsehen erregte, seinem Verfasser viele Unannehmlichkeiten zuzog und von ihm selbst daher verleugnet wurde. Außer ihm haben besonders Nork, Winckler, Jeremias und Stucken die Astralmythologie wieder zu Ehren gebracht, während ich in meinem Buche „Der Sternhimmel in der Dichtung

und Religion der alten Völker und des Christentums" (1923) eine „Einführung in die Astralmythologie" zu geben versucht und dabei auch den germanischen Mythus, den Mithraismus, sowie die Evangelien astralmythologisch betrachtet habe. Es zeigt sich nämlich, daß die Reihenfolge der evangelischen Geschichten gleichfalls vom Gang der Sonne durch den Tierkreis bedingt ist, wie ich auch in meinem Werke „Das Markusevangelium als Zeugnis gegen die Geschichtlichkeit Jesu" (1921) nachgewiesen habe.

Eine genauere Darstellung des Gegenstandes müßte vor allem auch den Unterschied zwischen den sogenannten Weltzeitaltern und deren verschiedenartige Mythen genauer zur Sprache bringen. Je nachdem nämlich der Frühlingspunkt (21. März) bei der Dichtung eines Mythus in den Zwillingen, im Stier- oder im Widder angenommen wird, eine Verschiebung, die bekanntlich durch das Vorrücken der Tag- und Nachtgleiche bedingt ist, verschieben sich die Beziehungen der Sternbilder zueinander und zur Sonne und geben zu anderen Mythen den Anlaß. Die ältesten Mythen sind die Zwillings- und Stiermythen; sie fallen in die Zeit von etwa 6000 bis 2200 v. u. Z. hinein. Ihr Hauptheld ist immer die Sonne als Zwilling oder Stier, wie im babylonischen Mythus von Marduk, dem Sonnenstier, der die Winterschlange Tiâmat besiegt, oder die Auffassung von Jahwe als Stiergott (goldenes Kalb); man denke auch an den ägyptischen Apisstier und den germanischen Thor als Stiergott. Bei den Griechen war Dionysos ein Stiergott. Mit ihrem Eintritt in den Frühlingswidder wurde die Sonne zum Widder- oder Lammgott, und so tritt sie uns im ägyptischen Ammon, im griechischen Hermes entgegen, oder aber als „Lamm Gottes", das zur Osterzeit gekreuzigt wird und wieder aufsteht. Dabei bezieht die Kreuzigung sich auf das Herbstkreuz im Schnittpunkt von Himmelsgleicher und Sonnenbahn im Zeichen der Wage, wo die Sonne gleichsam „starb", d. h. in den unteren winterlichen Bogen ihrer jährlichen Bahn hinabsank, um im Frühlingskreuz, im Zeichen des Lammes und somit selbst als Lamm wieder aus der winterlichen „Unterwelt" emporzusteigen und der Welt das Heil eines neuen Frühlings zu „vermitteln". Das jüdische Passahlamm, das nach Justin an zwei gekreuzten Spießen gebraten wurde, versinnbildlichte nur den himmlischen Vorgang des Emporkommens der Sonne in der Frühlingsgleiche, wie denn überhaupt der Kultus in den verschiedenen Religionen meist eine irdische Widerspiegelung der himmlischen Geschehnisse darstellt. Man hat im Christentum die beiden Vorgänge des Sterbens am Herbstkreuz und der Auferstehung im Frühlingskreuz, der „Erhöhung" der Sonne im letzteren, zu einem einzigen zusammengezogen und feiert Tod und Auferstehung in der Frühlingsgleiche. Das astrale Schema der Evangelien hat jedoch hierauf keine Rücksicht genommen. Der Erzähler hat in seiner zyklischen Darstellungsart die Sonne auf ihrem tiefsten Punkt im Steinbock „sterben" lassen, sowie er sie von hier ihren Ausgang hatte nehmen lassen; und er läßt sie auch im Steinbock wieder auferstehen — das große „Stirb und Werde!" In dieser Astralsymbolik bestand ursprünglich das „Geheimnis des Kreuzes": es ist Todes- und Auferstehungszeichen zugleich; bildet doch noch jetzt in der Notensprache das Kreuz das Zeichen der „Erhöhung" eines Tones. Auch nach Plato soll die Weltseele (Logos) in der Gestalt eines schrägen Kreuzes (X) zwischen Himmel und Erde aufgehängt sein; das bezieht sich gleichfalls auf das Himmelskreuz, sowie auch sonst die Heilandsgötter und Erlöser des Altertums (Krishna-Prometheus: der Lichtbringer!, Attis, Dionysos) den Kreuzestod erlitten und dadurch der Welt das Heil vermittelt haben sollen.

Die Astralmythologie hat es heute schwer, sich Anerkennung zu verschaffen. Die Wissenschaft der Mythologie ist während des neunzehnten Jahrhunderts andere Wege gegangen, als Dupuis sie ihr gewiesen hatte. Dazu kommt vor allem, daß der Gegenwart das Verständnis des Sternhimmels abhanden gekommen ist und den meisten die nötige unbefangene Phantasie abgeht, um den Sternhimmel naiv mit den Augen der Alten betrachten zu können. Die Astronomen verstehen nichts von der Mythologie und die Mythologen nichts von den Sternen. Die Theologen aber wehren sich mit allen Kräften gegen die astralmythologische Betrachtungsweise. Die Wissenschaft kann sich bekanntlich immer nur schwer zur Anwendung einer Methode entschließen, die ihrem Denken ungewohnte Wege zumutet. Die Heutigen jammern besonders über das Phantastische der Astralmythologie, die Willkür der Sternausdeutung, die Vielnamigkeit der Sternbilder und die Verschiedenartigkeit ihrer Ausdeutungen. Sie meinen, ebenso gut, wie man das Leben Jesu in den Evangelien astral deute, könne man auch das Leben Goethes, Napoleons und anderer vom Himmel ablesen. Sie sollen es versuchen.

Man vermißt bei der astralmythologischen Betrachtungsweise die „Exaktheit" einer wissenschaftlichen Methode. Und es ist wahr: ein und dasselbe Sternbild konnte bei den Alten das Verschiedenste bedeuten je nach der persönlichen Einstellung, je nach den Beziehungen, in die man es zu andern setzte. Orion z. B. galt nicht bloß als Mensch, als Riese, sondern auch als Tür, Doppelaxt, Garbe, Mumie, Hahnenfuß und was nicht alles. Und die Milchstraße konnte so sehr alles Mögliche vorstellen, einen Fluß, einen Baum, einen Wall, einen Weg,

ein Netz, eine Brücke, eine Schlange, einen Speisetisch usw., daß ein festes Schema sich hierfür nicht aufstellen läßt. Boll hat in seiner „Sphaera" nur erst einen sehr unvollkommenen Begriff davon geliefert, was man alles in den Sternen finden konnte und gefunden hat, und die uns erhaltenen Sternmythen der Babylonier, Perser, Ägypter, Juden, Christen, Germanen, Inder usw. lassen es hoffnungslos erscheinen, mit den Sternbildern wie mit bestimmten Zeichen und Buchstaben zu rechnen.

Nichtsdestoweniger steht es fest, daß der Sternhimmel nicht bloß in der Religion und Mythologie der Alten, sondern auch in den Sagen und Märchen der verschiedenen Völker, und nicht bloß des Altertums, eine entscheidende Rolle spielt. So hat Friedrich Normann in seinem Buche „Mythen der Sterne" (1925) die Vorstellungen der Chinesen und Naturvölker untersucht und Otto Sigfrid Reuter hat in seinem „Rätsel der Edda" (1921 und 23) gezeigt, in wie hohem Grade die Mythenwelt unserer Vorfahren astral bestimmt, ja, wie sogar die seltsame Bilderschrift von Bohuslän in Schweden (um 2000 v. u. Z.) astrale Einflüsse erkennen läßt. Hier ist der Wissenschaft noch ein weites Feld geöffnet.

Die Anschauung Keplers

Von Max Caspar in Rottweil a. N.

Johannes Kepler bedeutet in der Entwicklung des Geisteslebens der neueren Zeit ein so staunenswertes Phänomen, daß es unmöglich ist, ihn mit einem Schlagwort zu kennzeichnen. Wir sehen, daß zwar seine astronomischen Entdeckungen, vorab die nach ihm benannten Gesetze der Planetenbewegungen, die noch heute die Grundlage für deren Berechnung bilden, seit langem allgemein anerkannt und hochgepriesen werden, daß aber andere Komplexe seiner Wirksamkeit, die ihm persönlich nicht weniger am Herzen lagen und denen er sich mit dem ganzen ungeheuren Fleiß, der ihm eignete, und mit geradezu leidenschaftlicher Hingabe widmete, entweder übersehen oder verständnislos verurteilt werden.

Zu diesen Komplexen gehört als wesentlicher Bestandteil seiner „Harmonik" auch die Astrologie. Es ist auffallend, wie wenig Genügendes sich hierüber in den Biographien Keplers und in den Schriften findet, die sein Lebenswerk analysieren. Freilich konnte auch der Geist der Aufklärung und eine naturwissenschaftliche Richtung, die ihr Wissenschaftsideal einzig in der Feststellung von Tatsachen sieht, mit den Grundanschauungen, aus deren Boden Keplers astrologische Lehre erwächst, nichts anfangen; es fehlte gänzlich an dem Verständnis für die über das Tatsachengebiet hinausgehenden Fragen, mit denen Kepler an die Natur herantrat. Mit Bedauern sah man Kepler sich auf einem Gebiet bewegen, das man von vornherein als irrtümlich annahm; man sprach von schimärischen Bestrebungen, von bedauerlichen Entgleisungen, von einem aus finanzieller Not erklärlichen und entschuldbaren Zugeständnis an die Anschauungen seiner Zeit, oder man glaubte, den Ruhm des Meisters dadurch retten zu müssen, daß man einzelne Aussprüche aus seinem Mund, die sich gegen die Astrologie richteten, einseitig hervorkehrte. Am meisten zitiert wird die bekannte Stelle: „Es ist wohl diese Astrologia ein närrisches Töchterlin, aber lieber Gott, wo wolt jhr Mutter die hochvernünfftige Astronomia bleiben, wann sie diese jhre närrische Tochter nit hette, ist doch die Welt noch viel närrischer, und so närrisch, dass deroselben zu jhren selbst frommen diese alte verständige Mutter die Astronomia durch der Tochter Narrentaydung, weil sie zumal auch einen Spiegel hat, nur eyngeschwatzt und eyngelogen werden muss. Und seind sonsten der Mathematicorum salaria so seltzam und so gering, dass die Mutter gewisslich Hunger leyden müsste, wann die Tochter nichts erwürbe."

Allein damit ist über Keplers Einstellung zur Astrologie nicht viel gesagt. Will man diese kennen lernen, so muß man sich weiter in den zahlreichen Schriften umsehen, in denen er auf unseren Gegenstand zu sprechen kommt. Schon als junger Magister hatte er in Graz den jährlichen Kalender fertigzustellen, der nach der Sitte der Zeit sich auch über Witterungsverhältnisse, Ernteaussichten, politische Händel, über alle möglichen Ereignisse in Natur und Menschenleben, die im kommenden Jahr bevorstehen sollten, auszusprechen hatte. Empfand Kepler auch die Abfassung solcher Prognostiken, wobei er übrigens bei seinem klaren Blick für Natur und Welt nicht selten das Richtige traf, als drückende Auflage, so sehen wir ihn doch auch später, als der Zwang wegfiel, bei der Abfassung solcher Prognostiken, da ihm diese Schriften Gelegenheit boten, sich in weiteren Kreisen mit seinen Ansichten über menschliche Dinge, wie mit seinen astrologischen Lehren, die auf eine Reinigung der im Volk herrschenden abergläubischen Vorstellungen abzielten, Gehör zu verschaffen. Außer

in diesen Kalendern finden wir Keplers astrologische Anschauungen dargelegt vor allem in besonderen Streitschriften, in denen er eine wackere Klinge zu führen wußte, sodann in besonderen Schriften, die aus Anlaß des Erscheinens von Kometen oder neuen Sternen entstanden sind. Auch von den Horoskopen, die er freilich meist widerwillig in seiner Stellung als kaiserlicher Mathematiker in Prag und sonst zu stellen hatte, sind uns viele erhalten. In seinem großen Werk über die „Weltharmonik", in dem er der Welt das dritte Planetengesetz verkündete, handelt das ganze vierte Buch über die harmonischen Konfigurationen, die die Gestirnstrahlen an der Erde bilden, und ihre Wirkung auf die Erregung von Wetter- und anderen Naturerscheinungen. Viele von den genannten Schriften, die für weitere Kreise verfaßt wurden, hat Kepler in deutscher Sprache geschrieben. Man freut sich heute noch über den frischen, herzerquickenden Ton, den feinen Humor, die sprudelnde Gesprächigkeit, den sittlichen Ernst, die hohe Auffassung von seiner Sendung, mit der Kepler hier als Künder der Wahrheit, als Rufer und Mahner zu Eintracht und Frieden, zu Gottvertrauen und rechtem Werk sich an Hoch und Nieder wendet.[1])

Kepler richtet sich in der Verteidigung seiner astrologischen Ansichten gegen zwei Fronten: einmal gegen die zünftigen Astrologen seiner Zeit, die dem Volke alles mögliche vorschwatzen, ihm, wie es gewünscht wird, mit genauen Prophezeiungen aufwarten, abergläubischen Vorstellungen Vorschub leisten, den himmlischen Aspekten eine unziemliche Rolle einräumen. Er spottet über die Leute, „die kauffen allerley Calender zusammen, deren der eine auff einen gewissen Tag weiss der ander schwartz setzet, es gerathe nun dass Wetter wie es wölle, so finden sie es nach dem einen Calender getroffen, haben also ihre tägliche Frewde, und unfehlbare ergötzlichkeit mit disem Zuetreffen". Immer wieder spricht er von den Astrologen als einer besonderen Sippe, zu denen er sich nicht rechnet. Er wettert gegen die Astrologen, die „nicht allein mit übermachten schändtlichen Missbräuchen die drunter verborgene heylsamliche Wissenschaft verdächtig gemacht und beschreyet: sondern auch von dem guten, darumb ich mich anneme, selber wenig gewust, das Kindt meisten theils selber nicht gekennet, sondern nur in dem unsaubern Bad umbgespület haben", die „jnen freye Macht angemasset, zu tichten, liegen, triegen, und vom unschuldigen Himmel zu sagen, was sie gewolt".

An dem Freier, der um die Hand seiner Tochter Susanna wirbt, mißfällt ihm nur das Eine, daß er sich mit Astrologie abgibt. Er warnt immer wieder davor, den Astrologen zu glauben, wenn sie spezielle Dinge prophezeien, wenn sie sagen, daß „ein gewiss Zeichen, darunter so einer geboren, derselb ein Spieler werden, ein reicher oder ein weiser Mann werden, erschlagen werden müsse, dass wer auff diesen oder jenen Tag freyet, bauwet, ausgehet, es demselben also und also ergehen müsse". Da Kaiser Rudolf bei seinen politischen Entschlüssen sich allzuleicht von astrologischen Erwägungungen beeinflussen ließ, wandte Kepler ihm gegenüber größte Vorsicht an, da, wie er einem Hofmann aus des Kaisers Umgebung schrieb, „die Astrologie den Monarchen ungeheuren Schaden zufügt, wenn ein pfiffiger Astrolog mit der menschlichen Leichtgläubigkeit sein Spiel treiben will".

Die zweite Front wird gebildet von den erklärten Gegnern der Astrologie. Gegen diese kämpft Kepler mit dem ganzen Eifer eines Mannes, der eine mit seinem ganzen Denken, Fühlen und Glauben verwachsene Überzeugung zu verteidigen gezwungen ist. Solche Gegner erstanden nicht nur unter den Gelehrten, von denen übrigens viele (wie Cardano, Tycho Brahe) der Astrologie anhingen; einer der bemerkenswertesten, gegen dessen Schriften sich Kepler immer wieder wendet, war der Renaissancephilosoph Pico della Mirandola. Auch unter den kleinen Leuten erhoben sich zahlreiche Einwände gegen den Sternglauben. Es ist also falsch, wenn man behaupten will, Kepler habe mit seinem Eintreten für die Astrologie nur seiner Zeit ein Zugeständnis gemacht.

Bezeichnend für seine Mittelstellung ist der Untertitel der köstlichen Schrift: Tertius Interveniens, welche enthält: „Eine Warnung an etliche Theologos, Medicos und Philosophos, dass sie bey billicher Verwerffung der Sternguckerischen Aberglauben, nicht das Kindt mit dem Badt ausschütten und hiermit jhrer Profession unwissendt zuwider handeln." Kepler

[1]) Leider gehört Kepler zu den Männern, die viel gerühmt, aber wenig gelesen werden. Es ist daher ein großes Verdienst, das sich H. A. Strauß und S. Strauß-Kloebe durch ihr Buch „Die Astrologie des Johannes Kepler" (München, R. Oldenbourg, 1926) erworben haben. Hier ist in einer ausgezeichneten Einleitung Keplers Standpunkt zur Astrologie treffend gekennzeichnet; der größte Teil des Buchs enthält Auszüge aus Keplers astrologischen Schriften, so daß Gelegenheit geboten ist, durch unmittelbare Einsicht sich Kenntnis von Keplers Anschauungen zu verschaffen. Keplers Jugendwerk „Mysterium Cosmographicum" habe ich in einer vollständigen deutschen Übersetzung herausgegeben. (Augsburg, Dr. B. Filser, 1923.)

kämpft gegen die Auswüchse der Astrologie, verteidigt aber mit Nachdruck einen Einfluß der Gestirnstellungen nicht nur auf die Witterung und andere Naturerscheinungen, sondern auch auf den Einzelmenschen und die Völker. Dabei denkt er sich die Wirkung auf die einzelne Seele als eine Beeinflussung, eine Formierung des allgemeinen Habitus. Er sagt, ,,dass der Mensch einen Characterem und Abbildung empfahe totius constellationis coelestis, und denselben biss in sein Grube hineyn behalte: Der sich hernach in formierung dess Angesichts und der übrigen Leibsgestallt, so wol in dess Menschen Handel und Wandel, Sitten und Geberden mercklich spüren lasse, also dass er auch durch die Gestalt des Leibs bei andern Leuten gleichmässige neygung und anmuthung zu seiner Person und durch sein Tun und lassen jhme gleichmässiges Glück verursache: dadurch dann (so wohl als durch der Mutter Eynbildungen vor der Geburt und durch die Auffzucht nach der Geburt) ein sehr grosser Unterscheidt unter den Leuten gemacht wirdt, dass einer wacker, munder, fröhlich, trauwsam: Der ander schläfferig, träg, nachlässig, liechtscheuh, vergessentlich, zag wird, und was dergleichen für general Eygenschafften seynd, die sich den schönen und genauwen oder weytschichtigen unformlichen figurationibus, auch gegen den Farben und Bewegungen der Planeten vergleichen". Wogegen er aber immer mit allen Kräften ankämpft, das sind die speziellen Voraussagungen der Astrologen. Die Konstellationen bringen keine Nötigung mit sich, sie haben nur eine auslösende Wirkung, sie schaffen nur eine bestimmte Disposition in der Einzelseele, wie im Leben der Völker, eine Disposition, die zu dieser oder jener Handlungsweise geneigt macht, das Eintreten dieses oder jenes Ereignisses begünstigt.

Häufig gebraucht er zur Darstellung des Einflusses der Aspekte das Bild von der Wirkung der Musik auf den Menschen: ,,Die Konfigurationen spielen vor, die sublunarische Natur tanzt nach dem Rhythmus dieser Melodie." Nicht nur der menschlichen Seele, sondern auch der Erde, die er der neuplatonischen Orientierung der Renaissancephilosophie folgend ebenfalls als beseelt annimmt, spricht er einen ,,geometrischen Instinkt" zu, der auf besondere Winkel, die die Lichtstrahlen der Wandelsterne an der Erde bilden, reagiert. In dieser Vorstellung eines ,,instinctus geometriae" liegt der Schlüssel zum Verständnis für Keplers Stellung zur Astrologie. Durchdrungen von der pythagoraeisch-platonischen Denkweise sucht er den Grund für jegliche ,,Harmonie" bei den Himmelsbewegungen (wie bei der Musik) in der Geometrie, und zwar in den geometrischen Verhältnissen, die bei den (mit Zirkel und Lineal) konstruierbaren Vielecken auftreten. Diese Konstruierbarkeit hat für ihn nicht nur formale, sondern metaphysische Bedeutung; er spricht den nichtkonstruierbaren Vielecken geradezu die Existenz ab, sie sind non-entia, Nichtwesen. So reagiert denn auch die ganze sublunarische Natur darauf, wenn die Gestirnstrahlen Winkel miteinander bilden, die als Zentriwinkel in den konstruierbaren Vielecken auftreten. Nicht die Sterne an und für sich sind es also, die eine Wirkung ausüben (es gibt keine guten und bösen Sterne); die Wirkung kommt vielmehr zustande durch das instinktive Innewerden der Rhythmen in den Planetenbewegungen seitens der durch geometrische Gesetzlichkeit formierten Menschen- und Erdseele. Denn es gilt für ihn der Satz: ,,Die Geometrie ist einzig und ewig; sie leuchtet aus dem Geiste Gottes hervor, und daß dem Menschen ein Anteil an ihr gegeben ist, ist mit eine Ursache dafür, daß er ein Ebenbild Gottes ist."

Eines darf bei der Beurteilung von Keplers Stellung zur Astrologie nicht übersehen werden: Seine Ehrfurcht vor den Tatsachen. In ihr liegt auch der Grund, warum Kepler trotz seines unbändigen Hangs und Drangs zur Spekulation nie den Boden unter den Füßen verlor, vielmehr in seiner Astronomia Nova der Welt ein unerhörtes Beispiel dafür zu geben verstand, wie man mit Beobachtungstatsachen umzugehen hat. Für ihn ist der Einfluß der Gestirne auf Mensch und Natur durch die Tatsachen erwiesen. An der Erfahrung ist jegliche Theorie zu prüfen. Oft genug hat er liebe Vorstellungen, die sich ihm stets in raschem Fluß aufdrängten, preisgegeben, wenn die Tatsachen es erforderten. ,,Ich hab es selbst erfahren", sagt er ausdrücklich von dem, was er über die Gestirneinflüsse lehrt. Drum mögen die Menschen eifrig auf die Tatsachen achten, dann kann auch die echte astrologische Forschung der Wahrheit dienlich sein. ,,Wann wir zu der Naturkündigung anders wegs nicht gelangen köndten, dann durch lauter Verstandt und Weissheit, würden wir wol nimmermehr darzu gelangen. Aller Fürwitz und alle Verwunderung ist in der Erste nichts dann lauter Thorhait: Aber doch zopfft uns diese Thorheit bei den Ohren, und führet uns auff den Creutzweg, der zur Rechten nach der Philosophia zugehet. — Soll also niemand für ungläubig halten, daß auss der Astrologischen Narrheit und Gottlosigkeit nicht auch eine nutzliche Witz und Heyligthumb, auss einem unsaubern Schleym nicht auch ein Schnecken, Müschle, Austern oder Aal zum Essen dienstlich, auss dem grossen Hauffen Raupengeschmeyss nicht auch ein Seydenspinner, und endtlich auss einem übelriechenden Mist nicht auch etwan von einer embsigen Hennen ein gutes Körnlin, ja ein Perlin oder Goldtkorn herfür gescharret, und gefunden werden köndte."

Anhänger

Über den Wert der Astrologie

Von Oscar A. H. Schmitz in Salzburg

Das Mißtrauen gegen die Behauptungen der Astrologie ehrt einen aufrichtigen Wahrheitssucher mehr, als die Leichtgläubigkeit, die vermeint, von ihrer wissenschaftlichen Hemmungslosigkeit aus den redlichen und besonnenen Zweifler wegen seiner Rückständigkeit verachten zu dürfen. Aber leider sind nicht alle Zweifler redlich und besonnen. Vielmehr verraten die apodiktischen Ablehnungen der Astrologie gerade durch exakte Wissenschaftler nicht selten einen aus dem Affekt stammenden Unterton, der ihre Sachlichkeit fraglich macht. Die Frage muß an den Anfang gestellt werden: Wie viele der Astrologiegegner haben die Astrologie wirklich geprüft und gründen ihre Ablehnung auf das Experiment? Wie viele lehnen die Astrologie nur darum ab, „weil sie doch unmöglich auf Wahrheit beruhen kann", lies: weil sie nicht mit den Hypothesen übereinstimmt, auf denen die Wissenschaft des 19. Jahrhunderts beruhte, in erster Linie mit der Hypothese der kausalen Erklärbarkeit aller Lebenserscheinungen.

Der Drang unserer Zeit nach dem, was man geheime Wissenschaften oder Okkultismus nennt, ist nichts Zufälliges. Auch wer ihn für schädlich hält, darf nicht ohne weiteres darüber wie über einen Unsinn aburteilen. Mag dabei viel halber und mancher ganze Unsinn mit unterlaufen, die okkultistische Bewegung hat Wurzeln im religiösen Bedürfnis einer von der Außenwelt tief enttäuschten Menschheit.

Wir leben in einer Übergangszeit. Das Alte, das die Jugend nur vom Hörensagen kennt und nicht gerade in sehr günstigem Lichte sieht, liegt zerbrochen hinter uns, überall sucht man Neues, aber mit bestem Willen läßt sich noch nichts erkennen, woraus man auf die Gestalt auch nur der nächsten Zukunft schließen könnte. Während sich nun ein Teil der heutigen Menschheit krampfhaft in den Strudel des Lebens stürzt, um mitzuhelfen oder wenigstens mitzugenießen und zuzuschauen beim Werden des Neuen in Kunst, Politik, Sport, Mode und neuen Erfindungen, kehren sich fast ebenso viele nach innen, weil sie fühlen, daß der äußere Wechsel nicht allzuviel bedeutet, wenn die Menschheit nicht eine neue innere Einstellung findet. In dieser Erkenntnis haben sie ohne Zweifel recht; aber der Wege, wie die neue innere Einstellung gesucht wird, sind ebenso viele wie die unerforschlichen Ratschlüsse der Schöpfer moderner Moden, und sie wechseln ebenso schnell.

Zunächst ziehen die alten Kirchen aller Konfessionen viele dieser Suchenden an. Katholiken, Protestanten und Juden verzeichnen gleichermaßen einen großen Aufschwung und eine vertiefte Auffassung des religiösen Lebens in den Gemeinden, aber mit demselben Eifer gründet man neue Religionsgemeinschaften christlicher und nichtchristlicher Art. Unter diesen fallen besonders die mit indischem Einschlag auf, wie die theosophische und die anthroposophische Bewegung. Daneben werden neue Wege philosophischer Erkenntnis gesucht, aber nicht aus theoretischer Liebhaberei am Spekulieren, sondern in der Absicht, aus neu gewonnener innerer Einstellung heraus Leben neu zu gestalten. Hier steht die Schule der Weisheit zu Darmstadt an erster Stelle. Was ist nun der letzte Grund allen dieses Suchens, und was ist ihm bei seiner sich widersprechenden Verschiedenheit gemeinsam?

Gemeinsam ist allen diesen Richtungen die Verurteilung des Geistes, der dem 19. Jahrhundert sein Gepräge gab und sich im Weltkrieg selber mit schlagenderen Argumenten ad absurdum geführt hat, als es ein noch so tief erkennender Philosoph vermöchte. Dieser Geist ist der Materialismus. Viele Menschen glauben, Lebensanschauung sei nicht mehr als ein geistiger Luxus, den der eine sich leistet, der andere

nicht, so wie man etwa in die Sommerfrische geht. Sie ahnen nicht, daß die Wirkung unserer Weltanschauung auf unsere Lebensgestaltung, wenn auch im Werden unmerklich, so doch im Ergebnis viel entscheidender ist als der Einfluß der Sommerfrische auf Gesundheit und Arbeitskraft während des ganzen Jahres.

In früheren Zeiten hat man nicht viel von Weltanschauungen gesprochen, so wie der Gesunde selten von Gesundheit spricht. Jeder hatte eine fertige Weltanschauung, die ihm durch sein religiöses Bekenntnis mit auf den Lebensweg gegeben wurde. Die Wissenschaft des 19. Jahrhunderts, sowohl die Naturforschung als auch die Religionswissenschaft, hat nun gezeigt, daß viele Tatsachen, auf die sich die verschiedenen Religionen stützen, nicht zutreffen, und diese Feststellungen sind es, die den Einfluß der Religion so sehr vermindern. Damit ist nun einem großen Teil der Menschheit ihre Weltanschauung verlorengegangen. Sie stehen ohne Orientierung in einer entgötterten Welt, die nichts anderes als bewegte Materie („Kraft und Stoff") sein soll. Einige Naturforscher suchten dem abzuhelfen, indem sie eine „naturwissenschaftliche Weltanschauung aufbauten, und vor dem Krieg haben sich viele zu deren materialistischem Geist bekannt. Solange man jung ist und keine wesentlichen Hemmungen eintreten, macht die Bewegung der Materie oft Spaß genug, daß man sich durchaus davon befriedigt fühlen kann, in ihrem abwechslungsreichen Strudel zu kreisen. Im Augenblick aber, wo die Gefahr auftaucht, daß das Individuum auf Nimmerwiedersehen in diesen Strudel gezogen wird, möchte man nicht länger dem grausamen Naturgesetz unterworfen sein, welches das Ich rücksichtslos in den Strom des Werdens wirft und wieder einschlingt. Da fragt sich wohl jeder: „Was bin ich? Was ist das Ich überhaupt? Eine bloße Illusion meines aus Materie bestehenden Hirns, das mit dieser Materie verschwindet, oder etwas Übersinnliches, das zwar in der Materie verkörpert ist und durch sie sinnlich lebt, aber seinen Grund außer, über ihr hat?" Vor der Trostlosigkeit der ersten Antwort flieht das Herz gern zu dem Trost der zweiten, aus völliger Vereinsamung in Geborgenheit. Darum füllen sich die Kirchen wieder. Religion heißt auf deutsch Bindung.

Solche Notreligion ist freilich oft nur Illusion, die an Tatsachen und Beweisen vorbeisieht. Was nun aber jene neuen Strömungen, die den Materialismus hinter sich lassen, auszeichnet, ist das Bestreben, ohne die Tatsachen der Wissenschaft aufzugeben, einen neuen Sinn zu finden, der dieselben Mittel des Heiles bietet wie die Religionen, ohne sich in Widerspruch mit Einzelerkenntnissen zu setzen, die von der modernen Menschheit angenommen werden müssen. Gelingt dies, dann ist für das nach materialistischer Lehre einsam in der Materie aufglühende und wiederum spurlos verlöschende Ich eine übersinnliche Bindung gefunden, eine innere Neueinstellung, von der aus die Sinnlosigkeit der äußeren Welt einen neuen befriedigenden Sinn fände, wie ihn die Religionen ihren Gläubigen bieten. Dies ist es, was alle jene modernen geistigen Richtungen wollen, unter anderen auch die Astrologie.

Das, was die Astrologie so anziehend macht, ist zweierlei; erstens, daß sie das dem Zufall des materiellen Geschehens überantwortete Individuum wiederum sinnvoll dem ewigen Allgeschehen einordnet, ferner, daß sie uns ein System der Individualpsychologie vermittelt, dessen Typenlehre in mythologischer Verkleidung in der Gestalt von Jupiter, Venus, Mars usw. genau das ist, was die moderne wissenschaftliche Psychologie sucht. Was kann es Wundervolleres geben, als sich selbst und die anderen in diesen Typen individuell wiederzuerkennen, in ihnen aber nicht leere Kategorien, künstliche Schemata, begriffliche Gespinste zu finden, sondern Bilder, die nicht nur zum Verstand, sondern auch zur Seele und den Sinnen sprechen, die uns eigentlich längst in den Gestalten der antiken Götterwelt bekannt sind, nur daß wir die Tragweite ihrer Bedeutung nicht kannten. Aber das ist nicht alles. Diese Typen haben nicht das Zufällige wissenschaftlicher Arbeitshypothesen, sondern erscheinen als die ewigen Urformen möglichen Menschseins, denen sich sonst nur das Auge des Künstlers naht, der das persönliche Beiwerk des Menschen überschaut und durchdringt zu dem Hintergrund der echten, im Persönlichen mehr oder weniger unvollkommen ausgedrückten Individualität. Die Astrologie kann also für jeden

einzelnen leisten, was etwa Shakespeare für Cäsar, Goethe für Egmont, Schiller für Wallenstein leistete, nämlich das wahre Wesen reiner zum Ausdruck bringen als das Leben selber; freilich ist sie damit auch allen den Möglichkeiten des Irrtums unterworfen wie der Dichter gegenüber den Helden der Geschichte; aber es sei gleich im voraus bemerkt, daß solcher Irrtum nicht so sehr ins Gewicht fällt, falls er schöpferisch ist, d. h. gestaltet. Ein lebendiger Mensch, der sich aus seinem Horoskop heraus sein Leben deutet, mag im einzelnen irren, wenn nur die Formel, die er daraus abliest, magisch wirksam ist, d. h. dem Auf und Ab der an sich sinnlosen Geschehnisse einen zusammenfassenden Sinn gibt. Das wäre das Gegenteil jenes Fatalismus, den man oft der Astrologie fälschlich vorwirft. Davon später mehr.

Das Unglück der meisten modernen Menschen beruht darauf, daß sie selbst nicht recht wissen, wer sie im Grunde sind und was sie auf dieser Welt zu tun haben. Diesen kann die Astrologie sehr viel nützen. Sie zeigt ihnen, ihre Wahrheit zunächst einmal vorausgesetzt, durch das Geburtshoroskop (die Gestirnstellung im Augenblick der Geburt), welche typischen Kräfte in ihrem Wesen zusammenwirken, und dabei ergibt sich, daß sich reine Typen gar nicht finden. In jedem Menschen ist etwas von allen den — wenn man so sagen darf — Seelenstoffen, die überhaupt Menschentum aufbauen. Seelisch sind Friedrich der Große oder die Heilige Theresia nicht aus anderem Stoff als etwa der durchschnittliche Beamte und Händler, oder die Dirne und der Verbrecher. Der Unterschied liegt nur in dem Verhältnis der Mischung und vor allem in dem Grad ihrer sinnvollen Vereinheitlichung, den man das Selbst nennt. In jedem Horoskop finden wir die Kraft der Liebe, die in der Astrologie durch Venus dargestellt wird, und die Kraft des Handelns, die Mars darstellt, aber die Stelle, an der diese Gestirne stehen, zeigt den verschiedenen Grad ihrer Wirkung an, die Förderungen und Hemmungen, die sie erfahren, so wie die Veränderungen, die dadurch entstehen, daß sich ihre Einflüsse günstig oder ungünstig mit denen anderer Gestirne mischen. So kann z. B. eine an sich starke Venus durch eine Hemmung durch den Planeten Saturn in Niedrigkeit verkümmern (ein typischer Dirnenaspekt), während ein günstiger Saturnaspekt sie zwar auch bindet, aber in der Form der Treue. Alle Abstufungen der Liebe zwischen der Gottesliebe der Heiligen über die treue Gefährtin, die großzügige Kurtisane bis zur geringen Straßendirne lassen sich aus der Stellung und den Bestrahlungen der Venus im Horoskop einer Frau erkennen. Die großzügige Kurtisane wird gewiß nicht jene günstige Saturnbindung haben, wie die treue Liebende, vielmehr wird man ihre Venus irgendwie verletzt finden, entweder im Sinn der Maßlosigkeit oder der Perversität, aber es muß irgendein anderer Schutz da sein, der sie am Versinken hindert. So hatte die berühmte Kurtisane des zweiten napoleonischen Kaiserreichs, Cora Pearl, einen sehr ausgesprochenen, günstigen Jupitereinfluß, der sie auch innerlich immer oben hielt. Jupiter gibt Großherzigkeit, Anständigkeit der Gesinnung, das, was man Loyalität nennt, die Fähigkeit, das Leben immer von oben anzuschauen und zu bleiben, wer man ist, auch wenn gelegentlich infolge anderer Einflüsse sich die menschliche Misere einem naht, und das ist das beste Mittel, ihr nicht zu verfallen. Bei dem stolzen und würdigen Armen wird man neben den schlechten Mars- oder Saturneinflüssen, die seine Armut verursachen, sicher ebenfalls einen guten Jupitereinfluß finden.

Ich sagte schon, daß sich die großen von den mittleren und kleinen Menschen nicht durch die Verschiedenheit der Seelenstoffe unterscheiden, sondern durch das Verhältnis ihrer Mischung und den Grad ihrer sinnvollen Vereinheitlichung. Von den Mischungsmöglichkeiten habe ich bereits ein Beispiel in den verschiedenartigen Venuswirkungen gegeben. Was aber den Grad der Beherrschung seiner Möglichkeiten betrifft, die ein Mensch erreicht hat, das, was man die seelisch-geistige Entwicklungsstufe seines Selbstes nennt, so sagt das Horoskop darüber nichts unmittelbar aus, und es versagt daher um so mehr, je besser es dem Selbst gelungen ist, seine Möglichkeiten und Hemmungen zu einer bewußten Individualität zu verschmelzen. Dann treten die Angaben des Horoskops als bloßes Material in den Hintergrund vor dem Schöpfer, der in den meisten Menschen in tiefem Schlaf oder

allenfalls im Dämmerzustand liegt, der aber, wenn er erwacht, mit seinen guten und schlechten Anlagen umgeht wie der Bildhauer mit dem Marmor. Gleichgültig wird dessen natürliche Qualität auch dem größten Künstler nicht; aber sie verliert doch an Bedeutung gegenüber dem Werk, das der Künstler daraus geschaffen hat, und es ist bekannt, daß manchen Künstler irgendeine äußere Beschränkung des Materials oder irgendwelche an sich hemmenden Einflüsse zu besonders geistreichen Ideen veranlaßt haben, so daß aus der Not eine Tugend wurde.

Wenn also die Astrologie dadurch eine erhebliche Einschränkung erfährt, daß sie uns die Hauptsache verschweigt, wie nämlich die im Horoskop aufgezeichnete Aufgabe von dem jeweiligen Individuum gelöst werden wird, so gewinnt sie gerade dadurch erst ihre hohe praktische Bedeutung. Kein bedeutender Astrologe ist Fatalist gewesen. Der Weise lenkt die Einflüsse der Sterne, ohne ihnen zu erliegen. Für den aber, der dies versuchen will, gibt es kaum etwas Förderlicheres, als diese Einflüsse zu erkennen und aus der Symbolschrift seines Horoskops abzulesen. Wenn ihm dabei die rechte Führung zuteil wird und er selbst die nötige Begabung zum Verständnis der feineren und tieferen Zusammenhänge mitbringt, dann wird er bald nicht mehr nötig haben, darüber zu grübeln, wer er ist und was er in dieser Welt zu tun hat. Er wird allmählich den Grad der Hingebung an die im Augenblick der Geburt gestellte Aufgabe finden, der notwendig ist, damit er auf seinen Weg komme. Er wird es aufgeben, z. B. Reichtum oder Ruhm an sich zu erstreben, wenn gerade dies ihm verschlossen ist, und nicht länger eine bescheidenere Tätigkeit und ein stilles Glück verachten, wenn dies die Form ist, in der er sich entwickeln muß. Umgekehrt wird er nicht sentimental einem Liebestraum nachhängen, wenn ihm Venus nicht günstig lächelt, ein nicht schlechter Mars aber Tatkraft und den Weg zur Wirkung nach außen weist. Solche Mißverständnisse wären nicht möglich, wenn alle Einflüsse eindeutig wären. Wer z. B. fieberhaft nach Reichtum strebt, ohne ihn zu erreichen, wird auch in seinem Horoskop eine Beziehung zum Reichtum haben, nur ist sie übermächtig gehemmt, und wer bei aller Fähigkeit etwas zu leisten, doch nicht recht ins Zeug zu gehen wagt, bei dem wird man neben starken Möglichkeiten starke Hindernisse finden. Ihr Grad läßt sich aus dem Horoskop ersehen. Daraus aber kann man entnehmen, ob sich der Kampf lohnt, oder ob man besser ein anderes Gebiet des Lebens aufsucht. Hier setzt neben der Gebundenheit an die Aufgabe die Freiheit zu ihrer Bewältigung ein. Die Richtigkeit der astrologischen Behauptungen vorausgesetzt, wird niemand leugnen können, ein wie bedeutsamer Behelf gerade heute ein Geburtshoroskop ist, wo alle äußeren Bindungen aufgelöst sind und grundsätzlich jedem die Wege zu allem offen stehen. Daher versucht heute jeder und jede etwas Besonderes zu gelten, wenn es nicht als Künstler geht, dann in Kino- und Sportbetätigung, wenn es nicht bei der Bühne geht, dann in Tanz und Hetärentum, wenn es nicht in der Politik geht, dann im unterirdischen Parteikampf, wenn es nicht durch Schaffen geht, dann durch verneinende Kritik, wenn es nicht durch Geist geht, dann wenigstens durch Geschwätz.

Es gibt Horoskope, die einen unmittelbar vermuten lassen, ob ein Mensch seine Möglichkeiten benutzen wird. Wo diese eindeutig erscheinen, ohne wesentliche Hemmungen, da wird vermutlich die positive Kraft über die negative siegen, aber diese verhältnismäßig einfachen Horoskope, die man gut zu nennen pflegt, zeigen selten einen bedeutenden, sondern meist den besseren, glücklichen Durchschnittsmenschen an. Alle großen Menschen, selbst der angeblich so ausgeglichene Goethe, haben schlechte Horoskope[1]), und das Gleichmaß des alternden Goethe unterscheidet sich eben dadurch von dem Seelenzustand des nicht aus der Ruhe zu bringenden Spießbürgers, wie die lebendige Ruhe eines reichgegliederten Bauwerks, die auf der geistreichen Bändigung von Gegenkräften beruht, von der eines Felsblocks, der durch

[1]) Goethe selbst hielt sein Horoskop für glücklich. Dichtung und Wahrheit, 1. Buch — ein so schöner Anfang für eine Selbstbiographie, daß man daraus keine Schlüsse auf Goethes wissenschaftliche Überzeugungen ziehen darf. D. Schr.

Aeonen auf der Stelle liegen bleibt, wohin ihn einmal ein Vulkan vor Urzeiten gespien hat. Mütter brauchen also nicht zu erschrecken, wenn die Astrologen sagen, ihr Sprößling habe böse Mars- oder Saturnaspekte. Um so besser, dann wird er Bewegung in das Leben bringen.

Nun bleibt aber die wichtige Frage zu beantworten, ob denn dies alles auch wahr ist. Man kann sich doch nicht ohne weiteres vorstellen, wie es kommen soll, daß die Gestirne nicht nur das geschichtliche, ja das ganz alltägliche, individuelle Geschehen beeinflussen sollen. Darauf ist zu antworten: die erste Frage aller Erfahrungswissenschaften — und zu einer solchen muß die Astrologie werden —, wenn sie Anspruch auf allgemeine Anerkennung machen will — ist nicht, wie etwas geschieht, sondern ob etwas geschieht, und auf diese Frage kann ich nur antworten, was ich in meinem Buch „Der Geist der Astrologie" (Verlag Gg. Müller) dargetan habe, daß die wesentlichen Behauptungen der Astrologie sich als richtig erweisen, wenn man das eigene Horoskop sowie die Horoskope von Freunden, Verwandten und bekannten Persönlichkeiten der Öffentlichkeit und der Geschichte nach den Regeln auslegt und dann feststellt, ob das tatsächliche Geschehen ihnen entspricht. Wer das nicht geprüft hat, der soll sagen, er wisse nichts von Astrologie, nicht aber, sie sei Unsinn, denn das ist unwissenschaftlich.

Die meisten sehen in der Astrologie eine der verschiedenen Wahrsagekünste. Nun, das Wahrsagen ist ihr schwächster, bestreitbarster Teil. Je nach der Art, wie sich ein Selbst zu seinen Möglichkeiten und Hemmungen verhält, wirken sie sich anders aus. Aus Verlassenheit kann fruchtbare Einsamkeit, aus Sturz tiefe Einsicht, aus Glück Verflachung, aus Erfolg innerer Stillstand werden. Darum sind nie Ereignisse, nur Kräfteverhältnisse vorauszusagen. Freilich, oft stimmen Prophezeiungen, oft aber auch nicht. Die Erklärung dieses Widerspruchs liegt in der schon erwähnten Tatsache, daß man nie mit Sicherheit sagen kann, was ein Mensch aus seinen Möglichkeiten macht. Je primitiver ein Mensch im materiellen Geschehen aufgeht, desto leichter kann man ihm wahrsagen, denn er wird allen Lockungen folgen und je nachdem, was ihn fördert und hemmt, dabei Glück haben oder Unglück. Daß unentwickelte Naturen so fest an Wahrsagerei glauben, hat seinen guten Grund; denn bei ihnen stimmen sie meistens. Köchinnen haben recht zu glauben, daß der Kaffeesatz einer medialen Hexe ihr Schicksal offenbaren kann.

Die Kraft der Astrologie liegt vielmehr in ihrer psychologischen Erkenntnis. In Frankreich betreibt man sie schon mit statistischen Mitteln; so entnahm ein Astrolog einem Musikerlexikon die Geburtsdaten einiger tausend Musiker, um festzustellen, daß bestimmte Konstellationen bei Musikern viel häufiger vorkommen als die Durchschnittswahrscheinlichkeit ist.

Zum Schluß sei übrigens doch ein Erklärungsversuch gewagt, wie das alles möglich sei. Ich stütze mich dabei auf die Ätherhypothese Kants. Im Gegensatz zu dem Äther der modernen Naturwissenschaft, der die ganze Materie unwahrnehmbar durchdringe, ist Kants Äther der Urstoff, aus dem alles geworden ist und aus dessen Bewegung alles Werden hervorgeht. Die Gestirnstellungen zeigen daher auch nur Bewegungsvorgänge des Äthers an, die auf uns nie erkennbare Art eben die Erscheinungen am Himmel hervorbringen. Diese Konstellationen brauchen es nun nicht zu sein, die unser Leben ursächlich beeinflussen. Vielmehr ist auch dieses nur Ätherbewegung. Die mit ihr gleichzeitigen Vorgänge am Himmel würden uns also nur erlauben, eine Gesetzmäßigkeit festzustellen, die am Firmament die Sterne, auf der Erde die irdischen Stoffe, in unserem Innern die Seelenkräfte bewegt. Was in jedem Augenblick oben und unten, außen und innen geschieht, wäre Ausdruck derselben Ätherbewegung. Von dem Himmel aber könnte man sie besonders deutlich ablesen, wenn man die durch jahrtausendalte Erfahrung bestätigten Regeln der Astrologie kennt. Das Horoskop also würde anzeigen, wieviel im Augenblick unserer Geburt die Weltenuhr geschlagen hat, „das Gesetz, nach dem wir angetreten", wie Goethe sagt, der Astrologie nicht für Unsinn hielt; zwischen den Sternen und unserem Leben bestände aber kein Verhältnis der Kausalität, sondern der Korrelation.

Über die heutige Lage der Astrologie

Von Sigrid Strauss-Kloebe in München-Solln

Wie tiefgreifend und umfassend der Wandel ist, der sich im Geistesleben unserer Tage vollzieht, vermag der Einsichtige an dem Umstand zu ermessen, daß es überhaupt wieder geschehen konnte, daß Kreise der wissenschaftlich gebildeten Welt sich um die Erfassung kosmisch-irdischer Zusammenhänge im Sinne der alten Astrologie bemühen. Drei Jahrhunderte waren sich darin einig gewesen, daß die Menschheit das riesige, jahrtausendalte Geistesgebäude der Astrologie auf einen leeren Wahn aufgebaut habe, den erst die Klarheit exakter Wissenschaftlichkeit zu zerstören vermocht hätte.

Und dennoch ist das Wunder geschehen. In der Naturforschung hat sich das Bewußtsein Bahn gebrochen, daß die lange geübte Methode der dynamisch-kausalen Naturbetrachtung (die der Astrologie scheinbar den Todesstoß gegeben hatte) nicht die einzig mögliche sei. In der Naturphilosophie erwuchs die Überzeugung, daß eine vollkommene Naturerkenntnis jedenfalls nicht ausschließlich durch wissenschaftliche Mittel erlangt werden kann. Von diesen Erkenntnissen getragen, dringt der astrologische Gedanke heute aufs neue auf eine Revision des Urteils, das eine machtvolle, wissenschaftliche Allgemeinheit über ihn fällte. Es ist nicht seine Absicht, einen Mißbrauch zu treiben mit der Bereitschaft seiner Zeit, anzuerkennen, daß wissenschaftliche Mittel allein nicht ausreichend sind, alle Sphären des Seins zu umfassen; nicht will sich die Astrologie im Rahmen eines solchen Eingeständnisses durch wilde Spekulationen eine neue Bresche hauen. Sie ist vielmehr bereit, ja sie betrachtet es als Lebensnotwendigkeit, sich mit dem größten Teil ihrer selbst einer wissenschaftlichen Behandlungsweise zu überlassen, lediglich fordernd, daß man sich ihr nicht mit Methoden nähert, denen sie sich, ihrer Eigengesetzlichkeit halber, nicht erschließen kann. Die Astrologie spricht von den Beziehungen zwischen dem Kosmos und dem Lebendigen. Das Lebendige erschöpft sich aber nicht im Körperhaften, und trete uns dieses noch so sublim in Gestalt von Energie-Arten usw. entgegen.

Wir sehen heute den Fall Astrologie anders als die jüngst vergangene Zeit: Der menschliche Geist hatte sich, als er dem Willen zur rationalen Erkenntnis verfiel, abgewandt von einem Totalitäts-Erfassen, wozu es der Einheit von Intellekt und Intuition bedurfte. Er hatte einen Blickpunkt eingenommen, von dem aus er der Astrologie nicht mehr gerecht werden konnte. Von diesem Punkte aus betrachtet, hatte sie sich stets als Unsinn erwiesen. Und solange man von der Unfehlbarkeit dieses Blickpunktes überzeugt war, blieb das Urteil gesprochen.

Der Wissenschafts-Geist also hatte sich von der Astrologie weg entwickelt, während diese mit ihren Gegebenheiten ruhend verblieb, wartend, bis eine neue Menschheit, vom Ding als Erscheinung wieder fortstrebend zum Ding als Wesensträger, ihr aufs neue gemäße Voraussetzungen zu bieten imstande sein würde.

Diese Sachlage ist heute gegeben. Diejenigen großen Vertreter unseres Geisteslebens, deren Geisteshaltung wieder ein Totalitäts-Erfassen der Lebensvorgänge gestattet, stehen heute der Astrologie im Prinzip — selbst wo sie sich nicht im einzelnen mit ihr auseinandersetzen — durchaus wohlwollend gegenüber. Der neue Zeitgeist selbst ist es, der die Astrologie heute heranruft, der ihr neuen Lebenswillen und neue Impulse einflößt. Dies müssen wir uns gegenwärtig halten, wenn wir der Auferstehung der Astrologie in unseren Tagen gerecht werden wollen.

Hier darf, um Mißverständnisse zu vermeiden, eine grundsätzliche Feststellung nicht fehlen. Wenn heute geistig geschulte Köpfe für die Wahrscheinlichkeit, ja Wirklichkeit eines kosmischen Einflusses auf biologische Erscheinungen eintreten, wenn sie die Verwaltung des astrologischen Erbes in die Hand genommen haben

und der Astrologie eine neue Erkenntnis-Grundlage zu erarbeiten suchen, so ist diese Astrologie nicht identisch mit jener Schicksalsdeutekunst, die im Laufe der letzten zwei Jahrzehnte eine Kolportageliteratur breitesten Umfangs aus sich erschuf. Mag auch das Heraufkommen des astrologischen Gedankens um die Jahrhundertwende als solches verhaftet sein an die Gesetze einer neuen Zeit: Vom Geiste dieser neuen Zeit waren die ersten Äußerungen der erstehenden Astrologie noch gänzlich geschieden. Die moderne Schicksalsdeutekunst war gerade dort, wo sie sich wissenschaftlich gebärdete, gekennzeichnet durch ihre Zugehörigkeit zur Geisteshaltung der verflossenen Wissenschaftsepoche. Die ungeschulten, unkritischen und unschöpferischen ersten Anhänger des neuerwachenden astrologischen Gedankens wußten nichts Besseres zu tun, als eine möglichst innige Angliederung und Anpassung ihrer Materie an das herrschende Schulwissenschafts-Gebäude zu versuchen.

Es war ein recht instinktloses Beginnen. Seele und Schicksal, das Letzte, was mechanistisch-physikalischen Erklärungsversuchen immer wieder heimlich entronnen war, sollten nun unentrinnbar an das wissenschaftlich zu erfassende Reich gesetzmäßig verlaufender Prozesse gebunden werden. Der Versuch mißlang vollkommen, und wir wissen heute warum: Das, was an der Astrologie als eine Lehre vom Leben faßbar ist, ließ sich eben mit den hier angewandten Mitteln nicht erfassen; das wiederum, was man aus ihr herausholen wollte, um die Schulwissenschaft von der Realität ihrer Elemente zu überzeugen, lag nicht in ihr, und so mußte die versuchte Beweisführung der Astrologie-Gläubigen mißglücken. Wenn wir dies wissen, diese Verkettung der Astrologie in den ersten Stadien ihrer heutigen Entwicklung an die weltanschaulichen Voraussetzungen der vergangenen Epoche, wenn wir wissen, daß in dieser Verkettung die einander wesensfremdesten Elemente sich gefangen hatten, dann begreifen wir das verzerrte und unerfreuliche Zustandsbild, das die Astrologie als Zeiterscheinung bis vor kurzem bot.

Worin bestehen nun die Voraussetzungen, die der neue Zeitgeist der Astrologie entgegenbrachte, sodaß sie heute ihre Selbstbefreiung beginnen konnte? Grundlegend war zunächst, daß durch neue Vorstellungen von Mensch und Raum, Mensch und Kosmos, durch neue Einsichten in das Wesen der Materie das Erlebnis von dem kosmischen Verwobensein aller Dinge neu erweckt wurde. Der Lebensboden für die Astrologie, den ehemals enges Naturverbundensein und sicheres Erfassen der Lebenswirklichkeiten geschaffen hatten, war damit wieder gegeben. Weiterhin kam der Astrologie der Umstand entgegen, daß die durch die Ratio geschaffenen Abgrenzungen der Lebensvorgänge gegeneinander in zunehmendem Maße als relativ erkannt wurden, was ein Erfassen von Wesenseinheiten begünstigte. Auf diesem Boden konnte die astrologische Grundlehre von den kosmischen Prinzipien, von den nativen Anlagekomplexen sich entfalten.

Auch das neuerwachte Streben, wieder zum Sinn der Erscheinungen vorzudringen, wieder eine Deutung von Natur- und Lebensvorgängen zu versuchen, verschaffte der Astrologie notwendige Bewegungsfreiheit. Denn deuten, nicht erklären, ist die der Astrologie vornehmlich angemessene Methode. Deshalb war eine legitime Astrologie zu den Zeiten unmöglich, die keine Deutung der Geschehnisse kannten. Die Astrologie gibt ihr Bestes dort, wo sie sich des Symbols als Ausdrucksmittels bedienen darf. Gerade weil das Leben auf irrationalem Grunde ruht, darf die Astrologie überall da, wo sie von Wesentlichem redet, sich nicht in rationalen Erklärungsversuchen erschöpfen.

Wir haben schon eingangs daran erinnert, daß es der neuen Zeit gelang, den Glauben an die Alleingültigkeit der dynamisch-kausalen Naturbetrachtung zu zerbrechen. Solange der Glaube an diese Alleingültigkeit noch bestand, schien die Astrologie freilich allen ernsteren Angriffen zu erliegen. Heute sind zwar die Stimmen der Gegner, die die Astrologie aus dem Kreis der Wirklichkeiten ausgeschlossen haben wollen, weil sie eine geschlossene Kausalkette nicht aufweisen kann, noch nicht verstummt, haben aber keine Stoßkraft mehr, da sich die Astrologie bewußt auf ein ihr gemäßeres auch wissenschaftlich bebautes Betrachtungsfeld gestellt hat. Heute ist für die Astro-

logie der Zusammenhang zwischen Planetenwelt und Erde nicht mehr so zu denken, als ob bestimmte Konstellationen kausal etwas in der Substanz wirkten, sondern vielmehr derart, daß wenn etwas Irdisches in Erscheinung tritt, dieses etwas, sowohl was Form wie Inhalt betrifft, kosmische Komponenten aufzuweisen hat, der irdischen Komponenten unbeschadet. Kosmische Konstellationen sind hiernach nicht die Ursache eines Ereignisses oder eines menschlichen Charakters usw., sondern wirken lediglich in seiner inneren wie äußeren Gestaltung mit, wie andere irdische Gegebenheiten auch. Bestimmte Konstellationen erlauben im Lebendigen gewissen Kräften, stärker hervorzutreten, anderen schwächer; die kosmischen Kraftverhältnisse können, stetig im Wechsel, das eine Mal gewissen Energieentfaltungen günstige Voraussetzungen bieten, ein anderes Mal denselben Energieentfaltungen ungünstig sein, d. h. sie hemmend beeinflussen — immer ohne sie kausal hervorzurufen.

Es erhebt sich die Frage, wieso man denn „anorganischen" kosmischen Kräften das Vermögen zugestehen könne, in das seelische Reich eines Organismus einzugreifen? Wir werden auf diese Frage keine Antwort finden, wenn wir die strenge Grenze zwischen Organischem und Anorganischem bestehen lassen. Betrachten wir beide Begriffe, organisch und anorganisch, jedoch als Grenzsetzungen des menschlichen Verstandes, denen die Wirklichkeit im Grunde nicht entspricht, so stehen wir der Möglichkeit einer Erklärung der Frage: Wie kann Kosmisch-Anorganisches auf Seelisch-Organisches wirken, nicht mehr so fern. Ich führe die wegweisenden Worte Edgar Dacqués an:

> „Sobald und solange etwa meteorologische (auch kosmische) Zustände und Bewegungen organische Kräfte und Bewegungen und Bildungen hervorrufen oder auch nur beeinflussen, müssen sie dem Organischen im Wesen adäquat sein, müssen also ebensosehr organisch-lebendige Potenzen in sich tragen oder Vermittler von solchen sein, wie umgekehrt das Lebendige, um mechanisch-stofflich beeinflußt zu werden, gleichfalls der mechanischen Wesensseite teilhaftig sein muß, was ja sichtbar zutrifft. So weit sie also Seelisches hervorbringen oder mitbestimmen, müssen sie auch von sich aus ein Seelisches sein oder ein solches vermitteln. Und vermitteln können sie es nur, wenn sie selber eines sind.
>
> („Natur und Seele".)

Zuletzt sei noch dem Einwurf begegnet, der sich immer erhebt, wo die astrologische Materie als solche erörtert wird: Die Theorien mögen überzeugend klingen, aber wo sind die Beweise für das tatsächliche Vorhandensein der von der Astrologie behaupteten Beziehungen? Zu dieser Frage ist zu sagen: Die Beweise befinden sich im Reich des astrologischen Forschungsgebietes. Wer sich bemüht, in das Forschungsgebiet einzudringen, wird auch die Beweise finden, die dort in reicher Menge liegen und von dort aus jederzeit neu sich erbringen lassen. Die fragende Gegenseite aber ist meist naiv genug, eine Beweisführung im Rahmen einer Erörterung oder eines kurzen Vortrages zu erwarten, ohne ihrerseits die geringsten Vorkenntnisse in astrologischen Dingen mitzubringen. Und noch eins: man ist sich auf der Gegenseite durchaus nicht im klaren über das, was eigentlich zu beweisen ist. Fast immer wird von einem zu erbringenden Beweis gefordert, er müsse aufzeigen, wie bestimmter Planetenstand mit zwangsläufiger Sicherheit bestimmte Ausformungen, bestimmte greifbare Tatsachen in der Folge habe. Da es aber diese hier erwartete Determination in der Natur nicht gibt, kann sie auch nicht von der Astrologie bewiesen werden. Jene Determinationen, die die Grundgegebenheiten einer Astrologie bilden, bedingen, das kann nicht oft genug betont werden, keine Zwangsläufigkeiten in oben erwartetem Sinn. Sie sind ihrer Art nach nur ordnende Momente, sind Ausdrücke des „Kosmos" schlechthin. Wie könnte es sonst sein, daß innerhalb jener Bestimmtheiten Raum bleibt für Schöpfertum, Seelentum und sittliche Willensfreiheit — wie es ja die astrologische Erfahrung immer wieder bestätigt? Die Meinung, ein Beweis müsse in der eben erwähnten Form erbracht werden, gründet sich also auf eine der vielen falschen Voraussetzungen, unter denen man häufig an die Astrologie herantritt.

Die Astrologie kennt in den Planetenkräften gewisse Ur-Impulse, kennt z. B. in „Saturn" den Auslöser eines Kontraktionsstrebens, kennt in „Jupiter" den Aus-

löser eines Willens zur Entfaltung, in „Mars" den Auslöser antreibender, richtungbetonter Kräfte usw. Wo die Astrologie die Beziehungen zwischen Planetenwelt und irdischer Erscheinungswelt untersucht, kann es sich also für sie naturgemäß nicht darum handeln, gewisse Ausformungen, gewisse Ereignisse im Irdischen als Vergleichspunkte zu setzen. Heranzuziehen sind hier vielmehr nur die auslösenden Triebkräfte, die hinter den Erscheinungen stehen.

Es ist wohl selbstverständlich, daß gerade die Bestimmung dessen, was in der Astrologie zu beweisen ist, nur von dem mit der astrologischen Materie durch und durch Vertrauten zu geschehen hat. Gegen nichts hat sich die Astrologie, wenn wir hier von der zwar viel geübten, aber für das Ganze bedeutungslosen „Skepsis der Ignoranz" absehen, energischer zu wehren, als gegen die immer wiederkehrenden Versuche der Gegner, ihr den Garaus machen zu wollen auf Grund der diesen Gegnern jeweilig eigenen ungemäßen Vorstellungen über ihr Wesen und Vermögen.

Betrachtungen eines Naturwissenschaftlers

Von M. Erich Winkel in Berlin

Das Wesen der Astrologie ruht in der Idee eines allgemeinen kosmischen Kräfteaustausches, infolgedessen die Erde nicht wie ein in sich verschlossener Fremdling die tote Dunkelheit des Alls durcheilt, sondern der alles innerhalb des Kosmos befindliche Sein einschließt in einen umfassenden Schöpfungsakkord, welcher das Winzigste wie das Unermeßliche nicht ohne Beziehung zueinander sein läßt. Diese Vorstellung ist auch der Naturwissenschaft durchaus geläufig, nur wird sie von ihr auf rein physikalische Erscheinungen, wie die bekannte der allgemeinen Gravitation und die weniger bekannte der kosmischen Beeinflussung der erdmagnetischen Zustände beschränkt, deren Vorhandensein durchaus sichersteht. Diese Tatsache hat selbst innerhalb der Wissenschaft den schwerwiegenden Irrtum entstehen lassen, wir hätten es hier allein mit sogenannten physikalischen Kräften zu tun, die für eine organische Entwicklung nicht oder nur mittelbar in unwesentlichster Weise in Frage kämen.

In Wahrheit liegt die Sache so, daß die Wissenschaft bisher lediglich die physikalischen Ausdrucksformen vorhandener kosmischer Kräftebeziehung einer durchgängigen Untersuchung unterzogen und allein deren Gesetzmäßigkeiten festzustellen in der Lage war. Wir müssen zugeben, daß wir nicht das Mindeste über das Wesen dieser physikalischen Erscheinungen, wie der Schwerkraft, des Magnetismus und der Elektrizität wissen, deren Gesetzmäßigkeiten uns doch so vertraut sind.

Die innige Beziehung zwischen Magnetismus und Elektrizität ist jedem Laien von der Schule her bekannt, für die Elektronenforschung bildet sie die Arbeitsgrundlage. Sind sie, die sich so mühelos ineinander umsetzen lassen, die nie gesondert in Erscheinung treten, ebenso vielleicht, wie wir es an der Schwerkraft und der Gravitation sehen, nur getrennte Ausdrucksformen einer und derselben Kraft, deren Wesen sich uns noch nicht erschloß? Sind vielleicht auch Gravitation und Schwerkraft in ihrem Wesen, nicht aber den Gesetzmäßigkeiten der Ausdrucksform nach, die sie darstellen, mit ihnen identisch? Man weiß heute, daß der Strom, der durch unsere Nerven kreist, nicht elektrischer Natur sein kann. Kann er nicht aber ebenso wiederum nur eine organische Ausdrucksform jener Kraft sein, die sich in mechanischen Verhältnissen als Gravitation und Schwerkraft, in physikalischen als Magnetismus und Elektrizität unter anderen Erscheinungsgesetzen äußert? Wir sind bemüht, die stofflichen Erscheinungen auf ein Uratom zurückzuführen, wir wagen es nicht bei den dynamischen. Spricht die Analogie in der stofflichen Welt und ihre Wesenszurückführung auf die Dynamik nicht dafür? Wir haben heute noch aus Erkenntnis kein Recht, die berührten Fragen zu bejahen, aber, nach allem was wir erfahren, noch weniger das Recht, sie zu verneinen.

Ist nun aber anzunehmen, daß auch nur diese uns bekannten physikalischen Erscheinungen, die an die Atome bzw. deren Bestandteile, Kern und Elektronen gebunden sind, aussetzen werden, sobald sich diese zu organischen Bindungen aufbauen?

Wenn heute bereits von wissenschaftlicher Seite die Frage biologischer und physiologischer Beeinflussung durch kosmische Gewalten noch nicht erkannter Natur oder ihre Zurückführung auf kosmische Einflüsse physikalischer Natur gestreift wird, angefangen von dem oft zitierten Palolowurm der Südsee, der mit undurchbrochener Regelmäßigkeit nur in zwei Monaten des Jahres, und da nur wieder ausgerechnet in der Nacht vor der Vollendung des letzten Mondviertels an die Oberfläche des Meeres ausschwärmt, bis zu Hellpachs „Geopsychischen Erscheinungen", die kosmischen Kräften oder durch sie beeinflußten erdmagnetischen einen Einfluß auf den Organismus zuzusprechen geneigt sind, so stehen solche Ansichten den physikalisch erkannten gegenüber durchaus nicht in der Luft. Sie sind auch nichts völlig Neues, wie es auf den ersten Blick scheinen möchte, sondern bilden nur die Vervollständigung physikalisch-mechanischer Wirkung nach der organischen Seite des Lebens hinüber. In der Zeit des Uratoms rücken solche Beziehungen aus dem Reich phantastischer Spekulation durchaus in das bewußte Blickfeld systematischen Untersuchens.

Der Geist beginnt hier eine Kräftesymphonie zu ahnen, wie sie Goethe in dichterischer Schau Faust in den Mund gelegt hat, eine Symphonie, deren vielseitige Melodien möglicherweise nur wiederum der Wahrnehmung nach getrennte Motive eines einzigen kosmischen Grundakkords sind. Ist unseren Sinnen nicht Elektrizität anderes als Licht, Licht anderes als Wärme, und Wärme bei weitem anderes als Schall, und sind doch nur alle Schwingungen verschiedenartiger Möglichkeit und in verschiedenen stofflichen und dynamischen Zustandsformen und vervielfältigtem Rhythmus?

Aber weiter: Bestehen solche Gegenseitigkeitsbeziehungen im All, wären sie dann nicht, wenn auch unmerklich, so doch ständig wirksam und machten den gesamten Lebensprozeß von sich abhängig? Was will es besagen, wenn die wissenschaftliche Arbeit gesetzmäßige Zusammenhänge so durchgreifender Natur mit mechanischen Hilfsmitteln, die heute allein für die Sicherung ihrer Beobachtungen maßgebend sind, noch nicht erfassen konnte, nur weil ihr Blick noch nicht auf ein solches Ausmaß eingestellt ist?

Diese Ausführungen nun wollen lediglich dem Skeptiker zu bedenken geben, daß er bei der absichtlichen Leugnung solcher Möglichkeiten entweder den Blick eigenwillig beschränkt, oder noch immer von den physikalischen Erkenntnissen des vergangenen Jahrhunderts allein sein Denken bestimmen läßt.

Das Vorhandensein solcher kosmisch-irdischen Zusammenhänge behauptet in ihrem eigensten Wesen die Astrologie, eine sogestaltete Abhängigkeit irdischen organischen Lebens in ununterbrochener Zuständlichkeit von kosmischen Kräften ist die Grundlage ihres Gedankengehalts. Noch mehr, sie behauptet, die Gesetzmäßigkeiten dieser Beziehungsgegenseitigkeit erkannt zu haben und auf dieser Grundlage aus den Stellungen der Himmelskörper der Erde gegenüber Rückschlüsse auf die Abläufe organischen Lebens ziehen zu können. Und zwar in individuellster Weise, indem sie den kosmischen Zustand zur Grundlage ihrer Schlußfolgerungen macht, in welchem sich die Erde befand, als das Individuum in den Reifezustand seiner Selbständigkeit trat. Dabei bezieht sie dieses Himmelsbild strengstens auf die kosmische Lage des Erdortes, wo dieses Erwachen zu selbständigem Leben sich abspielte. Sie berechnet, wie es heißt, das Geburtshoroskop.

Daß dieser Augenblick der Geburt astrologisch seit je als maßgebend in Betracht gezogen wurde, ist an sich selbst nicht wunderbar oder abwegig. Denn hat man sich einmal mit dem Gedanken dieser ununterbrochenen kosmischen Beeinflussung irdischen Lebens vertraut gemacht, so ist die nächstliegende Folgerung die, daß dann ständig eine völlige Entsprechung der kosmischen und irdischen Kräfteverhältnisse obwalten muß, und aus dem Gefühl solcher Entsprechung wurden von

alters her Erdkatastrophen in eine Beziehung zu bemerkenswerten Gestirnkonstellationen gebracht. So spricht Melanchthon in der Vorrede zu seiner 1553 erschienenen Ausgabe der Ptolemäischen Tetrabiblos von der großen Nässe des Jahres 1524 „infolge der großen Konjunktion vieler Planeten im Wasserzeichen der Fische" oder von der großen „Hitzwelle des Jahres 1540 infolge der Finsternis im feurigen Widderzeichen", so wurde das Auftreten der Syphilis 1484 in Verbindung gebracht mit der großen Konjunktion Jupiters und Saturns im Skorpion, wobei bemerkt werden soll, daß damit nicht die Sternbilder gleichen Namens gemeint sind, sondern bestimmte Abschnitte der astrologischen Ekliptik. Es erscheint mir, entgegen der heutigen Meinung, durchaus wahrscheinlicher, daß die astrologisch unterlegten Wirkungsarten dieser Ekliptikabschnitte erst die symbolischen Namen für die einmal hinter ihnen befindlichen Sternbilder haben bilden helfen, nicht umgekehrt. Die heute übliche Umkehrung dieser Ansicht gibt einen der unstichhaltigsten Einwände gegen die Astrologie ab.[1])

Ist nun eine solche Abhängigkeit organischer Entwicklung von kosmischen Einflüssen nachweisbar, so muß sie auch Anwendung finden auf die physiologische und psychologische Aufwärtsentwicklung sog. Familienreihen, deren organische Einheit uns heute ja nicht mehr fremd, wenn auch ebenso unerklärbar ist. Hier hat der Biologe das Wort, nicht mehr der Astronom. Dann aber besagte das Geburtshoroskop nichts anderes, als daß es als ein Querschnitt gewertet werden müßte durch die Entwicklung einer Familie, als ein Zustand der Familienentwicklung, den im Augenblick des Selbständigwerdens das neugeborene Wesen als seine charakterologische und physiologische Grundlage mit sich durchs Leben trüge.

Um diese zu erkennen und u. U. weitergehende Schlüsse auf die davon in natürlicher Weise abhängige Lebensgestaltung zu ziehen, hat die Astrologie ein völlig durchgebildetes und in sich durchaus logisches System aufgebaut.

Ob, wie weit und in welcher Gestalt dieses System eine Form gefunden hat, die die behaupteten Rückschlüsse wirklich ermöglicht, diese Fragen zu eindeutiger Beantwortung zu bringen, ist Angelegenheit umfassender statistischer Arbeiten, wie sie von Statistikern und Naturwissenschaftlern bereits in Angriff genommen worden sind. Daß selbst der oppositionell eingestellte Wissenschaftler von diesen vielfältigen Arbeiten meist keine Kenntnis hat, stimmt wenig zu wissenschaftlicher Verantwortlichkeit. Der Grund dafür liegt in der eigentümlichen Anschauung, daß mit der Darlegung der Kindlichkeit der Zeitkleider der Astrologie das Problem selbst seine Widerlegung gefunden habe. Hier werden statistische Arbeiten in nicht allzulanger Zeit weitgehend Klarheit schaffen.

Den Naturwissenschaftler interessiert hingegen, aus welchen Elementen dieses System besteht, mit welchen Mitteln die Astrologie diese Gesetzmäßigkeiten, die erkannt zu haben sie vorgibt, erfassen will.

Da ergibt sich nun die seltsame Tatsache, daß, nach der notwendigen Reinigung der Überlieferung von kindlich primitiven Zutaten verständnisloser Wahrsagerei und Ausdrucksformen eben symbolisch, nicht begrifflich erlebender Zeiten, die Astrologie intuitiv die gleichen Mittel für ihre Untersuchungen verwendet — und das seit zwei Jahrtausenden —, welche heute die moderne erdmagnetische Forschung nach vielen Mühen, und sicherlich nicht beeinflußt durch die Astrologie, als tatsächlich in Betracht kommende Momente für die Modifikationen kosmischer Wirkung auf physikalische Erdzustände einwandfrei festgestellt und ihren eigenen Arbeiten zur Grundlage gemacht hat. Es braucht nicht betont zu werden, daß sie von unserer Zeit andere Benennungen erhalten haben als von einer in mystischen Symbolen denkenden. Daß aber diese Identität tatsächlich besteht, zeigt am besten, wie oberflächlich bisher Untersuchungen der astrologischen Frage behandelt wurden, bei denen ahnungslos an diesem Moment vorbeigegangen wurde, und welchen Wert infolgedessen alle absprechenden Urteile über das Problem besitzen.

[1]) Vgl. den Aufsatz von Heinz Artur Strauß in diesem Heft. D. Schr.

Wie kommt die Astrologie vor Jahrtausenden bei ihrem Bemühen, halb geahnte und beobachtete Beziehungen kosmisch-irdischer Natur in gesetzmäßige Form zu binden, dazu, sich des in der Geophysik wohlbekannten, durch das Zusammenspiel von Sonnen- und Erdkräften gleicherweise erzeugten elektrischen Stromrings unter dem Namen der astrologischen Ekliptik zu bedienen, wie dazu, Feststellungen der Einwirkung bestimmter Winkelstellungen zwischen der Erde und den sie umgebenden Himmelskörpern vorwegzunehmen, deren Tatsächlichkeit für die erdmagnetischen Schwankungen sichergestellt wurde, wie weiter dazu, das heute für die rohe physikalische Auswirkung bisher beim Monde als wirksam erkannte Überschreiten des Horizonts und des Meridians als wesentlich in ihre Schlußfolgerungen mit einzubeziehen, unter gleichzeitiger physiologischer und psychologischer Auswertung, woraus sie in anschaulichem Denken ihre „Häuser" ableitete, wie aus den ersterwähnten Winkelstellungen die sog. „Aspekte"? Ist es kindliche Torheit, diese heute wissenschaftlich belegbare, kosmisch physikalische Beeinflussung auch auf das physiologische und psychologische Gebiet in einer grundlegenderen Form, als unsere Instrumente sie heute festhalten, zu übertragen, oder ist es gefühlsmäßige Weitsicht, die nur der einwandfreien Gestaltung bedarf?

Es berührt eigentümlich, alle die Arbeitsgrundlagen, die wir heute für die erdmagnetische Forschung sichergestellt finden, bereits als Arbeitsgrundlagen der Astrologie, wenn auch in einer für unser begriffliches Denken seltsamen symbolischen Gestalt, in bereits jahrhundertelanger Verwendung wiederzuerkennen. Nur war das Hauptaugenmerk der Astrologie nicht auf das Gebiet lediglich physikalischer Auswirkung gerichtet, sondern auf den Menschen und seine Lebensäußerungen.

Damit stellt sich auch die für die Erklärungsversuche der Astrologie zuweilen herangezogene Radioaktivität als unwesentlich heraus, denn wir hätten es, dem astrologischen Gedanken folgend, mit kosmischen Einflüssen zu tun, durch welche das organische Leben der Erde in von ihr symbolisch umschriebener Weise zu Reaktionsbildungen in seinen Entwicklungsvorgängen veranlaßt wird. Dabei ist es weiterhin nicht notwendig, diese Einwirkung in ihrer Erklärung notwendig über das physikalische Gebiet zu führen, da es ebensogut denkbar ist, daß sie in ihrer organischen Auswirkung über selbständige Ausdrucksmöglichkeiten wirksam werden könnten, die noch nicht in den Gesichtskreis der Untersuchung gezogen wurden.

Wollen wir nun bei der Mangelhaftigkeit unseres Wissens über das Wesen kosmischer Kräftebeziehungen, deren Wirkung wir mit Hilfe unserer Instrumente für das physikalische Gebiet belegen können, behaupten, daß wir es hier tatsächlich nur mit physikalischen Kräften zu tun haben, und nicht lieber zugestehen, daß wir diese Kräfte bisher eben nur auf ihre physikalischen Erscheinungen untersucht haben, ohne zu wissen, welche Möglichkeiten sie sonst noch bergen?

Wegen eines theoretischen „Unmöglich" brauchte die Astrologie sich keineswegs graue Haare wachsen zu lassen, die Frage hingegen ist die: In welcher Gestalt und in welchem Grade wird diese „Ausgeburt abergläubischer Mystik" berufen sein, unsere Kenntnis von der Welt der Erscheinungen in wissenschaftlicher Form zu vertiefen. Die Theorie hat lediglich die Aufgabe, beobachtete Tatsachen verständlich zu machen, nicht apodiktisch zu verneinen, und sich umzustellen, wenn einwandfreie Beobachtungen ihre autokratischen Grenzsetzungen widerlegen.

Zur Beurteilung der Einwände

Von Heinz Artur Strauß in München-Solln

Der Fall, daß ein Gegner der Astrologie aus voller Sachkenntnis heraus Einwände gegen sie geltend machte, steht seit der Antike so vereinzelt da, daß dies praktisch bedeutungslos geblieben ist. Ein Vorurteilsloser würde es für unmöglich halten, daß das sozusagen in unser Bildungsgut aufgenommene Gelehrtenurteil, die Astrologie sei leerer Wahnglaube und halt-

loses Phantasiegebilde, ohne wirkliche Prüfung, ohne wirklich sachgemäße Begründung gesprochen werden konnte. Der astrologiekundige Historiker der Astrologie kann zwar die Möglichkeit einer solchen Erscheinung entwicklungsgeschichtlich erklären, das hindert ihn aber nicht, heute Front zu machen gegen das gedankenlose Fortbestehen jenes Mißurteils und gegen Einwände, die aus Mißverständnis und Unkenntnis der astrologischen Materie geboren wurden. Dem Kenner verrät sich in den Argumenten der Gegner auf Schritt und Tritt Unwissenheit gerade in Bezug auf das Wesentliche und eigentlich Bedeutsame der Astrologie. Für ihn folgt daraus, daß er dort, wo es sich um eine Verteidigung des astrologischen Gedankens handelt, zunächst nichts anderes vermag, als den Gegner geziemend auf die entscheidenden Punkte seines Nichtwissens und Mißverstehens aufmerksam zu machen. Ist es doch so, daß sich Angriffe sogar gegen Gebilde richten, die es innerhalb der Astrologie gar nicht gibt.

Wenden wir uns dem gebräuchlichsten Einwand zu, dem zu allen Zeiten gebrachten Hinweis auf Zwillingsgeburten. Luther beispielsweise sagt: Esau und Jakob sind von einem Vater und einer Mutter, auf eine Zeit und unter gleichem Gestirn geboren, und doch gar widerwärtiger Natur, Art und Sinn. — Der Fall „Zwillinge" soll nun dartun, daß, wenn es so etwas wie Astrologie gäbe, es nicht geschehen könnte, daß Menschen, zu gleicher Zeit (also unter gleichen Konstellationen) geboren, dennoch eine merklich verschiedene Sinnesart aufweisen und ein gänzlich verschiedenes „Schicksal" durchleben.

Wir wollen hier nur das Astrologische ins Auge fassen. Es kann in den weitaus meisten Fällen bei der Geburt von Zwillingen durchaus nicht von einer Gleichheit der kosmischen Verhältnisse die Rede sein. In den zeitlichen Zwischenräumen, die zwischen den zwei Geburten liegen (es sind oft Stunden), ändert sich infolge der raschen Erddrehung das „Firmament" ganz bemerkenswert — d. h. nicht die Verhältnisse der Planeten zueinander, jedoch die Stellung jenes Kraftringes, „Tierkreis" genannt, in Bezug auf den Geburtsort. Wenige Minuten können oft genügen, einen entscheidenden Wechsel der kosmischen Bedingungen zu schaffen. Weiterhin bedingen selbst gleiche Konstellationen in keiner Weise ein gleiches Schicksal, sondern nur gleiche Anlagekomplexe, gleiche Entwicklungstendenzen, die sich jedoch im Leben ganz verschieden auswirken. Trotz solcher durch das ganze Leben hindurch wirksamen gleichen Entwicklungstendenzen kann und wird also meist ein durchaus „ungleiches Schicksal" in Erscheinung treten. (Ich erinnere an Wilhelm von Scholz' meisterhafte Gestaltung des gleichen und doch „verschiedenen" Schicksals der gleichgearteten Zwillingsschwestern Breitenschnitt). Wie sich nun aus solchen Anlagen und Tendenzen jeweils ein Schicksal formt, ist selbstverständlich nicht ausschließlich astrologisch bedingt. Hier ist gleich ersichtlich, daß die Wahrsagerei nicht zum Bilde einer ernsten Astrologie gehört.

Im übrigen ist die Wahrscheinlichkeit, daß in derselben Stadt (gleiche Polhöhe!) am gleichen Tage zur gleichen Minute von verschiedenen Müttern zwei oder mehrere Kinder geboren werden, viel geringer als der Laie gewöhnlich annimmt. Auf eine Großstadt wie München kamen beispielsweise 1925 durchschnittlich 27½ Kinder auf 24 Stunden. Und mögen selbst völlig gleichzeitige Geburten von Kindern verschiedener Mütter am selben Ort häufiger beobachtet sein: Wer konnte bisher solche gleichzeitig Geborenen in ihrer ferneren Entwicklung verfolgen? Zudem sind die zu beobachtenden heranwachsenden Menschen in ihren übrigen Bedingtheiten, Milieu, Erziehung, Rasse usw. so gründlich unterschieden, daß es einer wahren Weisheit an Lebens- und Menschenkunde bedürfte, in den scheinbar ungleichen Schicksalen die gleichen Anlagekomplexe und Entwicklungstendenzen zu erkennen.

Ganz selten allerdings wird die äußere Schicksalsgleichheit zweier gleichgeborenen Menschen beobachtet. Meist handelt es sich hier um sogenannte eineiige Zwillinge. Berichte solcher gleichen Lebensabläufe gehen bisweilen als Kuriosa durch die Presse.

Hier sei gleich des ernsteren, unserer bisherigen Weltanschauung naheliegenden Einwands gedacht: Wie kann für astrologisch bedingte menschliche Anlagen Raum bleiben, wenn die Gesamtheit aller Anlagen — sofern es sich nicht um erworbene Eigenschaften handelt — in den generationsgeschwängerten 12 Chromosomen des väterlichen Samens und den 12 Chromosomen des mütterlichen Eis beschlossen liegt? Darauf ist zu antworten: Die Chromosomen gelten in der Vererbungslehre als Gefäße, als Fuhrwerke aller vererbbaren Eigenschaften. Diese in der Erfahrung begründete Theorie wird von der Astrologie nicht angetastet. Der Astrolog unternimmt es lediglich, mit seinen Mitteln die Frage nach den heimlichen Lenkern dieser Fuhrwerke zu stellen, jenen Lenkern, die der Vererbungstheoretiker nur als Zufall kennt. Mag immer die Chromosomentheorie stimmen, oder mag auch ein anderer Vererbungsstoff als das Chromatin offenbar werden: Das Wissen um die Träger der vererbbaren Eigenschaften erklärt noch nicht die in diesen Trägern waltenden Gesetze.

Warum neigen zu der einen Zeit gerade die einen Anlagen zur Vererbung und andere, ebenfalls in der Familienerbmasse vorhandene nicht? Verdanken die Eigentümlichkeiten ungleicher

Geschwister, verdankt die Eigenart des Genies, das einer Durchschnittsfamilie entsproß, wirklich nur dem „zufälligen" Zusammengewürfel der Chromosomen ihr Dasein? Solcher Fragen gibt es mehrere, und gerade da erscheint die Astrologie nicht als ein der Vererbungsforschung — soweit diese schon auf festen Füßen steht — Entgegengesetztes, sondern eben als ihre wertvolle Erweiterung. Wenn die Vererbungslehre in ihrer bisherigen Gestalt selbst bereits für ein Ganzes, für ein methodisch Geschlossenes gehalten wird, so ist das ein Irrtum.

Kehren wir zu den allgemeinen Einwürfen zurück. Es sei eine offensichtliche Torheit, den Augenblick der Geburt als einen Augenblick festnageln zu wollen, in dem allein die Bestimmung von Charakter und Lebenslauf geschähe. Alle biologische Erfahrung spräche dagegen. Insofern dieser Vorwurf von einer Prägung im Augenblick der Geburt spricht, richtet er sich gegen eine mittelalterliche Ansicht, steht aber heute nicht mehr zur Erörterung. Selbstverständlich würde es jeder naturwissenschaftlichen Vernunft Hohn sprechen, daß in dem einen Augenblick ein Kind im Mutterleibe vorhanden wäre, an dem die kosmischen Gegebenheiten spurlos vorübergehen — um sich im nächsten Augenblick auf das nunmehr geborene Kind, zu stürzen, es zu prägen für sein ganzes Leben. Wenn die Erfahrung den Astrologen dennoch zwingt, die Gesamtheit der im Augenblick der Geburt wirksamen kosmischen Kräfte als eine Art Start für das nunmehr selbständig loslaufende menschliche Wesen zu betrachten, so gilt ihm dieser Augenblick nicht als Entstehungszeitpunkt für ein vorher überhaupt nicht Vorhandenes, sondern lediglich als ein Augenblick, der bisher Latentes nun in Wirksamkeit wandelt und es damit neuen Gesetzen unterstellt. Dabei ist es erkenntnistheoretisch wichtig und durch Belege erhärtet, daß außerdem auch astrologisch zu fassende Beziehungen zwischen Geburtsmoment und Moment der Empfängnis bestehen, ebenso zwischen diesen beiden einerseits und den „Firmamenten" der Eltern andererseits. Die Besonderheit des Geburtenaugenblickes im erwähnten Sinne aber bleibt eine Erfahrungstatsache.

Ein weiterer häufig gehörter Einwand lautet: Bestände eine Astrologie zu Recht, dann wäre mit ihr die Grundlage zu einer völligen Demoralisation gegeben; jedes Verantwortungsgefühl, jede Kraftbetätigung des freien Willens würde gebrochen. Hier sei eine Gegenfrage gestattet: Wie kann man all die kulturell hochstehenden Geister astrologiebeflissener Jahrhunderte — von denen der heutigen Zeit nicht zu reden — für so instinktlos halten, daß sie eine Lehre vertreten hätten, die aller menschlichen Natur Hohn spräche? Von einer Determination alles äußeren Geschehens weiß die Astrologie nichts. Zu allen Zeiten hatte die sogenannte Freiheit des menschlichen Willens innerhalb der Astrologie ihre Stätte.[1]) Wenn dennoch so oft schwache und befangene Gemüter dem verhängnisvollen Wahn eines von den Sternen her geübten Zwanges erlagen, so waren sie eben damit in das Reich des Aberglaubens geraten, der in der Astrologie ebenso wuchernd emporgewachsen ist, wie in der Medizin und in anderen Wissensgebieten auch. Die gesamte Zukunftsdeutekunst war und ist, sofern sie sich um die genaue Erfassung künftiger Ereignisse bemüht, ein Sprößling aus jenem allgemeinen großen Reich des Aberglaubens. Sie hat mit ernster Tatsachenastrologie, wie gesagt, nichts zu tun.

Unter den Einwürfen der astronomisch Gebildeten finden wir oft die Meinung, die Astrologie gründe sich auf das Ptolemäische Weltsystem, sie sei also durch die Entdeckung des Kopernikus widerlegt. Diese Meinung verkennt zwei Tatsachen: einmal ist die Astrologie weit älter als das Ptolemäische Weltsystem, das im Spengler'schen Sinn ein spätzeitlich intellektuelles Vorstellen von der Welt ist; sodann weiß diese Meinung nichts von der Erdbezüglichkeit der Astrologie, die mit einem astronomisch-mathematischen Weltbild garnichts zu tun hat. Die Astrologie ist in ihrer Tatsachenforschung unabhängig von unserm derzeitigen mathematischen Weltbild. Erdbezüglichkeit ist ihre Voraussetzung und darin ist es gleichgültig, wie die Erde im Raum und Umlauf zu den Sternen steht. So kann und konnte die Astrologie durch keine Änderung in der Auffassung des äußeren Weltsystems angetastet werden. Freilich hatte der Gedanke, die Erde sei der Mittelpunkt des bewegten Weltalls, die Vorstellungen der Astrologie erleichtert; aber der Zusammenhang zwischen beiden ist doch nur formal gewesen. Daß die ersten Anhänger des Kopernikus Astrologen waren, ja daß sie es trotz ihrer „modernen" Erkenntnisse sein konnten, sollte zu denken geben.

Weiter wird gesagt: Die Astrologie sei entstanden zu Zeiten, als man von den realen Verhältnissen des Kosmos noch nichts wußte, aus dem krausen Innenleben primitiver Völker, aus Dämonenfurcht, aus kindlichsten kosmologischen Vorstellungen, für die der Himmel nicht viel höher als ein Berg gewesen sei, oder aus phantasievollen Deutungen der himmlischen Sternfiguren, wobei irdische Verhältnisse auf himmlische übertragen wurden. Hier, in der Geisteswelt der noch kindlich denkenden Menschheit, sei der Fehlschluß post hoc, ergo propter hoc entstanden, der alsdann weitergriff und ein ganzes Regelwerk von Fehlschlüssen aus sich

[1]) Vgl. den Aufsatz von Johannes M. Verweyen in diesem Heft. D. Schr.

erschuf. Die wahre Einsicht in die Natur der Welten habe endlich alle astrologischen Hirngespinste des menschlichen Kindheitsdenkens ad absurdum geführt.

Die näheren Schilderungen, die derart die Astrologie in ihrem Ursprung zu erklären versuchen, um sie an ihrer Wurzel zu treffen, sind fast durchweg von jener liebenswürdigen Phantastik, die sich der strenge Wissenschaftler dort erlaubt, wo er sich primitivem Denken gegenüber glaubt. Wer die Struktur der astrologischen Grundhypothesen kennt, weiß jedoch, daß diese entwicklungsgeschichtlich nie und nimmer von den krausen Vorstellungen primitiv denkender Völker abstammen können, sondern aus tieferen Einsichten fließen. Für die Astrologie hat es in der Tat gar nichts zu bedeuten, wenn der Indianer, der die Sonne für einen Ball leuchtender Papageienfedern hielt, nichts von den Erkenntnissen des späteren Astronomen wußte, nichts vom heliozentrischen System, nichts von den Umlaufsgeschwindigkeiten der Planeten, nichts von den unermeßlichen Fixsternräumen. Der Geist des einen hat sie nicht geschaffen, der Geist des anderen hat sie nicht vernichtet.

Die Einsichten in die tatsächlich herrschenden Raumverhältnisse und Bewegungsgesetze des Kosmos mögen heute nahezu erschöpft sein, es wird jedoch nie möglich sein, aus ihnen allein die Nichtexistenz eines kosmisch-irdischen Zusammenhangs, wie ihn die Astrologie kennt, zu folgern, ebenso wie nie ein Anatom aus nur anatomischen Kenntnissen auf die Nichtexistenz seelischen Lebens schließen kann.

Es ist auch ein vergebliches Beginnen, wenn heute die Astronomie immer noch versucht, gegen die Astrologie durch eine Schilderung des modernen Weltbildes „aufklärend" zu wirken. Die Astrologie ist heutzutage durchaus orientiert.

Ein großer Stein des Anstoßes, und gewiß der wichtigste, ist dem Astronomen der astrologische Tierkreis. Hier vor allem findet er seine Annahme bestätigt, daß krasseste Unkenntnis in den astrologischen Vorstellungen walte. Die Astrologie lehre die verschiedene Wirkung bestimmter Fixsternfigurationen, sie lehre z. B. daß jene Sterne, die unser Auge zum Sternbild Widder zusammenfasse, den Menschen „widderhaft" beeinflusse, d. h. ihm eine vorwärtsstürmende, hartnäckig kämpfende Natur verleihe, was doch offenbar Unsinn sei. Denn einmal habe ja nur das menschliche Auge und die menschliche Phantasie jene Sternbilder geschaffen; in Wirklichkeit bestehe aber nicht die geringste Beziehung zwischen jenen einzelnen Fixsternsonnen, die sich, durch ungeheure Räume voneinander getrennt, durch den Weltenraum bewegen. Sie daher als „Widder", „Stier", „Zwillinge" usw. im Hinblick auf eine besondere Wirkung zusammenfassen zu wollen, sei vollendete Sinnlosigkeit. Zum andern sei es, selbst bei Annahme irgendwelcher Planetenstrahlungen, unmöglich, bei den uns so unermeßlich fernen Fixsternen in gleicher Weise an eine auf Erden spürbare Strahlung zu denken, die gar eine derartige Wirkung zustande brächte, wie sie der Astrolog dem Tierkreis zuschreibe. Auch diesen Erwägungen gegenüber muß gesagt werden, was die heutige Astrologie so oft zu sagen gezwungen ist: hier fehlt die Orientierung! Der Astronom verwechselt hier zwei Dinge. Von einer Wirkung jener Fixsternfigurationen, die in der Astronomie die Namen Aries, Taurus, Gemini etc. führen, ist in der Astrologie gar nicht die Rede. Der astrologische Widder ist nicht identisch mit dem Widdersternbild des Astronomen. Es handelt sich beim astrologischen Widder vielmehr um ein — ebenfalls empirisch erkanntes — Kraftbereich, das lediglich rechnerisch auf der Ekliptik gemessen wird, das aber als kosmischer Ausgangspunkt einer ganz bestimmten Wirkung in großer Erdnähe zu suchen ist. Die astrologische Widderwirkung, um bei diesem Beispiel zu bleiben, wird erfahrungsgemäß empfunden als aus dem Bereiche kommend, das auf die Ekliptik projiziert den Kreisabschnitt 0—30 Grad umfaßt. In diesem Abschnitt des idealen Himmelsgewölbes zeigt heute der Fixsternhimmel indessen nicht mehr den Widder, wie ehemals, sondern das Sternbild der Fische, weil sich der Frühlingspunkt längst verschoben hat. Die von den alten Astrologen aus ihrer Weltvorstellung heraus vorgenommene Projektion des empirischen zirkumtellurischen Kraftfeldes auf den Fixsternhimmel ist heute als Ausdrucksbehelf erkannt und zu bewerten.

Was sich auch immer im Laufe der Zeit über Lage und Natur des durch Erfahrungsmaterial so reich belegten Kraftringes, genannt Tierkreis, ergeben wird, sicher ist also unter allen Umständen, daß er mit der Welt der Fixsterne nichts zu tun hat. Diese Erkenntnis ist übrigens nicht nur neuzeitlich; Antike und Mittelalter hatten sie bereits, wenn sie auch immer wieder durch Mißverständnisse überdeckt wurde. (Wenn die Astrologiegeschichte der Gegner hier nicht klar sieht, so liegt das daran, daß sie infolge ihres Gegnertums Wertunterschiede in den Überlieferungen zu machen unterläßt, die gemacht werden müßten.)

Wenn wir das Gesagte zusammenfassen, so ergibt sich folgendes: Noch sind die meisten Angriffe gegen die Astrologie ein Kampf gegen Windmühlen. Eine fruchtbare Erörterung wird erst dann einsetzen können, wenn bei den Gegnern die Vorbedingung einer Erörterung überhaupt gegeben ist: Sachkenntnis des Gegenstandes selbst, der zur Erörterung steht!

Astrologie und Willensfreiheit

Von Johannes M. Verweyen in Bonn

Bei dem Klange des Wortes „Astrologie" schütteln nicht wenige Menschen unserer wirrnisreichen Gegenwart unwillig ihr Haupt oder sie schwingen sich bestenfalls zu einem mitleidsvollen Lächeln auf. Sie sind geneigt, in dem unleugbaren Wiederaufleben der längst von ihnen totgesagten Astrologie eine jener vielen Zeiterscheinungen zu erblicken, die einen Rückfall in überwundene alte Denkweisen bedeuten.

Zahlreich sind die Einwände und Bedenken, die gegen die Astrologie laut werden.[1]) Am nächsten liegt, zumal den Vertretern der überlieferten Wissenschaft, der Gedanke, Astrologie sei durch die Astronomie für alle Zeiten überholt. Unleugbar bildet die auf exakter Rechnung und Vorausberechnung beruhende Himmelskunde ein Ruhmesblatt in der Geschichte moderner Naturerkenntnis. Der Charakter des 16. und 17. Jahrhunderts, der auf eine neue Grundlegung der Wissenschaft drang und die methodische Forderung des Aufstiegs vom Elementaren zum Komplizierten erhob, brachte die Absage an Astrologie wie an Alchimie mit sich. So verkümmerte gleichsam, von rühmlichen Ausnahmen wie etwa Kepler abgesehen, in den neuzeitlichen Astronomen der Sinn für Astrologie. Es bildete sich in ihren Reihen die herrschende Meinung, Astrologie sei eitle Schwärmerei und ohne jeden Erkenntniswert. Solches Vorurteil bedarf nachdrücklicher Berichtigung. Die Astronomie hat die Astrologie schon deshalb nicht widerlegt, weil sie auf einer ganz anderen Fragestellung beruht. Sie befaßt sich gar nicht mit dem Einfluß der Gestirne auf das menschliche Leben. Sie entbehrt folglich jeder Berechtigung, über Möglichkeit und Wirklichkeit dieses Einflusses zu urteilen. Das kritische methodische Gewissen, das Prinzip der Sachlichkeit, verlangt von den Astronomen, sich entweder in Selbstbescheidung des Urteils über Astrologie zu enthalten oder diese in unvoreingenommener Forschung nachzuprüfen. Im letzteren Falle werden Astronomen sehr bald nachdenklich gestimmt und innewerden, daß sie von kundigen Astrologen, die mit oberflächlichen Jahrmarkts-Horoskopstellern wahrlich nicht verwechselt sein wollen, eine bedeutsame Erweiterung ihres Fragekreises erfahren können. Erst die harmonische Vereinigung von Astronomie und Astrologie ergibt die Vollendung der Himmelskunde.

Nach Erledigung dieses Einwandes meldet sich in sachlicher Hinsicht das Hauptbedenken, Astrologie bedrohe die menschliche Selbständigkeit, die Willensfreiheit, führe zu Fatalismus und Quietismus, zu einer tatenlosen Ergebung in den Lauf des Schicksals. Solcher Einwand wiegt schwer und trägt eine um so stärkere Gefühlsbetonung an sich, je höher von Stimmung und Gesinnung wie weltanschaulicher Denkweise das Gut freier menschlicher Tätigkeit gewertet wird. Ersichtlich liegt die Überzeugung von der Tatsache der Freiheit menschlichen Wollens jenem Einwand zugrunde. Aber gerade solche Voraussetzung gilt es mit astrologischen Denkmitteln erneut zu prüfen.

Die uralte Idee des Schicksals birgt, wie kein Verständiger bezweifelt, eine zeitlose Gültigkeit. Schicksal ist der Inbegriff des unabhängig von menschlicher Willkür verlaufenden Geschehens. Es erweist sich um so unbedingter und unerbittlicher, je mehr es der Beeinflussung durch menschliches Tun widerstreitet. Im strengsten Sinne handelt es sich nur dann um Schicksal, wenn der Mensch dem Lauf des Geschehens so wehrlos gegenübersteht, wie etwa dem Lauf der Gestirne. In anderen Fällen dagegen bleibt ein Spielraum menschlicher Tätigkeit offen, wie er sich etwa in der „Ablenkung" des ohne Zutun des Menschen schicksalhaft entstandenen Blitzes ankündet. Dieser Fall ist ein einfaches, aber lehrreiches Gleichnis dessen, daß es im Gesamtbereiche der Wirklichkeit neben unabänderlichen, starren Geschehnissen

[1]) Vgl. den Aufsatz von Heinz Artur Strauß in diesem Heft. D. Schr.

andere, durch zielbewußtes menschliches Handeln veränderliche Vorgänge gibt. Aus dieser Überlegung leitet sich die praktische Folgerung her, in höchstmöglicher Weise das Veränderliche gemäß den Wunschbildern des menschlichen Geistes tatkräftig und zielbewußt umzuformen. Dies bedeutet die Rettung der Idee des Auch-anders gegenüber der Idee des Nicht-anders.

Mit schicksalhaften Gegebenheiten zu rechnen, gilt allgemein als Zeichen reifer Lebenskunst. Wie könnte man der Astrologie einen Vorwurf machen, wie könnte man sie als eine Gefährdung des menschlichen Lebens bloß deshalb schelten, weil sie schicksalhafte Faktoren in unserem Dasein aufdeckt! So allgemein gesehen, unternimmt die Astrologie schließlich nichts anderes als die Astronomie. Auch Sonnen- und Mondfinsternisse sind schicksalhafte Ereignisse, deren Vorausberechnung in keiner Weise als etwas Lebensfeindliches angesehen wird. Dasselbe gilt von der mit den Mitteln der Geophysik vollzogenen Vorausverkündigung der Witterung. Ja, es wird geradezu für die Zwecke des praktischen Lebens als erwünscht angesehen, im voraus über den Stand des Wetters an bestimmten Tagen unterrichtet zu sein, nun gewisse Unternehmungen entsprechend einzurichten.

Die prinzipiell gleiche Lage ist es, um die es sich bei der Astrologie handelt. Auf breiter Erfahrungsgrundlage, die sich beständig weitet, vermittelt astrologische Erkenntnis einen Einblick in schicksalhafte Zusammenhänge des Einzellebens wie auch des Gruppenlebens, etwa der Staaten. Sie gibt gleichsam Aufschluß über die im Einzel- wie Gruppenleben kosmisch in Betracht kommenden Sonnen- wie Regentage, die „Verfinsterungen" wie „Erhellungen" der Gestirne. Gerade in dem hier gewählten Bilde ist ein Grundgedanke enthalten, der dem mit dieser ganzen Frage noch wenig vertrauten Außenbetrachter am leichtesten einleuchten wird. Keinem verständigen Landmann kommt es in den Sinn, an einem Regentage zu säen. Es ist ihm überaus willkommen, schon im voraus zu wissen, an welchen Tagen er mit Regen zu rechnen hat. Denkt man dieses Bild zu Ende, so gewinnt man Verständnis für das, was die Astrologie im besten Falle ihrer Bewährung zu leisten berufen ist. Sie vermag eine weise Verteilung der Arbeiten und Unternehmungen aller Art bei denen herbeizuführen, die auf ihre Angaben zu achten geneigt sind. Sie verhütet dann, daß ein Mensch gleichsam an einem von seinem begrenzten Auge nicht erfaßten kosmischen Regentage, d. h. bei einer ungünstigen Konstellation seiner Gestirne, die Saat bestimmter Unternehmungen in das Erdreich seines Daseins streut, das an diesem Tage keine Bereitschaft zur Aufnahme hat und darum das Fehlschlagen der Unternehmungen zur unausbleiblichen Folge hat.

Schon eine häufige alltägliche Beobachtung führt die Menschen zu der Feststellung, daß ihnen trotz aller Anstrengungen, trotz des besten Willens und der edelsten Absicht an manchen Tagen nichts gelingt, sondern alles, was sie unternehmen, fehlschlägt. Vergeblich pflegt dann ihr Nachdenken darüber zu sein, woran dies eigentlich liegt. Astrologische Beratung würde ihnen leicht den Aufschluß geben und sie darüber belehren, daß jene bildlich als Regentage bezeichneten Tage die schicksalhafte Voraussetzung der Fehlschläge sind.

Wirklich „schicksalhaft"? Die Frage stellen heißt erneut dem Einwande derer Gehör schenken, welche die menschliche Tätigkeit und Eigenbewegung gegenüber jenen Regentagen geltend machen und retten möchten. Ein sicherlich lobenswertes Beginnen, sofern menschliche Selbständigkeit im Gesamtgefüge unserer Lebenswerte ein hohes Ansehen genießt. Aber die entscheidende Frage bleibt, an welchem Punkte und an welchen Gegenständen sich solche vielgerühmte Selbständigkeit und Freiheit des Menschen am erfolgreichsten und darum sinnvollsten zu bewähren vermag. Gehört es nicht zu den Kennzeichen des reifen und weisen Menschen, daß er von der Vermessenheit absteht, mit starrsinnigem Kopfe wider den ehernen Felsen unverrückbarer Tatsachen, schicksalhafter Unabwendbarkeiten zu stürmen? Hat darum nicht gerade der weise Mensch Grund, der Astrologie Dank zu wissen dafür, daß sie ihm zu einer bedeutsamen Einsicht in das Vorhandensein solcher Felsen eigengesetzlicher Zusammenhänge der Wirklichkeit verhilft?

Mit kraftvoller Gebärde die Dinge gleichsam beim Schopfe nehmen und sie nach den Zielsetzungen unseres Geistes in höchstmöglicher Weise gefügig machen, ist das Kennzeichen des tatenfrohen Menschen. Diese Tatenfreude wird durch die Astrologie in keiner Weise bedroht, sondern nur in lebensfördernde weise Bahnen gelenkt. Das schlichte Wörtlein „nur" birgt auch in diesem Falle den entscheidenden Wert, auf den es ankommt.

Ein Beispiel mag zur Veranschaulichung dienen. Eine astrologisch besonders geschulte Mutter sah beim Vergleich zwischen ihrem eigenen Horoskop und dem ihres Sohnes schroffe Dissonanzen angezeigt. In Erkenntnis dieses Sachverhaltes richtete sie von Anfang ihre Erziehungsmethode entsprechend ein, vermied alles Schroffe, trug der Eigenart des Sohnes in weiser Selbstbescheidung Rechnung, verhütete auf diese Weise die Auswirkung der naturgegebenen Faktoren der Disharmonien und lebt heute in schönstem Einklange mit dem vielfach andere geistige Wege gehenden erwachsenen Sohn. Dieses Beispiel erläutert in seiner Weise das Wort, das sich bereits bei einem mittelalterlichen Kirchenlehrer wie Thomas von Aquino findet: „Der Weise beherrscht die Gestirne" (Sapiens dominatur astris).[1])

Aber nicht jeder ist weise. So entsteht die weitere Frage, ob das Vorhandensein oder Fehlen der Weisheit von einer astrologisch berechenbaren Konstellation der Gestirne abhängt oder eine Angelegenheit der menschlichen Freiheit ist. Wer das erste Glied dieser Alternative bejaht, wird etwa in jenem Beispiele darauf hinweisen, das pädagogisch weise Verhalten der Mutter sei selbst eine Folge guter Gestirneinflüsse.

Allgemein gesprochen, es entsteht die Frage: Ist das, was man Selbstbestimmung, freie Willensentscheidung des Menschen zu nennen pflegt, eine astrologisch faßbare Größe? Sicherlich ist die Astrologie imstande, mit ihren Forschungsmitteln den Gegensatz willensstarker und willensschwacher Menschen verständlich zu machen, folglich den typischen Ausdruck des Willenslebens charakterologisch zu bestimmen. Sie leistet in dieser Hinsicht etwas Ähnliches wie der Charakterforscher, der aus äußeren Merkmalen auf die Beschaffenheit des Willens in einem Menschen Schlüsse herzuleiten vermag. Aber Astrologie wie Charakterologie überhaupt sind gleichwohl außerstande, im Einzelfalle die eindeutige Notwendigkeit eines willensmäßigen Verhaltens aufzudecken. Der einzelne Willensakt entschlüpft ihren Fangarmen.

An diesem Punkte bleibt die Entscheidung über Freiheit oder Unfreiheit des menschlichen Willens schließlich auch vom Standorte der Astrologie aus gesehen eine Sache des Glaubens, der Überzeugung, nicht des strengen Wissens. Wissenschaftsmethodisch könnte man diesen Gedanken dahin formulieren: auch die astrologische Induktion ist niemals eine vollständige. Viele Einzelnachweise über mannigfache allgemeine Hemmungen und Bindungen des Wollens lassen die Frage unentschieden, bedeuten jedenfalls keine logisch zwingende, eindeutige Erledigung der Frage, ob und in welchem Ausmaße die Willenshandlung eines Menschen im Einzelfalle unabhängig von den äußeren wie inneren Bedingungen auftritt.

Viele Handlungen, die ein Mensch infolge der Begrenztheit seiner Selbsterkenntnis als frei anzusprechen liebt, erscheinen schon im Lichte tieferer Menschenkunde als das Ergebnis nachweisbarer äußerer Umstände und innerer Naturanlagen. Sie werden vollends dem Auge des Astrologen als Produkt gegebener Naturfaktoren ersichtlich. Dabei kann es im Einzelfalle geradezu erheiternde Feststellungen geben, wenn etwa ein Mensch nachdrücklichst versichert, in voller Freiheit eine Ehe zu schließen, während der astrologische Betrachter die Zwangsläufigkeit des Geschehens mit einem unverkennbar ungünstigen Erfolge deutlich vor Augen sieht und alsbald die Bestätigung seiner Voraussage erfährt.

Wer die Selbständigkeit menschlicher Entschließungen, die sog. Freiheit des Willens, die Persönlichkeit, als letzten Ausgangspunkt menschlicher Verhaltungsweise, hoch einschätzt, kann geneigt sein — selbst im Falle grundsätzlicher Aner-

[1]) Vgl. Verweyen, Philosophie des Mittelalters, in Beziehung zur Neuzeit. 2. Aufl. 1924.

kennung astrologischer Leistungen — zu empfehlen, auf ihre Urteile und Voraus-verkündigungen nicht zu achten. Er wird vielleicht den Leitsatz aufstellen: lieber in „Freiheit" zugrunde gehen, Niederlagen erleiden und Enttäuschungen erleben, als beeinflußt durch astrologische (oder mediale) Voraussagen aus der Bahn eigener Entschließungen gedrängt zu werden. Solche Denkweise ist natürlich ein möglicher Standpunkt. Ob sie das Zeichen letzter Reife bedeutet, bleibt in hohem Grade fraglich. Denn allgemein gilt es als Weisheit, menschliche Tatkraft und Leistungsfähigkeit gleichermaßen vor Überschätzung wie Unterschätzung zu bewahren. Der Idee solcher Weisheit zu dienen, ist die praktische Aufgabe astrologischer Erkenntnis. Im Bunde mit den Sternen, im Einklange mit den von ihnen gekündeten Einflüssen bewußt zu leben, und zu wirken, darin gipfelt die Versöhnung von Astrologie und Willensfreiheit.

Astrologie und Menschenkunde

Von Werner Achelis in Berlin

Die erste und zugleich unfruchtbarste Frage, die man angesichts der Astrologie zu stellen pflegt, ist die sogenannte Wahrheitsfrage. Es scheint zwar an sich berechtigt, einem fremden, systematisch aufgebauten und angewandten Wissensgebiet gegenüber die Frage zu erheben, ob die Grundlagen der Forschung einwandfrei sind und ob dementsprechend die Ergebnisse Anspruch auf Richtigkeit bzw. Wahrheit oder, allgemeiner ausgedrückt, auf Glaubwürdigkeit erheben können. Es ist aber kein Zweifel, daß der Astrologie nicht jene objektive, vorsichtig abwartende und nachprüfende Mißtrauen entgegengebracht wird, das jeder anderen Disziplin gegenüber ebenso am Platze wäre; vielmehr mischt sich in die an sich berechtigte objektive Wahrheitsfrage ein stark subjektives und gefühlsmäßiges Moment, eine gewisse Erwartungsangst, die von vornherein alle möglichen Ergebnisse abwehren möchte und die nur die Alternative kennt: entweder vermittelt die Astrologie Wahrheit, und zwar seltsame und gefährliche Wahrheit, oder sie ist, grob gesagt, Schwindel. Man kann hier erkennen, daß die Wahrheitsfrage der Astrologie gegenüber im allgemeinen keinen Mittelwert kennt, also etwa die Möglichkeit einer mehr oder weniger großen Richtigkeit der Ergebnisse, kein durch Irrtümer herabgesetzten Annäherungswerte, ja daß die Aufmerksamkeit eben nicht den erwarteten möglichen Irrtümern gilt, sondern — dem vermuteten Selbstbetrug, und darin spricht sich die Unfruchtbarkeit eines solchen Vorgehens aus. Andererseits aber ist die Wahrheitsfrage, die nicht einem vorausgesetzten Selbstbetruge nachgehen will, sondern mögliche Irrtümer nachzuprüfen sucht, der Astrologie gegenüber insofern schwierig, als ihre Grundlagen sich einer Beweisbarkeit im üblichen Sinne entziehen. Die Astrologie fußt auf uralten Glauben der Völker, wir können schlechterdings nichts über das innere Wesen der Planeten die das Schicksal der Menschen bestimmen sollen, wissen; es fehlt jede Möglichkeit einer exakten Deduktion, und ein induktives, die Ergebnisse an einer großen Anzahl von Horoskopen statistisch nachprüfendes Verfahren setzt wiederum astrologische Geschultheit voraus, und gerade den geschulten Astrologen mißtraut man ja, man wittert Scharlatanerie; so erweist sich die objektive Wahrheitsfrage als ebenso unfruchtbar, wie es anscheinend die subjektive ist. Es bliebe demnach nichts übrig, als die Wahrheitsfrage überhaupt zunächst beiseitezustellen, die Ergebnisse vor der Hand einmal als gegeben anzunehmen und zu überprüfen, wie sie sich einem übergeordneten Gebiet einfügen, für das man neuerdings die Bezeichnung „Menschenkunde" geprägt hat, und worunter man u. a. die Summe der sogenannten modernen Deutungswissenschaften, also etwa der Physiognomik, der Graphologie, der Psychoanalyse, der Individualpsychologie u. a. versteht. Alle diese Disziplinen beschäftigen sich mit dem, was man als den Charakter des Menschen anspricht, und haben vor der Astrologie den großen Vorzug, daß sie eine einigermaßen sichere, der Nachprüfbarkeit weitaus zugänglichere Grundlage haben. Zwar, daß das Wesen des Menschen sich in seinem Äußeren, seiner Gestalt und seinem Mienenspiel widerspiegelt, ist auch Axiom und nicht im Sinne der strengen Wissenschaft beweisbar, aber die Erfahrung gibt sehr viel Wahrscheinlichkeitsmaterial an die Hand, und bewußt oder unbewußt gründet fast jeder Mensch gewisse Urteile über andere Menschen auf den unmittelbaren physiognomischen Eindruck. Das Axiom der Physiognomik entspricht einem Elementarvorgang des praktischen Urteilsvermögens. — Die Grundlage der Graphologie ist die individuelle Abweichung der unwillkürlichen Schreibbewegung von der festgelegten

auf der Schule erlernten Norm. Ihr Axiom ist, daß in der Vielfältigkeit der unwillkürlichen Schreibbewegung sich Charakter und Fähigkeiten eines Menschen ausdrücke und entsprechend einer gewissen Gesetzmäßigkeit der Abweichung von der Norm deuten lasse. Der Begriff der Deutung schließt zwar ein Moment der Unsicherheit ein, aber das Axiom selbst darf einige Wahrscheinlichkeit für sich beanspruchen, und die Ergebnisse der Graphologie haben ihr bereits Legitimation in der Geschäftswelt und zum Teil schon in der gerichtlichen Praxis gesichert. — Ähnlich verhält es sich mit der Psychoanalyse, die an Hand des Traummaterials charakterologische Deutungsversuche unternimmt. Die durchgängige verborgene Sinnhaftigkeit des Traumlebens ist Axiom. Dieses Axiom, so unbeweisbar es erscheinen mag, entspricht aber einer Forderung der menschlichen Vernunft, die sich nicht dabei beruhigen kann, den Traum, also ein Produkt des menschlichen Inneren, als ein Gebilde ohne jeden Sinn und ohne jede organische Funktion anzusprechen; wogegen das Axiom der Astrologie, daß das Schicksal und der Charakter des Menschen mit dem Stand der Gestirne zur Zeit seiner Geburt zu tun habe, Gestirnstand und menschliches Innere also rückbezügliche Werte seien, einen Anspruch an die menschliche Vernunft stellt, gegen den sie mit Recht zunächst sich wehrt.

So relativ sicher nun die Grundlage der übrigen charakterologischen Wissenschaften im Vergleich zur Astrologie ist, so liegt doch auf ihnen allen ein Verdacht der Scharlatanerie und der Phantasterei, der sie wiederum in die Nähe der Astrologie rückt und bei einem Vergleich der Ergebnisse der Astrologie mit denen der übrigen charakterologischen Wissenschaften, selbst wenn er positiv ausfallen würde, die subjektive Wahrheitsfrage gegenüber der Astrologie: ist denn das alles nicht Selbstbetrug oder zum mindesten Phantasterei? von neuem entstehen lassen würde. Da aber angesichts des weitgehenden Anspruchs der Astrologie die Wahrheitsfrage nicht ohne Grund so dringlich gestellt wird, sie aber objektiv vorerst unbeantwortbar ist, so müßte es von Wert sein, den Verdachtaffekt, der in der subjektiven Wahrheitsfrage gegenüber der Astrologie liegt, und der sich, wenn auch in gemilderter Form, auch gegen die übrigen Deutungswissenschaften richtet, auf seine vielleicht verborgene Natur hin zu untersuchen; und das müßte uns zu einer philosophischen Überprüfung des Begriffes Menschenkunde führen.

Es ist nämlich auffällig, daß der Begriff einer Menschenkunde, also einer Wissenschaft, die das Wesen des Menschen zum Gegenstande hat, nicht mit der Selbstverständlichkeit gedacht werden kann wie der einer Gesteins- oder Vogelkunde. Das von Grund aus philosophische Problem des Menschseins überhaupt wird berührt in dem Augenblick, in dem das forschende Bewußtsein sich auf sich selbst als Objekt richtet und statt des Gehalts seines Vernunftvermögens bzw. des Aufbaues seines Denkens den Gehalt seines gefühlshaften Inneren, den Aufbau seines affektiven Reaktionsapparats auf wissenschaftliche Weise zu ergründen sucht. Und wie die Untersuchung des menschlichen Vernunftvermögens eine Kritik der Erkenntnis als philosophischer Disziplin zeitigte, so müßte die systematische Untersuchung des menschlichen Gefühlsvermögens zu einer Art Kritik des Gefühls als philosophischer Disziplin hinleiten. Menschenkunde im rechten Verstande wäre Philosophie, angewandt auf den menschlichen Charakter statt auf das menschliche Vernunftvermögen. Dem ist aber nicht so. Vielmehr sehen wir, daß die Einzeldisziplinen der Menschenkunde im Großen und Ganzen unphilosophisch nach dem Schema der Erfahrungswissenschaften vorgehen und daher ihre Aufmerksamkeit weniger dem Charakter als Exponent der menschlichen Seele zuwenden und über diese Seele selbst Aussagen zu machen suchen, als vielmehr der Vielfältigkeit der Typen und Abwandlungen ihr Interesse schenken, in denen die sogenannte menschliche Seele in der empirischen Wirklichkeit der Einzelindividuen sich darstellt. Menschenkunde als Kunde von der charakterologischen Typenhaftigkeit der Species Mensch hat also an sich nichts mit Philosophie zu tun; die Einzelaussagen über das oft verborgene und tiefgreifende charakterologische Gefüge des Menschen berühren aber mit Notwendigkeit den philosophischen Punkt, an dem die Natur des Menschseins überhaupt als eines letzten Endes sehr verborgenen gefühlsmäßigen Etwas zum Problem wird, und in dieser Tatsache erklärt sich die Zwiespältigkeit, die die Menschenkunde als systematische Forschung im modernen Sinne aufweist und die gleichzeitig jene abwartende und mißtrauische Haltung der gebildeten Welt ihr gegenüber verursacht. Denn es stellt sich heraus, daß die Menschenkunde, sobald sie zu eingehenden Untersuchungen über das charakterologische Gefüge des Menschen gelangt, auf die Erscheinung der Bewußtseinsspaltung des Menschen stößt, d. h. zeigt oder vermuten läßt, daß ganz allgemein im menschlichen Bewußtsein eine Hemmungsschranke besteht, die ihn sein eigenes Wesen nur zu einem mehr oder minder unvollkommenen Teil wissen läßt, ohne daß jedoch der nicht gewußte, d. h. unbewußte Teil seines charakterlichen Selbst ihm unproblematisch und, da nicht bewußtseinsfähig, auch nicht wissensbedürftig wäre. Damit ist aber in die geruhige Objektivität dieser Wissenschaften eine Bresche geschlagen, das menschliche Subjekt

nimmt als persönlich interessierter Partner an der Untersuchung teil und stellt aus seiner Interessiertheit heraus das Ergebnis in Frage. Hiermit wäre zwar an sich nichts gegen die Möglichkeit weitgehender und neuartiger Ergebnisse gesagt, wohl aber gegen die Beweisbarkeit, da es nicht möglich ist, einen Menschen durch äußere Mittel zu nötigen, sich selbst zu erkennen an den Stellen, an denen eine hemmende Stelle in seinem Inneren sich eben einer solchen Aufdeckung bisher nicht gewußter Partien entgegenstemmt; zumal das Bewußtwerden des gemeinhin Nichtgewußten für das Individuum auch deshalb gefährlich sein könnte, weil mit einer solchen Erkenntnis das auf der Grundlage seines wachen Bewußtseins errichtete Gebäude seiner Welt- und Lebensanschauung einer Probe auf seine Haltbarkeit hin mit unterworfen würde. Der Makel der Phantasterei und Deutelei, der seit ihrem Aufkommen den charakterologischen Wissenschaften zum Teil anhaftet, stammt also aus der Interessiertheit des Subjekts, das sich bei dieser Art Forschung in seinem Bestande unter Umständen bedroht vorkommen muß, und dieser Zustand der Bedrohung ergibt sich nicht nur für den Außenstehenden, dem fremdartige Ergebnisse der Deutungswissenschaften mitgeteilt werden, sondern auch für den Forschenden selbst, der allzuleicht einer Täuschung aus der eigenen Interessiertheit heraus ausgesetzt ist. Werfen wir von hier aus einen Blick auf das Problemgebiet der Astrologie, so wird plötzlich erklärlich, woher die subjektive Wahrheitsfrage gegenüber der Astrologie mit ihrem ständigen Mißtrauen ihren oft so fanatischen Akzent bezieht, und es wäre eine Möglichkeit gegeben, das Unfruchtbare dieser subjektiven Wahrheitsfrage, die sich an den nicht zu erbringenden vollgültigen Wahrheitsbeweis klammert, zu überwinden und zu einer vorurteilsfreieren Stellungnahme ihr gegenüber zu gelangen. Es wäre also nötig, das gleiche Mißtrauen, das man der Astrologie entgegenbringt, zunächst auf sich selbst anzuwenden und die Unsicherheit des eigenen Bewußtseins kritischer zu betrachten. Zwar bleibt die von der Astrologie behauptete Möglichkeit der Zukunftsdeutung ein kritischer Punkt, dem gegenüber sachliches Mißtrauen durchaus gerechtfertigt ist. Astrologie als charakterdeutende, über die charakterliche Fügung des Individuums Aufschlüsse vermittelnde Wissenschaft wäre als Möglichkeit im Rahmen der übrigen Deutungswissenschaften durchaus denkbar. Und es ist ja auffällig genug, daß die Astrologie in ihrem Aufbau große Ähnlichkeit mit den übrigen charakterologischen Disziplinen hat, gleichzeitig mit ihnen eine nie geahnte Auferstehung erfuhr und in ihren selbständig gewonnenen Ergebnissen sich außerordentlich stark mit den charakterologischen Befunden der Graphologie deckt. Einzelnes läßt sich in diesem Rahmen über die Beziehungen der Astrologie zur Menschenkunde naturgemäß nicht sagen.

Was aber die objektive Wahrheitsfrage gegenüber dem Axiom der Astrologie hinsichtlich der Bezogenheit von menschlichem Charakter und Planetenstand anlangt, so bleibt sie in voller Schwere bestehen und unterliegt hier nicht einer Beurteilung. Die Denkzumutung ist, besonders angesichts der vielen Absurditäten in der astrologischen Literatur, außerordentlich; immerhin aber nötigt uraltes Gedankengut der Menschheit zur Ehrfurcht. Der Phantasie des Menschen sind im Grunde enge Grenzen gesetzt. Kein Mensch wäre fähig, aus bloßer Phantasie heraus sich auch nur einen Fisch vorzustellen, vorausgesetzt daß diese Tierart gar nicht auf der Erde existierte. Was aber bei allen alten Völkern übereinstimmend über das Wesen der Planeten ausgesagt wurde, trägt mitunter den Stempel einer Unmittelbarkeit der Eingebung, die man der dürftigen menschlichen Phantasie nicht zutrauen möchte.

Klimagestaltung, Kosmos und Lebensentwicklung

Von Edgar Dacqué in München

Es ist eines der umstrittensten Probleme der Erdgeschichtsforschung, auf welche Ursachen die großen, weitausgreifenden Klimawandlungen während einzelner Epochen der Erdgeschichte zurückgehen. Schon in den ältesten Zeiten, in denen sich eine entwickelte Tierwelt noch nicht nachweisen läßt, finden wir Anzeichen von Gletscherwirkungen, die um so überraschender sind, als man früher geglaubt hatte, eiszeitliche Erscheinungen hätten sich nur in allerjüngster geologischer Zeit abgespielt. Seit einigen Jahrzehnten weiß man außerdem, daß sich schon einmal auf den im Erdaltertum zusammenhängenden Südkontinenten Australien, Indien,

Südafrika und Südamerika ausgiebig die Phänomene einer Eiszeit von verschiedenen Altersphasen geltend gemacht hatten, und kleinere Eisansammlungen sind auch aus mehreren anderen Zwischenepochen mehr oder minder sicher jetzt festgestellt.

Zwischen diesen extremen Klimaausschlägen, die nach unseren Schätzungen viele Millionen von Jahren gleichsam periodisch auseinanderliegen und stets etwas andere äußere Bedingungen, vor allem eine gänzlich veränderte Verteilung von Land und Meer sowie ganz andere Landkonfigurationen zur Grundlage hatten, schalten sich Epochen ein, in denen wir eine merkwürdige Gleichartigkeit des Klimas über die ganze Erde hin bemerken, wobei zugleich das Klima warm, ja bis in die niedersten Breiten hinauf warm oder gemäßigt und für ein vollentwickeltes Meerestierleben oder üppigen Pflanzenwuchs günstig war. Es gehört zu den überraschendsten Tatsachen, daß uns unter dem ewigen Eis Grönlands und in sonstigen hochnordischen Gegenden ältere Schichtungen begegnen, aus denen wir Pflanzenreste hervorholen, wie sie heute etwa in den Mittelmeergegenden oder sonstwo in wärmeren Landstrichen gedeihen; oder daß wir in ganz alter Zeit, im Erdaltertum, auf polaren Inseln Andeutungen von Korallenriffen finden. Mag auch im einzelnen noch viel gestritten werden, wie das Klima in dieser oder jener Gegend zu den verschiedenen vorweltlichen Zeiten gestaltet war, so ist doch dies wenigstens sicher, daß ein großzügiger, geradezu periodisch anmutender Wechsel extremerer, teilweise in regionalen Eisbedeckungen gipfelnder Klimazustände mit gemäßigten, ja warmen Zeiten über die Gesamterde dahinging.

Die Ursachen jener großperiodischen Klimawandlungen liegen noch völlig im Dunkeln. Zuerst, als man nur die uns unmittelbar vorausgehende diluviale Eiszeit kannte, dachte man daran, daß möglicherweise der Golfstrom durch die andersartige Landverteilung an den Rändern des Atlantischen Ozeans abgelenkt war und deshalb keine Wärme nach Norden bringen konnte; wäre er nicht vorhanden und wäre etwa das Nordpolargebiet so weit herunter vereist wie das Südpolargebiet, so müßte heute noch ein Teil von Skandinavien unter Polareis liegen. Das wäre immer noch weniger als die Inlandeisbedeckung der letzten Eiszeit, wo Nordamerika bis St. Louis herunter und bei uns die ganze norddeutsche Tiefebene und Holland unter den Ausläufern polarer Eisdecken lagen. Zudem waren ja auch die Hochgebirge der Erde, die Alpen insbesondere, stark vergletschert und schickten ihre Eisströme weit in das Vorland hinaus.

So konnte also eine örtliche Ursache, wie die Ablenkung des Golfstromes, nicht wohl in Betracht kommen; es mußte eine allgemeine, sei es irdische, sei es kosmische Ursache angenommen werden. Die Untersuchungen über den periodischen Wechsel der Sonnenstrahlung ließen erwägen, ob nicht auch größere Schwankungen in der Zufuhr von Sonnenwärme während der Jahrmillionen erdgeschichtlicher Zeiten möglich gewesen wären, denen man eine Gesamtabkühlung des Klimas auf der Erde und damit das Eintreten eiszeitlicher Bedingungen zuschreiben dürfte. Diese Erwägung erhielt eine Stütze durch die Berechnung von Brückner, wonach das Wiedereintreten der soeben verflossenen Eiszeit möglich würde, wenn sich das irdische Durchschnittsklima nur um etwa 5° C senkte, d. h. wenn es nicht wesentlich kältere Winter, wohl aber kühle Sommer gäbe.

Jedoch eine neue Schwierigkeit erhob sich gegen eine solche Erklärung. Denn die letzte Eiszeit ist nicht nur eine Ansammlung von Gletscher- und Inlandeis in der zuvor beschriebenen Weise, sondern auch eine Zeit vermehrter Schnee- und Regenniederschläge; letzteres auch in niederen, äquatorwärts gelegenen Breiten. Eine allgemeine Verminderung des Durchschnittsklimas aber würde eher weniger Niederschläge aus den Ozeanen über die Länder gebracht haben; denn erst bei Erhöhung der Temperatur verdunstet ja mehr Ozeanwasser, das sich dann auf den Ländern niederschlagen und in höher gelegenen Teilen oder polwärts stärkere schneeige Niederschläge herbeiführen könnte.

Es hat sich ferner gezeigt, daß Zeiten ungewöhnlicher Klimaentwicklung, wie sie eine Eiszeit darstellt, immer dann eintraten, wenn die Erdrinde von stärkerer

Faltengebirgsbildung betroffen war. So folgte jene frühere Eiszeit auf den damals großen Südkontinenten unmittelbar einer über die ganze Erde verlaufenen Gebirgsbildung; und auch die letzte Eiszeit hat erst eingesetzt, nachdem auf der ganzen Erde die alpinen Gebirge endgültig aufgefaltet waren. Umgekehrt fallen die langen vorweltlichen Wärmezeiten mit ihrem ziemlich ausgeglichenen Klima mit Epochen zusammen, in denen wir eine starke Gebirgsbildung nicht antreffen, ja wo die Länder vermutlich sehr weitgehend abgeflacht waren und Hochgebirge als solche kaum das Relief mit bildeten. Es macht ferner den Eindruck, als ob die merkwürdig weit nach Süden erfolgte Ausdehnung der letzten diluvialen Eisbedeckung in Nordamerika, dann die weniger weit südwärts reichende in Europa und zuletzt das auffallende Fehlen der polaren Eisbedeckung in Nordasien und Japan eine ehemalige andere Lage des Nordpols andeuteten, der demnach mehr gegen den Atlantischen Ozean herunter verschoben gewesen wäre.

Wenn wir nun sowohl im Süd- wie im Nordpolargebiet aus früheren Epochen die sichersten Beweise eines entwickelten Pflanzenlebens haben, wie wir es heute nur aus wärmeren Ländern kennen, so würde die höhere Jahrestemperatur nicht genügt haben, allein einen derartigen Pflanzenwuchs zu veranlassen; denn welches auch die Wärmegrade gewesen sein mögen, so hätte doch bei einer der heutigen gleichliegenden Polstellung die lange Polarnacht bestehen müssen, in der Pflanzen von solcher Üppigkeit nicht hätten gedeihen können. Anzunehmen, wie es geschah, die Pflanzen hätten sich damals physiologisch an das Durchdauern der Polarnacht angepaßt und hätten diese Eigenschaft wieder verloren, ist doch eine zu sehr ad hoc gemachte Hypothese, als daß sie die anderen schwerwiegenden geologischen Tatsachen, die für größere Änderungen der Erdachsenstellung sprechen, entkräften könnte. Um aber die Polarnacht gewissermaßen zu beseitigen, dazu genügen keine Polverlagerungen schlechthin mehr, weil der Pol dann eben anderswo, also etwa mehr in unseren Breiten mit entsprechenden Wirkungen hätte liegen müssen. Dem widersprechen wiederum die Funde fossiler Tiere und Pflanzen derselben Zeit in allen anderen, auch in unseren Regionen.

Es ist überhaupt merkwürdig, daß wir in den früheren erdgeschichtlichen Zeiten die Lage des Poles gar nicht feststellen können. Nehmen wir an, das Vorkommen von Tieren und Pflanzen wärmeren Klimas dort, wo heute die Pole liegen, beweise eine damals ganz andere Pollage, so finden wir nirgends auf der Erde eine Stelle, wo die Pole statt dessen gelegen haben könnten. Nehmen wir aber an, sie lagen immer mehr oder weniger an der Stelle, wo sie heute sind, so bleibt das Rätsel bestehen, weshalb es früher dort warm war und weshalb die Wirkung der Polarnacht auf Tiere und Pflanzen ausgeschaltet war.

Alle diese Momente und Widersprüche in der mit bestimmten Tatsachen begründeten Klimafrage weisen uns, da die gewöhnlichen tellurischen und solaren Verhältnisse, selbst wenn wir sie uns gesteigert oder vermindert denken, versagen, auf die Möglichkeit ganz anderer kosmischer Konstellationen und Einwirkungen hin, die aus den derzeitigen Himmelsbildern nicht ableitbar sind. Das ersichtliche Zusammenfallen klimatischer Großepochen mit Unruhe oder besonderer Ruhe in der Erdrinde; die Unmöglichkeit, in der Polfrage zu einer Klarheit zu gelangen; der Widerspruch des Bestehens einer Polarnacht mit dem tatsächlich erwiesenen dortigen Gedeihen der Tiere und Pflanzen — das alles sind Schwierigkeiten, die am ehesten ihre Erklärung fänden, wenn man sich dazu entschließen könnte, etwa die Umkreisung der Erde durch andere Trabanten als eine heuristische These anzunehmen. Solche Trabanten hätten mit ihrem andersartigen Umlauf, der keineswegs in der Äquatorialachse vor sich gehen müßte, eine Beleuchtung der polaren Zonen mit sich bringen können, womit eine Polarnacht überwunden worden wäre. Die Änderung im Umlauf solcher Körper würde auch die Verlegung der Erdachse um gewisse Beträge erklärlich machen; und die dabei wirksamen Gravitationsänderungen würden uns zugleich eine allgemeine Erklärung einer besonderen Unruhe der Erdkruste, also der Gebirgsbildungsperioden geben, wonach man bisher vergeblich

gesucht hat, nachdem die alte primitive katastrophenfreie Lehre sich angesichts der erdgeschichtlichen Abläufe, wie auch aus allgemeinen physikalischen Erwägungen nicht mehr halten läßt.

Es gibt in der Erdgeschichte Perioden der Lebens- und Formgestaltung, in denen Neues geprägt wurde, es sind andere Perioden da, in denen vornehmlich Vorhandenes ausstarb; es sind wieder Perioden da, in denen Vorhandenes sich äußerlich reich entfalten konnte; und es sind Perioden da, in denen das Vorhandene zwar nicht ausstarb, aber in ganz auffallender Weise zurücktrat, nachdem es vorher regional oder weltweit verbreitet war. Ersichtlich steht nun, mehr als irgend etwas anderes, das Klima und der Klimawechsel mit solchen universellen und typenhaften Lebensumprägungen im Zusammenhang. Das läßt sich ausgezeichnet an den in allen Erdzeitaltern häufigen, verbreiteten und gerade gegen die klimatischen Einflüsse äußerst empfindsamen Korallen und korallenartigen Typen zeigen, und es gilt insbesondere auch für die Pflanzenwelt, die im Laufe der Erdgeschichte ebenso großen Umprägungen unterworfen war wie die Tierwelt. Sind bestimmte Typen vorhanden und ändern sich die klimatischen und geologischen Verhältnisse, so wandeln sich die vorhandenen Gattungen und Formen in Anpassung an neue Lebensumstände um. Die Umwandlung kann bestehen in der Ausprägung neuer Arten, Rassen und Lebenslagevarianten; sie kann bestehen in der Wanderung von Formen und im Zusammentreten zu neuen Kolonien und Lebensgemeinschaften. Neue Grundtypen als solche aber entwickeln sich nicht infolge der äußeren Verhältnisse, sondern stehen ebenso, wie diese selbst, unter einem weiteren und tieferen Einfluß, aus dem beides: Umwandlung der Erdoberfläche und Umwandlung der Lebewelt, gemeinsam sich ergibt.

Wenn wir also im Zusammenhang mit großen erdgeschichtlichen Veränderungen, die sich auch klimatisch kundgeben, einen Floren- und Faunenwechsel gerade nach seiner typenhaften Zusammensetzung, eine Neuausprägung von neuen Organisationsgrundformen, nicht nur ein Auftreten neuer sekundärer Anpassungsmerkmale bei schon vorhandenen Typen, und zugleich damit ein Verschwinden zuvor dagewesener Typen einhergehen sehen, so ist damit auch der feste Anhalt gegeben, daß die primäre Umprägung des Lebens auf der Erde eben mit den kosmischen Bedingungen in Zusammenhang stehen muß. Wir wollen noch nicht so weit gehen, zu sagen: der Kosmos schafft die Neuausprägung von Leben auf der Erde; aber wir wollen doch die Wahrscheinlichkeit, die sich in dieser Richtung ergibt, hervorheben, und dies um so mehr, als es ja völlig ergebnislos war, wenn bisher immer der oberflächliche Satz wiederholt wurde: das Leben wandelt sich infolge der Wandlungen der Erdoberfläche um. Erst wenn und insoweit man auch diese Wandlung der Erdoberfläche kosmisch begreift und kosmisch verankert findet, kann man dann übertragen und gewissermaßen in abgekürzter Sprechweise sagen, das Leben wandelte sich in Zusammenhang mit den geologischen Geschehnissen um. Wenn heute wieder die alte und nur erst in den letzten zweihundert Jahren verblaßte Erkenntnis Raum gewinnt, daß das Leben auf der Erde kosmisch verflochten ist, so hätten wir hier eine starke Andeutung aus der über viele Jahrmillionen sich erstreckenden Erdgeschichte, daß wahrscheinlich auch die Ausprägung neuer Typen im Zusammenhang mit dem kosmisch bedingten starken Klimawechsel steht.

Damit ließe sich auch eine brennende Frage klären, über die schon viel nachgedacht und geschrieben wurde. Man darf nicht mehr formulieren: In wiefern bilden die äußeren tellurischen Verhältnisse den Anlaß zur Entstehung neuer Grundformen; sondern man muß es so ansehen, daß beides zusammen von einer gemeinsamen Grundursache aus geregelt wird, die sich einerseits in tellurischer Gestaltung der Erdoberfläche, anderseits in organischer Typenprägung gleichzeitig kundgibt, wodurch beides entsprechend aufeinander eingestellt erscheint. Schopenhauer hat den geistvollen, tief erfaßten, ihm selbst aber in der äußeren naturhistorischen Beziehung keineswegs schon klar durchschaubaren Satz ausgesprochen:

die äußere Natur stelle sich ebenso auf die Organismen ein, wie diese auf die äußere Natur sich einstellen. Für den Deszendenztheoretiker gewöhnlichen Stils ist dieser Satz völlig unvollziehbar. Er kann sich nur denken, daß die Organismen sich „umwandeln" wegen der äußeren Bedingungen. Und darin hat er auch recht, wenn es sich um die Anpassung und Neuverteilung des Vorhandenen handelt, wie wir es ja bestätigt haben. Aber er kann in keiner Weise sich damit die Entstehung des typenhaft Neuen und der grundlegenden Organisation veranschaulichen. Sobald wir jedoch den Kosmos als einen inneren Gesamtorganismus auffassen und sobald wir die geologischen Zusammenhänge in der Lebensentwicklung überblicken und durchdringen, werden wir dazu geführt, beides verankert zu denken in einem Gemeinsamen. Und dieses Gemeinsame ist eben „das Kosmische", von dem sowohl die Gestaltung der Erdoberfläche wie die des Lebens zwei Seiten, zwei Äußerungsformen sind. Damit ist beides gegenseitig innig verwoben und muß es sein, wie uns die erdgeschichtlichen Tatsachen ja unmittelbar zeigen.

Wenn die beiden Erscheinungen ersichtlich irgendwie zusammenhängen, ohne daß jedoch die eine die unmittelbare Ursache der anderen ist, so müssen sie in einem Dritten verbunden sein oder müssen zwei Äußerungsseiten ein und desselben inneren verhüllten Vorganges sein. Sehen wir also das Klima kosmisch bedingt, dann muß auch das Typenwerden kosmisch bedingt sein, und sie entspringen aus derselben Quelle. Das Physisch-Anorganische ist bedingt durch die astronomischen Konstellationen und materiellen Gegebenheiten. So muß das Physisch-Biologische, wenn es damit zusammenhängt, durch ein Kosmisch-Biologisches bedingt sein. Oder, anders ausgedrückt: Wie überhaupt das Anorganische und das Organische zwei Seiten derselben Natur sind, so ist beides auch Ausdruck eines Gesamt-Kosmischen. Das Kosmische in seiner Ganzheit ist das Reich der inneren Gesetzmäßigkeit, die sich für unseren nur von außen betrachtenden Denkverstand gleichzeitig organisch wie anorganisch darstellt. Oder noch anders: das anorganische Geschehen ist, kosmisch gesehen: Astronomie und Geophysik; das organische Geschehen ist, kosmisch gesehen: Astrologie und Biophysik. Es muß theoretisch möglich sein, für das biologische Typenwerden im Lauf der Erdgeschichte in Zukunft ebenso die astrologischen Gegebenheiten zu ermitteln und zu verstehen, wie für die geophysikalischen Zustände die astronomischen und astrophysikalischen.

Damit ist zum erstenmal dargetan, daß die Entstehung der Typen, als im Zusammenhang stehend mit astronomisch-klimatischen Zuständen, einen kosmischen und zwar einen astrologischen Faktor in ihrem Ursachengewebe haben muß.

Es ist aber noch mehr erreicht, wenn wir auf die Geschichte der Wissenschaft zurückblicken und an die Gedankengänge von Fechner und Arrhenius kommen. Fechner hat immerfort zu zeigen gesucht, inwiefern auch das von uns als anorganisch Gesehene zugleich organisch sei. Das mußte ihm mißlingen. Organisch wird nie anorganisch sein und anorganisch ist nicht organisch. Denselben Fehler machte die Darwin-Häckelsche Deszendenzlehre in der Behandlung der Urzeugungsfrage. Da wollte man dartun, wie aus Anorganischem Organisches werden sollte, und kam über blutleere Worte nicht hinaus. Hätten beide Theoreme aber gezeigt, daß organische Natur und anorganische Natur zwei Wesensseiten derselben inneren kosmischen Einheit seien, und daß sie deshalb wie in einer prästabilierten Harmonie stets aufeinander eingestellt erscheinen müssen, so wäre damit eine wahrhaft organische Weltlehre, ein wahrhafter, tieferer Monismus der Naturauffassung gegeben gewesen.

Was nun Arrhenius ahnte, als er von der kosmischen Zufuhr von Lebenskeimen auf unseren Planeten sprach, ist unbewußt eben die kosmische Bedingtheit auch des organischen Gestaltens gewesen. Nur drückte er es zu gegenständlich, zu sehr körperlich-materialistisch aus und nahm das Lebendig-Kosmische nicht als Potenz, sondern in grober Form als Keime und Zellen lebender Wesen. Das entsprach den wissenschaftlichen Formulierungen der damaligen Zeit. Heute können wir solche Beziehungen tiefer fassen. Gestaltung der Erdoberfläche und Gestaltung

des Lebens auf ihr in neuen Grundformen ist ein kosmisches Geschehen, ist die zweiseitige Äußerung der Gesamtwelt in unserem Planeten.

Als Naturforscher sehen wir einerseits den äußerlich sich vollziehenden und von äußeren Umständen bedingten Wandel der organischen Formen, den wir in den Reihen der Gattungen und Arten verfolgen; wir sehen anderseits den kosmisch-klimatischen Wandel der Erdoberfläche. Den Zusammenhang verstehen wir nur einseitig als Wandel vorhandener Formen; wir verstehen ihn noch nicht als kosmisch bedingtes Entstehen neuer Typen, neuer Urformen. So erkennen wir, wie ein geistvoller Mann sich äußerte, den Teppich mit seinen Figuren von der Vorderseite; wir wissen, daß seine ganze Fläche und seine Figurengebung rückwärts verwoben ist; wir können aber die Verknüpfung und Verwebung auf der Rückseite nicht sehen. Würden wir die Rückseite erblicken, so wären dort zwar Fäden, aber keine Figuren zu sehen. Indessen würde der, der den Teppich webt, auch aus dem Lauf und der Art der Fäden auf der Rückseite wissen, welche Figuren er gestaltet, indem er so und nicht anders knüpft.

Gegner

Während die vorhergehenden Aufsätze — bei allen Abweichungen des wissenschaftlichen Standpunktes im einzelnen — als irgendwie astrologiefreundlich bezeichnet werden können, sind die nun folgenden Beiträge von Gelehrten verfaßt, die — gleichfalls mit Abweichungen in Art und Grad der Verwerfung — die Astrologie ablehnen. Bei allem Bestreben, jede Anschauung ehrlicher Sachkenner zu Wort kommen zu lassen, haben wir es für richtig gehalten, zum Schluß auch mit unseren eigenen Erfahrungen und Anschauungen nicht zurückzuhalten. D. Schr.

Zusammenbruch der Wissenschaft?

Von Erich Becher in München

Daß die Astrologie nicht zum wissenschaftlichen Weltbilde paßt, werden, so vermute ich, andere Aufsätze in diesem Heft darlegen. Der Widerspruch der Wissenschaft hindert aber nicht, daß die Astrologie in unserer Zeit zahlreiche Anhänger findet. Wahrscheinlich ist deren Zahl in den letzten Jahrzehnten sogar erheblich gewachsen.

Die Verbreitung der Astrologie ist psychologisch einigermaßen verständlich. Die Überzeugungen der Menschen hängen nicht nur von Wahrnehmungen, Beweisen u. dgl., sondern auch von Gefühlen und Wünschen ab. Leicht und ohne zureichende Rechtfertigung glaubt man vielfach, was man wünscht. Millionen haben in unserem Vaterlande bis zum Sommer 1918 an den ersehnten Sieg der deutschen Waffen geglaubt, während bei unseren Kriegsgegnern der Glaube an unsere Niederlage herrschte. Zweifellos hat der Umstand, daß man leicht und ohne genügende Rechtfertigung das Erwünschte glaubt, oft günstige Wirkungen; unbegründete Hoffnung kann über schwere Zeiten hinweghelfen, Kraft zum Ausharren und Mut zu fruchtbaren Taten verleihen.

Nun regt sich in uns allen der Wunsch, die Zukunft zu erkennen. Ohne Wissen um Zukünftiges könnte der Mensch überhaupt nicht leben; da er in seinem Tun und Treiben nicht, wie vielfach das Tier, hinreichend von Instinkten geleitet wird, braucht er Erkenntnis der Zukunft, um für sie sorgen zu können. Ohne Zukunftserkenntnis würde der Bauer weder säen noch die Ernte in die Scheuer bringen. Die Unentbehrlichkeit der Zukunftserkenntnis, ihre Bedeutung für die Erhaltung und Gestaltung unseres Lebens, macht die Stärke der Sehnsucht nach solchem Wissen verständlich. Diese Sehnsucht tritt in der Geschichte des Aberglaubens,

der Religion und der Wissenschaft wirksam hervor; sie treibt immer wieder zu Orakeln, Prophezeiungen und wissenschaftlichen Voraussagen. Besonders stark ist begreiflicherweise der Wunsch, das zukünftige Schicksal der eigenen Person und der nächsten Angehörigen kennen zu lernen. Ein Glaube, der wie der astrologische diesen Wunsch zu befriedigen verspricht, findet leicht Anklang in der Menschenseele, mag er auch wissenschaftlich unhaltbar sein.

Wenn unser Leben ruhig dahinfließt und unsere Zukunft leidlich gesichert erscheint, tritt die Sehnsucht nach Vorauswissen unseres Schicksals weniger zutage. Um so stärker drängt sie sich uns auf, wenn unsichere Zeiten kommen, wenn große Gefahren unsere und unserer Lieben Zukunft bedrohen. Darum treibt etwa in Kriegszeiten der überstark werdende Wunsch nach Zukunftswissen alle möglichen abergläubischen Weissagungen, Traumdeutungen, Zukunftsvisionen u. dgl. hervor. So ist es nicht erstaunlich, daß seit Beginn des Weltkrieges die astrologischen Voraussagen persönlicher Schicksale so sehr begehrt sind und so leicht Glauben finden. Man müßte sich wundern, wenn in den Nöten der Kriegs- und Nachkriegszeit neben dem Aberglauben der Kartenschlägerei, Traumdeutung, Handlesekunst usw. nicht auch die Astrologie beträchtliche Verbreitung gefunden hätte.

Der Widerspruch der Wissenschaft kann das Anschwellen einer abergläubischen Strömung nicht ganz verhindern, wenn diese von tiefwurzelnden und erstarkenden Wünschen der Menschenseele angetrieben wird. In unserer Zeit aber wurde der wissenschaftliche Widerstand gegen die Astrologie in seiner Auswirkung noch durch eine weit verbreitete wissenschaftsfeindliche Stimmung geschwächt.

Daß eine solche Stimmung in weiten Kreisen besteht, ist offensichtlich. Man stellt die Fülle des Lebens der angeblich lebensfeindlichen, dürren Wissenschaft gegenüber, verherrlicht das „Irrationale", die Instinkte, die ungehemmte Kraft der Triebe. Die Rede vom Versagen, ja vom Zusammenbruch der Wissenschaft findet starken Widerhall, obwohl sie ohne Zweifel unbegründet ist. Sind etwa die mathematischen Wissenschaften zusammengebrochen? Oder die Naturwissenschaften? Oder die Geisteswissenschaften? Man wird eher sagen dürfen, daß sie alle rüstig fortschreiten. Gewiß gibt es hier und da Krisen in der Wissenschaft unserer Tage, z. B. in der Literaturwissenschaft, der Psychologie, der Physik. Aber ist darum z. B. die Literaturwissenschaft zusammengebrochen? Hat sie etwa ihren reichen philologisch-historischen Erkenntnisbesitz eingebüßt? Keineswegs; der alte Besitz bleibt durchaus gewahrt. Und ebenso verfügen Physik und Psychologie über einen stattlichen festen Erkenntnisbesitz. Die Krise der modernen Physik bedeutet nicht Zusammenbruch, sondern sie ist eine Entwicklungskrise, ein Symptom eines geradezu stürmischen Fortschrittes. Die ältere klassische Physik wird keineswegs vernichtet, sondern ungemein verfeinert. Auch die Krise in der Psychologie bedeutet nicht Zusammenbruch, sondern Bereicherung und Verfeinerung. Wenn das Wort vom Zusammenbruch der Wissenschaft so weithin nachhallt, so zeigt dies nur, daß eine wissenschaftsfeindliche Stimmung weit verbreitet ist.

Auch diese Stimmung ist nicht unverständlich. Sie ist eine seelische Reaktion auf die Wissenschaftsverherrlichung, die vor ihr herrschte. Im geistigen Leben gibt es immer wieder solche Wechsel von Aktion und Reaktion, von Stimmung und Gegenstimmung; in der Politik, in der Kunst, in der Wissenschaft begegnet uns dies Auf und Ab, dies Hin und Her ähnlich wie in der Kleidermode. Vor wenigen Jahrzehnten hatte die wissenschaftsfreundliche Stimmung einen Höhepunkt erreicht. Man versprach sich von der Wissenschaft vielfach die Lösung aller großen Lebensprobleme, die Überwindung aller schweren Lebensnöte. Bildende Kunst und schöne Literatur strebten im Realismus und Naturalismus dem Ideale wissenschaftlicher Objektivität zu. Im Namen der Wissenschaft bot man angeblich endgültig gesicherte, oft recht oberflächliche Antworten auf die letzten Welt- und Lebensanschauungsfragen an.

Die Reaktion auf solche überspannten Erwartungen und Ansprüche konnte nicht ausbleiben. Die Wissenschaft selbst, die wissenschaftliche Philosophie, tat ihre

Pflicht und vernichtete durch ihre Kritik pseudowissenschaftliche Weltanschauungen wie den Materialismus. Mit aller Schärfe betonte die Erkenntnistheorie die Grenzen der Wissenschaft; im Streben nach Strenge zog sie diese Grenzen sogar allzu eng, indem sie jede wissenschaftlich-metaphysische Forschung für unmöglich erklärte. So schien die Wissenschaft nur eine Masse von Einzelerkenntnissen, vielfach kleinlicher Art, bieten zu können; die großen metaphysischen Menschheitsprobleme, die Fragen nach dem Woher, Wohin und Wozu der Welt, des Lebens und der Seele, die letzten Fragen, die unser Herz bewegen, schienen niemals eine Lösung zu finden. „Ein Narr wartet auf Antwort", sagten uns positivistische und neukantische Erkenntnislehren. Aber gibt dann nicht die Wissenschaft, von der man die Lösung der Welträtsel erwartet hatte, mit ihrem Kleinkram dem Menschen Steine statt Brot? So kam nach der Wissenschaftsverherrlichung die Enttäuschung, die wissenschaftsfeindliche Stimmung auf. Tausende hatten von der Wissenschaft einerseits Vernichtung der Religion, anderseits Religionsersatz erwartet. Die Wissenschaft selbst und das Leben zeigten dann, daß es mit dem Ersatz schlecht stand. Hatte jene also nicht dem Menschen den besten Halt in den Stürmen und Nöten des Lebens und Sterbens geraubt?

Was sie dafür anbot, war eine unübersehbare Menge von Einzelwissen und dessen Anwendung in der Technik. Der wissenschaftlichen Technik aber ist es ähnlich ergangen wie der Wissenschaft: Technikverherrlichung, die in übertriebenen Erwartungen schwelgte, ist vielfach in Enttäuschung und Feindseligkeit umgeschlagen. Die Technik sollte den Himmel auf Erden bringen oder wenigstens das Schlaraffenland; aber wir müssen uns trotz aller Technik weiter mühen. Die Technik sollte die soziale Frage lösen; aber bittere Armut und Massenarbeitslosigkeit sind nicht beseitigt. Die Technik sollte den Menschen zum Herrn der Natur machen; aber hat sie ihn nicht zum stumpfen oder verbitterten Sklaven der Maschine gemacht?

Das furchtbare Erlebnis des Krieges hat die wissenschafts- und technikfeindliche Stimmung vielfach verstärkt. Können Vernunft und Wissenschaft Führerinnen unseres Lebens sein, wenn im Zeitalter der Wissenschaft diese Katastrophe nicht verhindert werden konnte? Und hat nicht die wissenschaftliche Technik mit ihren Flugzeugen und Flammenwerfern und Giftgasen, mit allen ihren raffinierten Vernichtungsmitteln die Schrecken des Krieges ungeheuer vermehrt?

Sicherlich sind diese Vorwürfe gegen Wissenschaft und Technik einseitig und ungerecht. Es ist unbillig, von dieser und jener Unmögliches zu erwarten und es ihnen dann zu verübeln, wenn sie die törichten Erwartungen nicht erfüllen. Was sie uns schenken, ist immerhin viel, und auch der Gegner von Wissenschaft und Technik pflegt auf ihre Gaben nicht gern zu verzichten, wird vielmehr oft sehr ungehalten, wenn sie ihm einmal versagt werden, wenn auch nur das elektrische Licht für eine Stunde aussetzt! Was den Krieg angeht, so sind für ihn nicht Vernunft und Wissenschaft, sondern das jetzt so oft gepriesene „Irrationale", die Triebe, Machtgier, Neid, Kampfinstinkt u. dgl. verantwortlich. Richtig ist freilich, daß Vernunft, Wissenschaft und Technik sich auch als Mittel von bösen Trieben zu schlimmen Zielen mißbrauchen lassen. Darin liegt etwas Tragisches; aber auch andere Güter, geistige und materielle, können mißbraucht werden.

So unbillig die angedeuteten Vorwürfe auch sein mögen, es bleibt doch verständlich, daß sie wirksam sind. Sie wirken nicht überall gleichmäßig, sondern sehr verschieden bei verschiedenen Menschen, je nach Veranlagung und Umwelt. Nicht überall, aber doch in weiten Kreisen hat so die geistige Reaktion gegen die Wissenschaftsfreundlichkeit einen verschärften Charakter angenommen; man ist der Wissenschaft nicht nur überdrüssig geworden, wie einer Mode, die lange geherrscht hat; man steht ihr geradezu feindselig gegenüber. Da aber der Trieb nach Wissen bleibt, so sucht man ihn auf unwissenschaftlichen Wegen zu befriedigen. So haben wir gegenwärtig eine starke Welle unwissenschaftlicher und wissenschaftsfeindlicher Stimmungen und Strebungen, die sich in den verschiedensten Formen des Aberglaubens, aber auch in der Philosophie, in der Wissenschaft selbst geltend machen.

Diese wissenschaftsfeindliche Stimmung wirkt nun mit dem intensiven Wunsch nach Entschleierung der Zukunft zusammen. Die Wissenschaft vermag unsere Sehnsucht nach Erkenntnis unseres zukünftigen Schicksals nicht zu befriedigen; was Vererbungslehre, psychologische und medizinische Prognostik bieten, genügt unserer Wißbegier bei weitem nicht. So finden Hellseher, Traumpropheten, Handlesekünstler, Kartenschlägerinnen und Sterndeuter zahlreiche Anhänger und Kunden.

Die Wissenschaft kann diese Welle des Aberglaubens, die auch die Astrologie emporträgt, nicht ohne weiteres brechen. Die Abergläubischen hören nicht auf die Mahnungen und Kritiken, die von wissenschaftlicher Seite kommen. Immerhin kann die Ausbreitung der irrationalen und abergläubischen Strömungen durch Vernunft und Wissenschaft, die durchaus nicht zusammengebrochen sind, gehemmt werden. Darum darf die Wissenschaft nicht einfach schweigen; sie hat die Pflicht, durch sachliche Prüfung und klare Kritik dem schlichten Menschenverstande in der Abwehr törichten und oftmals schädlichen Aberglaubens behilflich zu sein. Um so eher wird sie sich selbst des Ansturmes der wissenschaftsfeindlichen Strebungen, der schon in ihr eigenes Gebiet eingedrungen ist, erwehren können. Vielleicht wird es ihr schließlich förderlich sein, wenn sie nicht immer gefeiert und gepriesen, sondern zuzeiten auch angefeindet und angegriffen wird.

Jedenfalls werden die Bäume des Aberglaubens und der Astrologie trotz aller Nahrung, die ihnen aus unausrottbaren Wünschen des menschlichen Herzens und aus Stimmungen und Verstimmungen unserer Zeit zufließt, nicht in den Himmel wachsen. Die Wissenschaft enttäuscht manchmal, der Aberglaube jedoch erst recht. Auch in bezug auf ihn werden dem Interesse und der Verherrlichung wieder Überdruß und Abneigung folgen. Aussterben wird er freilich wohl niemals, so lange die Menschen Menschen bleiben mit starken unbefriedigten Trieben und Wünschen, so lange sie nicht reine Vernunftwesen sind.

Astrologie und moderne Wissenschaft

Von Hugo Dingler in München

Wenn ich mich meiner Aufgabe, über das im Titel genannte Thema kurz zu berichten, entledigen soll, so ist mir wohl bewußt, daß dies bei der heutigen geistigen Gesamtlage nicht ganz leicht ist, ja, daß es nicht einmal ganz leicht ist, sich überhaupt so auszudrücken, daß man nicht mißverstanden wird. Wir sind uns heute klar, daß alle solche Fragen letzten Endes bis an die tiefsten Gründe unseres denkerischen und philosophischen Weltbildes heranreichen, und dort gerade sind lebhafte Auseinandersetzungen im Gange. Eigentlich müßte man bei der Behandlung immer zugleich seine ganze Philosophie entwickeln. Aber das würde ein Buch bedeuten.

Diejenige moderne Wissenschaft, zu welcher die Astrologie die tiefste Beziehung hat, ist die Geschichte, im weitesten Sinne genommen. Erst die moderne klassische Philologie hat besonders in Franz Boll und seinen Schülern ein tieferes Verständnis für die Rolle der Astrologie im Hellenismus angebahnt. Vorher schon hatte die Richtung der sog. Panbabylonisten, die neben gewissen Übertreibungen auch manches Richtige vertrat, auf die grundlegende Bedeutung dieser Entsprechungslehre hingewiesen. Die Geistesgeschichte des Mittelalters kann ohne tiefe Berücksichtigung der Astrologie nicht geschrieben werden. Vielfach sind die astronomischen Lehrbücher hauptsächlich auf astrologische Interessen eingestellt. Dies hielt sich noch weit über Kopernikus hinaus, indem insbesondere die der neuen Lehre abgewendeten Kreise an der Astrologie festhielten (siehe z. B. den Kommentar zu der Sphära des Joannis de Sacrobosco von dem Jesuiten Fr. Junctinus, Leyden 1572).

Während nun diese alte Astrologie die Bestimmtheit der irdischen Geschehnisse durch die Gestirne einem Zusammenhange zuschrieb, den der Philosoph als metaphysisch bezeichnen würde (indem aus unerklärlichen Gründen eine solche Beziehung vorläge), versuchen Leute, welche heute auf astrologischem Wege Voraussagungen machen wollen, mit Vorliebe in physikalischen Verhältnissen eine Rechtfertigung zu finden. Dazu muß in letzter Zeit besonders die von Kolhörster und Millikan gefundene durchdringende Weltraumstrahlung herhalten. Nun, mag diese, die von gewissen Fixsternen und nicht von Planeten kommt, immerhin einen Einfluß auf den Menschen ausüben (worüber wir nicht den kleinsten Nachweis haben), so ist dies noch lange nicht gleichbedeutend mit den Behauptungen der heutigen Astrologen.[1]) Es ist gar nicht ausgeschlossen und als logische Möglichkeit bis zum Beweise des Gegenteils immer vorhanden, daß irgendwelche Beeinflussungen kosmischer Art auf die Menschen stattfinden. Aber diese sind bisher völlig unbekannt und können in ihrer Art und Stärke nur durch das Experiment festgestellt werden. Wären sie aber einmal festgestellt, dann würde zunächst ihre Wirkung durchaus mittelbar sein (wie etwa die des Wetters auf Nervöse), und eine das ganze Leben bis auf die Unglücksfälle bestimmende Wirkung auf den Embryo oder auf das menschliche Ei, wie sie von der Astrologie behauptet wird, wäre eine Sache von einer geradezu ungeheuerlichen Unwahrscheinlichkeit, zumal die Wirkung sicher unmeßbar klein wäre, und gegenüber näher gelegenen Wirkungen weit zurücktreten müßte. Auf diese Weise also läßt sich Astrologie nicht auf eine moderne Grundlage stellen, sie ist und bleibt eine rein geschichtliche Angelegenheit, in den geschichtlichen Umständen findet sie bis in alle Einzelheiten volle Erklärung und nur aus einem längst untergegangenen Weltbilde heraus ist sie überhaupt verständlich. Auch hilft es ihr nichts, wenn sie sich zu ihrer Rechtfertigung einer in den heutigen Naturwissenschaften üblichen Wendung bedient, daß ihre Regeln „empirisch bestätigt" seien. In den seltenen Fällen nämlich, wo überhaupt Erfüllung einer Voraussage stattfindet — die versagenden Fälle werden erfahrungsgemäß meist vergessen — erfolgen diese auf Grund einer sehr unbestimmten Fassung der Voraussagung, wie sie in allem Prophezeiungswesen von jeher üblich war, ich erinnere nur an die berühmten Sprüche der Pythia. So können Bestrebungen zu einer praktischen Wiederbelebung der Astrologie niemals wissenschaftlich begründet werden, sondern können ihre Begründung nur in außerwissenschaftlichen Zwecken finden.

Während die Psychologie der heutigen ausübenden praktischen Astrologen meist sehr einfach ist, ist es die ihrer Kundschaft weit weniger. Man versteht, wie der einzelne Mensch oft froh ist, eine Führung zu finden, das quälende Gefühl der Selbstverantwortung zeitweise einzutauschen gegen einen Fatalismus, der ihm sagt, daß alles so kommen müsse, wie es kommen soll, und daß nicht er daran Schuld trage. Meist ist es dem mit dem Leben kämpfenden Individuum an sich schon eine Wohltat, wenn sich ein anderes denkend mit seinem Geschick beschäftigt, welches Bedürfnis dann bei der Kartenschlägerin oder beim Astrologen in primitiver Weise befriedigt wird. An sich wäre es ja nun gleichgültig, mit welchen Vorstellungen ehrliche und wohlwollende Seelenhilfe begleitet wird. Aber wie viele verstehen oder wünschen auch nur solche zu leisten? So ist es meist allein der Zuwachs an Geld oder Macht, der zur Ausübung führt.

Waren dies nun die Beziehungen der Astrologie zur Geschichte und Psychologie, so liegt eine letzte Beziehung zu einer Wissenschaft vor bei der Jurisprudenz, insoferne als man fragen kann, wie die praktische Ausübung der alten Astrologie heute juristisch zu beurteilen sei. Hier sei erwähnt, daß der Entwurf zum Neuen Schweizer Strafgesetzbuch Haft oder Buße vorsieht für den, der gewerbsmäßig die Leichtgläubigkeit der Leute durch Wahrsagen usw. ausbeutet und sich öffentlich dazu anbietet. Die Materie wird juristisch behandelt von Dr. Streicher in „Das Wahrsagen".

[1]) Vgl. den Aufsatz von Arnold Sommerfeld in diesem Heft. D. Schr.

Es ist nicht zu leugnen, daß die Tatsache, daß die moderne Wissenschaft selbst in ihrer Begründung sehr unsicher geworden ist, manchen von einem festen Standpunkte aus sehr angreifbaren Dingen in den Augen einiger Zeitgenossen eine scheinbare Berechtigung verleiht, die sie sonst niemals hätten erlangen können.

Ich habe schon 1913 (Grundlagen der Naturphilosophie, S. 219) darauf hingewiesen, daß die Astrologie ein geschichtlich und theoretisch überaus wichtiger Vorläufer unseres heutigen wissenschaftlichen Denkens ist, und Ernst Cassirer („Die Begriffsform im mythischen Denken", Leipzig 1922) äußert sich: „Die Astrologie ist, rein formal betrachtet, eine der großartigsten Versuche, systematisch konstruktiver Weltbetrachtung, der je vom menschlichen Geiste gewagt wurde", betont aber ihre völlige Verschiedenheit von unserem heutigen Denken: „Das besondere Geschehen und Dasein sinkt dadurch zur bloßen Hülle und Maske herab, hinter welcher sich die eine identische Form des Alls verbirgt . . ."

Auch Franz Boll betont gegenüber den heutigen Überresten der Astrologie (Kultur der Gegenwart III, 3, S. 36), daß allein das ptolemäische Weltbild mit der Astrologie sich vertragen könne. „Mit dem schwer und langsam erkämpften Sieg des heliozentrischen Systems, der Verdrängung der Erde aus dem Mittelpunkt, so daß sich auf sie unmöglich das ganze Geschehen des Weltalls beziehen kann, ist die Niederlage der Astrologie besiegelt . . ." „Noch bannt im 18. und 19. Jahrhundert — warum nicht auch im 20.? — die Träumerei der Astrologen so manchen Gläubigen . . . aber man braucht nicht selbst prophezeien zu können, um eine wirkliche Wiedererstehung der Astrologie unmöglich zu heißen" (ebenda, S. 50).

Und dennoch ist es zwar nicht die ausübende Astrologie selbst, wohl aber eine Seite von ihr, die auch für uns Heutige, und gerade für uns Heutige ein Wertvolles bedeuten kann: ich meine das durch die astrologische Weltanschauung unvergleichlich stark in den Vordergrund gestellte Empfinden einer Allverknüpftheit der Welt, eines Eingegliedertseins des Menschen in ein gewaltiges irgendwie gesetzmäßiges Geschehen. Diesem Gefühl streben die Besten auch heute wieder zu, allerdings mit anderen Mitteln, als durch Wiederbelebung längst überwundener primitiver Vorstellungen. Wir haben heute höherstehende Mittel, um uns eine bei weitem tiefere Begründung jenes Bewußtseins der Allverbundenheit des Menschen zu verschaffen, als sie die Astrologie zu liefern vermag. Aber wir sind uns zugleich bewußt, daß dieses Eingegliedertsein nicht eine fatalistische Vorausbestimmtheit aller entscheidenden Dinge des Lebens bedeutet, sondern ein Getragensein des Menschen durch die tiefsten und besten Kräfte seines Wesens, die ihm in den Unberechenbarkeiten des Lebens helfend und sinngebend zur Seite stehen.

Zur Bedeutung der Astrologie

Von Wilhelm Wien in München

Es ist eine der größten Fähigkeiten der wissenschaftlichen Erkenntnis, daß sie für viele Gebiete des Naturgeschehens die Gesetze des Ablaufs der Vorgänge aufstellen kann und dann imstande ist, künftiges Geschehen vorauszuberechnen. Die größten Erfolge hat hierin die Astronomie aufzuweisen, die das Eintreten bestimmter Konstellationen der Himmelskörper mit der größten Sicherheit vorherbestimmen kann. Aber das, was die Wissenschaft wirklich zu leisten vermag, steht im größten Mißverhältnis zu dem, was der Mensch wünscht und erwartet. Die sicheren Voraussagungen der Wissenschaft spielen im Leben des Einzelnen eine völlig untergeordnete Rolle, und so ist es erklärlich, daß seit den ältesten Zeiten immer wieder der Versuch gemacht wird, über die Grenzen der Wissenschaft hinauszugreifen und die Zukunft zu erforschen. Solche Bestrebungen sind besonders verständlich in Zeiten des allgemeinen Wirrwarrs, unter denen wir heute leiden,

weil der Wunsch natürlich ist, zu wissen, ob für den Einzelnen die Hoffnung auf bessere Verhältnisse besteht oder ob er sich auf weiteres Unglück gefaßt machen muß.

Die Versuche, in die Zukunft zu blicken, treten heute in der mannigfaltigsten Form auf. Meistens gründen sie sich auf Analogien, aus denen auf den Untergang unserer ganzen Kultur oder auf das Eintreten bestimmter Ereignisse deshalb geschlossen wird, weil sich früher wiederholt Ähnliches ereignet hat. Wenn die Wissenschaft solche Voraussagungen im allgemeinen unbedingt ablehnt, weil für die verwickelten Verhältnisse, auf die sie sich beziehen, Analogieschlüsse völlig ungenügend begründet sind, so spricht sie sich damit nicht gegen jede Voraussagung aus. Wenn Bismarck nach seiner Entlassung mit staunenswerter Sicherheit das Schicksal des Deutschen Reiches vorausgesagt hat, so lag ein nicht oft wiederkehrender Einzelfall vor. Bismarck konnte aus seiner unvergleichlichen Erfahrung die Wirkung politischer Mißgriffe mit Sicherheit berechnen, und als diese Fehler wirklich gemacht wurden und die Charaktereigenschaften der handelnden Männer keine Einsicht und Umkehr erwarten ließen, war für ihn die Vorausbestimmung der politischen Entwicklung beinahe eine ähnliche Aufgabe, wie die Berechnung einer Sonnenfinsternis für den Astronomen. Es ist aber kennzeichnend für die Bedeutung von Voraussagungen, daß die Warnungen des erfolgreichsten und größten Staatsmannes, obwohl sie so gut begründet waren, ungehört verhallten.

Es ist nicht leicht abzuschätzen, welcher Wert einer Voraussagung beizulegen ist, die sich auf menschliche Dinge bezieht. Fast immer wird Mißtrauen berechtigt sein, namentlich wenn es sich nur um Analogieschlüsse handelt.

Nun hat aber der Erfolg der astronomischen Vorausberechnungen, die schon im Altertum begannen, früh dazu geführt, weitere Schritte zu versuchen, um aus der periodischen Wiederkehr der Konstellationen der Himmelskörper Schlüsse auf das Geschick des Einzelnen zu ziehen. Diesen Versuchen lag der Gedanke zugrunde, daß die Himmelskörper eine unmittelbare Einwirkung auf alle irdischen Dinge, also auch auf die Menschen hätten und daß dieser Einfluß zu gleichen Folgen führen müsse, wenn die Lage der Himmelskörper zueinander sich wiederhole.

Nach der Aufstellung des Kopernikanischen Weltsystems und nach der Begründung der Mechanik durch Galilei und Newton schien die Astrologie der wissenschaftlichen Astronomie endgültig weichen zu müssen. Wenn sie nun gerade in unseren Tagen nach einer unvergleichlichen wissenschaftlichen Entwicklung wieder ihr Haupt erhebt, so muß man dies als eine geistige Gegenwirkung gegen wissenschaftliches Denken ansehen. Nicht nur Astrologie, auch Okkultismus, Telekinese, Spiritismus, Wünschelruten u. dgl. m. spielen heute eine größere Rolle als je zuvor. Diese Entwicklung läßt sich daraus erklären, daß die Ergebnisse der Wissenschaft die Bedürfnisse des menschlichen Geistes niemals ganz befriedigen können. Je bedeutender die wissenschaftliche Erkenntnis ist, um so mehr neue Fragen wirft sie auf, so daß niemals ein Ende abzusehen ist. Dabei ist es schwer, der Wissenschaft auf ihren Wegen zu folgen, und es ist nicht verwunderlich, daß viele es vorziehen, solchen geistigen Richtungen zu folgen, die geringere Ansprüche an ihre Jünger stellen, dabei aber viel interessantere Ergebnisse verheißen. Der Wissenschaft wird von dort gewöhnlich zugerufen: „Es gibt mehr Dinge zwischen Himmel und Erde, als eure Schulweisheit sich träumen läßt". Das werden die Männer der Wissenschaft niemals bestreiten. Aber sie haben ein Recht daran zu zweifeln, ob die Vertreter jener Richtungen von diesen Dingen mehr wissen, als die Wissenschaft selbst.

Die wissenschaftliche Forschung kann nicht zugeben, daß einer wissenschaftlichen Betrachtung Vorgänge zugrunde gelegt werden, für deren Vorhandensein der Nachweis nicht erbracht ist. Es ist nicht bekannt, daß die Planeten irgendeine andere Einwirkung auf uns hätten, als das von ihnen ausgesandte Licht, das ihre Beobachtung ermöglicht, und die ungemein schwache Schwerkraft, welche geringe Abweichungen der Erdbahn bewirkt. Jede Behauptung, daß noch andere besondere Einflüsse vorhanden seien, die sogar so stark sein könnten, um das Schicksal des Menschen zu beeinflussen, entbehren jeder wissenschaftlichen Grundlage.

Nun kann allerdings die Astrologie ihren Standpunkt wechseln und die Behauptung eines unmittelbaren Einflusses der Planeten fallen lassen. Sie kann behaupten, daß rein erfahrungsmäßig ein Zusammenhang zwischen den Konstellationen der Planeten und dem Schicksal des einzelnen Menschen besteht. Auf diesem Wege gelangt sie aber nur zu den auf rein äußerlichen Analogieschlüssen sich aufbauenden geschichtlichen Voraussagungen. Diese sind in neuerer Zeit wieder sehr in den Vordergrund getreten, wie es in Zeiten großer Krisen immer der Fall war. Da der drängende Wunsch vieler Menschen durchaus in die Zukunft sehen möchte, wird es immer Leute geben, welche behaupten, dieses Verlangen befriedigen zu können. Die Wissenschaft kann demgegenüber nur auf die verhältnismäßig wenigen Fälle hinweisen, bei denen eine sichere Vorausberechnung möglich ist, und darauf aufmerksam machen, daß alle anderen Voraussagungen jeder wissenschaftlichen Grundlage und damit jeder Sicherheit entbehren.

Urteil eines Arztes

Vom historischen Standpunkt aus halte ich die Astrologie für ein höchst interessantes Gebiet des menschlichen Geisteslebens, teile aber den Glauben derer nicht, welche annehmen, daß die Konstellation der Gestirne einen Einfluß auf die Schicksale der Menschen ausüben, und daß man aus der Sternenkunde Schlüsse auf das Schicksal eines Menschen ziehen könne.

München. Friedrich von Müller.

Urteil eines Pädagogen

Ich halte die Astrologie für eine geistige Krankheit, die die Menschheit immer wieder heimsuchen wird. Das treffliche Buch „Sternglaube und Sterndeutung" von Boll-Bezold und die Arbeiten von Professor Warburg in Hamburg könnten die Menschen hinreichend über das Wesen der Astrologie aufklären. Aber der Geist, der selbst einen Kopernikus, Galilei, Kepler noch praktische Astrologie treiben ließ, der es noch einem Leibniz gestattete, als Leiter der preußischen Akademie der Wissenschaften in ihren Kalendern das Wetter aus dem Stand der Planeten vorhersagen zu lassen, und der an der akademischen Sternwarte in Potsdam fürstlichen Personen das Horoskop stellen ließ, wird noch lange in der Menschheit spuken. Die zahllosen astrologischen Almanache, die heute noch alljährlich in englischer Sprache herausgegeben und vertrieben werden, die Zeitschriften und Handbücher für Astrologie, die immer noch erscheinen, sind ein Beweis dafür. Wo das geläuterte religiöse Leben sinkt, steigt in der Menschheit immer der astrologische, chiromantische, gesundbetende Aberglaube. Aber diesen Aberglauben kann auch eine streng naturwissenschaftliche Erziehung deshalb nicht bekämpfen, weil die Mehrzahl der Menschen derselben überhaupt nicht zugänglich ist. Denn je wissenschaftlicher das Weltbild wird, desto größere Anforderungen stellt es an den Geist, um es in seiner Wahrheit und Wesenheit zu begreifen. Dazu kommt, daß die letzten Rätsel des Lebens auch die Naturwissenschaften nicht lösen können. Ihre Lösung ist vielleicht für immer dem Glauben anheimgegeben. An etwas glaubt der Mensch immer: entweder an die alles beherrschende, alles determinierende, dem ganzen naturwissenschaftlichen Forschen zugrundeliegende Kausalität, nicht bloß des Naturgeschehens, sondern auch des Geistes oder an eine transzendentale Freiheit des Geistes oder an die naiven animistischen Vorstellungen einer primitiven Kultur.

München. Georg Kerschensteiner.

Über kosmische Strahlung

Von Arnold Sommerfeld in München

Die Wahl des Themas entspricht einem Wunsche der Schriftleitung. Über dieses Thema kann ein Physiker gern und mit gutem Gewissen schreiben, da in den letzten Jahren zuverlässige Ergebnisse darüber erzielt sind, die mit den interessantesten Problemen der heutigen Physik zusammenhängen. Über Astrologie zu schreiben wird dagegen einem Physiker schwer. Sie fällt nach ihrem Ursprung und ihrer Entwicklung unter das Urteil des Kulturhistorikers und des Religionsphilosophen — und nach ihrer praktischen Betätigung, wenn man will, in den Bereich des Staatsanwaltes. Ich stelle gern fest, daß ich mich außerhalb meiner eigentlichen Wissenschaft zwar mit Astronomie und Astrophysik, aber nur sehr wenig und nur widerstrebend mit Astrologie beschäftigt habe. Ich werde daher als Vorbereitung auf mein eigentliches Thema einiges aus der Astronomie und Astrophysik bringen und auf die Astrologie nur Streiflichter werfen.

Mutet es einen nicht wie ein ungeheuerlicher Anachronismus an, daß im 20. Jahrhundert eine angesehene Zeitschrift sich gezwungen sieht, zur Diskussion über Astrologie anzuregen? Daß weite Kreise des gebildeten oder halb gebildeten Publikums mehr von der Sterndeutung als von der Sternkunde angezogen werden? Daß in München mutmaßlich mehr Menschen von der Astrologie leben als in der Astronomie tätig sind? Sicherlich beruht dieser Anachronismus in Deutschland zum Teil auf dem Elend der Gegenwart. Der Glauben an eine vernünftige Weltordnung ist durch Kriegsausgang und Friedensdiktat erschüttert; also sucht man das Heil in einer unvernünftigen Weltordnung. Aber der Grund muß tiefer liegen, denn auch bei unseren Kriegsgegnern blüht Astrologie, Spiritismus und Christian Science. Wir haben es also wohl wieder mit einer Welle der Irrationalität und Romantik zu tun, wie sie vor hundert Jahren über Europa ging als Gegenwirkung gegen den Rationalismus des 18. Jahrhunderts und seine Tendenz, sich die Erklärung der Welträtsel etwas zu leicht zu machen. Wenn wir uns auch nicht einbilden, diese Welle durch Vernunftgründe aufhalten zu können, so wollen wir uns ihr doch entschieden entgegenwerfen. Was wir vorbringen können, sind alte wohlbekannte Dinge, die aber anscheinend immer wieder vergessen werden, wenn, wie gegenwärtig, das romantische Bedürfnis ansteigt.

Vor 400 Jahren hat Kopernikus gelehrt, daß die Erde nicht den Mittelpunkt der Welt bildet, sondern daß sie mit den anderen Planeten als winziger Trabant der Sonne dient. Seitdem ist jede geozentrische Auffassung der himmlischen Erscheinungen ein Unding. Mars und Venus werden in ihrem Lauf, ebenso wie die Erde, wesentlich durch die Sonne bestimmt. Was soll es für die Erde ausmachen, wenn Mars und Venus von der Erde gesehen in Opposition stehen, d. h. wenn ihre Verbindungslinie zufällig durch das Pünktchen Erde im Weltenraum hindurchgeht? Dieses Vorkommnis bedeutet, von der Sonne gesehen, gar kein besonderes Ereignis in der Bewegung von Mars und Venus. Wie sollte es also ein Ereignis für die Erde sein? Oder gar für das Staubkörnchen Mensch auf der Erde?

Vielleicht wird uns, anschließend an Kopernikus, von den Freunden der Astrologie sein großer Nachfolger Kepler entgegengehalten werden. Das Problem von Keplers Verhältnis zur Astrologie ist an anderer Stelle dieses Heftes behandelt. Bemerken möchten wir nur, daß um 1600 die Stellung zu den religiösen und Weltanschauungsfragen notwendig sehr verschieden sein mußte von der Stellung um 1900 und daß der an seinen eigenen Forschungen gereifte Kepler seine jugendlichen Ideen, das Mysterium Cosmographicum, selbst überholt hat.

Gehen wir von dem Begründer der modernen Astronomie sogleich über zum Begründer der Astrophysik, zu Joseph Fraunhofer. Vor etwas mehr als einem Jahrhundert hat dieser die Mittel geschaffen, um die Spektren der Gestirne, d. h. die von

ihnen ausgehende Strahlung, genau zu analysieren. Vor allem waren es die Fraunhoferschen Linien, die feinen dunkeln Absorptionslinien, welche ihm dazu dienten, das Sonnenspektrum zu charakterisieren und seine Wellenlängen zu messen. Fraunhofer erkannte aber auch bereits, daß die Planeten dasselbe Spektrum zeigen wie die Sonne, daß sie keine eigene, sondern, ebenso wie der Mond, nur eine von der Sonne erborgte Strahlung besitzen, die durch die Oberflächenbeschaffenheit der Planeten nur ein wenig, z. B. beim Mars ins Rötliche abgewandelt wird; daß dagegen die Fixsterne, welche selbst Sonnen in früheren oder späteren Entwicklungsstadien sind, vom Sonnenspektrum abweichende charakteristische Eigenspektra besitzen. Diese ersten Wahrnehmungen sind in dem Jahrhundert seit Fraunhofers Tode zu einem weitverzweigten System von astrophysikalischen Erkenntnissen ausgebaut worden, in den letzten Jahrzehnten unter Führung der amerikanischen Sternwarten, bis sie neuerdings von dem genialen englischen Astronomen Eddington zusammengefaßt sind zu einer Theorie von der „inneren Konstitution der Sterne". Wir unterscheiden jetzt unter den selbstleuchtenden Sternen „Riesen" und „Zwerge", wir können ihre wirksame Oberflächen-Temperatur und unter gewissen Annahmen auch ihre Innentemperatur bestimmen, ja wir können das ganze System der Sterne in eine Entwicklungsreihe ordnen, also etwas über das Alter der Sterne aussagen. Es sei erwähnt, daß die Sonne in dieser Entwicklungsreihe sich bereits bedenklich auf dem absteigenden Aste befindet, daß sie ein gealterter und bereits zusammengeschrumpfter Stern ist, der die Höhe seiner Strahlungswirksamkeit längst überschritten hat. Von Mars, Jupiter, Saturn usw. ist in dieser spektroskopischen Sternkunde überhaupt nicht die Rede, weil sie kein eigenes Leben, keine eigene Strahlung haben, sondern als Anhängsel unserer besonderen Sonne nur deren Eigenart zurückstrahlen. Daß auch die ungezählten anderen Sonnen, insbesondere die bejahrteren unter ihnen, von Planeten umgeben sein mögen, ist durchaus möglich. Es nützt aber nichts, sich darüber Gedanken zu machen, weil sie wegen ihrer Winzigkeit doch nicht zu sehen wären und als Teile ihres Sonnensystems uns nichts Neues lehren würden.

Und nun wollen uns die Astrologen glauben machen, daß unter allen Sternen gerade die Planeten unseres Sonnensystems das Schicksal der Menschen am stärksten beeinflussen sollen! Alles Leben auf der Erde, alle Energie, Wachstum und Wetter stammen von unserer Sonne her. Aber neben ihr und neben dem (in bezug auf das Wetter bekanntlich impotenten) Monde sollen auch die eigentlichen Planeten, die nur einen winzigen Bruchteil der Sonnenstrahlung uns zufällig zurückwerfen, bestimmende Faktoren des Lebens sein! Woher stammt diese Vorliebe für die unbedeutendsten unter allen sichtbaren Sternen? Natürlich ist sie nur geschichtlich, d. h. durch einen Anachronismus zu erklären. Die Fixsterne interessierten die primitiven Beobachter nicht, weil ihre Bahn zu einfach war und täglich wiederkehrte. Die Planeten aber veränderten ihre Stellung am Sternenhimmel, insbesondere gegen den Tierkreis, mannigfaltig und boten, da diese Veränderungen noch nicht auf einfache Gesetze zurückgeführt werden konnten, der Phantasie reichliche Anhaltspunkte. Besondere Ereignisse konnten nur mit den besonderen Stellungen der Wandelsterne, zu denen im vorkopernikanischen Sinne ja auch die großen Lichter von Sonne und Mond gerechnet wurden, in Zusammenhang gebracht werden. Das ist historisch begreiflich, schwerer begreiflich ist es, daß dieser Standpunkt aus der babylonischen Zeit und aus den Anfängen der griechisch-römischen Kultur auf unsere Zeit übertragen wird; aber geradezu komisch wirkt es, daß die Namen, die das griechisch-römische Altertum den Planeten gab, heute so wie damals für ihre besonderen Wirkungen maßgebend sein sollen, Mars für Krieg und Unglück, Jupiter für Glück usw. „Difficile est satiram non scribere". —

Wir wollen unser Thema nicht dahin erweitern, daß wir etwa die Gravitation in unsere Betrachtung aufnehmen. In dieser Hinsicht besitzt ja außer der Sonne auch der Mond seine respektabeln Potenzen: Er macht den Hauptteil der Ebbe und Flut aus, ist für die Präzession des Äquinoktien-Punktes wirksamer als die Sonne und erzeugt die astronomische Nutation der Erdachse. Ebensowenig wollen wir von den

elektrischen und magnetischen Wirkungen sprechen, die unsere Erde von der Sonne empfängt; sie zeigen sich im Nordlicht und in den damit verbundenen magnetischen Störungen. Wir können von alledem um so eher absehen, als es ja auch die Astrologie tut. Dagegen wollen wir unser Thema der kosmischen Strahlung bis zum heutigen Tage fortführen.

Bisher haben wir nur von der gewöhnlichen Strahlung gesprochen, die unser Auge sehen und das Spektroskop analysieren kann. Gibt es vielleicht eine ungewöhnliche, unsichtbare Strahlung, die irgendwie mit der Astrologie im Bunde sein könnte? Es gibt eine solche Strahlung, die sog. „durchdringende" oder „Ultra-Gamma-Strahlung". Aber erstens wissen die allermeisten Astrologen von dieser erst jüngst näher untersuchten Strahlung nichts, und zweitens hat sie gewiß mit den Planeten nicht das geringste zu tun.

Diese durchdringende Strahlung ist, ebenso wie die Röntgenstrahlung, für unser optisches Organ unsichtbar und verhält sich zur Röntgenstrahlung wie diese zum sichtbaren Licht; das will sagen, sie hat eine etwa um ebensoviel kürzere Wellenlänge als die Röntgenstrahlung, wie deren Wellenlänge kürzer ist als die durchschnittliche Wellenlänge des sichtbaren Lichtes. Die Wellenlänge der durchdringenden Strahlung ist sogar um einen Faktor 100 kürzer als die Wellenlänge der Gammastrahlung, die von den radioaktiven Präparaten ausgeht, weshalb von ihrem Entdecker, dem Österreicher V. F. Heß, der Name Ultra-Gamma-Strahlung für sie vorgeschlagen wurde. Wie weist man diese Ultra-Gamma-Strahlung nach? Mit denselben Mitteln, mit denen man auch die Röntgenstrahlen nachweisen kann, nämlich nach der Ionisierungsmethode, d. h. auf elektrischem Wege, indem man die Leitfähigkeit der von ihr durchsetzten Luft mißt. Auf diese Weise ergab sich die außerordentliche Durchdringungs-Fähigkeit der Strahlung selbst gegenüber der radioaktiven Gamma-Strahlung. Man braucht zum Nachweis dieser Durchdringungsfähigkeit Panzer aus Blei von mehreren Zentimetern Dicke. Aber in der Atmosphäre wird diese durchdringende Strahlung erheblich geschwächt, mehr als das gewöhnliche Licht, für welches die Atmosphäre fast durchlässig ist. Die Sache liegt, biologisch betrachtet, höchst wahrscheinlich so, daß die Empfindlichkeit unseres Auges demjenigen Bereich des Spektrums angepaßt ist, der die Atmosphäre am ungehindertsten durchsetzen kann, und der auch von der Sonne entsprechend ihrer Oberflächentemperatur bevorzugt ausgestrahlt wird, nämlich den Wellenlängen zwischen Rot und Blau, mit einem Maximum im Grünen. Für diese Wellenlängen ist die Atmosphäre fast vollkommen durchsichtig, die Wellenlängen der Röntgenstrahlung dagegen und selbst die durchdringenden Strahlen werden von den kilometerlangen Schichten der Atmosphäre sehr erheblich absorbiert. Deshalb ist der Ort zur Beobachtung der durchdringenden Strahlung nicht die Erdoberfläche, sondern der Luftballon oder das Hochgebirge. Im Hochgebirge haben W. Kolhörster auf Anregung von W. Nernst und anderseits in Amerika R. Millikan wertvolle Messungen über Härte und Stärke der durchdringenden Strahlung ausgeführt. Kolhörster hat die These aufgestellt und am Jungfraujoch experimentell begründet, daß der Ursprung der durchdringenden Strahlung vornehmlich in der Milchstraße zu suchen sei, also in derjenigen Gegend des Himmelsgewölbes, wo sich die Sonnen häufen. Diese, übrigens von Millikan bestrittene These ist nach dem, was wir unten sehen werden, an sich sehr plausibel, bedarf aber, wie es scheint, noch einer näheren Spezifizierung (nach Axel Corlin sind es besonders die stark veränderlichen, sozusagen jugendlich überschäumenden Mirasterne, welche die durchdringende Strahlung liefern dürften). Wie dem auch sei, in keinem Falle hat die durchdringende Strahlung etwas mit den Planeten zu tun, diesen Abkömmlingen unserer kleinen Sonne. Niemand hat dies behauptet oder zu beweisen versucht. Eine Hilfe kann also der Astrologie von der Erforschung der durchdringenden Strahlung gewiß nicht kommen.

Soviel ist physikalisch gesichert, daß die durchdringende Strahlung eine kosmische Strahlung ist, daß sie also nicht von der Erde ausgeht, sondern ebenso wie das

Sonnen- und Sternenlicht, vom Himmelsgewölbe zur Erde kommt. Man kann aber darüber hinausgehend nach allgemeinen physikalischen Gesichtspunkten etwas aussagen über die Bedingungen ihrer Entstehung. Da die Härte der durchdringenden Strahlung größer ist als die der radioaktiven Gammastrahlung, kann man behaupten, daß der Prozeß der Emission von durchdringender Strahlung noch energischer und revolutionärer sein muß, als der des radioaktiven Zerfalls. Der Prozeß, der hierfür wesentlich in Frage kommt, ist die Vernichtung oder „Zerstrahlung" eines Atoms: statt der Umbildung eines Atoms, wie sie beim radioaktiven Zerfall Platz greift, die völlige Auflösung des atomaren Baus und seine Überführung in Strahlungsenergie. Ein solcher Prozeß würde stattfinden, wenn z. B. im einfachsten Falle des Wasserstoff-Atoms das (negativ geladene) Elektron sich mit dem (positiv geladenen) Kern vereinigt und neutralisiert, ein Weltuntergang im kleinsten! Dies ist ein irdisch zwar nie beobachteter Prozeß, der aber im kosmischen Haushalt von Zeit zu Zeit stattfinden mag. Es spricht manches dafür, daß er der Ursprung der durchdringenden Strahlung sein kann, die dann mit erhöhter Wahrscheinlichkeit aus der Gegend der Milchstraße oder vom Ort besonders heißer Sterne her zu erwarten ist.

Nach dieser Abschweifung ins Kosmische kommen wir auf das Menschliche und allzu Menschliche der Astrologie nur noch mit einem Worte zurück. Wir können so zusammenfassen: Nach gewissenhafter Prüfung der astronomischen und astrophysikalischen Gegebenheiten können wir nicht den leisesten Anhalt dafür sehen, weshalb gerade die Planeten, diese winzigen Trabanten unserer an sich schon nicht beträchtlichen Sonne, die irdischen und menschlichen Verhältnisse auf dem Wege einer kosmischen Strahlung beeinflussen könnten.

Urteil eines Astronomen

Es ist selbstverständlich nicht ausgeschlossen, daß irgendein nachweisbarer Einfluß der Himmelskörper auf den Menschen besteht; doch müßte er erst gefunden und wissenschaftlich untersucht werden. Wie Franz Boll gezeigt hat, läßt sich bebeweisen, daß die Grundlagen der vorhandenen astrologischen Regeln ganz willkürlich sind und daß sie sogar vielfach feststellbar auf den Einfall eines beliebigen Poeten zurückgehen.

Es ist daher ebenso selbstverständlich, daß auch die Schlüsse, die auf diesen Grundlagen beruhen, völlig willkürlich und zufällig sind.

Dem System der Astrologie liegt keine wissenschaftliche Erfahrung zugrunde. Dabei ist es so unsystematisch, kompliziert und wegereich, daß selbst zwei Genies, die sich ernsthaft um ein Horoskop bemühen, nur selten das nämliche Ergebnis erhalten können.

Anderseits ist die Inanspruchnahme der Sterndeuterei für das eigene Schicksal dem Durchschnittsmenschen eine große Gefahr, weil ihn der Aberglaube zu von hinten beeinflußtem und daher unnatürlichem, sogar krankhaftem Denken und Handeln oder zu Energielosigkeit anleitet. Aus diesem Grunde ist meiner Ansicht nach jeder vor dieser Art von Spiel dringend zu warnen.

Heidelberg. Max Wolf.

Urteil eines Historikers der Medizin

Erfahrungen über die gegenwärtige astrologische Medizin habe ich nicht, es scheint jedoch, daß die Übertragung der Astrologie auf die moderne Medizin Schwierigkeiten macht und daß die moderne Astrologie sich im wesentlichen mit dem Horoskopstellen erschöpft. Die Astrologie ist vielleicht nicht so gefährlich wie der Hexenglaube, aber nicht weniger unzeitgemäß. Ich sehe in dem Wiederaufwärmen astrologischer Gedankengänge einen der vielen krampfhaften Versuche der gegenwärtigen Zeit, zu einer Weltanschauung zu kommen.

München. Hermann Kerschensteiner.

Eine Schimäre

Das Wiederaufleben der Astrologie nach dem Weltkriege bedeutet den nach solchen Ereignissen nicht unerwarteten Rückfall der „Kultur"-Völker in das Zeitalter der Babylonier, wo heidnische Vorstellungen, aus Furcht und Verehrung zusammengesetzt, den scheinbar auf verschlungenen Pfaden unter den Fixsternen wandelnden großen Planeten, zumal bei ihrer natürlicherweise auffallenden Strahlung und Farbe, göttliche Eigenschaften glaubten zuschreiben zu müssen. Schon die Benennung der großen Planeten bezeugt die göttliche Verehrung dieser Gestirne, die bei der damaligen mathematisch-physikalischen Unkenntnis der Bedeutung der Erscheinungen am gestirnten Himmel auch den Glauben an eine Beeinflussung der Menschenschicksale durch die Planeten und den Tierkreis emporsprießen ließ und die persönliche Freiheit der Menschen in Demut der Leitung der Planeten unterstellte. Dieser Aberglaube an die Schicksalsstrahlen der Gestirne wurde auch dann nicht erschüttert, als die astronomische Forschung den Nachweis erbrachte, daß alle Planeten von der Sonne beleuchtet werden und nur das von ihr entliehene Licht der Erde zusenden, so daß von einer qualitativen Verschiedenheit der Schicksalsstrahlen aller Planeten keine Rede mehr sein konnte und damit der Astrologie der Boden entzogen war. Anstelle der planetarischen Götzen hätte man mit gleichem Rechte auch andere auffallende Naturerscheinungen, wie z. B. die Wolken mit ihrer unendlichen Mannigfaltigkeit an Form, Helligkeit, Farbe und Bewegung als bestimmend für das Schicksal der Menschen heranziehen und verehren können.

Nur auf ganz wenige, die astrologische Schimäre in besonders helles Licht setzende, angeblich stets empirisch abgeleitete Annahmen sei hingewiesen, vor allem auf die grundlegende These, daß die Schicksalsstrahlen nur bei der Geburt bzw. der Zeugung in entscheidende Wirksamkeit treten: sie müßten doch dauernd wirken, wissen wir doch, daß die vor kurzem entdeckte unsichtbare Höhenstrahlung dicke Bleiplatten glatt durchdringt. Weiter sei auf die willkürliche, angeblich auch empirisch abgeleitete Annahme der Variabilität der Strahlung hingewiesen, so daß im Falle einer Höchstentfaltung der Strahlenwirkung alle Erblichkeit aufgehoben werden soll. Direkte Beweise der Existenzfähigkeit der Astrologie sind ausgeschlossen und sind auch nie gegeben worden, weil die angebliche Quelle des Schicksals, die großen Planeten, ganz willkürlich gewählte Quellen sind, zu denen das Schicksal der Menschen in Beziehung gesetzt wird. Deshalb können auch mittelbar angestrebte Beweise in der Herstellung der Beziehungen abgelaufener und wohlbekannter Lebensschicksale, und mögen ihrer noch so viele sein, zum Stande der Planeten in der Minute der Geburt, abgesehen noch von der großen Willkürlichkeit der Beurteilung der Art der Lebensschicksale, niemals zum Ziele führen; die Erfahrungsergebnisse von Statistiken in bezug auf willkürlich gewählte Bezugsobjekte sind wertlos.

Nicht genug, daß der Versailler Vertrag dem schwergeprüften deutschen Volke eine politische Fesselung und Freiheitsberaubung ohnegleichen aufgezwungen hat, bedeutet das Wiederaufleben der Astrologie in und für Deutschland im Gefolge der Nachkriegswirkungen noch obendrein die persönliche fatalistische Selbstfesselung durch den Glauben an eine Schimäre, derentwegen gerade das deutsche Volk sich nicht genug sollte schämen können; anderseits kann diese Entwicklung denjenigen nicht überraschen, der die moralische Ursache des deutschen Zusammenbruches und Kriegsverlustes, die darauf folgende deutsche „Revolution", als die ergebnisärmste und kläglichste aller politischen Revolutionen, und den auf dem Boden dieser Geistesverfassung üppig empordrängenden astrologischen Aberglauben auf eine Linie bringt.

München Alexander Wilkens.

Nativität und angeborene Veranlagung

Von Max von Gruber in München

Die Aufstellung der sog. Nativität, d. h. der Versuch, aus der Konstellation der Gestirne im Augenblicke der Geburt die Eigenschaften und das Schicksal einer Person vorauszusagen, beruht zum Teil auf einer durchaus richtigen Erkenntnis, die sich aufmerksamen Beobachtern schon in frühen Zeiten aufdrängen mußte, auf der Erfahrung, daß die angeborene Veranlagung mächtiger als alles andere über die allmählich sich entfaltende körperliche, intellektuelle und charakterliche Beschaffenheit und dadurch auch in hohem Maße über das äußere Schicksal des Menschen entscheidet. Wie aber war dies zu erklären? Wo sollte man die Gewalten suchen, die so übermächtig in das Schicksal der Menschen eingreifen?

Es ist verständlich, daß der Mensch in jenen Zeiten der Dämmerung des Wissens, als er mühsam im Dunkel tastend die Zusammenhänge in einer zum größten Teil noch gar nicht entdeckten äußeren und inneren Welt zu erraten suchte, auf den Gedanken verfiel, daß die erhabenen Gestirne, die ihm völlig unnahbar am Himmel ihre Bahnen ziehen, jene Mächte sein könnten, die sein Schicksal regieren. Wie er alle Vorgänge in der Natur erklären zu können glaubte, indem er hinter den Dingen das Leben vom Wesen seiner Art als wirkend annahm, so fand er auch die Erklärung für das Regiment der Gestirne in der Vorstellung, daß die Gestirne eine Art von Übermenschen, gnädige und ungnädige Götter seien. Der mächtige Einfluß der Sonne auf alles irdische Geschehen lag offen vor aller Augen; gewisse Einflüsse des Mondes z. B. der auf Ebbe und Flut des Meeres, war ebenfalls unverkennbar; der Wechsel der Jahreszeiten fiel zusammen mit dem wechselnden Stand der Sonne zu den Sternen des Tierkreises. Wenn die Sterne die Jahreszeiten regierten, warum sollten sie nicht auch die kleinen menschlichen Schicksale lenken? Nichts haftet fester im Geiste der Völker wie der Einzelnen, als die Eindrücke der Kindheit. Wir dürfen uns daher nicht wundern, daß auch der Glaube an die Gestirne tief in die helleren Zeiten herein lebendig blieb. Die uralte Verknüpfung von Wahn und Wahrheit hat Goethe in berühmten Versen wiedergegeben:

„Wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen,
Die Sonne stand zum Gruße der Planeten,
Bist alsobald und fort und fort gediehen,
Nach dem Gesetz, wonach du angetreten.
So mußt du sein, dir kannst du nicht entfliehen,
So sagten schon Sibyllen, so Propheten;
Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt
Geprägte Form, die lebend sich entwickelt."

Durch alle Jahrtausende herauf haben die Astrologen die Unfehlbarkeit des Horoskops gepriesen; nährten den Glauben an ihre Kunst die immer wieder auftauchenden Berichte von Fällen, in denen die Voraussage glänzend in Erfüllung gegangen sei. Aber derjenige, der auf anderen Gebieten, wie z. B. auf dem der Heilverfahren, erkannt hat, wie sog. Erfahrungsbeweise in den Händen von Ungeschulten zustande kommen, wie oft der Wunsch der Vater der Erkenntnis ist, wie nur die Erfolge gezählt zu werden pflegen, während die Mißerfolge übersehen oder rasch vergessen werden, darf solche Berichte nicht gelten lassen, sondern müßte strengere Beweise fordern; selbst wenn wir bezüglich der Bedingungen, von denen die angeborene Veranlagung eines Menschen abhängt, heute noch so unwissend wären, wie vor 300, ja vor 30 Jahren.

Ein Mittel, um zuverlässig festzustellen, welchen Wert das Geburts-Horoskop besitzt, wäre die systematische Massenbeobachtung nach den Regeln der Statistik, die uns überall da zu helfen vermag, wo eine Mehrheit von Bedingungen zusammenwirkt, die wir nur teilweise oder unvollkommen kennen, deren verhältnismäßiges

Gewicht wir daher von vornherein nicht abzuschätzen vermögen. Alle Jahre werden im Deutschen Reich weit mehr als eine Million Kinder lebend geboren (1925 waren es 1,29 Millionen oder im Mittel 3535 auf den Tag). Das sind große Zahlen. Wenn die Konstellation am Tage der Geburt auch nur einigermaßen gewichtig wäre für Beschaffenheit und Schicksal der Geborenen, dann könnten Gruppen, mit einer je nach den Tagen der Geburt auffallend gleichen oder verschiedenen Beschaffenheit nicht verborgen bleiben. Ich habe bisher nichts von einer derartigen statistischen Untersuchung gehört.

Sie ist aber auch ganz überflüssig, denn es gibt andere uralte Erfahrungstatsachen, welche vor aller Augen liegen und für sich allein die Nichtigkeit des Horoskops erweisen würden, auch wenn wir sonst nichts wüßten. Ich meine die Erfahrungen über die Beschaffenheit der Zwillinge. Wenn die Konstellation entscheidend wäre, dann müßten sich die Zwillinge nach Beschaffenheit, Entfaltung und Schicksal weitgehend gleichen, da sie doch in der Regel in derselben Stunde, also unter „demselben Stern" geboren sind. Aber nur etwa ein Drittel von ihnen entspricht der Erwartung; das sind die sog. eineiigen, die aus einem einzigen befruchteten Ei entstanden sind. Zwei Drittel aber, diejenigen, die gemeinsam geboren werden, weil gleichzeitig zwei Eier befruchtet worden sind, sind und entwickeln sich so sehr verschieden, wie Kinder desselben Elternpaares überhaupt verschieden sein können! Man sagt, jede Minute sei die Konstellation anders, daher auch bei Zwillingen, die nacheinander geboren werden, verschieden und somit deren Verschiedenheit erklärlich. Aber wenn schon so geringe Verschiebungen der Konstellation, wie sie in einer Viertel- oder Halbstunde vor sich gehen, so große Wirkungen haben würden, wie groß müßten dann die Unterschiede zwischen denen sein, deren Geburtszeiten durch Wochen und Monate getrennt sind?

Ich muß befürchten, von den Sachverständigen getadelt zu werden, daß ich über die Frage der Nativität auch nur eine Zeile geschrieben habe; denn für die Wissenschaft existiert diese Frage überhaupt nicht. Nur völlige Unwissenheit kann heute noch glauben, daß die angeborene Beschaffenheit etwas sei, das erst in der Stunde der Geburt festgelegt werde, denn die Forschungen der letzten Jahrzehnte haben uns mit unbedingter Gewißheit gelehrt, daß nicht in der Stunde der Geburt sondern längst vorher, im Augenblicke der Zeugung, im Augenblicke der Befruchtung, die Schicksalswürfel fallen.

Zur Stabilisierung der Vernunftwährung

Von August Kühl in München

So selbstverständlich jedem, der einen ungefähren Einblick in das von der Wissenschaft beherrschte Weltbild hat, die völlige Ablehnung der Astrologie ist, so schwierig ist es, einem Anhänger der im buchstäblichen Sinne vorsintflutlichen astrologischen Weltanschauung ihre Unhaltbarkeit nachzuweisen. Die Denk-Kreise eines Wissenschaftlers und eines Astrologen jeder beliebigen modernen Richtung zeigen eben leider keine Überschneidungen; ein Stabilisierungsunternehmen zugunsten der Vernunft gegen die astrologische Inflation kann daher nur einer weiteren Diskreditierung der Vernunft-Währung Einhalt tun, m. a. W. die noch Schwankenden ernüchtern und dadurch allmählich die Astrologie aus Nahrungsmangel wieder in die Stübchen der Kartenlegerinnen zurückdrängen, in die sie gehört.

Die moderne Astrologie rechnet sich gern zu den okkulten Wissenschaften, insofern mit Recht, als sie ihren eigentlichen Wesenskern am liebsten im Dunkel verbirgt. Zieht man ihr durch nüchterne Analyse einen verhüllenden Schleier fort, so trifft man auf einen noch dichteren und im Augenblick, wo man hofft, sie in ihrer ganzen Nacktheit bloßzustellen, entschlüpft sie behende ins Gebiet der unterbewußten Mystik und Metaphysik.

Ihr äußerer Schleier ist astronomisch-physikalischen Gewebes und wegen seiner „greifbaren Realität" leicht zerrissen: Sonne und Planeten, heißt es, senden eine geheimnisvolle

Strahlung aus, welche den werdenden Menschen im Mutterleibe an Gestalt, Charakter, Willensneigungen und -handlungen so stark beeinflussen, daß man aus der Gestirnsstellung im Augenblick der Geburt sein Lebensschicksal ablesen kann. Da alle physikalisch bekannte Planetenstrahlung bis auf verschwindende Bruchteile ihren Ursprung in der Sonne hat, so räumt auch die moderne Astrologie ein, daß die geheimnisvolle Schicksalsstrahlung der Planeten irgendwie umgewandelte Sonnenstrahlung sein muß. Denkt man sich als einen besonders günstigen Fall einen Planeten von der Größe der Erde so aufgestellt, daß er von Erde und Sonne dieselbe Entfernung wie unsere Erde von der Sonne hat, d. h. so, daß Sonne, Erde und Planet ein gleichseitiges Dreieck bilden, so läßt sich die obere Grenze des Verhältnisses irgend welcher Planetenstrahlung zur direkten Sonnenstrahlung gegen die Erde leicht angeben. Offenbar werden unter den angegebenen Bedingungen Erde und Planet zu gleichen Teilen mit direkter Sonnenstrahlung bedacht. Schreibt man nun dem Planeten die stark übertriebene Fähigkeit zu, seinen ganzen Anteil an Sonnenstrahlung in eine seinem astrologischen Charakter entsprechende „Schicksals-Strahlung" umzuwandeln und in den Weltraum zurückzuwerfen, so kann die Erde davon nur den Bruchteil auffangen, der — vom Planeten aus gesehen — ihrer scheinbaren Größe im Vergleich zur Himmelshalbkugel entspricht; das ist, wie eine leichte Rechnung zeigt, ein Milliardstel. Nimmt man weiter an, die geheimnisvollen Schicksalsstrahlen sowohl der Sonne wie des Planeten durchdringen ungeschwächt nach Bedarf die ganze Erdkugel, Hauswände und Mutterleib, so trifft auf das werdende Menschlein außer dem direkten Sonneneinfluß noch ein Quäntlein bösartiger oder gutartiger Planetenwirkung, das ein Milliardstel der Kraft der Sonneneinwirkung besitzt. Und dieses Quäntlein, das in Wirklichkeit noch viel schwächer ist, soll die direkte Sonnenwirkung in bezug auf Charakter usw. des Menschen merkbar ändern? Das widerspricht so sehr jeder Erfahrung, daß man es ohne weiteres als naturwissenschaftlichen Unsinn bezeichnen muß, den Planeten überhaupt irgend eine Wirkung anzudichten.

Bleibt die Prüfung einer Schicksalsstrahlung der Sonne allein! Wenn sie besteht, muß ihre Einwirkung beginnen in dem Augenblick, da die Keimzelle im Mutterleibe erwacht und dauern bis zur Geburt, d. h. durchschnittlich 6500 Stunden lang. Wenn nun für ein Horoskop der Augenblick der Geburt aus Unkenntnis um ½ Stunde falsch angesetzt wird, so würde damit die Gesamtbestrahlung im Höchstfalle um $^1/_{13000}$ oder nicht ganz $^1/_{100}$ v. H. fehlerhaft berücksichtigt. Vernünftige Erwägungen verlangen, daß durch einen so kleinen Fehler auch das Ergebnis (eben die Vorhersage über Charakter und Leben) nur belanglos verschoben wird. Da aber die astrologischen Regeln für eine halbstündige Änderung der Geburtszeit schon ein gründlich geändertes Zukunftsbild ergeben, müssen sie in bezug auf das der genauen Geburtszeit zugeschriebene Gewicht als unhaltbar gelten.

Außer der Geburtszeit berücksichtigt die Astrologie den Geburtsort. Sieht man von der Komplikation ab, daß bei weiten Reisen der Mutter die hauptsächliche Sonnenwirkung auf das werdende Kind überhaupt nicht damit zusammenhängen kann, so muß doch zumindest die geographische Länge des Geburtsortes ebenso belanglos sein wie die Geburtszeit, denn innerhalb eines 24stündigen Turnus wiederholt ja jeder Längengrad während der neunmonatigen Reifezeit des Kindes täglich alle möglichen Stellungen zur Sonne. Daher darf ein Irrtum in der geographischen Länge um 8 Grad, d. i. nahezu die Ausdehnung Deutschlands, nicht mehr ausmachen als ein Fehler von ½ Stunde in der Geburtszeit. Der astrologischen Ansicht über den Einfluß der geographischen Breite des Geburtsortes kann man allerdings beistimmen, da erfahrungsgemäß jede Sonnen-Wirkung stets von der Neigung des Strahleneinfalls, also im Großen und Ganzen von der geographischen Breite abhängt.

Einfachste allgemein anerkannte Erfahrung sagt einem also: wenn überhaupt eine astrologische Gestirnswirkung besteht, so kann sie nicht von den Planeten, sondern nur von der Sonne herrühren und kann weder genau nach der Geburtszeit noch der geogr. Länge des Geburtsortes abgestuft sein, sondern muß einen merklichen Einfluß der geographischen Breite des Geburtsortes zeigen. Dabei war gemäß astrologischem Brauch noch die höchst unwahrscheinliche, absolute Durchdringungsfähigkeit der geheimnisvollen Strahlung vorausgesetzt. Läßt man diese versuchsweise fallen, d. h. läßt man die Möglichkeit einer Änderung der Strahlung durch die Erde selbst zu, so muß ihre Wirkung in mannigfache Abhängigkeit geraten vom Wetter während der ¾jährigen Reifung des Menschen, also auch von der Jahreszeit, m. a. W. vom ungefähren Geburtstag und vom Klima, ja wegen der Bodenbeschaffenheit unter Umständen wieder von der genauen Länge des Geburtsortes, d. h. gerade von den astrologisch geforderten Momenten. Da zu diesem Erfolg aber verzichtet werden mußte auf die Durchdringungsfähigkeit, das einzig Geheimnisvolle, das die Schicksalsstrahlung vor der physikalisch bekannten Sonnenstrahlung im weitesten Sinne voraus haben sollte, so kann die astrologische

Wirkung nur identisch sein mit der Wirkung der Sonnenstrahlung überhaupt. Ihren Einfluß auf die Entwicklung auch des werdenden Kindes bestreitet kein vernünftiger Mensch; jeder weiß ja, daß Leben, Licht und Freude einzig von der Sonne kommen, daß Menschengestalten und Charaktere stark verschieden sein können nach dem Klima ihrer Heimat und dem Witterungsstand ihrer Geburts- und Jugendjahre, ja sogar nach der Jahreszeit ihres Geburtstages. Man wird indessen zu seiner Abschätzung nie untaugliche astrologische Rechnungen anstellen, sondern die sicheren Ergebnisse der Biologie, Physiologie und ihrer Nachbargebiete zu Rate ziehen.

Der moderne Astrologe überläßt denn auch erfahrungsgemäß die fadenscheinige naturwissenschaftliche Hülle ihrem Schicksal und weist nun ehrfurchtheischend auf das Gewicht der „astrologischen Erfahrung", auf die große Zahl angeblich zutreffender Horoskope. Eine haltbare Statistik der Horoskope würde aber ein ebenso vernichtendes Urteil fällen wie die naturwissenschaftliche Überlegung. Leider existiert sie nicht und ist auch in Zukunft kaum zu beschaffen. Die Astrologie pflegt nämlich — wer will ihr das verübeln! — fast ausnahmslos in stiller, d. h. verborgener Teilhaberschaft zu arbeiten mit praktischer Graphologie, Phrenologie, Charakterologie, Physiognomik usw., wie denn auch kaum ein umfangreicheres Lehrbuch der Astrologie auf nachdrückliche Hinweise dieser Art verzichtet. In keinem Horoskop aber ist kenntlich, welche seiner Aussagen der Menschenkenntnis oder Handschriftendeutung seines Autors entsprangen. So sind eine unkontrollierbare Zahl aller Horoskope nur der mystische, aber ganz nebensächliche Rahmen für Aussagen, die auf eine zwar sehr interessante, aber durchaus unastrologische Weise abgeleitet wurden.

Außer durch stille Teilhaberschaft der genannten Art gefälscht, sind nahezu alle Horoskope nach dem Leben korrigiert. Das ist eine nach astrologischen Regeln leider meist nötige Art, um sich über die Unkenntnis des genauen Geburtsmoments, d. h. der Durchtrennung der Nabelschnur hinwegzuhelfen; sie besteht darin, daß der Horoskopsteller ein oder mehrere wichtige Lebensdaten, die er vom Antragsteller erbittet, so gut es geht, mit passenden Planeten-Aspekten zur Deckung bringt; m. a. W. er verschiebt die vorhandenen Aspekte in andere Häuser, so daß sie jetzt andere Interessensphären betreffen und oft ganz anderen Charakter annehmen. Der Geburtsmoment selbst braucht zu dieser Manipulation meist nur um Zeiten verschoben zu werden, die dem Antragsteller durchaus wahrscheinlich dünken. Für ein Gesellschaftsspiel wäre ja gegen diese geistreiche Korrektur nichts einzuwenden; für eine Statistik der Horoskope aber bedeutet das Wissen darum das Vernichtungsurteil. Es ist ja ein Kinderspiel bei der weit überwiegenden Mehrzahl irgend einer Gruppe von Menschen, deren Leben ein krasses Ereignis, z. B. ein Mord gemeinsam ist, die Horoskope so zu drehen, daß dieses Ereignis aus dem Horoskop ablesbar wird.

Der Vollständigkeit halber mag eine Probe aufs vorstehende Exempel erwähnt werden, die aus Diskussionsabenden vom Frühjahr 1920 stammt. Mehrere Astrologen erboten sich — unter Ausschaltung der Hilfswissenschaften und unter der Bekanntgabe nur eines Lebensdatums (obwohl die Geburtsstunde bekannt war) — mein Horoskop zu stellen. Bei einer von den Astrologen als sehr nachsichtig anerkannten Prüfung der recht banalen Aussagen ergaben sich 35 v. H. Treffer. Bei der Nachprüfung eines Versuchshoroskops, in welchem ich Sonne und Planeten willkürlich im Tierkreis verteilt hatte, fanden sich 37 v. H. Treffer mit meinem Leben. Das Urteil lautete daher: ein bestimmtes Personenhoroskop hat genau soviel Treffer wie ein blind zusammengewürfeltes Zufallshoroskop und nicht den geringsten Sinn. Die Vertreter der Astrologie nahmen das Vernichtungsurteil öffentlich hin, aber (und jetzt kommt die Flucht in den Okkultismus) nur in bezug auf mein Horoskop, da ich ein „so vollkommener Materialist sei, daß die Gestirne die Antwort auf die Schicksalsfrage verweigern".

Diese Flucht in das Gebiet metaphysischen Glaubens, um der Anwendbarkeit naturwissenschaftlicher Erkenntnisse und Methoden zu entkommen, ist mittlerweile auf breiter Linie erfolgt. Unter Anknüpfung an die Anfänge chaldäischer Sternreligion und durch systematische Verbindung mit allen übrigen Pfaden des Okkultismus ist ein Lehrgebäude errichtet, nach dem im grauen Altertum die priesterlichen Chaldäer hellseherisch die Planeten als kosmisch-übersinnliche Realitäten erkannt haben, deren Intelligenz und Wille nach bestimmten durchs Horoskop erkennbaren Gesetzen den Einzelmenschen zu hindern oder zu fördern sucht, eine höhere Stufe der Vollkommenheit zu erreichen. Da das Versagen der Treffsicherheit reiner Horoskope natürlich auch durch diese Sternenmystik nicht beseitigt wird, ist man obendrein genötigt, die Horoskop-Aussagen weniger auf das „unwichtige" äußere Leben als vielmehr auf das (unkontrollierbare) Seelenleben und das völlig unbekannte Gebiet der unterbewußten Seelenregungen zu beziehen. Damit hört dann selbstverständlich auch die letzte Diskussionsmöglichkeit über moderne Astrologie auf.

Brief eines Augenarztes

Ihrer Aufforderung, mich zum Thema Astrologie zu äußern, kann ich nur mit Vorbehalt nachkommen. Ich bin zur Beschäftigung mit der astrologischen Literatur gekommen durch das Studium der sogenannten Augendiagnose und verwandter medizinischer Methoden, die nicht nur ebenso wie die Astrologie überwiegend von Pfuschern und Scharlatanen mit dem größten Erfolg geschäftlich ausgebeutet werden, sondern ihrem ganzen Geist nach deutlich ihren Ursprung aus den Gedankengängen der astrologischen Medizin verraten, wie ich dies in einem Kapitel meiner Schrift „Augendiagnose und Okkultismus" (1926 bei Ernst Reinhardt, München) ausgeführt habe. Wie der Sternhimmel als Makrokosmos auf den Menschen und seine Schicksale als Mikrokosmos bestimmenden Einfluß ausübt, so soll der Mensch seinerseits als Makrokosmos auf einzelne Teile seines Körpers als Mikrokosmos (also Stirn, Hand, Fingernagel, Regenbogenhaut usw.) formgebend, bestimmend einwirken, so daß man aus der Betrachtung dieser Teilgebilde Konstitution und Krankheiten des Körpers erkennen kann. In der genannten Schrift habe ich nachgewiesen, daß den dort besprochenen Methoden durchaus nichts Okkultes innewohnt, wie dies ja auch von einem Teil der Neuastrologen für die Astrologie betont wird, sondern daß es sich um rationale Gedankengänge handelt, die also auch rational beurteilt werden können.

Während ich mich aber auf dem Gebiet der Augendiagnose auf ausgedehnte persönliche Nachprüfungen und Erfahrungen stützen konnte, habe ich mich niemals praktisch mit Astrologie beschäftigt. Nur derjenige aber kann nach meiner Meinung ein maßgebendes Urteil über solche Fragen fällen, der sich auf eigene praktische Untersuchungen berufen kann. Dies ist auf dem Gebiete der Astrologie um so notwendiger, als kürzlich ein Buch erschienen ist (H. v. Klöckler, Astrologie als Erfahrungswissenschaft, E. Reinecke, Leipzig) das von keinem Geringeren als Hans Driesch eingeführt wird, u. a. mit den Worten: „Ich weiß nicht, welches Verfahren wissenschaftlich genannt werden soll, wenn nicht dieses". Ich habe den Eindruck, daß das Vorgehen an sich nach wissenschaftlichen Gesichtspunkten angeordnet sein mag, daß aber seine Ergebnisse völlig davon abhängen, in welcher Weise der Verfasser bei der Horoskopstellung verfahren ist. Wir sind hier vollkommen auf das Maß des Vertrauens angewiesen, das wir dem Verfasser entgegenbringen wollen. Bei vielen würde sich dieses Vertrauen wohl erst einstellen, wenn eingehende Nachprüfungen die Ergebnisse bestätigt haben.

Das Wesentliche an dem Problem der Astrologie scheint mir darin zu liegen, daß gewisse Gedankengänge, die ohne Zweifel von sehr alten und sehr klugen Köpfen stammen, soweit ich es übersehen kann, richtig sind, die Schlußfolgerungen aber und besonders die darauf gegründete praktische Anwendung völlig absurd erscheinen. Der richtige Grundgedanke ist die universelle Bedingtheit des Weltalls, von dem der Mensch nur einen lächerlich kleinen Teil bildet, dessen Abhängigkeit von dem kosmischen Geschehen um ihn herum nicht groß genug gedacht werden kann. Die Größe und die dichterische Schönheit dieses Gedankens durch die Jahrhunderte getragen zu haben, ist sicher ein Verdienst der sonst in ihren Auswirkungen sehr schädlichen astrologischen Lehre. Nach dieser Auffassung kann jede kleinste Bewegung, jede organische oder anorganische Gestaltung im Weltall als vollkommen notwendige Folge einer vorausgegangenen Bewegung oder Gestaltung gedacht werden, und jede derartige Kausalkette ist mit Milliarden anderer nach ganz bestimmten Gesetzen verknüpft. Daß in diesem ungeheuer komplizierten Netz die Sterne auch mit dem Menschen verflochten sind, kann kaum geleugnet werden, und es bedarf nicht des Hinweises auf bekannte Wirkungen der Witterungsverhältnisse, der Sonnenstrahlen, der Röntgenstrahlen u. a. auf die lebende Zelle, um diesen Gedanken zu verdeutlichen.

Noch verwickelter wird die Sache dadurch, daß gewisse Kettenglieder, die wir als psychoides und als psychisches Geschehen fassen, wesensverschieden von dem rein stofflichen Netz, in dieses aufs engste eingefügt sind, wobei über die Art der Verbindung verschiedene Auffassungen möglich sind. Aber sicher ist wohl, daß in ausgedehntem Maße eine Wechselwirkung von Körperlichem auf Geistiges und Geistigem auf Körperliches stattfindet, und so wäre eine Grundlage für diese Seite des astrologischen Gedankengebäudes möglich[1]).

Aber dieser Feststellung muß auf dem Fuß die zweite folgen, daß unmöglich irgendein Geist, es sei denn der von La Place gedachte, dieses Wundernetz an irgendeinem Punkte ergreifen und seine Maschen so entwirren kann, daß aus der Stellung der Gestirne die Persönlichkeit, das Besondere eines Lebewesens und seine Schicksale erschlossen werden können, es sei denn auf dem Wege der Parapsychologie, des räumlichen und zeitlichen Hellsehens, hinter dessen Möglichkeit aber wohl mit Recht noch ein dickes Fragezeichen gesetzt werden darf. Die vorhandenen Grundlagen genügen noch nicht, um eine derartig einschneidende Tatsache aus allem Zweifel herauszuheben. Dieses Wundernetz kosmischer Zusammenhänge bleibt also für uns unentwirrbar; das als Ersatz von der Astrologie aufgezeigte Netz aber, dessen Entwirrung uns vorgeführt wird, hat freilich wesentlich gröbere Maschen. Und da die Parapsychologie hier ausgeschaltet bleibt, so kann das Gespinst unter die Lupe der Wissenschaft genommen, und, wenn es sich als ungeeignet zur Erkennung der Zusammenhänge erweist, abgelehnt werden. Das hat die Astrologie (vgl. u. a. Boll, Sternglaube und Sterndeutung) schon im Altertum erleben müssen (Karneades), ebenso in ihrer eigentlichen Blütezeit, der Renaissance (Pico della Mirandola). Besonders kraftvoll hat sich auch der große Bacon gegen den ihn rings umgebenden spekulativen Kram gewehrt.

Aber wie nun, wenn gewisse Vertreter der Astrologie die rationale Beweisführung, also die Wissenschaft, ablehnen, wenn sie sich auf jene andere Form des Erkennens berufen, die in unserer Zeit zwar infolge des bösen Wissenschaftsbetriebes verkümmert, aber doch noch vorhanden sei, auf die Intuition, sei es nun auf die eigene oder auf die der Vorfahren? Man stützt sich dabei auf Dacqués Lehre von der Natursichtigkeit uralter Geschlechter. Wie noch heute der Zugvogel, einem inneren Antrieb folgend, sich zum Flug nach den warmen Ländern erhebt, oder wie der Hellseher angeblich weiß, wo ein verlorener Gegenstand sich befindet, oder welche Ereignisse sich in der Umgebung eines alten Schmuckstückes abgespielt haben, so sollen diese Leute gewußt haben, daß z. B. unter dem Zeichen des Widders Geborene ein vorwärtsstürmendes Temperament besitzen, daß Jupiter Reichtum, Kraft, Fülle bewirkt usw. Diese Erfahrungen unvorstellbarer Vorfahren sollen sich durch die Jahrtausende überliefert haben, so daß wir intuitionslosen Spätgeborenen bloß noch nachzumessen und auszurechnen haben.

Die bekannte Schwierigkeit aber, daß durch die Präzession des Frühlingspunktes die heutige Stellung der Tierkreisbilder zur Erde gar nicht mehr dieselbe ist wie zur Zeit der Chaldäer, wird schon von den alten Griechen dadurch erledigt, daß es gar nicht die Sternbilder, sondern 12 Kraftfelder am Himmel seien, jedes genau 30° groß, von welchen jene Einflüsse auf die Bildung der Individuen ausgehen; damit

[1]) Leo Jordan wendet sich in seiner „Kunst des begrifflichen Denkens" (F. Bruckmann in München) gegen diese Grundlage: „Den Astrologen macht es Spaß, das labile, unberechenbare, einmalige Menschengeschehen vom stabilen, berechenbaren, sich gesetzmäßig wiederholenden Sterngeschehen abhängig zu machen." „Die Denkbarkeit Astrologie ist kritisch eine ‚Unmöglichkeit': denn Unberechenbares kann von Berechenbarem nicht unmittelbar abhängen, sondern ist immer durch ein Bewußtsein hindurchgegangen. Es liegt also nicht die Beziehung von Ursache (Sterngeschehen) und Wirkung (Menschengeschehen), sondern die Beziehungen von Grund (Entschluß oder Reiz) und Folge (Aktion oder Reaktion) vor. Dies ist die begriffliche Zergliederung von Schillers poetischer Widerlegung". („In deiner Brust sind deines Schicksals Sterne!")

ist die angebliche Erfahrung der alten Chaldäer gerettet. Damals standen eben die Tierkreisbilder so ziemlich an der Stelle der unverschieblichen Kraftfelder, die nach H. A. Strauß (Astrologie, Grundsätzliche Betrachtungen, München 1927, S. 46ff.) von der Sonne erzeugt werden. Bei den Planeten aber sind es die Sterneinflüsse selbst, welche den Menschenkeim im Augenblick seiner Geburt beeindrucken. Mit diesem Augenblick der Geburt ist es ja auch eine eigene Sache. Wir hören, daß ein über der nördlichen Halbkugel kulminierendes Kraftfeld nicht nur auf diese, sondern auch auf die Antipoden wirkt, wobei seine Strahlen durch die Erdkugel hindurchgehen. Sollten sie nun nicht auch den Leib der Mutter durchdringen können? Warum dann aber den Augenblick der Geburt als maßgebenden Zeitpunkt für die Horoskopstellung wählen? Aber freilich, es werden ja in der Astrologie auch sonst ganz willkürliche Zeitpunkte zur Horoskopstellung benutzt und damit nach dem erhaltenen Ergebnis die Zeit der Geburt korrigiert, die ja so gut wie niemals auf die Minute festliegt.

Kein wirklich wichtiger Fortschritt in dem Siegeszug des menschlichen Geistes über die Natur ist ohne Vernunft und Erfahrung zustande gekommen. Man braucht sich nur einmal die Frage vorzulegen, ob man in einer ohne diese Hilfsmittel konstruierten Lokomotive fahren oder sich einen Zahn ausziehen lassen möchte, der lediglich auf Grund der Intuition oder des Horoskops als der kranke erkannt wurde. Ist nicht doch der Zahnarzt sicherer? Nach der wertvollen Studie Karl Sudhoffs (Iatromathematiker, Breslau 1902 bei Kern) sind medizinische Bestandteile schon in den allerersten Anfängen der Astrologie nachzuweisen, mehr noch bei Ptolemäus, besonders in dem ihm zugeschriebenen „Centiloquium". Ein Dutzend dieser kurzen Sentenzen ist medizinischen Inhalts. „So handeln Nr. 19 und 21 über die Purgation (Luna in Conjunktion mit Jupiter günstig, desgleichen der Mond in den wäßrigen Tierkreiszeichen Skorpion und Fische, besonders wenn der Herr des Aszendenten mit einem Planeten sub terra in Conjunktion steht ... Nr. 20 bringt das viel beregte Diktum, daß kein Glied mit der Eisenklinge berührt werden dürfe, wenn der Mond im Tierkreiszeichen desselben Gliedes steht ... a. a. O. S. 8)."

Jedem Tierkreiszeichen entsprach nämlich ein bestimmtes Glied, und diese Abhängigkeit wurde in zahllosen naiven Abbildungen dargestellt, deren eine auf S. 58 meiner Schrift abgebildet ist: dem Widder entsprach der Kopf, dem Stier der Hals, dem Löwen das Herz, der Jungfrau Magen und Darm, den Fischen die Füße usw. Auch die Planeten hatten bestimmte Zuordnungen, namentlich Sonne und Mond. Man richtete sich streng nach diesen Tafeln, die einer dem anderen nachzeichnete, und kein Chirurg hätte es wagen dürfen, entgegen dem Gebot der Sterne das Messer anzusetzen. Auch heute wieder treten die Erben dieser Geistesschätze mit ähnlichen Ansprüchen auf: nur bei günstigem Horoskop darf operiert werden! Man male sich die Folgen bei dringenden lebenswichtigen Eingriffen aus!

Wahre Abgründe von Wahn tun sich auf, wenn man die Folgerungen aus dem übersieht, womit heute Tausende von Menschen spielen, nachdem sie soeben den anderen Wahn abgeschüttelt haben, man könne mit Hilfe der Naturwissenschaft im mechanischen Sinn die ewigen Rätsel des Daseins erklären. Aber Vernunft und Erfahrung haben diesen letzteren Irrweg überwunden, warum sollen sie nicht auch den nach der anderen Seite führenden vermeiden lehren? Sagen wir also einfach: wir sind gerne bereit zu glauben, daß Jupiter fett und Saturn melancholisch macht, wenn wir uns durch die Statistik davon überzeugen können, daß es so ist.

Dacqué sagt (Astrologische Blätter, Dezember 1926): „Da man nun schon vor Jahrtausenden empirisch festgestellt hat, von welcher seelisch-körperlichen Struktur ein Individuum ist, das unter bestimmten Aspekten, also unter bestimmten Emanationen der Sterne geboren ist, so kann man aus diesen Stellungen mittels eben dieser Erfahrung auch seine Anlagen bestimmen." Auf eine Anfrage, die ich nach einem Vortrage über Astrologie an den Redner richtete, wo denn eigentlich diese Erfahrungen niedergelegt seien, erhielt ich die Antwort, daß alle alten Quellen so

widerspruchsvoll und verwirrt seien, daß man damit nichts anfangen könne (Übereinstimmung mit Boll); das Wertvolle in der Astrologie sei neuesten Datums!

In dem Buche von Klöcklers ist reiches Erfahrungsmaterial niedergelegt. Ich halte mich nicht für zuständig, über seinen Wert zu urteilen, aber ich darf der Hoffnung Ausdruck geben, daß es recht bald von einer möglichst vorurteilslosen und sachverständigen Seite geprüft werde. Wirklich sachverständig ist nur jemand, dem nicht nur die rein astronomischen Grundlagen und die Übung im Horoskopstellen, sondern vor allem auch die philosophischen und psychologischen Voraussetzungen zu Gebote stehen. Ganz besonders die letzteren.

Zwei Füße sind es nämlich, auf denen die Astrologie wie jene anderen ihrem Geist entsprossenen Methoden durchs Land läuft. Der eine heißt: „Ich kann mir sehr gut denken, daß . . .“ und der andere: „Es stimmt in den allermeisten Fällen.“

Es ist ein Unglück, daß der Mensch sich soviel denken kann! Mühelos kann ich mir z. B. vorstellen, daß das Sternbild des großen Bären durch die Ludwigstraße wandelt und mit dem Schwanze wedelt. Die wenigsten Menschen machen sich aber klar, wie gering die Beweiskraft des Satzes ist: Ich kann mir sehr gut denken, daß . . .

Ebenso gering ist gewöhnlich die Beweiskraft des zweiten Satzes: „Es stimmt in den allermeisten Fällen“, denn meistens fehlt jede Andeutung einer kritischen Untersuchung, warum es denn „stimmt“. Dieses Stimmen kann auf die allerverschiedenste Art zustandekommen. Man kann glauben, daß etwas stimmt, und man kann sich getäuscht haben oder getäuscht worden sein; es kann etwas stimmen, weil es in den allermeisten Fällen nach Lage der Dinge stimmen muß; es kann der erwartete „Erfolg“ eintreten, ohne daß der geringste ursächliche Zusammenhang zwischen ihm und der als Ursache vermuteten Sache besteht.

Setzen wir einmal den Fall, es hätte jemand behauptet, daß das Atmen des Kutschers mit der Drehung der Wagenräder zusammenhängt, so wird jemand, dem es nur auf jenes oberflächliche Stimmen ankommt, bestätigen, daß die beiden Vorgänge zusammenfallen. Vielleicht kann er sich auch sehr gut denken, daß . . . Schließlich wird aber doch die Wahrheit herauskommen, weil man eben auf die Dauer nicht der Tatsache ausweichen kann, daß der Kutscher auch beim Stillstehen der Räder atmet.

Hier liegt ein sehr einfacher Fall vor. Aber wie kompliziert sind die behaupteten Sterneinflüsse, die sich nicht nur in der mannigfaltigsten Weise gegenseitig hemmen oder verstärken sollen, sondern die auch keineswegs unter allen Umständen als zwingend gedacht werden (Astra inclinant, non necessitant), und wie kompliziert sind die körperlichen, seelischen und schicksalhaften Vorgänge, mit denen jene in Beziehungen gesetzt werden! Da müssen jedermann die Schwierigkeiten einleuchten, auf die eine vernünftige Nachprüfung stößt!

Gleichwohl ließen sich doch gewisse von der Astrologie behauptete Beziehungen ganz exakt nachprüfen, z. B. die Angabe, daß Jupiter zur Fettleibigkeit, Saturn zur Melancholie geneigt mache, oder daß Verwandte, wie von Klöckler angibt, häufiger als es der Wahrscheinlichkeitsrechnung entspricht, ähnliche Horoskope haben. („Die Tatsache der astralen Heredität gehört zu den absolut gesicherten Ergebnissen unserer neueren astrologischen Forschung.“) Eine rein objektive Nachprüfung derartiger Behauptungen wäre ein verdienstvolles Unternehmen. Wäre die Lehre richtig, so könnte man entsprechenden Gebrauch von ihr machen. Ist sie aber falsch (und ich zweifle nach der Art ihrer Entstehung nicht daran, daß sie falsch ist), so wäre ihre Ausrottung eine Wohltat für die Menschheit. Aber dieser Kampf muß den Charakter einer Belehrung, nicht einer Schmähung tragen und vor allem den Gedanken einer kosmischen Allverbundenheit unberührt lassen, der nicht nur nicht schädlich, sondern erhaben ist; verderblich im höchsten Grad ist nur die scharlatanhafte Prophetie und Medikasterei, die sich hinter dieser erhabenen Maske verbirgt, genau so, wie heute das Wort „Biologie“ den Deckmantel für alle möglichen Kurpfuschereien abgeben muß.

München. Fritz Salzer.

Astrologen vor Gericht

Von Albert Hellwig in Berlin

Das deutsche Strafgesetzbuch kennt im Gegensatz zum code pénal und anderen ausländischen Strafgesetzbüchern keine Sonderbestimmung gegen das gewerbsmäßige Wahrsagen, so daß für ein gerichtliches Vorgehen gegen Astrologen nur die Einleitung von Betrugsverfahren in Betracht kommt. Nur in Süddeutschland kennen einige landesrechtliche Polizeistrafgesetzbücher die Übertretung der „Gaukelei". Sie unterscheidet sich vom Betruge besonders dadurch, daß eine Bestrafung auch dann eintritt, wenn der „Gaukler" gutgläubig ist, während in Betrugsprozessen die Frage des guten Glaubens die Kardinalfrage bleiben wird, solange die Wissenschaft die Astrologie nicht anerkennt. Ich habe in den letzten beiden Jahrzehnten manches Aktenstück in Händen gehabt, in dem ein gegen einen Astrologen oder einen anderen Wahrsager eingeleitetes Betrugsverfahren eingestellt worden ist oder mit Freisprechung geendet hat, obwohl alles dafür sprach, daß der Beschuldigte in frivoler Weise auf die Leichtgläubigkeit derer, die nicht alle werden, spekuliert hatte. Doch habe ich hie und da auch einen Fall gefunden, wo viel dafür sprach, daß das Gericht dem Angeklagten zu Unrecht seinen guten Glauben bestritten hatte. Diese Schwierigkeit, selbst in Fällen, in denen betrügerische Ausnutzung des Aberglaubens vorliegt, ohne besondere Sachkunde dem Angeklagten seinen bösen Glauben nachzuweisen, verschuldet es wohl auch, daß nur verhältnismäßig selten ein Betrugsverfahren anhängig gemacht wird. Es sind mir nur wenige Fälle bekannt, in denen in Bremen, Berlin, Dresden, München und anderen Städten Betrugsverfahren gegen Astrologen eingeleitet und durchgeführt worden sind; dagegen habe ich zahlreiche Akten aus Bayern in Händen gehabt, in denen es zur Verurteilung wegen der Übertretung der Gaukelei gekommen ist.

In einem Gaukeleistrafverfahren gegen den Buchhalter D. hat die Strafkammer in München im Jahre 1921 zutreffend ausgeführt, daß unter Wahrsagen nicht bloß das Vorhersagen der Zukunft zu verstehen sei, sondern „jedes Vorgeben, auf übernatürlicher Grundlage Auskunft über Ereignisse geben zu können, die mit den natürlichen, den Menschen zur Verfügung stehenden Mitteln nicht oder zur Zeit nicht erforscht werden können." Und in einem Strafverfahren gegen den Schriftsteller G. hat das Bayerische Oberste Landesgericht den Satz aufgestellt, daß es nicht darauf ankomme, ob die Bestrafung der Gaukelei, wie sie das Polizeistrafgesetzbuch vorsieht, berechtigt sei, oder aber, wie der Angeklagte meine, nach dem heutigen Stande der Wissenschaft als veraltet zu gelten habe: „Denn das Gericht ist an das zur Zeit geltende Gesetz gebunden, das keinen Raum für eine Auslegung in dem von dem Angeklagten gewünschten Sinne bietet."

In einem 1922 vor dem Schöffengericht zu Bremen gegen eine Graphologin und Astrologin Frau R. verhandelten Betrugsverfahren erklärte diese bei ihrer Vernehmung, früher habe sie Horoskope gestellt. Da diese aber häufig nicht gestimmt hätten, glaube sie nicht mehr an die Richtigkeit derartiger Voraussagen. Die bei ihr beschlagnahmten Horoskope seien teils Übungsarbeiten, teils seien sie aus Büchern abgeschrieben. Als der Staatsanwalt ihr die verfängliche Frage stellte, ob sie die Sterne auch über den Ausgang des Termins vor dem Schöffengericht befragt habe, bejahte sie diese Frage und setzte hinzu: „Heute ist ein ganz besonders guter Tag, um mit dem Gericht zu verkehren!" Trotzdem wurde die Angeklagte zu einer Geldstrafe wegen Betruges verurteilt. Das erinnert mich an einen Phrenologen und Kurpfuscher, der sich kürzlich wegen Gewerbevergehens vor meiner Berufungsstrafkammer zu verantworten hatte und der mich nach meiner Kopfform u. a. als einen ideal gesinnten Mann bezeichnete, der streng gerecht sei. Auf meine mit einem Lächeln vorgebrachte Frage, was er dann aber sagen werde, wenn seine Berufung verworfen werden würde, erklärte er geistesgegenwärtig: „Dann werde ich sagen: Gott hat es so gewollt." In der Tat hatte es Gott so gewollt.

Die Sekretärsfrau A. machte geltend, sie habe sich nicht strafbar gemacht, da sie ihren Kunden nur Charakterbilder geliefert habe auf Grund der von ihr angeblich wissenschaftlich und mit behördlicher Genehmigung betriebenen Charakterologie, — ohne daß sie aber mit diesem Einwand Erfolg hatte. Auch ihre Revision wurde verworfen, wobei das Bayerische Oberste Landesgericht den Satz aufstellte, daß Gaukelei auch dann vorliege, wenn anderen angebliche Enthüllungen über ihre Charakteranlagen gemacht würden.

Ein Schriftsteller und Kaufmann St. hatte u. a. für die Mitglieder einer okkultistischen Loge astrologische Vorträge gehalten. Nach der Aussage einer Opernsängerin im Ermittlungsverfahren wurden in diesen Versammlungen immer die neuesten Ereignisse der „Astrologen-

verfolgungen" besprochen und bekanntgemacht, wo die letzten Haussuchungen durch die Polizei stattgefunden hätten. St. mahnte die Anwesenden, vorsichtig zu sein und gab Anweisungen, wie sie sich bei etwaigen Haussuchungen verhalten müßten. Er besprach dann auch das Horoskop eines auf diesem Gebiete besonders tätigen Kriminalbeamten, dessen Namen man in allen diesen Akten immer wieder begegnet und der sich daher nicht besonderer Beliebtheit bei den zünftigen Astrologen erfreut. St. suchte aus dem Horoskop nachzuweisen, daß dieser Kriminalbeamte eines gewaltsamen Todes sterben werde. Man kann sich vorstellen, mit welcher Genugtuung die jene Versammlung besuchenden Fanatiker dieses tragische Geschick ihres Todfeindes erfahren haben werden. Hoffen wir, daß auch hier die Sterne oder vielmehr Herr St. nicht recht behalten werden. Seine Gemeinde wird sich dann damit trösten, daß sie sagt: „Gott hat es nicht gewollt!"

In dem Verfahren gegen diesen Astrologen bekundete eine Zeugin, ihr Mann habe an Astrologie geglaubt. St. habe ihm erklärt, das von ihr erwartete Kind sei nicht das seine. Er werde noch eine zweite Ehe eingehen, da seine Frau bald verrecken werde. Er werde dann in bessere Verhältnisse kommen, eine schöne Wohnung und feinere Möbel bekommen. Es wäre beinahe zur Scheidung deswegen gekommen; auch habe ihr Mann sie, im Vertrauen auf die astrologischen Berechnungen St.s, während der Schwangerschaft schlecht behandelt, während er früher zu ihr und den Kindern immer gut gewesen sei. Seitdem er aber gesehen habe, daß ihr jüngstes Kind ihm wie aus den Augen geschnitten sei, sei er wie umgewandelt, und die Harmonie sei wieder hergestellt. Dieser Fall zeigt zur Genüge, wie verhängnisvoll die Voraussagen von Astrologen wirken können, gleichgültig, ob sie begründet sind oder nicht.

Ein Musiker O. hatte geglaubt, durch die Maschen des Gaukeleiparagraphen dadurch hindurchschlüpfen zu können, daß er, wie er behauptete, auf Grund seines langjährigen Studiums und seiner vieljährigen Praxis lediglich die Konstellationen des Kunden berechne, während er die Deutung dem Kunden selbst überlasse. Diesen Einwand wies das Amtsgericht als unbegründet zurück mit einer vielleicht rechtlich nicht ganz einwandfreien Begründung.

Ein Artist L. ging von Wirtschaft zu Wirtschaft und verkaufte dort unter betrügerischen Vorspiegelungen handschriftliche und mit Maschinenschrift hergestellte Horoskope. Er wurde mit Fug und Recht wegen Betrugs verurteilt.

Der Graveur P. wies nach, daß er Mitarbeiter an mehreren astrologischen Werken war, und der Verteidiger behauptete, daß der Angeklagte „als ernster wissenschaftlicher Forscher in astrologischen Kreisen anerkannt und von diesen zur Mitarbeit hinzugezogen worden sei." Er behauptete auch, die Astrologie und ihre praktische Verwertung sei keine Gaukelei, sondern Wissenschaft. Der Angeklagte habe auch nicht, wie dies das Polizeistrafgesetzbuch voraussetze, gegen Lohn die Horoskope gestellt; vielmehr betrachte er die Annahme von Geld nur als Entgelt für verlorene Zeit, die er sonst für die Betätigung in seinem eigentlichen Beruf als Graveur verwenden könnte. Doch leuchteten diese Finessen dem Gericht nicht ein.

Eine vielseitige Dame ist Frau T., die gleichzeitig Verkäuferin, Zimmervermieterin und Astrologin ist. Einer Zeugin hatte sie erklärt, sie sei im Sternbild des Fisches geboren, ihr Mann in dem des Wassermanns, darum paßten sie beide nicht recht zusammen, und es sei besser, wenn sie nicht mehr zu ihrem Mann gehe. Wahrscheinlich werde sie aber ihrem Stern folgen müssen. Sie werde bei ihrem Mann nicht bleiben und schon im nächsten Jahr einen anderen heiraten. Dann beginne für sie erst die glückliche Zeit. Die Zeugin setzte hinzu, die Angeklagte habe ihr auch vorausgesagt, daß sie im Februar vorher noch wieder mit ihrem Mann gehen werde; und das sei auch eingetroffen. So zweifle ich auch nicht daran, daß sie sich dann im nächsten Jahre auch tatsächlich von ihrem Manne getrennt haben wird, und zwar weil sie glaubt, die Sterne könnten nicht lügen. Sie hat ihr Geschick nach der Voraussage der Astrologin gestellt und so selbst bewirkt, daß sie in Erfüllung gingen. Die Angeklagte behauptete nach dem Urteil, ihre Aussagen hätten stets gestimmt, und sie sei fest von der Wahrheit ihrer Angaben überzeugt. Nicht ganz im Einklang hiermit steht allerdings, wenn sie hinzusetzte, wenn manches nicht zugetroffen habe, so komme das daher, daß man nicht verstanden habe, den Stern richtig zu deuten. So findet der Abergläubische immer wieder einen Scheingrund, der ihn hindert, an seinem Glauben irre zu werden. Im Urteil wurde ausgeführt, daß der Strafzweck durch eine Geldstrafe nicht erreicht werden könne, wenn man berücksichtige, „daß es nicht ausgeschlossen sei, daß eine Kundin der Angeklagten infolge ihrer ungünstig lautenden Wahrsagerei schwer erkrankt sei, wenn auch hierfür ein Schuldbeweis nicht habe erbracht werden können, ferner daß gerade in der jetzigen Zeit für derartige Wahrsagerei ein nicht kleiner Teil des Volkes besonders empfänglich sei und sich ausbeuten lasse."

Ein Dienstmädchen G. endlich, die sich ihrer Angabe nach in der Hauptsache mit Hellsehen befaßte, ausnahmsweise auch einmal Karten legte und hier und da auch Horoskope stellte,

wurde zu einer Haftstrafe von einer Woche verurteilt. In den Strafzumessungsgründen wurde u. a. festgestellt, daß sie nach ärztlichem Gutachten degenerativ hysterisch veranlagt sei und deshalb den sie drängenden Frauen nicht das erforderliche Maß von Widerstandskraft entgegenstellen könne wie ein normal veranlagter Mensch. Dieses Dienstmädchen, das ihren ursprünglichen Beruf allerdings schon längst aufgegeben hatte, war u. a. auch von einem bekannten Nervenarzt aus dem Kreise v. Schrenck-Notzings untersucht worden. Hierbei hat sich dieser seiner Angabe nach davon überzeugt, „daß tatsächlich sehr viele Umstände, die sie aus dem Leben der Vergangenheit und Gegenwart der jeweiligen Versuchsperson aussagte, in überraschender Weise der Wahrheit entsprachen". Inwieweit man sich auf diese Mitteilungen verlassen kann, kann zweifelhaft sein, wenn man aus dem Gutachten des Gerichtsarztes u. a. erfährt, daß die Angeklagte nach der Bekundung ihres eigenen Vaters geäußert hat: „Nur wer dumm ist, muß arbeiten. Mir werden die Leute das Geld so bringen. Sie sind ja dumm genug."

Daß das, was diese Astrologen, die wegen Betruges oder Gaukelei verurteilt worden sind, betrieben haben, durchweg Hokuspokus gewesen ist, den man beim besten Willen nicht ernstnehmen kann, wird kaum bestritten werden können. Wer in schablonenmäßiger Weise oder aufs Geratewohl Horoskope stellt, oder wer bei der Deutung von Horoskopen vielerlei herausliest, was sich nach keinem astrologischen System, insbesondere auch nicht nach den von ihm angeblich durchstudierten Lehrbüchern, aus ihnen entnehmen läßt, der kann sich nicht darauf berufen, er habe in „wissenschaftlicher" Weise Astrologie betrieben und sei von der Richtigkeit seiner Deutungen überzeugt gewesen.

Ein amerikanisches Preisausschreiben

Die amerikanische Zeitschrift „Science and Invention" hat sich, wie wir Zeitungsmeldungen entnehmen, die Bekämpfung des Aberglaubens zum Ziel gesetzt. Um festzustellen, wie viel zuverlässige Wissenschaft hinter Spiritismus und Astrologie stecke, hat sie einen Preis von 21 000 Dollar für den Nachweis der Möglichkeit mit Geistern zu verkehren ausgesetzt; zwei weitere Preise von 1000 und von 5000 Dollar für drei genaue, bis in alle Einzelheiten richtige Horoskope und für die Voraussage von drei großen Ereignissen, die auf anderem Wege nicht vorherbestimmt werden können. Den Bedingungen des Ausschreibens für Spiritismus hat noch niemand genügt. Von dem Astrologie-Ausschreiben ist bisher nur ein Ergebnis bekannt geworden. Eine berühmte amerikanische Astrologin erhielt von der Leitung des Preisausschreibens die Angaben über eine bekannte, jedoch nicht mit Namen genannte Persönlichkeit: Geburtstag und Geburtsstunde, Geburtsort, Jahr der Heirat, Geburt des ältesten Sohnes, Zahl der Kinder und Tod der Gemahlin. Es handelte sich um die Daten Wilhelms II. In ihrem Horoskop verzeichnete die Astrologin entscheidende Ereignisse für 1926, während sie die verhängnisvollen Jahre 1914 und 1918 als bedeutungslos überging. So wartet auch der Astrologiepreis noch immer auf seinen Empfänger.

Persönliche Erfahrungen mit Astrologen

Von Arthur Hübscher in München

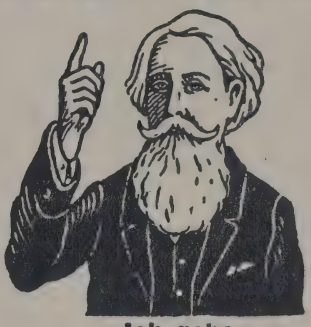
Es gibt zwei Arten von Sternkundigen, die Zukunft und Schicksal voraussagen können. Sie scheiden sich nach dem Geltungsbereich des Bayerischen Polizei-Strafgesetzbuches von 1871, das in Artikel 54 folgendes bestimmt:

„Wer gegen Lohn oder zur Erreichung eines sonstigen Vorteils sich mit angeblichen Zaubereien oder Geisterbeschwörungen, mit Wahrsagen, Kartenschlagen, Schatzgraben oder anderen dergleichen Gaukeleien abgibt, wird an Geld bis zu M. 150.— oder mit Haft bestraft."

Die bayerischen Geschäftsastrologen haben mit dieser Bestimmung schon verschiedentlich zu ihrem Nachteil Bekanntschaft gemacht. Sie sind gezwungen auf dem Lande zu leben, wo es nur eine Gendarmerie gibt und keine Polizei, oder ihr Gewerbe im geheimen zu betreiben,

wobei sie sich den Hinweis auf das erhöhte Risiko geschickt zunutze machen. Außerhalb Bayerns ist die Lage der Astrologen viel günstiger. Sie geben in der Art der alten, schon von Grimmelshausen verspotteten Praktikenschreiber Jahr für Jahr ihre Astrologischen Kalender mit Wettervorhersagen und Ratschlägen über gute und kritische Tage für die Landwirtschaft, für Geschäfte, Briefe, Reisen, Vergnügungen usw. heraus, unterhalten eigene Büros und machen in der Öffentlichkeit für sich und ihre Fähigkeiten ausgiebig Reklame. In illustrierten Zeitschriften und Magazinen finden sich regelmäßig Anpreisungen dieser Vertreter der wahren, meist chaldäischen Astrologie, von denen jeder doch seine eigene, ganz neue und unbekannte Methode hat. Wie ihre mittelalterlichen Kollegen täuschen sie wissenschaftliche Bestätigungen jenes allgemein menschlichen Triebes vor, der überall und immer die Menschheit nach Vordeutungen des eigenen Schicksals suchen läßt, im Kaffeesatz und in den Karten der Wahrsagerin wie in der wandernden Wanze der drei gerechten Kammacher, in dem ausgelöschten Lichte und den kriechenden Insekten Lichtenbergs, und wie andererseits in den Kometenerscheinungen, den Sonnen- und Mondfinsternissen, die Aufstieg und Untergang von Königen und Staaten anzeigen.

Wollen Sie Jhre Zukunft wissen?



Ich gebe

Damen und Herren

Aufklärung über ihr ganzes Leben, **Zukunft, Charakter, Heirat, Eheleben,** Lotteriespiel usw.? Senden Sie Ihre Adresse und Geburtsdatum an den **URANUS-VERLAG,** Abt. A 20, **Frankfurt a. M. Schliessfach 222,** und Sie erhalten

kostenlos

eine wichtige Mitteilung zugeschickt. Zahlreiche Dankschreiben aus der ganzen Welt. Existiert seit 1904.

Da ist der Uranus-Verlag in Frankfurt a. M. Seine Anzeige, die einen würdigen, weißbärtigen Mann mit bedeutsam erhobenem Zeigefinger darstellt, verheißt Damen und Herren Aufklärung über das ganze Leben, Zukunft, Charakter, Heirat, Eheleben, Lotteriespiel usw. Sendet man Anschrift und Geburtsdatum ein, so erhält man die „wichtige Mitteilung", daß „ein Horoskop auf wissenschaftlicher Grundlage für jeden denkenden Menschen der Weg zum Glück" sei. Man handelt „in eigenem Interesse", wenn man Bild und Handschriftenprobe, einsendet und Bestellungsformular und Fragebogen genau ausfüllt: Name? Geburtsdatum und -stunde? Geburtsort? Familienstand? Datum der Heirat? Zahl der Kinder? Männliche? Weibliche? Krankheiten? Geburtsdaten der Kinder? Bild und Handschriftenprobe ist beizufügen. Ein Lebenshoroskop (Radix) mit Berechnung und Zeichnung des Geburtssternhimmels, Deutung des ganzen Lebens und Charakterschilderung soll M. 12.— kosten, ein Jahreshoroskop, in dem die Ereignisse und Möglichkeiten, die günstigen und ungünstigen Zeiten eines Lebensjahres errechnet sind, M. 10.—. Die Preise entsprechen ungefähr den geltenden astrologischen Tarifen, die sich nur bei größerer Ausführlichkeit des Lebenshoroskops auf M. 20, 25, sogar 50 erhöhen.

Wer derartig hohe Ausgaben für eine zweifelhafte Sache scheut, dem teilt der Neukultur-Verlag, Berlin W 9, „einführungshalber" ganz umsonst mit, was das Jahr 1927 in bezug auf Liebe, Ehe, Beruf, Reisen und Krankheiten bringen wird. Gegen Einsendung des Geburtsdatums und eines „beliebigen Unkostenbeitrages" schickt er eine vervielfältigte Jahresdeutung nach dem Sonnenstande bei der Geburt. Alter astrologischer Lehre zufolge hat das Tierkreiszeichen, in dem die Sonne bei der Geburt steht, ebenso starken Einfluß auf die Beschaffenheit des Menschen wie das gerade aufsteigende Zeichen, der Aszendent. Wenn dieses vor allem das Individuelle kennzeichne, so weise das Sonnenzeichen auf den Typus einer ganzen Menschenklasse, also auf körperliche und seelische Eigenschaften und Lebensumstände, wie sie einer großen Anzahl von Menschen gemeinsam sind. In diesem Sinne ist es zu verstehen, wenn der Astrologe von Widder-, von Stier-, von Jungfraumenschen spricht, und in diesem Sinne auch, wenn der Neukultur-Verlag den Steinbockmenschen verheißt, daß im Jahre 1927 vor allem diplomatische Fähigkeiten, Büro- und Geldangelegenheiten, Prüfungen und neue Berufe astrale Förderung erwarten dürfen. „Besonders günstig ist, was mit Vergnügungen, Vergnügungsstätten und Luxusgegenständen in Verbindung steht, ferner mit Kunst, auch sind Erfolge durch Verkauf und Erzeugung von Getränken zu er-

zielen." Mit Spiel, Wetten, Spekulation, Freundschaften und Liebesbündnissen wird der Steinbockmensch Erfolg haben, dagegen muß er sich „vor Vergiftungen zufälliger Art, vor Medizinen, vierfüßigen Tieren, Kutschern und Dienstboten" in acht nehmen. Nach drei Tagen sendet der Neukultur-Verlag „der Einfachheit halber" gegen Nachnahme von M. 2.— noch ein wörtlich aus dem Weltrhythmus-Kalender für 1917 entnommenes Verzeichnis der Generalstörungen für 1927 sowie 12 Monatshoroskope nach dem Sonnenstande. In bunter Abwechslung erscheinen gute Geschäfte (im Januar, wo sich Mars im Zeichen Stier befindet), nette Bekanntschaften (Februar), Schwierigkeiten mit Verwandten und mysteriöse Angelegenheiten (März), körperliche Indispositionen oder Hindernisse im Beruf (April), Differenzen mit sozial höher Stehenden (Mai), Revolutionen und Umwälzungen im Geschäft (Juni), häusliche Interessen oder Wohnungswechsel (Juli), Arbeitslust (hervorgerufen durch den Eintritt der Sonne in das Zeichen Jungfrau im August), neue Verbindungen (September), Differenzen und böse Gedanken, „die sich unter Umständen auch auf des Nächsten Weib beziehen können" (Oktober), Verzögerungen (November), und schließlich eitel Harmonie und Freude (Dezember). Ganz Genaues und Einwandfreies lasse sich nur im Rahmen eines individuellen Jahreshoroskops sagen. Der Unterschied liege auf der Hand. Während beim Sonnenhoroskop nur das allerdings grundlegenden Einfluß besitzende Zentralgestirn berücksichtigt werde, könne in einem Radixhoroskop neunmal so viel und mit neunfacher Sicherheit ausgesagt werden, da ja „alle neun Planeten wie Sonne, Mond, Jupiter, Neptun, Uranus, Merkur, Venus, Mars und Saturn" genau berücksichtigt werden. Das Bestellungsblatt verlangt außer den üblichen Daten noch Angaben über Körpergröße, Farbe des Haares und der Augen, die wohl bestimmt sind, die übliche Beschreibung des Äußeren nach dem aufsteigenden Tierkreiszeichen zu sichern.

Nachdruck verboten

Seltenes Angebot!
Frei für alle Leser
Was bringt das Ja
in bezug
Liebe, Ehe, Beruf, R heiten us
Auf Grund astrologisch beantworten wir Ihnen d führlich einführungshal Einsendung Ihres Ge eines beliebigen Unkostenbeitrages. — Schreiben S
Neukultur-Verlag, Abt. G. 96, Berlin W 9,
Ausführl. Prospekte gratis u. franko. Viele Dankschr
Bitte Bekannte hierauf aufmerk

Auch A. Möller, Büro für wissenschaftliche Astrologie, Charlottenburg, versendet bei Bestellung seines „umfangreichen Jahreshoroskops" für M. 2.- vervielfältigte „Voraussagen auf Grund der Transite hinsichtlich des Sonnenstandes am Geburtstage". Er verheißt den Steinbockkindern für 1927 Freuden und Annehmlichkeiten, materielle und berufliche Erfolge, aber auch Mißlichkeiten und Anfeindungen. Seine Monatsprognosen bauen sich auf einem besonderen System auf, das 27 000 Jahre zurückverfolgt werden kann. Der Januar sei günstig für geistige Tätigkeit, schriftliche Angelegenheiten, angenehme Verbindungen und Freundschaften, der Februar bringe glücklichen Verlauf aller Unternehmungen, März und April vergnügliche Stunden, die Monate von Mai bis August Aufregungen, voreilige Handlungen und deshalb Unannehmlichkeiten und Verluste, September und Oktober würden angenehm und friedlich verlaufen, November und Dezember im wesentlichen bedeutungslos bleiben. A. Möller ist ein vielseitiger Mann. Er preist eine Menge von Schriften an, die auf Art und Richtung seiner astrologischen Bemühungen Rückschlüsse zulassen: Der Tanz im Selbstunterricht, Das Einmachen der Früchte, Heilmagnetismus, Wie werde ich Redner?, Die Humorkiste, Der Zaubersalon, Mikoschwitze usw. Nach einer Woche erhält man auch von ihm eine Nachnahmesendung: die Charakterschilderung nach dem Tierkreiszeichen, wie sie in jedem astrologischen Handbuch steht. Wieder liegen Prospekte bei, die allerdings schon mehr für Eingeweihte bestimmt scheinen. Sie behandeln: Die Zauberbibel von Dr. Musallam, Das 6. bis 13. Buch Mosis, Die Tänzerin Charmazel, Die Kunst des Wahrsagens, Das große Traumbuch, Kleines Sympathiebuch, Die Kunst reich zu werden, Das Tun und Treiben nach dem Tode, Wie gewinne ich in der Lotterie? usw.

Hugo Schmidt, Astrologisches Büro, Berlin, gibt in seiner Geschäftsanzeige zunächst Aufklärung über die Astrologie in seinem Sinne. Sie sei nichts anderes als die Lehre von der Wirksamkeit radioaktiver Strahlen und Strömungen. Sie sei die älteste Wissenschaft, sie reiche 27 000 Jahre zurück (vermutlich die nach oben abgerundete Zahl der Jahre, welche die Sonne zum Durchlaufen des Tierkreises benötigt: 25 920). Seine Probedeutung des Steinbock-Charakters schließt Hugo Schmidt mit der Versicherung, daß er seine Schriften niemandem aufdränge. Das hindert ihn nicht, gegen Nachnahme noch eine astrologische Vorausschau

für 1927 sowie ein ausführlicheres Lebenssonnenhoroskop zu senden, dessen einleitende Worte die alte Verwechslung von Sternbildern und Tierkreiszeichen begehen, die sich durch die ganze mittelalterliche Wahrsageastrologie hindurchzieht. Dem Sonnenhoroskop ist eine Gesundheitsregel beigegeben, eine Atemübung nach der altindischen Yogalehre, bei der man in Gedanken eine auf Grund der Sonnenkonstellation genau errechnete Geheimformel zu sprechen hat: „Ich will frei von allen Fehlern werden! Strebsam ist mein Geist! Ich werde mit den Menschen leben! Wie sie sind! Ich werde Glück und Erfolg heute haben!" Die Vorausschau für 1927 weist in der Art des Neukulturverlags auf den Wert eines mit neunfacher Sicherheit zu stellenden Radixhoroskops hin. In den Einzelheiten weicht sie wiederum erheblich ab: Der Januar bringe kaufmännische Erfolge und Wohnungswechsel; der Mars im Stier deutet nicht auf die guten Geschäfte des Neukultur-Verlags, sondern auf Neigung zu Ausschweifungen; der Februar sei günstig für Handel mit Flüssigkeiten (Ölen, Fetten); für den März wird nicht der ungünstige Durchgang Jupiters durch das Zeichen der Fische betont, wie vom Neukultur-Verlag, sondern der günstige Stand des Planeten in der Nähe der Sonne, der auf Freundschaften, eigenes Heim und Beruf wohltätigen Einfluß übe; der April sei günstig für Lotteriespiel, Handel mit Schönheitsmitteln und Drogen und für den Kauf von Schmucksachen, der Mai für Liebesdinge, der Juni für Herzensbündnisse, der Juli bringe Disharmonien und ungünstige Angelegenheiten mit Behörden, der August Auseinandersetzungen mit Teilhabern, aber auch geschäftliche Erfolge (Merkur im Krebs), der September Erfolge in Kunst- und Grundstücksangelegenheiten und neue Verbindungen nach dem Ausland, der Oktober Streitigkeiten und neue künstlerische Erfolge, der November gesellschaftliche Veranstaltungen, eine Vertrauensaufgabe und Erfolge durch Reisen, der Dezember Krankheiten, besonders Erkältungen, und Verluste; Vorsicht sei beim Gebrauch von scharfkantigen Werkzeugen und Schußwaffen angezeigt. Eine Spezialanalyse für zweckmäßiges Lotteriespiel kann Schmidt für M. 15.— liefern.

Ein berühmter Astrologe

macht ein glänzendes Angebot

Er will Ihnen GRATIS sagen

Wird ***Ihre Zukunft*** glücklich, gesegnet, erfolgreich sein? Werden Sie Erfolg haben in der Liebe, in der Ehe, in Ihren Unternehmungen, in Ihren Plänen, in Ihren Wünschen? Sowie mehrere andere wichtige Punkte, welche nur durch die Astrologie enthüllt werden können.

Sind Sie unter einem guten Stern geboren?

Ramah, der berühmte Orientalist und Astrologe, dessen astrologische Studien und Ratschläge einen tausendfachen Strom von Dankschreiben aus der ganzen Welt hervorgerufen haben, wird Ihnen ***gratis*** gegen blosse Mitteilung Ihres Namens, Ihrer Adresse und Ihres genauen Geburtsdatums durch seine unvergleichliche Methode eine astrologische Analyse Ihres Lebens und Ihrer Zukunft senden, welche, neben seinen „Persönlichen Ratschlägen" Anweisungen enthält, welche Sie nicht nur in Staunen, sondern in Begeisterung versetzen werden. Seine „Persönlichen Ratschläge" enthalten die Macht, Ihren Lebenslauf günstig zu verändern. Schreiben Sie sofort und ohne Zögern in Ihrem eigenen Interesse an ***Ramah,*** Folio 10 E, rue de Lisbonne 44, ***Paris.*** Eine kolossale Ueberraschung wartet Ihrer! — Wenn Sie wollen, können Sie Ihrem Schreiben M 0,50 in Briefmarken beilegen, welche bestimmt sind, einen Teil seiner Portospesen, Druckerei- u. a. Kosten zu decken. — Porto nach Frankreich: M 0,25

Besondere Anteilnahme findet man bei den beiden Ausländern, die aus reiner Menschenfreundlichkeit weissagen, dem „qualifizierten Exponenten der wahren chaldäischen Astrologie" Professor Roxroy im Haag, und dem „berühmten Orientalisten und Astrologen" Ramah, Paris, der auf Grund seiner unvergleichlichen Methode umsonst eine Analyse von Leben und Zukunft liefern will, die nicht nur Erstaunen, sondern Begeisterung hervorrufen wird. Ramahs Schreiben ist psychologisch sehr geschickt: Er habe bei seiner Untersuchung außerordentlich interessante Ergebnisse in bezug auf eine Angelegenheit gefunden, deren genauere Darlegung man sich unbedingt beschaffen sollte, bevor es vielleicht zu spät ist. Gewisse persönliche Dinge erfüllen ihn mit einem tiefen persönlichen Interesse an seinem Klienten. „Ich würde nicht nur meine persönliche Pflicht vernachlässigen, sondern auch Ihnen selbst ungerecht sein, wenn ich Ihnen nicht dringend anheimstellen würde, sofort sich ihre eingehende wissenschaftlich-astrologische Deutung Ihres Lebens kommen zu lassen, in welcher ich Ihnen das Mittel enthülle, das Sie zu grenzenlosen Schätzen führt, auf deren Strom Sie zu Reichtum, Ruhm, Liebe und Ehren gleiten können." Auch besondere Fragen, wie sie in dem umstehend abgedruckten Fragebogen verzeichnet sind, wird er beantworten. Und das alles, rein aus persönlicher Anteilnahme, für die Hälfte des eigentlichen Preises.

Wenn man der zwecklosen Schreibereien müde ist und endlich nach persönlicheren Auskünften von Mensch zu Mensch verlangt, mag man auf drei verschiedene Typen von Wahrsage-Astrologen treffen: Man kommt zu der Planetenschlägerin mit schwammigem Gesicht und Intelligenzbrille. Sie verschweigt Namen, Wohnung und Beruf, man trifft sie nur im Hause von Dritten an. Zur Aufstellung eines Horoskops ist sie nicht imstande. Es sei auch

gar nicht nötig. Sie bestimmt nach dem Geburtstag das Tierkreiszeichen und den Geburtsgebieter, für den sie nach kurzem Schwanken zwischen Sonne und Jupiter den letzteren erklärt. Man stellt später fest, daß es nicht stimmt, dennoch hat sie aus den falschen Voraussetzungen manchmal richtige Schlüsse gezogen, ebenso wie sie die richtigen Angaben, die man

FRAGEBOGEN

(Die Fragen, welche für Sie von Interesse sind, wollen Sie freundlichst mit einem + [Kreuz] anzeichnen.)

1	Werde ich im Leben Erfolg haben?
2	Was denkt eine gewisse andere Person von mir?
3	Bin ich in meinen Folgerungen zu übereilt?
4	Warum bin ich unglücklich?
5	Welches sind meine glücklichen Tage?
6	Welches sind meine unglücklichen Tage?
7	Was gehört zu einer starken Individualität?
8	Wie kann ich die meinige erhöhen?
9	Wie kann ich meine Feinde beherrschen?
10	Wie kann ich schlechter Nachrede entgegentreten?
11	Was ist die Ursache meiner Besorgnisse?
12	Wie kann ich mich derselben befreien?
13	Welchen Beruf sollte ich verfolgen?
14	Wie kann ich meine Nervosität bezwingen?
15	Welches sind meine guten Eigenschaften?
16	Welches sind meine schlechten Eigenschaften?
17	Bin ich argwöhnisch?
18	Bin ich starrsinnig?
19	Wie kann ich einen guten Eindruck machen?
20	Werden meine Eltern ein hohes Alter erreichen?
21	Werde ich genesen?
22	Wie kann ich die Liebe der Person erwerben, an welche ich denke?
23	Was wird mit mir geschehen?
24	Wie kann ich rasch Geld verdienen?
25	Werde ich in der Ehe glücklich sein?
26	Wie kann ich mein Einkommen aufbessern?
27	Werde ich die Person heiraten, die ich liebe?
28	Kann ich in politischer Hinsicht Erfolg erzielen?
29	Bemängle ich andere zu viel?
30	Bin ich in meinen Reden oder in meinen Handlungen ernst?
31	Wie kann ich das Interesse anderer Personen erwecken?
32	Bin ich wirklich wahrhaftig?
33	Werde ich Kinder haben?
34	Was für eine Person sollte ich heiraten?
35	Wie kann ich glücklich werden?
36	Werde ich meine Wohnung wechseln?
37	Wird sich meine Zukunft ändern?
38	Sollte ich meine Beschäftigung wechseln?
39	Habe ich einen festen Willen?
40	Lasse ich mich leicht beeinflussen?
41	Werde ich in einen anderen Wohnort kommen?
42	Würde ich ein guter Chef sein?
43	Werde ich lange leben?
44	Wie kann ich meine Willenskraft stärken?
45	Wie kann ich ein Fehlschlagen verhindern?

ihr macht, manchmal in ganz falschem Sinne auslegt. Die Schilderung des Tierkreistypus hat sie auswendig im Kopfe, für die Jahresvoraussage stützt sie sich auf die Ephemeriden (Gestirnstandstabellen) für 1927, die sie ohne Schwierigkeiten auslegt und mit zahlreichen Beispielen aus ihrer Praxis erläutert. „Sie werden vorwärts kommen oder doch niemals ganz untergehen. Sie werden Glück im Staatsdienst und bei Behörden haben, auch im Ausland und ganz besonders auf einem Schiff. Dreimal werden Sie dem Tod entgehen. Ihr Lebensabend wird ohne Sorgen sein. Ihre günstigen Tage sind Sonntag und Donnerstag, besonders

günstig sind die ersten Morgenstunden. Richten Sie sich immer nach der Sonne, nehmen Sie wichtige Dinge bei Sonnenaufgang vor! Das Jahr 1927 ist im allgemeinen besser für Sie als das vergangene. Der April bringt Ihnen Erkältungen und Streitigkeiten, der Mai ist gesundheitlich gefährlich, der Juni ungünstig für den Verkehr mit Behörden. Sie sollten in dieser Hinsicht nichts unternehmen, denn wenn eine Angelegenheit schlecht aspiziert ist, hilft alles nichts. Im Juli ist Vorsicht mit Verkehrsmitteln, Trambahnen, Autos und Elektrizität nötig. Sie brauchen das nicht immer wörtlich zu verstehen. Ich kenne jemanden, der eine ungünstige Konstellation für Maschinen und Elektrizität hatte, bei dem war die Elektrizität geistig gemeint, er hatte damals innere Spannungen und Aufregungen durchzumachen. Der August bringt unerwartete Ausgaben und Konflikte, September angenehme Familienereignisse und kleine Überraschungen, Oktober ist schlecht für Reisen, im November müssen Sie vorsichtig sein mit Geld und Wertsachen, nichts ausleihen, Dezember bringt wieder angenehme Familienereignisse, aber auch unerwartete Ausgaben . . ."

Ein Vertreter der wissenschaftlichen Astrologie ist der Graveur P., der sich schon 20 Jahre mit der Materie befaßt und verschiedene Bücher über Astrologie geschrieben hat. Er läßt seine Besucher warten, da er immer belastendes Material wegzuräumen hat. Die Wohnung ist trostlos verschmutzt, ein durchgelegenes Bett, verstaubte Möbel und Kisten, zerbrochene Leuchter und Tabakschachteln. Mit scheuer und vorsichtiger Stimme erzählt er, daß er schon fünf Geldstrafen bekommen habe, nur einmal habe eine günstige Jupiterkonstellation Verjährung des Verfahrens bewirkt. Alle paar Tage durchsuchen die Kriminalbeamten Wohnung und Taschen. Obwohl er versichert, daß die genaue Berechnung eines Horoskops drei Wochen daure, liefert er schon in wenigen Tagen die gewünschte Arbeit, bei der eine „korrigierte", nach den Daten von Eheschließung und Tod des Vaters richtig gestellte Geburtszeit zugrunde gelegt ist. Die Auslegung ist in ziemlich oberflächlicher Weise auf eine Wiedergabe von Regeln der Lehrbücher beschränkt, stellenweise wörtlich aus der „Allgemeinen Astrologie und Horoskopie" von Grimm abgeschrieben. „Alle Verwöhnung in Diät und sonstigen Genüssen ist zu vermeiden, die Diät muß leicht sein und hauptsächlich in Fischen, Wildpret oder Milch bestehen, auch Eier und Pflanzenkost sind zu empfehlen. Alle berauschenden Genußmittel und jede Nahrung, die übermäßig Zucker, Stärke und Malz enthält, ist auszuschließen, da diese Nahrungsmittel ungünstig auf die Nieren einwirken . . . In Bezug auf das Wohnhaus sollte die Richtung der Fenster nach Westen und Süden sein; die Richtung der Reisen sei nach Südosten und in nord- nordöstlicher Richtung vom Geburtsort aus. Günstige Zahlen für ev. Lose sind 1, 4, 2, 7, 22, 31, 34, 43. Von Metallen sind Gold und Silber als Ringschmuck zu verwenden, von Edelsteinen Chrysolith, Hyacinth, Diamant, Beryll, Aquamarin verborgen zu tragen."

Einen weitaus günstigeren Eindruck macht das wissenschaftliche Horoskop des stellenlosen Kaufmanns W. Er betreibt die Astrologie nur, um hin und wieder einen Skeptiker zu überzeugen, nicht zu Erwerbszwecken, eine Versicherung, die allerdings nicht so ganz ernst gemeint ist. Er ist in seinen Voraussagen erheblich zurückhaltender als P. Wesentlich erscheint ihm vor allem die Deutung des Charakters. Seine Darlegungen lassen selbständiges Durcharbeiten des Materials erkennen, beschränken sich aber vorwiegend doch auf Allgemeinheiten, auf die Anführung von Möglichkeiten und die Erteilung von guten Ratschlägen. Bei seiner vorsichtigen Ausdrucksweise ist es nur in wenigen Fällen möglich, ihm geradezu Falsches nachzuweisen. Übrigens versichert er, daß er nur solche Aussagen zu Papier gebracht habe, die mindestens durch doppelte Konstellationen bekräftigt seien.

Das führt auf die Technik der astrologischen Deutung. Die zahlreichen Unstimmigkeiten, die sich aus dem Durch- und Gegeneinander von Wirkungen der einzelnen Aspekte, der verschiedenartigen und -wertigen Stellungen der Planeten in Häusern und Tierkreiszeichen ergeben, werden auf parlamentarische Weise im Sinn der Mehrheit entschieden. Schon eine laienhafte Überprüfung des W.schen Horoskops führt auf unvereinbare Widersprüche. Um es drastisch zu zeigen: Saturn im Hause des Mars (Skorpion) bringt nach Ernst Mayers Lehrbuch der Astrologie (Berlin 1881) „schmutzige und niedrige, dabei ruhmsüchtige und aufgeblasene Leute hervor, welche an beständiger Traurigkeit leiden. Diese Übel vermehren sich noch bei einer Nachtgeburt, wo er Kahlköpfigkeit, Blindheit und andere Körpergebrechen erzeugt". Wie entsetzlich, wenn man morgens 2 Uhr geboren ist! Venus im Haus des Saturn (Wassermann) würde die üble Prognose bestätigen: „Unreine und Wollüstlinge, die eines unehrenvollen Todes sterben." Ein kurzes Leben scheint überdies durch die Konjunktion von Sonne und Mond und das Quadrat von Jupiter und Mars bezeugt. Glücklicherweise überwiegen aber günstige Konstellationen: Der Mond an 3. Stelle bringt Vermehrung des Vermögens und Freunde, Jupiter an 11. Stelle Reichtum, Ansehen, Ruhm und Sieg, Saturn im

Sextilschein mit Merkur gute geistige Anlagen. Auch die Anschläge der schlimmen Aspekte auf das Leben werden durch günstige wettgemacht: Jupiter im Dreieck mit dem Mond begünstigt Leben, Heirat, Kindererziehung, im Dreieck mit der Sonne langes Leben, Reichtum, Friede, Einigkeit.

So sind in gleicher Weise die Vorzeichen für die Entwicklung zum König wie zum Bettler, zum Heiligen wie zum Verbrecher gegeben, ein Umkreis, in dem für alles Menschliche Raum ist. Die Astrologin des dritten Typus scheint sich längst damit abgefunden zu haben, die Dame in staatlicher Stellung, die sich nur aus Liebhaberei mit ihrer Wissenschaft beschäftigt, die ihr für plumpe Wahrsagerei viel zu gut ist: Unerschöpflich seien die Möglichkeiten eines jeden Menschen. Das Horoskop zeige und erkläre sie und verhelfe zu einer höheren Lebensbereitschaft, zu einer gleichgültigeren und ruhigeren Einstellung zu den Lebensdingen. Dadurch gerade unterscheide sich die Astrologie von der Astronomie, daß sie pädagogischen Wert besitze, daß sie vom Körper zur Seele führe und von der Erscheinung zum Wesen. Mit dieser abgeklärten Auffassung aber leiten unsere persönlichen Erfahrungen schon in das Gebiet von Anschauungen über, die in Beiträgen dieses Heftes eingehend entwickelt worden sind.

*

Wie unsere Leser gesehen haben, wollen die Gebildeten unter den Vertretern der heutigen Astrologie das Hauptgewicht nicht auf die Prophezeiungen legen, sondern auf die Möglichkeiten einer gründlicheren Selbsterkenntnis, die nicht das umfassen soll, was sein wird, sondern nur das, was unter bestimmten Voraussetzungen sein kann. Demgegenüber gehen die führenden Physiker und Astronomen und andere Naturwissenschaftler von der Meinung aus, daß gerade die offene oder uneingestandene Hoffnung auf Prophetie zu einer Neubelebung der Astrologie geführt hat und nicht die philosophische oder historische Einstellung von Gelehrten, unter denen zu allen Zeiten einzelne mit der Astrologie sympathisiert haben. Es ist bei dieser verschiedenen grundsätzlichen Einstellung unausbleiblich, daß Anhänger und Gegner großenteils aneinander vorbeisprechen. Bei aller Bereitschaft, das Gemeinsame der gegensätzlichen Standpunkte zu suchen und hervorzuheben, müssen wir doch sagen, daß die Ehrfurcht vor der Vergangenheit und der Glaube an einen ewigen Kern in den zeitlich bedingten Anschauungen großer Männer uns als wissenschaftliche Menschen nicht dazu verleiten kann, verschiedene wissenschaftliche Standpunkte anzuerkennen. Im Gegenteil haben wir für eine Wissenschaft, der die „objektive Wahrheitsfrage" nebensächlich ist, so wenig Verständnis wie für eine Kunst ohne Schönheit und für eine Ethik ohne Güte.

Es bleibt die Tatsache bestehen, daß die Astrologie im überlieferten mittelalterlichen Sinn von Wahn- und Aberglauben weiteste Kreise unseres Volkes ergriffen und verheerende Wirkungen ausgeübt hat. Wenn es richtig ist, daß astrologische Büros in England und Amerika schon bestimmenden Einfluß nicht nur auf Privat- und Geschäftsleben, sondern auch auf völkische und staatliche Angelegenheiten besitzen, so haben wir allen Grund, einer ähnlichen Entwicklung bei uns nach Möglichkeit entgegenzuwirken. Damit erfährt eine sachliche Aufklärungsarbeit über die Astrologie ihre eigentliche Rechtfertigung, und wir müssen sagen, daß uns bei diesem Bemühen gerade auch die astrologischen Mitarbeiter dieses Heftes in mancher Hinsicht unterstützt haben.

Einen Gedanken mancher in diesem Heft zu Worte kommenden Gegner können wir uns freilich nicht zu eigen machen; den, daß ein so winziges Staubkörnchen wie der Mensch im Weltall keine Rolle spiele. Seelisches und Körperliches sind inkommensurabel. Man kann freilich sagen, daß der menschliche Körper schon im System unserer Sonne eine verschwindend kleine Quantität ist; aber man kann das nicht von der menschlichen Seele sagen, die weder kleiner noch größer als das Sonnensystem ist, sondern etwas anderes. Und schließlich dieses Sonnensystem selbst, das Weltall, das wir vor einigen Zeilen so kühn in den Mund genommen haben . . . sind sie, wir mögen uns noch so viel wissenschaftlich bemühen, vorzustellen ohne Vorstellung, sind sie zu denken gänzlich losgelöst von dem, der sie denkt? Also für unmöglich halten wir keinen Zusammenhang, aber wir wenden uns nicht nur gegen jene, die Unbewiesenes für bewiesen erklären, sondern auch gegen jene, die sich auf allgemeine Philosopheme zurückziehen wollen. Wer Zusammenhänge — die auch mittelbar sein können — behauptet, der soll versuchen, sie nach den Methoden der Erfahrungswissenschaften zu beweisen, dann kommt bestimmt etwas heraus, wenn vielleicht auch nicht das, was bewiesen werden sollte.

* * *

Rundschau

Vorbildliche politische Propaganda

Von Adolf Dresler in München

Wie Handel, Industrie und andere Gebiete auf die Reklame angewiesen sind, so auch die Politik. Auch die politische Propaganda ist eine Werbekunst, die zu ihrer Beherrschung die Kenntnis der Massenpsyche erfordert und sowohl künstlerische wie technische Fähigkeiten in hohem Maße beanspruchen. Unsere Gegner waren uns während des Weltkrieges in dieser Kunst erheblich überlegen, die Franzosen und Italiener in künstlerischer Beziehung, die Engländer und Amerikaner, indem sie ihre wirksame kaufmännische Reklame ins Politische übertrugen, in technischer Hinsicht, wobei freilich nicht übersehen werden soll, daß auch sehr viel Minderwertiges, Geschmackloses und Abstoßendes geleistet wurde. Nach dem Kriege sind der deutschen politischen Propaganda neue Aufgaben zugefallen: Kampf gegen den Versailler Frieden und seine Ungerechtigkeiten, gegen die Zerreißung Oberschlesiens, den französischen

Einbruch ins Ruhrgebiet usw. Wenn hier nun auch gegenüber der Propaganda während des Krieges bedeutende Fortschritte festzustellen sind, so bleibt doch noch vieles zu wünschen übrig. Es sei darum mit einigen Worten auf die politische Propaganda Ungarns hingewiesen, die in mancher Hinsicht als vorbildlich bezeichnet werden kann.

Ungarn hat durch den Frieden von Trianon zwei Drittel seines früheren Gebietes mit 12 Millionen Einwohnern und großen Teilen seiner Bodenschätze, seines Waldreichtums usw. eingebüßt. Zudem erlebte es 1919 die Blutherrschaft des Kommunismus. Zu seiner Abwehr bereits wurde eine sehr geschickte politische Propaganda mit Plakaten, Postkarten, Verschlußmarken, illustrierten kleinen Broschüren u. a. mehr getrieben. Nach dem Sturz der Räteherrschaft setzte dann eine lebhafte Propaganda gegen den Friedensvertrag ein, die sich vor allem an das Ausland wandte. Obwohl nur geringe Geldmittel zur Verfügung standen, ist da teilweise Hervorragendes geleistet worden. Nicht nur wurden alle wichtigen, Ungarn angehenden Fragen von anerkannten Wissenschaftlern in mehreren hundert, vielfach illustrierten Flugschriften behandelt und in die wichtigsten Kultursprachen übersetzt — Ungarisch wird nur von etwa 12 Millionen Menschen gesprochen —, sondern es wurden auch zahlreiche ausgezeichnete politische Plakate, Postkarten, Klebemarken usw. geschaffen, wofür namhafte Künstler gewonnen wurden. Z. B. sind etwa 200 verschiedene Postkarten herausgegeben worden, die teils als Landkarten Ungarns Zerstückelung zeigen und daneben eine vergleichsweise ebenso große Zerstückelung Frankreichs, Italiens, Belgiens, Englands usw. mit den Fragen: „Franzosen, Italiener, Belgier, Engländer, was würdet Ihr zu einer solchen Zerreißung Eures Vaterlandes

sagen?", teils in guten statistischen und figürlichen Zeichnungen den magyarischen Prozentsatz der entrissenen Landesteile und Städte sowie das Schicksal der magyarischen Minderheiten unter fremder Herrschaft vor Augen führen. Besonders gut gelingt es dabei der ungarischen Propaganda, durch bildliche Darstellungen auf den Beschauer zu wirken, die entweder für sich allein sprechen oder doch nur wenige treffende Begleitworte haben. Vor allem werden die kulturellen Verdienste Ungarns um das Abendland sowie die Abwehr der Türkengefahr hervorgehoben, die Europa zu dauerndem Danke gegenüber Ungarn verpflichte. Auch wird die kulturelle Überlegenheit Ungarns gegenüber den Rumänen, Südslawen und Tschechen geschickt zum Ausdruck gebracht. Die nebenstehenden Abbildungen sind Verkleinerungen von Postkarten und Plakaten, die den ungarischen Krieger als Schützer der abendländischen Kultur und des Christentums vor den Türken, und den Notschrei des zerstückelten Ungarns der Gegenwart an die Kulturmenschheit darstellen. Eine recht reichhaltige Sammlung guter ungarischer politischer Propaganda besitzt übrigens die Deutsche Weltkriegsbücherei in Stuttgart.

Der Aufbau des amerikanischen Staates

Im Verlage von Reimar Hobbing ist soeben ein hochinteressantes Buch erschienen: „Der Aufbau des amerikanischen Staates". Verfasser ist Dr. Nicholas Murray Butler, langjähriger Präsident der Columbia-Universität zu New York, Vorsitzender der Carnegie-Stiftung für den internationalen Frieden, der bekannte Förderer des internationalen Professoren- und Studentenaustausches. Das Geleitwort für die deutsche Ausgabe hat der deutsche Botschafter in Washington, Freiherr v. Maltzan, geschrieben.

Der ganze Aufbau der Vereinigten Staaten wird in sieben Kapiteln geschildert, die den knappen Inhalt von sieben lebensvollen Universitätsvorträgen Butlers wiedergeben. Butler hat eine mehr oder minder trockene Darstellung der staatsrechtlichen Verhältnisse, der politischen und historischen Vorgänge geschickt vermieden, indem er jede geschichtliche und staatsrechtliche Epoche der Vereinigten Staaten in dem Charakter, den Ideen, dem Werdegang eines hervorragenden amerikanischen Staatsmannes spiegelt. Wie man heute den Aufbau des Friedensdiktats von Versailles am plastischsten und wirksamsten in den Charakteren des schwankenden Pharisäers Wilson, des zielbewußt jonglierenden Lloyd George, des temperamentvollen, stahlharten Clemenceau schildern würde, so zeigt uns Butler den entscheidenden Einfluß seiner großen Landsleute auf das Schicksal seines Vaterlandes.

Er ruft uns die machtvolle Führer- und Kämpfergestalt Samuel Adams vor Augen, dessen Lebenszweck die Gründung eines neuen, von England und Europa völlig unabhängigen Nordamerikas war. Unbeirrbar, unermüdlich trotz aller Widerstände ging Samuel Adams seinen Weg, der ihn am 4. Juli 1776 in der berühmten Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten zum Ziele führte. Benjamin Franklin folgt, der Vielseitige, der erste Amerikaner, der internationale Verbindungen anknüpfte und internationalen bleibenden Ruf erwarb. War Adams der Vorkämpfer Amerikas für staatliche Selbständigkeit und Verfassung, so war Franklin der Vorkämpfer für nationale Einheit und nationales Streben. Er vertrat mit seiner weitherzigen Menschenfreundlichkeit, seiner Überzeugungskraft die Einheit der neuen Nation. Er bewies, welche Macht der Feder innewohnt. Franklin war der erste diplomatische Vertreter des neuen Staates. Seine Unterschrift, seine allein, steht unter jeder der 4 epochemachenden Urkunden der amerikanischen Nation: unter der Unabhängigkeitserklärung von 1776, unter dem Bündnisvertrag mit Frankreich von 1778, unter dem Frieden mit England von 1783 und unter der Verfassung der Vereinigten Staaten von 1787.

Vortrefflich ist Butlers Schilderung von George Washington, dem Vater des Vaterlandes: der Unentbehrliche für die Erringung des militärischen Sieges und für den Aufbau des Staatsgebäudes. Seine Strategie war meisterhaft. Er erkannte klar, daß keine Sache verloren ist, solange ihre Armee besteht, gleichgültig wieviel Land vom Feinde besetzt ist. Rührend in ihrer Bescheidenheit ist die Adresse Washingtons an den Kongreß bei Niederlegung seines Oberkommandos nach der Erlangung des Sieges und Friedens. Nicht lange ließ der neue Staat seinen Retter feiern: Bald wurde er Präsident der verfassunggebenden Versammlung zu Philadelphia, dann 1789 als Erster Präsident der Vereinigten Staaten.

Die Baumeister des neuen Staates waren Alexander Hamilton und James Madison. Hamiltons Anteil an der Verfassung der Vereinigten Staaten war nicht nur führend, „sondern geradezu riesenhaft." Hamilton war der größte und beherrschendste Verstand der Neuen Welt. Ein sprachgewaltiger Redner, heiß geliebt und bitter gehaßt. Seine praktischen Verwaltungskenntnisse, seine Energie halfen in jeder schwierigen Lage. Im Zweikampf

fiel er in der Blüte seiner Jahre. Madison arbeitete und baute auf Grund seines exakten umfassenden Wissens, seines geduldigen Fleißes die von Hamilton und andern in großen Umrissen skizzierten Ideen bis ins kleinste aus. Ohne Hamilton und Madison wäre die Verfassung und Schaffung des amerikanischen Nationalstaates undenkbar gewesen.

Der Hauptgegner der einheitlichen, streng zentralistischen Staatsgewalt der Bundesregierung war der Wortführer des demokratischen Geistes, Thomas Jefferson. Jefferson war bis ins Mark demokratisch gesinnt und geschworener Feind Englands. Er trat dafür ein, daß jeder der nordamerikanischen Einzelstaaten das Recht besitze, sich friedlich von der Union zu trennen und jede Maßnahme des Kongresses aufzuheben. Als Jefferson Präsident der Vereinigten Staaten wurde, folgte auch bei ihm jener Wechsel, der beweist, wie sehr politische Grundsätze durch den Besitz der politischen Macht beeinflußt werden.

Dieser demokratischen Ideen Feind und Bekämpfer war das Dreigestirn John Marshall, Daniel Webster, Andrew Jackson. Nun spielte die Sklavenfrage die Hauptrolle im politischen und wirtschaftlichen Leben Amerikas. Der Norden verbot die Sklaverei, der Süden beschützte sie. Die Nation drohte auseinanderzufallen. Da griffen die klaren juristischen Darlegungen Marshalls ein, der ein Menschenalter Präsident des Obersten Gerichtshofes der Vereinigten Staaten war. Marshall machte den Obersten Gerichtshof zu dem, was er noch heute unbestritten ist: die stärkste und lauterste Quelle des öffentlichen Rechtes in Amerika. Den Glauben an die Mission Amerikas und die Liebe zum amerikanischen Föderalismus pflanzte die gewaltige Rednergabe Daniel Websters in die Herzen des Volkes. Ohne Marshall und Webster würde Andrew Jackson als Präsident der Vereinigten Staaten den Zersetzungsbestrebungen der Antiföderalisten nicht haben widerstehen können, und ohne Marshall und Webster würde Abraham Lincoln der rechtlichen und moralischen Grundlage entbehrt haben, auf die sich seine Verteidigung der Unantastbarkeit der amerikanischen Bundesregierung stützte. 1852 war das berühmte Buch „Onkel Toms Hütte" erschienen. 1858 erfolgte der letzte große Versuch der Sklavenhalter, die Sklaverei auf friedlichem Wege zu retten. Er scheiterte an der Persönlichkeit Abraham Lincolns. Noch heute kann kein Amerikaner ohne tiefe Bewegung über Lincoln schreiben. Auch Butler steht unter dem Eindruck seiner Persönlichkeit und seines tragischen Endes unter Mörderhand. Lincoln nahm eine ausgesprochene Parteistellung ein und wird heute dennoch von allen Parteien gleichmäßig anerkannt. Er führte in Verteidigung der Union einen heftigen vierjährigen Krieg zu Wasser und zu Lande gegen die südstaatliche Konföderation und wird dennoch von dem durch ihn zusammengeschweißten Süden und Norden gleichmäßig verehrt. Er allein hat die auseinandergebrochene Union retten können. Der Tod ereilte „den edelmütigsten Mann, der jemals auf dieser Erde einen Aufstand niederrang", mitten im Volksjubel über den Sieg der Union.

„50 Jahre des Wachstums und des Wandels" ist das letzte Kapitel Butlers überschrieben. Es handelt in großen Linien von Schutzzoll, Münzsystem, Vertrustung der Industrie, von Eisenbahn-, Finanz- und Steuerfragen, von Einwanderung und Nationalbewußtsein. Die Teilnahme am Weltkrieg, die „Trockenlegung" sind kurz berührt. Einmal wird flüchtig auch der Präsident Wilson erwähnt. Wir können die Zurückhaltung eines so klugen Mannes, wie Butler, bei der Beurteilung dieses amerikanischen Präsidenten nur allzugut verstehen.

Willmannsdorf. Kurt Freiherr v. Lersner
(vormals Präsident der Friedensdelegation zu Versailles).

Großherzog Friedrich von Baden

„Persönlichkeit und Geschick haben sich vereint, dem Leben des Großherzogs Friedrich von Baden in der neueren deutschen Geschichte eine einzigartige und über die Macht seines Staates herausreichende Rolle zuzuweisen. Denn dieses Leben, stets nach oben weisend und zuletzt in sich selber vollendet, verkörpert, inmitten des deutschen Hochadels den deutschen Idealismus einer Generation, der in der Entwicklung zum Nationalstaat zwar nicht die letzte Entscheidung der Tat zu bringen vermochte, aber als eine beseelende und beflügelnde Kraft des Lebens niemals aus ihr weg zu denken ist." Mit diesen Sätzen beginnt der Herausgeber der Aufzeichnungen Großherzog Friedrichs von Baden, Hermann Oncken, seine Einleitung.[1]) Besser vermöchten wir nicht zu sagen, welcher Platz Friedrich von Baden in der

[1]) Großherzog Friedrich I. von Baden und die deutsche Politik von 1854—1871. Briefwechsel, Denkschriften, Tagebücher. Herausgegeben von der Badischen Historischen Kommission. Bearbeitet von Hermann Oncken. Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart. 1927.

Geschichte der Reichsgründung gebührt. Wir wollen über die Geburtsstunden unseres Reiches immer mehr wissen, denn dieses Reich wurde uns in den furchtbaren vergangenen Jahren, in denen alles sich vereinigt zu haben schien, die Einheit zu zerschlagen, die große einzige Wirklichkeit. Wir erlebten so gewissermaßen noch einmal seine Geburt.

Niemand wird bestreiten können, daß der Schöpfer dieses Reiches Bismarck war. Aber man soll nicht vergessen, daß es Paten gab, die das Kind aus der Taufe hoben. Und einer der Hauptpaten war Friedrich von Baden. Er trug die Reichsidee lange in sich, bevor sie Wirklichkeit wurde. Er konnte als süddeutscher Fürst, als Schwiegersohn des preußischen Königs, die Mission des Mittlers übernehmen. Er sah das deutsche Ideal als eine Ganzheit, die alle Kräfte des deutschen Volkes erfaßte, und wußte zugleich, daß nur Preußen der Führer der kommenden Nation sein konnte. Er hat sich zu dieser seiner eigentlichen Sendung erst durchkämpfen müssen. Sein Gefühl trieb ihn zur schärfsten Ablehnung des Bismarcks der Konfliktjahre; er war gezwungen, 1866 an der Seite derer zu kämpfen, deren kurzsichtige Interessenpolitik er nicht verstand. Aber dann 1870 wuchs er voll in seine Aufgabe herein. Sein Kriegstagebuch ist das geschichtlich Wertvollste, das menschlich Anziehendste aus den Aufzeichnungen. Er nahm die deutschen Fürsten gewissermaßen einzeln an die Hand und führte sie zum preußischen König, zum künftigen deutschen Kaiser. Er kämpfte unermüdlich für die Überwindung des letzten Widerstandes Bayerns und seines Königs; alles, was er in dieser Sache tut, oder tun läßt, ist taktvoll, vorsichtig vorwärtsfühlend. Mit Bismarck aber ging er nun sachlich zusammen. Auch jetzt noch hätte er sich vieles anders gewünscht, aber er verstand, nur dieser Mann konnte das Reich bringen. Bismarck kommt zu ihm, um ihm über die Kriegführung zu klagen, die so oft in seine Politik hereinfährt, über den zögernden, sehr zögernden König. Friedrich I. tröstet Bismarck, vermittelt beim König. Und so weit vermag er sich zu überwinden, daß er Bismarck bittet, keine unbesonnenen Schritte zu tun, als dieser nach der Kaiserkrönung gehen will, weil ihm der Kaiser nicht die Hand reichte. Es ist der Höhepunkt im Leben Friedrichs von Baden. Sein Bild hat sich später für uns etwas verdunkelt, als er seinem jungen kaiserlichen Neffen gefährliche Worte ins Ohr flüsterte, die Bismarcks Sturz beschleunigten. Aber Großherzog Friedrichs von Baden Verdienst um die Reichsgründung wird dadurch nicht geschmälert.

Es liegt nahe, den von Oncken mit bekannter Meisterschaft herausgegebenen Briefwechsel des Großherzogs von Baden mit dem Kriegstagebuch Kaiser Friedrichs III. zu vergleichen. Auch der damalige Kronprinz war zweifellos ein warmer, deutscher Patriot, auch Friedrich III. ist sicherlich nicht ohne Verdienste um den Ausgleich der Widerstände und Gegensätze. Aber die Opposition Friedrichs III. kommt aus einer anderen Welt als die Friedrichs von Baden. Es ist die Welt seiner Frau, die Welt des englischen Liberalismus. Was Friedrich von Baden und andere in den Reichsgedanken hereintragen wollten, blieb uns und den kommenden Geschlechtern als Erbe, als eine noch zu lösende Aufgabe. Bei Friedrich III. ist es mehr die historische Kritik des Kronprinzen, nicht immer ganz wohltuend mischen sich bei ihm die liberalen Grundsätze mit starkem dynastischen Selbstgefühl. Friedrich von Baden will alles für Deutschland. Dr. Otto Graf zu Stolberg-Wernigerode.

Politische Neuerscheinungen

Handbuch zur Schleswigschen Frage, herausgegeben von Dr. Karl Aldor. 2. Bd. „Die schleswigsche Frage von 1914 bis 1920. 1. Teil: Die Kriegszeit. Man könnte diesem Buch auch den Titel geben „Die ‚Neutralität' der Neutralen". Denn wieder werden wir daran erinnert, daß der hemmungslose Haß gegen Deutschland sich bei den Neutralen oft stärker als bei den Kriegführenden selbst ausgetobt hat. Man hat die Gründe verschieden gedeutet. Psychologisch am feinsten sicherlich in dem Werk von Kurt Baschwitz „Der Massenwahn" (Verlag Beck, München). Auch erfahren wir, nicht zu unserer Überraschung, in diesem Teil des Schleswigschen Handbuches, in welch frühem Stadium des Weltkrieges die nordschleswigsche Frage in den Köpfen der Dänen und der Entente-Staatsmänner zu spuken begonnen hatte. Schon September 1914 berichtet die dänische Gesandtschaft in Stockholm von einer Unterredung, die ein schleswigscher Zeitungskorrespondent mit Delcassé hatte. Der Korrespondent stellte die Frage, wie weit Dänemark bei der Umbildung Europas, die das Ziel der Alliierten wäre, eine Grenzregulierung nach Süden erreichen werde, selbst wenn es sich vom Kriege fernhielte. Delcassé antwortete hierauf, daß man zugunsten einer bejahenden Antwort der Frage mit einem gewissen Recht würde geltend machen können, daß Dänemark im Jahre 1864 seinen Einsatz von Leben und Blut im Kampf gegen „den gemeinsamen Feind" geleistet hätte. O. St.

Tagebuch

Wie Geschlagene ihre Helden ehren

Heros von Borcke, der im Bürgerkriege zwischen Norden und Süden in den Vereinigten Staaten auf seiten der Südstaaten kämpfte, erzählt in seinem Buche „Zwei Jahre im Sattel" ein Beispiel, wie die Konföderierten auch nach ihrer Niederlage ihre Helden ehrten. Er kam 20 Jahre nach Beendigung des Krieges zu Besuch wieder in den Süden der Vereinigten Staaten. Die Wunden waren damals schon größtenteils geheilt, der Süden hatte sich weitgehend mit seiner Niederlage abgefunden. Borcke erzählt nun, wie er überall gefeiert wurde. Er erhielt zahlreiche Einladungen seiner ehemaligen Kriegskameraden, Vereine machten ihn zum Ehrenmitglied. Besonders feierlich aber gestaltete sich die Übergabe seines Degens an das Parlament. Diese Übergabe war in gewissem Sinne ein Wagnis, da im Parlament ziemlich viele Republikaner und Neger saßen, die seinerzeit mit der Sache des Nordens sympathisiert hatten. Trotzdem vollzog sich die Übergabe in größter Feierlichkeit. Es wurden verschiedene Reden gehalten, in der Borckes Verdienste gerühmt und der Dankbarkeit des ganzen Landes stärkster Ausdruck gegeben wurde. Könnten wir nicht lernen? O. St.

Die Karikatur im Weltkrieg

Wir haben in Deutschland einige ausgezeichnete Sammlungen zur Geschichte des großen Krieges, so vor allem die groß angelegte und betriebene Weltkriegsbücherei in Stuttgart und die Sammlung Rehse in München. Sie haben der Forschung schon unschätzbare Dienste geleistet, und ihr Material hat durch Ausstellungen, Presseartikel, Broschüren begonnen, sich in der Breite auszuwirken. Aber der Stoff ist so ungeheuer, daß man auch jede neue Veröffentlichung von anderer Seite begrüßen muß, sofern sie nur Wichtiges bringt. Dies darf in besonderem Maße von einer soeben im Stock-Verlag, München erscheinenden Schriftenreihe „Die Karikatur im Weltkriege" gelten, herausgegeben von G. R. Goldmann-Hessenhorst. Dem ersten Bande „Rußland" (Preis 3 M.) konnte der Verfasser, aus seiner Tätigkeit als Chef der Vermessungsabteilung des A.O.K. Njemen, bisher bei uns unbekanntes Material aus russischen Witzblättern zu Grunde legen in einer Fülle scharf wiedergegebener Verkleinerungen, die mit sehr guten Textübersetzungen versehen sind. In einem seltsamen Spiegel sehen wir jene vier Jahre vorüberziehen, im Spiegel der russischen Karikatur, die so ganz anders ist als die der westlichen Bundesgenossen Frankreich und England. Der beste Weg zur Erkenntnis unserer eigenen Fehler und Schwächen bleibt die Vertiefung in den geistigen Krieg, den die Entente so teuflisch gewandt führte und dessen Methoden jeder Aufmerksame heute noch in der Welt gegen uns wirken sehen kann. Die wirkungsvollste Unterstützung finden unsere Feinde immer wieder — wie jetzt eben bei Besprechung der Arbeit des 3. Unterausschusses des Parlamentarischen Untersuchungsausschusses im Reichstag — an deutschen Sozialdemokraten. Zum Studium der für die Zukunft des Deutschtums entscheidenden Fragen ist dieser so aufschlußreiche Bilderband eine neue willkommene Hilfe. F. H.

Adipo-cire

Gar nicht lange ist es her, daß die Welt in allem Ernste glaubte, Deutschland sei während des Krieges zur industriellen Verwertung von Leichen geschritten. Wir hatten es nicht leicht, diese Ungeheuerlichkeit als Verleumdung zu entlarven. Es gibt ein Wort Petrarcas: „Conoscete in altrui quel che voi siete!" (Erkennt in andern, was Ihr selbst seid!)

In einer alten französischen Zeitschrift „Le Nain Jaune ou Journal des arts, des sciences et de la litterature", Paris, No. XXXV vom 5. Juni 1815, S. 279, berichtet ein sehr erbaulicher Aufsatz von der Leichenverwertung in Frankreich und England, l'art de fabriquer l'adipo-cire. Das Vorrecht auf diesen unheimlichen Gedanken müssen wir also unseren westlichen Nachbarn überlassen.

In Paris war es, so erzählt die Zeitschrift, bekannter Brauch, in regelmäßigen Zeitabschnitten die überfüllten Friedhöfe von Leichen zu leeren. Bei den Exhumierungen auf dem cimetière des Innocens fanden die

Herren Thouret und Teissier, denen die Beaufsichtigung dieser Arbeiten oblag, daß „eine große Anzahl von Leichen sich in eine weiße, spröde, unverwesliche Substanz verwandelt hatte, die durchaus verschieden vom Fleisch und dem, was man als Walrat bezeichnet, ähnlich war". Die wissenschaftliche Untersuchung durch den berühmten französischen Chemiker Fourcroy hatte ergeben, daß es sich um einen Stoff handelte, der eine Mittelstellung zwischen Fett und Wachs einnehme. Die fragliche Substanz schmolz bei mäßiger Hitze und brannte mit einer reinen geruchlosen Flamme. Der Gelehrte ging der Sache weiter nach, und es gelang ihm, festzustellen, unter welchen Bedingungen sich Fleisch in diesen Stoff verwandelt, den man mit Leichenfett bezeichnen kann, — adipocire, wie ihn die Franzosen nennen. Wenn man nämlich Fleisch für einige Wochen in Wasser liegen ließ, verwandelte es sich in diese Substanz, in adipo-cire. Nach einigen gelungenen Versuchen ließ man die Sache auf sich beruhen. Die Engländer aber, so bemerkt die französische Zeitschrift bissig, machten sich stillschweigend an die industrielle Verwertung dieser Entdeckung und „zogen ihren Nutzen daraus". Ja, sie verwandten „die Substanz, die Fett und Wachs zugleich ersetze, zu Beleuchtungszwecken, zur Herstellung von Firnis und andern nützlichen Dingen".

„Gegenwärtig existiert unterhalb von Paris, in Clichy la Garenne, ein Unternehmen, das sich mit der Umwandlung von tierischen Körpern in adipo-cire beschäftigt. Die Eigentümer haben die Verfügung über einen Seine-Arm, in dessen Mitte sie ihren Betrieb angelegt haben." Eine sechswöchige Lagerung der Kadaver in fließendem Wasser genüge, um die industriöse Umwandlung herbeizuführen. Der Aufsatz behandelt weiter die Entdeckung eines französischen Gelehrten d'Arcet, der durch einen einfachen Prozeß Knochen, von denen alle erdigen Teile getrennt wurden, in Gelatine verwandelt, „die vollständig durchsichtig und zur menschlichen Nahrung geeignet sei". Es wird zugleich ein Verfahren angegeben, wodurch Fleisch in einer Lagerung der aufgelösten Gelatine lange Zeit vor Verderbnis bewahrt ist. Die Zeitschrift knüpft an die Entdeckung außerordentlich hohe Erwartungen und meint allen Ernstes: Große Menschenmengen könne man während langer Zeit mit dieser Gelatine ernähren, die ohne Zweifel eine Aufbesserung der Nahrung, namentlich der ärmeren Klasse, bedeute.

Hapsal (Estland) Rosa Kaulitz-Niedeck

Das Kriegstagebuch Friedrichs III.

Bismarcks gewaltige Gestalt macht alle kleiner, die in seiner Nähe stehen. Das erfährt man auch wieder bei Kaiser Friedrichs III. Kriegstagebuch von 1870/71 (herausgegeben v. H. O. Meisner, Verlag K. F. Koehler 1926). Unwillkürlich mißt man die menschlichen und vor allem die politischen Größenverhältnisse an denen des Kanzlers — vor allem, wenn man liest, daß der Schreiber selbst sich des öfteren nicht nur für klüger, sondern auch für willensstärker gehalten hat als jenen. In diesem und nicht nur in diesem Zug erkennt man den Vater Wilhelms II., wie in andern der Sohn Wilhelms I. hervortritt: keineswegs ohne sympathische Züge, politisch nicht ohne einige richtige Instinkte, ohne Zweifel von den besten Absichten erfüllt, aber im ganzen doch ausgesprochenes Mittelmaß, ohne eigentliche Durchschlagskraft des Denkens oder Wollens. Welch ein Abgrund trennt uns von der Zeit, in welcher die erste auszugsweise Veröffentlichung dieses Tagebuches ein politisches Ereignis war — 1888! Heute ist es ganz in den Bereich der Geschichte gerückt. Ohne wesentlich Neues zu bringen, gibt es viele charakteristische Einzelzüge zur intimen Geschichte der Reichsgründung wie des deutsch-französischen Feldzugs. Die Ausgabe ist — mit Ausnahme der bedenklichen willkürlichen Stilverbesserungen — von mustergültiger Sorgfalt. Die beabsichtigte Fortsetzung durch weitere, bisher noch ganz unbekannte autobiographische Aufzeichnungen Kaiser Friedrichs darf mit Dank begrüßt werden. K. A. v. M.

Gedanken

Die schriftliche und gedruckte Überlieferung, in der die abendländischen Gebildeten leben, hat dazu beigetragen, sie aus dem ahnungsvollen Dunkel zwischen Geburt und Tod in die künstliche Beleuchtung einer Bücherei zu versetzen.

*

Der Satz „Die Wahrheit liegt immer in der Mitte" drückt aus, daß der, der ihn ausspricht, immer in der Mitte liegt. Er ist eine Projektion mittlerer Naturen.

*

Bei gedachten Aussagen, bei denen wir fühlen, daß sie nicht genau richtig sind, stellen wir uns instinktiv einen Zuhörer vor, der so geartet ist, daß er das Unrichtige nicht merkt.

* * *

Der deutsche Erzähler

Begegnung auf dem Riesengebirge

Erzählung von Erwin Guido Kolbenheyer

(1. Fortsetzung)

Er wollte es kurz machen. Gegen den Süden über den breiten Bergrücken hin wies eine Reihe von Wegzeichen. Nur wenige Skispuren kreuzten den verschneiten Steig. Dort drüben mochte es still genug sein, und auch der Gnadenblick konnte gewonnen werden. Gnade — er suchte sie noch. Was alle Welt als ihr Recht nahm, ihm war es ein letztes Geschenk geworden.

Nicht weit vom Wege glaubte er bleiben zu können. Er ließ sich auf einen Stein nieder. Rings um ihn, kaum über die Schultern hinaus, streckte das Gebüsch der Legföhren die Wipfel. Und vor ihm sank der Berg steil in die Tiefe des Riesengrundes. Die Talnebel waren von der Sonne zerstreut, das Land lag schweigsam aufgetan in seelenvollem Frieden. Gleitende Vögel mit ruhiggebreiteten Schwingen, vom Andrang des Sturmes geschaukelt und gehoben.

Nur daß von der Seite, wo der verschneite Hang zu einer glatten Fläche verschmolzen war, das Licht blendete: ein hitziger Reflektor.

Gregor Arthaber entschuhte langsam die rechte Hand, nahm das Instrument aus der Hüfttasche. Er wußte kaum, was seine Hand tat, und sah in den stillerschlossenen Grund. Er tastete mit dem Daumen nach dem Sicherungshebel. . .

„Lassen Sie mich! Ich schreie! Ich kratze! Ich beiße . . ."

„Und wenn es nur ein Augenblick ist . . . ich kann nicht mehr . . . Sie . . . Sie sind zu süß . . ."

„Weg! Hände weg!"

Gregor Arthaber schnellte auf, es waren nur wenige Schritte notwendig.

Starre Augen. Er ging langsam näher, das Gesicht mißmutig gefaltet, die Lider gekniffen. Den Browning hielt er noch in der Rechten, der Daumen ruhte auf der Sicherung.

Das war ein Mann, nicht viel jünger als er. Der hielt den Kopf gesenkt, Röte überzog sein Gesicht. Schon wollte er sprechen, da sah er den Browning, stutzte und erblaßte.

Gregor Arthaber ließ den Mann nicht aus den Augen, die Dame kümmerte ihn nicht.

„Sie haben eine Dame belästigt. Nehmen Sie Ihre Stecken auf und entfernen Sie sich."

Gregor Arthaber redete lässig, gleichgültig. Er dachte: das ist doch verrückt — . . zu toll!

„Nun, wollen Sie sich nicht entschließen?"

Er machte eine kleine Bewegung mit der Rechten und bemerkte, daß er noch den Browning hielt. Der andere raffte die Bambusstäbe auf und fauchte erbost: „ . . . mit einem Revolver . . . Kunststück!" — dann zog er in eiligen Schwüngen ab und war vor den aufmerksamen Blicken Gregor Arthabers bald zwischen den Legföhren verschwunden.

Nun die Dame. Ein überraschendes Gefühl: wo hatte er . . . am Abend . . . eine matte Erinnerung aus dem Dämmerzustande von gestern.

„Sind Sie der Herr . . . der Herr mit dem Appetit?"

Also doch.

„Professor Arthaber."

„Bitte, stecken Sie zuerst den Browning ein, Herr Professor."

Er gehorchte, zog seine Mütze. Sie reichte ihm die Hand: „Theo Warthängen."

Eine durchaus zierliche Person. Das Puppengesichtchen. Und sie hatte den Wollhandschuh abgestreift, ehe sie ihm die Hand reichte. Das war mit einem unwillkürlichen und doch beherzten Griff geschehen. Sie ließ die Hand in der seinen.

„Sie haben mir einen sehr großen Dienst erwiesen. Dieser verrückte Mensch . . ich kenne ihn erst seit gestern . . . ein Fabrikant von da unten wo, wie er sagt . . unverschämt."

Sie senkte den Blick.

„Der Herr wird Sie nicht wieder belästigen. Wünschen Sie, daß ich Sie begleite? Sie werden zurück wollen."

„Ja, bitte, ein Stück."

Sie gingen. Das Fräulein musterte ihn behutsam. Nach einigen Schritten, sie glitt langsam neben ihm weiter, fragte sie: „Haben Sie dort nichts liegen lassen?"

Der Stock und der eine Handschuh lagen noch hinter den Föhren.

„Einen Augenblick".

Sie sah ihm aufmerksam nach. Eine Weile stand Gregor Arthaber, starrte in den Riesengrund hinunter, dann strich er über Stirn und Augen, mit einem verwunderten, abwesenden Lächeln wandte er sich ihr wieder zu. Und sie gingen schweigsam auf seinen Spuren. Es war ihm nicht möglich, ein Gespräch zu beginnen. Das wurde ihr unheimlich.

„Wir sind erst vorgestern gekommen." Sie wandte sich geschmeidig rückwärts und deutete über den Riesengrund hin. „Von dort unten, vielleicht ein bißl weiter links, aus Mähren."

„Sie sind Österreicherin; ich kenne Mähren nicht."

„Da können Sie froh sein," kam es schnell zurück und dann nach einigem Zögern: „Dort haben sie uns grad noch Proslawitz gelassen. Sonst wäre ich jetzt anderswo und nicht auf dem windigen Buckel da."

Eine etwas hastige Eröffnung also. Er mußte auch reden.

„Sie waren gestern mit einer Dame . . . ."

„Ja, mit der Hühnermeier. Ein wahres Glück, daß die nicht weiß . . sie darf auch nichts erfahren. Unglücklich wär' die arme Haut. Nicht wahr, Sie sprechen nicht darüber! Bitte, Herr Professor!"

Gregor Arthaber verbeugte sich.

„Hand drauf!"

Er reichte ihr die Hand. „Aber bitte . . ."

Sie redete unsicher und schnell: „Wissen Sie, ich hab's einfach nicht mehr ausg'halten in der Einöd dort drunten. Der Papa mit seiner ewigen Wirtschaft und seinem Wald, die Mama — Sie können sich beiläufig denken, Professor, wenn man gewohnt war, den Winter über in Wien zu leben und im Frühling an der Riviera oder sonstwo. Mein Bruder hat's noch am besten, der lebt in London, ist bei der Gesandtschaft. Dort kann man unsereinen noch brauchen, weil wir wissen, wie man französisch und englisch redet und wie man sich bewegt, wenn man richtig angezogen ist. Er ist übrigens ein gescheiter Kerl . . . durchaus . . ."

Ihre Stimme versiegte. War das Dankbarkeit und die Freude, aus einer sehr peinlichen Lage befreit worden zu sein? Oder war es eine, man könnte denken, entschlossene Naivität? Das Fräulein Warthängen mußte älter sein, als ihre Zunge lief. Vielleicht suchte sie einen Rest der Schreckbefangenheit zu verstecken.

„Wir haben alle . . ." Nun was sollte er ihr sagen? Sie erwartete offenbar auch eine Eröffnung. „Wir haben alle eingebüßt, müssen uns einrichten."

Sich einrichten? Das wollte gerade er nicht, durchaus nicht. Sie blieb stehen und sah ihn unbefangen und voll Neugier an. Sie hatte große, braune Augensterne, lange Wimpern, schöngeschwungene, dunkle Brauen und um ihren Mund, der seine Röte wiedergewonnen hatte, spielte ein kurzes, feines Lächeln. Aber ihre Stimme zitterte noch.

„Ah, was Sie sagen, Professor! Sie könnten der Bruder von unserer Hühnermeier sein. Die hat mich nämlich auch erzogen. Mich erziehen alle gern. Der vorhin hat auch zuerst damit angefangen, gestern. Heut ist er schon sehr unverschämt gewesen. Es geht immer schnell."

„Vermuten Sie — überall? Die Reaktionen unserer lieben Nächsten sind Reflexe, Spiegelungen unseres Ich."

Sie errötete und antwortete etwas lauter, als nötig gewesen wäre: „Danke. Sie haben recht, ich war jetzt nicht ganz artig. Und ich habe allen Grund, Ihnen dankbar zu sein und mich nett zu benehmen."

„Denken Sie nicht weiter daran. Häßliche Erlebnisse, man soll sie vergessen. Jeder wäre Ihnen beigesprungen. Mir kommt kein Dank zu."

„So was vergessen können? Das glauben Sie selbst nicht, Professor. Aber sagen Sie mir ... Sie waren wie aus dem Schnee gewachsen, den Browning in der Hand, sogar den Handschuh ausgezogen ... hätten Sie wenigstens einen langen, roten Bart, da könnt' ich an den Rübezahl glauben."

Sie versuchte zu lachen. Gregor Arthaber lachte nicht mit. Er sah einen Augenblick finster zu Boden, dann meinte er trocken:

„Ja, Zufall. Ich habe den Browning schon in der Hand gehabt."

„Das ist merkwürdig."

„Merkwürdig — ja. Ich könnte auch an diesen Rotbärtigen glauben. Er will nicht, daß auf seinem Berge geschossen wird."

Er sagte das schleppend, mehr für sich, in einem Tonfall, als sei er der Dame, zu der er sprach, längst vertraut, offen und unbekümmert. So konnte nur ein Mensch reden, der ein Kind geblieben war oder so weit abgeschlossen hatte, daß er sich in jener Lage der Natur unmittelbar gegenüber befand — also einer diesseits des Berges oder schon jenseits. Für das „Kind" waren seine Gesichtszüge zu sehr durchgearbeitet, waren seine Lippen allzu gepreßt. Über die Stirn der jungen Dame flog ein Schatten.

Sie gingen eine Zeitlang wortlos und kamen an die Wegkreuzung. Touristen und Sportleute waren überall in Sicht. Gregor Arthaber blieb stehen, derselbe Fleck, wo er den drei jungen Leuten nachgeblickt hatte.

Sie musterte ihn ängstlich. Er reckte sich, als bemerke er ihre Unruhe.

„Hier wird der Berg belebt."

„Wollen Sie wieder zurück ... dorthin?"

Das klang eigentümlich verwirrend. Er sah ihr betroffen in die Augen, nur kurz, wurde blässer und senkte den Kopf, daß der Mützenschirm sein Gesicht vor ihr verdeckte, obwohl sie eine gute Spanne kleiner war als er.

„Das ist eine recht unsympathische Seite, dort drüben," hörte er. „Ich habe heute das Fahren genug. Ich will hinuntergehen. Darf ich Sie noch weiter bitten, Professor?"

Es fiel ihm von den Lippen: „Verfügen Sie, bitte."

„Also einen Augenblick." Sie kniete und löste die Skier.

„Kann ich helfen?"

„Nein, danke. Sie werden davon kaum etwas verstehen."

„Tatsächlich."

„Also."

Sie war im Nu aus der Bindung und stand in ihrer schwarzen, anliegenden Dreß neben den Schneeschuhen wie ein kleiner Rauchfangkehrer aus Schokolade auf Zuckerglasur. Er stellte die Schneeschuhe aneinander hoch, und das Fräulein Warthängen schnallte mit schnellen Griffen die Riemen um sie. Dann schulterte er die elastischen, schlanken Kufen und legte seinen Stock quer unter.

Gregor Arthaber hatte nicht das Bewußtsein, des eigenen inneren Zustandes gewachsen zu gelten. Äußerlich kam er sich leidlich beherrscht vor, aber es schien, daß seiner Haltung miß-

traut werde. Man hatte ihn nicht zurückgehen lassen. Er begleitete also eine junge Dame, deren Reaktionsvermögen einen Grad der Feinheit verriet, zu dem man nicht im Gesellschaftsleben der Großstädte, auch nicht in ländlicher Einsamkeit gelangt, ein Feingefühl, das Erbgut lebensgeschulter und selbstbewahrter Voreltern ist. Was ihn belastete, war die Empfindung, unfähig eines lebhaften, eigenwilligen Handelns zu sein. Er wurde getragen, getrieben, als habe er sich selbst eingeschläfert und ausgelöscht und ringe nun in einem Traume nach Willensfähigkeit. Der Sprung aus einem Zustande, der das unmittelbare, restlose Verlöschen erwartete, in eine Lebenslage, die unter Umständen höchst entschiedenes, kraftvolles Handeln erfordert hätte, war sehr weit gewesen. Ihm zitterten gleichsam die Knie vom Aufprall. Aber er war überraschend gut gelandet und mochte sich nicht unbesonnen geführt haben, die junge Dame wäre sonst nicht so offenherzig gewesen — trotz Österreicherin, gerade weil aus ihrer spielerischen Art ein freimütiger Takt sprach.

Sollte sie erkennen? Nein, weder die Dame noch der Zudringliche wußten, wie gefährlich er in jenem Augenblick gewesen war. Gewiß, sie wußte nichts. Er fand die peinliche Passivität, unter der er litt, von dem fast peinlicheren Gefühle beschwert, daß er überschätzt sein könne. Was hätte ihm auch das Leben dieses brutalen Verliebten gelten können, da er im Begriffe stand, sich allen Folgen einer Handlung für immer zu entziehen; ob er da einen gleichgültigen, zügellosen Menschen mitriß oder nicht!

Aber man ließ ihn nicht zurück! Sollte er sich mitteilen? Hatte er sich nicht schon weit, vielleicht allzuweit eröffnet? Er kam aus einer äußersten Lebenslage und hatte sich einer Schwerbedrängten gegenüber befunden. Unter solchen Umständen sind Worte nebensächlich, weil jede Miene spricht, jeder Blick, jede Bewegung, daß es scheint, als gingen die verborgensten Hirnerregungen rätselhaft auf die anderen Gehirne über. Da konnte man unmittelbar verstanden sein. — Und nun? Weshalb dieses Bedürfnis, sich mitzuteilen, weshalb diese sittliche Einstellung, seine hilfsbereite Handlung nicht überschätzt wissen zu wollen? Was konnte ihn jede beliebige Einschätzung kümmern? Mußten ihm nicht alle gleichgültig bleiben? Er hatte sich außerhalb der Menschheit gestellt, er war morallos geworden und fühlte jetzt moralische Bedrängnis! War er also zurückgetreten, in die Menschheit zurück? War er nicht mehr allein? Und neben ihm ging der erste Mensch, das erste Du einer neuen Menschheit?

Er warf einen verstohlenen Blick zurück. Sie waren kaum hundert Schritte gegangen, seit er die Schneeschuhe geschultert hatte. Seine Gedanken waren in fieberhafter Bewegung, als müßten sie die Erstarrung der letzten Stunden und Tage in überstürzten Schlußläufen einholen.

Ah, er mußte sich verteufelt zusammennehmen! Dabei lockerte es sich aus den letzten Falten seines Bewußtseins: ein kitzelndes Gefühl wie ein verstecktes — Gelächter.

„Wo sind Sie Professor?"

Seine Augen huschten aufgeschreckt hinüber. Und um ihren Mund zuckte es wirklich, als hätte sie die Antwort erraten, die ihm auf der Zunge lag: noch nicht ganz bei mir.

„Ich meine, wo Sie Professor sind."

„An der Universität Breslau. Noch. Nicht mehr lange."

„Und dann?"

„Ich habe eine Berufung an eine obskure Balkanuniversität angenommen."

„Ich bin zu neugierig, nicht wahr?"

„Wir haben einander in einer sonderbaren Lage kennengelernt, Fräulein Warthängen."

„Ja. Sie erfüllen meine Bitte, begleiten mich, und ich muß mir denken, daß Sie sich keine schönen Vorstellungen von mir machen."

„Aber, ich bitte."

„Sie müssen glauben, daß ich den Menschen herausgefordert habe."

„Nein, ich habe mir, offen gestanden, darüber keine Gedanken gemacht. Ich war mit mir selber beschäftigt. Wollen Sie eine Beruhigung?"

„Ja. Ich bin schon einigemal Überraschungen ausgesetzt gewesen, wenn auch nicht so handgreiflichen wie vorhin. Wir Frauen haben dann ein schlechtes Gewissen, wenn wir auch noch so schuldlos wären. Wir können uns ja nicht verteidigen wie Sie, wir dürfen also keinen Anlaß bieten. Ich muß mich irgendwie freigegeben haben, kann mir aber nicht vorstellen, wie und wodurch."

Das sagte sie überlegt und freimütig, obwohl ihr Gesicht einen naivbesorgten Ausdruck annahm.

Er meinte: „Sie sind doch nicht mehr so jung wie Sie scheinen."

„Sechsundzwanzig."

„Dann müssen Sie . . dann kommen Sie aus einem Lebenskreis, wo man unter allen Umständen einer gewissen Ritterlichkeit sicher ist."

„Sie haben recht. Man hat uns die Baronie genommen und noch hübsch viel nebenher; man hat aufgeräumt mit uns. Aber unsere Art behalten wir."

„Hm, es wird auch sonst aufgeräumt, kaltgestellt, verbannt."

Sie sah ihn aufmerksam an, aber er fand nicht die spielerische Neugier, die er erwartete, fand kameradschaftlichen Ernst, der ihn, wohl weil er anderes erwartet hatte, merkwürdig erschütterte, als löse eine Hand das grausame Netz, das seine Brust preßte. Er sah betroffen und verwirrt zu Boden und mußte sehr an sich halten.

„Ja . . . das geschieht . . . auch sonst", stammelte er.

Da fragte sie hastig: „Haben Sie mich vorhin mit dem Menschen anfahren sehen? Mir ist das ganz unbegreiflich . . . Sie haben . . ."

„Ich habe nur Ihre Stimme gehört . . . aus der Nähe . . . daß sie sich wehren wollten . . ."

Sie war stehen geblieben und hob die Hand, als wolle sie einen entsetzlichen Gedanken abwehren.

„Mensch, Professor . . . was haben Sie denn da oben schießen wollen?"

„Mich."

„Um Gottes willen!"

Er hätte vor Scham in die eigene Zunge beißen können. Mühsam brachte er hervor: „Verzeihen Sie . . . das . . . das hätte ich nicht sagen sollen . . . natürlich nicht. O verzeihen Sie!"

„Was — verzeihen," sagte sie schnell, fast schluchzend, „was reden Sie denn von Verzeihen! Ich, ich sollte ja froh sein, daß . . . gerade ich der Zufall . . ."

Da war auch sie mit ihrer Nervenkraft zu Ende. Das brutale Erlebnis jenseits des Bergrückens und hier dieses grauenvolle Geständnis — sie konnte ihre Tränen nicht mehr zurückhalten, drückte das Tuch an die Augen.

Seine Verwirrung war grenzenlos.

„Bitte, Baronin . . . weinen Sie doch nicht . . . meinetwegen!"

Sie trocknete energisch ihre Augen, wandte sich kurz ab und ging.

„Ihretwegen? Was denn: Ihretwegen," klang es aufgebracht in steigendem Ärger. „Da soll der Mensch seine Fassung nicht verlieren, wenn er von lauter Verrückten umgeben ist!"

Sie hatte einen Bambusstab unter den Arm genommen und stieß den andern kräftig in den Schnee. Er konnte ihr mit den Skiern auf der Achsel nachtreten. Das ernüchterte.

Nach einer Weile — auch er begann ungeduldig zu werden — blieb sie stehen.

„Sie haben mich überrumpelt, und ich habe Sie für einen entschlossenen, ernsten Menschen gehalten."

„Sie haben mich falsch eingeschätzt, Baronin. Darum habe ich Sie aufgeklärt. Ich wurde gefragt. Ich verstehe vollkommen, daß Sie meine Handlungsweise nur auf Ihre Bedrängnis bezogen haben. Ich wünsche durchaus keine Figur zu machen. Übrigens haben Sie keinen Anlaß, an meinem Ernst zu zweifeln. Das einzige, was Sie enttäuschen kann, ist, daß ich zu wenig Hemmungen gehabt hätte, diesen begeisterten Herren da oben niederzuschießen."

Allein ihre zornige Erregung behielt Oberhand.

„Was weiß ich, weshalb Sie sich umbringen wollen! Aber so eine Kugel durch den Schädel . . . das ist feige vor dem Leben!"

Er nahm die Schneeschuhe von der Schulter.

„Bitte, Baronin, das ist meine Angelegenheit."

Aber sie griff nicht zu und setzte nur eine trotzige Falte zwischen ihre Brauen.

„Ihre? Ganz allein?"

„Ja."

„Warum schweigen Sie dann nicht?"

Er senkte betroffen die Lider.

„Ganz recht, das war Schwäche. Aber bedenken Sie, daß auch ich einen Umsturz erlebt habe."

„Das ist mir egal. Sie haben gesprochen. Sie haben mich belastet. Ich bin ein lebender Mensch neben Ihnen. Sie sind mir beigesprungen, und bei mir ist es noch lange nicht auf Leben und Tod gestanden. Und jetzt sagen Sie einfach: Bitte — meine Angelegenheit. Wir sind keine stumpfsinnigen Tiere!"

Ihr Ärger schlug wieder um. Sie kämpfte.

Das konnte er nicht ansehen. Er nagte an den Lippen. Was sollte er vor diesem Wesen tun, das ihn einfach requirierte, weil — weil er beigesprungen war. Da lag der Fallstrick: er war nicht fertig gewesen, war nicht allein gewesen.

Ah, er wußte so plötzlich, weshalb bei dieser kleinen Person alles schnell ging. Wer weiß, wie es um den Kerl da oben bestellt gewesen war, den er beinahe niedergeschossen hätte? Jämmerlich das! Ist man wirklich so weit, daß man keinen unmittelbaren Menschen mehr vertragen kann, ohne die Fassung zu verlieren?

„Entlassen Sie mich, Baronin."

„Geben Sie mir Ihr Ehrenwort, dem glaub ich."

„Sie verfügen über mich in einer Weise . . ."

„Gar nicht. Aber ich schlag Krawall, ich hetz' Ihnen das ganze Wirtshaus da unten auf den Hals! Sie sind nicht der Mensch, der sich umbringt, weil er in aller Eile ein paar aufgestöberten Leuten entkommen will. Sie sind nicht umsonst da droben vor der Aussicht gesessen! Ich werde Ihnen die Stimmung verpatzen!"

Infam, das hatte sie auch erwittert! Das ganze Persönchen bebte vor Eifer. Er starrte sie an: Zorn, Rührung. Und sie sah weg, drückte ihr Tuch gegen die Lippen, war bestürzt über den eigenen Eifer und doch entschlossen.

„Was wissen Sie von mir, Baronin? Nichts — gar nichts wissen Sie. Ich kann ein Hochstapler sein, der ans Ende gekommen ist, ich kann ein Verbrecher sein, der sich austilgen muß, ich kann . . . ."

„Aber Unsinn", rief sie dazwischen.

„Ja, woher wissen Sie denn . . ."

„Ich hab doch Augen im Kopf! Glauben Sie, ich hab wegg'schaut, wie Sie dem Menschen da oben heimgegeigt haben? Wenn es eine Dame ist, wegen der Sie sich umbringen wollen — pardon, dann ist es eine Gans."

Aus jedem anderen Munde wären diese zornigen Worte eine Eröffnung gewesen, der kein Mann standhält. Von den Lippen der kleinen Baronin klang das trotz Eifer und Deutlichkeit so fern und auch so sachlich, daß Gregor nur einen entschlossenen Kampf gegen seine Absicht heraushören konnte, nichts sonst.

„Auch keine Dame", sagte er ruhig.

Sie sah ihn ratlos an.

„Dann sind Sie wirklich verrückt."

„Ich glaube nicht."

Sie standen einander gegenüber, die Köpfe abgewandt, wagten sich beide nicht von der Stelle. Peinliche Lage, man wünschte, meilenweit voneinander zu sein.

„Sie haben ein menschliches Recht, Aufklärung zu verlangen, Baronin. Das muß ich Ihnen zugestehen. Ohne es zu wollen — wir haben beide in das Leben des andern, Fremden, eingegriffen."

„Also", meinte sie kurz.

„Ja — also! Das ist nicht so einfach: also! — Sie setzen mir einen Widerstand um jeden Preis entgegen, und ich müßte verlangen, daß Sie mir verständnisvoll entgegenkämen, wenn ich erwarten soll, von Ihnen begriffen zu werden."

Er stockte, sie dachte ein wenig nach, dann meinte sie:

„Dieser Anfang war ja ganz gut. Und ich will Ihnen auch sagen, warum er gut war. Er ist kompliziert. Sie brauchen wirklich eine Aussicht zum Erschießen. Das beruhigt mich wieder ein bißl. Aber vergessen Sie nicht, Professor, ich bin keine von Ihren Studentinnen. Reden Sie einfach. Halten Sie mich für so dumm wie möglich."

„Das kann ich eben nicht", entschlüpfte es ihm.

„Ungeniert", bekräftigte sie, und ihm war, als stünde er ohne Manuskript auf dem Katheder (er redete ungern frei).

„Sie wissen nicht, Baronin, was es heißt, seit Jahren außerhalb zu leben, eigentlich außerhalb der Menschheit. Verwandte habe ich nur ganz ferne, bin ohne Zusammenhang mit ihnen. Ich habe wohl Hörer, aber keine Schüler. Spiele keine günstige Rolle unter den Kollegen. Stehe mit einer Anzahl, sehr Einflußreiche darunter, auf gespanntem Fuß. Meine Theorien, meine Anschauungen laufen blind, das heißt, sie werden nicht empfangen. Und Leben müssen sich Ideen schaffen können außerhalb des Kopfes, der sie . . der sie geschaffen hat. Scheintot bin ich seit Jahren. Und ich werde seit Jahren abgehalten von Wirksamkeiten, die mich erwecken könnten. Man läßt mich nicht aufkommen, weil ich anders bin. Und nun soll ich auf den Balkan, in die äußerste Verbannung. Die letzte Hoffnung, verstanden zu werden, vielleicht verstanden zu werden, ist mir dort genommen. Eine Tatsachen-Doziermaschine soll ich dort sein. Ich weiß, man hat diese Berufung hinter meinem Rücken veranlaßt, weil man meine Ungeduld und meinen Trotz kennt. Ich bin unbequem, man will mich weit fort haben. Und ich lasse mir das nicht zweimal sagen. Ich habe angenommen. Die einzige Geste, die mir übriggeblieben ist."

Sie gingen eine Weile, die Baronin sah zu Boden und blieb still.

„Ich beichte," meinte er zögernd, „vor Ihnen, die ich nicht kenne. Regelrecht. Sie schweigen, weil Sie wissen, daß ich nicht zu Ende bin. Sind Sie mir gefolgt?"

„Freilich. Weiter."

„Meine Geste also. Aber eine verpflichtende Geste. Ich müßte nun durchführen, was hinter ihr steckt. Ich müßte den Willen derer tun, die mir übelwollen. Warum sollte ich das tun?"

„Hm, Sie denken: ich stehe allein, niemand kann mich zwingen, eine übernommene Verpflichtung durchzuführen, wenn ich tot bin. Also, entweder Resignation und Gelächter meiner Feinde oder Kugel vor den Kopf. So eine Art dramatischen Offizierstodes aus der Kolportage."

„Das ist natürlich die unrichtigste Auffassung. Aber Ihr Instinkt, Baronin, führt Sie doch gut. Sie wollen meine letzten Motive herauslocken, weil Sie wissen, daß die . . . das Innerste betreffen . . . und unwirksam werden können . . . wenn sie erklärt . . . formuliert sind . . ."

Gregor Arthaber hatte die letzten Worte seiner Entgegnung, die er eifervoll begonnen hatte, immer stockender ausgesprochen, war endlich stehengeblieben und starrte in den Schnee, als habe sich vor seinen Füßen der Boden aufgetan. Es überkam ihn: hast du nicht schon . . . den gelben Umschlag dort unten . . .

Sie sah ihn ängstlich an, fühlte die Krisis und fürchtete, einen Fehler zu begehen. Schauderhaft kompliziert, der Mensch! Und sie wollte ihn doch gar nicht einwickeln, so schlau war sie ja nicht . . . einen Professor . . . umbringen durfte er sich nicht, das war alles, was sie wollen

mußte. Verschreckt war er. Niederträchtige Kerle, die ihn soweit gebracht haben . . . Aber derlei gab es überall und gerade dort, wo die Menschen am reinlichsten sein sollten.

Ein kurzer Kampf auch in ihr. Sie wußte, daß Sie etwas von dem opfern müsse, was keine Frau ohne äußerste Bedrängnis aufgibt, etwas von der triebhaften Begierde nach Überschätztwerden. Sie sagte befangen:

„So infam gescheit bin ich wirklich nicht, Herr Professor, das dürfen Sie glauben."

Seine Verwirrung wuchs fast zur Bestürzung. Und ihr war solch ein Blick noch nie begegnet, sie wandte sich ab, ihr Mund zitterte.

„Nein . . . wirklich nicht . . . glauben Sie."

Er sah sie und kam wieder zu sich.

„Das müssen Sie ja nicht wissen, Baronin. Sie müssen keineswegs wissen, wie klug Sie reagieren. Was wissen wir überhaupt von uns? Glauben Sie, daß unsere besten Gedanken aus dem Bewußtsein, aus der Vernunft zusammengeklügelt werden? Nein, sie sind schöpferische Bewegungen in uns, intuitive Reaktionen, die wir erst hinterher sichten und schlichten. Auf die Feinheit des Witterungsvermögens kommt es an, und das ist — nun wie soll ich es Ihnen sagen? —das ist Rasse." Er fügte leiser hinzu: „Rasse, die sich unter Umständen auch über die eigene Person hinwegsetzt."

Da richtete sie ohne Furcht die Augen auf ihn. Sie hatte ein Geschenk empfangen. Seit den entsetzlichen Tagen, als sie und ihre Familie entadelt und enteignet worden waren, fielen solche Geschenke nicht allzu häufig. Und sie hatte sich nicht getäuscht, die Augen dieses Mannes blieben ernst und gehalten. Sie streckte ihm ihre Hand hin: „Danke".

(Schluß folgt.)

Philippi

Novelle von Josef Friedrich Perkonig

(2. Fortsetzung)

Wenn die Toten auferstehen

Philippi ließ die Arme zu beiden Seiten des Leibes niederfallen. Seine Ergebung sagte: „Sie haben mich nahe an den Kerker gebracht. Aber die Schmach war mir nichts anderes als eine Durchgangsstufe des Prozesses, der mein Schicksal ist. An mir wurden Sie also zuschanden." — „Nicht weiter!" schrie die Angst des andern. „Zuschanden aber wurden sie auch an dem zweiten Menschen: Ihrer Tochter. Wohl: Sie haben sie von mir geholt; Ihre Kraft und Macht reichte so weit, sie von mir zu reißen. Aber ich frage Sie: was war dann?" Der Amtsarzt antwortete nicht, er sah an Philippi vorüber.

„So wird der Geiz des Besitzes gestraft, mit Verlust . . . Sie waren ein grausamer, aber korrekter Vater. Sie haben Ihre bürgerliche Ehre gerettet. Sie sind ein Märtyrer. Sie erlauben, im Namen der Gesellschaft, meine bewundernde Reverenz." Philippi verbeugte sich in seinem Hohn. Der alte Mann bat: „Wollen wir nicht enden? . . . Sie ist tot." — „Für Sie, für mich nicht." Und er streifte einen Ehering vom Finger. „Vielleicht halte ich sie an diesem Ringe. Es gibt keinen Aberglauben, nur einen Glauben. Den Altar sehe ich noch, vor dem wir standen. Es war ein junger Priester, der uns traute. Der Wind trug den Regen, daß es an die Scheiben klatschte; eine üble Hochzeitsmusik. Was hindert mich, zu glauben, daß sie als Schatten in meiner Nähe ist, so oft ich den Ring drehe? Man muß nur recht wollen können."

„Philippi, Sie werden zu Bette gehen. Geben Sie mir Ihren Puls." Ein irres Lachen flatterte auf wie das Gespenst der Fledermaus: „Weit über hundert Schläge, Herr Doktor, kein Wunder, das Herz ist ein oberschlächtiges Mühlrad. Das Blut stürzt in Kataraкten darüber hinab." — „Ich werde es Ihnen als Arzt befehlen."

Wieder erhob sich, aus der Rast in finsteren Ecken aufgescheucht, jenes verächtliche Lachen: „Sie werden mir in diesem Leben nichts mehr befehlen. Ihre Macht ist zu Ende, aber die meine beginnt. Sei es auch nur, um ein riesenhaftes Gebäude aus den Träumen und Hoffnungen zu wölben, Sie hinein zu hetzen, mein Herr, und zu veranlassen, daß die Kuppel über Ihrem Haupte zerstürzt. Heil werden Sie diese Stunde nicht mehr verlassen. Seit Ihrer Geburt leiden Sie an dem Fieber einer hochmütigen Verblendung. Kommen Sie, ich will Ihre Temperatur messen." Er zog einen Revolver aus der Tasche und hielt ihn vor sich wie ein Spielzeug. „Ein kurioses Instrument. Sie sehen, meine Wissenschaft reicht weiter als die Ihre. Mit Ihrem Fieberthermometer heilen Sie keine Krankheit, mit meinem jede." — „Wenn Sie glauben, daß Sie mich zu Furcht demütigen werden, dann irren Sie." — „Um so schöner, einen mutigen Menschen sterben zu sehen. Erkennen Sie nun, wie unnütz, wie vergeblich Ihre Sorge war. Ich werde Sie niederschießen, man wird dann dort in meinem Zimmer die Tagebücher finden und noch einmal, diesmal freilich detailierter, wird die begierige Öffentlichkeit eine bürgerliche Geschichte erfahren: Sie verweigern mir Ihre Tochter, aber sie beugt sich nicht unter Ihre Tyrannis. Wir heiraten heimlich und ferne, doch Sie mißbrauchen eine eingebildete Gewalt ... Sie werden eine späte Berühmtheit erlangen."

Der Amtsarzt stand in den Steinboden gewachsen. Seine augenblickliche Macht reichte nicht über die Frage: „Und?" hinweg.

Philippi hob langsam den Revolver: „Ich werde jetzt bis drei zählen. Knapp nach drei kracht es. Haben Sie noch einen Wunsch?" — „Nein." — Und Philippi zählte: „Eins ... zwei ..."

Als der Finger das Züngel berühren sollte, ließ Philippi die Waffe sinken. „Noch etwas ... Sie haben seit dem Abend, an dem sie in das Dunkel verschwand, nichts mehr von ihr gehört?" — „Nichts, außer der Botschaft, daß ihr Hut angeschwemmt wurde."

Philippi dachte an jene seltsame, unaufgeklärte Zeit. Er vermochte es nun längst, als beträfen ihre Geschehnisse einen andern, an dessen Seite er sich bemühen müßte, mitzuleiden. „Es war ein schmerzliches, aber gutes Ende", ergänzte noch der Amtsarzt. Seine Gestalt erwachte, mit einer befehlenden Bestimmtheit sagte er: „Stecken Sie den Revolver ein, Philippi, es bleibt Ihnen immer noch Zeit zu dem, was Sie vorhaben und tun zu müssen glauben." Er riß an Philippis Arm. „Ich habe Sie vor einer Pest bewahrt; Sie hätten tausend Tode sterben müssen."

„Alle zusammen wären nicht gräßlicher gewesen als der eine, den ich damals starb."

„Sagen Sie das nicht ... Sie haben sie geliebt, Philippi?" Dessen Kopf fiel schwer gegen die Brust; aus einigem Schweigen entrang sich die Klage: „Ich habe sie geliebt ... Ich liebe sie noch." — „Wie Flugsand wäre sie Ihnen zwischen den Fingern dahingeronnen. Wenn es an der Zeit gewesen wäre, hätte sie Ihnen ein Wind verweht. Immer zu der Gier eines andern."

„Philippi bäumte sich auf: „Das ist nicht wahr." In der Tiefe der Stimme rauschte ein Weinen.

„Glauben Sie dem Arzte, wenn Sie dem Menschen nicht trauen wollen", sagte der Unerbittliche. „Es gibt, medizinisch gesprochen, solche Frauen: geborene Verworfenheit; wenn Sie wollen: tragische Veranlagung. Sie werden in der Arena ihres Triebes zu Tode gehetzt, und wer in ihren Weg kommt, den rennen sie um." — „Sie war nicht so", verteidigte Philippi, selbst schon wankend, die Tote. — „Sie war die Tochter ihrer Mutter ... und diese Mutter war meine Frau. Leise Zeichen sind frühe zu deuten, man muß nur den

Mut haben, sie zu sehen." Mühsam bildete sich die Antwort: „Gott weiß, was Sie solche Vererbung annehmen ließ."

In bitterer Ironie entgegnete ihm der Amtsarzt: „Nun könnte ich ja als Clown der Tragikomödie den Ausrufer spielen: Hereinspaziert meine Herrschaften! Nur immer herein! Hier sehen Sie einmal um billiges Geld den Mannsnarren in der Manege. Als schwänge er inmitten der Bögen eines Zirkusreiters die Peitsche, so drehte er sich im Kreise: Da rennt der Narr als Dreigespann: Gier, Blindheit und Ekel. Und hinter ihm die Frau ... Übrigens die Mutter der Tochter." Müde wehrte ihn Philippi ab: „Geben Sie sich keine Mühe, an den Rausch meines Erlebnisses, an das Idyll meiner Erinnerung reicht Ihr Giftstrom nicht heran." — „Ich habe die Frau um willen der Gesetze nicht mit Hunden hetzen, auf Scheiterhaufen verbrennen, an Glockenstricken zu Tode pendeln lassen können. Ihr tierisches Talent war stärker als meine menschliche Selbstsucht und gab meinem Argwohn keine Handhabe. Ich habe auf ihren bürgerlichen Tod warten müssen. Verstehen Sie mich nun?" Trotzig verneinte Philippi.

„Dann muß ich deutlicher werden. Niemals wieder darf mir ein faulender Bodensatz aufgerührt sein." — „Was war, ist." — „Nein. Stoff läßt sich zerstören, und Geist läßt sich zerstören." — „Sie irren den großen, unseligen Irrtum einer armen und armseligen Zeit. Zerstörung ist ein abgestandenes Wort und nichts als nur Trug und Trost für die Unfruchtbaren. Ich habe eine Vergangenheit an Ihren herzlosen Starrsinn verloren. Aber meine Rache ist, daß alles dennoch lebendig und gegenwärtig blieb." Er schloß die Augen und redete weiter aus einer dunklen Eingebung: „Wir haben zwei Wochen lang in einem glücklichen Exil gelebt. Wir haben uns nicht dem Traum gegönnt und nicht dem Wind. Der Tag war nichts als nur ein Saum der Ewigkeit, die Nacht ein Strom, der aus der Ferne in die Ferne rinnt. Sterne waren die Stunden, die mir ihre Hände reichten und die Endlichkeit ist mir noch lang kein Ende."

„Jede Pest sättigt sich an ihrer eigenen Gier."

Mit entsetzten Augen starrte Philippi den Menschen an, der sich selber mordete: „Das Schicksal meines Geschlechtes heißt Untergang." Philippis Frage blieb stumm. „Mein Blut wird in der letzten Ader verdorren. Wissen Sie nun, warum ich meine Tochter holte? Ihr war von mir aus keine Paarung bestimmt. Wissen Sie nun, warum ich Sie anklagen ließ? Sie begingen den entsetzlichsten Frevel: Sünde wider sich selbst."

Lauernd legte Philippi seine Frage dagegen: „Was aber dann, wenn Sie sich irren?" — „Ich irre mich nicht." — „Ich anerkenne Wissenschaft, Ihre Erfahrung und Bitternis. Aber ich meine etwas anderes: Wenn die klügere Natur, die ja wissen muß, was sie tut, rascher gewesen wäre als Ihre Überlegung und Ihr Verantwortungs ... sport gegen ... gegen ... sagen wir: gegen ein Phantom?" — „Wie meinen Sie das?"

Philippi nützte seine Überlegenheit: „Nun zunächst einmal, wenn ich unwiderlegbare Beweise in Händen hätte, daß ... ich will ruhig sagen: meine Frau, denn das war sie ja ... also daß meine Frau mindestens acht Monate lang nach jener Nacht, in der sie für uns in das Dunkel tauchte, noch am Leben blieb?" Der Amtsarzt horchte erschreckt: „Was sagen Sie da?" — „Wenn der angeschwemmte Hut nichts als eine Irreführung sein sollte?" — „Das ist unmöglich." — „Oh, das ist durchaus möglich. Das ist sogar erwiesen. Ihr Spürsinn, der Ihnen so treffliche Dienste leistete, als es galt, eine Lebende zu erreichen, hat jämmerlich versagt, als es sich um eine Scheintote handelte." — „Philippi, ich fordere Tatsachen." — „Eines nach dem andern. Ich bin mit meinen Fragen noch nicht zu Ende. Was dann, wenn ... nun, wenn jener geheimnisvolle Trieb, den ich hier lediglich theoretisch voraussetzen möchte, es einzurichten gewußt hätte, daß er eben nicht ausstürbe?"

Und in den angstvollen Taumel des alten Mannes schleuderte er seinen letzten Trumpf: „Sie sind nicht mehr der Letzte Ihres Blutes." — „Sie lügen, Philippi", stemmte er sich wider ihn. — „Mir steht nicht der Sinn nach Komödie."

Und wie zu einer großen Verkündigung erhob er seine Stimme: „Sie werden ein Gesicht sehen und darüber verwundert sein, wie sich ein menschliches Antlitz wiederholen kann."

„Wo ist das Kind?" fragte der Amtsarzt tonlos.

Philippi zeigte gegen das Schlafzimmer Nummer drei: „Hinter jener Türe." Er mußte sich abwehrend davor stellen, denn der Arzt stürmte gegen sie. „Halt! Jetzt noch nicht. Hören Sie zuerst: Vor dreizehn Jahren wurde mir der Knabe in das Haus geschickt. Er stand weinend unten in dem Flur. Er hatte nichts bei sich, als nur einen Brief."

Philippi trat in seine Kanzlei und wenige Augenblicke später, nicht aufgehalten durch ein stöberndes Suchen nach dem Schriftstück, das er sich wohl nahe und jederzeit rasch erreichbar zur Hand gelegt hatte, dem er vielleicht auch manchmal verfallen war, kam er wieder zurück und hielt das Blatt ausgebreitet vor sich hin: „Diesem Zeugnis werden Sie sich nicht verwehren."

Der Arzt griff gierig danach, Philippi zuckte zurück: „Der Brief kommt nicht aus meiner Hand." Er faltete den Bogen abermals auseinander. „Die Schrift?" — „Es ist ihre Schrift."

„Der Wortlaut aber heißt: Ich sende Dir Dein und mein Kind. Es ist geboren am 12. Februar 1906 und soll heißen Johannes Heydenreich. Ich sende Dir keinen Taufschein, kein amtliches Papier. Wie ich für die Zeit nach Dir tot sein will, bin ich, wenn Du diese letzte Botschaft empfängst, auch dem Leibe nach gestorben. . ." — „Ist das alles?" — „Alles . . . Vielleicht noch dies: Alljährlich kommt Geld für ihn." — „Von wo? Von wem?" — „Es ist in dieser Stadt aufgegeben. Der Name des Senders wechselt, er ist wohl nur angenommen."

„Das Vermögen der Mutter hatte sie natürlich. Bleibt offen nur noch die Frage, warum sie auch zu Ihnen nicht zurückkam, sei es auch nur zu einem Abschied? Und dann: Warum heißt das Kind Heydenreich?"

Philippi hörte die Zweifel, die ihn immer durchpflügt hatten, nun aus einem fremden Munde. Neuerlich bekamen sie Gewalt auch über ihn, und er bestätigte dem Fragenden: „Ja, dieses ist das Rätsel."

Im Musikzimmer schrie Höfling wieder aus seiner Qual. Der Arzt wendete sich jäh und beschämt, daß er um eigener Schuld willen den Kranken vernachlässigt hatte. „Ich stehe später zu Ihrer Verfügung", sagte er, schon im Rahmen der Türe, aus der ein scharfer, dunstiger Geruch strich.

Philippi fühlte deutlich, wie in dem Augenblicke, da er wieder allein war, überlassen den Geistern, die an diesem gewitternden Abend aus den Mauern traten, ausgeliefert dem ozonigen Rieseln der Luft, das an die Haut rührte wie eine unsichtbare Bürste aus seidendünnen Haaren, sich die Wirklichkeit von ihm abstreifte, gleich einem lästigen Kleide, und er sich plötzlich in einem seltsamen Zustande wußte, als wäre er in zwei Wesen gespalten, von denen jedes das andere belauerte und sich an dem andern maß. Er war in einer Traumbefangenheit noch so wach, daß er seiner Sinne mächtig zu sein wähnte, er glaubte nur den Ursprung von Tat und Funktion geheimnisvoll anbefohlen, deren Verlauf und Ende aber unter seiner Überwachung. Um sich von seiner lebenden, auf die Berührung antwortenden Körperlichkeit zu überzeugen, tastete er an dem Leibe hinab und fühlte den Brief, den ihm der Fremde eingehändigt hatte. Brannte die Lampe auf einmal trüber, als seien die Fäden ausgeglüht, oder sandte gerade in diesen Minuten, da er einen Brief zu lesen begann, dessen er beinahe vergaß, das Kraftwerk einen schwächeren Strom? Hemmten irgendwo die Drähte das fließende Wunder, oder war plötzlich eine Sicherung krank geworden? Wer weiß es mit einer schwörenden Bestimmtheit, daß Porzellan und Metall tote Dinge seien? Wie scharf ist manchmal das Auge auch im trübsten Licht, ja, wenn dieses schon zu verlöschen droht. Philippi entziffert gar nicht mühsam den Brief, der eine unverständliche Nachricht bringt: „In meiner Nähe hier ruht die letzte Stunde Ihrer Frau. Kommen Sie, um Ihren Sohn neu zu holen, denn bei mir sind die Geheimnisse deponiert. Sie treffen mich von Mitter-

nacht bis eins, aber erschrecken Sie nicht vor meinem Aussehen. Mit der gebührenden Hochachtung Doktor Pontus, Notar."

Als der Arzt wieder aus dem Musikzimmer trat, um zu erfahren, aus welchem Zimmer der kranke Höfling getragen wurde, lehnte Philippi über das Geländer, wie Stoffpuppen über einen Draht hängen. Der Arzt richtete ihn nicht ohne Mühe auf: „Philippi, Sie müssen zu Bett." Der schüttelte in einer müden Hartnäckigkeit den Kopf: „Es wird vorübergehen."

Die leidende Kreatur

Sie traten in das Zimmer, in dem die drei Jünglinge litten. Als sie die Türe öffneten, wehte eine starke, laue Zugluft durch den Raum. Wie Pflanzen unter einem Winde erschauern, so kam auch in die drei erstarrten Menschen auf einmal eine gleichzeitige Bewegung. Heydenreich und Schamin standen auf.

Der Arzt griff nach dem Nächsten und zog ihn in den Kreis des scharfen Lichtes. „Sie heißen?" wünschte er zu wissen. — „Johannes Heydenreich."

Die Hand des Mannes fiel von der Schulter des Knaben. Stumm, in einer verborgenen und dennoch erkennbaren Ergriffenheit sah er ihm in das Gesicht. Es dauerte lange, ehe er ihn fragte: „Wie fühlen Sie sich, Heydenreich?" — „Ich danke, gut."

Als kehre er sich nur schwer von ihm ab, weil Blut zu Blut verlangt, drehte er langsam, beinahe widerwillig, den Kopf zu Schamin: „Kommen Sie einmal näher." Der Rothaarige drängte ängstlich zwischen zwei Betten. „Also nur schnell. Es geschieht Ihnen ja nichts." Der Arzt mußte schließlich den Sträubenden selbst holen. „Du dummer Angsthase, wie heißt du denn?" — „Luis Schamin." — „Du zitterst ja." — Der Furchtsame winselte: „Herr Doktor, werde ich auch krank werden?" — „Aber gar keine Idee." — „Herr Doktor, lassen Sie mich fort", bettelte er. — „Wohin denn?" — „Heim." — „Nein, mein Lieber. Du mußt jetzt mit solchen kleinen Gefahren fertig werden, damit du auch den großen einmal gewachsen sein wirst." — „Es ist aber eine so entsetzliche Krankheit." — Der Arzt lachte: „Was weißt du davon? Haben Sie ... Heydenreich ... hast du Angst?" — „Nein, Herr Doktor." — „Nimm dir ein Beispiel an dem, Schamin."

Er trat zum Bette Raupps: „Und das ist der Dritte." Raupp, in seinem fiebrigen Schlafe gleich gestört, öffnete die Augen, als der Arzt kaum an seine Stirne rührte. „Der Kopf ist heiß ... Haben Sie irgendwo Schmerzen?" — „Im Bauch." — „Seit wann?" — „Seit heute Nacht." Der Arzt klemmte das Fieberthermometer in die Achselhöhle des Bedrohten: „Jetzt lassen wir es einige Minuten dort ... Also im Bauche haben Sie Schmerzen ... Und Sie haben erbrochen?" — „Ja." — „Öfter?" — „Dreimal." — „Sie haben auch Durchfall?" — „Ja." — „Seit wann?" — „Auch seit heute Nacht." — „Haben Sie in der letzten Zeit viel Obst gegessen?" — „Nein."

Der Arzt ging wortlos in dem Zimmer herum, prüfend maß sein Blick Lage und Beschaffenheit, der Finger kratzte an einigen Stellen die dünnen Kalkschuppen der Malschichte von der Wand, die Fußspitze fuhr unwillig längs einer breiten Ritze zwischen den Brettern im Fußboden. Dann nahm er wieder das Thermometer an sich, hielt es höher in das Licht und las die Temperatur ab. Das Instrument zeigte 39,5. Der Arzt preßte die Lippen aufeinander und nickte.

„Soll ich ihm Chinin geben?" erkundigte sich Philippi.

„Es wird wenig nützen; es drückt das Fieber für einige Stunden herunter, aber die tiefere Ursache ist damit doch nicht entfernt."

Er schrieb ein Rezept und reichte es Philippi: „Tierkohle." Und dann hob er, von dem Präfekten unterstützt, den willenlosen Raupp auf, stärkte ihn durch gütiges Zureden und den Hinweis auf eine wieder freundlicher werdende Zukunft, ließ, während er ihn auf seine anfänglich versagenden Beine stellte, einem Worte immer wieder gleich ein neues folgen,

wohl wissend, daß es auch für den Menschen Zeiten gäbe, in denen er, wie oft ein Tier, das durch anhaltenden, leisen Zuspruch bei einer verzweifelten Gelegenheit in seiner Art überraschend gewandelt wird, so einer ausdauernden Stimme bedürfe, die ihn irgendwie umzuschalten scheint oder ihn, der zu gewissen Stunden nur über beschränkte Empfänglichkeit verfügt, weil es seine Schwäche nicht anders vermag, vielleicht mit sich völlig erfüllt und ihm so nicht Raum gönnt, sich wie hier in dem Falle Raupps, der eigenen Gebrechlichkeit allzu klar zu besinnen. In der Türe empfahl er Schamin den zwischen den beiden Männern Wankenden zum Vorbild.

Als sich die Türen geschlossen hatten, endete Schamin seinen aufgeregten Gang, indem er vor Heydenreich stehen blieb: „Weißt du, was ich früher an der Türe gehört habe?" triumphierte er. — „Nein." — „Soll ich es dir sagen?" — „Nein." — Nach einer Weile, während er neuerlich sich selbst von Wand zu Wand scheuchte, forderte er: „Leihe mir dein Lexikon." — „Nimm es; es liegt hier in der Nachtkastenlade."

Schamin holte das Buch und stieß, planlos die Blätter wendend, nur seinen zuckenden Fingern eine Bewegung gewährend, unvermittelt heraus: „Weißt du, daß Höfling die Ruhr hat?"

„Die Ruhr?" Heydenreich verband mit dem Namen der Krankheit noch keine richtige Vorstellung, daß sie Erwartung oder Furcht in ihm hätte entstehen lassen können. Er wußte zwar dunkel, daß sie nicht ungefährlich sei, aber, wie stets die Jugend, die der Zerstörung und dem Tod die Kraft ihres Beginnes entgegenzusetzen vermag, er dachte sich so fest gefügt, daß er ferne von Zerfall oder auch nur Lockerung zu sein vermeinte. Vielleicht belebte dieses in ihm auch kein wachender Gedanke, sondern nur die Urhaftigkeit des eben erst gewordenen Menschen.

„Ja, die Ruhr", bestätigte Schamins entsetzte Feigheit, die, triebhaft hellhörig und lauernd aufmerksam, auch ohne gegliedertes Wissen schon näher den Dingen hielt. „Ich habe es an der Türe gehört; der Doktor hat es früher gesagt."

Erkennend sprach Heydenreich: „Darum dürfen wir nicht aus dem Zimmer. Darum mußten Höfling und Raupp hinaus. Es ist eine ansteckende Krankheit." — „Ruhr ist ähnlich wie Cholera. Der Brunnenmeister daheim hat wahrscheinlich auch die Ruhr gehabt." — Heydenreich drängte begierig: „Schlag auf, Schamin, Ruhr unter R."

Zwei Hände wühlten ungeduldig in den Seiten, bis sie den Absatz fanden, den sie, als wäre des Grauens noch nicht genug, suchten. Schamin las ihn halblaut; seine Stimme trocknete in den wenigen Sätzen aus, zuletzt klang sie dürr und leise, als hielte den Hals ein beängstigender Ring zusammen.

Was Schamin aus dem Lexikon las, lautete: „Die Ruhr, Dysenterie, welche durch eine bestimmte Art von niederen pflanzlichen Organismen, den sogenannten Bakterien, erregt wird, ist ein Entzündungszustand der Dickdarm-Schleimhaut, der in verschiedenen Stärkegraden auftritt und nicht selten auch zum Tode führen kann. Das Inkubationsstadium beträgt fünf bis zehn Tage. Die Krankheit beginnt mit großer Unruhe, Fieber, heftigen Kopfschmerzen..." Fröstelnd wandte sich Heydenreich ab: „Hör auf!"

„Schau einmal bei Inkubationsstadium nach", sagte er nach einer Weile.

Schamin blätterte zurück, bis er lesen konnte: „Inkubationsstadium nennt man die Zeit von der Ansteckung bis zum Ausbruch der Krankheit, also jene Zeit, welche die Bakterien zu ihrer Entwicklung brauchen..." Er ließ das Lexikon fallen, als seien die Hände völlig kraftlos geworden. „Um Gotteswillen, was hast du?" fragte Heydenreich. „Weißt du, warum wir eingesperrt sind?" — „Warum?" — „Weil wir wahrscheinlich auch erkranken werden." — „Unsinn, Schamin."

„Oh, ich weiß es, ich weiß es ganz bestimmt. Bei uns ist eben dieses Stadium noch nicht zu Ende. Sie wissen, daß wir die Ruhr bekommen werden; sie warten darauf, aber sie sagen es nicht."

Er wollte das Lexikon Heydenreich geben; der wünschte: „Lege es selber in die Lade zurück." — „Siehst du, du willst es nicht angreifen, du hast auch Angst vor der Ansteckung." — „Ich habe keine Angst; ich habe einmal gelesen, daß man eine Krankheit bekommt, wenn man sich vor ihr fürchtet."

Als bräche Rinde um Feuer, begann Schamin zu poltern: „Ich bleibe nicht hier ... Ich will heim fahren ... Ich mag nicht wegen anderen krank werden ... Du kannst vielleicht auch schon angesteckt sein." — „Du bist ja verrückt, Schamin, jetzt gib doch einmal Ruhe." — „Ich will nicht krank werden", flehte er. „Du bist ein Feigling." — „Möchtest du krank werden, Heydenreich?" — „Nein, aber man muß ja nicht gleich das Schlimmste denken."

Schamin nahm den Kopf zwischen die Hände und klagte: „Ich habe schon Kopfschmerzen." — „Weil du wenig geschlafen hast."

Der Aufgeschreckte rannte enge Kreise im Zimmer. „Du bist wie ein wildes Tier im Käfig", zürnte Heydenreich. „Ich werde noch viel wilder werden; ich werde hier im Zimmer alles zerschlagen." Heydenreich faltete seine Hände und bat den Kameraden: „Sei endlich einmal still."

Die ungewöhnliche Gebärde besänftigte ihn, weil er sich leise schämte, aber seine Bezähmung währte nicht lange. Bald begann er wieder, anfangs mit gedämpftem Jammer: „Heydenreich, ich höre mein Herz gehen." — „Wenn ich ganz ruhig bin, höre ich es auch." — „Aber es stößt so." — „Das bildest du dir nur ein." — „Es geht auch sehr schnell." — „Es muß doch zweiundsiebzig Schläge in der Minute machen." — „Zweiundsiebzig sagst du?" — „Ja, nimm deine Uhr heraus."

Schamin tat es und folgte in einer förmlich jungfräulichen Neugierde dem geschäftigen Sekundenzeiger. „Zählt man die ganze Minute?" wollte er wissen. „Nein, von Strich zu Strich und dann multipliziert man mit sechs." Schamin griff nach dem Puls und zählte den Rhythmus des feinen Stoßes. „Ich habe siebzehn", sagte er dann. „Siebzehn mal sechs ... das ist ... hundertzwei."

Wie entzündetes Pulver brannte er empor: „Siehst du, mein Herz geht sehr schnell ... Ich muß fort, bevor ich wirklich krank werde ... Ich muß fort."

Philippi stand auf einmal in der Türe. Sein bleiches Gesicht schwang wie eine graue Glocke aus dem dunkleren Gang. „Haben Sie vergessen, daß rund um Sie Kranke liegen?" fragte er mechanisch und ohne nähere Teilnahme, beinahe rein nur um willen des Gesetzes der Ordnung. Er hörte, obwohl er eine Äußerung der Jünglinge erwarten mußte, nicht mehr den begehrenden Laut Schamins, dessen furchtsames Heimweh unendlich geworden war.

„Wir sind wie Mäuse in der Falle", sagte Heydenreich hinter Philippi her. — „Ich lasse mich aber nicht einsperren", tobte Schamin. — „Was willst du tun?" — Traurig klang die Entsagung des Machtlosen: „Ich werde zwei Leintücher zusammenbinden und mich beim Abortfenster hinunterlassen." — „Das Fenster ist viel zu schmal." — „Wenn ich mich recht dünn mache, komme ich gerade durch. Ich habe es schon probiert."

Und er mühte sich, seine Absicht zu erfüllen, kaum daß sie erst lebendig geworden war, ihm wie ein Rettungsseil zugeworfen, nicht in der Meinung, es wäre vorerst auf seine Stärke und Tragfähigkeit zu prüfen. Jeder neue Gedanke, aus der dicken Luft und der hastenden Erregung nicht leicht geboren, mußte eine Hoffnung werden.

Schamin schlich mit den verknoteten Leintüchern den Gang hinab, aber Philippi, eben aus dem Zimmer Nummer vier tretend, als würde er, der ohne bestimmten Willen in diesem Abend stand und wandelte, an heimlichen Schnüren gezogen, eine Figur, die Mittler und Werkzeug zu sein hat, rief ihn so drohend an, daß er stehen blieb. Gebückt, in einer gewissen Feindseligkeit, auch hier Urmensch hinter Urwild, wie immer, wenn innerhalb derselben Art einem Willen der Sieg vorausgegeben scheint, kam Philippi an den Flüchtenden heran. Nur seine aufeinanderbeißenden Zähne waren zu hören, eine derbe Hand stieß Schamin wieder in das Schlafzimmer zurück. „Heydenreich, haben Sie nicht bemerkt, daß er fort-

wollte?" fragte Philippi düster. „Herr Doktor ... ich bitte ... ich ... habe geschlafen." — „Sie sind ein schlechter Lügner, Heydenreich ... Ihr beide scheint nicht zu wissen, um was es sich handelt. Höfling hat eine sehr ansteckende Krankheit, und wir alle im Hause sind kontumaziert, das heißt, wir dürfen mit der Außenwelt nicht in Berührung kommen, weil wir die Krankheit verschleppen können." Und nun drehte er, aus dem Zimmer gegangen, dessen Türschlüssel zweimal um, absichtlich mit stärkerem Geräusch, um den Jünglingen ihre Gefangenschaft deutlich fühlbar zu machen.

„Ich werde einen Brief an meine Eltern schreiben", beschloß Schamin, in Zorn und Angst weinend. „Er kommt ja nicht aus dem Hause hinaus." — „Ich werde ihn auf die Gasse hinab werfen. Irgend jemand wird ihn finden und zur Post tragen."

Abermals verlockte ihn ein neuer Gedanke, jung und kräftig, und er stieß ihn förmlich zur Ausführung. Schamin hockte vor einem Stuhle hin und schrieb, seine Hand verzerrte die Buchstaben zu Figuren, den kurzen, verzweifelten Brief. Er diktierte sich laut die Worte: „Im Studentenheim ist die Ruhr ausgebrochen. Ihr müßt mich sofort holen, sonst werde ich auch krank. Nur mehr ich und Heydenreich sind in dem Zimmer noch gesund."

Hinter dem Rücken des Kapuziners, der vor dem Tore wartend stand, die Hand noch immer am Klingelzuge, als gälte es, ein erstorbenes Haus zu erwecken, das immer wieder mit einem Laut gemahnt sein wollte, fiel Schamins Brief in den Straßenstaub.

Und während Philippi den Geistlichen dahin führte, wo ein vergehender junger Mensch seiner sanften Weisheit bedurfte, bauschte sich das schmerzhaft liebevolle Gespräch zwischen Heydenreich und Schamin aus der Sehnsucht über dem Kerker ihrer Freiheit.

Schamin begann; es war in die Menschensprache übersetzt, was sonst das Wild stöhnt, wenn die tödliche Kugel in seinem Fleische glüht: „Ich will noch leben, Heydenreich." — „Du wirst leben." — „An unserem Dorfe rinnt ein kleiner Fluß vorbei; ich möchte wieder an seinen Ufern stehen und die Muscheln herausholen." — „Perlmutterne Muscheln", responsierte Heydenreich und sah durch die Mauern, die seinen Augen durchsichtiger waren als Glas. „Der Abend raschelt in den Bäumen und Gebüschen, wir baden lang über den Nachmittag hinaus. Und wenn die Sonne unsere nasse Haut nicht mehr trocknet, dann tut es der Wind." — „Der Wind, der lau und dickflüssig ist." — „Und wenn wir so im erwärmten Ufergrase liegen, nackt, wie die Menschen im Paradiese ..."

Der Krampf griff wieder um sein Herz und erwürgte die Nachdenklichkeit. „Nein, ich muß von hier fort, ich muß, noch in dieser Stunde ..."

Heydenreich träumte die Vision des andern zu Ende: „... Nackt, wie die Menschen im Paradiese, dann reden wir lächelnd hinein in den Wind, der über unseren Gesichtern hinstreicht, weil wir liegend sie dem Himmel zuwenden ..."

„Wozu habe ich ein Hirn?" bohrte Schamin in sich. „Ich werde mir einen Weg ausdenken ... Es wird keine Stunde vergangen sein und ich bin im Freien draußen."

Immer noch sprach Heydenreich aus seinem abwendigen Bezirk: „... Und da wissen wir auf einmal um das Geheimnis der Laune des Windes; aus vier Richtungen dehnen sich seine Straßen: aus dem höhnenden Norden, dem trügenden Osten, dem feilen Süden und dem gütigen Westen."

Schamin, der nun am Fenster stand, sah einen Menschen langsam durch die Gasse gehen. „Vielleicht ist es jener, der mit meinem Briefe geht", glaubte er. Und nach einer Weile weissagte neuerlich seine Angst: „Einer von uns beiden wird der Nächste sein." — „Das darfst du dir nicht einbilden." — „Aber ich weiß es ganz sicher." — „Du redest es dir gewaltsam ein." — Er witterte in die Luft, wie es ein Geschöpf der Wildnis tut. „Ich spüre es ja doch. Bei Raupp hat es auch mit den Kopfschmerzen angefangen. Erinnere dich nur, auch Höfling hat letzthin am Abend geklagt, daß ihm der Kopf so schwer sei." — „Das ist ein Zufall." — „Das ist kein Zufall ... Was ist hier, Heydenreich?" — „Ich glaube, der Magen." — „Hier

drückt es mich seit Mittag." — „Du hast nichts gegessen ... und dich sehr aufgeregt." — „Ich bleibe nicht hier, und wenn ich die Türe zerschlagen muß."

Heydenreich, immer wieder auf Mittel bedacht, Schamin zu beruhigen und von seiner Furcht abzulenken, sagte zu ihm: „Komm zu mir her!" Wie ein älterer Bruder dem jüngeren helfen will. — „Nein, du kannst vielleicht auch schon krank sein."

Es war für lange Zeit die letzte Äußerung des Verstummenden, der jetzt alle Kräfte und Gedanken um einen Mittelpunkt versammelte, mit ihnen eine Gewalt aufspeichernd, die sich verklemmte, wie eine eingerollte Spiralfeder. Was er nun zunächst vollbrachte, waren Abstrahlungen seiner Absicht, die er starr gegen einen Punkt gerichtet hielt. Er zwängte sein Federmesser in das Schloß und bohrte darin, bis die Klinge brach; auch da seufzten Enttäuschung und Unmut nicht aus ihm. Er rüttelte leise an der Türe, wollte die ungefähre Schwere der unverrückbaren, mit der sie in den Angeln ruhte, proben, maß an der Größe des Kopfes die Engmaschigkeit der Gitterstäbe und spreizte seine Arme dagegen, die Hände um die Eisenstangen geklammert, wie ein Eingekerkerter, der, das Gesicht in die Höhe gehoben, nach einer grauenhaft bangen Nacht das Licht des Morgens begrüßt. Er antwortete auch Heydenreich nicht, der, seine Gedanken erratend, ihn immer wieder zur Ruhe zu bekehren versuchte: „Es ist ein altes Haus, ein sehr altes Haus. Die Leute haben damals für die Ewigkeit gebaut. Mauern, Gewölbe, Gitter. Es hat einmal auch einem Jesuitenkollegium gehört."

Schamin riß die Laden seines Kastens heraus und warf die Wäsche in wilder Unordnung auf den Boden, er suchte in allen Ecken, die sein Eigentum bewahrten, und glich in seiner sonderbaren Hast schon einem Irren. Erst als er seine raffenden Hände vergeblich hatte mühen lassen und fassungslos vor seinem Bankerott stand, unfähig, die Täuschung rasch zu begreifen, noch halb von dem Aberglauben an ein Wunder befangen, murmelten seine Lippen: „Keine Feile! ... Keine Feile! .... Keine Feile! ..."

Und es wimmerte daraus eine solche Trauer, der verzagende Mensch ragte aus einer so hoffnungslosen Armut, daß Heydenreich schauernd sich in Entsetzen verkroch. Als müsse von nun an jede Bewegung Schamins brüderlich von einer ähnlichen Heydenreichs begleitet sein, als wäre seine Vereinsamung gefährlich und unsäglich traurig, so half er ihm, neben dem Verstörten kniend, mit ihm auch in dieser glühenden Stunde noch von dem strenge anerzogenen Ordnungssinn besessen, schweigsam die verstreute Wäsche in die Laden räumen.

Schamin, der seine Hände nicht mehr ruhen lassen konnte, kratzte, anfangs ohne Absicht, nur mechanisch, während seine Gedanken dem Briefe nachwanderten, den brüchigen Mörtel an der Wurzel einer Gitterstange fort. Dann, als er sah, wie die morsche, horizontale Mauerfläche, über die seit jeher Regen hereinwehte, an der Wetter und Kälte insgeheim nagten, sich von seinen Fingern zerstören ließ, wurde sein Vorhaben fieberhaft. In seinem Scharren, Reißen und Brechen drehte er sich einmal halb nach dem erschreckenden Heydenreich um und triumphierte: „Es ist ein altes Haus, der Mörtel bröckelt ab." Er hielt auf der Handfläche einen großen Stein. „Solche Klumpen lösen sich los ... noch einer ... und noch einer."

Ein knirschender Laut kam vom Fenster, Eisen fiel auf den Holzboden, ein Mensch schluchzte in der Freude des Wahnsinns auf. Heydenreich sah plötzlich den Kameraden in dem breiten Spalt zwischen den Gitterstangen, nur einen Augenblick lang, dann wurde das Fenster leer. Jetzt war unendliche, eisige Einsamkeit ringsum. Und Heydenreich schrie den Urlaut des geängstigten Tieres. (Schluß folgt.)

Zur Berliner Pfitzner-Woche

Straßburger Erinnerungen

Im Winter 1911/12 wird es gewesen sein, als mich mein Straßburger Gemeinderatskollege Fritz Mayer darauf ansprach, ob ich als Historiker Hans Pfitzner einen Liebesdienst erweisen wollte. Pfitzner sei daran, den Text für einen „Palestrina" zu dichten und möchte dafür in die Beschlüsse des Tridentiner Konzils über die Kirchenmusik Einblick nehmen, finde sie aber nicht. Die Beschlüsse seien in der letzten Sitzung des Konzils gefaßt worden. Am anderen Morgen bemerkte ich in der Bibliothek mit leichter Mühe, daß Pfitzner eine Teilausgabe der Beschlüsse in die Hand geraten war, wie sie mehrfach noch während der Beratungen des sich lang hinziehenden Konzils herausgekommen waren. Mayer war von Beruf Rechtsanwalt, Jude, Demokrat und Vorsitzender des Freidenkervereins. Wir blieben in allem Grundsätzlichen dieselben scharfen Gegner wie bisher, kamen uns aber menschlich seitdem nahe. Er hat als Vierziger noch Kriegsdienst getan und ist an den Folgen der erlittenen Unbilden vor der Zeit gestorben.

Zu Pfitzner erhielt ich einige Zeit später eine Einladung in das kleine, nette Haus, das er damals noch am Ill-kanal vor dem Ruprechtsauer Tor bewohnte, und an das sein ältester Sohn in einem Gedichte an die nun auch schon dahingegangene Mutter für den ganzen Freundeskreis die ergreifende Erinnerung bewahrt hat. Der berühmte Jurist Laband, unser Bürgermeister Schwander, Georg Wolf, der liberale Führer, endlich Fritz Mayer und ich saßen um den Meister, und er las uns den „Palestrina" vor. Den Druck schickte er mir später mit einer Widmung, und seine Frau fügte 1916 noch als besonders wertvolle Gabe ein Heft hinzu, das sich über dem Entstehen der Partitur mit Entwürfen und Versuchen Pfitzners gefüllt hatte.

Dieses so tief persönliche Geschenk war das erste Zeichen, daß nun auch wir uns näher gekommen waren und aus bloßer Bekanntschaft eine Freundschaft wurde, die mir stets eine der köstlichsten und mich am meisten verpflichtenden meines Lebens bleiben wird. Pfitzner war Anfang 1908 als Leiter unseres städtischen Musikwesens nach Straßburg geholt worden. Von dem Tage, da er sein Amt antrat, rückte Straßburg aus der Reihe der vielen musikpflegenden Provinzstädte Deutschlands in die Stellung einer Stadt von musikalischer Bedeutung empor. Jahre schweren Ringens lagen hinter dem Musiker. Nun sollte er, gestützt von dem verständnisvollen, einflußreichen und kräftigen Stadtoberhaupt, einmal den Reichtum seiner Begabung voll entfalten können. Zur Leitung der städtischen Konzerte und des städtischen Konservatoriums kam nach einer Übergangszeit auch die Leitung der Oper hinzu, die ihm besonders erstrebenswert deuchte; er wollte die Opernaufführungen nicht nur dirigieren, sondern übernahm auch die Regie. Als nach einigen Jahren all das Gerede nicht nur durch Straßburg, sondern das Reich ging, als stelle er durch die Zahl und die Ausdehnung der Proben unerhörte Anforderungen an das Orchester und den Chor, und als verstehe er gar nichts von der Regie, befragte ich unseren ausgezeichneten Bühnenmaler, den Professor Daubner von der Kunstgewerbeschule, einen Elsässer, nach seiner Zusammenarbeit mit dem Meister. Er erzählte mir, welchen Genuß Pfitzners Regie für ihn bedeute. Pfitzner erläutere ihm, warum er die Dekoration so und nicht anders wolle, am Klavier, und lasse ihn, den Maler, auf diese Weise unmittelbar aus der Auffassung, die er als Musiker von der vorzubereitenden Oper habe, den Geist des Werkes erkennen. Das habe kein Vorgänger Pfitzners getan und auch keiner gekonnt. Es sei für ihn, den Maler, regelmäßig ein großes künstlerisches Erlebnis. Jungen Künstlern, die heute einen Weltruf haben, wie Furtwängler oder Gleß und Schützendorf, verschaffte er die Möglichkeit, während sie noch in der Ausbildung durch ihn begriffen waren, gelegentlich schon einmal mit dem Kapellmeisterstock oder auf der Bühne zu erproben, was an Begabung in ihnen war. Um ein Haar hätte die Presse die Theaterbesucher gezwungen, ihr Geld für einen solchen Abend zurückzufordern; man verschrie die Aufführung als unter aller Kritik und

als Versündigung an dem Straßburger theaterliebenden Publikum. Blicken wir heute rückwärts, so war es die Leitung des Straßburger Musikwesens durch Pfitzner, die, wenn überhaupt eine deutsche Kulturleistung auf elsaß-lothringischem Boden in dem halben Jahrhundert, da das Land wieder bei uns war, Dank und Bewunderung verdient. Es war vielleicht bei ihm selbstverständlich, daß er die Wiedergabe der Wagnerschen Opern auf eine ungewöhnliche Höhe hob. Aber ebenso bemühte er sich darum, auch die Schöpfungen der Romantik lebendig werden zu lassen. Für sie hatte das an die Welschen verlorene Land bis dahin gar kein Ohr gehabt; denn sie waren in Jahrzehnten entstanden, in denen sich Elsaß-Lothringen, so sehr seiner innersten Natur entgegen, unter dem Eindruck der Revolution und Napoleons Frankreich preisgegeben hatte. Das Kätchen von Heilbronn, der „Hans Heiling" Marschners klang auf, während der Meister uns gleichzeitig in den Konzerten immer und immer wieder Schumann nahe brachte. Wie ein letztes Herausholen aller deutschen Werte, denen die Romantik neue Bedeutung gegeben hatte, wie ihre Vollendung nahmen wir dann den „Armen Heinrich" und das „Christelflein" und die „Rose vom Liebesgarten" hin. Dabei erwies sich Pfitzner von aller Einseitigkeit frei. Auf die Aufführung des „Rosenkavalier" verwandte er so viel Mühe, daß er dem ihm ganz und gar wesensfremden Richard Strauß einen großen Erfolg bereitete. Mit der gleichen Hingabe studierte er die Monna Vanna seines Freundes Schillings ein. Die 3. oder 4. Aufführung dirigierte Schillings. Von allen musikalischen Erlebnissen haftet mir dieses am erschütterndsten im Gedächtnis. Schillings wählte für sein Werk einen raschen, leichten Rhythmus. Der Stoff verlor darüber seinen grausigen Gehalt. Die Oper wurde zum Spiel. Pfitzner dagegen hatte den Stoff als Tragödie genommen und in die Musik all den Ernst, die Heiligkeit gelegt, die gegenüber den Zwiespalten und Abgründen der menschlichen Natur seinem Empfinden eigen ist. Hatte schon die von ihm geleitete erste Aufführung die Nerven der Zuhörer aufs äußerste gespannt, so fühle ich noch wie heute, mit welchem Beben seine Auffassung mich wieder erfüllte, als dasselbe Werk in so völlig anderem Rhythmus wie nur leicht bewegte Wellen, die kaum, daß sie sich hoben, wieder zerrannen, um mich her flutete.

Das Geheimnis der deutschen Revolution von 1918, — nicht weshalb sie glückte, sondern wodurch sie sich durchsetzte und der Republik zum Bestande verhelfen konnte — ist mir bei Pfitzners Schicksal in Straßburg zuerst und im voraus aufgegangen. Bourgeoisie und proletarisches Führertum, das sich in Kleinbürgertum umwandelte, die Verwandtschaft des typisch liberalen Menschen und des sozialdemokratischen Parteisekretärs zeigte sich mir in dem fanatischen Haß gegen Pfitzner, in dem sie sich im Straßburger Gemeinderat fanden. Sein schlimmster Hasser war der jetzige Bürgermeister Straßburgs von Frankreichs Gnaden, der Sozialdemokrat Peirotes. Die Notwendigkeit, ihn gegen all den Unverstand, die Mißgunst und Abneigung dieser Klasse von Menschen wieder und wieder zu verteidigen, die Pflicht, nicht ihn, sondern das deutsche Volk im Gemeinderate davor zu bewahren, daß er aus seiner Stellung gedrängt wurde, der Kampf um ihn rückte uns während des Krieges zusammen und machte Freunde aus uns. Es verlangte diese Menschen, ihn zu stürzen, als er fern von Straßburg im Urlaub weilte, um den dritten und letzten Akt seines „Palestrina" zu komponieren.

An dem Tage, da Pfitzner die letzte Hand an den „Palestrina" gelegt hatte, meldete er sich, 48 jährig, als Kriegsfreiwilliger und wurde von den 51ern genommen. Mit dem Straßburger Literaturhistoriker und mir zusammen feierte er das doppelte Ereignis abends in der Kehler „Blume". Altdeutsche und Elsässer pilgerten dorthin über den Rhein beinahe durch 50 Jahre hindurch, wenn sie die Sorgen des Alltags hinter sich lassen wollten. Das Festmahl bestand für jeden von uns aus einem vorzüglich bereiteten Beafsteak. Wir tranken erst einen badischen Wein vom Faß dazu, und die beiden Gäste verständigten sich dann darüber, den Meister zu einer Flasche Sekt einzuladen. Es war ein herrlicher Sommertag gewesen. Ein Gewitter machte seinen Beschluß. Die Schwüle legte sich auch auf unsere Seelen. Der Literarhistoriker bedauerte, daß ein Genie wie Pfitzner in den Schützengraben strebte, als ob er dem Vaterlande

nicht wertvollere Dienste als irgendein Musiko zu leisten vermöchte. Pfitzner fühlte sich mit Recht unverstanden. Die Stimmung wurde nur mit Mühe wieder hergestellt. Wir traten den Heimweg an. Es wetterleuchtete noch. Ein Luftschiff fuhr über unseren Köpfen dahin, als wir das Kehler Tor durchschritten und die lange Schwarzwaldstraße eintraten. Der Meinungsgegensatz zwischen den beiden regte sich aufs neue. Plötzlich sahen wir vor uns im Halbdunkel der Sommernacht durch Straßenarbeiten einen Graben ausgehoben. Der Literarhistoriker höhnte, daß Pfitzner sein Lebtag nicht in einen solchen Graben hineinkommen werde; darüber jedoch verschwand er selbst mitsamt seinem Regenschirm in der Tiefe. Kotbedeckt, den Schirm zersplittert, gelang es, ihn wieder herauszuholen. Pfitzners frohes und übermütiges Lachen, wie es durch die Nacht hindurch erscholl, durch die Stille einer Straßburger Kriegsnacht, hallt mir, da ich daran zurückdenke, noch in den Ohren.

Darüber kommt mir noch eine andere dieser Straßburger Kriegsnächte in den Sinn. Im Sängerhause hatte Pfitzner eine Aufführung seiner dem Großadmiral gewidmeten Komposition der Eichendorffschen „Klage", geleitet. Die Zuhörer waren aufs äußerste ergriffen gewesen. Wir trafen uns draußen, und er lud mich ein, trotz der Entfernung noch mit in sein neues Haus, draußen im Fünfzehnerwörth, zu kommen und mit ihm zu speisen. Der ganze Reichtum seiner literarischen Bildung schimmerte in den Stunden auf, die wir noch beisammen saßen. Er kam darauf, daß nach seiner Beobachtung die Eindrücke von der stärksten dichterischen Kraft seien, die dadurch entstünden, daß sich der Dichter gleichzeitig an Gesicht und Gehör, Auge und Ohr wende. Er gab mehrere Beispiele, als schönstes Eichendorffs Marienbild: „... in den Armen ihr Kind Hoch über der dunkel erbrausenden Welt."

Im Scherze sagte Pfitzner wohl immer wieder einmal, daß nicht Musik sein rechtes Feld sei, sondern die Kenntnis der Literatur. Sie war in der Tat unvergleichlich. Eines Abends saßen Friedrich Lienhard, Arthur Dinter und Pfitzner bei uns auf der Terrasse unseres Straßburger Hauses. Einer der beiden anderen Herren verwandte ein Shakespeare-Zitat und meinte, daß es Richard III. entnommen sei. Pfitzner wurde unruhig: „Es gehört in den Heinrich IV." Ich holte ihm aus meiner Bücherei den Band, nach dem er verlangte. Es genügte eine Minute, und er wies uns die Stelle, an der der Vers sich fand. Erst das Bescheidwissen um seine Kenntnis der Dichtung und um sein musikalisches Können läßt ganz ermessen, was es bedeutet, daß gerade er in Eichendorff den deutschen Lyriker empfindet und unserer Bildung das Gefühl für das, was Eichendorff mehr war als Heine, wiedergeschenkt hat.

Dem „Palestrina" steht ein Vorspruch aus Schopenhauer voran. Nach dem Kriege schuf Pfitzner aus Liedern und Liedteilen, die er Eichendorff entnahm, seine Kantate „von deutscher Seele". Spannungen germanischen Geistes! Der Bewunderer Eichendorffschen Sanges, der unermüdlich um die Wiedererweckung Marschners Bemühte, der geradezu fachwissenschaftliche Kenner E. T. A. Hoffmanns und der Komponist des „Armen Heinrich" und der Messe im ersten Akt des „Palestrina", gleichzeitig aber der an der Lebensweisheit Schopenhauers sich Orientierende: in einer Brust wie der Pfitzners sind es gewiß keine Gegensätze, sondern nur die Auswirkung der bipolaren Veranlagung des germanischen Geistes. Irgendwo haben sie ihren gemeinsamen Punkt. Irgendwo treffen sie sich in der Tiefe und werden dort immer aufs neue überwunden und zusammengebracht.

Als wir unmittelbar nach dem Kriege, wenige Tage vor der Unterwerfung der Nationalversammlung unter das Friedensgebot unserer Feinde, in München mit Pfitzner seinen 50. Geburtstag feierten, waren wir unserer nur wenige. Jetzt scharen sich allabendlich in Berlin, das sich Jahrzehnte hindurch so spröde gegen ihn verhielt, die Tausende um ihn, von Bruno Walter, seinem treuesten Freunde, gerufen. —

Leise, wie von selbst, fällt der Ruhm ihm zu, wie ein Königsmantel sich um die Schultern legt. Was Sohn und Schüler für den Meister im „Palestrina" sich erträumten, wird Wirklichkeit.

Martin Spahn.

Neuerscheinungen

Die Reihe „Deutsche Bauten" des Verlags August Hopfer in Burg bei Magdeburg füllt eine fühlbare Lücke aus. Es sind dies Bände in bequemem Taschenformat, textlich und illustrativ gleich vorzüglich, mit 70 bis 90 ganzseitigen Abbildungen, Preis Halbleinen 2 M., nur der Naumburger Dom kostet 3 M. Erschienen sind die Dome zu Magdeburg, Köln, Bamberg, Erfurt, Naumburg, die Marienkirchen zu Danzig und zu Münster, das Ulmer Münster, die Wartburg. Die Sammlung ist vorbehaltlos zu empfehlen. Die Bände könnten nicht besser sein. So oft man einen zur Hand nimmt, entdeckt man neue Schönheiten. Die Leser der S.M. werden sich erinnern, daß ich gerade diesen Buchtypus immer wieder gefordert habe: Das Seitenstück zu den Gowanschen Art Books und der Italia Monumentale. Auf meiner letzten Reise habe ich wiederholt bedauert, daß ich an den betreffenden Orten entweder auf unzulängliche Postkarten oder auf unhandliche Monographien angewiesen war. Wie froh wäre ich gewesen, wären bereits Kloster Maulbronn, Schloß Bruchsal, die Komburg, vor allem aber das Heidelberger Schloß in dieser Sammlung erschienen. So sehr ich die Blauen Bücher schätze — die „Deutschen Bauten" sind nicht minder unentbehrlich, weil sie das handlichste Format haben: man kann sie an Ort und Stelle mitnehmen. Sie sind gleich vortrefflich für die Vorbereitung, zur Unterstützung während des Besuchs und zur Erinnerung. Sie gehören in die Büchereien aller Schulen. Der wichtigste Band, der zu machen ist, ist der über das Heidelberger Schloß. Dann käme die Marienburg, Rothenburg o. T., Maulbronn, Nürnberg, die Münchener Residenz.

Über die Wallfahrtskirche Wies bei Steingaden ist ein hübsches kleines Mappenwerk erschienen, dessen Text vom Benefiziaten der Wies, M. Vierthaler, stammt. Die 12 Naturaufnahmen sind von der Graphischen Kunstanstalt J. B. Obernetter in München, Schillerstraße 20, wo die Mappe auch zu beziehen ist. Nachdem dieses Juwel des südbayerischen Rokoko von Jahr zu Jahr mehr aufgesucht wird, werden alle, die es genossen haben, für dieses kleine Werk dankbar sein.

Deutsche Volkskunst: Thüringen (Delphin-Verlag, München, mit 242 Bildern). Der Band ist von dem Leiter dieses außerordentlich wertvollen Unternehmens zusammengestellt und eingeleitet, von Edwin Redslob, und ist von besonderer Eigenart, weil nicht leicht irgendwo sonst in Deutschland Volkskunst und gewerbliche Produktion so von jeher Hand in Hand gegangen sind. Als Gegengewicht gegen die Bestrebungen, die auf eine seelenlose Amerikanisierung unseres Gewerbes hinauslaufen, sind diese Bände unschätzbar.

Der Almanach der deutschen Musikbücherei auf das Jahr 1827 ist Beethoven gewidmet. Der stattliche Band (600 S.) enthält u. a. Dichtungen von Grillparzer, Peter Cornelius, Aufsätze von Hans Joachim Moser, Guido Adler, Schiedermair, E. T. A. Hoffmann, Richard Wagner, Adolf Sandberger, Theodor Kroyer, Hermann Abert, Wilhelm Altmann, Novellen und Märchen von Wilhelm Matthiessen, J. P. Lyser, Hans Watzlik, einen Aufsatz von Artur Seidl über Klingers Beethoven mit 8 Abbildungen, Beethovens Lebens- und Totenmaske. Angesichts des Reichtums und der guten Ausstattung ist der Preis des Bandes niedrig zu nennen (Verlag Gustav Bosse, Regensburg, geb. 6 M.).

Daß Hans Joachim Moser die dreibändige Geschichte der deutschen Musik geschrieben hat, ist bekannt. Weniger bekannt ist, daß er auch feine Erzählungen verfaßt. Fünf davon vereinigt der Band „Musikalische Novellen" (Verlag Bosse): Benedictus Ducis, Cäsare Brancaccio, Süßmayer, Eine Versuchung, Opferung. Es spricht für die dichterische Begabung Mosers, daß die beiden letzten Novellen, die in der Gegenwart spielen und keine berühmten Helden haben, den geschichtlichen ebenbürtig sind, wenn nicht mehr.

Rosenheim. Josef Hofmiller.

Redaktionell abgeschlossen am 22. Mai 1927
Herausgeber: Paul Nikolaus Cossmann in München. — Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Arthur Hübscher in München. — Druck- und Buchbinderarbeiten: R. Oldenbourg, München. — Papier: Bohnenberger & Cie. Niefern bei Pforzheim.

Die Rassenfrage

Dieses Heft gilt einem vielfach umstrittenen und großenteils noch problematischen Gegenstande. In außergewöhnlicher Weise „von der Parteien Haß und Gunst verwirrt" ist der Begriff der Rasse für die einen das schlechthin Befreiende und Rettende aus aller völkischer Not, für die anderen haltloses Hirngespinst, nur geeignet, den Zusammenhalt des Volkes weiter zu erschüttern. Um so mehr Anlaß, weiteren Kreisen eine nach Möglichkeit entpolitisierte Darstellung vom Stande der Forschung zu bieten.

Der Kernpunkt des Rassenbegriffes liegt in der Forderung der Erblichkeit der Rassenmerkmale. Alle unsere Anschauungen über Rasse müssen so lange fragwürdige Theorie bleiben, bis die Vererbungslehre, die wir in unserem Heft „Fortschritte der Lebensforschung" (April 1921) behandelt haben, die sicheren Grundlagen schafft. Bekanntlich hat Johannsen in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die Verschiedenheit von Erscheinungsbild und Erbbild festgestellt. Jedes Lebewesen ist aus einer einzigen, durch Vereinigung von Ei- und Samenzelle entstandenen Ursprungszelle entstanden, aus der sich durch fortgesetzte Teilung der ganze Organismus entwickelt. Ein Teil der neugebildeten Zellen differenziert sich, bildet sich zu den verschiedenen Körperzellen um, zum Aufbau von Knochen, Muskeln, Haut, Nerven, ein anderer Teil verharrt im unentwickelten Zustand und bildet die späteren Geschlechtszellen des betreffenden Wesens. So besteht eine „Kontinuität des Keimplasmas", eine fortlaufende Kette, deren Glieder in den einzelnen Geschlechtern zu sehen sind. Diese Anschauung will die Annahme einer Vererbung erworbener Eigenschaften, wie sie seit Lamarck vertreten worden war, von vornherein als gegenstandslos erscheinen lassen. Die erblichen Merkmale haben danach ihren Sitz in den Geschlechtszellen und sind wesentlich unabhängig von Aufbau und Entwicklung des Körpers, in dem sie ruhen.

Die moderne Erblichkeitsforschung, die an die Entdeckungen Mendels und seiner Nachfolger anknüpft, hat in den wenigen Jahrzehnten seit ihrem Auftreten zu zahlreichen und weittragenden Einzelergebnissen über die körperlichen und seelischen Eigenschaften der Rasse geführt, und das alte, rein auf äußerlich körperliche Merkmale gegründete Rassenbild der Anthropologie erledigt. Trotzdem steht die junge Wissenschaft noch immer in den ersten Anfängen. Es ist der Übereifer der Siegessicherheit, wenn sie sich heute schon daran macht, weitgehende Schlüsse aus dem Bekannten und noch mehr vielleicht aus dem einstweilen nur Vorausgesetzten zu ziehen und Fragen zu beantworten, an die vielleicht in 50 oder 100 Jahren mit einiger Aussicht auf Erfolg herangegangen werden kann. Es gibt Rassenkundler, die nicht nur den Anspruch erheben, unsere Kenntnis geschichtlicher und soziologischer Zusammenhänge zu erweitern, sondern den ganzen Bau unseres Lebens von der weltanschaulichen Spitze bis in die letzten praktisch-politischen Auswirkungen hinein auf neue Grundlagen zu stellen. Sie rühren damit bis an jene grundlegenden Daseinsfragen, die sich wissenschaftlicher Beweisführung entziehen, weil nach den Worten Fechners „alles Allgemeinste, Höchste, Fernste, Tiefste, Letzte überhaupt seiner und unserer Natur nach Glaubenssache" sein muß, d. h. unbeweisbar.

Aller Oberflächlichkeiten und Übertreibungen ungeachtet dringt das Bewußtsein von der Bedeutung des Gegenstandes in immer weitere Kreise. Für die Aufmerksamkeit, die man ihm neuerdings auf katholischer Seite beimißt, legt u. a. eine eben erschienene Untersuchung von Wilhelm Schmidt S. V. D. „Rasse und Volk" (Kösel & Pustet, München) Zeugnis ab.

Es steht viel in Frage. Wird der Rassengedanke, wie seine Anhänger wollen, geeignet sein, die Besinnung unseres Volkes auf Ursprung und Eigenart zu vertiefen, seinen Zusammenhalt zu stärken, oder wird er nicht vielmehr die vielfachen Spaltungen in Stämme, Konfessionen, soziale Schichten um eine neue und tiefste vermehren, die den letzten festen Zusammenhang untergraben müßte, das Bewußtsein, durch die lebendigen Bande des Blutes unlösbar mit der Volksgemeinschaft verbunden zu sein? Die Gegensätze kommen auch in diesem Heft fühlbar zum Ausdruck. Manches von den landläufigen Begriffen über Rasse erweist sich dabei offenbar als Illusion und Schema. Ein Kern von Übereinstimmung aber scheint uns in jedem Fall bestehen zu bleiben: der Rassenbegriff im Sinne der Rassenhygiene, der in einem künftigen Heft noch eingehendere Behandlung finden soll. Die Amerikaner sterilisieren ihre Idioten, die Russen beten sie an. Voraussichtlich werden auch wir gezwungen sein, zwischen solchen Gegensätzen von Ost und West künftig eine Entscheidung zu suchen.

Volk und Rasse

Von Max von Gruber in München

Die geistige Zerklüftung unseres Volkes ist ein furchtbares Übel. Ohne sie hätten unsere Nebenbuhler den Weltkrieg nicht gewagt, ohne sie hätten wir ihn nicht verloren; solange sie fortbesteht, gibt es für unser Volk keinen Wiederaufstieg. Kein Wunder, daß man ihren Wurzeln nachspürt, um sie radikal beseitigen zu können. Da ist nun der Gedanke aufgetaucht, daß das Übel in der Zusammensetzung des deutschen Volkes aus mehreren heterogenen Rassen wurzle. In der Tat ist unser Volk in den verschiedensten Mischungsverhältnissen aus mindestens drei Systemrassen zusammengesetzt, die in ihren äußeren Merkmalen erheblich voneinander abweichen: der nordischen, alpinen und dinarischen. Aber die Meinung, daß der Mangel an Nationalgefühl davon herrühre, ist nicht haltbar. Die großen europäischen Völker mit dem stärksten Nationalgefühl, das englische und das französische, sind ebensowenig rassenrein; das erstere ist, von kleineren Beimengungen abgesehen, aus der nordischen und mediterranen, das letztere aus der nordischen, alpinen und mediterranen Rasse hervorgegangen. Noch schlagender ist das Beispiel des jüdischen Volkes, das sich aus mehreren sehr verschiedenartigen Systemrassen gebildet hat und noch heute zwei anthropologisch auffallend verschiedene Rassenmischungen, die Sephardim und Aschkenasim, aufweist und trotzdem den dauerhaftesten Volksverband der Geschichte darstellt. Der Drang nach Lebenshilfen, die gemeinsame wirtschaftliche und politische Lage und noch mehr der gemeinschaftliche Traditionsbesitz, die gemeinsame Sprache, Geschichte, Literatur und Kunst, der gleiche Glaube, die gleichen Illusionen sind ein unvergleichlich festeres Band als die gemeinsame Abstammung. Der Gedächtnis-Inhalt, die Vorstellungen spielen bei der Bildung einer Volksgemeinschaft eine viel wichtigere Rolle als die Rasse. Das rassisch so heterogene jüdische Volk wurde und wird durch den gemeinsamen Gedanken des auserwählten Volkes verkittet. Rassengleichheit oder nahe Blutsverwandtschaft haben Familien, Sippen, Stämme und Völker niemals verhindert, sich auf das erbittertste zu bekämpfen und keine Völker haben sich gegenseitig rücksichtsloser zerfleischt als gerade die mit nordischem Blut.

Nicht am Nichtzusammenpassen der geistigen Erbanlagen, sondern an dem verschiedenen geistigen Traditionsbesitz liegt es, wenn so häufig Ehen zwischen fremden Rassen, auch solche zwischen hochstehenden, mißglücken, denn wir sehen, daß sich die Schwierigkeiten ebenso zeigen, wenn zwei Menschen gleicher Rasse, aber verschiedener Volks- oder Staatszugehörigkeit oder verschiedener Konfession oder selbst nur verschiedenen Standes die Ehe eingehen. Die Verschiedenheit der Tradition, der Erziehung, der Sprache, der Geschichte, der gemütlichen Einstellung gegenüber der Überlieferung stört die Gemeinschaft; was der eine liebt, ist dem anderen gleichgültig oder gar abstoßend. Auch die Kinder leiden oft unter dem Mangel einer einheitlichen geistigen Umwelt mit ihrer Gewalt der Gewohnheit, des Beispiels, der Einflüsterung: sie leben sich nicht unbewußt, selbstverständlich, in die Volksgemeinschaft ein und stehen dann oft vereinsamt und haltlos im Leben. Dies gilt selbst dann, wenn der volksfremde Teil den ehrlichen Willen hat, sich geistig der neuen Volksgemeinschaft zu assimilieren; noch schlimmer wird es natürlich, wenn er seinem Volke treu bleibt, etwa gar dessen Zielen bewußt oder instinktiv weiter dient. Hierin ist es begründet, wenn man im allgemeinen vor der Heirat von Volksfremden warnen muß.

Trotz der Rassenunterschiede wäre das deutsche Volk ohne Zweifel zu einem einheitlichen nationalen Willen gekommen, wenn nicht seine Territorialfürsten während des utopischen Ringens um die römische Kaiserkrone zur Souveränität gelangt wären, wenn nicht die Glaubensspaltung gekommen wäre, sei es, daß die Reformation, sei es daß die Gegenreformation vollständig gesiegt hätte. Die Her-

stellung geistiger Gemeinschaft, übereinstimmender Bewußtseinsinhalte unter Zurückstellung alles Trennenden ist das Wichtigste, was zur Belebung des Nationalgefühls getan werden kann; das meiste wird hoffentlich die gemeinsame Not dazu tun. Die ungleiche Rassenmischung in den verschiedenen Gebieten des Reiches ist kein Hindernis, um das man sich zu sorgen braucht. Wie ganz anders sehen die Männer aus, die auf Defreggers ergreifendem Bilde vom letzten Aufgebot ausziehen zu Kampf und Tod, als etwa die Leute in Hadersleben und Tondern? Und überwältigt uns nicht trotzdem ihre Deutschheit in Blick und Tritt, und fühlen wir nicht trotzdem das unglückliche Südtirol geradeso als ein Stück von uns wie das verlorene Land im Norden?

Aber das Vorhandensein verschiedener Rassen hat vielleicht eine wichtige biologische Seite. Wie alle Kulturvölker ist das deutsche mit einer großen Masse von körperlich oder geistig mehr oder weniger Minderwertigen belastet. In seiner unglücklichen Lage wird es dadurch mehr bedrückt als die glücklicheren. Ein sehr großer Teil dieser Minderwertigkeiten ist angeboren, anerzeugt, vererbt. So ungemein viel durch gute Pflege und Erziehung zur Besserung der Beschaffenheit einer Generation geschehen kann, so ist ihrem Erfolge durch den angeborenen Anlagenbestand doch eine unübersteigliche Grenze gezogen. Das Vorhandensein der Minderwertigen schädigt das Gesamtvolk nicht allein in der Gegenwart, sondern durch ihre Beteiligung an der Fortpflanzung auch in die Zukunft hinein. Nur die Eugenik kann hier Wandel schaffen; in dem Maße, wie es gelingt, die Fortpflanzung der Minderwertigen zu verhindern, die der gesellschaftlich Vollwertigen zu fördern. Die Hebung der mittleren psychischen Veranlagung unseres Volkes muß bei der heutigen Lage der Menschheit ihr wichtigstes Ziel sein.

Um es erreichen zu können, ist es notwendig, eine richtige Auslese unter den Fortpflanzungsfähigen zu treffen. Wie macht man das am besten? Beruht etwa die verschiedene psychische Wertigkeit der Einzelnen auf der Verschiedenheit ihrer Rassenzugehörigkeit? Die großen Systemrassen der menschlichen Spezies sind sicher auch psychisch nicht gleich veranlagt. Haben etwa unsere drei Rassen höchst ungleichwertige Psychen, so daß man etwa aus den äußerlichen Rassenmerkmalen des einzelnen Individuums auf seine psychische Beschaffenheit verläßliche Schlüsse ziehen, etwa einfach auf Grund der äußeren Rassenmerkmale eine Vorentscheidung treffen könnte?

Das wäre höchst bequem, aber es ist leider nicht zulässig. Selbst dann, wenn geistige oder sittliche Wertigkeit aufs engste mit der Rassenzugehörigkeit verbunden wäre, wäre diese Art von Auslese nicht brauchbar. Denn die Erbmasse der Anlagen ist nicht ein fest zusammenhängendes Ganzes, das ganz oder gar nicht vererbt wird, sondern ein Konglomerat von Hunderten von Einzelanlagen, die sich im allgemeinen voneinander loslösen und bei der Bildung und Reifung der Keimzellen und deren Vereinigung, wie Würfel im Würfelspiel, in einer ungeheuren Zahl von Kombinationen zusammentreten und in den Anlagenbestand des neuen Individuums eingehen. Die Abkömmlinge aus der Kreuzung von zwei Rassen enthalten also ein buntes Gemisch von Anlagen beider Rassen, so daß ihre äußeren Merkmale mit ihren psychischen durchaus nicht übereinzustimmen brauchen, und sowohl die äußeren wie die inneren auch unter sich nicht rassenrein sind. Es bestehen noch andere Hindernisse gegen den Schluß aus dem Äußeren auf das Innere. Es braucht aber auf diese hier nicht eingegangen zu werden, weil psychischer Wert und Rassenzugehörigkeit überhaupt nicht so eng zusammenhängen wie Laien oft glauben.

Die äußeren Unterschiede zwischen den Angehörigen verschiedener Systemrassen sind bekanntlich zum Teil sehr groß und auffallend; man denke etwa an einen Hottentotten oder Neger und an einen blonden, blauäugigen, schlanken Niedersachsen (Norden). Wenn es so klar verschiedenartige psychische Merkmale gäbe, etwa vererbliche rassische Gedankenverbände, rassische Weltanschauungen, wie vielfach behauptet wird, dann wäre die Sache einfach. Aber dergleichen gibt es nicht. Es

gibt zwar rassische Verschiedenheiten der intellektuellen Veranlagungen und der Triebrichtungen, aber keine angeborenen Vorstellungen oder Ideen. Diese sind alle Erfahrungserwerb oder Traditionsgut. Die Verschiedenheit der psychischen Anlagen aber ist selbst bei den am weitesten voneinander abstehenden Rassen lange nicht so groß wie die der äußerlichen; so weit ich sehen kann, nur quantitativer Natur. Keine bei den intellektuell höchststehenden Rassen festzustellende intellektuelle Anlage fehlt bei den tiefstehenden gänzlich; insoferne es sich nicht geradezu um krankhafte Individuen handelt. Ebenso gibt es keine amoralische, d. h. aller Gemeinschaftstriebe ermangelnde Rasse; eine solche wäre gar nicht existenzfähig. Bei den hochstehenden Rassen bzw. Rassengemischen völlig, hier in Europa, treten auch die quantitativen Unterschiede der Begabung vielfach erst bei statistischer Untersuchung in den Durchschnittswerten hervor. Bei einer solchen statistischen Aufarbeitung wird aber auch etwas anderes ziffernmäßig faßbar, was die vorurteilslose alltägliche Beobachtung schon lehrt, die Tatsache, daß innerhalb jeder Rasse die Begabung der einzelnen in außerordentlich weitem Umfange schwankt, so daß einzelne aus einer tiefstehenden Rasse mit ihrer Begabung hoch über dem Mittel der hochstehenden und viele einzelne einer hochstehenden Rasse tief unter dem Mittel der tiefstehenden sich befinden. Die Extreme innerhalb ein und derselben Rasse gehen viel weiter auseinander als die Mittel der verschiedenen Rassen. Selbst die sogenannte reinste Rasse ist eben nichts Einheitliches, sondern besteht aus einer Unzahl von Erblinien, die trotz allem Gemeinsamen die gewaltigsten Abstufungen der Wertigkeit zeigen. Hierfür ein Beispiel, das allerdings nur mit Vorsicht zu Verallgemeinerungen benützt werden darf.

Während des Krieges wurden in Nordamerika Begabungsprüfungen an Tausenden von Rekruten ausgeführt. Sie ergaben sehr auffällige Unterschiede nach der Herkunft. So entfielen auf die drei untersten von sieben Begabungsstufen, auf die Minusvarianten, 91,6 v.H. der untersuchten Neger gegen i. M. 48 v.H. der untersuchten nicht in Amerika geborenen Weißen. Auch die Weißen unter sich verhielten sich je nach ihrem Geburtsstaate sehr verschieden. Es entfielen auf dieselben drei untersten Begabungsstufen 42,4 v.H. Schottländer, 42,8 v.H. Deutsche, 42,9 v.H. Holländer, 44,1 v.H. Engländer, 46,2 v.H. Schweden, 46,4 v.H. Dänen, 51,5 v.H. Norweger (alle aus Bevölkerungen mit starkem nordischen Einschlag), 57,5 v. H. Österreicher (alte Monarchie), 58 v.H. Irländer, 70,9 v.H. Russen, 72,5 v.H. Italiener und 77,2 v.H. Polen. Die Neger stehen also am schlechtesten da. Es ist aber sehr bemerkenswert, daß auch die höchsten Kulturnationen mehr als 40 v.H. Minusvarianten stellten. Annähernd umgekehrt verhielt es sich mit den Plusvarianten, in den drei höchsten Begabungsstufen. Von den Negern entfielen auf diese 0,9 v.H., von den Italienern 3,1 v.H., Polen 3,6 v.H., Russen 7,5 v.H., Österreichern 10,1 v.H., Irländern 12,5 v.H.; dagegen von den Norwegern 13 v.H., Schweden 16,9 v.H., Dänen 21,6 v.H., Deutschen 25,9 v.H., Holländern 32,1 v.H., Schottländern 38,4 v.H., Engländern 43,7 v.H., während das Mittel bei allen Weißen 27 v.H. ausmachte. Immerhin standen 0,9 v.H. Neger mit ihrer Begabung über 42,4 v.H. der Schotten usw.

Im übrigen deckt sich freilich Staatszugehörigkeit nicht mit Rasse, aber es darf vielleicht doch darauf hingewiesen werden, daß Schweden, unter dessen Rekruten in der Heimat nur 3 v.H. Braune gefunden wurden, 46 v.H. Minusvarianten und 16 v.H. Plusvarianten stellte, das Deutsche Reich mit 14 v.H. braunen Rekruten aber 43 v.H. Minus- und 26 v.H. Plusvarianten.

Rassen, welche einander in ihren äußeren Merkmalen sehr fernstehen, wie Weiße und Neger, stoßen sich geschlechtlich in der Regel ab, während zwischen einander näherstehenden, wie den europäischen, das Fremdartige häufig sogar einen Lockreiz bildet. Die Kreuzung einer i. M. hochstehenden mit einer i. M. sehr viel tiefer stehenden Rasse, z. B. eines Weißen mit einer Hottentottin, ist auch nach der wissenschaftlichen Erfahrung vom Standpunkt der höheren Rasse aus verwerflich, da die Nachkommen im Mittel tiefer stehen werden. Dagegen geht das Vorurteil

gegen jede Rassenkreuzung irr, wonach Mischlinge stets mehr oder weniger, namentlich der Charakteranlage nach, mißraten. Wir haben früher darauf hingewiesen, welche Bedenken wegen der Verschiedenheit des Traditionsbesitzes gegen Mischehen überhaupt bestehen; aber in biologischer Beziehung, für die angeborene Veranlagung der Nachkommen, kommt es in hohem Grade darauf an, ob die Ehepartner innerhalb dieser Rassen zu den Plus- oder Minusvarianten gehören. Aus der Ehe von Gesindel geht auch innerhalb der gleichen Rasse nichts Gutes hervor. Dagegen wissen Pflanzer und Tierzüchter nichts davon, daß Rassenkreuzungen unter allen Umständen minderwertige Produkte liefern.

Die menschliche Geschichte lehrt keineswegs, daß gerade reine Rassen das Höchste zu leisten, die wertvollsten Menschen hervorzubringen vermögen. Die am reinsten gezüchtete, in ihrer Erbmasse homogenste Rasse war wohl die nordische. Durch ihren mächtigen Lebenswillen, durch ihre Tatkraft und ihren Schaffensdrang hat sie wohl sicher den Anstoß zur Entstehung der westasiatischen und europäischen Kulturen gegeben, aber die heute so viel verbreitete Meinung, als ob sie allein aus sich heraus diese Kulturen hervorgebracht habe, stimmt schlecht mit den Tatsachen.

Es gibt keine einheitliche nordische Kultur, sondern eine indische, persische, griechische, römische, italienische usw., die außerordentlich tief voneinander abweichen. Unsere Kultur nahm ihren Ursprung nicht etwa um die Ostsee herum, wo die nordische Rasse ihren Sitz hatte, sondern in den Einbruchsländern. Die Kulturen nahmen in den Einbruchsländern nicht etwa sofort nach dem Einbruch der Norden ihren Aufstieg, sondern in Hellas wie in Italien erst etwa 500 Jahre später. Die Kultur des Mittelalters begann nicht etwa in Niedersachsen, wo neben Skandinavien die nordische Rasse noch heute am wenigsten vermischt sitzt, sondern in den Niederlanden, in Nordfrankreich, im Rheinland, im Elsaß, in Schwaben, Bayern und Österreich, also in den Randländern, wo am frühesten und ausgiebigsten Rassenmischung stattgefunden hat. Und wenn wir die Körperlichkeit unserer größten Männer auf die Rassigkeit prüfen, finden wir zwar bei vielen nordische Merkmale, aber bei fast keinem nur nordische. Der erste Blick zeigt dem Kundigen, daß weder Friedrich der Große noch Freiherr vom Stein noch Bismarck reine Norden waren, von Luther, Melanchthon, Leibniz, Kant, Schopenhauer gilt dasselbe, ebenso von Liebig und Julius Robert Mayer und Helmholtz, von Goethe, Schiller und Grillparzer, von Dürer, Menzel und Feuerbach und schon gar von den größten Genien der deutschesten aller Künste, der Musik, von Bach und Gluck und Haydn bis Bruckner. Sie alle waren Mischlinge. Dasselbe gilt von den größten Italienern; Michelangelo und Galilei waren, wenn überhaupt, doch sicher nicht reine Norden. Zu den Anlagen der Norden mußten anscheinend Ingredienzien von anderen Rassen hinzukommen, um die glücklichste Kombination von Anlagen zu geben.

Keine von allen Systemrassen der Geschichte war jene Idealrasse, die wir erstreben müssen, wenn es mit den menschlichen Dingen gründlich besser werden soll. Selbst, wenn es möglich wäre, eine der alten Systemrassen, z. B. die nordische, aus dem rassischen Durcheinander der heutigen deutschen Bevölkerung wieder rein herauszuzüchten, so wäre dies kein erstrebenswertes Ziel, denn auch ihr hafteten schwere Mängel an. Nicht in der Vergangenheit liegt das Heil der Menschheit, sondern in der Zukunft. Die Ideal-Erblinien sollen erst kommen. Um sie zu erzeugen, muß das Beste aus allen Erbmassen genommen und zur Kreuzung gebracht werden, wo es sich auch findet, während die üblen Anlagen so schmerzlos wie möglich, aber auch so gründlich wie möglich ausgemerzt werden müssen.

Das erhabene Ziel der Eugenik sind Menschen, denen neben starker Kraft, Talenten und festem Verstand Arbeitslust und Pflichttreue, Mitgefühl und Opferfreudigkeit angeboren sind. Eine weise Gattenwahl und mutiger Kinderreichtum der Besten müssen den Stoff liefern, aus dem Pflege und Erziehung den voll an seine Lage angepaßten Adeligen formen können, der der Gesamtheit freudig dient und in iherm dauernden Gedeihen sein Glück sucht.

Ob dann unter diesen Menschen die braunäugigen und dunkelhaarigen oder die blonden und blauäugigen überwiegen werden, scheint mir für die Zukunft des deutschen Volkes nicht entscheidend zu sein.

Wenn jemand seinem Geschmack folgend eine blonde Gattin einer braunen vorzieht, so ist dagegen gar nichts einzuwenden, wenn er dabei nur unter Tüchtigen gewählt hat. Aber sehr töricht würde derjenige handeln, der auf der Suche nach einer edlen Lebensgefährtin und Mutter für seine Kinder sich abhalten ließe, ein Mädchen zu freien, das ihm sonst in allen Stücken liebenswert erscheint, weil es braunäugig und dunkelhaarig ist oder vielleicht gar etwas breite Backenknochen besitzt, und dies trotz allem, was es selber zeigt, auf geistige oder charakterliche Minderwertigkeiten seiner Veranlagung hin deutet, die bei den Kindern zutage treten werden; und noch törichter schiene mir derjenige zu handeln, der eine blonde, blauäugige, schmalgesichtige heiratet, weil er in diesen Eigenschaften eine Bürgschaft für adelige Beschaffenheit und gutgeartete Nachkommen erblickt. Die Blonde kann eine „blonde Bestie" sein, die blonde Bestien gebären wird. Unsere Einsicht ist zu beschränkt, als daß wir nur auf Gewißheiten hin handeln könnten; wir können nur mit Wahrscheinlichkeiten rechnen. Aber nach meiner Lebenserfahrung wird die Wahrscheinlichkeit, daß wir das Richtige treffen, nicht merklich erhöht, wenn wir zur Beurteilung der Menschen innerhalb unserer deutschen Bevölkerung ihre äußeren Rassenmerkmale heranziehen. Unter den edelsten Menschen, die mir im Leben begegnet sind, befanden sich auffallend viele, die in ihrem Äußeren sehr wenig von nordischer Rasse merken ließen, und unter den brutal selbstsüchtigen Strebern nicht wenige, die recht nordisch aussahen. Die vorurteilslose Prüfung der Einzelnen und gerade ihrer Ahnen und Geschwister auf „Herz und Nieren" ist viel zuverlässiger für die Beurteilung ihres sozialen Wertes als die auf Augen- und Haarfarbe; so wie es viel zuverlässiger ist, den Menschen selbst sich anzusehen als sein Horoskop.

Die Systemrassenfrage hat sehr großes wissenschaftliches Interesse; aber ihr Hereinziehen in das bürgerliche Leben hat eine sehr bedenkliche Seite. Man sagt, die verschiedene Bewertung der Menschen nach ihren äußeren Rassenmerkmalen könne keinen Grund zu Unfrieden und Zwietracht abgeben, da sich diese Bewertung ja nicht auf die einzelne Person beziehe, der man die größte Hochachtung entgegenbringe, sondern auf seine Erbmasse. Aber jeder möge doch unbefangen sich selbst fragen, ob sich in ihm nicht auch das Ehrgefühl für seine Erbmasse rege, welche er selbst von seinen Eltern empfangen hat und die er an seine Kinder weitergeben wird, und ob ihn ein Vorurteil gegen diese Erbmasse nicht tief verletzen würde? Man wird dieses Ehrgefühl freilich nicht immer schonen dürfen. Ein Neger oder Hottentotte, oder Buschmann, ein Trunkenbold, ein Gewohnheitsdieb oder Gewohnheitsbetrüger, ein Sexualverbrecher wird sich ein starkes Vorurteil gegen seine Erbmasse gefallen lassen müssen. Ist dieses Vorurteil aber gerechtfertigt gegen einen braunäugigen Deutschen, selbst wenn er eine Stumpfnase und einen runden Kopf hat? Und ist es erlaubt, mit ihm einen neuen Zankapfel in unser Volk zu werfen?

Rasse und Menschheit

Von Alfred Ploetz in Herrsching am Ammersee

Die Rassen und ihre Gemische sind die biologischen Bausteine der Menschheit. Durch das Gefüge der Rassen hindurch zieht sich ein anderes Gefüge, das der Gesellschaften, besonders der Völker und Staaten, der Sprach- und Kulturgemeinschaften, der Konfessionen, der wirtschaftlichen Verbindungen, die alle mannigfach aus verschiedenen Rassen und Rassengemischen zusammengesetzt sind. Beide.

die biologische und die soziologische Struktur, beeinflussen sich gegenseitig außerordentlich stark. Die Rassen mit ihrer verschiedenen Ausgestaltung des Menschentums, von der nordischen Rasse bis zu den Buschmännern, geben den gesellschaftlichen Bildungen, die sie zusammensetzen, völlig verschiedene Gesichter und damit der Menschheit ihr inneres und äußeres Gepräge. Andrerseits modeln die gesellschaftlichen Bildungen die Rassenzusammensetzung ihrer Mitglieder und innerhalb der Rassen selbst das gegenseitige Mengenverhältnis der einzelnen in ihren Leistungen verschiedenen Individuen (Varianten) durch Auslese und Gegenauslese und durch Schaffung von Entartungsursachen.

Diese für das Schicksal der Menschheit bedeutungsvolle gegenseitige Abhängigkeit wollen wir uns an Beispielen vor Augen führen. Man vergleiche das hauptsächlich aus nordischen und alpinen Menschen bestehende Deutsche Reich und einen Negerstaat, etwa Haiti, einen hochentwickelten Kulturstaat also, der sich bis zum Weißbluten geschwächt, trotz fortgesetzter Aussaugung durch die früheren Kriegsfeinde mit zäher Tatkraft wieder sittlich und materiell aufschwingt, und ein dahinvegetierendes Staatswesen, das nicht viel mehr als eine Karikatur ist. Auch dem für die Rasse Blindesten wird das Verhältnis klar, wenn wir fragen, was z. B. aus den Vereinigten Staaten von Amerika werden würde, wenn ihre Bürger nicht zu 10 v.H., sondern zu 100 v.H. aus Negern bestünden. Die glänzende Technik, die wirtschaftliche Vormachtstellung, die hohen wissenschaftlichen Leistungen, die ganze Kultur des Leibes und des Geistes würde dahinschwinden. Oder was für eine Rolle würde das Deutsche Reich spielen, wenn es statt von einem Gemisch hauptsächlich nordischer und alpiner Rasse nur von Leuten überwiegend vorderasiatischer Rasse bewohnt wäre, die zwar in vielen Zweigen der Kultur, in Handel, Wissenschaft und Kunst Hervorragendes, ja manchmal Geniales leistet, aber in politischer und militärischer Hinsicht, also in bezug auf die Haupterhaltungsfaktoren des Staates, nur kümmerlich begabt ist?

Umgekehrt beeinflussen die gesellschaftlichen Bildungen der Menschheit, besonders die Staaten, auch die Rassen. So trägt z. B. das gesellige Leben der wohlhabenden und gebildeten Schichten, „der Gesellschaft", mit seinen Nervenkraft, Zeit und Geld beanspruchenden Kulturgenüssen dazu bei, daß diese Schichten immer mehr Kindergebären und Kinderaufzucht vermeiden und so ihre Geburtenrate unter die Erhaltungsgrenze hinabdrücken, wodurch die Rassenzusammensetzung der folgenden Generation zuungunsten der Begabteren, d. h. auch zuungunsten der begabteren Rassen geändert wird. Einzelne Staaten, wie die Vereinigten Staaten von Amerika, bestimmen durch ihre Einwanderungsgesetze direkt den Anteil, den die Bürger verschiedener Staaten, also mittelbar die Mitglieder verschiedener Rassen und Rassengemische an der künftigen Zusammensetzung der Bevölkerung und damit der Rassenbestandteile des betreffenden Staates haben.

Auch die Kriege verändern die Rassenzusammensetzung der Staaten. Bei Siegern und Besiegten wird die Bevölkerung um Teile verringert, deren Rassenzusammensetzung eine andere ist als die der übriggebliebenen. Die Anführer und die Mutigen fallen häufiger. Im Weltkriege fielen auf deutscher Seite etwa 2½ mal so viel Offiziere wie Mannschaften und unter diesen nach allgemeiner Beobachtung die Draufgänger öfter als die Zögernden oder Feigen. Der größeren Gefallenenzahl entspricht ein größerer Bruchteil von Verwundungen und Verkrüppelungen, deren Träger es nach dem Kriege im Kampf ums Dasein schwerer haben und deshalb weniger leicht zur Familiengründung kommen. Das bewirkt, daß Gefallene und Kriegskrüppel mehr den kriegerischen Rassenbestandteilen angehören, in den meisten europäischen Ländern und in Nordamerika mehr der nordischen Rasse. Dadurch wird nach dem Kriege die rassische Zusammensetzung der kriegführenden Bevölkerungen eine andere, bei uns eine weniger nordische.

Ein weiterer Faktor, der das rassische Gesicht der Menschheit ändert, ist ihre fortschreitende Kulturentwicklung, die mit auf der steigenden Kraftentfaltung

der gesellschaftlichen Bildungen beruht. Sie führt zu einer Erleichterung der Durchmischung der Rassen. In alten Zeiten war gewöhnlich der Fremde der Feind, Rassenmischungen stärkeren Grades kamen meist durch kriegerische Wanderungen und Eroberungen zustande. Heute sucht man die Fremden durch eine eigene Industrie ins Land zu locken. Der frühere schwerfällige und seltene Verkehr ist durch Eisenbahnen, Dampfer und Flugzeuge rasch und häufig geworden, und Handels- und Niederlassungsverträge erleichtern die Ansiedelungen Volksfremder, die ja vielfach auch Rassefremde sind. Dadurch sind die alten, verhältnismäßig reineren Bevölkerungen immer gemischter geworden. Schlagende Beweise sind die neuen Staaten Amerikas und Südafrikas. Besonders in den Vereinigten Staaten und in Kanada sind Rassenmischungen großen Stils unter allen großen Rassen im Gange. Selbst moderne Kriege, wie der Weltkrieg, haben zu neuen Rassenmischungen geführt, wenn auch der Haß der Kämpfenden mächtig aufgelodert ist. Durch die Besetzungen fremder Gebietsteile während und nach dem Kriege, durch die Teilnahme von Farbigen an Krieg und Besetzungen sind zahlreiche Mischgeburten zur Welt gekommen. Alle diese Mischungen und Verschlechterungen der Rassen werden durch die steigende Hochflut demokratischer Ideen unterstützt. Demokratie, Maschinenkultur, die heutige Wirtschaftsform mit ihren Heeren von Industriearbeitern und am meisten die Steigerung der Genußkultur mit ihrem Gefolge des Geburtenrückgangs der Begabten und die Kriege sind die hauptsächlichsten Umgestalter der Menschheit in bezug auf ihren Rassenaufbau und auf die Tüchtigkeit des neuen Rassengemisches.

Wenn wir das Wort Menschheit brauchen, müssen wir uns bewußt sein, daß dieser Begriff nicht nur eine weite räumliche, sondern noch eine viel weitere zeitliche Ausdehnung hat. Die Menschheit hat schon viele Hunderttausende von Jahren gedauert, sie kann nach unseren Astronomen noch viele Millionen Jahre weiterleben, d. h. eine kleine Ewigkeit mit riesigen Entwicklungsmöglichkeiten. Was wird das Schicksal der jetzigen Rassen sein, wenn die heutigen Entwicklungsfaktoren in gleicher Richtung weiterwirken, und wie wird das auf die Menschheit zurückwirken?

Die Tendenz erscheint unverkennbar, daß die Menschheit durch ihre sich immer mächtiger entfaltende Wissenschaft und Technik die umgebenden Lebensbedingungen, die früher die biologischen Gestalter des Menschen waren, nun umgekehrt mehr und mehr so umformt, daß sie ihre Umgebung an sich anpaßt. Das wird zu steigender Bewohnbarkeit riesiger heißer Landstrecken durch die Weißen führen. Des Menschen Heimat wird die ganze Erde werden. Dadurch wird die Durchdringung und Vermischung der Rassen immer inniger werden. An Stelle der großen Mannigfaltigkeit der rassischen Ausprägung des Menschen wird ein einheitlicherer Typus entstehen. Trotzdem sich dadurch die Völker in ihrem Aussehen und Charakter anähneln werden, werden die Kriege infolge der politischen und wirtschaftlichen Machtgier der Staaten vorläufig kaum aufhören, sondern weiter die tüchtigsten Rassenbestandteile vermindern und so die tüchtigsten Rassen selbst zugunsten der mindertüchtigen schädigen. Die sozialaristokratischen Bestrebungen, durch Vermehrung des Nachwuchses der tüchtigen Individuen und Rassen und durch Verminderung des Nachwuchses der minderwertigen (z. B. durch Eheverbote oder Sterilisierungen) den Schädigungen durch die Gegenauslese des Krieges und die der willkürlichen Geburtenverminderung der Begabten entgegenzuarbeiten, werden einen schweren Stand haben gegen die mehr und mehr zur Herrschaft gelangenden Ideologien einer falsch verstandenen oder als Maske gebrauchten politischen, sozialen und konfessionellen Demokratie und einer übertrieben individualistischen Weltanschauung. Sie werden unterstützt werden durch die fortschreitende biologische Erkenntnis und die in ihrem Gefolge auftretende wachsende Rationalisierung der menschlichen Verhältnisse.

Diese Tendenzen bergen die große Gefahr in sich, daß die Einschmelzung der tüchtigsten Rassen, besonders der nordischen, und in ihnen der begabtesten Rassenelemente rascher von statten gehen wird als der nach dem heutigen Anschein der

Dinge nur langsam zu bewirkende rassische Wiederaufbau. Mit anderen Worten, der Gang der Entwicklung könnte so gehen, daß die Menschheit von dem erreichten Hochstand der moralischen und intellektuellen Entwicklung infolge der fortdauernden Verminderung der tüchtigen Erbstämme durch Kriege, Unfruchtbarwerden, schlechte Rassenmischungen und Keimverderbnis allmählich herabsinkt, bis eine stagnierende Mittelmäßigkeit das Erbe der Väter zwar noch bewahrt, aber nicht mehr vermehrt, und bis schließlich auch diese Bewahrung noch in Frage gestellt wird. Damit wären zugleich die unendlichen Leiden der viele Jahrtausende langen Ausmerzung alles dessen, was lebensuntauglich war, vergebens gelitten worden. Statt des versöhnenden Endziels der grausamen natürlichen Entwicklung, des Übermenschen, dämmert enttäuschend und drohend der Untermensch herauf.

Wie läßt sich das drohende Schicksal des Versinkens der Menschheit in Mittelmäßigkeit wenden? Und welches ist der Weg zur allmählichen Vervollkommnung der menschlichen Anlagen? Der Weg heißt theoretischer Ausbau und praktische Anwendung der Biologie und der Hygiene der menschlichen Rasse (im Sinne einer Vitalrasse). Die Rassenbiologie lehrt uns, daß die Menschen von ihrer Erzeugung an verschieden sind. Diese Verschiedenheiten beruhen teils auf verschiedenen erblichen Anlagen, teils auf verschiedenen Umgebungseinflüssen, deren individuelle Wirkungen als solche nicht erblich zu sein scheinen. In der Masse der variierenden Menschen unterscheiden wir natürliche Gruppen von untereinander erblich ähnlichen Individuen als anthropologische oder System-Rassen, sie bilden als solche selbstverständlich ebensogut das Material für die menschliche Rassenbiologie und Rassenhygiene wie die voneinander erblich verschiedenen Individuen selbst. Ein Teil der Neu-Erzeugten wird, gleichgültig ob er lebenstüchtig ist oder nicht, aus dem Leben durch wahllose Einwirkungen (z. B. Erdbeben, Schiffsuntergang u. ä.) ausgeschaltet. Ein anderer Teil mit für das Leben nicht geeigneten Anlagen wird im biologischen Kampf ums Dasein, d. h. um die Hinterlassung möglichst vieler lebenskräftiger Nachkommen benachteiligt oder ausgemerzt. Die Ausmerzung geht vor sich durch Sterben der Individuen, durch Nichtberücksichtigtwerden bei der Gattenwahl, durch Unfruchtbarkeit oder zu geringe Fruchtbarkeit und durch zu große Sterblichkeit der Kinder. Das führt bei Vererbung der ausgelesenen Anlagen und bei gleichbleibenden Entartungstendenzen zur Erhaltung oder gar zum allmählichen Übergewicht der Individuen mit lebenstauglichen Eigenschaften. Tritt zu der Vererbung tüchtiger Anlagen noch eine Erbänderung (Mutation) der Keimstoffe, die überwiegend nach der günstigen Seite ausfällt, so kommt ein Fortschritt in der Organisation zustande, der die Erhaltungssicherheit der Rasse verstärkt. Solche günstigen Erbänderungen haben die Entwicklung unserer Rasse aus niedrigen Formen, die denen des Pithecanthropos und Neandertalers ähnelten, zu den heutigen hochstehenden bedingt. In diesen Gang der Entwicklung, der die Menschheit zu der Blüte der weißen und in ihr der nordischen Rasse geführt hat, greift nun in verhängnisvoller Weise eine Gegenauslese ein, d. h. eine Ausmerzung von Tüchtigen auf Grund ihrer Tüchtigkeit, z. B. durch Kriege und gewollte Kinderarmut der Begabten, und eine Auslese der Untüchtigen auf Grund ihrer Untüchtigkeit, z. B. durch besondere Pflege der dauernd Minderwertigen, für die zu sorgen uns zwar ein Gemütsbedürfnis ist, deren Erhaltung und Fortpflanzung die Rasse aber mit sich vererbenden Mängeln belastet. Die Gegenauslese (Kontraselektion) hat in geringerem Grade immer bestanden, aber erst in neuerer Zeit hat sie einen Umfang angenommen, der die höchstentwickelten Teile der Menschheit zum Aussterben zu bringen droht.

Gegen alle diese verderblichen Tendenzen tritt die Rassenhygiene ins Feld. Sie hat es mit der Erforschung und Anwendung der Mittel zu tun, die die beste Erhaltung und Weiterentwicklung der menschlichen Rasse gewährleisten. Ihr erstes Bestreben ist, mit allen Kräften dafür zu sorgen, daß der Nachwuchs der Tüchtigen und Begabten größer ist als der minder Tüchtigen und minder Begabten. Das

Zwei-, Ein- und Kein-Kindersystem der Begabten müßte zum mindesten in ein Drei- bis Vier-Kindersystem umgewandelt werden, wie man es durch den Vorschlag von Fritz Lenz, den weniger als drei zählenden Nachkommen nur ein Drittel ihres elterlichen wirtschaftlichen Erbes zukommen zu lassen, ferner durch Abstufung der Steuern, Löhne und Gehälter nach der Kinderzahl und sonstige, bisher erfolglose bevölkerungspolitische Maßregeln zu erreichen hofft. Man muß fürchten, daß ohne einschneidende Mittel in dieser Richtung nichts Genügendes erreicht werden wird. Hierfür fehlt es aber den meisten bestimmenden Stellen an der Erkenntnis des Ernstes der Lage.

Ähnlich steht es mit der Abschaffung der Kriege. Unsere Pazifisten versagen durch ihr dürftiges Verständnis für die Erhaltungsbedingungen ihres Volkes und durch ihre in der harten Gegenwart durch nichts gerechtfertigte internationale Gesinnung. Auch der Völkerbund ist kein Friedensfaktor, sondern wesentlich ein Schutzbund der Entente, um die früheren Feinde niederzuhalten. Heute bleibt wenigstens den Deutschen nichts übrig, als gegen die verfrühte Zukunftsmusik taub zu sein und durch Pflege vaterländischer Gesinnung das Mißtrauen gegen die früheren Feinde wachzuhalten. Friede auf Erden wird am wahrscheinlichsten dadurch kommen, daß ein Staat oder ein Bund von Staaten so mächtig wird, daß er allein die Welt befrieden kann. Ein Bund der angelsächsischen und der ihnen verwandten germanischen Staaten hätte diese Macht. Vielleicht gelingt es, ihn trotz wechselnder politischer Bedürfnisse des Augenblicks durch eine daneben gehende Dauerpolitik auf weite Sicht vorzubereiten.

Das Wiederansteigen der Kinderzahl der Begabten und das Seltenerwerden der Kriege würde der anthropologischen Rasse zur Schicksalswende werden, die zwar die am weitesten entwickelte, aber auch am meisten durch die Gegenauslese leidende ist, der weißen und in ihr besonders der nordischen. Es ist nicht nötig, daß wir sagen, wir wollen die Menschheit aufnorden, sie nordisch machen auf Kosten aller anderen Rassen. Wir drängen zu einem im biologischen Sinne lebenstauglichen und edlen Menschengeschlecht hin. Die nordische Rasse steht dem wohl am nächsten. Wir könnten zweifellos aus dem vorhandenen Rassengemisch die nordische wieder rein herauszüchten. Aber sie hat vielleicht nicht alle Anlagen, die notwendig sind, um den Übermenschen vorzubereiten, ihr fehlen z. B. die Eigenschaften, um in den Tropen auszudauern. Sie besitzt wohl auch einen zu starken Individualismus. Außerdem könnte die Menschheit Wert auf Eigenschaften legen, die nicht grade zu den Erhaltungsbedingungen gehören und die der Norde nicht in dem Grade besitzt wie andere menschliche Varianten. Denn die Rasse ist an sich nicht der höchste Wert, wenn auch das notwendige Werkzeug zur Erringung der höchsten Werte. Jedoch eines ist sicher: wenn wir auch nicht die reine nordische Rasse züchten wollen, so werden wir doch dafür sorgen müssen, daß der künftige Mensch hauptsächlich auf ihr aufgebaut wird, und daß ihre charakteristischen hochwertigen Eigenschaften oder der charakteristische Grad derselben erhalten bleiben, vor allem ihr Wahrheitsdrang und Wirklichkeitssinn und ihre aktive, vorwärtsdrängende, oft bahnbrechende Intelligenz, ohne die die fortschreitende Herrschaft des Menschen über die Natur außer ihm und in ihm bedeutend aufgehalten werden würde. Auch ihre Innerlichkeit, ihr Mut und ihr Gerechtigkeitssinn dürfen nicht verloren gehen. Andere wertvolle Eigenschaften werden wohl von anderen Rassen oder Rassengemischen geliefert werden, so vielleicht von den farbigen Rassen Komponenten einer besseren Anpassung an das Tropenleben, von den Juden Willenskraft und starker Familiensinn usw. So kann der Übermensch Überwinder der Rassen werden.

Unser ausgeprägt demokratisches Zeitalter erlaubt nicht, daß unmittelbare Auslese- und Ausmerzungspläne von Rassen, Rassengemischen oder Volksgruppen durch unsere Staaten in die Hand genommen werden. Aber das geschieht in mittelbarer Weise z. B. in den Vereinigten Staaten bei der Einwanderungspolitik und bei der künstlichen Sterilisierung Schwachsinniger, deren Ausführung kürzlich einstimmig vom Höchsten Gerichtshof als verfassungsgemäß anerkannt worden

ist. Alle diese Maßnahmen, zu denen auch staatliche Prüfungen, Steuerstaffelung, Erbschaftsgesetze u. a. gehören, sind solche der Auslese und Ausmerzung. Soweit sie vom Staate ausgehen, werden die politischen Parteien die Herrschaft darüber zu erlangen suchen. Schon heute spielen diese ja bei der Vergebung von Stellen eine Rolle. Daneben werden private Vereinigungen den gegenseitigen Schutz ihrer in bestimmten Richtungen ausgesuchten oder sich zusammenfindenden Mitglieder ausüben und so mittelbar in die Auslese eingreifen können. Man denke an nationale und völkische Bünde, an Freimaurer, Juden, Verbände der Neger und Chinesen u. a.

Neben der Beeinflussung von Auslese und Ausmerzung muß die von Vererbung und Erbänderung in die Hand genommen werden. Die schlimmen Einflüsse auf die Keimstoffe, die bei den Nachkommen weitervererbbare Schäden hervorrufen, müssen durch die Wissenschaft klargelegt werden. Wir vermuten, daß Trinker, vielleicht auch solche, die sich als mäßig ansehen, ihre Erbmasse verderben, wir wissen es aber nicht sicher. Dasselbe gilt von der Syphilis und der Tuberkulose, von zu großer Jugend oder zu hohem Alter der Zeugenden, von Fettsucht, von Verweichlichung durch Wärme und sitzende Lebensweise u. ä. Für die vielen Behauptungen auf diesem Gebiet fehlen noch die vollen Beweise. Sie müssen erbracht werden, damit die Abwehrmaßregeln nicht gegen falsche Feinde gerichtet und die wahren geschont werden. Wer die glänzende Entwicklung der genetischen Biologie in den letzten fünfzig oder hundert Jahren ins Auge faßt, wird keinen Augenblick im Zweifel sein, daß diese weitere Entwicklung in den nächsten hundert Jahren über die Frage der keimverderbenden Ursachen Klarheit schaffen wird und daß nach einigen Jahrhunderten die Ursachen auch der günstigen Erbänderungen aufgedeckt sein werden, so daß sie von uns beeinflußt werden könnten. In demselben Umfang würde die Ausmerzung, die ja stets Elend, wenn auch manchmal nur seelisches bedeutet, allmählich ihre Notwendigkeit verlieren, denn je weniger schwache Varianten erzeugt werden, desto weniger brauchen wieder ausgemerzt zu werden.

Das Bild einer glänzenden rassenhygienischen Entwicklung der Menschheit liegt vor uns. Weit ist der Weg, der dahin führt, aber jeder Schritt bringt uns einen Zuwachs an leiblicher und seelischer Kraft, an Freiheit und an Glücksmöglichkeit. Das Volk, das zuerst entschlossen den Weg der Rassenhygiene beschreiten wird, wird den anderen weit in seinem Aufstieg voraneilen.

Wesen der Rasse und Rassengliederung

Von Walter Scheidt in Hamburg

Wenn man von Rasse spricht, meint man damit etwas dem betreffenden Lebewesen Eigentümliches, ihm unverlierbar Anhaftendes, einen Teil von den inneren Grundlagen seines Wesens, von den Ursachen dafür, daß es so ist, wie es ist. Zweifel tauchen erst auf, wenn man sich mit dieser allgemeinen Vorstellung nicht mehr zufrieden gibt, sondern den Begriff Rasse eindeutig und für die Anwendung zweckmäßig zu umschreiben sucht. Solche Versuche haben im Lauf der Zeit zu vielen Irrtümern geführt.

Was äußerlich in die Erscheinung tritt, ist etwa die Tatsache, daß die Menschen in verschiedene, durch körperliche und seelische Merkmale unterscheidbare Gruppen zerfallen: große, hellhäutige, blonde, blauäugige, schlichthaarige und schmalnasige Nordeuropäer, langbeinige, dunkelhäutige, schwarz- und kraushaarige, breitnasige und dunkeläugige Neger, kleine, langrumpfige, gelbliche, dunkeläugige, schwarz- und straffhaarige und schiefäugige Ostasiaten usw. Deshalb hat man daran gedacht, diese Gruppen als Rassen zu bezeichnen. Aber eine Umschreibung der allgemeinen Beschaffenheit einer Gruppe, die Rasse genannt werden dürfe, ist schwierig,

und solche Umschreibungen des Rassenbegriffes als Kollektivbegriff sind, obwohl sie noch vielfach angewendet werden, unzweckmäßig. Man kann damit weder die Rasse eines Menschen noch etwa die Beschaffenheit eines Rassenmischlings oder die Rassenvermischung eines Menschenpaares folgerichtig bezeichnen: denn wenn Rasse eine „Gruppe von Menschen" ist, dann ist der einzelne ein Teil der Rasse. Die richtige (wenn bisher auch nur gefühlsmäßig richtige) Vorstellung verlangt dagegen Rasse als Teil eines Menschen.

Daß das kein Wortstreit ist, lehrt die Erbbiologie, die Antwort erteilt auf die Frage, wie die auffälligen Gruppenunterschiede entstehen. Es zeigte sich schon am Anfang der Erblichkeitsforschung, daß die zur Gruppenunterscheidung tauglichen Merkmale (wie die beispielsweise erwähnten Ausprägungen der Körperform, der Hautfarbe, der Haarfarbe, der Haarform, der Nasenform usw.) erbbedingt, daß die Unterschiede darin also Erbunterschiede sind. Sie beruhen auf verschiedenen Erbanlagen, und wir wissen, daß zwar das äußerlich sichtbare Merkmal (das Erscheinungsbild) von der Anlage (der Eigenschaft, dem Erbbild) und den Umwelteinflüssen abhängt; wir wissen aber auch, daß gerade bei den für die Rassenkunde wichtigen Merkmalsausprägungen die Anlage den Ausschlag gibt, ferner, daß die Anlage von außen nicht gemodelt werden kann, sondern in der Regel (wenn sie nicht durch erbändernde, die Erbmasse unmittelbar treffende Einflüsse verloren geht oder sprunghaft und richtungslos verwandelt wird) beständig bleibt.[1]) Die Anlagen sind also das im wahren Sinn Eigene, Eigenschaftliche des Organismus. Ihre Übertragung in den Keimzellen von Geschlecht zu Geschlecht hat die Ähnlichkeit der Familie, der Sippe, des Stammes zur Folge. Daraus könnten also die Gruppenunterschiede, die wir beim Menschen finden, in doppelter Hinsicht erklärt werden: einmal als Erbunterschiede, für deren Entstehung die modelnden Umwelteinflüsse nicht verantwortlich gemacht werden können; zum andern und infolgedessen als Ausdruck verschiedener Abstammung der einzelnen Gruppen. Man könnte also die Gruppen gewissermaßen als große Familien oder Geschlechter mit erbverschiedenen Stammeltern, und das, was sie als Gruppen kennzeichnet, als familiäres oder stammliches Erbgut auffassen.

Auch diese Anschauung wird vertreten, und die Bezeichnung eines solchen stammlichen Erbgutes (= Summe der stammeseigentümlichen Erbanlagen) als Rasse hat vor der Gruppendefinition schon viel an Zweckmäßigkeit voraus. Sie nennt ein Substrat der Rasse und geht damit von der Oberfläche der Erscheinung in die Tiefe der zugrundeliegenden, gewissermaßen dinglichen Ursache. Aber sie hat den Nachteil, daß damit das Erbgut jeder Familie, auch der kleinen Familie im gewöhnlichen Sinn des Wortes, als Rasse bezeichnet werden könnte, was nicht der Absicht entspricht, mit dem Begriff die allgemeine Beschaffenheit der mehrfach erwähnten größeren Gruppen zu fassen. Dieser Nachteil rührt daher, daß mit der Erkenntnis der Gruppenunterschiede als Erbunterschiede und mit der Erkenntnis relativer Beständigkeit des familiären Erbgutes die Frage nach der Entstehung jener großen Gruppen noch nicht beantwortet ist.

Die gewöhnlich als Rassen bezeichneten Gruppen haben mit einer Familie zwar insofern Ähnlichkeit, als die Angehörigen einer solchen Gruppe einen Teil ihrer gesamten Erbmassen gemeinsam haben. Aber dieser Gemeinbesitz (der die Ähnlichkeit bedingt) ist in der Regel nicht so groß, wie im Durchschnitt bei den Mitgliedern einer Familie. Er wird außerdem auch nicht, wie bei einer Familie, nur durch Abstammung von einem gemeinsamen Ahnenpaar verursacht sein, da ein solches Ahnenpaar für eine z. B. vieltausendköpfige Gruppe um ein Vielfaches an Generationen weiter zurückliegen müßte als für eine kleine Familie, in dieser Zeit von Jahrhunderten und selbst Jahrtausenden aber Änderungen der Erbmasse (sprunghaft und richtungslos) nach allen Erfahrungen doch häufiger anzunehmen wären, als sich mit der tatsächlichen Eigenschaftsähnlichkeit in solchen größeren Gruppen

[1]) Vgl. den nachfolgenden Aufsatz von Frh. Otmar von Verschuer in diesem Heft.

vereinbaren läßt. Wenn also alle auftretenden Erbänderungen erhalten blieben und von ihren Trägern fortgepflanzt würden, könnte auch gemeinsame Abstammung auf die Dauer nicht die Ähnlichkeit der Nachkommen gewährleisten. Die Lehre von der Auslese aber zeigt, daß von einer solchen gleichmäßigen Erhaltung und Fortpflanzung verschiedener Erbträger in Wirklichkeit keine Rede sein kann, daß vielmehr so gut wie jede Umwelt (Wohngebiet hinsichtlich seiner Natur, gesellschaftliche und wirtschaftliche Verhältnisse) in irgendeiner Weise diejenigen Erbträger in ihrer Erhaltung und Fortpflanzung begünstigt, deren Erbanlagen am besten geeignet sind, ihrem Träger die Erfüllung der umweltlichen Leistungsforderungen möglich zu machen.

Mit der Kenntnis der Auslesevorgänge gewinnen wir auf einmal den Schlüssel zu einer zwanglosen Erklärung vieler Erscheinungen: Die örtliche Verbreitung der als Rassen bezeichneten Menschengruppen fällt vielfach mit bestimmten Umweltverhältnissen zusammen, oft so auffällig, daß man früher z. B. geglaubt hat, die dunkle Hautfarbe tropischer Völker als unmittelbare Folge der Sonnenbräunung erklären zu sollen. Die Erblichkeitslehre hat dieses Märchen zerstört, aber die Ausleselehre zeigt erst den wirklichen Zusammenhang, der darin besteht, daß nur Menschen mit Erbanlagen zu dunkler Färbung in solchem Klima natürlich-günstige Lebensbedingungen finden, infolgedessen darin auf die Dauer erhaltungsfähig sein werden. Die durchschnittliche Ähnlichkeit der Menschen einer „Rasse" genannten Gruppe ist meist geringer als diejenige von Familienangehörigen, aber wahrscheinlich größer als diejenige von Nachkommen eines weit zurückliegenden gemeinsamen Ahnenpaares. Werden Erbänderungen (und Mischänderungen), welche an die gegebene Umwelt minder gut angepaßt sind, als die Vorfahren es waren, von der Ausmerze erfaßt, so ist gerade dieses Ergebnis der mittleren Ähnlichkeit zu erwarten. Endlich verlangen ja auch die erbverschiedenen Ahnenpaare eine Erklärung für die Entstehung ihrer Erbunterschiede, und es liegt am nächsten anzunehmen, daß sie richtungslos (zufällig) entstandene Erbänderungen waren, und daß von vielen verschiedenen solchen Erbänderungen gerade sie als die der Umwelt am besten angepaßten Treffer des Naturspiels von der Auslese erfaßt und gefördert wurden, so daß aus ihrer starken Vermehrung im Laufe der Zeit die Gruppe werden konnte.

Die Ergebnisse der Biologie sichern diese Annahmen so allseitig, daß man ruhig sagen darf, wir können uns den Vorgang der Rassenbildung nicht anders, vor allem nicht in besserem Einklang mit den Forschungsergebnissen und mit den Forderungen einer klaren Folgerichtigkeit vorstellen. Auf Grund dieser Vorstellung ergibt sich auch eine Umschreibung des Rassenbegriffes, welche sich in der Anwendung auf die einzelnen Fragen der Rassenkunde als zweckmäßig erweist: Rasse ist eine innerhalb der Art ausgelesene Gruppe von Erbeigenschaften.

Daß körperliche und seelische Erbeigenschaften Gegenstand der Auslese sein können und wirklich sind, bedarf heute keiner Betonung mehr. Daß die Art und Zahl der Erbeigenschaften, welche eine Rasse ausmachen, von Fall zu Fall, je nach den auslesenden Umweltverhältnissen, verschieden ist, folgt aus der Begriffsbestimmung und ihrer Ableitung ebenso wie die Tatsache, daß die gesamte Erbmasse eines Menschen (= Summe aller seiner Erbanlagen) außer der seine Rasse ausmachenden Anlagengruppe noch andere (nicht ausgelesene familiäre und individuelle, wie auch andere ausgelesene, im Artbildungsvorgang zusammengeordnete, also artliche) Erbeigenschaften enthält und daß andererseits nicht jeder Mensch alle Eigenschaften einer Rasse, auch nicht jeder nur diejenigen einer Rasse in sich zu tragen braucht.

Ein gründliches Studium der allgemeinen Rassenkunde (als der Lehre von Erblichkeit, Auslese und Rassenbildung im allgemeinen) klärt über diese Dinge auf und ist notwendig, ehe man sich an die Fragen der speziellen Rassenkunde, nach der Rassengliederung der Menschheit, macht. Die Einteilung der Menschenrassen ist, abgesehen von den großen Rassen der Europäiden, der Negriden und der Mongoliden, noch

viel umstritten. Die spezielle Rassenforschung ist auf den meisten Gebieten auch noch lange nicht weit genug, um festzustellen, welche erbbedingten Merkmale hier und dort gehäuft vorkommen, so, daß die betreffende Merkmalshäufung die Annahme rassenbildender Auslese zulänglich sicherstellt. Je weiter sie fortschreitet, um so mehr wird es gelingen, auch die kleineren Gruppen, welche das Vorhandensein von Rassen anzeigen, aufzudecken und so die Schläge der einzelnen Rassen aufzufinden. Sofern diese Arbeit von klaren biologischen Grundlagen und Vorstellungen ausgeht, wird es ihr wohl auch bis zu einem gewissen Grad gelingen, durch die Schwierigkeiten der Rassenvermischung und Rassenvermengung durchzukommen, und es wird, im Unterschied zu zahllosen Einteilungsversuchen früherer Zeiten, einem willkürlichen Vorgehen eine ziemlich sichere Grenze gesetzt sein. Am Anfang dieser Arbeit, die von den daran interessierten Gebildeten möglichst wenig durch voreilige Ansprüche gestört und möglichst nicht durch einen Vertrieb unwissenschaftlicher Schriftstellereierzeugnisse in die Gefahr des Verrufs gebracht werden sollte, kann man nur zu besonnener Kritik gegenüber „tagesbelangreichen" und landläufigen, aber nichtsdestoweniger ungediegenen Meinungen mahnen.

Einwirkungen der Umwelt

Von Freiherrn Otmar von Verschuer in Tübingen

Die Beziehungen zwischen Rasse und Umwelt werden heute noch sehr verschieden beurteilt. Eine Gruppe von Forschern sieht die Rasse als etwas Absolutes an, das sich unabhängig von den Einflüssen der umgebenden Welt stets in derselben Weise gestaltet; eine andere Gruppe faßt die Rasse lediglich als Produkt der Umwelt auf, als etwas mit Zeit und Ort Wandelbares. Diese beiden Standpunkte werden heute noch mehr mit subjektiver Leidenschaft als objektiver Sachlichkeit verfochten. Eine tatsächliche Förderung unseres Wissens kann aber nur erreicht werden, wenn wir auf dem Boden klarer Begriffe die Ergebnisse der seitherigen Forschungen betrachten und daraus unsere Schlüsse ziehen.

Unter Rasse versteht man eine größere Gruppe von Menschen, die durch den gemeinsamen Besitz gewisser Erbanlagen für körperliche und geistige Eigenschaften von den übrigen Menschen unterschieden sind[1]).

Unter Umwelt versteht man die Gesamtheit der außerhalb der befruchteten Eizelle und ihrer Teilungsprodukte liegenden Einflüsse. Die Umwelt umfaßt also sowohl die mechanischen und chemischen Einwirkungen auf den Fötus im Mutterleib als auch die chemisch-physikalischen Einflüsse (Ernährung, Klima, körperliche und geistige Erziehung, aus äußeren Ursachen entstehende Krankheiten usw.), die während des Lebens vom Zeitpunkt der Geburt an die körperliche und geistige Entwicklung des Menschen bestimmen.

Wenn wir die Frage nach den Einwirkungen der Umwelt auf die Rasse untersuchen, so müssen wir zwei Möglichkeiten voneinander trennen und gesondert behandeln:

1. Einwirkungen der Umwelt auf die Erbanlagen selbst (Erbänderung oder Idiovariation),
2. Einwirkungen der Umwelt auf die erscheinungsbildliche Entwicklung der Erbanlagen bzw. die äußere Gestaltung der Rasse ohne Veränderung der Erbanlagen (Nebenabweichung, Modifikation oder Paravariation).

Das Auftreten von Erbänderungen wurde durch den holländischen Botaniker de Vries gleichzeitig mit der Wiederentdeckung der Mendelschen Regeln zum ersten Male wissenschaftlich untersucht. Seitdem ist an Pflanzen und kleinen Tieren ein

[1]) Vgl. den vorausgegangenen Aufsatz von Walter Scheidt in diesem Heft.

reiches Beobachtungsmaterial gesammelt worden, aus dem hervorgeht, daß kleine Änderungen der Erbmasse nicht selten sind. In den meisten Fällen ist nur eine Erbeinheit betroffen. Über die Ursachen der Erbänderungen wissen wir noch sehr wenig, doch hat Lenz schon 1912 eindringlichst darauf hingewiesen, daß sie in irgendwelchen äußeren Einflüssen liegen müssen. Nach den bisherigen tierexperimentellen Forschungen erscheint die erbändernde Wirkung des Alkohols und der Röntgenstrahlen nachgewiesen. Daß andere Einflüsse, beispielsweise das naturferne Leben in der Großstadt, erbliche Änderungen hervorrufen können, ist noch nicht bewiesen, aber durchaus wahrscheinlich. Wir können deshalb die Möglichkeit, daß die Rasse infolge eines Landschaftswechsels sich verändert, nicht von der Hand weisen, wenn dafür auch vorläufig noch kein einwandfreies Beweismaterial vorliegt. Auf keinen Fall jedoch liegen die Verhältnisse derart, daß eine Landschaft alle Menschen (oder deren Nachkommen), die in ihr wohnen, in eine ihr eigentümliche Form umprägt. Ein Wechsel der Umwelt kann lediglich quantitative und qualitative Veränderungen in den Erbänderungen verursachenden Einflüssen zur Folge haben, allenfalls kann er vielleicht auch die Empfänglichkeit der Erbmasse zur Erbänderung beeinflussen. Dazu ist es bis heute trotz eifrigster Bemühungen noch keinem Forscher gelungen, bestimmt gerichtete, also wunschgemäße Erbänderungen zu erzielen.

Die Frage der Erbänderung konnte bis heute nur durch Versuche an Pflanzen und Tieren geprüft werden. Es spricht vieles dafür, daß die so gewonnenen Erfahrungen auch für den Menschen Gültigkeit besitzen. Anders verhält es sich mit der zweiten Frage unseres Problems, der Einwirkung der Umwelt auf die erscheinungsbildliche Gestaltung der Rasse. Neben einem reichen pflanzlichen und tierischen Tatsachenmaterial verfügen wir bezüglich dieser Frage auch über gesicherte Feststellungen am Menschen. Ob eine Änderung im Erscheinungsbild erblich oder umweltbedingt ist, kann nur entschieden werden, wenn die Erbmasse genau bekannt ist. Bei der großen Mannigfaltigkeit der Erbmasse des Menschen kommt es jedoch praktisch nicht vor, daß zwei Menschen erbgleich sind. Eine Ausnahme bilden die eineiigen Zwillinge, die aus einem befruchteten Ei, das sich in den frühesten Entwicklungsstadien geteilt hat, entstehen und erbgleich sind. Sie sind durch die meist „zum Verwechseln" große Ähnlichkeit zu unterscheiden von den zweieiigen Zwillingen; nur die letzteren können verschiedenen Geschlechts sein. Der Verfasser hat über 100 eineiige Zwillingspaare anthropologisch gemessen und auf nicht meßbare Unterschiede hin geprüft und dabei gefunden, daß in den Merkmalen, die sich zur Kennzeichnung der Rassen am meisten bewährt haben (wie Haarfarbe und -form, Augen- und Hautfarbe, Gesichtsbildung und Körpergröße), die Übereinstimmung zwischen den eineiigen Zwillingen sehr groß ist. Bei anderen Merkmalen (wie Körpergewicht, Umfang von Hals, Brust und Leib) zeigen sich häufig große Unterschiede. Auf diese Weise läßt sich von jeder Eigenschaft der Grad der Umweltbeeinflußbarkeit bestimmen. Fortlaufende Reihenuntersuchungen an eineiigen Zwillingen, wobei man Verschiedenheiten, die gegenüber früheren Untersuchungen neu aufgetreten sind, zu Verschiedenheiten in der Umwelt der Zwillinge in unmittelbare Beziehung setzen kann, geben uns die wertvollsten Aufschlüsse über die Gestaltungsmöglichkeit des Menschen durch die Umwelt. Der Grad der Umweltbeeinflußbarkeit einer Eigenschaft ist gebunden an die durch die erbliche Veranlagung für die einzelnen Eigenschaften verschieden weit gesteckten Grenzen.

Auf dem Boden dieser vererbungswissenschaftlichen und anthropologischen Forschungsergebnisse stellt sich das Problem Rasse und Umwelt in neuem Lichte dar. Wir sehen klar die Mannigfaltigkeit der sich kreuzenden und doch zu einer Einheit sich zusammenfügenden Fragestellungen. Wir haben eine feste Grundlage, auf der sich wissenschaftlich bauen läßt, die aber keinen Boden mehr bietet für willkürliche Betrachtungen.

Rasse ist unser biologisches Schicksal, das Ahnenerbe, das im Augenblick der Befruchtung der mütterlichen Eizelle durch die väterliche Samenzelle den Grund-

stock bildet für die Entwicklung von Körper und Geist. Rasse wird auf die Nachkommen übertragen. Rasse ist erbliche Anlage, ist potentiale Kraft. Rasse entfaltet und verwirklicht sich aber in der Umwelt. Ohne die lebensnotwendigen Bedingungen der Umwelt geht die Rasse zugrunde. Die Umwelt ist Voraussetzung, nicht Ursache der Rasse. Die Umwelt kann das äußerliche Bild der Rasse in gewissen Grenzen verändern, die Reaktion vorhandener Potenzen beeinflussen. Wahrscheinlich können diese Einwirkungen auch schließlich das Gefüge der Erbanlagen erschüttern, doch müssen wir in diesem Punkt mit unserem Urteil noch zurückhaltend sein, bis auf dem Wege weiterer Forschungen eine Klärung erfolgt ist. Umwelt ist aber niemals Ursache vorausbestimmter, gewollter erblicher Veränderungen.

Die Erkenntnis dieser Mannigfaltigkeit der Beziehungen zwischen Rasse und Umwelt gibt uns den Schlüssel für die Lösung vieler umstrittener Einzelprobleme, auf die in dieser kurzen, nur das Grundsätzliche erfassenden Abhandlung nicht eingegangen werden kann.

Rasse und Sprache

Von Otto Reche in Wien

Über das Verhältnis von Rasse und Sprache herrschen vielfach irrtümliche Vorstellungen. Das liegt hauptsächlich daran, daß man in weiten Kreisen eine unklare oder falsche Auffassung des menschlichen Rassebegriffes hat. So wurden und werden „Rasse", „Volk" und „Sprachgemeinschaft" dauernd miteinander verwechselt; selbst in modernen Atlanten finden sich unter Bezeichnungen wie „Rassenkarte" oder „Völkerkarte" nur Einzeichnungen der geographischen Verbreitung der Sprachen und Dialekte. Man muß also vor allem diese Begriffe scharf voneinander trennen und sich klar werden, was jeder einzelne bedeutet, wie sie sich zueinander verhalten und inwiefern sie sich etwa überschneiden.

Rasse ist ein naturwissenschaftlicher, biologischer Begriff. Alle Angehörigen einer Rasse sind, da aus derselben Wurzel entsprossen, aufs engste blutsverwandt und einander ähnlich und unterscheiden sich durch den Besitz ihrer Rasseneigenschaften von den Angehörigen der anders ausgestatteten übrigen Rassen. Derartige, eine Menschenrasse kennzeichnende Eigenschaften sind z. B. die Form ihres Kopfes, ihres Gesichtes und seiner Teile, die Körpergröße und die Körperproportionen; die Farbe von Haut, Haar, Augen; die Form des Haares; Schnelligkeit und Rhythmus des Wachsens, Reifens und Alterns; die größere oder geringere Widerstandskraft gegen allerlei Krankheiten und gegen klimatische Einflüsse und nicht zuletzt die Eigenschaften und Fähigkeiten des Geistes und Charakters.

Als Volk dagegen bezeichnet man eine Gruppe Menschen, die nicht so sehr durch gemeinsame Abstammung, als durch die Ereignisse der Geschichte zu engerer Gemeinschaft zusammengeschlossen ist, die dann meist auch — infolge Durcheinanderheiratens der verschiedenen Elemente — sekundär zur Verwandtschaft gelangte, vielfach auch annähernd dieselbe Zivilisation besitzt und die gleiche Sprache redet, oft auch in einem Staat zusammengeschlossen ist. An sich möglich ist natürlich, daß auch bei einem Volk alle Glieder derselben Rasse entstammen, aber notwendig ist das nicht; die Rassengleichheit der Volksgenossen ist vielmehr heutzutage Ausnahme. Unter den europäischen Völkern gibt es keines, das in allen seinen Angehörigen rassenrein wäre, während noch vor etwa 3000 Jahren die meisten germanischen Völker der Rasse nach einheitlich gewesen sein werden.

Eine Sprachgemeinschaft, also die Summe aller derer, die die gleiche Sprache reden, kann mehrere Völker, Zivilisationen und Angehörige der verschiedensten Rassen umfassen, kann sich auch über mehrere Staaten ausdehnen. Man denke

an die einstige römische Sprachgemeinschaft oder an das Deutschtum der Gegenwart: der deutschen Sprachgemeinschaft angehörende Menschen sind allein in Europa durch die willkürlichen Grenzziehungen der „Friedens"-Verträge über rund ein Dutzend Staaten verteilt und damit auch mehr oder weniger in deren Zivilisation und deren Volkstum hineingepreßt. Als Beispiel für die Tatsache, daß eine Sprachgemeinschaft verschiedene Rassen umfassen kann: die aus Afrika stammenden schwarzen Bürger der Vereinigten Staaten sprechen ebenso englisch, gehören also der gleichen Sprachgemeinschaft an, wie die aus Europa gekommenen Weißen, und auch die einheimischen Indianer nehmen immer mehr das Englische als Muttersprache an.

Daß ein Staat die verschiedenartigsten sprachlichen, volklichen und rassischen Elemente umfassen kann, braucht kaum näher ausgeführt zu werden; man vergegenwärtige sich nur das Rassen-, Völker- und Sprachgemisch des römischen Reiches. Oder die Tatsache, daß nach geltendem Recht jeder Asiate oder Afrikaner vollberechtigter Staatsbürger wohl jedes europäischen Staates werden kann, ohne das Geringste mit Rasse, Sprache, Volkstum und Zivilisation dieses Staates zu tun zu haben.

Bei der heutigen Lage der Dinge gibt es also bei den an sich leicht zu trennenden Begriffen zahlreiche Überschneidungen, so besonders auch bei „Rasse" und „Sprache": bei oberflächlicher Betrachtung scheint es fast, als ob zwischen beiden gar kein innerer Zusammenhang bestünde, sehen wir doch immer wieder, wie leicht einzelne, besonders Auswanderer, ihre Muttersprache aufgeben und die der neuen Heimat annehmen, ohne sich dabei in ihrem biologischen Erbgut, also in ihrer Rasse, zu verändern; denn die Rassenzugehörigkeit jedes Menschen bleibt während seines ganzen Lebens naturgemäß dieselbe.

Sind die Dinge aber immer so gewesen? Oder mit anderen Worten: sind die großen Haupttypen der Sprachen (die verschiedenen Ursprachen) von bestimmten Rassen, von rassereinen Menschengruppen geschaffen worden, gewissermaßen auf Grund bestimmter Naturgesetze, oder sind sie das Zufallsprodukt rassisch gemischter Völker? Die Entscheidung dieser Frage konnte die vergleichende Sprachforschung niemals allein bringen, sondern nur mit Hilfe der Anthropologie, die die anthropologischen Beobachtungen mit den sprachlichen verglich.

Prüft man unbefangen die Tatsachen, so sieht man, daß es Bevölkerungsgruppen gibt, die einen reinen und einheitlichen Rassentypus aufweisen, und andere, die das Ergebnis starker Rassenmischungen sind; und daß es ebenso Sprachen gibt, die einheitlich, harmonisch und organisch gewachsen erscheinen, und andere, die ein Gemenge von Elementen sehr verschiedener Art und Herkunft sind.

Betrachtet man das gegenseitige Verhältnis dieser 4 Gruppen, so findet man bei reinrassigen wie bei gemischten Bevölkerungen verhältnismäßig reine oder auch gemischte Sprachen; die Erklärung ergeben dann die geographischen Verhältnisse und die Geschichte. In schwer zugänglichen Gebieten bleiben die Rassen lange unvermischt, weil der Zuzug fremder Elemente schwierig ist; in Durchzugsgebieten dagegen finden sich seit den ältesten Zeiten Mischbevölkerungen, zusammengesetzt aus den Rassen der gesamten Umgebung. In den geographisch geschützten Gebieten finden wir aber zugleich auch Sprachen, die einen reinen Eindruck machen; so z. B. in Schweden, wo die Bevölkerung in der Hauptsache noch fast reinrassig nordisch ist (also hellhäutig, blau- oder grauäugig, blondhaarig, langschädelig) und eine fast keine fremden Elemente enthaltende germanische Sprache besitzt, oder bei den südafrikanischen Buschmännern, die ebenfalls rassisch recht rein geblieben sind („Pygmäen") und eine völlig isolierte Sprache reden! In derartigen Fällen decken sich also Rasse und Sprache in hohem Grade.

In sehr vielen Fällen findet aber, wie wir schon gesehen haben, ein derartiges Decken nicht statt; selbst recht reinrassige Völker haben gelegentlich eine typische Mischsprache, wie z. B. die Engländer; sie erhielten die romanischen Sprachelemente durch die von Frankreich aus eingedrungenen Normannen, die dort die französische

Sprache angenommen hatten; dadurch wurde die englische Sprache zu einem Mischprodukt, die Rasse aber nicht verändert, da auch die Normannen der nordischen Rasse angehörten.

Bei den arischen Indern findet sich die umgekehrte Kombination: verhältnismäßig reine Sprache bei einer rassisch gemischten Bevölkerung. Dank ihrer der der Eingeborenen überlegenen Zivilisation haben sie ihre Sprache im wesentlichen erhalten können, im Laufe der Jahrtausende ist aber das einheimische dunkle Rassenelement trotz allen (durch Schaffung des Kastenwesens versuchten) Widerstandes in ihre Reihen eingedrungen, so daß die Inder heute nicht mehr wie ihre aus Europa gekommenen Vorfahren nordisch, also hellfarbig sind, sondern recht dunkel.

Beispiele für Mischvölker, die Mischsprachen reden, sind überaus zahlreich: es ist das heutzutage das Normale. Man kennt auch Beispiele, daß Völker, die gar nicht miteinander verwandt sind, dieselbe oder eine nahe verwandte Sprache reden (amerikanische Neger — Engländer; südamerikanische Neger — Spanier oder Portugiesen usw.), während umgekehrt rassisch einander sehr nahe stehende Völker Sprachen benutzen, die gar nichts miteinander zu tun haben (z. B. amerikanische Neger — afrikanische Neger).

Wir haben also heutzutage in dem Verhältnis von Rasse und Sprache eine verwirrende Mannigfaltigkeit: jede theoretisch denkbare Kombination läßt sich an zahlreichen Beispielen nachweisen.

Versuchen wir nun aus dem rassischen und sprachlichen Befund, aus den geographischen Verhältnissen und dem geschichtlichen Werden Folgerungen zu ziehen, so ergeben sich zunächst wichtige Beobachtungen:

Erstens die Tatsache, daß es reinrassige Gruppen mit reinen Sprachen noch heute gibt und früher wahrscheinlich noch viel häufiger gegeben hat; da derartige Bevölkerungen offenbar keine nennenswerten Beeinflussungen, weder rassisch noch sprachlich, erhalten haben, muß man schon annehmen, daß sie eine Sprache reden, die sie sich selbst geschaffen; in diesen Fällen sind Rasse und Sprache in engster gegenseitiger Verbindung entstanden.

Betrachten wir die Völker und Sprachen des bisher am besten erforschten Sprachstammes, des indogermanischen (oder besser germano-indischen), so sehen wir, daß sowohl Rasse- wie Sprachtyp um so reiner werden, je näher wir Nordeuropa kommen, und daß eine der germano-indischen Sprachen, die germanische — wenigstens in Teilen Skandinaviens und Norddeutschlands — von auffallend reinrassigen Menschen gesprochen wird, die sprachlich und rassisch nur unwesentlich beeinflußt wurden; nach dem eben Gesagten müssen wir also annehmen, daß die germanische Sprache von einem Gliede der nordischen Rasse geschaffen wurde; und wenn das bei einem Gliede der Sprachfamilie der Fall ist, so wird man kaum etwas gegen den Schluß sagen können, daß alle Sprachen dieser Familie aus dem Schoße der nordischen Rasse hervorgegangen sein müssen, zumal bekanntlich auch der Sprachschatz aller dieser Sprachen auf europäischen Ursprung weist. Auch die Geschichte beweist die Richtigkeit dieser Annahme: noch von jedem eine indogermanische Sprache redenden Volk hat sich nachweisen lassen, daß es ursprünglich aus Europa, aus dem Entstehungszentrum der nordischen Rasse, kam, und daß es auch anthropologisch nachweisbare nordische Rassenelemente enthielt; sie sind bei sehr vielen selbst heute noch festzustellen. Ebenso stimmt auch die Gegenprobe: es gibt außer der nordischen keine andere Menschenrasse, die allen oder auch nur den meisten indogermanischen Völkern gemeinsam ist; es kommt also gar keine andere Rasse als Schöpferin dieses Sprachtyps in Betracht.

Bei der Übernahme einer fremden Sprache spielt sich nun immer — ganz gleich ob die fremde Sprache gewaltsam aufgezwungen oder freiwillig übernommen wird — ein interessanter Vorgang ab, der für die Lösung unseres Problems höchst wichtig ist: der Einzelne wie ganze Völker übernehmen eine fremde Sprache niemals, ohne sie zu verändern; abgesehen davon, daß aus dem fremden Wortschatz eine

Auswahl getroffen wird, findet eine deutliche Anpassung an die eigenen Sprechwerkzeuge und die sonstigen Bedürfnisse statt. Die Bildung der Laute hängt ja von der Bildung des ganzen Sprechapparates ab, also von der Form der Lippen, der Zunge, des Gaumens, des Gaumensegels, des Kehlkopfes, der Nase usw., und diese Körperteile sind bei den Rassen sehr verschieden gebaut. So ist es zu erklären, daß manche Rassen diese, andere jene Laute bevorzugen und manche Laute überhaupt nicht aussprechen lernen. Schon Wilhelm von Humboldt hat festgestellt, daß sich im fremden Munde eine Sprache schnell umgestaltet. Ferner erfolgt die Anpassung der fremden Sprache an die eigene Kulturhöhe und die eigene geistige Veranlagung; entsprechend dem anders arbeitenden musikalischen Gehör ändert sich die Sprachmelodie, kurz, die andere Rasse nimmt zwangsläufig eine Umschöpfung, eine Art Neuschöpfung vor.

Daraus ergibt sich der Schluß, daß jede reine Rasse, die überhaupt eine Sprache schuf — und wir haben keine Veranlassung, irgendeine Rasse von der Fähigkeit der Sprachbildung auszuschließen —, so lange sie rassisch und sprachlich von anderen Rassen nicht beeinflußt wurde (in der Urzeit wahrscheinlich der Normalzustand), ihre Sprache so gestaltete, daß sie dem Bau ihrer Sprechwerkzeuge, ihrem Gehör, ihrem Schönheitsgefühl, ihrem Denkvermögen, ihrer Vorstellungskraft, ihrer geistigen Beweglichkeit, ihren kulturellen Bedürfnissen, kurz ihrer gesamten körperlichen und geistigen Anlage möglichst vollkommen angepaßt war.

Dafür spricht noch eine andere Überlegung: die Bildung einer Rasse ist überhaupt nur bei Isolierung (die meist eine geographische sein wird) möglich; sie findet also nur dann statt, wenn der Einfluß fremder Rassenelemente ausgeschlossen ist; in dieser Zeit können naturgemäß auch keine fremden Sprachelemente einsickern: wir haben den eben geforderten Zustand, in dem die Rasse zwangsläufig eine Sprache schaffen muß, die der Ausfluß ihres eigensten Wesens ist. Jeder Sprachtyp entspricht dem Geist und dem Körper der Rasse, die ihn geschaffen, und der um- und neuschöpfende Einfluß des Rassengeistes ist ja heute auf Schritt und Tritt zu spüren.

Daraus folgt weiter, daß aus ein und derselben Rasse unmöglich mehrere, dem Geist nach völlig verschiedene Sprachtypen hervorgegangen sein können, sondern stets nur einer.

Fassen wir zusammen, so ergibt sich folgende Lösung des Problems „Rasse und Sprache“: Die Sprache ist alles andere als ein Zufallsprodukt, sondern etwas organisch Gewordenes. Im Zustande der in der Urzeit gegebenen Isolierung entstanden die menschlichen Rassen als Produkt von Erbanlage, Umwelt und Auslese, und in diesem Zustande der Isolierung mußte sich zwangsläufig ein Sprachtyp bilden als unmittelbare Frucht der körperlichen und geistigen Veranlagung. Und jede der sich stark voneinander unterscheidenden Rassen muß einen anderen, aber nur einen, Sprachtyp geschaffen haben.

Ursprünglich deckten sich also ausnahmslos Rasse und Sprache! Die Sprache war sozusagen eine der geistigen Rasseneigenschaften, oder vielleicht richtiger deren einheitlichster und kennzeichnendster Ausdruck. Wenn sich in späteren Zeiten infolge der zahlreichen Wanderungen und Rassenmischungen das ursprüngliche Bild verwischt hat, an der Grundtatsache des innigsten Zusammenhanges von Rasse und Sprache ist nicht zu zweifeln, die Sprache ist der Ausdruck der Rassenseele.

Die Entstehung der europäischen Rassen

Von Siegfried Förtner in München

Wir müssen sehr weit zurückgehen, sozusagen in die Morgendämmerung der heutigen europäischen Menschheit, wenn wir Rassengeschichte, d. h. Bildung und Weiterentwicklung von Rassen beobachten wollen. Unsere Zeit — und vielleicht überhaupt die geschichtliche Zeit — bildet keine Rassen mehr, sondern nur Rassenmischungen, Völker, Sprach- und Kulturgemeinschaften. Rassen bedürfen zu ihrer Ausbildung einer jahrtausendelangen Abgeschlossenheit; eine Bedingung, die nicht nur heute, sondern innerhalb Europas in geschichtlichen Zeiten kaum mehr erfüllbar war und ist. Man muß daher annehmen, und die vorgeschichtliche Forschung hat es bestätigt, daß sich die europäischen Menschenrassen bereits in der Steinzeit gebildet haben. Einige Forscher behaupten sogar, daß sich das Rassenbild Europas seit der jüngeren Steinzeit, und zwar seit dem Übergang der europäischen Menschen zum Ackerbau und zur Seßhaftigkeit überhaupt nicht mehr geändert habe. Mag mit dieser Behauptung auch späteren geschichtlichen Ereignissen eine zu geringe Rolle zugeschrieben bleiben, sicherlich gewinnen die steinzeitlichen Vorgänge für unsere Rassenforschung eine Bedeutung, die jede Theoriebildung ohne weitestgehende Berücksichtigung der vorgeschichtlichen Ergebnisse ausschließt.

Wir sind allerdings noch nicht so weit, daß wir die Linie vom Neandertaler zum Cro-Magnon- und Aurignac-Menschen mit Sicherheit ziehen könnten; hier, in der älteren Steinzeit, klaffen noch Brüche, zu deren Ausfüllung ein lückenloseres Material gehörte, als es uns erhalten ist[1]). Über diese Urzeit der Menschheit läßt sich in großen Zügen lediglich sagen, daß der größte Teil Europas in der ersten Hälfte der Eiszeit (diese als Ganzes genommen, d. h. die verschiedenen Eis- und Zwischeneiszeiten zusammen), soweit er eisfrei war, von einer primitiven Menschenrasse bewohnt war, die durch das fliehende Kinn, den affenähnlichen Unterkiefer, ungeheure Überaugenwülste und einen flachen Schädel mit geringer Kapazität gekennzeichnet ist (Neandertalrasse). Die Statur dürfte plump und untersetzt gewesen sein. In der zweiten Hälfte oder genauer im letzten Drittel der Eiszeit treten dann, ohne Übergang und scheinbar nicht gemischt mit den Neandertalern, sondern an deren Stelle, zwei Rassen auf, die in allem Wesentlichen schon dem heutigen europäischen Menschen gleichen, wenn sie auch noch einzelne primitive Züge tragen: die Cro-Magnon-Rasse, langschädelig, breitgesichtig, mit steiler Stirne und schräg abfallendem Hinterhaupt, und die Aurignac-Rasse, sehr langschädelig, langgesichtig mit schräger Stirne und abgerundetem Hinterhaupt, dazu mit primitivem Unterkiefer. Beide Rassen weisen also Züge auf, die man als nordisch bezeichnen könnte (zum Teil auch als mittelländisch) und daneben durchaus unnordische Besonderheiten. Kossinna, der führende vorgeschichtliche Rassenforscher, nimmt deshalb an, daß sich aus diesen beiden Rassen der späteren Altsteinzeit während der sog. Mittelsteinzeit (die von der Nacheiszeit bis zum Beginn der jüngeren Steinzeit gerechnet wird), die nordische Langkopfrasse entwickelt habe. Das leuchtet ohne weiteres ein, wenn man an Schädeln der jüngeren Steinzeit, in der die nordische (arische) Rasse bereits ausgebildet war, immer wieder Rückschläge teils auf die Cro-Magnon- (Mysinge, Hunnebo), teils auf die Aurignac-Rasse (Visby auf Gotland) bemerkt. Es muß aber gleich hier bemerkt werden, daß im Ursprungsgebiet der arischen Rasse (Südskandinavien und ein Teil Norddeutschlands) schon in der jüngeren Steinzeit auch Kurzköpfe vorkommen, und zwar in wechselndem Hundertsatz, daß man also von einer rein langschädeligen Rasse schon für damals nicht reden kann.

Schwieriger ist es schon, sich vorzustellen, wie es überhaupt zur Entstehung und Abgrenzung der nordischen Rasse kam. Man nimmt einstweilen an, daß, nachdem

[1]) Vgl. hierzu den Aufsatz von Wolfgang Soergel, Die Abstammung der Menschen, im Aprilheft 1921 der S. M. „Fortschritte der Lebensforschung".

die Cro-Magnon- und Aurignac-Menschen die primitiven Neandertaler verdrängt oder abgelöst hatten, Westeuropa bis nach Mitteldeutschland hin das Hauptsiedelungsgebiet der beiden Rassen war. Ihr Ursprung und ihre Verteilung innerhalb dieses Gebietes nach dem endgültigen Rückgang der Vereisung liegt noch völlig im Dunkeln, ebenso ist die Entstehung der Mittelmeerrasse, die man ja wohl auf dieselben Komponenten, wohl mit afrikanischen Einflüssen, zurückführen muß, noch unklar. Sicher ist, daß die Cro-Magnonrasse auch in Nordafrika und Westasien festgestellt wurde; welche Rassenelemente aber vom Süden und Osten hereinfluteten, um dann die heutige Rassenverteilung zu ergeben, entzieht sich noch größtenteils unserer Kenntnis. Das Mittelmeergebiet ist von jeher ein Durchzugsgebiet, ein Gebiet regen Verkehrs und Warenaustausches gewesen, es war daher nicht sonderlich geeignet zur Ausbildung einer bestimmten Rasse. Immerhin lassen sich die Bestandteile dieser Rassen, nach Forschungen von Karl Felix Wolff, in einem südeuropäischen (langköpfige Semiten und „Mittelmeerrasse" und kurzköpfiger, syrisch-armenoider Zweig) mit Einschlägen osteuropäischen und westeuropäischen (arischen, nordischen) Blutes bereits einigermaßen klar erkennen. Noch günstiger liegt die Sache, wie erwähnt, für Mittel- und Nordeuropa. Die Cro-Magnon- und die Aurignacrasse sind während der Eiszeit in Westeuropa nachgewiesen. Nachdem nun, so muß man vorerst annehmen, während des Steppenklimas der Nacheiszeit die beiden (wohl schon vermischten) Rassen ohne Schwierigkeit nach Nord- und Ostdeutschland und über die damals noch vorhandenen Landbrücken auch nach Skandinavien vorgedrungen waren, bildeten sich in der folgenden Klimaperiode jene großen Urwälder, die Westeuropa und Süddeutschland vom Norden trennten (im Osten sind die Grenzen weniger sicher) und so den an den Rändern der Ostsee sitzenden Nachkommen der beiden Rassen die günstigste Gelegenheit boten, völlig abgeschlossen vom übrigen Europa zu einer, eben der arischen oder nordischen, Rasse, zusammenzuwachsen, — ein Vorgang, der sicher mehrere Jahrtausende gedauert hat. Verglichen mit unsern geschichtlichen Epochen umfassen ja überhaupt jene frühen Perioden so ungeheuere Zeiträume, daß es nicht mehr wundernimmt, wenn die Rassen in ihnen eine innere, sozusagen blutmäßige Festigkeit bekamen, die die kurzen Zeiträume unserer sogenannten Geschichte mit Leichtigkeit überdauert. Freilich bringt die zunehmende Erleichterung des Verkehrs und die immer schnellere Entwicklung der Großstädte, die stets Schmelztiegel der Rassen gewesen sind, in neuerer Zeit Gefahren für die Konstanz der Rassen mit sich, denen vielleicht sogar diese Festigkeit nicht lange standhalten wird.

So einfach, wie es nach dem Gesagten scheinen möchte, hat sich ja nun auch die Bildung der arischen Rasse wohl nicht vollzogen. Bringt schon die Einsprengung von kurzschädeligen Rassenelementen Schwierigkeiten, die eine Reihe von Forschern dazu geführt haben, den Lang- bzw. Kurzschädel nicht mehr für ein Rassen-, sondern nur noch für ein morphologisches Merkmal zu halten, so hat auch jener Urwaldgürtel wohl eine Schranke, aber sicher keinen völligen und dauernden Abschluß gebildet. Dazu kommt, daß sich schon früh auch im Ostseegebiet einzelne Kulturkreise — in diesem frühen Stadium wohl identisch mit Rassen oder doch Unterrassen — absondern. Ich folge im Nachstehenden großenteils der Darstellung Kossinnas, wie er sie in „Die Indogermanen" (Mannusbibliothek, Nr. 26, Verlag C. Kabitzsch, Leipzig) gegeben hat, ergänzt und teilweise berichtigt in seiner späteren Schrift „Ursprung und Verbreitung der Germanen in frühgeschichtlicher Zeit" (1926). Danach ist der Haupt- (also nicht der einzige) Bestandtteil der indogermanischen Rasse eben der westeuropäisch-nordische (aus Cro-Magnon- und Aurignacrasse gemischt), der sich wieder in einen Langkopfzweig (Skandinavien, Finnland, Baltenland, Schottland, England, Nordfrankreich, Mitteleuropa) und einen kurzköpfigen (Westalpen, Belgien, Nordrand der Alpen, Ostdeutschland, Südschweden, Finnland, Waldai-Gebiet) teilt. Seine lichte Färbung erhielt dieser Rassenstamm unter dem Einfluß des feuchten Eiszeitklimas nördlich der Pyrenäen und Alpen.

Aus diesem westeuropäischen Rassenstamm haben sich sowohl die Urfinnen (nicht zu verwechseln mit dem fremden ural-altaischen Sprachstamm, der rassenmäßig wohl als mongolisch anzusehen ist) im Gebiet zwischen Ostsee und Ural, als die Urindogermanen im westlichen Ostseegebiet herausgeschält. Die heutige, stark vom nordischen Rassentyp abweichende Gesichts- und Körperform der Rassen im europäischen Rußland erklärt sich durch die Ausbreitung eines fremden vorfinnischen (wohl arktischen) Menschenschlages von Nordskandinavien und Lappland her. Das Werden der Urindogermanen glaubt Kossinna schon genauer beschreiben zu können; nach ihm sind um 15000 v. Chr. Schwärme des westeuropäischen Rassenstammes aus dem Oberrheingebiet nach Norddeutschland eingewandert, um von dort etwa 12000 v. Chr., nachdem auch das norddeutsche Küstengebiet und Seeland und Südschweden eisfrei geworden, sich über diese Länder auszubreiten. Während der „Ancylusstufe", als die Ostsee ein Süßwasser-Binnenmeer war, hat sich diese Bevölkerung schon bis Mittelschweden, Südnorwegen und Finnland ausgebreitet, und dieses gesamte Gebiet, das nach Süden bis an die mitteldeutschen Gebirge reicht, wird nun die Wiege der indogermanischen (arischen) Rasse. War diese somit ziemlich rein nordisch-westeuropäischer Prägung, so umfaßte sie doch keineswegs alle nordisch-westeuropäischen Rassenzweige; vielmehr haben die kurzköpfigen Bewohner des nördlichen Alpenrandes und Belgiens ebensoviel Anrecht als nordisch bezeichnet zu werden wie die (ursprünglich ja auch nicht „arischen") Langköpfe Frankreichs, Englands, ja selbst Finnlands usw. Da sich aber in dem erwähnten Ostseegebiet zweifellos auch die indogermanische Sprache entwickelt hat, da ferner dieses Gebiet sehr bald (wohl infolge von Übervölkerung) starke Bevölkerungsteile immer wieder nach Süden und Westen entsandte, wo diese „Arier" den dort sitzenden rassenverwandten Völkern ihre Sprache aufzwangen, also wohl eine Herrenschicht bildeten, die allmählich von den Eingeborenen aufgesogen wurde, da endlich diese neugebildeten arischen Völker rassenmäßig nordisch-westeuropäisch waren, so kann man für die spätere Stein- und die Bronzezeit in Europa — mit Ausnahme der Mittelmeerländer und des Ostens — „nordisch-westeuropäische" und „arisch-indogermanische" Rasse praktisch gleichsetzen. Es zeigt das, daß die Bevölkerung Mittel-, Nord- und Nordwest-Europas rassenmäßig im wesentlichen doch homogen ist, daß also die Gefahr der „Entnordung", die einige Rassenhygieniker an die Wand malen, nicht so groß ist, wie es nach Erfahrungen der Gegenwart scheinen möchte. Eine stärkere Vermischung der Rassen wird freilich in Europa kaum aufzuhalten sein.

Mancher Leser wird nun freilich nach der Einwanderung der Indogermanen aus Asien fragen, von der er seinerzeit gehört hat. Aber dieses Märchen ist durch die Vorgeschichtsforschung endgültig erledigt. Möglich, daß die Cro-Magnonrasse aus Asien stammte; wirkliche Anhaltspunkte hat man nicht dafür; große Wahrscheinlichkeit haben solche Rassenwanderungen überhaupt nicht. Rasse ist etwas Bodenbeständiges, das von Klima und Umwelt mindestens stark beeinflußt wird; es ist kaum anzunehmen, daß eine Rasse so weite Räume durchmessen konnte, ohne — zumal bei der Langsamkeit urzeitlicher Fortbewegung und der Wahrscheinlichkeit, unterwegs fremde Rassen anzutreffen — in ihrem Wesen stark verändert zu werden. Sicher ist nur, daß die arische (indogermanische, nordische) Rasse als solche keine derartigen Wanderungen hinter sich hat, sondern im westlichen Ostseegebiet, wo sie sich noch verhältnismäßig am reinsten erhalten hat, beheimatet ist. Daß außer den unwiderleglichen vorgeschichtlichen Funden schwerwiegende sprachliche Gründe für diese Gegend als Heimat der Indogermanen sprechen, sei nur nebenbei bemerkt.

Aus denselben Gründen, die uns Rassenwanderungen in der Urzeit nur unter starker Veränderung der wandernden Rasse möglich erscheinen lassen, brauchen wir auch die zum Teil schon in geschichtliche Zeit fallende Ausbreitung der Indogermanen über Südeuropa, Westasien bis nach Indien nicht weiter zu verfolgen. Denn so unzweifelhaft es ist, daß indogermanische Völker, die ursprünglich rein nordisch-westeuropäischer Rasse waren, diese riesigen Wege zurücklegten und ihre Sprache in den eroberten Gebieten zur herrschenden machten, so unzweifelhaft ist

es auch, daß sie ihre Rasse in den unterworfenen Ländern nicht lange behaupten konnten. Sie waren eine Minderheit, eine Herrenschicht, die sich durch Vermischung mit der einheimischen Rasse dieser sehr schnell anglichen, um allmählich von ihr aufgesogen zu werden. Ein typisches Beispiel vollkommenen Verschwindens einer solchen Herrenrasse haben wir in unserer nächsten Nähe: es sind die Magyaren. Als sie, ein wildes Reitervolk, aus ihrer asiatischen Heimat über Europa dahinbrausten, waren sie nach zeitgenössischen Beschreibungen nicht nur ihrer Sprache, sondern auch ihrem Aussehen nach Mongolen. Von diesem Rassencharakter haben sie heute in ihrem Aussehen nicht mehr viel; sie fügen sich vielmehr durchaus den umgebenden Völkern ein, sie sind ein europäisches Volk mit europäischen Rassenmerkmalen geworden. In ihrer Sprache haben sie dagegen viel Ursprüngliches erhalten.

Wir haben die osteuropäische Rasse (die sich im wesentlichen mit Günthers „ostischer" deckt) außer Betracht gelassen, einmal, weil sie zum Aufbau der arischen kaum beigetragen hat, und zum andern, weil bei ihr Herkunft und Mischungsverhältnisse noch besonders unklar sind (Slawen!). Ob wirklich die Gefahr besteht, daß diese Rasse durch langsames Vordringen Europas Rassenbild dauernd verändern wird, hat mit unserm Thema nichts mehr zu tun.

Doch sei hier noch kurz auf das Werden des Germanenvolks und seiner rassischen Herkunft eingegangen. Nach der Ansicht Kossinnas[1]) hatte sich die Indogermanenbevölkerung im Ostseegebiet durch starke Auswanderungen nach Mitteleuropa sehr geschwächt; nun wanderten vom Osten die Finno-Indogermanen (die Nachkommen der „Urfinnen") in das leer gewordene Gebiet ein und vermischten sich mit den zurückgebliebenen Indogermanen. Aus dieser Mischung entstand das Germanenvolk. — Rassenmäßig wurde dadurch nicht viel geändert, da auch die Finno-Indogermanen vorwiegend der nordisch-westeuropäischen Rasse angehörten. Sowohl die römischen Beschreibungen und plastischen Darstellungen von Germanen, wie die Skelettfunde aus der Römer- und vor allem der Völkerwanderungszeit (der „germanischsten Zeit Europas") zeigen einen ausgesprochen langschädeligen und langgesichtigen, hochgewachsenen, ausgeprägt nordischen Typus. Daß gerade in dieser unruhigen kampferfüllten Zeit die Langschädel besonders in den Vordergrund treten, erklärt sich unschwer: „Nach einem rassenpsychologischen Gesetz bilden nämlich die Langköpfe innerhalb eines Rassenstammes stets den unternehmenden, abenteuernden, wanderlustigen, erobernden, ... die Kurzköpfe aber den zäh beharrenden, bewahrenden ... Teil der Bevölkerung".

Ich konnte hier lediglich einen ganz kurzen Überblick geben. Mögen sich im einzelnen auch noch Verschiedenheiten ergeben, die Hauptsache steht doch fest: der europäische Ursprung und die beiden Elternrassen der Indogermanen.

Das Schicksal unserer Rasse

Von Fritz Lenz in München

Man schätzt die Zahl aller Menschen auf der Erde gegenwärtig auf etwa 1750 Mill. Davon gehören etwa 800 Mill. zu der europäischen Rassengruppe der Menschheit (einschließlich Nordafrikanern, Vorderasiaten und Indern), etwa 700 zur asiatischen (mongoliden) Gruppe (einschließlich Indianern) und etwa 100 Mill. zur afrikanischen (negriden) Gruppe, während der Rest sich auf die übrigen Gruppen (Dravida usw.) verteilt. Die verschiedenen Rassen sind an der modernen Kultur sehr ungleich beteiligt. Die Zentren der modernen Wirtschaft, der Wissenschaft und Technik liegen

[1]) Ich verdanke diese Angaben großenteils persönlichen Mitteilungen von Geheimrat Kossinna über den noch nicht erschienenen zweiten Teil seines epochemachenden Germanenwerkes, für die ihm an dieser Stelle nochmals gedankt sei.

im Bereich der nordischen Rasse, die in der nordwestlichen Hälfte Europas zuhause ist und in den letzten Jahrhunderten auch Nordamerika, Südafrika und Australien erobert und besiedelt hat. Die Gesamtzahl der Menschen nordischer Rasse läßt sich nicht genau angeben, da sie sich in großem Umfang mit andern Rassen vermischt hat. Man darf aber annehmen, daß die Bevölkerung Skandinaviens, Englands, Deutschlands, Nordamerikas und Australiens zum größten Teil ihr angehört. Menschen, die wenigstens zur Hälfte ihres Blutserbes von nordischer Rasse sind, gibt es im ganzen wohl 200 Mill. Mindestens ebenso viele haben einen kleineren Einschlag nordischer Rasse, so daß das gesamte Blutserbe der nordischen Rasse gegenwärtig ungefähr der Erbmasse von 200 Mill. Menschen entsprechen dürfte. Sie macht also etwa ein Neuntel der Menschheit aus.

So zahlreich ist die nordische Rasse zu keiner früheren Zeit gewesen. Dazu kommt noch, daß sie den größten Teil der Landreserven der Erde (Nordamerika, Australien) in der Hand hat, während jene Länder, die die Hauptmasse der übrigen Rassen enthalten (China, Indien, Ägypten usw.), alle schon mehr oder weniger übervölkert sind und nicht mehr größere Massen neuer Menschen aufnehmen können.

Seit die nordische Rasse angefangen hat, zum Bewußtsein ihrer selbst zu kommen, hat sie auch begonnen, ihre Landreserven für die Einwanderung fremder Rassen zu sperren (Vereinigte Staaten, Kanada, Australien) und im wesentlichen nur noch Einwanderer aus der nordwestlichen Hälfte Europas zuzulassen. Infolge der zunehmenden Verdichtung der Bevölkerung dieser Einwanderungsländer nimmt der Anteil der nordischen Rasse an der Bevölkerung der Erde gegenwärtig vielleicht noch zu, obwohl er in allen einzelnen Ländern relativ im Rückgang zu sein scheint.

Südafrika scheint auf die Dauer für die nordische Rasse nicht zu halten zu sein; die Neger vermehren sich dort bedeutend schneller als die Weißen. Die weiße Bevölkerung schränkt ihre Kinderzahl so stark ein, daß nicht viel mehr als zwei Kinder je Familie im Durchschnitt wieder zur Fortpflanzung kommen. Nehmen wir an, daß es bei den Negern mindestens vier seien, was hinter der Wahrheit eher noch zurückbleiben dürfte, so würden in einem Gebiet, wo in einem gegebenen Zeitpunkt gleichviel Weiße und Neger leben, nach 100 Jahren auf einen Weißen schon 17 Neger kommen, nach 200 Jahren auf einen Weißen etwa 250 Neger und nach 300 Jahren etwa 4000. Es ist klar, daß einer solchen Überzahl auch überlegene Waffentechnik nicht mehr Herr werden könnte. Dabei ist schon heute die Zahl der Neger in Südafrika mehrfach größer als die der Weißen; das völlige Überwuchern der Neger wird also noch viel schneller eintreten als in unserer Rechnung. Über kurz oder lang werden die Weißen voraussichtlich in blutigen Aufständen aufgerieben werden, und Südafrika wird wieder vernegern wie Haiti und Liberia. Wenn ihre Moral sie nicht daran hindern würde, so hätten die Weißen gegenwärtig natürlich noch die Möglichkeit, dem vorzubeugen.

In den Vereinigten Staaten von Nordamerika ist die Hauptmasse der Bevölkerung einstweilen noch von nordischer Rasse. Bis gegen Ende des 19. Jahrhunderts kamen in der Hauptsache nur Einwanderer aus der nordwestlichen Hälfte Europas. Dann änderte sich das Bild, und eine Überflutung mit Ost- und Südeuropäern setzte ein. In wenigen Jahrzehnten sammelten sich in New York 1½ Mill. Juden an. Das hat den Amerikanern einen heilsamen Schreck eingejagt; und sie haben ein Einwanderungsgesetz eingeführt, das die rassische Eigenart ihres Volkes zu bewahren strebt. Man stellt sich bei uns die Amerikaner leider vielfach als reine Geschäftsleute und Geldmacher vor, die für ideale Dinge keinen Sinn hätten. Man darf aber nicht New York, die größte Judenstadt der Welt, mit Amerika verwechseln. Noch ist nordischer Geist herrschend in Amerika. Man lese die Bücher der amerikanischen Rassenhygieniker Holmes, Popenoe und Johnson oder die der Rassenpolitiker Stoddard und Grant, und man wird überrascht sehen: die besten Europäer sitzen heute in Amerika.

Nach der Eiszeit wurde Nordeuropa von einer Auslese tatkräftiger Wanderer besiedelt. Seitdem sind immer neue Wanderscharen von dort ausgegangen. Von dort kamen unsere germanischen Vorfahren, von dort erhielt England das Blut der

Angelsachsen und Normannen. In den letzten Jahrhunderten haben sich die Wanderer nach der Neuen Welt gewandt, und in Kalifornien, dem ultima Thule des Westens, hat diese Wanderungsauslese ihre Quintessenz erreicht. Es ist vielleicht kein Zufall, daß gerade die Kalifornier den Gedanken der Rassenhygiene am tatkräftigsten in die Tat umzusetzen beginnen, während bei uns die Krähwinkler und Bedenklichkeitskrämer zurückgeblieben sind. Die Rasse ist zwar seit je die hauptsächlichste treibende Kraft der Weltgeschichte gewesen, aber bisher fast stets nur unbewußt. In unseren Tagen beginnt nunmehr der Rassengedanke bewußt gestaltend in das Weltgeschehen einzugreifen.

Immerhin ist die Lage unserer Rasse auch in Amerika ernst. Zwar vermehren sich dort die Neger weniger schnell als die Amerikaner europäischer Abkunft, weil sie an die amerikanische Umwelt weniger angepaßt sind; aber die alten Familien nordischen Stammes erhalten auch dort nicht mehr ihren Bestand. Es ist daher durchaus nicht von der Hand zu weisen, daß die abendländische Kultur im ganzen den Weg aller ihrer Vorgängerinnen gehen wird. Eines aber haben wir vor den Alten voraus: Ihnen fehlte die Kenntnis der Ursachen des Blühens und Welkens der Völker. Heute aber kann jeder, der nicht absichtlich die Augen verschließt, sich darüber unterrichten; und es ist die große Schicksalsfrage unserer Rasse und Kultur, ob die Einsicht unserer Zeitgenossen noch ausreicht, sich diese Erkenntnis so zu eigen zu machen, daß daraus die rettende Tat geboren wird.

In dem von dem Neid der Sprachnationen zerrissenen Europa ist die Lage unserer Rasse natürlich besonders schwierig. Die Franzosen haben nicht nur farbige Scharen gegen uns in den Kampf geführt, sondern, was vom Standpunkte Europas eine noch größere Sünde ist, sie geben den farbigen Einwohnern ihres Hundertmillionenreiches, das schon heute in der Mehrzahl aus Farbigen besteht, das Bürgerrecht. Befangen in dem Wahne Rousseaus, daß alle Menschen gleich geboren seien, wollen sie von Rassenunterschieden nichts wissen. So wird auf die Dauer ein Rassenchaos die Folge sein, genau so wie im römischen Imperium, dessen Vorbild sie nacheifern.

Glücklicherweise haben die Angelsachsen mehr Sinn für die Rasse, und ihnen ist ja in dem großen Ringen des Weltkrieges die Führung unter den Völkern der Germanen zugefallen, ähnlich wie 1866 Preußen die Führung unter den deutschen Stämmen. Das deutsche Kaiserreich hat leider die mehrfachen Gelegenheiten zu großzügiger Politik sämtlich verpaßt. In einigen Fällen hat es sich seiner Aufgabe, dem Gedeihen des deutschen Volkes zu dienen, geradezu entzogen. Während der ersten russischen Revolution i. J. 1905 wurden unsere deutschen Volksgenossen in den baltischen Landen schwer bedrängt. Es wäre unbedingt Aufgabe unserer Regierung gewesen, von der Zarenregierung den Schutz der Balten zu verlangen, und falls jene, die infolge des Japanerkrieges und der Revolution nur noch auf tönernen Füßen stand, ihn nicht hätte leisten können, ihn selbst in die Hand zu nehmen. Dann ständen wir heute am Peipussee und nicht bei Schneidemühl. Wenn die Franzosen bei dieser Verteidigung unseres Volkstums uns in den Rücken gefallen wären, so hätten sie sich an der Maaslinie und an den Vogesen blutige Köpfe geholt. England hätte kein Interesse gehabt, gegen uns in den Krieg zu treten. Die deutschen Sozialdemokraten hätten begeistert mitgemacht; und auch die deutschen Juden hätten gerne geholfen, ihre Stammesgenossen im Osten aus der Bedrückung durch das Zarentum zu befreien. Statt dessen besuchten wir den Zaren in den finnischen Schären, wohin er sich vor seinem Volke geflüchtet hatte, und versicherten ihn unserer Freundschaft; zugleich bauten wir eine Flotte für den „Admiral des Atlantischen Ozeans". Das war gewiß nicht feindselig gegen England gedacht; aber man muß verstehen, daß die nüchtern urteilenden nordischen Führer der Engländer nicht von dem guten Willen eines möglichen Gegners abhängig sein wollten, sondern es für sicherer hielten, ihn niederzuschlagen, so lange es noch möglich war. Der „Risikogedanke" war also psychologisch und politisch falsch. Das bedeutet natürlich nicht eine Schuld Deutschlands am Kriege; und ebenso wenig bedeutet es eine Freisprechung Englands von einer Schuld im Sinne der christlichen Moral. Aber es ist heute an der Zeit, und es

liegt im deutschen Interesse, zu verstehen, warum alles gekommen ist, wie es gekommen ist. Auch Amerika ist nicht in erster Linie aus Geschäftsinteresse in den Krieg eingetreten, sondern aus angelsächsischem Nationalgefühl. Den führenden angelsächsischen Kreisen in Amerika war der Gedanke unerträglich, daß ihr Mutterland unterliegen könnte, und darum haben Hunderttausende amerikanischer Freiwilliger ihr Leben eingesetzt. Bei uns hatten Kreise, die nur einseitig wirtschaftlich und händlerisch zu denken verstanden, maßgebenden Einfluß auf die Politik gewonnen; und diese begingen den verhängnisvollen Fehler, auch bei den Angelsachsen eine gleiche Geistesart vorauszusetzen.

So wie die Dinge heute liegen, ist das Interesse der nordischen Rasse zugleich das wahre Interesse des deutschen Volkes, und die Wiedererstarkung des deutschen Volkes liegt im Interesse der ganzen nordischen Rasse. Ich möchte nicht dahin mißverstanden werden, als ob ich ein Wiedergutmachen der Unterlassungssünde von 1905 heute für möglich hielte. Weltgeschichtliche Gelegenheiten kehren nicht wieder, wenigstens nicht in derselben Weise. Es wird daher sorgfältigster Beurteilung der Sachlage durch unsere Staatsmänner bedürfen, ob eine ähnliche Gelegenheit heute oder in Zukunft als gegeben zu erachten ist. Man darf auch nicht vergessen, daß wir eine Freiheit des Handelns, wie sie uns damals gegeben war, heute nicht haben.

In Europa ist eine große Landreserve, die noch ausgedehnte Siedlungsmöglichkeiten bietet, in der Hand der stark mongolid gemischten Russen. Die nordisch besiedelten Länder dagegen sind bis zum Rande mit Menschen angefüllt und zum Teil schon übervölkert. Schon aus diesem Grunde muß man daher damit rechnen, daß der nordische Blutsanteil im nächsten Jahrhundert in Europa weiter zurückgehen und der mongolide entsprechend zunehmen wird. Die Bevölkerung des russischen Reiches, die am Anfang des 19. Jahrhunderts etwa 20 v. H. von der Europas betrug, machte zu Beginn des Weltkrieges bereits 30 v. H. davon aus. Und Rußland hat noch große Reserven an Land, Kohlen und Erzen.

Das Schicksal der Völker hängt freilich nicht nur von solchen weltpolitischen Verschiebungen der Völker ab, sondern nicht minder auch von der Gestaltung der Rassentüchtigkeit innerhalb jedes einzelnen Volkes. Davon sowie von den Folgerungen, die sich für die innere Politik, vor allem die Bevölkerungs- und Sozialpolitik ergeben, soll in einem späteren Heft der Süddeutschen Monatshefte die Rede sein.

Kunst und Rasse[1)]

Von Paul Schultze-Naumburg in Saaleck bei Kösen (Thüringen)

Die Hygiene, die Gesundheitslehre, unterrichtet uns über die Maßnahmen, die der Mensch zu treffen hat, um unter die günstigsten Lebensbedingungen zu kommen. Wenn ein Volk solche Maßnahmen trifft, so will es damit nicht allein seinen Bestand gewährleisten, sondern auch dafür sorgen, daß immer vollkommenere Individuen hervorgebracht werden, aus denen sich die Gemeinschaft zusammensetzt. Die bisherige Methode der Verbesserung des Menschenbestandes bestand eigentlich ausschließlich in Erziehung, d. h. in Umweltseinflüssen. Man nahm das Einzelwesen als gegeben hin und versuchte dann, gleichsam nachträglich, das gerade zu biegen, was die Natur krumm hervorgebracht hatte. Daß es einen direkteren Weg gibt, gerade, d. h. tüchtige und begabte Individuen schon von Geburt aus hervorzubringen, übersah man meist vollkommen. Genau dieselben Gesetze

[1)] Demnächst erscheint von dem gleichen Verfasser im Verlag Lehmann, München, ein Buch über „Kunst und Rasse", mit zahlreichen Abbildungen, in dem das hier behandelte Thema weiter ausgeführt wird.

wie beim Tierzüchter sind biologisch auch für die Fortpflanzung des Menschen gültig. Es ist dabei natürlich nicht zu übersehen, daß die Schwierigkeiten einer solchen bewußten Hochzucht beim Menschen ungeheuer groß sind. Der Tierzüchter kann vor allem bei Tieren oder Pflanzen mit rascher Geschlechterfolge ohne weiteres sowohl die lebenstüchtigsten und hervorragendsten Exemplare einer Rasse paaren als die untüchtigen aussondern und in verhältnismäßig kurzer Zeit auf Ergebnisse zurücksehen, wie wir sie im englischen Vollblut, in unseren Simmentaler Milchkühen, dem Lalöfer Weizen und hundert anderen Beispielen kennen. Der Mensch trifft heute die Wahl seines Lebensgefährten meist selbst und zudem vorwiegend in einem Alter, in dem er noch nicht weiß, um was für Probleme es sich eigentlich handelt, auch vielleicht gar noch nicht reif genug ist, um ihre Tiefe zu begreifen oder zu würdigen. Allerdings ist er mit Trieben ausgerüstet, die ihn unbewußt das Objekt des Lebensgefährten nach dessen Schönheit und Tüchtigkeit wählen lassen. Nur geht diese Rechnung leider nicht so glatt auf. Denn gerade beim heutigen Menschen scheinen diese natürlichen Instinkte nicht mehr in der rechten Stärke zu bestehen, und wirtschaftliche Gründe fangen an, in der Wahl des Lebensgefährten stärker mitzusprechen, als es für die Erhaltung der Rasse gut ist. Unsere Zeit steht unter dem Zeichen des Krankseins und der erblichen Übel. Sorgten frühere Zeiten mit ihrer grausamen Härte dafür, daß alles Lebensuntüchtige möglichst rasch abstarb, so hat sich die Gegenwart in ein gefährliches Bestreben verrannt, nicht allein alles Absterbende zu konservieren, sondern womöglich auch zur Fortpflanzung aufzumuntern. Ähnliche Beobachtungen sind bei den sozialen Schädlingen der Menschheit gemacht worden. Es gibt ganze Generationen von Verbrechern, Prostituierten, Trinkern, Irren und Epileptikern, die ihren Stammbaum auf einen einzigen Entarteten zurückführen. Wäre es möglich, alle ausgesprochenen Schädlinge der Menschheit von der Fortpflanzung auszuschalten, wie es heute schon in Amerika geschieht, so wäre in der Tat ein Weg eröffnet, der uns eines Tages zum „Übermenschen" führen könnte, wie ihn Nietzsche, weniger mit wissenschaftlicher Klarheit als aus dichterischer Seherkraft erblickte.

Selbstverständlich ist mit der rein physischen Gesundheit dieses Ziel noch nicht erreicht. Genau so gut, wie reine körperliche Tüchtigkeit durch geeignete Paarungsauswahl gezogen werden könnte, könnte dies mit geistigen Fähigkeiten, ja sogar mit ganzen Kulturideen, wie sie die einzelnen Rassen vertreten, geschehen.

Diese Erwägung führt zu dem Zusammenhang der Kunst und der Rasse. Als eine der höchsten und reinsten Blütezeiten erscheint uns immer noch die Kunst der Griechen. Über die anthropologische Zusammensetzung dieses Volkes hegen wir im wesentlichen nur Vermutungen. Aus verschiedenen Anzeichen können wir jedoch Schlüsse darauf machen, daß es sich um ein nordisches Volk handelt oder doch um ein solches, das stark mit nordischem Blut gemischt ist. Schon die zahlreichen Überlieferungen von Wanderungen eines Volkes aus Norden, das erobernd einzog, legen die Vermutung nahe, daß es sich um einen ähnlichen Vorgang wie in Deutschland handelt, nur daß die vorgefundene Urbevölkerung schöner und künstlerisch höher begabt war als bei uns der homo alpinus. Auch war sie offenbar schon im Besitz einer höheren Kultur. Die ständig wiederkehrende Auffassung griechischer Helden und Götter, wie sie bereits bei Homer anzutreffen ist, als hochgewachsene, blonde und blauäugige Wesen, deutet mindestens auf eine nordische Oberschicht. Denn außer der nordischen Rasse gibt es auf der ganzen Welt keine weitere hochgewachsene, schmalgesichtige Menschenart, die blond und blauäugig ist, ihr Blut allerdings über den ganzen Erdball verstreut hat, so daß es nur noch wenige Völker gibt, die nicht blonde Bestandteile, wenn auch in geringem Maße, aufgenommen haben.

Die Blüte Griechenlands scheint das Ergebnis eines glücklichen Ausleseprozesses gewesen zu sein, während ihr Abklingen und Ende das Aufkommen einer anderen, unbegabteren Schicht des Volkes bedeutet. Dafür, daß das Aussterben der Tüchtigsten schon damals beobachtet wurde, haben wir sogar geschichtliche Dokumente.

Wir kennen Stellen bei griechischen Schriftstellern, welche darauf hinweisen, daß die tüchtigsten Männer und Frauen des Volkes nur ein bis zwei oder meist gar keine Kinder hätten und deswegen ausstürben, während die Schicht der Unedlen mit 10 oder 12 Kindern zu einer immer größeren Masse anschwölle. Sie berühren hier das Problem der Rassenhygiene, das für unsere Zukunft ausschlaggebend ist.

Auch bei den Römern sehen wir einen ähnlichen Vorgang: ein allmähliches und dann rapides Schwinden der Familien, die die besten und edelsten Gestalten hervorgebracht haben, und das massenhafte Aufwachsen einer Plebs, die zwar eine Großstadt lärmend zu füllen vermag, kaum aber schöpferische Gedanken hervorbringen kann und den langsamen Untergang des Weltreiches herbeiführt.

Auf demselben italienischen Boden beobachten wir dann in der Folgezeit etwas rassenhygienisch Hochinteressantes. Italien war von einem Mischvolk besiedelt, das vom Blut der alten Römer nur noch wenig in sich trug und dementsprechend weder staatenbildend noch kulturell schöpferisch war. Dagegen fluteten mächtige Ströme rein nordischen Blutes durch die Völkerwanderung der Goten, Vandalen und Langobarden ein. Wenn diese Scharen auch großenteils im Kampf fielen, so hinterließen sie doch eine Menge ihres Erbgutes in der Bevölkerung. Nur so ist es zu erklären, daß uns in der Renaissance Italiens eine Unzahl hochgewachsener, blonder, blauäugiger Menschen entgegentritt, die in jedem Zuge ihre Herkunft von der nordischen Rasse bezeugen. Wenn man daraufhin die Meister der Frührenaissance durchstudiert, so tritt uns nicht allein in den Porträts der Meister überall der nordische Typus rein oder vermischt entgegen, sondern auch die geistigen Kinder dieser Meister, die freien Schöpfungen, tragen dieselben Züge. Man darf nicht übersehen, daß auch die geistige Schöpfung ein Zeugungsprozeß ist, der ähnlichen Bedingungen unterliegt, wie die rein physische Fortpflanzung. Genau so, wie das physische Kind nicht aus dem Blute seiner Eltern und Voreltern heraus kann, genau so wenig können es die geistigen Kinder. Natürlich ist hier die Nachprüfung oft noch schwerer und läßt sich bei Dichtungen oder gar bei Musik oft nur noch symbolisch fassen.

Die Übereinstimmung zwischen Rasse und Kunstschöpfung kann als unmittelbare Ähnlichkeit zwischen den Urhebern und ihren Schöpfungen natürlich nur in der Malerei und Plastik, als den beiden einzigen Künsten, die die sinnfällige Gestalt des Menschen darstellen, in Erscheinung treten. Es wäre aber undenkbar, daß diese Übereinstimmung in den übrigen Künsten versagen sollte. Sie ist genau so da, wenn sie auch immer nur über einen Umweg festgestellt werden kann.

Eine der Hauptaufgaben meines Lebens war es, die Physiognomie unseres Landes, wie sie sich besonders in den Bauten in Stadt und Land darstellt, auf die ihnen innewohnenden Qualitäten zu untersuchen und die Vergangenheit mit der Gegenwart zu vergleichen. Das Bild unserer Dörfer und Städte, wie man sie nicht allein aus dem Mittelalter, sondern auch aus dem 18. Jahrhundert übernommen hatte, war ein selten harmonisches, das überall die Züge von aufrechten, festen und wahrhaften Persönlichkeiten zeigte, während alles, was die Gegenwart oder doch die Zeit der drei letzten Generationen hinzugefügt hatte, die Züge größter Zerrissenheit, Unklarheit und Häßlichkeit trug, wie sie nur eine unedle Rasse hervorbringen kann. Das ganze 18. Jahrhundert war überall noch voller Gestalt und von einem geradezu unerschöpflichen gestaltenden Reichtum. Mit dem Beginn des 19. Jahrhunderts wurde die Form magerer und bescheidener, bewahrte aber immer noch eine würdige Haltung und den Ausdruck einer ernsten Lebensführung. Was danach kommt, verliert auch diese Qualitäten immer mehr und endet in unschöpferischem Formenkram. Am sichtbarsten wird dies in der Architektur, was seinen Grund wohl darin hat, daß sie immer eine Art Kollektivkunst ist, in der das Volksethos am stärksten in Erscheinung tritt.

Die allgemein übliche Erklärung hierfür sieht die Ursache unmittelbar in dem Aufkommen anderer Wirtschaftsmethoden und der Technik mit ihrer Maschine.

Diese Faktoren scheinen entscheidend zu sein. Aber sie haben nicht unmittelbar eingegriffen, sondern mittelbar. Nicht die Ideen einer anderen Zeit haben die Menschheit gewandelt, nicht das Volk hat sich entwickelt, sondern der Ausleseprozeß, den sie zur Folge hatten, hat eine andere Schicht des Volkes zahlenmäßig in den Vordergrund geschoben, während die ursprünglich führende Schicht durch Kindermangel zahlenmäßig geringer und dadurch unsichtbar wird. Um klar zu machen, wie dies gemeint ist, sei ein kleiner Umweg gewählt.

In der alten Zeit herrschten ziemlich strenge Auslesegesetze. Wer nicht zu den Tüchtigsten gehörte und sich nicht selbst helfen konnte, fiel und verschwand. Auf diese Weise war der Bestand an Untüchtigen immer verhältnismäßig klein, da diese mitsamt ihrer Nachkommenschaft ziemlich rasch zugrunde gingen. Sie bilden das eigentliche Proletariat, die Schicht der Gesunkenen, die sich mangels eigener Tüchtigkeit und Fähigkeit nicht zu helfen wissen und dem Untergang geweiht waren. Man hat in neuer Zeit den Begriff des Proletariats als der Besitzlosen etwas gewaltsam mit dem Beruf des Hand- und Fabrikarbeiters verknüpfen wollen, und leider ist diese Terminologie allgemein üblich geworden. Der tüchtige Hand- und Fabrikarbeiter sollte sich aber bestens dafür bedanken, zum Proletariat gerechnet zu werden, und man sollte eine Berufszugehörigkeit, die heute längst nicht mehr mit dem Begriff der Armut verknüpft ist, nicht mit dem der gesunkenen Klasse verbinden. Zweifellos war die Zahl der gesunkenen Schicht um die hier mehrfach bezeichnete Kulturwende verhältnismäßig gering. Mit dem Aufkommen der Industrie trat jedoch eine gewaltige Veränderung in den Lebensbedingungen ein. Die Industrie forderte mehr Hände als Köpfe und bot zahllosen Existenzen, die früher untergingen, verbesserte Lebensumstände, die natürlich auch zu zahlreicher Nachkommenschaft führen mußten. Da diese Nachkommenschaft, dank einer stets fortschreitenden ärztlichen Wissenschaft, auch bei vorhandener Schwächlichkeit und Lebensuntüchtigkeit doch am Leben erhalten wurde, so trat eine zahlenmäßige Vermehrung ein, wie sie die Welt kaum wieder gesehen hat. Selbstverständlich darf man das hier nicht so mißverstehen, daß der Industriearbeiter an sich zu den Untüchtigen gezählt werden sollte. Dazu ist das Leben zu mannigfaltig und spottet einer allzu einfachen Klassifizierung. Aber es kann wohl kein Zweifel darüber bestehen, daß die größeren Begabungen und Tüchtigkeiten eben bei den Ständen herrschen, die durch diese Eigenschaft sich eine gehobenere Stellung zu erringen gewußt haben. Andererseits tritt nun zur Verstärkung dieser Gegenauslese gerade bei diesen gehobenen Ständen eine Erscheinung ein, die ihrerseits auch zur Verschlechterung der Rasse dient. Überall nämlich, wo aus eigener Kraft günstige Lebensumstände und Kapitalansammlung entstanden sind, taucht der Wunsch auf, daß die Kinder es leichter haben sollen als die Väter. Und aus Furcht, das Erbteil zu sehr aufteilen zu müssen, entsteht das unselige Zweikindersystem. Das Zweikindersystem heißt aber Aussterben in 3—4 Generationen. Wer damit rechnet, daß von zwei Eltern zwei Kinder zum Fortpflanzen der Rasse genügen, rechnet falsch, indem er das Verlustkonto unberücksichtigt läßt, das durch Ehelosigkeit, Unfruchtbarkeit und Tod vor dem fortpflanzungsfähigen Alter entsteht. Mannigfache Berechnungen haben gezeigt, daß nur eine Kinderzahl von 3,2 Kindern den zahlenmäßigen Fortbestand einer Familie gewährleistet. Nun stelle man sich das Ergebnis vor, das bei einem Zustand entstehen muß, in dem die Tüchtigsten und im Leben Bewährtesten es im allgemeinen mit zwei Kindern genug sein lassen, während der geborene Proletarier, dem es an Verantwortungsgefühl gebricht, jedes Jahr ein neues Kind in die Welt setzt, das ihm oft genug noch als Arbeitshilfe wertvoll ist, während die gehobene Schicht sich vor den großen Kosten der Erziehung und langen Ausbildung fürchtet. Es sei wiederholt, daß man selbstverständlich mit diesen Gesichtspunkten nicht wie mit einem Metermaß messen kann. Es gibt viele Wenn und Aber dabei, die die Angelegenheit auch noch von anderen Gesichtspunkten beleuchten. Aber wenn diese Abweichungen von der Regel nicht wären, so wäre das Geschlecht der Tüchtigsten und Edelsten längst ausgestorben und der Unschöpfe-

rische, Lebensuntüchtige allein auf der Welt, die er sich dann nicht einzurichten verstünde.

Gerade auf der Ungleichheit der Menschen beruht die Möglichkeit eines Aufstiegs der Menschheit. Diese kann aber nicht ins Werk gesetzt werden dadurch, daß man die Untüchtigen und Zurückbleibenden für die Unfähigkeit belohnt, indem man sie in bessere Lebensbedingungen bringt, als sie sich aus eigener Kraft schaffen können, und indem man ihrer endlosen Vermehrung noch die Wege bahnt, während den Tüchtigen Hemmungen in den Weg gelegt werden. Das muß zu einer planmäßigen Züchtung der Untüchtigkeit oder zum mindesten eines unschöpferischen grauen Einerleis führen.

Man betrachte daraufhin die Auswirkung in der Kunst. Wenn es richtig ist, daß durch ein falsches Prinzip der Auslese das Volk ärmer an schöpferischen Kräften wird, so ist es kein Wunder, wenn sich dies gerade in der Kollektivkunst der Architektur am ehesten und deutlichsten zeigt. Anders ist es bei den Künsten, die vorwiegend auf dem Schaffen einer Einzelpersönlichkeit beruhen, wie es bei der Dichtung und der Musik der Fall ist. Da es sich bisher immer nur um ein fortschreitendes Ärmerwerden und nicht völliges Aussterben dieser schöpferischen Kräfte handelt, und das Volk daher immer noch über einen Bestand hervorragend Begabter verfügt, so treten natürlich auch solche Leistungen zutage, die lediglich auf der Schöpferkraft eines Individuums beruhen. Nur ist ihre Zahl nicht mehr im glücklichen Verhältnis zu der Gesamtzahl des Volkes. Wenn man bedenkt, welche Unzahl von schöpferischen Geistern eine Zeit wie die Renaissance in einem kleinen Staate hervorgebracht hat, so muß sich die heutige Zeit dahinter verstecken. Diese Leistungen gipfeln, wie gesagt, vor allen Dingen in dem Gebiet der Individualarbeit, wie sie etwa die Dichtung oder die Musik bedeuten. Hier finden wir auch das ganze 19. Jahrhundert hindurch bis auf die Gegenwart immer noch vereinzelte Höhen, während der allgemeine Durchschnitt immer mehr sinkt. Es hat wohl keine Zeit eines volkreichen und großen Landes gegeben, in der die große Allgemeinheit in ihrer Kunst und damit in ihrem gesamten Lebensausdruck so tief stand wie die jetzige.

Nach all dem Gesagten erscheint es zweifellos, daß das Volk von heute in seiner Zusammensetzung nach allgemeiner Tüchtigkeit und rassischer Veranlagung nicht mehr dasselbe ist, was es früher war, sondern daß eine Verschiebung stattgefunden hat, deren Symptome überall nachgewiesen werden können. Es gibt keinen besseren Gradmesser für den Wert einer Kultur als die Kunst, an deren Hand man oft den Geist ganz großer Epochen neu beleben kann. Sucht man nach einem solchen Gesamteindruck der Gegenwart durch die lebende Kunst, so ist es vor allem der eines plan- und haltlosen Durcheinanders, eines unschöpferischen Tastens nach Sensationen, eines gänzlichen Mangels an echter schlichter Menschlichkeit und des Fehlens jeglicher Wahrhaftigkeit. Dahin gehört die etwas kindische Vorliebe für ganz fernliegende soziologische Entwicklungsstufen und das fast perverse Liebäugeln mit fremden Rassen und ihrer somatischen Haltung. Wenn man heute durch eine Kunstausstellung geht, so fragt man sich oft genug, ob der Negereinschlag, mit dem man sich förmlich brüstet, wirklich auf tatsächlicher Blutmischung oder nur auf frevler Verleugnung des eigenen Rasseninstinktes beruht. Echte afrikanische Kunst vermag hochinteressant zu sein, aber unechte, in Berlin oder Paris hergestellte, ist der Gipfel aller Verlogenheit. Trostlos wirkt die Aussicht, wenn man das betrachtet, was die letzten zehn Jahre beschert haben und was oft wie ein Krampf, wie epileptische Anfälle, anmutet. Daß sich auch hier die Einflüsse eines Gegenausleseprozesses auswirken, ist kaum von der Hand zu weisen.

Wo die Rasse schwindet, muß auch das Rassegefühl schwinden, und wo das Rassegefühl schwindet, wird auch das Schönheitsideal, wie es in jeder echten Rasse wurzelt, verloren gehen. Wenn man eines Beweises bedarf, daß die Bevölkerung, wie sie die heutigen deutschen Grenzen füllt, sich rassisch in ungeahntem Abstieg befindet, so müßte es das Absterben des Gefühls für Körperschönheit in der Kunst zeigen. Wenn hier von einem verlorengehenden Schönheitsideal gesprochen wird,

so ist hiermit im wesentlichen das der nordischen Rasse gemeint. Selbstverständlich trägt der Eskimo oder der Chinese ein anderes Ideal mit sich herum, genau so wie wahrscheinlich der Dachs die Dächsin für schöner hält als die Füchsin.

Man steht hier vor dem Lebensschicksal eines Volkes, dem ein großer Teil des nordischen Blutes anvertraut war, vor seinem Leben oder Vergehen. Viele von denen, die sich der vollen Tragik der Vorgänge, wie sie hier zu beschreiben versucht sind, bewußt sind, werden vielleicht geneigt sein, sie als etwas Unabwendbares hinzunehmen, wogegen der bewußt denkende Verstand hilflos ist. Man kann natürlich nicht wissen, ob und wie die Kultur und die Kunst der Rasse, an der man hängt, ihrem Untergang entgegengeht. Es kommt hierbei aber entscheidend darauf an, an welche Rasse sich eine solche Schicksalsdrohung wendet. Es gibt solche, die sich willig in ihr Verhängnis fügen, und andere, die prometheisch selbst dem Willen der Götter trotzen. Da in unserem Volk immer noch genug von diesem heldischen Blut lebt, muß es aus seinem innersten Wesen heraus die Frage stellen: Wie kann ich dieses Schicksal wenden? Und gibt es überhaupt eine Möglichkeit, dem Rade des Weltgeschehens in die Speichen zu greifen?

Die soziologische Betrachtungsweise unserer Lebensvorgänge gibt Aufschluß darüber, daß man eine Entwicklungsstufe betreten hat, auf der vieles, was ehedem im Triebleben verhüllt war, die Schwelle des Bewußtseins überschritten hat. Auch über die Erneuerung des Menschengeschlechts hat das Denken die Schleier des Geheimnisses gelüftet, und man beginnt zu ahnen, daß es nicht der blinde Zufall ist, der entscheidet, und was für ein Geschlecht einst den Planeten bevölkern soll.

Der Nordische Gedanke

Von Hans F. K. Günther in Lidingö (Schweden)

Seit der Jahrhundertwende, seit nämlich die Vererbungslehren Weismanns und vor allem die Wiederentdeckung der Vererbungsgesetze Mendels der Darwinschen Lehre von der Auslese (selection) erst ihren eigentlichen Wert verliehen haben, haben sich auch Bestrebungen entfaltet, welche sich diese neuen Erkenntnisse für eine Steigerung des Menschen durch Auslese zunutze machen wollen.

Erst diese neuen Anschauungen ließen es begreifen, warum die Beschaffenheit der Nachkommen nicht verbessert werden kann durch Ausbildung der leiblichen und seelischen Fähigkeiten der Eltern, sondern allein durch Auslese. Es wurde allmählich begriffen, daß alle Verbesserungen der Umwelt, mögen sie den Einzelmenschen mehr oder weniger förderlich sein, nichts vermögen zu einer Verbesserung der ererbten und vererblichen Beschaffenheit dieser Einzelmenschen, daß somit eine Bevölkerung nur durch Auslese dauernd zu heben sei, nämlich durch Hemmung der Fortpflanzung der Erblich-Minderwertigen bei gleichzeitiger Förderung der Fortpflanzung Erblich-Tüchtiger.

Diese Gedanken riefen Bestrebungen hervor, welche sich als Eugenik oder Eugenetik, als Rassenhygiene, Sozialhygiene, Fortpflanzungshygiene, Rassedienst, race betterment, Aufartung usw. bezeichneten, und für welche ich die Bezeichnungen „Erbgesundheitslehre“ und „Erbgesundheitspflege“ vorgeschlagen habe und im folgenden gebrauche. Diesen Bestrebungen ist es eigen, als Auslesevorbild den Völkern zu weisen: den erblich-gesunden, erblich-tüchtigen Menschen.

Etwa gleichzeitig verbreitete sich seit der Jahrhundertwende langsam ein Auslesegedanke, welcher nicht nur auf den erblich-gesunden Menschen hinzielte, sondern besonders den erblich-gesunden Menschen nordischer Rasse als Auslesevorbild bezeichnete, d. h. also den erblich-gesunden hochgewachsenen, schmalgesichtigen, schmalnäsigen, blonden, blau- oder grauäugigen Menschen mit betontem Kinn — um nur solche Merkmale zu nennen, welche im täglichen Leben beachtet werden.

Es war ein Auslesegedanke, der seit dem „Essai sur l'inégalité des races humaines" (1853—55) des Franzosen Grafen Arthur Gobineau sichtbar geworden war, sich gleichzeitig in der sog. „sozialanthropologischen Schule" der Franzosen, so besonders in den Werken des Grafen de Lapouge, und in denen des Badeners Otto Ammon ausgebildet hatte und um die Jahrhundertwende durch vorgeschichtliche, geschichtliche, sprachwissenschaftliche und rassenkundliche Forschungen (Penka, Wilser, Woltmann, Hentschel, v. Uyfalvy, Röse, Hirt, Much, Kossinna u. a. m.) einerseits, durch die Ergebnisse der Erblichkeitsforschung andererseits eine bestimmte Gestaltung erreicht hatte. Die Vorbedingungen zum „Nordischen Gedanken" waren geschaffen. Zugleich gewannen die Vorstellungen über die rassische Zusammensetzung der europäischen Völker und ihrer einzelnen Stämme durch (heute überholte) rassenkundliche Werke wie die Denikers und Ripleys größere Klarheit, mindestens war durch Deniker und Ripley so viel erreicht, daß einzelne Gebildete anfingen, das zu begreifen, was einzelne Rassenforscher seit der Mitte des 19. Jahrhunderts begriffen hatten: daß in einem Volke rein und durcheinandergemischt immer mehrere Rassen vertreten sind.

Von den einzelnen Rassen Europas ist seit Gobineau der nordischen Rasse — Gobineau nannte sie noch minder glücklich: race germanique — besondere Aufmerksamkeit zugewendet worden, nachdem sie als diejenige Rasse erkannt worden war, welche den Kern der Völker indogermanischer Sprache ausmachte, als die Rasse, deren Überschichtung über und Einschlag in verschiedene nichtnordische Rassen die großen Gesittungen (Kulturen) der Inder, Perser, Hellenen, Italiker, Kelten, Slawen und Germanen (um nur die Hauptvölker indogermanischer Sprache zu nennen) hervorgebracht habe und mit deren Schwinden und Entartung auch jeweils der Untergang einer dieser Gesittungen verbunden gewesen sei.

Solche Einsichten haben schließlich in Deutschland die „Nordische Bewegung" aufgerufen, welche sich zum Ziel gesetzt hat, die ihr erreichbaren erbgesunden, vorwiegend nordischen Geschlechter aller deutschen Stämme dem allgemein abendländischen Geburtenrückgang nach Möglichkeit zu entreißen. Den drohenden Untergang des Abendlandes — zum erstenmal vom Grafen Gobineau zugleich als eine Gefahr und nach seinen Ursachen, dem Schwinden der nordischen Rasse, erkannt — möchte diese Nordische Bewegung nach Kräften aufhalten und womöglich in eine Erneuerung des Abendlandes umwandeln durch Pflege der nordischen Rasse.

Hieraus ergibt sich das Auslesevorbild der Nordischen Bewegung: der erbtüchtige Mensch nordischer Rasse. Nicht der nordische Mensch schlechthin ist der Nordischen Bewegung Auslesevorbild. An der Erhaltung oder Mehrung entarteter Erbstämme nordischer Rasse liegt ihr nichts; im Gegenteil: ihr muß daran gelegen sein, die Fortpflanzung erblich-minderwertiger nordischer Menschen zu hemmen oder unmöglich zu machen, auch deshalb, weil die Gegner der Nordischen Bewegung immer wieder auf erblich-minderwertige Menschen nordischer Rasse hinweisen, wenn sie den in begrenzter Weise behaupteten „Wert" der nordischen Rasse nicht anerkennen wollen. Die Nordische Bewegung hat also den Gedanken der Erbgesundheitspflege (Eugenik, Rassenhygiene) aufgenommen. Andererseits wird der erbgesundheitliche Gedanke den Gedanken der Vorbildlichkeit des erbgesunden nordischen Menschen für die Auslese im deutschen Volk seinem ganzen Wesen nach nicht aufnehmen können, denn die Vorschläge zu einer Erbgesundheitspflege richten sich nicht nur an das deutsche Volk oder an die Völker, denen heute noch ein stärkerer Einschlag nordischer Rasse eigen ist, sondern an jede Bevölkerung, gleichviel welcher Rasse oder Rassenmischung. Der erbgesundheitliche Gedanke ist grundsätzlich international. Das heißt nicht, daß er nicht national sein könne. Ja, er wird dies zumeist sein, indem eben jeder Erbgesundheitsforscher zunächst an die erbliche Steigerung seines eigenen Volkes denkt und seine Vorschläge dessen Lebensverhältnissen und Lebensauffassungen anpassen wird. Erbgesundheitspflege wird immer nur durch eine staatliche oder auch kirchliche erbgesundheitliche Gesetzgebung verwirklicht werden können.

Mit den Fragen, welche die Nordische Bewegung aufgerufen haben, werden sich aber weder Staat noch Kirche beschäftigen können, denn beide Gemeinschaften umfassen jeweils Menschen der verschiedenen Rassen. Die Nordische Bewegung

in Deutschland zielt auf eine Selbsthilfe der nordischen Rasse durch freien Zusammenschluß vorwiegend nordischer Menschen aus allen deutschen Stämmen. Staatliche Maßnahmen zur Mehrung der nordischen Rasse hat sie nie begehrt, vielmehr immer mit Lenz bedacht, daß die staatliche „Bevorzugung eines bestimmten Typus . . . in unserer gemischten Bevölkerung natürlich zu schweren Mißhelligkeiten führen" müßte.

„Darum aber ist es nicht nötig", meint Lenz, „die Bedeutung der nordischen Rasse für die Kultur totzuschweigen". Und ebenso geht aus der Einsicht, daß der Staat für Erhaltung oder Mehrung des nordischen Einschlags im deutschen Volke nichts tun kann, nicht hervor, daß nordisch-gesinnte Kreise nicht all ihre Kraft daran setzen sollten, die vorwiegend nordischen Geschlechter innerhalb aller deutschen Stämme dem allgemein abendländischen Geburtenrückgang zu entreißen. Dies kann aber nicht anders geschehen, als durch eine Belehrung möglichst weiter Kreise des deutschen Volkes über die Bedeutung der Rasse im allgemeinen und der nordischen Rasse im besonderen. Die Nordische Bewegung will die Bedingtheit jedes Volksschicksals durch rassische Kräfte erweisen, so vor allem zunächst die Bedingtheit des Aufstiegs und Niedergangs aller Gesittungen der Völker indogermanischer Sprache durch die Führung bzw. das Aussterben (die Ausmerze, die Gegenauslese) eines Volksbestandteils nordischer Rasse. Dann möchte sie die vorwiegend nordischen Menschen innerhalb aller deutschen Stämme sammeln, um eine planmäßige Selbsthilfe der Nordrasse innerhalb des deutschen Volkes einzuleiten. Diese Selbsthilfe wird darauf zielen müssen, möglichst viele vorwiegend nordische Deutsche der heute allmächtig scheinenden individualistischen Lebensauffassung zu entziehen, sie für eine über den Einzelmenschen hinausweisende Lebensauffassung zu gewinnen, so daß sie sich in Gattenwahl (Wahl eines möglichst nordischen Ehegatten) und Kinderaufzucht fortan für das Gedeihen ihrer Rasse einsetzen, dessen eingedenk, daß die Mehrung ihrer Rasse die Hauptbedingung für eine Erneuerung Deutschlands ist. So mündet der Nordische Gedanke aus in die Betonung einer Nordischen Aufgabe am deutschen Volk.

Zur Erfüllung dieser Aufgabe wird als eines der nächsten Ziele nordischer Selbsthilfe die wirtschaftliche Stärkung wirtschaftlich schwächerer, jedoch erblich-tüchtiger, vorwiegend nordischer Einzelmenschen gehören, so daß diese durch Frühehe (nach entsprechender Gattenwahl) den für die Erbgesundheit und Mehrung aller Rassen so gefährlichen, von den Großstädten angegebenen Lebensgewohnheiten unserer Tage nach Möglichkeit entzogen werden können. Wirtschaftlich schwächere, doch erblich-tüchtige vorwiegend nordische Ehegatten sollen durch Selbsthilfe der nordischen Rasse in geeigneter Weise so gestützt werden, daß ihnen eine höhere Kinderzahl möglich gemacht wird. Adoptionen erbgesunder, vorwiegend nordischer Kinder, wie sie seit der Ausbreitung des Nordischen Gedankens von manchem kinderlosen Ehepaar gesucht wurden, sollen vermittelt werden. Durch Zusammenschluß nordisch-gesinnter Bünde sollen Sippenverbände begründet und gefestigt werden. Vor allem aber soll im Lauf der Zeit auch nach Anlegung entsprechender Stiftungen (für welche der Sinn zu wecken wäre) die Festigung möglichst vieler erbgesunder vorwiegend nordischer Geschlechter auf dem Lande erreicht werden.

Solche und hiermit zusammenhängende Ziele sind von Bekennern des Nordischen Gedankens aufgestellt worden. Man sieht, daß es sich zumeist um Ziele handelt, welche denen einer umfassenden staatlichen Erbgesundheitspflege gleich oder ähnlich sind, nur daß eben nicht der erbtüchtige Mensch schlechthin das Auslesevorbild darstellt, sondern der erbtüchtige Mensch nordischer Rasse.

So etwa der Umkreis der Aufgaben einer Nordischen Bewegung nach innen: die Nordische Aufgabe am deutschen Volke. Nach außen, gegenüber nicht-deutschen Völkern, ergibt sich für die Bekenner des Nordischen Gedankens der Wunsch nach einem möglichst freundlichen Verhältnis der Völker germanischer Sprache untereinander, weil eben diese Völker zugleich diejenigen sind, welchen heute noch ein solcher Einschlag nordischer Rasse eigen ist, daß eine „Aufnordung" (L. F. Clauß), d. h. eine Mehrung nordischen Blutes, in ihnen durchführbar erscheint. Es versteht

sich, daß dieser Wunsch eines allnordischen Zusammenhalts der Völker germanischer Sprache sich mit der Nüchternheit in der Betrachtung weltpolitischer Vorgänge verknüpfen läßt, welche der nordischen Rasse (und vor allem ihren angelsächsischen Erbstämmen) eigen war und ist: d. h. von allnordischen Zusammenhängen wird für die nordisch-gesinnten Deutschen erst die Rede sein können, wenn der deutsche Staat als solcher aus einem Gegenstand für die Weltpolitik wieder zu einem Mitbestimmenden der Weltpolitik geworden ist. Es ist aber dem Nordischen Gedanken eigen, möglichst friedliche Wege der Auseinandersetzung der Völker zu suchen, nachdem deutlich genug erschienen ist, daß alle Kriege in der Geschichte der Völker indogermanischer Sprache vor allem mit einer Gegenauslese der nordischen Volksbestandteile zu bezahlen waren.

Es kann eben bei der Kriegführung von heute und morgen für kein abendländisches Volk, das erbgesundheitlich und rassenkundlich zu denken gelernt hat, ein „Siegespreis" gedacht werden, der die mit einem Krieg verbundene Gegenauslese seiner wertvollsten Erbstämme aufwiegen könnte. Gilt dies schon für eine Betrachtung, welche nur die Erbgesundheit der abendländischen Völker bedenkt, so gilt es um so mehr für eine, welche Erbgesundheit und nordische Rasse bedenkt. Um so mehr muß der Erbgesundheitspflege und dem Nordischen Gedanken daran gelegen sein, ihre Einsichten möglichst weiten Kreisen aller abendländischen Völker und dem nordamerikanischen Volke zu übermitteln. Erbgesundheitspflege wie Nordischer Gedanke sind ihrem Wesen nach zugleich Mittel der Völkerversöhnung, zumal sie beide zugleich lehren können, daß eigentlich immer nur dasjenige Volk, diejenige Volksschicht, derjenige Stamm und diejenige Rasse eigentliche Sieger sind, welche den Geburtensieg errungen haben. Alle Siege, die nicht zugleich Geburtensiege sind oder werden, sind vergänglich. Diese Tatsache scheint innerhalb des Abendlandes bisher nur von der Römisch-Katholischen Kirche eingesehen worden zu sein, deren Gegenreformation sich unmerklich und sicher weiter vollzieht durch einen als Vorbild dienlichen Geburtensieg.

Nach innen also Ermöglichung eines Geburtensieges der nordischen Rasse innerhalb aller deutschen Stämme, nach außen Ermöglichung einer Völkerversöhnung auf Grund eines frei zu betätigenden Selbstbestimmungsrechtes der Völker und eines Zusammenhalts der Völker germanischer Sprache — so stellen sich die Ziele dar, die folgerichtig dem Nordischen Gedanken entsprechen.

Sind diese Gedanken im Kreise der Nordischen Bewegung auch rege erörtert worden, so darf nicht übersehen werden, daß eigentlich noch alles zu tun ist, um der regen Erörterung die Taten folgen zu lassen.

Die Pläne zur Aufnordung dürfen nicht annehmen lassen, es habe schon eine Aufnordung begonnen. Wenn nur die Millionen vorwiegend nordischer Deutscher bedacht werden, welche von Rasse, gar von ihrer eigenen Rasse, noch nichts gehört haben, so ergibt sich, wie äußerst gering die Wirkungen des Nordischen Gedankens bisher sind. In der Tat sind rassenkundliche Kenntnisse bisher im allgemeinen auf einen geringen Teil der sog. Gebildeten beschränkt, von denen wiederum ein großer Teil den Rassengedanken in der Prägung des Nordischen Gedankens ablehnt. Man darf nicht übersehen, daß das, was in weiteren Schichten als Rassengedanke verbreitet ist, allein die Abwehr der internationalen jüdischen Einflüsse, d. h. der sog. Antisemitismus ist, und daß auch viele Antisemiten den Nordischen Gedanken nicht kennen oder ablehnen. Es handelt sich also eigentlich immer nur um Anfänge einer Nordischen Bewegung, wenn diese auch gegenwärtig einzelne Kreise der Gebildeten durch ihre neue und sehr ungewohnte Betrachtungsweise lebhaft beschäftigt. Die Nordische Bewegung in Nordamerika scheint jedenfalls etwas weiter ins Volk gedrungen zu sein.

Wie es gar nicht anders denkbar war, hat der Nordische Gedanke auch in Deutschland heftigen Widerspruch von verschiedenen Seiten erfahren. Schon gegen seine rassenkundlichen Grundlagen sind eine Reihe von Einwänden vorgebracht worden. Noch mehr hat sich der Widerstand gegen die Folgerungen aus diesen rassenkundlichen Grundlagen gerührt. Es versteht sich, daß die Aufstellung eines Auslesevorbildes, welches die Züge einer bestimmten Rasse trägt, den Unwillen vieler Volksgenossen erregen kann, welche dieser Rasse nicht angehören oder keinen stärkeren Einschlag dieser Rasse zeigen. Solch ein Unwillen wird sich schon regen, wenn gar nicht der Staat selbst oder eine Schicht des Volkes, sondern nur ein Teil des Volkes, ein Teil jedes einzelnen Stammes oder Standes sich dem Auslesevorbild

zuwendet. Die dem Auslesevorbild besonders fern stehenden Menschen werden sich um so unwilliger von rassischen Auslesebestrebungen abwenden, je stärker sie noch der Macht der individualistischen Lebensauffassung im Abendlande unterstehen. Um so weniger nämlich werden sie einsehen, daß mit der Aufstellung eines bestimmten Auslesevorbildes kein einziger diesem Auslesevorbild fernstehender Volksgenosse als Einzelmensch getroffen oder abgelehnt ist, sondern daß denen, die sich zu dem bestimmten Auslesevorbild bekennen, immer nur die höhere Kinderzahl der dem Auslesevorbild näher- und nahestehenden Volksgenossen am Herzen liegt. Alle auf Rasse und Erbgesundheit ausgehenden Überzeugungen werden innerhalb ihres Betrachtungskreises nie Einzelmenschen als solche werten, sondern immer nur Einzelmenschen als Erbträger. Außerhalb ihres Betrachtungskreises gilt die allgemein-menschliche Wertung jedes Einzelmenschen, wie sie diesem zukommt.

Was ferner einen Teil des Volkes sowohl in Frankreich wie in Deutschland gegen den Nordischen Gedanken gerichtet hat, waren und sind die Schilderungen, welche verschiedene Rassenforscher von den seelischen Eigenschaften derjenigen Rasse entworfen haben, die durch ihren früher langsamer, heute beschleunigter vor sich gehenden Geburtensieg allmählich das Menschenbild des Abendlandes immer mehr bestimmt: der ostischen (alpinen) Rasse. Diese Schilderungen werden von Gegnern des Nordischen Gedankens als Angriff auf die ostische Rasse angesehen.

Es ist klar, daß über die seelischen Züge der einzelnen europäischen Rassen eine Einigung in der Weise wie über die leiblichen Merkmale nie zustande kommen wird. Eine solche Einigung besteht nicht einmal innerhalb des Kreises derjenigen, welche eine Aufnordung für die Hauptbedingung zur Erneuerung Deutschlands halten. Sicherlich haben diejenigen, welche der Schmähung der ostischen Rassenseele geziehen worden sind, nichts anderes versucht, als das ihnen erschienene Bild dieser Rassenseele möglichst genau wiederzugeben. Nun steht aber unter allen europäischen Rassenbildern das seelische Bild der ostischen wie auch der ostbaltischen Rasse den mehr oder minder klaren Vorstellungen vom edlen Menschen, die sich im Abendlande nachweisen lassen, am fernsten. Das mag schon die Erscheinung andeuten, daß im allgemeinen die gänzlich unbewußt urteilenden Zeichner der Witzblätter, der Werbetafeln usw. denjenigen Menschenbildern, denen sie minder edle Kennzeichen geben wollen, zugleich auch leibliche Merkmale geben, wie sie für die ostische (alpine) und ostbaltische Rasse kennzeichnend sind. Da nun aber so das seelische Bild der beiden kurzgewachsenen, breitgesichtig-kurzköpfigen, stumpfnäsigen Rassen mit dem unausgesprochenen Kinn — um nur allgemeiner beachtete Merkmale anzugeben — dem immer noch im Abendlande geltenden Bilde des edlen Menschen ferner steht, da zudem im allgemeinen — wie die gleichen Zeichner bezeugen können — der edle Mensch zumeist Züge der nordischen Rasse trägt, so muß gegenwärtig noch das ostische und ostbaltische Rassenbild, sowohl leiblich wie seelisch, minder anziehend erscheinen. Es gibt aber keine edle oder schöne Rasse an sich. Das wollte ich in meiner Vorrede zu der Bilderreihe „Deutsche Köpfe nordischer Rasse" (Lehmann, München), zeigen, wo ich ausgeführt habe, daß beim weiteren Geburtensieg der ostischen Rasse das seit dem 17. Jahrhundert schwindende, im wesentlichen nach der nordischen Rasse gerichtete Schönheitsbild des Abendlandes immer mehr verblassen müsse, bis — in Jahrhunderten — schließlich nach gänzlich vollzogenem Geburtensieg der ostischen Rasse ein leiblich und seelisch nach dieser Rasse gerichtetes Schönheitsbild entstanden sein wird.

Bisher haben alle Rassenforscher die ostische Seele auf einem Hintergrunde abendländischer Anschauungen gezeichnet, womit ihr (da eben diese abendländischen Anschauungen durch Überlieferung immer noch nordisch durchwirkt sind,) in gewissem Sinne Unrecht zugefügt werden mußte. Ob aber selbst eine solche, der phänomenologischen Psychologie entsprechende Darstellung ostischen Wesens, wie sie „Rasse und Seele" von L. F. Clauß enthält, ob selbst diese, vom abendländischen Hintergrund absehende Darstellung, ja auch die Anwendung noch weiter verfeinerter, seelenkundlicher Methoden die Darsteller davor bewahren wird, als Schmäher der vermeintlich angegriffenen ostischen Rassenseele ausgegeben zu werden? Es ist eben im menschlichen Wesen bedingt, daß Schilderungen der seelischen Züge ostischer Rasse solange als Verunglimpfung empfunden werden können, als die abendländischen Anschauungen nordisch durchwirkt sind. So lange wird niemand ostisch sein wollen.

Für die Rassenforscher wäre es bei solcher Sachlage „klüger", von seelischen Eigenschaften der einzelnen Rassen nicht zu reden oder nur die seelischen Eigenschaften derjenigen Rassen näher zu schildern, welche den gegenwärtig noch geltenden

abendländischen Anschauungen mehr entsprechen. Es entspricht aber durchaus nicht der Wahrheit, daß die Schilderungen der seelischen Eigenschaften der nichtnordischen Rassen einen wesentlichen Bestandteil des Nordischen Gedankens ausmachen. Der Gedanke Gobineaus und die Nachfolge Gobineaus sind gänzlich unabhängig von den verschiedenen Darstellungen der ostischen (alpinen) Rassenseele.

Der Nordische Gedanke ist eine Folge der Betrachtung der rassischen Vorgänge innerhalb der Völker indogermanischer Sprache. Er besteht also durch sich selbst: das Schwinden des nordischen Bestandteils im deutschen Volke genügt durchaus zur Begründung und Festigung des Gedankens der Auslese in nordischer Richtung. Nun hat sich aber gezeigt, daß die Richtung auf das Nordische schon ganz allein zu einer heftigen Gegnerschaft genügt. Diese Gegnerschaft aber wird im allgemeinen um so heftiger und verbreiteter sein, je mehr das betr. Volk entnordet ist.

In Italien z. B. wird sich überhaupt kein Auslesegedanke in nordischer Richtung — ausgenommen vielleicht in einigen alten Geschlechtern — rühren können. Der nordische Einschlag im italienischen Volk ist heute viel zu gering. In Schweden und Norwegen hingegen — den Ländern stärksten Vorwiegens der nordischen Rasse — wird, wie es scheint, sich nur wenig Verständnis des Nordischen Gedankens durchsetzen, da man dort gar keine Not in rassischer Hinsicht empfindet. Als Länder einer Nordischen Bewegung verbleiben die Länder mit mehr oder minder starkem Einschlag nordischen Blutes, in welchen dieser Einschlag durch die Zivilisation unserer Tage besonders gefährdet ist: d. h. in der Hauptsache Nordamerika, England, Frankreich und Deutschland. Von diesen Ländern zeigt England erst die Anfänge einer Besinnung in nordischer Richtung. Nordamerika hingegen zeigt eine weite Verbreitung des Nordischen Gedankens, und es bezeugt die Aufmerksamkeit führender Kreise, daß der Hauptverkünder des Nordischen Gedankens in Amerika, Madison Grant, den Vorsitz der Immigration Restriction League führt und daß Präsident Harding 1921 in öffentlicher Rede auf die Bücher Stoddards hinweisen konnte, die sich mit Rassenfragen beschäftigen. Zwar erwartet man auch in Nordamerika noch viel Widerspruch gegen den Nordischen Gedanken. Aber man will die Bedeutung der nordischen Rasse nicht verschweigen, „selbst auf die Gefahr scharfer Auseinandersetzung", wie der Geologe H. F. Osborn in seiner Vorrede zu Grants Buch sagt.

In Frankreich hat sich gezeigt, daß der Nordische Gedanke nicht mehr mit dem stärkeren Einschlag nordischen Blutes in der Bevölkerung rechnen kann, der Nordamerika noch kennzeichnet. Dem Nordischen Gedanken in Frankreich fehlen die nordischen Geschlechter innerhalb aller Stämme des Landes, an welche sich sein Aufruf zur Auslese und höheren Kinderzahl richten könnte. Dort mußte auch entsprechend der rassischen Lage des Landes der Widerstand zu groß werden. So scheint das Schicksal des Nordischen Gedankens in den einzelnen Ländern zugleich über die Stärke des jeweiligen nordischen Einschlages auszusagen.

Heute ist dementsprechend die Einsicht in die Vorgänge von Vererbung und Auslese, von Rasse und den rassischen Bedingungen des Aufstiegs und Niedergangs der Völker in Frankreich nur bei sehr wenigen Menschen zu finden, sonst wäre ja wohl die Abwehr gegen den zunehmenden Einschlag negerischen und innerasiatischen Blutes durch die dauernd im Lande verteilten afrikanischen und anamitischen Regimenter viel stärker[1]). Ganz vereinzelt finden sich aber doch Franzosen, denen die Gedanken eines Gobineau und eines de Lapouge richtunggebend geworden sind. Der Weltkrieg scheint den Auslesegedanken bei manchem Nachdenkenden erweckt zu haben. Auch wird mancher Franzose auf die nordische Rasse, ihren Wert und ihre Gegenauslese, hingewiesen worden sein, der wenn nicht durch eigene Beobachtung, so aus des amerikanischen Generals Pershings Bericht bemerkt hat, daß gegen Ende des Krieges fast nur noch die dem (an nordischer Rasse verhältnismäßig reichsten) Norden Frankreichs entstammenden Truppen eingesetzt worden sind, während wie innerhalb aller im Weltkrieg kämpfenden Heere sich dauernd noch die Gegenauslese nordischer Erbstämme durch die höheren Verluste an Offizieren vollzog: auch im französischen Heere waren ja die Offiziere durchschnittlich nordischer als die Mannschaften. Wie der Weltkrieg anscheinend in allen an ihm beteiligten Völkern eine Besinnung auf Vererbung und Auslese geweckt hat, so hat er trotz allen Totschweigens Gobineaus und de Lapouges doch auch in Frankreich bei einzelnen den Blick auf die Nordische Rasse gerichtet. In Frankreich wird aber der Nordische Gedanke wohl für immer mit größeren Schwierigkeiten als in Deutschland zu rechnen haben.

[1]) Vgl. hierzu Harmsen, Der Einbruch der Farbigen nach Europa, Archiv f. Rassen- und Gesellschaftsbiologie, Heft 1, Bd. 19, 1927.

Daß in Deutschland die Nachfolge Gobineaus, das Bekenntnis zum Nordischen Gedanken, von denen aufgenommen und ausgesprochen werden könnte, welche geruhig durch das bürgerliche Leben gehen wollen, wird man jedoch nicht behaupten dürfen. Aber daß mit dem Nordischen Gedanken die Überwindung von Widerständen verbunden ist, das eben muß gerade die vorwiegend nordischen Deutschen zu diesem Gedanken hinziehen. Wer hingegen irgendwie mit sich selbst, seinem Geschlecht, seinem Stamm und Volk zufrieden ist und weitere Zufriedenheit sucht, wird nicht zum Nordischen Gedanken kommen.

Es gibt außer dem Unterschied im Rassenmischungsverhältnis zwischen Frankreich und Deutschland noch einen Grund, warum der Nordische Gedanke in Deutschland wohl nie oder noch lange nicht den hemmungslosen Widerstand wie in Frankreich finden wird. Dieser Grund ist das Bestehen eines gewissen Idealbildes vom Deutschen, welches im wesentlichen die Züge der nordischen Rasse trägt. Das Auslesevorbild, welches dem Nordischen Gedanken eigen ist: der erbtüchtige Mensch nordischer Rasse ist für die überwiegende Mehrheit der Deutschen, auch die minder nordischen und nicht-nordischen, doch immer noch im wesentlichen mit einem allgemeinen Inbild (Ideal) des schönen Menschen und des edlen Menschen übereinstimmend, zugleich übereinstimmend mit dem überlieferten Bilde der „alten Deutschen" oder der „Germanen", welche die Mehrheit der Deutschen auch heute noch gerne unter ihre Vorfahren rechnet. Anders in Frankreich: dort wird von der Mehrheit eben der nordische Mensch als der Fremde, der Minderfranzösische oder gar der Nichtfranzose empfunden. Mindestens würde man dem Bilde des „echten Franzosen" nicht die leiblich-seelischen Züge der nordischen Rasse verleihen. Dem nordischen Auslesevorbilde kommen in Deutschland also noch immer weit verbreitete Vorstellungen und Empfindungen entgegen, so stark wie sie in Frankreich sich nur im Mittelalter geäußert haben. Daß das Menschenbild der deutschen Landschaften durch eine höhere Kinderzahl der vorwiegend nordischen Deutschen sich dem Bilde der „Germanen", d. h. dem der nordischen Rasse, wieder nähere, wäre einer Mehrheit der Deutschen keine Vorstellung, welche Widerwillen erwecken würde. Es geht immer noch ein Zug zum Nordischen durch das deutsche Volk. Die Nordische Bewegung möchte diesen ins Bewußtsein heben und den vorwiegend nordischen Deutschen aller Stämme daraus eine Aufgabe ableiten.

Zumal in Grenzgebieten und staatlich abgetrennten Gebieten scheint, wenn ich dies Mitteilungen aus Südtirol entnehmen darf, das nordische Auslesevorbild zur Vertiefung der Deutschheit beizutragen, indem es eben die Verbundenheit aller deutschen Stämme durch den ihnen allen gemeinsamen Einschlag nordischer Rasse betont und zugleich eine rassische Richtung angibt, welche vom fremden Volkstum auch in rassischer Hinsicht hinweg-, ins eigene Volkstum hineinweist.

Gegner des Nordischen Gedankens behaupten, dieser Auslesegedanke werde einen Riß durch das deutsche Volk ziehen. Es ist schwierig, sich vorzustellen, wie denn dieser Riß verlaufen soll, da der rassische Riß nämlich nicht zwischen zwei Landschaften, zwei Parteigruppen, zwei Glaubensbekenntnissen, zwei Ständen oder Schichten, noch zwischen zwei sonstigen Volksgruppen hindurchläuft, sondern fast durch jeden einzelnen Deutschen. Damit ist nicht dieser oder jener Partei oder Volksschicht oder Landschaft die Frage für oder gegen das nordische Auslesevorbild gestellt, sondern jedem einzelnen rassenkundlich belehrbaren Deutschen. Leider ist der Deutsche im allgemeinen rassenkundlich wenig belehrbar.

Ihm fehlt die überlieferte Aufmerksamkeit auf rassische Erscheinungen, welche der Jude in vorbildlichem Maße besitzt. So war es auch Walther Rathenau, der die Aufgabe der Aufnordung schon im Jahre 1908 erkannt hatte, als eben rassenkundliche Forschungen dahin gewiesen hatten. Er schrieb damals in seinen „Reflexionen": „Die Aufgabe kommender Zeiten wird es sein, die aussterbenden oder sich auszehrenden Adelsrassen, deren die Welt bedarf, von neuem zu erzeugen und zu züchten. Man wird den Weg beschreiten müssen, den ehedem die Natur selbst beschritten hat, den Weg der ‚Nordifikation' (Vernordung, Aufnordung)". — „Eine neue Romantik wird kommen: die Romantik der Rasse... Sie wird das reine Nordlandblut verherrlichen und neue Begriffe von Tugend und Laster schaffen."

Daß es sich bei der Nordischen Bewegung nicht oder nicht nur um eine neue „Romantik", etwa irgendwelche hohle Germanenschwärmerei oder derlei handle, dafür wird eben nordischer Wirklichkeitssinn, nordische Kühle und wortkarge Entschlossenheit sorgen müssen.

Noch lange wird der Nordische Gedanke auch in Deutschland mit dem „beschämenden Maß lähmender spießbürgerlicher Bedenken, cliquenhaften Totschweigens und rassenbiologischer Uninteressiertheit" rechnen müssen, welches K. V. Müller[1]) für Europa im Gegensatz zu Nordamerika kennzeichnend findet. Aber er wird sich durchringen müssen, bis er die erbgesunden, vorwiegend nordischen Deutschen aller Stämme und aller Erdteile erreicht hat. Auf diese notwendigerweise mehr öffentliche Arbeit wird die stille Arbeit nordischer Sippenpflege folgen können. Ist es einmal zu einer umfassenden nordischen Sippenpflege gekommen, so bedarf es keiner Erörterungen des Nordischen Gedankens mehr. Alle Erörterungen über menschliche Angelegenheiten und Vorsätze zielen ja letzten Endes auf ein öffentliches „Rechtbehalten"; die Nordische Bewegung aber auf die in umsichtiger Sippenpflege zu erreichende Erhaltung und schließlich Mehrung der „Großen Rasse".

Rasse und Sozialismus

Von Karl Valentin Müller in Zwickau

Es muß von vornherein betont werden, daß das Thema „Rasse und Sozialismus" viel mehr Aufgaben als Ergebnisse aufzuweisen gestattet. Zwar sind in der halbwissenschaftlichen Literatur mannigfache Ansätze zur Lösung des Problems versucht worden; so z. B. wird mit Vorliebe die Rolle des jüdischen Elementes im Sozialismus von Gegnern wie von Freunden untersucht; manche gehen sogar so weit, den neuzeitlichen Sozialismus als Produkt jüdischen Geistes hinzustellen. Ein Überblick über die schöpferischen Führergestalten der sozialistischen Arbeiterbewegung läßt leicht die Unrichtigkeit dieser Behauptung erkennen; insbesondere dann, wenn wir nicht nur auf die deutschen, sondern etwa auf die angelsächsischen Sozialisten sehen. Ebenso ist es auch sicher falsch, der jüdischen Mischzuchtrasse als solcher einen Hang zu sozialistischem Denken nachzusagen. Mit weit größerem Rechte gälte das für ihr kapitalistisches Denken, wie Sombart gezeigt hat; es ist bekannt, daß konservative und imperialistische Politiker wie Stahl oder Disraeli jüdischen Blutes waren. Vielleicht trifft R. Michels das Rechte, wenn er sagt: „Es gibt eben schlechthin nichts in der Welt, das ohne Juden vor sich ginge": weder Bolschewismus noch westliche Demokratie noch Fascismus.

Doch es kommt uns, wenn wir im Zusammenhang unseres Themas über Sozialismus reden, nicht auf die Rassenzugehörigkeit einiger führender Theoretiker an, sondern auf die sozialistische Arbeiterbewegung als solche; auf die großen Unterführerschichten, die eigentlichen Träger der Bewegung, die nicht hinter dem Schreibtisch oder im Kaffeehaus über Sozialismus spintisieren, sondern denen es um ihren Aufstieg, den sie sich im sozialen Ringen unserer Zeit erkämpfen wollen, bitter ernst ist, und die selbstherrlich, eigenbeweglich und auch Manns genug sind, um die Theorien der geistigen Führer nur als Mittel zum Zweck ihres Aufstiegswillens zu gebrauchen, und sich nicht selbst als Mittel zu fremdem Zweck mißbrauchen zu lassen, wenigstens nicht insoweit ihr urtümlichstes Verlangen berührt wird.

Für die Aufklärung des Zusammenhanges dieser blutvollen sozialen Bewegung des Sozialismus mit rassischen Momenten sind weit weniger ernstzunehmende Vorarbeiten vorhanden. Die Aufgabe wäre hier, zu untersuchen: ob und inwieweit dieser Sozialismus an bestimmte rassengebundene Anlagen geknüpft ist; und ferner:

[1]) Gewerkschaftsarchiv, November 1925.

inwieweit von der rassischen Zusammensetzung eines Volkes oder einer Arbeiterschaft her das in ihren Reihen geltende sozialistische Ideal, sowie die Formen und Methoden des sozialen Ringens beeinflußt werden.

Die Zieleinheit der sozialistischen Arbeiterbewegung erstreckt sich zunächst lediglich auf die weiße Arbeiterschaft. Es ist mehr als fraglich, ob die farbigen Industriearbeiter sich einem gleichen Endziel anschließen werden; und wenn es selbst heute so scheint, als ob z. B. führende chinesische oder indische Kreise sich mit dem Sozialismus befreundeten, so fragt es sich doch, was unter ihren Händen, im Banne ihrer Rasseneigenart aus dieser europäischer Vorstellungs- und Triebwelt entsprungenen Lehre wird; selbst eine gleiche Theorie kann als Waffe im sozialen Kampf ganz verschiedenen Zielen dienstbar sein. Wenn ein Chinese „Sozialismus" sagt, so braucht er nicht unbedingt dasselbe Wunschbild vor Augen zu haben wie ein alpiner Franzose oder ein nordischer Schwede. Dem einen kann dabei die Möglichkeit eines blühenden Familienkreises, dem anderen die eines genügsam-gesicherten Halbrentnerdaseins, dem dritten eine Freiheit zur Entfaltung einzeltümlicher Eigenart im Gegensatz zur Bindung des proletarischen Massendaseins im Kapitalismus vorschweben. Eines dieser zutiefst aus rassischer Eigenart quellenden Wunschbilder schließt das andere mehr oder minder aus. Je weiter man vom Ziele entfernt ist, desto eher ist ein äußerliches Zusammengehen möglich. Dagegen dort, wo die Pioniere der abendländischen Arbeiterbewegung die stärksten Bollwerke des praktischen Sozialismus geschaffen haben, die erfolgreichsten Gewerkschaften mustern und im ganzen der Erfüllung ihres Wunschbildes am nächsten sind, dort sind sie in ihrem Handeln am stärksten vom „Rassenvorurteil" geleitet (wie die Theoretiker mit schmerzlichem Bedauern feststellen). In Australien prägen Arbeiterführer wie Theodore das Wort: „Weiß-Australien ist unsre Religion" und meinen dabei in praxi sogar: Nordisch-Australien. So nehmen die nordamerikanischen Gewerkschaften der A.F.L. leidenschaftlich Stellung gegen Einwanderung anderer Völker als der vorwiegend nordischen Briten, Skandinavier und Deutschen, mit der Begründung, nur diese „Rassen" seien organisierbar und für ein gleiches Lebensideal zu gewinnen. So kämpften schließlich die südafrikanischen Arbeiter erbittert um die „Farbenschranke" und lehnten erst jüngst die Aufnahme einer neugebildeten Negergewerkschaft in ihren Bund ab[1]).

Bestehen aber solche Schranken für die Zieleinheit der sozialistischen Bewegung zwischen den großen Rassen, so sollte uns eine wenn auch feinere und nicht so tiefgreifende rassenbedingte Unterschiedlichkeit zwischen den sozialistischen Bewegungen im Rahmen der weißen Rasse auch nicht wundernehmen. Besonders auffällig zeigen sich solche Unterschiede hinsichtlich der Methoden des sozialen Ringens. Der sachlichen Nüchternheit der sozialen Reform in vorwiegend nordischen Ländern steht die syndikalistische Wildheit, die große Geste und die innere Unfestigkeit der südländischen Bewegungen gegenüber. Daß aber auch im Wunschbild des Endziels Verschiedenheiten rassischer Natur bestehen, ergibt sich daraus, daß bei gleich hohem Lohn der nordische Arbeiter siedelt, auswandert, oder seine Lebenshaltung erhöht, der alpine (etwa der Franzose) auf ein beschauliches Rentnerdasein spart, der mittelländische Spanier und noch mehr der mit Negerblut durchsetzte Portugiese aber den hohen Lohn benützt, um ein paar Tage der Woche „blau" zu machen. Wollte man des einen Wunschbild dem anderen aufzwingen, so würde er sich unterdrückt, unglücklich und unerlöst fühlen.

Welche Rasse und welcher Rasse Wunschbild ist aber führend in der gegenwärtigen, im wesentlichen von nord- und mitteleuropäischen Mischbevölkerungen getragenen sozialistischen Arbeiterbewegung? L. Woltmann bemerkt in seiner „Politischen Anthropologie": „Wir sehen in den modernen Klassenkämpfen das Ringen der im Arbeiterstand vorhandenen germanischen Schichten nach Selbständigkeit und

[1]) Weiteres Material im 10. Kapitel meines Buches: Arbeiterbewegung und Bevölkerungsfrage, Jena 1927

Freiheit." In dieser zunächst willkürlichen Behauptung scheint bei näherem Zusehen ein gut Teil Wahrheit zu stecken. Schon Hans F. K. Günther ist es aufgefallen, wie bei sozialistischen oder gewerkschaftlichen Werbeplakaten das nordische Schönheitsbild überwiegt, sehr im Gegensatz zu den kommunistischen, die meist deutlich ostbaltische und andere östliche Typen zeigen. Ein ähnlicher Unterschied läßt sich oft in den Formen der Werbung bemerken.

Noch exaktere Hinweise bieten anthropologisch-statistische Studien, die an geeignetem Material vorgenommen werden können. So bietet die im Vorwärtsverlag erscheinende illustrierte Beilage „Volk und Zeit" seit Jahren eine lange Galerie von Bildern alter und verdienter Kämpfer der sozialistischen Bewegung: man ist erstaunt, wieviele typisch nordische Köpfe man dort antrifft. Auf einem großen Gewerkschaftskongreß (Textilarbeiterinnen) zählte ich die dunkel- und die hellhaarigen Köpfe und fand 75—80 v.H. Blonde. Noch deutlicher erwies sich das Führertum des nordischen Blutes in der deutschen Arbeiterbewegung bei der anthropologischen Beobachtung einiger Halbjahrskurse einer sozialistischen Heimvolkshochschule in der aus allen Teilen Deutschlands und der deutschsprachigen Nachbargebiete junge künftige Arbeiterführer, meist von ihren Organisationen ausgewählt und unterstützt, herangebildet werden. Obwohl weitaus die größere Hälfte aus dem südlichen Teile des deutschen Sprachgebiets stammte, wiesen 54 v.H. in fast makelloser Zusammenstellung die wichtigsten nordischen Rassenmerkmale auf. Rassejuden waren nur zu 4 v.H. vertreten (verschiedene wußten nichts von ihrem jüdischen Blute!). Neben den reinrassig oder ganz vorwiegend nordischen Typen waren noch weitere 18 v.H. mit vorwiegend nordischen Rassenmerkmalen ausgestattet.

Wenn die bisherigen Ergebnisse eine deutliche Abhängigkeit des lebensvollsten Teiles unserer Arbeiterbewegung von nordischer Rassenart zu ergeben scheinen, so soll doch vor voreiligen Schlüssen gewarnt werden. Gewiß wäre ohne vorwiegend nordische Anlagen das trotzige, solidarische Aufbegehren der durch den Kapitalismus zu Boden getretenen alten Mittelstandsfamilien, als das sich biologisch gesehen die moderne Arbeiterbewegung darstellt, kaum denkbar gewesen. Es wird aber nötig sein, den Folgen der sicherlich bei uns vorhandenen Um- und Herabzüchtungswirkung des kapitalistisch-proletarischen Milieus auch auf die äußerlich vorwiegend nordrassischen Arbeiterfamilien nachzuspüren, um die für Gegenwart und Zukunft des Arbeiteraufstiegs und der Kulturentfaltung überhaupt wichtigen Zusammenhänge zwischen Rasse und sozialer Bewegung vorurteilslos aufzuhellen.

Die westeuropäischen Juden als Typ einer modernen Großstadtbevölkerung

Von Hans Ullmann in Berlin

Im folgenden soll nicht die Frage erörtert werden, ob die Juden eine Rasse sind oder nicht. Über diesen Punkt ist eine ungeheure Literatur vorhanden. Allerdings ist selten eine so von den Tendenzen der Autoren bestimmt, wie gerade diese, sei es daß Ankläger, sei es daß Verteidiger das Wort führen. Die einen behaupten, daß die Juden eine reine Rasse, einen physisch-psychisch gleichartigen Typus darstellen, während die anderen sagen, daß die Juden durch Übertritt von Nichtjuden in ihre Glaubensgemeinschaft und durch Verheiratung andere Rassenelemente in sich aufgenommen und mit der Gesamtheit des Judentums vermischt haben. Dabei besteht unter den jüdischen Autoren ebenfalls noch ein Gegensatz, insofern als ein Teil die Juden als reine Rasse mit kennzeichnenden Merkmalen anerkennt, auf die sie stolz sein sollten, ein anderer Teil nachzuweisen versucht, daß es eigentliche

Rassenmerkmale nicht gibt, weder anthropologisch noch physiologisch und daß von einer Gleichartigkeit der Juden nicht gesprochen werden darf. Diese leitet offenbar der Assimilationsgedanke. Ein Versuch, die Rassenmerkmale der Juden methodologisch festzulegen, ist bisher nicht gelungen. Keiner von den Autoren ist über eine mehr gefühlsmäßige Betonung des Rassenmäßigen hinausgekommen.

Sicherlich hat die jüdische Bevölkerung Westeuropas den einheitlichen Rassencharakter eingebüßt und stellt biologisch kein Ganzes mehr dar, andererseits weichen die Juden von ihrer nichtjüdischen Umgebung noch deutlich durch ihren Phänotypus ab. Es darf also nicht geleugnet werden, daß es einen jüdischen Typus gibt. Aber dieser Typus ist bei vielen jüdischen Gruppen weniger stark ausgeprägt und verschwindet bei einzelnen Individuen fast vollkommen.

Wir wollen uns hier auch nicht mit der Frage „Was ist Rasse" beschäftigen. Sicher ist, daß die Juden keine Rasse sind im Sinne Hans Günthers. Was Günther insbesondere darunter versteht, daß das Wesen des Judentums, das eigentlich Jüdische, nicht aus dieser oder jener Rasse abzuleiten sei, sondern nur aus der rassischen Vielgemischtheit selbst, ist mir, und ich glaube auch vielen anderen, nicht verständlich, und ich kann mir darunter nichts denken oder alles, aber nur Unklares. Ebensowenig verstehe ich, wie dann „aus der Vielgemischtheit der Juden" das „gemeinsame Blut der Juden" immer wieder den völkischen Zusammenhang finden kann.

Ich habe in Brugsch-Lewy's „Biologie und Pathologie der Person" die Biologie der Lebensdauer und die heutigen Theorien darüber besprochen. Eine ausführliche Darstellung galt auch der Untersuchung, wie weit dem Individuum der einzelnen Rasse eine verschiedene Lebensdauer zukommt. Hier trat mir die Frage entgegen, wie weit Altern und Absterben von inneren Ursachen und wie weit von äußeren bedingt sind.

Zweifellos gibt es eine Rassenanatomie. Sicher gibt es eine Rassenphysiologie. Bestimmt gibt es eine Rassenpathologie. Aber um Rassen bezüglich der Lebensdauer ihrer Individuen untereinander zu vergleichen, müßten wir alle anderen Faktoren ausschalten und den Rassenfaktor allein betrachten können. Das ist deshalb schwierig, weil die äußeren Faktoren eine so ungeheure Rolle spielen und keine Rasse unter den gleichen Bedingungen lebt wie die andere. Es hat sich zwar gezeigt, daß in den Ländern mit hauptsächlich germanischer Rasse die Sterblichkeit am geringsten ist, größer bei den Romanen und am stärksten bei den Slawen. Aber die Verhältnisse sind hier zu verwickelt, um Rassenunterschiede feststellen zu können; denn es handelt sich um Länder, die eine sehr verschiedene Zusammensetzung der Bevölkerung (Stadt — Land) aufweisen.

Besonders interessant erschien mir das Problem: innere oder äußere, die Lebensdauer beeinflussende Faktoren an den Juden zu studieren, um so mehr als die Juden, wenigstens in Westeuropa, anscheinend unter denselben äußeren Verhältnissen leben wie die Nichtjuden, und ihre statistische Erfassung und Trennung von der übrigen Bevölkerung durch die Statistik über die Konfessionszugehörigkeit ermöglicht wird. So bin ich zu einer Studie über die pathologischen Merkmale der jüdischen Rasse gekommen[1]). Entschieden wird die Frage mit der Festlegung einer Disposition zu gewissen Krankheiten.

Es ist eine bekannte Tatsache, daß die Sterblichkeit der Juden geringer, ihre durchschnittliche Lebensdauer länger ist, als bei der Gesamtbevölkerung. Der Unterschied in der Sterblichkeit im Verhältnis zu der der Gesamtbevölkerung ist aber bei westeuropäischen Juden bedeutend größer als bei den osteuropäischen. Im übrigen zeigt sich, daß die Juden die Erhöhung der mittleren Lebensdauer der Gesamtbevölkerung im Laufe der Zeiten ziemlich mitgemacht haben, daß sie dieser

[1]) „Zur Frage der Vitalität und Morbidität der jüdischen Bevölkerung", Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie, Bd. 18, Heft 1.

aber nicht ganz parallel geht, weil die Sterblichkeit bei der nichtjüdischen Bevölkerung schneller abnimmt als bei der jüdischen.

Diese durchschnittlich längere Lebensdauer der Juden kommt im Altersaufbau deutlich zum Ausdruck. Wir finden die ältesten Altersklassen bei den Juden immer viel stärker vertreten als bei den Nichtjuden. Die Frage lautet nun: beruht diese statistische Feststellung auf einer gewissen Langlebigkeit der Juden als Rasseneigenart? Kann man, wie Günther es tut, behaupten, daß die Lebensdauer selbst unter ungesunden Verhältnissen bei den Juden fast zweimal so lang ist wie bei ihrer nichtjüdischen Umgebung?

Auskunft über die Absterbekurve der Juden gibt eine Auflösung der statistischen Zahlen nach den Altersklassen. Diese ergibt, daß die Juden in allen Altersklassen eine geringere Sterblichkeit aufweisen als die Nichtjuden. Am größten ist der Unterschied im Säuglings- und Kindesalter, am geringsten im Greisenalter. Die günstigen Sterbeverhältnisse bei den Juden beruhen also vor allem darauf, daß der Anteil der Kindersterblichkeit an der Gesamtsterblichkeit geringer ist als bei der übrigen Bevölkerung. Wir sehen den Hauptgrund dafür nicht in einer größeren Lebenskraft der jüdischen Säuglinge und Kinder, sondern in der geringeren Geburtenhäufigkeit bei den Juden.

Die Zahl der unehelichen Geburten ist bei den Juden viel niedriger als bei den Nichtjuden; dies trägt auch dazu bei, daß die Totgeburten weniger häufig sind.

Zwischen den einzelnen Ländern ergibt sich folgender Unterschied. Die Geburtenzahl der Juden nähert sich der der Nichtjuden um so mehr, je weiter wir nach dem Osten kommen. Wo die Juden sich der westeuropäischen Kultur assimiliert haben, nimmt die Zahl der Kinder und damit auch ihre allgemeine Sterblichkeit ab.

Die westeuropäischen Juden zeigen also bezüglich ihres Altersaufbaus und ihrer Kindersterblichkeit bzw. der geringeren Geburtenhäufigkeit den Typus einer Großstadtbevölkerung. Wenn wir nun die Sterblichkeit der Juden und Nichtjuden nach Krankheitsgruppen und einzelnen Krankheiten zerlegen, so zeigt sich, daß die Juden vorzugsweise von den Krankheiten befallen werden, die wir auch bei der Großstadtbevölkerung hauptsächlich antreffen, wenigstens in sozial gehobenen Schichten.

Auffallend ist nächst der Kindersterblichkeit eine geringere Tuberkulosesterblichkeit. Der Unterschied zur Pathologie der großstädtischen Bevölkerung beruht hier darin, daß die Juden Westeuropas meist sozial gehobeneren Kreisen angehören. Das geht auch daraus hervor, daß die Tuberkulosesterblichkeit unter den Juden zunimmt, je weiter wir nach Osten kommen oder, wie in London und New York, daß die Tuberkulosesterblichkeit unter den aus dem Osten eingewanderten Juden größer ist als unter den länger ansässigen. Die einfachste Erklärung für die geringere Tuberkulosesterblichkeit der Juden ist nach Lenz die, daß sie infolge ihres städtischen Lebens in jahrhundertelanger Ghettoeinschließung besonders stark der Ansteckung mit Tuberkelbazillen ausgesetzt gewesen sind, und daß bei ihnen dadurch eine Ausleseimmunität herausgezüchtet worden ist, die durch Inzucht noch vermehrt wurde.

Wir wissen, daß die Selbstmordziffer in der Großstadt größer ist als auf dem Lande. Ob bei den Juden eine größere Selbstmordneigung als bei den Nichtjuden vorliegt, ist nicht einwandfrei zu klären. Teilweise scheint der Selbstmord bei den Juden nicht häufiger zu sein als bei den Nichtjuden, und zwar scheint er vor allem in Osteuropa seltener zu sein als in Westeuropa und Amerika. Hier ist festgestellt, daß die Selbstmordneigung bei den Juden in neuerer Zeit zunimmt. Sicher ist, daß bei den Geisteskrankheiten die Juden gegenüber den Nichtjuden überwiegen. Auch diese Krankheiten sind häufiger bei einer städtischen Bevölkerung und allgemein bei Berufen, die stärker von Juden besetzt sind.

Was die Berufsfrage betrifft, so kann ich darüber mit wenigen Worten hinweggehen; es ist eine bekannte Tatsache, daß die Juden seit Jahrhunderten Stadtbewohner sind und als solche Berufen angehören, die wesentlich denen der modernen Industrie-Großstadtbevölkerung entsprechen. Die beruflichen Verhältnisse in Osteuropa, vor allem in Weißrußland und der Ukraine, wo sie gut studiert sind, sind ganz andere als in Westeuropa, dort sind Juden auch wesentlich in der Produktion und als gewerbliche Arbeiter tätig.

Bekannt ist, daß die jüdischen Kinder frühreifer sind als die nicht jüdischen. Nemecek glaubte bei Untersuchungen über die Psychologie christlicher und jüdischer Schüler stärkere intellektuelle Veranlagung der jüdischen Schüler zu er-

kennen, läßt es aber unentschieden, ob es sich um Frühreife oder um eine im Wesen potentiell stärkere Funktion handelt. Die psychischen Prozesse spielen sich im rascheren Tempo ab. Die emotionelle Anlage ist stärker (Vorliebe für das Sentimentale, Ausweitung der gegebenen Tatsachen zum Allgemeinmenschlichen). Davon soll hier nicht die Rede sein.

Dagegen möchte ich von einer Beobachtung an jüdischen Kindern hier berichten, die vielleicht neu, zum mindesten aber eigenartig ist, und die einen Vergleich zwischen ostjüdischen Kindern und assimilierten Berliner Großstadtkindern gestattet. Ich verdanke sie Frau Dr. Lachs, die vor kurzem in Berlin eine Ausstellung von Kinderzeichnungen und -malereien veranstaltet hat. Unter diesen Zeichnungen finden sich auch solche von in Berlin lebenden Ostjuden-Kindern, die sich von denen assimilierter Juden grundlegend unterschieden. Es ist keineswegs einfach, zu bestimmen, worin ihre Eigenart beruht. Trotz großer Intelligenz und geistiger Beweglichkeit haben die Ostjudenkinder mit 10—14 Jahren nicht nur ihre naive Produktionsfreudigkeit und -fähigkeit nicht verloren, sondern haben eine ganz besondere individuelle Gestaltungsweise. Man sieht z. B. in ihren Zeichnungen die Themen der Bibelillustrationen in unerhört glühender Farbe und prächtiger Darstellung gelöst. Aus diesen Arbeiten spricht etwas von Volkskunst, d. h. eine Gleichartigkeit bei individuell verschiedenen Darstellungsarten, indem je nach Art der Begabung ein Kind z. B. flächig, teppichmäßig, ein anderes räumlich-plastisch arbeitet. Ihre Gleichartigkeit aber beruht in den etwas russisch anklingenden starken Farben und hat in Formen und Farbe etwas orientalisch Prächtiges. Man sieht den Arbeiten dieser Kinder an, daß sie einem geschlossenen Milieu entstammen, das sich infolge geringerer Assimilation als solches empfindet und bestrebt ist, die Kinder mit lebendigen jüdischen Inhalten zu erfüllen. Obwohl diese Kinder der Realität des täglichen Lebens mit einer häufig abstoßenden Klarheit gegenüberstehen und z. B. Geld als wirtschaftlichen Faktor bewußt in ihr Leben einbeziehen, sind sie andererseits nicht in der Art der deutschen und der westeuropäisch-jüdischen Großstadtkinder, die mangels überlieferter Inhalte das von außen Kommende stärker aufsaugen, frühreif und für das Leben abgestempelt. Nirgends habe ich den Unterschied zwischen den östlichen Juden und den assimilierten Juden Westeuropas so deutlich gesehen, wie in diesen Kinderzeichnungen.

Vergleichbar ist diese Kunst vielleicht nur noch den Leistungen des Moskauer Künstler-Theaters, wie wir sie in Deutschland im Laufe der letzten Jahre (Darstellung des Dybuk) beobachten konnten. Es war ein großes Erlebnis, das Spiel dieser Juden zu sehen. Hier fühlte man wahre Kunst, das gestaltete Erlebnis eines Volkes, einer Schicksalsgemeinschaft. Niemals habe ich so stark empfunden, warum wir in Deutschland eine Theaterkrisis haben. Der Grund hierfür liegt darin, daß wir eine Volkskrise haben, weil wir Deutschen zerrissen sind in Parteien und Klassen, die nicht mehr die große kulturelle Einheit haben wie etwa der gotische Mensch. Die Juden, die im Dybuk spielen, sind noch ein Volk und darum erschüttert uns ihre Kunst in so besonderem Maße.

Aus der Fülle der biologischen Erscheinungen möchte ich nur kurz auf das Eheleben der westeuropäischen Juden hinweisen, auf ihre schon seit langem bestehende geringe Kinderzahl, auf den häufigen Verzicht auf die Ehe, und das sicher früher als bei der nichtjüdischen Umgebung einsetzende „Verhältniswesen". Hierin drückt sich zweifellos die egoistische Weltanschauung aus, die sich in den Großstädten breit macht.

Freilich drückt sich in der Massenflucht vor der Schwangerschaft auch ein ganz elementarer Vorgang aus. Sie ist nicht nur die Auswirkung des individuellen Selbsterhaltungstriebes, sondern darüber hinaus eine triebmäßige Einstellung des Volkskörpers auf vorhandene Lebensmöglichkeiten.

Die Bevölkerungszahl muß mit der Bevölkerungsdichte in Beziehung gebracht werden. Mit Wachsen der Bevölkerungsdichte nimmt auch die Zahl der unproduktiven Berufe zu, d. h. die Zahl derer, die nichts zu tun haben mit der Erzeugung von

Nahrungsmitteln oder solchen Industrieprodukten, durch deren Austausch Nahrungsmittel eingeführt werden. Die Zahl der unproduktiven Berufe wächst im Verhältnis rascher als die übrige Bevölkerung, vor allem bei der Großstadtbevölkerung, und so auch bei den Juden. Ob die Neigung zur Unterdrückung der Nachkommenschaft bei uns je wieder schwinden wird, muß dahingestellt bleiben. Für die moderne Großstadtbevölkerung erscheint es mir unwahrscheinlich und ebenso für die westeuropäischen Juden.

Noch auf einem anderen Gebiet ist mir der Unterschied zwischen den Ost- und Westjuden aufgefallen. Unter den Studenten in Heidelberg fand man die deutschstämmigen Juden auf dem Fechtboden, bei fröhlichem Trinken im Neckartal, auf der Molkenkur und an der Bergstraße, seltener auf dem Präparierboden. Dagegen zeichneten sich die ostjüdischen Studenten zwar durch ihre Kenntnisse, ebenso aber auch durch maßloses, unsympathisches Strebertum vor den ersteren aus. Ich glaube auch beobachtet zu haben, daß die westeuropäischen Juden den Sinn für Gelderwerb im Sinne des Geldanhäufens nicht in dem Maße besitzen, wie die osteuropäischen Juden. Insbesondere habe ich das in akademischen Kreisen festgestellt.

Faßt man die westeuropäischen Juden als Typ der Großstadtbevölkerung auf, so fehlt im wesentlichen nur eine Klasse, der jüdische Arbeiter.

Die Ursachen der Nichtindustrialisierung der Juden, auch der jüdischen Massen in Rußland, und ihrer Auswanderung sind wirtschaftlicher und psychologischer Art.

Wenn nun aber die westeuropäischen Juden eine Stadtrasse sind und den Typus einer modernen Großstadtbevölkerung darstellen, dann müssen sie untergehen, wie alle Stadtrassen untergehen. Es ist bekannt, daß die Städte ihren Bestand an Einwohnern nur durch Zuzug vom Lande auf gleicher Höhe erhalten. In der Tat findet man, wenn man vor allem in kleinen Städten Süddeutschlands das Schicksal älterer angesehener jüdischer Familien verfolgt, sehr bald eine Herabsetzung der Kinderzahl in der zweiten oder dritten Generation und schließlich ein Aussterben dieser Geschlechter. Dieses Aussterben wird noch beschleunigt durch das Streben jüdischer Familien, sich sozial besser zu stellen (akademische Berufe) und durch die Anlage des erworbenen Kapitals in mobilem Besitz. Im Gegensatz hierzu hat der Landbesitz vielen Geschlechtern des deutschen Adels und Bauerntums jahrhundertelanges Bestehen gesichert. Wenn die Juden Westeuropas bisher nicht untergegangen sind, so nur deshalb nicht, weil sie sich aus dem großen russisch-polnischen Reservoir ergänzt haben.

Dieser Nachschub spielt eine große Rolle, wenn man die Frage der christlich-jüdischen Mischehen aufwirft. Marcuse tritt für eine Mischung von Juden und Nichtjuden ein, da ihm ein friedliches Nebeneinander nach allen Lehren der Geschichte auf die Dauer unmöglich scheint. Nach dem oben Gesagten kann ich ihm nicht ohne weiteres recht geben, wenn er das aufgesogene knappe 1 v.H. jüdisches Keimplasma als dem deutschen Erbgut bekömmlich darstellt, eben wegen des Nachfließens ostjüdischer Elemente.

Es ist sicher kein Zufall, wenn in wenigen Jahren und kurz hintereinander Bücher erscheinen, wie Spenglers „Untergang des Abendlandes", Grants „Untergang der großen Rasse" und Theilhabers „Untergang der deutschen Juden". Ich möchte Spengler hier nicht verteidigen. Aber seiner Ansicht, daß die Juden sich um das Jahr 1000 plötzlich selbst zivilisiert und weltstädtisch im Bereiche der jungen abendländischen Kultur befinden, während die germanisch-romanische Welt noch stadtlos, beinahe als Urvolk, lebte, daß der Jude die gotische Innerlichkeit, die Burg, den Dom, der Christ andererseits die überlegene, fast zynische Intelligenz und das fertig ausgebildete „Gelddenken" nicht begriff, dieser „Mangel an Gleichzeitigkeit" zwischen Juden und Nichtjuden usw., gibt doch zu denken. „Während die Germanen eben anfingen, um Klöster und Märkte Ansiedlungen zu bauen, gründete der Jude in die Flecken und Landstädte hinein seine großstädtischen Ghettos." Lenz lehnt die Spenglersche Betrachtung als Kinodramen ab und spricht von Filmen von

bestimmter Länge, deren Ende voraus bestimmt sei. Ich möchte in diesem Sinne den nicht eintretenden Untergang der westeuropäischen Juden als Verlängerung des Filmes durch ostjüdische Filmstreifen deuten.

Die „Süddeutschen Monatshefte" hatten mich aufgefordert, für dieses Heft einen Aufsatz über „Rasse und Judentum" zu schreiben. Wenn ich aus diesem unerschöpflichen Gebiet nur einen kleinen Teil und den mir als Kliniker am wichtigsten erscheinenden Teil herausgenommen habe, so möge der Leser das entschuldigen. Was ich darlegen wollte, war einmal, daß der Rassengedanke auch für das Judentum von Bedeutung ist, daß sich die Öffentlichkeit auch mit dem jüdischen Rassengedanken beschäftigen muß und daß andererseits die Juden keinen Grund haben, den Rassegedanken als solchen abzulehnen. Nur wenn sich die Juden mit dem Rassegedanken und den Rassefragen vertraut machen und bei deren Lösung mitarbeiten, werden sie tendenziöse Auswertung und schematisierende Einseitigkeit verhindern. Die Kritik wird die Gefahr der weiteren — sit venia verbo — Entartung hintanhalten und die Notwendigkeit der Rassenhygiene verständlich machen. Die Rassentheorie ist — das mag vielen Juden und Nichtjuden neu sein — anscheinend sogar von einem Juden begründet worden. Denn Gobineau hat den Kerngedanken seiner Rassentheorie Benjamin Disraeli entnommen.[1])

Ich habe im vorstehenden absichtlich die Frage der Auslese und die Frage der erworbenen Eigenschaften nicht angeschnitten. Nur zu leicht tut man ja, und zwar auch von sonst ernst zu nehmender rassenbiologischer Seite, jüdische Forscher als Lamarckisten und Antidarwinisten ab. Ich kann mich nur Lenz anschließen, wenn er die gemeinsame friedliche Nebeneinanderforschung jüdischer und nichtjüdischer Forscher als erstrebenswertes Ziel bezeichnet.

Nordisch oder deutsch?

Von Fritz Lenz in München

Ich hoffe, daß die meisten Leser meiner Ausführungen über das Schicksal unserer Rasse keinen Anstoß daran genommen haben, daß ich die nordische Rasse als „unsere Rasse" ansehe. Immerhin gibt es Leute bei uns, die doch Anstoß daran nehmen. Einige meiner bayerischen Mitbürger — glücklicherweise ist es nur eine kleine Minderheit — sind sogar geneigt zu sagen: „Was gehen denn uns die Preißen an?" Es sollte eigentlich nicht nötig sein, zu sagen, daß nordisch und norddeutsch verschiedene Begriffe sind und daß die Leistungen der nordischen Rasse auch in den Süddeutschen Monatsheften anerkannt werden dürfen. Aber die zahlreichen Deutschen, die dunkelhaarig, untersetzt und rundköpfig sind, sind die nicht von der nordischen Rasse ausgeschlossen? Der Botaniker Merkenschlager, der eine Streitschrift gegen den Rassenforscher Günther geschrieben hat, ärgert sich darüber, „daß Hunderte von dinarischen und ostischen Menschen das Buch (Günthers „Rassenkunde des deutschen Volkes") verschlingen, ohne daß ihnen glaubhaft gemacht werden könnte, daß sie als minder erwünschtes Blut gelten könnten". Diese Geister möchte Merkenschlager aufrütteln und ihnen die Begeisterung für die nordische Rasse austreiben. Er sagt: „Da neben der ostischen auch die dinarische Rasse zur mongoloiden Hauptrasse gehört, ist das „gelbe Blut" in Süddeutschland auf 80 Prozent zu schätzen". Wenn Merkenschlager recht hätte, dann wäre es freilich nichts mit einer Rassengemeinschaft der Deutschen. Glücklicherweise liegt es auf der Hand, daß er im Irrtum ist. Ich kenne die Bevölkerungen der meisten deutschen Landschaften aus eigener Anschauung; tiefgreifende Rassen-

[1]) Vgl. K. Koehne, Untersuchungen über Vorläufer und Quellen der Rassentheorie des Grafen Gobineau, Archiv für Rassenbiologie, Bd, 18, H. 4 (1926).

unterschiede habe ich unter ihnen aber nicht gefunden. Was sie rassenmäßig unterscheidet, sind meines Erachtens nur verhältnismäßig kleine Einschläge nichtnordischen Blutes. Da die Erbmasse jeder Rasse aus zahlreichen Anlagen besteht, die sich unabhängig voneinander vererben, so ist durchaus anzunehmen, daß auch die meisten dunklen, untersetzten, rundköpfigen Deutschen überwiegend von nordischer Rasse sind. Es ist also gar nichts dagegen zu sagen, wenn sie sich als zur nordischen Rasse gehörig fühlen. Man darf den Rassenbegriff nicht zu äußerlich fassen. Jene Erbanlagen, die Blondheit, schlanken Wuchs und langen Kopf bedingen, machen nur einen recht kleinen Teil der gesamten Erbmasse eines Menschen aus, und sie bleiben in einer gemischten Bevölkerung nicht häufiger mit den übrigen Erbanlagen der nordischen Rasse zusammen als andere Erbanlagen auch. Da wir nun mit gutem Grund annehmen dürfen, daß das deutsche Volk im ganzen überwiegend von nordischer Rasse ist, so dürfen wir das auch von den meisten einzelnen Deutschen vermuten, mögen sie äußerlich auch noch so „ostisch" oder „dinarisch" aussehen.

Es ist daher durchaus irreführend, wenn Köpfe bekannter Persönlichkeiten abgebildet und mit Unterschriften wie „ostisch" oder „dinarisch" versehen werden. Sie werden damit für den Durchschnittsleser in ein Schema eingeordnet und auch ihrem geistigen Wesen nach abgestempelt. Aus dem Vorhandensein jener wenigen Merkmale, nach denen die Unterschriften gemacht zu werden pflegen, folgt für den Hauptteil der Erbmasse und für die geistige Wesensart eines Menschen aber gar nichts. Günther hat mit diesem Unfug angefangen; und Merkenschlager der fast alle Dogmen Günthers sich zu eigen macht, sie ins Extrem übertreibt und dann gegen den Rassengedanken ausspielt, übertrumpft ihn auch darin. Während Günther z. B. Jean Paul und Adalbert Stifter als „nordisch-ostisch" bezeichnet hatte, schreibt Merkenschlager: „Wir drehen die Wortpaarung zunächst einmal um um und klammern dann das an die zweite Stelle gerückte Beiwort ein". Auf diese Weise werden Beethoven und Schopenhauer „ostisch" gemacht, Reuter zum „Ostbalten" und Bismarck zum — „homo alpinus" (!).

Allerdings ist auch Günthers „Rassenkunde des deutschen Volkes" nicht frei von Schuld an dem leidigen Umstande, daß da und dort die Meinung aufgekommen ist, der Rassengedanke sei der Einheit des deutschen Volkes abträglich, oder daß doch gewisse Demagogen diesen Anschein haben erwecken können. Es war kein ganz glücklicher Einfall des Verlegers Lehmann — denn er ist der geistige Vater des Güntherschen Buches — gerade ein Buch über die Rassen Deutschlands schreiben zu lassen. Gewiß wollte er damit dem deutschen Volke einen Dienst erweisen; eben darum sollte es ja eine Rassenkunde des deutschen Volkes sein. Er hatte mich in früheren Jahren mehrfach aufgefordert, ein solches Buch zu schreiben, was ich aber stets ablehnte, da ich Bedenken trug, die Rassenunterschiede innerhalb des deutschen Volkes zum Gegenstande einer besonderen Darstellung zu machen. Er hat dann in dem Philologen Günther den gesuchten Verfasser für sein Buch gefunden. Als Günther an die Abfassung der ersten Auflage heranging, war er Dilettant in Fragen der Rassenkunde wie überhaupt der Biologie; es wäre aber ungerecht, wenn man ihn auch heute noch, nachdem er sich jahrelang eingehend mit der Rassenfrage beschäftigt hat, einen Dilettanten nennen würde. Im übrigen ist bekanntlich schon manche große Leistung von einem „Dilettanten" vollbracht worden. In diesem Falle hätte ein Anthropologe vom Fach, mit dem ganzen Ballast seiner Wissenschaft beladen, auch kaum den Mut gefunden, eine Rassenkunde Deutschlands oder Europas, die eine gewisse einseitige Schematisierung geradezu erfordert, zu schreiben. Es wäre aber schade gewesen, wenn das Buch ungeschrieben geblieben wäre; denn ich glaube, daß alles in allem, wenn man die guten und die schlechten Folgen sorgfältig gegeneinander abwägt, das Buch den Interessen des deutschen Volkes und dem nationalen Gedanken viel mehr genützt als geschadet hat. Immerhin sind gewisse üble Teilfolgen nicht zu verkennen. Dadurch, daß er mit einem von Fachwissen nicht getrübten Blick daranging, Rassenunterschiede innerhalb des deutschen Volkes aufzusuchen und zu beschreiben, kam er begreiflicherweise dahin,

die gefundenen Unterschiede zu überschätzen und sie als absolute Unterschiede der Rasse aufzufassen. So stellte er gewisse deutsche Landschaften als Gebiete „ostischer Rasse" hin, obwohl dort von Rassenreinheit auch nicht im entferntesten die Rede sein kann, vielmehr vermutlich auch dort noch das nordische Blut überwiegt. Hätte er von vornherein den Blick auf die ganze Erde oder doch auf ganz Europa statt speziell auf Deutschland gerichtet, so hätte er wohl gesehen, daß z. B. jene Züge, die er als „dinarisch" beschrieben hat, in viel stärkerer Konzentration auf dem Balkan und in Vorderasien vorkommen, und es hätte nicht geschehen können, daß die Altbayern mehr oder weniger als „Dinaren", also als Angehörige einer fremden Rasse, hingestellt worden wären. Entsprechendes gilt auch von der „ostischen" Rasse im Sinne Günthers, die ich ebenso wie die „dinarische" für ein Mischgebilde mit nordischer Grundlage ansehen möchte.

Übrigens ist auch die nordische Rasse in sich keineswegs völlig einheitlich. Auch abgesehen von der Tatsache, daß alle großen Rassen aus zahlreichen erblich verschiedenen Blutlinien bestehen, kann man innerhalb der nordischen Rasse zwei große Zweige unterscheiden, die ich als die schlanke blonde Rasse und die schwere blonde Rasse bezeichnen möchte. Die Schwere der Westfalen, Friesen und Flamen beruht sicher nicht auf „ostischem" Blut. Auch in ihrer Wesensart unterscheidet sich die schwere blonde Rasse von der schlanken deutlich.

Viel glücklicher als die „Rassenkunde des deutschen Volkes" ist die kleinere „Rassenkunde Europas" von Günther. Wenn man Europa als Ganzes ins Auge faßt, so springen die großen Rassenunterschiede zwischen der nordwestlichen Hälfte einerseits, dem Süden und Osten andererseits in die Augen, während die kleinen Rassenunterschiede innerhalb des deutschen Volkes als nebensächlich erkannt werden. Mit der „Rassenkunde Europas" haben Lehmann und Günther wirklich eine nationale Tat vollbracht.

Was von der Rassenfrage gilt, gilt auch von andern politischen Fragen. Man soll nicht Vergleiche in zu engem Kreise ziehen. Wer nur so weit sieht, als der Blick vom Kirchturm von Krähwinkel reicht, bei dem bilden sich gar zu leicht Gefühle des Neides oder der Überhebung gegenüber den Einwohnern der Nachbargemeinden Schilda, Schöppenstedt usw. heraus. Wer dagegen den Blick auf ganz Europa richtet, der erkennt, daß das deutsche Volk eine Schicksalsgemeinschaft ist, die auf Gedeih und Verderb aufeinander angewiesen ist. Aber auch die volle Würdigung der Interessen der Nation braucht uns nicht blind zu machen gegen die Einsicht, daß es auch jenseits der Nation noch gemeinsame Interessen unserer Rasse gibt. Shakespeare, Newton, Hume, Darwin und Galton sind doch auch unser.

Die gegenwärtige Überhebung gewisser romanischer und slawischer Nationen ist nur infolge der gegenseitigen Zerfleischung der Germanen möglich geworden; wenn der Rassengedanke schon früher die ihm gebührende Würdigung gefunden hätte, so wäre der Weltkrieg unmöglich gewesen. Es ist nicht wahr, daß die Gemeinschaft wirtschaftlicher Interessen die letzte sittliche Gemeinschaft sei. Der Mensch ist nicht der Wirtschaft wegen da, sondern die Wirtschaft des Menschen wegen. Und darum ist die Wirtschaft in hohem Maße von den idealen Werten abhängig.

Die Rücksicht auf die Interessen der Nation erfordert keineswegs eine Unterdrückung der Gedankenfreiheit. Merkenschlager vergleicht die Bücher Günthers mit denen der amerikanischen Rassenpolitiker und bemerkt: „Was in Amerika geschehen darf, ist nicht ohne weiteres in Deutschland erlaubt". Sollte wirklich die geistige Freiheit in Amerika so viel größer sein? Oder sollte das amerikanische Volk, dessen rassenbiologische Lage keineswegs günstiger als die des deutschen ist, die Wahrheit so viel besser ertragen können? Nicht lange vorher hatte übrigens ein anderer Gegner des Rassengedankens, der über das Rassenbewußtsein der führenden Kreise der Angelsachsen offenbar nicht unterrichtet war, gerade umgekehrt wie Merkenschlager geschrieben: „Kein Staat mit einem hohen Prozentsatz nordischer Rassenelemente wie Frankreich, England, auch Nordamerika will durch Betonung der Rassenunterschiede und Hervorrufen von Rassengegensätzen die

nationale Einheit gefährden[1]) lassen. Nur in Deutschland mit einem ähnlichen Rassengemisch wie die erwähnten Kulturstaaten setzt der Flügel der Rassenhygieniker unter Führung von F. Lenz zu einer starken Propaganda der Bevorzugung der nordischen Rassenelemente in unserem Volke ein." Das ist objektiv unwahr. Kein deutscher Rassenhygieniker hat durch Hervorrufen von Rassengegensätzen die nationale Einheit gefährdet; und was mich persönlich betrifft, so habe ich mich stets unzweideutig gegen eine Bevorzugung des nordischen Typus innerhalb unseres Volkes ausgesprochen. Der Maßstab, nach dem die Rassenhygiene einen Menschen beurteilt, kann vielmehr nur die Leistungsfähigkeit und tatsächliche Leistung im Dienste der Gesamtheit und der Kultur sein. Und wer der Meinung ist, daß gerade die nordische Rasse sich durch besonders hohe kulturelle Leistung auszeichnet, der wird die begründete Hoffnung hegen, daß eine tatkräftige Rassenhygiene nach Maßgabe der Leistung auch ohne jede Bevorzugung eines äußeren Typus der nordischen Rasse und zugleich der Menschheit zugute kommt.

Eine Wiederherstellung der nordischen Rasse in jener Form, wie sie die Germanen der Völkerwanderung aufwiesen, wird auf diese Weise freilich nicht zustandekommen; sie wäre wohl auch gar nicht wünschenswert. Eine Kampfesfreudigkeit z. B., wie sie den alten Nordleuten eigen war, richtet in Anbetracht der Auslesewirkung moderner Kriege jede Rasse, die sie besitzt, zugrunde, da ihre Träger sich aufreiben, ohne daß sie ihre größeren Verluste in der moralischen Umwelt der Gegenwart durch stärkere Fortpflanzung wettmachen können. Ein Staat aus lauter Menschen wie den Helden der isländischen Sagas würde vermutlich auch schlecht existenzfähig sein; er würde in dieser Hinsicht wohl nicht viel besser gestellt sein als ein Staat aus lauter Juden. Die moderne Arbeitsteilung erfordert Menschen von sehr verschiedener Veranlagung. Auch die wertvollen Rassenanlagen der Juden können für das Leben der Gesamtheit in mannigfacher Hinsicht von Nutzen sein. Der Rassenhygieniker hat es also nicht nötig, Antisemit zu sein. Wenn man das allgemein einsehen wird, wird das Wort Rasse auch aufhören, auf gewisse Leute wie ein schwarz-weiß-rotes Tuch zu wirken. Daß die Juden dem „geistigen Leben der Nation" in der Weise ihren Stempel aufdrücken, wie es tatsächlich der Fall ist, ist freilich ein unleidlicher Zustand; und es liegt im eigenen Interesse der deutschen Juden, dahin mitzuwirken, daß jeder Staatsbürger an die ihm seiner Veranlagung nach gebührende Stelle kommt und daß er sich dort so betätigt, wie es für die Gesamtheit zuträglich ist.

Der Rassengedanke ist also nicht gekommen, den nationalen Gedanken aufzuheben, sondern ihn mit neuem Leben zu erfüllen. Die Auffassung der Nation als einer bloßen Sprachgemeinschaft, wie sie in der Zeit der einseitigen Herrschaft der Sprachwissenschaft über unsere Bildung entstanden ist, kann uns nicht mehr genügen. Wir erinnern uns wieder, daß natio eigentlich Geburt heißt; mit dem Angeborenen aber meinte man einst das, was wir heute klarer als Rasse bezeichnen. Es kann uns nicht gleichgültig sein, daß die Rasse der Germanen aussterbe, und nicht trösten, daß Menschen irgendwelcher Rasse einst unsere Kultur erben. Und auch die Kontinuität der Kultur ist ohne die Kontinuität der Rasse nicht möglich. Wenn die Chinesen einst unsere Kultur übernehmen würden, so würde es eben doch nicht mehr unsere Kultur sein. Der Geist unserer Kultur steht und fällt mit der nordischen Rasse.

---

[1]) Ignaz Kaup in einer Streitschrift gegen die Rassenhygiene. Derselbe Kaup sagt übrigens an anderer Stelle: „Das norddeutsche Volkstum — und zwar bis zur Mainlinie gedacht — hat andere Aufgaben als das süddeutsche Volkstum einschließlich Österreich zu erfüllen".

Bücher zur Rassenfrage

Das umfassendste Werk über die verwickelten Probleme der Rassenfrage ist heute die „Menschliche Erblichkeitslehre" von Baur-Fischer-Lenz, von der soeben der 1. Band in dritter vermehrter und verbesserter Auflage erschienen ist (J. F. Lehmann, München). Das Werk unterrichtet in klarer und sachlicher Weise über die Tatsachen und ist für jede Beschäftigung mit dem schwierigen Gebiet grundlegend. Die Einteilung des Stoffes ist so getroffen, daß Baur die allgemeine Variations- und Erblichkeitslehre darstellt, Fischer die Probleme der Rassenunterschiede, der Rassenentstehung und Rassenbiologie und der Rassenbeschreibung, Lenz die krankhaften Erbanlagen, ihre Bedeutung für die Krankheiten verschiedener Organe, die Methoden menschlicher Erblichkeitsforschung und die Frage der Erblichkeit der geistigen Begabung.

Eine Zusammenfassung der wesentlichsten Tatsachen bietet Hermann Siemens in seiner Schrift „Grundzüge der Vererbungslehre, der Rassenhygiene und der Bevölkerungspolitik" (J. F. Lehmann). Lenzens vortreffliche Schrift über „Die biologischen Grundlagen der Erziehung" soll in anderem Zusammenhange noch gebührend gewürdigt werden.

Von der umfangreichen „Rassenkunde", die Walter Scheidt in Verbindung mit namhaften Vertretern der Anthropologie, Volkskunde, Kulturgeschichte und Vorgeschichte herausgibt, ist einstweilen nur der 1. Band „Allgemeine Rassenkunde" erschienen, der die Grundlagen der wissenschaftlichen Zusammenarbeit darlegt (J. F. Lehmann). Über Umfang und Aufgaben des Buches unterrichten die Titel der einzelnen Abschnitte: 1. Begriff der Rasse und Einteilung der Menschenrassen, 2. Die Erblichkeit beim Menschen, 3. Die Mannigfaltigkeit menschlicher Merkmale und Eigenschaften, 4. Die Auslese, 5. Die Rasse beim Menschen, 6. Menschliche Erbeigenschaften und Rassenmerkmale. Ein Anhang behandelt die Arbeitsweise der Rassenforschung.

In weiteren Kreisen ist die volkstümlich gehaltene „Rassenkunde des deutschen Volkes" von Hans F. K. Günther verbreitet, die jetzt in 11. Auflage vorliegt. Sie beschreibt die körperlichen und seelischen Merkmale der fünf europäischen Rassen, der nordischen, westischen, dinarischen, ostischen und ostbaltischen, ihre Geschichte und ihre heutige Verteilung. Der Anhang gibt eine Rassenkunde des jüdischen Volkes. Dagegen hat Günther die Darstellung der Rassenverhältnisse in den übrigen europäischen Ländern heute ausgeschieden und zu einer kurz gefaßten „Rassenkunde Europas" ausgestaltet.

Günthers Auffassungen sind in wesentlichen Teilen noch umstritten. Allerdings kommen nur wenige seiner Gegner wirklich in Betracht. Mit einer völligen Neueinteilung der drei angeblichen Hauptrassen Arier, Mongolen und Südleute versucht sich die „Rassenlehre" K. F. Wolffs (C. Kabitzsch, Leipzig). Innerhalb jeder Rasse stehe einer langköpfigen Gruppe der Stürmer und Dränger eine kurzköpfige der Dulder und Bewahrer gegenüber. In seiner wissenschaftlichen Beweisführung erscheint Wolff so angreifbar wie in seinen dilettantischen politischen Phantasien. Vielleicht bleiben als einzig Brauchbares gewisse kritische Bemerkungen zur Frage des anthropologischen Längenbreitenindexes. Ein reiner Tendenzschriftsteller ist Friedrich Hertz, der eine polemische Schrift gegen Chamberlain zu einem Buch „Rasse und Kultur" (Alfred Kröner, Leipzig) ausgebaut hat. Er predigt den Kampf gegen „Rassenwahn und Nationalstolz" und findet Leute, die gegen die Vermischung weißer Frauen mit Negern Einspruch erheben, „tief minderwertig". Die einseitige Auswahl des Materials und die aufdringliche Wiederholung der Tendenz machen das Buch wissenschaftlich wertlos. Mit seinen ernsthafteren Gegnern setzt sich Günther in seiner Schrift „Der nordische Gedanke" auseinander. Hier finden die in seinem Beitrag zum vorliegenden Heft entwickelten Gedankengänge eingehendere Ausführung und Begründung.

Im Anschluß an die Lehren Günthers sind bereits zahlreiche Teiluntersuchungen erschienen, die allerdings großenteils der heute verbreiteten Unsitte folgen, die Erscheinungen nicht aus der Erfahrung heraus festzustellen, sondern von gewissen Voraussetzungen aus zu beurteilen. Es ist nicht schwer, über einen bestimmten Fragenkomplex ein Koordinatennetz zu spannen und die Abstände der Einzelerscheinungen von den Koordinaten zu messen. Jedes neue Koordinatennetz liefert natürlich neue Ergebnisse, aber für die Erkenntnis der Dinge ist damit nicht viel gewonnen. Diese grundsätzlichen Bedenken gelten z. B. für die Schrift von Karl Kynast „Apollon und Dionysos", die Nordisches und Unnordisches innerhalb der Religion der Griechen zu scheiden sucht, oder für die im übrigen sehr anregende Untersuchung von L. F. Clauß „Rasse und Seele" (beide Werke bei J. F. Lehmann). Es wird heute ziemlich allgemein zugegeben, daß die Bedeutung der Rasse für die geistigen Anlagen noch nicht exakt

zu erfassen, sondern höchstens zu erfühlen ist. Clauß aber will auf Grund der phänomenologischen Methode Husserls die nordische oder die ostische Seele „schaubar" machen, ohne zu bemerken, daß er das zu Erforschende schon voraussetzt. Ein Vergleich mit den abgewogenen Ausführungen von Lenz in der „Menschlichen Erblichkeitslehre" zeigt besonders deutlich, wieviel in seinen Ausführungen reine Konstruktion ist.

Zum mindesten verfrüht ist auch Günthers neues Buch „Rasse und Stil" (J. F. Lehmann.) Die Aufteilung der einzelnen Merkmale eines Kunstwerkes auf die vorausgesetzten Rassenideen zerstört jedes Gefühl für das Ganze und Unteilbare des Werkes und führt schließlich zu so unmöglichen und nichtssagenden Bestimmungen wie dinarisch-nordisch-ostisch für Karl Spitzweg oder ostisch-nordisch-dinarisch für Ludwig Thoma. Im Banne seiner Theorie erklärt Günther die deutsche Renaissance als nordischen Auszug zur Ferne, wo sie in Wirklichkeit ein entschiedener Versuch zur Begrenzung und Eindämmung des deutschen Triebs zur Ferne ist. Noch bedenklicher erscheint die Erklärung des Barock als Schöpfung der dinarischen Rasse. Besonders viel von dinarischer Seele findet Günther im Grobianismus des Barock. Aber bekanntlich ist der Grobianismus eine Erscheinung der Renaissance und hat im Barock längst der französischen Galanterie Platz gemacht. Die Möglichkeit einer empirischen Behandlung der Frage läßt Günther außer acht: Ist im Barock tatsächlich ein stärkeres Hervortreten der dinarischen Rasse festzustellen? Die Bilder der Barockkünstler deuten nicht darauf hin. A. H.

Aus Zeit und Geschichte

Sozialdemokratie und Landwirtschaft

Von Arno Franke in Berlin

Vor kurzem hat die Sozialdemokratische Partei Deutschlands den Entwurf eines Agrarprogramms veröffentlicht, von dem es nach der Aufnahme, die er in der sozialdemokratischen Öffentlichkeit gefunden hat, als sicher gelten kann, daß er die Billigung des nächsten Parteitages finden und damit die Grundlage der sozialdemokratischen Landwirtschaftspolitik der Zukunft bilden wird. Oder, um es bestimmter auszudrücken: der Entwurf wird die sozialdemokratische Landagitation beherrschen, denn die Landwirtschaftspolitik der Sozialdemokratie ist durch die ganze wirtschaftliche Einstellung dieser Partei von vornherein festgelegt.

Schon aus dem letzteren Grunde wäre dieses Ereignis unwesentlich, und man brauchte es an dieser Stelle nicht zu erörtern, wenn die neue Formulierung der sozialdemokratischen Agrarziele nicht die wichtigsten Stellungen aufgäbe, von denen aus die Sozialdemokratie bisher das platte Land bestürmt hat. Was dem Werke seine über die Tages- und Parteipolitik hinausreichende Bedeutung gibt, ist die Tatsache, daß es mit einem entschiedenen Ruck von der Marxschen Konzentrationstheorie abweicht. Wie schwer es der marxistischen Sozialdemokratie geworden ist, diese Abkehr vom Marxismus auf einem wichtigen — man kann wohl sagen: dem wichtigsten — Teilgebiete der Wirtschaft zu vollziehen, zeigt sich schon darin, daß man seit der Novemberrevolution um ein geschlossenes Agrarprogramm kämpft, ohne daß man zu einem Ergebnisse kam. Das einzige Greifbare war die Einsetzung der Agrarkommission auf dem Parteitage von Görlitz im Jahre 1921. Aber auch diese Kommission hat sechs Jahre gebraucht, ehe sie sich entschließen konnte, den geistigen Nährvater des Sozialismus auf dem Gebiete der Urproduktion vom Throne zu stoßen.

Die Gründe für dieses Zaudern sind leicht zu ermessen. Es ist in der Tat für eine Partei, die mit den wirtschaftlichen, politischen und weltanschaulichen Ansprüchen der Sozialdemokratie aufgetreten ist, nicht leicht, in entscheidenden Gesichtspunkten zuzugeben, daß sie wenigstens ein halbes Jahrhundert in die Irre gegangen ist und die ihr folgenden Massen in die Irre geführt hat. Eine kämpfende einflußreiche Partei kann sich in politischen Einzelheiten der Tagespolitik irren, kann sich in politischen Maßnahmen vergreifen. Sie zeigt sich aber des Vertrauens des Volkes oder einzelner Volksteile in dem Augenblick unwürdig, in dem sie zugeben muß: wir haben uns ein halbes Jahrhundert lang in einer grundsätzlichen Frage von vollständig falschen Voraussetzungen leiten lassen. Das ist schnell bewiesen. In dem Entwurf zu dem sozialdemokratischen Agrarprogramm heißt es:

„Wir fordern, daß die landwirtschaftlichen Großbesitzungen, welche eine nach den örtlichen Verhältnissen zu bemessende optimale, d. h. die volkswirtschaftlich angemessene Betriebsgröße überschreiten — für den deutschen Osten etwa 750 Hektar —, den überschießenden Teil an das Reich gegen eine Entschädigung abzutreten haben, welche nach dem Steuerwert der Grundstücke zu berechnen ist . . . Bei der Verwertung dieser dem Reich zufallenden Ländereien sind in erster Linie die Bedürfnisse der Siedlung zu berücksichtigen: Landwirtschaftliche Neusiedlung, Anliegersiedlung, Gartensiedlung, Heimstätten- und Pachtland für landwirtschaftliche Arbeiter und landlose Gemeindeangehörige. Die bisherigen bäuerlichen Wirtschaften sind in ihrem Bestande zu schützen."

Diese vorsichtige und wortreiche Formulierung bedeutet nichts anderes als: Zerschlagung des Großgrundbesitzes und seine Auflösung in Kleinbetriebe. Diese Forderung einmal ernst genommen, so weiß auch die Sozialdemokratie, daß man die ungeheuren Abstriche, die man bei dem Großgrundbesitz vornehmen würde, nicht in spielerischen Experimenten auf dem Gebiete des vielmißbrauchten Siedlungsgebietes vertun könnte, wenn man nicht einen gewaltigen Ausfall an realer landwirtschaftlicher Produktion erleiden wollte, den das Deutsche Reich in seiner heutigen Gestalt am allerwenigsten ertragen könnte. Wenn man also diese Forderung ihres auf die Kleinen und ganz Besitzlosen berechneten agitatorischen Beiwerkes entkleidet, so bleibt für den volkswirtschaftlich Urteilsfähigen nur bestehen: erhebliche Einschränkung des Großgrundbesitzes zugunsten des Bauernlandes.

Darüber, ob dieser Gedanke gesund und wirtschaftlich stichhaltig ist, könnte man sich nur in einer gesonderten Arbeit verbreiten. Hier kann nur soviel gesagt werden, daß dieses Verhältnis von Großgrundbesitz und Kleinbetrieb sich überhaupt nicht willkürlich-programmatisch regeln läßt. Es gibt Landstriche, deren Beschaffenheit dem Großbetrieb günstiger ist, während in anderen aus ganz natürlichen Ursachen der kleinbäuerliche Betrieb den Großgrundbesitz schon längst abgelöst hat, weil er hier eben besser am Platze ist. Aber in der Grundeinstellung zur Sozialdemokratie muß die Frage lauten: Was hat der Parteisozialismus bisher auf diesem Gebiete vertreten? Was hat der Sozialismus, bevor und seit er als Partei auf der politischen Bühne agiert, über die Bodenfrage gelehrt? Welche Schlußfolgerungen sind aus der plötzlichen Schwenkung in der Landwirtschaftsfrage zu ziehen?

Schon in der ersten wesentlichen literarischen Äußerung des modernen Sozialismus, dem 1848 erschienenen „Kommunistischen Manifest" von Marx und Engels wird die Bodenfrage berührt. Hier wird bereits die Konzentrationstheorie aufgestellt. Dem kleinbäuerlichen Betriebe in der Landwirtschaft wird ebenso wie dem handwerklichen Gewerbe der nahe Untergang vorausgesagt. Beide sind mit Naturnotwendigkeit der Ablösung durch den Großbetrieb verfallene Betriebsarten. Die beiden Begründer des modernen Sozialismus machen mit diesem ökonomischen Kleinzeug nicht viel Federlesens: „Wir brauchen es nicht abzuschaffen. Die Entwicklung der Industrie hat es abgeschafft und schafft es täglich ab." Dem Proletariat wird geraten „die Errichtung industrieller Armeen, besonders für den Ackerbau".

Diese programmatische Erklärung in der Geburtsurkunde des neuzeitlichen Sozialismus über die Landwirtschaft ist deshalb so wichtig, weil bis zum Erscheinen des neuen Agrarprogramms niemals von ihr abgewichen worden ist.

Die Vorläuferin der heutigen Sozialdemokratie, die 1864 gegründete „Internationale Arbeiterassoziation", hat sich besonders lebhaft mit der Agrarfrage beschäftigt. Sie vertrat die Forderung nach dem Gemeineigentum und nur ein einziges Mal fand diese Forderung Widerspruch. Auf dem Kongreß zu Lausanne im Jahre 1867 waren es die französischen Sozialisten, die das Privateigentum an Grund und Boden verteidigten. Sehr interessant ist die Begründung für diese Auffassung. Das Privateigentum an Grund und Boden, führten Longuet, Tolain und andere aus, sei „eine notwendige Voraussetzung der persönlichen Freiheit".

In einer Kundgebung der genannten Organisation, die später herauskam, heißt es:

„Nicht bloß das Großkapital an sich ist es, das alle Konkurrenzfähigkeit der kleinen Bewirtschaftung unerbittlich vernichtet. Die große Bewirtschaftung ersetzt die teuere Menschenkraft durch billige Maschinen- und Dampfkraft . . . Die große Bewirtschaftung führt systematischere Ent- und Bewässerungen durch und nimmt rationellere und zweckmäßigere wechselwirtschaftende Besämung und Bepflanzung vor; sie verliert nicht kostbare Zeit durch die vielen Hin- und Hergänge und Fahrten von den Wohnungen zu den Grundstücken in den verschiedenen, entgegengesetzten Richtungen; sie gibt dem Boden unzählige Furchen, Einzäunungen, Fuß- und Fahrwege, welche die Parzellenwirtschaft wegnimmt, der Bebauung zurück; . . . sie produziert billiger, besser und mehr . . Die kleinbäuerliche Bewirtschaftung ist deshalb durch die Allmacht des Kapitals, durch den Einfluß der Wissenschaft, den Gang

der Tatsachen und das Interesse der Gesamtgesellschaft unwiderruflich und ohne Gnade zum allmählichen Tode verurteilt."

Später wurden diese Grundsätze in die sozialdemokratische Literatur aufgenommen, oft in starker Übertreibung. So heißt es in dem Buche von J. Georg Eccarius: „Eines Arbeiters Widerlegung John Stuart Mills", das bis in die neueste Zeit das Material für die sozialdemokratische Landagitation gebildet hat, daß der landwirtschaftliche Kleinbetrieb „mit rasender Schnelligkeit der Enteignung durch den Hypothekengläubiger zueile." Und der Verfasser sieht diesem aufregenden Schauspiele gefaßt zu: Dieses Ende des Bauernstandes ist nach ihm „im Interesse des produktiven Fortschrittes nur zu begrüßen". Er fragt: „Wäre es zu rechtfertigen, daß man Leute verdammte, durch übermenschlichen Fleiß unfruchtbaren Boden zu bebauen, vielleicht mit dem Spaten, damit sie auf höchst untermenschliche Weise von Buttermilch, Kartoffeln und Schwarzbrot leben? ... Die kleine Bauernwirtschaft ist politisch, sozial und ökonomisch gerichtet. Sie hat sich nirgends bewährt und kann sich nirgends bewähren ... Sie ist das fünfte Rad am Wagen des politisch-sozialen Fortschrittes, das Bleigewicht, welches die Arbeiterbewegung paralysiert ... Die Arbeiter haben ein unmittelbares Interesse daran, jeden Versuch, die kleine Bauernwirtschaft einzuführen, im Keime zu ersticken."

Große Bedeutung erlangte in der sozialdemokratischen Landwirtschaftspolitik auch Wilhelm Liebknechts Buch „Zur Grund- und Bodenfrage". Auch hier wird dem kleinen Grundbesitz der Untergang prophezeit. Es kann einfach nicht anders sein: „Geringer Bodenertrag bei Arbeitsverschwendung und obendrein Aussaugung des Bodens: Das ist die ökonomische Signatur des Parzellensystems im Gegensatz zum Großackerbau." So geht es durch das ganze Buch. Liebknecht denkt über die Lebensfähigkeit des Parzelleigentums womöglich noch pessimistischer als Eccarius: „Sein Todesurteil ist gesprochen und durch Palliativmittel (zu seiner Rettung. D. V.) kann höchstens eine qualvolle Verlängerung des Todeskampfes erreicht werden. Wirksame Mittel zur Abwendung des Unterganges gibt es nicht."

In dem Hauptwerke des modernen Sozialismus, der Bibel der Sozialdemokratie, dem „Kapital" von Karl Marx, wird im ersten Bande (S. 444) der Landwirtschaft nur kurz Erwähnung getan. Aber es ist deutlich und einfach: „In der Sphäre der großen Agrikultur wirkt die große Industrie insofern am revolutionärsten, als sie das Bollwerk der alten Gesellschaft vernichtet, den „Bauer", und ihm den Lohnarbeiter unterschiebt ... An die Stelle des gewohnheitsfaulsten und irrationellsten Betriebes tritt bewußte Anwendung der technologischen Wissenschaft."

Hierin sind sich die beiden Begründer der Sozialdemokratie völlig einig. Friedrich Engels sagt über den gleichen Gegenstand („Neue Zeit" 1894/95, 1. Bd., S. 292 ff.): „Es ist die Pflicht unserer Partei, den Bauern immer und immer wieder die absolute Rettungslosigkeit ihrer Lage, solange der Kapitalismus herrscht, klarzumachen, die absolute Unmöglichkeit, ihnen ihr Parzelleneigentum als solches zu erhalten, die absolute Gewißheit, daß die kapitalistische Großproduktion über ihren machtlosen, veralteten Kleinbetrieb hinweggehen wird wie ein Eisenbahnzug über eine Schubkarre. Tun wir das, so handeln wir im Sinne der ökonomischen Entwicklung, und diese wird den Kleinbauern schon offene Köpfe machen für unsere Worte."

Doch die Sozialdemokratie kam auf dem Lande nicht vorwärts. Dieser Umstand veranlaßte Mitte der neunziger Jahre einige Sozialdemokraten unter der Führung von v. Vollmar und Dr. David, auf die Aufstellung eines besonderen Agrarprogramms zu dringen. Auf dem Parteitage zu Frankfurt a. M. wurde eine Kommission eingesetzt, der die besten Köpfe der damaligen Sozialdemokratie angehörten. Sie arbeitete ein Jahr lang, aber das Ergebnis dieser Wirksamkeit war mager genug. Das Kernstück ihres Programms war die Forderung, daß staatliches Grundeigentum „zu Lehen an Selbstwirtschaftler abgegeben" werden solle. Aber selbst dieses bescheidene Programm, das sonst in der Hauptsache Bauernschutzforderungen aufstellte und Krediterleichterungen für den Kleinbesitzer vorsah, war dem folgenden Parteitage zu Breslau (1895) zu radikal. Warum sollte man sich um den Bauer bemühen? Sein Untergang war ja besiegelt. Der Parteitag nahm also mit überwältigender Mehrheit die Resolution Kautsky an, deren entscheidende Sätze lauten: „Der von der Agrarkommission vorgelegte Entwurf eines Agrarprogramms ist zu verwerfen. Denn dieser Entwurf stellt der Bauernschaft die Hebung ihrer Lage, also die Stärkung ihres Privateigentums in Aussicht." Die Landeskultur liege nicht im Interesse des Proletariats, sondern der Ausbeuter des Proletariats. Es wurde ausdrücklich betont, daß man alle Maßnahmen ablehne, die geeignet seien, „dem Ausbeuterstaate neue Machtmittel in die Hände zu geben". Zu diesen „Machtmitteln" gehörten die Verstaatlichung des Hypothekenmarktes, des Versicherungswesens und anderes.

Dabei ist es geblieben. Auch die Politik, die die Sozialdemokratie nach der Revolution getrieben hat, besonders in den Bundesstaaten, in denen sie zur Regierung kam, bewegt sich auf der Linie, daß dem Kleinbauern nicht zu helfen sei, wenn sie nicht gar erkennen ließ, daß sie darauf ausging, den „naturnotwendigen Untergang" des Bauerntums zu beschleunigen.

Eine Partei, die eine während eines reichlichen halben Jahrhunderts in einer der bedeutendsten Perioden der Wirtschaftsgeschichte so zielbewußt verfolgte politische Auffassung plötzlich nicht nur verläßt, sondern in ihr Gegenteil verkehrt, tut dies nicht ohne Zwang. Die Sozialdemokratie hat sich davon überzeugen müssen, daß der Bauernstand nicht zugrunde geht, daß sie sich über die Entwicklungsrichtung der Agrarwirtschaft einem grundlegenden Irrtum hingegeben hat.

Der vorliegende Entwurf kleidet das Eingeständnis dieses fatalen Umstandes in diese behutsam-verschämten Worte:

„Die natürliche Begrenzung des fruchtbaren Bodens und die Unmöglichkeit, die landwirtschaftliche Erzeugung auf gegebener Fläche unbegrenzt zu steigern, erklärt es, daß in der Landwirtschaft im Gegensatz zur Industrie auch rückständige Betriebe (?) neben vorgeschrittenen erhalten bleiben können."

Das soll bei Ununterrichteten wohl den Anschein erwecken, als ob die Sozialdemokratie die Frage der Entwicklungsrichtung bisher offengelasssen habe, oder daß sie dieser Entwicklung mit lediglich wissenschaftlichem Interesse gefolgt sei. Da sei denn doch, zum Beweise dafür, daß man es hier mit einem katastrophalen geistig-politischen Rückzuge zu tun hat, die Äußerung eines sehr einflußreichen Sozialdemokraten hergesetzt. Erst 1920 erklärte Herr Dr. Adolf Braun, heute noch Mitglied des Vorstandes der Sozialdemokratischen Partei, auf einer Konferenz des Parteiausschusses:

„Ob wir nicht das größte Verbrechen begehen am Sozialismus, wenn wir das Land in kleine Güter aufteilen und damit die Entwicklung vielleicht um Jahrhunderte zurückdrängen? Ein großer Teil der Parteigenossen will den Großgrundbesitz zerschlagen, um die Bauern zu gewinnen. Aber wir gewinnen sie nur für eine Wahl, und sobald ihre Wünsche befriedigt sind, werden sie ungeheuer reaktionär."

Hier finden wir auch den Schlüssel zum politischen Verständnis des neuen Programms. Die Erwartungen auf den Untergang des Bauerntums haben sich nicht erfüllt. Ohne das Land bleibt aber die Sozialdemokratie in hoffnungsloser Minderheit. Es galt also, den Landbewohnern einen fetten Agitationsköder hinzuwerfen, um wenigstens sehr erhebliche Absplitterungen für die Sozialdemokratie zu erreichen.

Das Beispiel des neuen sozialdemokratischen Agrarprogramms zeigt den für die Sozialdemokraten verhängnisvollen Vorgang, daß eine ganze Literatur, an der nicht gerüttelt werden durfte und die während mehr als eines halben Jahrhunderts einen erheblichen Teil des deutschen Volkes politisch aufs stärkste beeinflußt hat, kurzerhand vernichtet wird. Es handelt sich dabei nicht, wie die Sozialdemokratie glauben machen will, um eine Teilerscheinung, sondern um ein Teilergebnis der allgemeinen Tatsache, daß der Marxismus erledigt ist.

Bismarcks Nationalgefühl

Abgesehen vom Titel, der uns wegen des übermäßigen Gebrauches des Wortes „Nationalgefühl" in unserer Zeit nicht gefallen will, ist die Studie von Günther Franz[1]) recht lesenswert. Bismarck, daran werden wir immer festhalten müssen, und das tritt in der kleinen Schrift besonders scharf hervor, war erst Preuße, dann Deutscher, nur aus seiner Staatsgesinnung ist sein Empfinden für die Nation zu verstehen. O. St.

Aus anderen Zeitschriften

Eine besonders wertvolle Bereicherung der Kriegsschulddiskussion ist der Aufsatz Norbert v. Baumbachs „Die deutsche und englische Flotte bei Kriegsausbruch" in der „Kriegsschuldfrage" (Januarheft 1927). Hier haben wir ein Beispiel dafür, daß es gar nicht immer auf die Veröffentlichung von neuen Dokumenten ankommt, um Sensationen hervorzurufen, sondern oft nur auf sorgfältige Ausnutzung bereits vorhandenen Materials. Der erwähnte Aufsatz wird vielen Neues und Beachtenswertes bringen, er zeigt uns den Friedenswillen der deutschen Regierung einmal von anderer Seite. Wir sehen folgendes Bild: Die englische Flotte ist im Juli 1914 zu Manövern zusammengezogen und daher gefechtsbereit, die deutsche läuft am 25. Juli 1914 die norwegische Küste an trotz dringender War-

[1]) Bismarcks Nationalgefühl von Günther Franz. Leipzig-Berlin, Teubner 1926.

nungen des deutschen Admiralstabes, weil die deutsche Regierung die politische Lage durch Zurückberufung der Flotte nicht weiter verschärfen will. Als dann die Flotte in den nächsten Tagen zurückkommt, beginnt sie erst mit den Kriegsvorbereitungsmaßnahmen, die bei der englischen so gut wie vollendet sind. Ja, es wird sogar das Auslaufen der Hilfskreuzer wegen der Politik der Regierung verzögert, obgleich ein bedeutendes Risiko in den Kauf genommen werden muß. Nur in einem Punkt vermögen wir dem Verfasser nicht recht zu geben: er meint, daß Churchills Drängen am 2. August, den Krieg zu erklären, um die deutschen Kreuzer „Göben" und „Breslau" abfangen zu können, ein Vorschlag, der vom englischen Kabinett abgelehnt wurde, auf besonderen englischen Kriegswillen schließen lasse. Hier haben wir doch wohl einen umgekehrten Fall. Das englische Kabinett hat vom englischen Interesse aus gesehen zweifellos versagt, denn das Durchkommen der beiden deutschen Kreuzer nach der Türkei sollte eine nicht zu unterschätzende politische Tragweite bekommen.

Im „Archiv für Politik und Geschichte" Heft 10/11, 1926, finden wir einen beachtenswerten Aufsatz „Konrad v. Hötzendorf und die Oberste deutsche Heeresleitung in den ersten Kriegsmonaten" von Professor Lehmann. Man erhält den Eindruck wie leider auch sonst, daß militärisch die gemeinsame Kriegführung nicht bis in alle Einzelheiten durchdacht worden ist. Besonders vermißt man die Berücksichtigung verschiedenster politischer Möglichkeiten. Wie man im Osten zu wenig den möglichen Ausfall von Rumänien und Italien bei den Operationsplänen in Betracht gezogen hat, so im Westen das Eingreifen von England. Die Unstimmigkeiten, die zwischen der österreichischen und deutschen Heeresleitung bereits in den ersten Kriegsmonaten eintraten, hätten wohl vermieden werden können, wenn Moltke bereits vor dem Kriege sich bestimmt darüber geäußert hätte, was er in der allerersten Zeit an Hilfe im Osten zu leisten imstande sei. Denn der schwere Vorwurf Hötzendorfs, er sei von der deutschen Heeresleitung gleich im Anfang im Stich gelassen worden, weil diese versprochen habe die russische Narew-Armee anzugreifen, scheint doch auf nicht ganz klare Aussprachen der beiden Chefs hinzudeuten. O. St.

In der „Historischen Zeitschrift", 135, S. 282ff. erscheint eine Abhandlung K. A. v. Müllers über „Treitschke als Journalist". Sie enthält den wörtlichen Abdruck von 12 bisher unbekannten Artikeln Treitschkes für die Münchener „Süddeutsche Zeitung" aus dem Jahre 1860, die zum größeren Teil die Lage in Sachsen behandeln und manche Hauptzüge der Beurteilung Sachsens unter dem Beustschen System in den späteren Arbeiten Treitschkes vorwegnehmen.

Die „Gelben Hefte", auf deren Neubegründung als Fortsetzung der alten „Historisch-Politischen Blätter" wir im Juniheft 1926 hingewiesen haben, bringen in den Nr. 1, 2 und 4 des 3. Jahrgangs ein Lebensbild Christophs Freiherrn v. Aretin aus der Feder von Erwein Freiherrn v. Aretin. Der Verfasser zeigt den großen Akademiestreit, durch den der Held der Biographie vor allem berühmt geworden ist, in ganz neuem Licht. Der Streit, den Aretin, wie sich nun zeigt, ungeschickterweise selbst auf das politische Gebiet hinübergespielt hat, endete bekanntlich damit, daß er sein Amt als Oberbibliothekar 1811 niederlegte und in den Gerichtsdienst trat. Eingehende Würdigung findet Christoph v. Aretin noch besonders als Verfasser der viel umstrittenen Schrift „Die Pläne Napoleons und seiner Gegner in Deutschland", als Herausgeber der „Allemania" und der „Landtagszeitung" und schließlich als Autor seines reifsten Werkes, des „Staatsrechts der konstitutionellen Monarchie". Auch über die trotz der Arbeiten von Merkle zu wenig bekannte Aufklärungszeit in Bayern erfährt man Neues. Wohl die wenigsten wissen, daß die Jakobiner der französischen Revolution ein Zweig der in Ingolstadt entstandenen Illuminaten waren. Mit der unseren Lesern bekannten Verbindung von Gelehrsamkeit und treffender Stilistik hat der Astronom und Historiker Erwein Freiherr v. Aretin in dieser Biographie seines Urgroßonkels ein kleines Meisterstück geliefert.

Im April 1927 hat die während des Weltkriegs 1915 eingegangene „Baltische Monatsschrift" unter der Leitung von W. Wulffius neu zu erscheinen begonnen. Sie soll getreu den Überlieferungen ihrer Vorgängerin Aufsätze aus allen Wissensgebieten bringen und zu den Problemen unserer Zeit Stellung nehmen. Anknüpfend an die von einer geschichtsfälschenden Literatur vielfach entstellte baltische Vergangenheit setzt sie sich die Aufgabe, in ihrem historisch-politischen Teil die schwer bedrohten geschichtlichen Zusammenhänge zu wahren und das Band zwischen den in Lettland, Estland und dem Reich lebenden Balten fester zu knüpfen. Sie erfüllt damit eine ebenso schwere wie dankenswerte Aufgabe, bei der sie der vollen Unterstützung des Binnendeutschtums sicher sein kann. A. H.

Tagebuch

Die Gründung der Münchner Universität

In einer Zeit, in der jede Tat eines Einzelnen alsbald einen Ausschuß oder eine Clique findet, der sie zu verhindern sucht, ist es doppelt lehrreich, sich in eine andere Zeit zu versetzen, wo der Wille eines Menschen zu seiner Verwirklichung kürzere Wege gehen konnte. Die deutsche Geschichte ist nicht reich an Männern der großen, zielbewußten Tat, und selten sind vor allem die Staatsmänner, die ein Land von innen heraus neu schufen. Man hat sie früher nicht sehr beachtet, vielleicht weil man sich nicht bewußt war, wie groß ihre Leistung ist.

Als Ludwig I. 1825 im Alter von 39 Jahren seinem Vater auf den Thron folgte, waren die Ärzte der Ansicht, daß kein langes Leben vor ihm stünde. Wenn sie sich hierin auch täuschten, so war die Regierungszeit des Königs doch kurz, kürzer z. B. als die noch in aller Erinnerung lebendige Regentschaft seines Sohnes. Was aber der König in diesen knappen 23 Jahren schuf, hat, immer im Rahmen der gegebenen Möglichkeiten gemessen, in Deutschland, vielleicht in Europa, abgesehen vom Pontifikat einiger Päpste, z. B. Sixtus' V., nicht allzuviel seinesgleichen. Es muß in diesem Manne das Bewußtsein gelebt haben, daß ein Staat genau so wie ein Mensch einer Seele bedarf, um leben zu können, um mehr zu sein als ein Verwaltungsorganismus. Und der Sitz einer solchen Staatsseele ist ihre Hauptstadt, die wahre Trägerin der Politik. Ist diese Hauptstadt ein Wesen mit eigenem Leben, befähigt zu eigener Leistung im Rahmen der Menschheitskultur, so hat der Staat seine Berechtigung, auch wenn von diesem Leben und dieser Leistung sich nicht allzuviel ins flache Land ergießt. Das war das Geheimnis Venedigs, bei dem es schließlich immer gleichgültig war, ob ihm diese oder jene Alpentäler gerade gehörten oder nicht. Ludwig I. aber fand in den noch lose zusammenhängenden Landesteilen, die seinen Staat bildeten, eine solche beherrschende Stadt nicht. Daß er sie in zäher Arbeit, mit dem ganzen Fleiß des Genies und dem ganzen Qualitätsgefühl seines alten Blutes schuf, ist seine historische, kaum vorgebildete oder nachgeahmte Tat. Wenn unsere Tage noch mit einigem Anschein von Recht von einer bayerischen Eigenstaatlichkeit reden, so berechtigt sie hierzu nur das Lebenswerk des großen Königs, der aus seinem Land mehr schuf als ein Territorium, indem er seine Hauptstadt zu einem Herd von Ideen machte, die das ganze Land mit Stolz auf diese Stadt erfüllten. Denn wie das Mittelalter nicht die Einwohner einer Landschaft zählte, sondern nur die „brennenden Herde", d. h. die Haushaltungen, so schöpft eine Staatspersönlichkeit die Rechtfertigung ihrer Existenz nicht so sehr aus dem Alter einer Überlieferung als aus der Lebendigkeit einer besonderen Idee, die in ihr, und nur in ihr, in dieser Weise gepflegt wird. Der Kampf um Bayerns Eigenstaatlichkeit ist wesentlich verbunden mit jenem um Münchens „Niedergang". Und es ist dafür bezeichnend, daß dieser letztere lange nicht so sehr die Spalten der kulturellen als jene der politischen Zeitungen füllt.

Der geistige Kern des Werkes Ludwigs I. ist die Schaffung der Universität München, deren Hundertjahrfeier vor kurzem begangen wurde. Der Münchner Historiker M. Döberl hat aus diesem Anlaß dieser Tat des Königs eine Monographie gewidmet: „König Ludwig I., der zweite Gründer der Ludwig-Maximilians-Universität" (München 1926, R. Oldenbourg). Die kleine Schrift hat einen eigenen Reiz dadurch, daß sie einen bestimmten Teil aus der Stadtschöpfung des Königs herausgreift, gewissermaßen an einem klassischen Beispiel die Art und Weise zeigt, in der Ludwig I. an die Aufgabe seines Lebens heranging. Sollen wir untersuchen, ob sie allzu absolutistisch war, allzuwenig vielleicht in den Grenzen blieb, die die junge Verfassung vorschrieb? Ist es nicht viel wichtiger, daß sie wirksam war! Die Schrift redet von vielen sehr klugen Männern, aber keiner ist unter ihnen, dem man gleiche Leistung zumuten würde, wie dem Manne, den die Geburt an die Spitze des Staates stellte, und der durch seine Persönlichkeit dem Königtum mehr Glanz verlieh, als er von ihm im kleinen Lande erhielt.

Die Universität, die in Landshut ein ziemlich kärgliches Dasein fristete, neu zum Leben zu erwecken, war kaum möglich. Solche Restaurationsarbeiten waren auch nicht nach des Königs Geschmack. Daher war die „Verlegung" nach München ein euphemistischer Ausdruck für eine nahezu völlige Neugründung, als die der König selbst

sein Werk ansah. Nur wer von den Landshuter Professoren neu berufen wurde, durfte weiter lesen, denn für die Münchner Universität war nach des Königs Wunsch das Beste gerade gut genug. Ihm schwebte als Muster Deutschlands hervorragendste Bildungsstätte vor, die Universität Göttingen, die er als Kronprinz kennen gelernt hatte, und die selbst erst 88 Jahre alt, ziemlich frei war von dem mittelalterlichen Ballast, der die meisten deutschen Universitäten noch in ihrer Organisation drückte. Wer sich einmal darüber klar geworden ist, welche geringe Rolle die Dozentenschaft der deutschen mittelalterlichen Universitäten in der deutschen Geistesgeschichte spielt, wird sich bewußt, wie sehr Göttingen hier einen neuen Typus schuf, der von der Berliner Neugründung übernommen, nun auch in Bayern nach einer Verwirklichung strebte. Aus Döberls Schilderungen sehen wir, wie überragend der persönliche Anteil war, den der König an dieser Schöpfung nahm. Beraten durch seinen Minister Eduard von Schenk, seinen Leibarzt Ringseis und seinen Gewissensbeirat, den Bischof Sailer, aber in Widerspruch zu diesen, die katholische Überlieferung der Ingolstädter Hochschule nicht weiter aufgreifend, hat der König in wenigen Monaten in München eine Schar von Gelehrten vereint, deren Namen die deutsche Geistesgeschichte nicht vergessen wird. Wir nennen den Sprachforscher Schmeller, die Philosophen Franz von Baader und Schelling, den Feuergeist Görres und den jungen, ehrgeizigen Döllinger. Für Ästhetik und Literatur sollte Tieck gewonnen werden, der aber ablehnte. Daß man an Heine nicht dachte, der in München lebte, hat diesen veranlaßt, den König in seinen Versen so zu verunglimpfen, daß die Nachwelt fast ein bißchen vergaß, wie unendlich größer und tiefgreifender das Lebenswerk Ludwigs war, als das des Dichters, der ihn verhöhnte.

Fast interessanter als die Geschichte der Berufungen scheint aber jene der Satzungen der neuen Hochschule. Hier war mit der Abschaffung des allzu schulmäßigen früheren Betriebes, mit seinem Kollegienzwang und seinem Biennium philosophicum ein neuer Weg zu beschreiten, dem sich des Königs Ratgeber widersetzten. Hier hat sich Friedrich von Thiersch für die größere Freiheit eingesetzt und den in gleicher Richtung gehenden Wunsch des Königs gestärkt. Das Wort Ludwigs „Wir wollen der Jugend vertrauen" gab zunächst in dieser freiheitlichen Richtung den Ausschlag. Trotzdem ist Ludwigs Universitätsreform Stückwerk geblieben, da die Ereignisse des revolutionären Jahres 1830 dieses Vertrauen des Königs in die Jugend erschütterten. Das Werk trennte sich schnell von dem Mann, der es geschaffen, und trieb zu eigenem Leben. Was Ludwig seiner Universität mitgegeben hatte, war also doch mehr als Paragraphen und Satzungen gewesen, es war rotes, pulsierendes Blut, und so belehrend es sein mag, die Konflikte kennen zu lernen, die den König von seiner Hochschule trennten, so muß bei allem Ärger doch der König wie einst Pygmalion stolz gewesen sein, wie lebensschaffend der Atem seines Geistes gewesen war.

München aber trug zum erstenmal seinen alten Namen in das goldene Buch der Wissenschaft ein.

München. Dr. Erwein Frhr. von Aretin.

Vom Jahrbuch für die Sammlung Kippenberg

ist im Insel-Verlag der sechste Band erschienen. Gestützt auf die Schätze der für die Forschung immer wichtiger werdenden Goethe-Sammlung Anton Kippenbergs bietet er für wirkliche Goethefreunde eine Fülle von Anregung und Belehrung.

Gedanken

Der Marxismus betrachtet die Menschheit als eine Aktiengesellschaft, bei der das tote Inventar die Hauptsache ist.

*

Hinter jedem Baum steht ein Traumbaum, den die Dichter sehen. Lichtenberg hat bei Gelehrten den Traummenschen gesehn.

*

Der Egoismus der Gebildeten ist nicht geringer als der der Ungebildeten, aber sie verstehen es besser, von andern zu sprechen, wenn sie sich meinen.

*

Was man bei Kindern „ungezogen" nennt, nennt man bei Erwachsenen „nervös".

*

Die meisten, die vom Irrationalen sprechen, sind recht rational.

*

Die größte Vereinsamung ist es, wenn niemand mehr da ist, den man beschuldigen kann.

*

Mit niemandem ist Gott öfter verwechselt worden als mit dem Teufel.

*

Man soll sich nicht die Unterlassung derjenigen Schlechtigkeiten zum Verdienst anrechnen, zu deren Ausführung man keine Veranlassung hatte.

*

Die Lücken ihrer Bildung bezeichnen die Leute als Weltanschauung.

Der deutsche Erzähler

Philippi

Novelle von Josef Friedrich Perkonig

(3. Fortsetzung und Schluß)

Seele bei Seele

Das Haus wurde lebendig, Menschen regten sich hinter den Mauern, der Schrei hatte sie von Ketten gelöst, aus Träumen gestoßen, aus dem Schlafe erweckt. Mit dem Rufe des leidenden Bruders waren sie wieder ihres eigenen Daseins bewußt und teilhaftig geworden; tief in Schächte von Gleichgültigkeit, Not und derselben Angst verbannt, war ihnen jeder Lebenslaut eine Stufe der unsichtbaren Treppe, die ins Licht führte. Und da sie nun den Menschen hörten, weil sein Ruf durchdringend genug gewesen war, regten sich alle ihm entgegen und ihre Bewegung vereinigte sich zu einem einzigen großen Geräusch.

Philippi stürzte aus dem Musikzimmer, der Arzt kam aus dem Zimmer Nummer vier, eine Türe schlug im Windzug über die Schwelle zurück, Donner antwortete einem fahlen Scheine, die Hausklingel schrillte unter einer zuckenden Hand, Lärm brodelte auf der Straße vor dem Hause.

Kaum hörte Philippi die Klage Heydenreichs: „Er ist aus dem Fenster gesprungen." Unter seinen abeilenden Füßen krachten die alten Holzstufen. Langsam ging ihm der Arzt nach. Von einer Sekunde her war nun rund um ihn ein anderes Gebäude geworden, aus einem starren Zustand gerüttelt; es rauschte in den Mauern, und in den Gewölbschalen spülte ein unbestimmbarer Ton seinen leisen Widerhall aus.

Der Kapuziner, auch aus einem Raum in den anderen getrieben, weil schon der Wechsel allein manche Unruhe befriedigt, ging über den Gang durch die offengebliebene Türe des aussterbenden Schlafzimmers.

Heydenreich, mit dem Erscheinen des Priesters in der gegenwärtigen Lage eine besondere, niederdrückende Meinung verbindend, wich einen Schritt zurück und legte die Hand auf das Herz, als müsse er seinem jähen Aufruhr gebieten. „Ich bin noch nicht krank . . . ich darf noch hier bleiben", sagte er in einer rührenden Demut.

Der Kapuziner streckte ihm die Hand entgegen: „Zittern Sie nicht, fürchten Sie nicht. Ich bringe Ihnen kein Unglück."

Noch unter der Nachwirkung der furchtbaren Erlebnisse wies Heydenreich zum Fenster, vor dem die graue Nacht niederrann: „Dort ist er hinabgesprungen." — „Wann?" — „Früher." — Für sich sprach der Geistliche: „Darum der Schrei." Der Jüngling nickte. — „Warum tat er es?" — „Er hat sich vor der Ruhr gefürchtet."

Mühsam, widerwillig wagte der Kapuziner die Erkundigung: „Wie heißt er?" — „Schamin."

Durch seine hetzenden Fragen, die den Antworten Heydenreichs wie springende Tiere folgten, schien er eine Absicht zu verbergen. „Wieviele Schüler wohnen in dem Heim?" — „Fünfundzwanzig." — „Haben Sie gute Freunde darunter?" — Heydenreich zeigte trübsinnig auf die leeren Betten: „Gestern und heute sind drei aus dem Zimmer fortgegangen."

— „Und ihre Namen?" — „Höfling, Raupp, Schamin." — „Und wie heißen die Schüler im vierten Zimmer?" — „Söller, Trautenau, Schlosser, Meschik." — „Und ... und einen Heydenreich gibt es doch auch in diesem Heim?" Zu lange ward ihm der Name nicht genannt, — „Ja, der bin ich."

Der Ordensmann erschrak. So ist die Quelle für den Wanderer im unbekannten Gebirge, so grüßt der Verzagende über die letzten Kämme hin das verheißene Land. Sie prüfen Wasser und Landschaft, ob sie der Hoffnung entsprächen, wie Mensch in dem Antlitze des Menschen nach Versunkenem und Zukünftigem sucht. „Der bist du ... der sind Sie ..." Er legte ihm die Hände auf die Schulter. „Sie sind also Johannes Heydenreich?"

Manchmal findet in dem Irrgarten Seele zu Seele, dann rieselt schon durch jede leichte Berührung der Strom der Verwandtschaft. Der Jüngling bejahte erwärmt. „Wo sind Sie daheim?" — „Hier." — „Ich meine, wo Ihre Eltern wohnen?" — „Ich habe keine Eltern."

Der Mann sah abseits, während er bedauerte: „Das ist sehr traurig." — „Doktor Philippi ist mit mir so gut wie ein Vater." — „So ist Ihnen dieses Haus eine wahre Heimat." — „Ja."

Als spräche die ewige Ungestilltheit der Irdischen, ihm selber unbewußt, aus ihm, fügte er daran visionär: „Nur manchmal ..." Aber gleich wieder bei sich, stockte er. „Manchmal?" ermahnte ihn der andere, als habe er hier eine Beichte zu hören. — „Nichts", entgegnete sanft lächelnd Heydenreich. — „Betrachten Sie mein Kleid. Mir dürfen Sie alles sagen."

Langsam floß ein Angestautes ab: „Manchmal schaue ich meinen Kameraden traurig und ein wenig neidig nach. Sie gehen in ihre kleinen Dörfer hinaus; dort haben sie Flüsse, Wiesen, Berge. Es muß eigentümlich sein, dort länger zu leben; denn nach den Ferien kommen sie als andere Menschen zurück. Ich ..." er rang nach dem richtigen Ausdruck ... „ich rieche ... ja rieche dann an ihnen förmlich das Land." Der Zuhörende fühlte, daß der Knabe noch nicht zu Ende sei, und so störte er sein Schweigen nicht. „Der Schnee, der draußen in den weihnachtlichen Ferien fällt, ist ein anderer Schnee." — „Nein", widersprach der Betroffene, „es ist derselbe Schnee, man darf nicht aus Gnaden der Einbildung leben." — „Zu Ostern brennen die Feuer auf den Höhen und an den Bergen hallen die Schüsse der Auferstehungsfreude wider." — „Man muß ohne Lärm leben können." — Heydenreich hörte ihn nicht: „Und die Pfingsten sind von dem späten Duft der Linden erfüllt."

Der Kapuziner schloß die Augen. „Nichts davon ist mir fremd ... Ihr Heimweh geht nach natürlichen Freuden ... Ich habe sie einmal besessen ... Aber Ihre Jugend hat man bestohlen ... Sie haben recht: bestohlen." — „Nein", sagte der erstaunte Knabe. — „Sie verstehen Ihre eigene Sprache noch nicht ... Ihr Ohr ist nicht scharf genug, zu hören, daß ein Geheimnisvolles in Ihnen sich als Ihr Anwalt empört."

Philippi trat ein, atemlos und verstört: „Schamin braucht den Arzt nicht mehr. Vielleicht kann er Sie noch hören." Der Priester löste sich von Heydenreich: „Wo ist er?" Gewohnheitsmäßig fragte er nach dem Sterbenden. — „Unten im Dienstbotenzimmer."

Philippi, die Gegenwart des Zeugen kaum bedenkend, sprach zu sich: „Nun wird er Ruhe geben." — Heydenreich zitterte unter der Botschaft. „Er wird sterben?" — „Wahrscheinlich."

Ein trockenes Schluchzen würgte in dem Kameraden empor. „Er wollte es nicht anders haben", sagte Philippi dumpf. — „Darf ich zu ihm hinunter?" — „Nein, Heydenreich, bleiben Sie hier!" Philippi kam ganz nahe an ihn heran: „Nun wird es Ihnen wohl langweilig werden?" — „Nein, Herr Doktor." — „Haben Sie einen Wunsch?" — „Nein, ich danke." — „Die Türe werde ich jetzt natürlich nicht mehr absperren. Ihnen kann ich ja vertrauen." — „Ich werde nicht fortgehen." — „Ich weiß es."

Als er wieder draußen in dem Gange war, auf dem Wege zu einer der Leidensstätten, gedrängt vor allem zu Schamin, der auf dem Lager einer Dienstmagd gebettet lag, regungslos, kaum dem wissenden Auge noch als lebend erkennbar, unglückselig auf die Steine der Straße gestürzt, kam der Arzt die Stiege herauf. „Es ist zu Ende", verkündete er. — „Tot?" — „Der Kapuziner hat ihm eben die Augen zugedrückt."

Noch einmal, ehe er verging, hatte Schamin seine Augen geöffnet, nicht mehr, um abscheidend Gestalten und Dinge zu umfassen, wenn er auch in einem namenlosen Hunger sich an ihnen gesättigt hatte; sein entfliehendes Leben, erreichbar noch auf den Straßen des Blickes, tränkte sich noch einmal mit dem Lichte, in dem die Gewißheit von einem klaren Diesseits beginnt. Dann trat er ein in das dunkle Geheimnis.

Der Sohn Johannes

Unschlüssig, was er nun beginnen oder vollenden sollte, in all seiner Bevorzugung als Mensch dennoch nicht weniger ratlos als eine armselige Ameise im Kreise brennender Grasbüschel, kreuzte Philippi einige verworrene Schritte auf den Steinfliesen. Er hörte die Stimme des anordnenden Kapuziners, die in der Stille der Gänge hallte. „Stellen Sie das Kruzifix zu seinem Kopf."

Dann erschien auch er, auf den weichen Sohlen der Sandalen beinahe unhörbar, gleich einer Erscheinung der gespenstischen Nacht, auf der Stiege. „Haben Sie vielleicht eine Kerze im Hause?" fragte er.

Während Philippi sie holte, ging er in weiten Schritten hin und wider; seine braune Kutte warf sich um die Beine zu gotischen Falten. Stumm nahm er die Kerze in Empfang, aber dann drehte er sich, den Fuß schon auf der ersten Stufe, noch einmal mit einer ruckhaften Wendung um: „Glauben Sie, daß der Letzte da drinnen auch erkranken wird?"

Philippi erschrak, als bedächte er zum erstenmal eine grausige Möglichkeit. „Heydenreich?" sagte er ungläubig. — „Heydenreich." — Angstvoll tröstete er sich selbst: „Vielleicht, vielleicht auch nicht."

„Er darf nicht in dieser Hölle bleiben." — „Was wollen Sie tun?" Er zuckte die Achseln. — „Ich werde ihn mit mir nehmen." Er besann sich. „Nein, das geht nicht. Aber er muß unbedingt aus diesem Hause fort." — „Es gibt keine Möglichkeit, keinen Weg, den ich nicht bereits überdacht hätte." — „An seiner Jugend verging sich die letzte Sünde; es darf ihr keine mehr folgen." — „Sie wissen, jede Seuche umstellt uns mit Gesetzen. Jede Bestie hat ihre Handlanger." — „Ist dieser Ring denn nirgends zu durchstoßen?" — „Nein." — „Ist das nicht auch eine Abart von Mord?" — „Vielleicht." — „Jeder Atemzug, den er einsaugt, trägt tausend Tode."

„Mir würde mit ihm eine Zukunft sterben." — „Mir stirbt mit ihm eine Vergangenheit. Das ist mehr, denn ich bin einsam."

„Es ist mein Kind", klagte Philippi.

„Es ist mein Sohn", klagte der Kapuziner.

Jeder von ihnen hatte zuerst, ohne völlig wachen Sinnes zu dem anderen zu reichen, mit dem Bekenntnis sich selbst erinnern und erlösen wollen; laut war geworden, was sich, in der großen Aufwühlung an die Oberfläche gehoben, nun nicht mehr verheimlichen ließ. Dann horchten sie, wie in das helle Bewußtsein gestoßen, gegenseitig dem Abklingen ihrer Worte nach, mit aufgerissenen Augen einander anstarrend, sich irr wähnend, und doch den Laut der letzten Klage ungläubig in den Ohren.

Philippi rang in einem leidenschaftlichen Schauer: „Tauchen Sie Ihre Hände in Lysol und fliehen Sie aus diesem Hause, Hochwürden. Es ist eine Stätte des leiblichen und des geistigen Todes. In den Poren des Mörtels saß seit je die Brut des Grauens. Glauben Sie mir, daß es auch für sie ein Ostern gibt. Sie frißt sich in die Gedärme und heißt Ruhr, sie zerstiebt ihre Sporen im Herzen und wird Schmerz, Zweifel oder Heimweh genannt, sie dringt in das Hirn und mit Visionen beginnen Fieber und Wahnsinn."

„Es ist mein Sohn", wiederholte der Kapuziner mit der Ruhe über einem selbstverständlichen Besitz. — „Heydenreich?" — „Heydenreich."

Das Gewitter hatte in Philippi einen späten Nachhall: „Es ist eine üble Stunde für Späße."

Aber der Priester rührte an eine Vergangenheit, die, niemandem bekannt als jenen, die um ihretwillen leiden mußten, den Zweifler überzeugen sollte: „Der Knabe stand damals in dem Flur?" — „Ja." — „Sie haben einen Brief der Frau empfangen?" — Ja." — „Jährlich wird Geld an Sie gesandt?" — „Ja." Es waren drei entsetzte Bejahungen, auf drei Sprossen zur Verzweiflung emporsteigend.

„Sind es Zeichen genug?" Philippi stürzte an die Wand zurück und breitete seine Arme auseinander. „Wollen Sie mich an das Kreuz schlagen?" kreischte seine heisere Stimme.

Der andere blieb unerbittlich: „Drei Geheimnisse, die ich nicht aus der Luft gesogen haben kann, werden wohl für mich zeugen." — „Aber der Brief . . .", wehrte sich noch Philippi. „Er war eine Lüge . . . er mußte eine Lüge sein, denn die Frau brauchte Ihre Güte."

Philippi glaubte eine Lichtung in dem Dickicht zu sehen: „Sie irren, Hochwürden. Das Datum stimmt; es war eine Maihochzeit, und Johannes wurde am zwölften Februar geboren. Rechnen Sie."

„Johannes war eine Frühgeburt."

Philippi fühlte den Schweiß aus den Poren brechen: „Was Sie tun, ist Raub."

Auch die beschwörenden Hände des Priesters lösten nun ein Stück aus der Vergangenheit, auch aus seinen Armen wuchsen die Schatten längs der Mauern hin. Das Haus öffnete sich. Himmel wölbte sich über den zwei Menschen, die Gestirne kreisten zu ihren Häuptern.

Strom und Sommer

Im Unterlande, wo der Fluß, der einstens den Hut der Frau getragen und an das Ufer geschwemmt hatte, durch die breit gewordene Ebene rinnt, weil die Berge zurückbleiben und nur die geduckten Hügel noch manchmal an das Gewässer heranreichen, stehen nur wenige Brücken, denn die Dörfer sind arm, das Land ist einsam, aber ein Fährmann sieht beinahe zum Hause des andern, wenn seine scharfen Augen stromaufwärts oder -abwärts schauen. Viele Wege kommen an das Wasser heran, und das Boot des Fergen, manchmal auch für Roß und Wagen eingerichtet, an einem schwingenden, singenden Seile laufend oder aber, von der Strömung frei abgetrieben, setzt sie bis zum andern Ufer fort. Die Fährleute, von Wind und Sonne gebeizt, immer barhäuptig, stehen vor ihren Häusern und warten. Ihre Geschlechter sterben nicht aus, denn wer einmal den Fluß seit seiner Kindheit rauschen gehört hat, wer die Eisschollen knacken und reiben vernahm, die Schmelzwasser stürmen und wüten, der bleibt am Strom. Er kann die Gefahr nicht mehr missen, die sich in den drückenden Föhnnächten ankündigt, seine Hände vermögen nur an einem Gegenstande zu schaffen, der unter ihrer Tätigkeit beständig leise wogt, wie das Boot in den Uferwellen, die Joche der kleinen Brücke, die zum Schiffe führt, die Reusen, in die sich die Fische verirren. Seine Lunge muß den feuchten Atem des Flusses spüren, sein Herz nimmt allmählich den Rhythmus der Gewässer an.

Der alte Fährmann und sein Sohn schlafen in der Sommernacht. Der Drehorgelspieler war der Letzte, der heute ihrer Dienste begehrte; er hatte sich irgendwo in den Dörfern, von mildherzigen Almosengebern zurückgehalten, verspätet und konnte mit seinem Stelzfuß nicht schleuniger sein als zu einer gewöhnlichen Stunde. Der Sohn hatte ihn über den Fluß gebracht. Er horchte dem Abwandernden, dessen Holzfuß im gleichmäßigen Takt immer leiser auf den harten Weg aufstieß, nach, er sah die Fledermäuse fliegen, fühlte die wohltuende Kühle, die aus dem Wasser wehte, im Westen wetterleuchtete eine Wolke, unendlich ferne bellte ein Hund in einem Bauerngehöft. Es waren die Erscheinungen und Geräusche der sommerlichen Nacht, deren man, wenn man sich dafür nicht besonders erweckte, kaum mehr bewußt wurde. Sie alle zusammen hießen eben die Nacht an dem Flusse.

Immer des Anrufes von beiden Ufern gewärtig, ohne Recht auf einen unzerstörbaren Schlaf, hören sie jede ungewöhnliche Regung draußen im Freien, dem sie durch das offene Fenster noch näher gerückt sind. Schon der Tritt eines vorüberflüchtenden Wildes würde sie emporschrecken lassen.

Sie sitzen plötzlich auf ihren Lagern aufgerichtet. Etwas in der Nacht, das ihr nicht ureigen sein konnte, kein Schritt, kein Ruf, kein nachtwandlerischer Vogel stieß in seinem Flug gegen das Dach oder klatschte auf die Erde nieder, kein Wind schwoll stärker an, daß er mahnte, nach den Booten zu sehen, ob sie gesichert lägen. Sie horchen, aber ihre Ohren strengen sich vergeblich an. Dennoch fühlen sie mit ihren feinen Sinnen, daß sich in ihrer nahen Umgebung etwas ereignet habe. Auf ihrem Rundgang um das Haus finden sie ein ohnmächtiges Weib auf der Wiese, und der unerklärliche Laut war wohl ihr Seufzer gewesen.

Die zwei Männer, Vater und Sohn, die allein hausen, denn die Mutter war längst gestorben, pflegen das junge Weib, und ihre Hände werden allmählich von jener rührenden Zartheit, die auch unbeholfenen, robusten Menschen gegeben ist, wenn sie sich plötzlich zu einem besonderen, für ihre Art nicht vorgesehenen Dienste auserwählt erkennen.

Die seltsam Zugewanderte, die anfänglich um ihre Verheimlichung bittet und aus deren Flehen förmlich sichtbar ein unglückliches Schicksal schreit, will die Magd der Fährleute bleiben; sie bedingt sich als Lohn nur, daß sie niemals um ein Gewesenes gefragt würde. Die Männer, verwundert und machtlos, entwöhnt einer weiblichen Gegenwart und darum auch jedem ihrer Wünsche, jeder Laune verfallen, erfahren nur, daß sie tagelang das Land heruntergewandert sei und daß es sie, wenn sie tiefer zu den Menschen abirrte, immer wieder zum Flusse zurückgetrieben habe. Wäre er leise geronnen, so hätte sie sich ihm anvertraut, wie es ihre Absicht wollte; so aber war ihr sein Brausen zu laut. Stand sie nahe an ihm, um zu vollenden, dann übertönte er ihre Kraft; sie vermochte nicht, bewußt zu sterben, das rauschende Wasser mahnte zu sehr an seine Gegenwart. Bis er dann im späten Herbst heimlich und lautlos wurde, dachte sie längst nicht mehr daran.

Wo Mann und Weib nahe einem klingenden Flusse leben, der, beständiger noch als der Wind, an den Ablauf der irdischen Dinge erinnert, dort sinken sie einander zu; in der großen Gemeinde der natürlichen Geschehnisse lebend, können sie nicht anders, als die ewige Pflicht der Paarung zu wiederholen. Nur vor den Altar will das Weib nicht.

Der Arzt erkannte, als sich die Zeit des Weibes erfüllt hatte, einwandfrei eine Frühgeburt. Es war ein alter Landdoktor, auf seinen Gängen zu den Kranken oft über den Fluß wechselnd; Geburten sind die Spezialität dieser alten Herren, die gewöhnlich erst von den ratlosen und verzweifelten Hebammen geholt werden.

Der alte Fährmann starb im Winter; ein eisiger Wind, der längs des Flusses herabwehte, als er die zierlichen Brückenjoche tiefer in das seicht werdende Wasser hineinstellte und die Bretter darauf legte, damit man zu dem Schiffe gelangen konnte, brachte die Botschaft des Todes. Den Sohn aber, der einstens das Gymnasium durchlaufen hatte und, im Blute den Trieb und die Liebe der Ahnen, trotzdem neben dem Alten Fährmann und Bauer geworden war, in dem festen Glauben, einmal gleich den Vorfahren aus dem Hause am strömenden Wasser fortzusterben, riß das Weib aus dem Leben der glücklichen Flußleute. Er konnte, in seiner größeren Verwundbarkeit angewidert von allem, das ihn zu erinnern vermochte, den Strom nicht mehr hören. Er verkaufte das Haus und ging, durch die landläufige Meinung über die Zukunft von Verstörten bestimmt, nicht aus eigener Sehnsucht, in die stille Welt des Ordens.

Hinter ihm blieb in den Gegenden am Flusse die sagenhafte Geschichte von der Frau mit der weißen Leber zurück, aus wahrhaften Anfängen bald in eine umfangreiche Legende gesteigert.

Der Mensch, der sie in dem spukhaften, leidenden Hause beschwor, dachte daran, wie das Haus, um das die Sagen von den Wasserjungfrauen, den Nöcken und Schilfgeistern entstanden, eine Stätte von Laster und Gier wurde. Die Burschen strichen witternd herum,

um zu warten, wenn er an den Schiffen besserte oder die Leute über das Wasser führte. An Markttagen, wenn er nicht vom Flusse kam, weil sich, wenn er das eine Ufer erreicht hatte, auf dem andern Ufer schon wieder Ausfahrende oder Heimkehrende angesammelt hatten, war in seinem Hause Fasching der Lust. Man sah aus den Stuben auf die Fähre herab. Ein Weg kam über die Äcker zum rückwärtigen Hause her, in der Scheune verbarg sie die Ehebrecher, wenn das Boot zur Ruhe anlegte, oft irrte sie in den Wäldern wie ein brünstiges Wild. Der Mund der Gegend wurde erst lebendig, als sie mit dem Flusse dahinrann, nach Nimmerwiederkehr.

Groteske Musik

Philippi sagte dumpf: „Wir sollten eine Totenmesse feiern. Aus unseren Wunden brennen die Kerzenflammen, und das Hohnlachen wäre die Orgel." Er steckte mit der rechten Hand in der Luft über den Fliesen ein längliches Viereck ab. „Bauen wir eine Tumba in diesem Flur." — „Den Tod zwingt keine Lästerung", warnte der Kapuziner. — „Und das Leben verführt keine Lobpreisung."

„Sie werden nun begreifen, daß Heydenreich nicht hierbleiben kann." — „Heydenreich?" fragte Philippi, als wäre er die ganze Zeit über abwesend geblieben. — „Ich werde mit dem Amtsarzte reden." — „Er wird viel Sinn haben für das Fährmannsidyll", lachte Philippi, und sein Gesicht wurde die Fratze eines Irren.

Dann aber, als zwänge er sich zu einer grausamen Sachlichkeit, sagte er: „Es stehen sich also gegenüber: Meine Gewißheit und der Befund des Landdoktors. Das Geheimnis der Natur hat sich gegen Irrtümer noch immer nicht garantiert geschützt. Ich traue nur meinen gegenwärtigen Sinnen. Wir werden das Los entscheiden lassen." Der Priester stand stumm vor einem vermeintlichen Wahnsinn. Philippi nahm aus seiner Streichholzschachtel zwei Hölzchen: „Was bist du, Mensch Streichholz in meinen Fingern?" Er brach ein Hölzchen mitten auseinander und warf die eine Hälfte fort. „Heydenreich, du hast Glück, du kannst noch deinen Vater wählen." Der Kapuziner empörte sich: „Herr Doktor . . . !" Aber unbeirrt beendete Philippi: „Zwei Hölzchen, lang und kurz. Das lange ist der Vater." Er hielt dem Entsetzten die Hand hin, in der er zwischen Zeigefinger und Daumen das Hölzchen geklemmt hatte.

In diesem Augenblicke erlosch das Licht, sie standen schauernd im Dunkeln und suchten aneinander sich zurechtzufinden. „Es ist wohl eine Sicherung durchgebrannt", sprach der Kapuziner. — „Möglich. Es kann auch ein Zeichen sein", schloß Philippi daran. — „Still." Leiser Lärm drang aus dem ebenerdigen Flur herauf.

„Die dummen Dienstboten fliehen vor dem toten Schamin", erklärte Philippi verächtlich und entzündete das eine Hölzchen. Indem er die Flamme auf den Docht setzte, schloß er beziehungsreich: „Hier ist von dem langen Streichholz Feuer für Ihre Kerze."

Als das kleine Licht eben zum Leben gebracht worden war, trat der Amtsarzt aus dem Musikzimmer. „Höfling möchte Musik hören", sagte er. — „Ist es das Henkersmahl?" fragte Philippi. — „Er wird diese Nacht kaum überleben. Es ist der letzte demütige Wunsch seines Daseins."

Philippi klebte die Kerze auf das Klavier, öffnete seinen Geigenkasten und stimmte leise, behutsam die Geige. Er hielt sie, die in eine Verbannung getragen worden war, mit ausgestreckten Armen vor sich hin. „Du warst für Werbung laut, du hast Hochzeitsmusik gemacht, du hast Valet gespielt, nun wird über deine Saiten auch noch ein Totentanz gehen."

Der Kapuziner nahm einen von den Notenbänden und schlug ihn auf. Es war Musik von Johann Sebastian Bach, feierlich genug, ein Sterben zu begleiten. Philippi sprach zum Amtsarzt: „Nun werden wir brüderlich beisammen sein, brüderlicher, als wir wollen. Tauchen Sie in das Dunkel, stellen Sie sich in das Licht: immer wird Ihr Auge einen Bogen

wölben von mir zu ihm. Sie sind ein Fluchtpunkt, in Ihnen treffen sich Geige und Klavier; wahrscheinlich auch noch mehr."

Der Amtsarzt, den Zustand Philippis wohl zu erkennen glaubend, fragte ihn dennoch: „Was wollen Sie damit sagen?"

Aber Philippi strich schon die ersten breiten Noten des „Air". Und es hörten die sänftigende Musik Gesunde und Kranke, Stille und Besessene, und sie wurden wie die geschmeidigen Pflanzen im Bachbett, über die, sie nach seiner Richtung wehend, das Wasser rinnt. Und es zerfielen lautlos die Mauern, und es hoben sich, dünn wie Seifenblasenbögen werdend, die Gewölbe. Nacht, Musik und Menschenqual wurden ein einziges Wesen. Und es hieß: Werkzeug Gottes.

Gespräch mit dem Tod

Heydenreich saß still und ergeben in der Finsternis; die Lampe seines Zimmers hing an der gleichen Sicherung wie jene des Ganges, aber selbst sein Leben war vergessen über dem Tode eines anderen. Er hörte den Schlag des Blutes unter der Melodie der Instrumente, seine Lider wurden schwer, und seine Seele wanderte aus.

Im halben Schlafe war ihm ein Geräusch vernehmbar geworden, als ob sich in einer Ecke eine Stimme zum Reden bereite. „Ist jemand da?" fragte er ängstlich. — „Ein jemand ist da", meldete sich die Stimme. — „Wer sind Sie? Was wollen Sie?" — „Seltsam, daß die Menschen nie das Unbekannte vor sich haben wollen. Schon ihre erste Frage ist Abwehr." — „Ich verstehe Sie nicht", schauderte Heydenreich. — „Dann frohlocke. Endlich wieder einer, der unwissend ist. Mitten in dem Geschlechte der schaurig Vielwissenden. Du wenigstens für einen Augenblick glücklich Blinder."

„Wer sind Sie?" Eindringlicher tönte die Furcht des Jünglings. — „Deine armselige Begierde unterbricht mich immer wieder. Nun denn: Ich bin jemand und niemand." — „Was heißt das?" — „Ich bin alles, was du willst, deine Lippen geben mir den Namen und ich bin. Vielleicht bin ich nichts als eine Stimme, die aus einem dunklen Winkel tönt; das Grauen, das in einem erwärmten Holze knistert, die Einsamkeit, die dich bangen läßt. Ich bin deine Angst, deine Unruhe. Ich bin das Schicksal dieses Hauses ... oder aber, wenn du willst: ich bin auch die Ruhr." Heydenreichs stumme Abwehr streckte die Arme gegen ihn.

„Warum quälst du dich?" — „Ich werde Doktor Philippi rufen ... Sie müssen hinaus." — „Nenne mich doch brüderlich: Du. Hast du je zu Stille, Grauen, Langeweile, Tod anders gesagt als: Du?" — „Lassen Sie mich allein." — „Du bist verlassener als du glaubst." Er schaute auf die drei Betten der Kameraden.

„Heydenreich", sagte die Stimme dunkel und warm. — „Ja?" — „Wie viele hat die Ruhr aus dem Zimmer geholt?" — „Drei." — „Und wieviel waret ihr herinnen?" — „Vier." — „Bleibt also noch einer." — „Ja." — „Glaubst du, daß sie dich schonen wird?" — „Ich weiß es nicht." — „Sei nicht töricht." — „Ich weiß es wirklich nicht." — „Lasse dich nicht abschlachten wie Vieh." — „Was soll ich tun?" — „Die Tür ist offen." — „Aber das Haustor ist gesperrt." — „Zwänge dich bei dem Abortfenster hinaus." — „Ich darf nicht." — „Warum nicht?" — „Doktor Philippi sagte, daß er mir vertraue." — „Wird Doktor Philippi für dich krank sein?" — „Ich werde vielleicht nicht krank werden." — „Die Ruhr mag auch die braven Schüler." — „Mir ist ganz wohl ... Ich bin nur müde von den Aufregungen." — „Du mußt erkennen lernen: die Ruhr hat System. Zuerst Höfling, dann Raupp, dann Schamin ... Höfling ist nahe am Sterben." — „Nein", schrie Heydenreich. — „Ja, mittlerweile erreichte es den Dritten. Er wollte der Ruhr entfliehen, er ist ihr auf andere Weise verfallen. Es gibt keine Flucht." — „Hören Sie auf", schrie der Jüngling zum anderen Male. — „Dann kann der Zweite sterben, und der Vierte muß krank werden. Der Dritte ist schon tot, dann ..."

Heydenreich weinte: „Es ist entsetzlich." — „Langsam und unfehlbar." — „Ich halte es nicht aus." — „Du mußt wohl. Es war kein Glück für dich, daß gerade du bis zuletzt aufgespart bist."

Eine jähe Eingebung riß Heydenreich empor: „Ich brauche mich ja nicht martern zu lassen." — „Wie meinst du das?" fragte lauernd der Dämon. — „Ich verrate mein Geheimnis nicht."

Die Gestalt, noch dunkler vor dem schwarzen Hintergrunde der Nacht, ging auf Sohlen, die nicht irdisch klangen, zu dem Waschtisch und hob eine der Lysolflaschen, die dort standen, auf. „Gefäß des Friedens, dein dünnes Glas hält die Ewigkeit umschlossen", redete sie die Flasche an, während sie den Kork entfernte. Mit einer ausholenden Gebärde schien sie Dunst und Geruch aus ihr zu heben und im Zimmer zu zerstäuben. „Strömendes! Auch du Bruder von Wasser und Wein!" Und der Schatten reichte dem zögernden Heydenreich die Flasche. Er leerte sie mutig, obwohl schon die ersten Tropfen seinen Mund verbrannten und die Gier des Lebens, die in jedem Geschöpfe geduckt ruht, immer bereit, dem Tode in den Weg zu springen, sich aufbäumte. Er litt das entsetzliche Ende, das ihn auf dem Lager wie einen Fisch schnellen ließ und ihn, dabei seinen Leib für Sekunden in bleierne Regungslosigkeit bannend, mit dem Schmerze des getroffenen Jagdwildes durchglühte, tapfer und lautlos hinüber in die Ewigkeit.

„Mir war", erinnerte sich Philippi, die Geige absetzend, „als sei bei Heydenreich vorhin etwas zu Boden gefallen." Und eilig, weil er nun bedachte, daß er nach dem Verlöschen der Flurlampe sich um die Beleuchtung des Schlafzimmers hätte kümmern sollen, die Kerze in der einen Hand, die Geige in der andern, trat er bei Heydenreich ein. „Er schläft wohl", sagte hinter ihm der Amtsarzt. — „Wir werden ihn wecken müssen; man wird nun gleich das Abendmahl bringen."

Der Arzt schnupperte in den Raum, ließ sich nahe zum Bette leuchten und beugte sich zu dem Stummen nieder. Er schüttelte den Kopf: „Nicht zu glauben." — „Was?" fragte Philippi gespannt. — „Er ist tot." — „Unmöglich." Der Arzt zwängte Heydenreich, an dem sie nun im Lichte erkannten, wie gekrümmt er liege, die Lippen auseinander und roch hin. „Er hat Lysol getrunken." Als er sich im Zimmer umsah, stieß sein Fuß an die Flasche. „Hier.. die ganze Reserveflasche ... sie ist leer."

Philippi kniete zum Bette hin und jammerte leise: „Johannes ... Johannes."

Auf der andern Seite beugte sich der Kapuziner nieder und zeichnete dem Toten drei Kreuze auf die Stirne, Mund und Brust. „Gott gebe dir die ewige Ruhe und das ewige Licht leuchte dir."

„Amen", vollendete Philippi und schrak in der Stille zusammen, aus der seine eigene Stimme, von dem Körper gelöst, gekommen schien.

Der Arzt mahnte trocken: „Wir müssen an das Gericht telephonieren, damit wir gleich das Protokoll aufnehmen können."

Philippi bekannte geheimnisvoll: „Nun werde ich mir für das Begräbnis die letzten Beweise vom Notar Pontus holen." — „Pontus?" — „Er hat mir einen Brief geschrieben." Vergeblich suchte er ihn in allen Taschen. „Der Brief ist nicht mehr da. Seltsam." — „In dieser Stadt gibt es keinen Notar Pontus." — „Es gibt einen ... Es muß einen geben." In der Hartnäckigkeit des Verzweifelnden ging er fort, etwas zu holen, das für ihn zeugte.

„Er muß hohes Fieber haben", sagte der Arzt hinter ihm her. — „Infektion?" — „Wahrscheinlich."

Philippi kam mit einem dicken Buche zurück. „Suchen Sie in dem Adreßbuch: Notar Pontus." — Der Arzt fragte den blätternden Kapuziner: „Ist unter den Notaren des ganzen Landes einer mit dem Namen Pontus?" — „Nein." — „Er brachte mir doch den Brief von ihm", sagte Philippi traurig. — „Wer?" — „Der Fremde." — „Sie phantasieren."

Philippi leuchtete auf den Gang hinaus. „Er hat den Schlüssel zum Kirchenchor genommen; er wird noch auf dem Chore sein. Er muß endlich aus dem Hause fort. — Der Arzt stellte fest: „Der Schlüssel hängt hier." — „Aber ich habe doch mit dem Fremden geredet." Fassungslos

schüttelte er den Kopf. Starr eine Fläche des steinernen Bodens betrachtend, als müsse, von dem eindringlichen Blicke gerufen, die Erscheinung neuerdings aus der Stelle emporwachsen, sank er sichtbar in sich zusammen.

„Sie träumen", sprach der Arzt behutsam. — „Ich träume nicht." Sein Mund hauchte es nur. — „Wir träumen alle."

Der Priester schickte sich an, die dunkle Stiege hinabzuschreiten. Philippi hörte in seine Verfallenheit nicht die Stimme: „Nun haben wir genug vom Leben; laßt uns vom Tode zum Tode gehen."

Ende

Begegnung auf dem Riesengebirge

Erzählung von Erwin Guido Kolbenheyer

(2. Fortsetzung und Schluß)

Er nahm ihre Hand für einen kurzen Druck und sagte beruhigter: „Ich will weiterreden, kurz machen. Also: ich empfinde es als eine Schwäche, daß ich nicht fähig bin, mein persönliches Verhalten geschickt genug einzurichten, um . . . um mich durchzusetzen. Mein Leben steht meinem Werk im Wege."

„Das kann ich nicht verstehen. Ist Ihr Werk gut, dann muß es selber wirken."

„Ja, ich handle ganz nach diesem Glauben, Baronin. Aber der Glaube ist falsch, wenn man ihn so allgemein anwendet. Ist ein Werk an die äußersten Grenzen gelangt, dann muß sein Meister die Möglichkeit erhalten, das Werk auf die Probe gestellt zu sehen, auf die Probe der Lebenswirksamkeit. Ein Ingenieur, der ein weittragendes Geschütz berechnet und bis auf den letzten Teil durchkonstruiert hat, muß das Geschütz gebaut sehen und muß mit ihm schießen können, sonst bleibt seine Erfindung eine drängende Belastung für ihn, und er kann unter dem Drucke dieser Belastung nicht weiter. — Es ist eine der feinsten Intrigen des Geisteslebens, daß man Meister von solchen Wirksamkeiten ausschließt, über die hinaus sie erst weiter können, ohne die sie allmählich verstummen müssen. Das ist der innerste, ewige Kampf der Talentchen gegen das Geniale. . . Aber zurück! Ich verrammle mir, weil ich keine persönlichen Konzessionen zu machen verstehe, den Weg zum Wirkungsfeld. Meinen Hörern bin ich ein unnahbares Kuriosum und meinen Kollegen ein Mensch ohne Umgänglichkeit, abstoßend, kritisch, peinlich. Lebe ich nicht mehr, wird man vielleicht den Rest, meine Bücher, schätzen lernen. Aber das Leben meiner Bücher, das Leben von Büchern überhaupt, wäre kein Grund sich umzubringen, nicht wahr?"

„Natürlich nicht. Erst recht nicht."

„Was aber, wenn alles, was ich bisher geschaffen habe, nur Vorbedingungen wären, nur Anläufe zur Vollendung meines eigentlichen Werkes, sollen es auch Anläufe sein, die bis an die Grenze reichen! Von der Grenze aus müßte der Sprung geschehen. Glauben Sie mir: es sind größte, bedeutendste Leistungen in der Geschichte des Menschengeistes unterblieben, weil den schaffenden Naturen das Ja ihrer Menschheit gefehlt hat; denn alles, was geschaffen wird, muß zur Menschheit zurückkönnen, und die muß es in die Sphäre der Vollendung reflektieren. Letztes, Bedeutendstes kann nicht aus der völligen Vereinsamung wachsen. Und ich bin nicht imstande, meine Einsamkeit zu brechen. Da haben Sie mein Schicksal."

Sie sah zu Boden, ging Schritt für Schritt und wartete lange. Und er merkte unter wachsender Beunruhigung, daß er ihr Schweigen schwer vertrug.

„Ja," sagte sie endlich, „was soll ich Ihnen sagen? Vorhin, dort oben, haben Sie mich recht erschreckt. Jetzt können Sie mir leid tun."

„Wie meinen Sie?"

„Leid können Sie mir tun. Sie haben ja nie für einen Menschen gelebt, Sie haben nie einen Menschen wirklich lieb gehabt. Darum glaubt auch niemand an Sie. Grauslich, so was!"

Fassungslos sagte er: „Ja . . Baronin . . woher wissen Sie . . vermuten Sie das?"

„Weil es solche Menschen auch bei uns gibt. Das sind die Ewig-Korrekten, die Egoisten. Eiskalt überläuft es einen. Menschen, die sich was vorheulen können aus Wehleidigkeit über ihr Schicksal, das heißt über ihr eigenes Herz. Aber rührt man das an, dann kriegt man Blasen auf den Fingern, als hätte man in Brennessel gelangt."

„Sind Sie nicht . . . Sie sind ein wenig schnell und hart, Baronin!"

„Natürlich. Wie soll ich denn sonst mit Ihnen sein? Sie wollen sich ja umbringen."

Darin lag nun ein Ton, der ihn stutzig machte und eine aufquellende Bitterkeit unter zorniger Überwallung erstickte. Sie mahnte ihn, als könne sie solch eine Mahnung schon unbesorgt wagen.

„Spielen Sie nicht," sagte er brüsk. „Ich bin nicht so läppisch."

„Sie halten sich also nicht für den besten, noch für den genialsten Menschen?"

„Weder für den besten noch für den schlechtesten."

„Dann dürfen Sie sich auch nicht umbringen. Diese Freiheit kann man nur den besten oder genialsten, vielleicht auch den schlechtesten Menschen gestatten."

„Warum?"

„Weil die wirklich allein sind."

Allein sind . . . allein. Das waren die Worte von gestern vor dem Kirchlein Wang. Und wieder eine Frau sagte ihm das. Er blieb stehen, sah sie finster an:

„Ich bin allein."

„Nein. Nicht mehr."

„Was soll das heißen?"

„Das heißt: ich weiß davon. Sie haben gesprochen."

„Und was sonst?"

„Was sonst? — Können Sie so ohne weiters ein Leben belasten? Ich weiß doch davon!"

Er hob den Stock und wischte mit dem Rücken seiner Faust über die Stirn.

Sie beobachtete ihn ängstlich.

Eine Weile standen sie noch. Dann merkte er, daß sein Atem schnob, als stiege er einen steilen Hang aufwärts. Er öffnete den Mund, starrte in das Tal.

„Ich bin in eine Falle geraten," brachte er mühsam vor.

Und sie rief frei heraus: „Gott sei Dank!"

„Ja, Baronin?"

„Soll man sich nicht freuen, wenn einer Vernunft annimmt?"

„Und Sie glauben wirklich . . . Sie denken, so in aller Eile . . auf einem kurzen Weg . . . . . nach ein paar Worten . . ."

„Ach was, Professor, lang — kurz! Konzentriert muß man erleben können! Mir kommts vor, als ob wir schon eine halbe Ewigkeit miteinander wären."

„Vergessen Sie doch nicht, daß . . . ja, mein Gott, Sie machen es mir wirklich nicht leicht! Daß ich spreche! Sprechen muß!"

„Ja, bitte, bitte, sprechen Sie nur, Sie haben zu lang geschwiegen, weil Ihnen niemand zugehört hat."

„Vergessen Sie doch nicht, daß ich keinem Einfall folge, keiner Stimmung, keiner trüben Laune. Solch ein Entschluß . . . ah, es ist natürlich das Wort Entschluß ein ganz jämmerlich elendes Wort für das, was ich sagen will, es steckt ein falsches Pathos in dem Wort Entschluß . . . aber, also . . . es handelt sich doch in mir um eine lange, peinlich lange Entwicklung, um einen Zustand, der allmählich geworden ist, nicht um den Anfall einer fixen Idee! Sie

glauben nicht, wie schwer es mir wird, davon zu reden. Kurz: ein Lebenszustand kann nicht durch eine kleine Unterredung beseitigt werden."

„Natürlich nicht, Professor, ein Zustand kann nur durch einen andern abgelöst werden. Beseitigt kann er nicht werden. Der g'hört Ihnen schon für alle Zeit. Aber wechseln kann er."

„Wie meinen Sie, bitte? Wie?"

„Wechseln. Ihr Zustand ist so gewesen. Sie sind bis aufs Blut sekkiert worden und haben das satt bekommen. Sie waren für sich; da ist man schnell fertig. Nein, bitte, ich meine nicht leichtsinnig schnell, bewahre, aber so verhältnismäßig schnell. Mit sich selber, da wird man eben schneller fertig, verhältnismäßig. Jetzt aber ist noch ein anderer Mensch in diesen Zustand hineingeraten. Sie können doch nicht verlangen, daß der andere Mensch Zeit seines Lebens den fürchterlichen Gedanken schleppen soll, es hat sich einer umgebracht, der ritterlich an dir gehandelt hat, und du hast davon gewußt, ehe es geschehen ist, und du hast nicht Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt, daß solch ein Unrecht . . . solch ein Unglück, will ich sagen, nicht geschieht. Können Sie das verantworten?"

Gregor Arthaber schwieg. Die kleine Baronin wartete nicht lange.

„Wissen Sie, Professor, es ist aus, aus ist's mit der Ästhetik von Ihrem Selbstmord. Endgültig. Das will ich Ihnen nur sagen. Sie müssen reinlich sein können, wenn Sie Hand an sich legen wollen. Aber das geht nicht mehr gut. Es wäre nicht nur, Verzeihung, eine Feigheit vor dem Leben, jetzt ist es auch ein Unrecht an mir. Ich hätt' keine Ruh' mehr."

Er stand stocksteif und blinzelte über die Welt hin. Die lag tief unten ausgebreitet, klarer verblauender Frühlingshauch über ihr, unendlich zart, makellos rein. Der unlautere Menschenwille, der die Niederung durchlärmte, war bis auf stille Spuren wie von Bildnerhand beruhigt, fast aufgehoben.

Die Baronin ließ Gregor Arthaber eine Weile stehen. Sie fürchtete sich vor dem nächsten Wort. Aus dem Gesicht dieses Menschen war nichts abzugewinnen.

„Ich bin aufdringlich, was?" fragte sie endlich.

Er fuhr zusammen, aber er sah sie nicht an und öffnete nur die Augen weit.

„Nein", war die kurze Antwort.

„Denken Sie nicht, Professor: Ich gebe der Person vor der Hand eine Beruhigung, was dann weiter geschieht, ist meine Sache."

Er faltete die Stirn und sah sie an, daß sie den Blick abwenden mußte.

„Denkt man in Ihren Kreisen so?"

Sie errötete heftig.

„Ja, das . . . das kann schon vorkommen."

„Ich will Sie nicht verletzen, Baronin."

„Ich Sie ja auch nicht", antwortete sie sehr sanft.

Da reichte er ihr mit einer raschen Bewegung den Browning hin.

„Nehmen Sie. Genügt das?"

Sie sah ihn hell an, aber er blieb trocken, gespannt. Ihr Blick wurde wieder matt.

„Wo soll ich denn hin damit. Behalten Sie nur. Ihr Ehrenwort will ich."

„Und was stellen Sie dagegen?"

„Ich?"

„Sie."

„Daß ich Ihnen dankbar bin, daß Sie mir meine Ruhe wiedergegeben haben . . . daß ich . . . ist Ihnen das nicht genug, Herr Professor?"

„Mir hat noch niemand in mein Leben gegriffen wie Sie. Ich war fertig mit mir und den andern. Sie haben mich zurückgefordert, und Sie haben es ohne Vorbedacht getan, mutig und voll Vertrauen zu mir, zu mir, den Sie nicht kennen."

„Ich kenn' Sie schon."

„Glauben Sie, daß ich Sie vergessen könnte, wenn ich leben soll?"

Sie war todblaß, sah ihn ratlos an, stammelte: „Bitte, machen Sie sich nicht schlechter ... als Sie sind. Bitte, keine solchen Fragen ... Sie dürfen mich nicht überrumpeln ... gut sein, ritterlich bleiben!"

Er bot ihr die Hand, sie ließ den Stab fallen und reichte ihm die Hand. Er neigte sich leicht, hob ihre Hand an seinen Mund, fühlte ihr leises Beben. Dann bückte er sich langsam, holte den Stab auf.

„Darf ich Sie vollends begleiten, Baronin?"

Sie nickte nur und sie gingen schweigend. Das Baudenhotel stand nahe vor ihnen.

Da kam der Fabrikant mit Rucksack und geschulterten Skiern aus dem Tor, sah die beiden und fuhr zurück.

Sie blieben stehen und wandten sich ab mit der gleichen selbstverständlichen Bewegung, als gäbe es diesen unangenehmen Herren überhaupt nicht. Gregor Arthaber wies ins Tal und nannte mit deutlicher Stimme einige Ortsnamen, kam auch auf das Kirchlein Wang, das die Baronin nicht kannte. Und dann war der andere schon weit entfernt.

Sie gingen durch das Tor in die Vorhalle. Arthaber stellte die Skier an die Wand. Sie lehnte die Stäbe daneben.

„Kann ich Sie mit unserer Hühnermeier bekannt machen? Sie wird mich schon erwarten."

Er überlegte.

Der Raum, in dem sie standen, war unfreundlich. Er glich mehr einer Tenne als dem Eingang zu einem immerhin wohlversehenen Gasthause. Rohes Balkenwerk waren die Wände und die Decke, der Boden ein Lehmestrich voll Nässe und Schneespuren. Das Sportgerät der Gäste lag und lehnte an den Wänden.

Arthaber sagte mit einer etwas verhaltenen und verdrießlichen Stimme, während er seinen Blick über die gerümpelhafte Anordnung ziehen ließ: „Liegt Ihnen daran, Baronin? Vielleicht auch einer letzten Beruhigung wegen? Wünschen Sie aus unserer Begegnung eine Konvention zu machen?"

Das hatte sie nicht erwartet. Er wollte sie nicht entkommen lassen, zwängte sie von einer Befangenheit in die andere. Was konnten da Beruhigungen nützen! Er bringt sich um, wenn sie ... wenn sie nicht in allem und jedem das äußerste Feingefühl wahrt. Das bedrängte sie. Hier, bei diesem störrischen Menschen gilt ein Versprechen nur, wenn man selber sich des Versprechens würdig erweist, er läßt es einen verdienen. Prachtkerl eigentlich! Wahrscheinlich, ja wahrscheinlich ein famoser Kerl ...

Sie sah ihm in die Augen und fragte: „Was soll denn werden?"

Da glitt zum ersten Male ein Freudenschimmer über sein Gesicht. Aber er sammelte sich rasch wieder.

„Was werden soll? Wie könnte ich Ihnen das heute sagen! Ich weiß es selbst nicht. Nur eines: Sie haben mich zurückgerufen, Sie müßten mir das Leben auch bestätigen."

„Bestätigen?"

„Ich kenne die Hand noch nicht, aus der ich es zurücknehmen soll."

Sie senkte den Kopf, wieder bange. Dann sah sie mit einem raschen Fluchtblick um sich.

„Kommen Sie noch einen Moment," sagte sie hastig. „Da ist es scheußlich . . und die Leute ..."

Sie ging einen Schritt voraus, er folgte und sah zu Boden.

„Ich will Sie nicht verwirren, Baronin, ganz im Gegenteil. Wir sind einander begegnet wie zwei Überlebende nach einem Schiffbruch. Sie sind zu — verzeihen Sie — zu hübsch, zu schön, zu graziös — bitte sehr zu verzeihen — daß sich Ihr Wesen nicht hätte nach diesen Talenten bilden müssen. Eine Frau kann solchen Geschenken ihrer Natur nicht entgehen. Kein Zweifel, daß Sie seit Jahren heftig begehrt worden sind; sagen wir einfach: Sie waren überall von Verliebten umgeben. Bitte, werden Sie nicht ungeduldig! Aber Sie haben mir Zeichen eines

Freimutes gegeben, der . . . der über das alles hinausreichen kann. Bitte, nur noch ein paar Worte! Ich weiß, ich werde mir nur schaden. Ich bin ein Deutscher. Ja natürlich, das sind Sie auch. Auch eine Deutsche. Aber ich bin einer von den deutschen Kulturbarbaren, und die stehen einem Freimut, wie Sie ihn aus österreichischem Boden empfangen haben und spielerisch verschenken, mit der Befangenheit ihrer unkünstlerischen Blöße gegenüber. Ja, niemals ist mir das so klar geworden, wie in diesem Augenblick. Wir stehen Ihrem östreichischen Freimut und Herzenstakt gegenüber mit der Gefühlswidersetzlichkeit der Unbegabten . . . ."

„Aber — wissen Sie? — Das, was Sie grad da sagen, das ist lieb," kam es froh zurück.

„Ja — Sie sagen: lieb. Baronin, es ist aber leider nur: richtig. Sie sehen, ich bin unverbesserlich, verstockt. Kurz: wir können uns der Angst nicht erwehren, wenn wir . . . wenn wir, beglückt und beschenkt, solchen Freimut und Herzenstakt uns gegenüber erleben — wir können uns der Angst nicht erwehren, daß man uns leichtsinnig behandelt, leichtfertig, frivol."

„Das weiß ich alles, Professor, aber ich hör' es sehr gern. Und Sie dürfen glauben, daß wir in Österreich darum doch Deutschland nicht weniger lieben. Ja, wir lieben Deutschland mehr, als Deutschland uns lieben kann, weil wir wissen, der Deutsche ist aus einer, Sie sagen ganz gut: barbarischen — ich sag' lieber: aus einer jungenhaften Befangenheit arrogant."

Sie hielt ein wenig zurück und fügte langsam bei: „Sie werden das, was ich Ihnen jetzt gesagt habe, nicht einmal hoch genug einzuschätzen wissen: ich stamme von altem, österreichischem Adel."

Da fühlte Arthaber, daß sie ihm doch zu entschlüpfen drohte. Und erregt merkte er seine Angst.

„Nein, nein," stammelte er, „ich weiß es zu schätzen, aber, Baronin — Sie sind wirklich keine schlechte Fechterin — darauf wollte ich nicht hinaus."

Er senkte den Kopf und verstummte. Es war gut, daß er sie in diesem Augenblick nicht ansah.

„Ich weiß, worauf Sie hinauswollen," meinte sie ärgerlich. Er horchte gespannt. „Sie wollen Ihr Leben nicht aus der frivolen Hand einer Österreicherin zurücknehmen. Da möcht' es nicht viel wert sein. Wenn ich groß, dürr, blondzopfig und brillentragend wäre und von einer Befangenheit in die andere fiele, mir keinen Rat wüßte Ihnen gegenüber, da ginge die Uhr recht. Sie vertragen keine Grazie. Was der Bauer nicht kennt, frißt er nicht."

Sie biß sich auf die Lippen und fügte doch kein deckendes Wort hinzu. Und er hätte diese Empörung so gerne weiter gehört. Er wußte schließlich für sich nichts Besseres vorzubringen als die langsamen Worte: „Ich bin Ihnen gegenüber ratloser, als Sie glauben."

„Sie können doch nicht erwarten, daß ich Sie aufkläre, Professor!"

„Ich weiß, ich habe von Ihnen nur die Forderung zu erwarten, daß ich Sie nicht mehr beunruhige. Sie, die Mitwisserin. Alles andere wäre, wie Sie sagen, unritterlich. Sie halten da eine sehr hübsche, uneinnehmbare Position. Ich war unbedacht, schwach, habe gesprochen. Sie haben nach den Eingebungen Ihres Herzens gehandelt, gut und menschlich. O, ich werde Ihnen keinen Fehlzug nachweisen können, ich muß Sie für Ihren Freimut verehren! Aber hat das alles für Sie eine tiefere Bedeutung? Was daran für mich Leben und Tod ist, braucht für Sie nur Anlaß zu einer herzlichen Geste zu sein. Ich bin gebunden, Sie sind frei. Ich habe den schlechtesten Einsatz gestellt: mein abgelöstes, abgewandtes Leben. Sie haben die sittlichen Gewalten der ganzen Menschheit auf Ihrer Seite. Und jetzt, da ich geschlagen bin, diktieren Sie den Frieden. Verlangen Vertrag und Ehrenwort bei bedingungsloser Unterwerfung! Und dann, dann ist der Fall erledigt, für Sie erledigt! Sie haben mir da oben gesagt, daß bei Ihnen alles schnell ginge. Sehr wahr. Schnell, äußerst schnell. Es gibt Naturen, vor denen die Menschen offen und bloß werden, und die trotzdem keine Schuld daran tragen und an den Entblößten vorüberschreiten können, ungebunden, frei, ja harmlos frei, und die andern, die Bloßen, tragen ihr Leben lang an der offenen Wunde. . . Ich werde Sie nicht vergessen können, Baronin. Und Sie, Sie verlangen nur eine Beruhigung."

Er redete immer rascher, immer mehr erbittert, redete an ihr vorbei, Unmut auf der Stirn, Empörung in den Augen. Sie hatte ihm gleich ins Wort fallen wollen und wurde nun froh, daß es nicht geschehen war.

Sie sah ihn ebensowenig an, wie er sie. Alles hatte er nach Schlesien hineingeredet. Und sie schickte ihm ihre Antwort auch über die abfallenden Wellen in das flache Land, als spräche sie nur zu sich.

„Na also! Hat auch Blut in den Adern und nicht nur Froschlaich!"

Das riß seinen Kopf hinüber. Allein sie strafte mit einem feinem Lächeln ohne Spott, ohne Herausforderung, die eigene Drastik Lügen, und er wurde bedachtsam, obgleich er danach zitterte, zu einem Ende zu kommen.

„Was wollen Sie von mir, Baronin?"

„Geben Sie mir ein Pfand."

„Pfand?"

„Ihr Ehrenwort geben Sie mir nicht. Sie haben ganz recht, das müßte ich mir eigentlich erst verdienen. Und Sie reden, als ob wir Krieg geführt hätten: uneinnehmbare Position, Friedensdiktat, bedingungslose Unterwerfung. Gut also: Krieg. Aber wollen Sie denn wie unsere Diplomaten Anno neunzehn in aller Eile übersehen, daß der böse Feind auch seine Angst ausgestanden hat? Glauben Sie, daß ich in meiner österreichischen Frivolität vergessen könnte, wie unbedingt und taktvoll Sie mir in einer sehr peinlichen Lage beigesprungen sind?"

„Ah! das war doch . . ."

„Selbstverständlich, natürlich. Für Sie muß das selbstverständlich gewesen sein. Aber für mich nicht."

„Es wäre mir lieber, Sie sprächen nicht davon."

„Ja, das glaub' ich Ihnen, und es läßt sich doch nicht vermeiden. Ich will ein Pfand dafür, daß Sie sich nichts antun."

Dies sagte sie leise und fest vor sich hin. Und er wußte soviel wie ehedem. Aber oben lag der gelbe Umschlag, sein Testament.

„Gut," meinte er rasch, „Sie sollen eines haben."

Sie witterte auf. Ihre Augen trafen die seinen, und sie waren so erwartungsvoll und ernst, daß sein Entschluß wieder schwankend wurde. Er sah weg, er hätte sonst nicht ruhig sprechen können. Es schien ihm, als setze er sein Leben erst jetzt auf das Spiel. Wahrhaftig, sie hatte recht: allein wird man schneller fertig.

„Ich möchte Sie fragen, Baronin, ob ich an Sie schreiben darf und ob Sie mir antworten werden. — Bitte, entscheiden Sie nicht sogleich, nicht schnell!"

„Gewissensfrage also!"

„Ja."

Und nun schwiegen sie beide eine bange Weile. Dann sagte er:

„Ich könnte Sie jetzt nicht mehr bitten, mit Ihnen bleiben zu dürfen. Ich muß — Zeit gewinnen, Raum gewinnen, Distanz nehmen. Nicht von Ihnen, Baronin, von mir selber. Ich — soll — mein — Leben aufnehmen."

„Ja," sagte sie.

„Das wird mich einiges kosten. Und ich mache das mit mir ab. Es wäre aber unerträglich, wenn sich jetzt Alltägliches zwischen uns stellte. Sie sollen mir nur erlauben, nicht gleich, nicht jetzt, daß ich Ihnen schreibe. Sie wollen ein Pfand . . . inzwischen . . ."

Sie nickte.

„Ich will Ihnen ein Pfand senden, gleich dann, bevor ich gehe. Es ist ein großes, gelbes Kuvert. Darin ist das, was man hätte finden sollen, wenn . . . wenn Sie mir dort oben nicht begegnet wären."

Sie war sehr ernst, und er bemerkte, daß sie um Kinn und Mund schon zarte, frühe Linien trug, die ihr Alter verrieten. Das erfüllte ihn mit Zärtlichkeit, die er nur schwer bezwingen konnte.

„Ich bitte Sie, Baronin," flüsterte er leise, „den Umschlag nicht zu öffnen, alles wirklich nur als Pfand zu behalten, falls Sie mir gestatten wollen, Ihnen zu schreiben. Ich gehe dann

gleich. Sie brauchen mir nur Ihre Adresse nachzusenden. Falls Sie aber nicht wollen, daß ich Ihnen schreibe, dann, bitte, öffnen Sie, lesen Sie und senden Sie mir das Schriftstück nach Breslau. Mein Name und meine Wohnung stehen auf dem Umschlag."

„Wie heißen Sie?"

„Arthaber."

„Wie heißen Sie eigentlich?"

„O, es ist ein altväterischer, etwas anspruchsvoller Name . . ."

Er nahm ihre Hand, küßte die Hand und ging mit schnellen Schritten davon. Sie folgte langsam, als dürfe sie ihn nicht stören.

Die Baronin Theo Warthängen fand in ihrem Zimmer das Fräulein Doris Hühnermeier über der Lektüre eines jener Gesellschaftsromane. Fräulein Hühnermeier erhob sich nervös und gespannt, aber sie wußte den Gefühlsabstand zu wahren.

„Hab' ich Sie warten lassen, Liebe, und hungern?"

„Wir werden noch serviert bekommen, wie ich vermute."

„Ja, natürlich. — Ungeduldig gewesen? Sehr?"

„Keineswegs. — Wollen Sie sich noch umkleiden, Theo?"

„Meinen Sie nicht?"

„Wir sind in einem Touristenetablissement, Baronin."

„Hm — Baronin. Ich hab Sie also doch zu lang hungern lassen, Liebes, Gutes? Aber die Hände, die erlauben Sie doch?"

„Bitte, Theo . . . kann ich Ihnen bei der Toilette helfen?"

„Nein, nein, ich bleib' schon so. Na ja, es geht auf zwei. Armes Hühnermeierl!"

„In meinen Jahren ist der Organismus seinen alimentären Ansprüchen gegenüber nicht mehr so impulsiv, auch wenn eine gewisse Regelmäßigkeit erwünscht erscheint."

„Dunnerschlag! Wieder gut sein!"

Es wurde geklopft. Da die Baronin beim Waschbecken stand, eilte Fräulein Hühnermeier lebhaft zur Tür. Man hörte ihre Stimme:

„Der Baronin? Ich glaube Sie irren sich. Ein Professor Arthaber?"

Theo Warthängen ging in die Mitte des Zimmers, sie trocknete ihre Hände. Fräulein Hühnermeier kam erregt und erstaunt.

„Das Zimmermädchen bringt dieses monstrose Kuvert . . ."

„Her damit!"

„Ich bemerke, es steht nicht Ihre Adresse darauf, Theo. Soll ich nicht . . ."

„Ja, sagen Sie dem Mädel, es ist gut."

Die Baronin holte einen Schlüssel aus der Geldtasche und schloß das Schriftstück in einen Koffer. Fräulein Hühnermeier blieb bei der Türe und beobachtete.

Theo Warthängen ging, ihre Nägel polierend, ans Fenster und spähte eine Zeitlang. Dann winkte sie lebhaft ins Zimmer zurück.

„Kommen S' her, liebe Doris, schnell! Sehen Sie da unten den Herrn?"

„Ja."

„Gfallt er Ihnen?"

„Baronin, auf diese Distanz . . ."

„Ich mein' nur so."

„Er scheint verhältnismäßig gut gekleidet, wenn auch nicht ganz der Umgebung entsprechend."

„Professor Arthaber, Universität Breslau."

„Dieser . . . dieses Kuvert, dieses Konvolut? Gewiß eine erschöpfende Abhandlung."

„Kommen Sie, kommen Sie, Hühnermeierl, Ihr Zustand muß ja auch schon erschöpfend sein. Kommen Sie, ich werd' auch schon hungrig. Dann packen wir ein und fahren."

„Wohin?"

„Nach Haus. Das ist ein unheimlicher Berg, sag' ich Ihnen. Aber zuerst essen. Kommen Sie, Liebes."

Fräulein Hühnermeier war steif vor Neugier und ließ sich fortziehen.

Gregor Arthaber war gegen Morgen des nächstfolgenden Tages nach Hause gekommen. Während des Abstieges vom Riesengebirge hatte ihn ein Gefühlszustand schwebender Losgelöstheit begleitet von alledem, was seine Zukunft bedeutete. Kein Zustand, der ihn beglücken konnte. Rasch in seine vier Wände zu gelangen, diese halbsportliche Tracht abzustreifen und sich nach dem neuen Wesen, in das er geraten war, umzusehen, indes alle Lebensgewohnheiten wieder erstehen und ihm zur Hilfe kommen mußten, das war sein fühlbarster Trieb.

Im Hause war es noch Nacht. Die Wohnung empfing ihn mit der Kälte dreier ungeheizter Tage. Seine ersten Schritte galten dem Arbeitszimmer. Er fand den Ofen vorbereitet, zündete an und schaltete den eilig gefüllten Teekessel in die Leitung. Dann kleidete er sich um: er hatte genügend geruht. Als er mit seinem Teebrett in das Arbeitszimmer kam, hellte der erste Morgenschein die Fenster. Die glühenden Glimmerplättchen seines Ofens strahlten noch lichtwirkende Röte. Er setzte das Brett auf ein Tischchen neben den Ofen, bemerkte die Handtasche und schaffte sie rasch fort. Er ließ die Lampe unberührt und lag in einem tiefgepolsterten Stuhle, erwartete den Tag.

Unwirklichkeit wie über den verwitternden Wesen dieser Nacht schleierte über die Erlebnisse seiner letzten Tage hin. Er war von dem grauen Strand des Todes zu einen blühenden Gipfel emporgerissen worden. Und nichts, nichts lag in dem jähen Wechsel, was er unter den beruhigenden Zeichen seines Entschlusses, seines Willens, seines Ich zu eigen nehmen konnte. Eine Lebensmacht, die jenseits aller Persönlichkeit wirkt, der alles, was Ich und Persönlichkeit heißt, ureigentliche Offenbarungsform zu werden droht, war mit ihm umgesprungen. Wäre er gläubig gewesen, so hätte er wenigstens ein Ordnungsgefühl besessen: Vorsehung, Gott — und er hätte alles dahingestellt sein lassen können. Aber er vermochte sich nicht selbst hintanzusetzen, sei es auch nur in der Projektion eines Glaubens. Denn er, gerade er, der über den Ereignissen stehen wollte, um sie zu beherrschen, konnte nicht einmal für den kurzen Friedensaugenblick einer beruhigenden Übersicht dem entzogen werden, was mit ihm geschehen war. An jeder Phase der Ereignisse, die sich auf dem Rücken des Riesengebirges abgespielt hatten, waren die Merkmale seines ureigensten Seins zu erkennen: nur er, er allein hatte unter diese Fügungen geraten können, jedem andern wären sie auf jeder Stufe ihrer Entwicklung aus den Fugen gefallen, ja vielleicht gab es in seinem Leben keine Zeit, in der er so ganz und gar er selbst gewesen war, er, in jedem Augenblicke seines ganzen Wesens gewärtig — und doch jenseits der eigenen Willkür, jenseits aller selbstbewußten Führung und Haltung, die ihn durch seine Manneszeit unverbrüchlich begleitet hatten. War das also Schicksal? Schicksal, das einer entgötterten Welt verloren gegangen zu sein scheint? War es dieses entsetzliche Erlebnis unbedingter Unter- und Einordnung? Es geschieht. Es geschieht an dir, mit dir, durch dich und du — alles und nichts daran! Ohne dich wäre es nicht, und doch bist du nur ein im Augenblicke verwitterndes Hauchgebilde, wie die Nacht, wenn es Tag wird. Wie haben wir uns tröstlich eingesponnen in den Glauben an uns! Persönlichkeiten alle, alle Persönlichkeiten! Ein dickes Gewölke beruhigender Lügen atmen wir ein und aus, sehen nicht mehr die eigene Hand vor den Augen, so persönlich sind wir geworden, so sehr Ich und Ich und Ich. Eitle Marionetten . . . fühlen die Schnüre nicht, die von den Fingern des Spielers spielen.

Arthaber starrte in das Aufdämmern seines Arbeitszimmers. Es erwachten die Bücherreihen, es erwachten die Bilder, es erwachte sein Schreibtisch, die Silberscheibe seiner Pendeluhr und die stillstehende Sonne des Pendels. Schweigen, würdevolles, fremdes Schweigen. Maß in allem und dienende Bereitwilligkeit: Wert, wirklicher Wert!

Er bedeckte seine Augen mit den Handflächen und umklammerte seine heiße Stirne mit den Fingern. „Verzeihung", schluchzte er und fand sich erst an dem Klange seiner Stimme, als

er das harte Wort wiederholte, das einem Mann am schwersten fällt. Der Druck seiner Handflächen wurde leichter, seine Finger lösten sich. Wahrhaftig, er hatte geweint. Er besah seine Handballen, trocknete sie an der Brust. . .

Stand langsam auf, schlich den langen Reihen seiner Bücher entlang, tastete mit den Fingerspitzen darüber hin. Fand zu seiner Uhr hinüber, berührte das Pendel. Was ihr Ziffernblatt wies, war gleichgültig, nur ticken sollte sie in der Stille. Und er kam vor seinen Schreibtisch. Mit beiden Händen streichelte er über die rote Fließpapierfläche, die seiner Schriftzüge Spuren trug. Und dann ballten sich seine Hände, preßten sich seine Fäuste vor die kämpfende Brust, schlossen sich seine Augen, der Kopf sank tief und demütig, er wagte es nicht mehr auszusprechen, aber sein ganzes Wesen war nur mehr das eine Gebet.

Da schlug die Uhr.

Er lauschte, als schon der letzte Schlag verklungen war. Leise wiederholte sein Wächter im Ohre, und sein Bewußtsein zählte nach. Zehn Schläge. Es durften kaum sechs sein. Er griff nach seiner Taschenuhr, ließ den Deckel aufspringen. Der Sekundenzeiger stand. Eine merkwürdige, weckende Unruhe überkam ihn. Er richtete die Uhr auf gut Glück und spannte die Feder.

Stehend trank er den erkalteten Tee und füllte die Tasse neu. Er schloß die Augen. Was nun zunächst? Nicht weichen. Bleiben. Die Fremde würde ihn verzehren, seine Heimat allein ihn schützen — schützen vor der Ungeduld und dem Trotze, dem er sich beinahe aufgeopfert hätte. Bleiben also und warten. Das konnte bitter werden. Mit Fingern würden sie deuten: er resigniert, er fühlt sich nicht gewachsen. Er hörte die hämischen Fragen und sah das Spottlächeln: Sie werden uns also erhalten bleiben, Herr Kollege? „Ich werde erhalten bleiben."

An diesem Vormittage schrieb Gregor Arthaber mit einem Freimute, der nichts verkleidete, was ihn aus innerem Zwange bleiben hieß, zwei sonderbare Briefe: dem Rektorate jener Balkanuniversität und seiner eigenen. Er wußte, daß er trotz aller Besonnenheit der Darstellung Brauch und Form verletze, die man von ihm erwarten durfte. Er hatte einen Ruf angenommen, lange verhandelt, man war seinen Ansprüchen weit entgegengekommen, und nun zerriß er das endlich Besiegelte, als sei es das Spiel einer Laune gewesen, beleidigte damit eine gelehrte Körperschaft, die ihm voll Achtung in ehrender Weise begegnet war. „Unmöglich für immer," das mochte den gelindesten Urteilsspruch bedeuten. Unmöglich vielleicht auch hier, wo er haften wollte.

War das nicht auch eine tödliche Kugel? Subtilisierung eines Selbstmords? Lief das nicht über tolle Zufälle und groteske Umschwünge seine unausweichliche, zielsichere Bahn? Zunächst das brutale Vorhaben: Blei, Pulver — und nun diese Art und Weise zweier Briefe, die seinem Leben eigentlich entsprachen und doch dasselbe bedeuteten: eine Selbstvernichtung?

Aber er prüfte die beiden Konzepte mit Nüchternheit und Ruhe, widerstand der Versuchung, jene Stellen abzukühlen, die sein Gefühlsleben preiszugeben schienen. Mögen Sie die Achsel zucken, ihn belächeln! Er schrieb die Briefe, schloß und siegelte sie, auch das, er siegelte sie.

Und nun? Er lehnte sich in seinem Schreibstuhle zurück: frei! Er war über sich selbst hinweggegangen, also war er frei. Frei wozu? Zum eigenen Leben. Das war sein Hemmnis gewesen: er hatte den Schutz und die Förderung der Gemeinschaft gesucht, sie wie eine Hilfe erstrebt, auf die er ein Anrecht zu haben glaubte, und hatte darum sich selber verloren. Er, der erwartete, war vereinsamt. Nun erwartete er nichts mehr und war frei. Lag nicht in dieser Freiheit erst der Weg zu den andern? Gerade weil es die Freiheit zum eigenen Leben war. Was ist Eigenleben in seiner letzten, höchsten Form? Sein Äußerstes zu leisten — den andern. Schenken, das ist eigenes Leben in letzter, höchster Form. Wer schenken will, darf nichts erwarten.

Er sah, daß die Sonne schon hoch stand. Er nahm die beiden Briefe und trug sie zur Post.

Und doch wartete er, wenn er auch in einem Schamgefühl vor sich selber verschwieg, daß er warte. Es vergingen einige Wochen. Seine Berufungsangelegenheit war inzwischen geregelt worden. Es wurde ihm auch auf sonderbare Weise genug getan, da einer seiner

ältesten Widersacher, ein Gelehrter, der des Glaubens eigener unbedingter Sachlichkeit war und Gregor Arthaber für den Phantasten jenseits wissenschaftlicher Verantwortung hielt, auf ihn zutrat, ihm zuflüsterte: „Also doch nicht Ehrgeiz, doch nicht Ehrgeiz" — und wieder weiterlief, ohne die Gegenfrage abzuwarten. Eine Anerkennung gewissermaßen . . .

Erst weit nach Ostern sollte der umfangreiche Brief aus Mähren kommen. Er enthielt das gelbe Kuvert — und erbrochen. Wie stand die Verabredung? Gregor Arthaber mußte nachsinnen. Sie hatte gelesen, schickte zurück, was sie gelesen hatte und das hieß: ich will keinen Briefwechsel. Abbruch.

Seine Hände zitterten. Er legte diesen zeichenhaften Bescheid, der weiter keiner erklärenden Worte bedurfte, auf die Tischplatte. Umklammerte die Stuhlarme, als wolle er sich erheben, aber er blieb in vorgeneigter Haltung sitzen, vorgestreckten, lauschenden Gesichtes und starren Blicks.

Gab es also Träume unbewußter Heimlichkeit, die erst offenbar werden, wenn sie nicht mehr geträumt werden können? War er der Baronin Warthängen so kindlich erschlossen gewesen, daß sie seine Wandlung voraussehen mußte und ein Pfand kaum länger behielt, als die Verpflichtung, die daran geknüpft war, wirken sollte? Sie wußte, daß sie beruhigt sein konnte. Wie beschämend, fast erniedrigend! Entlassen. Ein geheilter Narr.

Aber kaum hatten sich diese gallenbitteren Gedanken von ihm losgelöst, als er, von anderer Scham gequält, in sich zurücksank. Welch eine Eitelkeit! Wie bar und ledig aller Noblesse, eine zweifellos ehrliche Handlung der Dame, die ihn für ritterlich hielt, solchen Regungen auszusetzen! Was hatte er denn zu erwarten, zu hoffen gehabt? Eine kurze, wenn auch merkwürdige Begegnung, ein Gespräch von wenigen Stunden, galt es auch keinen alltäglichen Dingen! O, war das alles so tief mit ihm verwachsen seither, so tief, daß er nur der einen Erwartung gelebt und nicht den Mut gefunden hatte, wesensklar über seine Lage zu werden, er, der sonst keine Regung entwischen ließ, ohne sie wie ein Stück Kaugummi durchzukneten. Er erschrak über diesen fremdartigen, unappetitlichen Vergleich. Bitter also! So bitter!

Sollte er diese Blätter nicht vertilgen? Zwei einzige Augen waren über ihnen zu viel gewesen, und er hatte diese letzten Blätter mit einer Geste zurücklassen wollen, als seien sie für die Augen der ganzen Welt bestimmt! Seine Hände griffen nach dem gelben Umschlag. Noch einmal lesen? Gehörte das zu einer äußersten, notwendigen Selbstzucht?

Ein wenig hastig griff er die Sache an, und so schnellte neben den wohlbekannten Bogen, die von seinen gedrungenen Schriftzügen bedeckt waren, ein Blatt aus geschöpftem Papier auf die Fließerunterlage, blaßviolett, mit steilen Schriftzügen in violetter Tinte beschrieben.

„Sehr geehrter Herr Professor!

Ich weiß nicht mehr, was wir auf dem windigen, vertrackten Riesengebirgsmugl miteinander ausgemacht haben. Soll ich Ihnen ‚das Pfand' zurückschicken, wenn ich einen Brief von Ihnen will, oder soll ich's behalten? Nur eines schwebt mir noch dunkel vor: ich hätte dann nichts lesen sollen; ein paar komplizierte Bedingungen waren außerdem daran gebunden, lauter Gewissensachen. Ich habe natürlich gelesen.

Wir sind bald nach Ihnen heimgefahren, und ich war kaum wieder so recht bei mir zuhause, da habe ich alle die schweren Bedingungen durchbrochen. Niederträchtig, was? Na, ich will es Ihnen gleich sagen — Sie sind weit weg, und dieser Berg liegt zwischen uns, also können Sie mir nicht gleich antworten — ich wünschte Ihnen, daß Ihre sämtlichen unsterblichen Werke von jedem Ihrer Studenten so aufmerksam aufgenommen würden, wie ich diese erschütternden Blätter gelesen habe, die Sie haben zurücklassen wollen. Was muß ein Mensch ausgestanden haben, wenn ihn der Neid so verzweifelt tief hat treffen und hemmen können!

Glauben Sie mir, ich kenne das. Mein Großvater war eine k. u. k. Exzellenz und noch aktiv, als ich schon meine fünf Sinne beisammen hatte. Mein Vater darf nicht an diese Zeit er-

innert werden, ohne seinen lieben, trockenen Humor zu verlieren, der uns in den schwersten Stunden aufrechterhalten hat. Wenn ich meinem Vater hätte Ihre Blätter geben dürfen, Sie hätten an ihm einen Freund gewonnen. So ist er Ihnen nur dankbar, weil Sie mir beigesprungen sind. Er läßt Sie bitten, uns mitzuteilen, ob Ihre Balkanuniversität Belgrad heißt. Dort kennt er einen Grafen Doskowicz von seiner Militärzeit her. Und die Doskowicz' haben allerhand Beziehungen. Übrigens kennt mein Vater auch in Graz und Wien eine Menge Leute, die immer noch was zu sagen haben, und bittet, sich seiner zu bedienen. Aber das klingt alles elend nach: ‚eine Hand wäscht die andere.' Verzeihen Sie, mein Vater weiß eben nichts von dem, was auf diesen Blättern steht; dafür kenn ich sie beinahe auswendig. Sie haben mir wirklich zugesetzt, das muß ich schon sagen.

Und jetzt schreiben Sie mir wegen Belgrad und dem Doskowicz und machen Sie, daß Sie so bald wie möglich von diesem Breslau fortkommen. Was wären wir für ein Volk, wenn wir den verdammten Neid, diese elende, jungenhafte Rivalitätssucht nicht hätten — aber, vielleicht wären wir kein solches Volk, wenn wir sie nicht hätten!

Nach dieser geistvollen Bemerkung: Schluß.

Ich bleibe Ihnen dankbar auch für das große Vertrauen, das Sie mir geschenkt haben.

Ihre Warthängen.

P. S. Ich weiß eigentlich nicht recht, habe ich Ihr Vertrauen mißbraucht oder nicht, weil ich Ihren Brief erbrochen habe. Ich hätte ihn übrigens auf jeden Fall gelesen, das gestehe ich ein. Th. W.

Was nach diesem Briefe in Gregor Arthaber vorging, ist schwer zu schildern. Er stand in einem Wirbel von Jubel und Verzagtheit, von Zuversicht und Zweifel. Er fluchte dem österreichischen Temperament, das alle logischen Möglichkeiten offen läßt, und hätte es, hingerissen, vergöttern können, wenn er zu solchen Übertreibungen fähig gewesen wäre. Er machte es, unterbrochen von heftigen Bewegungen durch sein Studierzimmer, wie die Baronin Warthängen: er las den Brief so oft, daß er ihn beinah auswendig kannte, und dann sagte er sich manchen der zweifelhaften Sätze in wechselnder Betonung vor.

Ende

Neuerscheinungen

Der Historiker Professor Dr. Eduard Heyck hat uns manche wertvolle Gabe geboten; ich erinnere nur an seine Monographie über die Mediceer. Seine Vielseitigkeit bewies er, als er die 100. Auflage des Lahrer-Kommersbuchs einleitete; noch mehr durch seine Gedichtsammlung „Höhenfeuer" (Verlag Moritz Schauenburg, Lahr, geb. 6 M.), die eben in 2. verbesserter Auflage erschien. Ich schätze diese Sammlung, weil sie ebenso persönlich wie deutsch ist. Ich habe darin eine Anzahl herrlicher Gedichte gefunden, die ich noch nicht kannte. Für Leute allerdings, die nationales Gefühl nur bewundern, wenn es von Franzosen, Italienern, Angelsachsen, und sei es noch so hochfahrend, geäußert wird, während sie auf das Bekenntnis deutscher Gesinnung unweigerlich reagieren wie der Hund auf den Prellstein, ist diese männliche Auslese, die von Walther von der Vogelweide bis zu heute Lebenden reicht, so ungeeignet wie möglich. Desto dankbarer wollen wir Eduard Heyck dafür sein.

Goethes „Faust", vollständige Ausgabe, mit den 49 Bildern der „Faust-Wirklichkeiten" von Hans Wildermann (Verlag Bosse, Ganzleinen 8 M., Ganzleder 18 M.). Die ekstatischen Zeichnungen wollen etwas gänzlich anderes als Illustrationen im üblichen Sinne. Durch Verwendung der Rudolf Kochschrift ist die Ausgabe eine der selbständigsten und geschlossensten der zahlreichen in den letzten Jahren erschienenen Faust-Ausgaben geworden. Prachtvoll wirken die von Koch entworfenen Kopfstücke und der Außentitel, der schönste, der mir seit Jahren zu Gesicht gekommen ist.

Von Andersen-Nexö war in diesen Wochen in allen deutschen Blättern die Rede aus Anlaß des Todes seiner Mutter. Sein Roman „Überfluß" erschien in 5. Auflage. Er ist gedacht als Band II der vom Dichter selbst besorgten deutschen Originalausgabe, deren Bände, einzeln käuflich, schnell in zwangloser Reihenfolge herauskommen sollen (Albert Langen Verlag, Ganzleinen 8,50 M.). Nexö hat in Deutschland eine große Gemeinde. Er gehört zu den ersten Lebenden der nordischen Reiche.

Eine andere Gesamtausgabe beginnt bei S. Fischer zu erscheinen, nämlich die der Werke Joseph Conrads. Es ist auffallend, daß zwei der größten Erzähler der englischen Literatur nicht im englischen Sprachgebiet geboren sind: der Holländer Maarten Maartens und der Pole Conrad. Von André Gide ist bekannt, daß er Englisch lernte ausdrücklich zu dem Zwecke, Conrad in der Ursprache lesen zu können. Galsworthy stellt ihn neben Tolstoi. Es liegen vor: „Der Geheimagent" mit einer feinen Einleitung von Thomas Mann; „Die Schattenlinie" mit einem Vorworte von Jakob Wassermann; „Spiel des Zufalls"; „Jugend". 3 Erzählungen. (Preise geheftet 5, 3, 5, 4 M.) Besonders die Übersetzungen von Ernst W. Freißler erheben sich weit über das sonst Gebotene zu wirklicher Sprachmeisterschaft.

Drei schöne Kinderbücher des Verlags Herder & Co. Metzler: Kleine Leute; Batzer: Müslin und Tante Loline (je 1,80); Roer: Blauhöschen und Rotröckchen (3 M.). Ich habe das Experiment an meinen eigenen Kindern gemacht, die erklärten, die Bücher seien wunderschön, und sie immer wieder lesen mögen.

Volkslieder der Serben (31. Druck der Rupprecht-Presse, München, Beck, geb. M. 7,50): eine Auswahl aus der schon von Goethe so hoch geschätzten Übersetzung von Talvj, als Type wurde Ehmkes Mediävalschrift verwendet.

Rosenheim. Josef Hofmiller.

Die großen Bibliotheken der Erde

Die argentinische Akademie der Wissenschaften ließ vor einiger Zeit in der Reihe ihrer „Miscelaneas" eine Arbeit über das Wachstum der großen Bibliotheken auf der Erde während des ersten Viertels des 20. Jahrhunderts erscheinen. Jetzt liegt, in einem Heft vereinigt, der dritte und vierte Teil, und damit der Abschluß dieser Arbeit vor.[1]) Der Verfasser, Enrique Sparn, hat mit seltenem Eifer und Fleiß ein überreiches Material von Angaben über alle Bibliotheken der Welt zusammengetragen und geordnet. Der dritte und vierte Teil betrifft die Spezial-Bibliotheken mit hunderttausenden und mehr Bänden und zeigt in Zahlen und graphischen Tafeln das Anwachsen dieser Bibliotheken von 1900 bis 1924, ihre Verteilung auf die einzelnen Länder, welche Gebiete die gesammelten Bücher behandeln und welches Sondergebiet in jeder einzelnen Bibliothek gepflegt wird. Besonders anerkennenswert sind die Karten von Nordamerika und Europa, in welche die Orte der Bibliotheken und ihre Ausdehnung eingetragen sind. Man sieht, wie in Nordamerika z. B. eigentlich nur die Ostküste große Bibliotheken aufweist, wie in Europa das am dichtesten mit Bibliotheken besetzte Land Deutschland ist, während in Frankreich, England, Italien und Rußland sich die großen Bibliotheken nur in den Hauptstädten zusammenballen. Stichproben ergaben, daß die deutschen Bibliotheken vollständig aufgeführt sind und dies läßt den Schluß zu, daß die Angaben über andere Länder ebenso zutreffend sind. Die vom Verfasser geleistete Arbeit wird allen zugute kommen, die sich mit dem Bibliothekswesen befassen.

München. Benno Laskow.

[1]) Enrique Sparn, El Crecimiento de las Grandes Bibliotecas de la Tierra.

Redaktionell abgeschlossen am 22. Juni 1927
Herausgeber: Paul Nikolaus Cossmann in München. — Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Arthur Hübscher in München. — Druck- u. Buchbinderarbeiten: R. Oldenbourg München. — Papier: Bohnenberger & Cie., Niefern bei Pforzheim.

Aus der Vorgeschichte von Bismarcks Sturz

Unveröffentlichtes aus dem Nachlasse des Hofpredigers Stöcker

Von Walter Frank in München

Unter Wilhelm I. und Friedrich III.

Der Sturz Bismarcks im Jahre 1890 ist der große Wendepunkt der neuesten deutschen Geschichte. Sein tiefster Grund ist die Machtauseinandersetzung zwischen Kaiser und Kanzler gewesen; in diesem Sinne faßt das Wort, das damals Graf Waldersee dem Kaiser sagte: „Friedrich der Große würde nie der Große geworden sein, wenn er bei seinem Regierungsantritt einen Minister von der Bedeutung und Machtstellung Bismarcks vorgefunden und behalten hätte", die ganze Tragik dieses Geschehens am schärfsten zusammen. Bismarck, der Allmächtige, war ohnmächtig gegen die Macht, die er selbst der Krone wieder in die Hand gegeben hatte. Wilhelm II. wollte es Friedrich dem Großen gleichtun. Wie wenig er es konnte, braucht hier nicht bewiesen zu werden. So ist Bismarcks Werk wie ein Grabstein über ihn zusammengestürzt.

Das Parlament hat bei dieser Krise die Rolle des passiven Zuschauers gespielt. Auch hier mag man die tragische Verkettung der Dinge im Leben des gewaltigen Kanzlers sehen: daß die Parteien, die im Schatten des Titanen verkümmert waren, die er entweder zu seinen Trabanten oder zu ohnmächtigen Opponenten seiner genialen Politik herabgedrückt hatte, nun durch ihren Mangel an selbständiger, verantwortungsbewußter Initiative, zu seinem Sturz wenigstens mittelbar beitrugen. Denn — so urteilt mit Recht Wilhelm Mommsen in seinem Buch „Bismarcks Sturz und die Parteien" (Berlin und Leipzig 1924) — schwerlich hätte gerade eine so popularitätsbedürftige Natur wie Wilhelm II. es gewagt, Bismarck zu entlassen, wenn ihm nicht die fast einhellige Zustimmung der von den Parteien geleiteten öffentlichen Meinung die Verantwortung dafür, wenigstens nach außen hin, bis zu einem gewissen Grad abgenommen hätte.

Eine Parteigruppe hat es allerdings gegeben, die zwar nicht am Sturz im Jahre 1890 unmittelbar mitgewirkt, aber doch aktiv an der Trennung Bismarcks vom Kaiser gearbeitet und die dieses Ziel gerade durch den Appell an die absolutistischen Neigungen Wilhelms II., an die Rechte der Krone gegenüber dem „Hausmeiertum" des Kanzlers zu erreichen gesucht hat: es war die „kleine, aber mächtige Partei", die seit den Tagen Gerlachs ihre Macht nicht auf ihre parlamentarische, sondern auf ihre höfische Stellung gründete, die „Kreuzzeitungspartei". Aus ihrer Tätigkeit gegen den Kanzler sollen im folgenden einige bisher unbekannte Dokumente, dem Nachlasse des Hofpredigers Stöcker entnommen, veröffentlicht werden.

Zum Verständnis der Ereignisse und der Stimmung, aus der heraus diese Dokumente entstanden sind, müssen einige geschichtliche Angaben vorausgesandt werden.

Im Anschluß an Bismarcks seit 1879 eingeschlagenen konservativen Kurs, hatte sich in Berlin die sog. „Berliner Bewegung" entwickelt. Ihr bedeutendster Führer war der Hofprediger Stöcker, zweifellos eine glänzende Persönlichkeit und der größte Volkstribun, den das konservative Preußen hervorgebracht hat. Sein Kampf galt der Sozialdemokratie, dem Fortschritt und dem modernen, d. h. liberalen Judentum; was er dabei letzten Endes erstrebte,

war die Wiederherstellung der Autorität der evangelischen Kirche im öffentlichen Leben, wo sie, geschützt von einem „sozialen Kaisertum", die Rolle einer „sozialen Großmacht" spielen sollte. Dank seiner hervorragenden populären Begabung war Stöcker zwischen 1880 und 1885 der am meisten geliebte und am meisten gehaßte Mann Berlins. Diese konservativ-antisemitische Bewegung hat Bismarck als Sturmbock gegen die Fortschrittspartei ausgenützt; sie war ihm wie alle politischen Richtungen nur Mittel zum Zweck. Übrigens ist er schon in dieser Zeit Stöcker selbst, bei aller sportsmäßigen Freude an seinem „Löwenmut", reserviert gegenübergestanden. Als man ihm Stöckers Verdienste rühmen wollte, erwiderte er: „Zwei hübsche Mädchen in demselben Hause — das geht nicht!" So berichtet Stöckers Biograph Ortzen (Adolf Stöcker I, 242) und fügt hinzu: „Alles Selbständige war dem Fürsten als solches unsympathisch, vollends wenn der, der sich seine Persönlichkeit wahrte, ein evangelischer Pastor war."

Stöcker selbst erzählte 1906 in einer Rede über letzteren Punkt: „Ein Freund von mir hat ihn (Bismarck) einmal in Kissingen im Bad gefragt: ‚Durchlaucht, warum haben Sie die Hilfe, die Ihnen in Berlin von seiten evangelischer Prediger selbstlos angeboten wurde, nicht angenommen? Wir Christlichsoziale und die Männer der Berliner Bewegung wollten ja wirklich in Berlin nichts anderes, als das ergänzen, was der Fürst nicht konnte, nämlich in den Volksmassen religiös-sittlich aufklärend wirken.' Da antwortete er diesem Herrn: ‚Ach — sagte er — wissen Sie, ich kann die langen Röcke nicht leiden, die Pastorenröcke, die Advokatenröcke und die Weiberröcke.'" Bismarck fürchtete — wie die Hamburger Nachrichten am 28. September 1895 schrieben — Stöcker werde aus der konservativen Partei ein „evangelisches Zentrum" machen, das mit der Forderung einer vom Staat emanzipierten und im öffentlichen Leben mächtigen Kirche einen „evangelischen Kulturkampf" heraufbeschwöre. Ignotus (Die Kreuzzeitungspolitik, Berlin 1895, Seite 15) behauptet, Bismarck habe Stöcker auch deshalb von Anfang an mißtrauisch beobachtet, weil er „schiele", nämlich nach dem kaiserlichen Hof. In der Tat besaß Stöcker — von 1878, wo Kaiser Wilhelm I. ihn beim Ordensfest öffentlich als „unseren Lanzenbrecher" begrüßte, bis 1883, wo er durch die Leidenschaft seiner Agitation die Vorstellungen, die der alte Kaiser von der Würde eines Hofpredigers besaß, verletzte — einen starken Rückhalt beim Monarchen. Bismarcks offener Kampf gegen Stöcker begann aber doch erst seit 1885, seit der Kanzler auf das Kartell zusteuerte und die Extremkonservativen sich als Hemmschuh gegen die Zusammenfassung der konservativen und nationalliberalen Partei erwiesen. Nun wandte Bismarck auch gegenüber der „Berliner Bewegung" sein öfters bewährtes Rezept des avilir puis démolir an und wirkte auf sie wie der Magnetberg der Fabel, der dem Schiffe alle Eisenteile aus dem Leib zog, bis es zusammenbrach. 1887 bei den Septennatswahlen mußte Stöcker auf Wink von oben von seiner Berliner Kandidatur zurücktreten, er begann den Boden der Massengunst unter seinen Füßen zu verlieren. Kein Wunder, daß er und seine Mitkämpfer, darunter der Chefredakteur der „Kreuzzeitung", Freiherr v. Hammerstein, sich als die Mohren fühlten, die, nachdem sie ihre Schuldigkeit getan hatten, gehen mußten ...

Noch aber besaß diese Gruppe, auch wenn sie ihre Machtstellung in den Volksversammlungen zu verlieren anfing, eine einflußreiche Stellung in höfischen Kreisen. Stöcker selbst hatte, anscheinend schon seit 1882 in steigendem Maße, die Gunst des Prinzen Wilhelm und seiner Gemahlin gewonnen. Wenigstens liest man in der Korrespondenz mit seiner Frau unterm 1. März 1882: „Inzwischen bin ich schon wieder ins prinzliche Vertrauen gezogen, habe für Prinzeß Wilhelm eine Kammerfrau begutachten, resp. aussuchen müssen. Aber tiefstes Geheimnis!" Und unterm 26. Februar 1883: „Gestern war ich beim Prinzen gewesen, wieder bis Mitternacht, es war sehr nett; wir waren ganz allein." Mittelsmann in diesem Verhältnis war der Kammerherr der Prinzessin Wilhelm, Freiherr v. Mirbach. Was diese Freundschaft für Stöcker bedeutete, hat sich 1885 erwiesen, als Stöcker durch den gegen ihn ins Werk gesetzten politischen Skandalprozeß Bäcker bloßgestellt schien. Wilhelm I. war damals

entschlossen den Hofprediger zu entlassen. Nur ein Brief des Prinzen Wilhelm an seinen in Gastein weilenden Großvater hat das über Stöckers Haupt schwebende Damoklesschwert am Niederfallen verhindert. Es ist hier nicht der Ort, diese Ereignisse im einzelnen zu schildern, wir geben nur einige Briefstellen wieder, die Prinz Wilhelms Stellung zu Stöcker beleuchten:

Stöcker an seine Frau: „Berlin, den 5. August 1885.

Will man wirklich den Königsprediger dem Königsbeleidiger unter die Füße werfen (Redakteur Bäcker war wegen Majestätsbeleidigung vorbestraft. D. V.), so ist das etwas so Kolossales, daß das Persönliche für mich ganz zurücktritt. Hammerstein, der unvergleichlich Treue, hat darüber an Mirbach geschrieben: es handle sich dabei um die Monarchie; wenigstens das Volk werde so empfinden. Mirbachs Brief an mich lege ich Dir bei . . ."

Freiherr v. Mirbach an Stöcker: „Heiligendamm, 3. August 1885.

. . . Auch die Fürsten sind Menschen und sind so oft von gar so traurigen Ratgebern in ihrer nächsten Nähe umgeben. Ich war tief ergriffen durch das, was Sie mir mitteilten, gewundert hat es mich leider nicht, denn ich kenne viele maßgebende Einflüsse viel zu genau. Wo es meines Amtes ist oder zu sein schien, bin ich für Sie eingetreten und tue es noch mit ganzer Schärfe und Bestimmtheit. Die Wahrheit soll dem Prinzen und der Prinzessin Wilhelm klar vor Augen liegen. Was sie weiter tun können und wollen, steht bei ihnen; und von Herzen wollen wir beten: Dein Wille geschehe! . . .

Ihr treu ergebener Freund E. Freiherr v. Mirbach."

Stöcker an seine Frau:

„Berlin, den 7. August 1885.

. . . die entscheidende Stelle ist eben nicht die öffentliche Meinung . . . — Morgen früh kommt der Treueste der Treuen, Mirbach, zu mir; da werde ich ja hören, ob von dieser Seite was geschehen kann." (Dem Brief Mirbachs vom 3. war ein Brief der Prinzessin Wilhelm beigelegen, der Stöcker das „warme Interesse" der Prinzessin versicherte.)

„Berlin, den 9. August 1885.

Die Sache steht noch. Inzwischen hat, wie mir M(irbach) gestern erzählte, Pr(inz) W(ilhelm) an den K(aiser) geschrieben und zwar gründlich. Ich habe dann mit den dankbarsten Briefen mein schöngebundenes Christlichsozial (Sammlung Stöckerscher Reden. D. V.) und die Predigten an die beiden teuren Menschen geschickt, auf denen die Hoffnung vieler ruht."

Prinz Wilhelm ließ am 20. August durch Major v. Krosigk danken: er habe die Reden „sehr gerne" entgegengenommen und sich „mit großem Interesse" an ihre Lektüre gemacht.

„Berlin, den 12. August 1885.

Der Brief des P(rinzen) W(ilhelm) muß doch einen Eindruck gemacht haben. K(ögel) (Oberhofprediger. D. V.), der die ganzen drei Wochen trotz ausdrücklicher Bitten keine Audienz erhielt, hat Sonntag Abend eine einstündige Unterredung gehabt. Unten spielte die katholische Kapelle: Eine feste Burg ist unser Gott; oben führte K(ögel) meine Sache. Er fand den Kaiser gnädig, eingehend, klar — — — — — — — — — —."

Bismarck hat, das ist beachtenswert, in dieser Angelegenheit eine Zuschauerrolle gespielt. Sein Adlatus, Böttticher, hat sich auf die Frage des Oberhofpredigers Kögel, „ob er nicht Bismarck fragen wolle, damit nicht die Fortschrittspartei Oberwasser an diesem Punkte erhalte", „ausweichend und ablehnend verhalten" (Kögel an Stöcker, Gastein, 4. August 1885). „In der Allg. Münchner Zeitung" — so schreibt Stöcker am 11. August 1885 seiner Frau — „stand, meine Lage sei kritisch, und Bismarck verhalte sich gänzlich passiv; das letztere scheint richtig; wenigstens hat die ‚Norddeutsche Allgemeine Zeitung' über die ganze Lage noch nicht

ein Wort gebracht." Nach einem Brief Stöckers vom 31. Juli hätte Bismarck damals geäußert, „man solle über die Bäckersche Sache Gras wachsen lassen". Auf jeden Fall lag dem Kanzler damals noch nichts an einer Entfernung des Hofpredigers aus seinem Amte.

Ganz anders war die Lage der Dinge gegen Ende 1887 geworden, als jene Übergangsperiode einsetzte, in der die Öffentlichkeit sowohl den alten Kaiser Wilhelm I. als auch den Kronprinzen Friedrich dem sicheren Tode entgegengehen sah. Jetzt begann der Kampf der Parteien um den kommenden Kaiser, um den Prinzen Wilhelm, sich zu konzentrieren. Und wie die Liberalen auf die Thronbesteigung Friedrichs als auf ihre Stunde rechneten, so war Prinz Wilhelm die Hoffnung der Extremkonservativen. Er war stöckerisch gesinnt, hat er doch nach der Mitteilung Maximilian Hardens (Stöcker in „Köpfe" I, Berlin 1910, S. 192) den antisemitischen Hofprediger selbst „einer klugen Jüdin, in deren Haus er gern einkehrte" (gemeint ist Grete Begas. D. V.) gepriesen! — er stand unter dem Einfluß Waldersees — und war zugleich doch ein glühender Verehrer Bismarcks, des Kanzlers, dem seit den Septennatswahlen die Kreuzzeitungsmänner grollend gegenüberstanden. Hier entbrannte der Kampf zwischen Bismarck und der kleinen, aber mächtigen Partei um den kommenden Träger der Krone. Mit der „Waldersee-Versammlung" vom 28. November 1887 begann er.

Die einzelnen Phasen dieses Kampfes, soweit er bisher schon bekannt war, mögen nur kurz ins Gedächtnis zurückgerufen werden: Am 28. November hatte sich in der Wohnung des Grafen Waldersee eine Versammlung aus Mitgliedern der höchsten Gesellschaftskreise, meist der konservativen Aristokratie und der protestantischen Geistlichkeit angehörig, zusammengefunden, die über die finanzielle Unterstützung der von Stöcker geleiteten Berliner Stadtmission beriet. Prinz Wilhelm, der mit seiner Gemahlin das Protektorat übernommen hatte, erklärte in einer Ansprache u. a., der Umsturz könne nur durch den „christlichsozialen Gedanken" überwunden werden; von der Versammlung heimgekehrt, äußerte er zu Herbert Bismarck: „Der Stöcker hat doch etwas von Luther!"

Das Vertrauensverhältnis des Prinzen zu den Kreisen um Waldersee und Stöcker, tatsächlich schon seit Jahren bestehend, war hier zum erstenmal in die Öffentlichkeit getreten. Das benutzte der Kanzler, um durch den Druck der öffentlichen Meinung den kommenden Kaiser von den extremkonservativen Kreisen loszureißen. Nachdem zunächst nur die freisinnig-jüdische Presse gegen die Versammlung polemisiert hatte, griff am 11. Dezember auch das Organ Bismarcks, die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung", in den Kampf ein und gab das Signal zu einer Kampagne der gesamten offiziösen und mittelparteilichen Presse gegen „den Versuch der Stöckerei, sich an die Rockschöße des Prinzen Wilhelm zu hängen". Der aus Bismarcks Gedanken und Erinnerungen (Band III, Kapitel I) bekannte Briefwechsel zwischen dem Prinzen und dem Kanzler (Bismarcks Schreiben datiert vom 6. Januar, die Antwort des Prinzen vom 14. Januar 1888) hatte das Ergebnis, daß durch den Rücktritt Stöckers von dem Unternehmen und durch die Unterschrift mittelparteilicher Politiker (Bennigsen, Miquel, Zedlitz-Neukirch u. a.) unter den Aufruf zur finanziellen Unterstützung der Stadtmission das Hilfswerk seines vornehmlich stöckerischen Charakters entkleidet wurde. Der Aufruf erschien am 31. Januar 1888, womit der Konflikt vorläufig beigelegt war.

Entscheidender als diese äußeren Handlungen war, daß durch die Ereignisse anläßlich der Waldersee-Versammlung die erste Verstimmung zwischen dem Prinzen und Bismarck eintrat und daß dieselbe, wenn auch formell beigelegt, doch einen Stachel in der Seele Wilhelms II. zurückließ, der durch die Kreuzzeitungspartei ausgenutzt werden konnte. Die Stimmung im Lager der letzteren kennzeichnen folgende Briefe:

Freiherr von Mirbach an Hofprediger Stöcker: „Bonn, 8. Dezember 1887. ... Entre nous: aus Potsdam habe ich über den 28. November so gut wie noch Nichts gehört außer einigen Bedenken und Mahnungen zur Vorsicht. Daß von einzelnen Gegnern der Sache die Auslassungen der Judenpresse freudig begrüßt wurden, war mir gleich klar. Außer-

dem darf man nie vergessen, daß die Höfe das Eldorado der Füchse sind. (Von Stöcker blau unterstrichen. D. V.) Große richtige, nicht ängstliche Vorsicht ist allerdings im Interesse der Sache sehr geboten und je mehr uns die Sache am Herzen liegt, desto vorsichtiger müssen wir sein, namentlich auch Sie, lieber Herr Hofprediger, in Ihrer exponierten Stellung. Sprechen Sie namentlich nicht öffentlich viel über die Sache, damit nicht, wie mir einer schrieb, die Sache den Namen ‚Stöcker-Verein' bekommt. An die Prinzessin habe ich einen langen Brief über die verschiedenen Angriffe und deren Ursprung und falsche Ausbeutung geschrieben und ihr auseinandergesetzt, daß der innerste Kern des ganzen Kampfes der Kampf zwischen Christentum und Monarchie auf der einen, und Atheismus und Anarchie auf der anderen Seite sei. Zwischen diesen beiden Seiten habe man zu wählen und die Lauen und Unentschiedenen seien Helfer unserer Feinde. Ich hoffe, daß ich damit für einige Zeit einen soliden Riegel vorgeschoben habe . . lassen wir jede Politik aus dem Spiel. Das Evangelium ist doch die beste Politik. Besten Gruß! Ihr treu ergebener Mirbach."

Major Zahn (Graf Waldersees Adjudant. D. V.) an Freiherrn v. Hammerstein:

„Hochverehrter Herr Baron! Berlin, den 16. Dezember 1887 abends.

Mir hat der Artikel keine Ruhe gelassen und ich war noch einmal an maßgebender Stelle. Gr(af) W(aldersee) läßt Sie herzlich bitten, lieber die Wiener Bl(ätter) nicht zu zitieren. Er meint, wenn Sie den Pr(inzen) W(ilhelm) zum Freund behalten wollen, möchten Sie augenblicklich nicht an der Sache rühren, denn er wäre sehr für äußerste Diskretion in der Öffentlichkeit. Jetzt sitzt die Taktlosigkeit auf der ‚N(orddeutschen) A(llgemeinen) Z(eitung)', auch ohne daß Sie einen Finger rührten. Selbst die liberalen Blätter waren schlau genug, den Kernpunkt der Sache nicht zu berühren. Finge die Kreuzzeitung an, wenn auch nur ‚zitierender Weise', die Sache beim rechten Namen zu nennen, so wäre nicht nur das Eis gebrochen, und die ganze linke Presse würde rücksichtslos die Spieße schleudern, sondern Bis(marck), dem natürlich Alles daran gelegen sein müßte, den ihn sehr verehrenden Pr(inzen) W(ilhelm) auf seine Seite zu ziehen, würde die Gelegenheit wahrnehmen und an der Hand der Zeitung demselben beweisen, daß letztere das ‚Karnickel' sei, welches die ganze, an sich harmlose Sache in jenes Fahrwasser gezogen habe.

In einigen Tagen wäre die Lage vielleicht schon eine etwas andere und Schweigen wäre fast die größte Beredsamkeit. Auch sei die Saat noch sehr jung und besser, es würden noch Sträucher darüber gedeckt, um sie zu schützen.

Pr(inz) W(ilhelm) und Bis(marck) würden viel eher zu Rande kommen, wenn man die Sache nach den täppischen Fehlgriffen der N.A.Z. allein ließe, als noch Sturm anfache.

So nun habe ich mich meines Auftrages entledigt und ich glaube, er hat nicht ganz unrecht' denn ich weiß aus der Armee, wie empfindlich all die Herren für die Stiche der Presse sind, und die Freundschaft des Prinzen ist am Ende mehr wert, als eine sensationelle, wenn auch, wie Gr(af) W(aldersee) selbst anerkennt, wohl verdiente Unterdrückung der N.A.Z.; der Prinz würde für eine Schonung sehr dankbar sein.

Ich würde bis morgen früh mit dieser langweiligen Tirade gewartet haben, aber einerseits entledige ich mich gern bald einer Last und andererseits hätte ich nicht ruhig schlafen können. Nun bin ichs los. Hurra! Ihr herzlich ergebenes und getreues"

[Statt der Unterschrift folgt hier der Stempel „Heerwesen".] „Der Artikel kann vielleicht einige Tage später gebracht werden." Zusatz Hammersteins: „Am 18. Dezember hatte ich lange Unterredung mit Minister von Puttkamer, der die Dinge für kritisch hielt und mich dringend bat, in der Kreuzzeitung möglichst zu schweigen. Die Veröffentlichung des gn. Artikels hielt er für den Beginn des Brandes. Ich sagte es ihm zu, obgleich ich der Meinung war, daß ein energischer Gegenstoß notwendig. In jedem Fall bat ich dringend, dem Prinzen von jedem Zurückweichen auch hinsichtlich der Person Stöckers abzuraten, da er selbst dadurch kompromittiert sein würde. v. H."

Hofprediger Stöcker an Freiherrn von Hammerstein:

„Lieber Hammerstein! Berlin, 23. Dezember 1887.

Pr(inz) W(ilhelm) läßt bitten, die Angelegenheiten seiner Person in der bekannten Frage nicht zu berühren. Die Sache geht gut, darf aber nicht polemisch behandelt werden.

Herzlich Ihr Stöcker."

Am 29. Dezember druckte Hammerstein in der „Kreuzzeitung" gegen die „Post" eine Verlautbarung der parteioffiziösen Konservativen Korrespondenz ab: „Wer soll diese Stelle sein, die in Preußen mit irgend einem Willensakt, mit dem ein königlicher Prinz im Einverständnis mit seinem und unser aller König und Herrn vor die Öffentlichkeit tritt, ‚aufräumt'? ... Wir ersuchen diejenigen, welche in der Lage sind, einen Einfluß auf die Preßkreise ausüben zu können, diese bis zum Übermut verwilderte Hilfstruppe darauf aufmerksam zu machen, daß wir in Preußen unter der Regierung seiner Majestät des Königs leben und daß das erste, was wir von einer im Dienste dieser Regierung arbeitenden Presse erwarten, eine anständige und respektvolle Haltung gegenüber den Mitgliedern unseres Königlichen Hauses ist."

Unbekannt an Freiherrn von Hammerstein:

(Als Konzept im Nachlaß Stöckers und in Stöckers Handschrift; jedoch nach Ortzen I 386, der nur den ersten Satz anführt, von einem „Potsdamer Freund", d. i. vielleicht Mirbach. D. V.)

„30. Dezember 1887.

Pr(inz) und Prinzeß sind sehr zufrieden über Ihren gestrigen Leitartikel. Verhauen Sie das verjudete Lumpenblatt die ‚Post' nur gründlich. Sehr erwünscht wäre es, wenn Sie ihr noch einige Keulenschläge versetzten für die frechen Verdrehungen in ihrem vorgestrigen Leitartikel, in welchem sie nach ihrer Art lügt über das, was der Prinz über das Hineinziehen seiner Person in das politische Parteigetriebe gesagt haben soll und damit sogar noch ihren gemeinen Standpunkt decken will. Die von den Offiziösen angerichtete Verwirrung ist unerhört, die Lüge und Verleumdung in hohen Kreisen sehr mächtig, der kläglichste Egoismus und die Vorsicht und Feigheit beim Hof schrecklich. — 28. 1. 1888. — Benachrichtigen Sie umgehend Engel (Pastor, Chefredakteur des ‚Reichsboten'. D. V.) vom Friedensschluß."

Freiherr v. Mirbach an Hofprediger Stöcker:

„Potsdam, 11. 1. 1888.

Prinz und Prinzeß haben mir heute noch gesagt, daß an ein Zurückziehen des Aufrufes gar nicht zu denken sei ... Ich bringe den Herrschaften fast täglich ein Dutzend begeisterte Zuschriften der besten Leute. Der Prinz sprach übrigens gestern nochmals von dem wünschenswerten baldigen Zusammentritt des dauernden ‚Centralcomités'. Ich habe, da diese Sache von Anfang an ins Auge gefaßt war, vielleicht etwas zu eifrig dafür gearbeitet. Ich sah, daß heute auch der ‚Reichsbote' eine Andeutung brachte. Ich habe aber Hammerstein und Engel gesagt, daß Sie in Anbetracht des Fürsten dieser Welt (Bismarck. D. V.) vorläufig das Thema nicht berühren möchten."

Freiherr v. Hammerstein an Unbekannt (Freiherr v. Mirbach?)

„Sehr verehrter Freiherr! Berlin, den 27. Januar 1888.

Ihr gefälliges Schreiben habe ich soeben erhalten und Engel zur Kenntnisnahme mitgeteilt. Ob sich der Friede, der doch tatsächlich nur auf einer ganz äußerlichen Verkleisterung der tiefen Kluft beruht, auf die Dauer wird aufrecht erhalten lassen, bleibt abzuwarten. Jedenfalls wird das nur dann möglich sein, wenn dem Gegner absolutes Schweigen auferlegt wird. Einem etwaigen Versuche gegenüber, nach dem Bekanntwerden des Aufrufs die Dinge so darzustellen, als ob die nationalliberalen und freikonservativen Herren die Karre schließlich

mit ihren Unterschriften aus dem Dreck gezogen hätten, würde ich mit der vollen Wahrheit nicht zurückhalten können; diese Darstellung wird schon jetzt in Privatgesprächen versucht und nebenher geht die Hetze gegen Stöcker auch in der Presse z. B. ‚Hannoverischen Kurier', welcher geradezu erklärt, daß die Stadtmission in Zukunft im Gegensatz zu Stöckers ‚Buchstabengläubigkeit' in ‚anderem Geiste' geleitet werden soll.

Solchen Äußerungen gegenüber, welche schließlich darin gipfeln, daß der Prinz nicht gewußt habe, was er tat, als er sich für die von Stöcker geleitete Stadtmission interessierte, und daß ihm erst durch Zedlitz, Bennigsen, Miquel und Konsorten das richtige Licht aufgesteckt sei, während wir ihn absichtlich im Dunkeln gelassen hätten, ist Schweigen meinerseits nicht lange möglich.

Weder den Prinzen noch mich selbst gedenke ich als Prügelknaben derselben Gesellschaft behandeln zu lassen, die ihn soeben mit Hohn und Spott überschüttet hat. Schließlich ist es nicht mehr die Kreuzzeitung, welche ich in diesem Falle zu vertreten habe, sondern mich selbst und meinen eigenen Namen, der als Teilnehmer der Versammlung am 28. November genannt ist. Ich bitte deshalb dringend um Maßregeln, welche der gegnerischen Presse Schweigen auferlegen.

Mit vollkommener Hochachtung Euer Hochwohlgeboren ergebenster Frh. v. Hammerstein."

Das war kein Friede, sondern nur eine Waffenpause. Während des kurzen Interregnums Kaiser Friedrichs III. blieben die Waffen gesenkt.

Hans Leuß (Wilhelm Frh. v. Hammerstein, Berlin 1905, S. 61) veröffentlicht aus Hammersteins Papieren einen Brief an Frh. v. Hammerstein vom 26. Mai 1888:

„Verehrter Freiherr!

Ich bitte Sie dringend, in der Kreuzzeitung sich über Stöcker etc. absolutes Stillschweigen aufzulegen und bei zu heftigen Angriffen höchstens noch einmal zu sagen, daß Sie darauf nicht mehr eingehen könnten. Sie sind das dem Kronprinzen und seiner Gemahlin schuldig.

Beste Empfehlung v. Mirbach."

Die Kreuzzeitungspartei wußte, daß der liberale Kaiser ein totgeweihter Mann und daß Kronprinz Wilhelm ein Freund ihrer Sache war. Stöckers „Deutsches Volksblatt" (Nr. 16) schrieb am 18. April 1888: es sei richtig, daß „Hofprediger Stöcker sich nicht in Berlin (sondern auf einer kirchlichen Vortragsreise in Süddeutschland) befindet, (und daß er) in Rücksicht auf die Landestrauer wie in Rücksicht auf die Osterferien seit Wochen auch politisch nicht öffentlich hervorgetreten ist". Auch sei es „richtig, daß Stöcker noch nicht die Ehre gehabt hat, in Charlottenburg vor dem Kaiserpaar predigen zu dürfen, die Wahl der Prediger ist aber lediglich persönliche Sache der hohen Herrschaften . . ., und wir können den lieben Gegnern die Versicherung geben, daß die Gottesdienste im Dom, bei welchen Hofprediger Stöcker predigte oder sonst amtierte, so stark besucht waren wie immer. Auch Ihre K. Hoheiten der Kronprinz und die Kronprinzessin wie andere höchste Herrschaften wohnten solchen Gottesdiensten bei — Ehre genug für den Hofprediger, wenn er sie bei den Menschen suchte". Daß der Kaiserin Viktoria nur der Sturz Puttkamers, nicht aber der Stöckers und Waldersees gelang, ist bekannt; diese Ereignisse sollen hier nur im Vorübergehen erwähnt werden.

Bismarck hatte im Kronrat vom 23. März 1888 gegen den Wunsch Kaiser Friedrichs, den Hofprediger vor die Wahl zwischen Amt und Politik zu stellen, Stöcker gehalten. Er brauchte im Augenblick die konservativen Kräfte als Gegengewicht gegen die liberalen Sympathien der Kaiserin. Das änderte sich sofort wieder, als Wilhelm II., die Hoffnung der Extremkonservativen, den Thron bestieg. Hohenlohe (Denkwürdigkeiten II 428/429) erfährt schon am 7. März durch General v. Heuduck, daß von dem kommenden Kaiser vielleicht eine Emanzipation und Trennung von Bismarck unter konservativem Einfluß zu erwarten sei. So hob mit dem 15. Juni 1888 der Kampf des Kanzlers gegen die Kreuzzeitung von neuem an.

Unter Wilhelm II.

Aus den Tagen, wo der Kampf neu aufloderte, stammt der berühmte „Scheiterhaufenbrief" Stöckers vom 14. August 1888, der 1896 im sozialdemokratischen „Vorwärts" veröffentlicht wurde. Wegen seiner Wichtigkeit muß er in diesem Zusammenhang wiedergegeben werden:

„Berlin, 14. 8. 1888.

Lieber Hammerstein!

Heute früh war ich in Ihrem Büro, um meinem Ärger Luft zu machen (über die offiziösen Presseangriffe. D. V.) und mich informieren zu lassen. Kropatschek (Redakteur an der Kreuzzeitung. D. V.) sagte mir, daß Sie einige Artikel, welche das schnöde Spiel von Bismarck und Genossen mit dem Kaiser aufdecken, für zeitgemäß hielten. Darf ich Ihnen dagegen meine Anschauungen über das, was ich für richtig halte, darlegen? Ich glaube, daß im Augenblick Fürst Bis(marck) den Kaiser vollkommen eingenommen hat, ganz besonders in Bezug auf das Kartell, das nun einmal Bismarck für die Grundlage seiner Politik und für ein ungemein großes Ereignis ansieht. Will man dagegen die Bis(marckschen) Intriguen seit der Walderseeversammlung ausspielen und zwar mit mehr oder weniger Gegenüberstellung von B(ismarck) und dem Kaiser, so verliert man das Spiel und reizt den letzteren. Ich hörte auch gestern, daß er ganz für die Kartellpolitik gewonnen ist. Was man meines Erachtens tun kann und muß, ist folgendes: Prinzipiell wichtige Fragen, wie Judenfrage, Martineum (evangelische höhere Schule in Brecklum, Schleswig-Holstein. D. V.), Harnack (Berufung Harnacks von Marburg nach Berlin. D. V.), Reichstagswahl im sechsten Wahlkreis (am 30. August. D. V.), die gewiß mit einem Fiasko der antisozialdemokratischen Elemente schließt, muß man, ohne B(ismarck) zu nennen, in der allerschärfsten Weise benutzen, um dem Kaiser den Eindruck zu machen, daß er in diesen Angelegenheiten nicht gut beraten ist und ihm den Schluß auf Bismarck überlassen. Man muß also rings um das politische Zentrum resp. Kartell Scheiterhaufen anzünden und sie hell auflodern lassen, den herrschenden Opportunismus in die Flammen werfen und dadurch die Lage beleuchten. — Merkt der Kaiser, daß man zwischen ihm und B(ismarck) Zwietracht säen will, so stößt man ihn zurück. Nährt man in Dingen, wo er instinktiv auf unserer Seite steht, seine Unzufriedenheit, so stärkt man ihn prinzipiell, ohne persönlich zu reizen. Er hat kürzlich gesagt: „Sechs Monate will ich den Alten — B(ismarck) — verschnaufen lassen, dann regiere ich selbst." B(ismarck) selbst hat gemeint, daß er den Kaiser nicht in der Hand behält. Wir müssen also, ohne uns etwas zu vergeben, doch vorsichtig sein. Ich möchte Sie bitten, lassen Sie die Artikel jedenfalls bis zu Ihrer Rückkehr und einer gemeinsamen Besprechung. Die Stunde kommt schon, in der wir den Aufsatz: ‚Es ist System darin' von Stapel lassen. Ich gebe Ihnen völlig recht, aber im Moment ist Schweigen — d. h. nur in diesem Punkte — Gold und Reden nicht einmal Silber. Mein Aufsatz ‚Ja man hätte früher etwas tun müssen!' kommt nächstens.

Herzliche Grüße! Ihr getreuer Stöcker."

Der in den Schlußsätzen angekündigte Artikel ist am 25. August in der Kreuzzeitung erschienen. Er knüpft an eine Mitteilung Professor Delbrücks an, wonach 1883 der Kronprinz Friedrich im Park von Sanssouci einem antisemitischen Begleiter gesagt hatte: „Ja man hätte früher etwas (gegen die Juden. D. V.) tun müssen." Dann erwähnt er den Nachruf Treitschkes auf Kaiser Friedrich, der dessen Ablehnung der antisemitischen Bewegung getadelt hatte und weist darauf hin, daß Kaiser Wilhelm Treitschke zu diesem Aufsatz telegraphisch beglückwünscht habe. Zuletzt fordert der Stöckerartikel die Aufhebung der Judenemanzipation und meint: „Daß der nächste, große ‚innere Staatsmann' Europas diesen Kampf aufnehmen wird, ist gewiß."

Ein anderer, schon am 12. August in der Kreuzzeitung anonym erschienener Artikel Stöckers „Ein Schandfleck des öffentlichen Lebens", der so großes Aufsehen erregte, daß die Börsenkurse um ein Prozent stürzten, sagt: „Wir hoffen, daß ein Befreier kommen wird ... Die Judenmacht muß gebrochen werden. Welcher Fürst, welcher Staatsmann beginnt diesen edelsten aller Feldzüge? Wir sind überzeugt, daß er bis in kurzer Zeit bis auf wenige unwürdige Ausnahmen das ganze Volk und zwar zu jeder Maßregel auf seiner Seite haben würde."

Es ist kein Zweifel, daß eine solche Taktik in der Seele Kaiser Wilhelms II. verwandte Seiten berührte. Hohenlohe (Denkwürdigkeiten II, 440/441) berichtet unterm 17. Juni 1888 über seine Eindrücke beim Besuch in Berlin: „Friedberg (den Justizminister jüdischer Abstammung. D. V.) fand ich etwas gedrückt. Er ist nicht mehr der große Mann, der er zur Zeit Kaiser Friedrichs war, wo alles ihm die Cour machte. Er weiß, daß der Kaiser die Semiten nicht protegiert ... Um 5 Uhr zu Bleichröder ... nur müsse (so meint Bleichröder. D. V.) der Kaiser sich hüten, nicht in die Hände der Orthodoxie zu geraten ... Eine andere Gefahr sei Waldersee ... Wer stehe dafür, daß diese Herren nicht wieder das alte Spiel anfingen und dem Kaiser sagten: Eigentlich bist Du doch nur eine Puppe, Bismarck regiert. Bei dem alten Herrn hat dies keinen tiefen Eindruck gemacht, der junge werde empfindlicher sein." Daß dem so war, erfuhr durch ihre engen höfischen Verbindungen natürlich auch die Kreuzzeitungspartei. Stöcker selbst erzählte später („Die drei Paladine des Kaisers", 1906. Abgedruckt bei R. Seeberg, Stöckers Reden und Aufsätze, Leipzig 1913, S. 41):

„Es ist durchaus eine Tatsache, daß der Mangel an christlichsozialen Anschauungen den Kaiser zuerst von seinem Kanzler entfremdet hat. Das ist aber nicht der alleinige Grund. Ich weiß, daß der Fürst Bismarck die Trennung ganz klar voraussah. Schon 1½ Jahre vorher, ehe sie geschah, da war er als Gevatter auf einer Kindstaufe; eine Freundin von uns war Mitgevatterin. Es war niemand da als der Fürst, diese Gevatterin und der Taufvater. In solchem kleinen Kreis läßt man sich wohl gehen und spricht geheime Gedanken vom Herzen herunter. Da stellte der alte Kanzler seine Zukunft so dar: Der Kaiser wird bald sein eigener Kanzler sein wollen, das wird dann gewisse Schwierigkeiten geben. Einmal werde ich ihm noch nachlaufen und bei den Rockschößen fassen, ich werde ihn auch noch einmal festhalten. Aber nach einem Jahr wird ein neuer Anstoß kommen, er wird sich dann wieder trennen wollen, ich werde ihm wieder nachlaufen, ihn wieder bei den Rockschößen fassen, aber die Rockschöße dann in meiner Hand behalten. Und aufs genaueste traf diese Schilderung der Zukunft zu. Nun, noch ist die Zeit nicht da, um solche großen Ereignisse in allen Kleinigkeiten zu enthüllen, noch sollte man warten und über die unliebsamen Dinge Gras wachsen lassen."

Eine Steigerung des eingeborenen monarchischen Selbstgefühls in Wilhelm II. war durchaus im Sinn der Extremkonservativen. Aber ihre Folgerungen kamen doch nicht der Kreuzzeitungspartei zugute. In den Jahren 1888 und 1889 hielt der Kanzler auch diesen schwer zu behandelnden Monarchen noch unter seinem Bann, ja er errang einen letzten Sieg über seine konservativen Gegner. Schon seit der Thronbesteigung war Wilhelm II. gegen seine früheren Freunde von der Kreuzzeitung eingenommen. Der Kartellkurs wurde weiter gesteuert. Auch persönlich mußte Stöcker die veränderte Stimmung am kaiserlichen Hof erfahren. Am 10. August 1888 besuchte er die jungen Prinzen in ihrer Sommerfrische in Oberhof in Thüringen. „Eben habe ich — so schreibt er am 10. aus Oberhof an seine Frau — die Gräfin Brühl und Herrn v. Ende begrüßt, dem Prinzen Wilhelm, der eben ausfahren wollte, die Hand gegeben, wobei Prinz Eitel Fritz sagte: Wer ist denn das?" Am 12. erzählte er bei einer christlichsozialen Versammlung im Stadtmissionshause von diesem Besuch und von dem prächtigen Gedeihen der kaiserlichen Kinder. Darauf erschienen in der Presse Mitteilungen, Stöckers Besuch habe am Kaiserhof sehr verstimmend gewirkt, und es seien Vorkehrungen getroffen, die eine Wiederholung desselben verhindern würden. Allerdings traten bei dem ewig schwankenden Temperament Wilhelms II. auch Rückfälle in das alte Wohlwollen zu Stöcker auf: beim Neujahrsempfang 1889 streckte der Kaiser in plötzlicher Auf-

wallung dem Hofprediger beide Hände hin, eine hohe Auszeichnung vor allen umstehenden Diplomaten, Generalen und Würdenträgern. „Die Höflingsschar im Kreise verlernte jeden Spott!" — so pflegte Stöcker hinzuzusetzen, wenn er später die Szene erzählte. (Ortzen, Adolf Stöcker, I, 405/406). Aber die Allgemeinstimmung der Kreuzzeitungspartei charakterisiert doch besser die Aufschrift auf einer Visitenkarte, die Freiherr v. Mirbach zum Neujahr 1889 bei Stöcker abgab: „Es muß doch einmal Frühling wieder werden!"

Diese Stimmungen und Kalkulationen beleuchten auch folgende Schriftstücke aus dem Jahr 1889:

Major Zahn an Freiherrn von Hammerstein: „Berlin, 15. 2. 1889.

Hochverehrter Herr Baron!

... Abgesandter von Ihm (Graf Waldersee. D. V.) mit Grüßen war eben bei mir! Inhalt der längeren Verhandlungen war folgender: Der Kaiser ist durchaus für das Kartell gewonnen, welches, vielleicht für Berlin nicht, für andere Gegenden gut wäre. Auch wegen Mittel- und Süddeutschland könne er sich nicht enger an die Rechte anschließen.

Wenn der Kaiser im Hintergrund ‚vielleicht' konservative Tendenzen habe, so seien sie augenblicklich absolut niedergeschlagen, jede Anspielung darauf nehme er persönlich übel. Douglas (freikonservativer Abgeordneter und Günstling des Kaisers, hatte in einer Rede in Aschersleben am 4. Oktober 1888 Wilhelm II. gegen den Vorwurf stöckerscher Gesinnung verteidigt. D. V.) ärgert ihn vielleicht selbst, um so mehr nehme er jede Anspielung als persönlichen Rippenstoß.

Kelch (Landrat, hatte Anfang Februar Audienz beim Kaiser und verbreitete mißbilligende Äußerungen desselben über die Kreuzzeitung. D. V.) wäre taktlos gewesen. Er verdenkt ihnen die Wallung nicht, aber man hätte oben die ‚Art' der Zurechtweisung in der Kreuzzeitung krumm genommen. Diese wäre jetzt beim Kaiser ganz unten durch und deshalb von allen Seiten Vorsicht die einzige Taktik.

Der Artikel im Hannoverschen Kurier wäre sehr täppisch gewesen. Er ist sehr bekümmert, daß sein Name dort genannt. Nichts könnte ihm mehr schaden, als irgendeine Anspielung auf seine Person, die ihm schließlich das letzte Spund verschlösse.

Seine konservativsten Freunde wären augenblicklich verstimmt gegen die Kreuzzeitung, weil sie die konservative Partei allmählich sprengen würde.

Nachdem ich uns verteidigt, meinte er, die Kreuzzeitung sei insofern in günstiger Lage, als sie dem F(ürsten) dieser Welt gegenüber durch seine Ungeschicklichkeit einen Vorteil errungen und gezeigt hätte, daß sie unabhängig sei.

Dieser Vorteil müsse ausgenützt werden, durch Vorsicht und kluge Nachgiebigkeit, um die Zeitung gerade jetzt vielleicht zum leitenden (? Lesart zweifelhaft. D. V.) Organ der konservativen Partei zu machen. Auch Stöcker solle alle Reibereien lassen und die großen Ziele ins Auge fassen. Relata refero!

Ich hatte den Eindruck, als habe ihn ein Hochkonservativer, von dem immer gesprochen wurde (Wedell-S?), beeinflußt.

2. Daß Verstimmung augenblicklich groß ist,
3. daß Er Kampf mit dem F(ürsten) dieser Welt unter keinen Umständen aufnimmt, weil er ihn für aussichtslos hält, aber gegen Thronfolger (Herbert Bismarck. D. V.) sicher vorgeht,
4. daß Er trotz alledem für die Kreuzzeitung interessiert ist und ihr gerne helfen würde, wenn sie kaltblütig laviert."

Aus dem Briefwechsel des Hofpredigers Stöcker mit seiner Frau:

„Berlin, 21. I. 1889.

Hier ist das Hauptgespräch die polizeiliche Beschlagnahme der Kreuzzeitungsartikel über ‚das monarchische Gefühl'. Der Fürst der Welt wird immer unkluger; ich glaube nicht, daß

irgend ein Gericht der Welt Hammerstein verurteilen wird. Im übrigen ist unter den Konservativen Bismarck-Epidemie und zwar im höchsten Maße ansteckend."

„Berlin, 25. I. 1889.

Übrigens hörte ich hier, daß der Kreuzzeitungsartikel (‚Das monarchische Gefühl', die Veröffentlichung des Reichskanzlerberichts an den Kaiser betr. Geffcken tadelnd. D. V.) an der höchsten Stelle gar nicht verletzt hat. Wer weiß, ob man nicht, wenn man das erfährt, Hammerstein noch an die Spitze der Fraktion stellt."

„Berlin, 29. I. 1889.

Übrigens habe ich an den Kaiser (zum Geburtstag am 27. D. V.) geschrieben; es ist ein Versuch, der, wenn er unbeantwortet bleibt, nicht von Neuem gemacht wird. Aber diesmal hielt ich es, besonders wegen Neujahr, für nötig."

„Berlin, 5. II. 1889.

Mit Hammerstein scheint die Sache zu ruhen. Viel Ehre würde auch Fürst Bismarck nicht einlegen (Die Beschlagnahme wurde dann stillschweigend wieder aufgehoben. D. V.) ..... Im übrigen waren Kaisers, sehr zu Schraders (Hofprediger. D. V.) Schmerz, am Sonntag bei Dryander (Prediger an der Dreifaltigkeitskirche. D. V.), der sich zum Hoflumen aufzuschwingen scheint. Mittelpartei, nichts als Mittelpartei! Nun, man wird sehen, wie lange das geht."

„Berlin, 6. II. 1889.

Wie man hört, spitzt sich das Verhältnis zwischen Bismarck und Waldersee wieder zu; der eifersüchtige Kanzler glaubt wirklich, daß Waldersee nach dem Posten des Reichskanzlers verlangt; und wenn man ihm sagt, daß Waldersee gar nicht darnach ehrgeizig sei, so soll er sagen, die Frau stieße Waldersee in seine ehrgeizigen Pläne hinein. Selbst Bosse (Ministerialrat, später preußischer Kultusminister. D. V.) meinte heute, wenn die Menschen zu groß würden, würden sie leicht verrückt. Jedenfalls ist es nicht mehr sehr schön im öffentlichen Leben. Gott wolle es bessern."

„Berlin, 9. II. 1889.

Der Kaiser hat mir, wenn auch nicht selbst geschrieben, doch durch Lucanus (Chef des Kaiserlichen Zivilkabinetts. D. V.) schreiben lassen, daß ihn meine ‚treuen Segenswünsche' zum Geburtstag ‚angenehm berührt' hätten, und daß er mir ‚herzlich danken' lasse. Da er im allgemeinen gedankt hatte, ist es immerhin etwas, daß er mir noch besonders antworten läßt. Man wird allmählich ganz bescheiden. — Der eigensinnige Hammerstein hat wieder einen Artikel von Stapel gelassen, der die Reichstagsverhandlungen Munckel und Genossen in einem für die Regierung verurteilenden Sinn bespricht. Ich sagte ihm, daß manche Sachen auch journalistisch mehr wirken, wenn sie einmal, als wenn sie zweimal erwähnt werden; aber er ist nicht zu überzeugen. Auch Kropatschek ..... ist nicht einverstanden. — Der Konflikt zwischen Bismarck und Waldersee scheint sich zuzuspitzen; wenigstens war ein offiziöser Artikel in der Post, der es offen aussprach, daß manche an Waldersee statt des ‚alt gewordenen' Bismarck dächten usw. Er wird wirklich alt, der große Fürst."

„Berlin, 11. II. 1889.

Ihr habt wohl gelesen, daß Hammerstein in der Kreuzzeitung erklärt hat, der Kaiser sei belogen. Natürlich wird das die Stimmung für die kleine, aber mächtige Partei, die wir repräsentieren, auch nicht verbessern. Aber mir ist doch bei dem allen ganz wohl. Wie kommt man da anders hindurch? Nimmer als durch ungeschminkte Wahrheit. Es fragt sich nur, ob der Kaiser sie erfährt. Neulich — so wird erzählt — beim Tee bekam die Kaiserin ihre Zeitungen, darunter die Kreuzzeitung, und las einen dieser Artikel. Der Kaiser liest sie nicht mehr; ob freiwillig oder unter bismarckschem Einfluß, weiß man nicht. Da reicht sie die Kaiserin ihrem Gemahl; der lehnt sie ab, und sie sagt: nun so schlimm ist die Sache doch nicht. — Du

siehst, die Dinge gehen hin und her. Wer weiß, wie sie enden. Mirbach ist noch immer nicht zurück; aber man hört, daß er auf dem Wege der Genesung ist. Dann erfährt man wieder mehr."

„13. II. 1889. (Karte)

Die öffentlichen Dinge beruhigen sich allmählich wieder, und ich bin überzeugt, daß H(ammerstein) zuletzt Recht behalten wird. F(ürst) B(ismarck) wird alt; auch in der Kolonialdebatte zeigte sich das; er ist ein Kutscher, der noch eine Leine hat, während die andere in H(ammersteins) Händen ist."

„Berlin, 16. II. 1889.

... Hier beruhigen sich allmählich die Sachen. Das Deutsche Tageblatt schreibt, die ‚Bismarck-Dynastie' sei eigentlich die vernünftigste Sache von der Welt und die Kreuzzeitung schweigt gänzlich; da wird doch der ‚große Fürst' endlich zufrieden sein ... man glaubt hier, Fürst Bismarck leide an Verfolgungswahn, bekanntlich ein Symptom, das mit dem Größenwahn verbunden ist. Ich verzeihe ihm aber alles, da ein Mensch, wie er, so viel gearbeitet hat, daß man über die Zerrüttung der Nerven sich nicht wundern kann."

Man sieht, der Kampf war bis zur äußersten Erbitterung gediehen. Auch Bismarck führte ihn rücksichtslos. Als Anfang 1889 Streitigkeiten zwischen Stöcker und seinem Amtsbruder Witte die Öffentlichkeit unliebsam beschäftigten, benützte er die Gelegenheit zu einem entscheidenden Schlag. Wir verzichten hier auf die aktenmäßige Darstellung der Verhandlungen. Den Kernpunkt des Ganzen erfaßte die „Vossische Zeitung", wenn sie (Nr. 74, 13, II. 89) schrieb: „Ein guter Diplomat soll zwar nach einer Erklärung des Fürsten Bismarck selten ein guter Schachspieler sein. Aber er hat wenigstens Ähnlichkeit mit dem Schachspieler. Er schiebt seine Figuren vor, greift feindliche Figuren an, und wie es sich in dem königlichen Spiel versteht, immer mit letzter Rücksicht auf den König. Der Fall Witte kontra Stöcker, der eigentlich einen anderen Titel trägt, erinnert einigermaßen an diese Kunst. Ob Läufer oder Springer geschlagen werde, ist an sich ohne Bedeutung, aber von großer und bisweilen entscheidender Tragweite für die weitere Entwicklung des Spiels — Herr Stöcker wie Herr v. Hammerstein sind nur unbedeutende Figuren auf dem politischen Schachbrett, durch deren Beseitigung Gardez — nach der Übersetzung des Hamburger Blattes, welches von ‚besonderer Seite' unterrichtet wird, würde das deutsch: ‚Trau, schau, wem!' heißen — geboten werden soll ... Witte und Stöcker sind höchstens Vorposten, und die Namen der leitenden Feldherren sind heute niemand mehr verborgen." Was schon zur Zeit der Walderseeversammlung, am 27. Dezember 1887 Philipp Eulenburg (Aus fünfzig Jahren, herausgegeben von Johannes Haller, S. 153) in sein Tagebuch schrieb: daß Bismarck „in Stöcker auch Waldersee bekämpfe", war auch hier der Hintergrund des Vorgehens Bismarcks gegen den Hofprediger. Aus Walderssees Denkwürdigkeiten weiß man, daß der Graf, allerdings sehr vorsichtig, weil er seine eigene Stellung nicht gefährden wollte, beim Kaiser für Stöcker Stimmung zu machen suchte. Wenn der Kaiser in einem Erlaß an den Evangel. Oberkirchenrat vom 20. März damals erklärte, ein Rücktritt Stöckers vom Amte sei ihm nicht erwünscht, „teils im Interesse Stöckers selbst, teils um gewissen Kreisen seiner Gegner nicht einen solchen Triumph zu gönnen", so war das die Wirkung des Waldersseeschen Einflusses. Das Ergebnis war ein Kompromiß. Am 8. April mußte Stöcker mit dem Chef des Kaiserl. Zivilkabinetts v. Lucanus eine Erklärung vereinbaren, die seinen vorläufigen Rücktritt von der politischen Agitation bedeutete. Die Erklärung lautet: „Da Seine Majestät eine Tätigkeit, wie ich sie bisher im politischen Leben Berlins ausgeübt habe, mit dem Amte eines Hofpredigers für unvereinbar halten, ist es selbstverständlich, daß ich dieselbe aufgebe, solange Seine Majestät mir dieses Amt anvertrauen. Nach den gemachten Erfahrungen habe ich auch zunächst jede Freudigkeit verloren, den öffentlichen Kampf gegen den Umsturz auf politischem, sozialem und religiösem Gebiet in der bisherigen Weise fortzusetzen. Er hat deshalb für mich unter

den gegenwärtigen Verhältnissen keine Schwierigkeiten, sondern entspricht meiner Neigung, den politischen Parteikampf überhaupt für mich wie für die christlich-soziale Partei einzustellen. Ich werde diesen Teil meiner Tätigkeit anderen überlassen und meine Vorträge nach Thema, Inhalt und Ton so einrichten, daß sie Seiner Majestät keinen Anstoß geben können. Ich werde, wenn ich öffentlich zu reden habe, nur religiöse, patriotische und soziale Gegenstände besprechen, und die letzteren nur so weit behandeln, als sie unter den Gesichtspunkt des Christentums, der Kirche und der inneren Mission fallen. Sollte ich später von Gewissens wegen mich veranlaßt sehen, im Interesse des Vaterlandes oder der Kirche den Kampf wieder aufzunehmen, so werde ich Seiner Majestät davon pflichtmäßige Mitteilung machen und Allerhöchstderselben alles weitere untertänigst anheimstellen." Diese Knebelung Stöckers war zunächst zweifellos der Sieg Bismarcks: „Zur Zeit" — so schreibt Waldersee damals in sein Tagebuch — „ist Bismarcks Stellung mächtiger als je zuvor: er hat zwar das Gefühl, einem eigenwilligen Kaiser gegenüber zu stehen, weiß ihn aber meisterhaft zu behandeln." Aber es war einer jener Pyrrhussiege, die der große Kanzler in dieser Zeit noch über Wilhelm II. errang. Es war nicht der Sturz Stöckers — und am Karfreitag nach Stöckers politischer Rücktrittserklärung erschien das Kaiserpaar zu Stöckers Predigt im Dom. „Für uns" — so schrieb am 2. April mit richtigem politischen Instinkt die ‚Kölnische Volkszeitung' (Nr. 110) — „stellt sich die Entscheidung in Sachen Stöcker als eine Art Kompromiß zwischen den vom Fürsten Bismarck vertretenen politischen Gesichtspunkten und den kirchlichen Erwägungen, welche in einflußreichen Hofkreisen einen mächtigen Rückhalt haben, dar. Die vorläufige Erledigung der Stöckerfrage ist ein neues Anzeichen zu manchem anderen, daß der bisher unbedingt maßgebende Einfluß des leitenden Staatsmannes jetzt häufiger auf Hemmnisse stößt, welche früher ein packendes Kapitel über ‚Frictionen' in der offiziösen Presse zur Folge gehabt haben würden. Wir sprechen von einer ‚vorläufigen' Erledigung der Stöckerfrage, weil die Zeit vielleicht nicht ferne sein dürfte, wo die Richtung Waldersee-Stöcker in unseren öffentlichen Angelegenheiten mehr in den Vordergrund treten dürfte."

Dieser Ansicht schien auch der Redakteur des christlichsozialen „Volk", Hans Leuß, zu sein, wenn er (laut „Kreuzzeitung" Nr. 205, 3. Mai 1889) am 1. Mai in einer Versammlung erklärte: „Wir Christlichsozialen müssen dem kommenden Mann den Boden bereiten, auf dem er wirken soll. Dann wird auch der Hofprediger Stöcker ... wieder seine politische Tätigkeit aufnehmen." Zunächst ging freilich die Entwicklung der Dinge anders. Am 10. Mai erklärte Stöcker in öffentlicher Volksversammlung sein Ausscheiden aus der politischen Agitation. Schon im Februar hatte die konservative Fraktion Hammerstein nicht mehr in ihren Vorstand gewählt. Als die Polemik der „Kreuzzeitung" gegen das Kartell weiterging und Hammerstein am 26. Oktober einen scharfen Artikel: Die Monarchie und das Kartell brachte, tat Bismarck den letzten, vernichtenden Schlag: am 2. Oktober 1889 erschien im „Reichsanzeiger" die Erklärung, daß der Kaiser die politischen Anschauungen der „Kreuzzeitung" mißbillige und das Kartell als Grundlage seiner Politik ansehe. In dieser Zeit ist folgender Brief Stöckers an Hammerstein geschrieben:

„Berlin, 7. 10. 1889.

Lieber Hammerstein!

Ihre Anschauung ist ganz die meine. Ich stelle die Agitation und die Arbeit ein. Auch ihr letzter Satz entspricht durchaus meiner Empfindung. Sie haben mir beigestanden, ich stehe bei Ihnen. Das ist selbstverständlich. Im übrigen richtet sich die ‚große Macht und viel List' des Feindes ebenso gegen mich wie gegen Sie. Uns trennen hieße nur, ihm den Sieg erleichtern. Wir sind solidarisch.

In treuer Freundschaft Ihr Stöcker."

Am 11. Oktober hielt Stöcker eine letzte öffentliche Versammlung ab; zum letztenmal bei seinem Eintritt in den Saal von den Massen mit brausenden Hochrufen und Erheben

von den Sitzen begrüßt. Er sprach zuerst über das Thema: „1789 und 1889"; dann teilte er mit, daß er, „solange die Verhältnisse dauern", sein öffentliches Wirken einstelle. „Mein letztes Wort ist: unser geliebter Kaiser und König lebe hoch, hoch, hoch!" Es war der Begräbnistag der „Berliner Bewegung". Stöcker hat seine Stellung als König der Berliner Massenversammlungen nie wieder zurückgewonnen. Es war diesem glänzenden und in vielem bedeutenden Tribunen gegangen, wie manchem vor ihm: als er sich dagegen auflehnte, Bismarcks Werkzeug zu sein, da traf ihn die Hand des Riesen zerschmetternd. „Was schadet es, wenn die Flasche bricht, nachdem der Wein getrunken ist!"

„Eine noch nie dagewesene direkte Aktion", so nennt eine Tagebuchnotiz des Ministers Lucius unterm 6. Oktober 1889 die Kundgebung Wilhelms II. gegen die „Kreuzzeitung"; dann stellt Lucius die versteckte Fortsetzung des Pressekampfes fest und meint: „Der Verlauf kann aber viel bedenklicher werden (als zur Zeit der Ara-Artikel und der „Deklaranten". D. V.), weil Bismarck dem jungen Kaiser gegenüber nicht entfernt mehr die sichere einflußreiche Stellung hat wie unter dem alten Herrn." Das war richtig, und es ist möglich, daß die Stacheln, welche man von der Kreuzzeitungs-Seite dem monarchischen Selbstgefühl Wilhelms II. in die Seele gedrückt hatte, auch noch im Jahre 1890 sich schmerzend bemerkbar machten. Aber ein unmittelbarer Einfluß der Extremkonservativen auf den Kaiser ist mindestens seit dessen schroffer Absage an Stöcker und Hammerstein, soviel man sehen und schließen kann, nicht mehr vorhanden. Auch der mächtige Protektor der „Kreuzzeitungspartei" am Hof, Graf Waldersee, hat sich, wie wir sahen, schon seit Anfang 1889 von der schmalen Basis dieser extremen Gruppe zurückzuziehen begonnen; jetzt nach der kaiserlichen Achtung der Extremen begann er, wie sein Tagebuch unterm 21. Oktober meldet, mit Freikonservativen und Nationalliberalen Fühlung zu nehmen. Seine vorsichtige Zurückhaltung in jener Zeit charakterisieren die folgenden beiden Schreiben:

Major Zahn an Hofprediger Stöcker: „Berlin, 10. Oktober 1889.

Hochzuverehrender Herr Hof- und Domprediger!

In der ‚Freisinnigen Zeitung' von heute Morgen — Nr. 237 — findet sich die Notiz: ‚Nunmehr konstatiert das Organ Stöckers, das ‚Volk', daß die Einladungen, wie jeder Mann wisse, nicht vom Minister von Puttkamer, sondern von Grafen Waldersee ausgegangen sind.'

Seine Exzellenz der Herr Graf Waldersee nimmt an, daß Euer Hochwürden diese irrtümliche Behauptung bisher entgangen sei, da Euer Hochwürden sonst gewiß nicht unterlassen haben würden und auch jetzt nicht unterlassen werden, dieselbe im Volk richtigstellen zu lassen.

Mit der vorzüglichen Hochachtung habe ich die Ehre zu sein Euer Hochwürden ganz ergebenster Zahn, Major."

Graf Waldersee an Hofprediger Stöcker: Berlin, 6. 1. 1890.

„Geehrter Herr Hofprediger!

Dem Dr. König habe ich geantwortet, daß ich nicht imstande bin, ein Mandat (in Bochum. D. V.) anzunehmen; ich bin dienstlich derart in Anspruch genommen und im Laufe des Tages gerade in den Stunden, in welchen Sessionen zu sein pflegen, daß ich würde nicht viel im Reichstag erscheinen können; außerdem tue ich wohl gut, mich in jetziger Zeit möglichst zurückzuhalten und mich auf die Rolle eines aufmerksamen Zuschauers zu beschränken.

In der Hoffnung, daß Sie dauernd frisch und zuversichtlich bleiben Ihr treu ergebener

Alfred Waldersee, General der Kavallerie."

Wir fügen hier aus der Zeit nach Bismarcks Sturz und nach Waldersees Strafversetzung nach Altona zwei Briefe des Generals ein, die den Umschwung seiner Stimmung gegenüber Bismarck veranschaulichen.

„Altona, 26. 12. 1891.

(Auf Stöckers Schreiben vom 22. teilt Waldersee mit, daß er zu Gaben für Stöckers Zeitung „Das Volk" nicht imstande sei.)

„Bei mir kommt nun, abgesehen von der materiellen Unmöglichkeit noch hinzu, daß ich, solange ich mich in einer dienstlichen Stellung befinde, auf große Vorsicht und Zurückhaltung angewiesen bin und politisch doch nicht in einer Richtung hervortreten darf, die dem Kaiser nicht angenehm sein könnte. Das ist nun überhaupt ein Kunststück bei der so wechselnden Richtung, also die Folge, daß ich ganz schweigen muß.

Nun wissen Sie ja, wie ich immer als der schwarze Mann gelte. Der Graf Caprivi haßt mich, während mich Bismarck mehr fürchtete; ich stehe nach wie vor unter polizeilicher Aufsicht, jedes Wort von mir wird herumgebracht und fructifiziert.

Mit dem Fürsten war eigentlich noch besser auszukommen wie mit seinem Nachfolger; er war ja kein bequemer Gegner, indeß ließ sich mit ihm gelegentlich doch ein Wort reden, und kam ich dann wieder auf einen leidlichen modus vivendi.

Caprivi wirkt durch Hinterlist; er ist ein gewerbsmäßiger Verleumder und komme ich viel schwerer hinter seine Schliche; mir ist unfaßlich, wie man ihn noch immer als Biedermann preist; er ist einer der verschlagensten Leute, die ich kennengelernt, und wird bald so weit sein, alle Parteien angelogen zu haben.

Für uns wäre es viel besser, einen richtigen Fortschrittsmann zum Kanzler zu haben als diesen angeblich Konservativen, der uns dem Fortschritt überliefert und alle konservativen Organisationen zerstört.

Wo es mit uns hingeht, frage ich mich auch oft; ich bin überzeugt, noch weiter bergab. Daß Sie den Kopf oben behalten trotz aller traurigen Erfahrungen, freut mich aufrichtig; was haben wir schon für Leute abfallen sehen!

Daß ich untätig zusehen muß, wird mir manchmal recht schwer....."

„Altona, 20. 4. 1892.

Daß es im lieben Vaterlande recht traurig aussieht, bekümmert mich seit länger als Jahresfrist und umsomehr als ich auch nicht eine Spur einer kommenden Besserung wahrzunehmen vermag; es scheint, wir sollen erst noch weiter herunter.

Bei der Krisis innerhalb der konservativen Partei, deren Stand ich von hier aus nicht genau verfolgen kann, möchte ich gern immer zu recht überlegten Verfahren raten; wir sollen auch klug sein können wie die Schlangen.

Daß Caprivi viel gefehlt hat, unterschreibe ich gern; er ist ein maßlos eitler, kurzsichtiger Bürokrat; mit Fleiß und Ordnungsliebe, selbst wenn sie wie hier von Falschheit sekundiert wird, allein ist es in solcher Stellung nicht gemacht.

Die auswärtige Politik hat sich in den letzten Monaten der Aufmerksamkeit mehr entzogen; ich halte unsere Stellung da reichlich so schlecht, wie im Innern. Sicherlich sind schwere Dinge im Anzuge; ich meine, daß dies von gewissen Stellen auch empfunden wird; man ist aber völlig ratlos . . . . Ihr treu ergebener Alfred Waldersee."

Die Bemerkungen zur Krisis in der Konservativen Partei beziehen sich auf die endgültige Auseinandersetzung zwischen Helldorf und der Kreuzzeitungspartei. Am 27. Mai wurde statt Helldorf der Freiherr von Manteuffel zum Präsidenten der Konservativen Partei gewählt.

Der Nachlaß Stöckers beleuchtet so die Vorgeschichte der Entlassung Bismarcks von einer bisher weniger gekannten Seite her; für das große Ereignis des Jahres 1890 fand sich dort leider kein Material. Solches Material könnte nach der ganzen Entwicklung, die das Verhältnis zwischen Bismarck und der Kreuzzeitung in den Jahren 1887/1889 genommen hat, nur eine Bestätigung der Erkenntnis bringen, die Wilhelm Mommsen aus meist publizisti-

schen Quellen geschöpft hat: daß der Sturz Bismarcks von den Extremkonservativen begrüßt wurde. Eine private Mitteilung an den Verfasser besagt, daß der Redakteur am Stöckerschen „Volk", Helmut v. Gerlach, am Tag der Entlassung beim Nachhausegehen einem Freund gegenüber seine Gefühle in den Ruf zusammengefaßt habe: „Es ist eine Lust zu leben!" Am 27. März ist denn auch im „Volk" ein Artikel unter dieser Überschrift erschienen. Es war die Stimmung der Erleichterung, mit der alle Parteien den Abgang des Riesen aufnahmen; des Optimismus, mit dem der größte Teil der öffentlichen Meinung das Regime Wilhelms II. begrüßte und der nach kurzer Zeit allgemeiner Enttäuschung Platz machen sollte. Die Extremkonservativen erlebten dieselbe am schnellsten: schon am 6. November 1890 wurde Stöcker aus dem Hofpredigeramt entlassen.

Erste Aufgabe der Geschichte ist das Verstehen, nicht das Anklagen und Verteidigen. Grundsätzliche moralische Verdammung einer Opposition gegen Bismarck wäre darum ein Zugeständnis an unhistorisches Denken. Bismarcks Größe verträgt es außerdem, daß man auch die Gegner seiner Politik, sofern sie nur bedeutend und von reinem Wollen beseelt waren, in ihrer Eigenart anerkennt und würdigt. Auch der Hofprediger Stöcker, der im Mittelpunkt der vorstehenden Veröffentlichung steht, muß unter diese Opponenten gerechnet werden; wer nur den „Scheiterhaufenbrief" kennt, mag zunächst geneigt sein, in ihm einen Intriganten im Priesterrock zu sehen. Aber das geschichtliche Bild ist das einer geistig hochbedeutenden Persönlichkeit und einer starkwilligen leidenschaftlichen Kampfnatur, die, vom Eifer für die Größe der Kirche durchglüht, sich in die Arena der Politik stürzte; daß dann hier der kategorische Imperativ der christlichen Ethik mit dem kategorischen Imperativ der Politik: Macht zu gewinnen für sich und die Sache, in Konflikt geriet, geraten mußte, ist tragische Verkettung, nicht „protestantischer Jesuitismus". Schon Friedrich Naumann, dessen geistige Entwicklung ja zunächst von Stöcker ausging, hat in seinem feinen Nachruf in der „Hilfe" (Nr. 8, 1909, Bei Theodor Heuß, Naumann, Gestalten und Gestalter, Leipzig 1919) dieses philiströse Urteil abgewehrt. Die geschichtliche Betrachtung darf, ohne damit ein politisches Werturteil zu verbinden, in Stöcker eine der außergewöhnlichen Persönlichkeiten der Geschichte des vergangenen Kaiserreiches sehen; wie etwa Windhorst oder Bebel behält er seinen Eigenwert, auch da, wo er als Opponent Bismarcks auftritt.

Aber freilich — das Erschütternde an Bismarcks Sturz wird gerade durch die Stellungnahme der konservativen Kreise besonders klar. Ob die gouvernementalen Vertreter derselben unter Helldorf-Bedra — noch 1888 nach Helldorfs Wort bereit, Bismarck zu folgen, „auch wenn man dabei ab und zu einen Fußtritt abbekomme" — im Jahre 1890 als Soldaten der Fortuna von dem wankenden Kanzler schnell zum mächtigeren Kaiser hinüberwechselten mit der klassischen Erklärung, man stehe vor einer Lage, „in der dem Konservativen, der vor allen Dingen — darin hat ihn Lehre und Beispiel gerade des Fürsten Bismarck bestärkt — monarchisch fühlt, nichts anderes übrigbleibt als zu schweigen und ehrfurchtsvoll die Entscheidung seines Kaisers und Königs abzuwarten"; oder ob die oppositionellen Männer der Kreuzzeitung, die Kreise, aus denen Bismarck einst selbst hervorgegangen war und die sich mit historischem Recht als die festesten Stützen der Monarchie fühlen durften, nun dem großen Restaurator dieser Monarchie den Boden unter den Füßen unterwühlten, indem sie das Selbstbewußtsein der Dynastie Hohenzollern gegen die „Dynastie Bismarck" aufstachelten — das ist ein äußerer Unterschied. Aber für beide Seiten war es der monarchische Gedanke, dem sie eine Wendung gegen einen Kanzler gaben, der das Haus Hohenzollern aus den Tiefen der Krise von 1862 auf die Höhe von Sedan geführt hatte. Es ist dasselbe Motiv, das in Wilhelms II. Seele treibend war. Eine Entlassung dieses Kanzlers aus diesem Motiv hätte eine Rechtfertigung vor der Geschichte gefunden: daß Wilhelm II. ein Friedrich der Große gewesen wäre. Aber schon 1892 mußte der Hofprediger a. D. Stöcker schreiben (Deutsche Evangelische Kirchenzeitung, Juli 1892): ein Cäsarismus ohne einen Cäsar, wie er jetzt im Deutschen Reich herrsche, müsse die Nation entnerven.

Bismarck in Frankfurt

Wir glaubten diese Frankfurter Jahre Bismarcks schon genau zu kennen: aus seinen eigenen gleichzeitigen Berichten und Briefen, die seit langem vorliegen, Selbstzeugnissen und diplomatischen Akten von unvergleichlichem Wert, leuchtend und sprühend in der ganzen Fülle jugendlicher Kraft. Aber nun hat A. O. Meyer[1]) neben ihnen, zum erstenmal und in vollem Umfang, die Zeugnisse der Gegenseite, die Berichte der österreichischen Bundestagsgesandten, herangezogen, und zu einer umfassenden Darstellung verwertet, und siehe, das bekannte Bild gewinnt neue Lichter und Farben. Nicht daß die Hauptlinien sich wesentlich veränderten, es sind die alten großen Züge. Erst jetzt aber sehen wir ganz, bis ins einzelne, in den Kampf hinein, in dem sie sich bildeten: in all seine Wendungen und Wechselfälle, seine Gegenstände, seine Mittel. Wir sehen jetzt vor allem zum erstenmal Bismarcks Gegenspieler. Die umsichtige, gerechte Würdigung der drei österreichischen Präsidialgesandten, die ihm gegenüberstehen, Thun, Prokesch-Osten, Rechberg, gehört, scheint uns, zu den fesselndsten Teilen des ausgezeichneten Meyerschen Buches. Man muß ihre Charakteristiken bei Bismarck selbst daneben lesen — schneidende Sarkasmen, die sich unvergeßlich ins Gedächtnis einbrennen, erbarmungslos, mephistophelisch, einseitig, immer im grausamen Blitzlicht der politischen Gegnerschaft gesehen. Und doch waren alle drei, wie Meyer zeigt, Männer von geistigem Rang, einer davon, Prokesch-Osten, Bismarck an vielseitiger Bildung, universalen Kenntnissen weit überlegen. Und man muß die vortrefflichen Bildbeilagen dieses Bandes dazu betrachten, die weichen Züge bei allen 3 Österreichern, und daneben die ehern geschlossenen des Preußen: das bekannte Beckersche Ölbild des Diplomaten von 1855, auf dem er an ein gefährliches, geschmeidiges Raubtier erinnert, und die wunderbare frühere Daguerrotypie im Bart, dräuend, gewitterdunkel, wie ein nordischer Sturm- und Kriegsgott.

Das ist ein Haupteindruck dieses Bandes: Das Harte, Unerbittliche, Aggressive in Bismarck, seine verschlagene diplomatische Kunst, die furchtbare Wucht seines Kampfes. Gewiß, es ist richtig, was er in seinen Berichten und Briefen immer wiederholt: Österreich ist in diesen Jahren nicht gewillt, die Führung des Bundes mit Preußen zu teilen, ihm die Gleichberechtigung ehrlich zuzugestehen. Seine Gesandten alle drei sind beseelt von stolzem österreichischem Selbstgefühl, erfüllt von tiefem Mißtrauen gegen den preußischen Staat, gegen das preußische Wesen. Aber wenn sie in Bismarcks Berichten Zug um Zug als die Angreifer erscheinen, immer darauf aus, Händel zu suchen, den anderen zu übertölpeln, unversöhnlich, arrogant, herausfordernd, so ist das Bild verschoben. Vom ersten Tag seiner diplomatischen Laufbahn an besitzt er die ganze dämonische Kunst, den andern ins Unrecht zu setzen. Wenn man in der klaren, sachlichen Meyerschen Darstellung alle Zeugnisse nebeneinander hört, so ist außer Zweifel, daß mindestens das persönliche Friedensbedürfnis bei den österreichischen Gesandten viel stärker war als das seinige. Gerade am Anfang erscheint er als der weitaus Empfindlichere, Mißtrauischere, Feindseligere, Unversöhnliche. Keine Minute verläßt ihn das Gefühl der Bedrohung seines Staates, das Bewußtsein der elementaren Tatsache der Gegnerschaft. Ob er sich im Augenblick liebenswürdig gibt oder schroff, in Zeiten der Windstille wie in denen des Sturms, jede Sekunde ist er gewappnet, kampfbereit, auf der Lauer nach einer Blöße, mitleidslos, bereit, sich, wenn es hilft, mit dem Teufel selbst zu verbünden — nicht „böser" als die andern, denn sie denken und wollen ja alle zuzeiten dasselbe, aber tausendmal folgerichtiger, härter, unerbittlicher: in der Tat der eiserne Topf unter den irdenen, die an ihm zerschellen. Um welche Gegenstände es sich im einzelnen handeln mag, große oder kleine: die Fragen der Handelspolitik oder Schleswig-Holsteins, die Kämpfe um den Zollverein oder um die öffentliche deutsche Meinung, Bundesfestungen oder gesetzgeberische Fragen, die Geschäftsordnung des Bundes, Rangstreitigkeiten, oder das harmlose Unterstützungsgesuch zweier Bundeskanzlisten: alles wird auf der Stelle zu einer Machtfrage zwischen den 2 Vormächten.

[1]) Bismarcks Kampf mit Österreich am Bundestag zu Frankfurt (1851—1859), K. F. Koehler, 1927.

Erstaunlich, wie dem Mann, dem kein Ziel zu hoch ist, keine Kleinigkeit im Kampf zu unbedeutend erscheint, um sie aufzugreifen und durchzufechten — denn die Kleinigkeiten summieren sich und sind symbolisch — und wie unter dem Feueratem seiner Leidenschaft alles alsbald sich dramatisch zuspitzt. Manchmal hat man auch hier schon den Eindruck, als würde mit Kanonen gegen Spatzen geschossen. Aber er versteht sich auch auf alle anderen Waffen des Kampfes, er kann den Gegner mit Nadelstichen bis aufs Blut reizen, er kann ihn durch rastlosen, unaufhörlichen, alltäglichen Kleinkampf zermürben.

Es ist leicht, sich großdeutschen Träumen hinzugeben und 1866 zu verdammen, wenn man nur die großen Reden- und Gedankenkämpfe des Frankfurter Parlamentes vor Augen hat, die kühnen, prächtigen Flüge durch das weite Reich des Wünschbaren und Erdenklichen. Aber man muß in diese Atmosphäre der wirklichen Machtkämpfe auf der Erde kommen, man muß diese dumpfe und elektrische Luft atmen voll Spannungen, Mißtrauen und Intriguen, um zu erkennen, daß Bismarck nicht eine hoffnungsvolle großdeutsche Entwicklung verhängnisvoll umgebogen, sondern daß er eine hoffnungslos verfahrene Lage in gewaltigen Schöpfungen gestaltet hat. Hier sehen wir, im ruhigen Fluß einer historischen Darstellung, wie er sich dazu rüstet. Und doch ist es streckenweise ein atemraubendes Schauspiel, das wir miterleben.

Dieser diplomatische Neuling ist nach Frankfurt gekommen, als der Vertreter eines gedemütigten, zurückgeworfenen Staates; auf einen Kampfplatz, wo er nach der Natur der Dinge immer im Nachteil bleiben muß. Er muß seine eigene Regierung zu Hause erst für die Erkenntnisse gewinnen, die sich ihm hier aufdrängen, für die Wege, die er deshalb einschlägt: er muß oft seine Ziele, seine Mittel vor seinem eigenen König und seiner eigenen Regierung verschweigen, um den Boden nicht unter den Füßen zu verlieren. Aber er zögert keinen Augenblick, den Kampf für seinen Staat aufzunehmen nach allen Seiten, mit jedem Mittel — und er führt ihn durch, er behauptet siegreich seinen Platz. Schritt um Schritt, fast in jeder Frage, die auftritt, setzt er den österreichischen Gegner matt, mitten in dem Bunde, dessen Mehrheit dem Kaiserstaat folgt. Alle seine diplomatischen Gaben sieht man schon am Werk. Man sieht, wie ein genialer Instinkt sich blitzschnell seines eigensten Feldes bemächtigt, wie, vor allem seit dem Krimkrieg, das Land der großen europäischen Politik, sich vor ihm auftut und ihn unwiderstehlich an sich reißt. Schleswig-Holstein, der deutsche Krieg, die Auseinandersetzung mit Frankreich, das neue preußisch-deutsche Reich, alles taucht schon vor seinen Blicken auf — jugendlicher, vielfach gewaltsamer als später, noch rein großpreußisch gesehen (die Annexionsgedanken von 1859!): man erkennt die beherrschte Größe des Maßes in seinen späteren geschichtlichen Werken, wenn man sie mit diesen ersten verwegenen Skizzen vergleicht. Aber auch andere Züge der späteren Zeit erscheinen hier schon vorgebildet: trotz aller Kunst der Menschenbehandlung, die Flut von Gegnerschaft, von Verkennung und Haß, die er in grandioser Einsamkeit verachtet oder auf die er stolz ist, und die sich schließlich gegen ihn vereinigt und ihn von seinem Werk stößt — jetzt wie später. Denn auch diesen ersten Frankfurter Platz muß er 1859 kurz nach dem Beginn einer neuen Regierung wider seinen Willen verlassen, gerade in dem Augenblick, wo er in den Verwicklungen des italienischen Krieges glaubt, den Preis seiner achtjährigen Kämpfe gegen Österreich erreichen zu können. Schon damals erlebt er „das Gefühl der Ohnmacht des vom Amte Gedrängten, den quälenden Schmerz um sein Werk, das nun durch Stümperhände verpfuscht werden sollte."

Aber dieser Sturz ist hier doch erst der Übergang zu einer neuen, größeren Wirksamkeit, öffnet ihm erst eigentlich das Tor für seine wirklichen geschichtlichen Leistungen. Noch umgibt ihn die ganze ungebrochene Fülle der männlichen Kraft. Auf jedem Schritt fühlt man, wie sie noch in ihm wächst und reift und sich ihrer selbst bewußt wird. Was er auf diesem Frankfurter Schauplatz getan hat, kampf- und inhaltsreich wie es ist, ist erst der Auftakt seiner Kämpfe und Werke. Seine größten Taten, seine größten Jahre liegen noch vor ihm: Sie tauchen am Himmelskreis auf, in dem wir ihn am Ende des Meyerschen Buches verlassen.

München. Karl Alexander von Müller.

Der deutsche Erzähler

Der Eisbär

Von Henrik Pontoppidan

Mit Bewilligung des Verfassers zum erstenmal ins Deutsche übertragen von Anna Petersen.

I. Kapitel.

Denke dir, lieber Leser, ein großes, feuerrotes Angesicht, von welchem ein schneeweißer, verfilzter Bart herabhängt, zwischen dessen grobem Haar sich häufig Reste von Kohlsuppe, Brotkrumen oder hellbraunem Schnupftabak befinden, was nicht gerade sehr appetitlich ist; nimm dazu eine blanke, knollige Hirnschale, von weißem Nackenhaar bekränzt, das in Locken über den Rockkragen fällt, ein paar kleine, zottige Ohren, buschige Brauen und eine mächtige, blau angelaufene Nase zwischen großen, wasserblauen, starren Augen. Füge des weiteren diesem Gesicht ein unaufhörliches, beinahe unbewußtes Mienenspiel bei, ein häufiges Lächeln, ein schlaues Augenzwinkern, ein plötzliches Heben und Senken der schweren Brauen, heftige Bewegungen der Arme und Schultern und du wirst dir ein ungefähres Bild vom Entsetzen des Regierungskreises Uggelejre machen, vom Schrecken aller Pfarrer, vom Kummer der Lehrer, der Verzweiflung der Bischöfe — ein Bild vom Gemeindepfarrer von Söby: Thorkild, Asger, Einar Frederik Müller.

Ferner muß bemerkt werden, daß Müller genau drei Ellen maß, daß er einen Finger an der linken Hand verloren hatte, und daß er sich Sommer und Winter in derselben wunderlichen Tracht zeigte. Diese bestand aus einer mottenzerfressenen Mütze aus Hundefell, einem Paar graugewürfelter Beinkleider, die in mächtigen, nach Tran stinkenden Stiefeln steckten, samt einer kurzen, verschlissenen Jägerjoppe, die stramm um seinen mächtigen Körper geknöpft war. — Selbst in der strengsten Kälte war er nicht dazu zu bringen, eine Veränderung in seiner Kleidung vorzunehmen. Nur wenn es stein- und beingefroren war, knüpfte er sich ein blaukarriertes Tuch um den Hals; im übrigen nahm er nur eine Extra-Prise aus dem roten Lederbeutel, den er beständig bei sich trug und seine Wärmflasche nannte.

Passierte es nun, daß er in solchen Zeiten einen in sich zusammengekrochenen Bauern traf, der, eingepackt in alle seine wollenen Hüllen, mit tropfenden Augen und rinnender Nase auf der anderen Seite vorüberschlich, so blieb er plötzlich stehen, schlug sein lautestes Lachen auf und rief über den Weg: „Hallo du! Paß um Gotteswillen auf, daß du nicht in deinem Pelz festfrierst!“ — worauf er unter ohrenbetäubendem Gelächter, das die Luft im ganzen Umkreis mit Schrecken füllte, seinen Weg weitersetzte, indem er die zwei großen, gelben, mageren Hunde, die ihn stets begleiteten, wilde Sprünge machen ließ, daß sie vor Lust aufheulten.

Und das Lachen blieb auf seinem Gesicht und die Lippen bewegten sich im muntersten Gemurmel, während er seiner Leibmusik, dem Knirschen des Schnees unter seinen Stiefelsohlen, lauschte. Auf der letzten Anhöhe blieb er stehen, richtete seine Bärenglieder straff auf und füllte seine Lungen mit der eisigen Luft, ehe er unter das Dach seines düsteren Pfarrhauses kroch. Hier wurde er von keiner freundlichen, kleinen Pfarrfrau empfangen, die ihm sorglich Hut und Stock abnahm, den Schnee vom Gewand bürstete und mit mildem Lächeln die feuchten Wangen klopfte. Auch nicht das sonst überall vorhandene muntere Pfarrtöchterlein

war da, das ihm um den Hals gefallen wäre, am Bart gezupft und ihn „seinen schlimmen, großen, häßlichen, goldigen Bärenvater" genannt hätte.

Nur ein alter, roter Kater zeigte sich, der mit einer Ratte im Maul vom Speicher herab kam und hurtig in eine große leere Stube schlüpfte, wo ein frisch geschlachtetes Kalb von der Decke herabhing. Wenn schon Pfarrer Müller für die meisten eine ungewöhnliche Erscheinung war, so war seine Wohnung, die Höhle, wie sie von den Gemeindegliedern genannt wurde, es nicht minder. Man konnte sich unmöglich etwas denken, was so wenig an die behaglichen, kleinen, teppichbelegten Räume mit Büchergestellen und bequemen Lehnstühlen erinnerte, in denen unsere gemütlichen Landpfarrer mit Pfeife und Predigtbuch umherzuwandeln pflegen.

Hier war selbst in des Pfarrers eigener Stube nicht die geringste Andeutung eines Vorhangs an den Fenstern. Der Fußboden war so schwarz wie ein frischgepflügter Acker, und die einfachen Möbel, ein altes Wachstuchsofa, ein leeres Büchergestell, ein paar kleine Tische, ein baufälliger Holzsessel mit Lederbezug — alles war im Zimmer herumgestellt ohne jede Spur von Behaglichkeit und Ordnung.

Das einzige Belebende war eine eigenartige Sammlung von großen Bären- und Seehundsfellen, Walroßzähnen, Renntiergeweihen usw. Das alles war an einer Wand, wie in einem Museum, angebracht. In der Ecke beim Kachelofen stand als Gegensatz ein alles andere als appetitlicher Tisch mit Resten von Grünkohl in einem irdenen Gefäß; ein Stück Schwarzbrot, ein Geschirr mit Fett oder Butter und ein Messer.

Die Sache war die: Der Pfarrer war ein Einsiedler und lebte durchaus wie ein solcher. Oder besser, die ganze Gegend war sein Heim; vom Morgen bis zum Abend streifte er in seinen Mooren und Heiden, seinen Sümpfen und Wäldern umher, mit der Flinte und seinem mächtigen Eichenspeer bewaffnet; ein Schrecken der Kinder und fahrenden Leute mit seinem Wildmannsaussehen und seinem übermütigen Gelächter.

Er hatte ein altes, schwarzes Frauenzimmer in seinem Dienst, die als eine Art Haushälterin für die übrigen Bewohner des Pfarrhauses gelten konnte; aber Pastor Müller hatte ihr vom ersten Tag an den Krieg bis aufs Messer erklärt. Er gestattete ihr in seinem Eigensinn nicht einmal, sein Essen zu kochen, geschweige denn seine Stube zu betreten und er konnte ganz rasend werden, wenn er die leise umherschleichenden Schritte des vergrämten Weibes hörte oder ein einzigesmal ihre Spur in seinem Revier zu bemerken glaubte.

Als er eines Tages in seiner strahlendsten Winterlaune in seine Stube trat, blieb er nach seiner Gewohnheit einen Augenblick auf der Schwelle stehen, um sich zu vergewissern, daß alles noch unberührt so stand, wie er es verlassen hatte. Als sich nichts Besonderes zeigte, nahm er mit seinen krummen, steifgewordenen Fingern eine tüchtige Prise aus dem Lederbeutel. Dann machte er sich daran, eigenhändig sein Mahl zu bereiten. Er setzte das Gefäß mit Grünkohl auf den Ofen, legte ein paar Scheiter in die halb ausgeglühte Asche und rieb sich vergnügt die klammen Hände, als das Fett zu schmoren anfing und der erste leckere Kohlduft über den schmierigen Rand des Topfes stieg. Plötzlich kam ihm eine Idee. Er trat an einen Hängeschrank, der an der Wand in der entgegengesetzten Ecke des Zimmers angebracht war, öffnete ihn mit profitlichem Lächeln und zog aus der Tiefe eine papierumhüllte Flasche, aus der er mit krampfartigen Gesichtsverzerrungen zwei Gläschen füllte, die zwischen der Butter und dem Brot auf dem Eßtisch standen. Hernach klopfte er mit dem Stoßzahn eines Narwals, den er von der Sofawand wegnahm, an die Zimmerdecke und ließ sich dann in den alten Lehnsessel sinken, der unter dem Gewicht seiner mächtigen Glieder ächzte. Über ihm, wo Kaplan Ruggaard sein Zimmer hatte, wurde ein Stuhl zurückgestoßen, ein Paar Filzschuhe schlürften über den Boden droben und weiter, bis an das entgegengesetzte Ende des Hauses, wo sie die knarrende Treppe hinabschlichen. Einige Türen wurden auf- und wieder zugemacht, hörbar im ganzen leeren Hause. Endlich klopfte es an des Pfarrers Türe.

Kaplan Ruggaard war ein dreißigjähriger Theologe, plump an Gestalt, mit bartlosem Gesicht, das rund, flach und fettglänzend war wie ein abgeleckter Teller. Gehüllt in einen großen

Schlafrock, den er ängstlich über dem Leib zusammenhielt, blieb er unter der Türe stehen und sah durch seine runden, scharfen Brillengläser fragend nach dem Lehnstuhl.

„Es schien mir", sagte er endlich mit breitem, jütländischem Dialekt, während er mit gespreizten Fingern an die Brille griff, „es schien mir, als hätte Herr Pfarrer geklopft?" „Gewiß, gewiß", fuhr der Alte wie in Gedanken auf. „Es war nur — ich wollte Euer Hochwürden fragen, ob Sie sich nicht von ein paar unschuldigen Magentropfen reizen lassen könnten. Ich habe mir erlaubt, ein kleines Glas für Sie einzuschenken, für den Fall Sie auch heute nicht ganz in Ordnung sind und etwa zu viel Pfannkuchen gegessen haben" ... „Sie wissen ganz genau, Herr Müller", unterbrach ihn der Kaplan mit schlecht verhehltem Ärger, „daß ich niemals außer den Mahlzeiten Spirituosen genieße. Mir scheint wirklich, der Spaß wird nach und nach zu alt. Ich würde mich wirklich freuen, wenn Sie einmal etwas anderes finden könnten, womit Sie sich unterhalten".

„Ach ja, ja wohl, gewiß", seufzte der Alte und schüttelte wie beschämt den Kopf, „aber trotzdem, könnte Euer Ehrwürden sich nicht bestimmen lassen, in eines geringen Bruders Hütte einzutreten und ihn teilnehmen zu lassen an Ihren epochemachenden dogmatischen Forschungen? Wenn mein hoher Vorgesetzter näher treten wollten, würde ich augenblicklich eine Tonne Kohlen und einen Fußschemel herbeischaffen. — Sagen Sie mal: Pneumateologie, nicht wahr? Anthropologie? Ist es nicht so? Und wie ist es nun? Petrus Lombardus, nicht?" — Aber der Kaplan blieb unter der Türe stehen und sah mit einer Mischung von Verbitterung und Verachtung auf den weißhaarigen Alten nieder. „Glauben Sie wirklich, Herr Müller", sagte er, als der Alte endlich schwieg, „daß es sich für uns schickt, auf solche Weise über diese erhabenen Dinge zu reden? Es gibt wahrhaftig in unserer Zeit Leute genug, die über das Heilige spotten, da sollten wir uns hüten, selbst Anlaß zu Ärgernis zu geben. Ich mag nicht glauben, Herr Müller, daß Sie so etwas für eine passende Anwendung Ihrer Zeit halten, wo überall so viel Unwissenheit und geistige Not herrscht, die unserer Hilfe harrt. — Übrigens muß ich Ihnen mitteilen, Herr Pfarrer, daß während Ihrer Abwesenheit ein Bote von Taglöhner Paulsen da war, dessen Vater, wie Sie sich vielleicht erinnern, auf den Tod krank liegt. Er soll sehr schlecht daran sein und wartet wohl in Angst und Pein. Das Fuhrwerk war wie gewöhnlich nicht in Ordnung; nun ist einstweilen so fürchterliches Wetter geworden und die Wege sind grundlos. Außerdem haben Sie offenbar die Freundlichkeit gehabt, meinen Reisepelz zu verstecken; jedenfalls war ich nicht imstande, ihn die letzten Tage zu finden. Es wäre mir lieb, wenn ich ihn bald zurück bekäme."

„Herrgott, ist der arme Mensch so krank, ist er so krank!" sagte der Alte diesmal in unverstellter Nachdenklichkeit. Gleich darauf hob er seinen Kopf und das versöhnliche Lächeln spielte wieder um seinen Mund. „Wissen Sie, Herr Bischof, an was ich heut gedacht habe?" „Nein, das weiß ich nicht!" „Sie sollten sich weiß Gott verheiraten, Herr Ruggaard! Verheiraten! Was meinen Sie dazu? Sehen Sie, ich las letzthin in der Zeitung von diesen neumodischen, transportablen Kachelöfen; hätten Sie nicht Lust, sich mit so einem zu verheiraten? Das müßte doch was für Sie sein. Transportabel! Damit könnten Sie herrlich herumspazieren mit so einem Ding im Arm und nachts im Bett könnten Sie sich dran wärmen. Frische Feuerung am Morgen und am Abend; so steht in der Anzeige. — Was sagen Sie nun dazu? Ist das nicht eine großartige Idee?"

„Kann ich mich wieder an meine Studien begeben, Herr Pfarrer? Ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie mir Urlaub erteilten", unterbrach ihn der Kaplan, indem er sich ironisch verbeugte und verschwand. — Pfarrer Müller legte sich im Stuhl zurück und sandte ihm eine mächtige Lachsalve nach, die den Staub und Moder und die Spinnweben in dem düsteren Zimmer aufwirbeln und die Ratten unter dem Fußboden aufschrecken und die Ohren spitzen ließ. Oben hörte man wieder das Tappen der Filzschuhe und das Rücken eines Stuhls. Noch lange saß der Alte mit weit von sich gestreckten Beinen, die Hände über dem Leib gefaltet und kicherte vor sich hin. Plötzlich sprang er auf; der Schein vom Kachelofen fiel auf die zwei

kleinen Gläser, die noch unberührt auf dem Tisch standen. Resolut griffen seine riesenhaften Finger erst um das eine, das er leerte, dann um das andere, dessen Inhalt denselben Weg nahm. Dann wickelte er sich in sein Zeug, nahm den Stock aus einer Ecke, die Mütze vom Nagel und war draußen. Es herrschte dichtes Schneegestöber, tiefe Dunkelheit, Nordsturm. Von allen Seiten wehte der Schnee her und sammelte sich in mannshohen Haufen längs des Weges und in allen Gräben. Aber der Pfarrer setzte unverdrossen seinen Stecken vor sich her und stemmte sich gegen den Sturm, gefolgt von seinen Hunden. Weit weg, hinter der Anhöhe auf der entgegengesetzten Seite lag ja ein alter, kranker Mann, und wartete.

Inzwischen senkte sich der Staub in der „Höhle" wieder ungestört herab. In der Stille des Abends steckten die Ratten ihre spitzen Schnauzen aus den Löchern in den dunklen Ecken, rannten über den Fußboden, bissen und wälzten sich unter dem alten Sofa, während Spinnen und Motten lautlos ihr Wesen in den Bärenfellen trieben. Drin im Ofen stand das vergessene Kohlgericht und verschmorte traurig zu nichts. Von diesem Pfarrer, seinem Leben und seinen merkwürdigen Schicksalen sollen diese Blätter berichten.

Vor ein paar Menschenaltern existierte — und wahrscheinlich existiert sie noch — eine königliche Verordnung, ein ministerieller Erlaß oder etwas Ähnliches, zufolge dessen arme Theologiestudenten eine jährliche, nicht unbedeutende öffentliche Unterstützung erhalten zur Fortsetzung ihrer Studien, wenn sie sich verpflichten, nach Abschluß des Examens einen längeren, unbestimmten Zeitraum in unseren grönländischen Besitzungen als Pfarrer zu wirken. Eine sehr menschenfreundliche Verordnung; trotzdem gab es selbst in jener von Theologen stark überfüllten Zeit wenige, die der Aufforderung Folge leisteten. Und diese wenigen, die es taten, gehörten keineswegs zu den Auserwählten, im Gegenteil; es waren meist ziemlich verkommene Existenzen, die das Leben schon nach mehr als einer Richtung hart angefaßt hatte. Schiffbrüchige, Wracke, die in der Stunde der Not nach dem vom Staat ausgeworfenen Köder als Rettungsplanke griffen. Die Sache war die, daß der „unbestimmte Zeitraum", für welchen man sich verpflichtete, sich in der Regel über den ganzen Rest des Lebens des Betreffenden erstreckte. Nur in seltenen Fällen kam es zu einer früheren Begnadigung. Man kann leicht die Gefühle verstehen, mit denen so ein junger Mensch sich dieser lebenslangen Verbannung verschrieb; den stillen Schauder, mit dem er an den Tag dachte, an welchem das Ernennungsschreiben kommen, an das Schiff, das ihn wegfahren würde, während die Spitzen und Türme der Stadt, die er wohl nie wieder sehen würde, samt der Küste hinter den Wellen verschwanden. Vielleicht konnte er als alter Graubart, mit schneegeblendeten Augen, nach lebenslangem Eingekerkertsein da droben in der fürchterlichen Einsamkeit alles noch einmal sehen. — Ebenso ist es zu verstehen, daß diese „grönländischen Studenten", wie die Ärmsten genannt wurden, bei diesen Aussichten kein besonders exemplarisches Leben führten in der kurzen Zeit, die ihnen vergönnt war. Unglückliche Kindertage, Enttäuschungen, Entbehrung und Not hatten zumeist schon den Grund unter ihren Füßen gelockert und das Bewußtsein, sich verkauft zu haben, zerstörte bald vollends den letzten Rest ihrer Selbstachtung. Sie versanken allmählich in einen lichtscheuen, menschenfeindlichen Zustand, trieben sich in berüchtigten Lokalen, in dunklen Kellerwirtschaften herum, nahmen sich mit tierischem Behagen alles von des Lebens Genüssen, was sie erlangen konnten — bis zu jener Nacht, wo sie, in ihre kalte Mansarde heimgekehrt, beim Schein der Talgkerze erbleichend den großen blauen Brief erblickten, die offizielle Aufforderung, sich zum theologischen Examen zu melden, um mit dem ersten Frühjahrsschiff hinaus zu fahren zur „Vergebung der Sünden, Entsagung des Fleisches und dem ewigen Eise", wie es unter den Unglücklichen hieß.

Und Thorkild, Asger, Einar Frederik Müller, der auch zu ihnen gehörte, war nicht anders als die meisten. Vielleicht lebt noch der eine oder der andere, der sich aus jener Zeit des grobgliedrigen, einfältigen Studenten erinnert, der überall, wo er sich zeigte, Lachen erregte.

Jedenfalls wird man ihn sich in diesem Fall am besten ins Gedächtnis zurückrufen bei Gelegenheit von theologischen Vorlesungen, in welche er sich ein paarmal verirrt hatte und wo sein Erscheinen schon unter der Tür solche Heiterkeit erregte, daß er schleunigst wieder verschwand. Oder noch besser vielleicht aus einer jener schmutzigen, ungemütlichen Studentenbillardstuben, in denen er oft ganze Tage in derselben dunklen Ecke saß, die Ellbogen auf die Knie und den Kopf in die Hände gestützt, wie in halbem Schlaf, während er mit scheuen Blicken nach den anderen schielte und nur die Mundwinkel zu trübem Lächeln verzog, wenn es einem der Kommilitonen einfiel, ihm ein Glas Branntwein über den Kopf zu gießen, oder ihn sonstwie zum Gegenstand eines billigen Witzes zu machen.

Ohne selbst ein Wort zu reden oder an ihrer Lustigkeit teilzunehmen, sich ruhig dareinfindend, von den Kameraden als Zielscheibe ihres Spottes benützt zu werden, konnte er stundenlang regungslos sitzen wie ein riesengroßer Gnom, ein schwerer, gutmütiger Troll, der längst mit sich und anderen darüber einig ist, daß er als Unmöglichkeit zur Welt gekommen ist. In Wirklichkeit hatte auch darüber rührende Einigkeit geherrscht, fast von der Stunde an, da der kleine Thorkild seine wasserblauen Augen aufgeschlagen hatte. Die Angehörigen und Freunde konnten nicht oft genug versichern, daß er war und blieb, was man mit dem milden Wort „abnorm" bezeichnete. Und seine arme, bekümmerte Mutter konnte während seines Aufwachsens oft seinen großen Kopf zwischen ihre Hände nehmen und ihm vorsagen, wie geringe Hoffnungen er sich fürs Leben machen dürfe, wie wenig es ihm zu bieten habe und wie er mit Geduld und Demut das Joch tragen müsse, das der Herr auf seine Schultern gelegt habe. — Thorkild erblickte das Licht der Welt in einer kleinen jütländischen Heringstadt, in der sein Vater ein kleiner Beamter war. Der starb kurze Zeit nach des Knaben Geburt und hinterließ Mutter und Kind in bedrängten Umständen. Auf Kosten einiger Verwandter und unter deren strenger Aufsicht wurde er von seinem zehnten Jahr an in der städtischen Lateinschule untergebracht, um nach dem letzten Wunsch seines Vaters, den die Überlebenden erfüllen zu müssen glaubten, für einen studierenden Stand ausgebildet zu werden. — Es waren lange und qualvolle Jahre für das mißglückte Kind. Mehr als einmal war man nahe daran, den Versuch aufzugeben. Als Thorkild endlich in seinem zwanzigsten Jahr mit knapper Not das studentische Examen bestanden hatte, ließ man ihn sofort zum grönländischen Pfarrer einschreiben. Die schwache, verschüchterte Mutter wurde dazu überredet, zu glauben, daß kein anderer Ausweg blieb. Thorkild selbst leistete keinen Widerstand; er fand sich in die Abmachung mit der gleichen Geduld, mit der er von jeher alle Schickungen des Lebens über sich ergehen ließ. Als er einmal begriffen hatte, wo man ihn angebracht hatte, wo künftig sein Platz war, folgte er getreulich den anderen „Grönländern" auf den Fersen; in dunkle Löcher und Hinterstuben der Kellerwirtschaften, augenscheinlich ohne so richtig zum Bewußtsein zu erwachen. In Wirklichkeit war er weder so stumpf noch so gleichgültig, wie er sich den Anschein gab; die unveränderte Seelenruhe, die er unter allen Demütigungen zur Schau trug, war eher eine Art Maske, hinter welcher er von Kindesbeinen an allen Kummer und alle Scham darüber verbarg, daß er als ein solch mitleiderregender, unbrauchbarer Mensch geboren war; es war eine Art verzweifelter Gleichgültigkeit, die sich zu Zeiten in einsamen Stunden bis zu Selbstmordgedanken steigerte. Mehr als einmal hatte er allen Ernstes daran gedacht, seinem Leben ein Ende zu machen, nur der Gedanke an seine Mutter hatte seine Hand zurückgehalten.

Was sein Äußeres anbelangte, so wurde er mit den Jahren nicht schöner, weder in seinen eigenen, noch in Anderer Augen. Ein wilder roter Bart wuchs ihm aus dem sommersprossigen Gesicht; die plumpen Glieder gingen ins Unförmliche. Der „Bär" wurde er schon damals von den Kameraden genannt und wirklich erinnerte er, wenn er in seinem schlafähnlichen Zustand so unter ihnen saß, mit den großen, roten, dicken Lippen und dem schweren, auf die Brust gesunkenen Kopf an einen großen, gezähmten Waldbären, an dessen halb geschlossenen Augen neblige Traumgesichter und wechselnde Bilder aus den großen Mooren und Wäldern seiner Kinderheimat vorüberzogen. Nun hatte gerade in diesen Jahren ungewöhnlich strenge

Kälte ein paar der dänischen Pfarrer im nördlichen Grönland dahingerafft, und als Thorkild eines Nachts in sein Dachzimmer heimkam, fand er den längst erwarteten blauen Brief unter der Kerze auf dem Tisch.

Zum erstenmal in seinem Leben fühlte er die Knie unter sich wanken. Drei Tage saß er in seinem Zimmer eingeschlossen, ohne jemand zu sehen. Eine doppelläufige Reiterpistole lag vor ihm auf dem Tisch.

Aber mitten unter dem Grübeln dieser Tage erhellte ein Gedanke sein Gehirn, dessen Schläue ihn selbst überraschte, er wunderte sich nur, daß noch niemand vor ihm darauf gekommen war. Es ging ihm nämlich auf, daß man ihn ja unmöglich zum Priester machen konnte. Er hatte in all diesen drei Jahren kaum je ein Buch aufgemacht, und seit jenen paar mißglückten Versuchen, ins Kolleg einzudringen, hatte er die Räume der Universität nie mehr betreten.

Nun hatte er folgendes ausgeklügelt:

Wenn er beim schriftlichen Examen alle seine Aufgaben unbeantwortet ablieferte und bei der mündlichen Prüfung nicht ein Sterbenswort von sich gab, so konnte man ihm unmöglich ein Zeugnis geben und mußte ihn, jedenfalls vorläufig, zu Hause lassen.

Als das Examen kam, führte er seinen Plan aus, was den schriftlichen Teil anbelangt. Ein förmlicher Jubel brach unter den Studenten aus, als sich das Gerücht verbreitete, der „Bär" habe alle seine Aufgabebogen leer abgegeben. Doch Thorkild hatte seine Rechnung ohne den eigentlichen Wirt, das Ministerium, gemacht.

Auf eine Anfrage der Fakultät lief unter der Hand die Antwort ein, daß der Kandidat einfach das Examen machen müsse und zwar so rasch, daß er als ordinierter Pfarrer mit dem nächsten Schiff in die Kolonien abgehen könne, und dann wurde die Komödie in Szene gesetzt, die noch lange Jahre nachher in der theologischen Fakultät besprochen wurde.

Vor einem überfüllten Auditorium von jüngeren und älteren Studenten, die alle gekommen waren, um der Vorstellung beizuwohnen, mußte der arme Thorkild durch alle theologischen Fächer, die er kaum dem Namen nach kannte, Spießruten laufen. Mit einer Hand auf jedem Knie, die Augen in den Fußboden gebohrt, vor sich selbst und anderen lächerlich in seiner entlehnten, an Armen und Beinen viel zu kurzen Festtracht, saß er da wie ein Taubstummer, die Professoren rasten, sie schnaubten und wanden sich wie Würmer, sie schüttelten ihn am Rockkragen, sie schrien ihm in die Ohren — kein Laut kam über seine zitternden Lippen. Endlich im letzten Fach, als der Examinator auf die Frage, ob es mehr als drei Jahrhunderte her sei, daß Luther gelebt habe, mit einer Überrumpelung unter dem Jubel des Auditoriums ein „ja" aus ihm herausgebracht hatte, kam die Sache zu einem Ende. Nun hatte er doch geantwortet. Und mit seinem vix non contemnendus, seiner Pfarrersbestätigung und mit dem strengsten Ermahnungen seines Bischofs, fleißig und gewissenhaft das so traurig Versäumte nachzuholen, wurde er in die nördlichste Gemeinde hinausgesandt, hinaus in die weite Welt.

Nicht einmal der Mutter sagte er das letzte Lebewohl. Das Schiff lag segelfertig im Hafen, eines Nachmittags, gegen Ende April, lichtete es die Anker.

Niemand war da, um Abschied zu nehmen, bald verbargen Dunst und Nebel die heimatliche Küste vor seinen starrenden Augen.

II. Kapitel.

Da, wo das Land bergig wurde und die Felsen nackt und schwarz in das eisbedeckte Meer hinausragten, zwängte sich ein Arm des Fjords zwischen die himmelhohen Klippen hindurch und drängte tief ins Land hinein. An der Mündung war er weit und geräumig wie ein Sund, mit kleinen, schneebedeckten Inseln und zerklüfteten Felsen besät, über welchen Tausende von schneeweißen Vögeln kreisten, die die Luft mit ihrem Geschrei erfüllten. Aber er wurde, je länger sein bogenförmiger Lauf währte, immer enger zusammengedrängt zwischen hohe, jähe, nackte Felswände, die, Zinne an Zinne, sich gen Himmel erhoben und in den Wolken

verschwanden. Aber ganz drinnen erweiterte sich der Fjord aufs neue und endete wie ein fast kreisrunder Binnensee, der den Grundstock eines mächtigen Felskessels bedeckte, dessen glattere Seiten und moosgrüne, gelbliche, mit wildem Gestrüpp bewachsene Felsenspalten sich in dem stillen Wasser spiegelten.

Während der kurzen Sommerzeit konnte es an stürmischen Tagen hin und wieder passieren, daß ein Walfischfänger den Weg zwischen den Klippen hereinfand und mit seinen klirrenden Ankerketten und seiner menschlichen Stimme das Echo erweckte; oder daß ein Wal aus dem Ozean sich in die Schären verirrte und wütend das Wasser peitschte, bis er mit brausendem Lärmen wieder verschwand. Aber sonst lag tiefe Stille zwischen den Klippen, nur gleichsam in Musik gesetzt von den summenden Mückenschwärmen der Mitternachtssonne, die draußen über dem goldfarbenen Wasser schwebten wie tanzende, schwarze Schleier, durch welche die Sonnenstäubchen glitzerten. Hin und wieder ein leises Plätschern aus der Tiefe, wenn ein blanker schwarzer Rücken auftauchte und wieder verschwand. Breite schwarze Schnauzen hoben sich hier und dort aus dem Wasser, um Luft zu schnappen und tauchten lautlos wieder unter. Von den Felsen herab schlich ein blaugrauer Fuchs mit schläfrigem Schritt; auf einem Absatz der Klippe blieb er stehen, gähnte, schüttelte sein Fell und ging weiter, dem Wasser entlang, wo kleine, vielfarbige Kieselsteine auf dem klaren Seegrund schimmerten, schnappte faul nach einer Fliege und begann endlich mit seiner spitzen Schnauze in einem Haufen abgenagter Knochen zu wühlen, die am Eingang einer verlassenen, halbversunkenen Höhle zwischen Gestrüpp und Steinen lag, bis er schließlich darin verschwand.

Rund um den See, zwischen den Felshängen verstreut lag eine kleine Kolonie elender, zusammengesunkener Erdlöcher; es war die trübselige Winterwohnung der Eingeborenen, die sie beim ersten Frühlingssonnenstrahl verlassen hatten. Sie hatten es eilig, auf die fröhliche Renntierjagd zu ziehen, hinauf auf die weiten Hochebenen unter den Gletschern. Auch eine armselige Steinkapelle war da mit einem Holzkreuz über dem Eingang. Oben auf dem Felshang stand eine rotbemalte Blockhütte mit weißen Fensterrahmen, Bretterdach und eingehegtem Hof für die Hunde; das Pfarrhaus.

Aber auch dies war jetzt verlassen. Nur der Fuchs schlich um die Abendzeit herum, den Pelz voller Fliegen, und rieb sich an den Eckpfosten.

Aber wenn die lange Winternacht herannahte und der Schnee sich langsam übers Land legte, erwachte der öde Steinkessel zum Leben. Von Osten her arbeiteten sich kleine, halbbekleidete Gestalten über die Felsen herab mit ihren Hunden und schwerbeladenen Schlitten. Einige sausten in rasender Fahrt auf Skiern über die schrägen Flächen. Zugleich kamen andere von Westen her über den Fjord in großen gelben Fellbooten oder kleinen Kajaks, zwei, drei Familien zugleich, schwatzend und lachend. Bei den Rudern saßen die Weiber, braun und dunkeläugig, einige hatten ihre Säuglinge auf dem Rücken festgebunden. Und alle Boote waren voll von Fellbündeln, Speck, großen Stücken blutigen Fleisches, Vogelwild, stinkenden Häuten und großen, ausgehöhlten Renntiermägen, die mit Mehl, Grütze und Erbsen gefüllt waren, die sie an einem südlichen Handelsplatz eingetauscht hatten. Jeder Tag brachte neue Familien in die Kolonie.

Ein betäubender Lärm herrschte rings um den See. Die kleinen, fellbekleideten Menschen waren noch halb berauscht von der Sommersonne und der wilden Jagd unter dem Hochlandseis. — Nun mußte die Winterwohnung in Ordnung gebracht werden. Stein und Moos mußten gesammelt, all die frischen Häute über die Felsen gespannt und getrocknet werden. In den Felsspalten, an verborgenen Stellen, wurde der Wintervorrat in Steinmulden gelegt und sorgfältig mit Häuten und Schnee zugedeckt. Im Innern der dunklen Erdlöcher watschelten die alten Weiber geschäftig umher, breiteten Felldecken über die Schlafstätten, füllten Tran in die Wandlämpchen und hängten den großen Kochtopf unter die niedere, tropfende Decke. Inzwischen sank die Sonne tiefer und tiefer am Horizont, und von Norden her glitt die Dunkelheit heran mit dichtem Schneegestöber und beißenden, eisigen Winden.

Aber selbst in der monatelangen Finsternis, wenn das Land unter haushohen Schneewehen begraben lag und das Meer im Eis verpackt, rührte sich doch Leben, wohl armselig genug, unter dem Schnee. Hie und da fiel ein rötlicher Schimmer aus dem darmbespannten Fensterloch einer Hütte über die weiße Decke. Manchmal kam auch ein fellumhülltes Wesen zum Vorschein, das auf allen Vieren durch den langen, niederen, steingepflasterten Gang, der ins Freie führt, gekrochen war. Und immer liefen die großen, dürren Hunde suchend umher und erfüllten die bitterkalte Nacht mit ihrem Geheul.

Draußen am Fjord standen steifgefrorene Jäger und belauerten die Seehunde; stundenlang standen sie regungslos, die Harpune wurfbereit in der Hand, lüpften nur dann und wann vorsichtig einen Fuß, um nicht festzufrieren. Andere fuhren mit Pfeil und Bogen hinaus in die Schären; sie wagten sich immer weiter fort, bis ihr Vorrat zu Ende ging und der Frost alle Sunde schloß. Waren Hunger und Not auch oft groß in dieser Zeit, so starb man doch selten. Wenn das letzte Stück gefrorenen Specks verzehrt war und die Deckenlampe aus Mangel an Nahrung verlöscht war, so rollte man sich in der Dunkelheit auf seinen Lagerstätten zusammen und wartete still und geduldig der Stunde, da der Schnee auf den Zinnen zum ersten Male wieder den bleichen Goldschein zeigte, der Botschaft brachte, daß die Sonne im Anmarsch war.

Da kamen sie alle aus ihren Höhlen gekrochen, die großen und kleinen Fellgestalten, sie erhoben sich mit wankenden Knien und staunten mit matten Augen hinauf nach dem fremden Licht, das gleichsam spielend über die Felskämme kam und wieder verschwand. Alte Leute und solche, die der Hunger so erschöpft hatte, daß sie nicht mehr auf den Beinen stehen konnten, wurden ins Freie getragen, so daß auch sie sehen konnten, wie der Schein Tag für Tag tiefer über die Klippen herabkroch. Endlich lugte der erste schmale, rotglühende Rand der Sonne über die bläulichen Felsen im Süden hervor. Große Freudentränen rannen über die hohlen Wangen. Man schrie und klatschte in die Hände, hüpfte auf den steifen Beinen umher und fiel einander um den Hals vor freudiger Erregung. Die Mütter hielten ihre Kinder dem Licht entgegen und schrien in wildem Entzücken auf; auch die Kleinen streckten ihre mageren Händchen nach der großen Wärmequelle aus und mischten ihre Stimmen mit dem gemeinsamen Hallelujaruf: „Sekinek! Sekinek!“ Jeden Tag stieg die rote Kugel ein Stück höher am blauen Himmel hinauf und goß Leben und Farbe und Glut über das Land, wo der Schnee in schäumenden Strömen über die Felswände herabschmolz. Und als sie endlich gar nicht mehr wegging, wurde aus Tag und Nacht ein langer, sonnenstrahlender Tag; aus allen Klippen und Felsspalten begann es zu sprießen, junges, glänzendes Moos und rötliches Laub schoß hervor, klammerte sich fest und bedeckte wie ein festlicher Blumenteppich alle Rinnen und Täler. Die wilden Pflaumenbeeren spitzten hervor, Preiselbeeren und die daumenlange Pileris bekamen kleinwinzige Blättchen, und immer dies fürchterliche, unterirdische Dröhnen um die Küste, Schuß um Schuß jedesmal, wenn ein Eisblock sich löste und seinen Kurs in das wieder offene Meer nahm. Ruhig, majestätisch glitten diese mächtigen Segler des Polarmeeres unter dem reinfarbigen Himmel dahin, wie Märchenschlösser, wie schwimmende Kristallpaläste mit Zinnen und Kuppeltürmen, sonnenrot, azurblau, gleichsam von Gold und Blut tropfend.

Es ging etwas vor sich um den See herum. Die Leute liefen am Strand hin und her, warfen Häute, Lumpen und zusammengenähte Därme, die sie im Lauf des Winters nicht verbraucht hatten, aus den Löchern heraus, sammelten ihre Fanggerätschaften und packten alles auf die kajakförmigen Hundeschlitten oder in die großen, gelben Frauenboote, die längs des Fjords in Reihen aufgestellt waren. Die Winterkolonie war im Begriff, aufzubrechen. Nun, da die Sonne endlich erschienen war, eilte man, fortzukommen, hinauf zur fröhlichen Renntierjagd auf die weiten Hochebenen unter den Gletschern. Einzelne der Löcher waren schon leer, die Bewohner weggezogen. Und die zurückgeblieben waren, bestrebten sich, so schnell wie möglich fertig zu werden und den andern nachzukommen. Oben auf einer Bank vor dem kleinen Blockhaus, das als Pfarrerswohnung diente, saß Thorkild. Er saß in seiner

gewohnten, vorgebeugten Haltung mit dem Kinn in der Hand, und folgte mit wachsender Spannung dem eifrigen Aufbruch, sah auf die Schlitten, die bepackt wurden, auf die Hunde, die man ankoppelte, auf die Kränklichen und Schwachen, die herausgetragen und auf die Fellhaufen gelegt wurden. Er selbst sollte den Sommer auf einem Handelsplatz an der Küste, einige Meilen südlich, zubringen und wartete nur noch auf Botschaft von dem Kapitän, der ihn dorthin bringen sollte. Den ganzen Tag hatte er so gesessen und Ausschau gehalten; er war mit den Blicken jeder Familie, die zur Abfahrt fertig war, gefolgt. Mit Lachen und Schwatzen traten sie die gefährliche Wanderung über Felsbrocken und steile Grashänge an, bis sie nach Stunden wie kleine, dunkle Pünktchen hinter den Felskämmen verschwanden. Und nachdem sie seinen Blicken entrückt waren, stierte er ihnen noch nach, wie wenn der Berg sich vor ihm geöffnet hätte und er hinter den Zinnen die weite, freie Hochebene sehen könnte mit den Zelten, die unter den Felszacken aufgerichtet wurden; ihre langen Holzstangen und die schmucken Fellteppiche am Eingang. Er sah das große, rauchende Tranfeuer, um das die braunen Weiber hantierten, sah das flüchtige Ren mit seinem Kälbchen, hörte Hundegebell, Hallo und Jauchzen, während die Sonne über der glänzenden Moosdecke zitterte; dann hatte er plötzlich die Augen abgewandt wie in Angst, sein Gesicht in die großen Hände gepreßt und in heftigem Seelenkampf versunken ganz in sich zusammengebeugt gesessen. Dieser erste Winter war lang und hart für ihn gewesen. Die ganze, endlos lange Frostnacht über war er in seiner kleinen, einsamen Blockhütte gesessen, das dumpfe Haupt aufgestützt, und hatte gelesen und gelesen. „Christentum und Heidentum", — „Jesu Predigten vor den Schriftgelehrten," — „Gangbare und anwendbare Methoden zur höchstnotwendigen Ausbreitung der Wahrheit der christlichen Lehre"; — Schrift um Schrift, eine ganze Kiste voll, die ihm die Missionsgesellschaft mit auf die Reise gegeben hatte. Aber soviel er auch bestrebt war, seine Gedanken zu konzentrieren, es war ihm nicht gelungen, sie in die Bücher zu bannen. Mit jedem Ton, der von der See zu ihm heraufklang, erhob er lauschend den buschigen Kopf, und ohne es recht selbst zu merken, suchte er zu erraten, woher der Laut stammte; ob es vielleicht die Kajaks waren, die vom Fang kamen, oder die Speckschneider am Strand oder vielleicht die junge Welt, die im Mondschein vor den Hütten Priskasut tanzte? Wenn er den bekannten Ruf der Kajakmänner hörte, war es ihm unmöglich, sich ruhig oben zu halten, er mußte hinaus und hinunter und sehen, was los war und was sie heimbrachten. Er konnte sich darauf ertappen, wie er stundenlang vor seiner Türe stand und dem wilden Jagdruf der Seehundjäger auf dem Eis draußen nachhorchte oder der rasenden Verfolgung eines Bären. Er horchte mit derselben Leidenschaft, die in seinen ersten Jungenjahren seiner Mutter soviel Kummer gemacht und den Abscheu aller seiner Verwandten hervorgerufen hatte.

Noch vor wenigen Tagen, als er eines Morgens in Gedanken den Strand entlang ging, war er atemlos stehen geblieben, als er einen Seehund erblickte, der sich hinter einer sonnenbeglänzten Eisscholle in der Nähe der Küste im Wasser wiegte. Von einem plötzlichen, unwiderstehlichen Verlangen getrieben, war er auf allen Vieren näher gekrochen, hatte mit Steinen, die am Wasserrand lagen, nach dem Tier geworfen und gleichzeitig sacht und leise gepfiffen, wie er es von den Eingeborenen gehört hatte. Der Seehund begann auch zu lauschen, sah sich um und ließ sich wieder ins Wasser plumpsen. Aber gleich nachher streckte er seinen großen, runden Kopf wieder hervor, diesmal näher am Land. Mit klopfendem Herzen raffte Thorkild mehr Steine zusammen und brachte weiche, lange Locktöne mit den Lippen hervor. Das Tier hob seine breite, borstige Schnauze in die Luft, blies die Nasenlöcher auf und verschwand aufs neue. Und als es zum drittenmal auftauchte, diesmal ganz nahe am Land, schlich er sich heran und schleuderte einen ganz großen, scharfkantigen Stein mit aller Kraft nach dem Kopf des Tieres. Er traf es mitten auf die Stirn, das Wasser färbte sich ringsum rot, während der Seehund untertauchte. In dem Augenblick kam Thorkild schamvoll zur Besinnung. Verzweifelt über sich selbst und seine unglückliche Leidenschaftlichkeit ging er hin und vergrub sich wieder in seine Bücher.

Oft in diesen Zeiten mußte er an seinen Großvater denken. Er selbst hatte ihn nicht gekannt, aber eine von Mutters alten Dienstboten hatte ihm, als er noch ein Kind war, schreckliche Dinge von ihm erzählt. Er hatte sich damals eine Vorstellung von ihm gemacht, als wäre er ein berüchtigter Strauchdieb gewesen, der wie ein Räuber in dem großen Walde in der Nähe seiner Vaterstadt gehaust hatte. Auch später noch hatte er ihn wie einen Riesen mit großem, rotem Bart vor sich gesehen. Daß er viel Kummer über seine Familie gebracht hatte, schloß er auch daraus, daß seine Mutter niemals von ihm sprach. Nur ein einziges Mal hatte er sie seinen Namen nennen hören; das war, als ihr in einem bekümmerten Augenblick das Wort entfahren war, daß er, Thorkild, ihm gleiche. Er erinnerte sich noch deutlich des schrecklichen Eindrucks, den das auf ihn gemacht hatte.

Er erhob sein Haupt; den steilen Steg herauf hörte er Menschenstimmen; gleich darnach tauchten zwei fellbekleidete Gestalten auf, ein Mann und ein Weib, in denen er den alten Ephraim und seine Tochter Rebekka, wegen ihres milden Aussehens „die Sonne" genannt, erkannte. Er wußte auch, daß sie kamen, um Abschied zu nehmen, er hatte ihre Hunde unten am Fjord in freudiger Erregung bellen hören.

Ephraim war ein kleiner, gedrungener Mann mit langem, dunkelbraunem Gesicht, in welchem ein Paar außergewöhnlich entwickelte Augenbrauen und eine Reihe wohlerhaltener Zähne den einzigen Schmuck bildeten. Die Augen waren wie zwei kleine, schiefe Striche hoch oben unter den Brauen und die Nase war so flach und unentwickelt, daß sie sich zwischen den breiten, vorstehenden Kinnbacken wie ein kleiner Hautlappen ausnahm. Er hatte seinerzeit zu den kühnsten Fängern der Kolonie gehört und wurde zu den nüchternsten Familienvätern gerechnet. Aber die letzten, strengen Winter, in welchen er manchmal, wie so viele andere auch, nur von Seetang und einigen alten, aus dem Schnee gegrabenen Angmasätköpfen leben mußte, hatten ihn hart mitgenommen, er sah schwach und leidend aus. Thorkild lud ihn zum Sitzen ein, und der Alte fing an, von seinen Reisevorbereitungen und Sommerplänen zu erzählen. Er und seine Tochter wollten zusammen mit einigen anderen Familien fort; sobald die Hunde gefüttert waren, wollten sie aufbrechen, damit sie noch vor Abend über den ersten Bergrücken kämen, Thorkild, der die Eingeborenensprache immer noch schwer verstand, ließ dafür seine Augen desto häufiger nach der Tochter gleiten. Sie hatte sich an einen Felsblock, ein Stück abseits, gelehnt und warf verstohlene Blicke auf den wunderlich scheuen und stillen Pfarrer, aus dem niemand so recht klug wurde. Wenn sich beider Augen begegneten, wurden sie rot und sahen weg. Rebekka war ein kurzes, dickes Mädchen von etwa 18 Jahren mit etwas lichterer Gesichtsfarbe als der Vater und einem lebenslustigen Ausdruck in den kleinen, schiefen Augen. Sie trug eine Tracht aus rotgefärbtem Leder, die gut an ihrem starken, gedrungenen Körper saß. Der Haarschopf aus starrem, blauschwarzem Haar war am Hinterkopf mit einem farbigen Fellstreifen zusammengebunden, und an den Füßen hatte sie ein Paar nagelneue, weiße Kamikker, auf welche sie mit vieler Mühe die Aufmerksamkeit des Pfarrers zu lenken suchte.

Endlich erhob sich Ephraim und nahm Abschied. Thorkild gab beiden die Hand, aber auf so zögernde, unruhige und geistesabwesende Weise, daß Vater und Tochter einander verwundert ansahen. Und als sie fort waren, blieb er unter der Türe stehen und folgte ihnen mit den Augen, wie sie über den Steig watschelten. Bei einer Biegung wandte Rebekka sich nach ihm um, und jedesmal, wenn der Weg sich drehte, sah sie zurück ob er noch dastand.

Thorkilds Herz fing an zu klopfen, das Blut stieg ihm heftig zu Kopf. Ein paar Minuten stand er noch da, die Hände krampfhaft um den Torpfosten geklammert, in heftigem Kampf mit sich selbst. Plötzlich trat er ein paar Schritte vor, legte die Hände vor den Mund und rief mit schallender Stimme: „Ephraim! Ephraim!" Unten am Steg wandten die beiden kleinen Gestalten sich um und blickten hinauf: „Palase! ..... Oi!" antwortete der Alte.

Gegen Abend, als ein paar Leute, die Thorkild nach dem Handelsplatz bringen sollten, kamen, um seine Sachen ins Schiff zu tragen, fanden sie zu ihrer Bestürzung das Haus leer,

die Türe verschlossen, die Fenster zugesperrt. Der Pfarrer war mit Ephraim und den anderen über die Berge gezogen.

Er war einer der Ersten, der zurückkehrte, als es anfing zu schneien. Auf seinen Skiern fuhr er über die steilen Hänge herab, gefolgt von seinen Hunden. Die, die ihn seit dem Frühjahr nicht mehr gesehen hatten, erkannten ihn kaum mehr. Nicht nur, daß er das Haupt frei trug, daß seine Augen Leben und seine Wangen Farbe bekommen hatten, — es war auch gleichsam etwas von der Unendlichkeit der Hochebene in seinen Blick gekommen, etwas vom gellenden Hallo der Jagd in den ausgelassenen, hastigen Ton seiner Sprache. Er war ein neuer, ein wiedergeborener Mensch geworden. Er hatte selbst gespürt, wie neue Lebensquellen in seinem Innern hervorgesprudelt waren, während er sinnlos herumjagte, ohne oft selbst zu wissen, wo und mit wem. Bald mit dieser, bald mit jener Familie hatte er sich herumgetummelt beim Lachsfang längs der Flüsse oder auf der Jagd unter dem blinkenden Hochlandseis; ja einmal hatte er sich sogar mit Ephraim und seinen Söhnen weit hinaufgewagt, um ein Rudel Renntiere aufzustöbern, dessen Spur man gefunden hatte. Und da die Leute jetzt erst so recht merkten, aus welchem Holze er geschnitzt war, dauerte es nicht mehr gar lange, bis sie ihn als einen der Ihrigen betrachteten. Er hatte in ihren Fellzelten geschlafen mit Weibern und Kindern zusammen, ein Bärenfell über sich und unter dem Kopf ein Bündel Lumpen. Er hatte die Mahlzeiten mit ihnen geteilt aus dem gemeinsamen Kessel. Er hatte Renntierschinken mit ihnen verzehrt, und die mit Speck gekochte Krähenbeere, die Eier der Eidergans und vor allem das hochgeschätzte Lieblingsgericht des Sommers: den großen, vollen Renntiermagen mit seinem Inhalt von halbverdauten Pflanzen und Speichel. Als Entgelt hatte er sie mit einer alten Büchse, die er von Hause mitgenommen hatte, schießen gelehrt, was ihr ungeheuerstes Staunen hervorgerufen hatte. Wenn der Tag sich neigte und man um das rauchende Tranfeuer saß, hatte er zur Unterhaltung beigetragen, indem er ihnen Sagen und wilde Abenteuer erzählte, deren er sich noch von seinen Knabenjahren her erinnerte, und denen sie mit offenem Munde lauschten. — Und nun gab es kein Halten mehr. Da er den Sprung gewagt hatte, schloß er die Augen, hörte nicht mehr auf den Ruf des Gewissens. Noch ehe der Winter die Fjorde vereist und die Sunde geschlossen hatte, hatte er einen Kajak steuern gelernt und konnte mit der Harpune sein Ziel treffen. Er lernte mit einem Vogelpfeil das Schneehuhn auf der Flucht durchbohren und den springenden Hasen auf weite Entfernung treffen. Die Zeit flog nur so, beim Lachsfang draußen in den Schären oder im Schlitten mit sechzehn kläffenden Hunden als Gespann.

Tagweise ging es bergauf, bergab, hinter dem Fuchs her. Zuweilen wurde, wenn er am Abend kaum heimgekehrt war und sich unter der Felldecke ausgestreckt hatte, an die Scheibe geklopft. „Was gibts?“ „Bär am Fjord, Pfarrer!“ „Heissa, Bär!“ Büchse von der Wand, Pelz umgeworfen und wieder hinaus in die Nacht.

Er glitt, er glitt!

Hin und wieder geschah es, wenn das aufgeregte Blut sich beruhigt hatte, daß er sich gleichsam selbst ins Angesicht blickte. Dann mußte er die Augen niederschlagen. Er konnte in solchen Stunden fast Angst vor sich selbst bekommen, vor dem Anblick seiner eigenen, vom letzten Schlachtfest noch blutigen Hand, vor dem ungepflegten Haar und Bart, vor dem tiefen Klang seiner Stimme. Er sah seines Großvaters abschreckendes Bild wieder vor sich, erinnerte sich des Schweigens, das über sein Andenken gebreitet war und sah im Geist den scheuen Ausdruck in den Augen seiner Mutter, als ein einziges Mal sein Name von ihren Lippen kam.

So saß er eines Abends trübselig vor seiner Hütte, wie gewöhnlich den Kopf zwischen den Händen. Todmüde war er aus den äußersten Schären heimgekommen, wo ein toter Riesenwalfisch tags zuvor gestrandet und an Land gebracht worden war. Alle Bewohner der Kolonie waren auf den Beinen, um sich ihren Anteil an der Beute zu sichern.

Thorkild hatte mit dem üblichen Eifer an der schweren Arbeit der Bergung teilgenommen und später sowohl deren Verlegen als der Verteilung des großen Tieres vorgestanden, und

nachdem er über einen Tag mit diesen ungeheuren Stücken rohen Fleisches hantiert hatte sah er überall rot vor den Augen.

Über seinem Haupt wölbte sich der tiefblaue, mit Sternen besetzte Himmel. Draußen im Osten stieg der Mond langsam über den Felskamm und legte einen eigentümlichen, milchartigen Schein über den neugefallenen Schnee. Hin und wieder glitt ein Nordlicht über den Horizont. Rings um den See, wo die rotbeleuchteten Darmscheiben der Erdlöcher wie Wahrzeichen in all dem Weißen schimmerten, klang Lachen und Gesang, veranlaßt durch den unerwarteten Wohlstand, zu dem die Kolonie durch den reichen Fang gekommen war. Kräftige, dunkle Fellgestalten schlüpften aus und ein. Selbst die Hunde führten Freudentänze auf.

Plötzlich hörte Thorkild Schritte neben sich. Er sah auf, da stand, vom Mondlicht voll beleuchtet, Rebekka. Sie war in einen neuen, ganz weißen Anorak gekleidet, der an Armen und Hals mit schwarzem Hundefell umsäumt und mit roten Bändern geschmückt war. Dazu trug sie Beinkleider von gesprenkeltem Seehundsfell, auch rot bestickt an der Vorderseite, rote Kamikker und ein golddurchwirktes Band im Haar. Er sah sie lange an, wie wenn er aus einem Traum erwachte. Der Mond beschien ihre weißen Zähne und lieh ihren Augen einen spielenden, grünlichen Glanz.

„Aber — bist du es, Liebe?" Ja gewiß, sie war es.

Sie lachte ihr leises, kicherndes Lachen und zupfte ihn am Bart. Hatte er ihr Kommen nicht gehört?

„Aber, aber, süßes Mädel, wie fein bist du geschmückt! Komm, setz' dich her zu mir!"

Nein, nein, sie konnte heut nicht lange bleiben, sie sollte nur grüßen und sagen, daß Vater einen mächtigen Lachs gefangen habe, und wenn er Lust habe — Mutter sei schon beim Kochen.

„Was du sagst! Vater hat einen Lachs gefangen?"

Ja gewiß, und er solle sich nur beeilen, denn sie warten auf ihn. Und ohne auf seine Einwendungen zu hören, kroch sie in seine Stube, verlöschte die Tranlampe, die über einem aufgeschlagenen, aber verstaubten Buch brannte, schloß die Tür und reichte ihm dann lächelnd die Hand. Aber anstatt ihr zu folgen, riß Thorkild sie mit aufflammender Leidenschaft an sich, nahm sie in seine Arme, beugte ihren Kopf zurück und drückte einen, zwei, drei wilde Küsse auf ihren Mund. Sie war wohl zuerst etwas erschrocken ob dieser jähen Zärtlichkeit, aber als sie so in seinen Armen lag, blickte sie doch in stillem Jubel zu ihm auf ...

Unten vor Ephraims Hütte konnte man schon aus den vielen tiefen Fußspuren im Schnee erraten, daß etwas Ungewöhnliches darin vor sich gehen mußte. Die langen, eisbedeckten Wände des niederen Ganges waren ganz blank gescheuert von der Menge steifer Fettgewänder, die sich im Laufe des Tages hindurchgepreßt hatten, und näherte man sich, auf allen Vieren kriechend, dem Ende des Ganges und stieß die niedere Türe auf, fand man das eingeschlossene Loch vollgestopft von Menschen, hauptsächlich Mitgliedern der drei Familien, die es bewohnten. Rings um die feuchttriefenden Wände lagen sie auf Pritschen, Männer, Weiber, Kinder, alle nackt. Die Hitze und der Geruch da drinnen war fürchterlich. Ein altes, fettes, krummbeiniges Weib, schwarz von Ruß und Schmutz, mit einem Stück Fell um die quabbeligen Lenden, stand neben dem schwarzen Topf, der in der Mitte der Decke über dem Tranfeuer herabhing. In einer Ecke saß ein Häuflein Kinder, die eifrig an großen Fleischstücken nagten, deren Fett über ihre Hände tropfte. Man hatte es aufgegeben, auf Thorkild zu warten. Jeder hatte sich mit der Hand ein Stück aus dem Kessel geholt und saß oder lag und schnitt es mit dem Messer entzwei. Das Loch war erfüllt vom Lärm dieser Menge schwatzender und schnalzender Mäuler und von dem Dampf der von den braunen, erhitzten, vom Feuerschein beleuchteten Gestalten aufstieg.

Endlich hörte man außerhalb ein Scharren und das bekannte hohle „ohoi" Thorkilds, der herankroch. Die Tür wurde aufgestoßen, und unter fröhlichen Willkommensgrüßen gelangte er vollends in die Hütte, während Rebekka sich unbemerkt hinter seinem breiten Rücken hereindrückte. Er warf Pelze und Unterzeug von sich, strich das feuchte, zerzauste Haar aus der Stirne

und machte sich daran, das Stück Fisch, das das alte Weib mit ihren schwarzen Fingern aus dem Topf zog, zu verzehren. Rebekka hatte sich in die hinterste Ecke der Hütte gedrückt. Sie saß auf den Fersen, halb nackt, nur in eine Felldecke gehüllt. Nicht eine Sekunde wichen ihre vor Verliebtheit zitternden Blicke von Thorkilds Angesicht. — Er glitt, er glitt. — Er merkte es bald selbst nicht mehr. Die Tage gingen, die Jahre schwanden, er zählte sie kaum mehr. Eines schönen Tages heiratete er, Rebekka natürlich. Er wußte schon, daß ihr Gesicht regelmäßiger hätte sein können, ihre Augen seelenvoller, die Gestalt weniger plump. Aber er sah auch die dankbare Freude, die aus diesen Augen leuchtete, wenn er einmal mit seiner Hand über ihre Wange strich, die Treue, mit der sie ihn in der kleinen Stube daheim erwartete und nach ihm ausspähte, wenn er mit dem Schlitten und den Hunden auf Langfahrten war. Und er spürte das kindliche Vertrauen, mit dem sie sich unter der Felldecke an ihn schmiegte, wenn in den dunklen Winternächten die Schneestürme über die Hütte rasten, daß die Wände zitterten. Er war glücklich und Rebekka war glücklich. Und jeden andern Sommer kroch ein neuer kleiner, untersetzter Grönländer um seine Eltern.

Die Verbindung mit der Heimat hatte nach und nach ganz aufgehört. Er mußte lächeln, wenn er an die Spannung und Unruhe dachte, mit der er in den ersten Jahren wartete, bis die Kajakpost — einmal im Jahr, einlief. Nun war die alte Heimat ihm fremd und gleichgültig geworden. Die Kameraden hatten ihn vergessen, die Verwandten sich nie mehr um ihn gekümmert, und als einmal auch von seiner Mutter kein Brief mehr kam, statt dessen nur die kurze amtliche Mitteilung ihres Todes, vergaß er die Heimat vollständig. Hier oben unter dem Eispol lebte er ein langes, freudenreiches Leben. Zwischen diesen armen, anspruchslosen Menschen lernte er ein Glück kennen, das er sich nicht geträumt hätte, als er damals in seiner armseligen Studentenkammer mit schweren Selbstmordgedanken saß. Hier fand er, während sein Haar bleichte, das Heim, das ihm in seiner Kindheit gefehlt hatte, die Freunde, die er in seiner Jugend missen mußte, den Beruf, der ihn geliebt und geachtet machte.

Er wurde immer mehr der Vater und Ratgeber und Tröster für diese Naturkinder. Und wenn er im Winter in der kleinen Steinküche oder im Sommer im Freien seine Schäflein um sich sammelte und auf seine eigene derbe Weise, nach seinen einfachen Gaben, die Schleier von den Rätseln des Lebens und des Todes zu lösen suchte, klopfte wohl manches Herz unter der Fellhülle, weil er selbst so voll Dankbarkeit war, daß des Herrn Lobgesang von selbst von seinen Lippen klang.

III. Kapitel.

Da oben wurde Thorkild ein alter Mann.

Warum er nicht dort blieb, warum er schließlich doch heimkehrte, ja, wußte er selbst das wohl richtig?

Eines Sommers, droben bei der Renntierjagd, merkte er, daß er anfing zu altern. Es war ein ungewöhnlich langer und strenger Winter gewesen; weit in den Sommer hinein lag der Schnee auf den Klippen, und das Eis stand noch aufeinandergetürmt draußen im Fjord, als er mit seiner Familie in die Berge zog. Er hatte schon länger ein wenig gekränkelt, und jetzt, da die Sonnenwärme sich meldete, litt er an leichter Atemnot, die ihn oft zwang, bei den Zelten zurück zu bleiben und sich ruhig bei den Weibern und Kindern zu halten, während der anderen munteres Hallo und Schießen von den Höhen herabschallte. Das paßte ihm nicht recht, er konnte oft sehr mißgestimmt sein. Eines Tages, als Rebekka aus dem Zelt kam, sah sie ihn gedankenvoll auf einem Stein sitzen, den Kopf in die Hand gestützt. Still näherte sie sich und strich ihm liebevoll über die Schultern. Da ging es wie ein Schaudern über ihn; zerstreut blickte er auf, und als sie ihn fragte, warum er so traurig sei, gab er ausweichende Antwort und ging weg. Das wiederholte sich öfter und Rebekka wurde sehr betrübt. Wenn er dann zu ihr ins Zelt hineinkam und ihre bekümmerte Miene sah, klopfte er ihr mild lächelnd

die Wange, aber er vermied ihren fragenden Blick. Schließlich bemerkten auch die Freunde, daß etwas nicht in Ordnung mit ihm war und fragten ihn, ob er krank sei. Er antwortete: „Vielleicht!" Aber die Wahrheit lag tiefer. Er hatte angefangen sich zu sehnen, zu sehnen, wie der von seinen Bergen Gerissene, der im Traum die Glocken der Heimat läuten hört. Manchmal, wenn er so dasaß und den Blick über die hohen, nackten Felsen wandern ließ, die er nun nicht mehr erreichen konnte, erwachte eine heiße Sehnsucht in ihm, noch einmal im Schatten der großen Wälder seines Heimatlandes zu ruhen, seine Glieder noch einmal in ein saftiges Kleefeld zu betten, dem Säuseln eines wogenden Kornfeldes zu lauschen oder stille auf der sonnenwarmen Erde auf einer Anhöhe zu liegen, die Hände unter dem Nacken, den lauen Wind über sein Gesicht streichend. Er sehnte sich, hinauszuschauen übers weite Land, wo rotbeinige Störche und scheckiges Vieh an stillen Weihern standen; über strohbedeckte Dächer und staubweiße Wege, wo die strickenden Weiber mit Melkeimern über dem Kopf und Ernteleute mit der blinkenden Sense über den Schultern vorübergingen.

Und wenn er vollends an seine Mutter dachte, seine arme, schwache Mutter, so stieg der Wunsch in ihm auf, noch einmal ihr Grab zu sehen und eine Blume darauf zu pflanzen als Zeichen seiner kindlichen Liebe und als stille Bitte um Vergebung für all das Leid und den Kummer, mit dem er von seiner Geburt an ihr armes, kleinmütiges Herz erfüllt hatte.

Vielleicht gab es doch noch den einen oder anderen von den alten Kameraden, der sich freuen würde ihn wieder zu sehen und dem er von seinen merkwürdigen Erlebnissen da oben unter dem ewigen Eis erzählen konnte.

Peter Prommer, Christoffer Birch, Anton Hansen, wie sie alle hießen, wie würden sie sich alle wundern, wenn er eines Tages bei ihnen eintrat und sagte: „Wer bin ich? Könnt ihr euch noch an den ‚Bären' erinnern? Hier seht ihr ihn." — Den Winter darauf starb Rebekka, und nun konnte er seine Sehnsucht nicht länger bezähmen. Mit der ersten Sommerpost schrieb er ans Ministerium und das Jahr darauf hatte er seine Abberufung in der Hand. Jammer und Leid entstand bei all den kleinen, schiefäugigen Fellgestalten, als sie erfuhren, daß ihr geliebter Vater und Freund sie verlassen wollte, und Thorkild selbst bereute sein Vorhaben halb, sobald er sah, daß er vor der Ausführung stand. Aber nun mußte es sein! Seine Kinder ließ er vorläufig oben, erst im folgenden Sommer, wenn er sich im neuen Heim eingerichtet hatte, sollten sie nachkommen.

So geschah es, daß der „Bär" wie ein vom Himmel gefallener Schreck in die verschlafenen Gemeinden Söby und Sorvald hineinplumpste. Es wurde erzählt, daß der Bischof beinahe einen seiner apoplektischen Anfälle bekommen hatte, als Pfarrer Müller zur Tür hereinkam in seinen fettigen Kleidern, mit seinem Bart, der wie lauter Eiszapfen über die breite Brust herabhing! Zudem traf es sich so unglücklich, daß eben dieser kleine, vornehme Bischof niemand anders war als jener Christoffer Birch, Thorkilds alter Schulkamerad, dessen Bild in der letzten Zeit seines Auslandslebens öfter in seiner Erinnerung aufgetaucht war. Als Thorkild ihn erkannte, schlug er die mächtigen Handflächen zusammen und rief mit einem Freudengebrüll: „Jetzt hab' ich die Hosen voll! Ja, bist du wirklich Bischof geworden, alter Stoffer?" Wie die Audienz endigte weiß niemand, aber Bischof und Propst waren sich darüber einig, daß der „Bär" komplett unmöglich war, und sie setzten stracks alles daran, so schnell wie möglich, auf eine oder andere Weise den betrüblichen Mißgriff zu verdecken und ihn wieder fortzuschaffen, ehe er allzuviel Ärgernis erregte.

Inzwischen lief das Gerücht von dem angekommenen „Eisbären" eiligst über die ganze Gegend. Rings in den Pfarrhäusern erzählte man sich, wie er die Frauen und Kinder so in Schrecken versetzt hatte, daß sie in ihre Häuser flüchteten, als er das erstemal mit seiner Hundefellmütze und seinem langen Wanderstecken durch die Kreisstadt kam. Ein alter Mann war vor Angst fast verrückt geworden, weil Thorkild plötzlich vor ihm stehen blieb, seine schwere Hand ihm auf die Schulter fallen ließ mit den Worten:

„Hier, bleicher Freund, siehst du einen alten Eismeerfahrer und Bärenjäger vor dir, der Dinge gesehen hat, Mensch, von denen weder du noch einer von euch andern je im Traum etwas geahnt haben. Sieh nur auf, da ist nichts zu zittern. Wir zwei werden schon miteinander auskommen, das sehe ich an deinem ehrlichen Gesicht!"

Thorkild Müller merkte das Erstaunen wohl, das er überall erregte; in seiner Einfältigkeit betrachtete er es aber als Ausdruck des Respekts und einer natürlichen Ehrfurcht vor dem Mann, der ein so langes und merkwürdiges Leben fern von seinem Vaterlande geführt hatte.

Was er in seiner Jugend hier durchgemacht hatte, das hatte er ganz vergessen. Er war da oben in den 24 Jahren so sehr an Huldigungen auf Grund seiner persönlichen Verdienste gewöhnt worden, daß er nicht verstehen konnte, daß man hier unten weder seine kraftvolle Erscheinung noch seine Abgehärtetheit, noch seinen stolzen Bart so sehr bewunderte. Anstatt sich wie in seiner Jugend, von seiner „Unmöglichkeit" bedrückt zu fühlen, spazierte er vergnügt und selbstbewußt umher und besuchte schleunigst alle umliegenden Pfarrhöfe in der Hoffnung, alte Bekannte zu finden. Bei allen Volks- und kirchlichen Versammlungen, wo viele Menschen zusammenkamen, pflanzte er sich zuvorderst auf. Nicht ohne eine gewisse Eitelkeit suchte er die am meisten in die Augen fallenden Plätze und stellte seine Unwissenheit und seine blau angelaufene Nase mit einer Ungeniertheit zur Schau, die selbst bei den Schullehrern Ärgernis erregte.

Kaum ein Tag verging, ohne daß nicht irgendein Gerücht umlief, das seine Berufsgenossen für die Ehre ihres Standes erröten ließ. So hatte er bei einer großen Bauernhochzeit, zu der er als Gemeindepfarrer geladen war, plötzlich seine Beinkleider über die Waden hinaufgeschoben, um seine kräftigen Beine zu zeigen; nachher hatte er mit starken Armen die Braut bis zur Decke gehoben, während er sich triumphierend umsah und die jungen Leute aufforderte, es ihm nachzumachen. Der Schullehrer, ein kleiner dürrer Familienvater, hatte endlich den Mut gefaßt und ihn auf das Unpassende seines Benehmens aufmerksam gemacht, aber in seinem Übermut antwortete Thorkild Müller damit, daß er dem Männchen den Rock umwendete, wobei eine Menge von Kuchen, Zucker, Zigarren usw., die dieser im Laufe des Tages zu sich gesteckt hatte, zum Vorschein kam. Diesmal hatte er die Lacher auf seiner Seite.

Seine verzweifelten Kollegen wechselten Brief um Brief, um sich wegen eines gemeinsamen Vorgehens gegen ihn zu verständigen. Als eines Tages bei einem Pfarrkonvent nach Abschluß der Diskussion sein gefürchtetes Angesicht plötzlich auf dem Rednerstuhl auftauchte und er anfing, von seinen grönländischen Abenteuern zu erzählen in einer Sprache und einem Ton, daß der Vorsitzende ihm schleunigst das Wort entziehen mußte, wurde einstimmig beschlossen, ernstliche und kräftige Maßregeln zu ergreifen, um dem Ärgernis ein Ende zu machen.

Inzwischen war das Unglück das, daß Thorkilds Gemeindeglieder ihn mit der Zeit liebgewonnen hatten.

Als der erste Schreck sich gelegt hatte, sahen sie nämlich, daß sich hinter seinem merkwürdigen Äußeren und seinem auffallenden Wesen ein Mann verbarg, der sie verstand, was sie von ihren früheren Pfarrern nicht gewöhnt waren. Ein Mann, dem keines ihrer Gefühle fremd war, an den sie sich deshalb mit ihren großen und kleinen Kümmernissen wenden konnten wie an einen der Ihrigen. Er konnte wie einer ihresgleichen in ihre Stuben kommen, sich an ihren Tisch setzen, seinen Hunger mit ihren täglichen Gerichten stillen, fröhlich einen Schnaps mit ihnen trinken und gemütlich mit ihnen zusammensein, ohne sich sofort verpflichtet zu fühlen, einen Vortrag oder eine Predigt an sie zu halten. Die Kranken und Sterbenden quälte er nicht mit hochtrabenden Phrasen und langen Bibelsprüchen; er setzte sich still zu ihnen an den Bettrand, sprach natürlich und beruhigend zu ihnen, las ihnen ein bißchen aus dem Neuen Testament oder einen Psalm vor und suchte im übrigen ihre Schmerzen zu lindern und ihr Gemüt leicht und trostvoll zu machen.

„Ihr müßt nicht so niedergeschlagen sein", pflegte er zu sagen, „Ihr habt doch nichts so Schlechtes begangen, und wenn es vielleicht der Fall wäre, so glaube ich sicher, daß Ihr es jetzt bereut.

Unser Herr ist doch auch kein so alter Brummbart, der da droben sitzt und alles so genau ausrechnet. Ihr werdet schon sehen, der ist ganz gemütlich und wird Euch sicher gut aufnehmen."

Selbst Thorkilds bitterste Feinde mußten zugeben, daß Leben und Bewegung in die sonst tote Gemeinde Söby gekommen war. Bis jetzt war sie unter den amtssuchenden Pfarrern förmlich berüchtigt gewesen wegen ihrer Interesselosigkeit gegenüber allem, was außerhalb ihres persönlichen Wohlbehagens war. Diese Leute, die immer geglaubt hatten, ihren kirchlichen Pflichten vollauf zu genügen, wenn sie ihren Pfarrern pünktlich den Zehnten bezahlten und bei den drei großen Festtagen opferten, die fingen nun an, in Massen in die Kirche zu strömen, die früher manchen Sonntag aus Mangel an Besuch geschlossen bleiben mußte. Und wenn dann Thorkild Müller auf die Kanzel stieg mit seinem mächtigen Bart, der über den selten ganz reinen Priesterkragen herabwallte und auf seine joviale Weise begann: „Guten Morgen, grüß euch Gott, liebe Freunde! Ja, nun sind wir wieder beisammen. Wie spät mag es wohl sein? Hat einer eine Uhr bei sich? .... Halb elf, so .... Ja, ich möchte euch etwas erzählen von damals, als Jesus zu der Witwe kam, wie hieß sie nur gleich? Na, das ist jetzt einerlei; zwar wartet ein wenig, ich will im Buch nachsehen, es könnte doch ganz nett sein zu wissen, wie die Dame hieß" .... Da kam Leben in die vielen wohlgenährten Gesichter, die Ohren wurden gespitzt, kein Satz ging verloren. Manchmal konnte er im Verlauf der Predigt so humoristisch werden, daß lautes Lachen durch die Kirche hallte, aber zu anderen Zeiten, besonders unter den langen Gebeten, mit denen er regelmäßig seine Predigten schloß, konnte er so ergriffen werden, daß auch seine Zuhörer angesteckt wurden und bei Mann und Frau die Tränen flossen. Nach und nach kamen auch die Mitglieder anderer Gemeinden in die Kirche; seine Art zu predigen gefiel allen. Aber da kannte die Erbitterung seiner Amtsbrüder keine Grenzen. Selbst ein Grundtwigianischer Nachbarpfarrer, der gerne den Freisinnigen spielte und der ihn bis jetzt verteidigt hatte, begann einzusehen, was für eine gefährliche Person er war, und wie nötig es für das Ansehen des Standes sei, ihn zu entfernen.

Um diesen Zeitpunkt geschah es, daß in der Gemeinde die kleine Ausgabe „Ehrwürden" erschien mit Namen N. P. Ruggaard. Er brachte ein in sehr freundlichen Formen abgefaßtes Schreiben des eleganten, diplomatischen Bischofs mit, der seine Gründe hatte, nicht allzu schroff gegen den alten Kameraden vorzugehen, der Gelegenheit gehabt hatte, seine Jugendjahre näher kennen zu lernen.

„Auf Grund der großen Ausdehnung des Gemeindebezirks und des Herrn Pfarrers vorgerücktes Alter" hieß es schonend, während der Bischof mit offenem Blick für Herrn Ruggaards Eigenart dachte: „Bös muß bös vertreiben!"

Thorkild Müller grübelte lange über dem Schriftstück mit seinen vielen umständlichen Umschreibungen und dunklen Redewendungen nach. Schon einige Zeit her war es ihm klar geworden, daß die Zurückhaltung seiner lieben Kollegen ihm gegenüber doch nicht ausschließlich von der Bewunderung für seine muskulösen Glieder herrührte, und als er mit dieser Erkenntnis einmal so weit war, hatten sich seine Augen in der Erinnerung an seine Jugend für manches andere geöffnet. Nun, während er den Brief des Bischofs las, verstand er endlich den Zusammenhang.

„Nimm mir den Leberspeck!" brach er mit einem grönländischen Kraftausdruck los und schlug mit der Faust auf den Tisch. „Man will mich wegekeln."

Aber, als der Ekel bald darauf anrückte und Thorkild das kleine, bleiche, bebrillte Individuum zum ersten Mal sah, wie er sich aus Fußsack und Wettermantel herausschälte, war seine ganze Wut verflogen; er mußte laut auflachen. Daß man ihm einen solchen Zwerg von Mannsbild auf den Hals schickte, kam ihm so urkomisch vor, daß er sofort in die Stadt mußte und seinen Freunden von diesem gefährlichen Ersatz erzählen.

Inzwischen begann dieser unangefochten, sich in seinen Zimmern wohnlich einzurichten und aus dem Wagen, der ihn hergebracht hatte, all das, was er in Kisten und Koffern mitgebracht hatte, auszupacken. Eigenhändig hängte er neue, geblumte Gardinen an die Fenster,

seine 23 wohlerhaltenen Pfeifen brachte er in doppelter Reihe an der Wand und einen gipsernen Christus über dem Schreibtisch an. In einer Ecke barg er seinen Vorrat an Tabak und über dem Bett befestigte er ein selbstleuchtendes Kreuz mit einer frommen Inschrift. Mit besonderer Umsicht befaßte er sich mit der Aufstellung seiner Bibliothek, die aus einer Sammlung alter, wertloser Schmöker bestand, die er pfundweise bei einem Antiquar gekauft hatte, um etwas zu haben, was ausfüllt. Da er die Bücher mit Bedacht so angebracht hatte, daß sie nicht zu dicht beisammen standen, bedeckten die Regale beinahe eine ganze Wand, fast wie in des Bischofs eigenem Studierzimmer.

Nichts fehlte in der Ausstattung. Er hatte einen grünen Schirm über der Studierlampe, eine Schale für die Fidibusse, eine Wachskerze und eine Stange Siegellack, ja selbst einen Spucknapf hatte er nicht vergessen und ein Stück Stoff unter die Wasserkaraffe. Als alles schön geordnet an seinem Platz stand, schlug er seinen grauen Schlafrock mit einer Bewegung um sich wie eine Fledermaus, die ihre Flügel zusammenfaltet, setzte sich mitten in der Stube auf einen Stuhl und ließ die Blicke langsam im Raum umherschweifen. Ein glückliches Lächeln erhellte sein Gesicht, das besagte, daß er jetzt vor der Verwirklichung eines langgehegten Traumes stand, am Ende eines mühseligen Weges, an dessen glückliche Vollendung er kaum mehr geglaubt hatte.

Kaplan Ruggaard hieß ursprünglich bescheiden genug Niels Peter Madsen und war eines wohlhabenden Bauern Sohn aus der fetten, ostjütischen Gegend, wo die Kinder, wie es dort heißt, mit einer Silbermünze in der Hand zur Welt kommen. In seinem 15. Jahr kam er auf die höhere Schule in der Kreishauptstadt und nahm dort die erste Verschönerung seines Namens vor durch Beifügung des Geburtsortes Ruggaard. Später unterwarf er ihn wieder einem Umänderungsprozeß von Ruggaard-Madsen zu Madsen-Ruggaard, bis er das lästige Madsen ganz wegließ. Eine gleichzeitige Veränderung war auch mit seiner Person vor sich gegangen; der rotbackige, vierschrötige Bauernjunge war bleich und fett geworden, der runde Kopf war tiefer zwischen die Schultern gesunken, die farblosen Augen starrten mit kurzsichtigem, stechendem Ausdruck ins Leere. Wie er so dasaß, in seinem grauen Schlafrock eingehüllt, mit seinem weißgelben, kurzgeschorenen Haar, seinen großen runden Brillengläsern, seiner flachen Nase und blutlosen Haut, glich er einer Made, einer jenem lichtscheuen Wurmgebilde, die sich überall da einzufinden pflegen, wo die Fäulnis beginnt und die, unter das Mikroskop genommen, einen mit einem Paar großer, dummer Hornaugen anzuglotzen scheinen. Trotzdem ihm von seinen Vorgesetzten keine besonderen Verhaltungsmaßregeln gegeben worden waren, hatte der Kaplan doch eine vollkommen klare und deutliche Vorstellung dessen, was man von ihm erwartete und was vorläufig seine Aufgabe in der Gemeinde war. Er sah, daß sich ihm hier eine vortreffliche Gelegenheit bot, die Gunst seiner hohen Vorgesetzten zu erwerben, selbstverständlich aber vor allem für die Kirche und deren Ansehen zu wirken. Immerhin war er klug genug, der Bevölkerung gegenüber mit größter Vorsicht zu Werke zu gehen, die so mit Blindheit geschlagen war. Er begann seine Mission damit, sich der Gemeinde als der bescheidene Mitarbeiter und aufrichtige Freund Pfarrer Müllers vorzustellen. Erst so nach und nach versuchte er, doch stets in aller Biederkeit und mit den vorsichtigsten Ausdrücken, Zweifel an dessen Zurechnungsfähigkeit zu erwecken.

„Ach ja, unser lieber Pfarrer Müller", konnte er auf seine breite Art, die ihm als unvergängliches Erbteil seiner Bauernherkunft geblieben war, sagen. „Wenn er sich doch etwas mehr Ruhe und Frieden gönnen möchte! Trotz seiner vielen vortrefflichen Eigenschaften, die niemand mehr schätzen kann als ich, läßt sich kaum leugnen, daß sich bei ihm höchst bedenkliche Zeichen von Geistesabwesenheit melden. Doch alles steht in Gottes Hand. Vielleicht ist es nur ein vorübergehender Zustand!"

Aber mit all seiner Bauernschlauheit erreichte er nichts. Weit entfernt, daß die Aufregung, die Pfarrer Müller bei seinen Kollegen hervorrief, abschreckend auf seine Gemeinde gewirkt hätte. Im Gegenteil. Je mehr Widerstand und Aufsehen er erregte, desto stolzer schlossen

sie sich an ihn an. Der Kaplan wurde nach und nach wütend. Er hatte gedacht, daß er einen leichten und raschen Sieg über den unwissenden „Grönländer" gewinnen werde, der, wie er bestimmt wußte, nicht einmal seine Glaubensartikel genau kannte. Aber die Bauern wollten gar nicht auf ihn hören, wenn er seine Universitätsweisheit vor ihnen auskramte, und ließen sich von seiner großen Büchersammlung nicht im mindesten imponieren. Er war sogar nahe daran, daß sie ihn, von Müllers Exempel angesteckt, auf überlegene Weise behandelten und sich über ihn lustig machten. Sehr oft nannten sie ihn nur Madsen, um ihn zu ärgern; bei einer Gelegenheit in Gegenwart Pfarrer Müllers, rief einer der jungen Burschen, als er ihn sah: „Da ist ja der Herr Kaplan Roggenbrot!" Über diesen dummen Witz hatten alle gelacht, auch Müller hatte eine Lachsalve losgelassen und sich später ein Vergnügen daraus gemacht, ihn feierlich mit den Worten vorzustellen: „Mein hochgeehrter Herr Vorgesetzter, Herr Bischof Madsen-Roggenbrot!"

Aber die Rache sollte kommen!

In einer kalten Winternacht, als Thorkild Müller trotz eisigem Schneesturm, nur von seinen Hunden begleitet, über die Einöden ging, um einen alten kranken Mann zu besuchen, goß er den Tropfen in den schon übervollen Becher des Ärgernisses, so daß er überlief.

Der alte Mann, der auf den Tod lag, hatte durchaus kein exemplarisches Leben geführt. Nun hatte er doch zum Pfarrer geschickt, um wenigstens etwas von dem Jenseits zu erfahren, in das er nun bald eingehen sollte. Müller hatte sich an sein Bett gesetzt und zu erzählen begonnen, was er nach den Worten der Schrift davon zu wissen glaubte. Als er geendet hatte, lag der Mann eine Weile still und nachdenklich da, dann sagte er:

„Ja, aber bekommt man wirklich kein Essen und Trinken da droben?" Müller mußte das verneinen.

„Sind auch keine Weiber und Liebsten da?" „Nein, da droben wird nicht gefreit!"

„Auch nicht einmal ein bißchen Kautabak gibt es?" Als Müller auch das verneinen mußte, drehte der Alte den Kopf nach der Wand, als ob er sagen wollte, daß ihm an einem solchen Himmel nichts liege. Müller, der die Bewegung sah und ihre Bedeutung verstand, wurde ganz nachdenklich. Nachdem er eine Weile auf den Boden gestiert hatte, erhob er entschlossen sein Haupt und sagte, daß das, was er vorhin geantwortet habe, nur ein Scherz gewesen sei, denn im Himmel bekämen es alle so, wie sie sich's wünschten. Und um dem alten Mann seine Gedanken richtig verständlich zu machen, setzte er ihm des näheren auseinander, wie man im Himmel überhaupt nur einen Wunsch zu äußern brauche und er werde einem erfüllt. Sobald er Hunger fühle, werden die Engel gewiß rasch einen Tisch mit den köstlichsten Dingen für ihn decken; wenn er sich ein Weib wünsche, werde er gewiß auch in dieser Beziehung keine Not zu leiden brauchen; ja selbst wenn er sich da droben wirklich so sehr nach einem Kautabak sehne, so werde der Herr selbst ihm sicher ein Stückchen reichen, denn er könne es nicht über sich bringen, seinen Kindern, die im Glauben an ihren gütigen Vater gestorben waren, nein zu sagen. Er wollte, daß sie sich wie zu Hause bei ihm fühlen sollen. Nach dieser Erklärung wandte sich der Mann beruhigt und zufrieden wieder um, faltete die runzeligen Hände, empfing das heilige Sakrament und entschlief kurz darauf im Glauben seiner Väter.

Als diese Geschichte bekannt wurde, erhob sich in allen Pfarrer- und Küsterbehausungen ein Sturm der Entrüstung. Unseren Herrn wie einen gewöhnlichen Schankwirt und den Ort der Seligen wie eine schmutzige Gastgeberei hinzustellen, das überschritt doch alle Grenzen. Der Propst setzte sich sofort hin, um die Sache zu melden.

Er schloß sein vertrauliches Schreiben mit der Bemerkung, daß man hierfür keine andere Erklärung fände, als daß was schon innerhalb und außerhalb der Gemeinde bekannt sei, Pfarrer Müllers geistige Kräfte nicht mehr ungeschwächt seien, er müsse als ein schon im höchsten Grad im Kopf gestörter Mann betrachtet werden.

Nach Empfang dieses Schreibens schlug der Bischof ungeduldig die Knöchel auf den Schreibtisch und faßte einen lange gehegten Beschluß. Er meldete dem Propst seine Ankunft in der Gemeinde.

IV. Kapitel.

Schon ehe die Glocken zu läuten begannen, war die kleine Kirche überfüllt. Jeder Platz bis auf die beiden Reihen von Rohrstühlen und dem hohen Korbsessel im Chor, die für den Bischof und sein Gefolge bestimmt waren, war von einer festtäglich gekleideten Versammlung eingenommen, die mit Spannung und Bekümmerung der Dinge wartete, die da kommen sollten. Einige saßen ganz vornübergebeugt und stierten auf die gefalteten Hände, wie wenn sie in der Stille ihr Gewissen prüfen wollten.

Allgemein fiel auf, daß mehrere von Thorkild Müllers nächsten Freunden nicht anwesend waren. Diese Bischofsvisitation war auch von der obersten Kirchenbehörde auf eine Weise in Szene gesetzt worden, die deutlich die Absicht durchblicken ließ, die Bevölkerung zu erschrecken. Kaplan Ruggaard und der Schullehrer hatten sich mit bedenklichen und geheimnisvollen Mienen überall herumgeschlichen, wie wenn etwas Schreckliches bevorstände.

Es wurde verbreitet, daß nicht allein die Gemeindeschule, die Kirchengebäulichkeiten, der Friedhof, kurz alle Kirche und Schule berührenden Verhältnisse genauestens inspiziert werden sollten. Der Bischof werde auch die fünf letzten Jahrgänge der Konfirmanden in einem besonderen Gottesdienst vornehmen und persönlich überhören.

Aber auch Thorkild Müller war nicht müßig gewesen. Er verstand nur zu gut, wohin alle diese Anstalten zielten und hatte zu seinen Freunden gesagt: „Gut; wollen sie den Krieg, so sollen sie ihn haben!“

Schon seit einiger Zeit hatte er, gereizt von den fortgesetzten Schikanen seiner Nachbarpfarrer, die Lust verspürt sich einmal auf die Hinterbeine zu stellen und sich wie ein richtiger Junge, der von kläffenden Hunden verfolgt wird, dadurch Respekt zu verschaffen, daß er die Köter bei den Ohren nahm und tüchtig schüttelte. Auf seinen einsamen Gängen durch das frühjahrsgrüne Land, dessen nebelverschleierte, schlummernde Natur als ein Abbild seines eigenen Jugendlebens erschien, hatte er viele Pläne geschmiedet, um einen allgemeinen Kampf des Volkes gegen die Tyrannei der Hochwürdigen zu entfachen. Er konnte zu Zeiten vor Streitlust förmlich zittern, in seinem Hirn wimmelte es von kleinlichen, wütenden Pfarrersgestalten, die mit drohenden Mienen gegen ihn anrückten.

Während er in seiner Phantasie die ganze kragengeschmückte Gesellschaft, den Bischof an der Spitze, aufziehen sah, konnte in seinen Augen dasselbe wilde Blitzen funkeln, auf seinen Wangen sich dieselbe Glut entzünden wie in alten Tagen, bei den hitzigen Renntierjagden auf den großen Steppen unter den Eisfeldern.

Die Mitteilung von der Ankunft des Bischofs, die von ihm und von allen anderen als der Vorbote seiner Absetzung aufgenommen werden mußte, hatte ihm den letzten Rest seiner Vernunft geraubt. Ohne sich ganz klar über sein Ziel zu sein, wollte er die Revolution predigen, wollte die Fahne des Aufruhrs in der dänischen Kirchengemeinschaft entfalten. Mit grollendem Lachen hatte er zu seinen Freunden gesagt: „Nun sollen die Herren Ehrwürden merken, daß sie wirklich einen ‚Bär‘ in den Schafstall gesetzt haben.“

Noch ehe er die Unruhe, die das Gerücht von der Ankunft des Bischofs in der sonst so vertrauensvollen Gemeinde verbreitet hatte, richtig bemerkte, hatte er die Herausforderungen seiner Amtsbrüder mit einer Anzahl eigenhändiger Veranstaltungen von weittragender Bedeutung beantwortet. Unter anderem hatte er bei der letzten Gemeinderatssitzung bekanntgegeben, daß die Abgabe des Zehnten in seiner Gemeinde sowie das Opfer, die Akzisen usw. in Zukunft wegfallen sollen, indem er geltend machte, daß die freie Benützung der dem Pfarrhof zugehörigen Eigentümer genügende Erstattung sei für die vom Pfarrer geleistete Arbeit,

und daß die Besteuerung der Bevölkerung anläßlich der Hochzeit, Taufe und Konfirmation dem Verhältnis zwischen Pfarrer und Gemeinde nur schaden könne.

Aber gerade diese ungewöhnliche Uneigennützigkeit sollte ihm zum Verderben werden im Kampf des Tages, denn dadurch gewann Kaplan Ruggaard plötzlichen Einfluß in der Gemeinde. Der Zweifel an Thorkilds Zurechnungsfähigkeit, den dieser Diener des Herrn bis jetzt vergeblich unter der Bevölkerung zu erregen gesucht hatte, fand nun Nahrung. Daß ein Pfarrer Opfer und Zehnten verschmäht, ein Geld, auf das er ein volles Recht hatte, das war, das konnte jeder sehen, direkte Verrücktheit.

Von da an begann ein allgemeines, vorsichtiges Zurückziehen von Thorkild. Als dieser bemerkte, daß die Freunde ihn im Stich ließen, ging er mit einer Gewalttätigkeit vor, die seine Sache noch schlimmer machte. Auf einen Schlag wurde allen klar, daß ihr Pfarrer verrückt war. Die letzten zwei Wochen war er wie ein wildes Tier überall herumgerannt, um teils mit Drohungen, teils mit Überredung sein gesunkenes Ansehen wieder zu heben. Aber wo er hinkam, hatte er entweder verschlossene Türen gefunden, oder hatten sich die Männer fortgestohlen oder in die Ställe versteckt, um nicht mit ihm reden zu müssen, während die Weiber ihm in der Stube nach dem Mund redeten, bis er wieder fort ging. An einigen Orten hatte man sogar vor Angst die Hunde auf ihn gehetzt, wenn er mit seinem langen Stecken und seinen vom Wegstaub beschmutzten Kleidern aufs Haus zusteuerte. Hinterher hatte man vorsichtig die Türklinken rein gerieben — der Handschweiß von Verrückten gab Leberkrankheit. — Noch am vorletzten Abend hatte er seine Freunde zu einer Zusammenkunft ins Pfarrhaus gebeten, doch keiner war gekommen.

Deshalb saß man nun in der Kirche und wartete mit Angst und Bangen, was geschehen würde. Darum sah man so manche gebückte Gestalt in den Stühlen, die auf die im Schoß gefalteten Hände blickte, wie wenn sie sich reuevoll von der Zugehörigkeit zu dem Manne befreien wollte, über den jetzt das Urteil gefällt werden sollte.

Die Pfarrer der umliegenden Gemeinden in ihren schneeweißen Halskrausen begannen sich einzufinden. Sie brachten sich in den zwei Reihen Rohrsesseln im Chor an und warfen strenge Blicke über die irregeleitete Menge. Oben in dem kleinen Raum hinter dem Altar ging Kaplan Ruggaard auf und ab, die Hände auf dem Rücken und vor Spannung laut vor sich hinredend. Er strahlte förmlich vor Triumph und Erwartung, er sah seine Zukunft in rosiger Perspektive vor sich. Er sah sich selbst vor dem Altar der Schloßkirche in Kopenhagen stehen, im Bischofsornat, das goldbrokatene Meßgewand umgetan, das Kommenturkreuz um den Hals. Sich, den Jungen aus dem Dorf, den verachteten und lächerlich gemachten Bettelstudenten. Und seine Seele war voll Dankes, seine Augen voll frommer Tränen.

Draußen vor dem Kirchenportal standen die Schullehrer in ihren schwarzen Röcken und weißen Krawatten, um dem Mesner ein Zeichen zu geben und die Pfarrer zu benachrichtigen, wenn sich der Wagen des Propstes, mit dem der Bischof fuhr, über dem Hügel zeigte. Der Bischof hatte seine Ankunft auf präzis 10 Uhr gemeldet. Um diese Zeit sollte der Gottesdienst beginnen. Später am Tage wollte er sich in den Schulen einfinden, und dann mit dem Propst zurückfahren bis zum Abend. Thorkild Müller war noch nicht erschienen. „Das fehlte nur noch", sagte der kleine Schulmeister, dem Thorkild damals auf der Bauernhochzeit die Taschen umgedreht hatte und der ihn seither mit zähneknirschendem Haß verfolgte, „das fehlte nur noch, daß er den Bischof warten läßt, das sähe ihm gleich, dem — Kerl dem, gerade herausgesagt. Wißt Ihr, was er dem Bischof hätte vorsetzen wollen, wenn der sich nicht alle Bewirtung verbeten hätte? — Gelbe Erbsen mit Speck! — Hat man je so was erlebt? Ein solcher Skandal! Der — hm — hm — der Mistbauer!" Sein Kollege, der dicke Mortensen, grinste zustimmend. „So eine Frechheit" fing der andere wieder an mit einer Stimme, die vor Wut überschlug. „Nun fehlen nur noch zwei Minuten bis 10 Uhr, und noch zeigt er sich nicht. Sie werden sehen, Mortensen, er will Skandal machen. Er hat was vor, soviel ist sicher. Er soll letzte Nacht

ganz rasend gewesen sein und fürchterlich rumort haben, erzählte Kaplan Ruggaard. Sie können glauben, das gibt was, der kommt sicher nicht, bis — — —"

„Aber um Gotteswillen, Mortensen, da ist ja der Wagen! Jakob, Jakob, läutet! läutet, zum Teufel!"

Die Glocken begannen zu läuten, der kleine Küster eilte in die Kirche, gleich darauf kamen alle Pfarrer verwirrt und bestürzt heraus. Was sollte man tun, Pfarrer Müller war noch nicht da, das war ja unerhört. Sofort mußte nach ihm geschickt werden.

In diesem Augenblick hielt der Wagen vor der Türe. Der Bischof war ein kleiner Mann mit klugem, scharf geschnittenem Gesicht und vornehmen Gebärden. Er grüßte die anwesenden Pfarrer etwas kühl und kurz, sah sich um und fragte erstaunt:

„Ist Pfarrer Müller nicht hier?"

Kaplan Ruggard kam aus der Reihe der Geistlichen hervorgeschlichen, vor Diensteifer quollen seine farblosen Augen fast über die Brillengläser heraus. Er meldete, daß Pfarrer Müller sich noch nicht eingefunden habe, es sei aber nach ihm geschickt worden.

Der Bischof sah ihn kühl an mit einem Ausdruck, der durchaus nicht nach Wohlwollen aussah.

„Sie brauchen weiter keine Umstände zu machen. Pfarrer Müller weiß, daß der Gottesdienst auf 10 Uhr anberaumt ist; es fehlt noch eine Minute. Wir wollen hineingehen!"

Zugleich fiel sein Blick auf den dicken Schulmeister Mortensen, der bleich und atemlos am Eingang paradierte, in ungewohnt strammer Haltung.

Nachdem er ihn einen Augenblick betrachtet hatte, fragte ihn der Bischof ziemlich schroff:

„Wie heißen Sie?"

Mortensen bekam vor lauter Verwirrung seinen Namen verkehrt in den Hals, so daß der andere Küster, der in tiefer Ehrfurcht, den Zylinderhut vor dem Magen, neben ihm stand, sich veranlaßt sah, für ihn zu antworten. Der Bischof richtete seine durchdringenden Augen stracks auf diesen und sagte noch weniger freundlich:

„Kann der Mann nicht selbst antworten? — Wie heißen Sie übrigens?"

„Mikkelsen!"

„Ja, so", sagte der Bischof mit verächtlicher Betonung.

Hierauf ging er, sein priesterkragengeschmücktes Gefolge hinter sich, in die Kirche.

Mortensen und Mikkelsen sahen erst einander fragend an, dann in die Luft.

„Was meinte er wohl?"

„Ja, Gott weiß!"

„Was sagte er denn eigentlich?"

„Sagte er etwas?"

„Nee, das ist doch komisch!"

Eine mächtige Bewegung entstand unter den die Kirche füllenden Scharen als der Bischof, in seidenen Ornat, das Kommenturkreuz um den Hals, in den Chor eintrat und sich, nachdem er einen prüfenden Blick über die Versammlung geworfen hatte, in dem Lehnstuhl zurechtsetzte. Die Pfarrer brachten sich schweigend in den Rohrsesseln hinter ihm an, und einen Augenblick war es so still in der Kirche, daß man die Glocken oben im Turm summen hörte. Dann schwiegen auch diese.

Der kleine Schullehrer steckte den Kopf aus seiner Luke und sah fragend auf Kaplan Ruggaard. Dieser sah wieder nach dem Propst und der nach dem Bischof, der unbeweglich und unzugänglich mit im Schoß gefalteten Händen dasaß und vor sich hin blickte.

Erst in diesem Augenblick wurde es der Menge klar, daß Thorkild Müller noch nicht gekommen war und man auf ihn wartete. Allgemeine Bestürzung! Würde er wirklich den Bischof zum Narren halten? Das hieße doch den Spaß zu weit treiben.

Aller Augen richteten sich aufs neue auf den Bischof. Man hob sich auf die Fußspitzen, man reckte die Hälse, um den mehr und mehr sich verfinsternden Ausdruck seines verschlossenen Gesichts zu beobachten.

Endlich steckte er die Hand unter sein Gewand, zog die goldene Uhr hervor und gab Kaplan Ruggaard, der wie auf dem Sprung neben dem Altar stand, einen Wink. Dieser gab den Wink weiter an den Küster, der hierauf vortrat und den Gottesdienst einleitete.

Alle beugten die Köpfe. Das Gebet ward gehalten, der Gesang begann. Bei jedem Vers wuchs die Spannung der Gemeinde, denn Thorkild Müller ließ sich immer noch nicht sehen. Der Platz vor dem Altar stand noch leer. Man konnte bemerken, daß Kaplan Ruggaard und der Propst etwas miteinander verhandelten, aber der Bischof schüttelte nur den Kopf und die Geistlichen sahen einander fragend an.

Als der Gemeindegesang zu Ende war, wartete man noch eine kleine Weile, während der es wieder so still in der Kirche wurde, daß es einen förmlichen Ruck in der Versammlung gab, als jemand sein Psalmbuch fallen ließ.

Plötzlich erhob sich der Bischof von seinem Stuhl, ging zum Altar, zog sein Taschentuch, fuhr sich damit über den Mund, wendete sich gegen die Gemeinde und begann den Altardienst. Und das rührte die Versammelten so, daß viele Tränen in die Augen bekamen.

Während seine schöne, wohllautende Stimme über ihre Häupter hinklang, wurden sie von einer eigenen Feierlichkeit ergriffen, einem lange nicht gekannten Gefühl von Frieden und Sicherheit. Es war, wie wenn wieder milde Engel ihre Wohnung aufschlügen unter diesen widerhallenden Gewölben, die Thorkild Müller mit seinem dröhnenden Baß verjagt hatte. Als die Meßhandlung vorbei war, begann der Gesang aufs neue. Es war ein Psalm mit vielen und langen Versen, aber nicht einer war in der Kirche, der seine Gedanken dabei hatte. Man erfuhr, daß nochmals nach Pfarrer Müller geschickt worden war.

Der Gesang verstummte, ohne daß er erschien.

Plötzlich entstand Unruhe unter den Geistlichen, der Propst nickte dem Küster zu, der sich eiligst davonmachte.

Kurz nachher wurde die Tür zu Kanzel geöffnet, man hörte die Treppe unter Tritten knirschen. Endlich! — — ..... Nun war er da!

Aber als man anstatt Thorkild Müllers Wildmannshaupt Kaplan Ruggaards mehlwurmbleiches Antlitz über dem Predigtstuhl auftauchen sah, ahnte man, daß etwas Folgenschweres sich ereignet habe und ein stilles Zittern ging über die Versammlung.

Erst nachdem der Gottesdienst zu Ende war, erfuhr man den Zusammenhang.

Der „Eisbär" war noch in der Nacht plötzlich fortgereist, er hatte nur seine beiden Hunde und den Eichenspeer mitgenommen. An seiner Tür fand man als Abschiedsgruß folgende Worte mit Kreide geschrieben: „Ihr habt die Tyrannen, die ihr verdient!"

Weder in Söby und Sorvald noch sonst irgendwo hat man seither von Thorkild Müller gehört. Man konnte nur soviel erfahren, daß er stracks nach Grönland zurückgekehrt war.

Ein unbekannter Aufsatz Theodor Fontanes über Paul Heyse

Auf Grund des ungedruckten Briefwechsels mitgeteilt von Erich Petzet in München

Versteckt unter der dem Geschmack des Familienblattes angepaßten Überschrift „Ein Liebling der Musen" findet sich in der Gartenlaube des Jahres 1867 (Nr. 36) ein Aufsatz über Paul Heyse, dessen Bedeutung bisher der verdienten Beachtung entgangen ist. Es ist ein Wissender, der hier über den damals auf der Höhe seines Lebens und seiner Beliebtheit stehenden Dichter

mit feinsinnigem Verständnis spricht und von Eindrücken des persönlichen Umgangs mit ihm, von Begegnungen im Hause Franz Kuglers in Berlin, wie am Hofe Maximilians II. in München erzählt. Aus der behaglich geistvollen Plauderei aber ersteht ein so bestrickendes und lebensvolles Bild der glänzenden Persönlichkeit des jungen Paul Heyse mit all ihrem Zauber menschlicher und dichterischer Liebenswürdigkeit, wie wir es, soviel auch später immer wieder über ihn geschrieben worden ist, kaum ein zweitesmal erhalten haben. Wer aber ist der Verfasser, der sich hinter dem L. F. der Unterschrift verbirgt? Kein anderer als Theodor Fontane, der seinen Tunnelnamen Lafontaine in dieser Weise abgekürzt hat. Sein einzigartiger Stil verrät jedem Kenner seiner Lebenserinnerungen und seiner kritischen Arbeiten auch bei diesem Aufsatze sofort seine Autorschaft. Aber auch ein urkundlicher Beweis fehlt nicht. Er ist in erheiternder Weise dem Briefwechsel der beiden Dichter zu entnehmen.

Paul Heyse hatte am 6. Juni 1867 in München seinen zweiten Ehebund mit Anna Schubart geschlossen und befand sich auf seiner kurzen Hochzeitsreise in Venedig, als ihn der folgende Brief Theodor Fontanes erreichte, auf den er sofort antwortete:

Berlin den 18 Juli 67.
Hirschelstr. 14.

Mein lieber Paul.

Keine Ahnung habe ich wo diese Zeilen Dich suchen sollen und doch hoffe ich, daß sie Dich finden.

Die Sache ist kurz die: Auf Keil's Wunsch schreibe ich also einen Artikel „Paul Heyse". Es soll kurz, richtig, sachgemäß, huldigend, geistreich, interessant sein. Viel auf einmal.

Während der Arbeit sind mir nun Bedenken gekommen, die ich gerne durch Dich zerstreut sähe, ehe ich den Artikel abschicke.

Er hat etwa 4 Abtheilungen:

Erste Begegnung im Kuglerschen Hause;
Bekanntschaft, Abreise nach Italien, Rückkehr, München;
Wiederaufnahme der alten Beziehungen, Wiedersehen in München;
Schlußbetrachtungen.

Die Sache ist wie ein gegebener Stoff mit einer gewissen novellistischen Freiheit behandelt; Lokal und Zeit müssen gehorchen; manches was 1859 geschah, hab' ich ein paar Jahre später gelegt etc. Dies alles ist gleichgültig und wird Deiner Zustimmung — da keine Confusion dadurch angerichtet wird; im Gegentheil — nicht entbehren. Weshalb ich schreibe ist das:

Zweimal führe ich Dich redend ein, das erstemal 1850 im Kuglerschen Garten, das zweitemal 1863 in einem Symposion, das eine Mal lasse ich Dich über ein paar lyrische Poeten (Lenau und Freiligrath, weil der Garten mit seinen Chamisso-Musenalmanach-Erinnerungen dazu auffordert), das andre Mal über die Theorie des Dramas sprechen. Es mögen jedesmal 10 oder 12 Zeilen sein. Ich hoffe nun, Dir nicht Sachen in den Mund gelegt zu haben, die Du nicht gesagt haben könntest, und bilde mir ein, daß Du es ohne Verlegenheit lesen wirst, ohne den Ausruf: „es ist zu dumm, wie konnte er mir das anthun".! Dennoch möcht ich vorweg darüber Deine Zusicherung haben, entweder daß Du mir positiv vertraust oder daß Du, wenn ich dies Vertrauen schließlich doch nicht rechtfertigen sollte, der Mann dazu bist, über solche faux pas guter Freunde leicht hinweg zu gehen. Weglassen kann ich die Stellen nicht gut, da sie gerade den Zweck haben, Deine Art des Auftretens, des Sprechens, Sprudelns und Brillirens, so weit ich das vermag, zu charakterisiren. Ich müßte mich sehr in Dir irren, wenn Du nicht zu denen gehörtest, die schließlich davon ausgehen, daß es in all diesen Sachen auf eine Handvoll Noten nicht ankommt. Schließe übrigens aus all diesem nur nicht, daß ich Dich tolle Sachen sagen ließe. Es ist so harmlos wie nur möglich. Und nun genug! Empfiehl mich Deiner jungen Frau, Frau Clara, dem ganzen Hause. Wie immer Dein

Es genügen ja drei Zeilen; aber antworte bald. Th. Fontane.

Venedig, 24. Juli 1867.

So ereilt mich die Nemesis hier jenseits der Alpen mitten in der arglosesten Flitterwöchner-Stimmung. Mit wie starker geschäftsmäßiger Unbefangenheit habe ich allerlei todte Ehrenmänner auf die Bühne gebracht und Dinge reden lassen, an die ihre Seele nie gedacht hat. Und jetzt erlebe ich's, daß ich bei lebendigem Leibe in Scene gesetzt werde und noch dazu carte blanche geben soll und vorläufigen vollkommenen Ablaß zu allen Maulsünden, die mich mein Verfasser begehen lassen könnte.

Indessen, wenn Du mir nur versprichst mein Geliebtester, daß Du mich vor den Extremen bewahren, mich weder zu gescheite noch zu tugendhafte Dinge plaudern lassen willst, so ertheile ich hiermit die gewünschte Absolution und gestehe zugleich, daß ich sehr neugierig bin, was ich über die betreffenden Themata etwa zu sagen hätte. Im Augenblick nicht drei Worte, da ich eben erst — es ist ½10 Uhr — aufgestanden bin und die narkotischen Miasmen der Kameliendame vom Teatro Apollo noch im Kopf spüre. Nach und nach würde ich mich auf Lenau vielleicht wieder besinnen. Auf Freiligrath schwerlich, da ich bei Gelegenheit der Dotation ihm Schanden halber so viel Rühmliches nachgesagt habe um den Klingelbeutel mit Erfolg zu schwingen, daß ich jetzt nicht weiß, was ich eigentlich von ihm halte. Noch schlimmer steht es mit der Theorie des Dramas, über die ich bei jeder Temperatur eine andere Meinung habe. Desto wahrscheinlicher wird es mir sein, auch die gehabt zu haben, die Du mir in den Mund legst.

So! Und nun Addio! Grüß mir Deine liebe Frau, das Rütli und Hertz! Am 6ten August denke ich wieder in München zu sein.

Hic et ubique Tuus P. H.

Meine kleine Frau grüßt aus- und nachdrücklich. Sie findet, daß Du allerliebste Briefe schreibst. Erkenne hieraus ihren guten Geschmack.

Der Aufsatz hat folgenden Wortlaut:

Ein Liebling der Musen.

Mancher, der das alte Berlin noch gekannt hat, wird sich entsinnen, wie still plötzlich die große Friedrichsstraße wurde, wenn man, nach dem Halleschen Thore zu, eine bestimmte Linie passiert hatte. Die Kochstraße zog eine Grenze zwischen Stadt und Vorstadt; diesseits lag der Lärm, jenseits die Stille. Und dieser Wechsel that unendlich wohl. Die plötzlich beruhigten Nerven ließen erkennen, daß man aus der Zone des Rollwagens in die der schlafenden Droschke getreten war; die Läden hörten auf, die Jalousien fingen an; auf dem Bürgersteig lagen die Marmelspieler und auf dem Fahrdamm lag die Sonne.

Lauter stille Häuser, aber eines war ein allerstillstes: gelb, zweistöckig und mit einer Mansarde auf dem Dach. Auf dem Flur, auch in heißesten Tagen, lag eine schattige Kühle, weiß gescheuerte Stufen führten in den ersten Stock und durch die offenstehende Thür, die in den altmodischen, nach hinten hinaus führenden Thorweg eingeschnitten war, sah man, über den Hof weg, in einen wenig gepflegten, aber desto behaglicheren Garten hinein. Dies stille, gelbe Mansardenhaus, einst das Wohnhaus Hitzig's, das Nachbarhaus Chamisso's (der hier halbe Tage lang verkehrte), in den Tagen, in denen unsere Erzählung beginnt, war es das Haus Franz Kugler's. Wir nannten es scherzhaft den „ewigen Heerd", weil hier in jedem guten Sinne, auch wirthschaftlich das Feuer nie ausging. In glücklicher Vereinigung herrschten hier Feinheit der Sitte und Freiheit des Wortes; eine schöne Frau, blühende Kinder gaben dem Hause Licht und Leben, und noch in diesem Augenblick leben, aller Orten in Deutschland, ihrer Viele, die Gastfreundschaft, Anregung, Rath, auch Trost in diesem Hause erfahren haben. Der Erzähler nicht am wenigsten.

Wie lebendig stehen noch die Tage des Sommers 1850 vor meiner Seele! Ein Tag besonders. Wir saßen unter dem Nußbaum im Garten, das Kaffeezeug, dazu Lampe und Kessel, standen auf dem Tisch, vor uns lag der Buchsbaumgang, in dem einst Chamisso, auf

und abschreitend, den „ausgewanderten Dichter" des eben bekannt werdenden Freiligrath declamirt hatte. Chamisso's altes Reiseherz war dabei wieder jung geworden. Das lag nun viele Jahre zurück; die große achtundvierziger Wandlung war über die Gemüter gekommen und wenn Freiligrath citirt wurde, so waren es andre Strophen. Wir saßen unser drei um den Tisch herum: Kugler selbst, ein junger Schotte und ich. Die Lichter, die durch das Laub fielen, spielten über die Damastdecke hin, das Flämmchen unter dem Wasserkessel brannte unsichtbar in dem hellen Sonnenschein, nur der aufsteigende Dampf zeigte, daß überhaupt eine Flamme war. Die Unterhaltung ging bequem, es war fast wie Nachmittagsruhe. Der Wirth liebte das, alles Heraufgeschraubte war verpönt, wer nichts zu sagen hatte, schwieg.

Wir plauderten gemüthlich hin und her, als plötzlich unsere Unterhaltung vom Hofe her durch das leichte Geträller eines altfranzösischen Liedes unterbrochen wurde. Kugler fiel gleich ein. In demselben Augenblick trat eine jugendliche, hochaufgeschossene Gestalt in den Garten, und schon von fern seinen Spitzhut leise lüftend, schritt er auf uns zu. Inmitten des Ganges blieb er einen Augenblick stehen, wandte sich zurück und grüßte, über den Hof hin, nach einem der Mansardenfenster hinauf. Er wußte wohl weshalb. Im nächsten Augenblick wurden wir vorgestellt — Paul Heyse. Er setzte sich neben den jungen Schotten, den er schon von Bonn her kannte, und nicht leicht hab' ich ein anmuthigeres Bild gesehen, als diese beiden Typen blonder und brünetter Schönheit. Beide waren von seltener Grazie, aber während die des Einen, mehr äußerlich, aus Kraft und Schulung entsprang, war die des Andern, der sich beinah gehen ließ, ohne jegliche Anstrengung von innen heraus geboren.

Das Gespräch, wie es die Erinnerungen des Ortes mit sich führten, kam auf Hitzig und Chamisso, auf die gute, alte Zeit der Musenalmanache, bald auch auf Schwab und Mörike, auf Freiligrath und Lenau. Parallelen wurden gezogen, endlich die „Schilflieder" citirt. „Auf dem Teich, dem regungslosen etc." ich konnte aushelfen mit meinem Gedächtnis.

Der junge Schotte horchte auf.

„Das ist schön," sagte er, als ich die letzte Strophe gesprochen, „dieser Klang fehlt doch unserer englischen Lyrik, selbst, was mehr sagen will, unserer schottischen."

„Lassen Sie ihn fehlen," warf Heyse dazwischen, „Sie haben Besseres dafür. Lenau, wenn er den Blitz anruft, ihn zu tödten, ihm der „Ariadne-Faden" zu sein, der ihn hinausführen soll aus diesem „Labyrinth der Qual", ist doch eigentlich ein Lästerer, dessen Blasphemie durch Sentimentalität nicht besser wird. Ihre Nordlandsschultern müßten mich täuschen, wenn Sie so viel Ungesundheit ertragen könnten."

Kugler, der an diese Keckheit der Debatte am meisten gewöhnt war, lächelte und warf hin: „Um so besser wird Freiligrath vor Ihnen bestehen, Sie werden ihn wenigstens nicht unter die Sentimentalen werfen."

„Ich weiß doch nicht", erwiderte Heyse, und während er diese Worte absichtlich dehnte, war es erkennbar, daß er bereits nach Ähnlichkeiten zwischen Lenau und Freiligrath suchte. Solche Analogien zu finden, just da, wo keine waren, reizte ihn; hier war das eigentliche Feld für Witz, Einfälle, Paradoxien.

„Ich weiß nicht", wiederholte er, „ob sie nicht eigentlich doch Geschwisterkinder sind. Der Eine reitet durch die Wüste, der Andere durch den Urwald; mit den Chippeways-Indianern haben Beide zu thun. Aber dies bei Seit'. Sie haben auch einen verwandten Herzschlag. Sie sind Beide europamüde, Beide malcontent, ohne recht zu wissen warum. Sie haben nur eine verschiedene Art sich auszudrücken; der Eine verfährt lyrisch-unmittelbar, der Andere versteckt sich hinter allerhand Masken, oder sag' ich lieber er ist ein Maskenball in sich. Türke, Jude, Armenier, was Sie wollen. Aber nun warten Sie den Moment der Demaskirung ab. In privater Loge tritt er an Sie heran, jetzt ohne Turban. Da steht er, ganz er selbst, kein Scheikh mehr, Westphale durch und durch. „Allein, allein, und so will ich genesen." „Das Mal der Dichtung ist ein Kainsstempel." Verlangen Sie mehr? Ich zweifle, daß Lenau darüber hinausgegangen wäre."

So ging das Gespräch. Was ich später so oft zu beobachten Gelegenheit hatte, Heyse wurde sofort zum Mittelpunkt der Unterhaltung. Selbst Personen, die nur ungern auf ihr Rederecht Verzicht leisteten, ergaben sich ihm bald; auch der Eitelste empfand es als ein Vergnügen, ihn sprechen zu hören; man kam stillschweigend überein, ihn gewähren zu lassen. Er sagte oft starke Sachen, auch auf Gebieten, wie Kirche und Politik, die über die Kunst, vielleicht auch über seine Kraft hinauslagen, aber kein Fall ist mir gegenwärtig, daß er durch die Kühnheit seiner Redeweise jemals ernstlich Anstoß gegeben hätte. Er durfte Alles sagen, Richtiges und Falsches. Sein rein auf die Sache gerichteter Eifer, dazu die Eleganz der Form, söhnten mit jedem Inhalt aus.

Diese erste Begegnung im Kuglerschen Garten führte bald zu einer intimeren Bekanntschaft. Eine Zeitlang sahen wir uns täglich. Heyse lebte damals bei seinen Eltern in einem alten vornehmen Hause in der Behrenstraße, das mit seinen Hinter- und Nebengebäuden ein Quarré bildete und einen beinah klosterstillen Hof umschloß. Lange Corridore von rechts und links führten bis in den Hinterflügel, wo unser Poet zwei kleine Zimmer bewohnte, echte Poetenstübchen. Alter Hausrath (der Klappsecretär — einer von den musikalischen — von sehr geneigter Fläche); nichts elegant, aber jedes Stück ein Erinnerungsstück. Dabei Alles in musterhafter Ordnung.

Heyse arbeitete damals an seiner „Urica", einer Novelle in Versen, mit der ich mich weder damals noch später recht befreunden konnte und die, während wir es uns auf dem Sopha so bequem machten, als sein Tiefbau und seine hohen Lehnen es zuließen, zu mancher heißen Scene zwischen uns führte. Wer noch brütend über der Arbeit sitzt, fährt leicht auf und schlägt mit den Flügeln.

Aber diese Wochen lebhafter Controverse waren von keiner Dauer. „Urica" war fertig, wohl oder übel, und Heyse ging zu einer neuen Arbeit über. „Die Brüder", eine Erzählung (in Versen) nach dem Chinesischen des Schi-King. Hier schwieg nun alle Kritik, nicht blos die meinige. Jeder war hingerissen, und mit Recht. Was ich die Gegensätze seiner Natur nannte, hier hatten sie, von Seite zu Seite, gemeinschaftlich geschaffen und Jeder, der las, fühlte sich ebenso von der Sprache der Unschuld gerührt, wie von der Sprache der Schuld und des Verhängnisses, das sie heraufbeschwört, erschüttert. Diese Dichtung war ein Vollendetes. Heyse hatte hier seinen Ruhm und seine Reife anticipirt. Denn im Großen und Ganzen stand er zu dieser Zeit noch auf dem Urica-Standpunkt, d. h. auf dem Standpunkt einer gewissen geistreichen Streberschaft. Das Berlinische machte ihm noch zu schaffen.

Heyse arbeitete viel. Die andauernde Beschäftigung des Geistes war ihm Bedürfniß; seine Erholung fand er im Wechsel der Arbeit. Ermüdet vom Einen, hatte er noch Kraft für das Andere. Eine von einem Salz gesättigte Lösung löst eben noch ein anderes. Versagte das Produciren, so las er; er war ein guter Haushalter mit seiner Zeit. Drum hatte er immer Zeit.

Der Spätsommer 1852 unterbrach seine Arbeiten: er ging nach Italien. Wenige Wochen vorher hatte er sich mit Margarethe Kugler verlobt. Es war ein glückliches Paar; halbe Kinder noch. Sie zu sehen, war ein Anblick, wie wenn sich zwei Schwalben auf einem Aste wiegen. Grazie und Schelmerei ließen Alles wie ein anmuthig-heiteres Spiel erscheinen. Und doch liebten sie sich leidenschaftlich. Aber der feine Sinn für das, was sich ziemt, gefiel sich darin, den Ernst der Empfindung vor dem Auge der Welt zu verbergen.

Die letzten Tage, die der italienischen Reise vorausgingen, sind mir noch gegenwärtig. Es war im August oder September. Die Stadtwohnung war aufgegeben und Alles, was dem Kugler'schen Hause angehörte, erfreute sich eines entzückenden Landaufenthaltes, zwei Meilen von Berlin. In der Nähe der Müggelberge, deren Kuppe in den Parkgarten hineinblickte, lag, nach drei Seiten hin von Tannen umstellt, ein alter Schloßbau, dessen einzig freie Front auf Blumenbeete und Kornfeldstreifen und dahinter auf die breite Wasserfläche der wendischen Spree hinaussah. In diesem alten Schloßbau, angesichts einer Scenerie voll eigenthümlicher märkischer Schönheit, verbrachte man glückliche Tage. Auch die Trennung kam hier heran.

In dem Gartensaal, dessen Fenster bis zur Erde gingen, hingen, auf pompejanischem Braun und in allen Arten von Umrahmungen, die Bilder italienischer Meister, während auf Kaminsims und Marmortischen, auf Consolen und Etagèren allerlei Erinnerungen an den Süden standen: alabasterne Vasen und bronzene Lazerten, Wachsfrüchte und Pinienäpfel. Diese Erinnerungsstücke an Italien (Reliquien in den Augen des Schloßbesitzers, der abwesend war) — jetzt waren sie ebensoviele Mahnungen an die Zukunft, an die nächste. Die Unterhaltung ging zwischen Furcht und Hoffnung; die eine Sehnsucht zog, die andere (vorwirkend) hielt zurück. Aber man war ja jung. Hinter Wochen und Monden lagen lachende Jahre. So schied man. Auf dem schmalen Wege, der zwischen Weidengestrüpp an dem seebreiten Flusse hinlief, stand er noch einmal still, löste das blaue Halstuch, das er trug, und ließ es im Winde flattern.

Heyse reiste mit seinem Freunde Ribbeck, jetzt Professor in Kiel. Sie machten die große Tour in den üblichen drei Stationen: Florenz, Rom, Neapel. In Florenz wurde der Bewunderung, in Rom dem Studium, in Neapel dem Vergnügen gelebt. Im September 1853 ging es über die Alpen zurück.

Dieser italienische Aufenthalt hatte den größten Einfluß auf Heyse. Dieser bezeichnete ihn selbst in einem Gedichte als eine „Rückkehr zur Natur". Das blos Geistreiche war abgethan; in seiner Ausdrucksweise war ein neuer Geist über ihn gekommen. Kein Zuviel mehr; das schöne Maß war gefunden.

Alle Arbeiten, die seinem Aufenthalt in Italien ihre Entstehung verdanken, zeigen diese Wandlung bereits. Ich nenne nur die „Idyllen aus Sorrent", und die Novelle „La Rabbiata", von denen namentlich die letztere als ein Muster von Einfachheit, Klarheit und Tiefe zu bezeichnen ist, klar und tief wie das Golfwasser, an dessen Ufer sie entstand.

Fast unmittelbar nach seiner Rückkehr erfolgte Heyse's Berufung nach München. Er nahm an. Als der Winter um war, übersiedelte er, nachdem wenige Wochen zuvor seine Vermählung stattgefunden hatte. Er war eben vierundzwanzig Jahre alt.

Von da ab, fast durch ein Jahrzehnt, verlor ich ihn aus dem Auge. Seine Besuche in Berlin kamen mir nicht zugute; wie ihn nach Süden, hatten mich Beruf und Neigung nach dem Westen geführt. Nur eine lose Verbindung blieb zwischen uns; aber wäre der Faden auch zerrissen, der wachsende Klang seines Namens hätte dafür gesorgt, mir den Träger dieses Namens im Gedächtniß zu erhalten. Mit lebhaftestem Interesse verfolgte ich seine Entwicklung. Wenn ich diese Entwickelung charakterisieren soll, so möchte ich es dahin thun: er ließ das Lyrische, auch das Lyrisch-Dramatische, das er eine Zeit lang, beispielsweise im Perseus, im Meleager, mit Vorliebe cultiviert hatte, fallen und wandte sich mit einer Art von Ausschließlichkeit dem Epischen zu. Er begann zu erzählen, zunächst in Prosa, bald auch in Versen, und im Verlauf weniger Jahre entstanden jene „Novellen", „Neue Novellen", „Meraner Novellen", „Novellen in Versen", die ihm seitdem draußen und daheim, einen Namen gemacht und ihm unter unsern deutschen Erzählern einen allerersten Rang angewiesen haben.

Was vielleicht am meisten zur Bewunderung zwingt, das ist ihre Mannigfaltigkeit bei aller Verwandtschaft, ihre Verschiedenheit in der Einheit. Sämmtlich erotischer Natur und immer, sei es in Bangen oder in Hoffnung, zu Glück oder Unglück, das „selig Eine" als alleiniges Thema behandelnd, wiederholen sie sich doch nie und Phrasenhaftes und Verbrauchtes mit gleich sicherem Tact vermeidend, erschließen sie uns immer neue Seiten, führen immer neue Situationen vor uns herauf. Das Geheimniß des Gelingens ist vielleicht in der pathologischen Behandlung des Gegenstandes zu suchen, darin, daß der Dichter jede neue Aufgabe als ein psychologisches Problem faßt, als ein Räthsel, an dessen Lösung er uns theilnehmen läßt. Gewagtem, der ganzen Natur Heyse's nach, begegnen wir auch hier, Verfehltem nie. Übrigens ist ein Unterschied zwischen seinen Prosa-Novellen und seinen Novellen in Versen. Wir möchten den letzteren den Vorzug geben. Das, was seine glänzendste Seite ausmacht, das Graciöse, es findet hier, in Überwindung formeller Schwierigkeiten, eine gleichsam gesteigerte Gelegenheit, sich geltend zu machen, und Witz und Humor, die, wie die Fahnen-

schwenker bei einem Festzuge, fast sichtbarlich von Strophe zu Strophe vor einem herschreiten, zaubern den Leser in eine heitere Fest- und Reisestimmung hinein. Heyse's Prosanovellen reihen sich an das Beste, das wir haben, seine Novellen in Versen aber nehmen einen Platz für sich innerhalb unserer modernen Literatur ein. Wir wüßten nicht, daß, seit Wieland's Oberon, so heitere epische Dichtungen erschienen wären, wie die „Braut von Cypern" oder der „Walchensee".

Dem Werth dieser Arbeiten entsprachen ihre äußeren Erfolge. Immer neue Auflagen, besonders der Prosa-Novellen, erschienen und vielleicht war es mehr ein Zufall, eine äußere Anregung, als ein innerer Drang, was ihn, Ausgangs der fünfziger Jahre, seiner ersten Liebe, dem Drama, wieder zuführte. Diese äußere Anregung gab eine Concurrenz. 1857 wurde, von Seiten des Königs von Baiern, ein Preis für die beste deutsche Tragödie ausgesetzt; — es war selbstverständlich, daß sich die Münchner Poeten an diesem Wettkampf betheiligten. Heyse's „Sabinerinnen" gewannen den Preis. Das Sprüchwort sagt: „wen erst die Bühne hat, den läßt sie nicht wieder los" und die Wahrheit des alten Satzes schien sich alsbald an unserem Poeten bewähren zu sollen. In rascher Reihenfolge erschienen neue Stücke: „Elisabeth Charlotte", „Die Grafen von der Esche", „Hadrian", „Maria Moroni", „Hans Lange". Als ihn die Vorarbeiten zu dem letztgenannten, in seiner Hauptgestalt völlig originalen Drama beschäftigten, sah ich ihn wieder. Freilich nur auf kurze Stunden und nachdem ich die Hoffnung auf ein Wiedersehen fast schon aufgegeben hatte.

Der Spätherbst jenes Jahres hatte mich nach Süddeutschland, nach Heidelberg, dann nach Stuttgart geführt; auf dem Heimwege beschrieb ich eine Curve von dreißig Meilen, eigentlich zu keinem andern Zweck, als um Heyse, nach so vielen Jahren, 'mal wieder einen guten Tag zu bieten. Ich ging also über München, hatte mich aber verrechnet und stieß auf das leere Nest. Heyse war verreist, nach Wien. Ein Glück unter diesen Umständen, daß ich in München nicht völlig ein Fremder war. Ich kannte Diesen und Jenen aus der Dichter-Colonie (von den „Krokodilen", wie sie sich nennen) und sah mich also nicht ganz auf die Glyptothek angewiesen, die, in Novembertagen, mehr mausoleum- als museumartig wirkt.

Es war kurz vor der Abreise des Königs. Vor seinem Aufbruch wünschte der liebenswürdige Fürst, der humansten einer, die je einen Thron zierten, seine Poeten und Philosophen noch einmal um sich zu sehen; die Einladungen ergingen; — auch ich durfte erscheinen. Ich war unwohl, erkältet, doch es lockte mich, ein Zeuge dieser eigenthümlichen Zusammenkünfte zu sein.

Ein scharfer Ostwind pfiff durch die Straßen, als ich, von der Seite des Theaterplatzes her, in das alte Schloß einbog. Ein paar Gaslichter brannten, aber an solchen Windtagen, wo Alles hin und her flackert und jeder Windstoß das Gas in die Röhren zurückdrückt, hat das Licht keine Leuchtkraft; im Portal war Alles dunkel oder erschien doch so; ebenso auf der Treppe, die ich hinanstieg. Zehn Schritt vor mir, in einen Shawl fest eingewickelt, stieg ein Vordermann die breiten Stufen aufwärts. Er ging sicherer als ich. Ich folgte rasch, wie um mich zu attachiren; außerdem aber: Gestalt und Haar, das in einzelnen Locken über den Shawl fiel, dazu die gefällige Nonchalance des Ganges, — ich konnte mich nicht täuschen, er mußte es sein. „Heyse!" ..... ich rief seinen Namen. Er war es wirklich; vor wenig Stunden zurückgekehrt. Herzlichste Begrüßung, aber leider bei Zugluft; — wir kamen also überein, die eigentliche Erkennungsscene mit der Versicherung beiderseitigen Junggebliebenseins erst oben stattfinden zu lassen. Hand in Hand stiegen wir den Corridor hinauf.

Es ging durch eine lange Reihe von Zimmern. Auch hier herrschte Halbdunkel; überall lagen dicke persische Teppiche, in den Fensternischen standen einzelne Lakaien, blau und weiß galonniert, alt, häßlich, wenig verbindlich.

Drei dieser Zimmer, wenn ich nicht irre, dienten dem Zweck dieser literarischen Reunions, der „Symposien", wie diese Zusammenkünfte scherzhaft genannt worden sind. Das eine war Empfangs-, das andere Billardzimmer; hinter beiden der eigentliche Sitzungssaal. Der

König wurde frühestens in einer Viertelstunde erwartet; wir hatten also Zeit zu privater Begrüßung. Ich fand Heyse wirklich wenig verändert, trotz manchen Jahres und manchen Erlebnisses, das zwischen heut' und den Berliner Tagen lag. Dasselbe Lachen, dieselbe Leichtigkeit der Bewegung, dieselbe Jugendlichkeit der Züge; nur um Kinn und Mund war er voller geworden. Waren es die Jahre — oder der Hofbräu?

Der König erschien. Er begrüßte Jeden von uns; mich, als Gast, mit besonderer Freundlichkeit. Dann, im Passiren des Billardzimmers, einen der Bälle aussetzend (eine bloße ceremonielle Form) schritt er in das eigentliche Sitzungszimmer voran. Wir andern folgten. Das Zimmer selbst war behaglich. Einzelne Lampen hingen über einem Längstisch mit grüner Decke; Kamine, Lehnstühle. Alles nahm Platz. Rechts und links neben dem König saßen Liebig, Moritz Carrière, Bodenstedt, Paul Heyse, ihm gegenüber von der Tann, Geibel, Riehl. Andere sind mir nicht mehr gegenwärtig.

Die Unterhaltung machte sich leicht und ungezwungen. Zunächst wurde politisirt, aber mehr von allgemeinen Gesichtspunkten aus. Die Tagesereignisse gaben nur die Anregung, nicht den Inhalt des Gesprächs. Dann wurde Heyse nach seiner Reise befragt. Er gab einen kurzen Bericht; das Wiener Theater wurde berührt, Laube, Halm, Frau Rettich; Anekdoten folgten; dann verallgemeinerte sich das Gespräch und ging alsbald in eine Debatte über das moderne Drama über.

Ich saß ein wenig zurückgebogen, in diesem Augenblick doppelt ein Fremder, fremd in dem Kreise, aber auch fremd in der Debatte. Diese nahm bald einen Flug, daß ich nicht mitkonnte. Ein Material wurde herangeschleppt, Stellen aus Stücken citirt, die ich kaum dem Namen nach kannte; — ich schob meinen Stuhl weiter zurück in den Schatten. Die Wahrheit zu gestehen, war mir's lieb, daß es so kam. Was hätt' ich von der Ehre gehabt, auch mein Scherflein beigesteuert zu haben? Vielleicht nur Verlegenheit. Jetzt hatte ich den Genuß beinah ungestörter Beobachtung.

Diese Freude war um so lebhafter, als mir bald kein Zweifel blieb, wer in dieser Frage den Kreis beherrschte. Heyse war noch in Reisestimmung. Er hatte das Wort. Mir klingt noch das Eine und das Andere im Ohr: „.... Auch in ästhetischen Dingen", so etwa sprach er, „sind wir an einen Wendepunkt gelangt, namentlich im Drama. Die alten Theorien thun's nicht mehr ... die Grenzen sind weitaus zu eng gezogen. Wir müssen aus dem Schematisiren heraus, vor Allem aus dem Balancirsystem von Schuld und Sühne ..... Das ist eine Krücke für den Lahmen, aber für den, der laufen kann und laufen will, ist es eben so oft ein zwischen die Füße geworfener Stock. Das Dramatische macht ein Drama. Damit ist freilich wenig, aber doch auch Alles gesagt. Schuld, Schuld! Wo ist Schuld in Romeo und Julie? Man hat sie finden wollen, man wird sie immer finden, wenn man sucht. Denn wie kein Tag unseres Lebens schuldlos verrinnt, so sind auch noch nie drei Acte verronnen — Acte, von denen es werth ist zu sprechen — in denen sich nicht bongré malgré so etwas wie Schuld nachweisen ließe. Die Sünde ist das Correlat des Lebens, sie durchdringt Alles und die natürliche Getränktheit aller Dinge damit ist die alleinige Wurzel jenes dramatischen Dogmas."

So ging die Debatte. Lebhaft trat jener erste Nachmittag unter dem Nußbaum wieder vor meine Seele. Dieselbe Lebhaftigkeit, dieselbe bona fides, dieselbe Leichtigkeit und Freiheit des Ausdrucks.

Der König zog sich früh zurück. — Bei Elfer Rheinwein, wie er nirgends besser lagert als im Münchner Schloß, plauderten wir Mitternacht heran. Als wir uns an der Kaufunger Gasse trennten, rief ich Heyse zu: „Glücklicher Du, der Du jung geblieben bist!" — „Caro mio, Du siehst nicht, wo es fehlt." Er mochte so sprechen. Jeder bangt, daß man ihm die Gunst der Götter berede. Und nicht mit Unrecht, denn sie sind launisch und eifersüchtig.

Ihm aber sind sie treu geblieben, auch seither. In immer neuer Frische schafft er, sich und Andern zur Freude, im „entsiegelten Auge" nach wie vor den ungetrübten Blick „der hellgebornen, heitren Joviskinder". LF.

Ferdinand Raimund

Vor hundert Jahren hat Ferdinand Raimund seine Märchendramen geschrieben und als Schauspieler die Wiener entzückt. Eine zuverlässige Ausgabe seiner Werke hat bisher gefehlt. Dieses Versäumnis wird nun durch die im Wiener Kunstverlage Anton Schroll erscheinende historisch-kritische Säkularausgabe nachgeholt, deren Herausgeber Fritz Brukner und Eduard Castle sind. Von ihr liegen gegenwärtig 4 Bände vor.

Der zuerst erschienene 6. Band, von Alfred Orel herausgegeben, enthält die Gesänge der Märchendramen in den ursprünglichen Vertonungen. Orel geht in seiner gediegenen Einleitung bis in das 17. Jahrhundert zurück, um die Bedeutung darzulegen, die der Musik im Wiener Theater zukommt. „Raimund hat", sagt er zutreffend, „das Volksstück zu den höchsten Höhen der Kunst gehoben. Gleichwohl blieb es Volksstück; und so muß auch die Musik zu seinen Märchen vom Standpunkt der Volksmusik aus betrachtet werden." Einen bekannten Ausspruch Grillparzers über Raimunds Dramen aufgreifend, erörtert Orel ihre enge Beziehung zum Barock. Sie besteht in dem engen, dem Barocktheater entsprechenden Zusammenhang zwischen Dichtung, Szenerie und Musik. „Raimund war Dichter, Schauspieler, Regisseur und in einem gewissen Grade Komponist." Häufig erfand er mit den Texten zugleich eine volkstümliche Melodie, und konnte sie den Vertonern seiner Dramen vorsingen. Von ihm stammt die Weise des „Brüderlein fein" im „Mädchen aus der Feenwelt", und zweifellos kommt ihm ein viel größerer Anteil an der musikalischen Gestaltung seiner Stücke zu, als man bisher angenommen hat. Raimunds Mitarbeiter waren Wenzel Müller und Joseph Drechsler, die Kapellmeister des Theaters in der Leopoldstadt, der in gleicher Stellung am Theater an der Wien tätige Philipp Jakob Riotte und Konradin Kreutzer, der Kapellmeister des Josefstädter Theaters. Die beiden erstgenannten verstanden es, obwohl nicht Wiener von Geburt, sich in die Wiener Volkspsyche einzuleben und Raimunds Absicht, das Volksstück zu heben, auch in ihrer Musik entgegenzukommen. Das allmähliche Eindringen opernhafter Elemente ist bereits bei Drechsler wahrnehmbar, zeigt sich aber noch stärker bei Riotte, entspricht jedoch dem ernsten Charakter des einzigen von ihm vertonten Stückes „Moisasurs Zauberfluch". Von ihnen hebt sich Kreutzer, der bekannte Komponist des „Nachtlager von Granada", dadurch ab, daß seine Musik zum „Verschwender" zwar auch volkstümlich, aber nicht mehr wienerisch ist; jedoch auch hier begegnen sich der Dichter und Musiker, denn der „Verschwender" nimmt gleichfalls in Raimunds Schaffen eine gesonderte Stellung ein: er ist ein vom Wiener Boden losgelöstes Volksstück. Der Herausgeber bietet schließlich eine ausführliche Besprechung aller in den Dramen verwendeten Musikgattungen und weist ihren Zusammenhang mit dem Aufbau, Gang und Stimmungsgehalt der Handlung nach.

Diesem Bande folgte zunächst der in zwei Teile zerlegte Band 5 „Raimund als Schauspieler", herausgegeben von Franz Hadamowsky. Die Einleitung des Herausgebers hat die dankbare Aufgabe, Wesen, Entwicklung und Vollendung der schauspielerischen Persönlichkeit Raimunds darzustellen, vortrefflich gelöst. Hadamowsky geht vom Äußeren Raimunds aus. Der geschätzte Schauspieler war keine vorteilhafte Theaterfigur, er hatte auch nichts Possierliches an sich, er sprach schnell, zog nach Wiener Art die Endsilben zusammen und quetschte das R, war aber körperlich gewandt und verstand durch unablässigen Fleiß und beständige Übung alle Mängel wettzumachen, spielte stets ohne Souffleur, wurde durch sein lebendiges Mienenspiel unterstützt und strebte immer nach Natürlichkeit und Wahrheit seiner Darstellung; er suchte stets, auch wenn er typische Figuren zu spielen hatte, zu individualisieren. Der Herausgeber entwirft ein Bild der Tätigkeit Raimunds als Schauspieler von seinem Eintritt ins Josefstädter Theater im Jahre 1814 — über die vorausliegenden Lehrjahre fehlt nähere Kunde — bis zu seinem letzten Gastspiele in Deutschland, gibt eine Übersicht der Art der Rollen und kennzeichnet Raimunds Art ihrer Darstellung, wie er vom Kopisten Ochsenheimers im Schauspiel, Hasenhuts

und Ignaz Schusters im Lokalstück zu selbständigen Darstellungen, zu den für ihn geschriebenen und zu seinen eigenen Rollen fortschritt, wie auch die Art seines Spieles sich änderte, der Gegensatz von innerer Lustigkeit und äußerem Phlegma, der an ihm beobachtet wurde, von großer Lebendigkeit und Beweglichkeit abgelöst wird, bis er schließlich in den von ihm dargestellten Gestalten seiner eigenen Werke humorvoll-tragische Figuren auf die Bühne bringt und mit ihnen, weil sie eben seine eigensten Geschöpfe sind, die großen Erfolge erzielt. „Die Chronologie von Raimunds Rollen" gewährt im ersten Teile für die Zeit von 1811—1830, im zweiten für die von 1831—1836 mit Heranziehung des ganzen erreichbaren Materiales, der Rezensionen, Tagebücher der Zeitgenossen, Theaterzettel, Zensur- und Polizeiakten, die Möglichkeit, Raimunds künstlerische Laufbahn in ihrer Widerspiegelung durch die Tageskritik, das Urteil der Freunde und die ganze Öffentlichkeit zu verfolgen.

Der zuletzt erschienene Band 3 der Ausgabe bringt Raimunds Briefe. Das Vorwort gibt über das böse Schicksal des schriftlichen Nachlasses des Dichters Aufschluß. Nach dem Tode seiner Erbin, Toni Wagner, verkauften ihre Schwestern Handschriften Raimunds als wertloses Altpapier an einen Greisler, nur ein Rest wurde durch Zufall gerettet, aber auch diese Papiere sind seither verschollen. Die ersten Handschriften der Dramen wurden bei einer Versteigerung im Jahre 1879 von der Wiener Stadtbibliothek erworben; auch die Briefe Raimunds gelangten in ihren Besitz. Glossy und Brukner erstanden seither noch manche Stücke. Daher konnte ein seit den letzten Veröffentlichungen durch die genannten Raimundforscher wesentlich vermehrter Bestand von Briefen der neuen Ausgabe zugrunde gelegt werden. Als erstes Buch sind 209 Briefe Raimunds unter dem Titel „Liebesbriefe an Toni Wagner" vereinigt. In der Einleitung hierzu gibt Castle eine Darstellung des Liebesbundes, der nie zu einer Heirat geführt hat, da Raimund als geschiedener Gatte der Schauspielerin Luise Gleich keine gültige Ehe eingehen konnte. Darin lag wohl auch die Hauptursache für die beständige Eifersucht, mit der sich die beiden, wie die Briefe Raimunds bezeugen, ihr Dasein vergällten. Konnte man bisher infolge des unzureichenden Materials ihre Liebe als rein platonisch auffassen, so ergibt sich aus den jetzt vorliegenden Briefen und einem gleichfalls mitgeteilten Tagebuche Tonis das Gegenteil. Die Leser dieser Briefe werden dazu geneigt sein, Toni für die Urheberin der Mißhelligkeiten zu halten, und Castles Urteil zielt auch dahin. Aber doch scheint eine gewisse Zurückhaltung geboten. Wir kennen Tonis Briefe nicht und wissen auch nicht, wie sich ihr Zusammenleben, nachdem sie im Hause der Eltern Tonis eine gemeinsame Wohnung bezogen hatten, gestaltet hat. Gewiß hat Castle recht, wenn er erklärt, Raimund habe seinen hochgesteigerten Enthusiasmus ins Leben getragen und sei auch hier bitter enttäuscht worden. Dieses Streben, zu idealisieren, verrät auch der pathetische Stil vieler Briefe, in denen jambische Rhythmen oft die Prosa ablösen. Hie und da durchziehen diese Jamben fast die Hälfte eines Briefes. Auch ergeht Raimund sich gerne in allegorischen Wendungen und gebraucht Personifikationen, die an seine Märchendramen erinnern: „Neid und Mißgunst brechen ihren Schlangenstab", schreibt Raimund 1825, und 3 Jahre später tritt in seinem Zauberspiel „Die gefesselte Phantasie" die Zauberschwester Vipria auf. Hierher gehören „Die Pfeile des Schicksals" oder „Der Weg, an dessen Ende treuer Liebe Lohn, ein ewger Freundschaftstempel steht." Wenn Castle in Raimunds Liebe zu Toni dieselbe Lebenslüge erkennt wie in der Ehe Adalbert Stifters, so müßte diese Parallele, um nicht mißverstanden zu werden, näher ausgeführt werden; denn die Dinge liegen doch hier und dort zu verschieden. Briefe an die Schwester Tonis und ihr Tagebuch sind diesem Buche als Anhang beigegeben. Das zweite Buch bringt „Geschäfts- und Reisebriefe". Hier stehen auch die Briefe, die Raimund von seinen Reisen aus an Toni gerichtet hat. Es folgen Notizen und öffentliche Anzeigen Raimunds, Briefe an ihn und dann die reichhaltigen Anmerkungen, die neben sachlichen Erläuterungen auch die Begründungen für die Einreihung der vielen undatierten Briefe des ersten Buches bieten, wobei der Scharfsinn der Herausgeber die Grenze des Möglichen erreicht hat.

Der opferwillige Verlag hat alle Bände mit reichlichem Bildermaterial in vorzüglichen

Wiedergaben ausgestattet, Band 4 unter andern mit den Bildern Raimunds, der Luise Gleich und Toni Wagner, und die drei anderen mit Bildern, die Raimund in vielen Rollen darstellen und mit Szenenbildern aus den Stücken anderer, in denen er spielte, und seinen eigenen. Die erschienenen Bände machen das Verlangen rege, daß die noch ausständigen bald folgen mögen, der erste und zweite, die alle Märchendramen bringen werden, und der dritte, dem die Gedichte Raimunds, Lebensdokumente und sein Lebensbild vorbehalten sind.

Wien. Dr. Gustav Wilhelm.

Tolstoi und Stevenson

Der Grund, warum ich diese beiden Ausländer, die scheinbar voneinander so verschieden sind wie nur möglich, dennoch in einem Atem nenne, ist nicht nur der rein äußerliche Umstand, daß eben beide gleichzeitig in gleich schönen und preiswerten Ausgaben des Verlags Hesse & Becker herausgekommen sind, sondern die Gelegenheit, die ich benutze, um einige Bemerkungen über eingetretene Wertverschiebungen in unserer Stellung zu den ausländischen Erzählern überhaupt zu machen.

Die Tatsache, die zuerst in die Augen springt, ist die allmähliche Verdrängung der Franzosen durch die Engländer, Russen und Nordländer. Bucherfolge, wie sie die Erzählungen der Lagerlöf aufweisen, oder die „Kristin Lavranstochter" der Sigrid Undset, oder die Gesamtausgaben der Werke Knut Hamsuns und Andersen Nexös, verändern das literarische Antlitz vielleicht unmerklich, aber unaufhaltsam. Sie bedeuten nicht nur, daß die Zeit Ibsens und Strindbergs vorbei ist, sondern vor allem die Zolas, trotz aller Versuche, das Interesse für ihn künstlich wieder anzufachen.

Was zweitens die Engländer betrifft, so wird Shaw langsam, aber deutlich verdrängt durch die großen Epiker. Eine Gesamtausgabe Kiplings ist im Entstehen, Thomas Hardy in Horizontnähe gekommen, die Hauptwerke von Maarten Maartens erobern sich immer weitere Kreise, Galsworthys bedeutende Erzählungen nicht minder, bei S. Fischer kommen die Romane Josef Conrads heraus, die modernsten amerikanischen Autoren werden übersetzt.

Etwas vom Wichtigsten jedoch scheint mir die Gewinnung Robert Louis Stevensons zu sein, von dem meines Wissens nicht weniger als drei Ausgaben gesammelter Werke und eine ganze Anzahl von Einzelausgaben vorliegen; was sich übrigens durchaus mit der Schätzung des Dichters in seinem Vaterlande deckt, wo ebenfalls fast jedes halbe Jahr eine neue, entweder billigere oder noch schöner ausgestattete Gesamtausgabe erscheint. Die sechs Bände bei Hesse & Becker enthalten alle Hauptwerke und sind einzeln käuflich: I bringt die drei schönsten seiner Südseegeschichten, II die „Schatzinsel", sein berühmtestes Werk, das in England in einem Atem mit dem „Robinson Crusoe" genannt wird, III eine Auslese seiner phantastischen Erzählungen, IV und V die geschichtlichen Romane „David Balfour" (im Original Kidnapped) und „Der Junker von Ballantrae", VI die Detektivgeschichte „Der Diamant des Rajahs" und den „Selbstmordklub". Worin liegt nun die Bedeutung dieser Ausgabe? Sie ist jedermann erreichbar, jeder Band einzeln käuflich, in geschmackvollen roten Ganzleinenbänden zu 3.50 Mk. Die Deutschen können sehen, wie gute Unterhaltungsliteratur aussieht und können vergleichen, was für einen blödsinnigen Mist sie sich bieten lassen. Denn das Niveau der Unterhaltungsliteratur ist in den letzten Jahren unter dem Einfluß des Kinos grauenhaft gesunken, und mit dem Erfolgreichsten von heute verglichen, sind die Marlitt und Gerstaecker absolute, Hackländer und Karl May relative Klassiker. Stevenson nun ist nicht nur ein famoser Unterhaltungsschriftsteller, er ist außerdem, man darf es aber nicht laut sagen, er ist außerdem ein Dichter, Menschenschöpfer, Menschenerkenner, und Werke, wie die „Schatzinsel" und der „Junker von Ballantrae" oder der „Flaschenkobold" werden gelesen werden, solang noch ein Mensch auf Erden Englisch kann. Das ist der Unterschied: bei den Engländern

ist nicht der dicke Strich gezogen zwischen der Literatur, die die großen Leute lesen, und der, die auch die Jugend liest. „Die Schatzinsel" und „Der Junker" sind für beide.

Ganz anders freilich wirkt erst das Zeichen Tolstoi auf uns ein. Ob Stevensons Bücher ohne das Medium der englischen Weltsprache so rasch Weltliteratur geworden wären, ist immerhin noch eine Frage; ich würde sie übrigens unbedingt mit Ja beantworten. Die Größe Tolstois ist absolut, Tolstois des Gestalters, des Künstlers. Nicht des Denkers und Religionsstifters, der, je älter er wurde, desto mehr das wurde, was ein christlichsoziales Mitglied des Wiener Gemeinderats einen alten Trottel nannte. (Karl Kraus schrieb in seiner nächsten „Fackel", der Mann habe ganz recht.) Je gleichgültiger uns Tolstois Meinungen über Religion, Lebensführung, Kunst, Politik geworden sind, desto größer ist der Epiker geworden. „Krieg und Frieden", „Anna Karenina", „Die Kosaken", „Jugenderinnerungen", die großen Novellen, das ist alles heute noch so lebendig wie zur Zeit, da wir diese Werke zum ersten Male kennenlernten, eher noch lebendiger, denn wir sind uns immer deutlicher des Abstandes bewußt geworden, der diese Schöpfungen von denen der Zeit trennt. Selbst noch wo seine sittlichen Schrullen die reine Wirkung der Erzählung empfindlich beeinträchtigen, wie in „Auferstehung" oder der „Kreuzersonate", einem Produkt, dessen pathologische Widerwärtigkeit nur noch durch die seiner „Nachworte" übertroffen wird, die Pranke des großen Epikers ist auch da unverkennbar. Und als aus Tolstois Nachlaß ein so mächtiges Ding veröffentlicht wurde wie der „Hadschi Murad", hatte man in Europa, nicht nur bei uns, den Eindruck: das ist die alte Löwentatze. Auch seine Volkserzählungen, Legenden und Märchen sind heute noch unverwelkt, weil ihnen die Arroganz des religionsstiftenden Lasterprotzen fehlt. Auch dieser Ausgabe ist der Erfolg zu wünschen, den ihre Ausstattung und Billigkeit verdient (12 Bände in Ganzleinen, 50 Mk., auch auf zweimal beziehbar.)

In diesem Zusammenhange sei das Buch über Tolstoi empfohlen, das Professor Philipp Witkop im Volksverband der Bücherfreunde veröffentlicht hat. Noch nie ist das Herauswachsen jedes Werkes von Tolstoi aus seinem Leben so herausgearbeitet worden. Sein umfangreiches Lebenswerk ist von Anfang bis zu Ende eine einzige riesenhafte Konfession, die mit zunehmenden Jahren immer direkter, immer mehr die Beichte des öffentlichen Sünders vor versammelter Gemeinde wurde. Diese Seite seines Werks ist mir ekelhaft, und auch Witkop rückt, bei allem Bemühen, sie zu verstehen, hörbar davon ab. Aber seine andere Seite, der Epiker im größten Stil, ist es, die ihm nach der sich verlaufenden Dostojewski-Psychose heute wieder Leser in größeren Mengen zuführt als vor dem Krieg. Witkops Buch ist mit einer Reihe von Bildern geschmückt. Auf dem Jugendbildnis von 1856 sieht er aus wie ein bayrischer Chevauleger aus dem Leitzachtal, während die Altersbildnisse etwas durchaus Bösartiges haben; besonders der Blick hat etwas zugleich Irrsinniges und Verbrecherisches. Der Blick war übrigens schon Turgenjew auf die Nerven gegangen. Witkop entwickelt das Leben kapitelweise aus den Werken, denen er bei aller Begeisterung kritisch gegenübertritt. Ganz wird man ja die Empfindung der jeune cocotte vieille bigote bei Tolstoi nicht los. Es ist kein Zufall, daß er dem Süden nicht das Geringste verdankt. Vielleicht ist gerade das Amusische an ihm seine Größe: es rückt ihn in die Nähe des primitiven Epiker. Seine Schilderungen der höheren Gesellschaft schätze ich weniger: aus ihnen spritzt Ranküne und Selbstüberhebung wie Eiter. Aber wenn man alle duchoborzische und klimakterische Schrullenhaftigkeit abzieht, bleibt doch ein kolossaler Kerl übrig. Soweit sein Werk Problemdarstellung ist, ist es längst erledigt. Soweit es Großstadt ist, beginnt es sachte zu veralten. Aber was an ihm Natur ist, wird bleiben. Es kann sein, daß ihm das Publikum ein paar Jahre untreu wird, aber es wird den Weg zu dem großen, dem naturhaften Epiker Tolstoi immer wieder zurückfinden.

Rosenheim Josef Hofmiller.

Neuerscheinungen

Das Nibelungenlied. Auf Grund der Übersetzung von Karl Simrock bearbeitet von Professor Andreas Heusler, Zeichnungen, Buchschmuck und Ausstattung von Joseph Sattler. (Das Werk wird nur an Mitglieder der Deutschen Buchgemeinschaft abgegeben. Prospekt durch die DBG, Berlin SW 61.) Auf der einen Seite erleben wir das sichtliche Bestreben, das deutsche Buchwesen zu internationalisieren, auf der anderen sehen wir, wie die Hauptschlager der großen Buchgemeinschaften gerade nationale Werke sind, das Deutscheste vom Deutschen. Ist das nicht merkwürdig? Jedenfalls war es eine verdienstvolle Tat, die ehrwürdigste und großartigste Dichtung unseres Mittelalters in einer so gediegenen, so schönen und dabei so billigen Ausgabe (Preis für Mitglieder M. 7,40) einem so großen Kreise zugänglich zu machen.

Auch Kasimir Edschmids „Großes Reisebuch, von Stockholm bis Korsika, von Monte Carlo bis Assisi" (Mitgliederpreis M. 3,90) ist bei aller Internationalität der Orte von einer ausgesprochen deutschen Grundgesinnung, die sich nicht nur in Reisebildern über Stockholm, Würzburg, Bayreuth, Rothenburg, Dinkelsbühl, Bamberg, Lahnstädte offenbart, sondern in die Worte mündet: „Es lebe Deutschland!" Ich lese sehr gerne in diesen eigenäugigen und eigengängigen Reiseerinnerungen, die von Beobachtungen, Einfällen und Anregungen überströmen.

Mit den vielen kleinen Büchern über Ibsen in meiner Bibliothek haben meine Umzüge gründlich aufgeräumt, bis auf eines: „Brahms Ibsen" von Alfred Polgar, das etwa 1910 herauskam. Ich fand diese Kritiken zu meiner Freude wieder im ersten Bande von Polgars „Ja und Nein", der auch enthält, was Polgar über Shakespeare, Calderon, Kleist, Büchner, Hebbel, Raimund, Nestroy, Strindberg, Wedekind, Wilde, Hauptmann, Shaw, Schnitzler u. a. geschrieben hat. Dieser erste Band hat den Titel „Kritisches Lesebuch". Der zweite, „Stücke und Spieler", behandelt u. a. Heinrich Mann, Georg Kaiser, Sternheim, Beer-Hofmann, Werfel, Schönherr, Bahr, Wildgans, Unruh, Eulenberg. Im dritten, „Noch allerlei Theater", bespricht er u. a. Sophokles' Antigone, Goethes Götz, Grabbes Napoleon, Karl Kraus, Goldoni, Maeterlinck; außerdem geschliffene Aphorismen; zum Schluß über Bassermann, Elisabeth Bergner, die Duse, Pallenberg, Gustav Waldau, Ludwig Wüllner, Chaplin, Karl Valentin. Ein weiterer Band Polgars (ebenfalls bei Ernst Rowohlt erschienen), „An den Rand geschrieben", enthält kurze Feuilletons. Der letzte „Orchester von oben" bringt u. a. den „Tobias Klemm", bei dem man an den „Crainquebille" von Anatole France, „Die Leni", bei der man an Flauberts „Un coeur fidèle" denken muß, die ganz kostbaren „Kleinen Leute", die „Oper", „Sechsmal Tristan und Isolde". Polgar ist das letzte Wort jenes Wiener Feuilletons, dessen Klassiker Speidel, Wittmann, Kürnberger heißen. Seine Feuilletons sind Extrakte, geschrieben to the happy few, wie Stendhal zu sagen pflegte, streng genommen nur für sich selbst, mit einer unendlichen, unermüdlichen Freude an der Prägnanz von Wort, Satz, Seite, des Ganzen. Le cose piccinine son pur belle — (— „auch kleine Dinge können uns entzücken" gibt das piccinine doch nicht ganz): Das ist der Wahlspruch dieses geräuschlosen, nihilistischen Humors. Auch diese cose piccinine werden in kommenden Zeiten als klassisch empfunden werden. Ich widerstehe der Versuchung, Muster zu zitieren. Man muß eine dieser Miniaturen lesen. Ihr Reiz beruht nie, wie bei Daniel Spitzer, im loslösbaren einzelnen Wortwitz — die meisten der beiden zuletzt genannten Bände sind sogar tief schwermütig —, sondern im Einmaligen des Einfalls. Moments musicaux, Radierungen mit dem Federhalter, jeder Formel entwischend.

Rosenheim Josef Hofmiller

Wissenschaftliche Rundschau

Die Psychopathologie und die Kunst

Von Oswald Bumke in München

Es ist noch nicht allzu lange her, daß die Psychiatrie nur mit den schwersten Graden seelischer Störung und daß der Irrenarzt lediglich mit solchen Kranken zu tun hatte, die man ihrer Gefährlichkeit wegen einsperren mußte. Man braucht nicht zu sagen, daß diese Kranken den Künstler wenigstens zu psychologischen Problemen nicht anregen konnten. Gewiß hat sich die Kunst beinahe aller Zeiten, von denen wir wissen, immer wieder auch mit seelisch gestörten Menschen beschäftigt; aber die Geisteskrankheit war dann ein Unglück wie eine Lawine oder eine Feuersbrunst auch; sie war die Wirkung von Dämonen und der Anlaß für einen Heiligen, diese zu bannen; oder sie war einfach ein Naturgeschehen, eine Bewegung, Haltung oder ein Ausdruck, deren Ungewöhnlichkeit den Künstler zur Darstellung reizte. Bei einem Bilde Breughels streitet man, ob es den Veitstanz oder eine Springprozession darstellen soll; das mag sein, wie es will; sicher aber hat Breughel das Bild einfach der lebhaften Bewegung wegen gemalt, ähnlich wie sich spätere Künstler von meist viel geringerem Rang zuweilen hysterische Typen als Modelle ausgesucht haben, nicht weil sie die Krankheit, sondern weil ihr Geschmack und der ihrer Zeit das Pathos und die Pose gebrauchten.

Nun ist es freilich beinahe unmöglich, feinere und psychologisch verständliche seelische Störungen im Bilde wiederzugeben. Wir Psychiater überzeugen uns täglich davon, wenn wir den Ausdruck unserer Kranken auf der photographischen Platte festzuhalten versuchen; schon das gelingt nicht; Zeichnungen aber sind entweder vieldeutig oder aber übertrieben, also eine Karikatur. Insofern beweist es mehr, daß auch die Dichtkunst früherer Zeiten, soweit ich wenigstens sehe, die Geisteskrankheit als psychologisches Problem nicht gekannt hat. Polonius ist ein vorzüglich beobachtetes Beispiel eines schwatzhaft und eitel gewordenen Greises; in der Entwicklung des Dramas aber spielt er kaum eine andere Rolle als ein vom Dache fallender Ziegel. Hamlet dagegen ist gewiß eine von den problematischen Naturen, deren Unzulänglichkeit später Goethe gekennzeichnet hat, und in eben dieser Problematik liegt die ganze Tragik des Stückes begründet; geisteskrank jedoch — nein, für geisteskrank oder auch nur für abnorm hat Shakespeare ihn sicher ebensowenig gehalten wie Goethe später den Tasso. Und wenn schließlich Ophelia und Gretchen in seelische Störung verfallen, so steht die Krankheit am Ende und nicht am Beginn des Konflikts, und soll sie auch psychologisch verstanden werden, so ist sie doch — man kann sagen, Gott sei Dank — ohne jede Rücksicht auf die psychiatrische Erfahrung, frei aus der Phantasie des Dichters geschaffen.

Es ist klar, daß, solange die Dinge so lagen, auch für die Psychiatrie kein Anlaß bestand, sich von Berufswegen mit der Kunst zu befassen. Das ist erst im letzten Menschenalter anders geworden. Anders dadurch, daß die Kunst sowohl wie die Psychopathologie immer weiter in ein Gebiet vorgedrungen waren, in dem sie sich notwendig begegnen mußten, in das jener seelischen Anomalien, die noch keine eigentliche Geisteskrankheit sind und die man deshalb auch von der Gesundheit nicht scharf abgrenzen kann.

Wir sprechen in solchen Fällen von Psychopathien. Und nun muß ich ein wenig lehrhaft werden und dem Laien sagen, was wir darunter verstehen. Es gibt Gehirnkrankheiten infolge einer Infektion, einer Vergiftung, einer Verletzung z. B., die zuweilen grundsätzlich neue materielle Bedingungen auch des seelischen Lebens und deshalb auch seelische Störungen bewirken. Der Laie versucht auch diese Fälle, wenn sie in seiner Umgebung auftreten, zumeist psychologisch zu deuten. Aber er irrt dabei; hier handelt es sich um ein rein biologisches Geschehen, um einen körperlichen Vorgang, den wir studieren, mit dem wir aber psychologisch nichts anfangen können. Nun kann man aber noch auf eine andere Weise geisteskrank oder wenigstens seelisch auffällig werden. Kein Mensch gleicht dem anderen vollkommen, und so gibt es nicht den normalen Menschen schlechthin, sondern eine unendliche Reihe verschiedener, jedoch immer noch normaler menschlicher Typen. Jenseits der beiden Enden dieses bunten seelischen Spektrums aber stehen Menschen, die nicht nur ungewöhnlich, sondern irgendwie auch lebensuntüchtig sind, und die nennen wir dann Psychopathen. Genau wie das Ultra-

violett und das Ultrarot mit den sichtbaren Farben bleiben auch sie mit der Gesundheit durch fließende Übergänge verbunden, und gesetzmäßig enthalten sie neben gewissen abnormen stets eine Menge durchaus normaler Eigenschaften — so ist es oft eine Sache der Willkür, ob man diesen oder jenen noch zu den selteneren Spielarten oder schon zu den psychopathischen[1]) Abarten zählt.

Dies ist einer der Gründe, aus denen nicht nur hier in den Beziehungen zwischen Kunst und Psychopathologie, sondern noch mehr in sozialen Zusammenhängen, vor Gericht etwa, Grenzstreitigkeiten immer wieder vorkommen müssen. Hier ist denn auch vor einem Menschenalter der erste Zusammenstoß zwischen Künstlern und Psychiatern erfolgt.

Die Schuld daran lag lediglich bei den Psychiatern. Natürlich hatte sich — die ersten Ansätze sind mindestens schon in Goethes problematischen Naturen zu finden — auch der Künstler längst mit psychopathischen Menschen beschäftigen müssen; ja am Ende des letzten Jahrhunderts und zu Beginn des unsrigen hatte er es sogar aus denselben Gründen getan, aus denen auch die Irrenärzte ihr Interesse immer mehr vom Gehirn dem Geist und von den organischen Psychosen den abnormen Konstitutionen zugewandt hatten. Beide haben sich nicht nur gegenseitig beeinflußt, sondern beide wurden von derselben Grundströmung getragen. Es war die Zeit, in der Darwins Lehren die Geister auch außerhalb des engeren naturwissenschaftlichen Gebietes bewegten, in der man sich überall um die Frage der Vererbung nicht nur, sondern auch um die zu kümmern begann, ob nicht jedes Volk sowohl wie das einzelne Geschlecht nach einer gewissen Zeit des Aufstiegs gesetzmäßig entarten und aussterben müsse; es war zugleich die, in der die zunehmende Industrialisierung Europas die Sorge groß werden ließ, ob sich unser Nervensystem einer so schnellen Umgestaltung unserer äußeren und inneren Lebensbedingungen auch anzupassen vermöchte, und ob wir nicht immer nervöser oder, wie Lamprecht sagte, reizsamer würden; und es war endlich die Zeit, in der an den verschiedensten Stellen und in mannigfaltigen Formen ein neues psychologisches Interesse erwachte.

Für die Psychiatrie kam — leider — noch eines hinzu: sie machte gerade ihre Flegeljahre durch. Man war jung damals und traute sich schrecklich viel zu; überall sah man neue Probleme und nirgends eines, das zu lösen man sich nicht kräftig genug fühlte; und wie immer in der Jugend: die Wege zur Lösung schienen so einfach zu sein.

So war es kein Wunder, daß manches geschah, was wir heute gern ungeschehen wissen würden. Jetzt wurden Dürer und Velasquez, Jan Steen, Breughel und Wiertz, Shakespeare, Goethe und viele andere über ihre medizinischen Kenntnisse verhört; Gutachten schreibt man, ob Gretchen zurechnungsfähig war und in welches klinische Schubfach die Krankheit Ophelias gehörte; Ibsens Oswald wird zum Paralytiker und König Lear zu einem Vertreter der senilen Demenz. Ich könnte diese Reihe sehr weit verlängern; wir haben uns von diesem Unsinn auch heute noch nicht erholt; ja, wie es in der Medizin meistens geht: jetzt nach einem Menschenalter wirken sich unsere Irrtümer bei den Laien erst aus. Darstellende Künstler haben in Irrenhäusern und in psychiatrischen Lehrbüchern die Sprache und das Benehmen von Paralytikern und anderen Geisteskranken studiert, um als Ophelia, Gretchen, Oswald und Gabriel Schilling der Natur, d. h. also der Krankheit möglichst nahe zu kommen. Noch kürzlich hat vor meinen Augen eine junge Schauspielerin als Ophelia schlechthin alles übertroffen, was man an heftiger Erregung auf unseren unruhigen Abteilungen jemals erlebt; sie hat dabei — das brauche ich nicht erst zu sagen — auch wirklich alles Gehaltvolle und Feine, kurz jede Poesie dieser Rolle buchstäblich zu Tode geschrien und getrampelt.

[1]) Eine für einen Psychiater recht wunderliche Begriffsbestimmung der Psychopathie gibt Kurt Schneider (Der Dichter und die Psychopathologie. Rheinland-Verlag, Köln 1922): „Die abnormen Persönlichkeiten sind für uns also keine „kranken" Menschen, und damit auch nicht diejenigen unter ihnen, die unter ihrer Abnormität leiden: die Psychopathen". Ja, das wäre sehr schön, wenn der Begriff der Psychopathie nicht längst festgelegt wäre und in der gesamten Fachliteratur eine krankhafte seelische Anomalie bezeichnete. Und wenn das Pathos in diesem Zusammenhange nicht das Kranksein, sondern bloß das Leiden bedeutet, dann verstehe ich nicht, warum Schneider eine halbe Seite später gegen den Namen der „Pathographie" Bedenken erhebt. Daß es eine psychopathologische Betrachtungsweise geben könnte, „die nichts, auch im entferntesten nicht mit Medizin zu tun hat", habe ich mir in 25jähriger Tätigkeit bisher nie träumen lassen. Außerdem, was gehen uns denn, wenn wir auf Schneiders Standpunkte stehen, diese „psychopathischen" Künstler noch an? Schneider legitimiert uns, „weil abnorme und psychopathische Menschen unser täglicher Umgang sind". Ja, und doch haben sie und hat die Beschäftigung mit ihnen mit Medizin „nichts, auch im entferntesten nicht" zu tun?

So rächen sich an uns noch im zweiten und dritten Glied unsere Sünden. Aber freilich: ich bin mit meiner Beichte auch noch gar nicht zu Ende; wir haben noch mehr auf dem Kerbholz: Lombrosos Behauptung vom „Genie und Wahnsinn" und die von Moebius eingeführten „Pathographien".

Lombrosos Behauptung war keineswegs neu. Von jeher, außer vielleicht bei den Griechen, die einen harmonischen Ausgleich suchten und fanden, von jeher hat die Zwiespältigkeit des menschlichen Seins, seine Zugehörigkeit zur Natur sowohl wie zu einer geistigen Welt die Menschen und die Völker geängstigt, wenn sie reifer und nachdenklicher wurden. Bald war alles Natürliche Sünde, bald alles Geistige ungesund oder abnorm. Jetzt kam Darwins Lehre, und nun ist es wieder einmal das Geistige, das dem Natürlichen Platz machen muß. Es gilt nur die Natur, die sich nach ewigen Gesetzen aufwärts entwickelt und alles abstößt, was diesen Aufstieg behindert. Der Geist oder, wie man jetzt sagt, das Gehirn spielt in diesem großen Geschehen eine sehr untergeordnete Rolle, und jeder Versuch, diese Rolle zu heben, bedeutet an sich schon Degeneration. Deshalb verkümmert beim geistigen Menschen zuerst der Körper und schließlich stirbt er durch Kinderlosigkeit aus.

Das etwa sind die Gedanken — für die übrigens weder Darwin noch der eigentliche Darwinismus verantwortlich gemacht werden können —, aus denen Lombrosos Lehre entstanden ist. Seine Beweisführung im einzelnen ist dieselbe, die er schon beim delinquento nato angewandt hat. Der geborene Verbrecher, der Geisteskranke und das Genie werden auf eine Stufe gestellt, nur weil sie anders sind als der Durchschnitt. Alle sind Formen einer entarteten Menschheit und alle weisen körperliche Degenerationszeichen auf; manche Organe fallen in frühere Tierformen zurück und andere gehen zugrunde, weil man sie nicht richtig gebraucht. Die genialen Leistungen aber sind genau so Ausfluß einer krankhaft entarteten Hirntätigkeit wie das Verbrechen.

Das war so kühn, daß Rudolf Virchow und der damalige Berliner Psychiater Jolly nicht einmal eine Widerlegung für notwendig hielten. Aber hier war ein Affekt mit im Spiel: die alte Furcht des Menschen, Geist und Entartung gehörten zusammen, hier wurde sie von einem Schlagwort getroffen, und Schlagwörter sind bekanntlich viel wirksamer als tausend Beweise. Das ist der Grund, daß Lombrosos Lehre immer noch lebt.

Freilich in einer gezähmteren Form — in der sog. „Pathographie". Ein gebildeter und geschmackvoller Mann hat diese Arbeitsweise, diese Krankengeschichten von Künstlern begründet, und hätte er nur immer gleichwertige Nachfolger gehabt, so wären die Pathographien gegen Lombroso wirklich ein sehr großer Fortschritt. Aber dann sind die anderen, die Allzuvielen gekommen, die jede Kunst und jede Wissenschaft mitschleppen muß — kein berühmter Mann war nun seines Lebens mehr sicher; ob lebend oder tot, er wurde vor einen Gerichtshof gezerrt, dem neben Takt, Geschmack und geschichtlichem Sinn häufig sogar die psychiatrischen Kenntnisse fehlten.

Moebius selbst hatte — leider — gleich mit Goethe den Anfang gemacht. Sein Buch ist ein Schulbeispiel für den Fehler, in den junge Forschungsrichtungen so leicht verfallen: daß sie ihre Ergebnisse vorzeitig in die Öffentlichkeit tragen und dann viel mehr behaupten, als sich rechtfertigen läßt. Kraepelin hatte damals auf gewisse leichtere Formen des sog. manisch-depressiven Irreseins aufmerksam gemacht und damit eine nicht ganz kleine Anzahl von nervösen Zuständen, die mehrfach im Leben kommen und gehen, als psychische Störungen gedeutet. Das war gut und war eine durchaus innere Angelegenheit der Psychopathologie. Aber nun fand Moebius auch in Goethes Leben eine solche Periodizität, und da er doch von der Pathologie ausgegangen war, so war für ihn und für seine Nachfolger auch diese Periodizität pathologisch.

Goethe ein Psychopath! Es könnte ja so sein, und wir würden zum mindesten die Energie seines Wesens noch mehr bewundern, wenn er seine Werke und sein Leben trotz krankhafter Hemmungen aufgebaut hätte. Aber ehe man das Urbild einer großen, starken und harmonischen Persönlichkeit mit pathologischen Schatten versah, hätte man doch wohl fragen müssen, ob denn die Sache nicht umgekehrt und ob die Periodizität nicht eine normale seelische Eigenschaft sei, die im manisch-depressiven Irresein erst eine krankhafte Verzerrung erführe. Zum mindesten jeder geistige Arbeiter kennt Schwankungen seines seelischen Gleichgewichts, die auch seine objektiven Leistungen nicht unberührt lassen. Diese Schwankungen hat Goethe natürlich auch durchgemacht, aber sie sind nicht krankhaft gesteigert gewesen. Daß ein fleißiger Schuster seine Stiefel regelmäßiger und gleichmäßiger liefert, als ein Künstler Bilder, Gedichte und Dramen, oder daß er uns doch handgreifliche Gründe sagt, wenn er ausnahmsweise einmal nichts herstellen kann, ja das ist sicherlich wahr. Gibt es aber wirklich geistige Arbeiter, die nicht Zeiten der Erschöpfung, der Sammlung, des Reifens und Wartens erlebten — von den inneren Krisen gar nicht zu sprechen, die alle Menschen durch-

machen müssen, und in denen man wohl körperlich und mechanisch, aber doch sehr selten geistig und schöpferisch arbeiten kann? Von solchen Krisen hat Goethe entweder gar nicht oder erst nach Jahren gesprochen.

Ich habe bei diesem Beispiel ein wenig verweilt, weil ich es für symptomatisch wichtig halte. Was für Goethe und seine Periodizität gilt, gilt für sehr viele angeblich psychopathische Züge, die man vor zwanzig Jahren den Künstlern und anderen geistigen Menschen nachgesagt hat. Wir wußten damals vom Gesunden noch weniger als heute, und wir haben erst inzwischen erfahren, wieviele von diesen Zügen, die sich bei Psychopathen in der Tat krankhaft verzerren und steigern, an sich eine normale menschliche Eigentümlichkeit bilden.

Aber man soll das Kind nicht mit dem Bade ausschütten; es gibt auch gute Pathographien. Auch für die Literatur ist es wichtig zu wissen, wann bei Nietzsche eine schwere Hirnkrankheit eingesetzt hat oder ob Hölderlins Psychose aus körperlichen oder aus seelischen Ursachen entstanden ist. In dieser Hinsicht hat man manches brauchbare Material zusammengetragen, so daß man jetzt mit größerem Recht als einst Lombroso die Frage aufnehmen kann, ob Künstler häufiger geisteskrank oder wenigstens psychopathisch sind als andere Menschen und, wenn es so wäre, inwiefern und warum.

Was den ersten Teil dieser Frage angeht, so lassen die bisher festgestellten Tatsachen m. E. eine einfache Bejahung nicht zu. Berücksichtigen wir nur, was sich als normal bestimmt nicht auffassen läßt, und ziehen zugleich alles ab, was nur von bedeutenden Menschen bekannt zu werden pflegt, aber bei anderen vielleicht auch vorkommt, so bleibt nicht viel übrig. Der eine ist geisteskrank geworden, der andere hatte kranke Verwandte, und bei einer dritten Gruppe trafen normale — hier also bedeutende — Anlagen mit psychopathischen zusammen. Daß das alles in anderen Familien auch beobachtet wird, ist nicht zweifelhaft. Wenn sich der Nachweis, daß krankhafte Züge bei hervorragenden Menschen häufiger seien, aber doch erbringen ließe, so würde immer noch zu prüfen sein, ob gewisse Störungen nicht einfach als Folge eines ungewöhnlichen inneren und äußeren Lebensschicksals aufgefaßt werden müssen — auch das wäre etwas anderes als der Zusammenhang, den Lombroso annahm: das Genie selbst Symptom einer krankhaften Hirnanlage und geniale Leistungen den Erscheinungen des Irreseins verwandt.

Sehen wir uns aber die Künstler an, die wirklich geisteskrank oder psychopathisch gewesen sind, so müssen wir natürlich zwischen den verschiedenen Arten von seelischen Störungen streng unterscheiden. Wenn eine im Leben erworbene Krankheit, eine Infektion z. B., schließlich auch das Gehirn ergreift, so ist das in diesem Zusammenhang kein Problem, sondern ein Zufall. Anders liegt es schon mit Hölderlins Krankheit. Auch sie war gewiß nicht seelisch bedingt und hing nicht von den Beziehungen zu Diotima ab. Aber auch ihre biologischen Ursachen waren wahrscheinlich nicht erst im Leben erworben. Manches spricht dafür, daß man die Schizophrenie, an der Hölderlin litt, nicht ohne eine besondere Konstitution, eine von Geburt an vorhandene körperliche und seelische Anlage bekommen kann. Diese Konstitution ist an sich nicht krank; sie findet sich oft und führt gewöhnlich weder zur Krankheit noch zum Genie, sie kann nur das eine wie das andere tun, und in seltenen Fällen, wie in dem Hölderlins, tut sie beides zugleich. Dann ist natürlich die Krankheit ebensowenig die Folge des Genies wie das Genie die Folge der Krankheit, und doch treffen beide nicht ganz zufällig zusammen.

Wie gesagt, bei Hölderlin und bei anderen Künstlern, die medizinisch gesehen, mit ihm in eine Gruppe gehören — man hat es von Svedenborg, Strindberg, van Gogh behauptet, wie mir scheint, nicht immer mit zureichenden Gründen — also bei allen schizophrenen Künstlern ist eine derartige Erklärung möglich. Daß sie schon so vollkommen bewiesen wäre, wie es an manchen Orten dargestellt wird, glaube ich nicht. Bewiesen aber ist dieser Zusammenhang für eine andere seelische Anlage, die wir zuerst auch nur in der groben Gestalt einer ausgesprochenen Krankheit, der Manie, kennengelernt, von der wir aber inzwischen erfahren haben, daß sie in immer stärkeren Verdünnungen schließlich in der normalen Psychologie, und zwar wieder in der Psychologie eines ganz bestimmten Menschentypus verschwindet. In dieser Form, in der Gestalt eines sonnigen, selbstsicheren, lebhaften und aktiven Temperaments bedeutet auch diese Konstitution durchaus keine Krankheit, im Gegenteil, man kann sich eine bessere Mitgift fürs Leben kaum wünschen. Auch später werden Menschen dieser Art sehr häufig nicht krank; aber auch sie können es werden: manisch oder im Gegenteil depressiv, oder wenn wir es ganz vorsichtig ausdrücken wollen: wir können es diesen Temperamenten nicht ansehen, ob auf ihrem Boden nicht eines Tages eine — übrigens zumeist vorübergehende — Krankheit entstehen wird. Wohl aber können wir häufig feststellen, daß gerade diese Anlage zu hervorragenden Leistungen befähigt, Leistungen, die

wieder ohne krankhafte Unterbrechung das ganze Leben durchsetzen oder zuweilen auch durch Zeiten der Niedergeschlagenheit, der Entschlußlosigkeit und der geistigen Ebbe unterbrochen werden. Nun besteht kein Zweifel, daß wir nicht bloß die gesunden, sondern auch manche schon pathologische Vertreter dieser Gruppe auch unter den Künstlern finden. Subjektives Wohlbefinden sowohl wie die Mehrleistungen im durchschnittlichen Verhalten werden dann durch gelegentliche Verstimmungen bezahlt. Das ist dann die krankhafte Steigerung der normalen Periodizität, die ich vorhin erwähnte. Sie kann sich auch in der umgekehrten Form äußern: im ganzen eine trübe Lebensauffassung, müdes, schwerfälliges. und phantasieloses Denken und Handeln und dann plötzlich für kurze Zeit ein Blitzen und Leuchten, eine lebhafte Tätigkeit, der zuweilen auch die Kunst wertvolle Früchte verdankt.

Aber, ich wiederhole es noch einmal, das Temperament selbst ist nicht krank. Was heißt denn überhaupt krank auf diesem Gebiet? Krank, zum Psychopathen wird man erst durch die Übertreibung dieser oder jener Eigenschaft, durch die Überspannung dieses oder jenes Temperaments. Ich möchte das noch mit einem Beispiel belegen, das auch gelegentlich Künstler betrifft. Es gibt Psychopathen, die kein rechtes Verhältnis zur Wahrheit und Wirklichkeit haben, die hohl und unecht wirken, weil sie dauernd und stärker als der Durchschnitt das Bedürfnis empfinden, anerkannt und beachtet zu werden. Um ihr Lebensbedürfnis zu befriedigen oder, wenn man tiefer sieht, um das Gefühl ihrer Unzulänglichkeit vor sich selbst zu verbergen, setzen sie sich immer wieder in Szene, müssen sie alles aufbauschen und übertreiben, Krankheit und Unglück ebensowohl wie Fähigkeiten und äußeren Erfolg. Eben deshalb gelangen sie in schweren Fällen auch zu einer einigermaßen geschlossenen Persönlichkeit nicht; sie sind heute jemand ganz anders als morgen, aus „Geltungsbedürfnis", wie man das nennt, gleiten sie aus einer Rolle in die andere, nehmen eine Maske nach der anderen vor. Ihre meist sehr große Phantasie verwandelt die rauhe Wirklichkeit in ein geträumtes oder gespieltes Leben — dabei täuschen sie nicht bloß die anderen, sondern wenigstens vorübergehend auch sich selbst.

Handelt es sich um ausgesprochene, sozial auffällige Naturen dieser Art, und sie können sozial sehr bedenklich werden, so spricht man von einer hysterischen Konstitution. Aber auch diese pathologische Anlage wird von der Norm nirgends durch eine scharfe Grenze getrennt, und auch die schwersten Fälle von Hysterie spiegeln bekannte Eigentümlichkeiten der gesunden Psyche gewissermaßen im Vergrößerungsglas wieder. Ja, zuweilen flüchtet sich ein Mensch erst nach schweren Erlebnissen in die Krankheit hinein, und in anderen Fällen findet er sich, mit oder ohne fremde Hilfe, auch aus seiner Hysterie wieder heraus.

Gerade das habe ich mehrfach bei Künstlern gesehen. Sie waren in ihrer Jugend unzweifelhaft krank; dann wurde ihre Phantasie in ein gesundes, in das künstlerische Fahrwasser geleitet, und zugleich kamen wirkliche, verdiente Erfolge: sie hatten es nicht mehr nötig, hysterisch zu sein. Auch diese Fälle zeigen, daß es für die Feststellung des Kranken keine allgemeingültigen Maßstäbe gibt. Das ist viel zu wenig bekannt, und weil es so unbekannt ist, darum hat man so oft das Ungewöhnliche krank oder auch das Kranke bedeutend genannt. In beiden Fällen hat man zumeist schon die Fragestellung verfehlt.

Wer von dem Genie das stumpfe Gleichmaß des Spießers verlangt, wer es dem geistigen Menschen als Krankheit anrechnet, wenn er nicht Druckbogen ausspeit wie eine Maschine, wer das, was Goethe das Dämonische nennt, wer die Zeiten, in denen schöpferische Naturen von neuen Ideen, von künstlerischen, wissenschaftlichen, wirtschaftlichen oder politischen Einfällen überschüttet, ja man kann sagen, überfallen werden, oder aber die, in denen sie bei der Gestaltung einer solchen Idee alles andere um sich und in sich vergessen — wer diese Zeiten mit dem hysterischen oder epileptischen Dämmerzustand vergleicht und wer schließlich den hysterischen Schwindler und den Dichter in demselben Atemzug nennt, ja, der hat es freilich leicht, das Genie für wahnsinnig und alle Künstler für mindestens psychopathisch zu halten. Auch daß Michelangelo oder Beethoven grausam einsam waren in ihrem Leben, wird man in diesem Zusammenhange nicht anführen dürfen — wohl aber, daß nicht bloß Michelangelo und Beethoven, sondern auch Goethe und Shakespeare, daß alle, die mehr vom Leben gefühlt, geahnt und gewußt haben als die große Menge, daß die gewöhnlich auch mehr gelitten haben. Dies und nur dies hat Aristoteles mit seiner Bemerkung gemeint: die meisten talentierten und genialen Männer neigten zur Melancholie. Ein Künstler, das ist ja wohl ein Mensch, der gewisse Zustände seiner Seele in bestimmten Formen unbedingt ausdrücken muß. Er befreit sich von seinen inneren Erlebnissen durch seine Kunst, und oft genug ist das Erlebnis ein Leid. Darum vermag die Kunst auch die anderen zu trösten, und darum vermag es die einzelne Schöpfung doch gewöhnlich nur da, wo sich der andere nach verwandtem Erleben in das des Künstlers wenigstens einfühlen kann.

Ich glaube, dies alles mußte einmal ausgesprochen werden; man könnte dann doch vielleicht vorsichtiger werden und sich hüten, jede ungewöhnliche Stimmung bei Künstlern gleich krankhaft zu nennen. Die Gründe, warum man es nicht soll, haben sich freilich gewandelt. Vor zwanzig, dreißig Jahren hätten weite Kreise lieber für schlecht als für psychopathisch gegolten, und die Künstler und die, die sie und ihre Werke verehren, haben sich mit Recht und mit Entrüstung gegen den Vorwurf der Krankheit gewehrt. Heute sind wir auf dem besten Wege, nicht bloß an das Kranke beim Künstler zu glauben, sondern zugleich im Gesunden einen halben Trottel oder doch mindestens einen unerträglichen Spießer zu sehen.

Das ist keine Übertreibung. Ich könnte diese Behauptung leicht mit bekannten Namen belegen. Und diesmal sind es nicht nur ein paar Psychiater, sondern auch die Dichter, die die Psychopathie, die Krankheit höher stellen als die platte, allzu bürgerliche Gesundheit.

Sie können sich darauf berufen, daß in unseren Tagen von unzweifelhaft kranken Personen — ich nenne Strindberg und van Gogh — Wirkungen ausgehen, die früher offenbar nicht möglich gewesen sind. Dazu kommt, daß man gleichzeitig zwischen den Malereien und den Skulpturen bestimmter Geisteskranker und manchen expressionistischen Schöpfungen gewisse Beziehungen aufgedeckt hat. Nun heißt es entweder wie schon zu Goethes Zeiten: die neue Kunstrichtung, diesmal also der Expressionismus, ist krank, oder, was unseren Tagen vorbehalten war: man muß also krank sein, wenn man Künstler sein will. Aber beides ist falsch. Zunächst sind Kunstwerke, wirkliche Kunstwerke von Kranken sehr selten; man hat an vielen Orten und lange gesucht, bis man in ganz Deutschland über eine einzige kleine Sammlung verfügte. Dann aber besitzt der Expressionismus ganz ähnliche Beziehungen zu primitiven Kunstwerken auch; man wird aus ihnen also nicht mehr schließen dürfen, als daß gewisse Ausdrucksformen der menschlichen Seele auf verschiedene Weise und aus verschiedenen Anlässen bloßgelegt werden können.

Trotzdem sind diese beiläufigen Arbeiten von Geisteskranken unzweifelhaft mit daran schuld, wenn man jetzt auf einmal Kunst und Krankheit so miteinander nennt, als ob sie irgendwie zueinander gehörten. Nicht bloß in der populären, sondern auch in der Fachliteratur kann man von den „Offenbarungen" lesen, die wir den verworrenen Bildern und den zerfahrenen Reden unserer Patienten verdankten, und so ist es kein Wunder, daß sich allmählich auch bei manchen Künstlern und erst recht bei vielen Schriftstellern der Gedanke durchgesetzt hat: seelisch nicht allzu gesund zu sein, könnte einen Vorzug bedeuten.

Selbstverständlich sind auch hier, wie bei allen solchen Bewegungen, viele Mitläufer dabei. Auch hier finden wir die Halben, die die menschliche Sprache nach Art des Papageien mißbrauchen; die Maler und Literaten, die aus impotentem Ehrgeiz mit den Kleksereien und dem Geschreibsel mancher Geisteskranker in Wettbewerb treten; oder jenen Schwabinger Typ, der seinen Mangel an Kraft durch die Betonung eines hohlwangig blassen Ästhetentums rechtfertigen will. Aber von denen spreche ich nicht. Es gibt auch selbständige und wertvolle Menschen, die uns ein neues Ideal der Geistigkeit hinzustellen versuchen, das frühere Geschlechter als angekränkelt abgelehnt hätten.

Ich möchte hier nicht mißverstanden werden. Daß die Kunst — ich brauche nur Ibsen, Zola, Hauptmann, Thomas Mann zu nennen — in zunehmendem Maße die Problematik psychopathischer Charaktere behandelt, das meine ich nicht. Schließlich geht es den Dichter nicht einmal an, ob wir Ärzte manches Ungewöhnliche für pathologisch erklären, und schon deshalb wird durch diese Stoffe an sich die Psychopathie noch durchaus nicht verherrlicht. Auch daß die Kunst gelegentlich durch psychiatrische Lehrmeinungen beeinflußt worden ist, die wir selbst nach einigen Jahren berichtigen mußten, und daß z. B. der Glaube an die gesetzmäßig eintretende Entartung eines Volkes sowohl wie des einzelnen Geschlechts heute von der Wissenschaft nicht mehr in dem Maße festgehalten wird, wie man nach manchen Dramen und Romanen annehmen sollte, auch das ist unvermeidlich und durchaus kein Unglück. Aber daß Worte, die vor einigen Jahrzehnten im Anschluß an die Lehren Magnans vom „dégénéré supérieur" aufgekommen waren, jetzt einen neuen Idealtypus kennzeichnen sollen, daß es nun wieder heißt: „Nur die Neurastheniker leisten etwas" oder „sie sind das Salz der Erde", daß ein Psychiater meint, die Nervösen stellten nicht nur den Abschaum, sondern auch die geniale Elite der Menschheit, und daß schließlich bedeutende Künstler die Gesundheit beinahe lächerlich machen — dies alles ist nicht nur deshalb bedenklich, weil unser Geschlecht der Gesundheit so dringend bedarf wie kaum eines jemals vor ihm.

Wie ist es dazu gekommen? Ein Grund ist wohl der, daß im Pendelschlag der Entwicklung seit der Wende des Jahrhunderts die materialistische Flutwelle wieder einmal von einer romantisch-mystischen abgelöst worden ist, und daß man nach aller Überschätzung von Zivilisation und Technik und nach allen Enttäuschungen des Zusammenbruches Vernunft und

Wissenschaft, Verstand und Kritik lediglich deshalb verachtet, weil sie dem Menschen nicht alles zu geben vermögen. In dem unklaren Streben, die alte Welt zu zerschlagen und alle Werte zu tauschen, in diesem geistigen Chaos klingt nun auch der uralte Gedanke mit an: daß die Geisteskrankheit etwas Heiliges sei und der Kranke der Künder einer göttlichen Weisheit. Freilich neben diesem gibt es noch einen sehr viel trivialeren Grund — und Skeptiker werden den für den wichtigsten halten: man hat den Leuten solange erzählt, die Kultur lasse den Menschen entarten, bis ihnen schließlich nur noch die Wahl blieb, entweder unkultiviert oder psychopathisch zu sein. Da haben sich manche für den Psychopathen entschieden.

Aber vielleicht hätte dies alles nicht ausgereicht, wenn nicht schon vorher, längst vor dem Kriege, der Boden unter uns aufgewühlt worden wäre: durch den Einbruch der russischen Literatur. Der ganze Osten von Rußland bis nach China und Indien steht ja bei uns überaus hoch im Kurs. Daß weder die russische Psyche noch die chinesische Kultur noch auch die indische Philosophie zu unserem Wesen und zu unseren Lebensbedingungen passen, das macht man sich dabei meistens nicht klar. Nun wäre ein wenig China und Indien als Gegengewicht gegen die zunehmende Amerikanisierung vielleicht gar nicht so schlecht. Ob uns die russische Literatur aber wirklich wird fördern können, das darf man trotz ihres künstlerischen Gehalts, ihrer psychologischen Intuition, ihres ethischen Werts bezweifeln.

Sicher aber ist es ein Mißverständnis, wenn man sich auf die Russen und besonders auf Dostojewski beruft, um, wie Thomas Mann es einmal ausgedrückt hat, das klinisch Minderwertige heilig zu sprechen. Es ist ja gar nicht das Kranke, das uns bei Dostojewski erschüttert; das Kranke fügt er seinen Gestalten — man weiß ja schließlich, weshalb — häufig durchaus unorganisch hinzu, und auf den, der von Psychopathologie etwas weiß, wirkt es dann ungehörig und fremd. So ist der „Idiot" ein ethisches Ideal, das auch ich mir aus der Weltliteratur nicht mehr fortdenken kann, aber epileptische Anfälle hat ein Mensch von diesen seelischen Eigenschaften ein für allemal nicht oder, richtiger ausgedrückt, niemals sieht ein Epileptiker seelisch so aus.

Und das gilt ganz allgemein: was uns bei Dostojewski ergreift, das ist nicht der Kranke, nicht der Trinker und nicht der haltlose Dégénéré; was uns erschreckt, ist der Normale, der uns ohne die gewohnte Verhüllung begegnet, ist der Gesunde, der allerdings anders aussieht als die Puppen z. B., mit denen etwa Lessing seine Dramen zu konstruieren versucht. Alles, was wir gewohnt waren, nicht nur den anderen, sondern auch uns selbst zu verschweigen, alle Untiefen unserer Seele, alle dunklen Triebe und alle bösen Gedanken werden verworren, traumhaft und dumpf und doch in schamloser Nacktheit gezeigt. Selbst der Hinweis auf das Unterbewußtsein, für das der Mensch nicht verantwortlich ist, und dem zum Trotz er sich immer noch ein sehr moralisches Oberbewußtsein einbilden kann, selbst dieser tröstliche Hinweis fällt fort. So sehen wir uns so, wie wir sind, aber wir erfahren zugleich, daß wir nicht allein sind mit dem, was wir von uns so gern nicht wissen möchten und doch — leider nur allzugut wissen.

Aber gerade dies ist nicht krank. Gewiß, in einer aufgewühlten und in ihren Fugen krachenden Gesellschaft, wie Dostojewski sie zeichnet, haben von jeher auch Psychopathen eine besondere Rolle gespielt; aber wäre bloß von ihnen die Rede, niemals kämen Dostojewskis Wirkungen zustande, denn die Gesellschaft als Ganzes war auch in Rußland nicht krank und sie hätte sich in bloßen Psychopathen auch nicht wiedererkannt. Darum sollen wir uns aber auch nicht einreden lassen, daß wir krank sind, und daß es in gewissem Sinne sogar wünschenswert sei, ein Kranker zu sein.

Auch diese Bewegung hat übrigens vor gar nicht langer Zeit einen Vorläufer gehabt, der noch unerfreulicher, dafür aber auch gefahrloser war. Auch von den Homosexuellen hat man uns schon vor Jahren erzählt, daß sie am Baume der menschlichen Entwicklung eine besonders edle Blüte bedeuten. Das hat niemanden geschadet und den Homosexuellen ebensowenig genutzt. Die Mehrheit war eben nicht invertiert und so ist sie über diese lächerliche Behauptung zur Tagesordnung übergegangen. Aus Menschen jedoch, aus gequälten, innerlich zermürbten Menschen, mit allen möglichen dunklen und peinlichen Trieben und Wünschen, aus solchen Menschen besteht jedes Volk, und darum findet in der russischen Literatur heute jeder irgendwie seinen Spiegel.

Ist es gut, in diesen Spiegel zu sehen? Für den Übergang möglicherweise. Wir werden vielleicht beruhigter werden über uns selbst und verständnisvoller und gütiger gegen die anderen, und namentlich dieses könnte nicht schaden. Aber allzu lange soll man sein Inneres ganz gewiß nicht bespiegeln — man wird hypochondrisch dabei oder eitel oder beides zugleich. Und wenn ich überdies sage: dieser Spiegel ist verbogen und das Bild, das er gibt, ist verzerrt, so werde ich hinzufügen müssen, daß das nicht bloß an den krankhaften Zu-

taten liegt. Auch das rein Menschliche und namentlich das Allzu-Menschliche ist bei Dostojewski ins russisch Grenzenlose gesteigert. „Ein völlig amoralisches Denken und Empfinden, eine Fähigkeit, das Göttliche, Notwendige, Schicksalhafte auch noch im Bösesten, auch noch im Häßlichsten zu erfühlen und auch vor ihm noch Hochachtung und Gottesdienst darzubringen, ja gerade vor ihm besonders", so kennzeichnet Hermann Hesse das „neue Ideal", das Dostojewskis Werke in Europa verbreiten und von dem er, Hesse, das Chaos in Europa befürchtet. Nun, die ganze Welt russisch machen, das wollte Dostojewski gewiß, aber gelungen ist es ihm nicht, und der neue „asiatische" Mensch spukt auch in Deutschland nur in verhältnismäßig wenigen Köpfen. Daß das Ideal und die Köpfe ziemlich viel Rumor vollführen, gebe ich zu. Aber Hermann Hesse überschätzt, glaube ich, den Einfluß, den gewisse Literaten auf die deutsche Jugend besitzen. Nicht jeder hat Dostojewski gelesen, der über ihn spricht, und nicht jeder hat ihn verstanden, der ihn in den Himmel erhebt. Die ästhetischen Kaffeehausjünglinge jedoch, die sich nach dem Zusammenbruch bei uns als Edelkommunisten aufgetan haben, sie haben mit ihrer Berufung auf Dostojewski ganz gewiß nicht soviel geschadet, daß es überhaupt noch lohnte, von ihnen zu reden.

Wieweit liegt das alles schon hinter uns, und wie wenig ist davon übriggeblieben! Als bei uns die politische Ausmünzung von Dostojewski begann — es war, als man die „Büchse der Pandora" für Backfische spielte —, damals freilich galt der „europäische" Mensch, der z. B. während des Krieges seine verdammte Pflicht getan hatte, in manchen Kreisen fast als Verbrecher. Und ein Verein ehemaliger Deserteure erschien, der über die künftige Regelung unseres Schicksals mitreden wollte. Hat es wirklich Zweck gehabt, diese Dinge tragisch zu nehmen? Denken wir daran, wenn man heute das Allesverstehen, Allesgeltenlassenwollen, das Amoralische und — ich nenne es ungern in dieser Verbindung — das Kranke verherrlichen will. Selbst das ärztliche Verstehen der Psychopathie findet da seine Grenze, wo die Wohlfahrt des Ganzen gefährdet erscheint. Den Psychopathen wollen wir helfen, sie behandeln und fördern, aber sie auf den Schild erheben, sie ausgerechnet wegen ihrer krankhaften Züge zu unseren geistigen Führern erklären, das wollen wir nicht. Eine Ehre, hat neulich ein Psychiater gemeint, eine Ehre soll es unter Umständen sein, psychopathische Züge zu haben! Man stelle sich vor, ein anderer Arzt hätte etwas Ähnliches vom kranken oder auch nur vom schwachen Herzen gesagt. Und doch ist gar kein Unterschied dabei. Psychopath sein ist ein Unglück, aber kein Verdienst und auch keine Ehre. Eine Ehre ist es nur, trotz seiner Psychopathie Gutes oder gar Großes zu leisten.

Hermann Hesse sieht, wie gesagt, in dieser ganzen Bewegung eine große Gefahr; er fürchtet den Untergang Europas und ganz besonders das Chaos bei uns. Ich fürchte das gar nicht. Ich glaube nicht, daß sich der Kern eines Volkes so schnell verändert und daß die jungen Helden von 1914 ein Geschlecht von Karamasoffs abgelöst haben könnte. Ideale freilich, die kommen und gehen und zuweilen auch eines, dessen Kommen schon das nächste Menschenalter nicht mehr begreift. Die Karamasoffs, das waren die Werther von gestern. Oder besser: der Werther mit dem Übermenschen gekreuzt; denn die Karamasoffs sind nicht mehr bloß allzu zart und sentimental, sie sind roh und weich, gütig und gemein, aufopfernd und selbstsüchtig, durchgeistigt und sinnlich, zynisch und fromm — alles durcheinander. Und alles sind sie in erster Linie nach innen; sie büßen für Gedankensünden, träumen ihre Taten; ja selbst, wenn sie sie wirklich begehen, können wir an ihr Wachsein nicht glauben.

Ist das ein Ideal, das uns gefährlich werden kann? Ach, keine Idee. Unsere jüngste Generation — und auf die kommt es doch an — unsere jüngste Generation, die so ganz unproblematisch und so beneidenswert unkompliziert ist, die macht diese unfruchtbaren Selbstquälereien, diese eitle Selbstbespiegelung schon längst nicht mehr mit; sie ist mit den Karamasoffs fertig geworden wie frühere Geschlechter die Empfindsamkeit und den Übermenschen abgetan haben. Ja, es ist gar nicht so sicher, daß ihr Ideal überhaupt in der Literatur und daß es nicht in der Maschinenhalle und auf dem Sportplatz gesucht werden muß. Aber auch darüber kann der Ältere sich nur mit Vorbehalt äußern; denn was unsere Jüngsten nicht zum wenigsten von Dostojewskis Helden unterscheidet: sie leben nach ihren Idealen, aber sie reden nicht immer davon.

Vielleicht ist es nicht sehr geistig, dieses jüngste Geschlecht, aber es ist gesund und natürlich, und deshalb bin ich überzeugt: auch die deutsche Literatur der nächsten Epoche wird nicht viel Perverses und nicht viel Krankes enthalten.

Aus Zeit und Geschichte

Deutscher Erneuerungswille

Die von den S. M. im Dezemberheft 1926 gestellte Frage, ob unsere Jugend ihren Aufgaben gewachsen sei, ist nur zu berechtigt. Aufgewachsen zum größten Teil unter körperlichen Entbehrungen, die uns die Hungerblockade auferlegte, erlebte diese Jugend noch kaum mit klarem Bewußtsein die ersten Jahre der Nachkriegszeit und wuchs in eine Zeit hinein, die, mit einer anderen zu vergleichen ihr jede Möglichkeit fehlte. Es ist ziemlich selbstverständlich, daß die Jugend weiter Schichten, und zwar naturgemäß derer, die in den letzten Jahren eine Aufwärtsbewegung zu verzeichnen hatten, in den Zuständen dieser Zeit das Normale erblickt und sich eingegliedert hat, ohne von sich aus den Willen zu einer grundlegenden Änderung zu haben. Diesen Eindruck erhält man wenigstens, wenn man die Jugend von weither ansieht. Man wird bei solcher Betrachtung der Allgemeinheit auch nur feststellen können, daß eine Kritik in erschreckend geringem Maße vorhanden ist, und daß auch dieser geringe Rest von wollendem Suchen meist in verfehlter Form an innen- wie außenpolitische Verhältnisse gelegt wird, wobei vor allem das Gefühl dafür fehlt, daß eine Kritik, die fruchtbringend sein soll, angelegt werden müßte zunächst auf kulturellem Gebiet, und zwar an die eigene Lebensform. Wenn hierfür so wenig Empfinden vorhanden ist, so wird man allerdings die Schuld hieran vor allem auf das heutige Familienleben schieben müssen. Die traurigen Verhältnisse innerhalb der weitaus meisten Familien sind verantwortlich zu machen für einen solchen kulturellen Tiefstand, ja, man kann sagen, daß z. B. das Kino nie in dem Maße ein Problem hätte werden können, wenn das Familienleben der Jugend das geboten hätte, was sie braucht. Dieser Niedergang ist um so ernster zu nehmen, als er zweifellos bereits vor dem Kriege begann, wenn er sich in voller Schwere auch wohl erst in den Jahren geltend machte, in denen der Kampf um die nötigste wirtschaftliche Existenz jeden anderen Gedanken aus dem Familienkreis verdrängte.

Es ist also, um das bisher Festgestellte kurz zusammenzufassen, keineswegs die Gefahr zu leugnen, daß die Jugend, der alle Überlieferung durch die Ereignisse geraubt wurde, die heute in erbittertem Ringen um die Existenz steht, nicht in der Lage sein wird, den Geist der Regimenter von Langemark sich zu eigen zu machen.

Nur, wenn der ganze Ernst dieser Gefahr klar erkannt ist, wird man die Momente richtig anfassen können, die geeignet scheinen, diese Gefahr aufzuwiegen. Man muß dabei zuerst die Schule ins Auge fassen. Wenn meine Beobachtungen, die ich besonders in der Großstadt machte, richtig sind, fehlt der Schule in ihrer heutigen Form noch sehr viel, um auf die Lebenshaltung ihrer Zöglinge in diesem Sinne einen maßgebenden Einfluß auszuüben. Der Massenbetrieb allein macht es schon fast unmöglich, der Entwicklung des Charakters der einzelnen die unbedingt nötige Beachtung zu schenken. Die verstandesmäßige Behandlung überwiegt und läßt die Gefühlswerte zu kurz kommen. Die schwierige Frage der Auswahl der Lehrer scheint der Lehrfähigkeit einen zu starken Einfluß einzuräumen, und das Vorbild der Persönlichkeit nicht hoch genug zu werten. Vom Einfluß des Elternhauses war schon die Rede. Hier sehe ich nur dann eine Möglichkeit, wenn das Durchschnitts-Familienleben sich im Volk von Grund auf ändert. Das wird aber aller Wahrscheinlichkeit nach erst dann wirklich der Fall sein können, wenn eine Generation in die Ehe geht, die von der Wichtigkeit der Familie eine neue heilige Überzeugung hat. Es muß also mit anderen Worten erst ein neues Geschlecht herangebildet werden, um einen neuen Stil in die Familie zu bringen.

Man wird also die Faktoren der Erziehung für die heutige Zeit leider in weitem Maße als unzuverlässig und unzureichend in die Rechnung einsetzen müssen. Man wird darauf vertrauen müssen, daß die sittlichen Qualitäten langer Generationen unserer Vorfahren und einiger — wenn auch leider weniger — Schichten der Lebenden einmal vererbt werden und in der Jugend zur Herrschaft kommen. Es ist mir ein unmöglicher Gedanke, daß die Linie von Fehrbellin über Langemark am 9. November 1918 abgerissen sein sollte.

Und in der Tat ist, wenn man tiefer in die Jugend hineinsieht, ein sehr starker Erneuerungswille vorhanden, ebenso eine sehr scharfe und — den Gesetzen der Jugend entsprechend — sehr unbarmherzige Kritik. Dieser Erneuerungswille ist Gott sei Dank so stark, daß dem, der ihn einmal kennengelernt hat, die Hoffnung sich festigt, daß diese Jugend ihre Aufgabe doch mit Siegerwillen anpacken und meistern wird. Freilich steht dieser Erneuerungswille heute

nicht so auf der Straße wie die allgemeine Flachheit, er muß gesucht werden, und er tut gut daran, in der Stille auszureifen. Ich spreche von der Jugendbewegung. Von ihr war in dankenswerter Weise vor kurzem an dieser Stelle ausführlicher die Rede[1]), so daß ich mich auf Weniges beschränken kann. Entstanden in der Vorkriegszeit, ist sie zunächst als Reaktion auf die Verflachung des Familienlebens und auf das Erstarren des Lebens in Formen und Äußerlichkeiten aufzufassen. Dieser ersten Jugendbewegung fällt das Verdienst zu, die Natur als Kraftquelle neu entdeckt zu haben in dem Augenblick, als sie für die ältere Generation nur vom Parkweg oder vom Auto aus gesehen wurde.

Die Nachkriegszeit mit ihrem totalen Zusammenbruch wies dann der Jugendbewegung eine überwältigende Fülle neuer Aufgaben zu. Es ist hier in meinen Augen die größte Leistung dieser Jugend, daß sie in einer Zeit, in der es üblich war, den Gegner als den Schuldigen am Zusammenbruch hinzustellen, in einer Zeit, als mit Trommeln und Pfeifen an der Wiederaufrichtung des Reiches gearbeitet wurde, wobei als Wiederaufrichtung naiv etwa der Status quo von 1914 ev. mit Anschluß Deutsch-Österreichs galt, daß die Jugendbewegung in dieser Zeit nicht verstandesmäßig sondern rein instinktiv das Übel bei der Wurzel packte, und von vornherein zu der Erkenntnis kam, daß dem Deutschen Reich grundlegend zunächst weder auf militärischem noch auf politischem Wege geholfen werden könne, sondern daß jeder Beginn einer Aufwärtsentwicklung den Trieb neuer Kräfte von unten verlangt. Das heißt etwas anders ausgedrückt: daß es heute nicht auf Form und Weg so sehr ankommt als vielmehr auf den Menschen, der seinerseits diese Wege gehen soll. Ich bin mir klar, daß im Folgenden nicht mehr Gedanken der Gesamtjugendbewegung zum Vortrag kommen, sondern Gedanken, die ich meinem engeren Wirkungskreis, dem Großdeutschen Jugendbund, entnehme.

Grundlage der Gedankenkette sind die beiden Sätze, daß erstens nur ein kulturell hochstehendes Volk in der Lage ist, auf die Dauer eine wirtschaftliche und politische Stellung zu verteidigen, und daß zweitens in jedem Volk immer nur eine kleine Schicht maßgebend für die Lebenshaltung und somit für den Kulturstand ist. Die erste Aufgabe ist daher nicht so sehr die Entwicklung einer Theorie vom Zukunftsstaat als vielmehr die Erziehung eines Geschlechts, das diesen Zukunftsstaat lebendig ausfüllt. So wie vorhin die Behauptung aufgestellt wurde, es sei unmöglich, das Familienleben grundlegend zu bessern, ohne vorher einen Nachwuchs zu schaffen, der den sittlichen Wert des deutschen Hauses richtig einschätzt, so ist dies jetzt dahin zu erweitern, daß es aussichtslos scheine, einen Staat zu schaffen, ohne vorher den Typ seines Staatsbürgers zu erziehen.

So wird der Bund Erziehungsbund. Und diese Form der Erziehung tritt neben die oben erwähnten Faktoren des Elternhauses und der Schule als dritte und — wie mir meine Erfahrungen zeigen — in der heutigen Zeit unentbehrliche und Erfolg verheißende Erziehungsform. Die Entwicklungsschulung, die die einzelnen an sich üben, die der Führer seiner Gruppe angedeihen läßt, wesentlich aber auch die Erziehung durch die Verhältnisse wirkt in einer von dem Außenstehenden ungeahnten Weise auf die Jungen.

Freilich ist hierbei zweierlei zu beachten. Erstens, daß den Erziehungsformen der Familie und Schule ihr Einfluß nicht genommen werden darf. Insbesondere ist die Familienerziehung zumal in den früher führenden Schichten auch heute noch teilweise ausgezeichnet, nur daß diese Schichten doch heute schon vielfach an Halt verloren haben und nur zu einem leider sehr verminderten Teil noch ihre Aufgabe in der Aufrechterhaltung ihres Kulturniveaus sehen. Und dann zweitens, daß auch die Erziehung des Jugendbundes nur anknüpfen kann an die Anlagen, die in dem einzelnen Jungen vererbt sind. Ohne eine gewisse blutmäßige Überlieferung bleibt alle Erziehung äußerst zweifelhaft. Wohl aber gibt es Fälle, daß ein Junge aus einer Offiziers- und Beamtenfamilie ganz in seinem Bunde steht, während seine Mutter jungmädchenhaft mit kurzgeschnittenem Haar von Ball zu Ball eilt.

Dieser Gedankengang leitet dann zum Prinzip der Auslese. Ausgehend von dem oben entwickelten Gedanken, daß nur eine kleine Schicht maßgebend sei für das Leben und den Stil im Staate, kommt die Jugend dazu, scharf zu sondern zwischen denen, die tauglich scheinen für diese tragende Schicht und denen, die das Leben der Gruppe, der Gemeinschaft, nur in Gefahr bringen könnten. Freilich muß man sich darüber ganz klar sein, auch auf diesem Wege keine großen Männer erzielen zu können. Große Männer sind immer eine Gnade, ein guter Durchschnitt ist aber etwas, was sich mit Sorgfalt und Anstrengung erreichen läßt. Eine gut durchgebildete Schicht ist zudem der beste Nährboden für wenn auch nicht große, so doch tüchtige Männer und ein unentbehrlicher Faktor für den Führer, der zur Tat geboren wird.

So geht das Bestreben nur darauf hinaus, den Menschen zu bilden. An eine politische Beeinflussung im Sinne dessen, was man heute unter politisch zu verstehen pflegt, ist nicht im

[1]) Vgl. Juniheft 1926 der S. M. „Die Deutsche Jugendbewegung".

Traum gedacht; ist es doch sicher, daß ein Mensch, der einen bestimmten Stil einmal hat, auch immer aus diesem Stil heraus handeln und denken wird. Und eben dieser Stil ist es, den wir heute bei vielen vermissen. Erst den älteren Schichten kommt eine Beschäftigung mit nationalpolitischen, wirtschaftlichen und ähnlichen Fragen zu; der Junge aber soll nicht mehr und nicht weniger werden als eine in sich feste abgeschlossene Persönlichkeit, ein Charakter.

Sehe man einmal ein größeres Jugendlager mitten im Walde an, so glaubt man an den Erfolg dieser Erziehung. Hier steht die Gemeinschaft aufeinander angewiesen, von allen anderen Hilfsquellen getrennt. Vom Hissen bis zum Niederholen der Flagge vollzieht sich ein Tageslauf voll köstlicher Anstrengungen. Hier steht jeder auf seinem Posten, und jeder weiß, daß ein einziger Ausfall das Räderwerk sofort in Unordnung bringt. Das möchte ich verstanden wissen unter einer Erziehung durch die Verhältnisse, von der oben die Rede war, denn dieses Lager ist ein Symbol des Staates, und der Junge, der auch innerlich den Sinn des Lagers erfaßte, dem sind die Augen für die Zukunft geöffnet. Dies ist ein Beispiel, viele andere könnten folgen. Der 17/18jährige Führer auf der Fahrt mit seinen 20 Jungen, auf den jungen Schultern die Last einer sehr großen Verantwortung, die ihn reifen läßt. Der Jüngste selbst, der fertig über die edle Kunst des Kochens herrscht, der mit diplomatischem Geschick mit Förster und Bauer verhandelt, ist in der Bildung seiner Persönlichkeit tausendmal weiter als viele, viele auch ältere Jahrgänge, die in den Straßen der Stadt zu beobachten sind.

Und um nun den Schluß zu ziehen aus allem: das halte ich für die große und stolze Leistung der Jugend, daß sie aus sich heraus das Ungesunde der Zeit empfand, und daß sie mit eigener Kraft gedanklich und organisatorisch den Bund entwickelte, von dem ich sprach. Diese Tat, die einzig geeignet ist, dem jungen Menschen in den entscheidenden Jahren den Halt zu geben, den früher die Dienstzeit gab, ist vielleicht als Reaktion auf den Fortfall der Dienstzeit anzusehen. Davon soll hier nicht die Rede sein. Vielleicht wird dies Ziel nicht ganz erreicht. Sicherlich ist es grundlegend auf mehr und anderes abgesehen. Daß jedenfalls die Jugendbewegung entstehen konnte, daß sie mit Verständnis die Fragen, die der Zusammenbruch aufwarf, aufnahm, und daß sie unentwegt vorwärts drängt und arbeitet, das gibt mir die Zuversicht, daß wir noch nicht am Ende stehen. Verstärkt wird diese Zuversicht für den, der weiß, daß alles dies, was sich hier so hoffnungsvoll darstellt, ja nicht das Ergebnis eines Kopfes und eines Tages ist, sondern daß dazu gedacht und versucht und noch einmal versucht wurde. Vieles scheiterte und weniges setzte sich durch. Und schließlich lernte der Bayer vom Ostpreußen in diesem und der Ostpreuße vom Hessen in jenem, so daß auch in dieser Hinsicht von einem hohen Werte der Jugendbewegung gesprochen werden muß. Es ist nicht nötig, über den Wert der einzelnen Gedanken zu streiten, ein Teil von ihnen ist sicher anzuzweifeln, dadurch bleibt die Tatsache einer großartigen Selbsthilfe gegen den Zusammenbruch aller Kultur doch unberührt.

Und nun noch ein Wort zum Abschluß. Selbstverständlich liegt es mir fern, die Dinge so darzustellen, daß nur die Jugendbewegung heute der brauchbare Teil unserer Jugend sei. Ich weiß sehr wohl, daß viele andere Kräfte mit Recht auf Erfolg hoffen dürfen. Ich habe es jedoch für richtig gehalten, im vorstehenden nur das zu schildern, was ich selbst sehe und beurteile. Auf die Allgemeinheit ausgedehnt, möchte ich diese Frage nach der Leistungsfähigkeit der Jugend nicht beantworten, weil ich da zu sehr die Gefahr der Verallgemeinerung empfinde. Wenn wir diese Frage aber überhaupt einmal gestellt haben, so werden wir uns darüber klar sein müssen, daß wir damit unseren Kindern gegenüber ein sehr ernstes Thema anschneiden, denn wir stellen die Frage, ob sie — zu ernster Pflichterfüllung gereift — vollenden werden, was wir trotz aller Opfer nicht zum guten Ende brachten, und noch etwas mehr dazu. Der Jugend ist mit dieser Frage nicht gedient, und das ist ein Grund, der mich nicht allzu freudig zur Feder greifen ließ. Eine Bewegung, die von Grund auf geht, braucht Ruhe und Wachsen und Reifen, und wer sie dabei stört ohne rechten Grund, der mag sich bewußt sein, daß er schaden kann; der Jugend liegt an einer öffentlichen Behandlung ihrer Ideen gar nichts. Die Öffentlichkeit ihrerseits, die das heute nicht verstehen kann, rächt sich mit der Behauptung, die Jugendbewegung sei tot. Das ist im Zeitalter der Propaganda verständlich, und es ist ein um so besseres Zeichen für den gesunden Kern der Bewegung, daß sie es sich leisten kann, sich totsagen zu lassen. Was da in der Stille reift, das soll — so Gott will — den deutschen Namen noch einmal erheben im Kreise der Nationen, und den Beweis liefern, daß Gott uns nicht 300 Jahre einer beispiellos stolzen Überlieferung gegeben hat, damit wir in der allgemeinen Flachheit von heute schließlich verkommen. „Männer machen die Geschichte." Dieses Wort Heinrich von Treitschkes ist ein Glaubenssatz der Jungen, und so wollen sie Männer werden, die das liegengebliebene Werk neu anfassen und weiterführen.

Destedt bei Braunschweig. Adolf von Trotha.

Die Furcht vor Deutschland

Von Erich Brock in Freiburg i. Br.

Es ist wirklich erstaunlich, wie viele Bücher in Frankreich über Deutschland erscheinen, wie schlecht diese Bücher durchwegs sind und wie sie sämtlich auf den gleichen Ton gestimmt, nach demselben Klischee gearbeitet sind. Das kommt daher, daß der Fr nicht nach Deutschland reist, um aus Freude etwa an Völkerpsychologie vorurteils schauen, sondern offenbar immer, um über die eine große Frage Gewißheit zu gewinne ihn vor allen andern beschäftigt: Werden die Deutschen sich mit dem Vertrage von 191 finden, oder muß Frankreich einen neuen Waffengang befürchten? Daß diese Frage art alles beherrscht, ergibt sich aus der Grundrichtung des französischen Denkens. Seit Jahrhunderten glaubt es verbrieften Anspruch darauf zu haben, daß die Deutschen pazifistisch, föderalistisch und überhaupt in jeder Hinsicht ohne Willen und Fähigkeit sind, französischem Imperialismus zu widerstehen. Da der letztere als selbstverständlich erscheint, so ist es durchaus nicht schlechtes Gewissen, was an der Stabilität der erreichten Zustände zweifeln läßt, sondern allein die Erfahrung von unerwarteten Reaktionen des östlichen Nachbarn und das Bewußtsein von der schwindenden vitalen Kraft im eigenen Hause. Ein Verständnis jener Reaktion ist dem Franzosen nirgends aufgegangen. Da ihm sein eigenes politisches Streben nie zum Problem geworden ist, so erscheint ihm die Gegenwirkung immer nur als eine unbegreifliche dunkle Verschwörung, in der eine vernunftlos naturhafte Kraft sich gegen ihn wendet.

Selten kommen diese Tendenzen so primitiv und deutlich zum Ausdruck wie in dem unlängst erschienenen Buche des Journalisten Ludovic Naudeau: „En écoutant parler les Allemands." (Paris, Ernest Flammarion.) An einigen Stellen zwar zeigt sich das Streben zu Unvoreingenommenheit. Er berichtet immer wieder, ohne jede Ausnahme von der Bevölkerung höchst liebenswürdig behandelt worden zu sein; auch die Behörden hätten seine Studien in entgegenkommendster Weise erleichtert. Vielleicht bedauerten die einzelnen Deutschen in der Tat zu Kriegsbeginn, Frankreich verwüsten zu müssen. Allein was besagt die individuelle Meinung hier dem Herdengeiste gegenüber? Man muß auch nicht glauben, die phlegmatische und unempfindliche Willigkeit, mit der das deutsche Volk die fremde Besetzung erduldet, sei wirkliche Unterwerfung. Vielmehr handelt es sich um einen zwar stumpfen, aber unerschütterlichen Optimismus, der weiß, daß die Zeit für ihn arbeitet. Dieser Optimismus ist der Ausdruck vitaler Gesundheit, während der Franzose pessimistisch ist und, obwohl äußerlich in einer unendlich leichteren Lage, keinen Glauben an die Zukunft seines Volkes besitzt. Auf dieser Grundlage begreift sich der schnelle Wiederaufstieg Deutschlands. Alles was hier geleistet wird, ist keineswegs die Wirkung großen individuellen Einsatzes, sondern einer ameisenhaften Organisation, die im Grunde geistlos ist und den einzelnen nur als Werkzeug verwendet. Allein sie ist wirksam. Mit ungeheurer Geschwindigkeit vollziehen sich die größten wirtschaftlichen Arbeiten: so die Wasserkraftnutzung, der Wiederaufbau der Handelsflotte, der Flugverkehr. Und man bedenke nur, wieviel davon in den Jahren entstand, wo die Deutschen die ganze Welt mit ihrem Gejammer und ihren Anklagen gegen ihre angeblichen Verfolger erfüllten. Es ist anzuerkennen, daß sich auch Werke von tieferem Wert, so sozialer Fürsorge, darunter befinden, denen die Franzosen nichts an die Seite zu stellen haben. Uns fehlt die Veranlagung zur Arbeit, also Methode, Disziplin und Unternehmungsgeist: der Geist des Risikos, den die Deutschen haben. Bei uns verzettelt sich alles in Erwägungen, Redenhalten und der Verteilung von Pöstchen. Allerdings ist dafür auch die deutsche Jugend vollständig auf die Technik gerichtet; nichts von Literatur oder Geisteswissenschaft. Die Deutschen haben die Region des Dichtens und Denkens restlos verlassen; sie haben sich mit Geduld und Stetigkeit an die Eroberung der Materie gemacht. Deutschland wollte ganz Europa seinem Mechanismus unterwerfen, welcher mit der bekannten Pünktlichkeit und Disziplin nichts Wunderbares an sich hatte und der weit weniger Wohltaten als Deutschlands Eitelkeit und Gefräßigkeit Übel hervorgebracht hätte. Immerhin sind das Eigenschaften, die der merkantilen Welt gefallen. Die Weltfinanz beginnt wieder an Deutschland zu glauben; sie gab sich seit dem Waffenstillstand Mühe, den Industriemagnaten, die einer solchen Langmut mit ihrem Alldeutschtum unwürdig waren, einen endgültigen Zusammenbruch zu ersparen. Infolge dieser Verblendung wütet heute eine wahre Epidemie des Vertrauens zu Deutschland; niemand zweifelt mehr, daß alle Erschütterungen seinen Wiederaufstieg nicht endgültig lähmen können. Dieses Volk ist eben unverbrauchbar. Sofort erwacht auch wieder seine unbezähmbare Kriegssucht. Besonders die Lehrerschaft gießt ununterbrochen Gift in die Adern dieses Volkes. Selbst die Pazifisten haben ja ihre Turnvereine. Wozu werden ein-

mal endlich die so entwickelten Muskeln verwandt werden? Dieser Exzeß von lebendigem Fleisch wird schließlich ausschweifende Bedürfnisse hervorbringen. (Die deutschen Pazifisten werden also nicht hoffen können, Frankreich Vertrauen einzuflößen, ehe sie nicht sich ausschließlich mit Stickarbeiten beschäftigen und Salat essen.) Denn mit der Militärkontrolle ist ja im Grunde doch nicht viel anzufangen. Fragt man die Deutschen selbst über ihre geheimen Rüstungen, so spotten sie; allein wenn auch im Augenblick das Kriegsmaterial großenteils zerstört ist, so bereiten sich doch Neuorganisationen vor. Die Deutschen führen durch ein System genialer Mystifikationen die Kontrollkommissionen an der Nase herum.

Es würde zu weit führen, allen Blödsinn hier anzureihen, den Naudeau zusammenschreibt, um zu beweisen, daß die Deutschen in kurzer Zeit wieder eine waffenstarrende Riesenarmee haben könnten. Als Probe von der Höhe der Betrachtung führen wir nur einen Satz an: Wie erklärt es sich, daß die Eisenbahnwagen, die für den Handelsverkehr bestimmt sind, so umgeändert wurden, daß sie unmittelbar Truppentransportzüge bilden können? Es ist uns von einem solchen Umbau nichts zu Ohren gekommen, allein das einzig sichere Mittel, um zu verhindern, daß Güterwagen zu Truppentransporten verwendet werden können, wäre doch wohl, daß Frankreich verlangte, daß man aus ihnen den Boden herausnähme oder sicherheitshalber auch noch die Räder entfernte. Jedenfalls kommt der Verfasser zu dem Schluß, daß unter Berücksichtigung des seither berühmt gewordenen Begriffs der potentiellen Rüstung die Überwachung nur etwas nütze, solange sie ausgeübt werde, und das sei leider nicht in alle Ewigkeit möglich. Auf jeden Fall also ist äußerste Besorgnis am Platz. Wir können nicht die unzähligen deutschen Fabriken zerstören, nicht die deutsche Disziplin auflösen, die chemischen Laboratorien schließen, alle Offiziere verschwinden machen und die Geburtenziffer einschränken — und damit ist alles illusorisch. Dürfen wir aber in Sorge sein, weil unser Nachbar sich wieder etwas erholt und nicht mehr geradezu verhungert? Ist sein Elend unerläßlich zu unserm Glück? Wir haben wohl Interesse, daß Deutschland gedeiht, da es unser Schuldner ist. Aber mit dem Essen kommt ihm der Appetit. Eine ganze Reihe Franzosen genieren sich nicht, eine Verbesserung der deutsch-französischen Beziehungen zu wünschen, falls Deutschland die Verträge ausführt. Allein welche Zugeständnisse sollten einem Volk gegenüber fruchten, dem von Haus aus jeder Sinn für Maß abgeht? Es sind allzuviel Fehler gemacht worden. Frankreich opferte sich im Kriege, um gegen den Krieg Krieg zu führen. Aber jetzt sind wir in das unangenehme Nationalitätenproblem hineingeraten, das uns über kurz oder lang einen neuen Krieg auf den Hals bringt. Alle Jäger, welche gemeinsam das deutsche Scheusal niedergeschlagen haben, haben sich in die vier Winde zerstreut. Ein einziger hält es noch an der Schnauze, da es noch keineswegs tot ist. Wie sollen wir uns nun diesem unruhigen, rührigen, unternehmenden, immer dicker und freßgieriger werdenden Nachbarn gegenüber benehmen, dem auch die härtesten Erfahrungen nicht seine alten Charakterzüge genommen haben? Man hätte Rhein- und Ruhrgebiet, in der Erwägung, daß ein so einzigartiger Industriebezirk immer Möglichkeit und Anreiz zu europäischer Vorherrschaft bietet, unter die Verwaltung von ganz Europa stellen sollen. Jetzt scheint es, daß wir die bejammernswertesten Opfer des Krieges werden. Darf man am Glücke der Angreifer arbeiten, indem man den Ruin des Angegriffenen besiegelt? Aber die Engländer fürchteten sich ja vor unserer Hegemonie. Es existiert ein Ungeheuer, welches die Absicht hat mich zu verschlingen. Ich besetze den Eingang seiner Höhle und verlange einen Teil seines Raubes. Aber mein alter Verbündeter möchte lieber den gefräßigen Riesen einschläfern, als ihn durch unaufhörliche kleine Schläge erbittern. Soll ich mich also in seine Arme werfen, um mich auffressen zu lassen? Eine Verständigung könnte also nur darauf sich aufbauen, daß der Stärkste, Deutschland, von den beiden Schwachen, Frankreich und England (!!), unaufhörlich überwacht würde. Es ist fraglich, ob Deutschland schon so vernünftig geworden ist, in eine solche Verbindung ohne den Wunsch nach Gleichheit und gleichmäßiger Abrüstung einzutreten, von der es doch nur einen schlechten Gebrauch machen würde. Immerhin aber muß irgendeine solche Lösung kommen, denn Deutschland weiß ganz genau, daß Frankreich nicht noch einmal mobilisieren kann, ohne den Rest seiner männlichen Bevölkerung zu verlieren — auch nicht wegen Polen, dieser verehrungswürdigen Wiege der Kultur.

Wie wenig Hoffnung in der Tat auf eine Bekehrung Deutschlands ist, zeigt, daß selbst die deutschen Demokraten, welche angeblich den Krieg hassen, eine Abrüstung auch der außerdeutschen Staaten verlangen. Die Deutschen suchen die Sache so hinzustellen, als gäbe es keine besondere Verantwortung für den Krieg, sondern als sei dieser eine allgemeine Katastrophe gewesen. Natürlich, jetzt desavouiert man das Abenteuer, weil es schief gegangen ist. Selbst die vernünftigsten Deutschen wie Delbrück und Theodor Wolff behaupten, der Versailler Vertrag sei den Deutschen „auferlegt" worden. Es scheint demnach, daß es unmöglich ist, daß die Deutschen ihre Vorstellung von dem Hergang 1914 ablegen und zu einer

Brüderschaft von sanften Tolstojschülern werden. Man kann von den Verwüstern von Belgien und Frankreich nicht den Zustand von Nichtwiderstand und Agonie erhoffen, welchen man moralische Entwaffnung nennt. Deutschland müßte sich dadurch rehabilitieren, daß es ein für allemal seine Herrschaftsgelüste, seine plumpen Bosheiten und seine geistigen Vorbehalte abschwüre. Es müßte in die Gesellschaft der Völker, allein von dem Willen beseelt, sich Verzeihung zu erlangen, eintreten; es müßte die Rechtsbegriffe der übrigen weißen Völker annehmen und sich nur zu Europa hinwenden, um es durch seine guten Taten, seine Brüderlichkeitsabsichten und seine Haltung der Demut zu erbauen. Sonst wird es von neuem von jener kollektiven Geisteskrankheit, jener brutalen Überhebung ergriffen, sich der glutentflammten Schmiede zuwenden, wo Siegfried sein Schwert gegen die europäische Zivilisation schmiedet.

Bei solcher Sachlage ist das ganze Problem auf einen Vergleich der rein vitalen Kräfte zurückzuführen, und hier ist die Lage für Frankreich durchaus besorgniserregend. Der eingeborene Optimismus des Deutschen ist zugleich Ursache und Anzeichen seiner ansteigenden Lebenskurve. Mit seiner rohen Unbesorgtheit versäumt sich der Deutsche nicht lange mit Untersuchungen über den Lauf der Dinge, ob den Neuankömmlingen ein Weidegrund gesichert ist. Er ist überzeugt, daß die künftige die beste aller Welten ist. Demgegenüber ist der Franzose geneigt, sich erst klar zu werden, ob er zum voraus einen festbesoldeten Posten für seine Kinder in der Tasche hat. Selbst die Bauern, für die doch jedes Kind eine Hilfe bedeutet bei der Leutenot auf dem Lande und welche im übrigen reich genug sind, wollen keine Kinder — ohne zu wissen, warum nicht. Sollte der Unterschied daran liegen, daß die deutschen Bauern noch frömmer sind? — Es gehört noch mehr Optimismus dazu, als Naudeau den Deutschen zuerkennt, angesichts einer solchen Problemlage, alles von dem Eingreifen des Staates zu erwarten. Alles kann dann noch gut werden. Frankreich wird morgen in sich selbst die Energie finden, mit der Vergangenheit zu brechen, seine Sitten zu erneuern, in seine Wiegen wieder Leben zu bringen, die Lebensfreude wiederzufinden und das Geheimnis der Zukunft zu lieben. Die Maßregeln dazu wären, durch entsprechende Einrichtung der Steuern usw. zu bewirken, daß es überaus teuer wäre, kinderlos zu sein, höchst vorteilhaft dagegen, Kinder zu haben. So wenig wie bei einer Mobilisation dürfte es hier individuelle Freiheit geben. Man arbeite gleichzeitig an der moralischen Reform. Mit eiserner Gewalt unterdrücke man jede Propaganda und jede Leichtfertigkeit, welche der Würde der Familie schaden und die Jugend vergiften könnte. Man mache die Mutterschaft, und zwar jede, achtbar und geheiligt und verweigere ihr in keinem Falle die beste Fürsorge. Zunächst rehabilitiere man die uneheliche Mutter, und zwar in der eindrücklichsten Weise. In ihrem Elend und ihrer Dürftigkeit ist sie dem Staate nützlicher als eine Ehefrau, die hartnäckig unfruchtbar bleiben will. Der Staat darf nur in der Unfruchtbarkeit ein Laster sehen. (Man muß gestehen, daß diese „eiserne" Moralreform nicht ganz „zugunsten der Würde der Familie" ausschlagen dürfte.) Und wenn dann die Mutterschaft in jedem Falle verdienstlich und ehrenwert ist, muß man unbarmherzig jedes Attentat wider die Gesetze der Natur bestrafen: Engelmacherinnen aufhängen und Ärzte, die die Geburt von Franzosen verhindert haben, wegen Hochverrats erschießen. — Man kann auch noch andere Hilfsmittel zu Rate ziehen: Man kann mit Hilfe des Staates überflüssige Kinder im Alter von 5 Jahren aus Rußland, Polen, Ungarn, Jugoslawien und der Tschechoslowakei einführen, die dann leicht zu Franzosen würden und wiederum Franzosen erzeugten. Man kann auch die Ausländer noch besser absorbieren und naturalisieren. Man kann die schwarzen Kolonialvölker noch besser für die Armee ausbeuten. Doch denke man nicht, daß uns diese, so väterlich wir sie auch regieren, bis zu dem Grade lieben werden, daß sie uns sich selbst vorziehen. In ihrer Verblendung werden sie in uns Eroberer sehen und ihre Unabhängigkeit begehren. Zuletzt ist jede Nation nur auf sich selber angewiesen; und man kann die Politik Napoleons und Ludwigs XIV. nicht mit einer aussterbenden Rasse machen.

Mit einem Gedankensprung von reizvoller Naivität macht dann Naudeau aus der Not eine Tugend und versichert, daß die geringe Kinderzahl Frankreichs ein Zeichen und eine Wirkung seiner friedlichen Gesinnung ist. Malthusianismus ist der sicherste Beweis von Pazifismus, und ein Volk ist im Maße der Mäßigkeit seiner Fortpflanzung pazifistisch. Frankreich ist also die friedfertigste aller europäischen Nationen, da es die geringste Nachkommenschaft hat. Wenn doch die Deutschen auch Malthusianer würden! Aber darauf kann man nicht zählen. Deutschland, schon übervölkert, beharrt darauf, durch seine blinde Fruchtbarkeit für die Zukunft Notwendigkeiten der Expansion zu schaffen und Europa den Kampf ums Dasein aufzuerlegen. Es beharrt darauf, seine Bedürfnisse zu vermehren mit der Sorglosigkeit einer Rasse, welche sich sagt: Gott wird sorgen. Das bedeutet: Unsere Bedürfnisse werden uns Recht und Macht schaffen. Der deutsche Handelsimperialismus kommt nur von der Prätention, in einem übervölkerten Lande ohne größere Nahrungsmittelreserven sich unaufhörlich

zu vermehren. Wenn die Deutschen nicht auch ihre Geburten beschränken, so werden die reichen und fleißigen Völker, welche wenig Nachkommenschaft haben, sich bei Zeiten mit Maschinen versehen, um auf mechanische Weise die plünderungssüchtigen Massen der anderen, die auf einem zu engen und armen Boden leben, zu zerstören; denn die uferlose Fortpflanzung eines Volkes ohne Ausdehnungsmöglichkeit kann von seinen weniger fruchtbaren Nachbarn als Angriffsabsicht angesehen werden und damit Präventivmaßregeln rechtfertigen.

Allein was helfen diese Reflexionen? Darum verschwinden wir doch, wenn wir es selber so erwählen. Sicherheit gibt es nur dadurch, daß ein Volk seine politischen Rechte durch hinlängliche biologische Rechte bekräftigt. Das beste Mittel, dauerhaft seine Sicherheit zu verbürgen, ist der glühende Wille, im Sein zu verharren. — Soweit Herr Naudeau. Wir bemerken noch, daß unser Referat sich wörtlich auf den Wendungen seines Buches aufbaut.

Da wir aber gerade dabei sind, diese Art von Literatur zu besprechen, so erwähnen wir noch, um nicht sobald darauf zurückkommen zu müssen, das Ende 1925 erschienene Buch von Edouard Vermeil: „L'Allemagne contemporaine" (Paris, Alcan). Vermeil ist Theologieprofessor in Straßburg und schreibt über deutsche Literatur, Spengler und Troeltsch, die Weimarer Verfassung und die Geschichte des deutschen Kaiserreiches von 1871. Das vorliegende Buch ist überaus seicht und langweilig. Eine rohe Masse von Tagesdaten wird aus den Zeitungen zusammengehäuft; nirgends eine höhere Perspektive, eine Zusammenfügung, eine Deutung. Nur die alten Klischees gröbster linksradikaler deutscher Tagespolitik, entsprechend dem plumpen Interessenstandpunkt des Durchschnittsfranzosen. Dabei ist das Ganze völlig veraltet; überall werden ephemere Inflationserscheinungen mit ermüdender Umständlichkeit auseinandergesetzt. Zur Kennzeichnung des Niveaus reihen wir einige Einzelheiten aneinander. Der Krieg kam den deutschen Regierenden sehr gelegen; sie hofften durch den Sieg aller Schwierigkeiten Herr zu werden, die sie sonst nicht mehr bewältigen konnten. Das deutsche Volk hat ihn nur für die Dynastien aus Disziplin geführt. An der heutigen Lage sind die Arbeitgeber schuld, die aus Egoismus das Land desorganisiert und die fürchterliche Aktion des Auslands auf es gezogen haben. Die Demokraten unterstützten Helfferich; sie denken nur an den Kampf gegen den Sozialismus. (Naudeau verwechselt einmal Philipp Zorn mit Zorn von Bulach!) Zwischen den Parteien gibt es keine Weltanschauungsgegensätze, sondern nur Fragen des Mehr oder Weniger. Sie sind alle nationalistisch und sehr deutsch. Die Rentenmark ist ein Luxusgeld, welches für die Arbeitermassen unzugänglich sein soll und allein für die Grundbesitzer bestimmt ist. Die Zentralisation der Transportmittel ist gescheitert. Die Intellektuellen leben nur dem Nationalismus. Ein Pastor protestierte in Weimar gegen die Völkerversöhnung. In den deutschen Schulbüchern findet man die Lieder und Gedichte des kaiserlichen Deutschlands; vergeblich erheben die Sozialisten Einspruch. Wenig Moralunterricht, dafür beschäftigt man sich mit Hygiene und der physischen Gesundheit der Kinder, ihrer militärischen und politischen Schulung. Es herrscht Sentimentalität und Pathos, nationale Überhebung, Verherrlichung des Krieges und Haß gegen Frankreich. Die monarchistischen Lehrer sind auf ihren Posten geblieben. Eideshelfer ist Stephan Großmann. — Genug damit des banalen Geschwätzes.

Anmerkungen zu Bismarck-Büchern

„Skizzen nach.Akten" bringt Otto Gradenwitz, Bismarcks letzter Kampf 1888—1898 (G. Stilke, Berlin): vor allem nach den von ihm zum erstenmal benutzten und mitgeteilten Berichten der badischen Gesandtschaft in Berlin (wertvoll besonders für die Geschichte des Sturzes 1889/90, an dem der badische Gesandte Freiherr v. Marschall als einer der tätigsten Gegner Bismarcks beteiligt ist); — nach Akten des preußischen Staatsministeriums (interessante Geschichte der bekannten Kabinetsorder von 1852, welche den unmittelbaren Anlaß zu Bismarcks Entlassung gab: sie wird am 14. April 1890 aufgehoben und am selben Tag durch eine neue Order über die Stellung des Ministerpräsidenten im wesentlichen wieder hergestellt); — nach Akten des Preußischen Geheimen Staatsarchivs (Entlassungsgesuch Herbert Bismarcks mit Randbemerkungen des Kaisers) und des Auswärtigen Amtes (Vorgeschichte der Reise Bismarcks zum Kronrat vom 23. Januar 1890). Nicht zu geschlossener Darstellung verarbeitet.

Das Buch von Ernst Gagliardi, Bismarcks Entlassung. Erster Teil: Die Innenpolitik (J. C. B. Mohr, Tübingen), bietet mit großer Sorgfalt und Umsicht das ganze, in den letzten Jahren neu erschlossene Material zu den innerpolitischen Anlässen von Bismarcks Sturz,

ergänzt durch eigene Forschungen des Verfassers in den Archiven von Berlin, Wien, Karlsruhe, Stuttgart, Dresden und Bern. Eine reiche Fülle trefflich gesichteten Stoffes in einer klaren chronologisch fortschreitenden Darstellung zusammengefaßt. In der Sache wird, wie mir scheint, bei aller gerechten Vorsicht des Urteils, die Bedeutung der innerpolitischen Fragen für den Sturz Bismarcks überschätzt. Der entscheidende Grund war der persönliche Machtgegensatz zwischen Kaiser und Kanzler; alle sachlichen Fragen spielen, als Ursache, daneben nur eine geringere Rolle. Daß Bismarcks innerpolitische Möglichkeiten im Frühjahr 1890 so gut wie erschöpft gewesen seien, wird schwer zu beweisen sein; wie denn, von dem besonderen Gesichtswinkel der Schrift aus, die Alterszüge in der Politik des Kanzlers durchweg übertrieben scheinen. Ich darf mich für das Gesamturteil auf meinen Aufsatz über Bismarcks Sturz (Deutsche Geschichte und deutscher Charakter, 2. Auflage 1927, Stuttgart-Berlin) berufen, dessen Auffassung mir durch Gagliardi nicht erschüttert scheint. — Da der Verfasser in seinem Buch das Bedauern ausgesprochen hat, daß die von mir an dieser Stelle (Dezemberheft 1921 „Bismarck") veröffentlichten bayerischen Gesandtschaftsberichte aus dem Jahr 1890 nicht durchweg im vollen Wortlaut mitgeteilt wurden, so darf ich hier wohl dazu bemerken: Die Veröffentlichung der Berichte im vollen Wortlaut, die ich vorbereitet hatte, war mir damals nicht gestattet; es war die erste Veröffentlichung deutscher Gesandtschaftsberichte über Bismarcks Sturz, welche die anderen zum Teil wohl nach sich gezogen hat. Ich war deshalb gezwungen, Teile davon in indirekter Rede zu geben. Gekürzt an den Berichten oder ausgelassen ist jedoch nichts.

Bismarck im Sachsenwald von Arthur Rehbein (Atz vom Rhyn), Klassische und Neue Kunst Verlagsgesellschaft m. b. H., Berlin: eine Sammlung guter Bilder und Aussprüche aller Art über den Kanzler, vor allem schöne Aufnahmen aus dem Sachsenwald. Aus den Mitteilungen des Textes geben wir nur zur Probe einige von denen wieder, die sich nicht mit Politik befassen. Eindruck eines Besuchers vom Arbeits- und Schlafzimmer Bismarcks in Friedrichsruh: eine „fast harte Einfachheit der Einrichtung. Waschtisch und Schrank des Fürsten wie etwa in einem Arbeiterheim" (S. 13). Anders ist es im Wald: „Seine Bäume waren sein Luxus . . . Seine Liebhaberei ging so weit, daß ich alle verkrüppelten Bäume stehen lassen mußte" (S. 52, Mitteilungen seines Oberförsters). „Mehr Nistkästchen, als hier die Vögel locken, kann man nicht wohl anbringen" (S. 14). „ ‚Geben Sie den Meisen auch etwas', pflegte Bismarck seinem Koch zuzurufen, wenn er von der Terrasse herab am Küchenfenster vorbeikam. Er war ein großer Tierfreund und ließ, was täglich vom Tisch abfiel, an den Bäumen im Park für die Vögel aufhängen" (S. 31, nach einer Erzählung seines Kochs). „Als in jenen Tagen dicht am Schlosse ein fast verhungertes und erfrorenes Reh aufgefunden wurde, das nach wenigen Stunden unter wehmütigen Klagetönen verschied, bemerkte ich, daß der Fürst seine tiefe Bewegung kaum unterdrücken konnte" (S. 47). Wir wollen nicht vergessen, daß auch dies Bismarck ist.

München Karl Alexander von Müller

Aus anderen Zeitschriften

Das „Archiv für Politik und Geschichte" enthält im Heft 12, 1926, abschließende Betrachtungen über die jetzt abgeschlossene Aktenpublikation. Aus dem Geleitwort des früheren Staatssekretärs, jetzigen Botschafters W. H. Solf in Tokio möchten wir folgende Sätze sehr unterstreichen: „Aktenpublikationen müssen dem Laien zwar auf den ersten Blick trocken und schwer lesbar erscheinen. Wer aber einmal ernstlich versucht hat, ein solches Werk zu lesen, wird erstaunt sein über die Weite des Blickes, die es ihm verschafft, wird gefesselt sein von den Momenten höchster Spannung, die nicht der Phantasie des Dichters entstammen, sondern dem Leben selber, er wird oft hingerissen sein von der Tragik der Ereignisse, die tatsächlich geschehen sind, deren Zeitgenosse er war, ohne ihnen in den Arm fallen zu können, und aus deren Ablauf er, hell wie im Scheinwerferlicht erkennt, wie seines Volkes, wie der Menschheit, wie sein eignes Schicksal wurde."

Im „Allgemeinen Statistischen Archiv" (Herausgeber Friedrich Zahn), Bd. 16, Heft 2 und 3, veröffentlicht Professor Wilhelm Morgenroth eine statistische Untersuchung über „Die deutsche Wohnungsnot", die manchen unserer Leser als Ergänzung unseres Märzheftes 1927 „Die Wohnungsnot" willkommen sein wird. Die auf wertvolles Material gestützte Arbeit kommt zu dem Ergebnis, daß augenblicklich für das ganze Deutsche Reich schätzungsweise 550000 neue Wohnungen benötigt werden, wozu jährlich noch ein weiterer Bedarf von etwa 150000 Wohnungen kommen dürfte.

Tagebuch

Zu spät

Heute wo Deutschland wehrlos ist, gibt die Münchener Post (vgl. „Die Kehrseite" von Gg. Schulz-Moering in Nr. 136 v. 15/16. Juni 1927) Gedanken Raum, die früher als brutale Auswüchse des Militarismus und der Reaktion gebrandmarkt worden wären und bei Durchführung wahrscheinlich Arbeit für parlamentarische Untersuchungsausschüsse geliefert hätten. Wir lesen, daß die Mehrzahl skeptisch sein werde gegenüber der völligen Sicherung des europäischen Friedens durch den Völkerbund und die Verträge von Locarno. „Optimisten werden einen Luftangriff nicht tragisch nehmen, wenn durch eine Konvention die Anwendung von Giftgasen verboten ist" und „Auf der anderen Seite ist es unglaubhaft, daß ein Staat, sobald er sich in höchster Gefahr weiß, nicht zum wirksamsten Kampfstoff greifen wird, den es gibt." Schade, daß Bethmann-Hollweg das nicht mehr lesen kann und daß diese Erkenntnis für uns viel zu spät kommt. Fr. G.

„Nie wieder Krieg"

Das „Journal of the Royal United Service Institution" bringt im November v. J. einen Vortrag von Sir Ivor Manse, dem wir folgende beachtenswerte Stellen entnehmen:

„Es ist zwecklos, sich der Tatsache zu verschließen, daß die Überführung eines freiwilligen Friedensheeres in ein Kriegsheer mit allgemeiner Wehrpflicht eine sehr schwierige Aufgabe ist."

„Ich kann mich über die allgemeine Wehrpflicht kurz fassen. Ich erinnere daran, daß Deutschland durch den Versailler Vertrag gezwungen wurde, ein System freiwilliger Dienstleistung anzunehmen. Das heißt aber nichts anderes, als daß der Sieger dem Besiegten ein System aufzwang, das erfahrungsgemäß das Allerschlechteste ist, um eine schwache Armee zu einem Volksheer zu entwickeln!"

„Man erzählt uns, daß der Völkerbund die Kriege für ewig beseitigt habe. Glauben Sie vielleicht daran? Was auch die Zukunft bringen mag, es ist nicht nur nützlich, sondern ganz unerläßlich, daß wenigstens ein paar Leute über diesen Punkt klar denken."

Uns geht das alles ja Gott sei Dank nichts an. F. G.

Das Gift in amerikanischen Schulbüchern

Die Karl Schurz-Vereinigung der Steuben-Gesellschaft von Amerika in St. Louis bereitete kürzlich eine sorgfältige Studie von amerikanischen Schulgeschichten vor und stellte dabei fest, daß sie eine auffallende Menge von Irrtümern enthielten. Es wurde ein Komitee ernannt, um eine Erklärung festzustellen und sie dem Board of Education von St. Louis zu unterbreiten. Das Komitee, an dessen Spitze der frühere Abgeordnete Richard Bartholdt stand, übergab eine außerordentlich große Zusammenstellung von giftigem Inhalt in einem halben Dutzend Schulgeschichten und legte dem Board und dem Superintendent nahe, etwas dagegen zu tun. Jedoch wurde keine Notiz von der Klage genommen. Die Denkschrift ist jetzt im „Progressive" abgedruckt. Es wird unsere Leser gewiß interessieren, einiges daraus kennen zu lernen.

In der Geschichte der Vereinigten Staaten von Charles Manfred Thompson heißt es im ersten Kapitel über den Krieg: „Unter den verschiedenen Gründen, aus denen sich der Konflikt entwickelt hat.... der Ehrgeiz von Deutschland, sein Kolonialreich zu erweitern und der blinde Glaube der Deutschen an die Doktrin, daß sie ein auserwähltes Volk seien." In Muzzeys amerikanischer Geschichte, S. 538, heißt es:„ Als der überzeugende Ruf für die Verteidigung eines Ideals gegen den rohen Angriff der brutalen Gewalt kam, welche kein Gesetz kennt." In einer Geschichte der Vereinigten Staaten für Schulen, Das Werden unseres Landes von Smith Burnham, S. 573: „Dieser Krieg wurde durch den glühenden Glauben des deutschen Volkes an seine Überlegenheit über andere Rassen und durch den schlechten Wunsch ihrer Führer verursacht, andere Länder zu erobern und zu beherrschen...." S. 576: „Sie (die Ameri-

kaner) entsetzten sich über die schrecklichen Grausamkeiten, die durch die Deutschen in Belgien und Frankreich begangen wurden." Geschichte des amerikanischen Volkes von Beard und Bagley, S. 623: „Der Krieg ist durch den Kaiser gemacht worden.... und der Volksteil der Regierung (gemeint ist der Reichstag) hatte keine Kontrolle über die Erklärung des Krieges unter irgendwelchen Umständen." S. 624: „1871 rissen sie (die Hohenzollern) Elsaß-Lothringen ab von diesem Land, nachdem sie einen Krieg mit Frankreich angezettelt hatten." S. 626: „Der Triumph der deutschen Kriegsmaschine, die ganz Europa beherrschte, wollte zwei Jahrhunderte von Kampf für Volksregierung vergeblich und sinnlos machen." Mittelalterliche und moderne Zeiten von James Harvey Robinson, S. 634—635: „Es wurde dem deutschen Volk erzählt, daß die Welt gegen es stand. Die Deutschen wurden durch ihre Regierung ermutigt, an andere Völker mit Verachtung und Haß zu denken und auf die Zeit zu sehen, da Deutschland stark genug sein würde, sich selbst zur führenden Weltmacht zu machen." S. 741—742: „Einige von den deutschen Staatsmännern schienen durchaus die Absicht zu haben, eine friedliche Beilegung zu erreichen, aber sie scheiterten an der deutschen Kriegspartei, die auf einen Konflikt brannte. Ohne ihre verbrecherische Tätigkeit wäre der Friede auf unendliche Zeit hinaus aufrechterhalten worden." S. 760: „Die deutsche Regierung bediente sich der beschämendsten Maßnahmen. Sie sandte ihrem Botschafter Grafen von Bernstorff Geldfonds, mit welchen er versuchen sollte, den Kongreß zu bestechen." S. 770: „Die jetzt gegen Deutschland stehen, sind alle im Herzen einig, daß sie in Deutschland die gefährlichste Art des Militarismus sehen, die die ganze Welt in einen schrecklichen Krieg verwickelte, und würde, sollte sie nicht zerstört werden, eine ewige Drohung für den zukünftigen Frieden werden." S. 770: „Den Deutschen wurde während der Dauer der letzten 100 Jahre durch ihre Philosophen, Lehrer, Geistlichen und Regierungsbeamten gelehrt, sich selbst als die führende Nation der Welt zu betrachten. Es wurde ihnen erzählt, daß ihre natürliche Befähigung, Tüchtigkeit, Einsicht die anderen Völker überragte, auf die sie als Dekadente, Barbaren und Hypokriten herabsehen sollten." Elementare amerikanische Geschichte und Regierung von Woodburn und Moran, S. 441: „Es ist jetzt klar, daß der serbische Zwischenfall nicht die wahre Ursache war. Deutschland hatte während fast 50 Jahren sich auf den nächsten Krieg vorbereitet und ergriff den serbischen Zwischenfall als einen Vorwand, um ihn zu beginnen." Amerikanische Geschichte und Regierung von Mathew Andrews, S. 436: „Indessen mit Ausnahme von Deutschland kämpften die großen Mächte von Europa für Frieden".

Es führt zu weit, die ausgezeichneten Gegenargumente anzuführen, die der Progressive jeder einzelnen Stelle der Denkschrift angefügt hat. Es mag hier genügen, den ersten Absatz zu veröffentlichen: „Im Anschluß an die Empfehlung ihres Komitees und des ‚Board of Education' mit Bezug auf die kürzliche Mitteilung, die durch die Steuben-Gesellschaft in St. Louis an Sie gerichtet wurde, haben die Unterzeichneten hiermit die Ehre, Ihnen schriftlich die Beweise unserer Feststellungen zu übergeben, daß die Geschichtsbücher, die jetzt von unseren öffentlichen Schulen benutzt werden, mit Äußerungen in bezug auf den Weltkrieg angefüllt sind, die im Lichte der jüngsten Enthüllungen vollständig unwahr sind. Wir wiederholen deshalb ergebenst, da wir der Ansicht sind, daß die Gemüter unserer Kinder frei von Trug gehalten werden sollten und daß die Wahrheit und nichts als die Wahrheit in unseren Schulen gelehrt werden soll, unsere Forderung, daß die Bücher, die hier im folgenden aufgezählt werden, alle entfernt oder in Übereinstimmung mit den feststehenden Tatsachen verbessert werden und daß die neuen Bücher über die Geschichte des Krieges und seines Ursprungs, deren Liste wir in unseren letzten Mitteilungen unterbreitet haben, sofort für den Gebrauch von Lehrern und Schülern zugänglich gemacht werden." O. St.

Gedanken

Allen den Ketzerrichtern, die die gegen einen Ritus Verstoßenden verbrannt und gemartert haben, ist das Urteil gesprochen mit dem Wort zum Kananäischen Weib (Matth. 15, Vers 28): „O Weib, groß ist dein Glaube, es geschehe dir denn, wie du heischest." Nicht einmal die Taufe hat Jesus gefordert, bevor er dem Weib in seiner Not geholfen hat.

*

Alles Rechnen mit unendlich Kleinem und unendlich Großem = Ungenauigkeit des Denkens durch Ungenauigkeit des Rechnens ausgleichen.

*

Das Tiefste, was über den Fortschritt gesagt wurde, steht bei Pascal in den ‚Pensées': „Tout ce qui se perfectionne par progrès, périt aussi par progrès." Alles, was sich durch Fortschritt vervollkommnet, geht auch durch Fortschritt zugrunde.

*

Redaktionell abgeschlossen am 21. Juli 1927
Herausgeber: Paul Nikolaus Cossmann in München. — Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Arthur Hübscher in München. — Druck- und Buchbinderarbeiten: R. Oldenbourg, München. — Papier: Bohnenberger & Cie. Niefern bei Pforzheim.

Woher?

Ableitendes Wörterbuch der deutschen Sprache von Dr. E. Wasserzieher. 7. Aufl. (51. — 61. Tausend). Gebunden M. 7.— „Ein wirkliches Geschenk an das deutsche Volk." (Rud. Herzog)
Ferd. Dümmlers Verlag
Berlin SW 68, Schützenstraße 29/30

...raphologisches Institut Conrad Bretting
Berlin-Halensee 10

...ssenschaftl. Handschriftenuntersuchungen in sechs Sprachen. ...Mitarbeiter. Gegr. 1904. Ausf. Char.-Bild M. 5.—. Beratende ...alysen bei Lebenskonflikten, Berufsfragen usw. Vergleichende ...alysen in Ehefragen geben Auskunft darüber, wie zwei Charak... zusammenpassen und was zur fruchtbaren Gestaltung der Be...ung zu beachten ist. Eignungsanalyse beim Engagement von ...rsonal. Psychologische Beratungen in Fällen von Lebenskon...ten, seelischen u. nervösen Störungen. Altersangabe erwünscht. ...tscheckkonto Berlin 36116. Prospekt gratis und unverbindlich.

Beziehen Sie sich stets auf die ***Anzeigen in dieser Zeitschrift!***

Ein wichtiger Beitrag zur Bismarckliteratur

Bismarcks letzter Kampf 1888-1898

Skizzen nach Akten, von
Otto Gradenwitz
Professor der Rechte in Heidelberg

Oktav-Format, 272 Seiten, mit einem Faksimile der Abschrift, die Bismarck von dem Kaiserbillett vom 17. März 1890 für die Akten des Ausw. Amtes gefertigt, und einem Faksimile des Originalbillets des Kaisers.
Geheftet RM. 6.—, in Ganzleinen geb. RM. 8.—

VERLAG GEORG STILKE,
BERLIN NW 7, Dorotheenstraße 65

Neubearbeitung der Geschichte des Weltkriegs und des Zusammenbruchs. Hier werden die jüngsterschlossenen Quellen, darunter auch die eidlichen Vernehmungen der Marineführer von 1918, benutzt. Der Bildschmuck der früheren Auflagen ist erstmals wieder eingefügt, ebenso die Sprachenkarte des deutschen Volkes in Mitteleuropa. Die 32 Tafeln zeigen zumeist Ansichten aus den uns entrissenen und am Anschluß gehinderten deutschen Landen.

Von den Pyrenäen zum Nil. Von Prof. M. Rikli. Verlag Bircher, Bern. Ein hervorragend ausgestattetes Reisewerk, das Ergebnis von elf Mittelmeerreisen 1906—1925 des bekannten Zürcher Professors und zweier Freunde bergend; lebendig in der Schilderung, originell in den Aufnahmen und mit guten Literaturzusammenstellungen versehen. F. H.

Woher? Ableitendes Wörterbuch der deutschen Sprache von Dr. Ernst Wasserzieher. 7. vermehrte und verbesserte Auflage. Berlin, Ferdinand Dümmler. In einer früheren Besprechung dieses Buches in unserer Zeitschrift kam der Wunsch zum Ausdruck, es sollte in jedem gebildeten deutschen Hause zu finden sein. Wenn der Verlag jetzt das 51.—61. Tausend (zu einem für viele erschwinglichen Preis von M. 7.— für den Ganzleinenband) vorlegt, so ist er seitdem seiner Erfüllung ein gutes Stück näher gekommen. Seine Brauchbarkeit als Nachschlagewerk hat das Büchlein längst erwiesen. Das Wörterbuch selbst wird durch einen einleitenden Teil gut unterstützt und ergänzt, der das Wortmaterial nach Gruppen wie Erbwörter, Lehnwörter, Fremdwörter usw. ordnet und erklärt. Auf gedrängtem Raum wird eine erstaunliche Fülle von Material und ein gediegener, sachkundiger Führer für alle geboten, denen es um nähere Kenntnis der Muttersprache zu tun ist.

Wer sich über einzelne Fragen der deutschen Sprachgeschichte, der Wortgeschichte, des Satzbaues, Sprachgebrauchs usw. eingehender unterrichten will, der sei nachdrücklichst auf die Sammlung von Aufsätzen und Vorträgen hingewiesen, die Otto Behaghel soeben unter dem Titel „Von deutscher Sprache" erscheinen läßt. (Lahr i. B., M. Schauenburg, geh. M. 8.50, geb. M. 9.50). Es ist aufrichtig zu begrüßen, daß der bekannte Giessener Germanist seine in oft nur schwer zugänglichen Zeitschriften und Zeitungen veröffentlichten Beiträge hier in einem handlichen Bande vereinigt hat. Sie sind zum weitaus größten Teile für einen weiteren Leserkreis bestimmt. Die reizvolle Art, in der dieser Meister seiner Wissenschaft die Sprachprobleme aufgreift, in ihr Verständnis einzuführen und sie zu klären weiß, wird jedem Sprachfreunde Gewinn und Genuß sein.

H. T.

Württemberger

im Ausland bleiben in enger Verbindung mit ihrer Heimat und erhalten ein umfassendes, zuverlässiges Bild der dortigen politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Ereignisse durch die

Auslands-Wochenausgabe des Schwäbischen Merkur

Der seit 1785 in Stuttgart erscheinende Merkur ist bekannt als das Blatt der Schwaben, er hat im ganzen Lande seine eigenen Berichterstatter, und die führenden Männer Württembergs nehmen in ihm Stellung zu allen schwäbischen Angelegenheiten

Man bestellt bei der

Vertriebsabteilung des Schwäbischen Merkur in Stuttgart

Ein Buch, das jeder Deutsche besitzen muß

Die koloniale Schuldlüge

Von Dr. Heinrich Schnee, ehem. Gouverneur von Deutsch-Ostafrika

Mit 16 Bildtafeln

9. ergänzte u. verbesserte Auflage des gleichnamigen Sonderdruck

Die 1926 in London erschienene englische Ausgabe „German Colonization Past and Future" fand dor ungeheure Beachtung: Das Buch ist in allen maßgebenden Blättern nicht nur in Großbritannien, sondern auc in Kanada, Südafrika, Indien, Australien, Neuseeland und anderen Teilen des Britischen Reiches ausführlic besprochen worden und hat auch in den Vereinigten Staaten von Amerika vielfach Beachtung gefunden. Dabe hat sich ergeben, daß die koloniale Schuldlüge in dem allergrößten Teil der englischen Presse, vor allem in de maßgebenden Blättern in England selbst, angesichts des in dem Buche enthaltenen schlüssigen Beweismaterial nicht mehr aufrecht erhalten wird. Dieses Werk hilft Deutschland seinen Kolonialbesitz zurückgewinnen! Al klassische Darstellung deutscher Kulturarbeit gehört es in die Hand jedes Deutschen, auch jedes heranwach senden Deutschen. 16 vorzügliche hochinteressante ganzseitige Aufnahmen ergänzen das geschriebene Wor

Preis steif geh. M. 3.—, in Halbleinen M. 4.20. Zu haben in jeder Buchhandlung

BUCHVERLAG DER SÜDDEUTSCHEN MONATSHEFTE

Alleinige Anzeigenannahme: Anzeigenabteilung der Süddeutschen Monatshefte G. m. b. H., München, Amalienstr. 6/I.
Verantwortlich für den Anzeigenteil: Otto Ultsch, München.

Um die Verständigung

Die Verständigung mit Frankreich ist heute zu einem Schlagwort geworden, das Politiker, Literaten und Vergnügungsreisende gleich gern im Munde führen. Von diesen drei Gattungen von Menschen sind die Vergnügungsreisenden deshalb nicht immer die verächtlichsten, weil sie die Voraussetzung aller Verständigung, eine gewisse Kenntnis des fremden Landes, mitbringen. Es ist gut und zweckmäßig, sich manchmal ihre Eindrücke berichten zu lassen. Sie wecken gemeinhin mehr Gedanken als eine Ministerrede im Reichstag.

Gewiß darf man von jemand, der eine vergleichsweise kurze Reise nach Frankreich getan hat, keine tiefgründige Analyse der nationalen Wesensunterschiede erwarten. Aber man darf erwarten, daß ihm alles, was von den Verhältnissen der Heimat abweicht, viel stärker in die Augen gefallen ist als dem langjährigen Kenner, dem auch das Überraschende und Ungewohnte allmählich gewohnt geworden ist. So hat ein Buch wie Gerhard Venzmers soeben erschienene „Spaziergänge in Frankreich" (Weltbund Verlag, Hamburg 1927) vor dem rein sachlichen Reiseführer jedenfalls den Vorzug, daß es die wechselnden Bilder unmittelbarer und plastisch-lebendiger in ihrer Eigenart wiedergibt, ohne Versuch zu Ausgleich und Verallgemeinerung, zu Vergleichen und Rückführung auf einen Wesenskern. Ob es sich um die buntbewegte Hauptstadt, um die Metropole des Weinhandels oder um das Weltbad Biarritz handelt, um Jammer und Elend in Lourdes, um die Westgotenfestung Carcassonne, um die internationalen Gegensätze von Marseille, immer geben die Schilderungen gerade auch das scheinbar Beiläufige und Zufällige, das für den Eindruck bestimmend ist, und immer führen doch gerade diese scheinbaren Belanglosigkeiten auf den Begriff dessen, was wir französisch nennen. Es erweist sich wieder einmal, daß die Umkleidung, die äußere Form mehr vom Wesen sagt, als man gemeinhin wahrhaben will, daß eine Gebärde, ein paar an sich belanglose Worte die tiefsten Einblicke in die Seele eines Volkes gewähren können.

Völker, die sich in ihrem Alltag verstehen, werden sich auch sonst verstehen. Darum ist es bemerkenswert, wenn ein vorwiegend dem Alltag gewidmetes Buch wie diese „Spaziergänge in Frankreich" so häufig zu besonders scharfer Erfassung nationaler Verschiedenheiten gelangt.

Wenn man nämlich der Idee einer gegenseitigen Annäherung dienen will wie Venzmer, sollte man dann nicht eher den Gemeinsamkeiten nachgehen statt den Verschiedenheiten? Venzmer hilft sich über den inneren Widerspruch hinweg, indem er in vollkommener Verkennung der Tatsachen alles Trennende einer aus Mißverständnissen aufgebauten, heute aber leicht zu vergessenden Vergangenheit zuschiebt. Er merkt nicht, daß es nicht in erster Linie die Vergangenheit ist, die zwischen den Völkern steht, jener „historische" Haß mit seinen immer wiederkehrenden Entladungen bis zum Weltkrieg, sondern die Gegenwart: politisch ein Friedensvertrag, der auf Verewigung des Hasses berechnet scheint, kulturell seine innere Voraussetzung, ein seit Jahrhunderten nur immer stärker ausgeprägter Gegensatz, der längst die Möglichkeit großer Gemeinsamkeiten ausschließt.

Wir können eine Verständigung mit England suchen, auf die gemeinsame ger-

manische Abstammung verweisen, auf Shakespeare, der uns so nahe steht wie kein Franzose jemals. Wir sehen Verbindungen mit Italien in der Gemeinsamkeit der großen humanistischen Überlieferung, in dem reichen Strom nordsüdlicher Wechselwirkung, der über Renaissance und Barock und deutsche Klassik fortschwingt bis in die Gegenwart, und nicht zuletzt im gleichen Schicksal späterer innerer Einigung nach Jahrhunderten individualistischer Zerrissenheit. Wir haben auch mit Rußland immerhin die große Gemeinschaft des verlorenen Krieges und eines wirtschaftlichen Aufeinanderangewiesenseins. An was aber könnten wir im Falle Frankreich erinnern? Die kulturell-geistigen Bindungen, die das ritterliche Standesideal, die höfische Epik, vor allem die Gotik gebracht hatten, gehören unwiderruflich und seit langem der Vergangenheit. Seit dem Ausgang des Mittelalters haben wir in Deutschland immer nur jene Rezeptionen französischen Wesens erlebt, die an Stelle eines gemeinsamen Erlebens Zwangsformen eines fremden, zu innerst unverstandenen Erlebens setzten und sich daher im Laufe der Jahrhunderte mehr und mehr die Einschränkung auf äußerlichste Dinge, Mode, Gesellschaftstänze usw. gefallen lassen mußten. Alle Ideen, die uns der Westen in diesen Jahrhunderten noch gebracht hat, erwiesen sich nachträglich als Irrtum: Von der Humanitätsidee der französischen Revolution, die von den deutschen Geistigen von damals bald genug durchschaut wurde, bis zu der Humanitätsidee des Weltkriegs, die von den deutschen Geistigen von heute allerdings noch immer nicht durchschaut ist.

So ist das Auseinanderstreben der beiden Völker längst so weit gediehen, daß die politische Grenze auch die Grenze zweier weit über nationale Sonderung hinausreichender geistiger Prinzipien geworden ist. Es ist für Frankreich mit einem Wort das Prinzip westlicher Zivilisation, für Deutschland allerdings läßt es sich kaum mit einem ähnlich treffenden Wort bezeichnen. Beachtlicher Weise liegt nun auch darin ein Gegensatz, daß Frankreich anders als das schicksalsgläubigere Deutschland, immer entschiedener die Rationalisierung des Geistigen, seine Begründung und Verfestigung im rein Materiellen anstrebt. Das Verlangen nach Sicherungen hat seine tiefe metaphysische Begründung. Eine dem Verständigungsgedanken höchst abträgliche Bevölkerungspolitik, eine auf die Spitze nationalistischer Unduldsamkeit getriebene Wehrverfassung, formen die Bereiche nationaler Selbstbehauptung und nachbarlicher Beziehungen ausschließlich von der Seite eines ungeistigen Machtgedankens her, dem gerade auch der Geist nur mehr als williges Werkzeug einbezogen ist.

Und darum nochmals: Wo ist Gemeinsames zu finden? Man vergegenwärtige sich einmal die tatsächlichen Ergebnisse einer auf beiden Seiten zweifellos vom besten Willen getragenen Auseinandersetzung deutscher und französischer Intellektueller, wie sie Thomas Mann in der „Pariser Rechenschaft", dem leersten seiner Bücher, festgehalten hat. Nirgends ein überzeugend einigender Begriff, eine verbindende Formel, nur die dünnen Worte Demokratie, Humanität, Europa, Worte, die einem weiteren Kreis von abendländischen Erlebnis- und Denkmöglichkeiten entnommen sind und kaum als brauchbare Überdachung nationaler Wesenseigentümlichkeiten gelten können, zum mindesten nicht für Deutschland. Das deutet auf eine Fremdheit zwischen Volk und Volk, die gerade den, der eine Verständigung am aufrichtigsten wünscht, mit Sorge erfüllen muß.

Und ist es anders mit den Möglichkeiten, die in den Beiträgen dieses Heftes gelegentlich gezeigt werden? Etwa mit der unbestimmten Hoffnung auf die Zeit oder mit der andern auf die Einigung im Sinne einer Zukunft jenseits der Humanität? Ist es nicht vielmehr das Trostloseste überhaupt, diese Notwendigkeit einer Berufung auf allgemeinste, internationale oder metaphysische Prinzipien? Sie leitet im besten Falle wieder in die dunstige Atmosphäre von Kongressen, Konferenzen und Friedensresolutionen, die bekanntlich selten genug zu brauchbaren Ergebnissen führen, nur dann vielleicht, wenn sie auf der Grundlage der Gleichberechtigung stehen. Und von der Anerkennung unserer Gleichberechtigung sind wir, wie auch die französischen Anhänger der Verständigung zugeben werden, so weit entfernt wie je.

Die geistige Lage des heutigen Frankreichs

Von Edouard Dujardin in Paris

Dieser Aufsatz eines französischen Mitarbeiters ist, wie wir ausdrücklich betonen, ohne Kenntnis der übrigen Beiträge des Heftes geschrieben. Wir freuen uns besonders, durch ihn beweisen zu können, daß es auch ein anderes Frankreich gibt als das Frankreich Poincarés. D. Schr.

Das Publikum, das diese Zeilen lesen wird, braucht nicht zu fürchten, daß ich mich hier zum Verteidiger des Landes mache, wo ich geboren bin, wo ich erzogen wurde und wo ich lebe. Wenn man sich bemüht, die Fehler und Irrtümer seines Vaterlandes zu verleugnen oder zu entschuldigen, indem man seine Vorzüge übertreibt oder gar solche erfindet, so ist die Verteidigung nicht nur recht minderwertig, sondern auch ziemlich zwecklos, denn sie ruft unmittelbar den Widerspruch der Ausländer hervor und verleiht gleichzeitig gerade den Dingen besonderen Nachdruck, die sie verheimlichen oder rechtfertigen will. Ganz im Gegensatz dazu erscheint von den jüdischen Propheten bis zu Nietzsche die Rolle des Kritikers edler und nützlicher, welche Unannehmlichkeiten sie auch immer für denjenigen mit sich gebracht haben mag, der sie auf sich nahm. Und doch würde einige Anmaßung dazu gehören, die Rolle des Jeremias spielen zu wollen; ich halte es für einfacher und angemessener, daß derjenige, der ein Denker sein will, sich um das Objektive bemüht. Ich schreibe jedenfalls diese Zeilen ohne irgendeine Besorgnis, daß diese oder jene Partei, diese oder jene Gruppe einen Vorteil daraus ziehen könnte. Ich will weder begünstigen noch schädigen. Ich spreche aus, was meine Erfahrungen, meine Studien und meine Überlegungen mir eingeben.

Vor einigen Jahren ist in Deutschland ein Buch „Die Maske und das Gesicht Frankreichs" erschienen. Sein Verfasser hat vor dem Kriege in Paris gelebt und später viele Pariser Bücher und Zeitschriften gelesen. Das Buch legte dar, daß das wahre Antlitz Frankreichs nationalistisch sei und daß der Pazifismus nur die Maske darstelle. Diese Ansicht war zu der Zeit, als das Werk erschien, zum Teil richtig. Was aber die Gegenwart betrifft, so glaube ich, daß ganz im Gegenteil der Nationalismus eine Maske über dem pazifistischen Antlitz Frankreichs ist. Oder vielmehr, um ein nicht ganz zutreffendes Bild beiseite zu lassen, ich glaube, daß die überwiegende Mehrheit der Franzosen heute pazifistisch eingestellt ist und ein freundschaftliches Bündnis mit Deutschland wünscht, und daß nur eine kleine Minderheit, leider eine sehr geräuschvolle, sich weiterhin einer wirklichen Vereinigung widersetzt und in einem Nationalismus und einem Deutschenhaß verharrt, von dem die übrige Bevölkerung geheilt ist.

Zweifellos hat in den Jahren, die unmittelbar auf den Krieg folgten, eine Welle antideutscher Gesinnung die Geister überflutet. Man kann sich nicht vorstellen, wie rasch die französische Bevölkerung die Leiden und Ängste vergessen hat, die sie während des Krieges erduldete. Außerdem griffen in den gemäßigten Kreisen ein Erstaunen und eine Entrüstung Platz (in Frankreich ebenso wie in Italien), als man merkte, wie verschieden die Ergebnisse des Krieges von denen waren, die man erwartet hatte, besonders aber, als man sah, wie äußerst schwierig die Wiederherstellung der zerstörten Provinzen sich anließ und bis zu welchem Grade das Nationalvermögen in Gefahr war; wenige Leute gaben sich Rechenschaft darüber, daß der Fehler der eigenen Regierung zur Last gelegt werden mußte; überall herrschte der kindische Glaube, daß Deutschland alles gutmachen müßte und könnte, daß der schlechte Wille Deutschlands allein sich der Wiederherstellung Europas widersetze und endlich, daß es genügen müsse, rücksichtslos aufzutreten, um alles zu erreichen.

Aber der Hauptgrund für diese nationalistische Welle war das Wiedererwachen des alten Herrschergeistes, begünstigt durch den Rausch des Scheinsieges, jenes Herrschergeistes, der sich im ganzen Verlauf der Geschichte geoffenbart hat und der auf seinem Höhepunkt angelangt war während der französischen Revolution, als die Franzosen die Sendung in sich fühlten, der Welt das Licht ihrer neuen Ideen zu bringen, und unter Napoleon, als er der Welt seinen Ordnungsbegriff auferlegen wollte; bei Waterloo zu Tode getroffen, erlebte dieser Geist so etwas wie eine Auferstehung unter der Regierung Napoleons III.; der Krieg von 1870/71 schien ihn endgültig vernichtet zu haben; der Scheinsieg von 1918 weckte ihn ein letztes Mal wieder auf. Europa war Zeuge einer ungewöhnlichen Erscheinung: ein Volk war nach dem Kriege nationalistischer eingestellt als im Kriege. Man begriff nicht, daß der Sieg von 1918, so verschieden von denen der französischen Revolution und Napoleons, nicht der eines einzigen Volkes, sondern der verbündeter Völker gewesen war, und daß Frankreich in den Jahren 1914—1918 im ganzen genommen ein hilfsbedürftiges Volk war (dieses Wort ist durch die „Action Française" selbst geprägt worden); man sagte „unser Sieg" anstatt zu sagen „unser Anteil am Sieg"; man glaubte einen Augenblick jene Zeiten wiedergekommen, wo Frankreich seine Gesetze Europa aufzwang; man hatte lange Zeit kein Verständnis für die Tatsache, daß, wenn eine Gruppe 1920 in Europa Gesetze hätte auferlegen können, es die angelsächsische gewesen wäre.

Der Nationalismus, ich möchte sogar sagen der Imperialismus, ist an sich das natürliche und notwendige Ergebnis eines Überschusses an Lebenskraft bei einem jungen und starken Volk. Ein Staat, der groß wird, hat das Bedürfnis, sich auszubreiten, und dieses Sichausbreiten ist schwierig, ohne andere zu schädigen. Der Wille zur Macht folgt dem Willen zum Leben. Wenn die Lebenskraft eines Volkes abnimmt, läßt das Bedürfnis von selbst nach; und es läßt ebenso nach, wenn dieses Volk nicht mehr über die unerläßlichen Mittel verfügt, seinen Ehrgeiz zu befriedigen. Wenn es trotzdem weiterbesteht, so sieht man sich einem kurzen Weiterleben gegenüber, dem die Wirklichkeit eine strenge Richterin ist, so wie es für Frankreich 1870 der Fall war.

Der Rausch, der die Geister in den Jahren 1919 und den folgenden überkam, war glücklicherweise von zu kurzer Dauer, als daß eine so schreckliche Lektion notwendig geworden wäre. Die Weigerung Englands, seinem Verbündeten beizustehen, hat genügt, daß dieser rasch die Unmöglichkeit einsah, etwas allein zu unternehmen; man begriff, daß man ein „Sieger" war, der den Kopf einziehen mußte. Man hatte andererseits bald das Gefühl einer allgemeinen Mißstimmung gegen die Anmaßung, sich dem Frieden zu widersetzen. Zur selben Zeit trug das Gefühl dieser Ohnmacht und dieser Mißstimmung dazu bei, in den Geistern Gerechtigkeit und Mäßigung wieder zu erwecken. Endlich, und das war zweifellos der Hauptgrund für die Rückkehr zur gesunden Vernunft, vollendete die Abnahme der Lebenskraft selbst ihr Werk, indem sie die Ruhe der ständigen Ungewißheit nationalistischer Bestrebungen vorziehen ließ. Und das ist eine Überlegung, die besser als alle anderen Europa davon überzeugen muß, was es mit der Möglichkeit eines Fortbestehens oder einer Rückkehr des alten Herrschergeistes auf sich hat. Die Krise, in der Frankreich sich nach dem Kriege befand, konnte nur vorübergehend sein, geschichtlich erklärlich, aber ohne die Kraft zur Erneuerung. Frankreich gleicht einem betagten Menschen, der nichts mehr als seine Ruhe will. Der Nationalismus ist eine Angelegenheit, an die Frankreich nicht allein nicht mehr denken will, sondern auch nicht mehr denken kann.

Das ist die geistige Einstellung, wie ich sie heute sehe, wenn nicht in der Allgemeinheit, so zum mindesten in der überwiegenden Mehrheit der Bevölkerung. Beim einfachen Volke liegt diese Tatsache offen zutage. Wie könnte man in Frankreich heute Arbeiter, Bauern, kleine Beamte finden, die noch von Krieg und Ausdehnung träumen und die gegen ihren alten Feind, von einigen Ausnahmen abgesehen, unversöhnlichen Haß bewahren? Jeder weiß heute in Frankreich: Wenn die deut-

schen Soldaten während des Krieges aufgetreten sind wie alle Soldaten in Feindesland eben auftreten, so haben die englischen Soldaten in dem verbündeten Lande nicht anders gehandelt, noch die französischen selbst in ihrem eigenen Land. Während des Krieges habe ich oft von Leuten aus dem Volke sagen hören: „Die Deutschen? Das sind Menschen wie wir, und man müßte sich verständigen ... Wie schade, daß sie immer über uns herfallen wollen." Heute höre ich noch die erste Hälfte dieses Satzes, aber nicht mehr die zweite.

Die geistige Lage ist in der Welt der Geschäfte nicht anders, und da verstärken die wirtschaftlichen Gründe die Gefühlsgründe. Ich kann versichern, daß es heute wenige Geschäftsleute gibt, die nicht verstehen, daß die deutsche Freundschaft wirtschaftlich ebenso notwendig ist wie politisch.

Dagegen hält sich der alte Geist in einem großen Teil der Bourgeoisie; man hört oft noch heute Männer und Frauen der reichen Klassen alle während des Krieges verbreiteten Verleumdungen gegen Deutschland wiederholen, hört sie erklären, daß man Deutschland kein Vertrauen schenken könne, und beweisen, daß es unmöglich ist, sich mit ihm zu verständigen; daher die Folgerung, daß nur die Sicherungen der Gewalt von Wert sind, und, als Schluß, die Rückkehr zum alten imperialistischen Traum mit der nämlichen Rechtfertigung und der nämlichen Entschuldigung, die Napoleon ihm gab, als er seine Heere durch Europa führte: Die Gewalt allein ist fähig, den Frieden zu sichern.

Bei den Intellektuellen ist die vorherrschende Geistesrichtung sehr eindeutig diejenige der Versöhnung; aber eine bestimmte Zahl von ihnen teilt weiterhin die Gefühle der hohen militaristischen Bourgeoisie. Dieses Fortleben der alten nationalistischen Geistesrichtung bei einer kleinen aber geräuschvollen Minderheit findet seinen Ausdruck und zu gleicher Zeit seinen Ausgangspunkt in der doppelten Frage der Kriegsverbrechen und der Verantwortlichkeiten.

Ich sagte, daß die große Mehrheit der Franzosen sich heute Rechenschaft darüber gibt, daß jedes Feldheer notwendigerweise Übeltaten und selbst Verbrechen begeht, und man hört denn auch in den Familien häufig erzählen, daß die alliierten Soldaten ebenso geplündert und zerstört haben wie die deutschen. Ganz anders ist die Meinung unserer kleinen nationalistischen Minderheit; nach ihr haben allein die Deutschen geplündert und zerstört, und es ist unter Strafe der Ehrlosigkeit untersagt sich zu fragen, ob nicht dasselbe auf unserer Seite vorgefallen ist.

Ich will hier nicht Partei ergreifen für Poincaré, für den ich persönlich eine hohe Achtung und eine große Bewunderung fühle. Ich denke, daß es ungerecht ist, ihn für den Krieg verantwortlich zu machen; aber er verkörpert unglücklicherweise den Geist, der heute in der französischen Minderheit wütet. Es ist gleichwohl unleugbar, daß seine letzten Verlautbarungen eine sehr betonte Neigung zur Abspannung erkennen lassen; und es ist mir nicht zweifelhaft, daß dieser ausgezeichnete Staatsmann eines Tages allmählich dazu kommen wird, seine Gesichtspunkte zu ändern; aber die Rede, die er am 24. Juli in Orchies gehalten hat, beweist, daß er auf diesem Wege noch weit vom Ziele ist: „Wir warten", sagte er, „auf die Zeit, in der wir die nötige geistige Freiheit haben, um die Einäscherung von Orchies mit der nämlichen Kaltblütigkeit zu berichten wie ..." Es könnte scheinen, daß Poincaré hier vergleichsweise geschichtliche Verbrechen hätte zitieren müssen, die auf beiden Seiten begangen wurden; aber er zitiert nur deutsche Verbrechen. Daher erkläre ich, daß es erst an dem Tag einen wahrhaften Frieden in der Welt geben wird, an dem die Geschichte als Ausdruck der Gemeinschaftsseele die Verwüstung der Pfalz und diese Vorwürfe gegen die deutschen Heere auf die nämliche Stufe stellen wird.

Es verhält sich nicht anders mit dem Komplex der Verantwortlichkeiten für den Krieg. Die große Mehrheit der Franzosen weiß durchaus, daß jedes Volk seinen Teil an der Verantwortung gehabt hat; aber die kleine nationalistische Minderheit setzt es sich in den Kopf, alles auf den Rücken eines Einzelnen abzuladen. Man muß nicht glauben, daß es sich da um eine einfache geschichtliche Frage handelt; solange die Wahrheit nicht anerkannt ist, wird eine wahre Versöhnung unmöglich

sein. Wenn Deutschland, wie unsere Nationalisten behaupten, ein raubgieriges Staatswesen ist, das sich 1914 auf Frankreich geworfen hat, um es zu verschlingen, so ist es unklug, ihm heute Vertrauen zu schenken. Für heute finden wir bei Poincaré noch den Ausdruck dieser These, die er zu der seinigen gemacht zu haben scheint und die er noch nicht gemildert hat. Beweis dafür dieselbe Rede von Orchies: „Wenn unsere Nachbarn darauf verzichten, die Welt irrezuführen, wenn sie nicht mehr versuchen, die Verantwortlichkeit der Mittelmächte am Ausbruch des Krieges und an den Verbrechen während des Feldzugs abzuleugnen, so werden wir selbst glücklich sein, von diesen tragischen Episoden wie von fernen Dingen zu sprechen, die in den Archiven der Geschichte aufbewahrt sind."

Es ist etwas Ungesundes, von einem Volke zu verlangen, daß es sich eines Verbrechens schuldig bekennt, das begangen zu haben es sich nicht bewußt ist. Eine unmögliche Sache verlangen heißt sie nicht wollen. Das deutsche Volk zur Versöhnung auffordern, indem man ihm eine Bedingung auferlegt, die es nicht erfüllen kann, heißt das die Versöhnung wollen?

Man wird sich fragen, wie es möglich ist, daß eine Minderheit in einer Stellung verharrt, die dem Gefühl der Mehrheit und, ich füge hinzu, auch dem Gefühl des Restes der Menschheit widerspricht. Diese Tatsache erklärt sich sofort durch den Einfluß, den die hohe Bourgeoisie in Frankreich ausübt; die Leute vom Volk haben in diesen Dingen die Gewohnheit, ihre Gedanken mit Zurückhaltung auszusprechen; dagegen sind die Herren und Damen der hohen Bourgeoisie Leute, die sehr laut sprechen.

Die Zeitungen helfen nicht minder dazu, den alten nationalistischen Geist wachzuhalten. Während die große Mehrheit der Bevölkerung die Annäherung erstrebt, hält zweifellos die große Mehrheit der Zeitungen, fern davon diesem Geist Ausdruck zu geben, die These von den Verbrechen und der Verantwortlichkeit einseitig aufrecht und predigt das Mißtrauen und die Zuflucht zur Gewalt.

Es ist ebenso in der politischen Welt. Aber da tritt die Erscheinung sehr teilweise auf. Wenn man mit der Mehrzahl der Politiker der Linken unter vier Augen vertraulich plaudert, so wird man feststellen, daß sie die vernünftigsten und versöhnlichsten Menschen sind; hört man sie dagegen in den öffentlichen Vereinen und großen Versammlungen, so wird man nur Reden vernehmen, die, selbst wenn sie die Versöhnung zu wollen scheinen, mehr oder minder von Chauvinismus und Deutschenhaß befleckt bleiben.

Der Grund ist, daß in den Zeitungen und in der politischen Welt eine Art von weißem Terror herrscht, der auf das Vorurteil gegründet ist, daß es keinen richtigen Patriotismus ohne einen gewissen Nationalismus und ohne Deutschenhaß gibt. Nun ist es wenigen Zeitungen und wenigen Politikern recht, wenn ihr Patriotismus, ich will nicht sagen geleugnet, aber auch nur erörtert wird. Ich spreche von einer Art von weißem Terror; beim ersten Wort zugunsten der französisch-deutschen Annäherung, bei der ersten Erörterung der Kriegsverbrechen und der Verantwortlichkeiten sehen wir die Häupter der Minderheit sich schreiend aufrichten und ihre Gegner beschuldigen, daß sie schlechte Franzosen seien und Vaterlandsverräter. Briand hat großen Mut nötig gehabt, um seine Locarno-Politik zu verfolgen; und er hat noch die kluge Geschicklichkeit besessen, jedes Eingehen auf das Gebiet der Verantwortlichkeiten und der Kriegsverbrechen zu vermeiden.

So erklärt es sich, daß das pazifistische und Locarno-Gesicht Frankreichs mit einer Maske des Nationalismus und des Deutschenhasses bedeckt ist. Was behält uns die Zukunft vor? Es ist zu augenfällig, daß eine wahrhafte Annäherung zwischen Frankreich und Deutschland erst an dem Tag möglich ist, an dem diese Maske endgültig abgelegt ist. Ist das in der nächsten Zeit möglich?

Es müßte eine große Bewegung über Frankreich dahingehen, ähnlich derjenigen der Dreyfus-Affäre, eine tiefe Welle der Empörung gegen „le bourrage de crânes", d. h. gegen die Lüge von den Verantwortlichkeiten und von den Kriegsverbrechen,

eine Art von edlem und mächtigem Schrei, mit welchem Frankreich sein Gewissen befreien würde. Ist ein solcher Kraftaufwand vereinbar mit der Krise der Lebenskraft, die wir täglich sich äußern sehen? Der heutige französische Charakter ist zu sehr von Gleichgültigkeit durchsetzt. Ich sehe allzu oft die guten Leute, die das deutschfeindliche Geschrei hören oder lesen, sich damit begnügen, die Achseln zu zucken, zu lächeln und zu scherzen. Skeptizismus? Gleichgültigkeit? Resignation? Herzensträgheit? Ich will hier nicht auf das furchtbare Problem kommen, welche Rolle Frankreich und Deutschland in der Geschichte der europäischen Zivilisation zu spielen bleibt. Dieser Skeptizismus, diese Gleichgültigkeit, diese Resignation, diese Trägheit sind nicht vereinzelte Erscheinungen, sondern Symptome einer Entwicklung, und das ist sehr beunruhigend.

Das ganze Problem der Zukunft Frankreichs liegt hier. Während des Krieges waren wir Zeugen einer doppelten Tatsache: An der Front haben die Franzosen die vornehmsten militärischen und zivilen Eigenschaften bewiesen, und das ist etwas sehr Schönes gewesen; die Deutschen, die nicht weniger bewunderungswürdige Soldaten gewesen sind, werden die ersten sein, es anzuerkennen. Dagegen hat sich hinter der Front ein so schreckliches Schauspiel aufgetan, daß es mir unmöglich ist, hier noch ein Wort darüber hinzuzufügen. Auf welcher Entwicklungsstufe der Zivilisation kann die Gleichzeitigkeit dieses doppelten Charakters eintreten: an der Front der beste, im Hinterland der schlechteste?

Die Frage ist, ob die Franzosen, die zum größten Teil bereit sind, Deutschland mit dem nötigen Geist der Gerechtigkeit die Hand zu reichen, den Mut haben werden, einer Minderheit Schweigen aufzuerlegen, die ihrem edleren Instinkt widerspricht. Oder muß man auf die Zeit rechnen? Die Zeit pflegt Probleme gut zu lösen.

Das Geheimnis der französischen Propaganda

Von Kurt Baschwitz in Berlin

Kurt Baschwitz ist unseren Lesern als Verfasser des grundlegenden Werkes der Propagandaforschung „Der Massenwahn" (C. H. Beck, München) bekannt. Die Fortsetzung dieses Werkes erscheint demnächst unter dem Titel „Die Kunst der Massenführung" im gleichen Verlag. D. Schr.

Sind die Franzosen völkerpsychologische Hexenmeister? Wie bekommen sie es fertig, in so weitem Umfange die Meinungen und Stimmungen der Völker zu beherrschen? Das tun sie nämlich immer noch. Die wenigsten Deutschen haben einen rechten Begriff davon. Denn man berichtet und hört natürlich mehr von den erfreulichen Ausnahmen. Wie ja überhaupt zu allen Zeiten in der Chronik wie im Tagesgespräch das auffällige, seltene Ereignis vermerkt und das übliche, gewohnte Geschehen kaum erwähnt zu werden pflegt. Es ist immer noch ein auffälliges, ja geradezu aufsehenerregendes Ereignis, wenn im Ausland eine Stimme gegen die französische Gesinnungsdiktatur laut wird. Wir freuen uns mit Recht darüber, daß solche ungewöhnlichen Fälle sich neuerdings mehren. Aber offenbar sind wir noch sehr weit von dem Normalzustand entfernt, in dem es als auffällig und mitteilungswert empfunden werden müßte, wenn wieder ein sonst vernünftiger Mensch die alten, heute üblichen Vernunftwidrigkeiten nachspricht.

Man darf den bisherigen Erfolg der unverdrossen weitergeführten Aufklärungsarbeit nicht an der Zahl derjenigen Menschen im Auslande messen, die sich von ihr schon haben überzeugen lassen. Ihr größeres Verdienst liegt in dem, was sie für die Zukunft bewahrt und bereitet hat. Im allgemeinen macht man sich keine Vorstellung von

der Dringlichkeit der glücklich abgewehrten Gefahr, daß nicht nur die geschichtlichen Tatsachen, sondern auch der moralische Selbsterhaltungswille des deutschen Volkes begraben und verschüttet würden. Nun darf es sich jedoch für uns nicht nur darum handeln, die Ereignisse der großen Politik wahrheitsgetreu festzuhalten, sondern auch die völkerpsychologischen Erfahrungen müssen festgehalten werden. Auch hier gilt es, Tatsachen von größtem geschichtlichem Wert klarzustellen. Die Welt wird an den Lehren, die sie jetzt erlebt, in Zukunft nicht vorübergehen. Wir Deutschen müssen sie gleichfalls begreifen.

Würdigen wir also einmal den Sonntagsredner Poincaré in seiner völkerpsychologischen Bedeutung: Da steht ein Mann, der sich bewußt ist, Zeit seines Lebens den Krieg gewollt und ihn dann auch herbeigeführt zu haben, ein Mann, der weiß, daß Millionen von Menschen das wissen und daß jeder des Lesens Kundige es in urkundlich genauen französischen, russischen und anderen Veröffentlichungen nachprüfen kann. Dieser am schwersten von allen lebenden Staatsmännern belastete Mann weiß ferner, daß er, gerade er es wagen darf, täglich den Vorwurf der Kriegsschuld und die Verdächtigung kriegslüsterner Gesinnung gegen sein Opfer zu schleudern. Wie muß er von den Völkern denken, die ihm lauschen und ihm zu glauben bereit sind?

Nun ja, Deutschland wehrt sich gegen ungerechte Beschuldigungen nach seinem üblichen „Es ist nicht wahr"-Verfahren; es ist ein Gegner, der nur pariert, aber nie zurückschlägt. Die Kriegsverbündeten von früher können, ganz gleich, wie sie über ihn denken, nicht frei mit der Sprache heraus. Und die Neutralen bieten in ihrer besinnungslosen Hingabebereitschaft das deutlichste Beispiel für den Zustand geistiger Hörigkeit, als dessen Nutznießer sich der französische Ministerpräsident zu seinem Auftreten erkühnen darf.

Im Zustand dieser geistigen Hörigkeit verzichten die Völker auf die Freiheit eigenen Denkens, auf das Recht vernunftgemäßen Verhaltens. Sie verleugnen auf Befehl wohlbegründete Anschauungen, die sie lange gehegt haben, sie verleugnen plötzlich Ideale, die ihnen bis dahin heilig waren. In der Schweiz gilt z. B. die gerade diesem Volke bisher ans Herz gewachsene Idee vom Selbstbestimmungsrecht der Nationen gar nichts mehr. Sämtliche großen Zeitungen des Landes sind der französischen Meinung, daß der gesamtdeutsche Volkswille nach Zusammenschluß Österreichs und des Reiches mit häßlichen Namen belegt und durch fremdes Machtgebot unterdrückt werden dürfe. Große holländische Zeitungen haben den Anspruch Polens auf einen Korridor und die Hafenstadt Danzig noch vor dem Friedensdiktat vertreten mit Argumenten, die genau so für den Hafen Rotterdam und sein reichsdeutsches Industriehinterland oder Genua und die Schweiz oder andere Korridortorheiten passen würden. Und die Denkverkrümmungen, mit denen die verlängerte Rheinlandbesetzung, unbegrenzte Reparationstribute, Knebelungen, Gewaltandrohungen und andere Versündigungen an der Friedenssicherheit Europas immer nur gutgeheißen und ermutigt, nie getadelt werden, sie sind samt und sonders im Widerspruch zu den Ideen, die diese Menschen bis vor acht Jahren immer und feurig vertreten haben.

Wie ist es nun den Franzosen gelungen, fremde Völker in solche geistige Hörigkeit zu versetzen? Während des Weltkrieges trat England als Beherrscherin der Massenmeinungen entschieden weit stärker hervor als Frankreich. Die Wandlung trat während der Geheimverhandlungen der „großen Vier" in Paris ein, in denen das Friedensdiktat ausgeheckt wurde. Wurde es eigentlich ausgeheckt? Clemenceau war Herr. Wilson mußte sich beugen, wollte er nicht sich und der Welt eingestehen, er habe sein Land in einen ungerechten Krieg hineingesteuert. Die Mitverantwortung macht abhängig. Poincaré hat in gleicher Weise zur Zeit des Ruhreinbruchs Lloyd George zum Schweigen zu bringen versucht, indem er ihm in der Presse vorhalten ließ: wer dem ersten Schritt zugestimmt habe (nämlich der vertragsbrechenden Besetzung der Rheinhäfen), habe auch die moralische Mitverantwortung für den zweiten Schritt, nämlich den an die Ruhr. Der tapfere amerikanische Professor Barnes hat, wie v. Wegerer in der D.A.Z. berichtet, die Äußerung getan: das Aufgebenmüssen der liebgewordenen Vorstellung von der Schuld der Mittelmächte habe auf ihn

fast denselben Eindruck gemacht, wie in seiner Jugend der Verlust des Kinderglaubens an den Heiligen Nikolaus. In diesem Ausspruch steckt ein ganzes Stück Massenpsychologie: nämlich der Hinweis auf das dringende seelische Verlangen jedes normalen Staatsbürgers, an die Gerechtigkeit der Sache, für die sein Staat in den Krieg gezogen ist, glauben zu dürfen, solange es nur immer geht. Und an diesem Verlangen sind natürlich die verantwortlichen Staatsmänner noch stärker zu packen, da sie erst recht nicht eingestehen wollen, daß ihr Verbündeter, zu dessen Schutz sie angeblich ihr Volk auf die Schlachtfelder geschickt haben, ein Gewaltpolitiker ist.

Die Franzosen haben die moralische Abhängigkeit, in die ihre Verbündeten dadurch geraten waren, aufs schärfste ausgenutzt. Sie haben gegenüber der englischen Regierung hierbei in der Northcliffe- bezw. Rothermere-Presse Helfer gefunden, die das Argument dieser Bindung offen ins Treffen brachten. Man hat den Bogen überspannt. In den Jahren 1923 und 1924 häuften sich die Kundgebungen maßgebender englischer Politiker, die mit schroffer Unfreundlichkeit betonten, daß diese Presse, auf deren enge Beziehungen zu Frankreich dabei gelegentlich auch hingewiesen wurde, ohne jeden Einfluß auf Regierung und Parteileitungen sei. Immerhin: die aus gemeinsamer Verantwortung mehr noch am Friedensdiktat als am Kriege stammende moralische Unfreiheit wirkt noch immer nach. Das ist eine völkerpsychologische Tatsache, deren Kenntnis einen davor bewahrt, ungeduldig zu werden angesichts des so langsamen Wirkens unserer Aufklärungsarbeit.

Daß die am Hungerkrieg gegen Deutschland duldend mitschuldig gewordenen neutralen Kleinstaaten in ihrem Ergebenheitsdrang gegenüber der kriegsstärksten Großmacht länger und zäher in den Massenwahnvorstellungen gegen uns befangen bleiben würden, war auf Grund der Massenseelenkunde vorauszusehen und ist an dieser Stelle (Juli-Heft 1924 „Zehn Jahre Krieg") vorausgesagt worden.

Es ist nun recht lehrreich, einmal zu verfolgen, wie die Franzosen vorgearbeitet haben, damit die Massenwahnvorstellung von dem friedlichen Frankreich im Gegensatz zum kriegslüsternen Deutschland ihre heutige Form in der Weltmeinung annehmen konnte. Es ist irrsinnig, das abgerüstete Deutschland als Hort des Militarismus zu betrachten und das übermäßig kriegsgewaltige Frankreich mit seinem militärischen Bündnissystem als Hort rein zivilistischer Ungefährlichkeit. Aber dieser Irrsinn ist öffentliche Meinung bei vielen Völkern.

Man hört nun oft in Deutschland die Ansicht äußern, die Franzosen hätten es eben außerordentlich geschickt verstanden, vor dem Krieg den Leuten draußen in der Welt die Überzeugung von Frankreichs Friedlichkeit beizubringen, so daß das heute noch nachwirke; und dies sei eine um so erstaunlichere Propagandaleistung, als Frankreich doch insgeheim immer auf den Revanchekrieg bedacht gewesen sei.

Damit kommen wir zu dem häufig angeführten französischen Rezept: Immer dran denken, nie davon sprechen! Dieses Rezept hat nur den einen Fehler, daß die Franzosen es nie befolgt haben. Im Gegenteil. Sie haben nicht „insgeheim" auf den Revanchekrieg gesonnen, sondern sie haben öffentlich und laut fortgesetzt davon gesprochen. Ja, um es recht deutlich zu machen, haben sie sogar noch die Gebärdensprache zuhilfe genommen. Da hält z. B. in der Grenzgarnison Nancy der General Bailloud eine Rede, in der er die Zuversicht auf die Eroberung des Elsaß ausspricht. Ministerpräsident ist Clemenceau. Der umarmt darauf den General. Alles in voller Öffentlichkeit. Man fände überhaupt kein Ende mehr, wenn man „La France Militaire", das Blatt des Generalstabs, und alle die andern Verkünder des französischen Eroberungswunsches und Kriegslust anführen wollte. Es hat ja auch bis 1914 nie jemand gezweifelt, daß Frankreich auf den Revanchekrieg wartete und hoffte.

Die Welt hatte sich also mit der unweigerlichen und unabänderlichen Tatsache abzufinden, daß Frankreich bei der ersten Gelegenheit, die Aussicht auf Erfolg bot, zum Krieg gegen Deutschland entschlossen war und blieb. Sie hat sich damit abgefunden.

Heute, da der Revanchetraum erfüllt ist, hat die Welt sich mit der Tatsache abzufinden, daß Frankreich, wenn es das für nötig halten sollte, wieder zu den Waffen greifen wird. Und da solche Fälle nicht ausgeschlossen sind — sagt Sauerwein im

Matin ganz naiv — so will Frankreich noch im Rheinland sitzen bleiben. Das erleichtert ihm die Sache, und man weiß ja nicht, was infolge des österreichischen Anschlußbegehrens entstehen kann.

Also ist der Krieg und die Vorbereitung auf ihn nicht verwerflich? Ist das nicht Militarismus? Aber gewiß nicht. Frankreich hat das nie behauptet. Sondern verdammenswerter Militarismus ist alles, was Deutschland tut oder tun könnte.

Mit einem Wort: das Geheimnis der völkerpsychologischen Wirkung Frankreichs besteht in der Notwendigkeit der andern Völker, sich mit den von Frankreich geschaffenen Tatbeständen massenseelisch abzufinden.

Nun müssen wir uns nur davor hüten, daß wir nicht gleichfalls in diesen Denkzwang geraten. Die Gefahr liegt bei der Art, wie wir uns auf das „Es ist nicht wahr"-Verfahren beschränken, tatsächlich vor. Wir müssen heraus zur moralischen Gegenoffensive. Denn alles, was uns verboten ist, ist den andern erlaubt. Und dadurch, daß wir uns nur immer gegen unberechtigte Vorwürfe verteidigen müssen wir hätten dies oder jenes Verbot übertreten, oder wir machten uns dieser oder jener Absicht verdächtig, geraten viele unserer Volksgenossen allmählich in die Vorstellung: wir dürften überhaupt nie mehr an den Aufbau einer uns angemessenen Verteidigungsmacht, an eine tätige Bündnispolitik u. dgl. denken. Darin stecke etwas Verwerfliches, das uns den Haß und den Argwohn der andern eintrage.

Man braucht nur einen Blick auf das von Frankreich befolgte Verfahren zu werfen, um zu erkennen, daß man sich das Zutrauen und die Verehrungsbereitschaft der andern Völker auf ganz andere Weise erwirbt: nämlich indem man sich stark macht — Frankreich hat es durch kluge Bündnisse erreicht — um Tatbestände schaffen zu können, die die andern Nationen als unabänderlich hinnehmen müssen.

Ein Museum des Hasses

Von Richard Herbertz in Thun (Schweiz)

Das Märzheft 1926 der S. M., „Das französische Schulbuch von heute", zeigt in erschreckender Weise, wie man in Frankreich die Erziehung zum Haß betreibt. Was an Text und Illustration aus französischen Schul- und Kinderbüchern darin wiedergegeben wird, ist ein Kulturdokument, das bedenklich stimmen muß. Solche Dokumente des Hasses werden aber niemanden überraschen, der beobachtet hat, wie während des Krieges die Saat ausgestreut wurde, die heute aufgeht. Wir wollen ein kennzeichnendes Beispiel beibringen, das jedem die Augen öffnen muß, der sie in gefährlichem Optimismus bisher gegenüber diesen Dingen verschlossen hielt. Wir denken an ein Unternehmen, das man vielleicht am kürzesten mit dem traurigen Titel: „Museum des Hasses" bezeichnen könnte. Es ist das im Jahre 1917 von dem Ehepaar Henri Leblanc begründete Kriegsmuseum oder „Cinéma de la Victoire", dessen Räume sich in Paris, Avenue Malakoff 6, befinden. Zwei Jahre lang hatte sich eine Schar „auserlesener" Arbeitskräfte mit der Sammlung, Katalogisierung usw. des Materials beschäftigt: Stiche, Bildoriginale, illustrierte Maueranschläge, Postkarten, Freimarken usw. Der Katalog der Sammlung umfaßt drei dicke Bände. Der erste, die Zeit vom 1. August 1914 bis zum 31. Dezember 1915 umfassende Band zählt 434 Seiten. Er erschien im Verlag Emile-Paul Frères in Paris, Rue du Faubourg St. Honoré 100 und trägt den Titel: „La grande Guerre. Iconographie, Bibliographie, Documents divers." In den ersten 26 Kriegsmonaten wurden 22000 Stücke in dem Museum des Hasses vereinigt, darunter 4632 Stiche und 6355 Vignetten, Postkarten, Kriegsmarken u. dgl.

Um sich vom Geist des Unternehmens einen Begriff zu machen, genügt ein Einblick in das Vorwort des ersten Katalogbandes, das Georges Cain verfaßt hat. Die Haß-Sinfonie wird eingeleitet mit einer widerwärtigen Lobeshymne und Speichelleckerei

zur Reklame für den Herausgeber des Kataloges und Begründer des Museums Henri Leblanc („Collection Henri Leblanc"). Dann spricht sich Cain über den Zweck des Museums aus: „Liebe zu Frankreich und Abscheu vor Deutschland zu erwecken und zu verewigen (remplir l'âme de l'horreur de l'Allemagne et de l'Allemand)". Cain weist dabei auf Jean Richepin als Gesinnungsgenossen hin. Dieses „membre de l'Académie française" hat bekanntlich während des Krieges die Deutschen als „Räuber, Mörder, Diebe, Brandstifter" bezeichnet, die „wie wilde Schweine von den Franzosen zu Tode gehetzt werden müssen, worauf ihnen dann die russische Knute den Garaus machen wird". Richepin — so führt Cain weiter aus — sei der Vorsitzende der Liga „Souvenez-vous", die den Zweck habe, den „heiligen Haß gegen unsere Feinde, die Diebe, Mörder, Brandstifter und Henker, zu unterhalten".

Die gleiche Gesinnung beseelt das Werk des Henri Leblanc. In der Schweiz dürfte es interessieren, daß Madame Leblanc sich den neutralen schweizerischen Boden für die Veranstaltung ihrer Materialsammlungen ausgesucht hatte: „Versehen mit einem Berechtigungsschein, der vom Kriegsministerium ausgestellt ist, besuchte sie von Zeit zu Zeit die Schweiz, um sich deutsche und deutschfreundliche Schriftstücke zu besorgen."

Cain rühmt es weiter als einen besondern Vorzug des Museums, daß es eine vollständige Schreckenskammer (Musée d'horreurs) enthalte, die alle feindlichen Plünderungs-, Erschießungs-, Brandstiftungsbefehle u. dgl. (also die allbekannten, von amtlicher deutscher Seite schon damals widerlegten Fälschungen!) aufweise und so ein unentstelltes Bild der Lumpen gebe, die diese Befehle erließen. Es folgt dann eine Verherrlichung der bekannten französischen „images vengeresses", die während des Krieges (und wohl auch heute noch?) in Millionen von Exemplaren als Ansichtskarten verbreitet wurden und bei denen ein Mensch, der sich noch einen Rest von gesundem Empfinden bewahrt hat, nicht weiß, ob er an ihnen mehr die Monstrosität und perverse, sadistische Gemeinheit oder die Ungeheuerlichkeit der Lüge bewundern soll. Wohl mehr als vier Fünftel der Nummern des Kataloges weisen solche Haßerzeugnisse nach. Bei den Karten ist oft der widerwärtige Text beigefügt. Seite 161ff. gibt überdies die „amtlichen Berichte" über die „atrocités allemandes" wieder. Die Darstellungen solcher Gemeinheiten werden nun als „vénérables images", als Triumphe des französischen „esprit satirique" bei der „Offensive des Bleistifts" und mit ähnlichen schwulstigen Epitheta bezeichnet. Die begleitenden Texte heißen „phrases héroiques qui sonnent comme les appels de tocsins". Daß dieses französische „Cinéma de la Victoire" übrigens ebenso läppisch wie haßerfüllt ist, dafür möge die Tatsache als Beispiel dienen, daß der Katalag eine besondere „section des jeux" enthält, deren „invention charmante" Georges Cain besonders lobt.

Die Tendenz und das erwartete Ergebnis des Leblancschen Unternehmens wird in die Worte zusammengefaßt: „Mörder und Diebe sind sie! Das ist das ganze! Und nun hoffe ich, daß sich niemand mehr finden wird, der am Tage der schrecklichen, großen Abrechnung diesen Verbrechern am gemeinen Recht wird mildernde Umstände zubilligen wollen."

Jeder Deutsche, der einmal in dieses Museum des Hasses Einblick getan hat, wird sich nicht mehr wundern können über das, was heute in französischen Schul- und Kinderbüchern zur Erziehung zum Haß beigebracht wird. Der „heilige Haß", der nach der Forderung des „Cinéma de la Victoire" niemals, auch in Jahrhunderten nicht in der Brust eines Franzosen erlöschen soll, wird heute noch — neun Jahre nach Friedensschluß — weiter gepflegt. Mit vollem Verständnis für die Empfänglichkeit der Kinderseele und für die Unauslöschlichkeit der dem jugendlichen Gemüte eingeprägten Eindrücke beginnt man in Kinderstube und Schule. Die Saat des Museums des Hasses geht auf! So pflegt das heutige Frankreich den Geist von Locarno!

Man vergleiche damit die deutsche Weltkriegsbücherei in Stuttgart: Da werden die Dokumente des Kriegs aus allen Ländern, die gesamte einschlägige Literatur und sämtliche Zeitungen, etwa 2000 an der Zahl, in möglichster Vollständigkeit gesammelt und stehen jedem zur Verfügung, der sie für eine wissenschaftliche Arbeit benötigt. D. Schr.

Frankreich und die deutschen Barbaren

Von Alfons Fonck in Berlin-Schöneberg

Mit der Verbreitung des Bryce-Berichts[1]) über die ganze Welt hat England eine zwar schon bekannte, aber in der Kriegsgeschichte aller Zeiten in diesem Umfang noch nie angewendete neue Kriegswaffe, die Greuelpropaganda, zur Anwendung gebracht. Mit blutrünstiger Phantasie und großen Geldmitteln wurde sie von allen unseren Gegnern, in der Form verschieden, aber überall anschwellend zu einer gewaltigen Kriegsmaschine ausgebildet. Sie verhinderte, daß die Völker der Alliierten in ihrem Kriegswillen erlahmten, und veranlaßte die gläubigen Massen des amerikanischen Volks, in den Kreuzzug gegen das Allerwelts-Scheusal „Boche" einzutreten. Diese modernste Kriegswaffe übertraf an Wirksamkeit alle im Kriege angewendeten mechanischen und chemischen Hilfsmittel. Die mit ihr verbündeten Verleumdungen haben die wirtschaftlichen Beziehungen Deutschlands, die seelischen und geistigen Bande zu den anderen Völkern für Jahrzehnte zerstört. Weder Statistik noch Schätzung vermögen die Zahl der ihr zum Opfer gefallenen oder durch sie seelisch und materiell geschädigten deutschen Existenzen anzugeben. Durch keinerlei internationale Vereinbarung verboten oder gehemmt, war sie nach geltendem Völkerrecht als erlaubt anzusehen. Sie wirkte um so ungehinderter, als den Mittelmächten durch den Raub der Kabel der Mund zur Erwiderung oder Rechtfertigung geschlossen war.

Eine amtliche deutsche Gegenpropaganda über Kriegsgreuel der Gegenseite hat überhaupt nicht stattgefunden. Erst am Ende des Krieges, im Sommer 1918, ordnete die Oberste Heeresleitung die Organisation einer Gegenpropaganda an, wobei aber gehässige Verleumdung abgelehnt wurde. Im Kriegsministerium war man schon 1915 so weit gegangen, die Verbreitung wahrheitsgetreuer Berichte über Völkerrechtsverletzungen an unseren Gefangenen in Feindesland zu verbieten, um die Angehörigen nicht zu beunruhigen.[2])

Unsere Nachkriegspolitiker und mit ihnen ein großer Teil des deutschen Volkes hatten angenommen, daß die Ententemächte nach dem für sie so unerwartet glücklichen Ende des Krieges mit dem deutschen Volke nach den 14 Punkten Wilsons verfahren würden. Man hatte geglaubt, sie würden im Friedensvertrag jene Amnestieklausel zur Anwendung bringen, die seit 400 Jahren einen festen Bestandteil in den Friedensschlüssen aller zivilisierten Völker zu bilden pflegte und die bezweckte, alles Schlimme, was von beiden Seiten geschehen war, gegenseitig zu vergeben und zu vergessen. Das Gegenteil traf ein.

Die angeblich allein von deutscher Seite begangenen Kriegsgreuel wurden in den Artikeln 228—230 des Versailler Diktats, der Mantelnote der Alliierten und Assoziierten Mächte vom 19. 6. 1919 und der am 3. 2. 1920 in Berlin überreichten Auslieferungsliste dokumentarisch niedergelegt und bildeten zusammen mit der Schuldanklage über die Kriegsurheberschaft (Artikel 231) die gewissenloseste und einseitigste

[1]) The Right Hon. Viscount Bryce O. M. usw. zeichnete verantwortlich für die teils erfundenen, teils entstellten Aussagen belgischer Zivilisten und Militärs über die berechtigten Abwehrmaßnahmen der Deutschen bei ihrem Einmarsch in Belgien. Bryce war vor dem Kriege englischer Botschafter in Washington. Da er in Amerika als besonders wahrheitsliebender Mann galt, machten seine Berichte den stärksten Eindruck. Es ist anzunehmen, daß man seinen Namen zu dem Propagandazweck mißbrauchte.

[2]) Aus den Veröffentlichungen der S. M. seien außer der Gallinger'schen „Gegenrechnung", die unter allen einschlägigen deutschen Veröffentlichungen wohl die größte Verbreitung (100000 in deutscher Sprache, eine englische und eine spanische Übersetzung) gefunden hat, vor allem die auf Grund amtlichen Materials bearbeiteten Hefte von Otto Stülpnagel genannt: Die zerstörten Gebiete (August 1922), Die Zerstörung Nordfrankreichs und Belgiens (Dezember 1922), Terror und Martyrium am Rhein und Ruhr (April 1923), Die zerstörten Bergwerke (Aug. 1923).

Anklage, die je in einem Friedensinstrument Aufnahme fand. Nur die Vereinigten Staaten von Amerika und Japan haben sich den Anklagen in der Auslieferungsliste nicht angeschlossen. Sie sind in ihr überhaupt nicht vertreten.

Die geforderte Auslieferung des Staatsoberhaupts, aller verdienstvollen Feldherren, zahlreicher Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften zur Aburteilung durch die Gerichtshöfe der Alliierten, das widerwärtige Hin und Her über das weitere Verfahren nach einmütiger Ablehnung der Auslieferung, die Leipziger Prozesse vor dem Reichsgericht und schließlich die bis 1926 in Frankreich und Belgien fortgesetzten Kontumazial-Verurteilungen deutscher Kriegsteilnehmer ziehen wie schwarze Schatten an unserem Gedächtnis vorüber. Und man faßt es beinahe nicht, daß all die Schmach noch heute ungetilgt auf unserer Ehre lastet.

Für die Feindbundmächte blieb bisher, aller geschichtlichen Wahrheit zum Trotz, Deutschlands alleinige Schuld am und im Kriege „chose jugée". An ihr zu rühren würde Gefahr für das ganze Vertragsgebäude bedeuten. Die aus diesem Grunde erfolgte Ablehnung der deutschen Vorschläge auf Einsetzung eines internationalen Schiedsgerichts ließ zur Feststellung der Wahrheit keinen anderen Weg, als die Aufklärung — soweit möglich — mit eigenen Mitteln zu versuchen.

Diesen Weg beschritt die Verfassungsgebende Deutsche Nationalversammlung, als sie im August 1919 beschloß, einen Ausschuß einzusetzen, der u. a. die Aufgabe hatte, zu untersuchen, ob in der militärischen und wirtschaftlichen Kriegführung Maßnahmen vorgekommen seien, die mit dem Völkerrecht in Widerspruch standen. Der Untersuchungsausschuß wurde von den folgenden Reichstagen übernommen. Nach siebenjähriger Arbeit legt er nunmehr das Ergebnis vor[1]).

Auswahl und Abgrenzung der untersuchten Vorgänge wird auch internationaler Kritik standhalten. Bis auf den Vorwurf der Verletzung der belgischen Neutralität sind die wesentlichsten Anklagen gegen Deutschland erschöpfend behandelt. Die Untersuchung der Verletzung der belgischen Neutralität ist abhängig von der Erledigung der Arbeiten des Ausschusses, dem die Untersuchung der Vorgeschichte des Krieges obliegt. Mit der Erstattung des Berichts über die Verletzung der belgischen Neutralität ist im Jahre 1928 zu rechnen.

Durch den Gang der Ereignisse wurde hier zum ersten Mal in der Geschichte ein Parlament dazu berufen, über geschichtliche Vorgänge an Hand internationaler Rechtsnormen Recht zu sprechen und ein Ausschuß, aus den hauptsächlichsten Parteien der Volksvertretung zusammengesetzt, mit der schwierigen Aufgabe betraut.

Als selbstverständliche Voraussetzung für die Arbeiten galt, sich nicht mit der zwar amtlich geleiteten, aber in Privatorganen ausgeführten Hetzpropaganda unserer Gegner, sondern mit den amtlich erhobenen Vorwürfen zu befassen. Im allgemeinen war der Gang der Untersuchung der, daß ein hervorragender Sachkenner des Völkerrechts über ein bestimmtes Gebiet auf Grund aller ihm zugänglich zu machenden Unterlagen ein Gutachten abzugeben hatte und der Reichstagsausschuß hierzu häufig nach weiteren Beweiserhebungen und Zeugenvernehmungen Stellung nahm.

Unbekümmert um den Gang der inner- und außenpolitischen Ereignisse wie um den Wechsel in seiner Zusammensetzung hat der Ausschuß den Weg strengster Sachlichkeit nie verlassen. Er hat daher ein Werk zustande gebracht, das Anspruch auf hohe wissenschaftliche Wertung beanspruchen kann. Darum erscheint es auch nicht angebracht, hier in kurzen Auszügen den Inhalt der Gutachten und der dazu gefaßten Entschließungen wiederzugeben. Wer über diese Dinge ein Wort mitsprechen will, muß das Werk selbst zur Hand nehmen.

Nur einige Randbemerkungen seien gestattet, an Hand derer wenigstens die Themata angegeben sein mögen, die behandelt sind.

Fast jedes ausländische Werk, das sich mit Kriegführung und Völkerrecht befaßt,

[1]) „Völkerrecht im Weltkrieg", dritte Reihe im Werk des Untersuchungsausschusses der Verfassungsgebenden Deutschen Nationalversammlung und des Deutschen Reichstages 1919—1928. 4 Bände in 5 Teilen, Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte.

zitiert als nahezu einzige deutsche Quelle eine 1902 auf Veranlassung des deutschen Generalstabes verfaßte Privatschrift „Kriegsbrauch im Landkriege". In ihr ist, wie nachgewiesen ohne jede Absicht, von der Haager Konferenz von 1899, bei der das gleiche Thema behandelt wurde, nicht ausreichend Notiz genommen worden.

Dieser Schönheitsfehler wurde von der Gegenseite als offizielle und bewußte Sabotage ratifizierter internationaler Vereinbarungen durch den deutschen Generalstab ausgelegt und propagiert, obwohl die deutsche Schrift keinen amtlichen Charakter trug und nur in geringer Auflage erschienen war. Die ganze Greuelpropaganda unserer Gegner wurde mit der uns zugeschobenen Sabotage des Völkerrechts begründet.

Als besondere deutsche Barbarei gilt in Frankreich die planmäßige Zerstörung des Vorgeländes bei den Rückzügen der deutschen Heere 1917 und 1918, die bezweckte, das Nachrücken der Gegner zu erschweren, damit den hart mitgenommenen deutschen Truppen Ruhe zu gewähren und neue Kräfte zuzuführen. Die berechtigte Frage, wie die Heerführer unserer Gegner sich im umgekehrten Falle verhalten hätten, wird durch die Geschichte und den späteren Verlauf des Krieges dahin beantwortet, daß angelsächsische und französische Kriegsmethoden vermutlich weniger Rücksichten gekannt hätten, als sie von deutscher Seite zur Anwendung kamen.

Gas-, Luft- und U-Bootskrieg wurden als spezielle deutsche Grausamkeiten gebrandmarkt. Die offiziellen Anklagen unserer Gegner lassen indes erkennen, daß hierüber bei ihnen, vermutlich im Hinblick auf die Zukunft, verschiedene Meinungen herrschen. So hat z. B. keine der in der Auslieferungsliste vertretenen Mächte offizielle Anklagen wegen der Anwendung von Gasen gegen uns erhoben. Nur England beschwerte sich in drei Fällen über Angriffe durch Luftschiffe, und Italien und England waren die einzigen Mächte, die wegen des U-Bootskriegs Auslieferungsersuchen stellten. Von Frankreich ist, obwohl es mit seinen sonstigen Beschwerden den breitesten Raum einnimmt und auch französische Schiffe dem U-Bootskrieg zum Opfer gefallen sind, kein Wort über den U-Bootkrieg in der Auslieferungsliste erwähnt worden.

Nur in der Mantelnote, die ja vorwiegend propagandistischen Zwecken diente, sind von allen Alliierten gemeinsam Gas-, Luft- und U-Bootskrieg mit starken und sentimentalen Abscheuäußerungen gekennzeichnet.

Die Mantelnote beansprucht auch aus einem anderen Grunde unser Interesse. In ihr sind nämlich die Vorwürfe wegen der Kriegsurheberschaft den „Regierenden" Deutschlands gemacht, die Beschuldigungen wegen besonderer Grausamkeit aber gegen das ganze deutsche Volk geschleudert worden. Ob diese auffällige Unterscheidung wohl der Grund dafür gewesen ist, daß die damalige deutsche Reichsregierung seinerzeit die Bekanntgabe dieser Anklagen unterlassen hat?

Den größten Raum im Werk des Reichstagsausschusses nehmen die Gutachten des Geh. Reg.-Rats Professor Meurer über die Verletzungen des Kriegsgefangenenrechts, der Genfer Konvention und des Rote-Kreuz-Abkommens zur See ein. Der anerkannte Altmeister auf dem Gebiet des Völkerrechts hat hier mit scharfem Denkvermögen leuchtend in die Zukunft gewiesen und Vorschläge zur Verbesserung der internationalen Vereinbarungen gemacht, an denen niemand vorbeigehen kann, der sich mit diesen Fragen befaßt. Gerade auf diesen Gebieten, die den Leidenschaften des Kampfes noch am ehesten entzogen sind, wird sich hoffentlich die aufgewendete Mühe als segensreich für die Fortentwicklung des Völkerrechts erweisen.

Besondere Beachtung in diesen Gutachten verdienen die amtlichen Statistiken über die Sterblichkeit der Kriegsgefangenen in den verschiedenen Ländern. Sie sind am besten geeignet, die Vorwürfe über barbarische Behandlung der Kriegsgefangenen durch das deutsche Volk zu widerlegen und Gegenklage zu erheben.

Mit der völkerrechtlichen Beurteilung des belgischen Volkskrieges und im Hinblick auf das in Frankreich von Kammer und Senat soeben verabschiedete Gesetz über die Mobilisierung der Nation ist ein zeitgemäßes Thema angeschnitten. Zu der Frage, ob die belgischen, teils als Freischärler, teils als harmlose Zivilisten auftretenden Bürgerwehrmänner als ebenbürtige Kombattanten zu gelten hatten, wird in Gutachten und Entschließungen Stellung genommen.

Das in der Darstellung und Beweisführung gleich mustergültige Gutachten über die Verletzung der griechischen Neutralität von Min.-Dir. a. D. Exzellenz Kriege ruft geschichtliche Vorgänge in unsere Erinnerung zurück, die beweisen, was die garantierte Neutralität zu bedeuten hat, wenn sie den Zielen der Stärkeren im Wege steht.

Über die Rechtsverletzungen im Wirtschaftskrieg handelt ein Gutachten des Professors Dr. Ebers, Köln. Die Unantastbarkeit des Privateigentums im Kriege galt bei den Deutschen als selbstverständliches völkerrechtliches Gewohnheitsrecht, bis dieser Grundsatz von unseren Gegnern zu Beginn des Krieges kurzerhand beseitigt wurde und zu Gegenmaßnahmen zwang.

Besonders eingehend hat sich der Reichstagsausschuß mit der Deportation belgischer Arbeiter nach Deutschland befaßt. Das Thema erschien so wichtig, daß der gesamte Verhandlungsbericht mit in das Werk aufgenommen wurde. Der Ausschuß hat lediglich die völkerrechtliche Zulässigkeit der Maßnahme geprüft, über ihre politische Zweckmäßigkeit hat er kein Urteil abgegeben; diesen Grundsatz hat er übrigens bei allen seinen Entschließungen befolgt. Die belgischen Deportationen boten der Kriegsgreuelpropaganda Stoff, die deutsche Kriegführung zu beschimpfen. Von der Wegschleppung elsaß-lothringischer Greise, Männer, Frauen und Kinder bei Kriegsbeginn durch die Franzosen und ihrer fast vierjährigen gewaltsamen Zurückhaltung in mangelhaften Konzentrationslagern hat die Welt nie Notiz genommen.

In England hat man von der deutschen Reichstagsveröffentlichung über die Kriegsführungsfragen mit ruhiger Sachlichkeit Kenntnis genommen, während sie in Belgien und Frankreich fast einstimmig eine scharfe Zurückweisung erfuhr. Das alte Hetzlied erscholl aus dem Konzert der dortigen Presse. Hiernach scheint es, als ob bei der überwiegenden Mehrheit des belgischen und französischen Volkes sich in der Einstellung zu uns nichts geändert hat, trotz aller Annäherungsversuche.

Die im Laufe der letzten Jahre allmählich weniger scharfen und weniger häufigen Angriffe auf die deutsche Kriegsführung sowie die im Jahre 1926 im Anschluß an den Fall des Generals v. Nathusius erfolgte Einstellung der Kontumazialverfahren gegen deutsche Kriegsteilnehmer, ließ die leise Hoffnung einer beginnenden Geisteswandlung aufkommen. Aber der geringste deutsche Versuch, auch einmal die Gegenseite zu dem Thema Kriegsgreuel zu Wort kommen zu lassen, wurde sogleich durch einen Massenangriff unsachlicher und klobiger Zeitungsstimmen erwidert.

Die Bestrebungen mancher aufgeklärten Geister in Frankreich, ihrem Volk das deutsche in einem wahrheitsechteren Bilde zu zeigen, müssen vergeblich erscheinen, solange das offizielle Frankreich die uns so oft zugerufene Mahnung zur „moralischen Abrüstung" nicht im eigenen Hause zur Anwendung bringt und so lange seine verantwortlichen Staatsmänner bei jeder sich bietenden Gelegenheit die alten unbewiesenen Anklagen immer wiederholen. Daß es anders sein kann, beweist die gegen die Kriegszeit 1870/71 gänzlich veränderte Einstellung der französischen Bevölkerung zur damaligen deutschen Okkupationsarmee, deren Angehörige man im täglichen Verkehr als gutmütige, ordnungsliebende und fleißige Menschen — trotz aller Kriegspropaganda — kennengelernt hatte. Zurzeit scheinen wir von einem solchen Zustand weit entfernt zu sein. Trotzdem wollen wir es uns nicht verdrießen lassen, uns über die gegenseitigen Vorwürfe aus der Kriegszeit mit denjenigen Franzosen zu unterhalten, die gewohnt sind, Dinge und Menschen von höherer geistiger Warte zu betrachten. Solange die Vorwürfe einer besonders grausamen Kriegführung allerdings nur einseitig gegen das deutsche Volk aufrechterhalten werden, kann von einer Annäherung auf gleichem Fuße nicht die Rede sein.

Unerträglich und jeder sachlichen Würdigung unwert sind insbesondere von sog. Deutschen verfaßte Schriften über deutsche Kriegsbarbareien. Namen zu nennen, hieße den Verfassern zu viel Ehre anzutun. Es genügt festzustellen, daß der Inhalt dieser Schriften auffallende Ähnlichkeiten mit offiziellen Auslassungen französischer Amtsstuben aufweist. Solche Machwerke wurden ins Französische und Englische übersetzt und werden bis auf den heutigen Tag in der Welt verbreitet. Um das Gift

des Hasses und der Verleumdung recht wirkungsvoll und auch für kritische Geister annehmbar zu machen, fungiert bei einem dieser Pamphlete der Name eines ehemaligen deutschen Offiziers aus bekanntem adeligen Hause als Übersetzer. Es handelt sich um eine Persönlichkeit, die nach bewegter Vergangenheit in Paris Zuflucht gesucht, dort die persische Staatsangehörigkeit angenommen hat, und sich in französischer Sprache kaum verständigen kann.

Die anerkennenswerten Bestrebungen der französischen Gesellschaft für „Conciliation internationale", die französischen Schulbücher von den wahrheitswidrigen Verunglimpfungen der Deutschen zu reinigen, haben, nach den neuesten Feststellungen deutscher, eines übertriebenen Nationalismus unverdächtiger Forscher, leider nur geringen Erfolg gehabt. Die französische Jugend wird unter amtlicher Pflege nach wie vor in dem Glauben erzogen, daß wir Deutsche die „wilden Tiere Europas" seien, zu denen uns — nach einem Wort des französischen Obersten Demartial — die Kriegspropaganda unserer Gegner gestempelt hat[1]).

Solange hier keine vollständige Wandlung eintritt, sieht die Zukunft für eine deutsch-französische Verständigung im Sinne der Amnestieklausel eines wirklichen Friedensvertrages nicht rosig aus. Die finsteren Schatten einer ungerechten, unwahrhaftigen und einseitigen Belastung eines großen, hochkultivierten Volkes sind geeignet, neue Konflikte zu schaffen, die vielleicht künftige Geschlechter wiederum mit ihrem Blute zum Austrag bringen müssen.

Der Franzose im Spiegel seiner Zeitung

Von Friedrich Wilhelm von Rieben in Potsdam

Vor mir liegt ein Haufen bunter Blätter: Zeitungsausschnitte, in der Kriegsgefangenschaft gesammelt, aus denen der giftige Atem des Hasses, der Niedertracht, der Dummheit aufsteigt. Diesen Zeitungsblättern danken wir, in Verbindung mit unseren persönlichen Erlebnissen, ein kostbares Gut: die Kenntnis der französischen Psyche. Wir, die „P.G."[2]), kennen die Franzosen. Aber kennt sie denn unser Volk außer der beschränkten Zahl derer, die sie an Rhein und Ruhr, im Elsaß und Schlesien an der Arbeit gesehen haben? Nach 1870 haben wir im allgemeinen die Lehren der Vergangenheit vergessen, uns um die Art des Franzosen nicht mehr gekümmert, ihn als unseresgleichen angesehen. Daß dem nicht so ist, daß der Franzose für uns eine andere Welt darstellt, das möchte ich an Hand dieser Zeitungsausschnitte zeigen. Sie geben uns Einblick in seine Seele zu einer Zeit, da unter der Kriegspsychose jegliche Hemmung fortfiel, die der gute Geschmack gefordert hätte.

Der Franzose ist in gewissem Sinne beschränkt; darin liegt zum Teil seine Kraft. Er kennt nichts außer Sich; was ihm von außen zufließt, muß durch den Filter seiner Eitelkeit hindurch. Der Durchschnittsfranzose reist nicht, sieht nichts von der Welt, interessiert sich nicht dafür. Nur die oberen Schichten, der höhere Beamte oder der Offizier hat in allen Weltgegenden Gelegenheit zu Vergleichen. Bei uns ist es eher umgekehrt gewesen. So ist die große Masse leicht zu leiten. Der Franzose begreift nur sich. Die Bilder, die er zeichnet, die Phantasien, die er zu Papier bringt, sind Hinausverlegungen seines eigenen Wesens. Nicht etwa Wiedergabe von Eindrücken — die fehlen ihm —, sondern Halluzinationen, die sagen, was in ihm selbst steckt. Was er in seinen Zeitungen uns vorwirft, ist das, was er im gleichen Falle selbst tun würde. Er schafft sich das Zerrbild des deutschen Wesens, das er braucht, nach dem eigenen Bilde, das er uns so entschleiert[3]).

Verwandte Züge will der Franzose nicht anerkennen. „Unser Fehler war, zu glauben, daß die Deutschen Menschen sind gleich uns. Wir sind anders. Zwischen ihnen und uns besteht die ganze Verschiedenheit, wie zwischen Wolf und Hund, Katze und Tiger" (Temps 19. 5. 17). Diese Einstellung des Franzosen ist nicht gemacht, sondern echt. Er steht vor unserer Art

[1]) Vgl. Märzheft 1926 der S.M. „Das französische Schulbuch von heute".
[2]) Stempel auf allen Gebrauchsgegenständen der „Prisonniers de guerre".
[3]) Vgl. auch Septemberheft 1924 der S.M. „Der Bosch".

wie vor etwas ganz Fremden. Die Gutmütigkeit, die er an unseren Soldaten beobachtet hat, ist ihm Maske, die zu gelegener Zeit um so furchtbarer abgeworfen wird. Unser religiöses Gefühl, so verschieden von seiner Freigeisterei oder seiner Bigotterie, ist ihm perverser Mystizismus. „Unser Gott," „der alte Gott," zu dem sich in der Not der Kriegsjahre vieler Herz und Mund offen bekannt hat, ist „ein uraltes Idol, der heimische Götze unergründlicher Wälder in die blutigsten Farben des Orients getaucht;" „ein Baal und Moloch, der sich mit seinen Geschöpfen an den widerlichsten Untaten erfreut." So urteilt Maurice Barrès im Temps (20. 2. 15), und zu der einem, natürlich fingierten, Kriegstagebuch entnommenen Eintragung: „den Verwundeten schneiden wir die Füße ab, verbrennen sie lebend, schlagen ihnen mit dem Kolben den Schädel ein," erklärt er: „das alles sind Akte der Wiedervereinigung mit Gott". „Von allen Völkern Europas sind es die Deutschen, die noch einen großen Teil Heidentums unter einem dünnen, christlichen Firniß bewahrt haben" (Eclair 31. 3. 18).

Wir besitzen ferner den „Sadismus der Grausamkeit", sowie „das Genie der Lüge und Verstellung", obgleich der Marquis de Sade doch die französische Fabrikmarke trägt, und ein Franzose mir einst sagte: „Wenn andere Völker lügen, wenn sie den Mund aufmachen, so tut es der Franzose schon, wenn er Atem holt."

Wenn sonst von deutschen Leistungen auf irgendeinem Gebiete die Rede ist, so überfällt den Franzosen eine zitternde Wut verletzter Eitelkeit. „Eine deutsche Wissenschaft gibt es nicht," sagt Professor Pellet, sondern nur eine Art Sammlung handwerksmäßiger Griffe zur Stützung der Technik. Worte wie „Kultur", „Organisationsgenie", „wissenschaftliche Überlegenheit", „auserwähltes Volk", „Deutschland über alles" verfolgt er mit vor Neid geiferndem Munde. Uns allen ist wohl das Wort „Rache für Sadowa" märchenhaft unwahrscheinlich vorgekommen; wer sich die Eitelkeit der Franzosen in ihrer gedruckten Tagesliteratur hat austoben sehen, zweifelt nicht mehr daran, daß aus dieser Quelle verheerende Wirkungen entspringen können. Über Bord geworfen wird jeder, der nicht mitmacht; ob es nun Benedict XV. ist (Temps 26. 6. 15), der für die deutschen Kinder eintritt, oder ein spanischer Journalist (Bonafou), der sich über die unzähligen, Paris für 10 Fr. unsicher machenden „Witwen aus Löwen" lustig macht (Depeche 20. 7. 15). Umgekehrt wird auch das Urteil des verabscheuten Gegners mit Behagen zitiert, wenn er bei dem deutschen Hange zur Unparteilichkeit Leistungen der „großen Nation" anerkennt. So des Kaisers angeblicher Ausspruch, daß Joffre der einzige Feldherr sei, der keinen Fehler begangen habe.

Reizend wirkt auch folgende Phantasie, die wochenlang die französischen Blätter beschäftigt hat: „Der Kaiser leidet hoffnungslos an Kehlkopfkrebs. Einem ‚célèbre confrère et docteur' sind 100000 Fr. geboten worden, wenn er ihm seine Erfindung, einen künstlichen Kehlkopf, zur Verfügung stellen wollte. Soll man dem Kaiser einen qualvollen oder schnellen Tod wünschen? Wird der Doktor nach Berlin fahren? Darf er es tun? Wie löst sich der Konflikt zwischen Christenpflicht und Nationalismus?" Und endlich der Schlußakkord, zu dem alles hinstrebt, die wundervolle Geste des ritterlichen Doktors, dessen Name natürlich nicht genannt werden darf, und der das Ansinnen namens seiner vaterländischen Pflicht entrüstet ablehnt.

In den Dienst dieser Selbstüberhebung stellt sich in einer für uns unfaßlichen Weise die französische Wissenschaft. Am erträglichsten wirkt es noch, wenn die französischen Historiker (René Bazin) ihren Landsleuten immer wieder die „Karolingische Legende" aufwärmen, jenes Dogma, das schon um 1100 fest eingebürgert, für Frankreich das gesamte Gebiet des Karolingischen Weltreichs fordert. Zum mindesten wird der Rhein als Landesgrenze in Anspruch genommen, in gerader Fortsetzung der Politik eines Philipp des Schönen, Mazarin, Richelieu, Ludwig XIV., Napoleon (Temps 21. 10. 15). Man vergegenwärtige sich was die Welt sagen würde, wenn unsere Nationalisten dieses selbe Weltreich kraft der deutschen Abstammung Karls und seiner Franken für uns in Anspruch nehmen wollten!

Aber das sind Fortsetzungen älterer Gedanken, mit bemerkenswerter Zähigkeit durch Jahrhunderte hindurch festgehaltene politische Ideen. Die neuere französische Wissenschaft greift nicht mehr so hoch. Da entwickelt Professor Berillon vor seiner höchsten wissenschaftlichen Instanz, der medizinischen Gesellschaft zu Paris, eine Charakteristik des Deutschen, die etwas ausführlicher wiedergegeben zu werden verdient. Überschrift des Berichts: „Das Stinktier." „Der Deutsche stinkt. Er stinkt außerordentlich. Die Kasernen, in denen 1870 die Truppen des alten Wilhelm lagen, behielten den Gestank zwei Jahre. Ein ganz spezifischer Geruch, sagt Dr. B. — faulig, Übelkeit erregend, unerträglich —, das Fleisch der kriegsgefangenen Boches haucht Dünste aus, die ihre Nähe außerordentlich peinlich werden läßt. Man muß ihre Banknoten desinfizieren. Bei ihnen stinkt sogar das Geld. Unsere armen Krankenschwestern werden davon ohnmächtig. Die Posten können es nicht lange aushalten. Flieger versichern mir, sagt Dr. B., daß, wenn sie selbst in sehr großer Höhe über Versammlungen deutscher Truppen

fliegen, sie davon sofort durch ihre Nasen Kenntnis erhalten. Der Geruch erinnert alles zusammen an ranziges Fett, Kaninchenstall, saure Milch, verbrannte Wurst, Exkremente und Menagerie — ein herrliches Bouquet. Er stammt nicht aus den speziellen Lebensbedingungen des Soldaten, auch der Zivilist besitzt ihn, am meisten der Kaiser, ein neuer Beweis für seine Degeneration. Für ihn muß überall, wo er zu Gaste ist, ein luxuriöses Toilettenzimmer, nach den Angaben des Hofarchitekten gebaut, unmittelbar nach seiner Abreise aber eingerissen werden. . . . Im Stadium der Wut, der Enttäuschung, der Furcht, des Neides nehmen die Ausdünstungen zu. Von diesem Gesichtspunkte aus müßte man wünschen, daß der Gestank noch viel größer würde, aber der französische Soldat solle sich vorsehen, daß ihm nicht hier aus seinem endlichen Siege schwere gesundheitliche Schädigungen erwachsen" (Depeche 13. 7, Temps 25. 7., 19. 5. 17). Das ist eine Welt, von der wir nichts ahnen. Der Franzose nimmt seine Zuflucht zu Schminke, Puder und Parfüm, und zwar von der großen Dame und dem eleganten Boulevardier über die Cocotte bis zur Kartoffeln buddelnden Bauerndirne. Dafür fällt das Waschen fort. Die Geschichte vom „Stinktier" habe ich in fünf verschiedenen Zeitungen gefunden. Dr. Berillon ist inspizierender Chefarzt aller französischen Idiotenanstalten.

Man braucht sich bei diesem Interesse für unsere biologischen Eigenschaften nicht darüber zu wundern, daß auch die Herkunft unseres Volksnamens für diese Wissenschaft ein reizvolles Objekt bildet. Drei Doktoren, (Chabanon, Monin, Burnouf) tun sich zusammen, um das Wort „Allemand" vom Sanskrit (Haraman = Räuber) abzuleiten, „wodurch sich die Scheußlichkeiten erklären lassen, die die ätherberauschten Henker des krebsbehafteten Wilhelm, die meist durch Scatophilie und Fußschweiß gebrandmarkt sind, verüben." Und dann folgen zwei Spalten „Greuel" (Meridional 26. 1. 16).

Auf den Haß des Proleten gegen den rassisch höher stehenden Menschen stoßen wir überall. Maurice Barrès, einer der bekanntesten Schriftsteller seines Landes, schlägt für die im besetzten Gebiete Frankreichs erzeugten Bastarde die Sammlung eines Geldfonds vor zur Sicherstellung ihrer Erziehung. Töten könne man sie doch schon um der vergewaltigten Mütter willen nicht, die in den Schützengräben wie Sklavinnen gehalten worden seien. Dieser Geldfonds soll durch eine Steuer auf die deutschen Offiziere aufgebracht werden. M. Barrès sagt: „Es ist notwendig, aufs empfindlichste den deutschen Adel zu treffen, der mit der Offizierskaste zusammenfällt. Ebenso, wie dieser sich seiner Ehre begeben hat, muß man ihm seinen Besitz nehmen, um ihn zu einer Rasse von Parias zu stempeln" (Echo de Paris 17. 2. 15).

Ein großer Kummer ist es den Franzosen, daß die Ableitung des Wortes „boche" von irgendwelcher Niederträchtigkeit soviel Schwierigkeiten macht. G. Hervé bringt es mit „Bochonia" zusammen, dem „Buchenland", einem Gebiet, das im 8. Jahrhundert in der Mitte des wilden Germaniens gelegen haben, und eben so wüst gewesen sein soll, als heute die „boches" sind (Eclair 11. 3. 16)[1]). Wie unbekümmert um die Logik ihrer eigenen Entdeckungen die Franzosen vorgehen, erfahren u. a. die Westgoten. Einmal sind sie seit der Niederlage vor Chlodwig (507) verachtete Sklaven (cagoths, im südfranzösischen Patois = chiens-Goths), dann aber wieder heldenhafte Mitkämpfer gegen die Hunnen auf den Catalaunischen Feldern — ganz nach Bedarf. Mit Wonne wird Wilhelm Piersons „Preußische Geschichte" zitiert, wonach die Schlesier Mitte des 17. Jahrhunderts „sicherlich Kannibalen waren, da bei einer einzigen Gelegenheit 500 Menschen getötet und verspeist wurden" (Temps 26. 5. 17).

„Also sind sie doch Menschenfresser!" ruft die Depeche vom 5. 8. 15 aus; „daher die Wildheit ihrer Natur." Ein Unteroffizier der Kolonialartillerie ist diesmal der Gewährsmann. Er berichtet von der Verfolgung einer deutschen Kolonialabteilung aus Gombongo: „Kleinere Gliedmassen fanden wir auf dem ganzen Wege. Im allgemeinen begnügen sich die Deutschen mit den fleischigen Teilen, wie Hinterbacken, Schenkel, Waden, Biceps. Die mageren Teile werden verschmäht, wenn der Fang gut ist. Sonst verschlingen sie alles." Aber nicht, setzt der Verfasser aus eigenem hinzu, ohne daß die Gefangenen vorher gequält worden sind. Den Eingeborenen werden Löcher in den Leib geschnitten, dann werden sie auf einen Lederriemen aufgefädelt, so daß sie in langem schmerzvollem Zuge mitgeschleppt werden können. Ein doppelter Vorteil: Marter und Fraß.

Hier stoßen wir auf den sadistischen Zug, der so tief im französischen Charakter begründet ist. An diesen Beispielen ließe sich besonders nachweisen, wessen der Franzose fähig ist, wenn es dessen noch bedürfte. Professor Ostwalds Brandpillen, mit Strychnin vergiftete Bonbons, explodierende Federhalter, syphilisgetränkte Taschentücher, Tuberkelzigaretten sollen nur der Vollständigkeit wegen erwähnt werden. Unter der Überschrift: „Die Halskette der Deutschen" wird berichtet, daß eine Berlinerin in der Schweiz eine Halskette von Erkennungsmarken getragen habe, die ihr Gatte den gefallenen Franzosen abgeschnitten hatte. Immer ist der Ge-

[1]) Andere Ableitungen vgl. Septemberheft 1924 der S. M. „Der Bosch".

währsmann solcher Geschichten ein „éminent compatriote", dessen Name zurzeit noch nicht genannt werden dürfe (Eclair 27. 1. 16).

Das „52. württembergische Reservebataillon" soll der Kronprinzessin für ihr jüngstes Baby eine Wiege aus Holzstücken aus dem bois de Prêtre haben anfertigen lassen, die von Blut rot gefleckt gewesen seien. „Und die Mutter war davon bis zu Tränen gerührt" (Depeche 28. 5. 16).

Tagtäglich weist jede Zeitung eine Spalte „atrocités" oder „bochonneries" auf. Es ist erstaunlich, wie fruchtbar sich die französische Phantasie erweist, um die nötige Abwechslung zu bringen. Bei deutschen Offizieren ist Säure zum Ausbrennen der Augen gefunden worden. Russischen Gefangenen werden die Nägel ausgerissen, ein Kosak mit glühendem Eisen gebrannt, dann die Wunden mit einer elektrischen Nadel gekitzelt; einem zweiten werden die Finger abgeschnitten und in die Tasche gesteckt; einem dritten die Nase halb abgetrennt, und er selbst gezwungen, die Operation mit dem Taschenmesser zu vollenden (Depeche 17. 2. 16). Immer wieder taucht die Erzählung von den abgeschnittenen Kinderhänden auf, die ihr Vorbild in den belgischen Kongogreueln um die Jahrhundertwende hat[1]). Untersuchungskommissionen mit den hochtrabendsten Namen haben diese Untaten festgestellt, photographische Aufnahmen die Tatsachen erhärtet. Wir haben inzwischen die retouchierten Fälschungen kennen gelernt, die beispielsweise drei unserer erfolgreichsten Herrenreiter mit ihren eben erworbenen Ehrenpreisen zu den „Plünderern von Warschau" umwandelten.

Viel benutzt wird ein Tagebuch „Aux mains de l'Allemagne" von Chr. Hennebois, mit einer Vorrede von Ernest Daudet. Herr H. hat am 18. Oktober sein rechtes Bein verloren. Im Hospital St. Clément in Metz wird ihm gesagt, daß „en mesure de représailles" die deutschen Ärzte keine Glieder mehr erhalten, sondern alles abschneiden. Die Krankenträger tanzen mit den Bahren durch die Gänge und lassen die Verwundeten darauf hüpfen; die Schwestern reißen, wenn ein Kranker friert, die Fenster auf und diesem die Bettdecken fort. Der Chefarzt bohrt in der fast geschlossenen Wunde herum. „Schmerzt es, Herr Patriot?" Der Gequälte schüttelt den Kopf. Darauf schlägt er mit seinem Instrument auf die Spitze des Knochens. H . . . verrenkt sich bei dem wütenden Schmerz unter dem Tisch die Hände, sagt aber nichts. „Ja, ich weiß, die Franzosen haben Mut. Nun wir wollen sehen." Und er faßt den Beinstumpf mit beiden Händen und bringt in gewaltsamer Drehung die Wunde zum Platzen. Ein unterdrückter Schrei. Nichts mehr. Ein Arzt, der dazutritt, grinst: „Der Patriot wird an uns denken, mehr wollen wir nicht." Und zu dem erschöpften Verwundeten: „Du kannst von Glück sagen; ein Bein weniger ist gar nichts. Wenn's nach mir ginge, hättest du beide verloren" (Temps 21. 6. 16). Hunderte von Kriegsgefangenen werden erschossen, auf dem blutigen Haufen stampft der Offizier spazieren (Eclair 5. 3. 17).

Was kann man auch anderes erwarten, wenn der „Assassin en chef" seinem Spießgesellen Franz Joseph schreibt: „Meine Seele ist zerrissen, aber alles muß in Blut und Feuer untergehen; Männer, Weiber, Kinder und Greise müssen erwürgt werden, kein Haus, kein Baum darf stehen bleiben" (Depeche 10. 7. 16).

Man glaube nicht, daß solche Lügen, die uns kein Käseblättchen vorsetzen dürfte, als solche erkannt werden. Bis in Kreise hinein, bei denen es uns unbegreiflich erscheint, glaubt der Franzose blindlings, was seine Zeitung bringt. Darum ist er so viel leichter zu leiten als unser so kritisches Volk.

Noch einige Proben zu dem Klatsch, mit dem die Spalten gefüllt werden. So z. B., daß die Maschinengewehrschützen an ihre Gewehre angebunden werden, die Rolle der Klopfpeitschen in den Unterständen, die Verwertung der Leichen in den Kadaververwertungs-Anstalten[2]). Anderes ist weniger bekannt. Z. B. des Kaisers Abdankung infolge seiner schon erwähnten Krebserkrankung, und die Nachfolge des Kronprinzen Rupprecht von Bayern; Golgatha zum Schießplatz, die Ebene von Samaria und der Ölberg zum Truppenübungsplatz umgewandelt; Mackensen, ein Sohn Kaiser Wilhelms I. und einer Engländerin.

Ein schönes Stück leistet sich der Temps vom 4. 6. 17, auf einem Bericht Goncourts fußend. Darnach hat sich 1870 der alte Kaiser geweigert, im erzbischöflichen Palais zu Reims Wohnung zu nehmen. Er ging erst darauf ein, als ihm klar gemacht worden war, daß Karl X. dort gekrönt worden sei. Am nächsten Tage aber stellte es sich heraus — ich lasse die Originalpunkte für sich sprechen —, daß er in den Kamin . . . . . und sich den . . . . . mit der Gardine . . . . hatte.

Der Prinz Eitel, dessen Name von Attila abgeleitet wird, soll König der Franzosen werden, er, der sich eine schwere Knieverletzung zuzog, als er sich in der Marneschlacht vom Pferde

[1]) Vgl. Josef Hofmiller, Belgische Kultur am Kongo, Aprilheft 1915 der S.M., „Belgien", ferner Märzheft 1926, „Das französische Schulbuch von heute", S. 454.

[2]) Vgl. den Aufsatz Adipo-cire von Rosa Kaulitz-Niedegg im Juniheft 1927 der S. M. „Astrologie".

fallen ließ. Besonderer Liebe erfreut sich der Kronprinz. Seine Frau hat sich von ihm scheiden lassen. Er ist tot, wahnsinnig, abgesetzt. Er ist zum König von Belgien bestimmt. Seine Truppen erhalten vor jedem Angriff die Kronprinzenmischung zu trinken: einen Punsch aus Äther und Arrak. Eine Flasche pro Mann. Sein Familienleben zeigt seine Entartung. Dem Prinzen Lulu gießt er Wasser ins Bettchen, schmiert er Kartoffelbrei auf die Backen, oder Spargelsauce ins Haar. Einmal bekam das Unglückskind die Maulsperre, weil er ihm die Suppe durch einen Trichter eingefüllt hatte.

Aus Frankreichs großer Zeit hat sich noch die Sage von der französischen Ritterlichkeit erhalten. Heute ist davon nirgendwo auch nur die Spur zu finden. „Ein großer Verbrecher tritt ab," heißt es beim Tode des greisen Kaisers Franz Joseph. Besonders zeitgemäß wirkt der Nachruf auf den Grafen Zeppelin im Temps: „Der Graf Zeppelin sinkt in das Grab mit den blutigen Händen eines Herodes, des Mörders der Unschuldigen. Die menschliche Verachtung wird sich an seinen Namen heften. Er ist in Wahrheit der Erfinder der feigsten Waffe des modernen Krieges. Er trägt die Verantwortung für die abscheulichen nächtlichen Überfälle. Man kann diesem Mörder, der ins Grab sinkt, keine wissenschaftlichen Ehren erweisen."

In den vielen hunderten mir vorliegenden Zeitungsausschnitten ist nicht einer, aus dessen Kritik wir etwas lernen können. Auch England hat seine Kriegspsychose durchgemacht, und seine Journalistik hat sich von Lügen, Klatsch und Bosheit wahrhaftig nicht frei gehalten. Aber ab und an trifft man doch auf einen Gedanken, der unsere Anschauungen über heimische Verhältnisse in neues Licht rückt. Sucht man nach ähnlichem in französischen Zeitungen, so wird das ein Marsch durch die Wüste. Eine Welt tut sich da auf, mit der wir nichts gemein haben.

Man könnte über den ganzen Unsinn lachend hinweggehen, wenn er nicht eine traurige Folge gezeitigt hätte: Die Macher der großen Lügenpropaganda haben der Wahrheit den Weg verrammelt. Fünf Jahre sind die Spalten aller Zeitungen täglich mit Greueltaten gefüllt worden; nun ist eine große Müdigkeit und ein großes Mißtrauen gegen alle derartigen Veröffentlichungen über die Welt gekommen. Man weiß zu genau, wie so etwas gemacht worden ist, und man glaubt nicht mehr recht daran, wenn, diesmal von uns, die echten Schandtaten der weißen und schwarzen Franzosen an den Pranger gestellt werden, zumal wenn es in so dürftiger, Weise geschieht, wie es unserer Regierung beliebt. So stehen wir noch heute unter dem Fluch der Lüge, der sich in den hier gegebenen Proben der französischen Presse breit macht.

Ich sagte vorhin: nicht einen Zeitungsausschnitt gäbe es in meiner Sammlung, aus dem sich etwas lernen ließe. Ich muß mich berichtigen. Der Eclair vom 11. 11. 15 sagt folgendes vom Deutschen Reich: „In diesem Beamtenstaat wird der Körper marschieren, solange das Rückgrat steif bleibt. Und das Rückgrat in Deutschland ist die preußische Dynastie, die preußische Bürokratie, der preußische Generalstab. Wenn das alles nachgibt, ist Deutschlands Ende gekommen."

Räumungsausverkauf

Von Georg Karo in Halle a. S.

Zum Ende des alten Jahres pflegen sorgliche Geschäftsleute die alten Bestände abzustoßen. Man könnte denken, daß dieser Grundsatz auch Herrn Florent-Matter beseelt habe, als er am 31. Dezember 1925 die letzten Zeilen seines Buches „Les vrais criminels" niederschrieb[1]). Denn eine umfangreichere Sammlung von alten Ladenhütern ehrwürdigster Art ist mir aus den letzten Jahren kaum bekannt. Lloyd George hat schon vor 6 Jahren eine starke Bresche in die Schuldanklage gelegt, Lord Grey hat diese jüngst als überholt erklärt. Sogar die Sonntagspredigten des Herrn Poincaré atmen in letzter Zeit einen sanfteren Geist. Aber niemand kann Herrn Florent-Matter vorwerfen, daß er von der reinen Doktrin auch nur ein Jota abgelassen hätte. Wenn man dieses dickleibige und recht langweilige Buch mit heißem Bemühen durchstudiert, könnte man glauben, es sei unmittelbar nach dem Ultimatum und der Mantelnote von Versailles geschrieben, und staunt, daß es auch noch die ganzen folgenden Jahre bis zur Inflation („der ungeheuerlichsten Schwindelei, welche die Geschichte

[1]) Nancy-Paris-Strasbourg 1926, Berger-Levrault, 3e édition, XII, 371 S., mit einer unveröffentlichten Zeichnung von H. Zislin, die unter der Überschrift L'esprit de Locarno den bayerischen Ministerpräsidenten Held darstellt, wie er, da die moderne Tracht ein Tragen des Dolches im Gewande unmöglich macht, ihn hinter seinem Rücken hält.

kennt", S. 331), den Ruhrkampf, die Separatisten (treue und brave von den Preußen erbarmungslos niedergemetzelte Leute, S. 342f.), den Dawesplan und, wenigstens in einem Anhang, den Pakt von Locarno und seine Folgen behandelt. Dabei soll man nicht denken, daß hier etwa bloß eine Gegenschrift gegen Victor Marguerittes Criminels vorläge. S. 321, Anm. 1, belehrt uns, daß der Titel ursprünglich lauten sollte: „Die preußische Diplomatie (1866 bis 1924) und die deutsche Verantwortung für den Weltkrieg", und daß nur die Entrüstung über das erwähnte Buch des berühmten Romanciers den Verfasser veranlaßt hat, seinem fertigen Werke den neuen Titel zu geben. Also ein Geschichtswerk breiten Ausmaßes, das sogar über die Reichsgründung zurückgreift!

Man muß sich dabei notgedrungen beschränken. Entgegen vielen anderen Forschern verzichtet Florent-Matter von vornherein auf eine Erörterung der unmittelbaren Kriegsursachen im Sommer 1914. Er durfte dies, denn über den Kriegswillen Deutschlands ist „für jeden gutgläubigen Menschen kein Zweifel mehr möglich. Die Beweise sind im Überfluß vorhanden und die bereits in Frankreich und im Auslande veröffentlichten Dokumente genügen zum Nachweis, daß der Krieg von 1914 wie der 1866 und der von 1871 von der Berliner Regierung gewollt war" (S. 1). Es kommt dem Verfasser auf den „Nachweis" an, daß „die wahren Verbrecher diejenigen sind, welche auf dem anderen Rheinufer seit mehr als 50 Jahren und durch eine systematische und gewalttätige Dressur aus Deutschland eine Nation des Raubes und der Beute gemacht haben, indem sie ihm jenen preußischen Geist einimpften, der ganz aus Doppelzüngigkeit und Lüge, aus Gier und List, aus ungezügeltem Hochmut und unersättlichem Ehrgeiz, aus Brutalität und Gewalttätigkeit besteht" (S. 3). Wie man sieht, genau die These jener edlen Ententedokumente vom Mai und Juni 1919.

Diese These wird weiter abgewandelt auf Grund so alter Bekannter, wie dem Unrecht von 1866 (S. 16ff.), der Emser Depesche, dem Frevel des Krieges von 1870/71, zu dem auch ein furchtbarer Greuelbericht ausgegraben wird (S. 289), der zu allen Nachrichten über den Siebziger Krieg ebenso im Gegensatz steht wie die „Ruchlosigkeit" des deutschen Angriffes jetzt durch H. Oncken widerlegt ist (Die Rheinpolitik Kaiser Napoleons III. von 1863—1870 und der Ursprung des Krieges von 1870/71, vor allem die auch gesondert erschienene vortreffliche Einleitung). Interessant sind dabei in dem Matterschen Buche höchstens die Erörterung des damaligen Standes der belgischen Frage (S. 29ff.), Bismarcks Bemerkung, daß er 1870 durch Unterdrückung der Subsidien an französische Zeitungen diese ganz von selbst zu Kriegshetzern machte (S.42), sowie die den meisten von uns bisher unbekannte Tatsache, daß Preußen im Jahre 1866 die freien Städte Frankfurt, Hamburg und Bremen sich angeeignet habe (S. 40). Daß Florent-Matter auch Bismarcks Kriegsdrohungen von 1875 und 1887 durchaus ernst nimmt, wird man ihm nicht verübeln, ebensowenig die Anklage, daß Deutschland allein dem guten friedliebenden Zaren die Haager Konferenz von 1899 verdorben habe. Indessen scheint es mir doch unbillig, Kaiser Wilhelm II. vorzuwerfen, daß er „bei jeder Gelegenheit versucht habe, den Balkanvölkern Könige deutschen Ursprungs zu geben" (S. 78). Aber nicht der Kaiser allein ist schuld gewesen, die argen Alldeutschen, die in wachsendem Maße die Herrschaft über ganz Deutschland an sich rissen, sind dem Herrscher getreulich gefolgt oder sogar als Schrittmacher vorangeeilt. Die von ihnen seit 1911 herausgegebenen Landkarten eines durch Eroberungen vergrößerten Deutschlands lagen dem Plane des deutschen Generalstabes von 1916 zugrunde (S. 80). Ihre „brochures annexionistes wurden in Millionen von Exemplaren verbreitet" (S. 76). Die ganze Verruchtheit ihrer Propaganda hat mit Recht der Schweizer Pazifist Nippold gegeißelt, der denn auch jetzt oberster Richter im Saargebiet ist. Wir dachten bisher, daß Nippolds Buch, Der deutsche Chauvinismus, (1913, 2. Auflage 1917 bei Payot in Lausanne) eine äußerst oberflächliche, tendenziöse Kompilation sei und freuten uns, daß er so wenig Material zusammenscharren konnte; wir glaubten es auch durch die Forschungen von H. Lutz erwiesen, daß Werke wie Bernhardis Kommender Krieg nur in einer lächerlich kleinen Auflage in Deutschland verbreitet worden sind. Aber Herr Florent-Matter muß es ja besser wissen, und wenn er Nippolds Wort aus dem Jahre 1917 zitiert, „die Tätigkeit der deutschen Chauvinisten sei unendlich viel gefährlicher für den Frieden Europas gewesen als die Tätigkeit der Chauvinisten aller anderen Länder zusammen genommen" (S. 225), so können wir gegenüber solcher Sachkenntnis nur beschämt schweigen! Wir lernen weiter, daß „die Partei der Revanche in Frankreich nicht vorhanden ist. Sie verfügt weder über Cadres noch über Führer noch über Hilfsquellen. Ihre Organisation ist nichtig, ihre Agitation ist ganz oberflächlich und dringt nicht in die tiefen Schichten des Volkes" (S. 225). Beinahe hätte ich gesagt: wie unfreundlich gegen die Herren Poincaré und Millerand und ihre tatkräftigen Genossen! Aber gerade zur rechten Zeit erinnere ich mich noch des monumentalen Ausspruches, den der so häßlich von der französischen Linken Poincaré-la-Guerre genannte Präsident in seinen Origines de la Guerre (S. 29) der Welt

geschenkt hat: „Ich kenne keinen einzigen französischen Minister, ich kenne keinen einzigen Präsidenten der Republik, der jemals das Wort Revanche ausgesprochen hätte; ich kenne keinen unter ihnen, der öffentlich oder im geheimen die Idee eines bewaffneten Konfliktes genährt hätte".

Auch die Elsaß-Lothringer wollten durchaus keinen Krieg, wie das Florent-Matter durch eine Reihe von Zeugnissen belegt. Wie glauben gern, daß die Reichsländer, denen das Wohl ihrer Heimat am Herzen lag, an einen Krieg nur mit Entsetzen dachten, dessen Schauplatz eben jene Heimat sein würde. Aber wie es sich mit den in Frankreich ansässigen Emigrierten verhält, darüber breitet man wohl besser den Mantel der christlichen Nächstenliebe. Vielleicht könnte Florent-Matter einen Zipfel davon lüften, denn er weiß offenbar über elsaß-lothringische Dinge gut Bescheid. Aber er hat sich sorgsam gehütet, Unvorsichtigkeiten zu begehen.

Ganz besonders stark ist seine Begeisterung für Delcassé, und was er über die Tätigkeit dieses „so ungerecht von den Deutschen verlästerten Mannes" sagt, bildet den einzig wirklich interessanten Teil des Buches, vor allem die Angaben über die Lösung der Faschodafrage (S. 124f.) und den 1905 von England angebotenen Bündnisvertrag, dessen Annahme durch die Schwäche des damaligen Ministerpräsidenten Rouvier vereitelt worden sei (S. 135—144). Man wird diesen Dingen weiter nachforschen müssen, auch wenn man nicht mit den Bewunderern Delcassés der Ansicht ist, daß „die Ursache des Krieges von 1914 der Sturz Delcassés im Jahre 1905 war" (S. 167).

Dies ist eigentlich das einzige wenn nicht wirklich Neue, so doch wenig Bekannte, welches Florent-Matter bringt. Man möge mir ersparen, seine übrigen, größtenteils völlig abgedroschenen Angriffe gegen Deutschland auf dem Gebiete der Kriegsschuld, der Kriegsverbrecher, der Greueltaten (dazu wird S. 71f. der gefälschte Brief Kaiser Wilhelms an Kaiser Franz Josef vom August 1914 aufgewärmt) zu erwähnen. Von derselben Gehässigkeit ist seine Darstellung der deutschen Haltung nach Versailles getragen, die zudem von Ungenauigkeiten aller Art strotzt. Daß die Zentralstelle für Erforschung der Kriegsursachen jährlich M. 460000 von der Regierung erhält, ist leider nur allzu unwahr, nicht minder, daß die von „Dr. Brandenburger (sic!) im Auftrage des Reiches sans ménager ni les apparences ni les susceptibilités des Alliés verfaßte Broschüre in mehreren Millionen von Exemplaren verbreitet worden ist" (S. 305). Ich wußte auch bisher leider noch nicht, daß die Preisaufgabe für den besten Artikel von 300 Zeilen gegen den Vertrag von Versailles mit M. 750000 dotiert sei, sonst hätte ich mich längst darum beworben![1]) Der Geist, welchen der Verfasser den internationalen wissenschaftlichen Beziehungen entgegenbringt, wird am hübschesten durch die von ihm offenbar herzlich gebilligte Antwort der Akademie von Metz auf die Erklärung der deutschen Historiker vom Juli 1925 illustriert: „Die nationale Akademie von Metz erweist Ihnen die Ehre, Ihnen den beiliegenden Brief zurückzuschicken, dessen Sinn ihr entgeht. Unsere Gesellschaft hat nämlich trotz 48jähriger Besetzung niemals das Deutsche verstehen gelernt" (S. 305). Auch über die deutsche Entwaffnung und über die deutschen Schulbücher ist viel Anregendes hier zu lesen, und die französischen Pazifisten kommen begreiflicherweise schlecht weg, während anderseits die deutschen, wie Harden, Lichnowsky, Kautsky, Grelling, Gerlach gern als Kronzeugen verwendet werden; dabei ist aber Florent-Matter undankbar genug, ihnen fast allen eine im Grunde imperialistische und alldeutsche Gesinnung zuzuschreiben.

Ein wertloses Buch? Gewiß. Und wenn alte Ladenhüter einmal geräumt sind, können sie doch weiter keinen Schaden stiften? Allerdings, wenn es ein echter Räumungsausverkauf ist. Aber wie ein Freund von mir die Vorwürfe eines Kaufmannes gegen seinen Fabrikanten mit anhörte, der ihm für den Räumungsausverkauf nicht genug Ware geliefert habe, so werden diese politischen Ladenhüter zu leicht erneuert, als daß man nicht auf sie aufmerksam machen müßte. Erneuert auch von deutscher Seite. Und hier muß ich zum Schluß einen ernsten Vorwurf gegen Herrn Florent-Matter erheben. Denn dieser so reichlich „dokumentierte" Forscher erwähnt mit keinem Wort die Quelle, welche ihm am unermüdlichsten ein Material liefert, das stets durchaus im Sinne seiner Bestrebungen sich bewegt: die Wiesbadener „Menschheit" und Herrn Professor Friedrich Wilhelm Förster.

---

[1]) Hier müssen wir Florent-Matter gegen unseren Freund Karo in Schutz nehmen. Es wurden wirklich 750000 M. ausgeschrieben, aber nicht etwa durch die deutsche Regierung, sondern durch die Deutschen von Arequipa (Süd-Peru) in der spanischen Zeitung des Verlags Knorr u. Hirth „Gaceta de Munich". Und es waren keine Goldmark, sondern Papiermark im Winter 1922/23. D. Schr.

Rheinlanderinnerungen eines Franzosen

Von Erich Brock in Freiburg i. Br.

Unlängst erschien im Verlag von Plon-Nourrit in Paris ein Buch unter dem Titel: „La Mentalité allemande. Cinq ans de commandement sur le Rhin." Der Verfasser ist General H. Mordacq. Er ist aus dem afrikanischen Kolonialheer hervorgegangen, Verfasser zahlreicher militärwissenschaftlicher Schriften, im Weltkrieg schnell aufgerückt, danach Kabinettschef von Clemenceau, den er wegen seiner starken Politik Deutschland gegenüber immer wieder lobt; nach dessen Abgang Kommandant des 30. Armeekorps in Wiesbaden von 1920—1925, zu welcher Zeit er infolge parlamentarischer Intrigen und seiner eigenen Unzufriedenheit über die ihm nicht genügend kräftige Rheinpolitik Frankreichs seinen Abschied nahm. Hören wir, daß der Zweck seines Buches sei, die arglosen Franzosen vor Deutschland zu warnen, so sind wir auf einiges gefaßt, doch nicht auf dieses Gewebe von Überhebung, Torheit und Schmähung. Der Ideenvorrat des Generals ist dürftig, so daß er kaum einen seiner Gedanken weniger als zwanzigmal wiederholt; sein Gehirn ist so übersichtlich konstruiert, daß wir uns an der Hand des Doppeltitels ohne weiteres über sein Gedankengebäude unterrichten können.

Mordacqs Anschauung von den Deutschen besitzt Interesse als durchschnittliche Darstellung einer durchschnittlichen französischen Anschauung. In immer gleichen Wendungen umreißt er folgendes Bild: Die Deutschen sind eine Masse Herdenvieh, welche von klein auf nichts gewöhnt sind, als zu gehorchen. Wenn man ihnen den Daumen aufs Auge drückt, kann man mit ihnen auskommen; jede Freundlichkeit nehmen sie als Schwäche und werden sofort unverschämt. Wie bösartige Kinder bedürfen sie ständiger Überwachung und können nie ganz sich selbst überlassen werden. So z. B. als sie bei der Besetzung Frankfurts Miene machten unzufrieden zu werden, ließ man die Algerier ihre Maschinengewehre auf sie entladen; 100—150 Deutsche blieben auf dem Platze. „Diese Lehre beruhigte die Bevölkerung vollständig, so daß sie bis zum Ende der Besetzung keine Rückfälle mehr zeigte. Der Macht beugen sich die Deutschen immer." Da die Deutschen selber nur die Macht und nicht das Recht kennen, so verachten sie denjenigen, der die Macht hat und sie nicht rücksichtslos anwendet. Sie fühlen sich nur wohl, wenn sie kommandiert werden; daher muß man von oben herunter mit ihnen sprechen und ihnen jeden Augenblick zu fühlen geben, daß man der Sieger ist und es bleiben wird. Alle Akte des Entgegenkommens und des Anstandes sind verschwendet. Die einzige Methode, die ihnen frommt, ist die koloniale. Es gibt keine Aufrichtigkeit und keine Gutgläubigkeit unter den Deutschen. So hat sie schon Tacitus gesehen, und seither hat sich nichts geändert. Infolgedessen ist es zwecklos, mit ihnen irgendwelche Verträge zu schließen, da sie in der tiefen Verlogenheit ihrer Natur sich dadurch niemals gebunden erachten. Das sieht man schon daran, daß sie sich gegen den Versailler Vertrag erheben, obwohl sie ihn unterschrieben haben. Ganz besonders gelten diese Charakterzüge von der gebildeten Klasse, welche völlig nationalistisch ist; sie sind verfault vor Überhebung (orgueil); vgl. „Deutschland über alles". Die Masse läuft ihnen nach aus blödem Herdeninstinkt, einer Folge jenes Geistes der Disziplin, der ihnen vom zartesten Alter an eingeflößt wird. Ihren Eltern, Lehrern und Offizieren gehorchen sie mit Kadavergehorsam. Wie sollte der Deutsche daher nicht glauben, was ihm seine Zeitungen erzählen, deren Leiter er meistens bewundert und achtet? (Hierzu wäre allerdings in Frankreich nach den bekannten russischen Enthüllungen wenig Grund. D. Ref.) Infolgedessen wird man auch keinem, selbst gebildeten Deutschen Deutschlands alleinige Kriegsschuld klarmachen können. Wozu darüber diskutieren, da doch die deutschen Zeitungen das Gegenteil gesagt haben? So zeigt sich die völlig kindliche deutsche Leichtgläubigkeit. Die ewige Kriegssucht des deutschen Volkes

liegt aber nicht allein an diesem Herdeninstinkt, sondern auch an seinem händelsüchtigen Temperament. Es liebt den Krieg, und da ihm alle Verträge nur Papierfetzen bedeuten, so kann man es nur durch die Gewalt daran verhindern, sich von neuem in einen frisch-fröhlichen Krieg zu stürzen gegen ein Volk, das nicht daran glaubt und ihn nicht will, das nur allzu schnell alles Böse vergißt. Es heißt daher die Rheinbesetzung solang wie möglich aufrechterhalten.

Auch sonst zeigen die Deutschen jede denkbare schlechte Eigenschaft: Zynismus, Maßlosigkeit, Heimtücke, Würdelosigkeit, und vor allem natürlich Unkultur, Geistlosigkeit und Geschmacklosigkeit. Wenn auch stellenweise ihre Organisationsgabe anerkannt werden muß, die aus ihrem Herdentrieb hervorgeht, so wird selbst das gewöhnlich weit übertrieben. Die deutschen Kasernen mußten ganz umgebaut werden, um französische Kasernen zu werden, d. h. allen Anforderungen der modernen Hygiene zu entsprechen (!). Selbst die Aborte mußten geändert werden, da die französischen Soldaten sich ihrer nicht bedienen wollten. (Worin diese Abänderung bestand, wissen wir zufällig aus Elsaß-Lothringen, wo die Franzosen zur Erbauung der Einheimischen alle W.C. fortrissen, um die ihnen vertrauten Bodenlöcher mit Handgriffen an den Wänden an die Stelle zu setzen.) Selbst in der Musik leisten die französischen Solisten mehr als die deutschen; von der französischen Kunstausstellung gefiel den Deutschen gerade das Schlechteste (war sie nach Art des Pariser Salons, so wäre es allerdings schwierig gewesen, etwas anderes als Vorstadtkitsch zu finden). Dieser schlechte Geschmack zeigt, daß ihre künstlerische Erziehung noch zu jung ist, als daß man sie sich selbst überlassen könnte. So erstaunt es nicht, daß Mordacq den Deutschen nach fünfjährigem Studium unter den genialen Gestalten Hansis, des französisch-elsässischen Karikaturisten, mit Jägerhemd und Brille wieder erkennt, deren Seltenerwerden in Straßburg er mit Triumph begrüßt. Als der General in selbstloser Kulturbemühung die Reste eines römischen Kastells entdeckt zu haben behauptet und Auftrag gibt, sie freizulegen, zertrümmern die Deutschen beim Bauen seine Mauern größtenteils. Nach solchen barbarischen Akten steht es den Germanen übel an, sich allzusehr auf ihre „Kultur" zu berufen. Sich selbst überlassen, werden sie noch barbarischer als ihre Vorfahren zur Zeit Christi. Die Deutschen vom rechten Rheinufer sind nach ihrer Zivilisation 10 Jahrhunderte hinter der Bevölkerung des linken Ufers zurück.

Auffallend ist es, daß der General einem so in jeder Hinsicht untergeordneten Volke gegenüber bei jeder Gelegenheit eine kindische Eitelkeit an den Tag legt. Der Gedanke, daß er „mitten in Deutschland" ein französisches Korps befehligt, daß er in den früheren Gemächern des Kaisers wohnt, daß er von seinem Balkon die Parade abnimmt, erfreut ihn immer von neuem. Die „glorreiche Zeit der Besetzung" begeistert ihn sogar zu einer Weihnachtsansprache an die französischen Kinder: „Später nach Beendigung der Besetzung müßt ihr die Franzosen in Frankreich immer daran erinnern, daß wir unsere Pferde im Rhein getränkt haben und den Deutschen unter unserem Stiefelabsatz gehalten haben, und daß unsere Nachkommen wie wir die Deutschen gegebenenfalls werden besiegen können und müssen." Ebenso betont M. bei jeder Gelegenheit, wie er Wert darauf legte, glänzende militärische Schaupsiele zu entfalten, teils um die Deutschen einzuschüchtern, besonders aber auch um ihnen zu imponieren. Appetitvoll verspeist er jedes Lob, das ihm von Deutschen zuteil wird; entsprechend hegt er auch ein primitives Interesse für den Kaiser, dessen Spuren er überall sorgfältig nachwandelt. Er häuft Nichtigkeiten auf Nichtigkeiten über die Lebensgewohnheiten seines Wohnungsvorgängers und berichtet, wie er den amerikanischen Botschafter Herrick zu dessen großem Interesse eine ganze Teestunde lang mit allen Anekdoten, die er von Wilhelm II. in Erfahrung bringen konnte, unterhielt. Wenn er auch hier die naivsten Antithesen in französischem Geschmack nicht unterdrücken kann (so hätten die Bewohner von Kreuznach die ritterliche französische Art der Einquartierung gegenüber der Brutalität gepriesen, mit welcher das Große Hauptquartier sie aus den Wohnungen geworfen hatte), so wirkt hier doch ausnahmsweise eine durchbrechende unbefangenere Menschlichkeit nicht unsympathisch: M.

arbeitet sich stellenweise durch das Bewußtsein, es mit deutschen Schurken zu tun zu haben, soweit hindurch, daß er für Ludendorffs strategisches Genie und für Hindenburgs menschliche Gediegenheit Worte findet. Man muß ihm stellenweise, auch wo es noch so unwahrscheinlich ist, Gutgläubigkeit zubilligen: So wenn er den Deutschen vorträgt, daß die Franzosen wie 1793 dem Rheinland Freiheit und Gerechtigkeit bringen, oder wenn er rühmt, einige seiner Soldaten seien infolge ihrer Güte, Freimütigkeit und Fröhlichkeit in deutschen Familien so intim geworden, daß es ihnen gelang, Wilhelms II. Verbrechertum überzeugend zu machen, dessen Bilder verschwanden.

Interessanter als die Art, wie sich in diesem Kopfe die deutsche Welt malt, sind die tatsächlichen Angaben dieses Protagonisten der schicksalsschweren Jahre am Rhein. Daß dabei auch ein starker Brechungswinkel, der von seinem Gesichtspunkt aus gegeben ist, abzuziehen ist, ergibt sich aus seinem Handwerkszeug politischer Erkenntnis. Daß er den Ruhrkampf unter dem Gesichtswinkel französischen Rechtsanspruchs und deutschen Rechtsbruchs ansieht, ist selbstverständlich.

Am interessantesten ist, was der General aus der Separatistenzeit zu erzählen weiß. Wie das ganze Buch, so dient auch dieser Abschnitt hauptsächlich dem Zweck, die eigenen Leistungen ins rechte Licht zu setzen. Er hat alles vorausgesehen und alles anders haben wollen. Im Anfang hat er anscheinend jedoch auch die Meinung geteilt, die Rheinländer lechzten nach Erlösung durch Frankreich. Er erzählt, wie die Mainzer Pilgerfahrten zu den Gemächern machen, die Napoleon bewohnte, um ihrer ungeheuren Bewunderung für den großen Kaiser Ausdruck zu geben. Alle Rheinländer treiben einen wahren Kultus mit ihm. Kein Wunder, denn er verkörperte Macht und Befehl, dem sich die Deutschen zu unterwerfen lieben. Diese seelische Analyse stammt offenbar aus der späteren Einsicht. Zunächst denkt M. anders. Insbesondere in der Gegend von Landau zeigt sich ein Menschentypus, welcher von dem schwerfälligen, ungraziösen Germanen abweicht und in seiner offenen freien Art, mit dem langen Schnurrbart auf gallische Art und braunen Haaren sich dem elsässischen, d. h. französischen Typus nähert. Die elsässische Art der Dorfhäuser, sowie der häufige Hopfenbau verstärken noch den Eindruck, man sei in Frankreich. Trotzdem behauptet M., von seinem Irrtum, die Südpfalz für Frankreich zu verlangen, zurückgekommen zu sein. Er sehe heute ein, daß das Rheinland zwar von der plumpen preußischen Tyrannei befreit zu werden wünscht, nicht aber vom Deutschen Reiche völlig fortstrebt. Diese Anschauung ist offenbar erst unter dem Druck der Ereignisse gereift, denn Mordacqs Politik während der Separatistenzeit kam auf eine starke Unterstützung der Separatisten hinaus. Man muß diese Seiten selbst lesen, um seine und Frankreichs ganze Unaufrichtigkeit zu begreifen, das nach außen hin Neutralität und Beschränkung auf Sicherstellung von Ruhe und Ordnung proklamierte, in Wahrheit aber das Vorgehen der Separatisten frei ließ und die Gegenwehr der rheinländischen Bevölkerung (der „Nationalisten") unterdrückte. Es ließen sich hierfür Beispiele in Fülle anführen — etwa wie er sich über das (erzwungene) Versagen der Polizei in Wiesbaden beklagt, einige Zeilen darauf aber berichtet, wie er für diesen (von ihm herbeigeführten) Fall schon eine französische Polizeitruppe organisiert hatte, oder wie er immer nach einem gelungenen Vorstoß der Separatisten den „Nationalisten" mitteilt, er würde nun jede öffentliche Ruhestörung verhindern. Immerhin entschlüpfen ihm auch hier ab und zu Naivitäten. Einmal sagt er offen, daß er den Augenblick für gekommen erachtete, die Neutralität aufzugeben, sei es zugunsten der einen oder andern Partei — natürlich, fügt er hinzu, wäre nur in Betracht gekommen, die Separatisten mit allen Mitteln zu unterstützen. Oder sollte man noch einige Zeit Unwissenheit heraushängen, Neutralität affektieren? M. schiebt alle Schuld dieser unklaren Linie auf die unklare Politik von Paris und Koblenz, die es sogar zugelassen hätte, daß die verschiedenen Separatistenführer sich mit gleichlaufenden Aktionen in die Quere kamen, worauf er der Rheinlandkommission die Bitte zugehen ließ, ihnen getrennte Operationsgebiete anzuweisen. Als dann die Sache der Separatisten deutlich ihrem Ende zugeht, rafft er sich zu einer großen Geste der Gerechtigkeit auf: Er zwingt sie, eine

Beraubung der Reichsbank rückgängig zu machen, denn erstens widersprach das der strengen Rechtsidee Frankreichs, und zweitens lag die Separatistensache ja in den letzten Zügen, wie er hinzufügt. Aber auch damals ergaben sich noch, so durch ein Angebot des hessischen Ministers Brentano, Gelegenheiten, das Reich in Stücke zu schlagen; leider blieben sie infolge der französischen Zauderpolitik unbenützt.

Nach dem diese Karte Frankreichs nicht gestochen hatte, bleibt nach Mordacqs Ansicht nur noch eine: Die deutsche Sozialdemokratie. Da die deutschen Nationalisten in täglich wachsender Unverschämtheit zum Kriege hetzten (die Genauigkeit von M.'s Informationen zeigt sich z. B. daran, daß er Mainz als sehr nationalistische Stadt bezeichnet!) und die Masse ihnen in ihrer echt germanischen Unterwürfigkeit folgt, auch die ungeheure deutsche Geburtenziffer automatisch einen neuen Krieg herbeiführen wird, so bleibt nichts übrig, als sich restlos auf die Sozialdemokratie zu stützen. Die wenigen Deutschen, welche ehrlich den Frieden wünschen, geben diese Lage selber zu. Allein die Sozialdemokraten sind ohne Führer, nachdem ihre Parteihäupter Erzberger und Rathenau ermordet worden sind, was von den deutschen Nationalisten nicht anders erwartet werden konnte. Insbesondere auf Rathenau konnte sich die französische Politik ausgezeichnet stützen. Er war überzeugter Demokrat und aufrichtiger Pazifist. Überhaupt zeigte sich das Volk, die Sozialdemokraten (beides ist für M. identisch), welche einige weniger verjauchte (gangrené) Elemente als die Oberklassen enthalten, mehrfach seinen Belehrungen über Frankreichs Friedenspolitik durchaus zugänglich. Jedoch das ist nur eine Herde ohne Leitung; Stinnes, der sie kommandiert, hat kein Herz (angeblicher Ausspruch von Rathenau). Immerhin gab es einen gutgläubigen Mann unter den deutschen Beamten: den Regierungspräsidenten Hänisch. M. legt sich selber das Verdienst seiner Ernennung bei.

„Ich weiß nicht, ob ihm bekannt war, daß er mir dieselbe zum Teil verdankte. Jedenfalls hatten wir von seiner Ankunft an ganz besonders höfliche (courtois) Beziehungen, und bald konnte ich, was mir selten in Deutschland widerfuhr, mit ihm offenen Herzens reden. Auch er gab sich sehr gut Rechenschaft von der Gefahr, welche die Fortschritte der nationalistischen Partei für den europäischen Frieden verursachten; aber als alter Kämpfer war er überzeugt, daß seine Partei, die des Friedens, zum Triumph gelangen und die Macht übernehmen würde. Ich erwiderte umsonst, daß die Sozialdemokraten mit dem deutschen Herdentemperament bald im Schlepptau der Nationalisten sein würden, und wies auf deren schamlose Werbearbeit in den Schulen hin. Hänisch protestierte; er selbst habe als Kultusminister hierin die schärfsten Befehle gegeben und sich selbst ihrer Ausführung versichert. Ich erwiderte, daß ich hier in Wiesbaden selbst gewaltsam gegen einige preußische Lehrer vorgehen (sévir) mußte, die in ihren Klassen eine erbitterte nationalistische Propaganda trieben. Hänisch meinte, daß bald die Sozialdemokraten die Macht übernehmen und sich anstrengen würden, dieses Gift aus der deutschen intellektuellen Jugend auszurotten. Ich: Das wird zu spät sein, denn das Volk wird ihnen infolge seines disziplinierten Temperaments und seiner moralischen Unfähigkeit sich selbst zu leiten, folgen. — Hänisch zeigte eine kindliche Leichtgläubigkeit gegenüber den von den Nationalisten verbreiteten Kriegslegenden. Er wollte nicht einmal anerkennen — wir redeten oft davon —, daß das deutsche Volk für den Krieg verantwortlich sei. Er schreibe, sagte er, an einem Werke, das beweise, daß die wahren Kriegsschuldigen die Kaiser von Deutschland und Österreich, daneben aber noch einige französische Staatsmänner seien. Ich konnte ihn nicht von den Tatsachen überzeugen. Ach! die teutonische Propaganda kennt ihr Handwerk der Seelenvergiftung gut, besonders wenn es deutsche Seelen sind ... Einmal schickte mir Herr Hänisch einen denkbar liebenswürdigen Brief, in welchem er mir mitteilte, daß er manchesmal von mir und meinen liberalen Ideen zu Herrn Severing gesprochen habe, welcher entzückt sein würde, anläßlich seines Wiesbadener Aufenthalts meine Bekanntschaft zu machen und mit mir zu reden." Diese Sache scheitert dann nur daran, daß Hänisch die Zusammenkunft im Regierungspräsidium, M. dagegen im Kaiserpalast will — worauf „H., trostlos über seine Dummheit, mir sofort einen Entschuldigungsbrief schrieb, worin er beteuerte, er habe nur eins im Auge gehabt, zwei Menschen in Beziehung zu bringen, welche im Interesse ihrer beiden Länder interessante Ideen austauschen könnten."

Sollte das Bisherige noch nicht genügen, so sagen wir noch dies von dem „liberalen" Franzosen, welcher sich, wie wir sahen, brüstet, vor deutschen Sozialdemokraten die Deutschen beschimpft zu haben: Diejenigen Franzosen, welche in der bekannten

äußerst bescheidenen Weise von seiner Politik der „Faust ins Genick dem Boche-Pack" ein wenig abrücken, bezeichnet er bei jeder Gelegenheit als von humanitären Ideen vergiftete blökende Pazifisten. An ein deutsches Elend glaubt dieser fünfjährige Beobachter der Inflationszeit nicht. Nur aus Böswilligkeit hätte man der französischen Armee die nötige Milch verweigert; ganz gut hätte das Ruhrgebiet 4—5 Goldmilliarden im Jahr zahlen können, was schon etwas gewesen wäre. Die Kleinrentner hatten immer hinlänglich zu leben, wenn sie auch nicht sich so vollfressen konnten, wie es der Deutsche sonst zu tun pflegt. Schon 1922 hatten sie $^1/_5$ ihres Kapitals wieder, sie werden im ganzen ungefähr die Hälfte erhalten, während die ausländischen Schuldner leer ausgehen. Was soll man außerdem auch hier von einem Staat erwarten, dem alle Rechtsversprechungen nur Papierfetzen sind? Mordacq rühmt sich, daß auf seine Veranlassung die Senegalneger ins Rheinland geschickt worden seien; er rühmt sich der Angst der Bevölkerung vor den Schwarzen; er rühmt sich der von ihm ausgedachten und durchgesetzten Idee, Marokko von den Deutschen erobern zu lassen und dafür den Rhein von den Marokkanern bewachen zu lassen.

Esprit und Geist

Von Josef Hofmiller in Rosenheim

Die vielfachen Fragen, denen Eduard Wechßlers Werk gewidmet ist, werden in seinem Schaffen zum ersten Male scharf und deutlich sichtbar in seinem „Kulturproblem des Minnesangs" (1909). Seitdem wird er nicht müde, ihnen nachzugehen: „Molière als Philosoph" (1910), „Weltanschauung und Kunstschaffen" (1911), „Die Franzosen und wir" (1922) bedeuten ebenso viele Etappen zu dem „Versuche einer Wesenskunde des Deutschen und des Franzosen", den er eben unter dem Titel „Esprit und Geist" vorlegt (Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing).

Professor Wechßler gehört zu jenen Vertretern der romanischen Philologie, die, auch auf dem Gebiete der älteren deutschen Literatur in gleicher Weise zu Hause, als ihren Ahnherrn Ludwig Uhland, als bedeutende Vorgänger Wilhelm Hertz und Konrad Hofmann nennen dürfen. (Der in Wechßlers neuem Werke nicht am meisten, wohl aber am ausführlichsten zitierte Autor heißt bezeichnenderweise Meister Eckhart). Wer sich mit dem Rolandslied, dem bretonischen Sagenkreise, mittelalterlicher Lyrik, französischem und deutschem Volkslied befaßt, dem stellen sich die Probleme der Wesensunterschiede beider Völker so gebieterisch in den Weg, daß er wohl oder übel sich mit ihnen auf irgendeine Weise auseinandersetzen muß. Das gilt nicht nur von Deutschen, sondern auch von Franzosen, wie jeder weiß, der die ersten Bände von L. Petit de Julleville großer Literaturgeschichte kennt oder die wissenschaftliche französische Kriegsliteratur. Aber man muß weiter zurückgehen, bis zu jenem Bouhours, der im 18. Jahrhundert ernstlich und mit vollem Recht fragte, ob ein Deutscher jemals ein bel esprit sein könne, bis zu Friedrich dem Großen, dessen De la littérature allemande zum ersten Male deutscherseits das Problem in Sicht bekommt, zum mindesten bis zu Frau von Staël, die es in De l'Allemagne mit wenn auch begrenzten, so doch äußerst beträchtlichen Mitteln in einer Breite der Front angreift, wie niemand mehr bis zu Wechßler.

Es ist nicht mehr richtig, was noch Richard Wagner in seiner berühmten Schrift „Was ist deutsch?" feststellen konnte, daß nämlich kein anderes Volk als die Deutschen das ständige Bedürfnis empfinde, sich über eigene Wesensart klar zu werden. Um nur vom Franzosen zu sprechen: es ist nicht mehr richtig seit den Werken von Seippel, Fouillée, Boutroux, seit Rollands „Hans-Christoph". Haben nicht C. Bouglé und P. Gastinel erst 1920 über die Frage, was eigentlich der Esprit français sei, nicht weniger als zwanzig Definitionen gegeben? Das Problem oder vielmehr die Probleme

werden hüben und drüben empfunden. Darum haben wir allen Grund, Professor Wechßler für seinen ebenso umfangreichen wie auf Schritt und Tritt zum Nachdenken zwingenden Versuch einer Wesenskunde beider Völker zu danken, der, man mag sich zu seinen Ergebnissen stellen wie immer, einen Markstein auf dem Wege ins Unendliche bedeutet, wo sich alle Parallelen, wie bekannt, endlich treffen.

Um einen Begriff zu geben, von welch hoher Warte aus Wechßler die Probleme überschaut, sei nur einiges aus dem Inhalt mitgeteilt. Die Einleitung behandelt „Die Verschiedenheit der Wesensmitte im deutschen und im französischen Menschen". Wechßler faßt das 17. Jahrhundert als das Zeitalter der Vollendung des französischen, das 18. als das der Vollendung des deutschen Menschen. Er behandelt die geschichtlichen Rassen und Völker und die Mischung der Rassen (westisch, nordisch, dinarisch, ostisch), dort wie hier; er erblickt als Wesensbildner der Franzosen Hellas und Rom, Christentum und Germanenherrschaft; als deutsches Geschick die zweimalige Eroberung des deutschen Geistesbodens durch Rom und durch Paris; sieht den französischen Esprit verwandt mit dem Hellenismus, den deutschen Geist mit Hellas; hält trotz aller Gemeinsamkeit der Geschichte die Verschiedenheit der Wesensmitte für unüberwindlich.

Denn: es beginnt die große Antithese des Ganzen, beginnen die begründenden Antithesen im einzelnen, durchgeführt in zwei Büchern, deren erstes er Inferno nennt, oder „Die Erdgeister: ihr Dienst am Werk und ihre Überwindung", das zweite hingegen Purgatorio, oder „Die helfenden Geister und ihr Zusammenwirken beim Aufstieg". Er nennt in langer Reihe jeweils den französischen Wesenszug und stellt ihm den deutschen gegenüber. Beispiele: l'horreur de l'infini — unser Drang ins Unendliche; la liberté et la fatalité — Freiheit und Schicksal; le fanatisme et le ressentiment — Gutmütigkeit und Langmut. Aus dem zweiten Buche: Imaginatio ancilla rationis — die Phantasie als Dienerin der Forschung und des Glaubens; l'antithèse, le doute, l'ironie — eine reichere Einheit umschließt die Widersprüche, der Zweifel, der Humor; — l'identité de l'idée avec le concept et avec le mot — das Wort als Name des Begriffs und Sinnbild der Idee.

Als Paradiso gewissermaßen schaut oder postuliert Wechßler: „Die beiden Völker finden sich zum Ganzen im Geist des gläubig-schöpferischen Hellas".

Dieser unzulängliche Hinweis wird dem Leser gesagt haben, daß es sich um ein ungewöhnliches Werk handelt, das man mit dem längsten Referat niemals erschöpft, und leichter mit einem Buche kritisiert als mit einem Artikel. Wechßler schreibt selbst einmal (S. 409): „Noch ungenügender sind, auch wenn sie von den feinsten Köpfen kommen, alle Versuche, französische und deutsche Wesensart in einer knappen Gegenüberstellung zu erfassen!", fügt jedoch ein paar Seiten später mit Recht hinzu: „Das soll nicht heißen, daß für uns Deutsche das gegensätzliche Denken überhaupt nichts tauge . . . Für das vorliegende Buch hat sein Verfasser, wenn er den Unterschied der beiden Völker deutlich machen wollte, zu diesem Darstellungsmittel greifen müssen. Als bloßes Mittel, nicht als Denkverfahren, scheint dieses gegensätzliche Denken zuweilen unentbehrlich, auch wenn es um metaphysische Aufgaben geht".

„Esprit und Geist" wird viel Staub aufwirbeln. Es wird sich eine ganze Literatur an dieses Buch knüpfen, um so wahrscheinlicher, als Wechßler, nicht durch Polemik, sondern durch Ignorieren, sich von vornherein in starken Gegensatz zu bedeutenden lebenden Genossen seines Fachs setzt, außerdem nicht nur so altmodisch ist, eine Überzeugung zu haben, sondern sogar so unvorsichtig, sie zu bekennen. Er wird niemanden zu Dank geschrieben haben: seinen Kollegen nicht, die es zu populär, und nicht den Literaten, die es zu schwer finden werden; den Franzosen nicht und nicht den Deutschen, weil beide Teile finden werden, es werde den Franzosen nicht gerecht. Wem dann? „Dem Gedächtnis meiner Kinder und der Zukunftsarbeit meiner Hörer" schreibt er selbst. Schließlich schreibt man ein solches Buch doch nur für sich allein, aus Zwang, aus Not, um mit sich selbst zu rechten, im Auftrag eines Unbekannten, für unbekannte Leser, die das Buch erst helfen soll zu erziehen.

Aus dem Lande der Pyrrhussieger

Von Hubert Graf zu Stolberg-Stolberg in Tutzing

Wir nehmen an, daß es für unsere Leser von Interesse ist, die in diesem Aufsatz wiedergegebenen Ansichten eines Franzosen über sein Vaterland zu hören, möchten aber nicht in den Fehler unserer Gegner verfallen, ganz Frankreich nach einem solchen Buche zu beurteilen. D. Schr.

Untersucht man die Wirkung kriegerischer Zeitläufe auf die Volksmoral, so zeigt die geschichtliche Erfahrung, daß kurze Kriege häufig zum Stahlbade für das Siegervolk werden und auch beim unterliegenden Teile keine nachhaltigen Schäden hinterlassen. Anders langdauernde Kriege mit ihrer Ausblutung der Volkskörper und Zerrüttung des Wohlstandes; sie führen naturnotwendig zur Lockerung aller moralischen Bande. Kommen diese Wirkungen nicht zu voller Entfaltung, solange der Kriegszustand dauert und harte Notwendigkeit noch einen gewissen Zusammenhalt bedingt, so tritt der moralische Zusammenbruch nachträglich um so furchtbarer in Erscheinung. Das Kriegshandwerk führt zur Minderung vieler ethischer Hemmungen, die sich dann in der Nachkriegszeit nicht so bald wieder einstellen wollen. Lang unterdrückte Lebenslust schwillt zum mächtigen Strome an, der alle von Religion und Sitte errichteten Dämme niederzureißen droht. Eine fieberhafte Gier, das Versäumte nachzuholen, befällt die Menschheit. Sie wird noch verstärkt durch die wirtschaftliche Notlage; um diese wenigstens zeitweise zu vergessen, bedarf es außergewöhnlicher Betäubungsmittel. Diejenigen, denen aus skrupelloser Ausnützung der Konjunktur fabelhafte Gewinne zuflossen, streuen das Geld mit vollen Händen aus; in den breiten Massen verstärken Not und Vergnügungssucht die verbrecherischen Triebe.

Unsere Generation hat die geschilderten Erfahrungen im weitesten Maße gemacht, in den Siegerstaaten wie in den unterlegenen. Denn der Weltkrieg hat in diesem Sinne nicht Sieger und Besiegte, sondern nur in verschiedene Grade verelendete Völker hinterlassen. Selbst in Frankreich, das sich im Siegesrausche so übermütig gebärdet hatte, ist der Katzenjammer nicht ausgeblieben. Immer gedämpfter tönen die Siegesfanfaren, allzu teuer hatte der Sieg erkauft werden müssen. Clemenceau nannte ihn einen Pyrrhussieg, Marschall Foch meinte, er sei der Vorläufer des Bankrotts und Urbain Gohier zog die Kriegsbilanz folgendermaßen:

„Wem fiel die deutsche Handelsflotte zu: England! Wem die deutschen Kolonien: England! Wem der Orient und seine Petroleumquellen: England! Wem das Geld der deutschen Kriegsentschädigung: England! Und was fiel Frankreich zu: ein Faschoda im Monat; die groben Ungezogenheiten Lloyd Georges; wiederaufzubauende Ruinen; alle Lasten ohne Kompensationen. In sechshundert Jahren Krieg gegen England kamen uns unsere Niederlagen niemals so teuer zu stehen wie der gemeinsam mit England erfochtene Sieg. Und obendrein sind wir der Lächerlichkeit anheimgefallen!“

Die Verfallserscheinungen, die schon vor dem Kriege vorhanden waren, sind durch den noch bedeutend verstärkt worden. Unter der Herrschaft Poincarés und des nationalen Blocks war es nicht ungefährlich, den Finger auf diese Wunden zu legen. Der durch den Sieg zur Weißglut aufgepeitschte Chauvinismus erstickte jede Kritik. Aber die Wahrheit läßt sich auf die Dauer nicht unterdrücken.

Ende 1925 ist in Paris ein merkwürdiges Buch erschienen. Schon der Titel: „Satan conduit le Bal“ („Satan ist Vortänzer“) ist ungewöhnlich, ebenso die Ausstattung: auf dem Deckelblatte ein roter Teufel, der, auf der Weltkugel reitend, mit teuflischem Grinsen auf ein wirres Durcheinander nackter Menschenleiber herabsieht. Verfasser ist Georges-Anquetil, der Herausgeber der bekannten Pariser Zeitschrift „Le Grand Guignol“, die im Pamphletstil die zeitgenössischen Zustände geißelt. Trotzdem das Buch sich als Roman ausgibt, ist es kein solcher im Wortsinn. Der Verfasser sagt durch den Mund einer fiktiven Persönlichkeit Hermes den Machthabern mit schonungsloser Aufrichtigkeit seine Meinung. Die Handlung, die zwischen

Ende 1921 und Ende 1922 zur Zeit des Kabinetts Poincaré spielt, kann hier außer Betracht bleiben, da sie nur den dürftigen Rahmen bildet, innerhalb dessen eine reiche Fülle geschichtlicher Feststellungen ausgebreitet wird. Diese stützen sich auf ein ungeheures Quellenmaterial, wie die zahllosen Zitate beweisen: Aussprüche berühmter Philosophen, Schriftsteller und Politiker, amtliche Berichte, Polizeirapporte, Zeitungsartikel, Auszüge aus Theaterstücken und Romanen usw. Obwohl schon früher geschrieben, konnte sich das Werk erst nach dem Sturze Poincarés ans Licht wagen. Denn besonders diesem Staatsmanne reißt es rücksichtslos die Maske vom Antlitz. „Poincaré ist der Krieg, er ging schwanger mit ihm, er trägt sein Brandmal!", „Sie (Poincaré) haben ein doppeltes Verbrechen begangen: ein Verbrechen gegen Ihr Land, das durch seinen Pyrrhussieg verstümmelt, dessen Rasse, dessen Bergwerke und Fabriken in den nördlichen Provinzen und dessen Finanzen ruiniert wurden; und ein Verbrechen gegen die Menschheit, die es nicht verdient hat in ihrer Gesamtheit zu bluten, nur um Frankreich zwei verlorene Provinzen wiederzugewinnen." Zögen die Toten dieses Krieges, in Reihen zu je 20, ohne Unterbrechung vom Sonnenaufgang bis zum Sonnenuntergang vorüber, so würde dieser Vorbeimarsch 2½ Monate dauern; ihre Särge, einer neben den anderen gestellt, würden eine Strecke bedecken, die der von Paris nach Wladiwostok gleichkäme. Und das finanzielle Ergebnis dieses Völkermordens? Ein Professor der Nationalökonomie an der Universität von Illinois berechnet die Gesamtkosten auf mehr als 208 Milliarden Dollar, wovon 27 Milliarden auf Frankreich entfallen. Was das bedeutet, zeigt der Bericht des Generalreferenten für das Budget im Senate, Henri Chéron, welcher berechnete, daß die französischen Schulden im Jahre 1930 427 Milliarden Fr. betragen werden, deren Verzinsung allein jährlich die Summe von 21 Milliarden erfordern, d. h. ungefähr die gesamten Staatseinnahmen aufzehren wird. Aber muß Deutschland das nicht bezahlen? Darauf gibt uns Marschall Foch die Antwort, der in Versailles zu dem neben ihm sitzenden Finanzminister Klotz sagte: „Herr Finanzminister der französischen Republik, wenn Sie mit einem solchen Vertrage vor den Schaltern des Deutschen Reiches erscheinen, wird man Sie einfach auslachen!"

Wie war doch während des Krieges die ganze Welt voll des Geschreis über die angeblichen Greueltaten der deutschen „Hunnen" und „Barbaren". Da ist es interessant aus dem Munde von Franzosen zu hören, wie sich die Franzosen in ihren Kolonialkriegen benehmen. Von der Einnahme von Sikasso (französ. Sudan) berichtet ein Augenzeuge folgende Greuel:

„Nach der Belagerung kam der Sturm . . . Es wird der Befehl zum Plündern gegeben. Alles wird gefangengenommen oder umgebracht. Alle Gefangenen (ungef. 4000) werden wie eine Herde zusammengetrieben. Man läßt sie Etappen von 40 Kilometern zurücklegen. Die Kinder und alle jene, die vor Müdigkeit nicht weiter können, werden mit Gewehrkolben totgeschlagen oder durch Bajonettstiche getötet. Die Leichen läßt man am Straßenrande liegen. Eine Frau findet man in kauernder Stellung. Sie ist schwanger. Man treibt sie mit dem Gewehrkolben vorwärts. Im Gehen bringt sie ein Kind zur Welt. Man schneidet die Nabelschnur durch und läßt das Kind liegen . . ."

Am 19. November 1900 interpellierte der Deputierte Paul Vigné d'Octon in der französischen Kammer wegen des Hauptmannes Voulet, der 20 Mütter mit ihren im zartesten Alter stehenden Kindern einige hundert Meter vom Lager mit Lanzenstichen töten läßt — als abschreckendes Beispiel! Ein Hauptmann L. . . läßt einen Häuptling vors Kriegsgericht zitieren und ihn, da er kein Geständnis ablegen will, in mit Petroleum getränkte Tuchfetzen und Stroh einwickeln und anzünden.

Im chinesischen Feldzuge 1860 wurde der kaiserliche Sommerpalast mit seinen unschätzbaren Kostbarkeiten und der die literarischen Schätze von mehr als vierzig Generationen enthaltenden Bibliothek in Brand gesteckt und vollständig zerstört. „Glücklicherweise sind die Preußen 1871 mit Versailles nicht ebenso verfahren!" fügt Georges-Anquetil diesem Berichte bei.

Ein anderer Franzose, Urbain Gohier, sprach vor dem Kriege die Worte:

„Sollten wir es je erleben, daß in unseren vom Feinde eroberten oder durch Verrat ihm überlieferten Städten inmitten der Trümmer unserer Wohnungen, im Scheine der Feuersbrünste, unter dem Krachen der Bomben, unsere Mütter erwürgt, unsere Frauen und Schwestern von der Soldateska geschändet werden: dann laßt uns eingedenk sein der Verbrechen in den Kolonien, die wir ungestraft ließen, ja deren wir uns sogar rühmten; laßt uns eingedenk sein der immanenten Gerechtigkeit, die wir stets zu fürchten haben."

Aber die eigenen schmerzlichen Erfahrungen haben die Franzosen nicht gebessert, wie die grausame Beschießung von Damaskus 1925 gezeigt hat. Folgendes Communiqué des Generals Gouraud spricht deutlich genug:

„Die Kolonne des Obersten Roucrou hat Damaskus am 23. Juni verlassen. Sie traf am 26. in Kuneitra ein. Die Ortschaften Jabat El Kasbah, Goumafie, Trank, Majbar, Shilani, die den Verbrechern aus Kuneitra Obdach gewährt und sich so zu Mithelfern der Verbrechen gemacht haben, wurden auf Befehl des Generals Oberkommissärs zerstört. Hab und Gut der Einwohner wurden beschlagnahmt, überdies wurde eine jede dieser Ortschaften zu einem Schadenersatz von 50 bis 100 Goldpfund verurteilt. — In Jabat El Kasbah, Artania und Trank hat die Kolonne am 27. Juni 27 Weiler zerstört."

Halten wir fest, was Henri Rochefort im Februar 1871 zugab:

„Sie (die Preußen) haben unsere Gutshöfe geplündert und unsre Dächer mit Kugeln durchlöchert, sie haben alles gestohlen, alles erschossen, alles geschändet. Nun denn: diese Mörder und Marodeure haben kaum die Hälfte der Verbrechen begangen, deren sich die französischen Armeen schuldig gemacht haben. Unsere Besieger waren nicht grausamer gegen uns als wir unmenschlich gegen jene waren, die wir besiegt haben."

Heute könnte man das mit noch weit mehr Recht sagen als damals. Aber die wenigsten Franzosen wollen dies einsehen, sie seufzen statt dessen über die Härte des Geschickes. Anderseits aber wird nichts getan, um die Nöte zu beheben, man prellt vielmehr den eigenen Staat und die eigenen Landsleute. Die Steuermoral ist tief gesunken, das Schiebertum blüht; von der obersten zur untersten Sprosse der sozialen Stufenleiter schiebt alles, spekuliert alles, schlägt alles der Gerechtigkeit ein Schnippchen. Die lebensnotwendigsten Waren werden durch die großen Trusts ungeheuer verteuert. Die Preise für Kaffee, Zucker, Mehl, Textilwaren, Petroleum und Kohle schnellen in die Höhe. Im ersten Jahre nach Freigabe des Zuckerhandels stieg der Engrospreis von 1 Fr. auf 3 Fr. für das Kilogramm; da ist es nicht zu verwundern, wenn man hört, daß z. B. die Raffinerie Say mit einem Gesellschaftskapital von 38 Millionen in einem einzigen Jahr einen Reingewinn von 350 Millionen erzielt hat. An einem Tage stiegen die Zuckerkurse von 249 auf 327 Fr., d. i. um 78 vH, weil der Chilene Santa Maria im Einverständnis mit Say 20000 Sack Zucker aufgekauft und damit den Markt geleert hatte. Eine andere Gesellschaft, deren Profit im Geschäftsjahre 1919—1920 eine Million betragen hatte, weist im folgenden Jahre einen Gewinnsaldo von mehr als 5 Millionen aus, obgleich sich ihr Aktienkapital nur von 20 auf 30 Millionen vergrößert hat. Ebensolche Gewinne machen die Petroleumgesellschaften. Beispielsweise erzielte eine Gesellschaft mit dem bescheidenen Kapital von 2¼ Millionen Fr. im Rechnungsjahre 1920—1921 einen Reingewinn von 3900000 Fr. und verteilte auf die 500 Francs-Aktie eine Dividende von 225 Fr. Die gleichen Erscheinungen zeigen sich im Kohlen- und Getreidehandel und in der Mühlenindustrie. Hinter diesen Riesengewinnen bleiben die Steuerleistungen weit zurück. Woher soll man auch das Geld zum Steuerzahlen nehmen, wenn man, wie Herr Citroën, der bekannte Automobilfabrikant, der seine Kriegsgewinnsteuer nicht abgeführt und den Staat um Millionen an Stempelgebühren geschädigt hat, in Deauville in einer Nacht 3 Millionen am Bakkarattische verspielt!

Man hat die Gewohnheit angenommen, seinen Verbindlichkeiten nicht nachzukommen. Selbst eine große Gesellschaft, an deren Spitze Henri Rothschild steht, findet es nach Georges-Anquetil bequemer, sich unter Geschäftsaufsicht stellen zu lassen, dabei aber gut zu leben und mit Luxuskokotten für 300 Fr. per Kuvert zu dinieren. Wo das Geschäft anfängt, höre der Patriotismus auf. Die Gesellschaften für Kohleneisen, Elektrochemie und Stickstoffproduktion hätten bedeutende Kapitalien in Deutschland investiert. Die Gesellschaft für den Handel mit Kohleneisen in Paris

soll bis unmittelbar vor Kriegsausbruch große Mengen Eisenkiesel an Krupp zu niedrigeren Preisen geliefert haben als an die französische Regierung.

Einer kleinen Schar von Prassern und Geldausgebern stehe die große Masse der Franzosen fast völlig verarmt gegenüber. Nach der amtlichen Statistik des Finanzministeriums gab es vor dem Kriege 44000 Millionäre, welchen 82 Milliarden, also mehr als ein Drittel des auf 225 Milliarden bezifferten Nationalvermögens, gehörten, während 7½ Millionen Franzosen überhaupt nichts besaßen. Für die Nachkriegszeit nimmt der Deputierte Charles Baron das Nationalvermögen — nach dem gegenwärtigen Stande des Francs berechnet — mit 800 Milliarden an, und von diesen befinden sich ungefähr drei Viertel im Besitze von einer halben Million Personen. Mit anderen Worten: einem Achtel der 40 Millionen Bewohner Frankreichs gehört der größte Teil des französischen Kapitals. Die Zahl der Millionäre ist von 44000 auf ungefähr 100000 gestiegen, hat sich also weit mehr als verdoppelt.

Dem aufreizenden Luxus einer kleinen parasitären Oberschicht stehen grenzenlose Not und Verelendung gegenüber. In der Lichtstadt Paris bestehen mehr als 315000 Wohnungen aus einem einzigen Raum. Von diesen zählen 80000 zwei Bewohner, 30000 drei, mehr als 10000 vier, mehr als 3000 fünf, mehr als 10000 sechs Bewohner, in den übrigen hausen bis zu zehn oder noch mehr Menschen in einem einzigen Gelasse.

Die Folgen für Volksgesundheit und Sittlichkeit liegen auf der Hand. Man hat ausgerechnet, daß alle 6 Minuten ein Franzose an der Tuberkulose stirbt. Gegenwärtig sind in Frankreich eine Million Personen, also jeder 40. Einwohner, von ihr befallen. 150000 Personen sterben jährlich an Syphilis, man findet kaum mehr eine Familie, in der diese nicht Fuß gefaßt hat. Die Prostitution hat sich unheimlich verbreitet. Nicht ohne Mitschuld der Regierung, die aus den Freudenhäusern hohe Steuern bezieht und sich während des Krieges die Errichtung öffentlicher Häuser für die Truppen hat angelegen sein lassen. So richtete Clemenceau einen Zirkularerlaß an alle kommandierenden Generale, in welchem er ihnen auftrug, sich nach passenden Lokalitäten für Bordelle umzusehen und die Personen namhaft zu machen, die mit ihrer Leitung betraut werden können. Die Bordellwirtschaft in den besetzten deutschen Gebieten ist zu berüchtigt, als daß noch ein Wort über sie zu sagen wäre.

Nach dem Kriege hat die überhandnehmende Vergnügungssucht der Unsittlichkeit wesentlichen Vorschub geleistet. Die Tanzwut hat alle Kreise ergriffen. Die „Dancings" schießen wie Pilze aus dem Boden. Man tanzt im „Grand Hotel" zugunsten der Errichtung eines Denkmals für die Kriegsgefallenen, ja man tanzt sogar auf dem Hartmannsweilerkopf, wo mehr als 2000 Franzosen und 3000 Deutsche begraben liegen, so daß sich der Platzkommandant von Mühlhausen, General Tabouis, genötigt sieht, in der Presse flammenden Protest gegen diesen Unfug zu erheben.

Auf den Tanzdielen gedeiht das Laster üppig. Die Homosexualität nimmt überhand, und zwar innerhalb beider Geschlechter. Man veranstaltet öffentliche Päderastenbälle in Magic-City und in der Großen Oper, und Herren und Damen der sog. besten Gesellschaft bilden die amüsierte Galerie. Die Franzosen haben kein Recht, vom „vice allemand" zu sprechen, und Georges-Anquetil muß mit Betrübnis feststellen, daß, was bisher eine Schmach für Berlin war, nunmehr eine Schande für Paris geworden sei. Aber nicht nur für Paris. Denn auch die Fremdenlegion und die französischen Strafkolonien sind Brutstätten der widernatürlichen Unzucht, so daß der Deputierte Morinaud auf der Kammertribüne ausrufen konnte: „In diesen Bagnos sind die Sitten abscheulich, und ohne mich darüber deutlicher erklären zu wollen, stelle ich einfach fest, daß sich unter 1000 Verurteilten 300 bis 400 ‚Pärchen' befinden!" Über die sadistischen Greuel, welche sich das Aufsichtspersonal in den algerischen Strafkolonien zu Schulden kommen läßt, hat der Präsident der Mietervereinigung, Georges Cochon, in der Zeitung „Le Raffût" im Nov. und Dez. 1920 auf Grund protokollarischer Aussagen von Sträflingen haarsträubende Einzelheiten veröffentlicht[1]).

[1]) Vgl. auch Septemberheft 1926 der S.M., „Die französische Fremdenlegion".

Ein orgiastischer Rausch hat alle Kreise ergriffen. Die gewöhnlichen Reizmittel verfangen nicht mehr. Ehemänner besuchen mit ihren Gattinnen die öffentlichen Häuser, wo Massenorgien stattfinden, die an die Lupanarszenen der römischen Kaiserzeit erinnern. Juvenal und Suetonius müßten wiederkehren, um Ausschweifungen zu schildern, die wiederzugeben unsere Feder sich sträubt.

Ein altes Sprichwort sagt, der Hecht stinke vom Kopfe. Die obersten Gesellschaftsschichten gehen mit dem schlechten Beispiele voran. Hohe und höchste Staatsbeamte, Politiker und Literaten von Ruf sind in die schmutzigsten Skandalaffären verwickelt. Antonin Dubost, Präsident des Senates und des Staatsgerichtshofes, der dem Minister Malvy scheinheilig seine Mätresse vorgeworfen hatte, wird in einem der verrufensten Pariser Bordelle tot aufgefunden, in Gesellschaft zweier jugendlicher Päderasten. Man erinnert sich noch des unrühmlichen Todes Felix Faures, und daß Paul Deschanel, späterhin auch Präsident der Republik, eines Abends im Bois de Boulogne wegen Verletzung der öffentlichen Sittlichkeit arretiert wurde.

Der Hang zu Luxus und Genußleben treibt selbst Angehörige der höheren Stände der Prostitution in die Arme. Gattinnen von Advokaten, Künstlern und Ärzten suchen Gelegenheitsmacherinnen auf, wenn die Einkünfte des Gatten oder Liebhabers nicht hinreichen, ihren Aufwand an Toiletten und Schmuck zu bezahlen.

Selbst die Justiz ist von dem moralischen Bankrott nicht frei geblieben. Handelt es sich um hohe und einflußreiche Persönlichkeiten, so zieht Frau Justitia die Binde fester um die Augen. Nur keinen Skandal, nur kein Aufsehen, man muß doch die Form wahren! Man kann doch beispielsweise einen Mann wie Herrn Gabriel Hanotaux, Präsidenten des Comité „France-Amérique" und gewesenen Minister des Äußern, nicht wegen einer Bagatelle bloßstellen wie der, daß er ein Mädchen aus anständigem Hause unter Zusage der Ehe verführt hat und dann sitzen läßt. Als die Betrogene ihm unbequem wird, weil sie ihn zu eindringlich an sein Versprechen zu erinnern wagt, wendet sich der große Mann an seinen Freund Lépine, den allmächtigen Polizeipräfekten von Paris, der das Mädchen verhaften läßt. Dieses strengt gegen das würdige Freundespaar einen Prozeß an, der alle Instanzen des Seinetribunals beschäftigt und schließlich mit Abweisung der Klage endet. Bezeichnenderweise schweigt sich, mit zwei Ausnahmen, die gesamte Pariser Presse, die doch sonst jeden Skandalprozeß mit Behagen breittritt, über diesen Fall aus.

Schmiergelder und Bestechungen werden selbst an Stellen angenommen, die die berufenen Hüter von Ordnung und Gesetzlichkeit sind. Die Chronik berichtet von Fällen, in denen Polizeibeamten Bestechung, Zuhälterei, Diebstahl, Totschlag und Erpressung nachgewiesen wurde.

Das Sittengemälde wäre unvollständig, würden Theater und Roman darin fehlen. Denn in ihnen spiegelt sich die Zeit, sie schöpfen aus den Tiefen des Lebens und beeinflussen es anderseits. Ein Blick auf die Pariser Bühnen genügt, um zu sehen, wohin die Reise geht. Das in allen Tonarten abgewandelte Ehebruchthema zieht nicht mehr genügend, man lechzt nach schärferer Würze. Kaum ein Stück, geschweige denn eine Revue, in denen nicht Dutzende splitternackter Frauen und Männer gezeigt werden. Auf welcher Ebene die dramatische Produktion angelangt ist, zeigt eine kleine Auslese von Pariser Theateranzeigen:

„Paris ohne Schleier" — „Die Satyre von Paris" — „Um seine Frau zu betrügen" — „Oh mein Fleisch!" — „Du kitzelst mich!" — „Die Ausschweifung in Paris" — „Lehrlinge der Liebe" — „Die Nacht einer Junggesellin" — „Die tolle Nacht" — „Die hemdlose Revue" — „Die unbekleidete Revue" — „Die sinnliche Revue" — „Die ausschweifende Revue" — „Die dekolletierte Revue" — „Die gepfefferte Revue" — „Die gesalzene Revue" — „Die Dame aus dem Freudenhause" — „Ich bin zu schweinisch für dich!" — „Ich möchte mit Nini schlafen" usw.

Auf der gleichen Höhe wie das Theater steht die belletristische Literatur. Mit Behagen plätschert sie in allen Gossen. Marcel Proust, Träger des Prix Goncourt, läßt sich in seinen Romanen, besonders in „Sodome et Gomorrhe", die Verherrlichung der

Päderastie angelegen sein. Das Lupanar ist salonfähig geworden. Maurice Duplay widmet ein ganzes Kapitel seines Romans „La Bacchanale" dem Besuche in einem Bordell. Marcell Barrière unternimmt in seinem Buch „Les nouvelles liaisons dangereuses" den Versuch einer Darstellung der heutigen Sitten. Mit unübertrefflicher Realistik schildert er darin u. a. die Vorgänge in einem Klub, in welchem sich legitime und illegitime Pärchen gemeinsam den Freuden der Liebe hingeben, nachdem lebende Bilder von nicht zu überbietender Gewagtheit sie zuvor in die richtige Stimmung versetzt haben. Louis Dumur läßt in seinem pamphletistischen Roman „Nach Paris" neben der perversen auch die chauvinistische Note anklingen, indem er deutsche Soldaten die ärgsten sadistischen Greuel begehen läßt.

Wenn dem Menschen auf allen Gebieten so gepfefferte Kost dargeboten wird, ist es kein Wunder, daß die Sinne stumpf, die Nerven schlaff werden und es außergewöhnlicher Reizmittel bedarf, das schal gewordene Leben erträglich zu machen. Opium, Morphium und Kokain sind solche Rauschgifte; allen Unterdrückungsmaßnahmen zum Trotz verbreitet sich der Handel mit ihnen immer mehr, Händler und Kundschaft wenden die raffiniertesten Tricks an, um miteinander in Berührung zu treten: eine besonders geriebene Händlerin suchte sogar die Kirchen auf und steckte im Augenblicke der Wandlung, da alle Köpfe gesenkt waren, das verbotene Pulver unbemerkt ihren Kunden zu! Und schon wagt sich dieses Laster aus seinen geheimen Schlupfwinkeln ans offene Tageslicht; man schnupft heute Kokain, wie man früher Tabak schnupfte; in den Restaurants, den Wandelgängen der Theater und Musikhalls, überall erblickt man die Dosen mit dem verhängnisvollen weißen Pulver.

Neben dem Verfalle der Sitten geht der Niedergang der geschäftlichen Moral einher. Manchem mag das Wort Renans: „Es gibt eine gewisse Zartheit des Gewissens, die durch die Geschäfte unwiderruflich getrübt wird" zu hart erscheinen. Immerhin scheint ihm die stattliche Reihe französischer Finanz- und Bankskandale Recht zu geben. Es genügt, an den Zusammenbruch der Union Générale, die Panamaaffäre und den Kupferkrach zu erinnern; in letzteren war auch das Haus Rothschild verwickelt. Trotzdem die Zustände im zaristischen Rußland eine baldige Katastrophe voraussehen ließen, wurde das Publikum von den Banken, vorab vom Crédit Lyonnais, mit allen Mitteln bearbeitet, seine Ersparnisse in russischen Anleihen anzulegen. Die Milliarden französischen Sparkapitals verschwanden im russischen Orkus, aber der Crédit Lyonnais und eine feile Presse verdienten dabei Millionen.

Auch aus den Ruinen des Weltkrieges wußte die Spekulation reiche Gewinne zu ziehen. Das Konsortium von Großbanken, welches mit der Emission der für den Wiederaufbau Verduns bestimmten Anleihe betraut war, beanspruchte eine Kommissionsgebühr von 19 Fr. je Anleihetitel und strich so bei 110000 Titeln 2090000 Fr. ein.

Aber kann man den Privatbanken Vorwürfe machen, wenn selbst die vornehmste Stütze des französischen Kredits, die Banque de France, die Dividende über den Patriotismus stellt? Ein Gesetz aus dem Jahre 1918 bestimmt, daß die B. d. F. den 240 Fr. übersteigenden Betrag jeder Dividende an den Staat abzuführen habe. Obgleich nun 1920 der Reinertrag der Bank 364 Millionen betrug, wurden in diesem Jahre doch nur etwas über 2½ Millionen an den Staat abgeführt. An Dividenden wurden nur 46½ Millionen ausgeschüttet, 51 Millionen wurden als „außerordentliche Remunerationen" dem Bankpersonal zugewendet, der größte Teil des Reingewinnes aber als Reservefonds angelegt und in kostspieligen Grundstückankäufen sowie Um- und Neubauten der Zentrale und der 147 Zweigniederlassungen investiert. Auf eine Interpellation des Senators Pasquet vom 28. Nov. 1921 erteilte der Finanzminister die kostbare Antwort, die Banque de France sei kein öffentliches Institut, sondern eine Privatgesellschaft, welcher das Monopol der Notenemission unter den für die Erneuerung des Bankprivilegiums festgesetzten Bedingungen erteilt sei. Infolgedessen sei es Sache der Generalversammlung, alljährlich und im voraus die Ausgaben für Bauten zu bestimmen. Diese hätten sich, wie aus den Jahresbilanzen hervorgehe, in den letzten drei Jahren auf 153 Millionen belaufen.

Als weiterer Beweis für die Verquickung von öffentlichen und Privatinteressen wird angeführt, daß nicht selten Personen, die eben noch in leitenden amtlichen Stellungen an Abmachungen zwischen dem Staat und einer Bank oder Industriegesellschaft mitgewirkt haben, gleich darauf als Verwaltungsräte in das betreffende Institut eintreten.

In frischer Erinnerung ist die Angelegenheit der Bank von Indo-China. Dieser staatlich privilegierten Bank wird vorgeworfen, sie habe alles getan, um die in Schwierigkeiten geratene Banque Industrielle de Chine — ein für die französischen Interessen im fernen Osten ebenfalls sehr wichtiges Institut — vollends zugrunde zu richten. Schon früher waren ihr anrüchige Operationen nachgewiesen worden. Als es sich nun um die Erneuerung ihres Privilegs handelte, unterschrieb Herr Doumer, der 1½ Stunden zuvor seine Demission als Finanzminister gegeben hatte, das betreffende Dekret, obgleich ein formeller Beschluß der Kammer vorlag, daß die Privilegien der Kolonialbanken nicht mehr durch Verordnung, sondern nur durch ein Gesetz erneuert werden dürften. Diese grobe Inkorrektheit rief peinliches Aufsehen hervor. In eingeweihten Kreisen munkelte man, hinter Doumer stehe der Direktor der Devisenzentrale im Finanzministerium, Parmentier, der einige Aussicht habe, wie so mancher seiner Amtsvorgänger eines schönen Tages Verwaltungsrat der Bank zu werden.

Die Banken tragen nach Georges-Anquetil auch die Schuld an der Verschiebung des französischen Kapitals ins Ausland, wo höhere Verzinsung winkt.

Aufgabe einer verantwortungsbewußten Presse ist es, öffentliche Mißbräuche aufzudecken und energisch auf ihre Abstellung zu dringen. Vom größten Teile der Pariser Presse läßt sich nicht behaupten, daß sie dieser Pflicht nachkomme. Sie läßt sich einen vergoldeten Maulkorb umhängen. Die Klagen über ihre Bestechlichkeit datieren nicht von gestern[1]). König Alphons XIII. von Spanien hat den Ausspruch getan: „In Frankreich, wie in den meisten alliierten Ländern, haben die 5-Centimes-Blätter den Untergang Österreichs beschlossen. Die verschiedenen russischen Botschaften kennen ganz genau den Preis und die Stärke dieser neuen Überzeugungen."

Der parlamentarische Ausschuß zur Untersuchung der Panamaaffäre stellte fest, daß Adrien Hébrard, Senator und Chefredakteur des „Temps", vom Ingenieur Eiffel eine 5proz. Provision in Höhe von 1600000 Fr. erhalten hatte, wogegen er sich verpflichten mußte, die Offerte des Herrn Eiffel an die Panamagesellschaft mit seinem ganzen Einflusse und unter Ausschluß jeden Wettbewerbs zu unterstützen. Das war 1892 wird man sagen. Aber hier ein Beispiel aus jüngster Zeit: In der am 22. Nov. 1921 in Saigon abgehaltenen Generalversammlung der Banque Industrielle de Chine wurde erklärt, daß der „Temps" für vier Artikel über Indochina und seine Regierung je 100000 Fr. aus dem Geheimfonds erhalten habe.

Merkwürdige Schlaglichter wirft die von der „Humanité" veröffentlichte — vom russischen Finanzminister Kokowzeff selbst als durchaus authentisch erklärte — Korrespondenz des russischen Finanzagenten Raffalowitsch auf die Pariser Presse. Danach scheint sich der Grad ihrer bundesfreundlichen Gesinnung nach einem bestimmten Tarif gerichtet zu haben.

Während des Russisch-Japanischen Krieges brauchte die Agence Havas plötzlich einen Zuschuß von 3000 Fr., „damit sie die schlechten Nachrichten vom Kriegsschauplatze etwas mildere". Am 12. Nov. 1905 schreibt Raffalowitsch seinem Minister, es sei unbedingt notwendig, sich zu zwei kostspieligen Opfern: an die Havas (10000 Fr.) und den Temps (7000 Fr.) zu entschließen. Die Unterbringung jeder neuen Anleihe war ein wahrer Leidensweg für die russische Regierung. Das Feilschen um Provisionen und „Pots de vin" (Schmiergelder) ist ekelerregend. Während des Russisch-Japanischen Krieges beschließt die Vereinigung der Pariser Börsenmakler keine neue russische Anleihe zur Kotierung an der Pariser Börse zuzulassen, wenn die russische Regierung sich nicht bereit erklärt, während der ganzen Dauer des Krie-

[1]) Vgl. den Aufsatz von P. M. Baumgarten, Ein Franzose über die Pariser Presse, im Dezemberheft 1925 der S.M., „Französische Militärjustiz", sowie den hier folgenden Beitrag von Karl Jaeger.

ges der Presse einen monatlichen Betrag von 200000 Fr. zur Verfügung zu stellen außer den schon für die finanziellen Bulletins gezahlten Summen.

Um die französische Presse bei guter Laune zu erhalten, wurden vier Wege eingeschlagen: 1. regelmäßige monatliche Zahlungen für den finanziellen Teil; 2. außerordentliche Zuwendungen an einzelne Zeitungen; 3. fiktive Abonnements (d. h. solche, die man sich zahlen läßt, ohne die Zeitung tatsächlich zu liefern) und endlich 4. monatliche Beiträge, die unmittelbar an Politiker, Zeitungsherausgeber und Journalisten in Form persönlicher Schecks ausbezahlt werden. In erster Reihe steht der „Temps", der, wie Raffalowitsch im März 1905 berichtet, eine monatliche außerordentliche Zuwendung von 500 Fr. erhält. Außerdem werden dem Chefredakteur Hébrard selbst 1000 Fr. zugesteckt „um auf ihn einzuwirken". Im Juli des gleichen Jahres bekommt der Temps weitere 3000 Fr., was ihn aber nicht hindert, auch von der in Opposition zur russischen Regierung stehenden Kadettenpartei Geld zu nehmen.

Auch während des Weltkrieges trieb der Temps ein doppeltes Spiel. Sein Spezialberichterstatter in St. Petersburg war ein gewisser Charles Rivet. Im Jahre 1916 vereinbarte der russische Finanzminister mit ihm eine Subvention von jährlich 150000 Fr., wofür sich das Blatt verpflichten mußte, dem finanziellen und wirtschaftlichen Leben des Reiches gewidmete Beilagen erscheinen zu lassen. Dieses Abkommen bot Rivet den Vorwand, mit immer neuen Geldforderungen an die russische Regierung heranzutreten. Gleichzeitig aber mit diesen Beilagen erschienen im Hauptblatte den russischen Interessen abträgliche Artikel. Kaum ist das zaristische Regime gestürzt, bietet Rivet seine Dienste der neuen republikanischen Regierung an, wobei er sich seines „bescheidenen Anteils an dem erfreulichen in Rußland eingetretenen Wechsel" rühmt. Und seit Mai 1917 stand Rivet vollständig im Solde der neuen Beherrscher Rußlands! Während des sog. N.E.P.-Regimes führte der Temps eine offene bolschewistische Kampagne, der erst die Intervention Poincarés ein Ende bereitete.

Der Korrespondent des „Figaro" stand, wie die von den Bolschewisten veröffentlichten Akten des Ministeriums des Innern erweisen, sogar im Dienste der russischen Geheimpolizei (Ochrana) gegen ein Monatsgehalt von 500 Fr. und hatte hauptsächlich die Aufgabe, die Aktion Burzews zu bekämpfen.

Auch rechtsstehende Zeitungsmänner, wie Gaston Calmette (vom Figaro), Arthur Mayer (vom Gaulois) u. a. gehörten zu den Kostgängern Raffalowitschs. Ebenso bemühten sich radikale und sozialistische Blätter um Brosamen vom Tische des von ihnen bekämpften zaristischen Regimes, nicht zuletzt die „Humanité".

Die Beispiele von Bestechlichkeit der Presse könnten beliebig vermehrt werden. Es wäre auch auf die Schwindelinserate hinzuweisen, namentlich jene, in denen medizinische Präparate angepriesen werden, die häufig gesundheitsschädlich sind.

Im Voranstehenden konnte natürlich nur eine beschränkte Auslese aus dem Buche Georges-Anquetils geboten werden. Aber sie dürfte hinreichend zeigen, in welchem Lichte ein um sein Vaterland besorgter Franzose die Zustände sieht. Wir empfangen den Eindruck eines mit vollen Segeln dem Untergange zusteuernden Volkes, trotz der äußerlich überragenden Stellung, die das Land seit dem Kriege einnimmt. Unwillkürlich wird man an das weltbeherrschende, aber von innerer Fäulnis zerfressene römische Reich erinnert.

Haben wir ein Recht, mit der Vorsehung zu hadern, weil sie es zuließ, daß das deutsche Volk von einem so entarteten Gegner überwunden wurde? Zu pharisäischer Selbstüberhebung haben wir leider keinen Anlaß. Auch bei uns zeigen sich Erscheinungen, welche den Bevölkerungspolitiker ebenso wie den Moralisten mit Besorgnis erfüllen. Nicht erst seit dem Zusammenbruch macht sich auch bei uns eine materialistische Lebensauffassung in weiten Kreisen bemerkbar. Das wichtigste Symptom ist der Geburtenrückgang. Aber noch ist es Zeit zur Umkehr. Durch äußere Machtentfaltung können wir heute nichts erreichen. Aber an unserem inneren Wiederaufbau zu arbeiten, kann uns von keiner Macht der Erde verwehrt werden.

Ein Franzose über die Pariser Presse

Im Dezemberheft 1925 der Süddeutschen Monatshefte „Französische Militärjustiz und Militärpolizei im besetzten Gebiet" unterzieht Prälat Paul Maria Baumgarten das Buch „Hinter den Kulissen des französischen Journalismus" (von einem Pariser Chefredakteur) einer eingehenden und im ganzen zustimmenden Besprechung. Als Ergänzung dazu muß auf Grund von Informationen aus Paris folgendes nachgetragen werden:

Das Buch läßt keinen Zweifel darüber, daß der Verfasser die Korruptionsgeschichte der französischen Presse genau kennt, die man vor dem Kriege erzählte und in Druckschriften verbreitete. Aber über die außerordentlich starken Veränderungen der französischen Presse von 1914 bis 1925 ist dem Verfasser einfach nichts bekannt bzw. was ihm bekannt wurde, ist beinahe vollständig falsch. Er erwähnt z. B. Blätter wie L'Eveil, L'Evènement, Le 19 e Siècle usw., die längst nicht mehr bestehen. Er redet ausführlich von der „Cote de la Bourse", die vor Jahren einging, er hat dagegen keine Ahnung von den zahllosen Finanzblättern, die heute in Paris tonangebend sind, wie „Cotes Desfossés", „Agence universelle", „La Bourse et la Banque", „Revue des valeurs étrangères", von denen letztere sich als besonders gefährlich erwies. Was der Verfasser über die Finanzgeschichten der Pariser Zeitungen vor 1914 erzählt, das hat er einfach dem Buche von Lysis: L'Oligarchie financière entlehnt. Über die Geschichten, die nach 1914 erzählt wurden, versuchte er sich zu unterrichten in Jacques Bonzons Revue „L'Activitée Française et Etrangère", die ständig über Finanzskandale berichtet und in den „Documents politiques", die Menevée einmal monatlich herausgibt, worin immer wieder Korruptionsgeschichten aus der Pariser Zeitungswelt geschildert werden. Aber Bonzon und Menevée sind wenig zuverlässige Zeugen, denn sie greifen nur jene Skandale heraus, bei denen sie selbst nicht mit Kapitalien beteiligt wurden. Wie wenig der Verfasser über die Korruption der Pariser Presse unterrichtet ist, geht unter anderem daraus hervor, daß er in dieser Hinsicht über Gustave Thèry und dessen „Oeuvre" kein Wort sagt, obwohl er in dem Buche von Maxime Brienne darüber aufschlußreichstes Material hätte finden können. Aber dieses Buch erschien erst 1919. Weiterhin verwechselt der Verfasser den bekannten französischen Balladendichter Paul Fort mit dem Sekretär der Sozialistischen Partei Paul Faure. Oder er redet ausführlich über das Blatt „Gil Blas", das während des Krieges einging. Er bedenkt das „Journal des Débats" mit großem Lobe, weil er offenbar nicht weiß, daß es seit 1914 ausschließlich von Subsidien der serbischen Regierung lebt. Er nennt, Seite 194, den Senator Bérenger Besitzer der Zeitungen: Action, Siècle, Signale und Paris-Midi. Die drei erstgenannten Blätter bestehen überhaupt nicht mehr, und aus Paris-Midi wurde Bérenger 1919 verdrängt, das Blatt ist heute Eigentum Loucheurs, ebenso wie das „Petit Journal", wovon der Verfasser sichtlich nichts weiß. Seite 219 nennt er André Tardieu den Auslandsredakteur des „Temps", was er bereits seit 1916 nicht mehr ist. Seite 261 spricht er von 70 Tageszeitungen in Paris, was vor dem Kriege der Fall war, aber heute längst nicht mehr zutrifft. Seite 263 nennt er Tardieu vom Temps, den jetzigen Präsidenten der Rheinlandkommission, weil er ihn mit Tirard verwechselt. Seite 269 spricht er von dem Abgeordneten Isaac, der seit 1924 nicht mehr Abgeordneter ist, von dem Senator Perchot, der tot ist, von dem Abgeordneten Prosper Josse, der ebenfalls tot ist, wie das Blatt: La petite cote de la Bourse. Er nennt Senator Berthoulat Eigentümer der „Liberté", was seit 1920 nicht mehr der Fall ist. Er nennt den Abgeordneten Tardieu Leiter des „Echo national", obwohl Tardieu nicht mehr Abgeordneter ist und das „Echo National" einging. Er nennt den Abgeordneten Jules Siegfried Besitzer der „République Française", weder ist Siegfried Abgeordneter, noch besteht die République Française — als Zeitung natürlich. Endlich nennt er den Senator Clemenceau Besitzer des „Homme libre", dabei ist Clemenceau seit 1920 nicht mehr Senator, und im November 1917 übergab er den „Homme libre" an Eugen Lautier. Seit dieser Zeit schrieb Clemenceau auch nicht mehr eine Zeile in diesem Blatt. Die Karikatur von Gustave Thèry in diesem Buche stammt aus der Vorkriegszeit, denn heute trägt Thèry keinen Vollbart mehr, und das „Oeuvre" kostet nicht mehr 25 sondern 20 Cts. Seite 262 erklärt der Verfasser nach einer verjährten Broschüre von Morizet, daß der einstige Ministerpräsident Rouvier einen Schriftleiter des „Temps" zum Steuerrendanten in Paris, und Briand einen anderen zum Generalsekretär der großen Oper gemacht habe. Ein heute in Paris lebender Chefredakteur müßte selbstverständlich wissen, daß der eine, Combes, längst nicht mehr Steuerrendant, sondern Kabinettschef des Unterrichtsministers de Monzie und der andere, Gabion, seit 1917 nicht mehr Generalsekretär der Oper, sondern Direktor der Agentur Radio und als solcher journalistischer Hauptvertrauensmann Briands ist. Ein wirklicher Pariser Chefredakteur hätte außerdem Clemenceaus dunkle Geschäfte, die dieser sein Leben lang betrieb, eingehend geschildert, denn jedermann in der

Pariser Presse weiß, daß Clemenceau immer von englischen Subsidien lebte, die ihm zum Teil die englische Regierung zahlte, zum Teil der naturalisierte Engländer Sir Basel Zaharoff, der Clemenceau auch das Geld für die Gründung des „Homme Libre" gab. Auch Ernest Judet, der vor dem Kriege eine der einflußreichsten Rollen in der Pariser Journalistik spielte (Chefredakteur des „Eclair") wird mit recht sonderbarer Vorsicht behandelt, obwohl gerade über seine finanziellen Machinationen Dutzende von Seiten geschrieben werden könnten.

Wer ist nun der Verfasser dieses Buches? Die französische Zeitschrift „Aux Ecoutes" schreibt unter der Überschrift „Qui est-ce?" am Schluß: „L' auteur? Nous appartenons ‚aux milieux de la presse parisienne' et nous ignorons son nom. Nous pensons qu'il demeurera anonyme comme l'éminent journaliste qui a jugé le manuscrit pour le compte d' un éditeur que l'on ne désigne pas. Nous pensons, en un mot, que c' est l'oeuvre, ou plutot l'ordure, de quelque Boche abject et lâche. Nous verrons bien si nous nous trompons." Ja, ein Franzose, der Chefredakteur eines größeren Pariser Blattes, hätte wohl so viele und so schwere Fehler nicht gemacht. Dann war es aber unklug das Buch unter der Flagge: von einem Pariser Chefredakteur segeln zu lassen. Dem angesehenen Verlag muß der gute Wille und der Glaube, Gutes zu stiften, selbstverständlich zugebilligt werden, das Buch ist aber so ungeschickt, daß es mehr Schaden als Nutzen angerichtet hat. So bleibt diese Veröffentlichung bedauerlich, weil sie den Franzosen Anlaß gibt, Schmähungen gegen Deutschland vorzubringen, über die man sich natürlich hinwegsetzen kann, die aber nicht notwendig sind, zumal es in diesem Falle den Franzosen leicht gemacht ist, ihren Schmähungen den Schein des Rechtes umzuhängen, bedauerlich, weil die Veröffentlichung Täuschungen hervorrufen kann, leider nicht in Frankreich, sondern in Deutschland. Es kann und wird keinen Franzosen geben, der auch nur einen Augenblick glaubt, das Buch sei wirklich von einem französischen Chefredakteur geschrieben, während dieser Glaube in Deutschland sehr leicht erweckt werden kann. Dann werden aber Fehlschlüsse und Fehlurteile in Deutschland sehr leicht möglich und der Verfasser erreicht gerade das Gegenteil dessen, was er wohl beabsichtigte. In Deutschland Abscheu vor den Praktiken der französischen Zeitungen zu erwecken, ist hoffentlich nicht mehr nötig, und in Frankreich wird mit diesem Buche dieses Ziel sicher nicht erreicht.

Essen-Rellinghausen. Karl Jaeger.

Das Problem der Sicherheit

Von August Gallinger in München

Unaufhörlich sucht man Ansprüche, Forderungen, Vorbehalte, Ablehnungen deutscher Wünsche auf französischer Seite mit der Sorge um die Sicherheit Frankreichs zu rechtfertigen. Es ist darum nicht überflüssig, sich die Frage vorzulegen, inwieweit diese Sorge begründet ist und was Frankreich unter seiner Sicherheit eigentlich versteht.

Frankreich besitzt ein mit den neuesten und besten Kampfmitteln ausgerüstetes Heer von achtunggebietender Stärke, Deutschlands lächerlich kleines Heer hat der Bewaffnung nach überhaupt keinen Kampfwert in einem modernen Krieg; seine Ausrüstung nimmt an den Fortschritten der Kriegstechnik keinen Anteil, so daß seine Schlagfertigkeit hinter der anderer, bewaffneter Länder immer mehr zurückbleibt. Außerdem ist Deutschland politisch vollkommen isoliert, während Frankreichs gut gerüstete Bundesgenossen an allen Grenzen Deutschlands stehen. Zum Überfluß zeigt die Erfahrung der letzten Jahre, wie sicher man sich offenbar doch vor uns fühlt. So sicher, daß man das ohnmächtige Deutschland ungestraft beleidigen, demütigen, seine Rechte mißachten und verhöhnen durfte. So sicher, daß auch Zwergstaaten wie Litauen ungehindert Einfälle in das deutsche Memelgebiet wagen durften. So sicher, daß Herr Mussolini vor kaum mehr als Jahresfrist eine derart herausfordernde Rede halten konnte, daß selbst die französische Presse erstaunt erklärte, in diesem Tone habe noch nie ein Staatslenker zu einem Großstaat gesprochen, und ein englisches Blatt die neugierige Frage aufwarf, ob Herr Mussolini wohl auch dem Deutschland von 1914 gegenüber den gleichen Ton angeschlagen hätte.

Angesichts dieser Sachlage versteht man in Deutschland jene von Wortführern Frankreichs fast täglich zu hörenden Äußerungen der Sorge und Beklemmung nicht. Man ist hier geneigt, zu glauben, daß diese Bangigkeit nur als Vorwand für eine Haltung benützt wird, deren wahres Ziel ist, der Gesundung Deutschlands alle erdenkbaren Schwierigkeiten zu bereiten, vor allem aber die von Deutschland mit guten Gründen geforderte Räumung des Rheinlandes zu hintertreiben. Man argwöhnt bei Frankreich die Wiederkehr der Politik glänzender Erinnerungen, die Ranke meinte, als er auf die Frage, gegen wen nach der Schlacht bei Sedan noch gekämpft werden sollte, beantwortete: gegen Ludwig XIV. Daß dieser Geist des „ancien regime" in Frankreich heute noch nicht ausgestorben ist, steht beweisbar fest.[1])

Zugleich tritt bei den, selbst von gemäßigten Staatsmännern wie Caillaux aus Frankreich tönenden Rufen nach der Sicherheit Frankreichs dem Deutschen quälend ins Bewußtsein, daß Deutschland das einzige Land ist, das infolge der einseitigen Abrüstung keinerlei Sicherheit besitzt, obwohl es von waffenstarrenden Nachbarn umgeben ist. Weist man darauf hin, so erhält man von jenseits der Vogesen die trostreiche Antwort, Deutschlands Sicherheit sei durch die unbeirrbare Friedensliebe seiner Nachbarvölker, die gar nicht an einen Angriff dächten, so fest gewährleistet, daß es glücklicherweise die kostspielige Rüstung entbehren könne.

Angesichts dessen, was wir im Verlaufe der letzten 8 Jahre (und auch früherer Jahrhunderte) an unseren Grenzen erlebt haben, stellen solche, bald feierlich, bald in mild-besänftigendem Tone vorgetragenen Erklärungen die deutsche Vertrauensseligkeit auf eine harte Probe. Vor allem aber enthalten sie die Unterstellung, daß Deutschland das einzige Land sei, von dem eine Störung des Friedens zu befürchten sei und dem man daher folgerichtig keine Waffen anvertrauen könne. Zwar hat Deutschland ebenso laut und feierlich seine Friedensliebe betont wie die übrigen Länder und sie zudem noch durch den Vertrag von Locarno, dessen Unterzeichnung ihm gewiß nicht leicht geworden ist, ausdrücklich bekräftigt. Wiederum aber scheint man sagen zu wollen, Deutschland sei das einzige Land, dem man diese Beteuerungen nicht glauben dürfe. Locarno, so sprechen sich französische Politiker aus, darf nicht der Anlaß werden, unsere „tatsächlichen Sicherheitsvorkehrungen" zu beeinträchtigen. M. a. W. wir werden uns hüten, Deutschland das gleiche Vertrauen zu schenken, das wir von ihm verlangen. Auf die berechtigten Forderungen unserer Sicherheit können wir schon deshalb nicht verzichten, weil wir der Wiederholung der Einfälle, die wir seit einem Jahrhundert zu erdulden hatten, vorbeugen müssen.

Auch wenn man diese Probleme mit vernünftigen, von überhitztem Chauvinismus freien Franzosen bespricht, fällt immer wieder auf, mit welcher unausrottbaren Zähigkeit sich bestimmte Irrtümer bei ihnen eingenistet haben. So erscheint unbegreiflich, wie z. B. Caillaux behaupten kann, daß Frankreich im letzten Jahrhundert „sehr viele Einfälle erduldet" habe. Zunächst könnte ihn jeder Schuljunge darüber belehren, daß bei ihm „sehr viel" gleich zwei ist: 1814/15 und 1870/71. Das erste Mal wurden die Heere Napoleons, die bei uns eingebrochen waren und Deutschland zum Schauplatz furchtbarer Schlachten machten, vertrieben, worauf die Verbündeten freilich die Dreistigkeit besaßen, an der französischen Grenze nicht Halt zu machen. Das zweite Mal war Deutschland in einem ihm von Frankreich erklärten Krieg so unliebenswürdig, die Feinde nicht auf deutschem Boden zu erwarten, sondern in ihrem eigenen Lande aufzusuchen. Daß mit dem Wort „Einfälle" die geschichtliche Wahrheit auf den Kopf gestellt wird, bekümmert Herrn Caillaux offenbar nicht. Muß man daran erinnern, daß der Ruf nach der Rheingrenze seit den 40er Jahren des vorigen Jahrhunderts in Frankreich nicht verstummte, daß 1866 nach dem Kampfe zwischen Österreich und Preußen, der doch wohl eine rein innerdeutsche Angelegenheit war, ganz Frankreich „Rache für Sadowa" verlangte? Während das angebliche kriegerische Deutsche Reich nach 1870 geradezu der Friedenswächter Europas war.

[1]) Vgl. A. Schulte, Frankreich und das linke Rheinufer, und vor allem H. Oncken, Die Rheinpolitik Kaiser Napoleons III. von 1863—1870 und der Ursprung des Krieges von 1870/71.

Die geschichtliche Begründung der französischen Sorgen fällt also negativ aus, wenn man nicht etwa die Sicherheit dahin verstehen will, daß man vor Einfällen wie dem von 1814 sicher sein müsse, die Sicherheit also, ein wehrloses Land jederzeit mit Waffengewalt zur Erfüllung von Forderungen zwingen zu können. Darin liege keine Beeinträchtigung Deutschlands, denn das edle, ritterliche und großmütige Frankreich stelle stets nur gerechte Forderungen.

Sicherheit heißt jetzt also: „Sicherheit für Frankreich, seine gerechtfertigten Ansprüche an Deutschland durchsetzen zu können. Diese Sicherheit besteht nur dann, wenn Deutschland nach jeder Richtung hin, d. h. nicht nur militärisch, vollkommen widerstandsunfähig ist. Da, wie gesagt, ja lediglich ein gerechter Zustand erstrebt wird, so ist es der Boden der Gerechtigkeit, auf dem sich Frankreichs Bereitwilligkeit zur aufrichtigen Verständigung erhebt."

Versuchen wir, noch weiter den seelischen Quellen nachzuforschen, aus denen die französische Beklemmung fließt, so stoßen wir auf folgenden, echt französischen Gedankengang.

Die Franzosen glauben, aus eigener Erfahrung zu wissen, wie es in der Seele eines besiegten Volkes aussieht. Auch Bismarck wußte, wie schwer namentlich ein Volk von der seelischen Beschaffenheit der Franzosen sich mit der Tatsache einer Niederlage abfindet. Er war deshalb bemüht, ihnen diese Tatsache erträglich zu machen, soweit es sich mit den deutschen Lebensinteressen vereinbaren ließ. Da diese lediglich verlangten, daß das Vogesentor, welches Frankreich so oft zu unwillkommenen Besuchen in Deutschland gedient hatte, geschlossen werde, so gönnte er den Franzosen alles, was einen Ausgleich für das Verlorene bieten konnte. Er unterstützte lebhaft jede Betätigung ihres Ausdehnungsdranges, vor allem die Errichtung des stattlichen französischen Kolonialreiches. Nicht auf die Schwächung Frankreichs ging er aus, er wollte nur die Westgrenze sichern. Innerhalb des so geschaffenen Zustandes konnte Frankreich erstarken und das angesehene Mitglied der festländischen Großmächte werden, wenn es sich nur in die Grenzen des Friedensvertrages fügte. Das vermochte der gallische Geist nicht, witterte in diesem Programm, das ihm doch, wie die Geschichte beweist, die Möglichkeit gab, reich, stark und geachtet zu werden, sofort einen Köder, mit dessen Hinnahme es gleichzeitig durch koloniale Ausdehnung sein Zentrum schwächen und zugunsten eines neuen Frankreichs den Wiederaufbau des alten vernachlässigen sollte. Jede von deutscher Seite erwiesene Freundlichkeit stieß auf rauhe Ablehnung: „Die deutsche Hand, die uns entgegengestreckt wird, kann Frankreich nicht annehmen, und die Art, wie man sie uns entgegenstreckt, zeigt deutlich, daß, wenn wir sie ergreifen, unsere Bewegung aufgefaßt würde wie eine neue Anerkennung des Frankfurter Friedens und wie ein Verzicht auf eine Verwahrung und auf Hoffnungen, die wir, selbst wenn wir wollten, nicht imstande wären aufzugeben" (René Pinon, „France et Allemagne 1870/1913"). Diese Sätze geben ein deutliches Bild der damaligen französischen Geistesverfassung, zu dessen Vollständigkeit noch gehört, daß die Franzosen sich gleichzeitig bitter beklagten, daß Deutschland ihnen Vergeltungsgelüste zutraute. Heute ist klar: der gallische Geist wollte Rache, wollte sich nicht eher beruhigen, bis die Scharte ausgewetzt war, unterstützte darum laut oder leise jeden starken Gegner Deutschlands und war entschlossen, in jedem Kriege an der Seite von Deutschlands Feinden zu kämpfen. Trotz aller Friedensbeteuerungen wußten wir: Frankreich bleibt unversöhnlich und wird den Krieg gegen uns unternehmen, wenn es ihn mit irgendeiner Aussicht auf Erfolg führen kann.

Indem die Franzosen eine ähnliche seelische Verfassung bei Deutschland voraussetzen, glauben sie, befürchten zu müssen, daß Deutschland jede Gelegenheit ergreifen würde, über Frankreich herzufallen, sobald ihm nur die entsprechenden Machtmittel zu Gebote stünden. Alle Versicherungen deutscher Friedensliebe sind daher für die Franzosen, in der Erinnerung an ihr eigenes Verhalten, nur allzu begreifliche Verschleierungen der wirklichen Gesinnung; jedes unbedachte Wort aber ist für sie ein deutliches Zeichen, daß hier wieder einmal ein Dummkopf das ausgesprochen hat, woran man, nach Gambettas Rat, immer nur denken sollte. Indessen

würden sie uns auch ohne solche Unbesonnenheiten nicht glauben. Sie verlangen laut von uns „moralische Abrüstung" und sind gleichzeitig innerlich felsenfest überzeugt, daß das, was sie darunter verstehen, wie die Dinge liegen, eine psychologische Unmöglichkeit ist. Deutschland hatte, nach seinem Siege, Frankreich nichts zugemutet, was seinem Rang als Großmacht widersprach, seine Entwicklung eher gefördert als gehemmt, ihm eine aufrichtig versöhnliche Stimmung nicht allein beteuert, sondern bei unzähligen Gelegenheiten unzweideutig bewiesen und trotzdem die „moralische Abrüstung" Frankreichs nicht erreicht. Deutschland dagegen ist durch den Vertrag von Versailles in zwei Stücke zerschnitten, auf die Stufe einer Macht vierten Ranges herabgedrückt, in seiner Entwicklung eingeschnürt, in jedem Augenblick und nach jeder Richtung hin von dem Machtwort anderer Staaten abhängig. Ist also in einer unvergleichbar ungünstigeren Lage, als das Frankreich der Vorkriegszeit und sollte sich damit abfinden, diesen jämmerlichen Zustand zu verewigen? So fragen die Franzosen und antworten: „Selbst, wenn es wollte, könnte es das nicht. Es gab und gibt kein Volk, das sich auch nur einen Rest von Lebenswillen bewahrt hat und dabei einem solchen Schicksal innerlich zustimmen könnte, das nicht von dem brennenden Wunsch beseelt wäre, sich aus dieser atemraubenden Umschlingung zu befreien. Und da wir den festen Willen bekundet haben, an den Grundlagen der Verträge, die diesen Zustand geschaffen haben, nicht rütteln zu lassen, so müssen die Deutschen den einzigen Ausweg in einer gewaltsamen Beseitigung sehen. Dem müssen wir unter allen Umständen vorbeugen. Wir verstehen diese Einstellung der Deutschen sehr gut, aber gerade, weil wir sie so gut verstehen, müssen wir unsere Wachsamkeit vervielfachen, um nicht auf den Weg einer gefährlichen Vertrauensseligkeit gelockt zu werden. Solange jene innere Haltung Deutschlands sich nicht ändert, und diese Änderung ist vorläufig eine glatte Unmöglichkeit, so lange ist unsere Sicherheit nicht verbürgt."

Diese Überlegungen würden eine empfindliche Lücke aufweisen, wenn sie sich auf die militärische Seite der Frage beschränkten. Denn die Sorge um die militärische Sicherheit kann Frankreichs Haltung allein nicht restlos verständlich machen. Deutschlands militärische Schwäche ist so groß, ihre Beseitigung so unmöglich gemacht, daß Frankreich auf unabsehbare Zeit nichts von ihm zu fürchten braucht. Da die französischen Staatsmänner genau darüber unterrichtet sind, so müssen noch andere Gründe für eine Politik bestimmend sein, die in einer weit über jenes Ziel hinaus gehenden Weise Deutschlands Schwäche zu verewigen trachtet, eine Politik, die durch die Sorge um die militärische Sicherheit nicht zu rechtfertigen ist. Menschen, die nach einem Bismarckwort nur in Regimentern zu denken vermögen, finden die Erklärung dafür nur in einer hysterischen Angst der Franzosen, in ihrem unersättlichen Haß und ihrer boshaften Mißgunst. Solche Empfindungen sind in Frankreich sicher vorhanden und sicher nicht so leicht aus der Welt zu schaffen. Doch nur politische Tertianer können glauben, daß die Geschicke eines großen Landes lediglich von Leidenschaften bestimmt werden. (Poincaré, den man gern als den Vertreter solcher Politik betrachtet, wird von seinem Landsmann André Germain in einem sonst gewiß nicht schmeichelhaften Bild als „das gerade Gegenteil eines leidenschaftlichen Patrioten und wilden Fanatikers, als der er in den romantischen Vorstellungen seiner Feinde jenseits des Rheins existiert", bezeichnet. Er ist in den Augen seines Landsmanns „zugleich verbissen und schwach, ehrgeizig und unentschlossen, bar jeder Courtoisie und Feinheit, noch unfähiger zu klarem Denken .... eine ziemlich ärmliche Persönlichkeit .... von einer leeren, unschöpferischen, dürren, bläffenden Mittelmäßigkeit".) Man muß darum versuchen, einsichtigere Gründe für das sonst rätselhafte Verhalten Frankreichs aufzusuchen.

Ein naheliegender Gedankengang wäre: Frankreich ist nicht gesättigt, hat das alte Verlangen nach der Rheingrenze nicht aufgegeben und alles, was es tut, geht darauf aus, diesen Wunsch zu verwirklichen. Wären für die Ausführung nur die militärischen Machtmittel maßgebend, so weiß Frankreich, daß das schwache Deutschland es daran nicht hindern könnte. Es müssen wohl andere Bedenken und

andere Gegenspieler da sein, deren Widerstand Frankreich hindert, sich einen Raub anzueignen, den es, allen Gewalten zum Trotz, doch nicht zu wahren vermöchte. So ernsthaft auch jener durchaus noch nicht aufgegebene Lieblingsgedanke der französischen Politik genommen werden muß, zum Verständnis der Haltung Frankreichs reicht er nicht aus. Wir müssen tiefer unter die Oberfläche der Ereignisse hinableuchten. Man vergesse nicht, daß Frankreichs Wortführer nicht nur die Sicherheit des Landes, sondern auch die „Unantastbarkeit der Verträge" deutlich unterstreichen. Diese Verträge haben einen Zustand geschaffen, dessen hervorstechendste Merkmale in einer ungeheuren Steigerung der Macht und Weltstellung Frankreichs und einer ebenso starken Herabdrückung Deutschlands zu einem Vasallenstaat, der mehr Objekt als Subjekt der Politik ist, hervortreten. Mit der Lage der 70er Jahre läßt sich die heutige Kräfteverteilung nicht vergleichen. Deutschland hatte neben sich mehrere Großmächte, beschied sich mit der seiner Bevölkerung, seinem Territorium, seiner Wirtschaftskraft zukommenden Stellung. Bismarck glaubte daher, daß ein neben Deutschland blühendes, starkes Frankreich keine Schmälerung der in seinen natürlichen Kräften gegründeten und daher niemand beeinträchtigenden Machtstellung Deutschlands bedeute, und hatte deshalb keinen Grund, im Interesse Deutschlands der Entwicklung Frankreichs Schwierigkeiten zu bereiten. Frankreich dagegen ist mit den Friedensverträgen die unbestrittene Vorherrschaft auf dem Festland zugefallen, die sich weder auf eine entsprechende Bevölkerungszahl, noch auf ein größeres Territorium, noch auf eine überragende Wirtschaftskraft, sondern lediglich auf seine militärische Überlegenheit und auf die Schwäche Deutschlands und Rußlands stützt. Die nicht nur militärische, sondern auch politische und wirtschaftliche Schwäche vor allem Deutschlands ist die Voraussetzung für die Fortdauer der übermächtigen und angesichts seiner inneren Kraft unnatürlichen Stellung Frankreichs im europäischen Konzert. Ohne irgendwelche Feindseligkeit Deutschlands, ohne daß seine militärische Bedeutung sich erhöht, liegt in jedem Erstarken Deutschlands naturgemäß und selbsttätig eine Einschränkung der politisch widersinnigen absoluten Vorherrschaft Frankreichs, die, wie gesagt, auf dieser schwindelnden Höhe nur bei gleichzeitiger ebenso absoluter Ohnmacht Deutschlands feststeht. Im Sinne der Aufrechterhaltung ihrer gegenwärtigen politischen Vorherrschaft wird daher jeder Ansatz zu einer Änderung der Kräfteverteilung, jede vom Lebenswillen gebotene Bewegung, jedes Atemholen, jedes Gliederrecken Deutschlands von den Franzosen als Bedrohung nicht ihrer militärischen Sicherheit, wohl aber der „Sicherheit" ihrer Vorherrschaft, für welche die deutsche Ohnmacht eine Grundbedingung ist, gedeutet.

Weil es, im tiefsten Grunde, seine europäische Vorherrschaft nicht erschüttern lassen will, nicht aus Besorgnis um seine militärische Sicherheit, hält Frankreich die Kehle Deutschlands umklammert. So sind alle Winkelzüge der französischen Politik zurückzuführen auf den hartnäckigen Willen Frankreichs, seine europäische Vorherrschaft unter keinen Umständen aufzugeben und die Erkenntnis, daß die deutsche Schwäche unlöslich damit verbunden ist. Aus der deutlich gefühlten politischen Widersinnigkeit der gegenwärtigen Stellung Frankreichs fließen in erster Linie seine Beklemmungen; so erst wird die Politik Frankreichs begreiflich, so erst wird es möglich, die Forderung nach der Sicherheit überhaupt mit einem Sinn zu erfüllen.

Hier tritt die Tragik aller Verständigungsbemühungen in helle Beleuchtung. Solange Frankreich diesen Kurs nicht ändert, so lange sind alle Versuche um eine wirkliche Verständigung, eine Verständigung, die diesen Namen nicht nur führt, sondern auch verdient, zur schicksalhaften Aussichtslosigkeit verurteilt. Man kann menschlich verstehen, wie schwer es einem Volke fallen muß, sich freiwillig, wenn auch aus Gründen politischer Klugheit eines unverdienten Überschusses an Macht zu entäußern, aber immerhin ist der Verzicht möglich, ohne seine wichtigen Lebensinteressen zu berühren. Deutschland dagegen, mit seinen 65 Millionen hochkultivierter, tüchtiger und mündiger Menschen, kann niemand, der ihm nicht das Recht auf würdiges Leben absprechen will, zumuten, allen anderen Ländern gegenüber die

„Rolle des Hundes im Freßtrog" zu spielen, der was ihm der unersättliche Appetit der „gefräßigen Pferde" übriggelassen, mit dankbarem Winseln aufleckt.

Würdige Verständigung mit einem Frankreich, das Deutschlands Lebensrecht anerkennt und Deutschlands Ehre achtet: lieber heute als morgen; ohne Erfüllung dieser für jedes Volk unerläßlichen Forderungen: niemals.

Einer der größten Franzosen, Viktor Hugo, schrieb einmal: „Die Welt müßte verdunkeln, wenn die Sonne des deutschen Geistes nicht mehr strahlte." Die Welt ist verdunkelt, und das Land desselben großen Dichters ist es, das jenen Strahlen den Weg ins Freie versperrt.

Das Schicksal Europas liegt in Frankreichs, nicht in Deutschlands Hand. Eine ungeheure Verantwortung ruht auf den Männern, die Frankreichs Wege bestimmen, auf dem ganzen französischen Volk. Eine Verantwortung, die sie ernsthaft daran mahnt, was ihre Ratschlüsse für die Geschicke Frankreichs und Deutschlands, Europas und der gesamten gesitteten Welt bedeuten. Die seitherige Politik Frankreichs war, nach einem Wort ihres Landsmannes Talleyrand „schlimmer, als ein Verbrechen, sie war ein Fehler". Wird diese Politik fortgesetzt, so wird die Welt ihre Folgen zu spüren bekommen. Und diese Folgen werden nicht der Tücke des Schicksals zu verdanken sein, sondern einzig und allein Frankreichs unbelehrbarer Einsichtslosigkeit.

Verdun als Symbol

Gedanken von einem Besuch im Sommer 1927

Von Wilhelm von Schramm in München

Von den Städten an der ehemaligen Front in Frankreich ist Reims die feierlichste und größte, Soissons die schönste, voll geistlichem Glanz noch in den Ruinen, Verdun aber die männlichste, strengste und kriegerischste Stadt bis auf den heutigen Tag. Es ist zu einem Symbol für die Franzosen geworden, aber im Bild und im Charakter der „Unsterblichen" haben sich immer noch deutlich die Spuren unfranzösischer Zeit bewahrt.

In Verdun ist man noch nicht in Frankreich, sondern in Lothringen. Das will besagen, daß diese Stadt anders ist, nicht so reich und so schön im Sichtbaren wie ihre geschmückteren Schwestern im Westen. Eine besondere Schlichtheit fällt dem Besucher auf. Denkmale und Bauten haben sie weniger ausgezeichnet, sie ist vielmehr durch eine unansehnliche Herbheit und Strenge charakterisiert. Selbst die Kathedrale, sonst der Schmuck und die Krone der französischen Städte, ist hier mehr eine Burg als ein Gotteshaus.

Und doch ist etwas an dieser Stadt, eine nicht augenfällige Größe und Schönheit, selbst heute noch, die vor allem den deutschen Besucher ergreifen wird. Einzigartig wirkt ihre Lage, wie sie sich an den Fluß schmiegt, wie sie sich auf dem freien Hügel kühn und wie mit offenem Gesicht über der Maas emporbaut und von dem breiten und wehrhaften Bau der Kathedrale gekrönt wird. Man kann nicht sagen, daß sich Verdun mit deutschen Städten vergleichen läßt, aber gewiß ist etwas Verwandtes; denn an diesem Ort wie in ganz Lothringen haben germanische und romanische Elemente zu einer schönen, sehr eigenartigen Ganzheit geführt. So ist auch die Stadt aus der Landschaft emporgewachsen und nicht so sehr angelegt und hineingebaut wie die meisten französischen.

Aber Verdun ist auch eine alte Stadt, und hat seinen Charakter, ohne altertümelnd zu sein, bis auf den heutigen Tag bewahrt, selbst über die Zerstörungen des Krieges hinaus. In dem Strengen, Kriegerischen und Geistlichen ihrer Physiognomie webt noch der Geist des Mittelalters, der in anderen lothringischen Städten schon längst

verwischt ist. Nancy ist nicht mehr Nanzig, sondern bis auf geringe Reste in eine aufgeputzte Stadt französischer Aufklärung verwandelt; auch in Metz hat man allzu viel und allzu französisch im 18. und 19. Jahrhundert gebaut, nur Verdun blieb, wie Toul nach dem Mittelalter ohne Bedeutung geworden, in seiner eigentümlichen Überlieferung. Die Lage der Stadt kam ihrer Erhaltung zugute, und so ist hier trotz Ludwig XIV. und der französischen Revolution ein Bild des freien und kriegerischen Lothringens geblieben, wie es bis nach dem Ende des Mittelalters gewesen ist.

Zu dem Lothringischen kommt noch etwas Reichsstädtisch-Freies hinzu, das ebenfalls seine Spuren gegraben hat. Das ganze Mittelalter hindurch war hier, oft mit dem Bischof in Fehde liegend, eine unmittelbare Stadt des Deutschen Reiches (nach Cambrai die westlichste), die auf den Reichstagen ihre eigenen Gesandten hatte und damals Verdun, das Edle, hieß. Die freie Stadt hat sich freilich wie viele ihrer Schwestern im Reiche nicht lange über die Renaissance behaupten können, ihr Glanz war mit dem Mittelalter dahin, aber ein Nachglanz der ehemaligen Freiheit und Größe, ein edles Selbstbewußtsein hat sich bis heute nicht verwischen lassen. Daher kommt es, daß man mit ihr rascher vertraut wird als mit anderen französischen Städten.

Selbst die Befestigung Vaubans, des großen Festungsbaumeisters, hat als innerlich zugehörig, den alten Charakter Verduns nur noch verstärkt. Es entsprach dem auch, daß man diese Befestigung mit Änderungen und Modernisierungen bis heute erhalten hat. Wenn man die Stadt betritt, so muß man noch immer Zugbrücken und Tore oder doch die Umwallung passieren — dadurch erhielt sich eine unvergleichlich strenge Geschlossenheit. Verdun wird von einer großen, vielzackigen Zitadelle geschützt, von einem doppelten Wall von Mauern, Bastionen und grünen Schanzen, die zwischen alten Bäumen verborgen sind. Die Beschießung hat diesen alten Festungswerken nicht viel geschadet, aber sie haben die Stadt vor einem viel schlimmeren Feind, vor dem Einbruch des mechanischen Zeitalters in das ursprüngliche Stadtbild bewahrt. Geistliches Rittertum, Selbstbewußtsein und Kühnheit alter fränkischer und lothringischer Bürgergeschlechter haben ihre Spuren gegraben und wohnen heute noch unsichtbar-sichtbar über der Maas.

Der Name Verdun hat im Krieg einen furchtbaren Klang erhalten; kein Wunder, daß die Stadt gerade in dem deutschen Besucher die sonderbarsten Gedanken erwecken muß. Sie führt wieder das ganze lothringische Problem vor Augen, um dessen Lösung nun tausend Jahre lang ein Krieg nach dem andern geführt worden ist. Sie tut es, da sie noch unverfälscht den alten lothringischen Charakter zeigt, viel unmittelbarer als Metz. Selbstverständlich ist die Stadt heute französisch und wird es wohl unter allen Umständen bleiben (wie Straßburg unter allen Umständen deutsch bleiben wird), wenn auch der Lothringer immer noch in Frankreich eine besondere Stellung hat — aber für uns ist bemerkenswert, wie eine Stadt und ein ganzes Land so sehr Geschichte, Freiheit und Selbständigkeit vergessen konnte, nachdem sie früher nicht einmal die sanfte Herrschaft des Krummstabes ertragen hat.

Hier scheint Verdun ein Symbol für die Wandlungen des europäischen Geistes und damit der europäischen Geschichte. Es hat während des Mittelalters zum Deutschen Reiche gehört, so gut wie Italien, Ungarn, Böhmen, Burgund. Dessen innere Größe hat all die Länder fassen und, wenn schon unter schweren Kämpfen, lange erhalten können. Für uns ist es heute fast unfaßbar, daß Verdun und der französisch sprechende Teil von Lothringen freiwillig und ohne jeden Zwang beim Reiche geblieben ist, ja sich oft kämpfend gegen den Westen behauptete. Wie stark muß damals über alle Sprach- und Nationalitätsgrenzen das Bewußtsein einer anderen, höheren Einheit gewesen sein. Es war wohl die Artverwandtschaft der Herrschenden und des herrschenden Geistes, die dieses Wunder vollzogen hat.

Aber das alles verwandelt sich mit der seltsamen Änderung, die wir als Renaissance bezeichnen und deren hervorstechendstes Merkmal die humanistische Welle ist. Jeder einzelne Mensch wird wichtig, das Denken tritt in den Vordergrund und die Handlungen und Entscheidungen werden vor allem vom Denken bestimmt. Die Sprache

bekommt eine neue Bedeutung und Wichtigkeit. An Stelle der Art- tritt mehr und mehr eine Kultur- und Sprachgemeinschaft, dem Wesen des alten Reiches durchaus entgegengesetzt. Diese neue geistige Strömung ist es dann auch, die eine immer stärkere Hinneigung Lothringens nach Frankreich bestimmt.

Protestantische Fürsten geben in dem berüchtigten Vertrag zu Friedewalde 1551 die drei freien Reichsstädte Metz, Tull und Verdun Heinrich II. von Frankreich preis[1]). Man hat das immer als ungeheuerlichen Verrat am Reiche betrachtet, aber es mögen Gründe vorhanden gewesen sein, die einen Verrat erleichterten. Jedenfalls mochten diese modernen Fürsten schon damals französisch Sprechende auch als zu den Franzosen gehörig betrachtet haben. Das hieß nur: an Stelle der Reichs-Einheit des Mittelalters, die viele Wohnungen hatte, tritt bereits mehr und mehr eine äußere Einheit nach der Sprache und nach der Nation.

Es ist vor allem Frankreich, das diese Lehre aus Renaissance und Humanismus gezogen hat. Der Gedanke des Nationalstaats wird dort durch starke romanische Unterströme genährt und weitergebildet von einer sich gerne gegen sich selber kehrenden nordischen Leidenschaft. Die neuen Ideen greifen nach Osten weiter. 1552 ist die Bürgerschaft der freien Reichsstadt Verdun bereits so sehr von den Gedanken der Sprach- und damit der Kultur- und Lebensgemeinschaft durchdrungen, daß dem französischen König beinahe mit Freuden die Tore geöffnet werden. Metz fällt durch Verrat. Nur die Fürsten, in diesem Falle die Bischöfe — bis 1661 stammen sie in Verdun fast immer auch aus dem lothringischen Herzogshaus —, haben sich noch nicht zu den neuen Ideen verstanden, so daß die Bistümer selbst dem Reiche noch eine Zeitlang erhalten bleiben.

Während das Reich mehr und mehr seine Einheit verliert und durch furchtbare innere Kriege zerrissen wird, greift in Frankreich eine immer schärfere Zentralisierung Platz. Ihre Seele heißt Richelieu. Dies ist der Mann, der zuerst die Notwendigkeit einer straffen äußeren Einheit erkannt hat. An Stelle des mittelalterlich Nordisch-Germanischen tritt nun romanisches Übergewicht mit einer starken äußeren Werbekraft, der nach und nach alle lothringischen Grenzländer ohne wirksame Gegenmittel erlegen sind. Nicht durch die französischen Waffen — durch die französische Zivilisation ist hier das Reich überwunden worden. Noch eine Zeitlang halten die Fürsten zum Kaiser, aber ihr Blick beginnt sich immer bewundernder nach dem Westen zu wenden, dessen verhältnismäßige Klarheit und Sicherheit in allen irdischen Dingen gegenüber den Wirren und der Verworrenheit in Deutschland das Volk längst gewonnen haben. So fällt auch das Bistum Verdun. Eine sonderbare Lähmung in ihren westlichen Angelegenheiten hat die Deutschen befallen, als erkennten sie im geheimen die Überlegenheit Frankreichs an — wie es noch einmal erschütternd 1815 im zweiten Pariser Frieden zum Ausdruck kommt, der ganz Lothringen und das Elsaß bis zum Rhein bei Frankreich belassen hat.

An diese Dinge erinnert man sich, wenn man heute Verdun besucht. Aus freien Lothringern, einem selbständigen Stamm zwischen Deutschland und Frankreich, sind schon seit langem die besten Franzosen geworden; aber nicht durch glorreiche Siege, sondern durch eine andere Gewalt: durch die Gedanken der Renaissance, die sich ein ganzes Volk in Weiterbildung zu eigen gemacht hat. Vor ihnen ist auch diese Stadt gefallen, ohne Schwertstreich, und ist nicht mehr zum Reiche zurückgekehrt.

Und wie war es im letzten Kriege? Hat uns nicht vor den Toren Verduns, als wir die Hand nach ihm ausstrecken wollten, der Renaissancegeist, der französische Nationalismus und die französische Zivilisation wieder zurückgeschlagen? Es sind auch diesmal zuerst die Gedanken und dann die Waffen gewesen, mit denen sich diese Stadt gegen das Deutsche verbündete.

---

[1]) Vgl. K. A. v. Müller, Wie die Deutschen Provinzen verlieren, Januarheft 1918 der S. M. „An die deutschen Arbeiter".

Regierungen und Machthaber mögen den Krieg immer führen, worum sie wollen — um Absatzgebiete und Erzgruben — das Volk wird man nur durch Ideen gewinnen können, und als eine solche Idee hat sich die Zivilisation noch einmal erwiesen, indem sie die ganze Welt gegen uns in die Schranken gefordert hat. Auch Verdun hat von der deutschen Bedrohung zuletzt nicht die französische Armee befreit, sondern die Masse der Amerikaner, die für die Zivilisation zu den Waffen gegriffen hatten, so daß es für uns auch ein Symbol der westlichen Propagandaerfolge geworden ist.

Wie 1552 haben wir 1914 der Macht eines Gedankens nicht einen anderen, unseren Gedanken entgegengestellt, die Idee einer Weltsendung, den unerschütterlichen Glauben, wie er den Franzosen nach der ersten Bestürzung ihren Elan wiedergegeben hat und die halbe Welt für Frankreich gewinnen konnte.

Aber vielleicht ist Verdun trotzdem für uns ein gutes Sinnbild, ein Sinnbild der Umkehr geworden, auch wenn es äußerlich eine Niederlage bezeichnet. Der Geist nährt sich vom Blut, und noch nie wurden Opfer umsonst gebracht. Nicht umsonst liegen dort vor Verdun mehr als 200000 deutsche Gefallene. Tat bleibt Tat, gleichgültig ob sie im Stofflichen Erfolg gehabt hat, ihr Bewegendes wirkt im Unendlichen weiter. Wir haben während des Krieges keine eigentlich deutsche Idee formuliert, aber vielleicht wird sie sichtbar gerade um dieses furchtbarste Opfer- und Schlachtfeld vor der ehemaligen freien Reichsstadt des Deutschen Reiches.

Zum erstenmal vor Verdun ist die Zivilisation, sind alle Gedanken der Renaissance an ihren eigenen, bis ins Maßlose gesteigerten Mitteln zugrunde gegangen. Der Mensch war so frei und selbstbestimmend geworden, daß er das Menschliche in sich vernichtet, das Nationale zum Absurden geführt, und alle menschlichen Spuren von der Erde getilgt hat. Auf diesen Schlachtfeldern ist er sich zum erstenmal wieder seiner Nichtswürdigkeit und erbärmlichen Ohnmacht bewußt geworden. Aus einem solchen Geschehen führt kein innerer Weg mehr in die Zivilisation und in die Humanität zurück: es geht nun entweder in Barbarei oder in einen anderen, höheren Zustand, der jenseits dieser Dinge gelegen ist.

Was aber ist jenseits, was ist darüber? Die Frage ist schwer und zugleich einfach. War das vor-humanitäre Mittelalter nicht mehr als die Renaissance? Waren die religiösen Kräfte nicht mehr als alle Künste und Wissenschaften? Ist der Mensch wirklich das Maß aller Dinge oder sind da noch Gewalten und Kräfte höher als er, die er niemals bezwingen, zu denen er höchstens bitten kann? Man sollte meinen, daß ein Geschlecht, das Verdun erlebte, mit der Antwort nicht zögern wird.

Es ist wohl möglich, daß die romanische Welt solche Gedanken schwerer zu fassen vermag — die Franzosen müßten sich denn wieder der Artverbundenheit mit dem „Gotischen" und mit dem Mittelalter besinnen, in dem dieses „Gotische" in Europa bestimmend war. Wir wissen noch nicht, was im einzelnen mit uns geschehen wird; aber es ist ganz sicher, daß sich die menschliche Leidenschaft allmählich wieder von außen nach innen kehrt. Die Zivilisation, deren Vormacht vier lange Jahrhunderte Frankreich gewesen ist, wird wohl nicht weiter nach Osten dringen. Ihr Vormarsch begann bei Verdun, sie behauptete sich noch einmal vor diesem Verdun — doch nur um den Preis der eigenen Opferung.

Die Franzosen werden die Deutschen wieder verstehen lernen, wenn sie das Über-Humanitäre, Christliche, Mittelalterliche wieder verstehen, wenn sie, wofür jetzt Zeichen vorhanden sind, die Grenzen der äußeren Formen wieder einmal durchbrochen haben, wenn sie sich ihrer Artverbundenheit mit den Deutschen wieder besinnen. Vorher wird kaum ein Friede. Aber es sind schon merkwürdige Sinnbilder da. Selbst in Verdun liest man heute die Tafeln: Man spricht Deutsch — wie es wohl seit dem Mittelalter nicht mehr gewesen ist. Es kann dies etwas nur Äußeres sein, aber auch etwas tief Innerliches und Zukunft Weisendes. Denn vor Verdun liegen mehr als 200000 Deutsche begraben. Es ist gewiß, daß Gräber eine sonderbare Verbindung sind....

Wissenschaftliche Rundschau

Der Spießbürger und der Philister

Ein Kapitel aus der Sozialanthropologie. Von Wilhelm Lubosch in Würzburg[1])

Unsere menschliche Gesellschaft setzt sich aus zahllosen Einzelwesen zusammen. Aber schon der oberflächlichen Betrachtung ist es seit langem klar geworden, daß diese Einzelwesen gruppenweis Übereinstimmungen darbieten. Diese Gruppen, die durch gemeinsame Merkmale ausgezeichnet sind, nennen wir Typen. Die Aufgabe der Sozialanthropologie ist die einer Sonderwissenschaft innerhalb der Anthropologie überhaupt. Während sich das eine Hauptgebiet dieser Wissenschaft, die physische Anthropologie, vornehmlich mit der vergleichenden Anatomie der Menschenrassen befaßt; während das andere Hauptgebiet, die Erbkunde, die Regeln und Gesetze untersucht, nach denen sich die Erbkonstitution der Menschen bildet und erhält, hat die Sozialanthropologie die Aufgabe, die Einflüsse zu bestimmen, die die Menschentypen auf das Leben der Gesellschaft besitzen, aber auch den Einflüssen nachzugehen, die durch das Leben der Gesellschaft auf die Menschentypen ausgeübt werden. Die Gesellschaft steht nicht lediglich unter der Einwirkung von Personen, vielmehr spielt Überpersönliches, Generelles im Leben eines Volkes eine Rolle. Wir denken an die Gliederung eines Volkes nach Berufen, Klassen und Parteien; an seine Schichtung nach Ständen, Besitz, Bildung; an die Unterschiede der Bevölkerung von Stadt und Land und an die Auslese, die die städtische Bevölkerung zu dem macht, was sie vor der ländlichen auszeichnet. Dazu gehört weiter die Beurteilung des Einflusses, den die Lebenslage und Lebenshaltung auf die Zusammensetzung der Bevölkerung und auf ihre körperliche Beschaffenheit, etwa Größe, Wachstum, Schädelform besitzt. Schließlich kommt die Bewegung der Bevölkerung in Betracht: die Verschiebung der Stände, die Aufhebung von Klassengrenzen, der Aufstieg von unten nach oben, das Absinken von oben nach unten.

In all dies unübersehbare verwickelte Geschehen hat die Sozialanthropologie durch methodische Arbeit schon viel Klarheit gebracht, und, wie gesagt, es hat sich gezeigt, daß, so sicher auch das Werkzeug des handelnden Volksganzen der Einzelne ist, doch eben dies Ganze in seinen wichtigsten Typen in Ansatz zu bringen ist, wenn man einen Teil der Bedingungen verstehen will, unter denen sich das soziale Leben entwickelt. Bestimmte Gemeinschaften gibt es, die hier als wirksame Kräfte in Frage kommen; von diesen hat man heute im allgemeinen drei wohl von einander unterschiedene Typenarten kennen gelernt, die wir kurz 1. als Rassentypus, 2. als Konstitutionstypus, 3. als Gau- oder Berufstypus bezeichnen können. Von den letztgenannten sei hier abgesehen.

Der Rassentypus ist dadurch ausgezeichnet, daß ihm ausschließlich diejenigen körperlichen und geistigen Merkmale zugerechnet werden, deren Erblichkeit feststeht. Diese Typen werden als Rassen bezeichnet. Aufgabe der physischen Anthropologie ist es, die Rassen nach ihren Merkmalen vergleichend zu bestimmen, ihre Urgeschichte zu erforschen und das einzelne Individuum als Angehörigen einer Rasse oder Rassenmischung zu bestimmen. Für die Anthropologie aller heute lebenden Völker hat sich gezeigt, daß sog. reine Rassen nur in ganz beschränkten Grenzen vorhanden sind, daß vielmehr Rassengemische, deren einzelne Bestandteile sich bald leichter, bald schwerer feststellen lassen, ein Volk zusammensetzen. Im deutschen Volke sind es im wesentlichen vier Hauptrassen, die die Bestandteile dieser Mischung darstellen. Von diesen werden wir nur der nordischen und der alpinen Rasse zu gedenken haben.

Anders steht es mit den Konstitutionstypen, deren Kenntnis als der vier Temperamente schon uralt ist, die aber doch eigentlich erst seit Beginn dieses Jahrhunderts wissenschaftlich eingehender erforscht worden sind. Auch die Merkmale der Träger dieses Typus werden als erblich angesehen. Es verbinden sich aber mit ihnen auch zahlreiche andere Merkmale, deren Erblichkeit nicht ohne weiteres feststeht, die aber doch zum mindesten auf ererbter Grundlage entstehen. Schon zu Anfang des Jahrhunderts hat der französische Anthropologe Sigaud vier solcher Typen unterschieden, die er als Gehirnmenschen, Lungenmenschen, Verdauungsmenschen und Muskelmenschen bezeichnete, je nach dem Überwiegen des Geistigen, der physischen Kraft, des Brustkorbes und seiner Organe oder der Bauchorgane.

[1]) Vortrag, gehalten in der Dienstagsgesellschaft d. Universität am 14. 12. 1926.

Mit Recht ist gegen diese Einteilung der Vorwurf allzu grober und einfacher Verknüpfung zwischen dem körperlichen Eindruck eines Menschen und seiner geistigen Veranlagung gemacht worden. Aber diese Einteilung hat doch den Anstoß dazu gegeben, sich mit diesen Dingen neuerdings eingehender zu befassen, und so sind sie mittelbar der Anlaß für die hochwichtigen Betrachtungen geworden, die neuerdings über die Körperbautypen und ihre Beziehungen zum Charakter angestellt worden sind, insbesondere, nachdem in der Würzburger Psychiatrischen Klinik jahrzehntelang die exakte Messung an Geisteskranken wichtige Materialien zur körperlichen Beurteilung Geisteskranker herbeigeschafft hatte. Wir werden später auf die Ergebnisse dieser Forschungen eingehen und heben für jetzt nur hervor, daß durch das Studium der Konstitution, besonders bei Geisteskranken, eine zuverlässige naturwissenschaftliche Grundlage auch zur Einteilung und Gruppierung der Charaktere und Temperamente Geistesgesunder gelegt worden ist.

Der Historiker und der Psychologe, der Betrachter der Kulturgeschichte und der, der die geistigen Bewegungen eines Volkes beurteilt, dürfte nun aber in den genannten Typen das Wesentliche der Menschen keineswegs erschöpft sehen. Ihnen sind die wichtigsten Erscheinungen die Charaktere. So wichtig die Rasse für die Beurteilung geschichtlicher und sozialer Zusammenhänge im allgemeinen ist, so wenig leistet sie für die Erkenntnis der unmittelbaren, von den Persönlichkeiten ausgehenden Wirkungen; denn gerade die bedeutsamsten Persönlichkeiten sind nicht ohne weiteres rassisch einzugliedern (vgl. Günther a. S. 337); in dem bekannten Werk Günthers[1]) fehlen z. B. die Abbildungen von Goethe und Bismarck.

Viel aussichtsreicher haben sich in dieser Hinsicht die Konstitutionstypen erwiesen, denen insofern ein großer Wert zukommt, als es möglich ist, ganz bestimmte Charaktere mit meßbaren Besonderheiten ihres Körperbaues in Zusammenhang zu setzen. Aber dennoch lernen wir in der Geschichte die führenden, treibenden und hemmenden Kräfte zunächst durch ihre Taten, durch ihr Verhalten kennen. Die Frage, inwieweit dieses ihr Verhalten gemeinsam mit ihrem Körperbau naturwissenschaftlich aus der konstitutionellen Erbanlage herleitbar ist, ist erst die zweite Frage. Es handelt sich also einmal um den Versuch, derartige Charaktertypen allein aus ihrem Verhalten heraus zu kennzeichnen, sodann um die Prüfung, ob und inwieweit sich diese Typen auch als naturwissenschaftlich gegeben verständlich machen lassen.

Die Zahl der uns umgebenden Charaktere oder Willenstypen scheint unübersehbar groß zu sein; sie ist es auch zunächst, wenn wir die mannigfachen Färbungen der Durchschnittsmenschen und die unübersehbar abgestuften einseitigen oder vielseitigen Talente mit in Rechnung setzen. Nehmen wir aber nur die ausgezeichneten Grenzfälle, so scheint es mir, als ob wir mit vier bis fünf solcher Typen auskommen: dem Genius, dem Helden, dem Spießbürger und dem Philister; ob wir einen fünften Typ, den Diplomaten (Intriganten), sachlich abgrenzen können und dürfen, bleibe dahingestellt. Genius und Held sind produktiv; von jenem stammen die Ideen, dieser setzt sie in die Tat um. Die beiden anderen Gruppen sind zunächst rezeptiv; sie wirken, indem sie hemmen oder fördern. Der Diplomat, der Intrigant ist beides, produktiv und rezeptiv. In seiner Wirkung kann er hemmen oder fördern, zerstören oder aufbauen, vernichten oder erzeugen. Held und Genius sind immer Einzelne und Einmalige; Spießbürger und Philister sind dagegen Viele und Vielmalige, sind also wirkliche Charaktertypen, und bilden als solche den Gegenstand unserer weiteren Betrachtung.

Wir können uns ihr Wesen zunächst durch reine Beschreibung klarzumachen suchen.

Wenn wir an die körperliche Erscheinung eines Spießbürgers denken — der Name rührt davon her, daß sie die mit Spießen bewaffnete Bürgerwehr darstellten, auf die die Rüstung und Schwert tragenden Ritter überheblich hinabsahen[2]) — so stehen uns mannigfache Bilder, vor allem unserer alten humoristischen Zeitschriften vor Augen: der Stammtisch mit seiner trinkfrohen Tafelrunde. Es handelt sich um sehr gesund aussehende, meist ältere Bürger, robuste, nicht zart-empfindliche Persönlichkeiten, mit wohlgeregelter Tagesordnung. In ihrem Urteil sind sie nicht immer sehr wählerisch und folgerichtig. Das Debattieren ist ihnen lieb, über alle Gegenstände, die der Tag ihnen bietet. Dabei sind sie doch auch leicht beeinflußbar, sehr gelehrig und dankbar für Belehrung und Aufklärung. Die Gefahren einer ziellosen Befriedigung ihres Bildungsbedürfnisses werden nicht immer vermieden. Die Volkshochschule, die populär-wissenschaftlichen Vorträge machen aus ihnen oft Parvenüs, besonders, wenn sich Wohlstand und Besitz damit verbindet. Politisch stehen sie meist auf den äußeren Flügeln, sie sind aus Neigung entweder sehr konservativ oder sehr liberal. Was wir aber stets mit dem Begriff des Spießbürgers verbinden, ist eine besondere Richtung seines

[1]) a) Rassenkunde des deutschen Volkes 10. Aufl. 1926, b) Rassenkunde Europas 2. Aufl. 1926.

[2]) Diese Erklärung verdanken wir einer mündlichen Mitteilung von Herrn Geh. Rat Professor Dr. Ernst Mayer.

Geschmacks und seiner Moral. Wir sprechen von spießbürgerlichem Geschmack und meinen jene, um die Mode unbekümmerte Art sich zu kleiden und sich zu tragen. Haar- und Barttracht spielt hier eine Rolle, auch die Einrichtung ihrer Wohnungen, die oft den Spott des Ästheten herausfordern. Wir sprechen auch von einer spießbürgerlichen Moral und verstehen darunter Ansichten über Sittsamkeit, die den gerade herrschenden modischen als „altmodisch" und „rückständig" gelten. Wer erinnerte sich nicht der Karikaturen aus der Vorkriegszeit. Und doch lassen wir dem Spießbürger gerade dadurch etwas sehr Preiswürdiges: das treue Festhalten an der Überlieferung und den tiefen, nicht klügelnden religiösen Sinn.

Was den Philister anbetrifft, so ist es keineswegs möglich, sein Wesen in derselben Weise eindeutig zu kennzeichnen. Das einzige, was vielleicht unbestritten von vornherein zugegeben werden kann, ist, daß ein Philister ein älterer, bereits im Beruf stehender, mit der Sorge um Amt, Familie, Stellung, gesellschaftliche Beziehungen belasteter Mensch ist. Stammt doch der Ausdruck eben aus der Studentensprache. So nennt das Lied die Bürger, die dem Studenten gewogen sind; den aus ihrer Mitte nach bestandenem Examen Scheidenden entlassen sie ins Philistertum. Also daß es Berufsmenschen sind, ist eine gesicherte Feststellung. Darüber hinaus zu sagen, was für Merkmale dem philiströsen Urteil und Geschmack, der philiströsen Moral zukommen, ist nicht ohne weitere Begriffsbestimmungen möglich. Unser Gefühl leitet uns allerdings in vielen Fällen richtig, wenn wir von irgend jemandem, es kann ein gebildeter Mann sein, in einem bestimmten Falle sagen, er habe sich als Philister gezeigt.

Hier wären wir mit unserem Versuch der Wesensbeschreibung bald zu Ende, wenn sich unserer Einsicht nicht zwei weitere Quellen erschlössen. Nach bewährter Methode können wir in das Wesen eines Begriffes tiefer eindringen, wenn wir versuchen, sein Gegenteil zu erfassen. Was ist zunächst das Gegenteil des Spießbürgers? Sofort müssen wir sagen: Er hat nicht ein einziges Gegenteil, sondern deren viele, z. B. den gebildeten, interessierten, teilnehmenden, sachverständigen Kenner oder den freiheitsliebenden, selbständig denkenden und urteilenden Kopf.

Bei der Frage, die sich hier ausschließen muß: was das Gegenstück des Philisters sei? kommen wir nur einem sehr merkwürdigen Verhältnis auf die Spur. Der Spießbürger war an sich etwas Eindeutiges mit mannigfachen Gegensätzen; der Philister war uns vieldeutig, aber sein Gegensatz ist nun nur ein einziger: der Jüngling. Es ist überaus bemerkenswert, daß, so wenig das Wort Philister in diesem Sinne in fremden Sprachen vorkommt, so wenig das Wort Jüngling, das ein rein deutscher Begriff ist, für ein nur dem Deutschen in seinem Werte aufgegangenes Wesen[1]). Dieser energische, schwärmerische, idealistisch gesinnte, im Zorn aufwallende, in der Begeisterung hinreißende und sittlich unberührte Jüngling, ist das Gegenteil aller Philisterei. Nirgends herrlicher tritt uns sein Wesen entgegen als in Schillers und R. Wagners Dramen, wodurch uns indirekt das Wesen des Philisters besonders verdeutlicht wird.

Schon arbeiten wir hier mit einer dritten Methode, die uns das Wesen unserer beiden Menschentypen vielleicht am besten erkennen läßt, der nämlich, die Begriffsbestimmung nach den Gestalten der Dichtkunst zu ergänzen. Die Dichtung hat beide Typen oft und mit großer Liebe behandelt. Homer malt uns das Spießervölkchen der Phäaken in einer Anschaulichkeit, die Schiller in dem Distichon auf die Bürger an der schönen blauen Donau anwendet, vielleicht mit absichtlichem Anklang an das Wort Spießbürger. „Immer ist's Sonntag, es dreht immer am Herd sich der Spieß." Allen homerischen Helden wohnt etwas davon inne. Brauchen wir vor allem an Goethe zu erinnern, wie er Faust und Wagner durch die Reihen der Sonntagsspaziergänger führt? Ganz echt ist seine Spießerrunde, die er bekennen läßt, was ihnen an Sonn- und Feiertagen als höchstes Vergnügen und größter Wohlgeschmack gilt. Wir lernen aus diesen und vielen anderen Dichterstellen einen Hauptwesenszug des Spießbürgers kennen, seine Freude am Behagen. „Mit wenig Witz und viel Behagen dreht jeder sich im engen Zirkeltanz."

Viel können wir der Dichtung über das Wesen des Philisters entnehmen. Er ist geradezu eine Lieblingsfigur der Dichtung, vor allem der Romantik. Diese wird nicht müde, ihn in Gegensatz zu der schwärmenden Jugend zu setzen; nehmen wir vor allem den einen Meister, der zugleich der abgesagte Feind des Philisters ist, den, der ihn aufsucht und mit allen Waffen des Spottes und der Satire bekämpft: E. Th. A. Hoffmann. Seine Philister sind Finanziers, Geheimräte, trockene junge Studenten, Karrierenjäger; ihnen allen in immer neuen Variationen wird zugeschrieben, wie sie in allen Dingen des Lebens nur sog. natürliche Zusammenhänge erkennen, wie sie Augenblicke der Hingabe, des Vergessenseins, der zarten begeisterten Schwärmerei, des Glaubens an die in das irdische Schicksal eingreifenden übermenschlichen Wirkungen durch plumpen Rationalismus zunichte machen. Sie heiraten aus Berechnung

[1]) Vgl. R. Wagner, Werke Bd. VIII, Deutsche Kunst und deutsche Politik II.

und versuchen sich aus Eitelkeit in jeder Kunst. Besonders reizvoll ist stets der Kontrast, der dadurch entsteht, daß ein- und dieselbe Erscheinung, ein- und derselbe Vorgang, von dem Philister mit stumpfsinniger Einseitigkeit durchaus rationalistisch aufgefaßt wird, seinem Gegenspieler aber als Ahnung überirdischer Zusammenhänge aufgeht. Die sozialen Gefahren dieses Menschentyps hat E. Th. A. Hoffmann vielleicht tiefer als irgendein anderer erfaßt und hat in seinen Märchen und Spukgeschichten, vor allem in den Serapionsbrüdern, seinen Kampf gegen diese Gefahr des Menschengeschlechts ausgekämpft. Das Wesen seines Serapionsklubs ist ja dieses, daß seine Mitglieder in den Ereignissen der Welt mehr als eben ein bloßes Ereignis, in jedem Falle etwas tief Bedeutungsvolles erkennen. Sie nennen sich nach einem gutmütigen Irren, der sich im Stadtwald von Bamberg umhertreibt und sich als Mönch Serapion in der Wüste Thebais bezeichnet. In Märchenform, aber doch tief eindringlich, schildert er, wie Klein-Zaches, genannt Zinnober, durch eine Fee verzaubert, alle Merkmale eines Philisters annimmt und zum furchtbaren Widersacher eines edlen Jünglings wird.

Auch erinnern wir uns vielleicht jener wundervollen Erzählung von den beiden Studenten, die nach 20 Jahren eine einst unterbrochene philosophische Diskussion mitten in dem damals unterbrochenen Beweise weiterführen. Hoffmann findet hier das Philiströse in geradezu gespenstischer Erscheinung; nicht zu reden von dem grauenerregenden Naturforscher, der über der Betrachtung eines seltenen Insektes Bruder, Freunde, Welt und Leben vergißt. Reich sind auch Goethes Gedichte an Philisterzitaten, aber es würde uns zu weit führen. Nehmen wir daher nur noch zwei Beispiele, die uns den Philister in wichtigen Beziehungen zum Leben darstellen. Als erstes den Philister in der Wissenschaft: den Famulus Wagner. Er ist sehr klug, sehr beflissen, auf der Höhe der Technik, aber ohne die Ahnung, daß wahre Wissenschaft ein Ganzes ist. Die Entstehung des Organischen glaubt er durch den Kristallisationsprozeß mit Hilfe der Chemie, Physik, der Retorten und Öfen ersetzen zu können, das aber, was den Genius der Wissenschaft beseelt, hat er nie empfunden. Ein zweites Beispiel, den Philister in der Kunst: den Stadtschreiber Sixtus Beckmesser. Eitel auch er, dabei im engen Kreise dessen verblieben, was er als junger Sänger erlernt hatte. Feindlich steht auch er dem Genius gegenüber, bereit ihn zu bekämpfen., Dabei bleibt er plump und einfältig überall da, wo es gilt, außerhalb des gewohnten Kreises das gute Neue anzuerkennen. Auch diese Dummheit ist ein zum Bilde des Philisters gehöriger Zug, wie ja gerade das deutsche Märchen dem Teufel, der so viele philiströse Züge besitzt, auch die Dummheit zuschreibt.

Angesichts der Beckmesser-Gestalt gibt der Dichter zugleich durch den Mund des Nürnberger Schusters jene bekannte Erklärung vom Wesen des Meistergesanges, daß er nämlich ein Schutz sei gegen das Philisterium: Der Jüngling finde wohl oft im Lenz des Lebens aus Begeisterung ein schönes Lied, aber später, wenn Sommer, Herbst und Winter des Lebens gekommen seien, mit aller Mühe und Not und allem kleinen und großen Glück des bürgerlichen Lebens, dann bleibe, um in diesen Dingen nicht unterzugehen, dem Meister nur das eine, sich die Erfahrungen seiner Jünglingsjahre mit ihren starken Eindrücken lebendig zu erhalten.

Das führt auf einen letzten Zug des Philisteriums, seine Tragik für den, der wirklich zur Einsicht gelangt, daß er seine Jugend verloren habe. Solche Gestalten führt uns Ibsen vor in seinem Photographen Ekdal und in der Tragödie des Baumeisters Solneß, dessen Gefühle sich sogar zur Angst vor der Jugend steigern. Das sind freilich nur Ausnahmen, während den meisten Menschen in ihrem Philisterium recht wohl zumute ist, wie es Schopenhauer, auch einer der grimmigsten Philisterbekämpfer, in dem Bilde eines Philisters malt: „Im Kreise einer wohlgeratenen Familie sitzend und den Hamburger Korrespondenten lesend."

Genug der Beispiele und Überlegungen, durch die wir versucht haben, uns ein Bild von dem Wesen der beiden Menschentypen zu verschaffen. Die zweite Aufgabe steht bevor: ihre Bedeutung zu würdigen. Wir müssen dabei zweierlei erwägen; 1. welche Bedeutung haben sie für unsere bürgerlichen Verhältnisse und 2. welche Bedeutung hat das Leben für sie selbst: Jene oft komisch wirkenden Mitglieder unserer Gesellschaft, jene körperlich und sittlich gesunden, in der Überlieferung wurzelnden Spießbürger können, wie gerade aus der Aufzählung dieser Eigenschaften hervorgeht, kein verächtliches Glied unserer Gesellschaft sein, und dies eben in sittlicher, künstlerischer und, was nicht übergangen sei, nationaler Hinsicht. Alles was im Leben der großen Städte von Fäulnis zeugt, findet bei ihnen wohl Nachahmer, Mitläufer, vergnügte Teilnehmer, wenn es ihnen mit suggestiver Kraft durch Zeitung, Reklame und gute Freunde entgegengebracht wird; aber sie staunen es doch mehr an, als daß sie ihm innerlich verfallen. Literarischen Kämpfen auf dem Gebiete der Religion stehen sie zum Glück verständnislos gegenüber. Die zahlreichen feinen und verfeinerten Äußerungen einer impressionistischen oder expressionistischen Kunst in Dichtung und Musik, Plastik und Architektur, dringen meist gar nicht bis in ihr inneres Wesen hinein. Fehlt ihnen vielleicht auch vielfach das Vermögen, die Wirkung eines herrlichen Gemäldes von der eines

Öldrucks zu unterscheiden, so sind sie durch ihre Unbefangenheit und Unkompliziertheit doch auch vor den Gefahren des Ästhetentumes geschützt. Sie nennen Schund Schund und Schmutz Schmutz ohne zu versuchen, uns Schmutz und Schund als künstlerisch wertvolle Gabe anzupreisen. Was dagegen stets auf sie ungemein wirkt, ist wahrhaft große dramatische Kunst, wie jede gute Aufführung z. B. eines Schillerschen Dramas immer wieder beweist. Es konnte auch einmal, wie in der Meistersingerzeit, geschehen, daß gerade in dem Kreise zünftiger Spießbürgerei die Aufgabe erkannt wurde, das Überlieferungsmäßige in der Kunst zu pflegen und in wunderlich-zopfiger Weise Regeln und Sangesweisen zu kodifizieren, um dem neumodischen, regelwidrigen, impressionistischen Dichten und Singen das Gegengewicht zu halten. Vielleicht wohnt ein ähnlicher, tiefverborgener Sinn in den Satzungen der zahllosen Vereine, besonders der Gesangs-, Orchester- und Theatervereine; vielleicht liegt überhaupt die Neigung zur Pflege des Überlieferten dem gerade in Spießbürgerkreisen weit verbreiteten Vereinstrieb zugrunde. Dieses Vereinswesen erscheint demnach, trotz seinen Auswüchsen, als wichtiger, konservativ wirkender Bestandteil unseres öffentlichen Lebens. Dies alles zur Wertschätzung des Spießbürgers Gesagte trifft aber nicht mehr zu, sobald er durch besondere Fügungen des Schicksals in leitende Stellen gelangt, wo er dann zu einer rechten Gefahr für das Gebiet wird, das er beherrschen soll und nicht beherrschen kann. Man denke dabei an bestimmte Gruppen unserer heutigen Parlamente, womit alles gesagt ist.

Nirgends aber, wo der Philister zum Einfluß gelangt, können wir ohne Besorgnis seiner Wirksamkeit folgen. Schon das Vorbild eines derartigen, auf eine Seitenbahn gelangten, der Begeisterung unfähigen Mannes bedeutet Gefahr. Auf ihn trifft zu, was ein älterer Philosoph, J. E. Erdmann[1]), als Grundzug der Dummheit bezeichnet: alles so zu sehen, als wenn er durch ein Loch in ein Zimmer sähe. Er ist nicht „vielfältig", wie Erdmann sagt, sondern eben „einfältig". Bei ihm ist an Stelle kühnen Wagens Überlegung, Utilitarismus getreten; an Stelle kräftigen Begehrens Genugtuung über das Erworbene, Verzicht auf das, was er für unerreichbar hält; an Stelle der tastenden Unsicherheit des Urteils und der umsichtigen Kritik ist abgeschlossene, tölpelhafte Einseitigkeit, aber desto größere Bestimmtheit all seiner Aussagen erfolgt. Er sieht kein Problem; das Wort „selbstverständlich" leitet ihn, verbunden mit dem Dünkel, nicht mehr nötig zu haben, etwas zu lernen. An zwei Stellen wird der Philister aber nicht nur mittelbar durch sein Vorbild zum Schaden, sondern unmittelbar dadurch, daß er Macht über Menschen erlangt. Das ist der Fall, wenn der Philister Erzieher wird und wenn er in die Lage kommt, eine politische Rolle zu spielen. Der Philister als Lehrer kann ja unmöglich die Jugend verstehen und ihr nichts anderes als Abneigung entgegenbringen. Hier liegt der Hauptquell aller Erziehungsnot und der Ursprung aller Unterrichts- und Schulprobleme. Der Philister als Politiker ist eine Erscheinung, die nicht allzuhäufig in der Weltgeschichte angetroffen wird, da der gesunde Lebenstrieb die Völker unwillkürlich stets dazu geführt hat, ihre Geschicke den Männern der Tat, den wahrhaften Führern, den Helden anzuvertrauen. Nur da, wo der Lebenstrieb erlahmt oder künstlich niedergehalten wird und wo demnach eine solche Auslese fehlt, besteht die Möglichkeit, daß der Philister, der dem eigenen Nutzen Nachjagende, der Utilitarist, der Problemlose zur Macht gelangt.

Doch dies alles ist nur die eine Seite der Bedeutung unserer zwei Willenstypen. Die andere Seite entdecken wir, sobald wir fragen: Wie wirkt die Umwelt, wie wirken kleine und große Geschehnisse auf sie selbst ein? Das ist die entscheidende Frage, die unmittelbare Beziehungen zur sozialen Anthropologie gewinnt. Wiederum treten unsere beiden Typen zueinander in Gegensatz. Das, was wir als Spießbürger bezeichnet haben, stellt eine breite, seelisch höchst einfach organisierte Schicht der Gesellschaft dar. Alles, was wir über sie beigebracht haben, spricht dafür, daß sie von sich aus nichts, als eben eine Masse bilden, die also erst etwas wird, je nachdem, was das Geschick aus ihr macht. Sie sind im ganzen genommen der Grundstock der politischen Parteien, wie sie auch zum Volk in Waffen geworden sind, als der Ruf „Das Vaterland in Gefahr" ertönte. Getreu ihrem ersten Ursprung sind sie gerade in jüngsten Zeiten bei uns wieder zur Bürgerwehr geworden; der Michel mit der Zipfelmütze und der Metamorphose in den Sankt Michael ist vielleicht sein schönstes Symbolum. Sie sind dem Aufruf zu Reformationen und Revolutionen gefolgt, sie sind schließlich diejenigen, die das „Volk" ausmachen, nicht in dem üblen Sinne einer Parteigemeinschaft, sondern weil sie die gleichgeartete Gemeinschaft bilden, die eine Not auch als etwas Gemeinsames empfinden kann (R. Wagner). Nicht nur ihre Gesamtheit vermag Edles und Großes; aus ihren Schichten (Kretschmer) sind Erfinder und Entdecker, Feldherren, Reforma-

[1]) J. E. Erdmann, Ernste Spiele, Vorträge. Berlin, 3. Aufl. 1875, S. 309. — Kaiser Wilhelm II., Aus meinem Leben 1859—1888, Berlin 1927, S. 239 enthält die vortrefflich zu verwendende Stelle: „Er war, was der Engländer einen ‚Allround Man' nennt, also das Gegenteil von einem Philister."

toren, Musiker, Architekten, Dichter und Maler hervorgegangen. Und wenn nicht unmittelbar dem einzelnen, so ist der einzelnen Familie der Aufstieg möglich; der Stammbaum der Mehrzahl unserer Gelehrten, höheren Beamten, Lehrer, Ärzte, Pfarrer führt in der dritten Generation auf Bauern, Handwerker, kleine Beamte, also in den Kreis des schlichten Bürgerstandes (und Bauernstandes) zurück.

Anders jene einzelnen, die als Philister auf allen Gebieten des Lebens eine wenig erfreuliche Rolle spielen. Sie selbst stehen als differenzierter, höchst einseitig entwickelter Menschentyp außerhalb der Möglichkeit jeder weiteren Entwicklung. Wir kennen keinen großen Mann, keinen Führer des Volkes, der Züge eines vollendeten Philisters besessen hätte. Wir können natürlich schwer etwas ganz allgemein aussprechen: es scheint aber, als ob es die Schuld dieses Menschentypus sei, wenn irgendwo ein großer Augenblick ein kleines Geschlecht gefunden hat.

Würden wir unsere Darlegungen hiermit beschließen, so würden sie vor einem kritischen Leserkreise gewiß als allzu leicht, möglicherweise als allzu leichtfertig befunden werden. Gewiß spricht manches für die Richtigkeit unserer Auffassung, aber läßt sie sich wissenschaftlich auf irgendeiner sicheren Grundlage aufbauen?

Es ist sehr lehrreich, zu sehen, daß der Spießbürger tatsächlich von Sachverständigen mit einem der großen europäischen Rassentypen zusammengebracht wird. Günther[1]) hat die „ostische" Rasse geradezu als die Rasse der Kleinbürger, Spießbürger bezeichnet. Es ist das die sonst „alpine" genannte, durch niedrigen, etwas plumpen Wuchs, dunkle Haare und Augen und runde Schädel ausgezeichnete Rasse, wie sie in Südfrankreich, den Alpenländern, in Süddeutschland und in einem sich allmählich verbreiternden Keil nach Osten hin schon seit der jüngeren Steinzeit seßhaft ist. Günther führt besonders den französischen kleinen Rentner, jene uns auch aus französischen Romanen bekannten Menschen als Stütze für seine Ansicht an. Es scheint, als ob das für diese Rasse vielleicht gelten kann, aber doch zu eng ist, um die Erscheinungen ganz zu umfassen. Denn zweifellos gibt es das, was wir als Spießbürger kennen gelernt haben, auch da, wo die alpine Rasse nicht sitzt. Es wäre allerdings möglich, daß die Mischung mit alpiner Rasse für das Auftreten dieses Charaktertyps mit verantwortlich wäre. Völlige Deckung findet jedenfalls zwischen ostischer Rasse und Spießbürgertum nicht statt. Gar nicht durch Rassenbeziehungen zu erfassen ist aber der Philistercharakter; ich kenne jedenfalls keine Äußerung darüber.

Anders steht es mit den Konstitutionstypen. Bis ins Tiefste hinein führen die zwei Grundtypen, die man durch die Befassung mit den geistigen Erkrankungen abgegrenzt hat.[2])

Es gibt unter den Geisteskrankheiten, wo sie rein zur Beobachtung gelangen, zwei große Gruppen, die eine mehr durch periodische Depressionen und melancholische Zustände ausgezeichnet, die andere scheinbar mehr unvermittelt und an komplizierten Wahnvorstellungen geistig erkrankend. Es hat sich nun gezeigt, daß die Disposition dazu, in einer dieser Formen geistig zu erkranken, an ganz bestimmte Körperbaumerkmale geknüpft ist. Die periodisch melancholisch Deprimierten und Verwirrten sind von robustem Knochenbau mit rundlichem Schädel, oft über mittelgroß; sie haben ein kräftig profiliertes Gesicht von bestimmtem Umriß, eine starke, wenig vorspringende Nase und bestimmte Merkmale der Behaarung, hervortretenden Bauch und Neigung zum Fettansatz. Die akut an Wahnvorstellungen Erkrankenden dagegen sind schmal und zart; sie sind mager, zeichnen sich durch scharf vorspringende Nase mit zurücktretendem Untergesicht aus, sind wenig behaart und besitzen auch sonst eine Reihe wohlstudierter, meßbarer und exakt beschreibbarer anatomischer Merkmale.

Es hat sich weiter ergeben, daß beide Gruppen auch in ihrem Charakter Unterschiede aufweisen. Dort unkomplizierte Naturen, gesellig, heiter, gemütlich, humoristisch veranlagt, aber auch vieles schwerer nehmend als andere Menschen und leicht zur Traurigkeit und Melancholie neigend. Über ihre soziale Einstellung sagt Kretschmer: „Sie suchen auf dem nächsten natürlichen Wege das, was ihr Gemüt in die ihm adäquate Bewegung bringt, es erfreut und erleichtert: im Umgang mit Menschen. Jeder Stimmungsreiz findet bei ihnen alsbald seine Resonanz; keine Sperrung, keine lang vorgefaßte und nachwirkende Meinung hindert sie daran. Sie vermögen in der Stimmung des Augenblicks aufzugehen, sogleich mitzuschwingen, teilzunehmen, sich hineinzufinden. Ihre Auffassung ist blitzschnell und ausgesprochen extensiv, nicht in die Tiefe gehend, aber unsystematisch vom Augenblick bedingt, dem frischen Eindruck naiv hingegeben ohne Wertung, Sichtung und Gliederung." Ihr Tempo ist einfach und gleichmäßig langsam. Ihre Bewegungen sind bedächtig und spärlich, die Gedanken brauchen Zeit, die Entschlüsse reifen mühsam, der Gesamteindruck wird als behäbig bezeichnet.

[1]) Günther 1926 a, S. 190 ff.

[2]) Für das Folgende: Kretschmer, Körperbau und Charakter, Berlin, J. Springer.

Die andere Gruppe umfaßt äußerst komplizierte Menschen, oft dem Nächsten ein Rätsel. Sie leben in sich hinein, sind ungesellig, humorlos, oft Sonderlinge; aber auch schüchtern, scheu, empfindlich, nervös, bald übermäßig reizbar, bald stumpf; sie sind nicht wie jene, behäbig und breit, sondern sprunghaft oder auch zäh.

Jedes dieser beiden Temperamente verleiht der Geisteskrankheit ihr Gepräge; es gehört aber auch jeder Fall von Geisteskrankheit zugleich in eine Erblinie hinein, deren Mitglieder, ohne geisteskrank zu sein, das eine oder andere Temperament verkörpern. „Die Geisteskrankheiten, sagt Kretschmer, sind nur noch vereinzelte Knotenpunkte, eingestreut in ein viel verzweigtes Netz normaler, körperlich-charakterologischer Konstitutionsbeziehungen."

Es würde zu weit führen, auseinanderzusetzen, wie man sich die Entstehung dieser anatomisch-psychologischen Typen entstanden denken kann. Tatsache ist, daß es sich wirklich um zwei wohl gegeneinander abgrenzbare Typen handelt, die in der Menschheit seit jeher vorkommen, was sich besonders klar auch bei der Untersuchung des Wesens, der Werke und der Taten von Künstlern, Gelehrten, Staatsmännern, Reformatoren und großen Führern nachweisen läßt. Wenigstens gilt dies für die europäischen Mischrassen.

In welchem Verhältnis diese Typen zu den Rassentypen stehen, ist unbekannt. Einigermaßen deckt sich der schlanke, zarte Typ mit der nordischen Rasse; aber die Vergleiche des groben Typus mit der alpinen und dinarischen Rasse sind gänzlich mißlungen. Auch hinsichtlich der reinen nordischen Rasse scheint es nach neueren Untersuchungen festzustehen, daß innerhalb ihrer selbst beide Typen vorkommen.[1])

Da aber ist die Bedeutung der beiden Typen um so wichtiger, als sich nun auch ergeben hat, daß sie auch beim „Durchschnittsmenschen" vorkommen. Hier erscheint der erste Typus (Kretschmer) unter verschiedenen Formen: als geschwätzig Heitere, als ruhige Humoristen, als stille Gemütsmenschen, als bequeme Genießer. Der zweite Typ dagegen erscheint in den Gruppen der vornehm Feinsinnigen, der weltfremden Idealisten, der kühlen Herrennaturen und Egoisten, endlich der Trockenen und Lahmen.

Viel zuversichtlicher, als wenn wir sie ganz allgemein der ostischen Rasse zurechnen, erkennen wir unseren Spießbürger besonders in einer Gruppe des ersten Typus wieder, in den „bequemen Genießern". Diese letztere bezeichnet Kretschmer geradezu als den Typus der „Kleinbürger am Stammtisch, wo er den Humoristen und Gemütsmenschen sozusagen ins Triviale übersetzt" wiedergibt. Hervorgehoben wird von dem mehrfach erwähnten Autor die Neigung zur wohlwollenden Gemütlichkeit, zum behaglichen Spaß, ohne viel Gedanken und tieferen Ernst, dagegen Behäbigkeit, unverhülltes breites Behagen am Materiellen, sinnlich Greifbaren, an den nächstliegenden konkreten Lebensgenüssen.

Bestätigt dies die Zuverlässigkeit unserer eigenen, ganz unabhängig von jeder Literatur abgeleiteten Bestimmungen, so auch die andere hinsichtlich der Philister, daß sie keiner ganz bestimmten Gruppe angehören und daß der Zug: Verlust der Jugend, das wesentlichste Merkmal eines Philisters sei. Zweifellos weisen manche ihrer Züge auf die Gruppe der weltfremden Idealisten hin; aber als wichtigste Tatsache hebt der Psychiater hervor, daß solche Menschen zwar als Vertreter ihres Typus geboren werden, z. B. als „Musterknabe"; daß sie aber nicht sofort mit allen Sondermerkmalen ihres Typus zu erscheinen brauchen, vielmehr sehr wohl in der Jugend lebhafte, teilnehmende, ja ideal schwärmerische Menschen sein können und dann erst durch irgend einen Vorgang körperlich-seelischer Art in ihre Absonderlichkeit hineinwachsen. Die seelisch wichtigste Besonderheit dieser Menschenart, die starke, alles verdrängende Empfindung des Selbst als eines Gegensatzes zur Umwelt kann dann zu herrlicher Entfaltung dieses Typs führen, aber auch zur Verstumpfung und zum völligen Aufgehen in sich selbst. Dies letztere aber sind, wie wir gesehen haben, beim Durchschnittsmenschen die Züge des Philisters.

So heben sich unsere beiden Typen auch vom wissenschaftlichen Standpunkt aus als biologisch begründet hervor: der Spießbürger als eine große einheitliche Gruppe, der Philister als tausendfältige Spielart in allen Schichten der Gesellschaft, in allen Berufen, in allen Lebensaltern und Lebenslagen. Schwierigkeiten bestehen allerdings in der schwerwiegenden Tatsache, daß sich die Typen durch Kreuzungen vermischen und überlagern. Von den Regeln, nach denen sich ihre Merkmale vererben, wissen wir noch nichts. Daher ist unsere eigene

[1]) Die Ansicht Günthers (S. 150), daß die erwähnten Konstitutionstypen zur nordischen und ostischen Rasse in engerer Beziehung stehen, wird allgemein nicht geteilt. Kretschmer selbst lehnt sie ab für die ostische Rasse. Für die nordische Rasse lehren Henkels Untersuchungen (Zschr. f. Konstit.-Lehre 1925 und Zschr. f. d. ges. Heilk. Bd 12), daß ihre Ausbreitung und die der „Schizophrenie" nicht zusammenfallen. Die ganze Frage ist sehr im Fluß.

Betrachtungsweise als diagnostisches Merkmal für die ganz allgemeine Gruppierung der Praxis sicherlich nicht unbrauchbar.

Damit fällt auch ein Lichtstrahl der Kritik auf das, was wir über die soziale Bedeutung der beiden Typen bisher mehr angedeutet, als ausgeführt haben. Leider führen gerade diese Betrachtungen auf sehr schwierige und zur Zeit gar nicht beantwortbare Fragen. Wir dürfen bis auf weiteres unsere Annahme gelten lassen, daß der Spießbürger ein indifferentes, zu vielem fähiges, der Philister ein differenziertes, d. h. einseitig ausgebildetes, nur zu wenigem noch umbildbares Wesen ist, und daß die Konstitutionen beider Typen erblich sind. Umbildungen und Neubildungen gehen erfahrungsgemäß nur aus der Bahn des wenig Entwickelten oder Unentwickelten aus. Die Entwicklungsfähigkeit einer Gruppe oder eines Individuums ist für Fragen der Sozialanthropologie entscheidend. Greifen wir nur die eine Frage nach der Struktur der Gesellschaft und ihrer Veränderungen heraus. Diese Struktur ist, in einer der möglichen Hinsichten betrachtet, die einer Schichtung. In bestimmter Dichtigkeitsverteilung besitzt diese Schichtung ihre günstigste Anordnung. In diesem günstigsten Falle finden wir eine breite, hohe Unterschicht, in der Stadt dem Arbeiterstand, auf dem Lande dem Bauernstande angehörig. Darüber eine Schicht des Mittelstandes und oben eine schmalere Schicht der führenden Stände.[1]) Die Veränderungen dieser Schichtung bestehen in dem dauernden Zufluß, den die untere und mittlere Schicht vom Lande her erhält; in dem Aufstieg einzelner und ganzer Familien aus den unteren Schichten in die obere; in dem Absinken einzelner und ganzer Familien in tiefere Schichten, in dem Aussterben der gehobenen Familien und endlich darin, daß sich eine Schicht Verkommener, auf dem Grunde der Schichten ansammelt. Nehmen wir als zulässig an, daß der Spießbürger vornehmlich im Mittelstande und in der unteren Schicht sitzt, so kommen im wesentlichen nur diejenigen sozialen Vorgänge für uns in Betracht, die mit dem Aufstieg aus dem Mittelstande und mit der Erhaltung dieses Standes zusammenhängen. Kretschmer sagt uns zwar nichts Ausdrückliches darüber; er weist nur die äußerst wichtige Tatsache nach, daß Menschen der gedachten Konstitution in allen Schichten, auch den führenden, vorhanden sind, als Gelehrte, Politiker, tatkräftige Herrennaturen, aber auch unter Künstlern, besonders Dichtern. Da diese Konstitutionen erblich sind, so dürfen wir annehmen, daß der Bürger des Mittelstandes selbst oder seine Söhne und Enkel zu denen gehören, die im Strom nach aufwärts eine Rolle spielen. Daraus ergeben sich als soziale Forderungen die nach Einrichtungen, durch die dieser Aufstieg begünstigt wird, vor allem die Forderung geeigneter Bildungs- und Erziehungsanstalten; zugleich aber die Forderung eines Ausleseapparates, eines dichten Netzes, das alle in seinen Maschen fängt, die nur Kleinbürger sind, ohne die Gaben entwickelt zu haben, die in seiner Konstitution schlummern. Wichtig ist dann weiter die Forderung all der fürsorglichen Einrichtungen, die diesen Stand in seinem körperlichen und seelischen Bestande schützen: Garantie des Eigentums, der Möglichkeit des Erwerbs, der Familiengründung und der unbeschränkten Fortpflanzung; Schutz vor Entartung, und zwar körperlicher Schutz durch Hygiene und seelischer Schutz durch Fernhaltung entsittlichender Einflüsse der Bühne, des Kinos, der Presse und liederlicher Bücher und Musikalien; dagegen nach Kräften Darbietungen edler, insbesondere dramatischer Kunstwerke.

Diese Überlegungen stehen zu ganz allgemein gültigen, vielfach sogar volkstümlich gewordenen Ansichten einigermaßen in Widerspruch: Nach der herrschenden Ansicht ist der soziale Aufstieg an das Dasein von Menschen geknüpft, die entweder der nordischen Rasse rein angehören oder in Körpergröße und Langköpfigkeit zwei Hauptmerkmale dieser Rasse besitzen. Der nordischen Rasse wird die höhere Begabung, der größere Wagemut, der stärkere Drang nach Bildung zugeschrieben. In den Schulen, in den einzelnen Berufen, unter Arbeitern: überall finden sich da, wo höhere Begabung verlangt wird, Menschen höheren Wuchses mit längeren Schädeln. Darauf, daß sich die Rassentypen und die Konstitutionstypen nicht decken, haben wir bereits hingewiesen; wir sehen jetzt, daß das weitere Folgen hat. Denn dieser Widerspruch muß erklärt werden. Es könnte zunächst so sein, daß die Angaben der Rassenforschung nicht völlig zutreffend sind, und zwar aus zwei Gründen. Möglich ist, daß bei jenen Bestimmungen nur die durchschnittlich häufigsten Formen berücksichtigt wurden, die in den Häufigkeitskurven seitlich davon stehenden aber nicht; daß dies wirklich sehr in Betracht kommt, geht aus einzelnen Angaben hervor (Günther S. 157). Möglich ist ferner, daß gerade Größe und Kopfform Merkmale sind, die durch äußere Umstände, vielleicht gerade durch die, in die sich die Aufsteigenden hineingearbeitet haben, beeinflußt werden. Auch dafür, soweit die Größe in Frage kommt, liegen sichere Beispiele vor.[2])

[1]) Vgl. die lehrreichen Diagramme bei Günther (in früheren Auflagen).
[2]) Rößle und Böhning, Wachstum der Schulkinder. G. Fischer, Jena 1923.

Oder aber, wir nehmen an, daß beide Beobachtungsreihen richtig sind: dann gäbe es zwei oder mehr gleich wertvolle Quellen des Aufstiegs, deren feinere Unterschiede wir noch nicht kennen; oder die Quelle ist nur eine und besteht in Besonderheiten, die wir nicht kennen, die sich aber mit beiden Erscheinungsformen verbinden können. Die statistischen Kurven müßten das zeigen und sollten daraufhin nochmals durchgearbeitet werden. Die tiefen Rätsel, die hier vorliegen, können nur durch weitere Forschungen über den Zusammenhang zwischen Rassen und Konstitutionstypen und über den Erbgang derjenigen Merkmale gelöst werden, die dem behäbigen Konstitutionstypus eigen sind.

Was unsere Stellung zu der sozialen Bedeutung des Philisters anlangt, so wird sie durch solche Fragen weniger berührt. Hier ist nur eine Forderung möglich: der Kampf. Vor allem ist dieser Kampf eine Sache der Volksbildner. Hier fehlt es sehr. Der Kampf müßte, wenn es nur möglich wäre, bereits gegenüber den Musterknaben beginnen. Bei ihnen ist, wie Kretschmer treffend ausführt, die spezielle Schulbegabung gut, doch beruht, wie er sagt, ein guter Teil ihrer Leistungen eben „auf Gemütsdefekt, auf dem Mangel an Ansprechbarkeit für die reiche Welt dessen, was sonst junge Menschen vorwiegend affektiv ausfüllt und beschäftigt". Es ist ein Jammer und Schuld an vielem, daß gerade diese Schüler für die Lehrer die bequemsten und bei ihnen die beliebtesten sind. Es ist ebenso verhängnisvoll, daß wir auf der Hochschule nur nach Kenntnissen und nicht zugleich auch nach Charakteren aussieben dürfen, daß ganz allgemein der Spezialforscher höher im Werte stehen muß als ein die Wissenschaft universell erfassender. Aber der Übertragung des Fachprinzips auf die Mittelschulen haben wir uns mit aller Kraft entgegenzusetzen. Das neue preußische Schulprogramm mit seiner vierfachen Gliederung ist eine Offenbarung so recht nach dem Herzen des Philisteriums.

Die Staatsrechtslehrer könnten uns wohl eingehend darüber unterrichten, wie die Utopien aller Zeiten ihr Ziel in der Heranbildung der universellen humanistischen Geister hatten. In der Tat: ein Staat, mit gutem, gesundem, bildungsfähigem Unterbau und einer Oberschicht universell und humanistisch Gebildeter, unter Führung von Heroen und beseelt von den Ideen des Genius: Das ist wohl das Ideal, das selten ein Volk ganz erreicht hat, das wir vielleicht im heutigen Italien annähernd erreicht sehen. Wie nahe Deutschland ihm gekommen war, steht auf einem herrlichen, von uns heute mit Schmerz und Ingrimm gelesenen Blatt unserer Geschichte verzeichnet. Unbewußt wurden dort, zumal in der Verfassung, insbesondere der preußischen, die Menschen in die Grenzen gewiesen, ihnen aber auch die Bahnen eröffnet und die Einflüsse verstattet, die ihnen kraft der Bildung ihres unzerstörbaren, unveränderlichen, angeborenen erblichen Wesens zukamen. Wer aber ein Staatswesen mit zerstörter Unter- und Mittelschicht, in Schwaden hinaufgetriebene Teile dieser Spießbürgerschichten als Herrscher über die wahren Führer sehen, wer den Philister als maßgebende politische Instanz bewundern will, der braucht nicht weit zu suchen. Das Wort: Die Wirtschaft ist das Schicksal, ist der typische Philisterruf, der für alle Zeiten als Makel dieser Zeit überliefert werden wird. Aber so wenig sich die in den Rassen schlummernden Kräfte ungestraft übersehen lassen, so wenig auch die in den Konstitutionen gegebenen, wohltätigen oder furchtbar wirkenden. Wir wissen, daß die Natur ihrer nicht spotten läßt, und wir hoffen, daß es auch in Deutschland einmal wieder als Grundlage anerkannt werden wird, das Wort: Der Mensch ist das Schicksal.

Aus Zeit und Geschichte

Zur deutschen Rassengliederung

Von Ignaz Kaup in München

Im Juliheft der S.M. „Die Rassenfrage" sind in dem Aufsatz von Prof. F. Lenz „Nordisch oder Deutsch" folgende Sätze aus meiner Schrift „Volkshygiene oder selektive Rassenhygiene" Verlag Hirzel, Leipzig, 1922, zitiert: „Kein Staat mit einem hohen Prozentsatz nordischer Rassenelemente wie Frankreich, England, auch Nordamerika will durch Betonung der Rassenunterschiede und Hervorrufen von Rassengegensätzen die nationale Einheit gefährden lassen. Nur in Deutschland mit einem ähnlichen Rassengemisch wie die erwähnten Kulturstaaten setzt der Flügel der Rassenhygieniker unter Führung von F. Lenz zu einer

starken Propaganda der Bevorzugung der nordischen Rassenelemente in unserem Volke ein." Zu diesen beiden Sätzen sagt F. Lenz wörtlich: „Das ist objektiv unwahr. Kein deutscher Rassenhygieniker hat durch Hervorrufen von Rassengegensätzen die nationale Einheit gefährdet; und was mich persönlich betrifft, so habe ich mich stets unzweideutig gegen eine Bevorzugung des nordischen Typus innerhalb unseres Volkes ausgesprochen".

Ich stelle tatsächlich fest: Der Anthropologe und jetzige Leiter des Kaiser-Wilhelm-Institutes für Eugenik und Rassenkunde, E. Fischer, hat in der bekannten Schrift „Grundriß der menschlichen Erblichkeitslehre und Rassenhygiene" von Baur-Fischer-Lenz im Jahre 1921 für weitere Kreise zuerst, in Wirklichkeit bereits früher[1]) nach der äußeren Merkmalmethode des französischen Anthropologen Deniker (1899) für das geschlossene deutsche Siedlungsgebiet drei Rassen unterschieden — eine nordische, eine alpine und eine dinarische Rasse (S. 124—127). In der III. Auflage der Menschlichen Erblichkeitslehre und Rassenhygiene 1927 (Lehmann, München) ist genau die gleiche Auffassung vertreten. Hierbei ergibt sich die merkwürdige Erscheinung, daß J. Deniker Bayern, die Rheinprovinz und Deutsch-Österreich samt Zentraltirol auf Grund der helleren Komplexion (Augen- und Haarfarbe) der Bevölkerung dieser Gebiete mit einer Sekundärrasse der dinarischen oder adriatischen Rasse bevölkert, die jedoch mit der Lorraine Race von Collignon (1883) zusammenhängen soll.

E. Fischer spricht aber von einer einheitlichen dinarischen Rasse, die von den Balkanländern als Hauptsitz über die österreichischen Alpenländer weit nach Süddeutschland, ja Mitteldeutschland einerseits reichen soll, anderseits aber von der armenoiden Rasse Kleinasiens anthropologisch nicht abzugrenzen ist. E. Fischer geht somit weit über Deniker hinaus und bringt das deutsche Alpengebiet und Teile Süddeutschlands in einen höchst gefährlichen Zusammenhang mit Südost-Europa.

A. Ploetz, der Begründer der sog. deutschen Rassenhygiene, hat in dem Abschnitt „Sozialanthropologie"[2]) des Handbuches „Anthropologie", Teubner 1923 (S. 552), als erster eine prozentuelle Aufteilung der Rassen innerhalb der deutschen Sprachgemeinschaft versucht und angenommen, daß der nordische Blutanteil „im niederdeutschen Sprachgebiet in roher Schätzung zu mehr als zwei Drittel, im oberdeutschen zu einem guten Drittel vertreten ist". Die übrigen zwei Drittel werden ganz überwiegend alpin mit beigemengten Dinariern angenommen. Für den Freistaat Österreich ist (S. 554) ein Viertel nordisches Blut angegeben und der Rest auf alpine (einschließlich dinarische) und mongolide Anteile gerechnet. Die deutsche Schweiz wird ebenfalls zu ein Viertel nordisch, zu drei Viertel alpin angenommen. A. Ploetz hat diese anthropologische Einschätzung der Rassenanteile innerhalb der deutschen Sprachgemeinschaft im Sinne von Gobineau, de Lapouge, Ammon, Woltmann mit gleichen Anteilen hoher Kulturbegabung identifiziert, d. h. abnehmende Kulturbegabung vom Norden nach dem Süden des Deutschtums nach den nordischen Blutanteilen. Damit wurde versucht die Volkseinheit nach Blut und Kulturbegabung zu zerstören und für das gesamte oberdeutsche Volksgebiet, fast zwei Drittel von 80 Millionen Deutschen, eine überwiegend alpin-ostische und dinarische Rassenangehörigkeit mit minderer Kulturbegabung angenommen. H. Günther hat die rassentheoretische, F. Lenz die rassenhygienische Aufgabe übernommen, auf dieser von E. Fischer und A. Ploetz gegebenen Auffassungsgrundlage die Einzelheiten auszuarbeiten. So gingen aus dem Verlag Lehmann die deutsche Rassenkunde H. Günthers und der früher erwähnte Grundriß der Rassenhygiene von F. Lenz hervor.

H. Günther hat hierbei eine große Arbeit Röses im Ploetzschen Archiv für Rassenbiologie (1906), aber auch andere Studien verschiedener Anthropologen (Ammon u. a.) benützt, um das Gebiet der bajuwarischen Mundart — Altbayern und Österreich — als Gebiete stärksten Vorwiegens der dinarischen Rasse, das der alemannischen Mundart und auch Niederbayern des stärksten ostischen (alpinen) Einschlags zu bezeichnen. Seine Rassen- und Begabungseinteilung im einzelnen deckt sich in den großen Umrissen völlig mit Ploetzens Grundauffassung. Nur in der Schilderung der ostischen (alpinen) Rasse trug Günther noch gröber auf. F. Lenz vertiefte wieder die ethisch-sozialen Unterschiede vom Norden zum Süden. „Von den Ländern des deutschen Reiches sind die weniger nordisch bestimmten (Bayern und Sachsen) in der Zahl der Opfer im Weltkrieg hinter dem Reichsdurchschnitt zurückgeblieben." (1921, S. 43). An anderer Stelle: „In Deutschland ist die Häufigkeit von Verbrechen in den nordwestlichen Teilen, welche eine vorwiegend nordische Bevölkerung haben, bedeutend geringer als in den östlichen und südlichen Teilen" (S. 68). Doch F. Lenz geht noch weiter als Ploetz. Die Abgrenzung der Rassen nach dem äußeren Merkmaltypus genügt nicht mehr für die seelische Veranlagung. „Die seelischen Anlagen sind in viel größerer Gefahr als die

[1]) Bd. Anthropologie im Handwörterbuch der Naturwissenschaften, G. Fischer, 1913.
[2]) Dieser Beitrag war interessierten Personen schon 1921 dem Inhalte nach bekannt geworden.

äußeren Merkmale". „Blonde Haaare und blaue Augen wird es noch nach Jahrtausenden in Europa geben, die nordische Seele aber stirbt" (Bd. II, S. 182, 1921).

An einer anderen Stelle zieht F. Lenz für die Erbanlage die Folgerung aus der eingetretenen Veränderung der Schädelform seit dem 8. Jahrhundert in Österreich, der Schweiz und in vielen Teilen Deutschlands (Rückgang von 70 vH Langschädel auf 5 bis 10 vH Langschädel): „Dieser Wechsel im Typus der Bevölkerung dürfte nur zum kleineren Teil durch Rassenmischung, zum größeren durch wirkliche Austilgung nordischer Rassenanlagen zu erklären sein" (Bd. II, S. 105, 1921). Nach dem Wechsel der Schädelform allein könnte bei dieser Auffassung der nordische Begabungs- und Blutanteil im oberdeutschen Sprachgebiet nicht einmal ein Viertel betragen. Auch hierin geht F. Lenz weiter als A. Ploetz und E. Fischer.

Aber die Trennungslinien sollen nicht nur in der deutschen Volksgemeinschaft geographisch verlaufen, sondern auch in den einzelnen Landschaften und Städten nach den Rassenanteilen der Gesellschaftsschichten. So will es F. Lenz. „Wie im Körperlichen so unterscheiden sich auch im Seelischen die oberen Stände von den unteren in derselben Richtung, wie die nordische Rasse von den meisten übrigen, besonders von den negriden und den primitiven Urrassen" (Bd. II, S. 65, 1921). Die Begabten-Züchtungspolitik (neuerdings auch als „Edelmensch"- und „Übermenschen"-Züchtungspolitik bezeichnet), deren treibender Faktor F. Lenz ist und deren Anfänge auf A. Ploetz zurückzuführen sind (1895 und 1911), kann nur aus diesen letzten Äußerungen verstanden werden.

Ich stelle somit fest: Unter der aktiven Führung von F. Lenz haben die deutschen Rassenhygieniker und auch einige Rassentheoretiker auf der Grundlage der ursprünglich von E. Fischer und A. Ploetz vertretenen Auffassung, die nationale Einheit bis vor kurzem systematisch gefährdet und Trennungslinien konstruiert. Das ist die objektive, nach jeder Richtung nachweisbare Wahrheit.

Wenn jetzt F. Lenz im Juliheft 1927 der S.M. plötzlich sagt, daß innerhalb der deutschen Volksgemeinschaft „nur verhältnismäßig kleine Einschläge nordischen Blutes" nachweisbar sind (S. 288) und auch in Altbayern das nordische Blut überwiegt — und das gleiche auch für die früher überwiegend als „ostisch" bezeichneten Gebiete gilt (S. 289), so ist die tiefe wissenschaftliche Berechtigung der Rißkonstruktionen im deutschen Volkskörper in der Nachkriegszeit bis 1927 von E. Fischer, A. Ploetz, H. Günther und F. Lenz objektiv gekennzeichnet.

Diese Auffassung von F. Lenz im Juliheft 1927 hat jedoch den F. Lenz in der III. Auflage der „Menschliche Erblichkeitslehre und Rassenhygiene" vom März 1927 (S. 148) nicht gehindert, eine Rassenkarte für Europa in Gemeinschaft mit E. Fischer zu bringen, aus der hervorgeht, daß der nordische Rassenanteil im gesamten oberdeutschen Sprachgebiet noch weniger als ein Drittel beträgt und mehr als zwei Drittel auf die alpine und vorderasiatische Rasse entfallen. Was ist nun die wirkliche Ansicht dieser Herren und namentlich von F. Lenz?

Die von F. Lenz angezogene Stelle meiner Schrift „Süddeutsches Germanentum und Leibeszucht der Jugend", wonach ich neuerdings eine Mainlinie aufrichten wolle, lautet im Zusammenhange (S. 58): „Das deutsche Volk stellt in Mitteleuropa die größte einheitliche Kulturnation dar". „Der Kampf gegen eine Volksentartung wird bei einem so gewaltigen Volkskörper bestimmte Verschiedenheiten aufweisen müssen, die je nach den besonderen Aufgaben sich ergeben. Das norddeutsche Volkstum — und zwar bis zur Mainlinie gedacht — hat andere Aufgaben als das süddeutsche Volkstum einschließlich Österreich zu erfüllen. Bei dieser Sachlage ist es auch zweckmäßig, die Frage der Volksentartung und Volksgesundung für das norddeutsche und süddeutsche Volkstum getrennt zu besprechen". Die ganze Schrift war dem Nachweis gewidmet, daß das deutsche Volk überwiegend der germanisch-nordischen Rasse angehöre und daß die geringen körperlichen und seelischen Unterschiede zwischen Nord und Süd als nebensächlich zu bewerten sind. Die Unrichtigkeit der Rasseneinteilung und Begabungsgliederung von A. Ploetz, F. Lenz und H. Günther wurde im einzelnen dargetan. Die Unterscheidung vom Nord und Süd wurde daher nur ausgesprochen, um die Frage der Volksentartung und Volksgesundung, namentlich die Förderung der Leibesübungen auch im deutschen Süden lebhafter in Fluß zu bringen — nicht zur Trennung, sondern zur Nacheiferung. Ich stelle fest, daß die Unterstellung, ich hätte eine neue Mainlinie errichten wollen, nicht den Schein einer Berechtigung besitzt.

Zu vorstehenden Ausführungen sendet uns Professor Fritz Lenz folgende Entgegnung:

Da durch die rege polemische Tätigkeit Ignaz Kaups in manchen Kreisen die Ansicht verbreitet worden ist, ich und andere Rassenhygieniker träten für eine Bevorzugung des nordischen Typus innerhalb unseres Volkes ein, hielt ich es für geboten, in dem Heft der S.M., das dazu dienen sollte, die Öffentlichkeit über den Stand der Rassenfrage zu unterrichten, deutlich auszusprechen, daß diese Ansicht nicht den Tatsachen entspricht. Wenn eine „starke

Propaganda zur Bevorzugung der nordischen Rassenelemente in unserem Volke" stattfände oder stattgefunden hätte, so müßten sich doch Belege dafür beibringen lassen. Es ist aber bezeichnend, daß Kaup keinerlei Belege für seine Behauptung beigebracht hat. Meine Kennzeichnung seiner Behauptung bleibt daher bestehen.

Statt dessen bringt Kaup nunmehr einige aus dem Zusammenhang gerissene Äußerungen deutscher Anthropologen und Rassenhygieniker, die in der Beleuchtung, in der er sie erscheinen läßt, ein ungünstiges Licht auf die deutsche Rassenhygiene zu werfen geeignet sind. Zunächst wendet er sich gegen Eugen Fischer, den führenden deutschen Anthropologen, weil dieser innerhalb der deutschen Bevölkerung drei verschiedene Rassentypen unterschieden hat. Diese Unterscheidung, die ja nicht von Fischer eingeführt worden ist, entspricht der Auffassung der großen Mehrzahl aller Anthropologen und keineswegs nur der deutschen. Warum Fischer diese Ansicht nicht sollte aussprechen dürfen, ist nicht ersichtlich. Die Beschreibung von Rassenunterschieden ist doch nicht gleichbedeutend mit der „Hervorrufung von Rassengegensätzen", wie Kaup es hinstellt. Ganz entsprechendes gilt von Alfred Ploetz, dem hochverdienten Begründer der deutschen Rassenhygiene. Wer das glühende nationale Fühlen dieser Männer kennt, der weiß, wie haltlos Kaups Angriffe gegen sie sind. Die maßlosen Beschuldigungen, die er gegen sie und mich erhebt — wir hätten die deutsche Volkseinheit „zu zerstören versucht" (!) und die nationale Einheit „systematisch gefährdet" (!) — kennzeichnen lediglich ihren Urheber.

Günther, den Kaup an dritter Stelle angreift, hier zu verteidigen, habe ich keinen Anlaß, da man Günther nicht wohl als Rassenhygieniker bezeichnen kann und da zu der Zeit, als Kaup die von mir gekennzeichnete Streitschrift verfaßte, Günthers Buch noch gar nicht vorlag. Der nicht genau unterrichtete Leser erhält aus Kaups Darstellung den Eindruck, Günthers „Rassenkunde" sei früher als meine „Rassenhygiene" erschienen und ich hätte früher gewisse Gebiete Deutschlands als überwiegend „ostisch" bezeichnet. Es sei daher festgestellt, daß meine „Rassenhygiene" 1921 in erster Auflage erschienen ist, Günthers „Rassenkunde" dagegen 1922, und daß ich niemals Günthers Aufstellung einer „ostischen" Rasse mitgemacht habe, vielmehr seine Charakterisierung des „ostischen" Menschen für geradezu ungerecht halte, wie ich schon in einer Kritik vom Jahre 1924 ausgesprochen habe. Irreführend ist auch der weitere Anschein, der aus Kaups Darstellung entsteht, als hätte ich eine „Begabten-Züchtungspolitik" neuerdings als „Edelmensch- und Übermenschen-Züchtungspolitik" bezeichnet. Auch das ist nicht der Fall.

Kaup sucht mir einen Widerspruch dahingehend nachzuweisen, daß ich früher einen viel größeren Anteil nichtnordischer Rassenelemente innerhalb der deutschen Bevölkerung angenommen hätte als in meinem Beitrag zum Rassenheft der S.M. Er beruft sich auf die Rassenkarte in der „Menschlichen Erblichkeitslehre", aus der hervorgehen soll, daß der nordische Rassenanteil im gesamten oberdeutschen Sprachgebiet weniger als ein Drittel betrage. Ich habe auf jener Karte absichtlich keine Ländergrenzen eingezeichnet, weil sie nur einen Überblick über Europa als Ganzes geben sollte. Ich habe aber nunmehr eigens nachgemessen und stelle fest, daß die von Norden nach Süden gehende Schraffierung, die die nordische Rasse anzeigt, sich auch über ganz Süddeutschland erstreckt. Dazu kommt, daß ich den sogenannten „alpinen Typus" als Mischgebilde mit nordischem Einschlag ansehe; ich habe demgemäß diesen Typus auf der Karte durch sich kreuzende kleine Striche, von denen die vertikalen den von Norden kommenden Kreuzungsanteil, die horizontalen den von Osten kommenden versinnbildlichen, angedeutet. Dieser nordische Anteil des alpinen Typus wäre also dem durch vertikale Schraffierung bezeichneten noch hinzuzurechnen. Ebenso fasse ich auch den „dinarischen" Typus als Mischgebilde mit nordischem Einschlag auf. Allerdings deckt sich meine Auffassung mit der Fischers nicht völlig; ich wollte das aber in unserem gemeinsamen Buch nicht unnötig hervortreten lassen; der Unterschied der Auffassung ist auch keineswegs tiefgreifend. Man kann eine besondere „alpine" bzw. „dinarische" Rasse aufstellen, aber man muß es meines Erachtens nicht tun. Da diese Typen mit dem nordischen nach meiner Ansicht einen großen Teil ihrer Erbmasse gemein haben, halte ich es für zweckmäßiger, nur jene Erbanlagen, die sicher nicht mit solchen der nordischen Rasse zusammenfallen, als besondere Rassenelemente anzusehen; und diese machen von der Erbmasse auch der süddeutschen Bevölkerung meiner Ansicht nach nur einen kleineren Teil aus. Daß man nach „der Schädelform allein" nicht die Rassenzusammensetzung einer Bevölkerung beurteilen kann, sollte auch Kaup wissen; und er sollte auch wissen, daß ich das nicht getan habe.

Was die von Kaup mir vorgehaltene Äußerung über die Kriegsverluste betrifft, so stammt sie aus einem Absatz, in dem ich ohne jede tendenziöse Absicht eine objektive Schätzung über die Folgen des Weltkrieges für die Rassenzusammensetzung Europas auf Grund der Verlustzahlen der verschiedenen Kontingente versucht habe. Ich habe dort auch z. B. auf die

überdurchschnittlichen Verluste der Württemberger und auf die viel größeren Verluste, welche die Deutschösterreicher im Vergleich zu den slavischen Völkern der früheren Monarchie erlitten haben, hingewiesen. Das wird doch wohl erlaubt sein. In einen tendenziösen Zusammenhang hat erst Kaup die von mir angeführten Tatsachen gebracht. Die Tatsachen über die verschiedene Verbreitung der Verbrechen sind der Reichskriminalstatistik entnommen.

Was schließlich meinen von Kaup angeführten Satz betrifft, daß die oberen Stände sich von den unteren in derselben Richtung wie die nordische Rasse von den meisten übrigen unterscheiden, so hat Kaup offenbar in dem Bestreben, ihn möglichst eindrucksvoll zur Wirkung zu bringen, in seiner Streitschrift von 1925 folgenden Kommentar dazu gegeben: „Innerhalb des deutschen Sprachgebietes sollen demnach (?) die einzelnen Gesellschaftsschichten aus verschiedenen Rassenelementen bestehen und namentlich in ihren seelischen Anlagen so verschieden sein wie etwa die Schweden als reinste Germanen von der primitivsten Negerrasse". Diese Umdeutung gibt nun meine Ansicht leider gar nicht treffend wieder. Während ich von der Richtung des Unterschiedes gesprochen hatte, schreibt Kaup mir die Ansicht zu, ich hätte einen seelischen Unterschied der einzelnen Gesellschaftsschichten in demselben Ausmaß (!) wie dem zwischen Germanen und primitivsten Negern behauptet. Das ist mir zwar nicht eingefallen; im übrigen aber benütze ich die Gelegenheit zu betonen, daß ich auch heute noch für meinen Satz, wie ich ihn unter dem Eindruck der Revolutionserlebnisse wirklich geschrieben habe, einstehe. Schon Galton, der geniale Begründer der modernen Eugenik, hat sich in analogem Sinne geäußert und besonders drastisch Le Bon, der Verfasser der berühmten „Psychologie der Massen". Man mache sich doch nichts vor. Jene Rassenelemente, die die eigentlichen Schöpfer und Träger der Wissenschaft und Technik, der Wirtschaft und der staatlichen Ordnung sind, sind in keinem Volk im Überfluß vorhanden. Diese Elemente sind zwar nicht auf die oberen Schichten der Gesellschaft beschränkt, aber sie sind dort viel häufiger als in den unteren Schichten, eben weil ihre höheren ererbten Fähigkeiten ihnen bzw. schon ihren Vätern den sozialen Aufstieg erleichterten. Heute sind die ihrer Veranlagung nach zur Führung geeigneten Familien infolge Kinderarmut insgesamt in raschem Rückgang; und wenn das so weiter geht, so werden die sozialen Zustände Europas in wenigen Generationen denen in den Republiken des tropischen Amerika ähneln, und einige Generationen weiter denen in Haiti, San Domingo und Liberia. Das höhere Erbgut ist eben nicht ersetzbar. Und verantwortlich für den Niedergang sind jene, die sich der rassenbiologischen Einsicht entgegenstellen.

München Fritz Lenz.

Der Prozeß von Saloniki

In einem wertvollen kleinen Buch[1]), das von allen gelesen werden sollte, die sich mit den Kriegsursachen beschäftigen, gibt der frühere serbische Gesandte in Berlin Dr. Bogitschevitsch eine genaue Darstellung der ‚Schwarzen Hand' und ihres Führers, des Obersten Dimitrijevitsch. Die ‚Schwarze Hand' wurde von Dimitrijevitsch und einer Anzahl serbischer Offiziere organisiert. Ihr Zweck war, durch revolutionäre Umtriebe und politische Mordtaten das türkische Reich und die österreichisch ungarische Monarchie zu zerstören. Beide sollten unterminiert und zum Krieg gezwungen werden. Diese Politik wurde zuerst in Mazedonien und dann in den slavischen Provinzen Österreich-Ungarns aufs intensivste betrieben und gipfelte in der Ermordung des Erzherzogs Franz Ferdinand. Alle Fäden der Verschwörung zu Revolution und Mord liefen in Belgrad zusammen, und die ‚Schwarze Hand' hatte ihre Agenten in jeder österreichischen Universität, wo slawische Studenten vorhanden waren. Gatschinovitsch (Nr. 217) war Agent der ‚Schwarzen Hand' in Wien und in Serajewo. Er bildete die Mörder aus. Der Mord wurde im Januar 1914 beschlossen, es wurde nur auf eine Gelegenheit gewartet. Die auserwählten Mörder, Princip und Chabrinovitsch (Mitglieder der ‚Schwarzen Hand') und ihr Komplize Ilitsch, reisten nach Belgrad, um Waffen und Unterweisung zu empfangen. Dimitrijevitsch bezahlte die Pistolen.

Der Verfasser zeigt klar, daß die serbische Regierung über die Gründung, die Zwecke und die Methoden der ‚Schwarzen Hand' genau unterrichtet war. Der Prinzregent (jetzt König Alexander) war ein intimer Freund von Dimitrijevitsch, und als der Oberst infolge seiner revolutionären Umtriebe in Mazedonien sehr krank war, bezahlte der Fürst seine ärztlichen Rechnungen. Ebenso finanzierte der Fürst ‚Piemont' die Zeitung der ‚Schwarzen Hand'. Dieses Blatt betrieb eine heftige Propaganda.

Daß die serbische Regierung wußte, wo die für den Mord des Erzherzogs Verantwortlichen

[1]) Le procès de Salonique. Par Dr. Bogitchevitch (André Delpeuch, Paris 1927).

zu finden waren, erhellt daraus, daß sie auf die Forderung der österreichischen Regierung nach der Verhaftung Ciganovitschs — des Helfers, der den Mördern die Waffen vermittelte, sie mit Briefen für die überwachte Grenze versah und sie instand setzte, auf Nebenwegen durch Bosnien zu kommen —, erwiderte, man könne ihn nicht finden. Obgleich Mitglied der ‚Schwarzen Hand' war dieser Mann Österreicher. Falls er gefangen worden wäre, hätte man ihn ausliefern müssen. Und wie sein Charakter später zeigte, hätte er damals zweifellos das ganze Komplott aufgedeckt. An Stelle eines europäischen Krieges hätten wir die Führer der serbischen Regierung und der serbischen Armee in einer Gefängniszelle unter Anklage des Mordes sehen können. Die serbische Regierung beeilte sich jedoch, Ciganovitsch aus Belgrad abzuschieben und erwiderte, er könne nicht gefunden werden. Daß gewisse Kreise in Rußland gleichfalls gut unterrichtet waren, ist sicher. Dimitrijevitsch stand sehr freundschaftlich mit Artamanow, dem russischen Militärattaché und arbeitete mit ihm zusammen. Als die Mordpläne ausgereift waren, wurde Artamanow beigezogen. Er bat um Bedenkzeit und kam einige Tage später mit dem Bescheid: ‚Vorwärts! Wenn man euch angreift, werdet ihr nicht allein stehen!' (Marchez! Si l'on vous attaque vous ne serez pas seuls!) Serbien war also des russischen Beistandes sicher und wußte, daß keinerlei Nachforschungen in Serbien erlaubt würden. Frankreich wußte dies allem Anschein nach auch. Denn als Poincaré im Juli 1914 vor dem österreichischen Ultimatum Petersburg besuchte, stimmte er mit der russischen Regierung darin überein, daß in bezug auf Serbien weder Frankreich noch Rußland störend eingreifen sollten. Es ist interessant, daß die ‚Schwarze Hand' einen Agenten in Paris hatte. Es ist möglich, daß die französische Regierung genau unterrichtet war. Rußland und Serbien zogen den Krieg der Aufdeckung der Wahrheit vor.

Ein leichter Sieg wurde erwartet. Serbien hielt Rußland für unbesiegbar. Aber 1916 befand sich Serbien in einer verzweifelten Lage. Als die serbische Armee floh, hätten die Albanier — wären sie nicht so barmherzig gewesen — sie vernichten können. Sie wurde durch die Alliierten gerettet und in Korfu und Saloniki untergebracht. An allen Fronten waren die Mittelmächte siegreich. Es hatte den Anschein, daß ein eiliger Friede mit den bestmöglichen Bedingungen mit Österreich abgeschlossen werden müsse. Damals bangten der Fürst und Pashitsch und andere Minister davor, was wohl ihr Schicksal sein würde, wenn ihre Teilnahme an dem Mord bekannt würde. Um jeden Verdacht zu zerstreuen, verhafteten sie Dimitrijevitsch und eine Anzahl von ‚Schwarze-Hand'-Offizieren, und klagten sie an, sie hätten Ende August 1916 den Prinzregenten ermorden wollen. Wie Dr. Bogitschevitsch aus den öffentlichen Prozeßakten zeigt, wurde ein solches Attentat nie verübt. Die Zeugnisse sind widerspruchsvoll, von Personen ohne Ansehen abgegeben und stammen oft aus zweiter oder dritter Hand. Das meiste stammt von Ciganovitsch, dem Manne, von dem die serbische Regierung ‚niemals gehört hatte und den sie nicht finden konnte'. Hier tritt er nun als Spion der Regierung und als ‚Agent provocateur' auf.

Eine Anzahl der bei dieser Sache Beschuldigten wurde für schuldig erkannt. Die öffentliche Meinung brachte es dahin, daß der Prozeß revidiert und mehrere Urteilssprüche eingeschränkt wurden. Aber Dimitrijevitsch und zwei seiner Helfer wurden verurteilt und hingerichtet. Die russische Regierung unter Kerensky bat um Gnade. Ebenso Professor Seton Watson und das Britische Kriegsministerium. Dies hatte den Erfolg, daß die Hinrichtung beschleunigt wurde, denn die serbische Regierung wünschte natürlich nicht, daß irgendeiner am Leben bleibe, der den kindlichen Glauben des Professors an ihre Unschuld erschüttern könnte. Dimitrijevitsch wurde mit besonderer Grausamkeit hingerichtet, was aus dem offiziellen Bericht zu ersehen ist. Zwanzig Kugeln wurden auf ihn abgefeuert, bevor er tot war.

Seine Freunde und Gefährten verlangen nun, daß der Prozeß von Saloniki revidiert werde. Dimitrijevitsch war durch seine rastlosen Anstrengungen und jahrelange Arbeit der Schöpfer Jugoslawiens. Er und seine Freunde setzten die regierende Dynastie Karageorgevitsch auf den Thron. Dimitrijevitsch wurde in einem Verbrechergrab beerdigt, während diejenigen, die von seinem Werk den Vorteil haben, an hohen Stellen sitzen. Seine Freunde verlangen, daß er von dem Verdacht eines Attentats auf den Prinzregenten (den jetzigen König) gereinigt werde, und seinem Andenken Gerechtigkeit widerfahre. Er gab sein Leben hin, um Großserbien zu schaffen, und hat es geschaffen, wenn auch Europa dafür in Flammen aufgehen mußte.

Daß die Grundlage aller dieser Handlungen das Verlangen Rußlands bildete, in Zusammenarbeit mit den kleineren slavischen Mächten sich in Europa auszubreiten, kann kaum bezweifelt werden. Es ist interessant festzustellen, daß diese Arbeit weitergeht und daß das stetige Untergraben des türkischen und österreichischen Staates sich nun auch auf das Britische Reich erstreckt. Das britische Volk mag den Tag bedauern, an dem es seine Truppen aussandte, um ‚Großserbien' gründen zu helfen zu Rußlands Wohle.

London Miss Edith Durham.

Tagebuch

Völkerverständigung?

Die Greuelgeschichten, die während des Krieges zu Propagandazwecken in Wort und Bild verbreitet wurden und auch nach dem Kriege bei nicht selbständig denkenden Geistern noch längere Zeit nachgewirkt haben — man denke etwa an das Kind mit dem Holzgewehr — stehen auf dem Aussterbeetat. Ähnlich beginnt man jetzt allmählich gegen die vom Kriegsgeist beeinflußten Schulbücher vorzugehen. Angesichts dieser fortschreitenden Entgiftung hat, wie es scheint, eine wissenschaftliche Zeitschrift, die „Revue de Psychologie appliquée" sich angelegen sein lassen, diesen gehässigen Geist weiterzupflegen und bei den Lehrern wach zu halten. Sie erscheint in Paris und wird herausgegeben von Dr. Bérillon und Paul Favez. Diese „Wissenschaftler" haben eine besondere Rubrik „Psychologie des Races" geschaffen, worin alles, was deutsch ist, in ihrer besonderen „streng wissenschaftlichen Weise" behandelt wird. So hat Bérillon in der Franzosennatur einen „antigermanischen Reflex" „nachgewiesen", bedauert, daß dieser Reflex mehr und mehr zu versagen beginnt, und stellt der Psychologie die Aufgabe, jenes Versagen zu ergründen. Ferner brachte die Zeitschrift z. B. Artikel „L'inversion morale de la race allemande" (Februar 1926), „Le loup allemand dans la bergerie des nations" (März 1926). „La scatomanie allemande" (Juli 1926). Der letztere Artikel versucht, mit einer Gemeinheit der Gesinnung, die nicht mehr zu überbieten ist, nachzuweisen, daß eine krankhafte Vorliebe für alles Niedrige, Schmutzige (nicht nur in bildlichem Sinne) zum deutschen Wesen gehört.

Es genügt wohl, diese Art von „Wissenschaft" niedriger zu hängen, um sie, hoffentlich auch bei jedem anständigen Franzosen, der Lächerlichkeit preiszugeben. A. G.

Eine Frage

Uns wird geschrieben:

Im Jahre 1926 wurden in Bayern nach einer Mitteilung des Sozialministers Oswald für Erwerbslosenunterstützung 116 Millionen Mark aufgewendet, während die staatlichen Baudarlehen sich nur auf 47 Millionen Mark beliefen. Wäre es nicht umgekehrt besser?

Darf man fragen, ob es wirklich unmöglich ist — da es doch viele Tausende von erwerbslosen Bauarbeitern gibt und ebenso Tausende von wohnungslosen Menschen —, diese Männer in ihrem Berufe zu beschäftigen und damit Wohnstätten zu schaffen, anstatt sie in die unwürdige Rolle von Unterstützungsempfängern herabzudrücken und gleichzeitig die Wohnungsnot zu verewigen?

Der ordentliche Arbeiter will Arbeit und keine Almosen. A. G.

Das älteste gedruckte italienische Buch in München gefunden

Wie die anderen Länder Europas, so hat auch Italien die Einführung des Buchdrucks deutschen Druckern zu verdanken. Und zwar ist Italien das erste fremde Land gewesen, in das Deutsche die Kenntnis der schwarzen Kunst gebracht haben. Bis jetzt galt als erster Ort Italiens, in dem ein Buch mit Hilfe der Erfindung Gutenbergs gedruckt wurde, das Städtchen Subiaco bei Rom. Dort sind 1465—67 drei Bücher in lateinischer Sprache erschienen, die zwar den Namen ihrer Drucker nicht angeben, von denen man aber mit Bestimmtheit annehmen darf, daß es deutsche Drucker gewesen sind. 1467 erhielt dann Rom seine erste Druckerei durch die Deutschen Adolf Pannartz aus Prag und Konrad Schweinheim aus Schwanheim bei Frankfurt, 1468 Venedig durch Johann von Speyer usw. Noch bis lange nach 1500 sind viele deutsche Buchdrucker über die Alpen gezogen und haben dort für die Verbreitung des Buchdrucks gesorgt. In Rom waren bis 1500 die meisten Pressen noch in deutschen Händen. Soeben ist es nun dem Altmeister der Inkunabelforschung, Konrad Haebler gelungen, ein im Münchener Antiquariat J. Rosenthal befindliches kleines Druckwerk in italienischer Sprache als das erste in Italien gedruckte Buch festzustellen.

Bei dem Funde Haeblers handelt es sich um das Bruchstück einer italienischen Ausgabe des „Leidens Christi", von der bisher bereits 6 voneinander verschiedene deutsche Ausgaben bekannt waren. Diese deutschen Ausgaben gehören zu den ältesten auf deutschem Boden entstandenen Druckwerken.

Das „Leiden Christi" ist sowohl mit als auch ohne Text in einer Serie von 20 Holzschnitten erschienen, die aber vollständig nur in der jüngsten, mit Text versehenen Ausgabe erhalten ist, die sich in der Münchener Staatsbibliothek befindet. Die Typen des Textes zum „Leiden Christi" weisen eine nahe Verwandtschaft mit der ältesten Gutenbergtype und mit der Schrift der Bamberger Pfisterdrucke auf. Haebler hat nun eine genaue Vergleichung der an verschiedenen Orten befindlichen 6 deutschen Ausgaben des „Leidens Christi" untereinander und mit einer alten Ausgabe der „Sieben Freuden Mariae" sowie mit einem Wiener Kalender für das Jahr 1462 vorgenommen und kommt dabei zu dem Schluß, daß all diese Drucke von demselben Drucker herrühren müssen, der sich wahrscheinlich an mehreren Orten Süddeutschlands aufgehalten hat wie so viele Wanderdrucker dieser Zeit, daß dieser Drucker zuerst die „Sieben Freuden Mariae" hat erscheinen lassen, darauf etwa um 1461 die verschiedenen, mit Holzschnitten versehenen Ausgaben des „Leidens Christi" und Ende 1461 den Wiener Kalender für das kommende Jahr. Danach ist dieser deutsche Drucker allem Anschein nach als erster seines Berufes über die Alpen gezogen. Die Tatsache, daß Gutenbergs System der Anschlußbuchstaben sich wie in den deutschen Ausgaben des „Leidens Christi", so auch in der italienischen findet und daß beide dieselben Holzschnitte aufweisen, die italienische Ausgabe nur eine stärkere Abnutzung der Druckstöcke erkennen läßt, hat Haebler zu dem bedeutsamen Ergebnis seiner Untersuchung geführt, daß die italienische Ausgabe des „Leidens Christi" das älteste bis jetzt zum Vorschein gekommene Druckwerk in italienischer Sprache ist und daß es von einem deutschen Drucker auf italienischem Boden etwa 1462 herausgegeben worden ist. Über den Druckort lassen sich nur Vermutungen aufstellen. Auf Grund des italienischen, in oberitalienischem Dialekt abgefaßten Textes hat der hervorragende Romanist und letzte Rektor der Münchener Universität, Geheimrat Voßler, auf das Grenzgebiet der Romagna und Emilia geschlossen, so daß also vielleicht Bologna in Frage kommt. Jedenfalls aber haben die in einer Schrift unter dem Titel „Die italienischen Fragmente vom Leiden Christi, das älteste Druckwerk Italiens" (Verlag J. Rosenthal, München 1927) zusammengefaßten, sehr eingehenden Untersuchungen Haeblers ergeben, daß der Buchdruck einige Jahre früher, als bisher angenommen wurde, nach Italien von einem deutschen Buchdrucker ausgeführt worden ist, daß der erste Druckort in Norditalien lag, daß das erste Druckwerk nicht in lateinischer Sprache abgefaßt und kein humanistisches Werk war, sondern ein im Dialekt geschriebenes religiöses Büchlein mit denselben Holzschnittillustrationen, die für die deutschen Ausgaben Verwendung gefunden hatten.

München. Adolf Dresler.

Deutsche im englischen Kriminalroman

Wir reden hier nicht von einem der zahllosen Ententehetzbücher, die nach dem Kriege entstanden sind. Der englische Kriminalroman von Sapper „Bull-dog Drummond" ist an und für sich der tollste Kitsch, der sich denken läßt. Man weiß nicht, ob die Helden oder die Verbrecher größere Schurken sind. Für uns ist nur interessant, daß die Deutschen, die in den Roman eingeführt werden, immer besonders abstoßend geschildert sind. Fast immer wird vom Bosch oder vom Hunnen geredet. Die Deutschen werden als ausnehmend häßlich dargestellt, ihre Stimme wird verspottet, ihr Charakter als minderwertig bezeichnet. Man hat das Gefühl, daß es eine durchaus nebensächliche, gleichgültige Angelegenheit sei, wenn im Verlauf der Handlung einmal ein Deutscher totgeschlagen wird. Das betr. Kapitel hat die reizende Überschrift „Die Hunnennation verringert sich um Einen". Der Hauptheld (er ist in die Hände der Verbrecher gefallen) zerbricht seinem deutschen Wärter zunächst in aller Gemütsruhe den Arm und tötet ihn dann durch einen Eisensplitter, den er ihm durch ein Pusterohr ins Gesicht bläst. Dabei hält er folgende gemütliche Ansprache: „Ich habe deinen Arm gebrochen, Bosch, und jetzt habe ich dich getötet. Ich bedauere es; ich war nicht besonders darauf aus, dein Leben zu beendigen. Aber es mußte getan werden!" Derartige Bücher werden, wie uns von einem Leser in Transvaal mitgeteilt wird, in den afrikanischen Kolonien zu Tausenden verkauft. O. St.

Zu unserem Augustheft

In der Abhandlung von Walter Frank: Aus der Vorgeschichte von Bismarcks Sturz, sind zwei Druckversehen zu berichtigen: Seite 326, Z. 15 v. o. statt „auch": „noch"; Seite 331, Z. 15 v. u. statt „26. Okt.": „26. September".

Gedanke

Die Euphorie eines Künstlers kann darin bestehen, daß er schöne Sachen macht, oder darin, nicht zu merken, daß er häßliche macht.

*

Der deutsche Erzähler

Alexander der Lange

Von Hans Franck

In jenen schicksalsschweren Schreckensjahren, da die Wogen der französischen Revolution Europa zu überschwemmen drohten, hatten es die Städte am Rhein wieder einmal schwerer als hüben und drüben die Städte inmitten ihrer Länder. Denn wie immer diesen das Schicksal fiel, es war eindeutig, und man konnte sich mit seiner Gesinnung und mit seinen Geschäften auf längere Sicht einstellen. Jene aber vermochten oftmals nicht, von heute bis morgen zu sehen. Da die bedrohten Fürsten ihren Völkern begreiflich zu machen wußten, daß der Fortbestand des Lebensglückes ungezählter Millionen von dem Fortbestand einiger hundert Throne und Thrönchen abhängig sei, die Gutgläubigen demzufolge mit Wehr und Waffen wider Paris auszogen, brachen sich in der Nähe des Rheines die westlichen Revolutionwellen und die östlichen Konstitutionwellen durch unablässigen Aufeinanderprall. Dabei wurden, je nach dem Ort und dem Ausgang des Zusammenstoßes, die rheinischen Städte das eine Mal als französisch, das andere Mal als deutsch erklärt, als französisch — als deutsch, als französisch — als deutsch, in endlosem Wechsel. Weil es nun aber selbst für die leichtblütigen Rheinländer nicht möglich war, sich von heute auf morgen innerlich danach auszurichten, ob die Preußen Valmy bombardierten oder Kehrt marsch! machten und Dumouriez bei Jemappes siegte, ob den Österreichern bei Neerwinden das Schlachtglück hold war oder Carnot das verlorene Gebiet durch die Schlacht bei Fleurus zurückgewann: so gewöhnten die Umkämpften sich, den Bürgermeister als ihren höchsten irdischen Herren anzusehen und, wenn sie wider ihn eine übergeordnete Instanz benötigten, unter Umgehung von Fürsten und Prokonsuln sich geradewegs an den Himmlischen Herrn zu wenden.

In diesen schicksalsschweren Schreckensjahren herrschte zu Coblenz für kurze Zeit ein französischer Commissaire, den man nur mit seinem Rufnamen Alexander hieß, und zwar — zum Unterschied von seinem unsterblichen Namensvorfahren — Alexander den Langen. Er war nämlich um zwei Kopf größer als der größte aller Coblenzer. Da mithin das Blut länger bei ihm brauchte, bis es den Weg vom Herzen zum Hirn zurückgelegt hatte und jenes durch eine Wallung dieses verdunkelte oder dieses durch einen Anruf jenes in Wallung brachte, so war er umständlich und gutmütig. Geriet er schließlich aber doch einmal in Zorn, dann freilich schlug er, unbekümmert um alle Folgen, heftig zu. Wobei er es leichter als jeder andere hatte, die verwundbarste Stelle zu treffen, weil er seine Widersacher nicht neben sich, sondern unter sich sah.

Als kurz vor Ausgang des Jahres 1794 von Paris aus die sog. Bourbottesche Kontribution den besiegten Ländern auferlegt wurde, forderte Alexander — oder, wie er sich schrieb: Alexandre — der Lange, gemäß der erhaltenen Weisung, von den Coblenzern eine Unmenge Abgaben. Was zu fordern man in Kriegsläuften — wenn man Sieger ist oder scheint — sich hüben und drüben berechtigt glaubt: Geld und Geldeswert, Ochsen und Pferde, Wein und Winzergerät, Korn und Kartoffeln, Wagen und Karren, Holz und Steine und hundert andere Dinge noch. Zu unterst auf der endlosen Liste stand: Tausend Paar Schuhe.

Die Coblenzer fragten ihren Bürgermeister: Was zu tun sei? Der sagte: Zahlen! Die Empörten beschwerten sich wegen dieser Antwort beim lieben Gott. Der blieb stumm. Da wandten sich die Ratlosen an seine Vertreter auf Erden, die Pfarrer. Die erklärten: Zahlen! Stünde schon in der Bibel, Römer am dreizehnten, geschrieben: „Die Gewaltigen sind nicht den guten Werken, sondern den bösen zu fürchten . . . So seid nun aus Not untertan, nicht allein um der Strafe willen, sondern auch um des Gewissens willen . . . Schoß, dem Schoß gebühret; Zoll, dem Zoll gebühret; Furcht, dem Furcht gebühret . . ."

Die Coblenzer seufzten ob solchen Bescheides und brachten, was man von Paris her ihnen abverlangte, Alexander dem Langen: Geld und Geldeswert, Ochsen und Pferde, Wein und Winzergerät, Korn und Kartoffeln, Wagen und Karren und hundert andere Dinge noch. Alles. Nur nicht die verlangten tausend Paar Schuhe! Denn wie der Mensch nun einmal ist: Er will, auch wo er unrecht hat, den Schein des Rechtes wahren; er trachtet, auch wenn er seine Ohnmacht durch die Tat eingestehen muß, die Täuschung der Macht vor sich aufrechtzuerhalten. So auch die Coblenzer. Wäre ihnen leichter gewesen, die tausend Paar Schuhe zu liefern als manches andere, das sie mühsam beschaffen mußten. Aber nein, den Posten, der zu unterst auf der Rechnung der Gewalt stand, bezahlten sie nicht! Nie und nimmer! Den strichen sie aus eigener Machtvollkommenheit! Um der Welt zu erweisen, daß sie nicht hörige Sklaven, sondern unabhängige Bürgersleute seien, die das Abgelieferte aus freiem Entschluß dargebracht hatten!

Alexander der Lange bestätigte dem Bürgermeister in einem höflichen Schreiben den ordnungsgemäßen Empfang des Coblenzer Anteils an der Bourbotteschen Kontribution und belobte die Stadt um ihre Friedwilligkeit und Folgsamkeit.

Der Bürgermeister wollte schon erleichtert aufatmen, da gewahrte er, daß der Brief des französischen Commissaires ein verfängliches Postskriptum hatte. Dieses: Es fehlten noch die am Schluß der Liste aufgeführten tausend Paar Schuhe. Sicherlich, weil sie bei der Kürze des Termins nicht zu liefern gewesen wären. Die Frist für die Erfüllung dieser Kontributionsforderung sei mithin um zwei Wochen verlängert.

Der Bürgermeister, der bei den Coblenzern wegen der Schuhe auf unüberwindlichen Widerstand stieß, schrieb zurück: Die tausend Paar Schuhe könnten aus zwingenden Gründen nicht geliefert werden. Auch nach zwei Wochen nicht.

Alexander der Lange antwortete, immer noch vollendet höflich: Die Posten der Kontribution seien in Paris auf die einzelnen Städte verteilt. Er sei, selbst wenn er es wolle, nicht in der Lage, die Lieferung der tausend Paar Schuhe zu erlassen. Was übrigens für zwingende Gründe vorlägen, welche die Erfüllung der Lieferungspflicht erschwerten?

Der Bürgermeister: Das zur Gestellung der tausend Paar Schuhe erforderliche Leder wäre nicht vorhanden.

Alexander der Lange: Woher der Bürgermeister das Leder nähme, sei seine Sache und die der Coblenzer. Im Kriege gäbe es kein Nicht und kein Nein. Die Frist für die Ablieferung werde hiermit von vierzehn Tagen auf sieben Tage herabgesetzt.

Der Bürgermeister: Es gäbe auch im Kriege Unmöglichkeiten. Woher er und die Coblenzer Leder nehmen sollten, wenn es nicht vorhanden sei? Von den Bäumen könnten sie es nicht schneiden! Um aber unzweideutig zu beweisen, daß nicht böser Wille der Bürger die Lieferung verhindere, mache er das Angebot: der Wert der tausend Paar Schuhe dürfe von der Stadt Coblenz, so schwer ihr dieses erneute Opfer sei, in Geld entrichtet werden.

Alexander der Lange, in dem der Zorn langsam schwoll: Wenn Paris oder er Geld wünsche, so sagten sie: Geld. Nichts anderes. Tausend Paar Schuhe wären von der Stadt Coblenz zu liefern. Binnen fünf Tagen seit der Absendung seines ersten Briefes.

Der Bürgermeister: Er könne beim allerbesten Willen die verlangten Schuhe nicht auftreiben! Biete aber das Doppelte, das Dreifache ihres Wertes aus dem Stadtsäckel in gutem Gelde.

Alexander der Lange: Coblenz werde das Schicksal Jerusalems und Karthagos treffen, kein Stein der Stadt auf dem andern bleiben, wenn die tausend Paar Schuhe nicht bis zum Abend des vierten Tages geliefert wären. Daß er die Macht besäße, die Widersetzlichkeit der Coblenzer mit Waffengewalt zu brechen — denn um Widersetzlichkeit handle es sich, nicht um Unvermögen! — bedürfe wohl keines Beweises.

Der Bürgermeister: Er habe noch einmal alles daran gesetzt, der Forderung „Tausend Paar Schuhe!" gleich den vielen anderen nachzukommen. Umsonst. Er stände einer baren Unmöglichkeit gegenüber. Einzig diese sei der Grund für das Verhalten der Stadt. Was des weiteren die Drohung mit dem Schicksal Jerusalems und Karthagos beträfe, so müsse Coblenz sein Geschick in Gottes Hand legen und es der Geschichte überlassen, die in Aussicht gestellte Strafe und, im Falle der Ausführung, die Handlungen der französischen Republik und ihres Commissaires als das zu bezeichnen, was sie seien.

Alexander der Lange: Der Bürgermeister solle alle männlichen Bürger der Stadt, die mehr als fünfundzwanzig Jahre wären, zum Mittag des dritten Tages seit Empfang dieses letzten Schreibens auf den Marktplatz entbieten. Er wolle die Gründe für ihre Weigerung anhören und nach ihrer Anhörung an Ort und Stelle seine endgültige, die Sache aus der Welt schaffende Antwort mündlich geben.

Um Mittag des bestimmten Tages standen auf dem Coblenzer Marktplatz Kopf an Kopf, die sich in der Stadt Männer hießen. Mitteninne, ohne schützende Bewachung, Alexander der Lange. Die Coblenzer begannen, von einer schnell zusammengezimmerten Tribüne herab, zu reden. Der Erste bewies in wohlgesetzter, zahlenbegründeter Ansprache: Daß die Erfüllung der Forderung der tausend Paar Schuhe völlig unmöglich sei. Der Zweite mühte sich halbstundenlang um den geschichtlich und juristisch gestützten Nachweis: Daß die französische Republik und ihr Commissaire zu der Forderung der tausend Paar Schuhe nicht berechtigt wären. Der Dritte widersprach in keineswegs kürzeren Ausführungen dem Zweiten: Nicht die Frage der Berechtigung der Forderung stünde zur Diskussion, sondern die Frage ihrer Verwirklichung. Der Vierte widersprach dem Ersten: Völlig unmöglich sei die Erfüllung der Forderung des französischen Commissaires nicht. Aber die gesetzte Frist lange bei weitem nicht. Alldieweil ... Der Redeabschnitt, der mit diesem Wort anhub, dauerte eine geschlagene Stunde. Der Fünfte: Nun erst sei man auf dem rechten Wege. Man müsse die Erfüllung als notwendig unterstellen und beraten, wie sie trotz aller schier unüberwindlich scheinenden Schwierigkeiten zu bewerkstelligen sei.

Der Bürgermeister versuchte immer wieder, den Redestrom einzudämmen. Vergeblich. Was sich an Unmut und Qual in den Herzen der Bedrückten seit Jahr und Tag, da ihm der Weg zum öffentlichen Wort bislang verwehrt war, aufgestaut hatte, das ergoß sich nun aus dem Munde der Sprecher über die dichtgedrängten Bürger auf dem Coblenzer Marktplatz und den französischen Commissaire.

Alexander der Lange saß neben der Rednertribüne, als ob er stumm wäre. Hätte nicht sein Gesicht gesprochen — man wäre in Versuchung geraten, ihn auch für taub zu halten. Aber seine Züge wechselten wie das Licht, das über der Versammlung lag, von Stunde zu Stunde. Anfangs gleichgültig, gelassen, dann aufmerksam, verächtlich, darauf lächelnd, spöttisch, schließlich widersprechend, unmutvoll — ließ er die Worte über sich ergehen. Aber immer unverkennbarer, immer offensichtlicher stieg in ihm der Zorn. Die Coblenzer gewahrten es nicht. Sie redeten vom Mittag bis zum Nachmittag, redeten vom Nachmittag bis zum Abend. Als die Sonne von den Dächern Abschied nahm, war man bei dem Entschluß angelangt, eine elfgliederige Kommission — eine siebengliedrige! widersprach es zur Rechten, eine fünfgliedrige! widersprach es zur Linken, jedenfalls aber: eine Kommission! — einzusetzen, welche die Frage der Bewerkstelligung der Möglichkeiten der Erfüllung der Forderungen des französischen Commissaires allseitig tunlichst schnell prüfen solle.

Da sprang Alexander der Lange — wobei eine mächtigere Zornwelle als alle bisher über sein Hirn hintoste — von seinem Sitz auf und klatschte dreimal in die Hände. Er brauchte sie nicht über Schulterhöhe hinauszuheben. Denn bereits dadurch waren die Köpfe der Coblenzer unter ihn geraten, so daß ihn in seinem Tun nichts behinderte. Noch ehe die Erstaunten einander fragen konnten, was das Geklatsche bedeute, hatten französische Soldaten alle Ausgänge des Marktplatzes besetzt. Und dann gab Alexander der Lange mündlich die durch sein letztes Schreiben in Aussicht gestellte endgültige Antwort. Wie einst sein Namensvetter Alexander der Große mit dem Schwert den gordischen Knoten, so zerhieb er mit dieser Antwort das unentwirrbare Geredegarn. Zwei Worte nur rief er, ohne die Tribüne zu besteigen, über den Marktplatz. Diese beiden Worte: „Schuhe aus! ! !"

Die Coblenzer — wie hätten sie anders handeln sollen, da die Soldaten inzwischen die Bajonette aufgepflanzt, die Gewehre schußbereit in Anschlag gebracht hatten? — die Coblenzer allesamt, vom ärmsten Häcker bis zum reichsten Kaufherrn, zogen ihre Schuhe aus. Wer dem Befehl des französischen Commissaires gehorcht hatte, durfte den zehnfachen Truppenring unbehelligt passieren und hatte alsdann den Weg zu seinem Hause unverzüglich auf Socken hinter sich zu bringen. Als man die zurückgelassenen Schuhe der Coblenzer zählte, waren ihrer — auch nach Ausscheidung der zerflickten und zerlaufenen — weit mehr als tausend Paar.

Weil man aber Schimpf noch schwerer verwindet als Schaden, schwelte im Herzen der Coblenzer unauslöschlicher Haß wider den französischen Commissaire, auf dessen Lippen sie selbst dann ein Lächeln zu sehen glaubten, wenn er sich nur mit Mühe einer Bitterkeit erwehrte. Es bedurfte daher nur eines Schicksalswindstoßes, daß dieser Haß lichterloh gen Himmel schlug. Diese Stunde kam sehr bald.

Zu Beginn des neuen Jahres erkrankte Alexander der Lange. Als die Preußen Coblenz zurückeroberten, konnte er sein Lager nicht verlassen. Wenige Wochen darauf starb er. Da man ihn in einen Sarg legen wollte, fand man in der ganzen Stadt keinen, der für seine Leibeslänge zureichte. Und nun stand der Bürgermeister allerdings einer baren Unmöglichkeit gegenüber. Die Coblenzer — wieder einmal von Amts wegen für das erklärt, was sie allzeit waren, für deutsch — weigerten sich samt und sonders, dem gehaßten französischen Commissaire, der sie dem Schimpf der Lande preisgegeben hatte, einen passenden Sarg anzufertigen.

Und abermals blieb zur Lösung eines unentwirrbaren Knotens nur der Hieb. Da man aus sehr naheliegenden Gründen die Einsargung Alexander des Langen nicht die gleiche Zeit anstehen lassen konnte, welche die Schuhbeschaffungskommission benötigt hätte, so schlug man dem Toten den Kopf ab. Der Bürgermeister hatte Auftrag gegeben, daß man ihn zwischen die zur Seite gerückten Füße des Eingesargten legen solle. Aber der Schlächter, der sich zu der Ehre der Enthauptung eines Verstorbenen gedrängt hatte — ihm waren vor der Rednertribüne ein Paar funkelnagelneue Schaftstiefel abhanden gekommen — der Schlächter spießte den Kopf auf die Spitze seines Beiles und lief damit zum Marktplatz. Das Volk umtanzte an der Stelle seiner Demütigung die Trophäe seines Haßtriumphes. Als es sich müde gerast hatte, rief jemand: „In den Rhein!" Der Ruf fand vielhundertstimmiges Echo. Und bald darauf versank das abgehauene Haupt des französischen Commissaires in den Fluten des deutschesten Flusses.

So mußte tags darauf Alexander der Lange, der die Coblenzer vom Marktplatz ohne Schuhe nach Hause geschickt hatte, den Weg von der Erde zum Jenseits ohne Kopf antreten.

Parzivals Geburt und Kindheit

Von Leopold Weber

Diese Erzählung beschließt das vor einiger Zeit vollendete 1. Buch „Die Ahnen" von Leopold Webers Erneuerung der Gralssage („Parzival und der Gral").

Titurel

Vom Südwinde die Segel geschwellt, schaukelt unter dem wolkenlosen Frühlingshimmel ein Schiff dem Britenland zu. Vom Vordersteven blickt ein schlanker Bursche nach Norden. Aus dem Kielraum steigen die Mannen in Helmen an Deck. Am Himmelsrand dämmert, ein grauer Schatten, die Felsenküste herauf. „Waleis!" stöhnt der Knabe und senkt den Kopf. — „Waleis!" murmeln die Schiffsleute und nicken finstern Gesichtes.

Unter dem Burgdache von Kanvoleis zirpen die jungen Schwalben und strecken zu den Lehmnestern heraus weitaufgerissen die Schnäbel. Aus dem Sonnenschein schießen die Alten in weiten Kreisen hinein und heraus.

In der Kemenate kauert auf dem Schemel vor der Königin Sigune, die Hände um die Knie geschlungen. „Muhme, was die Kundrie erzählt: früher da konnte sie doch gar keiner besiegen, und nun fiel schon wieder einer im Walde! So stolz war ich immer, daß ich vom Gralsgeschlecht bin, und nun muß ich weinen, weil ich so stolz gar nimmer sein kann!" Herzeloyde seufzt. „Was können wir Frauen da helfen?" „Muhme, sag, seit wann hast du den Gral nicht mehr gesehn?" „O Kind, mir ist, als wäre das gar nicht ich, als wär's eine andre gewesen, die dort war! Ein Jahr ist's bald, daß ich Gachmuret angetraut ward, und acht Monde sind's nun schon her, daß er weg ist, die zähl' ich!" „Du, Muhme," sie legt ihren Kopf auf der Königin Knie, „ich weiß wohl, warum es so eilt, daß die Mägde so viele Röckchen und Hemdchen schneiden und nähn: dein Kindchen wird bald da sein! Freust du dich, Muhme?" „Ja, Sigune, ich freu' mich, bis ich es sehen und in meinen Arm nehmen kann! Und meine ärgste Freude, die wird erst, wenn ich es Gachmuret hinhalten darf!" „Dann kommt der Schionatulander auch! Aber weißt du was, Muhme, ich fürcht' mich: so weit weg ist er dann gewesen und hat in den Schlachten gekämpft als ein Held! Daß er nicht fremd und stolz schaut, wenn er mich sieht, und daß ich ihm nicht zu gering bin!"

Durch den Gang klirren Tritte. Das Köpfchen reckt Sigune. Draußen ruft's: „Der Königin meldet: in die Stadt hinab reit' ich, den Segler zu sehen, der aus dem Süden heranschwimmt!"

Vom offenen Meere her gleitet mit allen Segeln das Schiff dem Hafen von Kanvoleis zu. Durch die Gassen der Stadt rennen die Leute, über den Marktplatz hin stürmen sie in hellen Haufen. „Aus dem Morgenland zurück kommen sie! — Die Unsern, sie sind es! der König! — Wer sagt das? — Wer? o du Narr! schau um dich: von den Dächern herab schreien sie's! — Springt, Buben, springt: heim kehrt der Vater! — Mädel, juchhei, eure Schätze!"

Zum Hafen hinab wälzt sich allenthalben die Menge.

Festverkeilt starrt das Volk wie eine Mauer aus Menschenleibern rings um die Bucht. Darüber reckt sich's Kopf an Kopf aus den Fenstern. Von den Altanen schwenken sie grüßend die Arme. An den Dächern empor klimmen bloßfüßige Jungen, jauchzend reiten sie droben über den Giebeln, und ein Geschrei tost, als wollt' es den Himmel erschüttern.

Auf der Landungsbrücke späht der Burggraf. „Sie sind's, 's ist kein Zweifel!" Er schüttelt den Kopf. „Aber warum sie das Banner nicht zeigen?"

Schon kann man die einzelnen in der Schar vorn am Borde erkennen, die Helme, die Gesichter und jetzt: um den Mastbaum drängen sich welche, die nackten Arme flimmern im

Sonnenlicht hoch, nach einem Seile im Takelwerk strecken sie sich und ziehen. Flatternd bauscht sich's über ihnen und geht in die Höhe ... Da bricht jählings das Jauchzen der Menge entzwei und sinkt zum Geflüster zusammen: schwarz weht von der Mastspitze unter dem Himmelsblau langhin ein Wimpel ...

Vom Schiffe herüber sausen zur Landungsbrücke die Seile. Stumm starrt vom Strande die Menge, stumm steht die Mannschaft droben am Deck.

Auf der Treppe aus dem Kielraum steigt ein Gewappneter empor, einen Speer mit dunkelm Florband an der Spitze in seiner Rechten. An Land tritt er. Einen Schritt auf ihn zu tut der Burggraf. „Bertram! ... der König?"

Schweigend weist der Knappe mit der Lanze nach hinten ins Schiff. Dort schwankt auf den Schultern von sechs Männern, in schwarzes Tuch ausgeschlagen, ein Sarg her.

Wie Bienengesumm im Stocke schwillt in der Burg das Stimmengeschwirr vom Hofe herauf immer höher, durch die Gänge, vor die Kemenate der Königin hin ... Verwundert erhebt Herzeloyde sich aus dem Sessel.

Auf der Türschwelle steht der Burggraf. „Schon zurück vom Hafen? Was ist's mit dem Schiffe? Ihr schweigt?" Unruhig blickt sie ihm in die Augen. „Redet, Graf, sprecht! was schaut Ihr so starr, so seltsam mich an, als erbarmte ich Euch?" „Aus dem Morgenland, Königin, kommt das Schiff!" Sie erbleicht. „Kunde vom König?" Er nickt und tritt von der Schwelle zurück. „Jungherr!" ruft er. Durch den Gang, sieht Herzeloyde, kommt hochaufgeschossen ein Knabe. „Schionatulander!" schreit sie: „Tot? Ist er tot?" Seine Lippen zucken. „Ja, Herrin!" schluchzt er.

Da schnellt sie hoch und preßt beide Hände gegen die Schläfen. „Grenzenlos traut ich dir, Gott, und du trogst mich!" Hintenüber stürzt sie.

Trüb brennen vor dem Schlafgemache der Königin im Gange die Fackeln. In ihrem flackernden Scheine flüstern die Mägde vor der Türe. „O die Arme! Hört ihr das Stöhnen? — Sie überlebt's nicht! — Halbtot war sie eh schon vom Schrecken! — Mitternacht ist es bald, und kein Ende nehmen die Wehen!"

Über das Bett Herzeloydes im Kerzenschimmer beugen sich dunkle Gestalten. In die flammenerhellten Gesichter über sich blickt sie mit wirren Augen. Die Zähne zusammengepreßt, windet sie sich. Mit einem gellen Schrei fährt sie auf — und fällt kraftlos zurück in die Kissen. Dunkel wird es um sie. Weit weg von ihr rückt das Licht, immer weiter, wird immer kleiner, erlischt ... Ganz in der Ferne nur noch hört sie's hastig hin und her laufen und flüstern; aus ihren Gliedern weg strömen die Schmerzen, so leicht wird ihr! schwindet sie? ist das der Tod? ... da werden die Schritte wieder lauter um sie, deutlicher hebt sich das Gemurmel, und nun dringt ein Wimmern, leis und fremd an ihr Ohr.

Die Augen schlägt sie auf. Dicht über ihr lächelt der alten Schaffnerin rotes Runzelgesicht. „Königin, Glück wünsch' ich Euch: ein Knäblein habt Ihr geboren!"

Da faltet sie über der Brust ihre Hände, und Tränen treten ihr in die Augen. „Reicht mir mein Waislein!" Die Arme streckt sie nach ihm. „Herr, mein Gott, segne und schütze mein Kind! Vergib, daß mein Schmerz dich geschmäht: in deinen Willen, Allmächtiger, ergebe ich mich!"

*

In der Schlafkammer seiner Burg zu Lalander fährt Lähelin aus den Kissen. Ins Dunkel hinein stiert er und lauscht.

Ehernen Klanges hallt es und wogt es, ein dröhnendes Meer, um die Burg.

Er faßt sich an die Arme. „Domgeläut hier? Träumt es mir noch?"

Da dämmert es an der Wand vor ihm auf wie Mondschimmer aus Nebelgewölk. Seine Haare sträuben sich: in den bleichen Schein tritt zur Mauer hervor, die Krone über der Stirne, in glitzerndem Mantel der Zauberer Klinschor.

„Meister!" stammelt Lähelin.

„Ich bin es. Eingelöst hab' ich mein Wort. Hörst du das Glockengedröhn? Von Kanvoleis sandte ich dirs durch die Nacht zu. Gachmuret läutet's zur Gruft. Frei ward der Thron, und sein Weib — greife zu!"

*

Über der Gralsburg leuchtet der Morgenstern aus dem dämmerhellen Gewölk. Durchs hohe Spitzbogenfenster strömt silbergrau in die Leichenkammer hinten das Licht. Zwei brennende Kerzen zu Häupten, liegt barhäuptig der Tote, die Hände über dem Panzer gefaltet: tief in die bleiche Stirn hinein zieht sich aus dem Haar die dunkelrot klaffende Wunde. Zu ihm nieder blickt, aufs Schwert in der Scheide mit beiden Händen gestützt, der Wächter und seufzt: „Wer schlug dich, mein guter Geselle? Die Tiere im Walde, die deinen Mörder sahn, künden ihn nicht, und ungerächt müssen in die Gruft wir dich betten! Die Unbesiegbaren, wir! einer um den andern stürzt, aus dem Hinterhalte gefällt, und seinen Hohn treibt, seit König Anfortas dem Höllenspuke erlag und der Gralsspeer zu Stücken zersprang, mit Gottes Erwählten der Böse!" . . .

Aus der Kapelle aber hinter der Kuppelhalle leuchtet durch die geöffneten Türen in Titurels Rücken vom Altare her blutrot der Gralskelch: über des Alten silberweißes Haar funkeln die Strahlen auf die Gemeinde hinab, die liegt, Ritter und Jungfraun, vor dem enthüllten Heiligtum auf den Knien. Durchs Schweigen zittert vom Siechenbett leise Anfortas Stöhnen. Darüber hin rollt dröhnend die Stimme des Greises: „Ihr Traurigen, seid getrost! Erhebt euer Haupt, ihr Bedrückten! Euer Schreien aus Schuld und Not vernahm Gott. So kündet durch mich euch der Gral: Harret aus! Schon ist er geboren, den Gott euch zu Heil und Hilfe erkor! Tritt er dereinst, ungeleitet und ungesehen, durch all unsre Wachen, Enkel Anfortas, vor dich und fragt er, heiß das Herz vom Verlangen zu helfen: ‚König, was schafft dir die Qual?' Dann ist die Zeit erfüllt, dann werden Schuld, Schmach und Schmerzen von dir und von uns allen genommen!"

Der Freier

Wiederum grünt nach hartem Winter der Laubwald zu Karidol. Durch den klaren, stillen Morgen tönen Stimmen von der Schloßterrasse herab. Dort sitzen auf der Bank an der Mauer im Reitgewande Ginevra und Artus und warten auf die Rosse. Zu seiten des Königspaares recken sich Keye und Lanzelot.

„Wie steht es in Kanvoleis, Marschall?" fragt sie und hebt das Gesicht im Sonnenschein zu ihm auf. — „Sie weigert sich, Herrin: nichts will sie nach wie vor von der Werbung Lähelins wissen!" Den Kopf schüttelt Artus. „Für eines Weibes Starrsinn sehe ich's an! Das Trauerjahr nach Gachmurets Tode ist um. Schwerlich gewinnt sie einen Gatten, der stolzer, der reicher und mächtiger wäre!" „Sie will überhaupt keinen, Herr! All ihr Gedenken gilt Gachmuret und all ihre Sorge dem Sohn. ‚Dem toten Vater halte ich,' sagt sie, ‚wie seinem lebenden Kinde die Treue!'" Lanzelot kräuselt lächelnd die Lippen. „Wie aus einem Märchen klingt das!" „Vergessen muß können, wer leben will!" sagt Ginevra: „zu Torheit kann jede Tugend im Übermaß werden, auch Treue!" „Gescheiter als ihre Königin dünkt mich das Volk und die Fürsten zu Waleis", spricht Artus: „zum Schutzherrn wollen sie Lähelin lieber als zu ihrem Feinde! Wie will sie sich wehren, wenn die alle mit ihrem Freier eins sind gegen sie?" Die rechte Braue zieht Keye hoch und senkt die linke. „Vielleicht, Herr, hörte sie von einem Beschirmer der Witwen und Waisen, dem Herren der Tafelrunde, der in die Welt kam, das Unrecht daraus zu verjagen!" In die kleinen starren Augen blickt Artus dem Marschall. „Für Herzeloyde scheinst du mir zu denken, Keye! So höre: dem Übel zu wehren, und Freude und Frohsinn zu mehren, dazu, meine ich, setzte mich Gott in die Welt, aber nicht, um an ihren Übeln mit Starrsinn und Torheit im Bund weiterzuzeugen!" „Anders dachte Uter Pendragon, Euer Vater, über übel und gut, und scheute das Übermaß in den Tugenden nicht! Auch ich, Herr, dawider hätte ich nichts, wenn nach meinem Tode mein Weib so als Törin sich zeigte wie Herze-

loyde!" Den Kopf neigt auf die Seite Ginevra. „Höher als die Tugend der Treue setzte mein Schwäher Uter Pendragon das Verlangen der Liebe, scheint mir, da er Igerne ihrem ersten Gatten entwand!" Düster blickt Keye. „Er mußte es büßen!" Lanzelot wippt mit der Reitgerte über den Schaft seines Stiefels. „Ist es nicht seltsam, Herr Keye: der einzige, der an König Artus zu mäkeln weiß, ist sein Marschall!" „Seltsam ists freilich, und da hast du recht, vorlauter Bursch du, an eines Königs Hof statt Schmeichelei Wahrheit zu hören!"

*

Senkrecht über dem Meere, am Rande des Burgfelsens zu Kanvoleis hockt Schionatulander mit aufgezogenen Knien im Grase, neben ihm sitzt auf einem flachen Steine Sigune und schaut auf das schlichte Haar in seinem Nacken. „Nun hab' ich dir alles erzählt, wie es die Kundrie gesagt hat, und du mußt es sein, Schionatulander! den Weg zur Gralsburg mußt du suchen, gleich wenn du Ritter geworden bist, und dann den König Anfortas fragen und ihn erlösen, weil eher kann ich nicht wieder stolz sein und froh! Hörst du, Schionatulander, willst du?" Ohne aufzusehen, nickt der Knabe. — „Du!" sagt sie und rüttelt ihn an der Schulter: „Was schaust du mich denn nicht an? ganz anders bist du zu mir geworden, seit du im Morgenland warst! Zu ihm hinab bückt sie sich. „Was hast du?" ruft sie erschrocken: „Du weinst?"

Er hebt den Kopf und wischt sich die Tränen mit der Faust aus dem Auge. „Das ist vom Zorn, Sigune! weil sie so ehrlos sind hier, und weil ich noch nicht groß genug bin, daß ich die Königin schütze vor ihnen!" „Wer will denn der Königin was?" „Weißt du's noch nicht? Aus der Stadt gebracht haben sie's: Herzog Lähelin zieht heran mit einem Heere. Sein Bote, der Ritter Meljakanz traf bei uns ein und hat es gemeldet: da wollen sie die Königin zwingen, daß sie den Herzog zum Mann nimmt!" „Schionatulander! Und keiner ist, der ihnen wehrt?" „Mancher vielleicht ist, der es möchte, aber größer als ihre Liebe zur Herrin ist ihre Furcht vorm Geschrei unterm Volk und den Fürsten!"

Auf dem Marktplatz vor dem Rathause mit dem mächtigen Stufengiebel aus grauem Stein stampfen an der Hand der Knappen die Rosse der Herren aus ganz Waleis. Drinnen unter dem Deckengewölbe des Saales drängen sie sich um den Burggrafen, die Stadtväter in dunkeln Samtröcken mit blinkenden Ketten darüber, die Ritter in den Rüstungen klirrend, und alle rufen und schreien sie auf ihn ein. „Nicht ihrem Sohn allein, dem Land ist sie Mutter! — Ein Ende muß her, eh um Weibergrillen das Land brennt! — So ist unser Wille, Graf, sagt ihrs'!"

*

Unter dem Flordach der Wiege aus Holz mit den roten Rosen auf grünem Grunde lallt in der Kemenate der Königin und lacht leise das Kind. Weit offen glänzen die blauen Augen unter dem weißen Stirnchen aus den rosigen Wangen.

Über ihren Knaben gebeugt kauert Herzeloyde. „Nein, mein Gachmuret, nicht unter der Steinplatte in der Gruft; dort nicht bist du es! Hier, hier lebst du und lachst du aus deines Sohnes Augen mir noch! Parzival bist du und Gachmuret bist du mit eins mir, mein Kind!"

An die Tür pocht es. Sie richtet sich auf. In die Kammer tritt der Burggraf, verneigt sich und blickt mit traurigen Augen zu ihr hin. „Herrin, der Landesrat, der in der Stadt tagt, sendet mich zu Euch. Eure Antwort auf Lähelins Werbung wollen sie haben!" „Bin ich es nicht mehr, die sie Euch gab? Und wenn ich eines Bürgers Witweib nur wär', mit zwei Männern wollt' ich vor Gott am Jüngsten Gerichte nicht treten! Wie könnte ich's, da ich Gachmurets Weib war!" „Herrin, was ich voraussah, geschah: mit einem gewaltigen Heere zieht Lähelin her, seinen Willen an Euch zu erzwingen!" Herzeloyde fährt auf. „Und ihr ruft nicht zu den Waffen? Ihr stürmt nicht, ganz Waleis, an die Marke, dem Frevler entgegen, der es wagt, an Gachmurets Statt sich zu drängen?" „Bitter, Königin, ist es mir, Eure Worte zu hören, und nicht mein Wille ist es, den ich hier künde, aber Fürsten und Volk, Bürger und Ritter lassen Euch noch einmal mahnen, sie wünschen, und stets gewünscht hätten sie's, daß Ihr Euch Lähelin

fügtet!" „Sie wünschen's! daß ich meinen Gatten vergesse, daß ich meinen Herren verrate wie sie?"

„Des Landes Heil sagen sie . . ." „Des Landes Heil, Herr, sein Höchstes, ist seine Ehre. Starb denn mit Gachmuret auch der letzte Mann, daß es ein Weib euch ins Gesicht sagen muß? Aber nein, noch lebt einer auf Erden, der zwischen ihm und euch und mir richtet! Kein Kind mehr, hilflos in euren Händen bin ich wie einst, da König Kastis, mein anderer Vater, mir starb: vor den Hort der Gerechtigkeit, vor König Artus bringe ich meine Klage!" „Recht, Herrin, spricht König Artus nach Ritterbrauch und Gesetz: Brauch und Gesetz aber hat Lähelin nicht verletzt!" „So ist es Ritterrecht, daß er meinem Willen Gewalt tut?" „Er warb um Euch und setzte sein Leben zum Pfande: seinen Handschuh warf er hin, daß ihn aufheben solle, wer gegen ihn zu kämpfen begehrte für Euch. Keiner kam, Königin, auch von Artus' Rittern kam keiner!" „Keiner, keiner kam! Und da fall' ich als Beute ihm zu! Unter Raubtieren gilt's, und Menschen heißen's ihr Recht! O so gibt es Gerechtigkeit nur bei Gott! Gottverlassen seid ihr, verflucht seid ihr, und wißt's nicht. Mir graut vor euch, geht!"

Vor der Wiege wirft sie sich nieder und streckt die gefalteten Hände: „Zu dir flüchte ich mich, zu dir fleh ich: „Herr des Himmels, erbarme dich unser, schütze mein Kind vor deinen Menschen und mich!"

Über den Hof schreitet der Burggraf. Im Tore tritt Meljakanz ihm entgegen, den breiten Schädel im Helm. „Nun, Herr, gibt sie sich?" Den Kopf schüttelt der Alte und seufzt. „Sie rast und flucht uns mit Euch! In Gottes Hände, sagt sie, legt sie ihr Recht!" „Schön, Graf, da wird es ja wohl für eine Weile auch liegen, und wie man ein widerspenstiges Weib zähmt, weiß Lähelin, denk ich!" Die greisen Brauen zieht der Burggraf zusammen. „Unsre Königin ist es, von der Ihr sprecht, Meljakanz! Weniger achtlos wußtet Ihr einst Eure Worte zu setzen!" „Das war einmal! nun aber habt Ihr Euch unserm Herrn unterworfen — und uns!" Der Alte fährt auf. „Ist das die Meinung?" Meljakanz lacht. „Was denn sonst?"

*

Den Kopf in den Kissen schläft Titurel am Rücken auf dem Ruhebette in seinem Gemach. Sacht klingt die schimmernde Kuppel aus Edelgestein über ihm, im Gewölbe droben summt es und singt es wie Meeresrauschen im Muschelgehäus, draus schwellen ferne Stimmen immer höher, die rufen, und stärker erstrahlt der blaue Glanz über dem schlummernden Greise.

Da verstummt's. Die Augen öffnet er, aus den Kissen reckt er sich. „Kundrie!"

Lautlos tut die hohe Elfenbeintüre mit den Goldbeschlägen sich auf, und die Gralsbotin in ihrem schwarzen Gewand tritt aus dem Vorraum.

„Herzeloyde in Not! Kundrie, sattle dein Tier! ihren Bedrängern entreiße sie, rette!"

Die Flucht

Durch den Föhrenwald im Norden von Kanvoleis trabt Herzog Lähelin, Meljakanz zur Linken, an der Spitze eines Reitertrupps dem Heere voran.

Lichter wird vor ihm der Forst, niedrer die Stämme, salzig weht die Seeluft ihnen entgegen, in bläulichem Dunst taucht hinter der weiten Heide die Stadt mit den Türmen und der Felsenburg auf, und die Brandung erbraust ferneher.

Meljakanz deutet mit dem Arme hinaus. „Euer Horst in Zukunft!" ruft er. Lähelin nickt. — „Was er für Augen machte, Herzog, der Burggraf, als ich gradaus mit ihm sprach! Mir scheint, sie glaubten, Herzeloyde zum Weib wolltet Ihr, um ihr die Windeln für ihren Parzival wickeln zu helfen!" . . .

Näher braust die Brandung. Unter den Türmen erblinken die Giebeldächer im Sonnenschein, die Stadtmauern heben sich aus dem Boden, auf den Wallgängen Schulter an Schulter die Menge.

„Sie erwarten uns: höfliche Leute!"

Die Torflügel öffnen sich. Eine kleine Schar in Federhüten, von Seide und Samt schimmernd, sprengt den Nordrittern entgegen. Sein Roß zügelt der Burggraf vor ihnen und schwenkt grüßend den Hut: die Stirne gekraust, blickt er Lähelin an mit kummervollem Gesichte. „Herzog, was keiner erwarten konnte, geschah: die Königin ist mit ihrem Kinde und einem Knechte verschwunden! Vergebens suchen wir sie seit drei Tagen schon! Sie entfloh!"

„Mit Eurer Hilfe, Verräter!" brüllt Meljakanz. — „Still!" herrscht Lähelin: „Hier rede ich!" Die Faust stemmt er auf den Schenkel. „So habt ihr euch hier, um mich zu höhnen, versammelt!" „Herr, wäre das, in den Waffen sehn würdet Ihr uns!" „Schon recht! Laßt euch immerhin Zeit, die schöne Herzeloyde zu finden! Denn ich, versteht mich wohl, Herr, ich bleibe derweil bei euch mit den Meinen, ihr Erbe für sie zu verwalten!"

In ihrem Kämmerchen schluchzt Sigune, über die Decke des Lagers gestreckt, das Gesicht in den Kissen. „Warum nahm sie mich nicht mit, Schionatulander, warum nicht? weil sie mich nie so gemocht hat, wie ich sie und den Parzival mochte!" „Sigune, sei gescheit," spricht er und streicht ihr über die Haare, „meinst du, ihr war es so leicht, zu entkommen?" Er bückt sich zu ihr nieder. „Höre du mich: dem Lähelin diene ich nimmermehr, und wenn sie sich alle hier ihm ergeben! Auch wir wollen fliehn!" Da fährt sie auf. „Fliehen, o ja, Schionatulander! Du warst im Kriege, du wirst mich schützen! Wir wollen fliehen! Aber wohin, sag? Zu König Artus?" „Nein! Gut Freund ist mit Lähelin, heißt es, König Artus geworden! Aber einen weiß ich, der nimmt mit beiden Armen uns auf: meines Vaters Bruder Gurnemanz ist's, der Herzog zu Graharz! Einen Spiegel aller höfischen Zucht rühmen sie ihn, den Meister in allen Ritterkünsten heißen sie ihn überall!"

*

Landeinwärts, fern von der Stadt Kanvoleis braust, durch den Urwald, vom Regen geschwellt, mit gelben Fluten der Strom und fegt das Weidengezweig, das vom Ufer in sein schäumendes Wasser hineinhängt. Diesseits ist es noch Waleis, jenseits im Osten hebt in der Wildnis Artus' Reich an, und weit hinten im Westen, da rauschen schon über Tälern und Höhen die Wipfel des Verwunschenen Waldes.

Zum lichten Morgenhimmel steigt im Süden des Stromes eine bläuliche Rauchsäule kerzengrade aus den Tannen empor. Dort brennt und qualmt sachte auf der Lichtung im Dickicht ein Meiler. Dahinter sitzt auf einem Eichenblocke der Köhler neben seinem windschiefen Hüttlein unter den Stämmen. Vor ihm steht in grünem Filzhut ein Jäger mit dem Speer in der Rechten und wischt sich mit der Linken den Schweiß von der Stirne. Zwischen ihnen am Boden liegt mit mächtigen Hauern ein Keiler. „Ein strammer Bursch!" sagt der Köhler. „Ich hab's gespürt," schnauft der andre: „die Speerstange brach mir schier, als ich ihn abfing! Kaum daß ich ihn hergeschleppt hab'!" Der Köhler hebt den Kopf.

„Du, Helmbrecht, paß auf: vor acht Tagen, die wilde Reiterin auf dem Maultier, die hast du doch auch gesehn, nicht?" „Was ist es mit ihr?" „Gestern kam sie wieder vorbei. Ich schlief in der Hütte, auf einmal, höre ich, trabt's heran. ‚No,' denk' ich, ‚was kann das sein bei der Nacht, wenn's kein Spuk ist?' Und wie ich das Kreuz über mich schlage und zur Türe hinauslug' — der Mond spitzte grad zu den Wolken hervor — da seh ich: sie ist's auf dem zottigen Vieh! Aber nicht allein, du! Ein Weib im Schleier hinter ihr, mit einem Kindlein im Arm und ein Mannsbild im Helm mit dem Speer. Nach Westen zu trabten sie. Was sagst du, ha, Helmbrecht?" „Das Hexenvolk rührt sich, gute Zeit wittern sie, sag' ich, für sich! Wie geht's denn auch zu in der Welt? Das Königssterben zuerst: auf den guten Kastis der kühne Gachmuret gleich! Und jetzt, sagten mir die Seebauern drunten, sollen wir gar einen aus dem Norden, einen rechten Leuteschinder bekommen!"

*

Im Abendrot brennen breite Wolkenstreifen weithin am blauen Himmel, darunter glüht von ihrem Widerscheine im regennassem Laube der Verwunschene Wald.

Sachte dampft, vom letzten Feuer der Sonne umloht, das Schindeldach der alten Margret nmitten der Wiese. Ein Grauschimmel graft vorm Hüttlein, die lange, falbe Mähne am Boden. In Eisenhut und Lederwams schreitet ein stämmiger Alter mit dem Eimer zum Bach.

Im Zwielicht der Stube schläft auf der Ofenbank, in Windeln gewickelt, ein Kind, daneben itzt Herzeloyde und hält die runzlige Hand der Waldfrau in ihrer Rechten. „Hier laßt uns ruhen, Mutter, fern von den Menschen, hier laßt uns bleiben!" „Bleib, Töchterchen, bleibe," murmelt die Alte und nickt mit dem Eulengesichte: „Gott und der Gral sandten euch durch die Kundrie nir zu, an Speise und Trank für dich und dein Söhnchen soll es nie fehlen, bis bessere Zeiten kommen für euch, und niemand soll euch etwas anhaben dürfen bei mir!" . . . .

Längst ist das Abendrot erloschen. Reglos starrt ins bleiche Licht droben der schwarze Wald. Nur wenn ein Windhauch, plötzlich in der Stille erwachend, darüber hinstreicht, schauert das Laub leise auf, und ein Tropfenregen raschelt herab. Aus unendlichen Fernen sinken die Sterne näher durch die erdunkelnden Lüfte und wachsen, bis sie groß und still, dicht über den Wipfeln in blauem Glanz aus der schwarzen Nacht blühen und schimmern.

Da hebt ein Rauschen an überm Wieslein. Kerzenschein dämmert aus der Hütte ins Dunkel, ums Fenster aber ballt sich's leicht und lose wie lichtes Gewölk, ein Gewimmel von Köpfchen, die wuseln auf und nieder, die blinken im Gewühl durcheinander. Und jetzt strahlt ein breiter Silberstreif durch den Wald. Auf dem Glanzpfade am Boden huschen zierlich und klein Gestalten klaren Leibes mit wehenden Haaren, Männlein und Weiblein, die winken von hinten herauf und rufen mit Stimmchen zart wie Grillengezirp. Ihnen folgt hoch und schlank in langem weißen Gewande, die goldenen Flechten über die helle Stirne gewunden, des Waldes Herrin Morgane: übers Moos schreitet sie lautlos mit blinkenden Füßen heran.

Das Gewusel der luftigen Köpfchen vorm Hüttenfenster zerflattert, und von den Elfen umringt, tritt sie hin. Das Haupt gesenkt, blickt sie durch die Scheiben hinab. Auf den Zehen gestreckt, spähen Wange an Wange die Elflein hinein. „Eia ei, schaut!" zirpt und rauscht ihr Geflüster.

In rötlichem Kerzenschein schläft auf der Bank drinnen mit schlummerrosigen Bäckchen und hellen Härchen das Kindlein, und im Schatten neben ihm lehnt mit dem müden Kopfe am Ofen, die Hände im Schoße gefaltet, die Mutter.

Da hebt Morgane, die Fee, draußen segnend die Rechte. „Willkommen, du Jüngster aus Mazadans Geschlechte, daheim!"

Neuerscheinungen

Amerikanisches. „Amerika ist anders" von Arthur Rundt (Volksverband der Bücherfreunde, Wegweiser-Verlag); nicht nur amüsant, sondern kritisch, aufschlußreich über alle möglichen amerikanischen Erscheinungen. „Demokratie und Erziehung in Amerika" von Carl Brinkmann (Berlin, S. Fischer) zeigt, daß das amerikanische höhere Schulwesen doch noch recht unbekannt ist, nach seinen Licht- wie Schattenseiten. „Babbitt", Roman von Sinclair Lewis, von den erfolgreichen Romanen der letzten Zeit der amerikanischeste, und von den amerikanischen der erfolgreichste. Nicht eine unbedingt behagliche Lektüre. Viel Journalistik, viel Reklame. Ungefähr der Typus Peter Mortensgaard, „der fähig ist, das Leben ohne Ideale zu leben", oder was Nietzsche „die letzten Menschen" nennt. Die Übersetzung des ungewöhnlich schweren Buches — das englische Original in der Tauchnitz Edition — liest sich gut (Kurt Wolff-Verlag).

Hans Johst: Thomas Payne. Schauspiel (München, Albert Langen). Eine gute Probe des Ausdrucksdramas unserer Zeit, angewandt auf die merkwürdige Gestalt des amerikanischen Journalisten Thomas Payne, der in Paris zum Tode durch das Fallbeil verurteilt wurde.

Leider ist Hans Johst so unvorsichtig, weder Redakteur einer Frankfurter noch Korrespondent einer Berliner Zeitung zu sein, sondern in München zu leben, so daß seinem Stück die Pforte des eigenartigen Instituts am Münchner Residenzplatz verschlossen bleiben wird, über der frei nach Wilhelm Busch der Vers stehen könnte:

„Dramatiker nehm ich von anderswo,
Die hiesigen kennt man ja sowieso."

Wenn ein Verlag wie der von Karl Robert Langewiesche mit einem neuen Unternehmen herauskommt, ist es ein Ereignis. Es heißt „Der eiserne Hammer. Das Gute für Alle". Durchaus neue Bebilderung, keine Verwertung der Klischees aus den „Blauen Büchern." Alle 10 Monate sollen je 6 dieser kleinen Bände gleichzeitig erscheinen, jeder einzeln käuflich. Die ersten sechs: Arbeit bringt Freude. Worte großer Denker, geschmückt mit W. Plancks „Festzug der deutschen Arbeit" in 6 bunten Blättern (M. 1,20). Die Kinderschuhe der neuen Verkehrsmittel: früheste Typen der Lokomotive, des Dampfschiffs, Autos, Luftschiffs, Flugwesens, der Fahr- und Motorräder (M. 0,90). Hans Thoma, Der liebe Friede, mit 32 Bildern, davon 14 farbig (M. 1,20). Büchlein Tausendschön: Deutsche Maler des 19. Jahrhunderts (Spitzweg, Schwind, Neureuther, Stieler u. a. M. 0,90). Adolf Schrödter: Allerlei Kräuter, mit Liedern deutscher Dichter. Entzückende Vermenschlichungen von Blumen (M. 1,20). Deutscher Wald in schönen Bildern: 32 ausgezeichnete Lichtbildaufnahmen (M. 0,90). Die Bändchen liegen in jeder guten Buchhandlung auf. Ein Hamburger Haus hat auf einen Sitz viertausend bestellt.

Von der „Dreiturmbücherei" des Verlags R. Oldenbourg liegen 5 neue Bändchen vor, die abermals sehr gut sind: Griechische Staatstheorien, hauptsächlich nach Herodot, Platon und Aristoteles zusammengestellt von Fritz Geyer. Politische Geographie, eine durch Wilhelm Huber besorgte Auswahl aus Ratzel, Otto Maull, Kjellen, Alexander Supan, Joh. Wüttschke, Alfred Hettner, Max Haushofer, Hermann Lautensach, Erich Obst. Das Tragische und die Tragödie: Grundsätzliche Äußerungen deutscher Dichter und Denker, ausgewählt von Ludwig Hasenclever (Lessing, Goethe, Schiller, Fr. Schlegel, A. W. Schlegel, Schelling, Hegel, Vischer, Grillparzer, Hebbel, Otto Ludwig, Schopenhauer, v. Hartmann, Nietzsche, Joh. Volkelt). Lukrez, Das Weltall, eine Auswahl der Übersetzung von Max Seydel, besorgt durch Ernst Wüst. Lateinische Dichtungen zur Deutschen Geschichte des Mittelalters, im Urtext zusammengestellt von Andreas Kaiser (Einzelband M. 1,20, Doppelband M. 2). Innerhalb eines Jahres 30 Bändchen! Das ist eine Leistung, auf die der bayerische Gymnasiallehrerstand, dem die Herausgeber und Beiträger fast durchwegs angehören, allen Grund hat, stolz zu sein. Die Bände gehören in jede Gymnasialbücherei; von den „Lateinischen Dichtungen" sollten soviel Stück angeschafft werden, als die oberen Klassen Schüler zählen, damit sie jederzeit im Unterricht verwandt werden können.

Das Schwäbische Museum ist eine schon im 3. Jahrgang erscheinende Zeitschrift für Kultur, Kunst und Geschichte Schwabens, verlegt von Haas und Grabherr in Augsburg, geleitet vom Kustos des dortigen Maximiliansmuseums Ludwig Ohlenroth. Das Jahresabonnement von M. 9 ist angesichts der Gediegenheit der Beiträge und der Ausstattung mehr als preiswert, es ist halb geschenkt. Die Zeitschrift bearbeitet das gesamte schwäbische Gebiet, wenn auch der Hauptton auf Augsburg gelegt wird. Der Wagemut, mit dem hier in einer neuen Unternehmungen wenig holden Zeit ein Mittelpunkt für die schwäbische Heimatforschung geschaffen wurde, verdient energische Förderung aller amtlichen Stellen. Die Ausstattung steht ebenbürtig neben der unserer ersten Münchner und Berliner Kunstzeitschriften und kann allenfalls geplanten ähnlichen Unternehmen als Vorbild dienen.

Rosenheim Josef Hofmiller.

Redaktionell abgeschlossen am 20. August 1927
Herausgeber: Paul Nikolaus Cossmann in München. — Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Arthur Hübscher in München. — Druck- u. Buchbinderarbeiten: R. Oldenbourg. München. — Papier: Bohnenberger & Cie., Niefern bei Pforzheim.

German

Süddeutsche Monatshefte

Heft 12 — 24. Jahrgang — September 1927

UNIVERSITY OF ILLINOIS

Verständigung mit Frankreich?

Aus dem Hauptinhalt:

Die geistige Lage des heutigen Frankreichs. Von E. Dujardin-Paris • Das Geheimnis der französisch. Propaganda. Von K. Baschwitz • Ein Museum des Hasses. Von R. Herbertz • Der Franzose im Spiegel seiner Zeitung. Von v. Rieben • Frankreich und die deutschen Barbaren. Von A. Fonck • Räumungsausverkauf. Von G. Karo • Rheinlanderinnerungen eines Franzosen. Von E. Brock • Das Problem der Sicherheit. Von August Gallinger • Verdun als Symbol. Von W. v. Schramm usw.

Süddeutsche Monatshefte G.m.b.H. München

Vierteljährl. Gm. 4.— Einzelheft Gm. 1.50

Das schönste Reisebuch des Jahres:

WILHELM HAUSENSTEIN

Reise in Südfrankreich

Mit 40 Bildern auf Tafeln
In blau Ganzleinen gebunden RM. 10.—

Durch jede Buchhandlung zu beziehen
Prospekte kostenfrei

Im Verlag Rohland & Berthold, Crimmitschau

Der

Arminius

Die Kampfschrift
der deutschen Nationalisten

Das führende Blatt
der politischen Jugend

Erscheint wöchentlich
Monatlich Mark 1.20
Vierteljährlich Mark 3.50

Arminius-Verlag
Berlin W 57
Bülowstraße 82

Wildunger Helenenquelle

Bei Nieren-, Blasen- und Frauenleiden,
Harnsäure, Eiweiß, Zucker
1926: 16000 Besucher

Schriften und Nachweis billigster
Bezugsquellen durch die
Kurverwaltung Bad Wildungen

ARTERIEN-VERKALKUNG

ist eine Alterserscheinung, die neben der geistigen und körperlichen Schädigung auch im Berufsleben hindernd wirkt. Wenn Sie von Zeit zu Zeit eine Kur mit 3—4 Flaschen *ELIXIR CIGLI* machen, schützen Sie sich gegen die Arterien-Verkalkung und halten sich geistig und körperlich rüstig und frisch. Sollte sich ein Versuch für Sie nicht lohnen? Ihr Apotheker führt Cigli. Ärztliche Literatur über Elixir Cigli senden wir Ihnen auf Wunsch kostenlos.

Best.: Elixir chinae 60%, Viscum 20%, Zitronenglycerinester 20%

SARSA, chem. pharm. G. m. b. H., BERLIN-FRIEDENAU 22

Dresden – Weißer Hirsch

Dr. Teuscher's Sanatorium

für Nerven- und innere Kranke

Heimarbeit vergibt P. Holfter Breslau Hb.

Möbel- u. Raumkunst Rosipalhaus

Münchener Ausstattungshaus für Wohnbedarf, Rosenstr. 3

Frei zugängliche Ausstellung **„Das behagliche Heim"** Innen-Ausbauten jeder Art nach eigenen oder gegebenen Entwürfen durch unsere bestens eingerichteten **Möbel- und Raumkunst-Werkstätten.** (Künstl. Leit. Architekt H. Christ.)

Pädagogium Neuenheim-Heidelberg

Gymn. u. real. Klassen. **Sexta- bis Reifeprüfung, Sport, Verpfleg.** durch eigene Landwirtschaft.

Das Buch deutscher Gegenwart und deutscher Zukunft:

Die deutschen Träumer

von Paul Nikolaus Cossmann und Karl Alexander von Müller

Preis steif geheftet M. 2.50 **Zu haben in jeder Buchhandlung**

Einzige Fabrik und Bezugsquelle

der echten Münchener **Loden**

Spezialität:
Wasserdichte Stoffe und
Bekleidung ohne Zwischenhandel
Ausrüstung für jeden Sport

Loden Fabrik Joh. Gg. Frey

Katalog gratis / Muster 942. franko gegen Rückgabe

München / Gegr. 1842

Süddeutsche Monatshefte / September 1927

Verständigung mit Frankreich?

Seite

Um die Verständigung. Vorwort der Schriftleitung 389

Die geistige Lage des heutigen Frankreichs. Von Prof. Edouard Dujardin in Paris 391

Das Geheimnis der französischen Propaganda. Von Dr. Kurt Baschwitz, Schriftleiter an der Deutschen Allgemeinen Zeitung, in Berlin 395

Ein Museum des Hasses. Von Dr. Richard Herbertz in Thun (Schweiz), ehem. Prof. für Philosophie an der Universität Bern 398

Frankreich und die deutschen Barbaren. Von Oberstleutnant a. D. Alfons Fonck in Berlin-Schöneberg 400

Der Franzose im Spiegel seiner Zeitung. Von Oberstleutnant a.D. Dr. Friedrich Wilhelm v. Rieben, Archivrat und Mitglied des Reichsarchivs in Potsdam 404

Seite

Räumungsausverkauf. Von Dr. Georg Karo, Prof. für klassische Archäologie an der Universität Halle a. S. 408

Rheinlanderinnerungen eines Franzosen. Von Erich Brock in Freiburg/Br. 411

Esprit und Geist. Von Dr. Jos. Hofmiller in Rosenheim 415

Aus dem Lande der Pyrrhussieger. Von Hubert Graf zu Stolberg-Stolberg in Tutzing 417

Ein Franzose über die Pariser Presse. Von Dr. Karl Jaeger in Essen-Rellinghausen 425

Das Problem der Sicherheit. Von Dr. Aug. Gallinger, Professor der Philosophie an der Universität München 426

Verdun als Symbol. Gedanken von einem Besuch im Sommer 1927. Von Dr. Wilhelm Ritter von Schramm, Schriftl. an den Münchner Neuesten Nachrichten . . 431

Wissenschaftliche Rundschau

Der Spießbürger und der Philister. Ein Kapitel aus der Sozialanthropologie. Von Dr. Wilhelm Lubosch, Prof. der Anatomie an der Universität Würzburg 435

Aus Zeit und Geschichte

Zur deutschen Rassengliederung. Von Dr. Ignaz Kaup, Professor für Hygiene an der Universität München. Mit einer Entgegnung von Dr. Fritz Lenz, Professor für Rassenhygiene an der Universität München . . 443

Der Prozeß von Saloniki. Von Miss Edith Durham in London 447

Tagebuch

Völkerverständigung? 449

Eine Frage 449

Das älteste gedruckte italienische Buch in München gefunden. Von Adolf Dresler in München 449

Deutsche im englischen Kriminalroman 450

Zu unserem Augustheft 450

Gedanke 450

Der deutsche Erzähler

Alexander der Lange. Von Hans Franck 451

Parzivals Geburt und Kindheit. Von Leopold Weber 455

Neuerscheinungen. Von Dr. Josef Hofmiller in Rosenheim 461

Schriftleitung: München, Königinstraße 103
Verlagsleitung: München, Amalienstraße 6

Anzeigenverwaltung: München, Amalienstr. 6
Erscheinungstag 1. September 1927

Titel und Gesamtregister des XXIV. Jahrgangs liegt am Schlusse dieses Heftes bei

An unsere Freunde!

Mit dem kommenden Oktoberheft treten die Süddeutschen Monatshefte in den

25. JAHRGANG

ihres Bestehens. Nicht leichten Herzens geht der Verlag ins Jubiläumsjahr hinüber, zum mindesten noch nicht leichten Herzens. Steht doch gerade an der Schwelle dieses 25. Jahrgangs eine neuerliche Druckpreiserhöhung, die zunächst wenigstens einigermaßen ausgleichbar wäre nur durch eine Erhöhung des Bezugs- und Einzelpreises. Trotz steigender Unkosten haben wir seit 1925 jede Preiserhöhung unter immer neuen Opfern vermieden, unserer getreuen Bezieher und Freunde wegen, von denen viele nur durch dieses Opfer Bezieher der Zeitschrift bleiben konnten. Eine Möglichkeit bleibt, auch jetzt noch das kaum Vermeidbare zu vermeiden: Eine Vermehrung der Bezieherzahl durch persönliche Werbung unserer alten Bezieher und Freunde!

Daß der Jubiläumsjahrgang seinem Inhalte nach besonders würdig und reich ausgestattet werden wird, braucht kaum betont zu werden. Aber auch die äußere Ausstattung soll verbessert werden, nicht nur durch erst jetzt möglich werdende vollkommene Rückkehr zur Frakturschrift, sondern auch durch besseres Papier. So ist es also Wunsch und Wille des Verlags, nicht nur keinen erhöhten Preis anzusetzen, sondern im Gegenteil mehr zu geben. Deshalb stellt er heute die Bitte an seine getreuen Leser und Freunde:

Werbe jeder zum 25. Jahrgang mindestens einen neuen Bezieher!

Niemand kann besser und erfolgreicher werben als der Bezieher, der seine Zeitschrift liebt und kennt und wiederum diejenigen unter seinen Freunden weiß, denen die Zeitschrift das gleiche werden kann! Der Einfachheit halber mag beiliegende Karte benützt werden.

DER VERLAG DER SÜDDEUTSCHEN MONATSHEFTE

PROTOS DIENT DER HAUSFRAU

Protos-Kochplatte

SIEMENS-SCHUCKERT-ERZEUGNIS
Erhältlich in allen einschlägigen Geschäften

PROTOS

Unser neuer Roman:

Die Hochzeitskuh

Von Josef Magnus Wehner

beginnt im Oktoberheft der S. M., dem ersten Heft des 25. Jahrgangs

„Die Hochzeitskuh" ist der zweite große Roman des bekannten Münchner Dichters, der unseren Lesern als Verfasser der Dorfnovelle „Das Hasenmaul" (Aprilheft 1926) in Erinnerung ist. Das Werk spielt vorwiegend in der Heimat des Dichters in der Rhön und führt in einer episch sachlichen, klaren Sprache die von mancher Feindschaft, von Krieg und Unglück bedrohte Liebe eines Studenten zu dem Bauernmädchen Birge bis zu glücklicher Vereinigung. Die plastisch gerundeten Gestalten sind in eine einfach gesehene, dem Dichter aus eigenem Erleben vertraute Landschaft hineingestellt; trotzdem gehört das Werk nicht zu der rein auf Landschaftliches beschränkten Heimatkunst, sondern ringt erfolgreich um gesamtdeutsche Probleme. Die Kriegskapitel, insbesondere das große Kapitel, das den Helden vor Verdun führt, halten das mächtige Erlebnis mit einer trotz der Fülle literarischer Bemühungen noch selten erreichten Eindringlichkeit und Klarheit fest. Aber neben der Note des Heroischen hat der Roman auch die zweite des Idyllischen und die dritte des Humoristischen, so daß ein Lebensbild von großem inneren Reichtum entsteht.

Bayerische Vereinsbank

Gegr. 1869

Niederlassungen an allen größeren Plätzen Bayerns rechts des Rheins

Ausgabe
von mündelsicheren
Gold-Pfandbriefen,
die in Bayern gem. Verordnung der Staatsregierung zur Anlage von Gemeinde-, Pfründe- u. Stiftungskapitalien zugelassen sind

Individuelle Beratung in allen Vermögensangelegenheiten

*

Vermietung von Schrankfächern in modernen Stahlkammern

Ein neues Werk von dem Altmeister der deutschen Sprachwissenschaft

OTTO BEHAGHEL

Von deutscher Sprache

Aufsätze, Vorträge und Plaudereien

Inhalt: Allgemeines, Schrift, Laute u. Formen, Wortgeschichte, Satzbau, Sprachgebrauch, Fremdwörter, Mundart

Großoktav V, 385 Seiten, geheftet RM. 8.50, geb. RM. 9.50

Die Aufsätze von Geheimrat Prof. Dr. Behaghel waren bisher in den verschiedensten Zeitschriften verstreut. Sie liegen nun in einem schönen Band vereinigt vor, der nicht nur für Germanisten bestimmt ist. Dafür bürgt schon die Tatsache, daß der Verfasser der altbewährte Vorkämpfer des Deutschen Sprachvereins ist. Mit Vorliebe schöpft er unmittelbar aus der Sprache der Gegenwart, oft hat er mit Rat und Förderung auf sie eingewirkt. Er behandelt Fragen, an denen andere stets vorbeigehen. Die lebendige Rede, der ganze Satz ist sein Ausgangs- und Endpunkt.

*

Zu beziehen durch jede gute Buchhandlung

Moritz Schauenburg, Verlagsbuchhandlung, Lahr i. B.

Zwei wissenschaftliche Studien über Frankreich

Das ewige Frankreich

Von Arthur Salz

89 Seiten, Großoktav. Steif kart. M. 3.–

Das ewige Frankreich — das ist die durch alle Wechselfälle und Erschütterungen unberührte Anerkennung des Staates und dann die Solidarität, d. i. die dauernde Unterordnung des privaten Sondervorteils unter die Zwecke eben dieses Staates. Von dieser doppelten Wurzel wird die ganze Mentalität des französischen Volkes verständlich, wobei die Staats-Rente das Hauptmoment bildet

*

Frankreich, Freiheit u. Friede

Von Heinrich Riederer

48 Seiten, Großoktav. Geh. M. 1.–

An Hand von Beispielen aus der Geschichte der letzten vier Jahrhunderte weist der Verfasser nach, daß es der größte Fehler ist, zu glauben, Frankreich sei der Hort und Träger von Freiheit und Frieden

Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte m.b.H. / Berlin W 8

Alleinige Anzeigenannahme: Anzeigenabteilung der Süddeutschen Monatshefte G. m. b. H., München, Amalienstr. 6/I.
Verantwortlich für den Anzeigenteil: Otto Ultsch, München

L'Esprit Français

Ein Lesebuch zur Wesenskunde Frankreichs

von **E. Wechssler, W. Grabert** und **F. Schild**

VII und 256 S. und 12 Tafeln. Preis Leinen geb. M. 4.80

Inhaltsangabe: Physiognomie d'ensemble de la France — Formation de la nation française par la fusion des races — Les fondateurs de l'unité française — La conscience nationale; les grands ressorts de l'âme française; la raison dans la pensée et dans l'action; les sensations et la mémoire; culte des faits et des lois; discipline rationelle de l'imagination et de la sensibilité — Qu'est-ce que l'esprit français? — Les forces dynamiques du carectère français; le style pathétique; le douie et l'ironie; le style élégant et agréable; le style sociable et didactique — Écoles littéraires.

Die unter dem Titel »L'Esprit Français« in diesem Buche zusammengestellten Texte versuchen, das Wesen französischer Geistesart und die Einheit des frankogallischen Volkscharakters, wie er sich aus Väterart, Gesittung und Gewöhnung im Kampf und in der Auseinandersetzung mit der Umwelt herausgebildet hat, darzustellen. Die Texte sind scheinbar nur Einzelauswirkungen dieses großen geistigen Gesamtcharakters, in Wirklichkeit ist aber in jedem Einzelzug der ganze Volksgeist gegenwärtig. Wo immer die Betrachtung ansetzt, führt sie zu den letzten geheimen Lebenskräften, zu jenem „Heiligen und Unberührten", das die Menschen einer Volksgemeinschaft zur Einheit verbindet.

VERLAG MORITZ DIESTERWEG
FRANKFURT a. M.

ZÜNDAPP GES·M·B·H·NÜRNBERG·
BERLIN · HAMBURG · KÖLN · MÜNCHEN

Soeben erschien von

August Winnig

DIE EWIG GRÜNENDE TANNE

Geschichten aus dem Harz

Das Buch führt in die Heimat des Verfassers, in die dunklen sagenumwobenen Harzberge und in die stillen Harzdörfer. Die Menschen bei der Arbeit, im Kampfe mit dem Schicksal, mit all ihren Sorgen und Mühen sind so liebevoll und künstlerisch gezeichnet, wie es nur ein wahrer Dichter kann, der mit ihnen lebt und durch die Bande des Blutes mit ihnen verbunden ist.

1.–3. Tausend. In Ganzleinen gebunden RM. 5.—

HANSEATISCHE VERLAGSANSTALT · HAMBURG 36

London kann zerstört werden!

Das war das beunruhigende Ergebnis der großen englischen Luftmanöver dieses Sommers, welche angeregt waren durch die **aufregende Schilderung** der

Angriffe deutscher Flieger auf London

in dem Zukunftskriegsroman des englischen Marinekonstrukteurs

E. F. Spanner. Der zerbrochene Dreizack (The broken Trident)

welcher kürzlich in deutscher Übersetzung erschien und heute das

Tagesgespräch in ganz England

bildet. Diesen hochspannenden Roman sollte jeder Deutsche lesen und sich dabei erinnern der Hemmungen durch das Versailler Diktat auf dem Gebiet der Fliegerei!

Preis in Originalleinenband M. 6.– in allen Buchhandlungen

SCHLIEFFEN-VERLAG / BERLIN W 35

Im Gefängnis der Separatisten

Wahre Begebenheit aus den Leidensjahren der Pfalz

Von GEORG GERMANN

Preis geheftet M. 2.50

Das Bayer. Staatsministerium schreibt:

„.... Das mir übersandte Belegexemplar habe ich dem Staatsministerium für Unterricht und Kultus zugehen lassen und angeregt, das Buch für Schülerbibliotheken zu empfehlen ...."

Pressestimmen:

„.... könnte man es gut verstehen, wenn sich alle Aufklärungsstellen für dieses Buch interessieren würden, das in ganz besonderem Maße zur Aufklärung der Welt über die raffinierten Plagen der Franzosen in der Rheinpfalz dienen kann ..." *(Fränkischer Kurier)*

„.... ein erschütterndes Dokument einer der schwärzesten Episoden der an ähnlichen Episoden nur allzu reichen deutschen Geschichte der letzten 15 Jahre. Jeder Deutschfühlende sollte es lesen. Und es kann nicht fehlen, daß er von selbst die einzig richtige Lehre daraus zieht ...." *(Münchner Zeitung)*

Verlag Adam Schmalz, Nürnberg, Fürtherstr. 76

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 076147435